This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

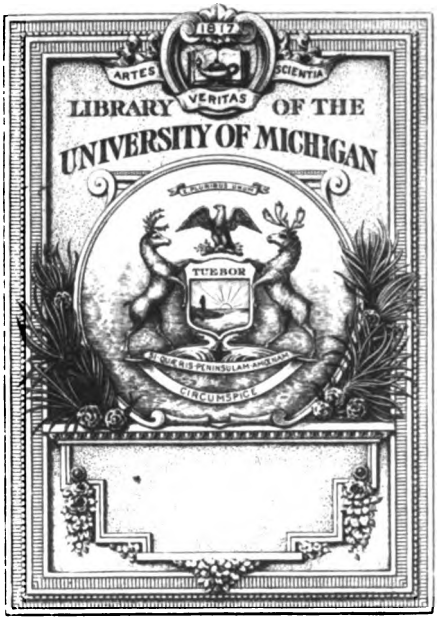
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



THE GIFT OF

Professor Fred B. Wahr

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Rheinisches Conversations-Lexicon

oder

encyclopädisches Handwörterbuch

FÜR

gebildete Stände

Herausgegeben

von

einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten

in zwölf Bänden

A bis B

ORIGINAL-AUSGABE

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censur-Behörde.

CÖLN

am Rhein.

Druck und Verlag von Louis Bruère.

1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neues Rheinisches
Conversations-Lexicon
oder
encyclopädisches Handwörterbuch
für
gebildete Stände.

Herausgegeben
von
einer Gesellschaft rheinländischer Gelehrten.

(In zwölf Bänden.)

Vierter Band.
Deutsch — Fing.

Dritte Original-Auflage.

Mit Genehmigung einer Königl. Preuß. Censurbehörde.

Köln am Rhein.
Verlag und Druck von Louis Bruère.
1833.

Digitized by Google

Digitized by Google

Gift
Prof. Fred B. Wahr
2-13-31

Deutscher Bund. Seitdem die Souverainetät der deutschen Reichsstände unwiderruflich geworden war (Kaiser Friedrichs II. Constitutionen vom 1220 und 1232 und der westphälische Friede 1648 können als die entscheidenden Punkte betrachtet werden), lag in der Reichsverfassung ein großer innerer Widerspruch zwischen der gesetzlichen Unterordnung der Reichsstände unter die Reichsgewalt und ihren obersten Inhaber, dem Kaiser, und dem naturgemäßen Streben der einzelnen Staaten nach Selbstständigkeit und ungehinderter Entwickelung ihrer Kräfte. Die einzige Vermittelung zwischen diesen entgegenstehenden Principien lag in der Volkseinheit der Deutschen, der Gemeinschaftlichkeit der Sprache und Literatur, der Sitten und ihrer Geschichte. In allen innern Angelegenheiten hatte sich Oestreich schon unter Maximilian I., die sächsischen Provinzen durch ihre alte Autonomie, späterhin Preußen durch die allgemeinen Appellationsprivilegien im dresdner Frieden (1745) von der Reichsregierung frei gemacht, und der presburger Friede (1805) sicherte auch den neuen Königreichen, Baiern und Würtemberg, dieselben Exemtionen zu. Man erkannte deutlich, daß nur im Verhältniß gegen das Ausland die Einheit Deutschlands aufrechtzuhalten sey, und gründete auf dieses sehr richtige Princip den Rheinbund, welcher nur dadurch in der Anwendung des Grundsatzes fehlerhaft und unhaltbar wurde, daß er erstlich nicht alle deutsche Staaten umfaßte, und zweitens die Verbündeten in eine antinationale Abhängigkeit von Frankreich versetzte. Nur jene Ausschließung der 2 größten deutschen Staaten vom Rheinbunde, welche in jedem Augenblicke sogar eine feindliche Stellung werden konnte, und dieses unnatürliche Verpflechten in die Politik Frankreichs konnten dem Rheinbunde den Namen einer trügerischen Fessel zuziehen; daß die Grundlage des Bundes die richtige war, hat sich in der Folge bewährt. Denn als die Niederlagen Napoleons in Rußland den Zauber gebrochen hatten, welcher das französische Kaiserreich bis dahin umgab, sicherten sich nur Baiern und Würtemberg in ihren Verträgen mit Oestreich (zu Ried und Fulda) ihre bisherige Souverainetät; alle andre deutsche Staaten erklärten sich bereit, sich jeder Einrichtung anzuschließen, welche die Sicherheit Deutschlands erfordern werde. Der größere Theil der Machthaber und Staatsmänner, in deren Hände das große Geschäft gelegt war, eine neue Formel der Verbindung für die deutschen Staaten aufzustellen, hegte den aufrichtigsten Willen, diese Verbindung so innig und stark zu machen als möglich, und selbst für die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten, wo nicht eine kraftvoll eingreifende Centralregierung, doch eine festbestimmte gemeinschaftliche Gesetzgebung zu gründen, und die Schranken wegzuräumen, welche die Deutschen in so mancher Beziehung von einander trenn-

Digitized by Google

ten. Allein man mußte bald überzeugt werden, daß der Charakter der Selbstständigkeit bereits zu tiefe und allgemeine Wurzeln geschlagen habe, als daß man bei aller Geneigtheit zum Nachgeben und selbst zu Aufopferungen hoffen durfte, auf diesem Wege das Ziel zu erreichen. Man mußte sich also begnügen, nur die allgemeinen Grundlagen einer festen Staatenverbindung gegen das übrige Europa zu legen, für die innern Zwistigkeiten einen friedl. Weg der Entscheidung zu bahnen, und im Uebrigen nur die Möglichkeit künftiger engerer Verbindung frei zu halten. Nachdem der wiener Congreß 8 Monate versammelt gewesen, ward endlich am 8. Jun. 1815 die Urkunde unterzeichnet, durch welche die souverainen Fürsten und freien Städte Deutschlands, mit Einschluß des Kaisers von Oestreich und des Königs von Preußen für ihre gesammten, ehedem zum deutschen Reiche gehörigen Besitzungen, der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogthum Luxemburg, sich zu einem beständigen Bunde, der deutsche Bund genannt, vereinigten, um Deutschlands äußere und innere Sicherheit und die Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten zu schützen. Die Bürgschaft der Fortdauer dieses zweiten deutschen Fürstenbundes liegt aber bloß in der Unterschrift jedes einzelnen Bundesgliedes. Staatsrechtlich dürfte also der deutsche Staatenbund nicht als ein Föderativsystem, noch weniger als ein Föderativstaat, sondern als eine bloße Allianz mehrer Souveraine, als eine Vielheit durch unabhängige Verfassungen getrennter Staaten, die zu gegenseitigem Schutze sich vereinigt haben, zu betrachten seyn, obwohl die Generalacte des wiener Congresses von einer Föderativ-Constitution Deutschlands (Art. 32. und 43.) spricht. Nach Art. 3. der deutschen Bundesacte haben alle Bundesglieder, als solche, gleiche Rechte. Sie verpflichten sich alle gleichmäßig, die Bundesacte unverbrüchlich zu halten. Die Angelegenheiten des Bundes werden durch die (den 5. Nov. 1816 eröffnete) Bundesversammlung besorgt, in der alle Glieder desselben durch ihre Bevollmächtigten theils einzelne, theils Gesammtstimmen folgendermaßen, jedoch unbeschadet ihres Ranges führen: Oestreich 1, Preußen 1, Baiern 1, Sachsen 1, Hanover 1, Würtemberg 1, Baden 1, Kurhessen 1, Großherzogthum Hessen 1, Dänemark, wegen Holstein und Lauenburg 1, Niederlande, wegen des Großherzogthums Luxemburg 1, die großherzoglichen und herzoglich sächsischen Häuser 1, Braunschweig und Nassau 1, Mecklenburg-Schwerin und Strelitz 1, Holstein-Oldenburg, Anhalt und Schwarzburg 1, Hohenzollern, Lichtenstein, Reuß, Schaumburg-Lippe, Lippe und Waldeck 1, die freien Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen und Hamburg 1, zusammen 17 Stimmen. Oestreich hat bei der Bundesversammlung den Vorsitz. Jedes Bundesglied ist befugt, Vorschläge zu machen und in Vortrag zu bringen, und der Vorsitzende verpflichtet, solche in einer zu bestimmenden Zeitfrist der Berathung zu übergeben. Wo es auf Abfassung und Abänderung von Grundgesetzen des Bundes, auf Beschlüsse, welche die Bundesacte selbst betreffen, auf organische Bundeseinrichtungen und auf gemeinnützige Anordnungen sonstiger Art ankommt, bildet sich die Versammlung zu einem Plenum, wobei jedoch mit Rücksicht auf die Verschiedenheit der Größe der einzelnen Bundesstaaten folgende Berechnung und Vertheilung der Stimmen verabredet ist: Oestreich erhält 4 Stimmen, Preußen 4, Baiern 4, Sachsen 4, Ha-

Digitized by Google

nover 4, Würtemberg 4, Baden 3, Kurhessen 3, Großherzogthum Hessen 3, Holstein 3, Luxemburg 3, Braunschweig 2, Mecklenburg-Schwerin 2, Nassau 2, Sachsen-Weimar 1, Gotha 1, Koburg 1, Meiningen 1, Hildburghausen 1, Mecklenburg-Strelitz 1, Holstein-Oldenburg 1, Anhalt-Dessau 1, Anhalt-Bernburg 1, Anhalt-Köthen 1, Schwarzburg-Sondershausen 1, Schwarzburg-Rudolstadt 1, Hohenzollern-Hechingen 1, Lichtenstein 1, Hohenzollern-Sigmaringen 1, Waldeck 1, Reuß ältere Linie 1, Reuß jüngere Linie 1, Schaumburg-Lippe 1, Lippe 1, Hessen-Homburg 1, Lübeck 1, Frankfurt 1, Bremen 1, Hamburg 1; zusammen 70 Stimmen. In wiefern ein Gegenstand nach obiger Bestimmung für das Plenum geeignet sey, wird in der engern Versammlung durch Stimmenmehrheit entschieden. Die der Entscheidung des Plenum zu unterziehenden Beschlußentwürfe werden in der engern Versammlung vorbereitet, und bis zur Annahme oder Verwerfung zur Reife gebracht. Sowohl in der engern Versammlung als im Plenum werden die Beschlüsse nach der Mehrheit entscheidet. Bei Stimmengleichheit in der engern Versammlung stehet dem Vorsitzenden die Entscheidung zu. Wo es aber auf Annahme oder Abänderung der Grundgesetze, auf organische Bundeseinrichtungen, auf jura singulorum oder Religionsangelegenheiten ankommt, kann weder in der engern Versammlung, noch in pleno ein Beschluß durch Stimmenmehrheit gefaßt werden. Die Bundesversammlung ist beständig, hat aber die Befugniß, wenn die ihrer Berathung unterzogenen Gegenstände erledigt sind, auf eine bestimmte Zeit, jedoch nicht länger als auf 4 Monate, sich zu vertagen. Sie hat ihren Sitz zu Frankfurt am Main. Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantiren sich gegenseitig ihre sämmtlichen, unter dem Bunde begriffenen Besitzungen. Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen. Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären. Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern bei der Bundesversammlung anzubringen. Dieser liegt alsdann ob, die Vermittlung durch einen Ausschuß zu versuchen, falls aber dieser Versuch fehlschlagen sollte, und dennoch eine richterliche Entscheidung nothwendig würde, solche durch eine wohlgeordnete Austrägalinstanz zu bewirken, deren Ausspruch sich die streitenden Theile sofort zu unterwerfen haben. — Diejenigen Bundesglieder, deren Besitzungen nicht eine Volksanzahl von 300.000 Seelen erreichen, werden sich mit den ihnen verwandten Häusern, oder andern Bundesgliedern, mit welchen sie wenigstens eine solche Volkszahl ausmachen, zur Bildung eines gemeinschaftlichen obersten Gerichts vereinigen. In den Staaten von solcher Volksmenge, wo schon jetzt dergleichen Gerichte dritter Instanz vorhanden sind, werden jedoch diese in ihrer bisherigen Eigenschaft erhalten, wofern nur die Volkszahl, über welche sie sich erstrecken, nicht unter 150.000 Seelen ist. Bei den solchergestalt errichteten gemeinschaftlichen obersten Gerichten soll jeder Partei gestattet seyn, auf die Verschickung der Acten an eine aus-

Digitized by Google

wärtige deutsche Fakultät oder einen Schöppenstuhl zur Abfassung des Endurtheils anzutragen. — In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung Statt finden. Um den 1806 und seitdem mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen und Reichsangehörigen (ungefähr 80 mit 450 Quadratmeilen und ½ Million Einwohnern) in Gemäßheit der gegenwärtigen Verhältnisse in allen Bundesstaaten einen gleichförmig bleibenden Rechtszustand zu verschaffen, vereinigten die Bundesstaaten sich dahin: 1) daß diese fürstlichen und gräflichen Häuser fortan nichts destoweniger zu dem hohen Adel in Deutschland gerechnet werden, und ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit in dem damit verbundenen Begriff verbleibt; 2) sind die Häupter dieser Häuser die ersten Standesherren in dem Staat, zu dem sie gehören; sie und ihre Familien bilden die privilegirte Classe in demselben, besonders in Ansehung der Besteuerung. 3) Es sollen ihnen überhaupt in Rücksicht ihrer Personen, Familien und Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthum und dessen ungestörtem Genuß herrühren und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Unter vorerwähnten Rechten sind insbesondere namentlich begriffen: a) die unbeschränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zu dem Bunde gehörenden oder mit demselben im Frieden lebenden Staat zu nehmen. b) Werden nach den Grundsätzen der frühern deutschen Verfassung die noch bestehenden Familienverträge aufrecht erhalten und ihnen die Befugniß zugesichert, über ihre Güter und Familienverhältnisse verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müssen. c) Privilegirter Gerichtsstand und Befreiung von aller Militärpflichtigkeit für sich und ihre Familien. d) Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtspflege in erster, und wo die Besitzung groß genug, zweiter Instanz, der Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen, auch über milde Stiftungen, jedoch nach Vorschrift der Landesgesetze, welchen sie, sowie der Militärverfassung und der Oberaufsicht der Regierungen über jene Zuständigkeiten unterworfen bleiben. Bei der näheren Bestimmung der angeführten Befugnisse sowohl, wie überhaupt und in allen Punkten wird zur weitern Begründung und Feststellung eines in allen deutschen Bundesstaaten übereinstimmenden Rechtszustandes der mittelbar gewordenen Fürsten, Grafen und Herren, die in dem Betreff erlassene königl. baierische Verordnung vom Jahre 1807 als Basis und Norm unterlegt werden. Dem ehemaligen Reichsadel werden die unter a und b angeführten Rechte, Antheil der Begüterten an Landstandschaft, Patrimonial- und Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei, Kirchenpatronat und der privilegirte Gerichtszustand zugesichert. Diese Rechte werden jedoch nur nach der Vorschrift der Landesgesetze ausgeübt. In den durch den Frieden von Luneville im J. 1801 von Deutschland abgetretenen, und jetzt wieder damit vereinigten Provinzen werden bei Anwendung der obigen Grundsätze auf den ehemaligen unmittelbaren Reichsadel diejenigen Beschränkungen Statt finden, welche die dort bestehenden besondern Verhältnisse nothwendig machen. — Die Fortdauer der auf die Rheinschiffahrtsoktroi (vergleiche hierüber den Artikel Rheinschifffahrt)

Digitized by Google

angewiesenen direkten und subsidiarischen Renten, die durch den Reichsdeputationsschluß 1803 getroffenen Verfügungen in Betreff des Schuldenwesens und festgesetzten Pensionen an geistliche und weltliche Personen werden von dem Bunde garantirt. Die Mitglieder der ehemaligen Dom- und freien Reichsstifter haben die Befugniß, ihre durch erwähnten Reichsdeputationsschluß festgesetzten Pensionen ohne Abzug in jedem mit dem deutschen Bunde in Frieden stehenden Staat verzehren zu dürfen. Die Mitglieder des deutschen Ordens werden ebenfalls nach den im Reichsdeputationshauptschluß 1803 für die Domstifter festgesetzten Grundsätzen Pensionen erhalten, in sofern sie ihnen noch nicht hinreichend bewilligt worden, und diejenigen Fürsten, welche eingezogene Besitzungen des deutschen Ordens erhalten haben, werden diese Pensionen nach Verhältniß ihres Antheils an den ehemaligen Besitzungen bezahlen. — Die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteien kann in den Ländern und Gebieten des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genuß der bürgerlichen und politischen Rechte begründen. Die Bundesversammlung wird in Berathung ziehen, wie auf eine möglichst übereinstimmende Weise die bürgerliche Verbesserung der Bekenner des jüdischen Glaubens in Deutschland zu bewirken sey, und wie insonderheit denselben der Genuß der bürgerlichen Rechte gegen die Uebernahme aller Bürgerpflichten in den Bundesstaaten verschafft und gesichert werden könne; jedoch werden den Bekennern dieses Glaubens bis dahin die denselben von den einzelnen Bundesstaaten bereits eingeräumten Rechte erhalten. — Das fürstliche Haus Thurn und Taxis bleibt in dem durch den Reichsdeputationsschluß 1803 oder spätere Verträge bestätigten Besitz und Genuß der Posten in den verschiedenen Bundesstaaten so lange, als nicht etwa durch freie Uebereinkunft anderweitige Verträge abgeschlossen werden sollten. In jedem Fall werden demselben die in Folge jenes Reichsdeputationsbeschlusses auf Belassung der Kosten, oder auf eine angemessene Entschädigung gegründeten Rechte und Ansprüche versichert. Dieses soll auch da Statt finden, wo die Aufhebung der Posten seit 1803 gegen den Inhalt des Reichsdeputationshauptschlusses bereits geschehen wäre, in sofern diese Entschädigung durch Verträge nicht schon definitiv festgesetzt ist. — Die verbundenen Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern: a) Grundeigenthum außerhalb des Staats, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deßhalb im fremden Staat mehren Abgaben und Lasten unterworfen zu seyn, als dessen eigene Unterthanen. b) Die Befugniß des freien Wegziehens aus einem deutschen Bundesstaat in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen annehmen will, auch in Civil- und Militärdienste desselben zu treten, Beides jedoch nur in sofern keine Verbindlichkeit zu Militärdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege steht. In Hinsicht dieses Punkts haben Baiern, Weimar und Gotha 1817 die dem freien Wegziehen entgegenstehenden Jahre der Dienstpflichtigkeit vom Anfang des 18ten bis zum vollendeten 27sten Lebensjahre bestimmt. Vor dem Anfange und nach dem Ende dieses Alters wird der Wegziehende in dem Staat, aus welchem er auswandert, als völlig frei vom Kriegsdienst angesehen. Jedoch hat jeder Auswandernde sich vorher bei seiner Landesbehörde zu

Digitized by Google

melden, die ihm, insofern die gesetzlichen Bestimmungen erfüllt sind, das Wegziehen auf keine Weise erschweren wird. Freiheit von aller Nachsteuer (jus detractus, gabella emigrationis), insofern das Vermögen in einen andern deutschen Bundesstaat übergeht, und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverhältnisse bestehen. d) Die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen. Die am 15. Mai 1820 in Wien unterzeichnete Schlußakte der über Ausbildung und Befestigung des deutschen Bundes gehaltenen Ministerialkonferenzen ist am 8. Juli 1820 von der Bundesversammmlung in Frankfurt zu einem der Bundesakte an Kraft und Gültigkeit gleichem Grundgesetze des Bundes erhoben worden. Nach derselben findet über die Annahme neuer Grundgesetze oder Abänderung der bestehenden, organische Einrichtungen d. i. bleibende Anstalten als Mittel zu Erfüllung der ausgesprochenen Bundeszwecke, Aufnahme neuer Mitglieder in den Bund und Religionsangelegenheiten kein Beschluß des Plenum im Bundestag durch Stimmenmehrheit Statt; doch kann eine definitive Abstimmung über Gegenstände dieser Art nur nach genauer Prüfung der den Widerspruch einzelner Bundesglieder bestimmenden Gründe, deren Darlegung in keinem Fall verweigert werden darf, erfolgen. Die Vorfrage, ob organische Einrichtungen unter den obwaltenden Umständen nothwendig sind, und über Entwurf und Anlage derselben in ihren allgemeinen Umrissen und wesentlichen Bestimmungen muß im Plenum und durch Stimmeneinhelligkeit entschieden werden. Wenn die Entscheidung zu Gunsten der vorgeschlagenen Einrichtungen ausgefallen ist, so bleiben die weitern Verhandlungen über die Ausführung im Einzelnen der engern Versammlung überlassen, die alle dabei vorkommenden Fragen durch Stimmenmehrheit entscheidet, und nach den Umständen eine Commission aus ihrer Mitte anordnet, um die verschiedenen Meinungen und Anträge mit möglichster Schonung und Berücksichtigung der Verhältnisse und Wünsche der einzelnen auszugleichen. In Fällen, wo die Bundesglieder nicht in ihrer vertragsmäßigen Einheit, sondern als einzelne, selbstständige und unabhängige Staaten erscheinen, folglich jura singulorum obwalten, oder wo einzelne Bundesglieder eine besondere, nicht in der gemeinsamen Verpflichtung aller begriffene Leistung oder Verwilligung für den Bund zugemuthet werden sollte, kann ohne freie Zustimmung sämmtlicher Betheiligten kein dieselben verbindender Beschluß gefaßt werden. Wenn die Besitzungen eines souveränen deutschen Hauses durch Erbfolge auf ein andres übergehen, so hängt es von der Gesammtheit des Bundes ab, ob und in wiefern die auf jenen Besitzungen haftenden Stimmen im Plenum, da im engern Rath kein Bundesglied mehr als eine Stimme führen kann, dem neuen Besitzer beigelegt werden sollen. Wenn zwischen Bundesgliedern Thätlichkeiten zu besorgen, oder wirklich ausgeübt worden sind, so ist die Bundesversammlung berufen, vorläufige Maßregeln zu ergreifen, wodurch jeder Selbsthülfe vorgebeugt und der bereits unternommenen Einhalt gethan werden. Wenn die Bundesversammlung von einem Bundesglied zum Schutz des Besitzstandes angerufen wird, und der jüngste Besitzstand streitig ist, so fordert sie ein bei der Sache nicht betheiligtes Bundesglied in der Nähe des zu schützenden Gebiets auf, die Thatsache des jüngsten Besitzes und der angezeigten Störung desselben

Digitized by Google

ohne Zeitverlust durch seinen obersten Gerichtshof summarisch untersuchen und darüber einen rechtlichen Bescheid abfassen zu lassen, dessen Vollziehung die Bundesversammlung, wenn der Bundesstaat, gegen den er gerichtet ist, sich nicht auf vorgängige Aufforderung freiwillig dazu versteht, durch die ihn zu diesem Ende angewiesenen Mittel zu bewirken hat. Die Bundesversammlung hat in allen, nach Vorschrift der Bundesakte bei ihr anzubringenden Streitigkeiten der Bundesglieder die Vermittelung durch einen Ausschuß zu ersuchen. Können die entstandenen Streitigkeiten auf diesem Wege nicht beigelegt werden, so veranlaßt sie die Entscheidung derselben durch eine Austrägalinstanz, und beobachtet dabei die in dem Bundestags-Beschluß von 16. Juni 1817 enthaltenen Vorschriften (nach denen statt eines permanenten Austrägalgerichts bestimmt worden, daß die Oberappellationsgerichte zu Austrägalentscheidungen verwendet werden) und den in Folge gleichzeitiger an die Bundestagsgesandten ergehender Instructionen zu fassenden besondern Beschluß. Wenn nach Anleitung dieses Beschlusses der oberste Gerichtshof eines Bundesstaats zur Austrägalinstanz gewählt ist, so steht demselben die Leitung des Prozesses und die Entscheidung des Streits in seinen Haupt- und Nebenpunkten uneingeschränkt und ohne alle weitere Einwirkung der Bundesversammlung oder der Landesregierung zu. Wo keine besondere Entscheidungsnormen vorhanden sind, erkennt das Austrägalgericht nach den in Rechtsstreitigkeiten derselben Art vormals von den Reichsgerichten subsidiarisch erfolgten Rechtsquellen, in sofern sie auf die jetzigen Verhältnisse der Bundesglieder noch anwendbar sind. Uebrigens steht es den Bundesgliedern frei, wegen besonderer Austräge oder Commissionen überein zukommen, wie denn auch frühere Familien- oder Vertrags-Austräge durch Errichtung der Bundesausträgalinstanz nicht aufgehoben noch abgeändert werden. Die Aufrechthaltung der innern Ruhe und Ordnung in den Bundesstaaten steht der Regierung allein zu. Als Ausnahme kann jedoch in Rücksicht auf die innere Sicherheit des gesammten Bundes und in Folge der Verpflichtung der Bundesglieder zu gegenseitiger Hülfsleistung die Mitwirkung der Gesammtheit zur Erhaltung oder Wiederherstellung der Ruhe, im Fall einer Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Regierung, eines offenen Aufruhrs oder gefährlicher Bewegung in mehren Bundesstaaten Statt finden. Wenn in einem Bundesstaat durch Widersetzlichkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit, die innere Ruhe unmittelbar gefährdet, und eine Verbreitung aufrührischer Bewegungen zu befürchten, oder ein wirklicher Aufruhr zum Ausbruch gekommen ist, und die Regierung selbst, nach Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel, den Beistand des Bundes anruft, so veranlaßt die Bundesversammlung die schleunigste Hülfe zur Wiederherstellung der Ordnung. Sollte in diesem Fall die Regierung notorisch außer Stand seyn, den Aufruhr durch eigene Kräfte zu unterdrücken, zugleich aber durch die Umstände gehindert werden, die Hülfe des Bundes zu begehren, so ist die Bundesversammlung nichts desto weniger verpflichtet, auch unaufgerufen zur Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit einzuschreiten. In jedem Fall aber dürfen die verfügten Maßregeln von keiner längern Dauer seyn, als die Regierung, welcher die bundesmäßige Hülfe geleistet wird, es nothwendig erachtet. Wenn in einem Bundesstaat der Fall einer Justizverweigerung eintritt, und auf gesetzlichen Wegen ausreichende Hülfe nicht erlangt werden kann, so nimmt die Bundesversammlung

Digitized by Google

erwiesene, nach der Verfassung und den bestehenden Gesetzen jedes Landes zu beurtheilende Beschwerden über verweigerte und gehemmte Rechtspflege an, und bewirkt darauf die gerichtliche Hülfe bei der Bundesregierung, welche zu der Beschwerde Anlaß gegeben hat. Wenn Forderungen von Privatpersonen nicht befriedigt werden, weil die Verpflichtung dazu zwischen mehren Bundesgliedern zweifelhaft oder bestritten ist, so versucht die Bundesversammlung auf Ansuchen des Betheiligten zuvörderst eine Ausgleichung auf gütlichem Wege, im Falle aber, daß dieser Versuch ohne Erfolg bliebe, und die in Anspruch genommenen Bundesglieder sich nicht in einer zu bestimmenden Frist über ein Compromiß vereinigten, veranlaßt sie die rechtliche Entscheidung der streitigen Vorfrage durch eine Austrägalinstanz. Die Bundesversammlung hat das Recht und die Verbindlichkeit, nach Erschöpfung aller andern bundesverfassungsmäßigen Mittel für die Vollziehung der Bundesakte die erforderlichen Exekutionsmaßregeln mit genauer Beobachtung der in einer besondern Exekutionsordnung dieserhalb festgesetzten Bestimmungen und Normen in Anwendung zu bringen. Dieses Exekutionsverfahren findet in der Regel nur gegen die Regierung selbst Statt; Ausnahmen treten jedoch ein, wenn eine Bundesregierung in Ermangelung eigener zureichender Mittel selbst die Hülfe des Bundes in Anspruch nimmt, oder wenn die Bundesversammlung unter den oben bezeichneten Umständen zur Wiederherstellung der allgemeinen Ordnung und Sicherheit unaufgerufen einzuschreiten verpflichtet ist. Die Exekutionsmaßregeln werden im Namen der Gesammtheit des Bundes beschlossen und ausgeführt. Die Bundesversammlung ertheilt zu dem Ende mit Berücksichtigung aller Lokalumstände und sonstigen Verhältnisse einer oder mehren bei der Sache nicht betheiligten Regierungen den Auftrag zur Vollziehung der beschlossenen Maßregeln, und bestimmt zugleich die Stärke der dabei zu verwendenden Mannschaft und die nach dem jedesmaligen Zweck des Exekutionsverfahrens zu bemessende Dauer desselben. Die Regierung, an die der Auftrag gerichtet ist und die ihn als eine Bundespflicht übernimmt, ernennt zu diesem Behuf einen Civilkommissär, der in Gemäßheit einer nach der Bestimmung der Bundesversammlung von der beauftragten Regierung zu ertheilenden besondern Instruktion das Exekutionsverfahren unmittelbar leitet. Wenn der Auftrag an mehre Regierungen ergangen ist, so bestimmt die Bundesversammlung, welche derselben den Civilkommissär ernennt. — Wenn ein Bundesstaat bei einer zwischen ihm und einer auswärtigen Macht entstandenen Irrung die Dazwischenkunft des Bundes anruft, so prüft die Bundesversammlung den Ursprung solcher Irrung und das wahre Sachverhältniß. Ergibt sich aus dieser Prüfung, daß dem Bundesstaat das Recht nicht zur Seite steht, so mahnt die Bundesversammlung denselben von der Fortsetzung des Streites ernstlich ab, verweigert die begehrte Dazwischenkunft und wendet erforderlichen Falls zur Erhaltung des Friedensstandes geeignete Mittel an. Ergibt sich das Gegentheil, so läßt die Bundesversammlung dem verfolgten Bundesstaat ihre wirksamste Verwendung und Vertretung angedeihen und dehnt sie so weit aus, als nöthig ist, damit demselben volle Sicherheit und angemessene Genugthuung zu Theil werde. Wenn aus der Anzeige eines Bundesstaates oder andern zuverlässigen Angaben Grund zu der Besorgung ge-

Digitized by Google

schöpft wird, daß ein einzelner Bundesstaat oder die Gesammtheit des Bundes von einem feindlichen Angriff bedroht sey, so nimmt die Bundesversammlung sofort die Frage, ob die Gefahr eines solchen Angriffs wirklich vorhanden ist, in Berathung und thut darüber in der kürzest-möglichen Zeit einen Ausspruch. Wird die Gefahr anerkannt, so wird gleichzeitig mit solchem Ausspruch wegen der in solchem Fall unverzüglich in Wirksamkeit zu setzenden Vertheidigungsmaßregeln ein Beschluß gefaßt. Beides aber nur von der engern Versammlung. Wenn das Bundesgebiet von einer auswärtigen Macht feindlich überfallen wird, tritt sofort der Stand des Kriegs ein, und ohne weitern Verzug wird zu den nothwendigen Vertheidigungsmaßregeln geschritten. Sieht sich der Bund zu einer förmlichen Kriegserklärung genöthigt, so kann sie nur in der vollen Versammlung nach der für dieselbe vorgeschriebenen Stimmenmehrheit von $^2/_3$ beschlossen werden. Wenn die Vorfrage, ob Gefahr vorhanden ist, durch die Stimmenmehrheit verneinend entschieden ist, so bleibt denjenigen Bundesstaaten, die von der Wirklichkeit der Gefahr überzeugt sind, unbenommen, gemeinschaftliche Vertheidigungsmaßregeln unter einander zu verabreden. Wenn in einem Fall, wo es die Gefahr und Beschützung einzelner Bundesstaaten gilt, einer der Bundesstaaten auf die förmliche Vermittelung des Bundes anträgt, so übernimmt derselbe, in sofern er es der Lage der Sachen und seiner Stellung angemessen findet, unter vorausgesetzter Einwilligung des andern Theils, diese Vermittelung; doch darf dadurch der Beschluß wegen der zur Sicherheit des Bundesgebiets zu ergreifenden Vertheidigungsmaßregeln nicht aufgehalten werden, noch in der Ausführung der bereits beschlossenen ein Stillstand oder eine Verzögerung eintreten. Bei ausgebrochnem Krieg steht jedem Bundesstaat frei, zur gemeinsamen Vertheidigung eine größere Macht zu stellen, als sein Bundeskontingent beträgt. Wenn in einem Krieg zwischen auswärtigen Mächten oder in andern Fällen Verhältnisse eintreten, welche die Besorgung einer Verletzung der Neutralität des Bundesgebiets veranlassen, so beschließt die Bundesversammlung ohne Verzug im engern Rath die zur Behauptung dieser Neutralität erforderlichen Maßregeln. Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender, Krieg dem Bunde ganz fremd. Wenn von Seiten des Bundes Unterhandlungen über Abschluß des Friedens oder Waffenstillstandes Statt finden, so bestellt die Bundesversammlung zu specieller Leitung derselben einen Ausschuß, ernennt zu dem Unterhandlungsgeschäft eigene Bevollmächtigte und versieht sie mit gehörigen Instruktionen. Die Annahme und Bestätigung eines Friedensvertrags kann nur in der vollen Versammlung geschehen. In Bezug auf die auswärtigen Verhältnisse liegt der Bundesversammlung ob, als Organ der Gesammtheit des Bundes für die Aufrechthaltung friedlicher und freundschaftlicher Verhältnisse mit den auswärtigen Staaten zu sorgen; die von fremden Mächten bei dem Bunde beglaubigten Gesandten anzunehmen, und wenn es nöthig befunden werden sollte, im Namen des Bundes Gesandte an fremde Mächte abzuordnen; in eintretenden Fällen Un-

Digitized by Google

terhandlungen für die Gesammtheit des Bundes zu führen und Verträge für denselben abzuschließen; auf Verlangen einzelner Bundesregierungen für dieselbe die Verwendung des Bundes bei fremden Regierungen, und in gleicher Art auf Verlangen fremder Staaten die Dazwischenkunft des Bundes bei einzelnen Bundesgliedern eintreten zu lassen. Ebenso beschließt die Bundesversammlung die auf das Militärwesen des Bundes Bezug habenden organischen Einrichtungen und die zur Sicherheit seines Gebiets erforderlichen Vertheidigungsanstalten. Da zur Erreichung der Zwecke und Besorgung der Angelegenheiten des Bundes von der Gesammtheit der Mitglieder Geldbeiträge zu leisten sind, so hat die Bundesversammlung den Betrag der gewöhnlichen verfassungsmäßigen Ausgaben, soweit solches im Allgemeinen geschehen kann, festzusetzen, in vorkommenden Fällen die zur Ausführung besonderer in Hinsicht auf anerkannte Bundeszwecke gefaßten Beschlüsse erforderlichen außerordentlichen Ausgaben, und die zur Bestreitung derselben zu leistenden Beiträge zu bestimmen, das matrikelmäßige Verhältniß, nach dem von den Mitgliedern des Bundes beizutragen ist, festzusetzen, die Erhebung, Verwendung und Verrechnung der Beiträge anzuordnen und darüber die Aufsicht zu führen. Da die Bundesglieder sich in der Bundesakte über einige Bestimmungen vereinigt haben, die sich auf Gewährleistung zugesicherter Rechte und auf bestimmte Verhältnisse der Unterthanen beziehen, so bewirkt die Bundesversammlung die Erfüllung der durch diese Bestimmungen übernommenen Verbindlichkeiten, wenn sich aus hinreichend begründeter Anzeige der Betheiligten ergibt, daß sie nicht Statt gefunden haben. Doch bleibt die Anwendung der in Gemäßheit dieser Verbindlichkeiten getroffenen allgemeinen Anordnungen auf die einzelnen Fälle den Regierungen allein überlassen. — Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muß die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staats vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine landständische Verfassung nur in Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden. Wenn von einem Bundesglied die Garantie des Bundes für die in seinem Lande eingeführte landständische Verfassung nachgesucht wird, so ist die Bundesversammlung berechtigt, solche zu übernehmen. Sie erhält dadurch die Befugniß, auf Anrufung des Betheiligten die Verfassung aufrecht zu halten, und die über Auslegung oder Anwendung derselben entstandenen Irrungen, sofern dafür nicht anderweitige Mittel und Wege gesetzlich vorgeschrieben sind, durch gütliche Vermittelung oder kompromissarische Entscheidung beizulegen. Außer der Sammlung der Protokolle sind die Bundesgesetze für den Handgebrauch zweckmäßig zusammengestellt in dem „Corpus juris confoederationis germanicae“ von Mayer (Frankf. 1822) und in dem „Corpus juris publici germanici academicum“ v. Ad. Michaelis (Tüb. 1825). A. F. W. Crome schrieb „Geogr.-statist. Darstell. der Staatskräfte sämmtl. zum deutsch. Bunde gehörigen Länder“ (4 Thle., Leipz. 1820—28).

Deutsche Geschichtskunde, Gesellschaft für ältere (Societas aperiendis fontibus rerum gemanicarum medii aevi), eine der merkwürdigsten literarischen Unternehmungen des neuern Deutschlands, theils durch die Wichtigkeit des Zweckes, theils durch den Umfang der zu Gebote stehenden Mittel; hochachtbar als eine noch nie gesehene Vereinigung der meisten Historiker Deutschlands, unter unmittelbarem Schutze

Digitized by Google

des deutschen Bundestags, von dessen Mitgliedern die mehrsten selbst der Gesellschaft angehören, und unter ausdrücklich zugesicherter Begünstigung fast aller deutschen Regierungen. — Seit 3 Jahrhunderten erschienen gegen 50 allgemeine und specielle Quellensammlungen für die Geschichte des deutschen Mittelalters, dem Umfange nach leicht auf 100 Bände, meist des größten Formats; aber weder eine einzige noch alle zusammen waren vollständig, meist dem Stoffe nach bloß zusammengerafft, fast ohne Kritik aus den Manuscripten abgeschrieben und fehlerhaft abgedruckt. Legenden und Todtenregister, Urkunden und Briefe, Geschichtbücher, Chroniken und Annalen, die sich oft unter einander selbst copirt hatten, Brauchbares und Werthloses, Wahres und Falsches, wie meist geistliche Federn im Mittelalter es zu verzeichnen für gut gefunden haben, begegneten sich ohne Wahl und Plan in diesen Sammlungen. Manche Schriftsteller fehlten ganz, manche waren 4 — 6 Mal abgedruckt. Daraus und aus sehr kostspieligen Quellensammlungen benachbarter Länder hatte der Deutsche sein Mittelalter zu schreiben, aber dunkel und trübe wie seine Quellen blieb auch sein Werk. Es hatten daher schon Männer, wie Eckhardt, Gatterer, Rösler, Semler, Krause, Woltmann, Joh. v. Müller, den Plan, eine allgemeine und kritische Sammlung dieser Quellen zu veranstalten; aber das Unternehmen war für den Einzelnen und für jene Zeiten zu groß. Endlich trat in einer Zeit, die jedes Große anzuregen und zu vollbringen Kraft zu haben schien, der nun verstorbene königl. preuß. Staatsminister, Freiherr von Stein aus Nassau, von Staatsgeschäften zurückgezogen, vertraut mit vaterländischem Geschichtsstudium und dessen Bedürfnissen, gegen einige gleichgesinnte Freunde 1818 mit dem Plane zu einem ähnlichen Unternehmen hervor, fand bei ihnen und der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt Beifall und zugesicherte Unterstützung, brachte eine bedeutende, durch spätere Beiträge noch zu vermehrende Summe zur Deckung der Druckkosten zusammen, und ließ nun durch den großherz. bad. Generallandesarchivrath, D. Dümge, den Plan der Hauptsache nach entwerfen und den zur Theilnahme geeigneten Männern vorlegen. So constituirte sich am 20. Jan. 1819 zu Frankfurt eine Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde, zur Herstellung einer Gesammtausgabe der Quellenschriftsteller deutscher Geschichten des Mittelalters, mit eignen, nach Uebereinkunft Aller abgefaßten Statuten. Constituirende, ordentliche und beitragende Mitglieder derselben sind oder waren die Staatsminister und Freiherrn v. Stein, v. Aretin, v. Berkheim, v. Plessen, v. Wangenheim, ferner die Freiherren v. Landsberg, Mirbach, v. Romberg, die Grafen v. Solms-Laubach (verst.) und v. Spiegel. Die Centraldirection wurde durch die 5 zuerst genannten Minister, dann durch den Secretair der Gesellschaft, den großherz. bad. Legat.-Rath Büchler, durch den die Redaction übernehmenden D. Dümge und den Bankier Th. Mülhens (für Comptabilität und Buchführung) gebildet. Hierzu kamen als außerordentliche und Ehrenmitglieder der Direction der bremische Senator Smidt und Rath Schlosser zu Frankfurt a. M. Einheimische und auswärtige, außerordentliche, correspondirende und Ehrenmitglieder der Gesellschaft sind: der König von Baiern, der Fürst Metternich, die Fürstäbte Ambrosius von Mury, Konrad IV. von Einsiedeln, der Landamman Müller von Friedberg zu St.-Gallen, der Graf von Müllinen in Bern, die Staatsminister v. Humboldt, Falk und Göthe (verst.), der k. k. Geheim-

Digitized by Google

rath Graf Offolinski, der baierische Vicepräsident von Aretin (verst.), v. Gagern, die Freiherren und Herren v. Hormayr, Niebuhr (verst.), v. Schlichtegroll B. (verst.), und S., Lanz, Laßberg, Koch-Sternfeld, Marian in Paris, Raumer, Lehr in Stuttgart, Adelung in Petersburg, Arr zu St.-Gallen, Arnoldi, Buchholz (in Wien), van der Vevere in Rom, v. Fink, v. Barth, v. Fichard, v. Ittner (verst.), v. Besnard in Göttingen, v. Delling in München, v. Gaal; die übrigen Mitglieder sind: Münter, Bischof zu Seeland, Bathlechner, Batton, Beck (zu Leipzig), Beyschlag, Benecke (zu Hamburg), Bloch (zu Mury), Boersch, Böttiger (in Erlangen), Bodmann, Büsching, Creuzer, Dahl, Dahlmann, die beiden Delius, Docen (gest.), Dobrowski (gest.), Ebert, Eichhorn, Engelhardt, Feßmaier, die beiden Fuchs zu Mury und St.-Gallen, Geßler, J. Grimm, Grotefend, Hase (in Paris), Hauntinger, Heeren, Heintz, Hellbach, Hesse, Hottinger, Hoheneichen, Höck, Hüllmann, Hug, Huber, Herrenschneider, Jäck, Kiefhaber, Kloß, Kölle, Kohlrausch, Kopp, Kopitar, Kurz, Lebert, Matthiä (zu Frankfurt), A. Majo, Mannert, Michaelis, Mone, Mollbech, Müller (in Trier), Moser, Oesterreicher, Pertz, Pfister, Raiser, Rikleffs, Rink, Rumy, Sartorius, Saalfeld, Schleiermacher (in Darmstadt), Storck, Stenzel, Troß, Uckert, Vogt, Voigt, Wachler, Wedekind (zu Lüneburg), Wigand, Wilken, Wüstemann, Wyttenbach (in Trier) u. A. m. Von einem solchen Vereine, von fast 120 Männern, zu einem echt deutschen Zwecke, läßt sich um so eher erwarten, als einem Jeden nur nach seinen Kräften zugemuthet ist, theils Geldbeiträge, theils Verschaffung von Zugängen zu bisher verschlossenen Archiven und Manuscriptenschränken, theils Aufsuchung und Vergleichung von Handschriften und Urausgaben, theils Auszüge aus größern, nicht ihrem ganzen Umfange nach hierher gehörigen Sammlungen, theils nach eigner Wahl (nur mit dem Beding, sich ebenso viel, als man selbst wählt, auch von der Direction noch dazu übertragen zu lassen), Bearbeitung und Herausgabe von Quellenschriftstellern selbst. Die gelieferten Arbeiten werden von der Direction geprüft und honorirt, und schon sind eine große Anzahl von wichtigen Quellen nach Wahl und Vertheilung in sehr gewichtige Hände gefallen, wenn anders jeder Mitarbeiter Wort hält, worüber von 5 zu 5 Jahren ein Generalbericht gegeben werden könnte. Daß bei der zu Grunde gelegten chronologischen Ordnung des Abdrucks das ganze Unternehmen, von den Zeiten der Völkerwanderung an bis zum Anfange des 16. Jahrh. (die Reformation ausgeschlossen), leicht ein Werk von 35 Foliobänden werden wird, darf die Sache selbst, da man sie einmal so weitläufig beschlossen, nicht stören. Bereits ist ein „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", herausgeg. von J. Lambert, Büchler und D. C. G. Dümge, zu Frankf. a. M. bei Andreä, seit 1824 aber, mit dem 5 Bde., welcher die italien. Reise des D. Pertz (vom Nov. 1821 bis Aug. 1823) enthält, bei Hahn in Hanover erschienen. Da sich nämlich Hr. Dümge zurückgezogen hat, so ist die Redaction dieses Archivs in die Hände des Archivarius Pertz übergegangen. Die ersten 4 Bde. enthalten den Plan, die Statuten, das Mitgliederverzeichniß und eine Menge Vorarbeiten zu dem Hauptwerke selbst, z. B. Bemerkungen über das Unternehmen der Gesellschaft von der berl. Akademie der Wiss., v. Delius, v. Hrn. v. Merian und v. Moser; ferner den Briefwechsel zwischen der Redaction und einzelnen Mitgliedern; Untersuchungen über einzelne, hierher gehörige Geschichts-

Digitized by Google

quellen, die Beschreibung einer von Mone und Dümge unternommenen Reise nach Schwaben und in die Schweiz nebst der literarischen Ausbeute derselben. Man findet nachgewiesen, wie die hohe Bundesversammlung, wie die Regierungen von Oestreich, Baiern, Sachsen, Würtemberg, Braunschweig, Hanover, von der Schweiz u. A. m. der Unternehmung Unterstützung zugesagt, welche Gelehrte zu Vergleichung und Herbeischaffung von Materialien oder zur unmittelbaren Herausgabe bestimmter Werke sich erklärt haben. Schon sind nicht allein die Bibliotheken der meisten deutschen Residenzen und größern Städte, vor Allem die so reichhaltigen Schätze der Bibliotheken von Wien, von deren historischen Handschriften der, von dem Reisenden der Gesellschaft, D. Pertz, Genealog und Archivar des Königreichs Hanover (Archiv, 2. Bd., Heft 5 und 6), gemachte Auszug eine deutliche Uebersicht gewährt, von München, Dresden, Heidelberg, Stuttgart, Berlin, Karlsruhe, Jena (wo Göthe mehre Codices sehr genau im Archive beschrieben) u. s. w., sondern auch mehre Bibliotheken des Auslandes zu diesem Zwecke und nicht ohne Erfolg durchsucht worden, z. B. die des britischen Museums zu London, die königl. Bibliothek zu Paris, die von Bern, St.-Gallen, Strasburg, die vaticanische u. a. italienische. Die in Italien vorhandenen Denkmäler für deutsche Geschichtskunde beschreibt die oben angeführte Reise im 5. Bde. des Archivs. Welche Menge von Manuscripten, die man bisher noch gar nicht kannte oder verloren erachtete, ist dadurch wieder ans Licht gezogen, und wie sehr das Feld der historischen Literatur des deutschen Mittelalters dadurch erweitert worden! Ueberhaupt bildet dies Archiv durch Mittheilungen und Bemerkungen, durch darin niedergelegte gelehrte Erfahrungen, durch Berichtigungen irriger Meinungen u. s. w. den gelehrten Markt des Instituts, sowie die Centraldirection den organischen Mittelpunkt, von welchem aus und zu welchem zurück alle Fäden laufen, die das Ganze vereinen. Sehr förderlich dem Unternehmen ist der doppelte Umstand, daß sich erstlich für gewisse Perioden der Geschichte mehre Gelehrte vereinigt und die dahin gehörigen Quellenschriftsteller unter sich getheilt, sodann, daß sich in einzelnen Provinzen Deutschlands Töchtervereine zur vermehrten Thätigkeit in ihrem Kreise gebildet haben, die, nach dem Vorgange der Centraldirection, ihre Haupt-Quartal- und besondern Sitzungen halten. Vor Allem ist hier das für seine Landesgeschichte, wie wenige Staaten, thätige Baiern, unter dem (1823 verst.) Generaldirector von Schlichtegroll, mit gutem Beispiel vorausgegangen. Dadurch ward es möglich, daß der erste Band des großen Werks, welches u. d. T.. „Monumenta historica Germaniae ab anno Chr. 500 usque ad anno 1500“ (Fol.), in fünf von einander unabhängigen Abtheilungen: 1) Scriptores, Chroniken, Annalen; 2) Leges; 3) Diplomata; 4) Epistolae; 5) Antiquitates (Inschriften, Todtenbücher rc.), erscheint, 1826 bei dem Hofbuchh. Hahn in Hanover, von dem Archivar Pertz herausgeg. werden konnte. Er enthält die urkundlichen Annalen der ältern Schriftsteller für Quellenstudium der vaterländischen Geschichte. Auch gab Pertz einen „Grund- und Aufriß des christlich-germanischen Kirchen- und Staatsgebäudes im Mittelalter“ aus Urkunden heraus (Bonn 1828).

Deutsche Kaiser, s. **Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser.**

Deutsche Kanzelberedtsamkeit, s. **Deutsche Prosa.**

Digitized by Google

Deutsche Kirche nannte sich bis 1815 vorzugsweise die katholische Kirche in Deutschland, weil sie die evangelische als Kirche nicht anerkannte, und dieselbe vor den durch die franz. Revolution veranlaßten Sekularisationen auch an Macht und Reichthum weit übertraf. Ueber die Gründung der christlichen Religion in Deutschland ist schon im Art. Christenthum das Nöthige gesagt. Wir bemerken hier zuerst, daß die Deutschen, ihrem Nationalcharakter gemäß, das Christenthum, nachdem sie es einmal angenommen, erstens gegen die fanatischen Feinde desselben als gute Ritter gekämpft, sodann es aber nicht als eine abgesonderte Sorge für die Ewigkeit von dem Leben getrennt, sondern im vollen herzlichen Gefühl des unschätzbaren Gutes, das ihnen zu Theil geworden, auch das ganze häusliche und öffentliche Leben christlich eingerichtet und auf die Kirche bezogen und gegründet. Die Bischöfe nahmen in der fränkischen Monarchie an den Reichsversammlungen neben den Herzogen und Grafen Antheil, sowie hinwieder nicht selten die Könige, Herzoge und Grafen bei den Synoden der Geistlichen zugegen waren. Karl der Große, der die Geistlichkeit wie den Adel auf die ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen strebte, trennte und bestimmte so weit es seyn mochte, die gegenseitigen Grenzen der Geistlichen und Weltlichen, sowie er auch die Bischöfe und den hohen Adel auf den Reichsversammlungen in 2 Kammern abtheilte. Nichtsdestoweniger war aber die fränkische Kirche nicht eine abgeschlossene Nationalkirche; sie stand vielmehr mit der allgemeinen Kirche und mit dem Papst in enger Verbindung: eine Verbindung, die sich nach der Natur der Sache immer mehr erweiterte. Für ein Patriarchat war um so weniger eine geschichtliche Veranlassung, da die deutschen Kirchen durch Missionen der occidentalischen Kirche gestiftet waren. Ein Primat konnte sich ebenso wenig ausbilden, da, besonders seit das Kaiserthum zu den Deutschen gekommen war, seitdem der Kaiser als weltlicher und der Papst als geistlicher Herr die Welt beherrschten, die Ansicht Deutschlands, der weltherrschenden Nation, als einer bloßen Nationalkirche viel zu beschränkt gewesen seyn würde. — Eine Folge des immer enger werdenden Zusammenhangs zwischen dem Papst und den einzelnen Kirchen war es, daß die an sich nur zufällige Mittelinstanz der Erzbischöfe manche Rechte an den Papst, und in Folge dessen auch das Synodalsystem vieles von seiner Bedeutung verlor. Isidor's falsche Decretalen kamen der Zeitstimmung entgegen. — Die Kirche war auf den Boden gegründet. Sie wurde also auch in die Veränderungen mit hineingerissen, die sich mit dem Boden begaben, und die man mit dem Namen des Feudalsystems zu belegen gewohnt ist. Die Kirchen hatten auf diese Weise ebensowie die Edeln geliehenen Besitz, um dessen willen die Bischöfe und Aebte ebensowie die Edeln, vom Kaiser als Haupt dieses Feudalstaates beliehen wurden. Bischöfe und Aebte wurden mit Ring und Stab beliehen, und die frühern, selbst noch in den Capitularen Kaiser Karls wiederholten Satzungen, daß die Bischöfe von Geistlichkeit und Volk zu wählen seyen, kamen in Abnahme. — Grade dieses Verhältniß war es nun, was die Einigkeit zwischen Kaiser und Papst aufhob. Nachdem nämlich Kaiser Heinrich III. einen überwiegenden Einfluß zu Rom geltend gemacht hatte, zeigte sich die Reaction unter Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Zu sehr hatte der Kaiser das Investiturrecht gemißbraucht, als daß der Papst länger hätte ein durch den Feudalismus eingeschlichenes Unrecht

Digitized by Google

anerkennen können. Gregor verbot alle Investituren durch Laien. Der große Investiturstreit wurde erst unter Heinrich V. durch einen 1122 zu Worms mit Papst Calixtus II. geschlossenen Vertrag dahin geschlichtet, daß der Kaiser auf das Recht der Investitur durch Ring und Stab verzichtete und sich mit der Investitur durch das Scepter begnügte, und zwar so, daß die Wahl, der der Kaiser Commissarien beiwohnen lassen konnte, frei durch das Capitel geschehen, vom Papste die Bestätigung erfolgen, und der Gewählte vom Kaiser die Regalien zu Lehn empfangen sollte. Von diesem Calixtinischen Concordate datirt sich die umgefochtene Wahlfreiheit der Capitel.

Nachdem die päpstliche Macht aus dem Investiturstreite siegreich hervorgegangen, stieg sie immer höher. Der Papst erhielt viele Rechte auf die Verleihung und den Früchtegenuß deutscher Beneficien: Rechte, die man Reservationen und Annaten nannte. Deutschland fand sich dadurch beschwert; auf den Concilien von Konstanz und Basel wurden diese Beschwerden vorgetragen, zu Basel auch alle päpstliche Reservationen, die nicht im Corpus juris electum enthalten, verworfen, jedoch eine anderweite Dotirung des päpstlichen Stuhls in Aussicht gegeben. 1448 schlossen die deutschen Fürsten zu Frankfurt und Aschaffenburg über die Anwendung der baseler Decrete ein Concordat ab, welches man Concordata principum nennt. — Die katholische Kirchenverfassung bestand in ihrem Wesen fort bis zur Reformation. Den Nationalkirchen andrer europ. Reiche war die deutsche Kirche vor derselben an Umfang und nach derselben noch an Grundeigenthum und Ansehen überlegen. Die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, die Bisthümer Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Schleswig, Verden, Minden, Halberstadt, Merseburg, Naumburg, Meißen, Brandenburg, Havelberg, Kamin und Lebus (Fürstenwalde), nebst den meisten Collegiatstiftern, Abteien und Klöstern im nördlichen Deutschland, verlor sie durch die Reformation und den westphälischen Frieden an die protestantischen Regierungen; die Territorien der Bisthümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich. Strasburg blieb nur als Bisthum im Reichsverbande. Dennoch bildeten die Staaten der geistlichen Reichsfürsten (die Kurfürstenthümer Mainz, Trier und Köln, das Erzbisthum Salzburg, die Bisthümer Bamberg, Passau, Würzburg, Worms, Speier, Konstanz, Basel, Chur, Freisingen, Brixen, Trient, Eichstädt, Augsburg, Regensburg, Fulda, Hildesheim, Paderborn, Lüttich, Münster, Osnabrück und Korvey, der deutsche Orden und der Johanniterorden, mehre gefürstete und eine große Anzahl reichsunmittelbarer Abteien und Propsteien, eine Macht, die den katholischen Reichsständen auf dem Reichstage eine überwiegende Mehrheit der Stimmen und ihrer Kirche, und in Verbindung mit den unter östreich. und andrer Reichsstände Hoheit stehenden Erzbisthümern, Bisthümern und Abteien Glanz und Ansehen gab. Eine Folge der Reformation war, daß durch den westphälischen Frieden die katholische, lutherische und reformirte Confession im Reiche gleich berechtet wurden, obgleich der Kaiser Voigt der katholischen Kirche blieb. Die in Religionssachen gestattete Itio in partes, das diesemnach gestiftete Corpus Evangelicorum und das demselben entgegengesetzte Corpus Catholicorum sorgten dafür, daß die kirchliche Freiheit in Deutschland nicht beschränkt ward. Die Sorgfalt der Evangelischen ging so weit, daß, wenn ein bisher evangelischer Fürst katholisch ward, er die Ausübung der sonst vom Landesherrn auf die protestantische Kirche

Digitized by Google

ausgeübten Rechte einem unabhängigen Consistorium überlassen mußte. Die katholische Kirche behielt ihre Verfassung. Ihre hohen Stellen waren freilich eine Domaine des Adels, der es im Mittelalter ungeachtet des Widerspruchs der Curie durchzusetzen gewußt hatte, die Capitel für die Bürgerlichen zu schließen. Wo von dem Interesse der deutschen Kirche die Rede war, verstand man darunter nicht das Gedeihen religiöser Bildung und wahrer Frömmigkeit unter den deutschen Katholiken, sondern den Besitzstand der Güter, Einkünfte, Privilegien, Macht und Ehrenvorzüge der Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Prälaten, Capitularen und Ritter, welche sich mit den ihnen untergebenen Weltgeistlichen und Mönchen für den Inbegriff der deutschen Kirche hielten. Doch läßt sich nicht leugnen, daß es unter den deutschen Oberhirten stets würdige Männer gab. Wohlgemeinte Versuche zur Veredlung des Priesterstandes, wie die Bemühungen der Bartholomiten, hatten geringen Fortgang. Die Jesuiten herrschten auf den Universitäten und bemächtigten sich des Erziehungswesens; ihre sonst treffliche Methode ging allmählig in einen Zustand der Verknöcherung über. Geistiges Leben kam nicht auf, auch die Behandlung der historischen Wissenschaften, in der einige Benediktinerklöster mit der berühmten franz. Congregation von St.-Maur wetteifern wollten, blieb meist roh und geschmacklos, wie die Predigten der Nachahmer des bewunderten Abraham a St.-Clara, sodaß die Literargeschichte dieser Periode aus dem kathol. Deutschland kaum 12 Namen aufzuführen hat, die der Nachwelt bekannt zu werden verdienen. Für die geistig unmündige Menge noch zu früh kamen 1750 die wahrhaft christlichen Hirtenbriefe einiger östr. Bischöfe (Trautsohns in Wien und Thuns in Gurk), und 1752 die von dem edeln Friedrich Karl von Schönborn (später Bischof von Bamberg und Würzburg) betriebene Verminderung der Festtage in den östr. Staaten. Dagegen konnte die wachsende Theilnahme der höhern Stände und selbst des Klerus an franz. Geschmacks- und Geistesbildung nicht ohne Folgen bleiben. Die nicht mehr zu hemmende Verbreitung heller Ideen über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit warf auch in die deutsche Kirche die ersten Strahlen innerer Veredlung. Hontheim (s. d.) hatte schon 1763 in einem begierig gelesenen Werke seine Glaubensgenossen mit gründlicher Gelehrsamkeit über das den ältern Formen des Katholicismus entsprechende freie Verhältniß der Nationalkirchen zu dem Papste aufgeklärt, und nun, da die Jesuiten 1773 aufgehoben waren, wagte man auch in Deutschland die Lehren dieses in Rom verdammten Buches zu würdigen. Die Verbesserung des Unterrichts der Kleriker und Laien und eine günstige Pflege der Wissenschaften in den Staaten von Oestreich, Mainz, Baiern und Franken machte Bahn, die kräftigen Reformen Josephs II. fanden Beförderer auch unter den höhern Kirchenbeamten, und die deutschen Erzbischöfe vereinigten sich 1786 durch die ems er Punctationen zu entschiedenem Widerstande gegen die Reservatrechte des Papstes, indem sie plötzlich wieder in die Rechte der alten Metropoliten eintreten wollten (Mehres hierüber im Art. Nuntien). Da sie aber Dieses — was doch der Kaiser anempfohlen — ohne Zuziehung ihrer Suffragan- und der exemten Bischöfe beschlossen, scheiterte das ganze Unternehmen. Während nun geistreiche Schriftsteller und gebildete Seelsorger für die Erleuchtung des kathol. Deutschlands arbeiteten, führte die Niederlage seiner Heere zu einem Frieden mit Frankreich, der

Digitized by Google

die Einziehung des Grundeigenthums der deutschen Kirche zur Folge hatte. Ein Reichsdeputationshauptschluß entschied am 25. Febr. 1803 die Sekularisation sämmtlicher geistlichen Staaten in Deutschland. Alle Regalien, Domainen, Besitzungen und grundherrliche Einkünfte der reichsunmittelbaren Erzbischöfe, Bischöfe, Domkapitel, Abteien und Prälaturen, auch die Güter der Collegiatstifter und aller Klöster fielen weltlichen, zum Theil protestantischen Landesherren zu, unter dem bestimmten Vorbehalt der festen und bleibenden Ausstattung der beizubehaltenden Domkirchen, und der Pensionen für die aufgehobene Geistlichkeit. Die auf dem linken Rheinufer gelegenen Bisthümer erloschen. Der ehemalige Kurfürst v. Mainz wurde als Erzkanzler des Reichs, Erzbischof und Primas von Deutschland bestätigt, mit Landeshoheit über Reste der mainzischen Lande am rechten Rheinufer und das bischöfliche Gebiet von Regensburg ausgestattet, sein erzbischöflicher Stuhl auf die Domkirche von Regensburg übertragen und dessen Metropolitangerichtsbarkeit das kathol. Deutschland auf dem rechten Rheinufer, mit Ausnahme der östr. und preuß. Lande, unterworfen. — Unstreitig war die Absicht des Reichs, indem es aus Noth einen Mitstand seiner Güter beraubte, darauf gerichtet, im Uebrigen der katholischen Kirche ihre Verfassung zu lassen. Indessen starben allmählig die Bischöfe, neue wurden nicht ernannt, weil Verwirrungen auf Verwirrungen folgten. Der rheinische Bund zerstörte nun gar das deutsche Reich, und man fing an, ernsthaft zu untersuchen, ob nun überhaupt noch irgend eine der bisherigen Rechtsnormen gelte. Die ungemessene Souveränität, welche die Rheinbundsfürsten von Napoleon zu Lehn trugen, zog hier, wie allenthalben, ein Heer gefügiger Schmeichler nach, welche in der Theorie Das zu begründen wußten, was eine elende Praxis zur Betrübniß rechtlicher Gemüther darbot. Als nun vollends Napoleon mit dem Papst brach, wußten die Schmeichler der Gewalt nichts Eiligeres zu thun, als sich zu einem System zu bekennen, das der weltlichen Gewalt kaum begrenzten Einfluß auf die Kirche gab. — Der Rheinbund hörte auf, der Papst ward aus der Gefangenschaft befreit, und indem man das wiedererroberte linke Rheinufer nicht dazu benutzte, nunmehr, wo der Grund zu jenen Sekularisationen wegfiel, den Status quo herzustellen, und die Länder des Kurerzkanzlers vertheilte, erinnerte man sich doch mit einiger Lebhaftigkeit an die Pflicht, der Kirche wieder ihr Recht und Gestaltung zu verschaffen. Es sollte ja überhaupt mit der Vertreibung des Usurpators die rechtlose Zeit geendet haben, selbst ein heiliger Bund sollte die Völker und die Kirche vergewissern, daß man die Kirche nicht forthin aus dem heidnischen Gesichtspunkte des Territorialsystems als eine selbst wieder zu bewachende Bewachungs- und Zähmungsanstalt des Volkes, sondern als etwas Sittliches, geschichtlich Gewordenes, auf eigenem Rechte Ruhendes betrachtet werde. Die Anordnung der katholisch kirchlichen Verhältnisse ward vom wiener Congreß den deutschen Fürsten überlassen und nun ein Gegenstand schwieriger Unterhandlungen mit dem Papste, über deren endliches Resultat schon im Art. Concordat das Nöthige gesagt worden.

Deutsche Kunst. Die schönen Künste wurden von den Deutschen mit Glück betrieben, und unter diesen vorzüglich Poesie und Musik. (S. Deutsche Poesie und Deutsche Musik.) Die bildenden Künste, die Baukunst (s. d.) ausgenommen, wurden wegen Mangels

Digitized by Google

Oeffentlichkeit und Gelegenheit, sich zu zeigen, in Deutschland wenig nstigt. Die Plastik wurde mehr als Verzierungskunst betrieben, und r manches Erzeugniß höchster Kunstfertigkeit geliefert. Aber die ierungen waren mehr symbolisch bedeutsam als von anmuthiger n. Doch lieferte auch die Bildhauerkunst mehre bedeutende Werke. Deutsche Bildhauerkunst.) Ferner erzeugte Deutschland viele iche Schnitzarbeiten, dergleichen einige von Albrecht Dürer (z. B. r Elisabethkirche zu Marburg) bekannt sind. Dieser vervollkomm- auch die Form- oder Holzschneidekunst (s. d.), welche seit ng des 14. Jahrh. in Deutschland entstanden war und die (auch che) Erfindung der Buchdruckerkunst vorbereitete. Auch die Erfin- der Kupferstecherkunst (und zwar der Arbeit mit dem Grabstichel) ibt man einem Gold- und Silberschmied in Oberdeutschland (Nürn- oder Augsburg), welcher 1460 lebte, zu (s. Kupferstecherkunst Steinschneidekunst), die der Aetzkunst (die Arbeit mit der Na- del) einem andern deutschen Künstler (Einige sagen Michael Wohl- uth 1434 bis 1519), welches aber Beides noch des Beweises bedarf. er die deutschen Silberarbeiter, s. d.) Um die Richtung zu chnen, welche die bildende oder zeichnende Kunst insbesondere unter Deutschen neuerdings genommen, ist es nothwendig, aus der Ge- te derselben die geschichtlichen Momente hervorzuheben, die zu ihrer thümlichen Entwickelung früherhin gewirkt haben. Im 13. bis zum Jahrh. hatte Deutschland eine eigenthümliche Baukunst, die sich im strebenden, mit der höchsten Fülle der Gestaltungen beurkundete. 14. bis zum 15. Jahrh. blühte am Niederrhein, hauptsächlich in n (vgl. d.), eine deutsche Malerschule, welche sich an die unterge- e Kunst der Byzantiner anschloß. Im 15. bis zum 16. Jahrh. leb- die größten deutschen Maler, Bildgießer (s. d.), Schnitzarbeiter, nenschneider ꝛc., und üppig sproßte der Baum deutscher Kunst in thümlicher Fülle, besonders in dem Süden von Deutschland. Re- n war der Gegenstand und Mittelpunkt aller Künste. Mit religiö- Gemüthe, eigenkräftig aufgefaßt, mußten die heiligen Sagen, sowie weltlichen Geschichten, als das versichtbarte Gemüthsleben der ster, als ihre eigene innere Geschichte, und alle Ereignisse des Le- in höherer, religiöser Beziehung erscheinen. Dieß war der Haupt- der Kunstwerke jener Zeit; die alte, echte, deutsche Nationalphysio- nie mit allen ihren Zügen, Biederkeit, Treue, Frömmigkeit, Tapfer- war ihnen unverlöschlich aufgedrückt, ja selbst der Einfluß der in en blühenden Malerkunst vermochte diesen Charakter lange nicht erdrängen. Die Religionsstreitigkeiten im 16. Jahrh. zerstörten Blüthe, und was auch einzelne deutsche Fürsten dieser Zeit zum heil der Künste gethan haben mögen, Haß und Zweifel erschütterten rlich die Gemüther und griffen die Kunst in ihrer Wurzel an, wäh- die rohe Gewalt fanatischer Bilderstürmer und dann die Schreck- des 30jähr. Kriegs den Baum deutscher Kunst entlaubten. Nach Stürmen dieses Krieges, der die Trennung der Nation noch fühl- r machte, hob sich in den protest. Staaten Deutschlands vornehmlich gelehrte Bildung hervor, welche die Ausbildung deutscher Sprache und nthümlichkeit lange zurückhielt; aber noch schädlicher war dem deut- t Charakter und der strengen Sitte, die bis dahin obgewaltet hatte, lächerliche Nachahmung des Französischen in der zweiten Hälfte des

Digitized by Google

17. Jahrh. Wie sollte unter solchen Umständen die deutsche Kunst in nationaler Eigenthümlichkeit sich emporheben? Nicht nur die ursprünglichen Gegenstände der Kunst waren ihr fremd geworden, sondern auch der Geist eigenthümlicher, nationaler Auffassung verloren gegangen. Unter diesen Umständen konnten die, ohnedieß nach dem Muster der Franzosen eingerichteten Kunstakademien, welche einige deutsche Fürsten errichteten, von geringem Erfolg seyn. Die Bildergalerien aber, welche damals angelegt wurden, erregten besonders das gelehrte und kritische Interesse. Entscheidend wirkten auf die deutsche Kunst Winckelmann und Mengs ein. Der Enthusiasmus des Erstern für die Werke der alten Kunst wendete der Blick der Liebhaber und Künstler auf das classische Alterthum. Heyne's archäologische Untersuchungen wirkten zu demselben Ziele hin. Winckelmann zog sogar (in seiner Abhandlung über die Nachahmung der griechischen Werke der Malerei und Bildhauerkunst) die Nachahmung der Alten der Nachahmung der Natur vor. Dieses Resultat eines ausschweifenden Enthusiasmus hatte auf die Künstler einen nachtheiligen Einfluß, indem man unter dem lockenden Titel des schönen Ideals, das an griechischen Formen haften sollte, zur Nachahmung eines fremden, nicht erlebten und angeeigneten Lebens verleitet ward. Mengs's großes Talent fand sich auf demselben Wege. Aber alle Nachbildungen der Antike drangen nicht in das Leben des Volkes ein, und konnten nur erst bei tieferm Verständnisse des Alterthums, welches nicht allein durch die fortschreitenden philologischen und archäologischen Studien, sondern auch die geistvollen Nachbildungen der classischen Poesie, wie sie z. B. in Göthe's „Iphigenie" und andern Dichtungen neuerer Meister erschienen, dem gebildeten Theile des Volks nahegebracht werden. Aber bald zeigte sich auch eine entgegengesetzte Richtung der Kunst, welche durch die wahrhaft nationalen Schöpfungen der größten deutschen Schriftsteller und durch die freier werdende Kritik aufgeregt, durch die Schicksale der Nation aber nicht wenig genährt wurde. Man begeisterte sich für das Nationalalterthümliche und verachtete das Hohle, Gleißnerische, das aus den regelrechten akademischen Nachbildungen sogenannter schöner Formen hervorging. Göthe, Schiller, Herder hatten nämlich der Nation das Vaterländische in ihren Schriften wieder nahegebracht; doch förderte der Erste in Verbindung mit den weimarischen Kunstfreunden mehr die Bearbeitung griechisch-römischer Mythe und Geschichte, wie auch der Inhalt ihrer Preisaufgaben (seit 1799) beweist. Von großem Einflusse auf die jungen Künstler waren Wackenroder's „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" (1797), dann Tieck's und Novalis's romantische Poesien, der Gebrüder Schlegel geistvolle Beurtheilungen, und die darauf folgende Erneuerung mehrer Denkmale alter vaterländischer Poesie, wie z. B. des Liedes der Nibelungen; endlich auch die Sammlungen der herrlichsten alten Malereien durch die Brüder Boisserée u. A. So hat sich ungefähr seit 1802 und vornehmlich unter den deutschen Künstlern in Rom eine große Neigung entwickelt, im Geiste der altdeutschen und der ihr verwandten altitalienische Malerkunst, Religion und Geschichte darzustellen, welche Richtung Göthe die neudeutsche, religiös-patriotische Kunst genannt und nicht ganz gerecht beurtheilt hat. (S. Dessen „Kunst und Alterthum", 1. Bd., 2. Hft., S. 135 fg., vgl. 3. Hft., S. 39; wogegen sich Docen in einer Abhandlung im 8. und 9. Bde. der „Wiener Jahrbücher der Literatur" erklärt und Alles, was

Digitized by Google

sich den hellenistischen Gegnern der altdeutschen Kunst entgegensetzen läßt, fast erschöpft hat.) Im Allgemeinen muß wohl das Bestreben der Deutschen in Malerei und Plastik dahin gehen, in dem eigenthümlichen deutschen Geiste — denn wo anders dürfte eine Nation die feste Grundlage ihres Kunstwirkens suchen als in ihrer Nationalität? — mithin in dem Geiste fortzuarbeiten, der die Künstler des 14. und 15. Jahrh. beseelte, und zunächst die eigenthümlichen Ereignisse und Zustände unserer Nation zum Gegenstande der Darstellung zu machen; denn nur das Selbsterlebte und Verwandte kann in vollkommen lebendiger Gestalt aus des Künstlers Geiste in die Wirklichkeit treten. Um nun in jenem Geiste fortzuarbeiten, kann auch das Studium der altdeutschen und altitalienischen Malerkunst sehr vortheilhaft seyn, sofern der Ausdruck in der Darstellung aufgefaßt, nicht die Unvollkommenheit der Formen als gleichwesentlich nachgeahmt wird. Der Künstler kann sich durch die stille Einfalt und Gemüthlichkeit dieser Werke anregen und begeistern, während die Werke der Spätern, in äußern Formen weit vollendeter, ihm schon die Absicht zu gefallen unverholen ankündigen, und durch dieselbe die reine Natur so leicht verlieren. Aber damit ist freilich nicht gesagt, daß der Künstler bei der Nachahmung der Alten stehen bleiben, oder daß er gar Zustände der Religiosität und Nationalität in sich erzwingen solle, die in der Entwickelung der Völker schon verschwunden sind, und Vorstellungsweisen festhalten müsse, denen das Leben und Wirken in der Gegenwart innerlich widerspricht. Sonach gilt es, in Allem was die bildende Phantasie nähren kann, nicht die Form, sondern den Geist zu ergreifen, und dadurch angeregt, in eignem Geiste darzustellen. — Nicht zu leugnen ist es nun, daß aus jenem Streben der jüngern deutschen, besonders in Rom verbundenen Maler, die, wie ihre Lage es selbst mit sich bringt, von der Antike ebensowohl als von den herrlichsten Werken der ältern und neuern italienischen Schule berührt, an ihre Arbeiten gehen, schon manches Erfreuliche hervorgegangen ist, und daß, wenn auch manche Abirrung und Einseitigkeit bei minderm Talent sich hier und da hervorgethan hat, die Anforderung der Gegenwart und die mächtig eingreifenden Bewegungen der Zeit einer beschränkten und das Alte sklavisch nachahmenden Kunstübung kein dauerndes Interesse versprechen. Zu den jüngern deutschen Malern, welche hauptsächlich jene Richtung genährt und ausgebildet haben, gehört vornehmlich Peter Cornelius aus Düsseldorf, Overbeck aus Lübeck, die Brüder Riepenhausen, der zu früh verst. Pforr, Joseph Koch aus Tirol, die Brüder Veith aus Berlin, Wilh. Schadow aus Berlin, Julius Schnorr aus Leipzig u. A. Ihnen schließen sich die bedeutenden Künstler Näke und Karl Vogel (beide aus Dresden) an. Wenn wir nun auch nicht mit großem Lobe bemerken können, was durch die in den vorzüglichsten Residenzen Deutschlands vorhandenen Kunstakademien für die bildende Kunst geleistet wird, so können wir doch mehre deutsche Maler und Bildhauer nennen, welche unsere gegenwärtige Zeit besitzt. (S. Deutsche Malerkunst und Deutsche Bildhauer.) Unter den deutschen Kupferstechern neuerer Zeit verdient vor Allen der zu früh gest. Fr. v. Müller genannt zu werden, dessen Madonna di S. Sisto zu den Juwelen aller Sammlungen gehört. Ihm zunächst möchte jetzt C. Rahl stehen, dessen Darstellung Christi im Tempel, nach Fra Bartolomeo, sowie s. h. Margaretha, nach Rafael, diesen Platz ihm gesichert haben. Vorzügliche Erwäh-

Digitized by Google

ung verdienen neben ihm der verst. K. Heß (s. d.) und der an seine Stelle in München getretene Sam. Amsler, welcher Thorwaldsen's Alexanderzug, die Grablegung im Pal. Borghese und Danneckers Christus gestochen hat, sowie Reindel, dessen Grab des heil. Sebald und dessen Blätter im „Musée franç.“ Cabinetsstücke sind. Die Arbeiten des unlängst verst. Ulmer, Leybold's, Lutz's und Aloys Keßler's Stiche machen einander den Vorzug streitig. John in Wien liefert ausgezeichnete Blätter in punktirter Manier; in Tuschmanier W. Kobell in München und Piringer in Wien. Streng an Marc-Anton's Muster sich haltend durch bloße Taillen kräftig, suchten C. Barth und Ruschweyh in Rom sich hervorzuthun. Bestimmtheit der Umrisse, Reinlichkeit und Zartheit des Grabstichels und gleicher Fleiß in allen Theilen unterscheiden ihre Blätter von vielen gleichartigen. Auch Krüger hat sich in derselben Art in kleinern Blättchen versucht, während Stölzel in freierer, ansprechenderer Form seine unternommene Arbeit auszuführen verspricht. Noch nennen wir die geachteten Namen: Chodowiecki, Bause, Bolt, Clemens, Gmelin, J. S. Klauber, J. Schmuzer, Böhm, Jury, Meno, Haas, Steinla, Schwerdgeburth, Fleischmann. Als ein gutes Zeichen der Zeit mag angeführt werden, daß die bessern Künstler sich an größere Arbeiten wagen, wobei sie Gelegenheit finden, ihr Talent zu erproben, während der Geschmack an den Almanachformaten sich zu verlieren scheint. Treffliche Arbeiten im landschaftlichen Fache von Darnstedt, Duttenhofer, Frenzel, F. Fromel, Geisler, Günther, Haldenwang, Reinhardt, Veith u. A. lassen die Deutschen getrost neben dem glänzendsten Verdienste des Auslandes sich zeigen; für Thiere haben Klein und Hegi, der des Katzenrafaels G. Mind Sittengemälde dieser beliebten Hausthiere kräftig und geistreich wiedergab, sowie Kolbe Ruhmwürdiges geleistet. Insbesondere noch mit der Radirnadel zeichnen sich aus: Bartsch, Ford, C. Reinhard, Fromel, Koch (an dessen große Blätter F. Kobell's und Grimm's kleinere, durch glückliche Verbindung der Nadel mit der einfachen Aetzkunst, sich anschließen) und Marie Ellenrieder; in der Schabkunst: Pichler, Friedhof, Wenk ꝛc.; in der Aqua tinta: J. G. Pressel und seine Gattin Katharine, Kunst, W. Kobell; in der Punktirmanier: Dürner, John, Sinzwich. Vieles müssen wir übergehen, was ehrender Erwähnung wohl werth wäre, z. B. das Verdienst der Kupferstecher um die Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände. So hat u. A. Duttenhofer's Stichel in Tiedemann's „Tab. nervorum uteri“ (Heidelb. 1822) eine Vollendung, wie sie in Deutschland bei anatomischen Gegenständen noch nicht erreicht worden war. Sehr geübte Zeichner sind: Ramberg, Kolbe, Schnorr (der Vater). Ersterer hat so viel Talent als leider auch Manier. Die vorzüglichsten Kunstsitze in Deutschland: Wien, München, Dresden, Berlin, haben auch bedeutende Kunstakademien. — Zu Dem, was in den letztern Jahren in Hinsicht auf bildende Kunst Auszeichnungswerthes zur öffentlichen Kunde gekommen ist, gehören die Denkmale Blücher's, Scharnhorst's, sowie das Denkmal Luther's (1821 auf dem Markte zu Wittenberg aufgestellt), und was in Baiern vom König Ludwig gethan wird. Ferner gehören hierher die lithographischen Werke der Officinen in München, Wien und Hamburg, z. B. das über die Boisserée'sche Gemäldesammlung, von Strirner, Pilpty ꝛc., die Abbildungen denkwürdiger Gebäude von Quaglio, Moller; die k. preuß. Gemäldegalerie in Steindruck u. a. m. Von größern Kupferwerken sind

Digitized by Google

bemerkenswerth: das Boisserée'sche Werk über den Dom zu Köln; die Apostel von Vischer, gestochen von Reindel; die in Wien (bei Haas) erscheinende Abbildung der Gemälde der k. k. Bildergalerie zu Wien, nach Perger's Zeichnungen; Retzsch's „Outlines to Shakspeare" (Leipz., C. Fleischer); das „Neue Taschenbuch von Nürnberg"; die Ansichten von Frankfurt a. M. und dessen Umgegend; die Decorationen des berliner Theaters, auch in der Erfindung ausgezeichnet; und manches Gute, was in den jährlichen Taschenbüchern, z. B. der „Aglaja", zu Tage kommt. — Von der deutschen Schauspielkunst s. Deutsches Theater. Die Mimik wurde in den letzten Zeiten auch selbstständig z. B. von Madame Hendel-Schütz, von Seckendorf u. A. geübt. (S. Attituden.) Ebenso erhob sich die Declamation (s. d.) der Deutschen, vorzüglich als lyrische Declamation seit Anfang dieses Jahrh. zur Selbstständigkeit.

Deutsche Literatur. Die deutsche Literatur steht weder an Alter und Eigenthümlichkeit, noch an Reichthum und Gehalt, einer andern der europäischen Abendländer nach. Deutschlands literarische Bildung wurde im kirchlichen Style der Zeit von Karl dem Großen begründet; es verdankt ihm seine, durch rühmlichste Wirksamkeit ausgezeichnete Klosterschulen zu Fulda (802), welches durch Zöglinge Alkuins, besonders durch Rhabanus Maurus (813), Pflanzschule tüchtiger Lehrer war, Hirschau, Reichenau, St.-Gallen, wo schon früher (700) ein gutes Schottenkloster sich befand, Korvey, Hirschfeld, Weissenburg, St.-Emmeran in Regensburg, Trier, Prüm, Mainz u. a. m.; aus ihnen gingen achtungswerthe Gelehrte und Geschäftsmänner hervor. Iso oder Abt Salomo in St.-Gallen im 9. Jahrh. verfaßte ein den Inbegriff alles damaligen Wissens umfassendes „Dictionarium universale"; es zeichneten sich im 9. Jahrh. noch Walafrid, Strabo, Wandelbert u. A. als lateinische Dichter, Eginhard u. A. als Historiker, Rhabanus Maurus als selbstdenkender Vielwisser, Godeschalk, Haymo u. A. als Theologen aus. Nachdem Deutschland (845) ein selbstständiger Staat geworden war, hielten feindliche Angriffe roher Nachbarn im Norden und Osten, und innere Reibungen das gedeihliche Fortschreiten seiner Nationalbildung auf, bis unter den Königen aus dem sächsischen Hause (919) mehr Einheit und festere Ordnung sich allmählig zur Herkömmlichkeit gestalteten, und die, wenn auch dunklen, und oft einander entgegengesetzten, Vorstellungen vom öffentl. Wohle unter Großen und Geistlichen verallgemeinerten. Unter den drei Ottonen (936—1003) wurden durch Verbindung mit Italien und Griechenland der Vorrath an Kenntnissen und die literarische Thätigkeit sehr vermehrt. Utrecht, Lüttich, Köln, Bremen, Hildesheim hatten seit dem 10. Jahrh. berühmte Schulen; bei mehren Stifts- und Klosterschulen wurden Büchersammlungen angelegt; die beträchtlichsten scheinen in St.-Gallen, Fulda, Korvey und Hirschau gewesen zu seyn; an dem letztern Orte trug Abt Wilhelm (st. um 1091) eine, viele Hülfsmittel voraussetzende, alphabetische Encyklopädie, „De universo", zusammen; auch befanden sich unter den gesammelten Büchern nicht wenige Classiker, namentlich wissen wir das von dem Kloster Muri, von St.-Gallen, wo Virgil und Horaz bekannt waren, obgleich gentilium fabulae non necessariae verachtet wurden, von Fulda, Korvey und von Paderborn, welches unter Bischof Meinwerk (1009—1036) die Werke des Terentius, Virgilius, Statius, Sallustius, Livius und Seneca besaß. Unter den eines gefälligern lateinischen Ausdrucks sich befleißigenden Schriftstellern des 11.

Digitized by Google

Jahrh. sind die Dichterin Rhoswirtha, die Historiker Witichind, Dithmar, Lambert, Adelbold, Bruno u. A. bemerkenswerth. Mit dem 12. Jahrh. wurde durch das blühende Ritterwesen die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart mehr vergeistigt, und da die Sprache immer der Verfeinerung der Denkart folgt, so gelangte Deutschland zum Besitze alles Dessen, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehört. Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Allemannien, d. i. in Schwaben, mit Inbegriff eines großen Theils der Schweiz, und die allemannische Mundart gewann als Sprache des Kaiserhofs eine so entschiedene Ausbildung vor allen andern Mundarten, daß sie fast wie das spätere Hochdeutsch, literarische Gesammtsprache wurde. Hier fand die deutsche Poesie als Minnegesang zuerst in höhern Ständen ihre Pflege, dann ging sie (1300) als Meistergesang zu dem Bürgerstande über. Daneben zeigte sich bei den Deutschen eine besondere Liebe für ihre volksthümlichen Anstalten und Sitten dadurch, daß deutsche Urkunden, Land- und Stadtrechte und Gesetze seit der Mitte des 13. Jahrh. niedergeschrieben und gesammelt wurden. Hierher gehört der „Sachsenspiegel" und der „Schwabenspiegel" (s. d.). Vom 11. Jahrh. an wurde auch das römische Recht von Deutschen bearbeitet, und leider auch auf deutsche Anstalten angewendet. Neben der Rechtskunde wurde vorzüglich die Specialgeschichte mit redlicher Treue und religiösem Sinn bearbeitet. Hierher gehört des Bischofs Otto von Freisingen Chronik und seine Geschichte Friedrichs I., die Werke von Heinrich von Herford (starb 1370), Gobelinus Persona (1420) u. m. A., in latein. Sprache, Ottokar's von Horneck (um 1264 geb.) Reimchronik, das älteste große historische Werk in deutscher Sprache (s. über ihn T. Schlacht's Schrift, Mainz 1821), und die Chroniken des Jak. von Königshofen, Joh. Rothe, Joh. Thurnmayer (Aventinus) Ditmar's „Lübeckische Chronik" u. A., deutsch abgefaßt. Seb. Franke's „Weltchronik" ist die erste Universalgeschichte der deutschen Literatur. Die Philosophie wurde nun eifriger studirt, indem vorher nur philosophische Werke der Alten und der Araber übersetzt und abgeschrieben worden waren; sie wurde mit der Theologie verbunden und zur Vertheidigung der kirchlichen Grundsätze gebraucht, aber auch von diesen beherrscht. Unter den scholastischen Philosophen zeichnen sich mehre Deutsche seit dem Anfang des 13. Jahrh. aus. Zu ihnen gehört der Dominicaner Albert der Große aus Lauingen an der Donau (starb 1280), welcher in Paris, Köln ꝛc. Philosophie lehrte, wie auch große Forschungen in der Naturwissenschaft anstellte. Als theologischer deutscher Schriftsteller ist der Mystiker Joh. Tauler (starb 1361) wichtig. Ihm folgte im folgenden Jahrh. der Theolog zu Strasburg, Gayler von Kayserberg, der satyrisch strafende Sebast. Brandt (geb. 1458, st. 1520) und sein Nachfolger Thomas Murner (geb. 1475). Auch wurde zu Ende dieses Zeitraums die Mathematik, Astronomie und Mechanik von Deutschland aus fleißig bearbeitet und ausgeübt; daher mehre der wichtigsten Erfindungen. Was bisher die deutsche prosaische Literatur sehr niedergedrückt hatte, war vorzüglich Mangel an Büchern, und daher Kostbarkeit derselben, beschränkte Schulanstalten und endlich die Abhängigkeit der Wissenschaften von den Mönchen und Geistlichen, in deren Händen sie blieben. Seit dem 14. Jahrh. aber wirkten die überall neugestifteten höhern Lehranstalten (s. Deutsche Universitäten), und seit dem 15. die Erfindung der Buchdruckerkunst so mächtig zu einer neuen Bildung

Digitized by Google

hin, daß man von ihnen neue Epochen der Literatur datiren muß. Erst durch letztere konnte eine gelehrte Literatur, wie sie Deutschland vor allen übrigen Völkern sich erworben hat, und welche nur auf möglichst leichtem und allseitigem Umtausch der Ansichten und Kenntnisse beruht, möglich werden. Vortheilhaft wirkte zu dieser neuen Bildung der Untergang des griechischen Reichs (1453), dessen Gelehrte nach Italien entflohen und von hier aus die Keime einer neuen Bildung durch Erhaltung und Fortpflanzung alter Gelehrsamkeit ausstreuten. Der freie Gast aber, welchen das Studium der alten Sprachen vorzüglich auf Universitäten aufregte, bewirkte und begünstigte die großen Bestrebungen der Reformation. Zu den Männern, welche schon früher durch Verbreitung der sogen. Humanitätsstudien die höhere Bildung förderten, gehört vorzüglich Rud. Agricola (1442—85), Lehrer an der Universität zu Heidelberg, Konrad Celtes (1459—1508), der erste gekrönte deutsche Dichter in Wien, der Polyhistor Joh. Trithemius (1462—1516), vorzüglich aber Reuchlin, Prof. in Tübingen (1454—1525), und Ulrich von Hutten (1458—1523), Melanchthon, Joach. Camerarius und der berühmte Erasmus von Rotterdam. Endlich waren auch die Aufhebung des Faustrechts und die Stiftung eines allgemeinen Landfriedens unter Maximilian I., dem großen Beförderer der Künste und Wissenschaften, sowie die Gründung einer festern Reichsverfassung und ein hoher Grad von Wohlstand sehr förderlich für die aufblühende freiere Bildung. Mit verjüngter Kraft trat der lange ausgeartete Rittergeist ins Leben zurück; J. und H. v. Cronenberg, Fr. v. Sickingen, U. v. Hutten, Götz v. Berlichingen u. A., kämpften für Freiheit, Recht, gegen Anmaßungen der Großen; viele aus dem Adel, Gr. Nuenar, die Dalberge, v. Lange, v. Spiegelberg, v. Rotenhan, Ant. v. Pleningen, U. v. Hutten, Will. Pirkheimer, Jul. v. Pflugk u. A. widmeten sich wissenschaftlichen Beschäftigungen und ließen sich die Beförderung derselben mit begeistertem Eifer angelegen seyn; ein nicht geringer Theil des Volkes wurde von Gefühlen einer neuen Weltbetrachtung befruchtet und ahnete eine bevorstehende Zukunft, die ihm große Räthsel lösen, unterdrückte Ansprüche und vorenthaltene Rechte zurückgeben werde. Alle diese Bestrebungen und Hoffnungen fanden ihre Vereinigung in der von Ulr. Zwingli (1517) und Martin Luther unternommenen Reformation. Eine Erweiterung des Gehaltes und Umfanges der, mit dem Werke der Reformation zusammenhängenden, Folgen kann in unsern Tagen nicht mehr für nöthig erachtet werden, wenn die Warnungen der Weltklugheit in schonender Beziehung auf Schwachheit der Einsicht und Arglist der Auslegung dabei unberücksichtigt bleiben; selbst Gegner gestehen jetzt wohl ein, daß in dieser Zeit eine Wiedergeburt der sittlichen Volkskraft erfolgt sey. Dem nun in seinem Grundwesen veränderten geistigen Gesellschaftszustande eines bedeutenden Theiles des deutschen Volkes kamen mehre äußere Unterstützungen zu Statten; viele Städte erklärten sich für die neue Ordnung der Dinge; unter den Fürsten, welche ihr mächtigen Schutz angedeihen ließen, haben ihr die nachhaltigsten Dienste geleistet: Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen († 1525), ein Muster edler Mäßigung; sein Nachfolger der standhafte Johann († 1532); Philipp der Großmüthige († 1567), Landgraf von Hessen, Stifter der ersten evangelischen Hochschule in Marburg (1527), und damit Größeres erwirkend als durch ungestümen Waffentrotz; Moritz, Kurfürst von Sachsen († 1553). Doch entschieden

Digitized by Google

weder Waffenglück noch Staatsmacht und Kabinetsweisheit, noch Beifall der Menge über eine reingeistige Angelegenheit; sie hat die Gewährleistung für ihre Dauer, Sicherheit und Gültigkeit in ihr selbst; ihre innere Kraft, aufgehalten durch äußern Gegendruck, bricht zur rechten Zeit siegreich hervor und ist unsterblich wie der Gedanke, der ihr das Daseyn gab. Die Folgen der Reformation offenbarten sich am Sichtbarsten in Vervollkommnung des Jugendunterrichts, um welche sich Melanchthon, Joach. Camerarius, Joh. Sturm, Mich. Neander u. A. unsterblich verdient machten, und in Lebendigkeit und Fruchtbarkeit der literarischen Thätigkeit. Die Mystiker schlossen sich theils an die Kabbalah, auf welche der treffliche Reuchlin bei seiner Bearbeitung der hebräischen Literatur geleitet wurde, theils an die Chemie und Astronomie, welche damals fast nur Alchymie und Astrologie waren; an ihrer Spitze der berühmte Paracelsus, Val. Weigel, Jak. Böhme u. A. In den Naturwissenschaften thaten sich die Deutschen seit dem 16. Jahrh. hervor. Hier sind unter den Ersten der große Metallurg Georg Agricola aus Meißen und Konrad Gesner (1542), der Vater der Naturgeschichte zu nennen. Der Chemie gab der genannte Theophrastus Paracelsus (seit 1526) eine andre Wendung, wandte sie glücklich auf Medicin an und erfand mehre chemische Arzneien, die Mercurialzubereitung und Opiate. Auch gewann die Heilkunst einige Fortschritte, sowie die Mathematik und Mechanik. Dürer schrieb sogar ein Werk über die Perspective in deutscher Sprache. In der Astronomie ragten schon Nic. Kopernicus und Tycho de Brahe, später Kepler hervor. Die Rechtswissenschaft wurde nur in der Art, das römische Recht vorzutragen, verändert, und mit dem protestantischen Kirchenrechte vermehrt. Uebrigens wurde der Anfang eines deutschen Staatsrechts durch Bearbeitung mehrer Reichsgesetze seit dem 16. Jahrh. gemacht. Das Civilrecht fing mit mehren Gesetzen an, auf welche die peinliche Halsgerichtsordnung Karls V. (Carolina genannt) folgte. Die Geschichte wurde weniger gebildet. Nur Carion's deutsch geschriebene Chronik (1532) erregte allgemeine Theilnahme und wurde sogar in verschiedene Sprachen übersetzt; noch größere Sleidanus's in lateinischer Sprache geschriebene Universalhistorie. Mehr wurde die Specialgeschichte bearbeitet. In der Mitte des 16. Jahrh. fing man nicht nur an, die Chroniken und Urkunden des Mittelalters zu sammeln, sondern auch die ausländische Geschichte zu treiben, und die magdeburgischen Centuriatoren schrieben mit Fleiß und Genauigkeit. Die Literargeschichte begann mit Konrad Gesner; und schon 1564 erschien ein Bücherverzeichniß von der frankfurter Buchhändlermesse. Auch zwischen den Gelehrten selbst waren genauere Verbindungen eingetreten durch gelehrte Gesellschaften und Briefwechsel. Aber kaum einige Menschenalter erfreuten sich des oft getrübten Vollgenusses dieser eifrigen Regsamkeit, und wetteifernden Erstrebung des Schönen und Wahren, um viele geistig frei zu machen. Bald drängte sich zünftige Selbstsucht in Staat und in Kirche wieder vor; Vorstellungen und Worten wurde Zwang angelegt, der freie Gedanke verfolgt, das Volk verabsäumt und unterdrückt. Was noch übrig war von alter Volkskraft, erschlaffte während des dreißigjährigen Krieges (1618—48), welcher zwar die, vielleicht mit Recht gefürchtete Obermacht Oestreichs brach, aber das bürgerliche und sittliche Leben überall verwüstete, und die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten Deutschlands an fremde Mächte brachte. Dieses Zeitalter der Noth und

Digitized by Google

Schmach erwies sich fruchtbar an gehaltvollen geistigen Erscheinungen, die aus dem Samen einer von Machthabern und Wortführern verkannten großen Vergangenheit aufgingen; der kindlich fromme J. Arndt schöpfte Trost und Stärkung für zerrissene Herzen aus dem nie versiegenden Quell des Evangeliums; J. Böhm und seine Geistesverwandten gaben sich der unaussprechlichen Geheimlehre des vom Glauben an das Höchste der Menschheit geweckten und geleiteten Gefühles hin; J. V. Andreä stellte die Thorheiten und Armseligkeiten aller Stände, besonders Derer, die das Salz der Erde seyn sollen, in ihrer Blöße dar, und während Spee und Weckherlin im Westen dem Sinne für das Schöne Nahrung gaben, ging von Osten mit Opitz eine Dichterschule aus, welche in späten Nachwirkungen die Veredlung der Nationalliteratur vorbereitete. Wenn gleich die Gesammtheit des Ruhmes christlicher Hochherzigkeit und unbeschränkter Freiheit ermangelte, keine sittliche Einheit zwischen Herrschern und Beherrschten, Lehrern und Laien, Gebildeten und Ungebildeten Statt fand, religiöser Haß, Kastenwesen und Rottengeist überhand nahmen, so bewährte sich doch im Einzelnen die Fortdauer des Besseren. Manches geschah, um die Wunden des Vaterlands zu heilen und die zuversichtliche Erwartung einer freundlicheren Zukunft zu rechtfertigen. Mit dankbarer Ehrfurcht blickt die Nachwelt zurück auf den sächsischen Herzog, Ernst den Frommen († 1675), welcher das gesammte Unterrichtswesen zuerst musterhaft ordnete, und überhaupt vom edelsten Eifer für geistiges Wohl der Menschheit erfüllt war. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, was Joh. Phil. Freiherr von Schönborn, Kurfürst von Mainz († 1673), unterstützt von seinem Minister, J. Chr. v. Boineburg, und der braunschweigische Herzog August († 1666), in dessen Fußtapfen seine Nachfolger Rudolph August († 1704) und A. Ulrich († 1714) traten, für Beförderung wissenschaftlicher Thätigkeit geleistet haben. Gegen Ausgang des 17. und im Anfang des 18. Jahrh. ermäßigte sich die harte Einseitigkeit der theolog. Rechtgläubigkeit in der protestantischen Kirche; Spener und Zinzendorf wußten die praktischen Ansprüche des Gemüthes gegen das kalte Formelwesen des Verstandes geltend zu machen; die bisher am meisten vernachlässigten Theile des menschlichen Wissens, Naturkunde, Philologie und Geschichte, namentlich auch die des Vaterlandes im Mittelalter, wurden mit Eifer und Erfolg bearbeitet; Leibnitz gewann für philosophische Studien ein großes Publikum; der sorgsame Anbau der Mathematik und Astronomie dauerte fort, und trug immer reifere Früchte. Der preußische Staat war seit des großen Kurfürsten Regierung Muster rastloser Betriebsamkeit und vielfachen Kunstfleißes, die durch Ansiedelung französischer Protestanten nicht wenig gefördert wurden; in ihm fand der Protestantismus eine Sicherheitsstätte; mit einer vervollkommneten Staatsverwaltung erwachte gemeinnützigere Thätigkeit, in milderen Sitten, in Liebe zu Wissenschaften und Künsten; die Universität Halle (1694) gab einen gediehenen wissenschaftlich-praktischen Ton an und wirkte vortheilhaft auf einen beträchtlichen Theil Deutschlands; von ihr gingen die richtigere Ansichten über Alterthumskunde und geschichtliche Studien, Umstaltung der Theologie, Jurisprudenz und Medicin aus, besonders aber engere Verbindung des philosophischen Geistes und Verfahrens mit dem Leben und mit Geschäftsstudien; hier wirkten (seit 1690) der kräftige Christ. Thomasius (starb 1728), welcher die Muttersprache statt der bisher bevorrechteten lateini-

Digitized by Google

schen zum Werkzeuge des gelehrten Unterrichtes und wissenschaftlichen Verhandlungen erhob, viele Vorurtheile glücklich bekämpfte, und die allgemeinere Theilnahme an geistigen Angelegenheiten anregte; und Chr. Wolf (st. 1754), dem die allgemeinere Einführung der Philosophie in alle gelehrte Studien und in das Geschäftsleben zu verdanken ist. Um die Mitte des 18. Jahrh. waltete nach und nach in fast allen Gegenden des deutschen Vaterlandes freiere Thätigkeit für Wissenschaft und Kunst, ergiebig an guten und immer reifern Früchten; Empfänglichkeit für das Geistige, Freude an wissenschaftlichen Leistungen und an Spielen der Phantasie verbreiteten sich in jeden Kreis des gesellschaftlichen Lebens, ihn verschönernd und zum Wachsthume in sittlicher Veredlung erhebend. Friedrich II. der Große (st. 1786), gleich ausgezeichnet als Herrscher und Krieger, als Denker und europäischer Weltbürger, entfesselte den Vernunftgebrauch und schützte die Rechte der Geistesfreiheit, mit sicherem Blicke Vergangenheit und Gegenwart tief erfassend, die volle Bedeutung der Zukunft ahnend, in Grundsätzen großartiger Regierungsweisheit als musterhaftes Vorbild der kommenden Geschlechter anerkannt. Kaiser Joseph II. (st. 1790) erstrebte mit ungestümer Raschheit gleichen Ruhm, der den großen König verherrlicht, preiswürdig in Festigkeit der Ansicht und des Kraftwillens, unglücklich im Erfolge, und doch von Rechtswegen in der Geschichte dankbar gefeiert als Herold einer Zeit, die der Einzelne im Widerspruche seiner von selbstsüchtigen Vorurtheilen bestrickten Mitwelt wollen, aber nicht verwirklichen kann. Unter den vielen deutschen Fürsten, welche gleichzeitig die geistige Volksveredlung gefördert und zum Gedeihen der Wissenschaft und Kunst kräftig mitgewirkt haben, können hier nur einige der Bekanntesten ausgezeichnet werden: die Kurfürsten von Mainz, Em. Jos. Freih. v. Breitenbach (st. 1774), Fried. Karl Jos. v. Erthal (st. 1802); Karl Theod. Ant. Maria von Dalberg (st. 1817); Badens edler Karl Friedrich (st. 1811); Anna Amalia von Braunschweig (st. 1805), Regentin von Weimar; Ernst II., Herzog von Gotha (st. 1804), u. m. A. Deutschlands literarische Betriebsamkeit in Aneignung fremder Schätze bleibt unverändert dieselbe, sein Ruhm gründlicher Gelehrsamkeit ist im Steigen; Selbstständigkeit im wissenschaftlichen Forschen und im sittlichen Ringen nach Wahrheit sichern ihm einen eigenthümlichen Vorzug, welchen auch Ausländer, sonst selten gerecht in Würdigung deutschen Verdienstes, anzuerkennen scheinen. Es hat seit 2 Jahrhunderten ein wohleingerichteter literar. Handelsverkehr; unter allen Ständen herrschen seit langer Zeit Wißbegierde und Leselust. Erziehung und Unterricht sind in Hinsicht auf Methode, Umfang und Gründlichkeit einem hohen Ziele fortschreitend näher gebracht worden; bessere Einsicht findet in allen Volksclassen Eingang und entwurzelt Vorurtheile, Aberglauben und Unwissenheit. Die Fortschritte sind im 19. Jahrh. überall ziemlich gleich, wenn sie auch hin und wieder weniger sichtbar werden dürfen. Harte Erfahrungen sind in neuern Zeiten zu Heilmitteln gegen weichliche Erschlaffung geworden, und haben die Rückkehr zu vaterländischer Kraft und Sittlichkeit veranlaßt; ein guter Geist waltet vor, und die Hoffnung, daß er seine Verläumder beschämen und das sittliche Gemeinwohl des Vaterlandes aufrecht erhalten werde, wird nicht zu Schanden werden. — Das deutsche Literaturwesen ist sehr viel umfassend und gehaltvoll. Die Nationalliteratur darf die Vergleichung mit den bedeutendsten des Auslandes nicht

Digitized by Google

scheuen und ist bei allen ihrem Reichthum noch in der Fortbildung begriffen. Encyklopädisches Wissen, philosophisch und sittlich-intellektuellen Weltbürgersinn beurkundend, sowie allumfassende Literaturkenntniß sind in Deutschland einheimisch; nirgends findet sich eine Registratur des menschlichen Wissens von gleicher Vollständigkeit, verbunden mit solchem Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit in der Würdigung des Gehaltes. Die Ueberlegenheit in der Sprachenkunde wird anerkannt. In Bearbeitung der classischen Philologie ist seit dem 16. Jahrh. Treffliches geleistet worden und wird in neueren Zeiten der Ton angegeben für sprachliche Forschungen, Kritik und Auslegung mit Hülfe der ausgebreitetsten geschichtlichen Sachkenntniß, und mit gesteigerten Forderungen an Scharfblick und Urtheilskraft. Für geschichtliche Studien ist viel geschehen durch Treue in der Quellenbenutzung und durch Beharrlichkeit im fleißigen Sammeln; im Umfange des geschichtlichen Wissens und in der Methode, dasselbe als geistiges Bildungsmittel geltend zu machen, behaupten Deutsche den Vorrang vor allen gebildeten Nationen; in historischer Kunst dürfen sie eine Stelle neben den Briten in Anspruch nehmen. Chronologie, Geographie, Numismatik, Diplomatik, Archäologie haben durch sie Bereicherung im Stoffe und fast ausschließlich wissenschaftliche Behandlung gewonnen; in der Statistik sind sie für Alle Lehrer und Muster gewesen. Ihr Verdienst um Philosophie ist unbestritten; alle neuern Systeme sind von ihnen ausgegangen oder am Richtigsten gewürdigt worden; sie haben philosophischen Geist im Reiche des wissenschaftlichen Strebens zur Herrschaft erhoben, und mit dem Bewußtseyn des sittlichen Daseyns verschmolzen; Naturrecht, Staatswissenschaft, Pädagogik und Alles, was die gesellschaftlichen Verhältnisse berührt, haben dadurch beträchtlich gewonnen. In der Mathematik ist ein ehrenvoller Wettstreit mit Briten, Franzosen und Italienern bestanden worden, welcher fortdauert und immer ergiebiger wird an fruchtbaren Erfolgen. Gleicher und wachsender Ruhm muß ihnen in Naturwissenschaften und in der Medicin zugestanden werden; der bewährte Ertrag gewissenhafter Untersuchung findet in Deutschland seine Einigung und wird mit gründlichen Prüfungen und eigenthümlichen Wahrnehmungen bereichert und geistvoll verarbeitet. In der Jurisprudenz, mag sie aus philosophischem oder geschichtlichem Gesichtspunkte gesehen werden, stehen sie jetzt auf der höchsten Stufe, und die humanistische Bearbeitung wird von ihnen am Glücklichsten fortgesetzt. In der Theologie, der katholischen wie der evangelischen, können alle Europäer von den Deutschen lernen, und viele bedürfen der mannigfaltigsten Vorbereitung, um dafür empfänglich, und zur Würdigung derselben geeignet zu werden. Mehres s. die besondern Art. aller jener Wissenschaften, sowie Deutsche Prosa und Deutsche Poesie. — Ueber die Geschichte der deutschen Nationalliteratur insbesondere hat man treffliche Vorlesungen von Wachler (Fkf. a. M. 1818, 2 Thle.). Ueber Wolfg. Menzel's Schrift: „Die deutsche Literatur" (Stuttg., 2 Th.) vgl. m. Deinhardstein in den „Wiener Jahrb.", Bd. XLIV, 1828.

Deutsche Malerkunst. In den Urzeiten der Germanen findet selbst der aufmerksamste Forscher auch nicht die leiseste Spur von Malerei. Einfach und rauh in ihren Sitten, waren es zuerst die Römer, die einen Schimmer von Cultur in ihren Gauen am Rhein und an der Donau verbreiteten. Ganz einzudringen bis auf den ersten Entstehungs-

Digitized by Google

punkt der Malerei unter ihnen ist in unserer entfernten Periode wohl unmöglich, und wir müssen uns begnügen, nur aus den ältesten Ueberlieferungen auf den Gang, den wohl diese Kunst in ihrer Kindheit genommen haben mag, zu schließen. Die byzantinische Malerschule ist die erste, welche wir an den Ufern des Rheins und im ganzen westlichen Deutschland verbreitet findet. (Ueber ihren Charakter s. Byzantinische Kunst.) Mehre Alterthumsforscher haben nach Ueberreste aus dem 8. Jahrh., aus dieser Schule hervorgehend, aufgefunden. Das Christenthum weckte hauptsächlich die Neigung und Vorliebe zur Malerkunst, und seinen herzergreifenden Begebenheiten der ersten, ernsten Zeit wurden auch daher hauptsächlich nur Pallette und Farben gewidmet. Selten fällt wohl dem Kunstforscher ein Bild aus dem deutschen Mittelalter in die Hände, worauf nicht wenigstens eine Figur mit dem Heiligenschein um das Haupt dargestellt wäre. Auch die Malerei flüchtete, wie fast ohne Ausnahme jede andere friedliche Kunst, in jener frühern Zeit in die stillen Zellen der Mönche, welches uns die unzähligen Bibeln, Missalen und Gebetbücher beurkunden, deren zahlreiche zierliche Bilder und kunstreiche Schnörkel noch jetzt bewundert werden. Hatte nun gleich im romantischen Mittelalter die Malerei unter den Händen der frommen Deutschen einen eigenthümlichen Charakter angenommen, der vorzüglich in einer ergreifenden Gemüthlichkeit besteht, so schien doch ihre Steigerung von Künstlichkeit weit spätern Zeiten vorbehalten. Alles, was uns von jenen Werken der Vorzeit aufbewahrt worden ist, mahnet uns, ernster und rührender vielleicht als selbst die Geschichte, an Das, was unsere deutschen Väter waren. Denn immer ist die bildende Kunst eines Volkes ein treuer Spiegel seiner Individualität. Sehen wir nun diese ernsten, erhebenden, seelenvollen Bilder, in ihrer gediehenen Vollendung, in ihrer herzlichen keuschen Anmuth, so erkennen wir, aus welchem Geiste solch ein Streben hervorging. Als frommes Andenken widmete der altdeutsche Künstler seine Werke dem späteren Geschlechte. Sie waren bestimmt, Kirchen und Capellen zu schmücken, oder sie wurden unverletzliches Familieneigenthum. Die Malerkunst war damals gewissermaßen ein Gewerb, ein Geheimniß; die Meister bildeten eine ehrwürdige Zunft und hielten getreulich zusammen. Die Farben wurden von wackern Chemikern sorgfältig aus den Urstoffen abgeschieden, darum haben sich auch die Gemälde so köstlich erhalten. Die Künstler erhielten aber auch die gehörige Aufmunterung, sowohl von dem Volke, das sich geehrt fühlte in ihrem Besitze, als auch von den Fürsten und Edlen der Länder. Betrachten wir die verschiedenen deutschen Lande in dieser frühern Zeit, so war es in Oestreich besonders der Abt Reginbald, Stifter des Klosters zu Murr 900, der die Liebe für Kunst weckte. Ihm folgten hierin der h. Thiemo zu Salzburg, und besonders Gisela, Königin von Ungarn und Gemahlin des heil. Stephanus. Ludwig der Fromme erhielt von dem byzantinischen Kaiser schon kostbare Kunstgeschenke. Die schlesischen und mährischen Fürsten lebten in freundschaftlicher Verbindung mit den griech. Kaisern. Der heilige Methodius, der 863 als Missionnair zu den Slawen geschickt wurde, wird als ein geübter Maler gepriesen, der seine Kunst zur Unterstützung des Bekehrungsgeschäfts gebrauchte. Die ersten schlesischen Bischöfe waren Italiener, welche die frommen Gemälde überall zur Beförderung der Religion benutzten. In der Elisabethskirche und der Kirche der h.

Digitized by Google

Barbara zu Breslau findet man noch höchst merkwürdige Gemälde aus jener Zeit, unter welchen die in 32 Vierecken abgetheilte Hedwigstafel, die Geschichte der heiligen Hedwig darstellend (in der St.-Bernhardinskirche) vor allen Bemerkung verdient. Kaiser Karl IV. rief besonders viele geschickte Maler nach Böhmen, wo sich schon 1348 eine Malerzunft bildete. 1450 fing eine bedeutende Malerschule in Breslau an zu blühen, früher als die nürnberger. In Baiern suchte Herzog Theodor II. durch den h. Rupert, den er 696 von Worms nach Baiern berief, die christliche Religion mehr auszubreiten, und hier, wie überall, knüpfte sich die Einführung der Malerkunst an die des Christenthums. In den Benedictinerklöstern wurden die Künste am eifrigsten ausgebildet. Alfred und Ariram, von denen der Letztere ein Mönch von St.-Emmeran war, werden als die größten bairischen Künstler jener Zeit genannt. Wernher von Tegernsee zeichnete sich besonders durch seine herrlichen Glasmalerei aus. Als Maler des 15. Jahrh. in Baiern werden Gleißmyller, Maier, Mächselkircher, Füterer und Zawnhack gerühmt. In Franken finden wir die ersten Spuren der Kunst zu den Zeiten des h. Bruno, der 1042 den Dom zu Würzburg von Grund auf neu erbauen ließ. Kaiser Heinrich II. und seine Gemahlin, die h. Kunigunde, beschützten hier die Künste sehr. In dem Kloster Heilsbronn findet man noch mehre Gemälde aus den Zeiten des h. Otto, Bischofs zu Bamberg, der 1139 starb. Nürnberg müssen wir besonders erwähnen als denjenigen Ort, wo die mühsam künstliche Bildschnitzerei sowohl als die Malerei sehr früh zu einer hohen Stufe der Vollendung gebracht wurden. Die uralten Malereien in der Marienkirche und in der St.-Sebaldskirche daselbst sind merkwürdig. Zu den frühesten nürnbergischen Malern gehören: Hans Traut, Kulenbach, Hans Bäuerlein und Michael Wohlgemuth. Es gab überdieß viele treffliche Glas- und Miniaturmaler daselbst. In Schwaben wurde zuerst das Kloster Hirschau durch viele Kunstschätze berühmt. Sehr viele Klöster und Kirchen gaben der Kunst Gelegenheit, sich hier zu entfalten, sowie auch viele Handschriften hier mit köstlichen Miniaturen geschmückt wurden. In Augsburg, Ulm, Nördlingen gab es schon früh kunstgeschickte Meister. Am Oberrhein wurde durch Karl den Großen der Sitz aller Bildung errichtet. Mainz, Trier, und ganz besonders Köln waren die ersten Kunstsitze jener Zeit. Wir können annehmen, daß die Periode von 1153 — 1350 für deutsche Kunst, sowie für Poesie und Sprache entscheidend war. Damals blühte in Köln (s. das Ausführliche in diesem Art., Abschnitt: alt-kölnische oder niederrheinisch-byzantinische Malerschule) die älteste deutsche Malerschule, welche die spätere zu Nürnberg an Reinheit des Styls und stiller Lieblichkeit weit übertraf. Die meisten ihrer Gemälde sind auf Holz gemalt, welches erst mit einem Kreidegrunde, dann mit Leinwand überzogen wurde, auf welche wieder ein Grund von Kreide und Bolus und ein Goldgrund aufgetragen ward. Die Farbenpracht erhielt sich darauf im wundersamsten Glanze. Das berühmteste Kunstwerk jener Zeit ist das Altargemälde im Dom zu Köln vom J. 1410, von welchem man nicht einmal bestimmt den Maler kennt; man schreibt es bald einem Wilhelm von Köln, bald dem Peter Calf zu. Die Sammlungen von Wallraf (s. d.), Boisserée und Bettendorf enthalten die köstlichsten Gemälde jener Kunstperiode. Friedrich Schlegel machte zuerst darauf aufmerksam. In Frankfurt zeichneten sich besonders die trefflichen Glasmaler aus. In Hessen und Thü-

Digitized by Google

ringen wurde der Erbauer der Wartburg, Graf Ludwig II., auch der erste Beschützer der Kunst. Die alte Elisabethkirche zu Marburg enthält noch viele Denkmale uralter Kunst. In Sachsen beschützte Heinrich I. am frühesten die Künste. Nicht allein in Kirchen und Klöstern, sondern auch in zierlichen Handschriften und auf den in Nonnenklöstern gestickten Meßgewändern und Altarbehängen muß man die Kunstgebilde jener frühern Zeiten suchen. In Niedersachsen und Westfalen lebten zuerst ausgezeichnete Künstler in den Abteien Korvey, Minden, Hildesheim und Osnabrück. Es ist unglaublich, wie viele Kunstdenkmale aus dieser frühesten Zeit sich noch überall in Deutschland finden; sie wurden sonst zu wenig beachtet, und in neuester Zeit werden sie überschätzt.

Bis auf Joh. van Eyck (geb. um 1392, st. in hohem Alter) geht eigentlich die altdeutsche Malerei im byzantinischen Style. Mit diesem genialen Künstler beginnt in der deutschen Malerei eine neue Aera. In seinen Werken ist die Malerkunst zu einer neuern, mit andern Ansichten, Gründen und Mitteln umgestaltet, und diese Umgestaltung tritt in einer Reihe seiner unvergleichlichen Werke deutlich hervor. Das zwar Einförmige, aber Großartige und Symbolische der alt überlieferten Kunst ist verschwunden oder aufgegeben, und mit dem Vermögen, Alles nach eigener Ansicht aufzufassen und darzustellen, hat das Trachten nach dem Individuellen, die Darstellung der Natur und ihrer mannigfaltigen Wahrheit gesiegt. Statt der Gleichmäßigkeit vergoldeter und architektonischer Gründe tritt das Gebäude oder die Landschaft nach den Regeln einer neuen Kunst, der Perspektive, mit größter Genauigkeit und Fertigkeit behandelt, vor und zurück. Die Sicherheit, mit welcher die Gestalten geordnet, die Sauberkeit, mit welcher sie gezeichnet sind, zeigt sie hinter einander gestellt, und wie abgelöst von dem tiefen Grunde, in dem das Auge sich verliert. Zugleich aber ist der Gebrauch des Goldes aufgegeben, und durch Mischung und glückliche Anwendung der Farben ist das Glühendste und Lichteste, wie das Dunkelste und Verhülteste der Colorirung mit einer die größte Täuschung erzeugenden Kunstfertigkeit dargestellt, Alles aber zugleich mit einer milden und festlichen Heiterkeit übergossen, die jede Gestalt in voller Klarheit sehen läßt und auch in den dunkeln Partien schimmert. An die Stelle endlich der überlieferten Formen und Charaktere des Angesichts, und ihrer idealen Einförmigkeit, ist die Wirklichkeit der den Meister umgebenden Gestalten mit seltner Naturwahrheit getreten. Indessen zeigt sich bei van Eyck doch noch als das Wesentliche jener alten Kunst, wenn auch in veränderter Art, das Großartige und Hochfeierliche in den Gestalten, ihren Stellungen, Verbindungen und in dem ganzen Ausdrucke, eine stille Erhabenheit, die den Werken seiner Schüler nicht in dem Maße eigen ist, und ihn über sie erhebt. Die Bilder seiner Schüler und Nachfolger, des Hemmling, Hugo van der Goes u. A. haben, wenn auch nicht jene Großartigkeit, doch viele von den übrigen Vorzügen ihres erhabenen Meisters, und suchen, besonders Hemmling, der Zeitgenosse von Pietro Perugino, durch größere Verfeinerung des Einzelnen und durch eine stille Anmuth der Composition und Behandlung jenen Abgang zu ersetzen, wie z. B. Hemmling in dem an Figuren und Gruppen fast unübersehbar reichen Gemälde von Christi Geburt und Jugend, einem wahrhaften Epos in Bildern; doch ist dem genannten hochbegabten Meister auch das Großartige nicht unzugänglich. — Nach der Blüthenzeit van Eycks und Hemm-

Digitized by Google

lings traten Martin Schön, Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Johannes Schoreel, Vater und Sohn, Hans Holbein, Heemskerk u. A. mit ihren seelenvollen Bildern auf. Der tiefsinnige Albrecht Dürer (bl. 1471 — 1528), hochgeschätzt selbst von Rafael, steht in seinem Zeitalter einzig als Maler heiliger Geschichten da, welchen Rang er auch als Bildnißmaler behauptet. Martin Schön erwarb sich schon früher großen Ruhm; man kann ihn mit Recht den deutschen Perugino nennen; seine Werke, durch Ideenreichthum und die natürliche Bewegung ihrer Figuren ausgezeichnet, haben große Aehnlichkeit mit denen jenes Meisters, und Beide standen auch in freundschaftlichem Briefwechsel. Lukas Kranach's (geb. 1470, gest. 1553) Gemälde gewannen besonderes Interesse durch die Bildnisse der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit, die er darin anbrachte. Viele geschickte Maler gehörten zu der Familie Holbein; der ausgezeichnetste darunter war Hans Holbein (geb. 1495, gest. 1554). Diesen kann man wohl den deutschen Leonardo da Vinci nennen. Ferner müssen wir Altdorfer, Beham, Bink, Penz, Burgkmaier, Scheuffelin, Grünewald, Schoen, Springinklee, Schoreel, Lucas von Leyden, Heemskerk, Füßli, Joan von Mabuse, Sutermann, Goltzius, Franz Floris, Franz Frank, Christoph Schwarz, Rottenhammer, die kölnischen Maler Bartholomäus Brüyn und Johann van Melem, und besonders Adam Elzheimer, als die vorzüglichsten deutschen Künstler im 16. Jahrh. nennen. Viele unter ihnen waren auch Kupferstecher. Die Erzeugnisse dieser Künstler, obgleich ihnen eine hoch poetische Erfindung nicht mangelt und sorgfältige Ausführung ihnen nicht abzusprechen ist, entbehren meist doch den vollendetern Schönheitssinn, und Nebendinge sind in ihnen zu sehr hervorgehoben. Köln hatte um diese Zeit einen Jerrig, Johann van Achen, die Geldorpe u. A., auf die sich noch die Zartheit und die Frische seiner alten Schule fortgepflanzt hatte, und in deren Bildern noch jener sanftgeblasene Hauch der Correggio'schen Manier beibehalten ist. — Im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. war die Kunst in Deutschland ganz gesunken. Die deutsche Malerschule erlosch gewissermaßen ganz mit Albrecht Dürer und Holbein. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung muß in der Reformation und in dem dreißigjährigen Kriege gesucht werden. Mengs kann, wenigstens in Hinsicht auf Deutschland, keineswegs als Hersteller der Kunst gelten. Sein plastisches Princip war dem Wesen dem Malerei überhaupt, besonders aber dem Geiste der deutschen Schule, geradezu entgegengesetzt. Nur die Franzosen sind seinem Beispiele gefolgt, bloß mit der Abweichung, daß sie, wie früher den Sophokles und Euripides, nun auch die Antiken theatralisch zustutzten. Mengs weckte wenigstens ein reineres Streben. Sein strenger Ernst wurde von seinen Schülern und Nachahmern weniger befolgt; die Meisten neigten sich zu einer heitern Flüchtigkeit und oft etwas flachen Buntheit bei ihren lieblichen, gefälligen Compositionen; wir nennen hier besonders Maron, Unterberger, Oeser und Angelika Kaufmann. Wilhelm Tischbein, aus Hessen gebürtig, welcher lange Zeit in Neapel lebte und jüngst in Eutin starb, gehört zu den merkwürdigsten neuern Künstlern. Sein Geschmack ist rein, sein Styl edel, seine Phantasie ungemein schöpferisch und dichterisch; er weiß in seinen geistvollen Skizzen der ganzen belebten und unbelebten Natur Sprache und Physiognomie zu geben. Seine Umrisse zu den Homer'schen Gedichten sind berühmt. Füger stiftete eine treffliche Malerschule als Director der Aka-

Digitized by Google

demie in Wien; reiner Schönheitssinn und echter Idealstyl zeichnen ihn besonders aus. Seine Zeichnungen zu Klopstock's „Messias" sind berühmt. Hetsch in Stuttgart ist nicht allein selbst sehr geschickter Künstler, sondern er bildete auch manches jugendliche Talent. Wächter daselbst zeichnet sich durch einen einfachen, frommen und oft großen Styl aus. Sein Hiob ist groß gedacht und ausgeführt. Man könnte ihn den deutschen Garofalo nennen. Der 1820 ermordete Gerhard von Kügelchen, Professor an der dresdner Kunstakademie, gehört zu den sinnigsten deutschen Künstlern. Seine Ideen sind schön und tief durchdacht; seine Ausführung vereint die Kraft und Grazie der italienischen Schule mit dem Fleiß und Farbenzauber der Niederländer. Seine Portraits sind ebenso treffend wahr, als seine historischen Gemälde bedeutend und vollendet. Professor Hartmann in Dresden ist einer der wissenschaftlichsten jetzigen Künstler. Sein Aeneas, sein Hektor ꝛc. sind ebenso trefflich in Zeichnung und Composition, als sein Eros und Anteros, sein Erlkönig ꝛc. dichterisch schön sind. Seine neuern Werke sind geistvoll und kühn, ahmen aber zum Theil den Michel Angelo Buonarotti fast zu sehr in ihrer Tendenz nach. Seine Portraits haben sprechende Wahrheit. Professor Matthäi zeichnet sich in Portraits aus, besonders in männlichen Köpfen, und hat schon in mehren historischen Gemälden bewiesen, welch ein braver Zeichner, und wie erfahren in allen technischen Theilen der Kunst er ist. Professor Rösler hat sich neuerlich in Gemälden aus der sächsischen Geschichte als einen denkenden und auf dem richtigsten Wege fortschreitenden Künstler gezeigt. Der verst. Professor Seydelmann stand einzig in seiner Geschicklichkeit, große Sepiazeichnungen auszuführen. Der verstorb. Graff gehörte zu den trefflichsten Portraitmalern. Prof. Weitsch in Berlin ist sehr geschickt in Behandlung sowohl als Erfindung; Wach, s. 1829 königl. Hofmaler in Berlin, als Portrait- und Historienmaler ausgezeichnet; Hummel und Nahl in Kassel verdienen die ehrenvollste Erwähnung. Retzsch in Dresden, geistvoller Erfinder kleiner romantischer Scenen, ist auch Portraitmaler; seine Skizzen und seine Umrisse zu Shakspeare sind schön. Der Geschichtsmaler J. Hoffmann aus Köln, auf dem der Geist des großen Rubens zu ruhen schien, und der mit Dürer'schem Fleiße arbeitete, starb zu frühe, um noch Größeres zu leisten. Unter seinen Mitbürgern zeichnen sich aus J. Lützenkirchen († 1818) als talentvoller Portraitmaler, Katz und Mengelberg, geschickte Zeichner, Portraitmaler und Bildner vieler hoffnungsvoller Jünglinge, Denoël, Fromm, Weber, vor Allen J. Begasse, Prof. in Berlin, Historien- und Portraitmaler, dessen Gemälde sich durch ein glänzendes, harmonisches Colorit und correcte Zeichnung auszeichnen. Chr. L. Vogel (welcher 1816 zu Dresden als Prof. an der Akademie starb) war der lieblichste Kindermaler; er hatte sehr viel Schmelz und Weichheit. Sein Sohn Karl Christian, jetzt Professor in Dresden, ist ausgezeichneter Portrait- und Historienmaler. Er hat sich in Italien dem neuerwachten Kunststreben angeschlossen, ohne sklavische Nachahmung der Alten; er behauptet in dieser Schule eine ausgezeichnete Stelle, und mehr als eine schöne Frucht des echten Strebens der neuen Schule, die aus dem wahren Brunnen der ältern Kunst zu schöpfen weiß, ist auf Vogel's Staffelei gereift. Wenige haben die Werke der alten Meister und die Geschichte des Kunstlebens, von Giotto an bis auf Rafael und Giulio

Digitized by Google

Romano, mit so besonnenem Fleiße studirt als er. Fünf einzelne Skizzen davon, die Philosophie, die Skulptur und die Tonkunst, sind von Krüger, die Architektur ist von Thäter, die Poesie von Reindel in Nürnberg, und die Malerei von Stölzel in Kupfer gestochen. Ueber den ganzen sinnvollen Cyklus der gesammten Kunstwelt, den Liebe, Philosophie, Poesie und Anmuth schützend umschweben, hat das „Kunstblatt" 2 interessante Berichte gegeben. Von 1826—29 hat Vogel das Leben der heil. Maria in der neuen königl. Capelle in Pilnitz gemalt: das erste Werk al Fresco seit 100 Jahren in der sächsischen Kunstwelt. Es besteht aus 9 großen Gemälden. Viele junge deutsche Künstler ließen sich in neuern Zeiten allerdings verleiten, sich jener Manier der alten Meister hinzugeben, die von dem wahren Wege der Natur und echten Kunst lockt, und zu eckiger Unbeholfenheit, magern Formen, trockener Farbengebung und Vernachlässigung der Perspektive verführt. Die erste Richtung bekam dieser neu-alterthümelnde Kunstgeschmack durch die mystische Frömmigkeit vieler Dichter und Schriftsteller. (Vgl. Deutsche Kunst und Wackenroder.) Die Brüder Riepenhausen, Friedrich († 3. Jan. 1831) und Johann, aus Göttingen, Künstler in Rom, neigten sich sonst sehr zu dieser Partei, kehrten aber dem bessern Wege der Rafael'schen Schule wieder zu. Sie haben nach Pausanias's Beschreibung das berühmte Gemälde des Polygnotus in der Lesche des Apollotempels zu Delphi hergestellt. Ihr großes Gemälde: Friedrich Barbarossa im Handgemenge mit dem röm. Volke auf dem Petersplatze in Rom 1155, wie ihn Heinrich der Löwe schützt, das 1826 in Rom ausgestellt wurde und für den Saal des Guelphenordens in Hanover bestimmt war, hat 22 Fuß Breite und 14 Fuß Höhe. Overbeck aus Lübeck, Cornelius aus Düsseldorf, Schadow der Jüngere aus Berlin (s. 1826 Direktor der Malerakademie in Düsseldorf), lauter talentvolle, tieffühlende Künstler, folgten gleichfalls der Einfachheit der frühern italien. und deutschen Malerei, doch zeigt sich in den Werken, die sie auch während dieses Zeitabschnitts ihrer Ausbildung hervorgebracht haben, so viel Geist und Kraft, daß man in jenem unsichern Streben schon mit Freude die Schritte erkennt, die sie auf ihren eigenen Weg führen. Julius Schnorr aus Leipzig (wo sein Vater, Veith Hans, rühmlich bekannt durch vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer ꝛc., viele Staffeleibilder, Direktor der Kunstakademie ist) hat durch seine schönen Frescomalereien in der Villa Massimi in Rom, Scenen nach Arioste darstellend (1825), sich Ruhm erworben. Jetzt malt er für den kunstliebenden König Ludwig in München eine Galerie aus den Niebelungen für die untern Säle der neuen Residenz. Mit unendlich zarter Phantasie begabt war der frühverstorbene Runge, dessen liebliche Hieroglyphen und Arabesken wahre Dichtungen sind. Andere ausgezeichnete deutsche Künstler sind: Philipp Hackert, Reinhard, Mechau, Klengel, Wihle, Veith, Zingg, der geniale Rhode in Rom, Dahl, Steinkopf in Stuttgart, Dorner, Catel in Rom, Kneller, Rebel, der geistvolle Tiroler Koch in Rom u. A. als geschätzte Landschaftsmaler. Ferner: Kniep, dessen landschaftlichen Blätter in Sepia und schwarzer Kreide zu dem Besten in dieser Gattung gehören; Ludwig Heß aus Zürich, dessen Landschaften sich durch Treue und herrliches Colorit auszeichnen; Peter Heß aus Düsseldorf, trefflicher Landschafter und Schlachtenmaler (sein Bruder Heinrich ist einer der geistvollsten Historienmaler der neuen

Digitized by Google

Schule); Karl Kunz in Karlsruhe, einer der ersten Thier- und Landschaftsmaler unsrer Zeit, mit der richtigsten Zeichnung die glücklichste Auffassungsgabe und allen Zauber des Pinsels verbindend; Matthias Klotz, Portrait- und Landschaftsmaler in München; dessen Sohn Simon, Prof., malt in Miniatur, in Oel und al Fresco, seine Erfindungen sind reich an Ideen, und sein Kunststyl ist einfach und großartig. J. G. Pforr, Thiermaler, der deutsche Wouvermans, ist unübertroffen in der Darstellung des Pferdes; Karl v. Kügelchen († 10. Jan. 1832 zu Neval), Bruder des vorhergenannten Gerh. v. K., großer Landschaftsmaler. Ein neues Fach schuf sich der geniale Friedrich in Dresden, in dessen anziehenden Landschaften ein poetisch religiöser Geist wohnt. J. Ad. Klein aus Nürnberg, Thier- und Landschaftsmaler, durch treue und belebte Darstellung der Natur und seine Pferdestudien ausgezeichnet; W. Ternite, Galerieinspektor in Sanssouci, Historienmaler, die 3 Lampi u. m. A. Um ausführliche Kunde über deutsche Malerkunst zu bekommen, sind Fiorillo's „Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den Niederlanden", Göthe's Hefte über „Kunst und Alterthum" ganz vorzüglich nachzulesen.

Deutsche Medicin, Chirurgie, Anatomie ꝛc. Sowie in dem wissenschaftlichen Thun und Treiben des einzelnen Menschen, so spiegeln sich auch in der Cultur der Wissenschaft, bei einem gegebenen Volke alle geistige Eigenthümlichkeiten, der volksthümliche Charakter treu wieder. Dem deutschen Geist eigenthümlich ist zunächst ein endloser Hang zur Speculation, und wie die kalte Vernunft in des Deutschen Seele das vorherrschende Princip seyn dürfte (vgl. Französische und Englische Medicin), so suchte er durch sie Alles möglichst zu erfassen, Alles zu begreifen, und es ist, dünkt uns, eine sehr sprechende Erscheinung, daß der Faust, der ins Endlose schweifende Metaphysiker, der Lieblingsgegenstand gerade der deutschen Volksphantasie ist. Wenige Völker haben daher, wie wir, eine solche große Zahl philosoph. Systeme aufzuweisen, und keine Nation theilt mit der deutschen den merkwürdigen Hang zu Systemen in der Medicin, wie aus dem Folgenden hervorgeht, worin die Bearbeitung aller Theile dieser Wissenschaft seit dem Beginne des 16. Jahrhunderts dargestellt wird. — Die praktische Medicin reinigte sich damals zuerst auch in Deutschland von den Eruditäten der Araber durch die Rückkehr zu den alten Aerzten. Will man Joh. Guinter (Winter) von Andernach, den Herausgeber des Galen, Oribasius, Paul von Aegina und Alexander von Tralles, den berühmten Lehrer des Vesal und Servet, nicht zu den deutschen Aerzten rechnen, weil er zu Paris lehrte, so steht unter den Erneuerern der Hyppokratischen Medicin Joh. Hagenbut (Haynpol oder Cornarus), der Uebersetzer der Werke des Hippokrates (1545), oben an. Unter beständigen Kämpfe mit ihm, half auch (seit etwa 1530) Leonhard Fuchs die Araber in ihrer Blöße darstellen, eine reinere Sprache einführen und die Grundsätze der ältern griechischen Aerzte in Umlauf setzen. Joh. Lange machte hierauf das Triumvirat voll, welches von den Arabern zu den Alten rief. Von ihnen lernte man nun die Kunst zu beobachten, zu der die Geistesfreiheit, welche doch auch den Griechen nicht aufgeopfert werden durfte, und so manche neue Krankheit, die in Deutschland bemerkt ward (wie 1482 der Scorbut, 1483 der englische Schweiß, bald darauf die Lustseuche), aufforderten. Geschätzt wurden (seit etwa 1530) von ihren

Zeitgenossen als gute Beobachter: der kaiserliche Leibarzt, Johann Crato von Kraftheim, der Leibarzt des Herzogs von Kleve, Reiner Solenander, der Leibarzt Kaiser Maximilian's II., Diomedes Cornarus. Unter allen ragte aber Johann Schenck von Graffenberg, Arzt zu Freiburg im Breisgau, hervor, als Denker über seine eigenen und fremden Beobachtungen, der sich selbst durch das Ansehen der Griechen nicht fesseln ließ. Nach solchen Bearbeitern machte endlich der Leibarzt des Markgrafen von Baden, Felix Plater, den ersten Versuch zu einer Classification der Krankheiten. Dieser richtige Gang der praktischen Medicin hatte um so mehr Verdienst, da er sich durch die Verirrungen hindurch arbeiten mußte, welche die Kabbahlisten, Theosophen und Alchemisten in die praktische Medicin brachten. Der Vater dieser Schwärmereien war Theophrastus Paracelsus (etwa seit 1526) als Stifter der theosophisch-hermetischen Schule, durch seine Bemühung, die Kabbalah populär zu machen und sie aufs Innigste mit der Medicin zu verbinden. Seine therapia astralis, tartarea, und wie der Unsinn seiner astrologischen, alchemischen, magischen und theosophischen Thorheiten weiter heißt, blieben zwar im Auslande, wie in Frankreich und England, nicht ohne Beifall; aber den größten Anhang fanden sie in Deutschland bei der Menge, welcher Fanatismus für Cultur des Geistes galt. Erst im Anfang des 17. Jahrh. läuterten die bessern Aerzte das Chaos seiner Lehren; Einige sublimirten seine geheimen Arzneimittel durch Galen'sche Weisheit; Andere setzten aus seinen brauchbaren Sätzen das chemische System zusammen, das lange Zeit bei einer weit ausgebreiteten Schule geherrscht hat. Doch wird bei allem bösen Leumund, in welchem Paracelsus mit Recht steht, seine Name immer bei den venerischen Krankheiten, in denen er zu seiner Zeit ein classischer Schriftsteller war, in der Manual-Chirurgie, die ihm manchen Handgriff verdankte, und in der Pharmacie und Arzneimittellehre, in die er durch seine chemischen Kenntnisse manche nützliche Neuerung einführte, mit Achtung genannt werden. — Die übrigen Theile der Medicin nahmen in diesem Zeitraum kaum einen schwachen wissenschaftlichen Anfang. Hieronymus Braunschwig (sonst Saldern) schrieb 1497 die erste deutsche Chirurgie, die mit den chirurgischen Schriften der Italiener und Franzosen aus diesen frühen Zeiten gleiche Gebrechen theilt; Eucharius Rößling schrieb (1513) das erste Hebammenbuch in deutscher Sprache, durch welches er Wiederhersteller der Entbindungskunst nicht bloß in Deutschland, sondern sogar in Europa ward, da es durch Übersetzung und eine Reihe von Ausgaben in unzählige Hände kam; worauf sich Jakob Rueff, Stadtarzt zu Zürich (1450) und sein Zeitgenosse, der Arzt zu Strasburg, Walther Hermann Ryff (Reif, Reviue), durch allerlei Schriften um die Entbindungswissenschaft zu ihrer Zeit sehr verdient gemacht haben. Der Rath zu Lindau ließ, so viel uns bekannt ist, die erste Apothekertaxe 1588 drucken (eine wichtige Erscheinung für die Arzneimittellehre), und Karl V. gab durch seine peinliche Halsgerichtsordnung die erste Veranlassung zur gerichtlichen Arzneikunst, deren Ursprung und Ausbildung zu den Verdiensten der Deutschen gehört. Noch in diesem Zeitraum (1573) trat Joachim Strüppe aus Gelnhausen durch vernünftige Vorschläge für die medicinische Polizei als erster Schriftsteller in derselben auf. — Durch den Weg der Beobachtung, den die Physiker und Chemiker aus dem 17. bis ins 18. Jahrh. ein-

Digitized by Google

geschlagen hatten, kamen auch die Ärzte endlich von den Irrwegen ab, auf denen sie bisher herumgeschweift waren, wozu die von Bausch (1652) gestiftete Gesellschaft der Naturforscher nicht wenig betrug. Es thaten auch der Medicin vorurtheilsfreie Beobachter jetzt Noth. Denn in der Mitte des 17. Jahrh. war es durch die chemische Schule des Le Boe Sylvius, die Alles, was im menschlichen Körper vorgeht, aus Gährungen von zusammenfließenden Säuren und Laugen erklärte, dahin gekommen, daß man das Leben des thierischen Körpers für Nichts achtete als für einen chemischen Proceß, daß die Sucht, Alles zu erklären, keinen Unterschied mehr zwischen gemischten und organischen Körpern anerkannte, und die Krankheiten diesem Wahne gemäß behandelte. Selbst Männer von Geist, wie Georg Wolfgang Wedel, ein beliebter Lehrer zu Jena und sehr gelesener Schriftsteller, war (seit 1679) ein sehr eifriger Vertheidiger dieser Grundsätze; ja sie waren überhaupt auf fast allen deutschen Universitäten die gangbarsten. Mit Nachdruck wieersetzte sich ihnen endlich jener Universalgelehrte, Herm. Conring, der gelehrteste Arzt seiner Zeit: er verwarf nicht nur die alchemischen Mittel und die hermetische Medicin, sondern auch den Gebrauch der Chemie zur Berichtigung der Physiologie und Pathologie und schränkte ihn bloß auf Verbesserung der Pharmacie ein. Gegen die schwärmerischen Chemikern traten nun mit vereinter Kraft Boerhaave in den Niederlanden und Joh. Bohn (1686) und Friedr. Hoffmann (1689) in Deutschland auf; seitdem war es um den Glauben an die Richtigkeit ihrer Lehren geschehen. Dagegen gewann in Deutschland die mathematische Schule, die in Italien entstanden war, an Friedrich Hoffmann einen Anhänger von Ansehen; und die Begierde der Deutschen, jenes ausländische System zu ergreifen, würde es bald allgemein gemacht haben, hätten sich echt mathematische Köpfe der Medicin unterzogen, welche die höhere Analysis zu originellen Erläuterungen physiologischer Wahrheiten zu gebrauchen im Stande gewesen wären. Je weniger also in Deutschland die mathematischen Ärzte selbst die Kraft hatten, originell zu seyn, desto treuer und gläubiger wiederholten sie die Anwendungen, welche die Ausländer vom Calcul auf Temperamente, Verdauung und Krisen der Krankheiten, oder von den hydraulischen Gesetzen auf die Bestimmung und Abmessung der Funktionen des menschl. Körpers gemacht hatten, ohne sie zu fragen, ob sich eine lebendige Maschine, wie eine leblose ansehen lasse, und ob bei ersteren nicht viel zu viel von zufälligen Umständen und Veränderungen abhänge, als daß ihre Veränderungen selbst nach allgemein mechanischen und hydraulischen Gesetzen, gerade als ob sie sich immer gleich blieben, könnten bestimmt und berechnet werden? Die Anatomie nahm in diesen Zeiten einen schwachen Anfang durch Werner Rolfink und Konrad Victor Schneider. Jener, der Stifter des anatomischen Theaters zu Jena, hat zwar wenig Neues entdeckt, aber sich dadurch sehr verdient gemacht, daß er die neuen Entdeckungen anderer Zergliederer dankbar angenommen, und in Deutschland verbreitet hat. Diesem dagegen verdankt die Kunst die erste Entwickelung der wahren Beschaffenheit des Geruchs. Bei der noch fortdauernden Seltenheit guter Anatomen, mußte es in Deutschland auch an geschickten Chirurgen fehlen. Matth. Purmann, Stadtarzt zu Bresl. (vor 1711), war unstreitig der geschickteste Wundarzt seiner Zeit: schon als Theoretiker erwarb er sich einiges Verdienst; noch größeres aber als Praktiker.

Digitized by Google

In der Mannichfaltigkeit übertraf er alle seine Zeitgenossen; die schwersten Operationen verrichtete er mit Glück; doch traf ihn dabei der Vorwurf, daß er mehr auf unnütze und gewagte Versuche, als auf die innere Verbesserung der Kunst sein Augenwerk richtete. Nachdem die Lehre vom Umlauf des Bluts bekannt worden war, machte (1642) ein Jäger in der Lausitz den ersten Versuch, Hunden Arzneien in die Adern einzugießen. Aerzte trugen ihn nachher auf Menschen über, wie Purmann, der sich selbst 2 Mal Arzneien durch die Adern beibrachte, um ihre Wirkungen zu erforschen; selbst das Wagestück, Blut aus einem thierischem Körper in die Adern eines andern zu gießen, ließ er nicht unversucht, und er soll (1668) mit Balthasar Kaufmann (einem andern Wundarzt) einen Aussätzigen durch die Transfusion des Bluts aus einem Lamm geheilt haben. — Noch fallen in diesen Zeitraum Sebastian Albin's Vorschläge, Ertrunkenen wieder zum Leben zu verhelfen, ein schöner Anfang zur medicinischen Polizei. Mit den Verbesserungen der Chemie und Naturgeschichte hielt die Arzneimittellehre gleichen Schritt. Man befreite sie von einer Menge unnützer und ekelhafter Mittel, aber führte dagegen auch in sie eine Reihe neuer zweckmäßigerer ein; man erforschte einheimische Mittel und machte dadurch ausländische entbehrlich. Chemiker, Naturforscher und praktische Aerzte arbeiteten zu diesem Zwecke zusammen. So führte Werlhof die Sache der Chinarinde gegen die Vorurtheile, die lange ihrem Gebrauche im Wege standen, und erkämpfte ihr durch seine Beharrlichkeit den Sieg. Seit 1774 galt Jac. Reinh. Spielmann für den vorzüglichsten Lehrer der Materia medica; doch schrieb erst Joh. And. Murray ein treffliches Werk darüber, neben dem die einzelnen Lehrbücher von Scherf, Arnemann, Jahn nur als kurze Übersichten einen Werth haben. Indessen ist die Materia medica noch weit von dem Ziele entfernt, zu dem sie gelangen könnte, wenn alle Naturkörper, aus der sie besteht, mit der Genauigkeit, Vollständigkeit und den tiefen Kenntnissen beschrieben würden, wie die Gifte von Joh. Friedr. Gmelin (1803—6) in seinen classischen Geschichten der Pflanzen-, Thier- und mineralischen Gifte. — Wenn man Cassebohm's classische Schrift über den Bau des Ohrs abrechnet, die schon 1734 erschien, und zugleich die einzige Schrift mit anatomischen Entdekkungen ist, durch welche sich die hallische Schule in ihrer ersten Periode verewigt hatz so fängt das Zeitalter großer Verdienste der Deutschen um die Anatomie erst mit Hallers Ankunft in Göttingen (1736) an. Seitdem, bis er wieder in die Schweiz zurückkehrte (1736—53), verging nicht leicht ein Jahr, das nicht er, oder einer seiner Schüler, für die Anatomie durch irgend eine neue Entdeckung merkwürdig gemacht hätte. Das Licht, das er über die Lehre von der Bewegung des Herzens und von dem Kreislauf des Bluts verbreitete, wuchs von Jahr zu Jahr, bis er endlich gar (1751) die Gesetze der Reizbarkeit fand, aus denen er die Bewegungen des Herzens und der Gefäße auf das Einleuchtendste erklären konnte. Und daneben stieg auch die genauere Kenntniß vieler anderer, vordem nicht so genau gekannter Theile des menschlichen Körpers. Wie viele wichtige Entdeckungen machte er allein in der Anatomie des Gehirns, und wie viele Irrthümer fielen durch sie weg, die bis dahin allgemein als Wahrheiten waren angenommen worden. Seine Entdeckungen stellte er sinnlich in seinen anatomischen Abbildungen (1740—56),

Digitized by Google

und erläutert in kleinen Abhandlungen dar, die er nach der Zeit (1762—68) gesammelt hat. Diesen beiden Werken räumte er selbst wegen der Neuheit ihres Inhalts den Vorzug unter seinen Schriften ein; sie werden auch seinen Namen zu allen Zeiten erhalten. Seine Schule ward der Mittelpunkt der feinsten Anatomie in Deutschland und ihr hat man es zuzuschreiben, daß die Geschichte der Nerven, unstreitig der schwerste Theil der Anatomie, der die feinsten Einsprützungen erfordert, das Verdienst von lauter Deutschen ist. Sein Schüler, Joh. Friedr. Meckel, erklärte seit 1748 zuerst einige Theile des Nervensystems, besonders die Vertheilung des 5. Paars, den Antlitznerven, und den Bau der Nervenknoten. Dieses Beispiel ermunterte Andere, solche feine Forschungen fortzusetzen. E. Krüger machte (1758) über den phrenischen Nerven, J. Friedr. Lobstein (1772) über das Daseyn der Nerven in der dicken Hirnhaut, Joh. E. Neubauer (1772) über die sogenannten sympathischen Nerven, S. Th. Sömmering (1774) über den Ursprung der Gehirnnerven meisterhafte Forschungen bekannt. Und wie viele andere Gegenstände, die vordem den Zergliederern ein Räthsel waren, haben seitdem durch deutsche Anatomen ihre Aufklärung erhalten. Joh. Gottfr. Zinn lieferte (1755) die gründlichste unter allen Beschreibungen des menschlichen Auges, voll neuer Entdeckungen; J. J. Huber gab (1761) eine classische Abhandlung vom Rückenmark; Ph. Fr. Meckel (der Sohn) zeigte (1777), daß das Labyrinth des innern Ohrs mit Wasser angefüllt sey; der Entdeckungen eines Loder, Walter, Gall (Anatomie des Gehirns), Prochaska, Hildebrandt u. A. nicht zu erwähnen. Zu solchen subtilern Forschungen gehörten die feinsten Einsprützungen, in denen die deutschen Zergliederer bewunderungswürdige Fertigkeit gezeigt haben. Hallern war (1749) zuerst das Einsprützen der Gefäße der Hoden und Nebenhoden gelungen. Vor Allen aber besaß Joh. Nath. Lieberkühn (vor 1756) eine wunderbare mechanische Geschicklichkeit zur Verfertigung der feinsten Präparate, denen bisher nichts gleich Vollkommenes hat an die Seite gestellt werden können. Zugleich bot auch die Kunst ihre Kräfte auf, die Theile des menschlichen Körpers aufs Treueste darzustellen. So brachte Chr. J. Trew (1767) mit Hülfe nürnbergischer Künstler illuminirte osteologische Tafeln zu Stande, welche die Natur mit großer Treue nachahmten. Und will man auch einen Deutschen, der im Auslande dem deutschen Namen Ehre machte, hieher rechnen — welch eine Bereicherung der Anatomie waren die vortrefflichen Tafeln, die Bernh. Siegf. Albin, aus Frankfurt a. O., als Professor zu Leyden, durch den großen Künstler, Joh. Wandelaar, verfertigen ließ! — Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ist auch eine Vorliebe für die vergleichende und die pathologische Anatomie in Deutschland erwacht, deren Resultate heutzutage im letztern Fache dreist neben die der Engländer und Franzosen, im erstern Fache aber ganz besonders weit darüber gestellt werden müssen, wenn man bedenkt, daß der erste vergleichende Anatom der Franzosen, Cuvier, ein Schüler Kielmayer's, also einer deutschen Schule ist. Beide Nationen erkennen es, was sie in diesen Zweigen den neuern und neuesten Bestrebungen unserer Blumenbach, Sömmering, J. F. Meckel jun., Rudolphi, Tiedemann, Treviranus u. A. zu danken haben. — Mit der Anatomie hielt die Physiologie gleichen Schritt. Den ganzen Reichthum der bis auf ihn gemachten Entdeckungen in der Zoo-

Digitized by Google

tomie sammelte Haller, mit einem physiologischen Commentar begleitet (1747), in ein Lehrbuch von einem so reichen Inhalt, daß nur er selbst noch nach der Zeit im Stande war, die Physiologie noch reichhaltiger in einem größern Werk seit 1757 auszuführen. Sie erschöpfte bei ihrer Erscheinung alles Wissenswürdige dieser Wissenschaft. Inzwischen häuften sich wieder nach und nach merkwürdige Entdeckungen zu ihrer Erweiterung; insbesondere wurden durch die Lehren der antiphlogistischen Chemie viele frühere Erklärungen der Physiologie antiquirt, daß daher das Meisterstück der Haller'schen Physiologie den Forderungen der neuesten Zeit nicht mehr Genüge thun konnte. Dem dadurch entstandenen Bedürfniß haben Blumenbach (1797) und Autenrieth durch ihre Physiologien abgeholfen. Lange vorher, ehe die franz. Physiologie sich durch Vivisektionen so zu bereichern suchte, als es in diesem Augenblicke der Fall ist, experimentiren in Deutschland die Blumenbach, Arnemann, Humboldt, Gruithuisen u. A. — In der Pathologie und Therapeutik wechselte durch das ganze Jahrh. eine Schule mit der andern ab. Das mechanische System der mathematischen Aerzte war noch am Ende des vorigen Jahrh. aus Italien nach Deutschland übergegangen und behielt noch bis zur Mitte desselben Jahrh. sehr scharfsinnige Männer zu Verkündigern. Die Blüthe der Wolf'schen Philosophie hatte ihr zu vermehrtem Beifall geholfen, zumal seitdem Wolf die mathematische Methode als das sicherste Mittel angepriesen hatte, dem großen Gang der Natur nachzuspüren, und durch den Weg der Induktion ihre Gesetze zu entdecken. Und wer mag es leugnen, daß die demonstrative Lehrart die Köpfe der praktischen Aerzte zum Denken gewohnt hat und die natürlichen Geschäfte des Körpers, welche allgemeinen Naturgesetzen unterworfen sind, schöne Erläuterungen aus der Mathematik erhalten haben? Aber diese hätten sich ohne die ganze Pedanterei der mathematischen Methode erlangen lassen. Dieß fühlte selbst jenes Zeitalter und ließ daher Schreibers „Elemente der Medicin", die Wolf selbst mit einer empfehlenden Vorrede in die medicinische Welt eingeführt hatte, ungelesen. Durch die neue Modifikation, welche Fr. Hoffmann dem Mechanismus in der Medicin zu geben wußte, nahm die jatromathematische Schule nach und nach ab und starb endlich mit Joh. G. Krüger, der die Newton'sche Lehre von der Attraktion mit Verstand und gewandtem Geist auf die Erscheinungen im menschlichen Körper anwendete und zu den edelsten Köpfen gehörte, die sich für sie bekannt haben (1760), ab. — Durch die bis in den Anfang des 18. Jahrh. gemachten Erfahrungen waren bessere Geister bereits überzeugt worden, die Ursache der körperlichen Wirkungen sey nicht in der Mischung der Theile und nicht im Mechanismus zu finden. Es suchten sie daher zu gleicher Zeit zwei vorzügliche Denker, G. E. Stahl und Fr. Hoffmann, Beide Lehrer der hallischen Universität, in einem geistigen Princip: Stahl in einem übersinnlichen, der Seele; Hoffmann in einem halb materiellen, den Lebensgeistern; Jener gründete eine ganz dynamische; Dieser eine halbdynamische, eine mechanische-dynamische Schule. — Stahl lehrte eine ganz passive Beschaffenheit der Materie; ihr selbst sprach er alle eigene Kraft, sich zu bewegen, ab, und ließ sie von einer immateriellen Substanz in Bewegung setzen. Zur Unterstützung der Wirkungen der Seele auf den Körper nahm er in seinen weichen Theilen eine eigene Lebenskraft, eine Neigung, sich unter bestimmten Umständen

Digitized by Google

zusammenzuziehen und dadurch die Bewegung der Säfte im Körper zu unterhalten, kurz einen motustonicus, aus dessen Ungleichheit Krankheiten entständen, an. So kam in die Mannigfaltigkeit der organischen Wirkungen Einheit, und wem hätte diese nicht gefallen? Aber sein abstraktes Lehrgebäude, das er in einer dunkeln, halbmystischen Sprache vortrug, war vielen Mißverständnissen ausgesetzt; seine nächsten Schüler, wie Joh. Sam. Karl (vor 1757), waren zum Theil wahre Mystiker und Theosophen, und Joh. Junker, der die Stahl'schen Grundsätze seit 1727 in Lehrbücher brachte, war in ihrer Darstellung zu kurz und dabei zu mystisch; der Verdrehungen dieses Systems, von Seiten seiner Gegner, war daher kein Ende, bis es endlich Ch. Fr. Richter in seiner „Erkenntniß des Menschen" popularisirte, und E. Platner (1790), mit einzelnen neuen Modifikationen, in seiner „Anthropologie" Aerzten und Weltweisen annehmlicher zu machen suchte. — Fr. Hoffmann war weniger abstrakt und ging selten auf die ersten Gründe der körperlichen Bewegungen zurück; aber er war dafür desto allgemeiner faßbar. Ihm hatte schon der Körper selbst Kräfte, die nach Zahl, Maß und Gewicht, folglich mechanisch wirkten, und deren Mechanismus aus mathematischen Gründen zu erklären sey. Nur liege der Grund der größern Thätigkeit gewisser Körper in dem Einfluß einer empfindenden Seele, oder in einer materiellen Substanz von besonderer Feinheit, Flüchtigkeit und lebhafter Wirksamkeit; kurz in dem Aether, der in der ganzen Natur verbreitet sey. Daneben erwarb er sich große Verdienste um die Anwendung und Einführung einzelner Arzneimittel und um die Kenntniß ihrer Bestandtheile, besonders um die Einführung und Kenntniß der Mineralwasser. Sein so leicht übersehbares System fand den allgemeinsten Beifall, zumal da es mit dem Boerhaave'schen in vielen Stücken übereinstimmte und ungefähr die Mitte zwischen diesem und dem Stahl'schen hielt. Er selbst schrieb verständlich und leicht; und leicht und verständlich kleideten auch seine Schüler die Lehren ihres Meisters ein, wie Joh. H. Schulze, der gelehrteste Arzt dieser Schule, und And. E. Büchner, der für sie (1746) die Lehrbücher abfaßte. — Nun trat Haller (von 1738–52) mit seiner Lehre von der Irritabilität auf, welche eine Grundkraft des Körpers in den Fasern suchte, die unabhängig von dem Einfluß der Lebensgeister ihre Zusammenziehung bewirkte. Die erste Idee davon hatte Glisson gegeben; wenn sie aber auch Haller von ihm aufgefaßt hat, so hat doch er erst die Gesetze dieser Kraft durch die Menge seiner Versuche gefunden und die Modifikationen der organischen Kraft in thierischen Körpern auf das Bestimmteste angegeben und unterschieden. Da er aber Nervenkraft und Muskelnkraft als verschieden und die Contraktibilität des Zellgewebes für eine bloße todte Kraft annahm, obgleich in ihr der Unterschied zwischen dem organischen und dem unorganischen Reiche liegt, so erhob sich gegen Hallers Lehre von den Grundkräften des thierischen Körpers ein langer Streit, nicht nur unter den deutschen, sondern auch den ausländischen Aerzten. In Deutschland bekämpften ihn zuerst Heinrich Friedrich Delius (1752) und Karl Christian Krause (1755); auch die Antworten auf die Preisaufgabe der Akademie zu Berlin, über die Aktion der Muskeln (1752), fielen zum Theil gegen ihn aus. Dagegen bewies Johann Georg Zimmermann (1751), daß die Arterien, die Venen und der gemeinschaftliche

Digitized by Google

Stamm der Saugadern ebenfalls Reizbarkeit habe; und eben in ihm führten Zinn, Röderer, Ch. L. Hoffmann u. A. die Vertheidigung der Haller'schen Lehre, wobei nach und nach ausgemittelt wurde, daß doch die Reizbarkeit der Muskeln eigentlich eine Folge vom Einfluß der Nervenkraft sey. — So ward mitten in dem Streit über die Haller'sche Reizbarkeit die sogenannte Nerventheorie vorbereitet, die sich von Schottland und Irland aus verbreitete und in Deutschland viele Anhänger fand, nach welcher alle Erscheinungen des Lebens, besonders die Bewegungen der festen Theile und die Mischung der Säfte, Folgen des Einflusses des Nervensaftes seyn sollen. Die Nervenpathologen beginnen in Deutschland mit Alb. Thaer zu Zelle (1774) und Ch. Fr. Elsner, Professor zu Königsberg, deren Sache Joh. Ul. G. Schäffer zu Regensburg, seit 1782 am Eifrigsten und Gründlichsten führte. Während die Pathologie und Therapeutik in Deutschland diese Veränderungen erfuhr, bildete sich in Holland aus der Boerhaave'schen Schule durch Gaubius, welcher die Lebenskraft zwar in den festen Theilen annahm, aber vermuthete, daß doch etwas davon schon in den Säften, woraus die festen Theile entspringen, befindlich seyn möge, eine neue Schule, die der Humoralpathologen, deren Lehren von Swieten (der Vater), als Leibarzt der Kaiserin-Königin Maria Theresia, nicht bloß in Deutschland, sondern im größten Theil von Europa durch seinen „Commentar über Boerhaavens Aphorismen" geläufig machte; ein Werk, das auch von andern Schulen wegen der trefflichen praktischen Rathschläge, die es zur Kur aller Krankheiten enthält, äußerst geschätzt wurde. Anhänger und Vertheidiger der Humoralpathologie waren Max. Stoll, Chr. L. Hoffmann, Nicolai, Wedekind u. A. An sie schloß sich die Schule der Gastristen an, die an Max. Stoll ihr berühmtestes Oberhaupt hatte. Durch seine Theorie, daß es zu allen Zeiten stehende Epidemien gebe, welche alle einzelne Krankheiten ihrem Charakter gemäß modificirten, war er auf die Annahme der Allgemeinheit gastrischer Fieber gekommen, der er als Professor der Klinik zu Wien (1778—84) eine große Ausbreitung unter den Aerzten gab. Mit und nach ihm erkannte Ch. G. Selle (1789) fast keine andere nachlassende Fieber als gastrische und hektische, und noch 1795 stellte Chr. Fr. Richter den Grundsatz auf, so oft ein Fieber nachlasse, nehme es mehr oder weniger den gastrischen Charakter an. Erst in den neuesten Zeiten hat man diesem System seine bestimmte Grenzen gesetzt. Mittlerweile lehrte Joh. Brown seine Erregungstheorie, und die deutschen Aerzte ergriffen sie seit 1793 mit Enthusiasmus. Ihren Bewunderern kam es nun vor als ob es allen bisherigen Versuchen, die Natur der organischen Körper zu erklären, an echtem Zusammenhang und an Übereinstimmung mit der Norm des Erkenntnißvermögens gefehlt habe, welche erst diese Theorie gebe, und so schritten sie beherzt zu einer Umkehrung der ganzen medicinischen Dogmatik. Weikard, Röschlaub und die beiden Frank (Vater und Sohn, Joh. Peter und Joseph 1797) wurden die berühmtesten Vertheidiger des neuen Systems; Hufeland aber und Girtanner seine öffentlichen Gegner. Der Enthusiasmus ließ bald nach; und seitdem kehrt ein Anhänger der Erregungstheorie nach dem Andern wieder zu den reinen Erfahrungen zurück, wie mit einer rühmlichen Selbstständigkeit der jüngere Frank öffentlich zu gestehen kein Bedenken getragen hat. Dennoch ist der deutsche Scharfsinn noch nicht müde ge-

Digitized by Google

worden, den Schlußstein für ein haltbares System der Wirkungen der organischen Natur zu suchen. Wie einst Regius und seine Zeitgenossen nach Descartes's Philosophie ein neues System der Arzneikunde auf theoretischen Grübeleien und sophistischen Spitzfindigkeiten gründeten, das so lange herrschte, bis man zur Überzeugung kam, daß eine vernünftige Empirie doch immer das Bessere sey; so hat die kritische Philosophie zur Erschaffung einer neuen Naturphilosophie gedient, welche nun die Unterlage der ganzen Medicin zur Bewirkung einer größern Bestimmtheit und Gewißheit werden soll. Vortheilhaft hat J. G. Zimmermanns classisches Buch „Über die Erfahrung und die Kunst zu beobachten" gewirkt. Verdienstlich waren die allgemeinen Regeln, welche Gruner (1775) für die Semiotik aufstellte; nützlich die Diagnostik, welche Wichmann nach einer langen Vernachläßigung (1793 aufs Neue in Anregung gebracht, und wodurch er Viele zu ähnlichen Forschungen gereizt hat. Und wie viele sogenannte Empiriker haben durch die Bekanntmachung ihrer Versuche mit Arzneien und thierischen Säften, ihrer Beobachtung über einzelne alte und neue Krankheiten und Epidemien, neue Resultate in Umlauf gebracht! Die Wirksamkeit der Chinarinde ward von Werlhof, einem der größten praktischen Aerzte, der ihre Sache gegen die Stahlianer mit Glück seit 1732 führte, die des Schirlings, des Stechapfels und des Eisenhuthes von dem trefflichen Observator, A. v. Störk, die des Opiums von A. v. Haen u. m. A. erwiesen, und gegen eine Menge körperlicher Übel nach gemachten Erfahrungen in Anwendung gebracht. Die Wirkungen der Belladonna hatte kaum der Superintendent, Joh. H. Münch als ein lange erprobtes Hausmittel gegen den Scirhus und Krebs im hanöv. Amte Lauenstein bekannt gemacht, als Aerzten diesen Erfahrungen nachgingen und ihre übrige Brauchbarkeit lehrten. Quecksilber, Magnetismus, Electricität haben die glücklichste Anwendung gefunden. Die Vaccination hatte schon 1779 ein Ungenannter in den götting. gemeinnützigen Anzeigen als ein Schutzmittel gegen die Pocken empfohlen, aber ohne gehört zu werden; seitdem Jenner mit ihr Aufsehen in England gemacht hat, holten die deutschen Aerzte das Versäumte ein, und die Vaccination ist seit 1799 in Deutschland mit einem Eifer, der kaum in einem ähnlichen Fall seines Gleichen hatte, von den Empirikern untersucht, geprüft, bestritten, gepriesen und fast allgemein eingeführt worden. P. Büchner schrieb über die Rachitis, J. Kämpf über die Infractus, P. G. Hensler über den abendl. Aussatz, u. m. A. Nach dem Vorgange eines Sauvages, Linné und Cullen wagte auch Curt Sprengel den kühnen Versuch einer systematischen Anordnung der Krankheiten. Die Deutschen behaupten noch immer den Ruhm, die treufleißigsten Beobachter am Krankenbette zu seyn, wie denn ihre Therapie auch immer zwischen jener eindringend-heroischen der Engländer und der allzu passiven der Franzosen die besonnene Mitte hielt. Fast in allen wichtigsten Krankheitsformen des nosolpgischen Systems ist in der neuern und neuesten Zeit ein Deutscher als classisch zu nennen. So unterschied Lentin zuerst am genauesten Gicht und Rheumatismus und beschrieb die Krankheiten der Metallminenbergleute meisterhaft; Lafontaine und Schlegel sind noch heute die Einzigen, die in dem Capitel vom Weichselzopf genannt werden. Peter Frank, der Stolz der Deutschen, wird bei allen europäischen Nationen studirt und in seinem praktischen Handeln nachgeahmt; Horn und Hufeland haben in ihren vielen Schriften die wich-

Digitized by Google

tigsten praktischen Thatsachen niedergelegt; Schmidt brachte Ordnung und gereifte Erfahrung in das Fach der Syphilidoklinik; Stütz gab eine Methode zur Heilung des Starrkrampfes, die als die bewährteste überall angenommen ist; um die Bräune, den Keuchhusten, den Typhus machte sich Marcus sehr verdient, wie das wichtige letztgenannte Fieber an Hildebrand seinen Mann fand, der mit meisterhafter Hand seine wichtigen Verhältnisse untersuchte; Albers's vortreffliche Arbeit über den Croup ward selbst von dem höchsten Forum Frankreichs als Preisschrift gekrönt, und wie diese Schrift sich zu den gepriesenen franz. Arbeiten von Royer-Collard und Jurine, so verhält sich Kreysig's großes Werk über die Krankheiten des Herzens zu denen der ausländischen Classiker Testa, Corvisart, Senac und Burn, mit ihnen nämlich ganz auf gleicher Linie stehend. Das Wesen der Exantheme suchte Reuß scharfsinnig zu ergründen, und in mehr praktischer Hinsicht traten auf diesem Felde Autenrieth mit wichtigen Erfahrungen über die Krätze, sowie Stieglitz mit der Angabe einer auf die Natur begründeten Behandlung des Scharlachfiebers hervor, welche Curart seitdem allgemein geworden ist und die Furchtbarkeit dieser mörderischen Krankheit ungemein gezähmt hat, sodaß die Stieglitz'sche Methode der Jenner'schen Entdeckungen wenigstens an die Seite gestellt zu werden verdient. Gölis lehrte den hitzigen Wasserkopf der Kinder kennen und behandeln; Louvrier und Rust lehrten eine radicale Heilung der veralteten syphilitischen Formen durch die Inunctions- und Hungerkur; Puchelt untersuchte die Krankheiten der Venen — aber schon genug glauben wir für eine summarische Übersicht unser Urtheil über den Werth der praktischen Medicin der Deutschen durch Thatsachen begründet zu haben. (Ueber die Homöopathie, s. d. Art.) — Die Wundarzneikunst lag im Anfang des 18. Jahrh. in Deutschland noch in einem kläglichen Zustand. Um die Fortschritte derselben zu bewundern, darf man nur auf Wrede's „Chirurgischen Feldkasten" (1722) zurückzugehen, das erste Buch des Jahrh. in diesem Fache, dessen Inhalt die Unzufriedenheit des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm I., mit den gewöhnlichen Feldchirurgen rechtfertigte, welche die Stiftung eines medicinisch-chirurgischen Collegiums zu Berlin (1724) zur Folge hatte. — Kurz darauf brachen zwei große Aerzte und Anatomen, Burch. Dav. Mauchart und Lorenz Heister, auch für diese Wissenschaft Bahn; der Erste als classischer Schriftsteller über die Augenkrankheiten in einzelnen Abhandlungen; der Zweite (1739) als der erste deutsche Hauptschriftsteller über das ganze dieser Kunst, im In- und Auslande als der erste Mann seines Faches hochgeachtet. Ein großes mechanisches Talent erwies er in der Erfindung und Verbesserung chirurgischer Werkzeuge; ein großes praktisches Talent in der geschicktesten Anwendung derselben bei Operationen; und ein großes schriftstellerisches, nicht bloß insofern er der schriftenreichste Wundarzt seiner Zeit war, sondern auch, insofern er die Art zu treffen wußte, durch die seine bis dahin verachtete Wissenschaft nach dem Geschmack seines Zeitalters allein aus ihrer Niedrigkeit zu heben war. Er gab ihr einen gewissen Anstrich von Erudition, die, so wenig auch dem ausübenden Wundarzt damit gedient seyn mochte, ihr zu Ansehen und einer Art von Bewunderung verhalf, daß man nun allgemein einsah, die Wundarzneikunst müsse der Hand der Bader und Barbiere entrissen werden. Bis 1740 herrschten in ihr fast ausschlußweise die Grundsätze der franz. Wundärzte, die Joh. Zach. Platner in einer

Digitized by Google

schönen Form (1745) in Übersicht brachte. Nun erst fing sich der Einfluß der chirurgischen Schule an der Charité zu Berlin zu zeigen an; die Kriege von 1740 bis 1762 gaben ihren Zöglingen reiche Gelegenheiten, Erfahrungen zu sammeln und die Beobachtungen ihrer Vorgänger zu benutzten; die von der berliner Schule auch in Friedenszeiten unter mehrer Ruhe an großen Hospitälern fortgesetzten Beobachtungen, und die dabei angestellten genauern Prüfungen ihrer vordem gemachten Erfahrungen gaben vortreffliche Wundärzte, einen Schmucker und Theden, die in ihren reifern Jahren ihre vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen voll neuer und vortrefflicher Rathschläge zum schnellen Wachsthum der deutschen Wundarzneikunst seit 1771 bekannt machten. Noch bemerken wir, daß dieselbe deutlich von ihren Nebenbuhlerinnen, der französischen und englischen, unterschieden ist. Aus literar. Ergebnissen ist es schon bekannt, was wir auch noch aus eigner Anschauung bestätigen können, daß wir Deutschen in Muth und Gewandtheit in der operativen Chirurgie unsern Nachbarn diesseits des Rheins und Canals nachstehen; Operationen, wie die Unterbedingungen der Carotis, ja der Iliaca, der Exarticulation aus dem Hüftgelenk, der Excision der Rippen über dem Herzen, die alle von Franzosen und Engländern zuerst gewagt wurden, haben wir Nichts entgegenzusetzen, als daß wir dergleichen Wagstücke hier und da auch nachgemacht haben, wie es uns denn an kühnen und vollendeten Operateurs (Klein, Gräfe u. A.) nicht fehlt; fragt es sich aber, ob es der Triumph der Chirurgie sey, Künste zu wagen und auszuführen, deren Endresultate doch nie erfreulich seyn können, oder ob nicht vielmehr eine genaue Diagnose der chirurgischen Krankheitsformen, und dadurch naturgemäßere Heilung, ein viel würdigeres Ziel ihrer Bestrebungen sey: so wird man wohl nicht anstehen, diese zweite Frage zum Nachtheil der erstern zu bejahen. Dann aber wird auch die Wage sich weit mehr zu Gunsten der deutschen Wundarzneikunst neigen. Wir legen dann nämlich mit patriotischer Freude hinein: die Werke der in ganz Europa nach Verdienst geschätzten Heister und Richter, Sömmerring's chirurg. Arbeiten, Hesselbach's und Langenbeck's Arbeiten über die Brüche, Rust's Meisterwerke über die Geschwüre und über die Verrenkungen aus innern Bedingungen; Wenzel's und Walter's Untersuchungen über den Hirnschwamm, ohne einmal der Leistungen zu bedürfen, die Deutschland in den Zweigen der Chirurgie, der Augenheilkunde nämlich und der Geburtshülfe, geleistet hat, in welchen beiden die neuere deutsche Chirurgie keine Nebenbuhlerin kennt. Richter und Beer bilden in England, Frankreich und Italien, Länder, die alle große Augenärzte aufzuweisen haben, den Codex der Ophthalmologie, und was nach ihnen J. A. Schmidt, Himly, Langenbeck, Rust, Buchhorn, Walther, Gräfe u. A. auf diesem Felde geleistet haben, das wissen und schätzen selbst die Franzosen und Engländer sehr hoch. — Bis 1760 war Deutschland in der Entbindungskunst zurückgeblieben und dieselbe aus Vorurtheil ganz dem weibl. Geschlecht überlassen geblieben, für das daher auch eine Menge von Hebammenbüchern erschienen sind, durch die aber die Kunst nicht fortrückte; erst seitdem Geburtshelfer zugelassen wurden, fanden Ärzte und Wundärzte es der Mühe werth, sich der Entbindungskunst mit größerem Fleiße zu widmen, und seitdem nahm mit der Zahl geschickter Geburtshelfer, die sich mit den Meistern der Entbindungskunst in England

Digitized by Google

und Frankreich messen konnten, auch das eigenthümliche Verdienst der Deutschen in derselben zu. In der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erschienen höchstens von den Lehrern der Wundarzneikunst auf Universitäten und manchen gelehrten Aerzten Bearbeitungen einzelner Materien, die in die Einbindungskunst einschlugen, denen aber immer der praktische Takt fehlte; in der zweiten Hälfte hingegen hielten Theorie und Praxis einander Schritt. Das Jahr 1751 machte Epoche durch zwei öffentliche Entbindungsanstalten, zu Berlin und zu Göttingen; doch war die erstere in der Charité zu Berlin, die ohnedieß bloß zu einer Hebammenschule eingerichtet war, der Wissenschaft weniger förderlich, weil Meckel, ihr erster Vorsteher, zwar ein großer Anatom, aber ein kleiner Geburtshelfer war; desto mehr gewann sie durch die zweite, die gleich bei ihrer Stiftung einen vortrefflichen Geburtshelfer an Joh. G. Röderer zum Vorsteher bekam. Er schrieb das erste „System der Entbindungskunst", indem er sie nach mathematischen Grundsätzen behandelte, und zog an G. Wilh. Stein einen Schüler, der als Vorsteher des zu Kassel (1763) errichteten Entbindungsinstituts, in derselben Manier die Kunst zu bearbeiten fortfuhr und einen früh verstorbenen Lehrer trefflich ersetzte. Auf diesem Weg war es möglich, aus mathematischen Gründen voraus genau zu bestimmen, wann der Kaiserschnitt nöthig sey, den man vorher bloß nach Vermuthungen vorzunehmen pflegte, und eine Reihe sinnlicher Werkzeuge zur Berichtigung theoretischer Gegenstände, zum praktischen Gebrauch bei der wirklichen Geburtshülfe und zur medicinisch-chirurgischen Behandlung verschiedener Frauenkrankheiten zu erfinden. Er minderte das Vorurtheil gegen den Gebrauch der Zange, und auf diesem Wege ging sein Schüler, Fried. Benj. Osiander, fort, der den Ruhm der göttingischen Schule in der Entbindungskunst, in Theorie, Praxis und durch Erfindungen für dieselbe, erneuerte und eine Menge vorzüglicher Schüler erzogen hat. Sein „Lehrbuch der Hebammenkunst" (1796) und sein „Grundriß der Entbindungskunst für Studirende" (1802) gehören zu den lehrreichsten Schriften in diesem Fache. Fast gleichzeitig mit diesen beiden Lehranstalten (1752) verwandelte die Kaiserin-Königin, Maria Theresia, die unentgeltliche Entbindungsanstalt für Arme in ein Institut zum Unterricht der Hebammen und Wundärzte ihrer Reiche, dem H. J. N. v. Cranz, ein gelehrter und erfahrener Geburtshelfer, vorgesetzt wurde, und das sich, wenn gleich nicht durch neue Erfindungen, doch durch Bildung vieler praktischer Geburtshelfer ausgezeichnet hat. Gleicher Ruhm gebührt der 1779 gestifteten Entbindungsanstalt zu Jena, deren beide Vorsteher, Loder und Starke, sich um Theorie und Praxis, auch durch manche Erfindungen für die Erleichterung ihrer Kunst, verdient gemacht haben. Fast jede deutsche Universität von einiger Bedeutung hat in den neuesten Zeiten eine besondere Anstalt zur Bildung geschickter Geburtshelfer erhalten. Verdienstvolle Männer in diesem Fache sind noch: Siebold, Boer, Wenzel, Nägele, Wigand, Jörg, Schmitt und Andere mehr, und man darf kühn behaupten, daß in keinem Lande die wissenschaftliche Cultur der Geburtshülfe so hoch steht als bei uns. — Noch unbesiegter steht Deutschland auf dem Gebiete der Staatsarzneikunde, und es wäre eine anziehende Aufgabe, zu untersuchen, wie die merkwürdige Übermacht wohl erklärlich sey, deren die Deutschen sich hier über alle Mitvölker zu erfreuen haben; denn es läßt sich nachweisen, daß Italien von wichtigen ältern Schriftstellern hier nur den

Digitized by Google

Fortunatus Fidelis und den Zachias nennen kann, daß Frankreich, England, ja das ganze übrige Europa keinen einzigen Classiker aus einer Zeit aufzuweisen haben, aus welcher Deutschland seine Valentin, Zittmann, Bohn, Alberti, Teichmeier, Tropaneger, Hebenstreit, Peter Frank, Ploucquet, Büttner, Uden, Pyl, Metzger u. A. nennt, und daß auch die neueste Zeit überall in Europa nur einzelnstehende Bestrebungen sah, während bei uns die Henke, Berndt, Kausch, Kopp, Wildberg, Langermann, Horn und viele Andre ununterbrochen dieß interessante Gebiet durch ihre Erfahrungen und Untersuchungen bereichern, und Staatsarzneikunde in Deutschland so gut als alle übrige Disciplinen der Medicin in allen Schulen cultivirt wird. So haben zur Geschichte der Arzneikunde und zur Erhaltung und Erklärung der alten Ärzte die gründlichen, gelehrten Deutschen von jeher die meisten und die gelehrtesten und wichtigsten Werke geliefert. Wir nennen Hallers classische Bibliotheken (seit 1771). Die botanische, chirurgische und anatomische hat er bis auf das letzte Viertel des 18. Jahrh. herabgeführt; die praktische nur bis 1695. Für Lehrbücher der medicinischen Literargeschichte haben Mezger, Blumenbach und Ackermann gesorgt; ein vortreffliches Handbuch derselben hat Curt Sprengel geliefert. Die Geschichte der Entbindungskunst hat Osiander pragmatisch dargestellt, und Ploucques über alle Lehren der Chirurgie die einzelnen Schriftsteller in seinem Reparatorium in Übersicht gebracht. Vogel, Baldinger und Murray schrieben Journale für die Chirurgie, Osiander mehre Zeitschriften für die Entbindungskunst, der vielen neuesten Werke nicht zu gedenken. — Die Medicin der Alten hat in Deutschland erst in den letztern Zeiten ihre besondern Erläuterer gefunden. Joh. Nathanael Pezold verglich die Prognostik der Alten mit der Zeichenlehre der Neuern; Chr. Gottfr. Gruner stellte Untersuchungen über die echten und unechten Schriften des Hippokrates an, und theilte nachher lehrreiche Stücke der alten Ärzte, theils in Übersetzungen, in einer ihnen gewidmeten Bibliothek mit. Joh. Fr. Grimm gab eine gute Übersetzung der Werke des Hippokrates mit sorgfältig gearbeiteten praktischen und antiquarischen Anmerkungen; Curt Sprengel machte sich um den Hippokrates durch die Erklärung mehre seiner Schriften verdient u. s. w.

Deutsches Meer (Nordsee wegen seiner nördlichen Lage gegen Deutschland und Holland; in Dänemark Westsee), Theil des atlandischen Meeres zwischen Großbritannien, Niederlanden, Deutschland, Dänemark und Norwegen, steht im Norden mit dem Ocean, in der südwestlichen Ecke durch die 128.214 Fuß breite Meerenge von Calais mit dem Canal, und durch den östlichen Busen Kattegat und die drei Meerengen, Sund, den großen und kleinen Belt, mit der Ostsee in Verbindung, und ist 10.000 QM. groß. Es hat Ebbe und Fluth, die bei England und den Niederlanden am Höchsten steigt, weil hier das Wasser durch den Canal aufgehalten wird, ist salziger, als die Ostsee, und glänzt bei Nacht, welche Erscheinung die Seeleute Morild nennen, und die von Polypen und einer phosphorischen Materie entsteht, welche in der Fäulniß der Meerpflanzen ihren Ursprung hat. Der Engländer Robert Stevenson hat eine auf viele Sondirungen der Tiefe gegründete Beschreibung des Bettes der Nordsee, mit einer erläuternden Charte, im 5. Hefte des "Edinburgh philosophical journal" bekannt gemacht. Nach den Ergebnissen seiner Untersuchung nimmt die Tiefe des Meeres von S. gegen

Digitized by Google

N. zu, wechselt jedoch in der Durchschnittslinie vom Breitengrade der nördlichsten Shetlandsinsel bis nach Ostende, in unregelmäßigem Verhältnisse. Die Unregelmäßigkeiten der Tiefe hängen von den häufigen, in der Mitte am ausgedehntesten, Sandbänken ab, die gegen 3/4 des ganzen Flächenraums (den Stevenson zu 153.709 engl. QM. bestimmt) einnehmen. Meerbusen sind: der Zuyder-See, Dollart, Kattegat, Biesbosch, Tauwerzer-Busen u. s. w. In der Mitte des südlichen Theils ist die große Untiefe, die Doppersbank.

Deutsche Musik. Über die Gesangsweisen unsrer Urväter läßt sich nur Weniges sagen. Daß sie rauh und roh gewesen, behaupten die Römer; doch scheint es wahrscheinlich, daß, da alle ihre Dichtungen nur singend vorgetragen wurden, sich frühe das Gehör schärfen, mit ihm der Gesang sänftigen, ausbilden und verschönern mußte. Das Horn war zwar, so weit uns bekannt ist, das älteste Tonwerkzeug; allein wir finden doch auch die Harfe schon im 5. Jahrh. bei ihnen, und Beda erzählt uns, daß die Angelsachsen bei ihren Gastmahlen ein Instrument an ihren Tafeln herumgehen ließen, worauf jeder Gast Etwas spielen und dazu singen mußte. Wie weit jedoch diese in der Folge fortgeschritten, ist bei dem gänzlichen Mangel an musikalischen Überlieferungen aus den frühern Jahrhunderten auf keine Weise zu bestimmen. Wie in den übrigen Künsten, so mußte besonders in der Tonkunst die christliche Religion Schöpferin einer neuen Welt seyn. Die Musik der Griechen war höchst unvollkommen, hauptsächlich wohl, weil ihr Glaube ihnen nicht das Bedürfniß der wahren Musik einflößte; aber die Liebe, die Lieder, die unendliche Sehnsucht, zu denen die christliche Religion ihre Jünger aufrief, lassen nur in zarten, keuschen Tönen sich offenbaren. So erschienen schon in den ersten christlichen Versammlungen die Harfe und der Psalter, und der Gesang wurde allmählig ein wesentliches Element des Gottesdienstes. Die ehrwürdigen Kirchenväter fühlten überdieß auch die durchgreifende Zweckmäßigkeit des Kirchengesanges; sie studirten selbst die Tonkunst, Basilius im Orient, Ambrosius im Abendlande — Beide im 4. Jahrhundert — waren die eifrigsten Beförderer der christlichen Musik und feierten theils mit lateinischem Gesange, theils mit Posaunen und Zinken ihren Gottesdienst. Die Klöster und Klosterschulen hatten in früherer Zeit die Pflicht und das Verdienst, der noch wenig cultivirten Pflanze der Musik zu pflegen und ihren Wachsthum zu befördern. Unter der Ägide der heiligen Cäcilia blühete die Kunst zwar langsam, aber höchst friedlich empor. Papst Gregor der Große wirkte durchgreifend auf die Verbesserung der Musik durch Erfindung des Choralgesanges. Die Glaubenslehrer und ihre Begleiter, die geistlichen Sänger, verpflanzten ihn nach Deutschland, und seine allgemeine Faßlichkeit, seine Erhabenheit und Eindringlichkeit machten ihn bald einheimisch. Die alten Volksmelodien wurden schnell der Vergessenheit überliefert, und sowohl geistliche als weltliche Lieder wurden nach Gregorianischen Melodien abgesungen, welcher Geschmack sich mehre Jahrhunderte lang mit nur geringen Veränderungen im deutschen Volke erhielt. Der Mönch Johann zu Fulda, Schüler des Rhabanus, erwarb sich hohe Verdienste um die Verbesserung des harmonischen Gesangs in Deutschland. Notker Labeo zu St.-Gallen (im 8. Jahrh.) schrieb zuerst unter den Deutschen von Musik und componirte sequentias missales. Die

Digitized by Google

Erfindung der Noten, deren Stelle früher die mangelhafte Tabulatur vertrat, und die Solmisation wurde von Bischöfen (im 11. Jahrh.) eingeführt. Der Mensuralgesang stammt aus dem alten gesangreichen Köln (im 11. Jahrh.); Franko (s. d.) ist sein Erfinder. Aus Italien kam die Lehre vom Contrapunkte, der nun von Vielen künstlich bearbeitet wurde. Vom 12. Jahrh. an gerieth die Musik hauptsächlich in die Hände der Minnesänger und ging von diesen auf die Meistersänger über. Auch lebte sie fort in der Geistlichkeit, aus deren Mitte man die Lehrer der Tonkunst nahm. Wie die meisten lateinischen Gedichte der damaligen Zeit nichts als überkünstelte Wortspiele waren, so ist auch in den musikalischen Erzeugnissen des 13. und 14. Jahrh. die Schuld zu bewundern, mit welcher man die einfachsten Sätze verschränkte und verkehrte. Im Auslande gedieh die Ausbildung der Musik schon weiter, und die ausgebreitetere Einführung der Orgel trug nicht wenig dazu bei. Doch traten auch im 15. Jahrh. berühmte Contrapunktisten unter den Deutschen auf (z. B. Jakob Obrecht, Johann Bonadies u. A.); an den Höfen bildeten sich Singschulen; in den Kathedralen und Hofcapellen wurden Vorsänger beim Gottesdienste u. d. N. Cantoren angestellt. Beinahe in der nämlichen Zeit erschienen in den Gegenden des Meistergesangs, in Franken und Schwaben, besonders in den damals frisch und fröhlich blühenden Handelsstädten, Tonkünstler, deren Manche, wie z. B. Wolkensteiner um seines edeln Styls, Heinrich Isaak und Stephan Mahn um die Klarheit ihres Gesanges noch heute von den einsichtsvollsten Künstlern geliebt und bewundert werden. Auch Sachsenland war als tonkundig im Auslande gerühmt, und die Italiener nannten jeden deutschen Musikverständigen vorzugsweise einen Sachsen. Zu Anfang des 16. Jahrh. bekam jedoch erst die Orgel, durch Einführung der Figuralmusik, eine höhere Bedeutung, sowie dadurch alle bisher bekannten musikalischen Instrumente vollendetere Ausbildung genossen, und auch das von dem deutschen Künstler Bernhard um 1470 erfundene Pedalclavier auf eine höhere Stufe gebracht wurde. Die Buchdruckerkunst war ebenfalls ein äußeres Mittel zur allgemeinern Aufnahme der Musik. Luther gab den Singschulen und Musikanstalten Aufmunterung und neuen Eifer. Schon lange hatten in Städten und Dörfern einzelne Individuen aus dem Volke als Geiger, Pfeifer, Zinkenbläser und Trommelschläger in den Ländern umher ihr Wesen getrieben, und die Obrigkeit hatte sich im 13. Jahrh. genöthigt gesehen, sie in Zünfte einzuzwängen, damit ihre Anzahl nicht zu sehr anwachse. Jetzt stellte man von Stadtwegen fast überall Stadtzinkenmeister, Geiger, Pfeifer und Thurmbläser an, die auch bei feierlichen Gelagen durch ihre Kunst die Freude erhöhen mußten. Der eigenthümliche deutsche Tanz, der Schleifer, verdankt entweder seine Entstehung oder doch seine Ausbreitung jener Zeit. Vor dem 30jährigen Kriege wurde die Musik besonders von dem kaiserl. Hofe zu Wien, von den Kurfürsten von Baiern und von den Bischöfen begünstigt. Sie hatten Chöre von Sängern und Instrumentisten, zu geistlichem und weltlichem Gebrauch. Der Kurfürst von Baiern, Albrecht V., hatte den berühmten Rolandus Lassus (Orlando de Lasso) zum Capellmeister. Außer Diesem thaten sich in Deutschland im 16. Jahrh. als Componisten noch hervor: Konrad Rein, Ludwig Senfl, zu

Digitized by Google

seiner Zeit ein Fürst der Musik in Deutschland, Wilh. Breitengasser, Arnold Bruck, Joh. Krespel, ein vorzüglich gelehrter und großer Contrapunktist, ebenso Jakob Gallus (Häul oder Händl), Lukas Osslander u. A. Aber jener Krieg zerstörte viele herrliche Keime dieser Kunst. Doch scheint sich aus den mannigfachen Dissonanzen dieses schaurigen Zeitraumes die Harmonie des deutschen Marsches in festen, abgemessenen Klängen ausgesondert zu haben und stammt wohl aus ihr her. Nach dieser verheerenden Periode stieg die Musik schöner und kräftiger aus ihrer Gesunkenheit empor und schreitet seitdem unaufgehalten vorwärts. Joh. Kasp. v. Kerl und Joh. Jos. Fux glänzten als Componisten. Zwar blieb, noch zu Anfang des 18. Jahrh., die Kirchenmusik Hauptberücksichtigung der Künstler; doch aber bildete sich der Kammer- und Concertstyl jetzt vortheilhaft aus. Die ersten deutschen Höfe erhoben durch ihre Gunst den Eifer und das Talent. Der östr. Kaiserhof zeichnete sich längst vor den übrigen Beschützern der Tonkunst aus. Karl VI. hatte das größte bekannte Orchester. Fuchs und Caldara waren seine Capellmeister. Die deutsche Musik trat hier zuerst in ihrer Eigenthümlichkeit auf und hat sich seitdem von der italienischen immer unabhängiger gemacht. Gründlichkeit ohne Pedanterie, immer lachendes Colorit, großes Verständniß der Blasinstrumente, war der Charakter der sich hier bildenden wiener Schule. Maria Theresia, diese hohe Frau, welche Alles beschützte, was zur Veredelung führte, beförderte auch und betrieb selbst die Musik, in der Wagenseil ihr Lehrmeister war. Unter solchen Anfeuerungen konnte es nicht fehlen, daß junge Talente sich hier vorzüglich erweckt fühlten, und ein Gluck, Mozart und Haydn dem dortigen für die deutsche Musik classischen Boden entsprießen konnten. Die Verfertigung und Vervollkommnung musikal. Instrumente ging hier gleichen Schritt mit erhöhetem Flor der Kunst selber, und so suchte und fand das auswärtige wie das einheimische Genie in Wien vollendete Bildung. Um diese Zeit begann in Deutschland die Instrumentalmusik eine bisher nicht gekannte Fülle und Mannigfaltigkeit zu gewinnen; sie nahm in allen Stücken einen rascheren Gang, glänzte mit spielenden, gefälligeren Melodien, bewegte sich in reicheren Modulationen mit dem verschlungensten Gewebe aller Instrumente, und erschwang sich endlich im Reiche der Harmonie zu einer Freiheit der Bewegung, zu einem Reize immer neuer Formen, zu einer überwältigenden Kraft glühender Tonfülle, die jetzt unsern Ohren ebenso überraschend als oft betäubend vorüber rauschen. Lauter Eigenschaften, die einer auf Glanz und Reichthum Anspruch machenden Musikgattung für das Theater und die Kammer (Concerte und Oratorien) entsprechen, aber sich ohne weise Einschränkung zur Begleitung des einfach großen und edeln Kirchengesanges nicht schicken, der auch seitdem in Deutschland in Verfall gerieth. In Dresden bildete sich unter den Königen von Polen ein eigener Styl und eine treffliche Capelle. Der Capellmeister Schütz componirte Opitz's „Daphne" mit großem Erfolge. Sebast. Bach (dessen Compositionen die größte Meisterschaft in der Vollstimmigkeit des Satzes beweisen und gelehrt, tiefsinnig und lebhaftig sind), Hasse (bei welchem, beim herrschenden Gefühl für das Große und Erhabene, sich im Ausdrucke Alles kühn und stark hervordrängt), Händel (Meister im Großen und Erhabenen, einzig in der Kunst und Pracht der Chöre, in der Harmonie und dem harmonischen Gewebe seiner Orgelfugen),

Digitized by Google

ferner Homilius, Hiller, Naumann, Schweitzer, Benda, Wolf, M. u. Weber u. a. vortreffliche Künstler gingen aus der sächsischen Schule hervor. Geschätzt wurden Gottfr. Stölzel und Em. Bach. Daß die Tonkunst unter des großen Friedrich unmittelbarer Leitung und Aufmunterung in Berlin außerordentliche Fortschritte machte und hervorstrahlende Zöglinge bildete, ist unbestritten. Der Sachse Graun, Deutschlands Pergolese, wurde königl. Capellmeister. Große Instrumentalisten, wie Quanz, Friedrichs Lehrer auf der Flöte, Franz Benda, hoben die Concert- und Kammermusik. Auch gingen aus dieser Schule ausgezeichnete Theoretiker, wie Marpurg und Kirnberger, hervor. Hier lebte auch der treffliche Liedercomponist Schulz. Ihnen folgten ein Fasch, Reichardt, Himmel, Weber, Zelter u. A., welche der Musikliebhaber und Kenner mit Ehrfurcht nennt. Auch in Baiern und an den übrigen deutschen Höfen, z. B. Bonn, Braunschweig, und in den blühenden Handelsstädten, wurde überall die Tonkunst geliebt und beschützt. Tonsetzer, wie Vogler, Winter, Romberg, Spohr, Poißl, gehören zu den ersten in Deutschland. Die Oper bot um diese Zeit dem Kunstgenie ein weites Feld der Bearbeitung dar, welches auch von großen Meistern in allen seinen Nuancen ausgearbeitet wurde. Die deutsche Musik, die in großen, tiefen Harmonien den romantischen Charakter der Tonkunst vorzüglich entwickelt hat, scheint am Ende des 18. Jahrh. und am Anfange des 19. Jahrh. ihre Blüthe erreicht zu haben. Keine Nation kann dieser Musik etwas Gleiches an die Seite stellen. Ihre Tiefe der Harmonie, Reichthum der Instrumentation und Fülle der Melodie setzten Italiener und Franzosen in Staunen. In den letzten Jahren artete der Geschmack in harmonische Ueberladung, welche den Gesang unterdrückt, Seltsamkeit und Streben nach Originalität, vorzüglich seit Beethoven und Cherubini, aus. Der Modegeschmack, der sich an eisförmiger und unkräftiger Liedelei, vorzüglich durch die Guitarre befördert, einige Zeit ergötzte, bewundert jetzt pikante Modulationen und mechanische Seiltänzerei und sucht Entschädigung am Ausländischen. Da bei uns die Instrumentalmusik verhältnißmäßig immer das Übergewicht über die Vocalmusik hatte, für welche der Italiener eine besonders günstige Anlage und darauf gegründete Methode besitzt, so ist es wohl zu erklären, warum jetzt in einem großen Theile von Deutschland und namentlich an den Orten, wo bisher die Tonkunst vorzüglich ausgeübt ward, eine Spaltung in Hinsicht des musikalischen Geschmacks herrscht, indem ein Theil des Publikums mit fast leidenschaftlicher Vorliebe der neuen italienischen Opernmusik und ihrem Anführer Rossini wie einem Götzen anhängt, ein anderer Theil aber fortdauernd den echt deutschen Nationalwerken, und was sich diesen annähert, huldigt. Diese Parteien sind vorzüglich in dem südlichen Theile von Deutschland und an den Orten, an welchen selbst die Koryphäen der deutschen Nationalmusik lebten, namentlich in Wien und München, in lebhaftem Kampfe. In beiden Orten scheint die italienische Partei um so mehr die Oberhand zu behaupten, je mehr hier die italienische Musik selbst durch italienische Gesangsvirtuosen eingeführt wird und durch ihren kunstfertigen Vortrag eine bedeutende Empfehlung gewinnt; dahingegen im nördlichen Deutschland, vornehmlich in Berlin und Leipzig, die eigentlich deutsche Partei bis jetzt noch die herrschende zu seyn scheint, und

Digitized by Google

in Berlin namentlich der Geschmack an Gluck durch treffliche Aufführungen und durch Spontini's verwandte Strebungen einen Damm gegen die Überschwemmung durch italienischen Modegeschmack zu bilden scheint. Für jene Partei ist es auch sehr günstig, daß es wenig deutsche Sänger von Bedeutung gibt, welche nicht den italienischen Vortrag durch Unterricht oder Hören angenommen hätten, weßhalb selbst die echten deutschen Gesangwerke ganz fremdartige Ausschmückung sich gefallen lassen müssen. Unter diesen Umständen könnte die deutsche Oper, die bis jetzt noch eine der herrschenden Musikgattungen ist, sich nur dadurch selbstständig erhalten, wenn es mehre Tonsetzer gäbe, die, wie K. M. v. Weber in seinem so beliebt gewordenen „Freischütz" that, den wesentlichen und ursprünglich deutschen Gesang, der vorzüglich im volksmäßigen Liede sich kund thut, auf die Oper sinnig anwendeten und so den blinden Neuigkeiten, welche so zahlreich aus Italien kommen, eine Reihe von Musikwerken entgegensetzten, in welchen selbst der deutsche Gesang in einer poetischen Sphäre sich entwickeln könnte. — Seitdem der Theaterstyl und die Concertmusik sich ausgebildet, wurde der Kirchenstyl immer galanter und mit dem Theaterstyl vermischt, daher finden wir den reinen Kirchenstyl in den jetzt erscheinenden Kirchencompositionen äußerst selten; doch haben die Werke von Friedrich Schneider (sein „Weltgericht", seine Vocalmissen), Gottfr. Schicht, v. Seybold, Fesca, Stadler, Schlett, Gratz, Ett u. A. gezeigt, daß es noch Männer gibt, welche den bessern Weg kennen. Übrigens scheint es, als könne unsere Kirchenmusik künftig von einer andern Seite an Einfachheit gewinnen durch die mit Schulen verbundenen Singchöre, die Singakademien und Musikvereine, welche sich im Vortrage geistlicher Vocalmusiken üben und die besten Werke der ältern Kirchenmusik eifrig studiren, weßhalb auch die Musikverleger jetzt häufig ältere kirchliche Gesänge erneuern, und junge Componisten sich dieselben zum Muster nehmen. (Vgl. Kirchenmusik, Singschulen, Singakademien, Singvereine und Musikfeste.) — Was die Concertmusik anlangt, so wird ihr Eigenthümliches gewöhnlich in Concertstücke gesetzt, in welchen die Virtuosität auf irgend einem Instrumente sich geltend macht. Was aber diese Virtuosität anlangt, so ist sie nicht nur in der neuesten Zeit auf ihre Spitze getrieben worden, d. h. man hat die höchsten Schwierigkeiten auf irgend einem Instrumente zum Gegenstande des Kunststrebens und Genusses gemacht, sondern mit ihr ist auch der Gipfel in der Instrumentalmusik überhaupt erreicht worden. Die berühmtesten deutschen Virtuosen sind: auf dem Pianoforte Hummel, Moschelles, Fr. Kalkbrenner, Ferd. Ries, J. B. Cramer, W. Arnold und Aloys Schmidt, K. Kreuzer ꝛc.; auf der Orgel: J. Schneider, Barthel, Rink, Umbreit, Böhner, Riem ꝛc.; als Violinisten: P. Rode, Kiesewetter, L. Spohr, L. Maurer, K. Müller, Fränzl, Mayseder, Fr. Clement, Möser, A. Matthäi, Guhr, W. Grund, Wiele ꝛc.; Violoncellisten: B. Romberg (unstreitig der Erste), Knopp, Funk, Kraft, J. Merk, Bohrer ꝛc.; Flötisten: Fürstenau, Böhm, Raf. Dreßler, C. Keller, Schröck ꝛc.; Clarinettisten: Hermstedt, Bärmann, Iwan Müller, Gebr. Bender ꝛc.; Hoboe: E. Thurner, Wilh. Braun, Barth (Vater und Sohn); Fagotisten: C. Bärmann, Ant. Romberg, J. H. Kummer ꝛc.; Hornisten: Gugel (Vater und Sohn), Schunke (Vater und 2 Söhne), Fuchs ꝛc.; Posaunisten: Queißer, Belke u. A. Die berühmtesten

Digitized by Google

setzer Deutschlands s. im Art. Componisten. — Sängerinnen, die Dem. Canzi, Schechner, Seel, Sonntag (jetzt verehl. Gräfin ...) ꝛc., die Frauen Devrient, Grünbaum, Häser-Fera, Krausanitzky, Krüger-Aschenbrenner, Metzger-Vespermann, Milderhauptmann, Neumann-Sessi, Schulz, Seidler-Wranitzky, Sigl-Vespermann, Weichselbaum u. A. dürfen mit ihren Kunstleistungen sich kühn jedem ländischen Talente an die Seite stellen; wie auch die anerkannten ister im Gesange: Bader, Cornet, Eunike, Haitzinger, Löhle, Rosr, Vetter, Weichselbaum, Wild (der deutsche Troubadour), Fischer, nitz, Siebert, Spitzeder, Stromeyer, Häser ꝛc. hierzu berechtigt . — In der Theorie der Musik, vornehmlich in der Harmonielehre, verdienstliche Versuche gemacht worden, auch diesem Zweige der senschaft die längst vermißte systematische Form zu geben. Hierher ört Gottfr. Webers „Theorie der Tonsetzkunst" (2. Aufl., Mainz 1824, Bde.). Logiers treffliche Methode des musikalischen Unterrichts sucht, Verbindung mit einer einfachen Harmonielehre, den Weg zu einer ndlichen Kenntniß und Behandlung der Elemente der Musik gemein zu machen. Treffliche kritische Blätter sind die „Leipr musikalische Zeitung", die „Berliner musikalische Zeitung", die „Wiener musikalische Zeitung", das Journal „Cäcilia" ꝛc.

Deutscher Orden, ein geistlicher Ritterorden, welcher, wie der Johanniter- und Templer-Orden, aus einem während der Kreuzzüge in Palästina zum Schutze der Pilger und zur Vertheidigung des heiligen Landes vom Herzog Friedrich von Schwaben zur Zeit der Belagerung von Acre gestifteten Vereine deutscher Ritter im J. 1190 entstand. Weil er der heil. Jungfrau Maria geweiht war, nannten sich die Ritter auch: Brüder des deutschen Hauses U. L. Frau zu Jerusalem, oder Marianer. Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens gab hauptsächlich die Eifersucht der deutschen Ritter gegen die Johanniter und Tempelherren, welche nur selten Deutsche in ihre Körperschaften aufnahmen und noch nie einen Deutschen zu ihrem Meister gewählt hatten. Kaiser Heinrich VI. und Papst Cölestinus III. bestätigten den Orden, welcher bloß deutsche Ritter in seine Mitte aufnahm. Sein erster, im Feldlager vor Acre gewählter Großmeister war Heinrich Walpot von Bassenheim. Sie erhielten eine den Tempelherren ähnliche Regel, die aber durch ihren trefflichen Großmeister Hermann von Salza (1220—40) weiter ausgebildet wurde. Sie erfüllten tapfer ihren Beruf gegen die Mohammedaner und mit Liebe den der Verpflegung der Armen und Kranken. Daß der Orden bald mächtig und einflußreich wurde, verdankte er dem Hochmeister Hermann von Salza, unter welchem derselbe große Freiheiten erhielt und sich bedeutende Güter erwarb. Die Grafen von Hohenlohe schenkten ihm 1220 die Stadt Mergentheim. Beim Verfall der christlichen Macht im Orient verlegte der Orden seinen Sitz nach Venedig und suchte irgendwo eine sichere Heimath in Europa zu erlangen, wozu Kreuzzüge gegen die heidnischen Völker im Osten und Norden eine gute Gelegenheit zu geben schienen. König Andreas von Ungarn räumte ihm 1211 den östlichen Theil von Siebenbürgen ein, um durch die Ritter eine Vormauer gegen die tatarischen Völker zu bilden. Allein ihn gereute dieser allerdings gefährliche Schritt; er widerrief 1227 die Schenkungen, ungeachtet der Orden bereits Klausenburg gegründet hatte. Der Papst suchte diesen zwar durch Drohungsbullen zu schützen;

Digitized by Google

aber da sich eine bessere Gelegenheit darbot, scheint er selbst seine Ansprüche aufgegeben zu haben. Der polnische Herzog Konrad von Masovien war nicht im Stande, den heidnischen Poruſſen oder Preußen aus letischem Stamme zu widerstehen, und rief im Jahre 1226 die Ritter, deren Tapferkeit weit und breit erschollen war, zu seinem Beistande herbei, indem er ihnen nicht nur ein ansehnliches Gebiet, sondern auch den Besitz aller Eroberungen anbot. Diesem Antrag folgten sie: Hermann Balk führte die ersten Scharen an die Weichsel, die bald aus allen Ländern verstärkt wurden. Nach einem 53jährigen Kriege mußten die Preußen die Oberherrschaft des Ordens anerkennen und die christliche Religion annehmen. Die Herrschaft des Ordens war endlich durch die Vereinigung mit dem Orden der Schwertbrüder, welchen Papst Innocenz III. 1304 zur Unterwerfung der Heiden in Liffland gestiftet hatte, noch mehr befestigt, und über die benachbarten Länder (Liffland, Kurland, Semgallen) ausgedehnt. (S. Preußen, Geschichte.) „Der deutsche Orden — sagt Chateaubriand — brachte die am Gestade des baltischen Meers wild umherschwärmenden Völker unters Joch und erstickte dadurch die stets glimmenden Funken jener furchtbaren Völkereruptionen, welche Europa so oft verwüsteten. Er gab der Civilisation Zeit zu ihren Fortschritten und zu der Vervollkommnung des neuen Kriegswesens, welches uns gegen die Verheerungszüge künftiger Attilas und Alarichs in Sicherheit setzt. Die deutschen Ritter erwiesen dem Menschengeschlecht sogar einen doppelten Dienst; denn sie brachten die wilden Völkerschaften nicht nur zum Gehorsam, sondern zwangen sie auch, sich des Ackerbaues zu befleißigen und sich in die Ordnung des bürgerlich gesitteten Lebens zu fügen. Christburg, Bartenstein, Weißenburg, Wesel, Bromberg, Thorn, ja die meisten Städte in Preußen, Kurland und Semgallen wurden von jenem geistlichen Ritterorden erbauet. Er kann sich rühmen, die Existenz der Völker Frankreichs und Englands gesichert, zugleich aber auch den ganzen Norden Germaniens angebauet und civilisirt zu haben". — 1297 verlegte der Hochmeister Konrad von Feuchtwangen nach Marburg seine Residenz, 1309 aber nahm dessen Nachfolger Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz zu Marienburg (s. d.) in Preußen. Den höchsten Gipfel seiner Macht hatte der Orden zu Anfange des 15. Jahrh. erreicht, wo er sich von der Oder bis zum finnländischen Meerbusen erstreckte, und seine jährlichen Einkünfte auf 800.000 Mark berechnet wurden. Allein in der Folge brachten ihn Schwelgerei, Verschwendung und Zwiespalt allmählig in Verfall. Die Regierung ward so drückend, daß sich Vorderpreußen schon um diese Zeit an Polen ergab. Auch für Hinterpreußen mußte der Orden die polnische Lehnsherrschaft anerkennen, und als er sich derselben zu entziehen suchte, gerieth er mit Polen in einen Krieg, welcher sich damit endigte, daß er auch Hinterpreußen verlor, welches 1525 dem damaligen Hochmeister, Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als ein erbliches Herzogthum unter polnischer Hoheit ertheilt wurde. Das Gebiet des Ordens war von nun an auf die in Deutschland gelegenen Güter beschränkt, die zusammen gegen 40 Quadratmeilen mit 88.000 Einw. enthielten, aber zerstreut lagen, da sie nach und nach durch Schenkungen, Verleihungen und Erwerbungen zusammen gekommen waren. Hierauf hatte seit 1527 der Hoch- und Deutschmeister seinen Sitz zu Mergentheim in Schwaben (jetzt würtembergisch) und war ein geistlicher Reichsfürst. Die Ordensbesitzungen, die aus einzelnen Städten, Dörfern und Grund-

Digitized by Google

stücken bestanden, waren in Balleien eingetheilt. Es gaben deren 11, Elsaß und Burgund, Östreich, Koblenz, Etsch oder Tirol, Franken, Hessen, Alten-Biesen (Hauptort Mastricht), Westphalen, Thüringen, Lothringen und Sachsen. (Die Ballei Utrecht ward weder von dem Deutschmeister, noch von den übrigen Balleien anerkannt und stand mit dem Orden gar nicht in Verbindung.) Über die Balleien waren Landcommenthure gesetzt, welche von Rathsgebietigern, die ihnen zur Seite standen, gewählt wurden. Die Balleien waren in Commenthureien abgetheilt, die von Commenthuren verwaltet wurden, ausgenommen Thüringen, deren Landcommenthor keine Commenthure unter sich hatte. Die Landcommenthure waren die verfassungsmäßigen Räthe des Hoch- und Deutschmeisters, der in wichtigen Angelegenheiten ihr Gutachten hören mußte. Es wurden nicht bloß Katholiken, sondern auch Evangelische von altem deutschen Adel in den Orden aufgenommen. Die Ritter waren durch die Gelübde des Gehorsams und der Keuschheit und auch einigermaßen durch das Gelübde der Armuth gebunden, da nach ihrem Tode ihr Vermögen dem Hoch- und Deutschmeister zufiel, wofern sie nicht die Erlaubniß, darüber zu verfügen, erhalten hatten. Ihre feierliche Ordenskleidung bestand in einem weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze, das einen silbernen Rand hatte. Außerdem trugen sie an ihrer gewöhnlichen Kleidung ein goldnes Kreuz. Das dem Hoch- und Deutschmeister unmittelbar unterworfene Gebiet hieß das Meisterthum. Es lag zwischen Würtemberg und Baden und hatte einen Flächenraum von ungefähr 10 QM. mit 32.000 Einwohnern; ein gebirgiges, waldreiches aber fruchtbares Ländchen, dessen Hauptstadt Mergentheim war. Als geistlicher Reichsfürst, hatte der Hoch- und Deutschmeister den Rang unmittelbar nach den Erzbischöfen, im fränkischen Kreise aber, wo er in seinem Meisterthum und in den meisten Commenthureien der Ballei Franken Landeshoheit hatte, war er der letzte unter den geistlichen Fürsten. Seine Einkünfte wurden auf 115.000 Gulden gerechnet. Als nach dem Revolutionskriege der Rhein Frankreichs Grenze ward, gingen alle auf dem linken Ufer desselben gelegenen Ordensbesitzungen verloren, und es blieben nur noch 7 Balleien übrig. In dem preßburger Frieden (1805) wurden die Besitzungen und die Würde des Hoch- und Deutschmeisters zu einem erblichen Eigenthume eines Prinzen aus dem östreichischen Hause erklärt. Nach dem unglücklichen Kriege von 1809 aber ging das Fürstenthum Mergentheim an das Königreich Würtemberg über und die Güter, welche die Balleien bildeten, wurden von Napoleon, der den Orden durch sein Dekret, Regensb., den 24. April 1809, aufgehoben hatte, den Fürsten überlassen, in deren Länder sie lagen. Seitdem ist der deutsche Orden, nach einer Dauer von 600 Jahren, gänzlich erloschen. Der Erzherzog Anton nennt sich noch jetzt Großmeister des deutschen Ordens im Kaiserthum Östreich. Vgl. Johann Voigt's „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergange des deutschen Ordens" (Königsberg 1827; der 2. Th. bis 1249).

Deutsche Philologie. Durch frühzeitige Verbesserung des Schulunterrichts, deren fruchtbare Erfolge die zahlreichen Schüler der hochverdienten Al. Hegius und R. Lange veranschaulichten, und durch die unermüdete Thätigkeit R. Agricola's und K. Celtes's war Deutschland für die aus Italien sich rasch verbreitenden humanistischen Studien empfänglich geworden. Viele wißbegierige Jünglinge benutzten italienische Lehrer oder bildeten sich aus ihren Schriften; es wurde auf Lesen der röm.

Digitized by Google

Classiker und auf reineren und gefälligen lat. Ausdruck gedrungen und die Einführung zweckmäßiger Lehrbücher statt der bisher gebräuchlichen barbarischen des Mittelalters eifrig betrieben. Der bessere Geschmack ging von Veredlung des lateinischen Sprachgebrauches aus. Einige der wirksamsten Männern in diesem Beginn der philologischen Geistesbildung waren: Heinrich Bebel aus Justingen in Schwaben. Seine Schüler J. C. Heinrichsmann und Joh. Brassicanus machten lat. Sprachlehren bekannt, welche häufig gebraucht wurden; Joh. Altenstaig arbeitete ein zu seiner Zeit willkommenes Wörterbuch aus. Hermann v. d. Busische v. Schlosse Sassenberg im Münsterschen (geb. 1468, st. 1534), Hegius und Agrikola's Schüler, reifer gebildet in Italien, lehrte in vielen deutschen Städten wiederholt und unter harten Anfechtungen in Köln, zuletzt Professor in Magdeburg, geistreicher Dichter und kräftiger Beförderer der röm. Literatur. Diese Männer und viele andere, welche mit ihnen Gleiches erstrebten, hatten schwere Kämpfe zu bestehen gegen scholastische Pfafferei und eigensinnige Festhaltung des herkömmlichen Alten; aber die Mehrheit der bildsamen Jugend schloß sich ihnen an und viele ritterliche Kraftmänner, unwillig über selbstsüchtigen Zunftgeist der Obscuranten, erkannten als ihren edlen Beruf, die Streiter für das Schöne, Wahre, Menschliche in Schutz zu nehmen und erforderlichen Falles mit dem Schwerte zu vertheidigen. Von den vielen Rittern, welche mit Wort und That solche Gesinnung beurkundet haben, kann hier nur auf Diejenigen aufmerksam gemacht werden, die zugleich literarisch thätig gewesen sind. So Hermann Graf von Nuenar aus Jülich, trefflicher Forscher der altgermanischen Geschichte, voll Achtung für classisches Alterthum. Der nürnberger Patricier Bilibald Pirkhaimer aus Eichstädt, verdient um Geschichte, röm. Alterthumskunde und bessere Numismatik, heiterer lat. Dichter. Vor allen anderen der ungestüm hochsinnige Ulrich von Hutten. Die Mittelpunkte, um welche sich in diesem Zeitalter der Morgenröthe humanistischer Geistesbildung alle literarische Bestrebungen sammelten und bewegten, waren Reuchlin und Erasmus. Ersterer begründete das ernstere Studium der griech. Sprache und die Beschäftigung mit dem Hebräischen durch Lehrbücher und Unterricht. Erasmus, wirksam für europ. Geistesbildung, Gelehrter im umfassendsten Sinne, unermüdet thätig, scharfsinnig, helldenkend und geistreich, offen für Schönes und Wahres, Meister in Darstellung und röm. Sprache, hatte überwiegenden Antheil an der geist. Gestaltung des Zeitalters durch Schriften, Umgang mit Großen und den angesehensten Gelehrten, durch Anregung und Unterstützung literarischer Unternehmungen und Anstalten und vielseitige Verbreitung und Sicherstellung der Achtung für Wissenschaft und Kunst. Von den Zeitgenossen sind unter andern vorzüglich erwähnenswerth: Peter Apianus, hochverdient um mathematische Geographie, und Barth. Amantius, Otmar Nachtigall aus Strasburg, Benediktiner, eifriger Verbreiter des griechischen Sprachstudiums, Vinzent. Opsopoeus (Koch) aus Franken, Helius Eoban Hessus (Göbbchen) aus Bockendorf, Sim. Grynaeus aus dem Hohenzollernschen, musterhaft durch edle Gesinnung und literarischen Gemeingeist. Inzwischen hatte die Kirchenreformation allgemeineren Eingang gefunden; Ul. Zwingli und M. Luther forderten und erwirken Vervollkommnung des gelehrten Schulunterrichtes und dieser gewann von Wittenberg aus durch Luther's treuen Gehülfen eine ganz neue Gestalt: Philipp Melanchthon wird mit Recht der

Digitized by Google

allgemeine Lehrer Deutschlands genannt; das bezeugen die Verdienste seiner Schüler, von welchen hier nur einige der bedeutenderen aufgeführt werden können: Joh. Rivius in Annaberg, Freiberg und Meißen, Valent. Friedland Trotzendorf in Goldberg, Joh. Glandorp in Münster, Marburg, Braunschweig, achtbar als Dichter und Historiker, Georg Fabricius aus Chemnitz, Thom. Naogeorgus oder Kirchmayer aus Straubingen; der berühmteste von allen Joachim Camerarius aus Bamberg (geb. 1500, st. 1574), herrlich wirkend für das Schulwesen in Nürnberg und als Rathgeber für viele Gegenden Deutschlands, seltene Gelehrsamkeit und literarische Thätigkeit mit liebevollem Eifer für Gemeinwohl und mit unbefleckter frommer Sittlichkeit vereinend. Der gleichzeitige und fortwährende Wetteifer im Anbau humanistischer Studien ist in keinem Lande so groß, wie im protestantischen Deutschlande. Wildem Eulander (Holzmann) aus Augsburg, Hieronymus Wolf aus Oettingen im Augsburg., mit eigenthümlichem Tiefblicke ausgestattet und reich an Genialität, Janus Guilielmus aus Lübeck, geistreicher Kritiker und Dichter, Wilh. Hilden aus Berlin (geb. 1551, st. 1587), Rector des grauen Kloster-Gymnasiums, Nicodemus Frischlin aus Balingen, einsichtsvoller Grammatiker, hellsinniger Dichter und Redner, Valentin Acidalius aus Wittstock, genialer Kritiker und sinnreicher Ausleger römischer Classiker, Michael Neander aus Sorau, Melanchthon's Schüler, Begründer der Musterschule in Ilfeld, ausgezeichnet durch sprachliche Gelehrsamkeit, gute Methode und unermüdeten Fleiß. Mart. Crusius aus Gräbern im Bamb., Lehrer in Tübingen, rühmlich thätig zu Gunsten der Neu-Griechen. Für alterthümliche Sachkenntnisse war manches, zum Theil Treffliches geleistet worden; Wolfg. Laz benutzte griech. Münzen zur Geschichtforschung; Hub. Golz und weit sorgfältiger Adolph Occo (geb. 1524, st. 1606), bearbeiteten die römische Numismatik, Joh Wilh. Stuck (geb. 1542, st. 1607) sammelte fleißig archäologische Notizen. Im 17. Jahrh. erkaltete der Eifer der Humanisten und die Stimmung der einflußreicheren Geschäftsmänner, besonders der Theologen, war der Selbstständigkeit und freisinnigen Gründlichkeit des philologischen Studiums ungünstig, indem dasselbe zünftiger Absichtlichkeit untergeordnet und der Jugendunterricht auf unmittelbare mechanische Nützlichkeit berechnet wurde. Daher sind der pädagogisch planmäßig arbeitenden Philologen und solcher, welche bleibenden literarischen Ruhm erwarben, ungleich weniger; wackere Schulmänner haben mit Gegnern der classischen Literatur zu kämpfen; der bedeutungsvollste Gesichtspunkt, aus welchem ihr Verhältniß zur Geistesbildung bisher aufgefaßt worden war, wird von Vielen verkannt. Janus Gruterus eigentlich Gruytere aus Antwerpen, Professor in Wittenberg und Heidelberg, belesen, kritisch scharfsehend. Wolfgang Seber aus Suhl, Erasmus Schmid aus Oelsnitz, Heinrich Lindenburg aus Hamburg, Christian Bekmann aus Borne, Kaspar Schoppe oder Scioppius aus Neumark in der Pfalz (geb. 1576, st. 1649), ein geistvoller, gelehrter, übermüthiger Abentheurer, dessen Schriften ebenso reich an neuen und gehaltvollen Ansichten als an Ungeheuerheiten und trotzigen Übertreibungen sind. Kaspar von Barth aus Küstrin (geb. 1587, st. 1658), überströmend von gelehrter Belesenheit, reich und sehr ungleich arbeitend, eitel und anmaßend, Thomas Reinesius aus Gotha (geb. 1587, st. 1667), praktischer Arzt in mehren Städten, am längsten in Altenburg und Leipzig, hochgebildet, feinsinnig, um-

Digitized by Google

fassend belesen, der gründlichste Humanist seiner Zeit; Lukas Holstein aus Hamburg (geb. 1596, st. 1661), Bibliothekar im Vatican, einer der gründlichsten und umsichtigsten Philologen; Joh. Vorst aus Wesselburg im Ditmars (geb. 1623, st. 1676), Rector in Berlin, kenntnißreich und vielthätig; Christian Daum, Rector in seiner Vaterstadt Zwickau (geb. 1612, st. 1687), wackerer Forscher und fruchtbarer Arbeiter; Marquard Gude aus Rendsburg (geb. 1635, st. 1639), ausgezeichnet durch umfassendes und tiefes Wissen, wie durch richtigen Blick; Christ. Cellarius aus Schmalkalden (geb. 1638, st. 1707), hochverdienter Schulmann in Weissenfels, Weimar, Zeiz und Merseburg, Prof. in Halle, ausgebreitete, auch morgenländische Sprachen umfassende Gelehrsamkeit mit guter Lehrmethode verbindend, gab zur zweckmäßigen Behandlung der humanistischen Studien in Deutschland den Ton an und leistete für Alterthumskunde, besonders Geographie und Geschichte Bedeutendes. Die Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse der griechischen Welt wurde durch Joh. Phil. Pfeffer erleichtert; zur Beförderung des altertümlichen Kunststudiums trug unverkennbar bei Joach. v. Sandrart. Diese Thätigkeit für antiquarischen Realismus nahm im 18. Jahrh. zu und bereitete ein neues Zeitalter der philologischen Studien vor, welches alle vorhergehende an innerem Gehalte, äußerem Glanze und wirksamem Einflusse auf das gesammte wissenschaftliche Geistesleben übertraf. Die alte Numismatik wurde durch J. C. Schott, Christ. Siegm. Liebe, Erasmus Frölich, Karl. Jul. Schläger, Joh. Jak. Gesner u. A. trefflich angebaut; das Bedürfniß sprachlicher Gelehrsamkeit und geschichtlicher Forschung wurde von mehren Theologen anerkannt und der von Leibnitz ausgegangene Geist befruchtete das literarische Leben mit erkräftigter Regsamkeit. Der grundgelehrte Joh. Albert Fabricius aus Leipzig (geb. 1668, st. 1736), Professor in Hamburg, stellte mit heldenmüthigem und sinnvollem Fleiße unermeßliche reiche Vorräthe gediegener Literaturnotizen zu allgemeiner Benutzung aus und forderte dadurch kommende Geschlechter zu angestrengter Thätigkeit auf. Die methodische Neubelebung des philologischen Jugendunterrichtes verbreitete sich von Halle aus über einen großen Theil Deutschlands; die von Joh. Juncker verfaßte griechische Grammatik kam in allgemeinen Umlauf und konnte auch durch die ungleich vollständigere märkische nicht verdrängt werden. Ähnlicher Begünstigung erfreut sich Joachim Lange's, des vielschreibenden theologischen Eiferers, dürftige hallische latein., obgleich die weit vorzüglichere märkische von A. F. Bernhardi ihr bald zur Seite trat. Benj. Hederich aus Geithain war unermüdet in Ausarbeitung mannigfaltiger Hülfsbücher für Schulunterricht und Selbstbelehrung, welche zu ihrer Zeit treffliche Dienste leisteten. Die auch durch lebhafteren Verkehr mit den Niederlanden geförderte humanistische Betriebsamkeit auf Universitäten, z. B. Altorf, Wittenberg u. a., besonders Leipzig, und auf Gymnasien, namentlich den sächsischen, geht aus Übersicht der Leistungen einiger berühmten Männer hervor, deren Werth zum Theil als fortdauernd gelten kann: Gottfried Olearius in Leipzig, Joh. Christoph Wolf aus Wernigerode. Der unglückliche Abentheurer Stephan Bergler aus Kronstadt in Siebenb. Joh. Wilh. Berger, Prof. in Wittenberg, hellte viele Gegenstände des classischen Alterthums mit Geist und besonnener Umsicht auf. Joh. Mich. Heusinger aus Sundhausen, Gottl. Corte aus Beskau in der N. Lausitz, Prof. in Leipzig, genialer Kritiker und Ausleger, bei großer

Digitized by Google

Kühnheit, mit seltener Einsicht und Gelehrsamkeit ausgestattet. Es bildeten sich nun philologische Schulen von vielumfassender Wirksamkeit, und die Übersicht der überaus reichen humanistischen Literatur seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wird durch Aufführung der Häupter oder Wortführer derselben erleichtert und gewissermaßen geordnet: Joh. Math. Gesner aus Roth bei Nürnberg (geb. 1691, st. 1761) ordnete mit humanistischem Studium den Buchstaben dem Geiste unter und suchte die Lebensansichten und Kunstformen der alten Welt hervortreten zu lassen, ohne jedoch seinem krit. ereget. Verfahren Einheit und Festigkeit zu geben. Joh. Aug. Ernesti aus Tennstädt erstrebte helles Denken und den richtigen Ausdruck dafür oder Vernunftmäßigkeit der geschichtlich-grammatischen Auslegung, arbeitete für Gesammtveredelung des wissenschaftlichen Lebens, Meister im alterthümlich schönen Styl, vielwirkend für Humanisirung des theologischen Studiums. Christ. Gottlob Heyne aus Chemnitz begründete tiefe und liebevolle Achtung für classisches Alterthum in allen Kreisen des Gelehrtenstandes und machte Philologie als Grundlage aller geistigen Bildung geltend, umfaßte den Idealismus und Realismus des humanistischen Studiums ziemlich gleichmäßig, bisweilen mit einer Hintansetzung sprachlicher Gründlichkeit, und veranschaulichte die folgenreiche Wechselwirkung zwischen ihm und der Wirklichkeit der Gegenwart, suchte die Einheit der Kritik und Auslegung zu befestigen, erwarb sich um geschichtliche Forschung, Kunstansichten (wie sie gleichzeitig von Winckelmann und Lessing ausgesprochen wurden) und Sicherstellung des selbstständigen Urtheils großes Verdienst, und hat, wie Wenige, entscheidenden Einfluß gehabt auf die geistige Richtung des Zeitalters; er gewann humanistischen Studien die Theilnahme des großen Publikums, durch dessen Daseyn die weiteren herrlichen Fortschritte desselben in Deutschland bedingt und mit ungewöhnlicher Raschheit zu immer höherem Ziele gefördert worden sind. Friedr. Wolfgang Reiz, tiefer Forscher der griechischen Grammatik und Metrik, innigst vertraut mit dem Geiste der classischen Literatur und des echt alterthümlichen Ausdruckes mächtig, einer der glücklichsten griech. und latein. Dichter. Friedr. Aug. Wolf, geistreicher Pfleger der höheren Kritik, in der sich gründliche Sprachwissenschaft und ein Fülle von Sachkenntnissen wechselseitig unterstützen, geübt in lichtvoller Darstellungskunst, Vieles anregend. Gottfr. Hermann, Prof. in Leipzig, fortstrebend nach Reiz'schen Grundsätzen, vielseitig und hoch gebildeten Geistes mit Adlerblick, anerkannter Stimmführer in Kritik, herrlicher griech. und latein. Dichter. Georg Friedr. Creuzer, Aug. Böckh ꝛc. Die Reihe der neuern Philologen, und unter ihnen sind viele, auf deren Arbeiten Deutschland stolz ist, und die auch das gerechte Ausland beachtet, ist so ansehnlich, daß sich der Bericht darüber auf ein einfaches chronologisches, keineswegs für vollständig ausgegebenes Verzeichniß, mit sparsamen Bemerkungen, beschränken muß. Joh. Jak. Reiske (st. 1774), bei allen Entbehrungen und Unfällen glücklicher Märtyrer einer in den Werken altclassischer und besonder auch arabischer Literatur anspruchlos schwelgenden Begeisterung und immer frisch auflebenden Thätigkeit. Joh. Friedr. Bruner, Joh. Chr. Wernsdorf, Joh. Friedr. Fischer, Rector der Thomasschule in Leipzig, sorgfältiger griechischer Grammatiker und fleißiger Sammler. Georg Christ. Crollius, Aug. Wilh. Ernesti, Imman. Joh. Gerh. Scheller, Joh. Karl Zenne, um griech. Grammatik wohlverdient. Der classische leipziger

Digitized by Google

Theolog Sam. Friedr. Nathanel Morus, Joh. Aug. Wagner, Christ. Adolph Klotz, gefälliger latein. Stylist, für zudringliche Anmaßung und unberufene Vielthuerei hart gedemüthig. Joh. Heinr. Ludw. Meierotto, trefflicher Pädagog und einsichtsvoller gelehrter Schulmann, feiner Kenner des röm. Alterthums, reich an glücklichen Blicken. Joh. Jak. Hottinger aus Zürich, J. G. Schneider Saro (geb. 1752, st. 1822), gründliche naturgeschichtl. Kenntnisse mit philolog. vereinend, ungemein arbeitsam. Fr. Gedicke, wackerer Schulmann, J. Gurlitt trefflich einwirkend in das gelehrte Schulwesen, das Rechte und Wahre unverrückt erstrebend; J. Al. Martyni-Laguna, unermeßlich reich an wissenschaftlicher Erfahrung, Meister alterthümlicher Sprache. Georg Aler. Ruperti, J. Phil. Siebenkees, Ehph. W. Mitscherlich, J. G. Huschke, Ludw. Spalding, geistreicher Denker, musterhafter Lehrer, scharfsinniger Kritiker und Exeget. F. W. Sturz, vielwirkend durch gründl. Kenntniß der griech. Sprache. Karl Aug. Böttiger (geb. 1762), anerkannt verdient im Studium alter Kunst. K. O. Ilgen, G. E. Grodeck aus Danzig, K. Gottl. Lenz, G. H. Schäfer in Leipzig, hochverdienter griech. Grammatiker von kaum zu berechnender edler Vielthätigkeit. Ph. Buttmann, voll Geistes und Gelehrsamkeit; Fr. Jacobs, hellblickender und zartsinniger Kritiker, von alterthümlichem Gefühl für Menschlichkeit, Schönheit und Wahrheit beseelt und die geistige Wirkung humanistischer Studien richtig würdigend und durch sein schriftstellerisches Leben veranschaulichend; J. A. Göremz, Fr. Schmieder, G. L. König, K. W. J. Mosche, W. v. Humboldt, Aug. Fr. Bernhardi, tiefdenkender Sprachforscher und musterhafter Schulmann; Fr. Schleiermacher, Karl Morgenstern, J. A. Bremi, L. F. Heindorf, K. F. Heinrich, Ad. Gottl. Lange, J. W. Schüvern, A. G. Gernhard, K. L. Struve, F. Ast, Imman. Bekker, Ch. A. Lobeck, F. Gräfe, Ferd. Hund, G. H. Lünemann, Ludw. Dissen, K. L. Schneider, Fr. Passow, R. L. W. Jakob, F. N. Titze, K. Reisig, F. W. Gotthold, F. Osmann, K. G. Göttling, A. Weichert, K. Beier, G. Dindorf, F. G. E. Rost, Doderlein, Friedemann, Frotscher, A. Näcke, Fr. Spitzner, Stallbaum, Zumpt u. A. Vorzüglich sind die Ausgaben von Ast (Plato), Poppo (Thucydides), Böckh (Pindar), Hermann (Sophokles), Lobeck (Phrynich), Bothe (Horaz nach Fea), Bekker (Attische Redner), Schäfer ꝛc.; die lexikographischen Arbeiten von J. G. Schneider, Passow, Lünemann u. A.; noch erinnern wir an das große Unternehmen der berliner Akademie, das „Corpus inscript. graec.“, besorgt durch Böckh. Die Geschichte, Landeskunde, die Vorstellungen, Gebräuche, Einrichtungen, das Verfassungswesen der Griechen und Römer sind in neueren Zeiten durch deutsche Gelehrte gründlich untersucht und ebenso lichtvoll als wissenschaftlich genügend dargestellt worden; dieß mag die allgemeinere Andeutung der vollendeteren und anerkannt hochgelungenen Leistungen beurkunden. L. Ideler alte Chronologie; Konr. Mannert, J. H. Voß, F. A. Ukert alte Erdkunde; J. Eckhel, J. K. Rasche alte Numismatik; F. Osmann Inschriften; D. Hüllmann, Fr. Kortum, F. W. Tittmann griech. Staatsverfassung; G. F. Schömann, M. H. E. Meier, Ed. Platner, M. H. Hutwalker, W. Heffter griech., besonders attisches Gerichtswesen; namentlich ward die Geschichte des alten Griechenlands in mehren wesentlichen Punkten aufgehellt durch C. N. Müller und Fr. Kortum; und über die ältere Geschichte des römischen und des griech. Staats gab, nach Niebuhr, W. Wachsmuth Beachtungswerthes. Der

Digitized by Google

schon früher begonnene Kampf über die Mythengeschichte der alten Völker, für deren Behandlung der geniale Creuzer neue Wege eröffnet hatte, ein Kampf, in welchem Manche wiederum Nichts als den alten Widerstreit zwischen Mysticismus und gesundem Menschenverstand auftauchen sahen, ward für und gegen die neue Ansicht — wir hoffen zum Heil der Wissenschaft — fortgesetzt von Creuzer, Moser, Ritter, Voß, Hermann, O. Müller, Lobeck, Baur u. A., und so viel mindest erkannt, daß man in Zurückführung alles Hellenischen auf indische Urweisheit hier und da zu weit gegangen. Um die Geschichte der alten Kunst erwarben sich neue Verdienste Böttiger (durch Herausgabe der „Amalthea"), Fr. Thiersch, Hirt, Grotefend, O. Müller u. A. Über die Verdienste der Deutschen um die oriental. Sprachkunde und Literatur s. Orientalische Sprachen.

Deutsche Philosophie. Diese trat mit dem höheren Grade der Vervollkommnung der deutschen Sprache in's Daseyn, und zwar, nachdem man anfing, sich der Fesseln der in lateinischer Sprache herrschenden scholastischen Philosophie zu entledigen. An dem im 15. Jahrh. begonnenen Kampfe gegen die scholastische Philosophie nahmen Martin Luther (1509—46), Ulrich von Hutten, Erasmus, Vives, Jakob Sadolet, Nizoleus und viele Humanisten lebendigen Antheil, und so verallgemeinerte sich der Ueberdruß der besseren Köpfe an zu lange herrschend gewesener hohler Metaphysik und unfruchtbarem Spiel mit Dialektik. Doch war der Gewinn nicht beträchtlich, welcher von dieser Richtung der geistigen Ansicht und Regsamkeit auf die wissenschaftliche Gestaltung der Philosophie überging; er beschränkte sich auf reinere und gefälligere stylistische Darstellung, auf Erneuerung und auf ziemlich lange fortgesetzte bald historisch sammelnde, bald philosophisch erläuternde, bald polemisch kritische Ueberarbeitung älterer philosophischer Systeme, welchen fromme Begeisterung auch wohl Vertrauen auf Wunder des aus Glauben entzündeten innern Lichtes entgegensetzte. Die eigentliche deutsche Philosophie charakterisirt sich sowohl durch das rastlose Streben nach Systemen und Ableitung wissenschaftlicher Sätze von einfachen und möglichst umfassenden Principien, als auch durch ihre kosmopolitische Richtung. Sie beginnt mit Leibnitz (s. d.), dem ersten philosophischen Genie unter den Deutschen am Ende des 17. Jahrh. Er — das ganze Gebiet des menschlichen Wissens tief, gründlich und genial umfassend, in der Mathematik neue Bahnen brechend und auf viele Kenntnißkreise durch fruchtbare Ansichten und Winke einwirkend, vertraut mit den Bestrebungen der Forscher aller Zeiten, reich an eigenthümlichen Combinationen, so freisinnig und gerecht in Anerkennung des Wahren, wo er es zu finden oder zu ahnen glaubte, der die Philosophie reformiren wollte, daß sie wie die Mathematik sich einer gleichen Vollkommenheit erfreuen, und auf ihrem Gebiete aller Widerstreit mit ihren Parteien und mit der Theologie aufhören sollte — hat sich durch Verbreitung, Berichtigung, Aufhellung und schärfere Bestimmung philosophischer Ideen einen unvergänglichen Namen erworben, das abstrakte Denken, dessen Förderung er auch in der von ihm bestrittenen Scholastik keineswegs verkannte, geweckt und geübt, die großen Welt- und Geschäftsmänner damit befreundet, und über Pflicht, Recht und Methode der Spekulation von mehren Seiten helleres Licht verbreitet. Sein demonstratives System des Spiritualismus oder theistischen Rationalismus stützet sich auf die Grundlehren der Platonisirenden Monadologie, der

Digitized by Google

harmonia praestabilita, der Theodicee und des Optimismus. Seine Theorie des menschlichen Erkenntnißvermögens ist dem Locke'schen Empirismus entgegengesetzt, und führet die Ausmittelung und Begründung der Wahrheit auf logische Gesetze der Identität oder des Widerspruchs und des zureichenden Grundes zurück. In seiner Metaphysik wird dem Cartesischen Dualismus und dem Spinozismus entgegengearbeitet. Chr. Wolf (s. d.) erhob die von ihm vielseitig ergänzte und in Ansehung der Monadologie und harmonia praestabilita ermäßigte Leibnitz'sche Philosophie zu einem vollständigen, alle Theile zusammenhängend umfassenden System, welches durch mathematisch-demonstrative Methode, philosophischen Geist allgemeiner belebte und in die Zunftkreise der Gelehrten einführte, die Verdrängung der Scholastik vollendete, in Deutschland, dessen Muttersprache, nach Ch. Thomasius in Halle († 1728) Vorgange, von ihm zu wissenschaftlichen Verhandlungen öffentlich gebraucht wurde, volle drei Menschenalter herrschend blieb, und theils durch Mangel an strenger Unterscheidung zwischen Mathematik und Philosophie und zwischen Erkenntniß der Vernunft und der Erfahrung, theils durch Mißbrauch des vom Anfange zu weit getriebenen Formalismus, die folgenreichsten philosophischen Revolutionen der neuesten Zeit veranlaßte. Wolf bestimmte die Richtung, den Umfang, die Grenzen und die innere Verbindung der gesammten philosophischen Thätigkeit, gliederte dieselbe encyklopädisch nach ihren Äußerungen und fand in dem sittlich-praktischen Theil, auf dessen Bearbeitung er vorzüglichen Fleiß verwendete, den Mittelpunkt der Spekulation. Der Logik gab er mehr prakt. Zusammenhang; er stützet sich auf den mit dem Bewußtseyn identificirten Satz des Widerspruchs und zureichenden Grundes, entwickelt eigentlich nur die abstrakten Begriffe und zergliedert eigentlich die Vorstellung von bloß denkbaren Gegenständen; die rationale Psychologie (1734) und die natürliche Theologie (1736) wurden durch bedeutsame Ansichten und Erörterungen bereichert. In der praktischen Philosophie (1720—1738) wird das Streben nach Vollkommenheit als oberster Grundsatz aufgestellt und die Anordnung einzelner Bestandtheile genauer bestimmt. Wolf fand an Christ. Aug. Crusius (seit 1747) und Joh. Gg. Daries wichtige Gegner, welche seine Philosophie, deren Mängel wir oben angegeben, mit gründlichem Geiste prüften. Die meisten Streitigkeiten betrafen weniger das ganze System als einzelne Lehren. Unter seinen Anhängern aber finden sich mehre Philosophen, welche einzelne Wissenschaften, besonders Logik, mit Glück ausbildeten, z. B. Lambert, Plouçquet, Reimarus, Baumgarten (s. d.) u. A. Darauf bildete sich von 1760—80 ein Eklekticismus in der Philosophie. Einige folgten bald dem Descartes, welcher die Trennung des Körpers und Geistes zu einem Grundcharakter der neuern Philosophie erhob, bald den psychologischen Forschungen eines Locke, wie Feder, Garve u. A. Durch Hume's Skepticismus und Locke's Prüfung des Verstandes angeregt, suchte endlich der scharfsinnige Denker Immanuel Kant (s. d.) (seit 1780), mit welchem die neueste Philosophie (die zweite Periode der eigentlich deutschen Philosophie) beginnt, die Unsicherheit in den Bestrebungen der Vernunftthätigkeit zu beseitigen. Vertraut mit den Systemen und Leistungen der Denker aller Zeiten, war er überzeugt, daß keine der bisherigen Forschungen fruchtlos für Erforschung der Wahrheit gewesen sey, alle aber einer Reinigung bedürften und nach ihren Grund-

Digitized by Google

ansichten und Ergebnissen neu zu ordnen und der höheren Gesetzgebung vernunftgemäßer, d. h. nothwendig allgemeiner Einheit zu unterwerfen seyen. Um die Möglichkeit und den Umfang der Vernunfterkenntniß sicher zu stellen, ging er von Untersuchung der Quellen der Erkenntniß, von Unterscheidung der mathematischen und philosophischen Erkenntniß und von schärferer Trennung des Denkens und Erkennens, der Vernunft und des Verstandes aus; das theoretische Erkenntnißvermögen beruhe auf Sinnlichkeit und Verstand; jene gäben den Stoff in den Formen der Zeit und des Raums; dieser gestalte nach festen, in Kategorien ausgedrückten, Gesetzen den Stoff zu Begriffen und Urtheilen; somit sey die Gewißheit der theoretischen Vernunft auf die, durch Verstandesbegriffe bedingte Erfahrung beschränkt; die praktische Vernunft erweise sich in Bestimmung der Willkür durch Ideen von Pflicht und Recht, oder im praktischen Vernunftglauben; die das Besondere dem Allgemeinen unterordnende Urtheilskraft bewirke Uebereinstimmung zwischen der, aus dem Begriffe von der Natur hervorgehenden theoretischen und der auf dem Begriffe von Freiheit beruhenden praktischen Erkenntniß; so werden, mit Festhaltung des im Bewußtseyn Gegebenen, die formalen Grenzen des gesammten Erkenntnißvermögens und die Gebiete des Wissens und Glaubens bestimmt; alles metaphysische Wissen ordnet sich dem sittlichen Wollen und Handeln unter. Dieses, nur zum Theil von seinem Urheber ausgeführte System des kritischen oder transcendentalen Idealismus, nichts zerstörend in menschlichen Ansichten und dem Unerreichbaren nicht nachjagend, weder trotzige Gewißheit verheißend, noch frevelhafte Zweifel begünstigend, erhebet den menschlichen Geist zu den höchsten Bestrebungen und demüthiget ihn durch Nachweisung der Schranken seiner Thätigkeit, und ist durch Erkräftigung der freien Selbstthätigkeit der Vernunft und durch Belebung der Theilnahme an philosophischer Forschung von gehaltsschweren und in steter Wiedergeburt begriffenen Erfolgen begleitet gewesen. Deutschland blieb fortan die Heimath der wissenschaftlichen Philosophie, und mehre wohlbegabte Denker verfolgten muthig die Bahn, welche zum höheren Ziele der Wahrheit zu führen verspricht. Wurde auch ihren, von stürmischem Beifalle überraschten Zeitgenossen ebenso sehr überschätzten, als auf der andern Seite im Eifer des Widerspruchs hart verkannten Anstrengungen der gehoffte Siegeslohn nicht zu Theil, und veranschaulichet sich für Viele darin das Endergebniß alles noch so ernstlichen und tüchtigen Ringens nach einem Kleinod, welches gefunden zu haben, oder bald ergreifen zu können, ehrliche Selbstliebe glauben muß, weil sonst Beharrlichkeit in arbeitender Spekulation unmöglich seyn würde; so erscheinet doch ihr geistiges Streben reich an herrlichen Früchten, nicht bloß für den engeren Kreis der in augenblicklichem Genusse schwelgenden Auserwählten, sondern auch für die größere Menge; die edelsten Kräfte erstarken in Uebung und retten die höhere Bedeutung des Lebens, und wachsende Klarheit wird im Kampfe und selbst durch den redlich aufgegebenen Irrthum gewonnen. Wird die Bahn, auf welcher der forschende Geist mit kühner Freudigkeit sich beweget, aufgegeben, so sind auch schon die Schranken einer neuen aufgethan; immer erhalten sich jugendliche Regsamkeit und kräftige Achtung für die höchsten Güter des menschlichen Daseyns; Alles mahnet zu Bescheidenheit und Entsagung, ohne den heiligen Trieb nach Wahrheit und Licht zu entmuthigen; und das Eine, was Noth ist, wird dem Geprüften und in der Prüfung Bewährten näher gebracht.

Digitized by Google

Reinhold suchte Kants Kritik in eine Theorie des Vorstellungsvermögens zu fassen, welchen Versuch jedoch Schulze (als Aenesidem) mit den Waffen des Skepticismus glücklich bestritt. Obwohl nun der Gegensatz des Denkens und Seyns durch diese Lehre erst recht grell hervorgehoben wurde, so weckte doch Kants Kritik den Geist eines freiern Philosophirens unter den Deutschen. Der kühne kräftige Denker Fichte (s. d.), sehend, wie diese Philosophie auf halbem Wege zu dem Idealismus stehen blieb, wollte die Evidenz des transscendentalen Idealismus dadurch sichern, daß er Materie und Form alles Wissens aus Einem Grundsatze ableitete, das Bewußtseyn aus einer Thathandlung des Ich, einer absoluten, alles Wirkliche außer ihr producirenden Thätigkeit hervorgehen und Alles durch Reflexion auffassen ließ; das Ich ist ihm das Handelnde und zugleich das Produkt des Handelns. Seine theoretische Wissenschaftslehre erklärte anfänglich die Auffassung der ursprünglichen Thätigkeit des Ich ins Bewußtseyn aus Gesetzen des Denkens, späterhin aus intellektueller Anschauung, welche das absolute göttliche Seyn voraussetzt; indem er unter den letzteren Gott gedacht wissen wollte, setzte er sich dem Vorwurfe des Atheismus aus. Von Fichte ging Schelling aus, der zu einer neuen Ansicht den Grund legte. Er führte in der Identitätslehre und Naturphilosophie alles Wissen auf das Absolute, das All im Urbilde geoffenbaret in der Natur oder in der Nachbildung des Absoluten zurück, und leitete die Erkenntniß der absoluten Identität des Subjektiven und Objektiven aus intellektueller Anschauung ab; seine Spekulation gehet von der Natur aus, welcher göttliches Leben zugestanden wird, und macht die Identität der Kräfte der Natur und der Seele aus einander begreiflich. (S. Schelling'sche Philosophie.) Von Schelling ausgehend, hebet Hegel (s. d.) die Abhängigkeit des Denkens von Subjektivität und dem Unterschied zwischen realem und formalem Denken auf, setzet absolutes Wissen in Einheit des Subjektiven und lehret, daß das Seyn reiner Begriff an sich selbst, und nur der reine Begriff das wahre Seyn ist. Logik, welche das Denken an und für sich bestimmt, ist ihm wesentlich spekulative Philosophie und tritt an die Stelle der Metaphysik. Die Thätigkeit des dialektischen Kunstlebens des Verstandes läufet in ihrem Kreise ab. Viele andre philosophische Ansichten und Systeme entwickelten sich entweder durch Opposition mit den hier genannten, oder suchten einen der angeführten Standpunkte festzuhalten und die auf demselben liegende Ansicht zu berichtigen, oder in vollkommen ausgebildeter Form darzustellen. Das Letztere gilt z. B. von Fries's neuer Kritik der reinen Vernunft und Krug's transscendentalem Synthetismus, in welchem man alle Hauptlehren der Kant'schen Kritik in systematischer Form verbunden findet. Bardili suchte ebenfalls das Absolute zur Basis aller Philosophie zu machen. Er fand es in dem Denken und wollte daher die Logik zur Quelle realer Erkenntnisse erheben. J. J. Wagner und Eschenmayer suchten Schelling's Lehre theils zu berichtigen, theils weiter zu bilden. In der Reihe eigenthümlicher Denker aber, welche vornehmlich im Gegensatz gegen die obigen Ansichten die ihrige entwickelten, gehören Jacobi durch seine Gefühls- und Glaubenslehre, nebst Köppen, und mehre seiner Schüler, ferner der hier sich anschließende Rationalismus Bouterwek's, der auf den Glauben an die Vernunft gebaut ist; Platner's und Schulze's beding-

Digitized by Google

der Scepticismus und Herbart's scharfsinnige metaphysische Bruchstücke, die meist als Kritik andrer Systeme erscheinen. Die meisten dieser zuletzt angeführten philosophischen Ansichten fallen, wenigstens ihrer Ausbildung nach, noch in das erste und zweite Decennium des gegenwärtigen Jahrh., und es verdient bemerkt zu werden, daß die Forschungen der Deutschen im Gebiete der philosophischen Wissenschaften sich in demselben Zeitpunkte um so tiefer und vielseitiger entwickelt haben, in welchen sich die größten politischen Ereignisse drängten, und eine fast weltverbreitende Kühnheit auch Deutschlands politische Selbstständigkeit gefesselt hielt. Gegenwärtig ist keine der angeführten philosophischen Ansichten eigentlich herrschend, und die Meisten, welche sich mit Ausbildung und Mittheilung philosophischer Lehren beschäftigen, schließen sich entweder an eine der eben genannten Hauptansichten, welche die neuere Periode der deutschen Philosophie hervorgebracht hat, oder an irgend eine frühere an, entwickeln und bilden dieselben nach Form oder Inhalt, im Ganzen oder Einzelnen, kritisch oder dogmatisch aus, und bearbeiten nach denselben einzelne Disciplinen, z. B. Moral, Ästhetik; oder suchen die von Kant vorausgesetzte psychologische Grundlage zu berichtigen und die Philosophie auf dem Wege der Erfahrungsseelenlehre zu begründen, wie neuerdings Beneke. Auch wird die Geschichte der Philosophie fleißig bearbeitet. (Über das philosophische System des Prof. Hermes s. d.) Viele haben den Wechsel der Systeme unter den Deutschen mit oder ohne Witz getadelt. Gewiß aber ist es, daß über die Wahrheit einer umfassenden Ansicht nur dann vollkommen geurtheilt, und selbst der Irrthum deutlicher erkannt werden mag, wenn sie sich in Form des folgerechten Systems dargelegt hat; und dieß war das Bestreben des gründlichen Deutschen. Je mehre und verschiedene Systeme dann auftreten, desto umfassender wird die Einsicht des Denkers. Welche die Nachtheile überwiegende Vortheile mußte also der Deutsche von seinen Systemen erhalten! Dazu kommt, daß nicht nur die einzelnen philosophischen Wissenschaften, sondern alle Wissenschaften überhaupt durch diesen streng philosophischen Geist eine höhere Gestalt gewonnen haben, und von keiner andern Nation so sehr als ein einziges organisches Ganze dargestellt worden sind als von den Deutschen, ja überhaupt kein wichtiger Gegenstand der Menschheit bei ihnen ohne wissenschaftliche Bearbeitung geblieben ist, wie oft auch die Anwendung der jedesmal herrschenden Systeme auf dieselben zu lächerlichen Seltsamkeiten, Ausschweifungen und geschmacklosester Pedanterei verleiten mußte; daß endlich eben darum keine neuere Nation einen solchen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung in Europa geäußert hat als sie. — Von ganz entgegengesetzter Wirkung ist das seit Kurzem herrschende encyklopädische Streben, welches jetzt auch in die Philosophie einschleicht und mit schmeichelnder Popularität der Oberflächlichkeit großen Vorschub thut. Auch ist der gegenwärtige Stand der Kritik und das literarische Treiben überhaupt der gründlichen Behandlung der Philosophie ungünstig; nicht minder ist es die wenige Aufmerksamkeit, welche man auf vielen Schulen und Universitäten dem philosophischen Unterricht zu widmen pflegt, da derselbe doch die edelste Grundlage aller humanen Bildung ist. Was die Deutschen in den einzelnen philosophischen Disciplinen (Logik, Metaphysik, Naturrecht, Moral ꝛc.) geleistet haben, ist in besondern Artikeln angegeben.

Digitized by Google

Deutsche Poesie. Die römischen Schriftsteller, welche uns Nachrichten über die germanischen Völkerschaften hinterlassen, stimmen meist darin überein, daß die Deutschen gerne und viel sangen. Allein nur Tacitus berührt den Inhalt einiger jener Sänger, zu wenig, um unsre Wißbegierde zu befriedigen, zu viel, um nicht aus seiner Angabe auf die Mannigfaltigkeit und Bedeutenheit derselben schließen zu lassen. Bei der damals herrschenden Vorliebe für den Krieg mögen die Lieder, welche beim Beginn und während der Schlacht zur Entflammung unwiderstehlichen Muthes mit fürchterlichem Tosen von den Barden angestimmt wurden, die zahlreichsten, und ihr Inhalt — die Herrlichkeit der Sieger in Wallhalla, die Schande der Knechtschaft und der Ruhm der Vorfahren — gewesen seyn. Bedeutender waren gewiß jene mehr geschichtlichen Gesänge, welche den gewaltigsten Helden (Hermann) zum Gegenstande hatten. Solche und neuere auf Hermann und spätere Helden waren es wohl auch, die Venetianus Fortunatus im 5. Jahrh. mit Begleitung der Harfe absingen hörte. Die wichtigsten und ältesten Dichtungen waren unstreitig diejenigen, welche die Theo- und Kosmogonie der Germanen enthielten. Welchen Einfluß späterhin die Erscheinung Odins, des Helden, Propheten und Dichters, und der an ihn sich knüpfenden Götterlehre auf die Volksdichtung gehabt, kann man auf keine Weise bestimmen. Nichts Zuverlässiges läßt sich von den uralten Heldendichtungen der Gothen, die im Norden Deutschlands entspringen, angeben. Soviel scheint erwiesen, daß diese in Begleitung einer Zither vorgetragenen Gesänge inhaltschwer und in der ältesten Volksüberlieferung begründet waren, indem sie nicht allein in der Folge zum Theil den Stoff den herrlichsten Dichtungen des Mittelalters hingaben, sondern auch ihre Helden in manchen Sagen und Liedern Skandinaviens wieder gefunden werden. Gewiß ist, daß die mit der Hälfte des 3. Jahrh. beginnenden Völkerwanderungen viele der ältesten Volksdichtungen, die an bestimmten Bergen, Wäldern und Kampfplätzen hafteten, in Vergessenheit brachten. Anderseits begann das Licht des Christenthums in die Finsterniß des allgemein verschlechterten Heidenthums zu scheinen und Europa zu einem frischen höhern Leben aufzuwecken. Nicht allein die eiserne Naturkraft des Nordens rang mit dem listigen Süden um die irdische Herrschaft der Welt, sondern auch der dreifaltige Gott des Orients bekämpfte den Wahn und die finstern Götter des Westens; alle Körper und Geister wurden mit fortgerissen in die denkwürdigste, ungeheuerste Weltenschlacht. In solchem chaosähnlichen Gewühle, in solchem betäubenden Waffengebraus mußte der linde, liebliche Gesang der Poesie auf lange verstummen. Nur an den glänzenden Höfen ihrer Lieblinge, eines gewaltigen Attila's, eines herrlichen Theodorichs, ertönte noch ihr einsamer Ruf. Seit dieser Zeit theilten sich die epischen Dichtungen der Deutschen gleichsam in drei Sonnensysteme. Als Mittelpunkt des ältesten, der ursprünglich deutschen Heldensage erscheint der Weltbesieger Attila, dem zwölf Könige dienten, der eine unbedingte Bewunderung erregte, die sich bald in Sage und Dichtung an Tag gab und verewigte. Zunächst umschweben ihn Theodorich, der größte und edelste der Amaler, der siegreiche Siegfried, Hildebrand der Ruhmglänzende, welche die Dichtung unter dem Namen der Niebelungen (s. d.) begreift. Als Centralsonne des zweiten, aber dem Inhalt und Ursprung nach ausheimischen, epischen Dichtungskreises funkelt aus lichtschwangerer Dämmerung der heilige Gral (s. d.) uns entgegen, den der unsterbliche

Digitized by Google

König Artus (s. d.), gleichsam als Oberpriester des unendlich tiefen Geheimnisses, mit seinen zwölf Rittern der runden Tafel (s. d.) behütet. Ihn umschimmern seine Kinder, der Parcival, der in allen Farben schimmernde Titurel und Lohengrin der Schwanenritter, die alle in wechselseitig innerer Beziehung stehen. In loser Verknüpfung mit dieser Dichtung vom Gral stehen, durch Artus, seine Ritter, der liebebezauberte Tristan, der kühnmuthige Lanzelot, Daniel von Blumenthal und viele andere Helden, welche einzig der Poesie ihre glänzende Berühmtheit verdanken. Der dritte, minder ausgedehnte Cyklus geht von Karl d. Großen, welcher wie sein Zeitgenosse, der dänische König Lodbrog, die überalten Dichtungen aus dem Munde des Volkes sammeln und aufzeichnen ließ, dem unter seinen zwölf Helden der unüberwindliche Roland, sein Neffe, am Nächsten steht. Karl d. Große selbst, dessen kostbare Sammlung alter Heldenlieder die Nachwelt vernichtet oder hat vermodern lassen, hatte einen offenen Sinn für Poesie. Das vielleicht noch aus derselben herrührende Bruchstück des Hildebrandsliedes, das gegen Ende des 8. Jahrh. geschrieben zu seyn scheint (bekanntgemacht von den Gebr. Grimm 1812), und das zufällig aufgefundene Siegeslied eines westfränkischen Königs über die Normannen, aus der 2. Hälfte des 9. Jahrh., berechtigen hinlänglich zum Bedauern jenes Verlustes. Mit dem Tode Karls d. Großen zogen sich die bisher gepflegten Musen zurück und verstummten sogar wirklich eine geraume Zeit. Als aber im südlichen Deutschland, bald auch in Franken und Thüringen, der Herrenstand mit steigendem Ansehen und Reichthum für höheren Genuß und geistige Bildung empfänglicher geworden war, lebte die sehr früh in selbstständiger Volksthümlichkeit entwickelte, dann während des Alles verwildernden Waffenlebens lange verwahrloſete, aber doch in ihren Wurzeln und Keimen geschonte Nationalpoesie wieder auf. Das köstlichste poetische Überbleibsel aus diesem Zeitraume ist der in niederrheinischer Mundart gedichtete Lobgesang auf den kölnischen Erzbischof Hanno (s. d.), verfaßt um 1180. In den übrigen Gedichten, die wir angeführt haben, herrscht die oberdeutsche Mundart und namentlich die fränkische.

Die nähere Bekanntschaft (1154) mit dem in Dichterspielen geübten provenzalischen Adel wirkte unverkennbar mit, um den milden Freudengenuß an lieblichen Reimereien, dichterischen Wettstreiten, freien Ergießungen kräftigen Naturgefühls zur stehenden Herkömmlichkeit im Leben auf ritterlichen Burgen und bei fürstlichen Hoflagern, namentlich in Schwaben, Östreich, Steiermark, Thüringen und Henneberg, werden zu lassen. Auch Schriftgelehrte, theils vom Adel, theils aus dem Bürgerstande, in der Nähe der Großen, durch ihre Wanderungen mit vielen derselben befreundet und als Beförderer veredelter Unterhaltung überall willkommen, nahmen frühzeitig und bald überwiegenden Antheil an dieser Geistesluſt; sie behandelten dieselbe als Kunst, bereicherten sie mit ausländischen Erfahrungen und Kunstwerken und sorgten für Bearbeitung alter heimathlicher Sagen und epischer Volksgeschichten. Der schwäbische Minnegesang ging von religiöser Feier der heil. Jungfrau aus und schloß mit mystischen Betrachtungen über christliche Glaubenslehren. Er begann lyrisch, stieg zur Vollendung im einheimischen und auswärtigen Epos und endete mit sittlicher Belehrung; auch wurden die wundersamen Legenden der Heiligen, die Ereignisse nahe liegender Vergangenheit und die biblischen Bücher in Reime gebracht. So erwuchs die überaus reiche

Digitized by Google

Nationalliteratur Deutschlands, deren vielseitiger, keineswegs bloß an Sprachforschung beschränkter Werth in unsern Tagen vollständig anerkannt worden ist. — Die lyrische Poesie bewegt sich in der mit tiefem Gefühle aufgefaßten Gegenwart, huldigt der Frauenschönheit und dem Naturgenusse, spricht auch wohl sittliche Betrachtungen über Lebensverhältnisse und freisinnige Ansichten in Glaubensangelegenheiten aus. Die Kunstgestalt der Lieder ist zum Theil den Deutschen eigenthümlich, zum Theile von den Provenzalen entlehnt; der sinnvolle, männliche und weibliche Reim, oft in mannigfaltigen Verschlingungen und Wechseln, herrscht darin vor. Die Zahl der lyrischen Dichter bis zum Ende des 13. Jahrh. beläuft sich auf 300, von denen nur wenige etwas genauer bekannt sind. Eine von dem züricher Ritter Rüdiger von Manessa um 1313 veranstaltete Sammlung enthält ihrer 140 (herausgeg. von Bodmer und Breitinger, Zürich 1758—59, 2 Bde., 4.). Als einige der berühmteren werden hier angeführt: Wernher, ein geistlicher Dichter (geb. 1159). Kaiser Heinrich VI. Heinr. von Veldegk, einfach wahr, in oft kunstreichem, auch tragischem Ausdruck, in einer hoch- und niederdeutsch mischender Sprache, Hartmann von Ove oder Aue. Die Theilnehmer an dem Wartburgkriege 1207, Heinr. von Ofterdingen, ein großer Meister; Heinr. von Risbach; Biterolf; der heiter und freisinnige Walther von der Vogelweide aus dem obern Thurgau, zuletzt in Würzburg; Reimar der Alte oder der Videler, vom Rheine, grübelnd und künstelnd; der fruchtbare, kenntnißreiche Wolfr. von Eschenbach, gedankenvoll, oft trüb ernst; der geheimnißvolle Klinsor aus Ungerland; Gottfr. von Strasburg der Kunst und Sprache mächtig. Der hennebergische Graf Otto IV. von Bottenlaube; Graf Heinr. von Anhalt; der letzte Hohenstaufe Konradin. Heinr. von Morungen; Hiltb. von Schwanengö; Hardegger; Meister Kelyn; Meister Stelle, Satyriker. Ulr. von Lichtenstein, heiter, glücklich im Gebrauche der Daktylen. Reim. von Zweter; der Tanhuser aus Baiern, in der Sprache französirend. Heinr. von Meissen; Herzog Heinr. IV. von Breslau. Konr. von Würzburg (1290), elegisch, didaktisch, religiös. — Der epischen und geschichtlichen Gedichte traten in diesem Zeitalter viele hervor; sie theilten sich nach dem darin bearbeiteten Stoffe in zwei Hauptklassen, einheimische und ausländische. Die uralte Grundlage des jetzt von Kunstverständigen verjüngten einheimischen Epos sind die im Munde des Volkes erhaltenen ostgothischen, longobardischen, burgundischen und fränkischen Sagen aus dem durch wundersame Großartigkeit unvergeßlich gewordenen Zeitalter der Weltherrschaft des Hunnen Attila. Das Vollendetste unter allen dichterischen Kunstwerken des Mittelalters ist das „Lied der Niebelungen" oder das „Buch Chriemhilden", wie diese den Tod Siegfrieds blutig gerächt hat, in vier langzeiligen Strophen; ein großer Dichter (vielleicht Heinr. von Ofterdingen?) hat sie schon früher (990?) gesammelt, in Volkslieder geordnet und zu herrlicher epischer Einheit verbunden; Darstellung, Sprache und Versbau sind gleich meisterhaft; etwas jünger ist die beigefügte „Klage Chriemhildens". — Das um dieselbe Zeit entstandene „Heldenbuch" umfasset mehre, von verschiedenen Dichtern bearbeitete meist gothische Heldensagen: „Hörnen Siegfried", in den Sagenkreis der Niebelungen gehörend, bald zum eigentlichen Volksbuche geworden und in Prosa übertragen; „Ecken Ausfahrt"; „Riese Siegenot"; „Etzels Hofhaltung"; „König Rother"; „Laurin oder der kleine Rosengarten" von

Digitized by Google

Heinrich von Osterdingen ꝛc. Jüngere vaterländische Sagen wurden bearbeitet von Heinrich von Veldegk, Herzog Ernst von Baiern u. m. A. — Für das ausländische Epos wurden die Stoffe aus französischen Vorarbeiten entlehnt, welche theils die Sagenkreise vom König Artus und der Tafelrunde, vom heil. Gral, von Karl dem Großen und seiner Paladine (vgl. oben), theils die alten Ueberlieferungen vom trojanischen Kriege und von Äneas Abentheuern, von Alexander dem Großen umfaßten; an sie schlossen sich epische Bearbeitungen von christlichen Legenden an und kleinere Erzählungen, zum Theil aus der viel benutzten Sammlung römischer Geschichten, „Gesta romanorum", zum Theil aus franz. Fabliaux, zum Theil nach einheimischen Familiengeschichten geschöpft. Nur das Wichtigere kann hier der Zeitfolge nach angedeutet werden: Heinrich von Veldegk bearbeitete 1186 frei die „Eneidt" nach Chretien von Troyes; nach seinem Muster bearbeitete der Franke Wirnt von Gravenberg (1212) frei nach einem Trouvere, „Wigolais der Ritter mit dem Rade". Wolfram von Eschenbach, ausgezeichnet durch allumfassende Kenntniß der ritterlichen Romantik, Eigenthümlichkeit der Ansicht und mystisch tiefen Betrachtung und durch Kunstfertigkeit im Versbau; zum Sagenkreise von Karl dem Großen gehört sein „Gottfried von Bouillon", ungedruckt wie mehres Andere von ihm; und „Markgraf von Narbonne oder der Kampf von Orange", mit einer Ergänzung von Ulrich von der Turlin, welche des Grafen Jugendgeschichte enthält. Ulrich von Türkheim fügte dem „Starken Rennewart" „Wilhelms Mönchthum" hinzu (ungedruckt). Die fruchtbarste Einbildungskraft und eine üppige Fülle von Ahnungen und Betrachtungen über das Ideal des Ritterthums, mit Andeutung vieler Geheimnisse, vielleicht aus dem Orden der Tempelherren, offenbaren sich in seinen epischen Darstellungen aus dem Sagenkreise von Artus und dem heil. Gral; es sind ihrer drei, welche mit einander in Verbindung stehen. Gottfried von Strasburg, edle Gesinnung und zartes Gefühl mit vollendeter Meisterschaft in Darstellung, Sprache und Versbau vereinend; sein Epos „Tristan und Isalde" (herausgeg. von F. v. Groie 1821) ist das anschaulichste Gemälde des Ritterlebens in ganzer Reinheit und Herrlichkeit, nach Thomas von Britannien, mit einer Fortsetzung von Ulrich von Türkheim. Reinb. von Dorn (1230 ?) „Märtyrerthum des heil. Georg". Rudolf von Ense oder von Ems, Dienstmann zu Montfort, nicht arm an gelehrter Bildung, reich an fromm sittlichem Eifer, setzte den weltlichen Romanen die Legende von Barlaam und Josaphat, in bildervoller, allegorisirender, biblischer Darstellung, in gefälligen Reimen und in oft eigenthümlicher Sprache, entgegen; seine gereimte Umschreibung des Alten Testaments ist fortgesetzt von Heinr. von München (1340) mit angehängter weltlicher Chronik. Konr. Fleck bearbeitete, nach dem Französischen des Ruprecht von Arbent, „Flor und Blanscheflor" aus dem Sagenkreise Karls des Großen. Der Strickere schildert einfach Karls Zug nach Spanien. Konr. von Würzburg, regelmäßig kalt, beschrieb den trojanischen Krieg, nach dem französirten phrygischen Dares, und den Argonautenzug; seine vielen Erzählungen moralisiren oft, sind gut angelegt und gereimt. — Die Äsopische Fabel wurde von L. von Marner, Heinr. von Zweter, dem Strickere, Konrad von Würzburg u. A. bearbeitet. Eine Fabelnsammlung („Der Edelstein") legte der berner Predigermönch Ulrich Boner (vor 1300?) an, welche

Digitized by Google

volle Beachtung verdient. Auch zu den späterhin sehr allgemein gewordenen gereimten Chroniken wurde jetzt der Ton angegeben von Johann Enenkel aus Wien in dem bis 1246 fortgeführten „Fürstenbuch von Östreich und Steyer" und in des reich gebildeten, trefflichen Beobachters und Sittenmalers Ottokar von Horneck aus Steyermark (st. vor 1318) ungemein anziehender „Reimchronik" von 1250 bis 1309. — Sehr frühe endlich wurden sittliche Sprüche, Ermahnungen und Lebenserfahrungen in Reime gebracht. Die ältesten (um 1200?) Versuche der Art sind: „König Tyral von Schottland und sein Sohn Bridebrand"; „Der Winsbeke"; „Die Winsbekin" u. a. m. Thanasie von Tirkler „Der welsche Gast" in 10 Theilen; Meister Freidank „Bescheidenheit" in 4füßigen Jamben, christlich ritterlich, in schöner Sprache. Eines ungenannten Mönchs beliebtes satyrisches Lehrgedicht nach morgenländischer Quelle. Hugo von Trymberg, Schulmeister zu Tyrstadt bei Bamberg (1300), mannigfaltiges Spruchgedicht „Der Renner", in rauher Sprache.

Als der Adel verarmte und verwilderte, rettete sich die bisher hauptsächlich von ihm gepflegte Nationalpoesie in die Kreise des durch Gewerbfleiß und Handel wohlhabenden, in gesellschaftlicher Bildung veredelten und schon lange (besonders seit 1273) am dichterischen Geistesgenusse Theil nehmenden Bürgerstandes; viele frohe und wackere Sänger waren aus demselben hervorgetreten und hatten sich des vaterländischen Gesanges bemeistert. Die Kunst wurde nun zünftig, und ein sittlich religiöses Streben herrschte bald in ihr vor. Es entstanden bürgerliche Sing- oder Meisterschulen; die erste in Mainz (nach 1300); Heinrich v. Meißen, gen. Frauenlob (st. 1318), welcher, wie sein Nebenbuhler Barth. Regenbogen, ein Schmidt aus den Rheingegenden, nach den Mustern des Minnegesanges sich gebildet hatte, kann als ihr Urheber betrachtet werden; seine Gedichte sind ernst, mystisch allegorisirend. Mehre süddeutsche Städte, Strasburg, Augsburg, Nürnberg, Ulm, Kolmar ꝛc. hatten solche dichterische Übungs- und Bildungsanstalten; die Theilnehmer waren meist Handwerker; doch traten auch Edle und Gelehrte hinzu. Ihre Kunstgesetze enthielten die nur in jüngerer Umarbeitung des 16. Jahrh. auf uns gekommene „Tabulatur". Kaiser Karl IV. gab ungefähr um 1378 ihnen einen Freiheitsbrief. Die Arbeiten dieser Meister, in unzähligen Sammlungen enthalten, sind größeren Theils dürftig an Gedanken und Bildern, gezwungen in Reimen, nüchtern und alltäglich in der Sprache; aber sie haben sehr viel gewirkt zur Veredelung des bürgerlichen Lebens, zur Erkräftigung der Vaterlandsliebe und des Gemeinsinnes. — Von den Meistersängern sind die unzünftigen Spruchsprecher oder Bänkelsänger, deutsche Jongleurs, wohl zu unterscheiden. — Unter den Liederdichtern behielten mehre den ritterlichen Liederton bei, und haben nicht ungegründeten Anspruch auf eine Stelle neben den älteren Minnesängern. So Frauenlob; Heinrich von Mugelin (1339); der Östreicher Peter Suchenwirt, gedankenreich und gefühlvoll; seine historischen Gedichte haben großen Werth. Muskatblut dichtete überaus mild; der Tiroler Oswald von Wolkenstein, zu dessen Liedern auch die gleichzeitigen Gesangsweisen vorhanden sind. Von geringerem dichterischem Werthe sind die Kirchenlieder, z. B. Konrads von Queinfurt (st. 1382); der verdeutschte „Ambrosianische Lobgesang"; Buchsbaums „Passionslieder" (1420); Peters von Dresden (st. 1440)

Digitized by Google

Gesänge mit eingelegtem Latein u. s. w. — Epische und geschichtliche Reimarbeiten sind in großer Menge, meist handschriftlich vorhanden und nur in Bruchstücken zur öffentlichen Kenntniß gekommen. Der Karthäuser Philipp beschrieb um 1300 das Leben der heil. Jungfrau Maria; sein Zeitgenosse Johann von Frankenstein verfaßte eine Messiade („Der Kreuziger", noch ungedruckt). Die Thaten Alexanders wurden von Ulrich von Eschenbach und von Seifried, die Abentheuer einer Königstochter von Frankreich durch den Bücheler (1440); die Wundergeschichte des Apollonius von Tyrland durch seinen Zeitgenossen Heinrich von der Neuenstadt zu Wien bearbeitet. Andere reimten die Geschichte deutscher Fürsten oder den Verlauf städtischer Fehden. Auch scheint die Grundlage der später vielbenutzten Volksschwänke des „Nithart Fuchs" und des „Pfaffen von Kalenberg" in dieses Zeitalter zu gehören. Vorherrschend war der Lehrton und das Allegorisiren; bei weitem die meisten dichterischen Arbeiten haben solche Richtung. Nur Weniges ist gedruckt. Konrad von Ammenhausen, Mönch zu Stein am Rhein, stellte um 1337, nach dem frei benutzten Werke des Jakob Decessolis, das Schachspiel als Sittenspiegel dar; der Wiener Heinrich, gen. der Teichner (vor 1400) zeichnete sich in Spruchgedichten aus; Beachtung verdient Hans Vindlers „Buch der Tugend". — Die geistliche Veredlung des Bürgerstandes war seit der Mitte des 15. Jahrh. im Steigen; viele Kenntnisse und Erfahrungen waren unter ihm verbreitet, und so fehlte es nicht an Vermittelung, durch welche die nähere Verbindung der Schriftgelehrten mit dem Volke erleichtert wurde. Diese wissenschaftliche Richtung der National-Literatur spricht sich in Lehrgedichten aus, welche, höheren Kunstwerthes ermangelnd, über Kenntnisse des Zeitalters und deren Gebrauch Aufschluß geben. Die zahlreichen historischen Gelegenheits-, Spott- und Scherzgedichte gewähren dem Geschichtsforscher nicht geringe Ausbeute. Viele kräftige, sinnvolle Volkslieder und Spruchreime sind in Umlauf. Herrlichen lyrischen Vaterlandsgeist athmen Veit Webers aus Freiburg im Breisgau (1426) „Kriegs- und Siegslieder". Die alten Ritterbücher wurden häufig gelesen und gedruckt, wie aus Jakob Püterich von Reicherzhausen „Sendschreiben an die Erzherzogin Mathilde" (1462) ersehen werden kann. Kaspar von der Roen arbeitete mehre Sagen des „Heldenbuchs" um; andere wurden in Prosa übertragen und abgekürzt; so von Ulrich Furtner die „Tafelrunde" und der „Heilige Gral"; aus dem Französischen wurde übersetzt „Pontes und Sidonia"; „Tristan und Isalde" von Thuring von Ringoltsinge; „Melusine" und viele andere. Übersetzt wurden die „Geschichte der Römer" 1474, woraus das Volksbuch von den „Sieben weisen Meistern" hervorging. Wahrscheinlich wurde jetzt auch die „Geschichte des Fortunatus" aus England nach Deutschland verpflanzt. Romantische Erzählungen der früheren Zeit fingen an, als Volksbücher zu gelten, und wurden mit späteren, oft politisch moralisirenden vermehrt. Viel Glück machten Schwänke, z. B. „Der Pfaffe Amis" (1450); die Possen von Folz und Rosenplüt; besonders der derb humoristische „Eulenspiegel" in niederdeutscher Sprache (1483). Unter den satyrischen Sittengemälden behauptet der niederdeutsche „Reinecke Fuchs", die anschauliche Schilderung der Ränke eines tückischen fürstlichen Günstlings und der Umtriebe an einem durch Regierungsschwäche verdorbenen Hofe, mit Recht classisches Ansehen. Seb. Brandt

Digitized by Google

aus Strasburg (geb. 1458, st. 1520), mehrfach verdient um deutsche Sprache und Literatur, rügte die Thorheiten und Sünden seiner Zeit mit strengem Ernste in dem „Schiff aus Naragonia", einem aus 113 Abschnitten oder Narrengemälden bestehenden jambischen Gedicht in schwäbischer Mundart.

Die eigenthümliche Beschaffenheit und der Entwickelungsgang der deutschen Dichtkunst lassen sich von jetzt an in drei Zeiträume ordnen; Fortdauer des deutschen Meistergesanges bis gegen Ende des 16. Jahrh.; Abhängigkeit von alten und neuen Mustern des Auslandes; kritische Schule seit 1750. Meistersänger des 16. Jahrh. waren: Martin Luther aus Eisleben, kräftiger Liederdichter, anmuthiger Fabulist, Meister im gediegenen Ausdrucke des dichterischen Gefühls als Bibelübersetzer und Lehrer in erbaulichen Schrifterklärungen. Ulrich Zwingli aus Wildhaus im Toggenburg, hochgebildet, freisinnig und für Veredlung des gesellschaftlichen Zustandes rastlos thätig, sprach seine Forderungen an die Mitwelt, im „Labyrinth" und im „Ochsen" allegorisch aus. Ulrich von Hutten, ein ausgezeichneter latein. Dichter und Redner. Der Franziscaner Thomas Murner aus Strasburg, Luthers Gegner, spottet mit derbem oft gemeinem Witze über Thorheiten, in reicher Sprache, erzählt leicht und ist überhaupt im Ausdrucke glücklich. Melchior Pfinzing aus Nürnberg erzählte Maximilians Abentheuer nüchtern und bürgerlich steif. Nicht geistreicher sind die Reimereien Paul Rebhuns, Martin Agricola's u. A. Burkard Waldis (st. 1554) war ein heiterer und geistvoller Fabulist. Ähnliche Erzählungsgabe findet sich bei Erasmus Alberus (st. 1553). In diese Zeit fällt die Erneuerung der alten Volkssatyre „Grobianus", welche F. Dedekind in latein. Versen und Kaspar Scheidt, in deutschen Reimen, Andere in Prosa bearbeiteten. Hans Sachs aus Nürnberg (st. 1576), Schuster, der letzte Stammhalter des Meistergesanges, voll Wahrheitsliebe, Gefühles und bürgerlichen Witzes, Lehrer und Erheiterer des Volkes in Sprüchen, Liedern, Erzählungen und dramatischen Spielen, bewundernswerth fruchtbar und der Sprache mächtig; vielleicht neben dem Spanier Lope de Vega der fruchtbarste Dichter, dem auch ein Wieland und Göthe ein Denkmal zu setzen nicht unter ihrer Würde achteten. Andre Volksdramen, wie z. B. „Faust", blieben ungedruckt. Diese dramatischen Versuche scheinen vorbereitet worden zu seyn durch die im 13. Jahrh. sich ausbildenden deutschen Volkslieder, welche durch die Mannigfaltigkeit im Stoffe, indem sie sich auf alle Stände, Stimmungen und Lagen des damaligen Lebens beziehen, ferner durch ihren sinnlichen, handelnden Charakter und ihre ungezügelte Freiheit, Frische und Munterkeit, eine in dieser Art neue Erscheinung darbieten. — Im 14. und 15. Jahrh. war das Singen und Musiciren dem deutschen Volke Bedürfniß geworden. Dieß erzeugte eine in allen Classen verbreitete Volkspoesie, welche auch den geistlosen handwerksmäßigen Meistergesang gewissermaßen verdrängte. — Im 16. Jahrh. lebten: J. Mathesius, von tüchtiger Gesinnung, welche sich in geistl. Liedern, Predigten und in der panegyrischen Lebensbeschreibung Luther's bewährt. Barth. Ringwald ist sinnreich, heiter, kräftig. Viele Kernlieder wurden zum kirchl. Gebrauche gedichtet von J. Jonas, N. Decius, Laz. Spengler, P. Speratus u. A., zum Theil meist verändert, in neuern Gesangbüchern beibehalten. Paul Melissus oder Schede zeich-

Digitized by Google

net sich durch Regelmäßigkeit und reinen Ausdruck aus; ebenso Peter Denais als ein guter Gelegenheitsdichter. Georg Rollenhagen verarbeitete die „Batrachomyomachie" in deutschem Volkssinne, mit sittlicher Rechtlichkeit und mildem Spott, in schöner Sprache. — Im Westen wirkten unabhängig einige Männer, unabhängig von einander, und höchst verschiedenartig, für Pflege des Schönen und Wahren und erstrebten das geistig Höhere durch Befruchtung der Phantasie. Friedr. Graf Spee aus Kaiserwerth (st. 1645), Jesuit, der erste Bestreiter der Hexenprocesse, sprach die Gefühle eines von kindlich schwärmerischer Andacht und sinnvoller Naturliebe warm ergriffenen Herzens in reichen Bildern und einfach schöner Sprache aus; Joh. Val. Andreae's (st. 1654) sprachlich merkwürdige, einfach gefällige deutsche Gedichte sind aus religiösem Herzen geflossen und beurkunden kräftig, reine Gesinnung und reife Geistesbildung; Gg. Rud. Weckherlin aus Stuttgart glänzet als wackerer Lyriker und Epigrammatist und war unter den Ersten, welche sich um Sprache und Metrik, auch um die Prosa, damals Verdienst erwarben; auch ist sein Zeitgenosse Jesaias Rempler von Löwenhalt wegen Sprachreinheit und guter Versifikation bemerkenswerth. Im Osten entstand die, bald auf alle Gegenden Deutschlands wohlthätig einwirkende schlesische Schule, gestifteten von M. Opitz (st. 1639), welcher der deutschen Sprache Kunstgestaltung eifrig beförderte und in dichterischen und prosaischen Werken Vorbild für Mitwelt und Nachkommenschaft wurde. Seine lyrischen Gedichte haben die meiste Eigenthümlichkeit, demnächst die Episteln; die Lehrgedichte und Beschreibungen zeugen von Kenntnißreichthum und gut ordnendem Verstande; im Epigramm und Drama ist er von fremden Vorarbeitern abhängig, seine Prosa hat Gediegenheit, Klarheit und Wohlklang. Sein Freund Jul. Wilh. Zinckgref hat lyrisches und epigrammatisches Talent und viel Leichtigkeit im richtigen und gefälligen Ausdruck; Andreas Skultetus berechtigte zu großen Erwartungen; ebenso Sibylle Schwarz aus Greifswalde, in deren Versuchen sich fromme Kindlichkeit und weibliche Zartheit abspiegeln; Paul Flemming, hochgebildet und reich an dichterischem Gefühle, der Sprache und des Rhythmus mächtig, ein herrlicher Lyriker, dem auch das Sonett vorzüglich gelang, und trefflicher Naturmaler; Friedr. von Logau, erfinderisch, witzig, kräftig und zart im Epigramm. Auf vielen Hochschulen und in mehren Städten Deutschlands bildeten sich Kreise der Kunstfreunde, welche dichterisch wetteiferten, wechselseitig ihre Vervollkommnung förderten und Andere für gleiches Streben gewannen. In Wittenberg huldigte A. Buchner Opitzen's Verdiensten und lehrte nach dessen Grundsätzen deutsche Sprache und Prosodie; einer seiner Schüler, der Holsteiner Zach. Lundt, zeichnete sich in glücklichen Nachbildungen holländ. und franz. Muster, als wackerer Lyriker aus. In Königsberg sang Robert Roberthin treffliche Lieder; nach und mit ihm bildete sich sein Freund Simon Dach, ein fruchtbarer, gefühlvoller, lyrischer Dichter, der den Volkston oft meisterhaft zu finden wußte und im Wohllaut der Sprache die meisten Zeitgenossen übertraf; auch versuchte er sich in dramatischen Spielen; viele Gedichte dieser Männer sammelte und componirte Heinr. Alberti, selbst ein guter Liederdichter; ihr Geistesverwandter ist Christ. Kaldenbach, ein schwermüthig frommer Sänger, der als Lehrer in Tübingen für die deutsche Sprache und Literatur

Digitized by Google

ßig thätig war. In Rostock brach, unabhängig von Opitz, die
zum Anbau der vaterländischen Literatur H. Wil. Laurenberg
58), ein volksthümlich heiterer Satyriker, reich an muthwilligem
anmuthiger Erzähler und naiver Komiker; ihm schloß sich an:
Rachel aus Lunden, spottend über heimathlichen Unfug, nach rö-
n Vorbildern. Nürnberg mit seinem gekrönten Blumenorden der
pschäfer (1644), war der Sitz der Ziererei, welche dem vaterlän-
n Kunstgeiste nicht frommte; Joh. Klaj, religiös überspannt, im
r abentheuerlich seltsam, hat als Lyriker wenigsten sprachlichen und
chen Werth; G. Phil. Harsdörfer, mit den vielseitigsten Kennt-
ausgestattet, ahmte Spanier und Italiener nach und erwarb sich
nst um die Sprache; Sigm. Betulejus oder v. Birken steigerte
künstelei im Lied und Drama; als Prosaist verdient er Beachtung.
amburg und an der Niederelbe waren geschäftig: der Vielschreiber
v. Zesen, tändelnd mit Neuerungen, in Liedern oft glücklich; der
rn verständlich Joh. Rist, durch geistliche Lieder bekannt; Jakob
iger aus Altona, üppig und geistreich. Unter den Schlesiern sind
der bekanntern Dichter: Nik. Peucker; Heinr. Mühlpfort; Joh.
ler oder Angelus, zartsinnig und schwärmerisch überspannt; der
hrmer Quir. Kuhlmann aus Breslau (1689) drückt tiefes Gefühl
kräftig in schöner rhythmischer Sprache aus. Von den vielen
chen Liederdichtern werden hier genannt: Michael Altenburg, Joh.
ann, M. Rückhard, J. G. Albinus u. A.; vor allen Andern Paul
ard (s. d.). Auch dürfen einige merkwürdige metrische Ueberse-
e nicht mit Stillschweigen übergangen werden: Dietrich von der
r (st. 1657) bildete Tasso's „Befreites Jerusalem" (Frankf. 1626)
kriosto's „Roland" (Leipz. 1632) in Alexandrinern nach; E. G. v.
versuchte, nach Vorgang Theod. Haaks, Miltons „Verlornes Para-
(Zerbst 1682) zu übertragen. Die schon ältere Bekanntschaft mit
ndischem, besonders italienischem Dichterschmuck entfremdete mehr
Köpfe der deutschen Einfachheit, welche nicht selten zu prosaischer
th in Reimzwang zu werden schien, und ließ sie Neues und Hö-
strebend; schon Klaj, Harsdörfer, Schirmer u. A. hatten diesen
betreten; aber zwei gleichzeitige Breslauer stifteten eine Schule,
die zweite Schlesische heißt, zwar minder erfreulich als die Opitz'
ber als Erweckungsmittel des besseren Geschmackes und Uebergang
neueren Zeit merkwürdig und folgenreich. Christ. Hoffmann von
annswaldau (st. 1679) bildete sich nach Guarini und Marino
rotzet von Überladung mit Bildern und Witzspielen, die gesunde
heit des Naturssinnes überall verletzend. Dan. Kasp. v. Lohenstein
t noch verschwenderischer mit verschrobener Ungewöhnlichkeit und
ragiker mit widriger Gräßlichkeit. Unter ihren vielen Nachahmern
bedeutendste Heinr. Anselm v. Ziegler, welcher mit unverkenn-
schriftstellerischen Anlagen, seine Muster in ausschweifender Unna-
keit zu überbieten suchte; als Lyriker ist er ihnen überlegen, in
rosa bleibt er weit hinter Lohenstein zurück. Es fehlte indessen
an Männern, die dem verkehrten Zeitgeiste widerstanden und
ten Kunstton zu bewahren suchten; so unter Andern der Schwei-
. Grob, ein vorzüglicher Lyriker und Epigrammatist. Christ. Weise
ittau, ein nützlicher Lehrer, war zu schwach an dichterischem Geiste,
t seiner Nüchternheit in Liedern, Schauspielen und Romanen der

Digitized by Google

Liebhaberei an Lohenstein'schem Schwulste entgegen arbeiten zu können. Besser gelang dieses dem schlichten von Canitz (st. 1699), welcher im Boileau'schen Tone mild satyrisirte, anspruchslose Episteln und Lieder und angenehme Fabeln verfaßte. Durch ihn wurde der Schlesier Benj. Neukirch zu glattgeschliffener Einfachheit bekehrt und kann als Muster mäßiger Nüchternheit aufgeführt werden. Fast dasselbe Urtheil gilt von Joh. v. Besser, dessen Jugendarbeiten Talent verrathen; und ohne Beschränkung von Joh. Ulrich König. Ausgezeichnet durch Naturgaben und dichterische Kunstgeschicklichkeit ist der Schlesier Joh. Christ. Günther, obgleich die Widerwärtigkeiten eines herumschweifenden wüsten Lebens die reifere Ausbildung des hochbegabten Jünglings verhinderten; dennoch enthalten seine lyrischen Gedichte, Satyren und Episteln viel Vortreffliches. Reich an Geist und kräftige Phantasie athmen des verfolgten Chiliasten Joh. Petersen (st. 1727) „Stimmen aus Zion", „Urania" und religiöse Lieder. Unter den geistlichen Liederdichtern machen sich J. Ph. Spener, Joh. Rodenast, Benj. Schmolde u. A. bemerklich. — Eine auffallende dichterische Thätigkeit herrschte in Hamburg im Anfang des 18. Jahrh. Gegen die hier ein ungebührliches schriftstellerisches Gewerb treibenden Ch. Fr. Hunold, gen. Menantes, und besonders Ch. Heinr. Postel, dessen bessere Seiten über Schwachheiten und Blößen nicht verkannt werden sollten, schwang Ch. Warneck aus Preußen die Geißel, ein wackerer Epigrammatist, durch Reinheit und Schönheit der Sprache hervortretend und auf Sicherstellung kritischer Grundsätze nicht ohne Einseitigkeit dringend. In Hamburg lebte der didaktische Dichter Barthold Feind, Karl Gust. Heraus, Barthold Heinr. Brockes, ein nicht verwerflicher Naturmaler; Chr. Friedr. Weichmann sammelte die Poesie der Niedersachsen, welche manchen schätzbaren Versuch enthalten. In dieser Umgebung bildeten sich Friedr. v. Hagedorn (st. 1754), vertraut mit dem classischen Alterthum und mit der franz. Literatur, gestimmt für Freuden der Geselligkeit und durch dichterisches Kunstspiel heitern Genuß erstrebend; leichte Lieder, Epigramme, Fabeln und Erzählungen, satyrische Lehrgedichte gelangen ihm auf gleiche Weise; Sprache und Rhythmus machten mit ihrer Trefflichkeit Epoche. Den ernsten Weg der Betrachtung und Belehrung, nach britischen Mustern, verfolgt Albrecht v. Haller aus Bern (st. 1777), durch wissenschaftliche Wirksamkeit seinen Dichterruhm verdunkelnd, ein gedankenreicher Lehrdichter und Lyriker, eigenthümlich anziehend in der Beschreibung der Alpen; seine Prosa hat männlichen Gehalt; diese und der wackere sinnliche Sinn geben seinen polit. Romanen Werth. Dieselbe Richtung findet in Karl Friedr. Drollinger's lyrischen Arbeiten, deren mehre in Hinsicht auf Versbau und Sprache den Haller'schen vorzuziehen sind. An diese Vorgänger reihen sich viele Dichter an, welche mit Übergehung der schalen Gottsched'schen Reimer, theils nach der Zeitfolge, theils nach innerer Verbindung und Ähnlichkeit hier verzeichnet werden. Die didaktischen Dichter: Ch. Fr. Zernitz, Christoph Jos. Suero, Lorenz Withof, Christlob Mylius, auch für die Bühne thätig und guter Prosaist; besonders aber Goth. Kästner, später als witziger Epigrammatist berühmt. Schlüpfrigkeit mißfällt in Joh. Christ. Rost's Schäfergedichten; in seinen Angriffen auf Gottsched's Ansehen zeigt er sarkastischen Muthwillen. Jak. Immanuel Pyra und Sam. Gotthold Lange versuchten sich in reimlosen lyrischen Gedichten. Drei Gebrüder Schlegel nahmen an der Neugestaltung des

Digitized by Google

dichterischen Kunstlebens rühmlichen Antheil: Joh. Elias mit Episteln, schätzbaren dramatischen Arbeiten und gediegenen kritischen Erörterungen; Joh. Adolph mit Kirchenliedern und Fabeln, auch als Kanzelredner achtbar; Joh. Heinrich, durch Übersetzung Thomson'scher und Young'scher Trauerspiele in 5füßigen Jamben. Christ. Frücht. Gellert (st. 1769) wirkte zuerst auf die Gesammtheit des Volks durch edle Faßlichkeit und mannigfache sittliche Belehrung; classisch sind seine Fabeln und Erzählungen und die geistl. Lieder; außerdem haben wir Lehrgedichte, heimathliche Charakterzeichnungen in Lustspielen, das „Leben der schwed. Gräfin G.", den ersten gelungenern Roman, wackere moral. Vorlesungen, Briefe ꝛc. von ihm. Dem damals blühenden Vereine tüchtiger und die Veredelung der Nationalliteratur kräftig fördernder Jünglinge gehörten unter Andern an: Karl Christ. Gärtner (st. 1791), Herausgeber der „Bremer Beiträge"; die Schlegel, Nik. Dietr. Gieseke eigentlich Köszeghi aus Ungarn (st. 1765), lyrischer und didakt. Dichter; Joh. Andr. Cramer (st. 1788), Meister des rhythmischen Wohllautes in lyrischen Gedichten, kräftiger Kanzelredner, vielthätig für Wissenschaft und Verallgemeinerung der geistigen Bildung; Gast. Friedr. Wilh. Zachariä (st. 1777), des poet. Mechanismus kundig, ziemlich glücklich im komischen Epos, in Schilderungen und Liedern, auch verdient um Wiederbelebung der Achtung für ältere vaterländ. Literatur. Korn. Arn. Schmid (st. 1785), geistreich und correct. Joh. Arn. Ebert (st. 1795), Verfasser trefflicher Lieder und Episteln. Demselben Kreise gehörte an Friedr. Gottl. Klopstock (st. 1803), der unsterbliche epische Sänger des Messias, der große Lyriker, welcher die höhere Rhythmik der Alten (Hexameter und höhere Odenversmaße) den Deutschen aneignete, alles Streben auf Hoheit der sittl. Gesinnung und auf vaterländ. Selbstständigkeit hinrichtend, Dramatiker in einem eigenthümlichen Style, ausgezeichnet als Grammatiker, Kritiker und edler Mensch. Ein ähnlicher Kunstverein bestand, gleichzeitig auf der Universität Halle. Joh. Wilh. Ludwig Gleim (st. 1803), glücklich in Tändeleien und leichten lyrischen Spielen, merkwürdig wegen ausgebreiteten literar. Verbindungen und achtungswerth durch treuen Vaterlandssinn und als Wohlthäter vieler hülfsbedürftigen Schriftsteller. Joh. Nik. Götz (st. 1781), musterhaft in Anmuth, Zartheit und Correctheit lyrisch-, elegisch-, idyllischer und allegorischer Dichtungen. Eberh. Friedr. v. Gemmingen (st. 1791), Verfasser freundlicher Lieder, Elegien und Erzählungen. Joh. Jak. Dusch (st. 1787), zu seiner Zeit besonders als Lehrdichter geachtet. Magn. Gottf. Lichtwehr (st. 1783), vortrefflicher Fabulist. Joh. Friedr. v. Cronegk (st. 1758), vielversprechend als Lyriker, didaktisch und dramat. Dichter. F. K. C. v. Creuz (st. 1790), schwermüthiger Lyriker und Lehrdichter. Karl Wilh. Ramler aus Kolberg (st. 1798), besonnener Kritiker ohne Genialität und durch sorgfältige Correctheit im Rhythmus und Wohllaut der Sprache ausgezeichneter Lyriker, für Viele Lehrer und Vorbild; fleißiger Übersetzer, achtungswerth als Sammler und Verbesserer fremder Arbeiten. Christ. Ewald v. Kleist (st. 1759), der sinnvolle Sänger des „Frühlings" in Hexametern und trefflicher Lyriker. Joh. Joach. Ewald (st. 1767), launig und reich an heiterem Witze. Sal. Geßner aus Zürich (st. 1788), berühmt durch Idyllen in poetischer Prosa, am Glücklichsten als Naturmaler. Joh. Aug. Beyer (st. 1814), frohsinniger Lyriker. Christ. Felix Weisse (st. 1804), angenehmer Lyriker, fruchtbarer Dramatiker, viel und wacker

Digitized by Google

thätig für vaterländ. Literatur und Kunst, gemeinnütziger Schriftsteller für die Kinderwelt. Gotthold Ephraim Lessing (st. 1781), begründete und ordnete das heutige geistige Streben in der deutschen Nationalliteratur, deren Bedeutung er ebenso tief erfaßte, als er ihr Ziel richtig ahnete und von den folgenden Geschlechtern vollständiger verstanden, schärfer bestimmte; sein Verdienst darf weniger nach dichterischen Leistungen gewürdigt werden, ob er gleich im Lehrtone und im Liede den besseren Zeitgenossen gleich stand, im Epigramm und in prosaischen Fabeln, besonders aber im Drama ihnen weit überlegen war, sondern nach den, für alle Zeiten musterhaften kritischen Arbeiten, mit denen er früh begann und immer fortschreitend die unbeeinträchtigte Anerkennung wahrer Meisterschaft erlangte. Seine meisten Schriften gehören der Nachwelt an, welche aus ihnen reiche Belehrung über freie Selbstthätigkeit eines rastlosen Geistes und über fast vollendete Kunst der Methode und Darstellung schöpft. Heinr. Wilh. v. Gerstenberg (st. 1824), anmuthig spielend in lyrischen, idyllischen und allegorischen Tändeleien, bereitete die deutsche Lesewelt mit engl. und nord. Literatur im „Hypochondristen" und in „Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur", und arbeitete für die Bühne im höheren Style. Gottl. Konr. Pfeffel (st. 1809) dichtete gute Fabeln und anmuthige Episteln, Lieder und Romanzen. Moritz Aug. v. Thümmel (st. 1817), hochgebildet durch literarische und gesellschaftliche Studien und im sichern Besitze des reifsten Geschmackes, überaus reich an Erfahrungsstoff und an Laune und vielseitiger Gewandtheit, um ihn zu verarbeiten, classs. Dichter und Prosaist. Joh. Gg. Jacobi (1814), gefühlvoller Lyriker im leichten und ernsten Style, oft in feierlichem Volkstone. Ferner: Joh. Gottl. Willamov; Joh. Benj. Michaelis hatte viel Beruf zur Satyre, Epistel und Fabel; Mich. Denis stimmte den Barbenton an; Karl Friedr. Kretschmann (st. 1809), ein freundlicher Lyriker und guter Epigrammatist, erneute den altgermanischen Gesang. Christoph Mart. Wieland (st. 1813), der älteste in dem schönen Kreise, durch welchen Weimar als Wohnsitz Herder's, Göthe's, Schiller's, Knebel's u. m. A. verherrlicht, den Ehrennamen des „deutschen Athens" gewann, trug viel zur Anregung der jugendlich kräftigen Thätigkeit bei, mit welcher die vaterländ. Literatur nach allen Richtungen hin angebaut wurde, und bereicherte dieselbe mit mannigfachen Gaben des Geistesgenusses aus den Schätzen der alten und neuen Welt. Er sorgte für dichterische Unterhaltung der Leser von gutem Tone, versinnlichte Alles und arbeitete mit Einsicht und kosmopolitischer Vielseitigkeit für die empfängliche Einbildungskraft oder für den klugen Verstand; die Sprache ist leicht und geschmeidig, Rhythmus und Reim haben Wohllaut; die romantischen Erzählungen „Idris und Zenite", „Oberon" u. a., und reizende Lehrgedichte: „Musarion", „Die Grazien" behaupten ihren eigenthümlichen Werth. Die Prosa ist wortreich und nachlässig einfach; am Gediegensten in mehren Romanen („Agathon", „Die Abderiten") und in Dialogen; viele seiner Aufsätze bezwecken gemeinnützige Belehrung über gesellschaftl. und literar. Angelegenheiten und Entbindung der Heilbaren von Irrthümern und Vorurtheil; die Übersetzung altclassischer Werke sind auf Faßlichkeit und allgemeinere Verbreitung der in ihnen liegenden Vorstellungen und Sachkenntnisse berechnet. Joh. Gottf. Herder (st. 1809), mit den vielseitigsten Kenntnissen und tiefem Gefühle ausgestattet, beseelt von lebendigem Glauben

Digitized by Google

an das Höhere der Menschheit und an die ihr innewohnenden Kräfte, vergegenwärtigte das Schöne und Große, wie es sich im fernern Alterthume und unter damals weniger bekannten neueren Völkern gestaltet hat; seine Veranschaulichungen der hebräischen und morgenländischen auch griechischen Poesie sind hochverdienstlich; er sammelte die Stimmen der Völker in Liedern und erneuerte das Andenken mehrer vortrefflicher deutscher Dichter. Sein edler Sinn spiegelt sich in Lebensbildern, Allegorien, Legenden, religiösen Liedern treu und hell ab. In kritischen Grundansichten und Bestrebungen ist er Lessings Geistesbruder, obgleich befangener und mit jugendlichem Ungestüm. Das Glaubensbekenntniß seines forschenden Geistes ist niedergelegt in dem „Ideen einer Geschichte der Menschheit". Der Schweizer Johann Kaspar Lavater (st. 1801), durchdrungen von frommem Gefühl und festem Offenbarungsglauben, alles Schöne und Große auf die religiöse Bestimmung der Menschheit beziehend, trat kräftig, nicht ohne Übertreibungen und Verirrungen, dem vordringlichen Unglauben und der sich erhebenden Herrschaft verfeinerter Sinnlichkeit entgegen und wurde Haupt einer ausgebreiteten Schule, welche noch besteht, ohne gerade seinen Namen zu tragen und die ihm eigenthümliche geistige Vielseitigkeit und Milde zu bewahren. Unter seinen Gedichten haben die hochherzigen Schweizerlieder, die salbungsvollen Kirchengesänge und mehre vaterländ. Ergießungen und Zeitsprüche anerkannten Werth; auch enthalten die metrischen Umschreibungen biblischer Geschichten und Gefühle in vereinfachtem Klopstock'schen Tone treffliche Stellen. Aus der beträchtlichen Anzahl religiöser Lyriker dieses Zeitalters können nur noch einige genannt werden: Balth. Münter (st. 1793), auch als Kanzelredner geachtet; Christoph Friedr. Neander (st. 1802), im ältern Kirchenstyle einfach und herzlich; Gottfr. Bened. Funk (st. 1814), ein ausgezeichneter gelehrter Schulmann, würdig und gemeinfaßlich, correct und kunstlos; Aug. Herm. Niemayer u. m. A. Gottl. Daniel Hartmann (st. 1775), ein edler Lyriker, begeistert für Freiheit und Vaterland. Matthias Claudius (st. 1815), sinnvoller und gemüthlicher Dichter und Lehrer des Volks, fromm, naturkräftig, witzig, freisinnig und altgläubig. Gottf. Aug. Bürger aus Wollmerswende im Halberstädtischen, wahrhafter Volks-, unübertrefflicher Romanzen- und Balladen-Dichter, ausgezeichnetes Muster in der Sonetten-Gattung, errang sich die dichterische Palme durch seine naturkräftigen Lieder. In Göttingen bildete sich ein jugendlicher Dichterverein (1772), der den Grundsätzen Klopstocks huldigte, für Veredlung des deutschen National-Geschmacks auf das Fruchtbarste wirksam wurde, und dem besonders auch die metrische Kunstbildung der Sprache viel verdankt; seine Mitglieder waren unter Andern: Heinr. Christ. Boje (st. 1806), glücklich in lyrischer Nachbildung älterer und neuerer Muster und überaus thätig für ersprießliche literarische Unternehmungen. Joh. Heinr. Voß (st. 1826), wissenschaftlich reich vertraut mit der Natur, mit dem Leben und Rechten des Volkes und mit der Sprache, welche in ihrer Herrlichkeit sich ihm aufgethan hat, ausgezeichnet trefflicher Dichter im Liede und in der Ode, im Idyll und idyllischen Epos; classischer Uebersetzer des Homer, Virgil, der Bukoliker, des Horaz, Aristophanes, Shakspeare u. A., hochverdient um Kritik, Grammatik, Metrik, Alterthumskunde und um Beschirmung der Rechte der Menschheit und der Vernunft. Ludw. Christ. Heinr. Hölty (st. 1776), trefflicher Lyriker, voll reinen Gefühls für Natur und Menschheit, zart-

Digitized by Google

lenig, schwärmerisch, bilderreich und einfach. Christ. Graf zu Stolberg (st. 1821), schloß sich mit Einsicht an alterthümliche Muster an; sein Bruder Friedrich Leopold (st. 1819), feurig und gedankenreich in der Ode und Ballade, aristokratisch streng in satyrischen Jamben, geistvoller Uebersetzer, wackerer Prosaist in der Beschreibung. Joh. M. Miller (st. 1814), naiv zärtlicher Sänger, oft im Volkstone, Verfasser vielgelesener Romane. Chr. Ad. Overbeck (st. 1821), melodischer Liederdichter. E. D. J. Brückner (st. 1805), auch als populärer Prediger geschätzt. A. M. Spickmann u. A. Friedr. Wilh. Gotter (st. 1797), in gehaltschweren und dabei doch allverständlichen Episteln, in lyrischen Nachahmungen, in Übersetzungen durch strenge Correctheit und vollendeten Wohllaut ausgezeichnet und um die Bühne vielfach verdient. Leop. Fr. Günther von Göking, zärtlicher Lyriker, anziehend in einfach heitern und von wackerem Hausverstande zeugenden Briefen und guter Epigrammatist. Friedr. Müller, der Maler, beurkundet schwelgerische Genialität in Liedern, Idyllen, Romanzen und Balladen. Fr. A. Gallisch, vorzüglich glücklich in der Allegorie; Jg. Schatz, keusch im Geschmack, besonnen im Ausdruck, geistvoller Fabulist im Lessing'schen Styl, auch als Kritiker achtbar. Im Ramler'schen Tone dichteten: Joach. Christ. Blum; Karl Mastallier; Chr. Fr. Dan. Schubart, kräftig und des Volkstons nicht unkundig, aber oft nachlässig; Andr. Zaupser, in der Ode; der wackere Fr. Gedicke; Aloys Blumauer, dem auch Romanzen und Volkslieder gelangen und dessen „Travestirte Aneis" die Lachlustigen befriedigte. Im Wieland'schen Style des romantischen Epos arbeiteten, zum Theil in Hinsicht auf Rhythmus den Vorgänger übertreffend: L. H. v. Nicolai, J. B. von Alxinger, Fr. A. Müller, der viel zu früh (1817) verst. Ernst Schulze („Cäcilie"; „Die bezauberte Rose"), Aug. Hagen u. m. A. Friedrich von Schiller (1805) rang unablässig, ihm nie genügend, mit reinem Ernste und sittlichem Tiefgefühl nach dem Höheren und ist der Liebling Aller, deren Gemüth eine gleiche Sehnsucht ergriffen hat. Seine lyrische Dichtungen, Romanzen, Balladen, Elegien, sind kräftig, zart, bedeutsam, reich an wundersamem Spiele der Gedankenbilder und angethan mit dem Zauber der Sprachschönheit und des rhythmischen Wohllauts; viele Lieder haben in gebildeteren Volkskreisen bleibende Heimath gefunden. Der deutschen Bühne hat er durch das dem Nationalcharakter zusagende, die edlere Aufgabe der Kunst glücklich lösende, geschichtliche Schauspiel eine neue Gestalt gegeben. Anschauliches dramatisches Leben herrscht in den geschichtlichen Darstellungen und im Romane, geistreicher Forschungssinn in den kritisch-ästhetischen Aufsätzen. Überall offenbart sich der Mensch im edelsten Streben geistiger Entwickelung. Friedr. Matthisson (st. 1831), reinlicher Landschaftsmaler und geschmackvoller Ausleger empfindsamer Betrachtung. Ihm verwandt ist Joh. G. von Salis in Naturschilderung und milder Schwärmerei. K. L. A. von Münchhausen, vaterländisch treu und bieder; J. G. Seume, beseelt von männlicher Vollkraft; L. K. E. H. von Wildungen, naiv, witzig, melodisch, vorzüglich in Jägerliedern; L. Th. Kosegarten, Lyriker im Schiller'schen Tone, nicht ohne Beruf für die Idylle und Legende; Friedr. Köplen, gesellschaftlich reich gebildet. Kaspar August Tiedge (geb. 1752), durch sittliche Reinheit und milde Herzlichkeit ausgezeichnet, erwarb sich dauernden Ruhm durch poetische Episteln, Lehrgedichte („Urania"; „Frauenspiegel"), Elegien und vermischte Gedichte. Unter den Elegien sind Gedichte, welche

Digitized by Google

in der Würde des Vortrags, in der Tiefe der Empfindungen und in der Hoheit der Gesinnung den schönsten Blüthen der deutschen Poesie beigezählt werden. Seine Liederromane: „Das Echo oder Alexis und Ida" und „Annchen und Robert"; seine Gedichtesammlung „Denkmale der Zeit"; sein größeres Gedicht: „Der Markt des Lebens" ꝛc. verehrt der Deutsche als herrliche Blüthen seiner Nationalpoesie. Der Lehrdichter Valerius Wilhelm Neubeck (geb. 1765) hat sich durch sein Gedicht: „Die Gesundbrunnen", in fleißig ausgearbeiteten Herametern (1795, einen gewissen Ruf erworben. Der edle Lyriker Conz; der Volkssänger Usteri; der Satyriker Joh. Falk; die fruchtbare Louise Brachmann; J. H v. Collin, begeistert von Vaterlandsliebe; viele Andere.

Seit dem letzten Jahrzehnte des 18. Jahrh. waltet ein neuer Geist über Deutschlands dichterisches Leben; die wesentliche Eigenthümlichkeit der Kunst offenbart sich in Freiheit des Sinnes für Schönes und Großes, in Tiefe der Bedeutung und im Reichthum der Allseitigkeit; es genüget ihr nicht die anschauliche Darstellung des von Außen Empfangenen, sondern sie erstrebet den innern Kampf der Sehnsucht nach dem Ideale mit feindseliger Wirklichkeit zu versinnlichen, und den durch Begreifen der Natur vermittelten geistigen Frieden zu geben; sie hat ihren Ursprung in dem nie versiegenden Quell des Gemüths, das die Urbilder der Menschheit in sich trägt, und beabsichtigt Erzeugung und Entkräftigung der schlaffenden Selbstthätigkeit im Genusse der Anschauung. Das Menschliche wird sittlich ergriffen und durch Kunstgestaltung zur mannigfaltigsten Wirksamkeit gebracht; die Macht der Phantasie befruchtet die Gesinnung. Die ganze Fülle der Phantasiewelt im Alterthume und in der neuern Zeit, in der Heimath und im südlichen und nördlichen Auslande wird mit inniger Liebe aufgefaßt und dem Vaterlande angeeignet. Dieser Geist, von Klopstock, Lessing, Hamann, Herder, Voß, Schiller geahnet und angedeutet, fand seinen Ausleger und vollgültigen Vertreter in Joh. Wolfg. Göthe (st. 1832), dem größten und reichsten unserer Dichter, dem Vertrauten der Natur und der Menschheit, welcher die Schönheit im Menschlichen unter den verschiedenartigsten Verhältnissen erforscht, das Geistige in den Kunstbestrebungen aller Zeiten erkannt und durch seliges Selbstgefühl, üppige Fruchtbarkeit an herrlichen Werken gewonnen hat. Er gehört der Gesammtheit des deutschen Volkes an, und wie ein zweites Geschlecht, empfänglicher und dankbarer für seine Gaben sich erwiesen hat, so wird das kommende noch inniger ihn lieben und vollständiger verstehen; die Gebildetern des Auslandes zollen ihm Bewunderung. Die Fesseln althergekömmlicher Kunstregeln sind durch ihn gebrochen, die Freiheit für Geist und Phantasie ist errungen, die ihnen zustehende Weltherrschaft hat sich in Thaten des allvermögenden Wortes beurkundet, die fraglichen Kunstschätze des classischen Alterthums, des Morgenlandes, des europäischen Süden und Norden haben deutsches Bürgerrecht erlangt, und den vaterländischen ist gerechtere Anerkennung und verjüngte Liebe geworden. Von Göthe's dichterischen Werken sprechen seine Eigenthümlichkeit am Anschaulichsten aus: die lyrischen Ergießungen und Spiele, die Romanzen und Balladen; von den dramatischen: „Iphigenie", „Torquato Tasso", und vor allen andern „Faust"; von den prosaischen: die Romane „Werther's Leiden", „Meisters Lehrjahre", die „Wahlverwandtschaften" und sehr viele Schilderungen, Betrachtungen über Natur und Kunst u. s. w. —

Digitized by Google

Der Verfall von Deutschlands Macht und Verfassung, während ein benachbartes Reich sich im Kampfe erhob und dem ganzen deutschen Vaterlande Vernichtung androhte, konnte nicht ohne Einfluß auf den Gang der Poesie, sowie überhaupt auf Kunst und Literatur, bleiben. Der Deutsche, äußerlich erschüttert und innerlich in seiner tiefsten Nationalität angegriffen, flüchtete aus der drängenden und niederschlagenden Gegenwart in das herrliche Alterthum seines Volkes zurück, Trost und Erhebung suchend in den Sagen und Gesängen, welche aus jenen Fernen als lebendige Zeugen herübertönten. Andere gingen den verwandten Nachklängen des romantischen Mittelalters in Italien, Spanien und dem hohen Norden nach, und so bildete sich aus der Zeit heraus jene oft in zeitwidrige Alterthümelei und welsche Süßlichkeit und Ziererei ziemlich ausgeartete, aber doch ursprünglich und im Allgemeinen den Geschmack erweiternde, kräftigende und reinigende Schule der neuen Romantiker. Unter ihnen glänzen als Kritiker die beiden Schlegel und L. Tieck hervor. Die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten deutschen Poesie stehen mittelbar oder unmittelbar unter dem Einflusse der durch diese Männer bewirkten Geschmacksrevolution, und von den ganz selbstständigen und nur aus sich selbst erklärbaren Geisteswerken möchten wohl nur die von Jean Paul eine Auszeichnung in einer Gesammtübersicht der deutschen Poesie verdienen. Ein gewisser Stillstand, ein Fortbauen auf alten Grundlagen, ein Weiterspinnen abgerissener Fäden, ist in dem Zustande der vaterländischen Dichtkunst zu Anfang des neuen Jahrh. nicht zu verkennen, und die überhandnehmende Ausländerei, die encyklopädische Sammelsucht und das anthologische Zusammentragen aus alter und neuer Welt zeugt von eigner Erschöpfung. Daher ist allgemein verbreitet das Gefühl der Unzulänglichkeit Dessen, was die Gegenwart bietet, und die Sehnsucht nach würdigeren Leistungen. Daher zum großen Theil der Eifer, mit welchem das längst Vergessene hervorgesucht, das Zerstreute vereinigt, das Untergegangene aufs neue ins Leben gerufen wird. Was von älterer deutschen Poesie irgendwo noch ungekannt vorhanden ist, wird fort und fort aufgespürt und zu allgemeiner Kunde gebracht; Volkslieder, die als bedeutsame Stimmen untergegangener Tage alle Achtung verdienen, werden mühsam gesammelt (Sammlungen von Meinert, von Schottky und Ziska), alte Sagen und Märchen, in denen oft allein die Poesie einer ganzen Zeit niedergelegt ist, vom Untergange gerettet (Sammlungen der Brüder Grimm), halbvergessene Dichterwerke einer spätern Zeit, mit zweckmäßiger Auswahl des Bessern, in neuen Ausgaben der Lesewelt näher gebracht („Flemming's Gedichte" von G. Schwab und W. Müllers „Bibl. deutscher Dichter des 17. Jahrh.", Hagen's „Gottfried von Strasburg", Deff. und Primisser's „Heldenbuch", Büsching's „Hans Sachs", Münch's „Hutten" ꝛc.), und auch wohl neuere Dichterwerke, mit dankbarer Anerkennung ihres Verdienstes, zu vollständigen Sammlungen vereinigt, aufs neue in Umlauf gesetzt. — Doch wir würden undankbar seyn, wenn wir über dem Unerquicklichen der Zeit das wahrhaft Erfreuliche unbeachtet lassen wollten. Und so genüge es, daran zu erinnern, wie auch in dieser letzten Zeit Göthe, dem keine flache Unkritik das Recht des Meisterstuhls streitig machen wird, nicht geschwiegen und in seinem „Westöstlichen Diwan" aufs neue dargethan hat, wie leicht es ihm sey, die Eigenthümlichkeit jeder Zeit und jeder Zone in sich aufzunehmen;

Digitized by Google

wie Tieck mit der Sammlung seiner Gedichte allen Freunden des echten Liedes eine Ueberraschung bereitet; wie Uhland, den wir den Trefflichsten beizählen, das Vorurtheil, als sey kein neuer Lorbeerkranz zu verdienen, zu Schanden gemacht; wie W. Müller in seinen begeisterten „Griechenliedern" das Auferstehungsfest eines schmachvoll unterdrückten Volkes würdig gefeiert, und wie manche andre Dichter und Dichterinnen — wir nennen Helmina v. Chezy, Gr. v. Löben, Fr. Rückert, Fr. Kind, Gust. Schwab, Max v. Schenkendorf, Graf v. Platen und den König Ludwig von Baiern („Gedichte ꝛc.", 2 Th., München 1829) — in Sammlungen oder einzelnen Spenden Schönes und Dankenswerthes geliefert. — Ein trauriges Zeichen der Zeit in der neuesten schönen Literatur Deutschlands ist indeß ihre immer mehr überhandnehmende und immer frivoler werdende Ausländerei. Die Ebbe der deutschen Poesie, das Gefühl des Mangels an etwas wahrhaft Großem, durch Eigenthümlichkeit und Vollendung Epoche Machendem im Vaterlande, wandte unsere Blicke vorzüglich nach England, wo durch Byron, Scott und Moore eine neue Periode der Poesie auf eine glänzende Weise erschaffen worden war. Diese Theilnahme des Deutschen an dem wahrhaft Großen und Neuen in der Literatur einer fremden vielfach verwandten Nation konnte an und für sich nicht tadelnswerth scheinen, aber sie artete gar bald in Ueberschätzung und modische Begier aus, und sich nicht beschränkend auf die Meister, führte sie wetteifernd auch des Schülerhaften, welches jenen beliebten Geistesrichtungen des Einen oder des Andern von den Chorführern nachlief, nicht ohne Nachtheil und Ungerechtigkeit für deutsche Originalprodukte in Nachdrücken, Uebersetzungen und Nachahmungen zu uns über. Da diese Anglomanie bald Mode wurde und durch die Scott'schen Romane auch die große Lesewelt ergriff, so konnte es nicht fehlen, daß die buchhändlerische und schriftstellerische Spekulation dadurch rege wurden, und die Uebersetzungskunst ging auf diese Weise in schnellem Fabrikwesen unter. Die Beispiele davon liegen leider zu sehr am Tage, als daß wir sie namentlich anzuführen brauchten. Das Taschenausgabenwesen und der Wetteifer in Wohlfeilheit der Drucke brachten dieses Fabrikübersetzen immer tiefer herunter, und so wurde nicht nur das ausländische Original, sondern auch die Ehre der deutschen Literatur durch dergleichen Arbeiten und Unternehmungen geschändet. Frankreichs Modeliteratur blieb nun auch nicht zurück, und da sie weniger reich und anziehend als die englische ist, so müssen die alten Classiker derselben sich wohl auch in die liederliche Uebertragungsjagd der Taschenbibliotheken fügen, ja selbst die alten Heroen der Poesie, Cervantes und Shakspeare, hat man auf solche Weise für die Gemeinheit des großen Modegeschmacks zurechtgemacht. Meyer's sogenannte freie Bearbeitung des Shakspeare ist das Nonplusultra Dessen, was auf diesem Felde frecher Unverstand zu leisten gewagt hat. — Dabei gedenken wir aber auch Dessen, was in diesen letzten Jahren die deutsche Literatur aus dem Auslande in würdigen Uebertragungen empfangen hat, und vor Allem des „Dante" von K. Streckfuß. Tieck ist damit beschäftigt, A. W. Schlegel's Uebersetzung des Shakspeare zu revidiren und vollständig zu machen. Schätzbare Erweiterungen unsers poetischen Horizonts sind die Uebertragungen von Volksliedern, wie Talvj uns solche aus Serbien, W. Müller aus dem neuen Griechenland nach Fauriel's Sammlung und Rhesa aus Lithauen geliefert haben.

Digitized by Google

Deutsche Prosa. Die Gestaltung der deutschen Prosa geht von Aufzeichnung bürgerlicher Verfassungen und Ordnungen in den Städten (nach 1200), der gültigen Rechtsgewohnheiten (vor 1250) und Landrechte aus. Ihr kunstgerechter Gebrauch beginnet gegen die Mitte des 14. Jahrh., als Schriftgelehrte für das Volk oder den gebildeten Laienstand zu arbeiten geneigt werden. Es geschah Dieses theils in zünftig-wissenschaftlichen Unternehmungen, theils in Geschichtbüchern; zu jenen gehören Mathias von Behaim in Halle (1343) Uebersetzung der Bibel aus der Vulgata, welche ungedruckt in Leipzig liegt; Konr. von Meygenberg (1349) „Buch der Natur" und eines Ungenannten „Philosophische Abhandlung über wirkliche und mögliche Vernunft", in Docen's „Miscel." (B. 1. S. 138). Unter den historischen Schriften sind bemerkenswerth: Johann Rodesel (st. 1341) „Hessische Chronik"; Tillmann (st. 1400) treffliche „Chronik der Stadt und der Herrn von Limburg an der Lahn" (fortgesetzt von Johann Gensbein bis 1461, und Gg. und A. Emmel: „Fasti Limpurg." Nürnb. 1617); J. Turinger v. Königshofen aus Strasburg (st. 1420) „Elsassisches Zeitbuch" bis 1386, hervorstechend durch Güte des Erzählungstons und der Sprache, u. m. a. Die höchste Vollendung erreichte der prosaische Ausdruck in dieser Zeit durch den Dominikaner Johann Tauler aus Köln oder Strasburg (st. 1361), in dessen Predigten und Erbauungsschriften sich frommer Tiefsinn, eindringend herzliche Beredtsamkeit und Herrschaft über den von ihm für sittlich philosophischen Kunstausdruck aufgeschlossenen Sprachschatz beurkunden. („Sermonen", Leipzig 1498 ꝛc.) Im 15. Jahrh. schritt die Ausbildung der Prosa rasch vorwärts. Viel wirkten dabei mit die zahlreichen Übersetzungen aus dem Lateinischen und aus neuern Sprachen, gegen welche daher, als gefährliche Förderungsmittel der Volksaufklärung, von dem mainzer Erzbischof Berthold strenge Verbote (1485) ergingen. Übertragen wurden jetzt unter andern: Terentius's „Eunuch" von Hans Nydhardt (1456), Petrarca's „Philosophische Schriften" (1470); Ovid's „Kunst zu lieben" und Vegetius's „Kriegskunst" (1480); Johann von Capua's „Buch der Weisheit" (1483); einige Schriften des Cicero; Hygin u. m. a.; gedruckt erschien von Heinrich v. Muglin, „Valerius Maximus" (1489). Aus dem Französischen wurden viele Romane übersetzt: „Der Ritter von Tare oder Tugendbeispiele von Marquard von Stein" (Basel 1493) u. a.; aus dem Italienischen Boccaccio's „Decamerone" (1472) zwei Mal in Jahresfrist. Die höchsten Stellen unter den Übersetzern behaupten Nicolaus von Wyle aus Bremgarten in seiner „Translation oder Tütschungen" (Eßlingen 1478), und besonders Albr. von Eyb zu Würzburg (st. 1485) im „Spiegel der Sitten" (Augsb. 1511); sowie auch dessen Untersuchung, „Ob einem Manne sey zu nehmen ein erlichs weyb oder nicht" (Nürnb. 1472), von Seiten der Denkart und Sprache gleich merkwürdig bleibt. Es drängten sich deutsche Schriften wissenschaftlichen Inhalts und zum Hausgebrauche aller Art, seitdem die Buchdruckerkunst im Gange war. Unter den Geschichtsbüchern sind zu bemerken: Heinrich Steinhovel „Weltchronik" (Ulm 1475); die „Zeitbücher" von Thomas Lirar (1480); Werner Rowelink (1481); von H. Schedel (1493); Konrad Botho „Cronecken der Sassen" (1492); „Chronik der hilligen Stadt Köln" (1499); Ulrich Reichenthaler „Bericht von der Kirchenversammlung zu Kostnitz" (1483); und Diebold Schilling's (1480) durch überwiegende Trefflichkeit hervorstechende „Beschreibung der burgun-

Digitized by Google

dischen Kriege" (Bern 1473). Ferner die Reisebeschreibungen Schildberger's (1473); Hans Tucher's (1482); Bernhard von Breydenbach's (1486) u. a. m. Wegen deutscher Laune und Kraft sind höchst merkwürdig die Predigten, welche Joh. Geiler von Keisersberg aus Schaffhausen (geb. 1445, st. 1510) über Brant's „Narrenschiff" zu Strasburg gehalten hat (lat. von Jakob Otter, Strasb. 1511 ꝛc.; deutsch von Joh. Pauli, daselbst 1520). Von gleicher Vortrefflichkeit sind dieses Mannes Predigten und Erbauungsschriften, „Das irrig Schaf", „Das Seelenparadies", „Granatapfel" u. a. Die frühe Ausbildung der Prosa gibt für das geistige Leben des Volkes ein gewichtvolles rühmliches Zeugniß; schon im 14. Jahrh. war die Bahn dazu gebrochen und im 15. wacker darauf fortgeschritten worden; daher kann ihr glückliches Gedeihen im 16., welches geistige Kräfte und Bedürfnisse so mächtig aufregte, nicht befremden. Der große Künstler Albrecht Dürer aus Nürnberg hat einen hellen, reinen und kräftigen didaktischen Styl in seiner Gewalt und veranschaulicht gehaltvolle Vorstellungen mit angemessener Bestimmtheit. Luther's sprachliche Herrlichkeit, männliche Tüchtigkeit, milde Schönheit und herzliche Faßlichkeit sind anerkannt; und mehre seiner Freunde, Alberus, Mathesius ꝛc. blieben nicht weit hinter dem Meister zurück. Am Sichtbarsten tritt die Vorzüglichkeit der damalig kindlich einfachen und für bürgerlichen Hausverstand voll bedeutsamen Prosa in Geschichtbüchern hervor, deren nicht wenige in unsern Zeiten mit wahrem Genusse gelesen werden. Johann Turnmayer oder Aventinus (st. 1534) erzählet mit echt vaterländischer Gesinnung ganz eigentlich für das Volk und in dessen Geist und Ton; ähnliches Streben offenbaret sich in Thom. Kantzow; doch werden Beide übertroffen von dem geistreichen Seb. Frank, dessen philosophische Schriften von gleicher Merkwürdigkeit sind; Seb. Münster (st. 1552) verfaßte eine musterhaft gemeinnützige und durch reiche Mannigfaltigkeit anziehende „Kosmographie"; von Heinr. Pantaleon (st. 1595) haben wir treuherzige Darstellungen im „Heldenbuche deutscher Nation"; von Lukas David (st. 1583) eine „Preußische Chronik". Schätze der Laune und des Witzes sind zu haben in den Werken Johann Fischart's, der das kraftreiche Zeitalter schließet und schon zur Einmischung von Bildern, Scherzen und Anspielungen übergeht, welche dem Volke ferne liegen und Erfahrungen voraussetzen, die ihm von Rechtswegen immer fremd bleiben sollten. Er strömet in seinen Zerrgemälden der herrschenden Thorheiten und Standhaftigkeiten der Zeit von witzigen Einfällen, schneidenden Spöttereien und abenteuerlichen Vergleichungen und Bildnereien, in unbeschreiblich reicher und burlesker Sprache über. Im letzten Viertheile des 16. Jahrh. war, mit Verminderung liebevoller Achtung und frommer Vorsorge für des Volkes geistige Wohlfahrt, die Prosa ausgeartet; die religiösen Angelegenheiten wurden wie alles Wissenschaftliche lateinisch verhandelt; die Umgangs- und Geschäftssprache verwilderte, nahm viele ausländische Wörter und Wendungen auf und verlor die Schönheit und Kraft, welche lediglich durch Gesinnung und sittliche Richtung des Willens bedingt werden. Als einer der bessern Prosaisten, aber mit den nun fast allgemeinen Fehlern des Ausdrucks behaftet, erscheint Aegidius Albertinus aus Deventer (st. 1620), welcher in München lebte und eifernd für katholische Rechtgläubigkeit und angehörige Gelehrsamkeit auslegend, über Mißbräuche und Thorheiten der Zeit moralisirend satyrisirte und im südlichen Deutschlande viele Leser fand. Er wird in jeder

Digitized by Google

Hinsicht von den frommen Schriftstellern des nördlichen Deutschlands getroffen, welche, von herzlich warmer evangelischer Religiosität beseelt, für des geistig verwaiseten Volkes annahmen; vorzüglich verdienen zwei Männer ausgezeichnet zu werden, deren Eigenthümlichkeit und außerordentlich weit verbreitete Wirksamkeit allgemeine Anerkennung gefunden, und, wäre es auch nur in Beziehung auf stylistische Wichtigkeit, mit vollem Rechte in Anspruch genommen haben. Joh. Arnd aus Ballenstädt (st. 1621), sich lossagend von dem todten Buchstaben des kirchlichen Lehrbegriffs bei voller Rechtgläubigkeit und sie zeigend im thätigen Christenthume, tiefer Naturbetrachtung und dem innern Anschauen des menschlichen Gemüthes, darum verfolgt von Sektenhaß und kindlich geliebt von Allen, die des evangelischen Lichtes und Trostes bedürfen, weckte, nährte und stärkte glaubige Zuversicht und religiöse Selbstthätigkeit christlicher Herzen. Der görlitzer Schuster Jakob Böhme (st. 1624) erstrebte innere Anschauung von dem ewigen Seyn und von dem freien Erkennen des Göttlichen, und versuchte das Unaussprechliche und Geheimnißvolle in Bildern und Gleichnissen auszudrücken; seine Sprache ist selbstständig und dichterisch reich, nur dann eigentlich verfehlt, wo äußerlich zugekommene, angeblich gelehrte Kunstausdrücke zu Hülfe genommen werden. G. R. Weckherlin und mehre Dichter der schlesischen Schule, besonders Opitz, Harsdörfer, Zesen, Betulejus, auch Lohenstein zeichneten sich als Prosaisten aus, ohne im Allgemeinern die ihnen gebührende Beachtung zu finden; und Adam Olearius, Flemmings Freund und Reisegenosse, von dem wir auch gute Epigramme und Uebersetzungen von Saadi's „Rosengarten" und Lokmanns „Fabeln" (Schlesw. 1654) haben, schildert anschaulich lebendig, in reiner angemessener Sprache, Natur und Menschen. Der bessere Chronikenstyl erhielt sich in Joh. Köster's „Ditmarscher Geschichte"; Chr. Lehmanns gehaltvoller „Speyerscher Chronik"; Fr. Hortleder's „Von den Ursachen des deutschen Kriegs"; und Mich. Stettlers „Helvetischen Annalen." Schonungslos freimüthig rügte der humoristische Vielwisser und Menschenkenner Joh. Balth. Schuppius allerlei sittlichen Unfug im gesellschaftlichen Leben; seine Darstellung ist oft überraschend, geistreich oder malerisch; die Sprache, wenn gleich durch beigemischte fremde Ausdrücke entstellt, hat viel Gediegenheit. Hans Mich. Moscherosch satyrisirte ernst und launig in freier Bearbeitung der „Träume" Quevedo's, nicht frei von unzeitiger Gelehrsamkeit und Sprachmengerei, reich an glücklichen Zügen und gelungenen Gemälden. Viel Uebereinstimmung mit den Ansichten und Bestrebungen dieser Männer findet sich bei dem Augustiner Abraham a St.-Clara, eigentlich Ulrich Mergerle, kaiserlicher Hofprediger in Wien, welcher durch seinen burlesken Witz und eigentlich humoristischen Kanzelton bekannter ist, als von Seite des ihm einwohnenden seltenen Rednertalentes, der überaus reichen und tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens und der kühnen Freimüthigkeit, womit er Laster straft und Albernheiten rügt; viele seiner Darstellungen grenzen an Meisterhaftigkeit, und die Sprache, so oft sie auch in Gemeinheit verfällt, hat eine Vielseitigkeit und Reife, wie sie kaum in gleichem Maße bei Zeitgenossen angetroffen wird. In dem ersten Viertheile des 18. Jahrh. sind, außer Warneck, Besser u. m. A., zwei Geschichtschreiber bemerkenswerth, die mit Mosheim und dem launig ironischen Satyriker Ch. Friedr. Liskow, dessen Schriften große sprachliche Vorzüge haben, als Vorboten einer bessern Zeit der Prosa betrachtet werden kön-

Digitized by Google

nen: Heinrich Graf Bünau ordnete fleißig gesammelten Stoff nicht nur geschickt und suchte der Sprache einige gefällige Geschmeidigkeit zu geben; und Joh. Jak. Maskow, ein umsichtiger Forscher, faßte den Gedanken einer Volks- und Staatsgeschichte ziemlich richtig auf und schrieb körnig und einfach. Gottsched und sein engherziger Anhang leisteten wenig für die Verbesserung der Prosa, vielmehr wurde diese durch höfliche Schnörkeleien, gesuchten Witz und geschmacklosen Prunk verunstaltet, wenn sie auch an Reinheit und Wichtigkeit gewann; in angemessener Einfachheit und männlicher Besonnenheit des Ausdruckes waren die Schweizer ihren sächsischen Gegnern bedeutend überlegen, obschon derselbe nichts weniger als fleckios und oft mit unbeholfener Breite beschwerlich ist; Hallers wissenschaftliche Erörterungen blieben nicht ohne wirksamen Einfluß. Das ernstere Streben nach Vervollkommnung der prosaischen Darstellung war gegen die Mitte des 18. Jahrh. allgemeiner geworden und trug nun immer reichere und reifere Früchte. Wie Gellert arbeitete für den bildsamen Mittelstand, so gewann einen sehr ausgebreiteten Leserkreis Rabener, ein gutmüthiger, heiterer, dem bürgerlichen Hausverstande zusagender Satyriker. Mylius, Gieseke u. A. unterhielten die Leselustigen in Wochenschriften. Von Berlin gingen wissenschaftliche Versuche aus, welche von den bisherigen durch Gehalt des Stoffes und der Darstellung auffallend unterschieden: J. Georg Sulzer aus Winterthür hell, und warm; Ramler, kritisch und ästhetisch belehrend; Krause, einsichtsvoll in männlicher, oft etwas rauher Sprache. Joh. Joachim Spalding trug die Ergebnisse sittlich ernster Forschung in würdiger Einfalt und mit eindringlicher Beredtsamkeit vor. Der altdeutsch biedere Fr. K. von Moser aus Stuttgart, nach seinem berühmten Vater, einer der gelehrtesten Kenner und fleißigsten Bearbeiter des deutschen Staatsrechtes, poetisch geistreich und rechtlich, bekämpfte die Gebrechen des öffentlichen Lebens rastlos und schneidend freimüthig. Sittliche Endergebnisse philos.-wissensch. Untersuchungen und Betrachtungen wurden häufig in schlichtredneriſcher Darstellung zum Gemeingute der dafür empfänglichen Lesewelt erhoben: Isaak Iselin arbeitete mit frommer Wärme an Veredelung der Ansichten vom gesellschaftl. Gemeinwohle und von dem Streben nach höherer Menschlichkeit; J. G. Zimmermann beobachtete scharfsinnig, ordnete Erfahrungsstoff mit hellem Umblick und wußte Folgerungen zu gewinnen, welche das Selbstdenken anregen; Joh. Aug. Unzer, einer der ersten bessern Physiologen, belehrte mit malerischer Anschaulichkeit über Gesundheit und Krankheit; Joh. Gottl. Krüger stellte fruchtbare Lebensbetrachtungen in faßlichen Bildern und allegorischen Andeutungen dar. Tiefern und reichern Gehaltes, entscheidend für das gesammte deutsche Geistesleben, war die großartige sittlich wissenschaftl. Thätigkeit, welche fast gleichzeitig von mehren Denkern des ersten Ranges ausging, und, aus dem Innern der Seele hervortretend, dem Streben nach Licht und Wahrheit ein höheres Ziel und neue Richtungen bezeichnete, mächtig anregend und fördernd das Fortschreiten der Folgezeit. Imanuel Kant wirkte durch Lehrvorträge und ließ wenige Auserwählte den später durch kritische Reformation der Philosophie beurkundeten Tiefsinn ahnen, Natur, Sittlichkeit und Schönheit als Aufgabe seiner rastlosen Forschung festhaltend. Joh. Georg Hamann, der Magus aus Norden, bekämpfte Einseitigkeit und Vereinzelung der nur in ihrer Gesammtheit richtig wirkenden Kräfte des menschlichen Geistes und suchte das einträchtige Zusammentreffen

Digitized by Google

derselben mit Natur und Offenbarung in Bildern und Andeutungen zu anschaulichen und das Gefühl des Göttlichen im Menschen zum Bewußtseyn zu erheben. Joh. Joachim Winkelmann, reich an lebendigem Gefühl und geistiger Naturkraft, sowie an classischer Bildung, forschte nach dem Geheimniß der Kunstschönheit, am Folgenreichsten in Italien, der Heimath ihrer Schätze, was sich ihm ergab, in herrlicher Sprache, welche lyrische Begeisterung einfach edel versinnlicht. Aehnliche Zwecke verfolgten Anton Raph. Mengs und Christ. Ludwig von Hagedorn. Nicht geringes Verdienst um Verbreitung besserer Ansichten von Kunst und literarischem Geschmack erwarb sich Weiße; größeres, bis jetzt nachhaltig fortwirkendes, Lessing, im eigentlichen Sinne Urheber des kritischen Tones, der als geistige Norm gilt und die Entwickelung geordnet hat, in welcher der gesundere Theil der vaterländischen Schriftstellerwelt auch heute noch begriffen ist; Moses Mendelssohn erstrebte als sokratisch platonischer Denker helle Bestimmtheit der Begriffe, kritisirte mit ironischer Freiheit und versuchte sich im didaktischen Dialog. Thom. Abbt arbeitete in sinnvoll neuer Sprache für Anerkennung des edleren Berufes und des wahren Heiles der Menschheit; Joh. Matthias Schröckh versuchte der Biographie eine dem Zeitbedürfnisse zusagendere Gestalt zu geben und nützte als fleißiger Historiker. Justus Möser stellte classische Muster der mannigfaltigsten Volksbelehrung und der Bearbeitung der ältern deutschen Geschichte mit vorwaltender Berücksichtigung der Verfassung und Sitten auf; überall erweiset sich seine Selbstständigkeit und Freisinnigkeit im Auffassen und im Urtheilen und die eigenthümliche Einfachheit und Gediehenheit eines männlichen Ausdrucks. Während das protestantische Deutschland, fast ausschließlich im Norden, sich durch rasche Fortschritte zur Vervollkommnung der Nationalliteratur auszeichnete, blieb das südliche Deutschland noch immer zurück, bis endlich durch Joseph von Sonnenfels auch dort der Geschmack etwas gereinigt und eine bessere Prosa eingeführt wurde. Seine Versuche in Wochenschriften haben weniger allgemein gültigen als örtlichen Werth, sind aber wegen achtbarer Freimüthigkeit, redlicher Liebe für Menschheit und Gemeinwohl und heiterer, satyrischer Laune bemerkenswerth, und die wissenschaftlichen Arbeiten sind nicht ohne Gehalt. Doch haben diese Bemühungen keine tiefere Wurzel genommen; die sichtbare Ueberlegenheit des nördlichen Deutschlands blieb unbeeinträchtigt und scheint sogar in neuern Zeiten eine Art von polit. Reaktion veranlaßt zu haben, deren eigentliche Quelle nicht schwer zu entdecken ist. Als merkwürdige Erscheinung, Frucht des sichtbarer herrschenden Zeitgeistes, darf der Wetteifer, mit welchem Verbreitung popularisirter Philosophie beabsichtigt wurde, nicht unerwähnt gelassen werden; besonders da kunstmäßig prosaische Darstellung in mehrfacher Beziehung dabei gefördert worden ist, wenn auch der wissenschaftl. Ertrag nicht gleich probehaltend befunden werden sollte. J. B. Basedow, hochverdient um Erziehungswesen, war einer der Ersten, welche die Grundsätze und Ansprüche des Rationalismus mit redlicher Unbefangenheit aussprachen; Joh. Gottl. Töllner urtheilt freimüthig über religiöse Angelegenheiten; Joh. Aug. Eberhard suchte mit humanistisch geläuterten Wolf'schen Grundsätzen die Rechte der gesunden Vernunft geltend zu machen und verjährte Vorurtheile zu bestreiten; Joh. Georg Schlosser hat geistreiche Eigenthümlichkeit in seinen Ansichten über Staatsleben und Volkserziehung; Franz v. Irwing stellte psychologische

Digitized by Google

Untersuchungen in sinnvoll schöner Sprache dar; J. G. Heinr. Feder zog viele Zeitgenossen durch einfache praktische Helligkeit an; Hans Kaspar Hirzel philosophirte über Lebensangelegenheiten im Volkston mit eindringlicher Herzlichkeit; K. Th. A. M. von Dalberg betrachtet Natur und Menschenleben mit zartem Schönheitssinn; Joh. Nik. Tetens trug gehaltvolle Beobachtungen in gedankenreichem Ausdrucke vor; Martin Ehlers aus dem Holstein'schen verstand sich auf einfach milde Belehrung; Joh. Heinr. Campe hat pädagogisch viel gewirkt; Chr. Garve bediente sich des allgemein faßlichen, veredelten Umgangsstyles, um Vieler Theilnahme an wissenschaftl. Verhandlungen der prakt. Philosophie zu gewinnen; Joh. Georg Busch ist eins der vorzüglichsten Muster gemeinnütziger Belehrung über Gegenstände des Geschäftslebens und bürgerlichen Verkehrs. In Schilderungen machte Chr. Cajus Lor. Hirschfeld nicht ganz unverdientes Glück; Georg Christ. Erh. Westphal entwarf im Einzelnen gelungene satyrische Sittengemälde der deutschen Welt seiner Zeit; Helfrich Peter Sturz bereicherte die Prosa aus britischen und französischen Classikern und gab ihr seine Geschliffenheit; Georg Christ. Lichtenberg machte von vielseitigem Wissen und beneidenswerther muthwilliger Laune den glücklichsten Gebrauch, um Schwächlichkeiten und Albernheiten des Zeitalters in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, und behauptet als Hogarths Ausleger eine vorzügliche Stelle unter den geistreichen Satyrikern. Joh. Karl Aug. Musäus goß mit gutmüthiger Heiterkeit den treffendsten Spott über den Unfug aus, welchen das physiognomische Modefieber anzurichten drohte, und hat in anziehendem Erzählungstone anerkannte Fertigkeit. Georg Forster bezweckte die Wechselwirkung zwischen Natur und sittlicher Freiheit, die ewigen Gesetze des Schönen und Wahren zu veranschaulichen, und die geistige Selbstthätigkeit freier zu entwickeln. — Die Kunstgestalt des geschichtlichen Styles, von Möser richtig geahnet und bezeichnet, wird durch die Stärke und Reife der Idee von der höhern weltbürgerlichen und volksthümlichen Bedeutung der geschichtlichen Darstellung bedingt, und setzt eine Freiheit der sittlichen Ansicht und eine Sicherheit im Streben nach gesellschaftlicher Wirksamkeit voraus, welche nur langsam vorbereitet, und zu wachsend allgemeiner Anerkennung gebracht werden können; sie ist in Deutschland, wie bei jedem Volke, eins der letzten Ergebnisse der glücklich entwickelten Ausbildung des Geistes und der Sprache. Für Bereicherung, Berichtigung und methodische Anordnung des Stoffes, auch zum Theil für lesbare Verarbeitung desselben zu unterhaltender, wenigstens bequemer Belehrung war viel geleistet worden von Schröckh, Joh. Christ. Gatterer, dem hochverdienten Registrator alles historischen Wissens; dem vielthätigen Literator J. G. Meusel, dem wackern skeptischen Forscher Aug. Ludw. Schlözer, ehrwürdig als Herold politisch geschichtlicher Oeffentlichkeit, u. m. A. Durch gefällige Einkleidung machten sich Jul. Aug. Remer, der des rednerischen Putzes nur Etwas zu viel hat; Dietr. Herm. Hegewisch, welcher dem geschichtlichen Studium viele Freunde gewann; Joh. Chr. Krause u. A. bemerklich. Michael Ignaz Schmidt unternahm die Darstellung der deutschen Nationalgeschichte für die gemischte Lesewelt, mit der nicht genügend erreichten Absicht, die äußern Staatsverhältnisse dem innern Volksleben gebührend gleich zu stellen; Anordnung und Entwickelung, sowie die Sprache haben helle Einfachheit; Betrachtung und Urtheil sind oft einseitig. G. J. Plank, unbestechlich wahr

Digitized by Google

und gerecht, mild und einfach, Meister in sorgsam genauer und authentisch gründlicher Nachweisung der eigenthümlichen Entwickelung und vollständigen Gestaltung des Geschehenen und des Antheils, welchen Menschen daran gehabt haben. Ludw. Thim. Spittler, den Ertrag ernster Forschung mit philosophischem Geiste lichtvoll darstellend, das Ineinandereingreifende gedankenreich verbindend, und die Beziehung der Vergangenheit auf die Gegenwart feinsinnig andeutend; Joh. Müller, ein unermüdeter, gewissenhafter Forscher, überaus reich an vielseitiger Bildung, beseelt vom frommen Glauben an göttliche Weltordnung und menschliche Bestimmung und getrieben vom begeisterten Streben, höhere Sittlichkeit und bürgerliche Kraft und Tüchtigkeit im gesellschaftlichen Zustande durch Befruchtung des Geistes mit geschichtlichen Erinnerungen und anschaubaren Belehrungen zu fördern. Seine Schweizergeschichte wird sich lange als das beste historische Bildungs-Werk in mehrfacher Rücksicht behaupten; sie ist geeignet, Achtung und Liebe für das Vaterland zu begründen und zu befestigen; das Besondere, wie es dem Lande und jedem Zeitalter angehört, wird treu vergegenwärtigt und mit universalhistorischem Blicke zum Gemeingute der Menschheit erhoben; die Gemälde und Schilderungen haben eigenthümliche Wahrheit und Lebendigkeit durch glücklich aufgefaßte und an rechter Stelle eingereihte kleine Züge; die Sprache ist alterthümlich chronikenartig, inhaltsschwer gedrängt, oft kühn und neu. Seine Weltgeschichte gibt eine großartige Ansicht von dem Gange der Weltbegebenheiten in ihrem Zusammenhange; der gehaltvolle Umriß hinterläßt einen, das Selbstdenken anregenden und das Weiterstreben auffordernden Gesammteindruck. Die geschichtlichen und politischen Aufsätze, Betrachtungen, Briefe enthalten Goldkörner für die Nachkommenschaft, welcher es Ernst ist mit dem Besserwerden des Lebens durch geistige Veredelung des Menschen. Joh. Wilh. v. Archenholz unterhielt im leichteren Umgangston mit angenehmer Darstellung, kundig der Neigungen und Bedürfnisse der gemischten Lesewelt; Ernst Ludw. Posselt strebte alterthümlichen Vorbildern nach, oft geistreich Aehnlichkeiten verfolgend und das Dunkel epigrammatisch aufhellend, oft gesucht und blendend. Karl Ludw. Woltmann hatte entschiedenen Beruf zur historischen Kunst; in mehren seiner Darstellungen tritt die Objectivität plastisch hervor; Gabr. Gottf. Bredow, freisinnig, kräftig, den Stoff mit Einsicht ordnend und durch Verarbeitung belebend; Chr. Wilh. v. Dohm. Niklas Vogt, Herm. Ludw. Heeren, Beide im geistreichen Ueberblicke eines größern Ganzen, in der Entwickelung des Unvermeidlichen und Nothwendigen hervorragend; die schönsten Aufschlüsse über die Geschichte der alten Welt hat Dieser, die geistvollste Darstellung der modernen hat Jener gegeben; J. C. Pfister durch Gelehrsamkeit, die nicht ermüdet; J. H. Zschokke durch Nationalität und simple Kraft; Joseph v. Hormayr durch Feuer, Gluth und Leben in der Darstellung; J. G. Eichhorn, Fr. Kurz, C. H. L. Pölitz, H. Luden, Rotteck, J. C. F. Manso, v. Raumer, u. m. A. (Vgl. Geschichte.) — Seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. gewann die Prosa immer höhere Vollendung und bei reicher Mannigfaltigkeit und wesentlicher Selbstständigkeit spricht sich in ihr eine wundersame geistige Einheit im Ringen nach heller Anschaulichkeit und Versinnlichung der Vorstellungen und innern Seelenbildern aus, wie sie bei wenigen neuern Völkern in gleichem Maße

Digitized by Google

nachzuweisen seyn dürfte. Dieß beurkunden viele und darum classische Schriften Göthe's, Schiller's, J. H. Voß's, Fr. L. Graf Stolberg's u. A. Fr. H. Jacobi, geistvoll ankämpfend gegen vielgestaltigen wissenschaftlichen Irrthum, wo er ihn zu entdecken glaubte, mit redlichem Ernste die Rettung und Sicherstellung des Glaubens an das übersinnliche Höhere der Menschheit erstrebend. Die Brüder A. W. und Fr. Schlegel, muthige Streiter für den freien wissenschaftl. Zeitgeist und sinnvolle Ausleger seines eigenthümlichen Wesens und Strebens. Fr. Genz, beredter und tiefblickender politisirender Denker über die Ansprüche der Gegenwart; Ernst Brandes, umsichtig fein beobachtend die verborgenen Richtungen der Mitwelt; Ryklof Mich. van Goens oder Cuningham, Thom. ab Indagine, scharfsinnig und zartfühlend; Alex. v. Humboldt, begeisterter Forscher und beredter Ausleger der Weltphysik und der Wechselwirkung zwischen Natur und menschlichem Leben; Joh. Gottl. Fichte, kühner und tief ergreifender Sprecher für Vaterland und Freiheit; Fr. Wilh. Jos. Schelling, Meister des vollendetsten Ausdrucks für die höchsten Angelegenheiten des menschlichen Geistes; Fr. Jacobs, geistreicher mannhafter Vertreter der heiligen Rechte der Menschheit, in eindringlicher edler Sprache und Darstellung; F. A. Wolf; Fr. Schleiermacher; Fz. Theremin; E. M. Arendt, Görres u. A. m. — Die bisherigen Andeutungen beziehen sich auf das Allgemeinere in der Entwickelung der prosaische Literatur; zwei Gattungen derselben, welche, an sich wesentlich verschieden, die meiste Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit und den umfassendsten und nachhaltigsten Einfluß auf des Volkes Sinn und Geistesbildung haben, der Roman und die Kanzelberedtsamkeit, bedürfen besonderer Uebersichten.

Die Geschichte des deutschen Romans ist eine der bedeutsamsten Aufgaben, deren befriedigendere Lösung gewünscht und von dem regen Eifer, womit seit einiger Zeit die reichen Schätze unserer Nationalliteratur beachtet und bearbeitet worden sind, hoffentlich nicht umsonst erwartet wird. Sie hat Wurzel und Keim der oft einfachen oft wundersamen, theils aus dem Bilderspiele der Vergangenheit, theils aus Erfahrungen der Gegenwart erwachsenen, bald einheimischen bald auswärtigen Sage, ihre Verschmelzung mit dem Volksglauben, ihre mannigfache Erweiterung und Ausschmückung und das in der weiteren Verarbeitung zu Grunde liegende sittliche oder bürgerlich praktische Streben nachzuweisen, und setzet eine sehr ausgebreitete Belesenheit und die Benutzung literarischer Vorräthe, wie sie in München, Wolfenbüttel und Dresden gefunden werden, voraus. Aber auch die unvollständigen und dürftigen Fingerzeige des folgenden Umrisses werden die Fülle des Stoffes und die Wichtigkeit der Gestaltung desselben zu einem möglichst zusammenhängenden Ganzen ahnen lassen, und die literarische Selbstständigkeit Derer, welche die urkundlichen Spuren vaterländischen Geisteslebens zu verfolgen geneigt sind, anregen. — Die Emsigkeit, womit schon früher romantische Erzählungen aus der Fremde in Deutschland eingeführt worden waren, dauerte fort; es wurden unter andern aus dem Französischen übertragen: „Der Ritter von Ture" (Bas. 1493); „Fierabras" (Simmern 1533); „Vier Haymonskinder" (das. 1535); „Amadis" (15 Bde. Frankf. 1569) u. a. Wichtiger als die Verdeutschungen ausländ. Erzeugnisse, sind die einheimischen Schwänke, Possen und Abenteuer, deren viele und treffliche aus dem 14. und 15. Jahrh.

Digitized by Google

auf das 16. vererbten; so „Till Eulenspiegel", hochdeutsch a. Th. Murner (Strasb. 1519); „Claus Narrens Historien" (1551); „Lalenburg oder die Schiltbürger" (1598) u. a.; von Sammlungen heiterer Schnurren können hier, außer H. Bebel und N. Frischlin „Facetiae" (Leipzig 1600), nur namhaft gemacht werden: Joh. Pauli „Schimpf und Ernst" (Strasb. 1522); Jak. Frey „Gartengesellschaft" (Strasb. 1557); S. Lach „Kurzweiliger Zeitvertreiber" (1668). Neu kamen hinzu: „Fortunatus" (Augsb. 1509); „Katzipori gestich" (1558); die ungeheure Sage voll tiefen Sinnes von dem Schwarzkünstler Faust, in welche mehre Zaubergeschichten zusammengeflossen seyn mögen („Historia von Dr. Faust, des weit beschrieenen Zauberers" ꝛc., Frankf. 1588); die sittlich epische Dichtung „Vom ewigen Juden" (Leipzig 1605, 4.); der humoristisch prahlerische „Hirtenritter"; die witzreichen, scherzhaft satyrischen Parodien: „Der Gänsekönig" (1607); „Der Eselkönig" (1608) u. a. Auch wurde der „Don Quixote" sehr früh (Köthen 1621) ins Deutsche übersetzt. Als diese wahrhaft romantische Volksliteratur, weder übertroffen noch verdrängt von schnell sich überlebenden künstlichen und bunt geschmückten Tändeleien und halbgelehrten Süßigkeiten einer nirgends ansässigen Schäferwelt, dem öffentlichen Ungemach unterliegen mußte und nur auf Jahrmärkten und von Hausirern unter den gesellschaftlich und geistig vernachlässigten Menschenclassen vertrödelt wurde, erhielt der Roman einen neuen Ton und ganz verschiedenartige Richtungen. Samuel Greifensohn oder, wie er sich nannte, Herm. Schleifheim (1669), stellt den Weltlauf und Sittenzustand seiner Zeit in natürlicher Wahrheit, mit oft derber satyrischer Laune und tüchtigem Urtheile in eigenthümlich treffender Sprache dar, und behauptete sich lange in einem bedeutenden Leserkreise, für dessen Bedürfnisse von Geistesverwandten, mit Auffrischung älterer vaterländischer Gemälde, „Der deutsche Michel", „Der stolze Melcher", „Das Galgenmännlein" ꝛc. gesorgt wurde. Höheres wurde von Andr. Heinr. Buchholz, st. 1671, beabsichtigt: Ableitung der Phantasie von weltlicher Sittlichkeit zu frommem Ernste und zu vaterländischer Denkart; seine Anlagen sind sehr verwikkelt, Darstellung und Sprache im Einzelnen nicht mißlungen, rednerisch breit. In seine Fußstapfen trat Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, st. 1714, mit reicherer Phantasie und unverkennbarerer Ueberlegenheit in Schilderungen und in der Sprache; er hatte sich nach Scudery und Calprenede gebildet und ging auf politische Belehrung vornehmerer Leser aus. Größeres Verdienst in Behandlung des Stoffes und in Kräftigkeit des Ausdrucks muß Lohenstein und dem excentrisch gräßlichen Ziegler zugestanden werden; sie gaben dieser Manier die Vollendung, deren sie damals fähig war, und beherrschten ein Menschenalter den Geschmack des Publikums. Aus der nicht kleinen Schar ihrer Nachahmer ist Keiner erwähnenswerth; und die sie verdrängenden faden Unterhaltungsbücher, welche die galanten Sprachmenger August Bohse, genannt Talander, geb. 1661, und Ch. F. Hunold, genannt Menantes, in großer Anzahl ausgehen ließen, bezeichnen die Armuth und Verschrobenheit, in welche das Zeitalter, dem sie gefielen, versunken war — Die Veredelung des romantischen Geschmacks ging von England aus; Defoe's „Robinson" wurde schnell übersetzt, Leipzig 1720, mit Begierde gelesen und vielfach nachgebildet; die gelungenste Nachahmung ist Schnabels „Insel Felsenburg", Nordhausen 1731. —

Digitized by Google

Den ersten Versuch im Familienroman machte Gellert, und Wieland zeichnete geistreiche Lebensgemälde nach alterthümlichen Ansichten, der Betrachtung freies Spiel vergönnend; bald nachher wurde der Richardson'sche Ton in Deutschland eingeführt und zum herrschenden erhoben; dieses Verdienst, erhöht durch hinzugekommene Bewahrung und reiche Beurkundung vaterländischer Selbstständigkeit und höchst achtungswerthe sittlich-wissenschaftliche Absichtlichkeit, erwarb sich Johann Timotheus Hermes (starb 1821), dessen allerdings gar zu redselige und weit ausgesponnene, künstlerisch viele begründete Ausstellungen zulassende Romane eigentliche Vorrathskammern für gesellschaftliche und häusliche Bildung des deutschen Volkes in verschiedenen Abstufungen heißen können, und zur Verbreitung heilsamer Ansichten über vielerlei Gebrechen und pflichtmäßige Bestrebungen ungemein wohlthätig gewirkt haben. Sophie Laroche (st. 1807) erstrebt mit edlem Zartsinne sittliche Reinigung und Erkräftigung des tief aufgefaßten weiblichen Gemüthes. — Friedrich Nicolai (st. 1811), merkwürdig durch seine literarische Betriebsamkeit und Wirksamkeit, bekämpfte theologische Verfolgungssucht und religiöse Irrfahrten. Göthe enthüllte das Geheimniß des inneren Lebens und dessen Verhältniß zu äußerer Wirklichkeit mit zauberischer Natürlichkeit und künstlerischer Zartheit. Chr. Fr. Sintenis moralisirte praktisch zur Veredlung des häuslichen Lebens und gewann durch faßliche, religiöse Sentimentalität ein bedeutendes Publikum; Joh. Heinrich Jung, achtungswerth durch sittliche Selbstthätigkeit und Glaubensstärke, die sich fortschreitend zur überspannten religiösen Schwärmerei gestaltete, ist in Naturschilderungen und idyllischen Lebensgemälden überaus glücklich und belebet die dunkleren Gefühle der Einbildungskraft. Joh. Gottwerth Müller, reich an nutzbaren und noch lange nicht überflüssigen gesellschaftlichen Erfahrungen und mit Behaglichkeit verweilend mit Betrachtungen darüber; in gutmüthigem humoristischem Spotte einstweilen wohlgefällig; seine Bücher sollten des ihnen einwohnenden wackeren Hausverstandes wegen, wäre dieser auch Manchen zu breit, nicht in Vergessenheit kommen. Aug. Gottl. Meißner erzählt anziehend in geschmückter und mit spielenden Gegensätzen übersättigter Sprache. Fr. H. Jacobi decket das verborgene Spiel der das menschliche Leben bewegenden inneren Mächte des Geistes und Gefühles mit feiner, oft metaphysisch grübelnder und deutelnder Beobachtungskunst auf, mehr beunruhigend und quälend als mildernd und versöhnend, immer den sittlichen Glauben an das Höhere ehrend. Theod. Gottl. Hippel humorisirt religiös symbolisch, fruchtbar an tiefem Gefühl und an eigenthümlichen, oft witzigen, oft das Herz ergreifenden Ansichten über Weltgang und Bestimmung der Menschheit, nachlässig, neu und kräftig in dem Ausdrucke. Ueberlegen ist ihm an dichterischer Fülle, gemüthlicher Tiefe und Innigkeit, unerschöpflicher Laune, sittlichem Ernste und wissenschaftlicher Bildung, Friedr. Richter (Jean Paul), der immer das Höhere und Menschlich-Bessere will, er mag Gefühl oder Scherz, Rüge oder Spott, Lehre oder Ironie aussprechen. Joh. Gottl. Schimmel stellte Zeitthorheit in Zerrbildern mit ziemlich derbem Witze dar. Ad. Fz. Fr. Ludw. Knigge schilderte seine Zeit nach ihren gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten satyrisch, mit empirischer Menschenkunde und zeigte später in humoristischem Spotte einige Virtuosität. Heinr. Pestalozzi, der gefeierte Reformator des Elementarunterrichts und Vater der Verstoßenen und Vergessenen im

Digitized by Google

gesellschaftlichen Leben, schildert Wohlfahrt und Tugend des Volkes in ganzer Herrlichkeit und Wahrheit. L. Chr. Sander, der als Eckstein den Fischart'schen „Gargantua" erneute, zeiget Talent zu Gemälden des häuslichen Lebens im romantischen Idyllentone. K. Ph. Moritz, nicht ohne Verdienst um sittliche Pädagogik und weit mehr um philosophische Bearbeitung der deutschen Sprachlehre, vielthätiger Schriftsteller, dessen Reisen und ästhetische Betrachtungen häufig gelesen wurden, war ein sich selbst räthselhafter, mit ungeregelt fruchtbarer Phantasie und mit oft hellem Scharfblicke ausgestatteter Sonderling, der seine Lebensverwandtschaft in einem psychologischen Gemälde darstellte und in mehren planlosen romantischen Spielen mystisch allegorisirte, künstlerischer Reife und Besonnenheit ermangelnd, aber durch gehaltvolle Beobachtungen, bedeutsame Winke und Schönheit der Sprache nicht dürftige Entschädigung gewährte. V. Mayer, sinnvoll symbolisirend mit tiefer Betrachtung über großartige Weltansichten. Wilhelm Heinse steigerte die Wieland'sche Schwelgerei in lüsternen Gebilden der Sinnlichkeit mit üppiger Genialität zu höherer Vollendung, künstlerisch achtbar, sittlich verwerflich. Fr. Schulz, fesselnd durch natürliche Wahrheit und Anmuth der Erzählung. Nur im Allgemeinen werde hier der frisch aufgeputzten vornehmen und bürgerlichen, alten und neuen Heldenabenteuer, Ritter-, Gespenster-, Raub-, Mord- und anderer Schauer-Geschichten und der sogenannten geschichtlichen Romane gedacht, mit welchen Deutschland um diese Zeit überschwemmt wurde; sie waren zum Theil auf bloßen Zeitvertreib, der für sehr viele nicht schwer zu bewirken war, zum Theil auf satyrische und politisirende Belehrung und Zurechtweisung über gesellschaftliche Angelegenheiten, zum Theil auf mystische Gefühleroberung berechnet, und der Erfolg erwies die Richtigkeit der Berechnung und das ausschließliche Anrecht, welches die Lesewuth der Zeit mit ihrer nicht beneidenswerther Stimmung an diesen Erzeugnissen hatte. Stimmführer waren: Ch. H. Spieß, Karl Gottlob Cramer, der bei aller Buntscheckigkeit und eilfertigen Nachlässigkeit, lebendig darzustellen wußte und manche derbe Wahrheit in Umlauf setzte; die wacker gesinnte und mehrmalen lobenswerthe schriftstellerische Tüchtigkeit oder wenigstens ihren Ruf zum Bessern beurkundende Benedikte Naubert; Leonh. Wächter oder Veit Weber, der geschichtlichen Verhältnisse des deutschen Mittelalters kundig und einer, der Phantasie oft Nahrung gewährenden, malerisch kräftigen Darstellung sich befleißigend; der keineswegs talentlose, immer jesuitisirende Ign. Aurel. Feßler, u. A. Kotzebue hatte einen leichten Erzählungston sich angeeignet; das Uebergewicht der sittlichen Flachheit und Gemeinheit tritt gehörig fortschreitend stärker hervor. Schiller, Thümmel und Engel machten ebenfalls ihre Rechte in dem Fache der Romanenliteratur auf eine classische Art geltend. Dem ritterlichen und andern Spuck wirkte die, häusliche Sittlichkeit und Veredlung des gesellschaftlichen Lebens bezweckende Darstellung von Ereignissen im Familienkreise entgegen: Christiane Sophie Ludwig, Herm. Kasp. Gottfr. Demme, Gottfr. Wilh. Cph. Starke, Aug. Lafontaine, als angenehmer Erzähler sehr beliebt, und eine Zeitlang auf sittlich pädagogische Ansichten nicht wenig einwirkend, aber bald zu merklich sich wiederholend. Von den neuesten Verfassern vielgelesener Romane und Erzählungen nennen wir L. Ferd. Huber und Thcrese Huber; Fr. Rochlitz, gesunder Beobachter und glücklicher Maler sittlicher Eigenthümlichkeiten; Gustav Schilling, ungemein fruchtbar, und

Digitized by Google

in anziehenden Entwickelungen und leichten Schilderungen geübt; Fr. Kind, F. A. Schulz oder Fr. Laun, Karl Stein, Franz Horn, psychisch zartsinnig; Sophie Brentano, Karol. von Wolzogen, Heinr. Hirzel, Fr. Jacobs. Auch werde aufmerksam gemacht auf die trefflichen Leistungen der Schule der deutschen Romantik, in welcher der von Göthe ausgestreute, von den Gebrüdern Schlegel und ihren Freunden gepflegte Same der Kunst wundersam aufblühte und reiche Früchte trug; der geistreiche Humorist Ludw. Tieck, A. Fr. Bernhardi, Novalis, H. von Kleist, Ernst Wagner, Friedrich de la Motte Fouqué, der die Deutschen mit den Heldensagen des Nordens befreundet und das vollendetste Muster eines romantischen Mährchens aufgestellt hat; Adelbert von Chamisso, A. Apel, F. Laun, Van der Velde, den man den deutschen Walter Scott genannt hat; Achim von Arnim, Fanny Tarnow. Und wie viele Namen wären noch aufzuzählen, wenn dieses Verzeichniß einigermaßen vervollständigt werden sollte.

Die **Kanzelberedtsamkeit** wirkt auf die sittlich geistige Bildung des Volkes am Umfassendsten und Nachhaltigsten ein; sie ist eine Macht im Staate, welche das Innere des Menschen leitet und die weltliche Aeußerlichkeit ethisch beschränkt und veredelt. Vor der Reformation waren Tauler und Geiler von Kaisersberg die berühmtesten deutschen Kanzelredner. Im 16. Jahrh. beabsichtigten die bessern Prediger, welche wissenschaftlich tüchtig vorbereitet waren, ihre Zuhörer über Das, was Allen Noth ist, biblisch zu belehren, die Sehnsucht nach Gottseligkeit anzuregen und zu pflichtmäßiger Selbstthätigkeit in der Besserung zu erinnern. Außer Luther und Zwingli erwarben sich mehre ihrer Zeitgenossen und ersten Nachfolger als religiöse Volkslehrer erfolgreiches Verdienst: J. Oekolampadius, Just. Jonas, Es. Mikonius, J. Bugenhagen, J. Kasp. Aquila, Joh. Brentius, J. Mathesius u. A.; sie können aber nicht als Redner gelten, denn Kunst in Anordnung und Darstellung, sowie Schmuck der Sprache, sind ihnen fremd; aber sie erbauten mit herzlicher Wärme; auch Andere, dürftiger an Kenntnissen und Gaben, arbeiteten nicht erfolglos, weil sie von gleichen religiösen Hoffnungen und Bestrebungen beseelt waren. Diese kirchliche Naturberedtsamkeit verlor sich schon in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrh.; die religiösen Vorträge waren mit unzeitiger Gelehrsamkeit oder Polemik überladen und flossen nicht mehr aus einem von des Erlösers göttlicher Menschenliebe erfüllten Herzen; die Sprache nahm Rohheit oder zweckwidrigen Prunk an. Auf Auszeichnung haben Anspruch der das Gefühl ergreifende fromme Arnd, Schoppius, mit reicher Welterfahrung die schadhaften Seiten des bürgerlichen Lebens malerisch hervorhebend; der strenge züricher Bußprediger Joh. Jak. Ulrich, der edle Phil. Jak. Spener, durchdrungen vom praktischen Geiste des Christenthums; Abr. a S.-Clara, geistreich und kräftig, ausgezeichnet durch bizarren und burlesken Witz, der nicht selten von tiefem moralischem Ernste eingehüllt ist, dabei die Verhältnisse des menschlichen Lebens tief durchschauend; der stürmische Eiferer Joh. Friedr. Meyer, welcher bei allen Fehlern seiner Rechthaberei nur gewinnen kann, wenn er mit seinem prunkwortigen Amtsbruder Joh. Riemer verglichen wird; der tiefe und milde Menschenfreund A. H. Franke, der gefühlvolle Schwärmer J. W. Petersen; des süßlichen Benj. Schmolke und des gründlich derben K. Sal. Cyprian u. A. nicht zu gedenken. Im 18. Jahrh. hatte Sal. Deyling für richtigere Ansichten über Predigerberuf die Bahn gebrochen, als

Digitized by Google

die Muster französischer Kanzelredner Eingang fanden; und mit der Morgenröthe des bessern Literaturgeschmackes, die späterhin durch Gellert's nielwirkende Schriften sehr beförderte Umstaltung der kirchlichen Beredtsamkeit erfolgte. Das erste Muster war Joh. Lorenz v. Mosheim, geleitet von einem selten unsicheren Schönheitsgefühle, der Frucht wackerer Studien, mit gleicher Anstrengung und Umsicht für Verstand und Einbildungskraft arbeitend, oft von ganz dichterischer Begeisterung fortgezogen und die Grenzlinie prosaischer Einfachheit überschreitend; ihm schließet sich eine lange Reihe vorzüglicher Kanzelredner an, von welchen hier nur einige der merkwürdigeren aufgeführt werden können: August Fried. Wilh. Sack, feierlich, ernst und gründlich überzeugend. Joh. Fr. Wilh. Jerusalem, philosophisch, ruhig und hell, gedankenreich, und bescheidenen Vernunftgebrauch in Glaubensangelegenheiten anregend. J. J. Spalding, J. A. Cramer, N. D. Gieseke, J. A. Schlegel, B. Münter, schmuckreich, kräftig. Es. Gabr. Resewitz, durch Berichtigung der Einsicht auf Veredlung des Willens hinarbeitend. W. A. Teller, philosophisch, einfach und lichtvoll, freiere religiöse Ansichten verbreitend. Lavater, mit warmer Herzlichkeit und glaubiger Salbung, das Gefühl ergreifend; und sein Geistesbruder Joh. Konr. Pfenninger. Georg Joach. Zollikofer, durch besonnene Anordnung, helle Verdeutlichung der Begriffe, mild eindringliche Belehrung und einfach schöne Sprache, besonders auch musterhaften Periodenbau ausgezeichnet. Herder, eigenthümlich einfach und reich. Fr. Sam. Gottfr. Sack, mit religiöser Würde und kräftiger Wärme den Verstand und das Gefühl in Anspruch nehmend. Durch faßlichen Volkston erbaueten auf verschiedenartige Weise: der Vielen befreundete, anspruchslose, schlicht belehrende Kasp. Chph. Sturm; J. M. Miller; Chr. Gottfr. Salzmann, um Kindererziehung wohlverdient und vielfach auf die sittliche Veredlung des Zeitalters einwirkend, G. Ch. Müller, Th. Fr. Tiede, Gust. Fr. Dinter, Fr. Gebauer u. A. Fr. V. Reinhard, wissenschaftlich und sittlich hochgebildet, gedankenreich, musterhaft in Neuheit und Vielseitigkeit bei Auffassung des Stoffes in Entwickelung und Bindung seiner Bestandtheile, in genauer Bestimmtheit der Vorstellungen, in lebendiger Anschaulichkeit der Darstellung, in Richtigkeit, Kraft und Wärme des Ausdruckes. Nach ihm bildeten sich Viele, z. B.: B. N. Hachet, Ch. F. Ammon, mit Kenntnissen und Geistesgewandtheit trefflich ausgestattet; B. Klefeker, N. Eylert, K. E. G. Rüdel, E. Zimmermann u. m. A. J. G. Marezoll, des veredelten Zollikofer'schen Kunststyles mächtig, kräftig eifernd für religiöse Gerechtsame, in Leichtigkeit der Anordnung und in Schönheit des einfachen Ausdruckes Muster. Zur schweizerischen Schule gehören unter Andern: J. Kasp. Häfeli, überraschend, großartig in Ansichten und erschütternd durch rednerische Kraft; J. J. Stolz, die mannigfaltigsten Lebensverhältnisse aus sittlich religiösem Standpunkte auffassend und vernunftgemäße Betrachtungen ruhig entwickelnd; der originelle Joh. Tobler, der kühn freimüthige Dav. Muslin, J. J. Heß, G. Geßner; auch können J. L. Ewald und F. A. von Cölln hier genannt werden, Beide Lavaterianer, Jener auch reich an üppigem Bilderschmuck, Dieser einfach, mild. Manche Eigenthümlichkeiten treten hervor bei J. T. Hermes, J. Benj. Koppe, Jos. F. Ch. Löffler, Leonh. Walz, J. L. Bleſing, Is. Haffner, A. Ch. Bartels, K. G. Ribbeck, G. G. Sonntag, dem vollendet rhythmischen Jon. Schuderoff, Nik. Funk, J. F. Röhr, Ludw. Fr. Schmidt,

Digitized by Google

Franz Chr. Bollu, m. A. Gottfr. Aug. Ludw. Hanstein, voll herzlichen Gefühls für das Edle der Menschheit begeistert; J. H. B. Dräseke, fruchtbar an neuen Ansichten und tiefen religiösen Gefühlen, in belebter, bildreicher, frei von strengem Ordnungszwange sich bewegender Darstellung; Claus Harms genial, religiös und epigrammatisch mystisch eifernd für alten Glauben; G. Menken, Fr. Theremin, Fr. Schleiermacher, Ph. Wilh. Wolf, Fr. Giradet, Tzschirner, Krummacher, Veillodter, Niemeyer u. A. — Eine wiewohl bei Weitem nicht vollständige Zusammenstellung der Koryphäen in der kathol. Kanzelberedtsamkeit ist diese: J. Wurz, vortrefflicher Pastoraltheologe, in seinen bändereichen Kanzelvorträgen wirksam auf den Geschmack, bedeutsam eingreifend in sein Zeitalter. Eul. Schneider, freisinnig-tolerant, berühmt durch sein sprachliches Meisterstück: „Trauerrede auf den Tod Josephs II."; Dereser, erfolgreich bildend und ins praktische Leben unvermeidlich eingreifend; Carrich, tiefdenkender Theologe, durch feierlich-majestätische Darstellung und überzeugende Gründlichkeit gleich ausgezeichnet; J. M. Sailer, berühmt durch seine vielen moraltheologischen und herzlichen Erbauungsschriften, voll Licht und Wärme, Kraft und Salbung, populär und würdevoll; Fr. Oberthür, begeistert für der Menschheit heiligstes Interesse, alle Vorschriften des Christenthums durch wohlwollende Liebe vermittelnd; Seb. Mutschelle, liebevoll belehrend und gefühlergreiffend, durch seine moralphilosophischen Schriften gleich ausgezeichnet; J. J. Natter, vortrefflich im Vortrag, glänzend durch einen schönen Styl und in lehrreichen, trefflich gelungenen Andachtsbüchern gemüthvoll und ansprechend; J. M. Gehrig, gefeierter Erbauungsschriftsteller voll Schroot und Kornes; J. A. Schneider, tief ergriffen vom praktischen Geiste des Evangeliums, vielseitig wirksam durch seine salbungsvollen und gehaltreichen Vorträge und Schriften. L. A. Haßler, durch geistvoll gediehenen Vortrag und herzliche Sprache das Gemüth ergreifend. J. B. Depisch, G. A. Diel, J. Bauerschubert, A. Fischer, Gr. Zirkel, M. C. Hermann, J. P. Kirch, C. Weiler, Fr. L. Z. Werner (der originellste von Allen), G. Ackermann, Binterim, Iven, Dewora u. v. A.

Deutsches Recht (Jus germanicum), im weitern Sinne: der Inbegriff der aus positiven Gesetzen und aus den Gewohnheiten der Völker, deutscher Abkunft, abzuleitenden, nicht aus fremden, unter ihnen aufgenommenen (römischen und kanonischen) Rechten abstammenden Rechtsgrundsätze. In dieser Bedeutung gehören die noch vorhandenen alten Gesetze altdeutscher Völker, namentlich der Salier, Ripuarier, Alemannen, Baiern, Friesen, Sachsen, Angeln, Burgunder, Ost- und Westgothen, Longobarden, — wenn sie auch zum Theil nicht in dem Zeitpunkte abgefaßt sind, in welchem diese Völker innerhalb der Grenzen des nachherigen deutschen Reichs sich aufhielten, — sowie die Capitularien der fränkischen Könige, zu den Quellen des deutschen Rechts. Im engern Sinne aber versteht man unter deutschen Rechten nur solche, welche innerhalb der Grenzen des deutschen Kaiser-Reichs entstanden sind und in demselben, wenigstens zu manchen Zeiten und an manchen Orten, gegolten haben. Das deutsche Recht theilt sich in das deutsche Staats- und in das deutsche Privat-Recht, letzteres wieder in das gemeine und besondere, und zwar a) in geographischer Rücksicht, nachdem es gemeingültige Rechtsgrundsätze für den ganzen Umfang des vormaligen deutschen Kaiser-Reichs, oder besondere Rechtsgrundsätze für einzelne Länder

Digitized by Google

und Orte darstellen; b) in subjectiver Rücksicht, nachdem es die allen Ständen gemeinen Rechte, oder die Rechte besonderer Stände, z. B. der deutschen Fürsten, des Adels, der Bürger, Handwerker, Bauern, Juden u. s. w. behandelt; in objectiver Rücksicht, nachdem es alle oder nur besondere Arten der Rechtsgeschäfte angeht, z. B. Handelsrecht, Wechselrecht, Seerecht, Deichrecht, Cameralrecht. — Der Zeit nach theilen sich die deutschen Rechte in alte, mittlere und neuere. Die alten müssen aus geschichtlichen Quellen und aus den oben erwähnten ältesten vorhandenen deutschen Gesetzen geschöpft werden, haben aber schon seit dem Abgange der karolingischen Dynastie in Deutschland die unmittelbare praktische Anwendbarkeit überall und durchgängig verloren. Die nun eintretenden mittleren deutschen Rechte erkannten ursprünglich keine andere Quelle als alte deutsche Gewohnheiten, welche sich in den Schöppenstühlen, d. h. in den an mehren deutschen Orten entstandenen, von den Staatsgewalten anerkannten, mit rechtlichen Belehrungen sich beschäftigenden Vereinen rechtsverständiger Männer (besonders zu Soest, Halle, Köln, Lübeck, Magdeburg), weiter ausgebildet und seit dem 13. Jahrh. in mehre noch vorhandene Sammlungen gebracht wurden. Das größte Ansehen erlangten zwei solcher Privatsammlungen, nämlich der Sachsenspiegel Eikens von Repgow (1215—18) und der Schwabenspiegel (s. bde.), bestehend aus Zusammenstellungen der vorzüglichsten Grundsätze des Land- und Lehnrechts, ersterer für denjenigen Theil von Deutschland, in welchem fränkische oder schwäbische Rechtsgewohnheiten galten. Seit Unterjochung der deutschen Völker durch die fränkischen Machthaber hatten die sächsischen Völkerstämme ihre eigenen Rechtsgewohnheiten und ihre Autonomie behauptet. Die sächsischen, nicht die fränkischen Rechtsgewohnheiten gingen auf die mehrsten, besonders auf die in den nördlichern Gegenden Deutschlands unterjochten slawischen Volksstämme über. So entstanden in Deutschland Länder des sächsischen und Länder des fränkischen Rechts; ein Unterschied, der nicht nur bis in die neuesten Zeiten, insoweit nicht besondere Gesetzgebungen die ehemalige Rechtsverfassung antiquirt haben, — auf privatrechtliche Verhältnisse vom größten Einflusse ist, sondern auch bei Bestimmung der Grenzen der beiden Reichsvikariate zur Grundlage diente. Der Sachsenspiegel erlangte in den deutschen Ländern sächsischen Rechts, ja selbst außerhalb Deutschlands, z. B. in den Niederlanden, Polen, Preußen, ungeachtet Papst Gregor XI. 1373 eine Bulle gegen denselben erließ, gesetzliches Ansehen. Nicht so bedeutend wurde das Ansehen des Schwabenspiegels und anderer ähnlicher Sammlungen, z. B. des, das alte sächsische gerichtliche Verfahren abhandelnden Richtsteigs-Landrechts und Lehnrechts, des vom Freiherrn von Senkenberg aufgefundenen sogenannten Kaiser-Rechts, des von dem magdeburger Schöppenstuhle 1304 der Stadt Görlitz mitgetheilten sogenannten Schöppenrechts, des spätern sogenannten magdeburgischen oder sächsischen Weichbilds. Doch dienen alle diese Sammlungen, sowie die in einzelnen deutschen Ländern und Städten unter öffentlicher Autorität eingeführten Landrechte (z. B. das jütische, das östreichische, die friesischen, das emsiger, das semarnsche, das baierische, das dittmarsische) und alten Stadtrechte (z. B. das soestische, strasburgische, stadische, lübeckische), nebst den Weisthümern, d. h. den im Mittelalter zwischen Landesherrn und Gemeinden über Gegenstände des

Digitized by Google

öffentlichen und Privatrechts geschlossenen Verträgen, als historische Erkenntnißquellen des mittleren deutschen Rechts, dessen noch jetzt fortwährender unmittelbarer Gebrauch jedoch in der Allgemeinheit, nicht präsumirt wird. (Vgl. Jak. Grimm's „Deutsche Rechtsalterthümer", Götting. 1828, welche den Inhalt der „Weisthümer" u. a. Rechtsquellen bis in das 13. Jahrh. darstellen.) Die neueren deutschen Rechte, insofern sie nicht ebenfalls auf Gewohnheitsrechten beruhen, werden theils aus allgemeinen deutschen Reichsgesetzen (unter welchen, außer den Reichs-Abschieden und den Reichsschlüssen, besonders der Landfriede, die Kammergerichtsordnung, die Reichspolizeiordnungen, der westfälische Friede und die kaiserlichen Wahlkapitulationen zu nennen sind), theils aus den Gesetzen einzelner Länder, oder einzelner Städte und anderer Gemeinheiten geschöpft. — Eckhard, Hufeland und Andere haben bezweifelt, ob es ein gemeines deutsches Privatrecht gebe. Unter den Vertheidigern des Daseyns eines solchen Rechts verdienen Selchow, Pütter und Runde genannt zu werden. Seit der Zeit, da die mittlern deutschen Rechtsgewohnheiten durch die fremden Rechte aus den Gerichtshöfen so sehr verdrängt wurden, daß deren Gebrauch nicht mehr präsumirt wird, hat es allerdings kein die wissenschaftlichen Grenzen des Privatrechts ausfüllendes gemeines deutsches Recht gegeben, sondern es sind nur aus den oben angegebenen neuen deutschen Rechtsquellen einzelne gemeingültige Abweichungen von den aufgenommenen fremden Privatrechten abzuleiten gewesen. Insofern man nun eine Sammlung solcher Abweichungen mit dem Namen eines neuern deutschen Privatrechts belegen kann, insofern ist sie auch selbst nach Auflösung des vormaligen deutschen Reichsverbandes, die fortwährende Gültigkeit dieses Rechts in den bis zur Zeit dieser Auflösung zum deutschen Reiche gehörigen Ländern rechtlich zu vermuthen, wo nicht besondere Gesetze seitdem oder schon zuvor seine verbindliche Kraft aufgehoben haben. Doch werden selbst nach allmähliger gänzlicher Aufhebung der positiven Gültigkeit deutscher gemeinrechtlicher Vorschriften die mittlern und neuern deutschen Rechtsgrundsätze in vielen Rechtsmaterien, besonders in Rücksicht der Grenzscheidung zwischen landesherrlichen Gerechtsamen und Privateigenthume, der verschiedenen Rechte des Adels, des Bürger- und Bauernstandes, der Ehestandsrechte, der elterlichen Gewalt, der Erbfolge, der Stammgüter u. s. w. einen bleibenden wissenschaftlichen Werth behalten. Ohne Kenntniß derselben wird man sich zu allen Zeiten vergeblich bemühen, in den Geist der ältern und der neuesten positiven Gesetzgebungen deutscher Staaten einzudringen. Unter den zahlreichen Schriftstellern über das deutsche Privatrecht nennen wir Runde, dessen Commentator Danz, v. Weise („Wissenschaftliche Bearbeitung der gemeinen deutschen Privatrechte, Götting. 1815), Eichhorn („Einleitung in das deutsche Privatrecht", Gött. 1823, 2. Ag. 1826), Mittermaier („Grundsätze des deutschen Privatrechts", Heidelb. 1823, 2. Aufl. 1826). Das ehedem, besonders seit dem durch die Reformation entstandenen Zwiespalte und seit dem westfälischen Frieden in einer zahllosen Menge von Schriften bearbeitete und zuletzt vorzüglich durch Pütter und Leist systematisch dargestellte Staatsrecht des deutschen Reichs, hat zugleich mit der Aufhebung des letztern die unmittelbare praktische Anwendbarkeit verloren. Zugleich hat das, vornehmlich von Moser bearbeitete, Territorial-Staatsrecht der einzelnen deutschen Länder die vielfachsten Abänderungen erlitten. Das von mehren Schriftstellern, z. B.

Digitized by Google

Zachariä, einer wissenschaftlichen Behandlung gewürdigte, vermeintliche Staatsrecht des rheinischen Bundes, wenn es jemals als Wissenschaft existirt hat, mußte wenigstens mit Auflösung dieses sogenannten Bundes seine Anwendbarkeit verlieren.

Deutsches Reich. Das deutsche Reich entstand durch die Theilung der fränkischen Monarchie im Vertrage zu Verdun 843. 924 kam Lothringen hinzu. König Otto der Große verband 951 das Königreich Italien und 962 die römische Kaiserkrone mit dem deutschen Reiche, das hierauf das heilige römische Reich deutscher Nation genannt wurde. Doch waren die italienischen Staaten nicht Stände des deutschen Reichs, sondern standen mit demselben in bloßer Lehnsverbindung, welche erst in den neuesten Zeiten gänzlich aufgelöst worden ist. Böhmen ward seit Otto dem Großen als ein Theil des deutschen Reichs betrachtet und blieb es bis zur Auflösung desselben. Auf kürzere Zeit erkannten selbst die Könige von Dänemark wegen Jütland (948), die Könige von Polen wegen Schlesien von Ottos III. Zeiten bis 1355, die Könige von Ungarn, als solche, von 1045 bis zu Heinrichs IV. unruhiger Regierung, die Oberlehnsherrlichkeit des deutschen Reichs an. In ähnlichem Verhältnisse gegen dasselbe stand Preußen, als Besitzthum der deutschen Ritter, von 1230—1525, und Liefland, das den Schwertrittern gehörte, von 1205—1556. Mit der deutschen Krone hatte Konrad II. (1033) auch das arelatische oder niederburgundische Reich verbunden, welches die Franche-Comté, das Delphinat, Lyonnois, die westliche Schweiz, die Provence und Savoyen in sich begriff. Aber nach und nach gingen alle diese Länder verloren, und nach 1648, wo auch die Schweiz und die Vereinigten Niederlande als unabhängige Staaten vom deutschen Reiche getrennt wurden, behielt das letztere von seinen ehemaligen Lehnsstaaten nichts weiter als Savoyen, Mömpelgard und das Bisthum Basel. Gleichmäßig verlor es, bis zu seiner gänzlichen Auflösung, durch die Kriege mit Frankreich, in Deutschland selbst bedeutend. — Diejenigen Reichsgrundgesetze, wodurch die Verhältnisse des Kaisers zu den Ständen und der letztern unter einander bestimmt wurden, verdankten nicht, wie in andern Staaten, der monarchischen Gewalt des Reichsoberhaupts, sondern der öffentlichen Berathung des Kaisers mit dem Reiche, d. h. den Reichsständen auf den Reichstagen, ihr Daseyn. Außer dem Gewohnheitsrechte (Reichsherkommen) waren dergleichen grundgesetzliche Bestimmungen vorzüglich enthalten: 1) in dem ewigen Landfrieden von 1495, wodurch alle bis dahin noch unter gewissen Bedingungen erlaubt gewesene Befehdungen bei Strafe der Reichsacht verboten, und Anordnungen zur Errichtung und Besetzung eines Reichskammergerichts gemacht wurden; 2) die goldene Bulle (s. d.) von 1356; 3) die Reichsabschiede, oder die von den Kaisern und Ständen auf den Reichstagen gefaßten Beschlüsse, insofern sie wesentlich sich auf die Reichsverfassung, und nicht bloß auf privatrechtliche Verhältnisse beziehen; 4) die Wahlcapitulationen (s. Capitulation); 5) der passauische Vertrag von 1552, oder eigentlich der auf diesen Vertrag begründete, auf dem Reichstage zu Augsburg 1555 geschlossene Religionsfriede, sicherte den Reichsständen und der Reichsritterschaft augsburgischer Confession freie Religionsübung und den Unterthanen das Recht zu, auch gegen den Willen ihrer Landesherren ihre Religion zu ändern und auszuwandern; 6) durch den westfälischen Frieden (1648) wurden nicht

Digitized by Google

bloß den Reichsständen die nach und nach erworbenen landesherrlichen Rechte bestätigt, sondern auch die Religionsfreiheit auf die Protestanten des reformirten Bekenntnisses ausgedehnt. Die schon 1438 vom Kaiser Albrecht II. in Vorschlag gebrachte Kreisverfassung des Reichs entstand, um den Landfrieden zu behaupten, im J. 1500, als Maximilian I. und die Stände mit Ausschluß der Kurfürsten Deutschland in 6 Kreise theilten: den fränkischen, bairischen, schwäbischen, oberrheinischen, westfälischen und sächsischen, welche 1512 auf 10 vermehrt wurden, indem man die östreichischen und burgundischen Lande hinzufügte und aus den Ländern der 4 Kurfürsten am Rhein und der 2 in Sachsen, 2 neue Kreise bildete. Die Lausitz, Schlesien mit Glatz, Böhmen, Mähren, Mömpelgard und andre, selbst im Umfange der Kreise belegene Länder und Bezirke waren in der Eintheilung nicht mit begriffen. Jeder Kreis hatte einen oder 2 kreisausschreibende Fürsten, einen geistlichen und einen weltlichen. Der kreisausschreibende Fürst rief die Kreisversammlungen zusammen, in seinem Namen wurden die Kreisgeschäfte besorgt, und an ihn die kaiserl. Verfügungen erlassen. Außerdem hatte jeder Kreis — oft unter dem Titel eines Feldmarschalls — einen Kriegsobersten, der die Kriegsgeschäfte besorgen mußte, und andre Beamte. Späterhin wurden den Kreisen, außer der Erhaltung des Landfriedens und der Aufsicht über das Kriegswesen des Kreises, die Präsentation der Kammergerichtsassessoren, die Vollstreckung der reichsgerichtlichen Urtheile, die Aufsicht über das Münz- und Zollwesen, die Reichsmatricularanschläge u. s. w. übertragen. In den Kreisversammlungen galt Stimmenmehrheit, aber die Beschlüsse mußten den Reichsgesetzen gemäß seyn. In religiöser Rücksicht theilte man die Kreise nach dem westfälischen Frieden in katholische, protestantische und gemischte ein. Zu den erstern wurden der östreichische, burgundische und bairische, zu den zweiten die beiden sächsischen, und zu letztern die übrigen Kreise gerechnet. Bis auf Karl den Dicken (st. 888) war die Kaiserwürde in der Familie Karls d. Gr. erblich. Aber von seines Nachfolgers Arnulf Zeiten an ward Deutschland ein Wahlreich, obgleich man anfangs den einmal gewählten Familien eine Zeitlang treu blieb. Anfangs wurden die Kaiser durch alle, sowohl weltliche als geistliche, Stände gemeinschaftlich erwählt. Während des Interregnums (1197—1272) behaupteten aber die höchsten oder Erzbeamten des Kaisers das ausschließliche Wahlrecht. Durch die Kurvereine von 1338, die Ludwig der Baier im selbigen Jahre und Karl IV. durch die goldene Bulle (1356) bestätigten, versprachen die Kurfürsten einander, sich mit aller Macht in diesem angemaßten Rechte zu schützen. Der Kurfürst von Mainz berief die Fürsten zur Kaiserwahl. Frankfurt am Main war durch die goldene Bulle zum Wahlorte bestimmt. Die Kurfürsten konnten selbst oder durch Gesandte wählen, aber keiner sollte ein größeres als 200 Mann starkes Gefolge mitbringen, von denen nur 50 bewaffnet seyn durften. Zuerst wurde die Wahlcapitulation von den Kurfürsten berichtigt, und dann zur Wahl geschritten. Alle Fremde, selbst Reichsfürsten und Gesandte auswärtiger Mächte, die nicht im Gefolge der Kurfürsten waren, mußten am eigentlichen Wahltage die Stadt verlassen. Die Wahl ging in einer Capelle der Bartholomäuskirche vor sich. Mainz sammelte die Stimmen und gab zuerst die seinige an Sachsen ab. Nach geschehener Wahl mußte der Kaiser die Wahlcapitulation beschwören, oder in seiner Abwesenheit

Digitized by Google

durch seine Gesandten eidlich erhärten lassen, und nachher noch selbst vor seiner Krönung beschwören; dann ward er in der Kirche als Kaiser ausgerufen. Früher ward der Papst um die Einweihung und Krönung gebeten. Aber Ludwig der Baier verordnete 1338, daß der durch die Stimmenmehrheit Erwählte durch diese Wahl rechtmäßiger Kaiser, und keine päpstliche Krönung und Weihe nöthig ist. Die Krönung wurde, sowie sie Karl d. Gr. eingeführt hatte, zu Aachen, später immer zu Frankfurt vollzogen. Die Reichsinsignien und Reichskleinodien, welche man bei der Kaiserkrönung gebrauchte, wurden seit Siegmunds Zeiten theils zu Nürnberg, theils zu Aachen verwahrt. — Als späterhin die deutschen Kaiser schon bei ihren Lebzeiten ihre Nachfolger wählen ließen, führten Letztere bis zur Gelangung zum Kaiserthrone den römischen Königstitel. Der erste römische König dieser Art war Heinrich VII., ein Sohn Kaiser Friedrichs II., gewählt 1220. Auch ein solcher römischer König mußte eine Wahlcapitulation unterschreiben, durfte sich aber während der Lebenszeit des Kaisers nicht in die Reichsregierung mischen. Außer den Reichserzbeamten gab es auch Reichserbbeamte, die ihre Würden von Jenen zu Lehn trugen. (S. Kurfürst, Erbämter und Erzämter.) Auf den Fall des Absterbens, der Minderjährigkeit oder langen Abwesenheit des Kaisers, waren durch die goldene Bulle der Kurfürst von Sachsen für Ober- und Niedersachsen und Westfalen, und der Kurfürst von der Pfalz in dem fränkischen, schwäbischen und den beiden Rheinkreisen zu Reichsvicarien bestimmt. Sie übten, jeder in seinem Vicariatsbezirke, alle kaiserliche Rechte (mit Ausschluß der Fürsten- und Thronbelehnungen, die am Kaiserthrone selbst gesucht werden mußten) aus, hatten die Einkünfte des Reichs, die oberste Gerichtspflege, und setzten ebenfalls jeder in seinem Bezirke eine Vicariatsregierung ein, welche die Befugnisse des Reichshofraths versah, dessen Geschäfte mit dem Tode des Kaisers aufhörten. Das Reichskammergericht hingegen setzte im Namen der Reichsverweser sein Amt fort. Auch konnten die Vicarien neue Reichstage berufen und die angefangenen fortsetzen. Oestreich und Baiern erkannten kein Reichsvicariat an. In Italien war der Herzog von Savoyen Reichsvicar.

Die Stände des Reichs (Reichsstände) oder unmittelbaren Glieder desselben, die auf den Reichstagen Sitz und Stimme hatten, waren entweder geistliche, zu denen die geistlichen Kurfürsten, die Erz- und Bischöfe, Prälaten, Aebte, Aebtissinnen, der Hoch- und Deutschmeister und der Johannitermeister gerechnet wurden, oder weltliche, nämlich die weltlichen Kurfürsten, Herzoge, Fürsten, Landgrafen, Markgrafen, Burggrafen, Grafen und Reichsstädte. Nach dem westfälischen Frieden wurden die Stände auch in protestant. und kathol. eingetheilt. (S. Corpus catholicorum.) Zur Erlangung der Reichsstandschaft war der Besitz eines reichsunmittelbaren Fürstenthums, einer dergleichen Graf- oder Herrschaft, die Einwilligung des Kaisers und Reichs und die Erlegung eines angemessenen Reichsanschlags erforderlich. Die unmittelbare Reichsritterschaft (Edelleute, welche bloß den Kaiser und das Reich als Oberhaupt erkannten) gehörte nicht zu den Reichsständen. Ihren Ursprung und den größten Theil ihrer Unabhängigkeit verdankte sie dem Interregnum. In neuern Zeiten war die unmittelbare Reichsritterschaft in den fränkischen, schwäbischen und rheinischen Kreis, und diese Kreise waren wieder in Cantone eingetheilt. Jeder Kreis hatte einen Hauptmann,

Digitized by Google

Räthe und einen Syndicus, welche die Streitsachen der Reichsritter unter sich schlichteten. Die Appellationen gingen an die Reichsgerichte. Die Reichsritter hielten Rittertage, welche durch ihre Directoren und Hauptleute zusammenberufen wurden. Uebrigens hatte die Reichsritterschaft als ganzes Corps und kreisweise das Recht, Gesandte zu schicken, welche Abgeordnete hießen. Sie waren Landesherren, jedoch mit sehr beschränkten Rechten, durften keine Steuern für sich von ihren Unterthanen erheben und hatten in der Regel nur die Gerichtsbarkeit in erster Instanz. Vermöge des Einstandsrechts konnten die nächsten Verwandten, und in deren Ermangelung jedes Mitglied des Cantons, oder das ganze Corps der Reichsritterschaft selbst, ein an einen Fremden veräußertes unmittelbares Gut in 3 Jahren zurückkaufen. Schon von Alters her beriefen die Kaiser jährlich 2 Mal ordentliche und auch außerordentliche Reichsversammlungen (Comitien) zur gemeinschaftlichen Berathung mit den Ständen über das Beste des Reichs. Die Stände hatten, als Reichskörper, mit dem Kaiser die gemeinschaftliche Ausübung aller Majestätsrechte, mit Ausschluß der kaiserlichen Reservate. Alle von der Entscheidung des Kaisers und Reichs abhängenden Angelegenheiten konnten nur auf dem Reichstage verhandelt werden. Dieser wurde seit 1663 fortwährend zu Regensburg gehalten. Früher erschien der Kaiser persönlich auf den Reichstagen, in spätern Zeiten durch seinen Principalcommissarius, der ein Reichsfürst war und einen Concommissarius zur Seite hatte. Kurmainz, als Reichserzkanzler in Deutschland, war Director der Reichsversammlung. Die reichsständischen Gesandten überreichten ihre Beglaubigungsschreiben sowohl dem Principalcommissarius als dem Kurfürsten von Mainz, bei welchem Letztern sich auch die auswärtigen Gesandten legitimirten. In Abwesenheit des Reichserzkanzlers vertrat ihn sein Directorialgesandter. Alles an den Reichstag Gerichtete ging an Kurmainz und wurde von der mainzischen Kanzlei den übrigen Kanzlisten in die Feder dictirt, späterhin gewöhnlich gedruckt vertheilt, welches die Dictatur hieß. Die Verhandlungen geschahen in 3 Collegien, nämlich: 1) Dem Kurfürstencollegium. In diesem sammelte Kurmainz die Stimmen und gab die seinige an Sachsen ab. 2) Dem fürstlichen Collegium, welches sich in die weltliche und geistliche Bank theilte (die protestantischen Bischöfe von Lübeck und Osnabrück saßen auf einer Querbank). Die Reichsgrafen hatten in diesem Collegium keine Virilstimmen, sondern waren in die wetterauische, schwäbische, fränkische und westfälische Grafenbank, von welchen jede nur eine Stimme (votum curiatum) hatte, getheilt. So auch die Reichsprälaten oder Aebte, Pröpste und Aebtissinnen. Sie theilten sich in die schwäbische und rheinische Bank und hatten zusammen nur 2 Stimmen. Das Directorium in dem Fürstencollegium führten abwechselnd der Erzbischof von Salzburg und der Erzherzog von Oestreich. 3) Dem reichsstädtischen Collegium, getheilt in die rheinische und schwäbische Bank. Die Reichsstadt, wo der Reichstag gehalten wurde, hatte das Directorium, und jede Reichsstadt hatte eine Stimme auf dem Reichstage. Regelmäßig entschied die Stimmenmehrheit, nicht aber in Religions- und solchen Sachen, welche Rechte der einzelnen Reichsstände betrafen (s. Corpus catholicorum). Jedes der 3 reichsständischen Collegien faßte seine Beschlüsse besonders. Darauf versammelten sich das kurfürstliche und das fürstliche Collegium in einem Saale, wo sie ihre Verhandlungen bis zu einem

Digitized by Google

gemeinschaftlichen Beschlusse fortsetzten. Dieß hieß die Re- und Coleration. Hierbei ward das reichsstädtische Collegium nicht zugelassen; doch ward ihm jener Beschluß mitgetheilt, und sodann, er mochte nun die Bestimmung der Städte erhalten oder nicht, als Reichsgutachten dem Kaiser übergeben. Erhielt er nun durch ein kaiserliches Ratifications- oder Bestätigungsdecret Gesetzeskraft, so hieß er Reichsschluß oder Reichsconclusum. Den Inbegriff sämmtlicher Beschlüsse eines Reichstags nannte man Reichsabschied oder Reichsrecess. Waren der Kaiser oder die beiden Collegien uneins, so ward der Gegenstand ausgesetzt. Wenn bloß die Reichsstädte nicht einstimmten, wurde es zwar zu Protokoll genommen, aber ohne weitere Folge, trotz der Verheißungen des westfälischen Friedens, der auch ihnen auf dem Reichstage eine entscheidende Stimme zusicherte. Nach erfolgter Unterschrift der Reichsbeschlüsse wurden dieselben bekanntgemacht und den Reichsgerichten zur Einregistrirung und Nachachtung mitgetheilt. Manche Angelegenheiten wurden auch durch ordentliche oder außerordentliche Reichsdeputationen (s. d.) entschieden. Die Reichsversammlung hatte das Recht, Gesetze zu geben, aufzuheben und auszulegen, Krieg und Frieden zu beschließen, Gesandte anzunehmen und zu schicken, Bündnisse und Verträge zu schließen u. s. w. In Rücksicht der zu unternehmenden Reichskriege, worüber die Berathschlagung durch ein kaiserl. Commissionsdecret vorgeschlagen werden mußte, entschied Mehrheit der Stimmen; und auch die Stände, welche in einen beschlossenen Reichskrieg nicht gewilligt hatten, mußten, nach Maßgabe der Reichsmatrikeln, ihre Contingente stellen. Diese Reichsmatrikeln waren unter Autorität des Kaisers und des Reichs abgefaßte Verzeichnisse der Reichsstände und der Summen, welche jeder von ihnen zu den Kosten des Reichs zu zahlen hatte. Sie verdankten ihren Ursprung den Römerzügen, welche in frühern Zeiten die Kaiser unternahmen, um sich vom Papste krönen zu lassen. Alle Vasallen des Reichs mußten sie mit ihren Afterlehnsleuten dahin begleiten, bei Strafe, ihr Lehen zu verlieren. Die Dauer dieser Römerzüge und der dabei zu leistenden Kriegsdienste war auf 6 Wochen bestimmt, welche man Römermonate nannte. Als man nun zu Siegmunds Zeiten (1411—37), da der Gebrauch des Schießpulvers mehr in Gang kam, anfing, besoldete Heere zu halten, und als die Römerzüge abgekommen waren, wurden für jeden Reiter, den ein Stand zu stellen hatte, 12, für jeden Fußgänger 4 Gldn. festgesetzt, und diese Gelder, welch man Römermonate nannte, wurden den Kaisern in außerordentlichen Fällen, namentlich in Reichskriegen, bewilligt. Das Recht, nach einem Reichskriege Frieden zu schließen, gebührte freilich dem gesammten Reichskörper und ward den Ständen durch den westfälischen Frieden ausdrücklich zugesichert; doch maßten sich die Kaiser dieses Recht allein an, weßhalb in der Wahlcapitulation Karls VII. (1742) bestimmt ward, daß die Kaiser nur im Fall einer dringenden Nothwendigkeit und mit Zuziehung des Kurfürstencollegiums Präliminar- und Definitivverträge für das Reich sollten schließen können. In frühern Zeiten hatten die Kaiser das Recht, ohne Zuziehung der Stände Reichsbündnisse zu schließen; allein schon Maximilian I. mußte 1495 versprechen, sich in kein dem Reiche nachtheiliges Bündniß einzulassen. Karl V. verpflichtete sich, keine Allianz ohne den Rath der Kurfürsten einzugehen, und Ferdinand III. mußte bei seiner Wahl zum römischen König (1636) angeloben, daß er nur in höchst

Digitized by Google

eiligen Sachen bloß die Kurfürsten, sonst aber alle Stände, um ihre Meinung befragen wolle. In dem westfälischen Frieden ward den sämmtlichen Ständen in Rücksicht der zu schließenden Reichsbündnisse das Stimmrecht zugesichert. Die fremden Gesandten, welche das Reich empfing, verhandelten mit demselben durch Denkschriften, die sie dem mainzischen Directorialgesandten überreichen ließen, und die von diesem durch die Dictatur den übrigen Ständen mitgetheilt wurden. Obgleich die Könige und Kaiser aus dem carolingischen und sächsischen Stamm in kirchlicher Rücksicht unumschränkt regierten, Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe ein- und absetzten und bestätigten, und Concilien zusammenberiefen, so schwanden doch unter der unruhigen Regierung der fränkischen Heinriche diese alten Rechte allmählig dahin, und die Päpste beschränkten die kirchliche Macht der Kaiser so sehr, daß kaum der Schatten davon blieb. Durch den westfälischen Frieden wurde das Reich noch mehr getheilt. Es gab nun 3 herrschende Kirchen. In der katholischen Kirche galten die geistliche Gerichtsbarkeit, welche die Päpste und Bischöfe sich angemaßt hatten, und die Vorschriften des kanonischen Rechts. Die protestantischen Stände hingegen hoben jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit auf und ließen die geistlichen Angelegenheiten ihrer Unterthanen durch dazu eingesetzte Consistorien entscheiden. Folglich wurden das Reichskammergericht und der Reichshofrath sowohl in protestantischen als katholischen Kirchensachen incompetent. In Rücksicht der Kaiser hatte schon unter Heinrich IV. (1056 — 1106) der Papst Gregor VII. das Recht der Erstern, Bischöfe u. s. w. zu ernennen, in Zweifel gezogen, und unter Calixtus II. mußte Heinrich V. dem Rechte entsagen, Bischöfe zu ernennen und mit Ring und Stab zu investiren. Nur die Belehnung der Bischöfe mit den Regalien durch den Scepter behielten die Kaiser. In Fällen, von denen das Beste des ganzen Reichs abhing, wo also auch gleichförmige polizeiliche Verordnungen nöthig wurden, gebührte dem Kaiser und dem Reich die polizeiliche Gesetzgebung. Die erste allgemeine Polizeiverordnung war vom Jahr 1530. Übrigens hatten die Stände das Recht, in ihren Landen polizeiliche Verfügungen zu treffen, zumal da die Ungleichheit der Sitten, der Bildung und der politischen Verfassung ein beständiges Hinderniß einer allgemein gleichen polizeilichen Verfassung waren. Als der Gebrauch des gemünzten Geldes in Deutschland bekannt ward, betrachtete man das Münzrecht als kaiserliches Regal. Karl der Große verbot sogar, anderswo als in seinem Palaste Münzen zu prägen. Ohne jedoch sich um kaiserliche Verleihungen dieses Rechts zu bemühen, übten späterhin viele weltliche Reichsstände dasselbe aus, und schon zu Friedrichs II. Zeit (1218—46) muß das Münzrecht der Fürsten außer Zweifel gewesen seyn, da dieser Kaiser ihnen versprach, keine Münze in ihren Landen schlagen zu lassen, wodurch die ihrige an Werth verlieren könnte. Karl IV. (1349—78) bestätigte den Kurfürsten nicht bloß das Münz-, sondern auch das Bergwerksrecht, und durch den westfälischen Frieden wurde den sämmtlichen Reichsständen, außer ihren übrigen Hoheitsrechten, auch dieses versichert. Doch blieb die Ausübung desselben den Reichsgesetzen untergeordnet; aber nie sind die wegen der Mißbräuche des Münzrechts gegebenen Reichsverordnungen gehörig befolgt worden. (S. Münzfuß.) Unter Anderm sollten auch, nach den Reichsabschieden von 1570 und 1594, alle neugeschlagene Münzen auf den jährlich in jedem

Digitized by Google

Kreise zu haltenden Münzprobationstagen geprüft werden, ehe sie in Umlauf gesetzt würden. In frühern Zeiten übten die Kaiser das schon im 9. Jahrh. gebräuchliche Zollrecht, insofern es nicht einem Reichsstande verliehen war, allein aus. Unter den schwäbischen Kaisern und während des Interregnums eigneten sich die Stände in ihren Ländern dieses Recht zu, welches auch den Kurfürsten in der goldenen Bulle, und den sämmtlichen Reichsständen im westfälischen Frieden bestätigt wurde; nur ward in letzterm bestimmt, daß alle unter Privatautorität angelegte, dem Besten des Reichs schädliche Zölle aufgehoben seyn sollten. Früher war in Karls V. Wahlcapitulation die Einwilligung der Kurfürsten zur Anlage neuer Zölle zuerst angeordnet, und den Reichsständen untersagt, dergleichen unter dem Namen von Brückengeld, Wegegeld ꝛc. einzuführen. In dem westfälischen Frieden ward Freiheit und Sicherheit des Handels und der Schifffahrt in allen Provinzen des Reichs auf den Flüssen und in den Häfen festgesetzt. Den Reichsständen stand es frei, in ihren Ländern Messen u. Märkte anzuordnen. Die Messen zu Leipzig, Braunschweig, Frankfurt a. M. und Naumburg waren aber von den Kaisern besonders bevorrechtet. Maximilian I. führte die ersten Posten im Reiche ein und bestellte den Franz von Taxis zum Reichsgeneralpostmeister. 1747 wurde das Reichsgeneralpostmeisteramt zu einem männlichen fürstlichen Thronlehen erhoben. (S. Post, Postwesen.) Außer den Reichsposten errichtete Ferdinand II. (1619–37) in seinen Erbstaaten landesherrliche Posten, und seinem Beispiele folgten, obschon mit Widerspruch von Taxischer Seite, die meisten größern Reichsstände. Die kaiserl. Einkünfte (aus Domainen und Hoheitsrechten) waren in frühern Zeiten sehr beträchtlich, wurden aber während des Interregnums und nachher unter Rudolfs I. Nachfolgern, theils durch die Anmaßungen der Reichsstände, theils durch Schuld der Kaiser selbst, so außerordentlich verringert, daß die Letztern späterhin, um ihrer Würde zu genügen, zu den Einkünften aus ihren Erbländern ihre Zuflucht nahmen. Die gewöhnliche Residenz des Kaisers war die Hauptstadt seiner Erbstaaten. Unter kaiserl. Reservaten verstand man diejenigen Rechte, welche die Kaiser ohne Zuziehung der Stände im ganzen Reiche ausübten, wie die Oberlehnsherrlichkeit, die Schutz- und Schirmgerechtigkeit über die römische Kirche und den päpstlichen Stuhl (früher auch die Bestätigung der Papstwahlen), das Recht, einen Mitbewerber um den päpstlichen Thron auszuschließen, einen Commissarius zu den Bischofs- und andern geistlichen Wahlen im Reiche zu schicken, die Ausübung des Rechts der ersten Bitte in allen unmittelbaren Stiftern, und in den mittelbaren, in denen es der Kaiser im Normaljahre 1624 gehabt hatte, das Recht der Standeserhöhungen, Wappenertheilungen, der Legitimation und Rehabilitation, die Entscheidung von Rangstreitigkeiten und die Ertheilung von Indulten und Anstandsbriefen ꝛc. In seinem Namen wurden von den Universitäten die Gelehrtengrade ertheilt. Auch durch seine Pfalzgrafen ließ er Doctoren, Licentiaten, Magister, Baccalauren, Notarien ernennen, Dichter krönen u. s. w. — Die erste Art der Reichssteuern war (1427) der gemeine Pfenning, eine Vermögenssteuer. Nach und nach trugen die Stände selbst zu den Reichsbedürfnissen bei und vertheilten die hierzu verwandten Summen auf ihre Unterthanen, welches das Subcollecturrecht hieß. Die Römermonate waren eine andre Art von gemeinen Steuern. Zu einem Römermonat gehörten für das ganze Reich 20.000 M. Infanterie und 4000 M. Ca-

Digitized by Google

valerie, welche nach dem oben angeführten Anschlage zu 4 und 12 Guld. die Summe von 128.000 Guld. ausmachten. Uebrigens stand es den Reichsständen frei, Truppen oder Geld zu geben, und sie bedienten sich auch in dieser Rücksicht des Subcollecturrechts. Die Einnehmer dieser Steuern in den Legestädten, Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg und Leipzig, hießen Pfennigmeister. — Die ersten Kaiser verwalteten die Gerichtspflege selbst, oder durch die von ihnen eingesetzten Herzoge und Grafen. Diese maßten sich nach und nach, während der vielen Unruhen, welche das Reich erschütterten, die weltliche, sowie die Bischöfe ꝛc. die geistliche Gerichtsbarkeit an. In weltlichen Rechtssachen behielten jedoch die Kaiser das Recht, die Urtelssprüche der Stände aufzuheben und zu verbessern. Die Streitigkeiten der Reichsstände ließen die Kaiser in frühern Zeiten durch ihr Hofgericht schlichten. Da aber dasselbe den Befehdungen nicht Einhalt thun konnte, so wurde 1495 das kaiserl. Reichskammergericht errichtet, und bald nachher der Reichshofrath gegründet. Außer diesen beiden höchsten Gerichtshöfen gab es noch andre Reichsgerichte, deren Gerichtsbarkeit sich aber nur über gewisse Provinzen erstreckte. Austräge waren durch Gesetz oder Vertrag bestimmte Richter, welche in erster Instanz die Streitigkeiten der Reichsunmittelbaren entschieden. Sie waren 1437 vom Kaiser Albrecht II. eingeführt und wurden von Maximilian 1495 bestätigt. Die Vollstreckung der Austrägalurtheile mußte auf Befehl der höchsten Reichsgerichte geschehen, und an diese ward von den Entscheidungen der Austräge appellirt.

In Beziehung auf Kaiser und Reich waren die Länder der Reichsstände theils Lehen, theils Allodien, und man theilte sie in weltliche und geistliche ein. Unter Landesherrschaft (Landeshoheit) der Reichsstände verstand man, seit dem westfälischen Frieden, die Befugniß derselben, in ihren Gebieten die Hoheitsrechte, so weit solche nicht durch die Reichsgesetze oder durch Verträge beschränkt waren, auszuüben. Diese Hoheitsrechte waren nach und nach den Ständen zu Theil geworden, anfangs durch Anmaßungen der größern Reichsfürsten, endlich allgemein und durch Gesetze oder ausdrückliche Verträge. Den Grund dazu legten zuerst die Häupter der Volksstämme, welche sich dem Frankenreiche unterwarfen, aber dabei doch einige Reste ihrer alten Unabhängigkeit behaupteten. Dahin gehörten im westlichen Franken die Herzoge von Bretagne und Aquitanien, im östlichen die Herzoge von Baiern, die sächsischen Fürsten, die böhmischen Herzoge. Karl der Große suchte diese Mittelregierung abzustellen, aber vergeblich; unter seinem Nachfolger bekamen schon mehre Stämme dergleichen Fürsten, welche nach dem Maßstabe ihrer Macht königliche Rechte in größerm oder geringerm Umfange ausübten und dem Könige nur eine sehr oft streitig gemachte Oberherrlichkeit zugestanden. Die Grafenämter wurden erblich; die Geistlichen bekamen Immunitäten und gräfliche Rechte. In den Grenzländern, deren Besitz gefährlich und zweifelhaft war, gestattete der König gern dem tapfern Vertheidiger und glücklichen Eroberer ausgedehntere Rechte. Der Investiturstreit kam den Fürsten zu Hülfe, welche von Heinrich III. beinahe wieder zu bloßen kaiserlichen Beamten gemacht worden wären. Die Hohenstaufen sprengten zwar die Macht der alten großen Herzogthümer, allein sie erkauften den Beistand der Großen des Reichs zu ihren auswärtigen Unternehmungen durch Bewilligung erweiterter Regierungsrechte. Nach dem Falle Herzog Heinrich des Löwen

Digitized by Google

traten mehre bisher untergeordnete Landesherren in die erste Reihe der unmittelbaren Fürsten mit Herzogsrecht ein und die meisten Grafen, eine große Zahl Städte, auch die Reichsritterschaft wurden unmittelbar und erlangten landesherrliche Rechte. Der Mangel einer wirklichen Kaiserregierung von Friedrichs II. Absetzung bis auf Rudolfs Wahl begünstigte, und der westfälische Friede vollendete die Ausbildung der Landeshoheit. In vielen deutschen Staaten war die Landeshoheit durch gewisse, den Provinzialständen zustehende Rechte beschränkt, die aber nicht überall gleich waren, und mehre Staaten hatten gar keine Landstände. Schon lange vor dem westfälischen Frieden übten die Reichsstände das Gesetzgebungsrecht in ihren Staaten aus. Durch jenen Frieden ward ihnen dieß Recht mit der Einschränkung, daß sie keine den Reichsgrundsätzen widersprechende Gesetze geben durften, bestätigt. Nur in privatrechtlicher Rücksicht konnten sie gesetzliche Verfügungen erlassen, die nicht mit den Reichsgesetzen übereinstimmten. Als Ausflüsse der Gesetzgebung standen ihnen die peinliche und bürgerliche Gerichtsbarkeit gleichfalls zu. In Rücksicht der Reichsgerichte hatten sämmtliche Kurfürsten und einige andere Reichsstände das jus oder privilegium de non appellando, noch andere das privilegium electionis fori. (S. Privilegium.) In der Ausübung der reichsständischen Gerichtsbarkeit durften, außer im Fall der verweigerten Justiz, sich weder der Kaiser noch das Reich mischen. Uebrigens hatten sie das Recht, Privilegien zu ertheilen, das Recht der Begnadigung u. s. w. Auch stand ihnen die Gerichtsbarkeit über ihre Gemahlinnen und Kinder, über apanagirte, in ihren Staaten wohnende Prinzen, wie auch über andere unmittelbare Reichsglieder, in Rücksicht der Güter, die zu ihrem Gebiete gehörten, zu. In kirchlicher Hinsicht hatten sie das Reformationsrecht (jus reformandi) und konnten in ihren Ländern (nach dem westfäl. Frieden) einführen und dulden, welche von den 3 Religionsparteien sie wollten. Doch durften sie die kirchlichen Rechte und den Besitzstand derjenigen Religionspartei, welche im Normaljahr 1624 (s. d.) sich in ihren Staaten befand, nicht kürzen. Wenn ein Landesherr Religionsparteien, die sich nach dem Normaljahr in seinen Ländern niedergelassen hatten, nicht dulden wollte, so mußte er ihnen das Auswanderungsrecht zugestehen, und dazu 5 Jahre bewilligen, wenn sie vor, 3 Jahre aber, wenn sie nach dem westfäl. Frieden sich angesiedelt oder eine andere Lehre als die des Normaljahres angenommen hatten. In Schlesien und den dem Hause Oestreich unterworfenen Staaten richtete sich der Religionszustand nicht nach dem Jahre 1624. Auch galt dasselbe nicht zwischen Reformirten und Lutheranern. Die protestantischen Stände waren in ihren Ländern das Oberhaupt der Kirche; daher hatten sie die Oberaufsicht und Anordnung des Gottesdienstes, das Ernennungsrecht der Kirchendiener und jede Art geistlicher Gerichtsbarkeit, deren Ausübung ihren Consistorien übertragen war, von denen an die Regierungen oder an den Landesherrn selbst appellirt wurde. Die katholischen Reichsstände hatten hinsichtlich ihrer protestantischen Unterthanen dieselbe Gewalt; aber die geistlichen Angelegenheiten ihrer katholischen Unterthanen wurden von den Bischöfen ꝛc. verhandelt. Viele Reichsstände übten auch die Schutzherrlichkeit über Kirchen, Klöster, Stifter und Abteien aus, welche Kastenvogtei hieß. Vermöge der Landeshoheit hatten die Reichsstände auch die Rechte des Kriegs, des Friedens und der Bündnisse. Die Geschichte aller Zeitalter des

Digitized by Google

deutschen Reichs gibt uns Beispiele von Bündnissen der Reichsstände unter sich und mit Fremden, und obgleich die Kaiser dieses Recht wegen des Mißbrauchs zu beschränken suchten, so ward es doch im augsburg. Vergleiche von 1555 förmlich bestätigt. Nur durften die Bündnisse der Reichsstände nicht gegen das Reichsoberhaupt, und eben so wenig gegen die Reichsverfassung gerichtet oder dem Reiche nachtheilig seyn. Auch sollte kein Reichsstand ein Offensivbündniß gegen seinen Mitstand eingehen, außer im Fall einer Gewaltthätigkeit, deren Vergütung 3 Jahre lang von dem Urheber verweigert worden war. Der westfäl. Friede erlaubte dann dem Beleidigten, sich durch die Waffen Recht zu verschaffen.

Dieß waren die Grundzüge einer Verfassung, welcher man sehr viel Gutes und sehr viel Böses nachsagen konnte. Sie gab den Deutschen weder Einheit noch Kraft und machte das größte Volk Europas zu einem der ohnmächtigsten. Aber eben dadurch bewahrte sie die Deutschen vor dem Unglück, ein eroberndes und unterdrückendes Volk zu seyn, und führte sie zu einer Allgemeinheit, Vielseitigkeit und Gründlichkeit der Cultur, in welcher sie vielleicht von keinem andern übertroffen werden, den meisten aber weit voraus sind. Das Princip der Reichsverfassung war von Anfang an mehr das eines Staatenbundes als das eines einfachen Staates, und es hat sich auch in der neuern Zeit ebenso rasch als consequent weiter fortgebildet. Der Krieg gegen das revolutionnaire Frankreich und die verschiedenen seit 1795 geschlossenen Friedensschlüsse zeigten die gänzliche Unhaltbarkeit der Reichsverfassung, und ihnen danken wir eine Zusammenziehung der ehemaligen 300 Staatsgebiete auf 39 größere Massen. Die Auflösung des deutschen Reichs am 6. Aug. 1806 war das Zerfallen einer nur dem Schein nach bestehenden Form. Ueber den Rheinbund. und den Deutschen Bund vgl. die bes. Art.

Deutsche Ritter, s. Deutscher Orden.

Deutsche Romanenliteratur, s. Deutsche Prosa.

Deutsche Schule. Obgleich an keinem Orte Deutschlands eine so beträchtliche Anzahl Maler sich nach einem einzigen Muster gebildet, daß man ihnen im eigentlichen Verstande den Namen einer Schule geben könne, und obgleich überhaupt die großen deutschen Maler keinen ihnen eigenthümlich zukommenden Charakter haben, so pflegen doch Ausländer die ganze Zunft der deutschen Maler die deutsche Schule zu nennen. Zwar hat Deutschland durch alle Jahrhunderte der mittlern Zeiten, da die Künste überall, sowie die Wissenschaften, im Staube lagen, allezeit die zeichnenden Künste so gut als Italien getrieben; die deutschen Kaiser und andere große Fürsten haben ihre Schlösser, nach dem Geschmacke der damaligen Zeiten, nicht ohne Pracht gelassen. Die hohe Geistlichkeit suchte die Kirchen und Kapellen auf das Beste auszuschmücken. Was man noch hier und da von alter Bildhauerkunst und von Gemälden an Altären und in Chören sieht, das Schnitzwerk, womit die Deckel der Bücher, und die gemalten Anfangsbuchstaben, womit der Text derselben ausgeziert worden, zeigen eben keinen geringern Geschmack an, als die Sachen, die zu eben der Zeit in Italien und andern Ländern verfertigt worden. Aber der Mangel der Geschichtschreiber hat auch den Untergang der Namen der Künstler damaliger Zeit nach sich gezogen. Die ersten deutschen Maler, von denen man Nachricht hat, haben gegen das Ende des 15. Jahrh. gelebt, von welcher Zeit an Deutschland bis auf diesen Tag ohne

Digitized by Google

Unterbrechung allezeit Maler besaß, die sich auch bei Auswärtigen einen Namen gemacht haben. Weil aber selten drei oder vier deutsche Maler von einigem Ruhme aus einer Schule entstanden sind, so kann man der deutschen Schule, die nur uneigentlich so genannt wird, keinen besondern Charakter zueignen; und man trifft in den Werken der deutschen Maler den Geschmack aller Schulen an; denn Einige haben sich in Rom, Andere in Venedig, noch Andere in den Niederlanden gebildet; Viele aber haben die Regeln ihrer Kunst aus der Natur selbst geschöpft. Man schreibt gemeiniglich dem Albrecht Dürer (s. d.) die Wiederherstellung der Malerei in Deutschland zu, und nimmt ihn als den Stifter der deutschen Schule an, die, als sie unter ihm noch selbstständig gewesen, größtentheils ohne Auswahl die Natur nachgeahmt, sich durch Treue des Charakters in der Individualität jedes Einzelnen, durch frommen Sinn in den religiösen Gegenständen, durch Härte der Umrisse und scharf gebrochene Falten, durch Mangel der Luftperspektive auszeichne, und wo im Ganzen alle Mängel und Schönheiten ihres Zeitalters vereinigt wären. Zu dieser Schule werden außer A. Dürer, Luk. Kranach, Joh. Holbein, Christ. Schwarz, Joh. Rotenhammer, Ad. Elzheimer, Kasp. Netscher, Abr. Mignon, Marie Sib. Merian u. A. gezählt, von denen jedoch auch Mehre wieder zu andern Schulen gerechnet werden. — Im eigentlichen Sinne des Worts ist indessen von einer deutschen Schule gar nicht zu reden, da sich in einem so großen Reiche niemals eine beträchtliche Anzahl nach Einem Meister bilden konnte, und die Künstler, die in Oestreich, Böhmen, Baiern, in der Schweiz, in Franken, am Rhein, in Ober- und Niedersachsen, in Preußen ꝛc. lebten, keinen so eigenthümlichen Charakter in ihren Werken äußerten, daß man ihren Hauptlehrer erkennen könnte. Wenn Albr. Dürer an der Spitze der deutschen Maler steht, so ist dieß nur so zu verstehen, daß er eine Schule zu Nürnberg gründete, und Nachahmer und Anhänger im fränkischen Kreise fand; nicht aber, daß sich die Maler des ganzen Deutschlands an ihm gehalten, und als Schüler seine Werke studirt hätten. In unserer Zeit, wo so viele junge deutsche Künstler (s. Deutsche Malerkunst) sich nach Einem Style zu bilden streben, scheint die Benennung: deutsche Schule wohl erst recht passend zu werden.

Deutsches Singspiel. Das feierliche Singspiel wurde von Dichtern der schlesischen Schule fleißig und mit Liebe bearbeitet, und die Tonkunst war der Poesie untergeordnet. Im Anfange des 18. Jahrh. fand es vorzügliche Pflege und Achtung in Hamburg, wo der fruchtbare Reinh. Kaiser die gewöhnlich schlechten Texte Postels, Hunolds u. A. komponirte; an größeren Höfen gewann die italienische Oper die Oberhand, und ließ keine vaterländische aufkommen. In dem glänzenden Zeitalter der neugestalteten deutschen Bühne zu Weimar, Gotha, Manheim geschah Einiges für die dichterische Veredlung der Oper; Wieland schrieb die „Alceste" 1773 und „Rosamunde" 1778, und J. G. Jacobi leistete unsäglich mehr; aber diese schöne Zeit ging schnell vorüber, und die siegreiche Ueberlegenheit der in dem deutschen Nationalgeiste tiefgewurzelten Tonkunst über die mit ihr wetteifernden wenig bedeutenden dichterischen Anstrengungen konnte nicht bezweifelt werden; den großen Namen der Tonkünstler Joh. Adolph Hasse, Georg Benda, Karl Ditters v. Dittersdorf, Mozart, Joh. Gottl. Naumann, Joh. Albr. Pet. Schulze, Joh. Friedr. Reichardt, dem Meister in der Charaktermusik, u. m. A. kann

Digitized by Google

kein, zur Mitbewerbung um ähnlichen Kunstruhm berechtigter, Dichtername entgegengesetzt werden. Besseren Fortgang hatte das komische Singspiel, obgleich heimathlicher Selbstständigkeit ermangelnd, und in der Regel von Franzosen oder Italienern entlehnt; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. geschah viel dafür von Weiße, Schiebeler, Michaelis, Bretzner, besonders von Gotter und Göthe. Von Tonkünstlern, welche sich um dasselbe verdient gemacht haben, führen wir hier an: Joh. Adam Hiller, Christian Gottlob Steefe, Jos. Schuster, Jos. Wölfl, Jos. Weigl, Karl Maria v. Weber u. s. w. (S. Componisten.)

Deutsche Sprache ist ein Zweig des alten germanischen Sprachstammes. Andere schreiben teutsch von Teut, Teutonen. Richtiger ist die Ableitung von Theut, Deut, Diet (Volk). Der german. Sprachstamm theilt sich in 3 Zweige, den deutschen Hauptzweig, den nordischen oder skandinavischen und den angelsächsischen oder englischen Zweig. Die eigentlich deutsche Sprache, in ursprünglicher Eigenthümlichkeit entwickelt und fortgebildet, theilte sich schon in vorhistorischer Zeit in die nördliche, weichere, früher zu einiger Reife vervollkommnete niederdeutsche, und in die südliche, härtere oberdeutsche; dieser gehörten die gothische, fränkische und alemannische Zunge, jener die altfriesische und sächsische an. — Ueber den Ursprung der deutschen Sprache weiß man nichts Zuverlässiges. Einige wollen sie aus der indischen, Andere aus der persischen ableiten, und noch Andere geben ihr einen gemeinschaftlichen Ursprung mit der griechischen, ja Morhof leitet sogar die griechische Sprache aus der ältesten deutschen ab. (Vgl. auch Kanne, „Verwandtschaft der griechischen Sprache mit der deutschen".) „Die Untersuchung der beiden Sprachen", sagt Voß, „ergibt gemeinsamen Ursprung, und in der Kindheit der teutonischen sogar sanftere Anlagen. Die älteste Sage lehrt, daß die altgriechischen Horden Anbau und Sittlichkeit mit dem Dienste des Bacchus und der begeisternden Quellnymphen aus der Nordgegend Thraka empfingen; und die Geschichte zeigt uns in diesem thrakischen, oder, wie man es später nannte, scythischen Nordlande ein deutsches Geschlecht, Gothen am schwarzen Meere, die, obgleich über ein Jahrtausend von den Urvätern entfernt, dennoch in den Sprachformen eine auffallende Aehnlichkeit mit der griechischen behaupteten. Die südliche Schwester gelangte durch Weltverkehr, heitern Himmel und Freiheit zur höchsten Ausbildung, die nördliche sank zurück. Aber bei allen Stürmen erhielt sie auch in der Verwilderung das Vorrecht einer unvermischten, kraftvollen, und aus innerm Triebe sich bildenden und veredelnden Stammsprache, die unter den Bastardinnen des bezwungenen Europa allein mit der griechischen wetteifern darf." Daß die deutsche Sprache eine unvermischte Stammsprache sey, d. h. eine solche, die nicht aus einer wesentlichen Vermischung mit andern entstanden ist, erhellt aus der Vergleichung mit andern, und auch aus der besondern Eigenschaft, daß in jedem Worte die Stammsylbe allemal den Hauptton hat, die Nebensylben aber entweder ganz tonlos oder doch schwächer betont sind. Leider ist uns aber aus dem ältesten Zeitraum unserer Sprache nur Wenig übrig, nur einzelne Wörter, und noch dazu meist Eigennamen; jedoch auch dieß Wenige reicht hin, uns zu überzeugen, daß sie schon damals alle die Wurzelwörter hatte, aus welchen sie noch jetzt besteht, aber auf eine den damaligen Sprachorganen des Deutschen angemessene Art. Daß dieß eine sehr rauhe Art müsse ge-

Digitized by Google

wesen seyn, erhellt aus den Zeugnissen anderer Nationen. Mela sagt, daß ein römischer Mund diese Wörter kaum aussprechen könne, und Nazarius versichert, der Klang derselben errege Schauer. Wahrscheinlich bestanden sie aus gehäuften harten Consonanten, starken Hauchlauten, tiefen Vokalen und Doppellauten. Doch ist auch den Zeugnissen der damals schon sehr verweichlichten Griechen und Römer kein unbedingter Glaube beizumessen. Sie nannten die Sprache unserer Vorfahren rauh und barbarisch, vielleicht nur, weil sie ihnen fremd war; und daß die Anhäufung von Mitlauten eine Sprache nicht nothwendig rauh mache, zeigt die polnische Sprache, deren Consonantenmenge uns schreckt, und die dennoch in dem Munde gebildeter Leute sehr wohlklingend ist. — Die National-Literatur bestand in mündlich überlieferten Kriegsliedern und Heldensagen; Runen, wenn auch den Vornehmern nicht unbekannt, waren nicht in öffentlichem Gebrauch. Das älteste schriftstellerische Denkmal ist die vom mösogothischen Bischof Ulfilas (s. d.) um 360 verfaßte gothische Uebersetzung der Bibel, aus welcher die 4 Evangelien und ein Theil des Briefes an die Römer auf uns gekommen. Wir finden in jener Sprache eine Art von Oberdeutsch, mit niederdeutschen und fremden, vielleicht thracischen Wörtern gemischt, in den meisten grammatischen Formen von den deutschen Mundarten überhaupt nicht wesentlich verschieden. Eine der sonderbarsten grammatischen Eigenheiten der Sprache des Ulfilas ist der dem Griechischen ähnliche Dualis. Eine neue Richtung erhielt der Anbau der Sprache durch Einführung des Christenthums in deutsche Gaue, indem die Sendboten der Heilslehre das Bedürfniß und die Verpflichtung nicht zurückweisen konnten, sich dem Volke, an dessen Bekehrung sie arbeiteten, in seiner Sprache verständlich zu machen; daher entstanden im 8. Jahrh. Glossarien, Gebete, Katechesen, Predigten, und bald schlossen sich Uebersetzungsversuche daran, welche wir aus Bruchstücken kennen. Die herrschende Mundart war die oberdeutsche, aber nach der rohen Aussprache des Volks geschrieben. Mit Karl dem Großen beginnt der sogenannte fränkische Zeitraum (von 768 — 1137). Karl sorgte für die deutsche Sprache, bearbeitete selbst sie grammatisch, gab den Monaten und Winden deutsche Namen; indeß waren die Fortschritte nur langsam bei der Herrschaft der latein. Sprache. An den wenigen Schriftstellern, welche Deutsch schrieben, bemerkt man Mangel an Gleichförmigkeit in Anstellung der Beugungen und Endungen der Wörter, wie noch jetzt bei uns. (Die Sprachdenkmale aus diesem Zeitraume s. unter Deutsche Poesie.) Eine ganz andere und auffallend bessere Gestalt gewann die deutsche Sprache unter den Kaisern des schwäbischen Hauses der Hohenstaufen von 1137 — 1272. Die harte fränkische Mundart, welche bis dahin geherrscht hatte, wurde von der verfeinerten alemannischen oder schwäbischen verdrängt. Das neue schwäb. Deutsch nahm die unvollkommene Bildung des fränkischen leicht in sich auf und vervollkommnete sie nach den neuen Bedürfnissen des durch die Minnesänger aufgeregten poetischen Geistes. Einige übrig gebliebene poetische Denkmäler dieser Zeit (s. unter Deutsche Poesie) machen anschaulich, wie das Fränkische nicht auf einmal, sondern nur unvermerkt nach und nach schwäbischer wurde. Die breiten Doppellaute der schwäb. Mundart wurden vergütet durch eine naive Anmuth, die dieser Mundart vorzüglich eigen scheint. Eine Menge schallender Selbstlauter in ihr verrathen ein für Wohlklang empfängliches Ohr. Zudem hat sie eine Menge kleiner Füll-

Digitized by Google

wörter, Partikeln, Vorwörter, Ellipsen, bildet ohne Mühe Ableitungen und Verkleinerungswörter, und setzt mit glücklicher Kühnheit verschiedene Wörter in Eins zusammen. Die Schwierigkeit bei dem Lesen derselben entsteht aus der Menge Wörter, die untergegangen, oder solcher, die einer andere Bedeutung erhalten haben, und endlich aus der veränderten Beugung, Ableitung, Zusammensetzung. Nach und nach verlor die schwäb. Mundart ihr Ansehen in Deutschland, und beinahe alle deutsche Mundarten traten in gleiche Rechte. Die Zunft der Meistersänger begünstigte diese freie Bildung der Sprache nicht wenig. Fortwährend gewann sie an Vielseitigkeit, Bestimmtheit und Geschwindigkeit durch Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen. Die rauhe oberdeutsche Mundart verschönerte, bildete und bereicherte sich nach und nach durch die meißnische, sie ging allmählig in die benachbarten Provinzen über und erwarb sich endlich als Hochdeutsch allgemeinere Herrschaft, wozu Luthers Bibelübersetzung vorzüglich beitrug. Die schriftstellerische Thätigkeit im Reformationszeitalter war für das Volk berechnet und erhob die Muttersprache zum vollgültigen Werkzeuge der öffentlichen Belehrung; ihre Herrlichkeit, Tüchtigkeit und Schönheit, in wundersamer Erfahrung bewährt, nahmen die Aufmerksamkeit vieler wackerer Arbeiter in Anspruch, welche sich um ihren Anbau mannigfaches Verdienst erwarben und zur allgemeineren Anerkennung ihres Werthes beitrugen. Mit Erklärung der sinnvollen deutschen Sprüchwörter beschäftigte sich schon der achtbare Humanist Heinrich Bebel (st. 1516), die Joh. Agrikola vollständiger sammelte und erläuterte. — Die ersten Schritte zur Gestaltung der nun auch in den Kreis des Jugendunterrichtes aufgenommenen deutschen Grammatik geschahen durch Valentin Ickelsamer, der die Rechtschreibung bearbeitete, und Hans Fabricius, der ein „Nützliches Büchlein etlicher gleichstimmender Worte" (Erfurt 1531) herausgab. Unter den jüngern vollständigeren Lehrbüchern von Laur. Albertus (Augsb. 1573), Albert Oelinger (Strasb. 1574) ist das von dem kenntnißreichen und unermüdet thätigen Schulmanne Joh. Klaj (st. 1592), durch praktische Zweckmäßigkeit ausgezeichnet, am längsten im Gebrauch gewesen. Der Eifer für die Muttersprache erkaltete mit der Achtung für sittlich religiöse Volksbildung; wieder erwachter scholastischer Zunftgeist und buchstäblich pedantische Abhängigkeit vom classischen Alterthum setzten den schriftstellerischen Gebrauch der latein. Sprache in seine ehemaligen Rechte ein; über theologische Gegenstände in der Muttersprache zu schreiben, galt vielen Theologen als Kennzeichen mystischer Ketzerei; die Umgangssprache verwilderte und wurde in den höheren Ständen durch Mengerei mit ausländischen Ausdrücken verunstaltet. Doch ließ die Uebersetzungsbetriebsamkeit nicht nach, meist für Unterhaltung sorgend und daher vorzüglich italien. und franz. Literatur berücksichtigend, die Reinheit des Ausdruckes weniger beachtend. In dieser Zeit des Verfalles versuchte der Ungar Georg Henisch in Augsburg (lebte 1549—1618), mit Einsicht und Liebe den deutschen Sprachschatz in einem unbeendet gebliebenen, reichhaltigen etymologischen Wörterbuche darzustellen („Deutsche Sprach und Weisheit", Augsb. 1616). Dem männlichen Opitz (st. 1639) dankt die Sprache neue Wörter, Verbindungen und Formen zum Theil aus eigenem Vorrathe geschöpft, zum Theil von Fremden herbeigeholt, größere Geschmeidigkeit und Correctheit, höherer Nachdruck und höherer Wohlklang, vor allen Reinigung von wilden Auswüchsen. Doch nach ihm

Digitized by Google

sank sie wieder in noch größere Niedrigkeit und wurde ein unbeholfener bunter Jargon. Die überhandnehmende Sprachmengerei veranlaßte die Stiftung mehrer Gesellschaften, welche die Sicherstellung der Reinheit und die Vervollkommnung der deutschen Muttersprache beabsichtigten. So der Palmenorden oder die fruchtbringende Gesellschaft zu Weimar (1617), die aufrichtige Tannengesellschaft zu Strasburg (1633), die deutschgesinnte Genossenschaft zu Hamburg (1646), der Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz zu Nürnberg (1644) und der wenig ersprießliche Schwanenorden an der Elbe (1660). Ungeachtet ihre Wirksamkeit bald in Spielerei ausartete, setzten sie doch der zunehmenden Ausländerei einen Damm entgegen und machten eine lebendige Theilnahme an der Fortbildung der Muttersprache auch in den höhern Ständen der Gesellschaft rege. Nicht viel größern Gewinn brachte die leipziger deutsche Gesellschaft (1697) u. a. Durch Einfluß der franz. Herrschaft stieg in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Sprachmengerei auf den höchsten Gipfel, und die franz Sprache wurde herrschend. Grammatisch wurde um diese Zeit die deutsche Sprache besonders bearbeitet von D. G. Morhof in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache". Unter den eigentlichen Grammatiken ist die von J. Bödiker die vorzüglichste; sowie unter den Wörterbüchern der zu Nürnberg 1691 erschienene „Deutsche Sprachschatz" von K. von Stieler. Während Chr. Thomasius und viele seiner Zeitgenossen in wissenschaftlichen Angelegenheiten und schriftstellerischen Mittheilungen sich der, jetzt weniger als im Reformationszeitalter dazu geeigneten Muttersprache bedienten, um scholastischer Pedanterie entgegen zu arbeiten und die hinten angesetzten Gerechtsame des bürgerlichen Hausverstandes, sowie des Volkes Ansprüche auf Theilnahme an geistiger Bildung wieder geltend zu machen, wurden deutsche Sprachdenkmale des Mittelalters von J. Schilter, Leibnitz, J. G. v. Eccard, D. v. Stade aus der Vergessenheit hervorgezogen und zu grammatikalischen Forschungen benutzt; und die Vorarbeiten förderten die Entstehung und das Gedeihen der Glossarien von J. G. Wachter, Ch. G. Haltaus und J. G. Scherz; Treffliches leistete Joh. Leonh. Frosch in seinem auch heute noch nicht entbehrlich gewordenen „Deutsch-latein. Wörterbuche" (Berlin 1741, 2 Bde. 4.). Großen Einfluß auf das Publikum, besonders auch auf Geschäftsmänner gewann Johann Christoph Gottsched. Er lieferte für die damalige Zeiten gute grammatische Schriften, die wenigstens zur bessern Bearbeitung aufmunterten und sie vorbereiteten. Auch den Schweizern verdankt in dieser Rücksicht unsere Sprache viel. Bodmer lieferte den ersten Versuch einer vernünftigen deutschen Sprachlehre, ist aber leider zu unvollständig und blieb zu früh auf seinem Wege stehen; und ihm folgten bald mehre gründliche Sprachforscher. Während dieser Zeit war die Sprachlehre überhaupt philosophisch behandelt worden, man war auf den Ursprung der Sprache, auf ihre Gründe in den allgemeinen Denkgesetzen der menschlichen Seele zurückgegangen, und nun trat der Mann auf, dem Deutschland zuerst eine mit Philosophie und Gründlichkeit bearbeitete Sprache, überhaupt sehr viel verdankt. Dieser war J. Chr. Adelung. Er schrieb größere und kleinere Sprachlehren und mehre andere Schriften über die deutsche Sprache und den deutschen Styl. Alle diese Schriften werden immer ihren Werth behalten, wenn sie ihm auch mancher Eigensinn, manche Einseitigkeit, man-

Digitized by Google

ches Verkennen fremder Verdienste und besonders Mangel an Geschmack und Gefühl nicht absprechen läßt. Diese Fehler vermieden mehre seiner Nachfolger glücklich, und durch ihre vereinten Bemühungen hat die deutsche Sprache immer mehr Bestimmtheit gewonnen. Die Vorzüglichsten von Denen, welche die deutsche Sprache grammatisch bearbeitet haben, sind: J. F. Heynatz, K. Ph. Moritz und J. C. Stutz. Manche Theile der Grammatik wurden besonders bearbeitet, und keiner mehr als die Synonymen oder die ähnlich-bedeutenden Wörter. Der Erste, welcher hier etwas lieferte, war: J. E. Stosch (st. 1796). Darauf beschäftigte sich vorzüglich Heynatz damit, und lieferte endlich einen „Versuch eines synonymischen Wörterbuchs der deutschen Sprache". Alle aber übertraf an philosophischer Gründlichkeit, Bestimmtheit und Geschmack J. A. Eberhard durch seinen „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik". Klopstock gründete ein ordentliches System der deutschen Prosodie und verbreitete seine Untersuchungen auch über andere Gegenstände der Sprache. Vollständig handelte die Prosodie der deutschen Sprache zuerst ab Moritz in einer eignen Schrift, worin er auch mehre vortreffliche Bemerkungen über Metrik überhaupt verwebte. Am meisten aber gewann sie an völliger Bestimmtheit durch die Untersuchungen und Versuche von J. H. Voß, dem größten Verskünstler unserer und vielleicht aller Zeiten und Sprachen, der endlich auch ein theoretisches Werk darüber herausgegeben hat, wodurch sie denn nun völlig begründet und auf sichere Regeln gebaut ist. Hauptsächlich beschäftigten sich jetzt Viele mit der Orthographie und versuchten hier häufig eine Revolution und Reform, die freilich wegen der Unbestimmtheit und Willkürlichkeit derselben nöthig schien, nur ging man selten von dem richtigen Princip der Aussprache aus. Klopstock zwar wollte eine ganz neue Art zu schreiben, die durchaus auf die Aussprache gegründet wäre, einführen, allein er nahm zu wenig auf die Abstammung Rücksicht, sonst wäre sein Versuch wohl der Befolgung werth gewesen. Meist ist es noch beim Alten geblieben, außer daß man einige Buchstaben ziemlich ausgemerzt hat, und es ist hier immer noch viel zu thun. Ausführliche Belehrung über deutsche Rechtschreibung geben Adelung, Olivier, Kruse, Zimmer, Roth, Heinsius. Auch dachte man nach dem Vorgange der oben erwähnten deutschen Gesellschaften in unsern Zeiten wieder darauf, unsere Sprache von allem Fremdartigen zu reinigen, und sie hat dadurch allerdings viel gewonnen, wenn auch Einige durch übertriebenen Purismus sich lächerlich gemacht haben. Zu Denen, die in dieser Rücksicht vorzügliches Verdienst haben, gehört J. H. Campe, durch ein eigenes „Wörterbuch der fremden Wörter in der deutschen Sprache" und durch mehre andere Schriften. Er übertrieb zwar die Sache, und wörtliche oft alberne oder doch seltsame und lächerliche Uebersetzungen sind freilich nicht das Mittel, dem Fehler abzuhelfen. Nächst ihm machten sich hierin und in mehren andern Stücken um die deutsche Sprache sehr verdient: A. Harding, G. M. Roth, G. Reinbeck, K. H. L. Pölitz, J. F. A. Heyse, W. Harnisch, der geistreich tiefe F. A. W. Mackensen, A. F. Kinderling, J. K. Rüdiger, u. m. A. Mehr als in den andern Zeiträumen beschäftigte man sich seit der Mitte des 18. Jahrh. mit den alten Ueberresten und Denkmälern unserer Sprache und Literatur, und mehre Gelehrte erwarben sich darin große Verdienste: außer Bodmer, J. J. Eschenburg, Müller, Casperson, Anton, Adelung (Vater und Sohn), Oberlin, Bruns; vorzüglich arbeitete für die Alter-

Digitized by Google

thümer der deutschen Sprache und des deutschen Volks, Gräter, der ihnen eine eigene Zeitschrift: „Bragur, und Braga und Hermode" widmete. Fortwährend gewann unsere Sprache unter den bildenden Händen eines Voß, Schlegel u. A. Ueber den Wortreichthum der deutschen und franz. Sprache, und beider Anlagen zur Poesie hat Kolbe ein vorzügliches Werk (Berlin, 2. Aufl. 1819—20, 3 Bde.) herausgegeben. — Wenn man ohne weitern Zusatz von der deutschen Sprache redet, so denkt man gewöhnlich bloß an das Hochdeutsche, die allgemeine Schriftsprache, welcher sich die Sprache der gebildeten Stände Deutschlands hier mehr, dort minder fern von den Anklängen und Eigenheiten der landschaftlichen Sprache nähert. Die Frage, wo das reinste Deutsch gesprochen werde, läßt sich daher, ohne einseitig zu urtheilen, nicht in der Art beantworten, daß man das Gebiet desselben auf eine Gegend beschränkt, wie es z. B. Adelung thut, welcher nur die obersächsische oder vielmehr meißnische Mundart — diesen in der That nicht vorzüglichsten Dialekt — für echtes Hochdeutsch hält. Die hochdeutsche Sprache ist keine Mundart eines einzigen Volks der Deutschen, sondern aus Allem durch den Fleiß der Gelehrten erwachsen, und in ganz Deutschland üblich. Am wenigsten frei von landschaftlichen Eigenheiten ist die Sprache, selbst der Gebildeten, im südlichen Deutschland, zumal in den südlichsten Gegenden, in den Vorbergen der Alpen und Karpathen, und in den westlichen und südöstlichen Flachländern. Dort (in Oberschwaben, Oberbaiern und Oestreich) ist sie rauher in den Grundlauten, reicher an Zischlauten; hier (im westlichen Westfalen, am Niederrhein, in Mecklenburg und Pommern) verschwimmt sie in breitern Grundlauten und matter Weichheit: Verschiedenheiten, die größtentheils in dem Einflusse des Klima auf die Sprachwerkzeuge begründet sind. Freier von jenen Eigenheiten und geläutert ist das Hochdeutsch im mittlern Deutschland, besonders in Obersachsen, wo es aber, dem Riesengebirge sich nähernd, theils rauher, theils singend, und nach den brandenburg. Niederungen hin, wieder weicher und matter wird; im südlichen Niedersachsen (Hanover, Braunschweig, Göttingen) ist es noch reiner, und außer Deutschlands Grenzen wird die deutsche Sprache unter den Abkömmlingen deutscher Ansiedler in Kurland und Liefland am reinsten gesprochen, weil hier eine landschaftliche Volkssprache keinen nachtheiligen Einfluß haben kann. Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. sammelte man fast in allen Provinzen Idiotiken, die eigenthümlichen Wörter und Formen jeder Mundart, und manche enthielten merkwürdige Erklärungen für deutsche Sprache überhaupt. In dieser Rücksicht machte sich vorzüglich verdient F. K. Fulda durch mehre Schriften, welche zu den Hauptwerken in diesem Fache gehören; nächst ihm bemühte sich besonders Campe, das Hochdeutsche aus dem Niederdeutschen zu mildern und zu bereichern, wozu mehre Dichter, wie Voß und Bürger, praktisch beitrugen. Vorzüglich wurde die lange vernachlässigte niederdeutsche, alte sassische Mundart mit mehr Aufmerksamkeit gewürdigt, und Voß versuchte sogar einige Gedichte in derselben. Man zog alte in ihr geschriebene Schriften wieder hervor, wie z. B. Bruns that; Wolke und Bredow bemühten sich um dieselbe, und Kinderling lieferte eine treffliche von der göttinger Societät gekrönte Preisschrift über die Geschichte der sogenannten plattdeutschen oder niedersächsischen Sprache. Lähnert lieferte ein plattdeutsches Wörterbuch, Tillig ein bremisch-nie-

Digitized by Google

dersächsisches, Schütze ein holsteinisches, Strodtmann ein westfälisches, Henning ein preußisches, Reinwald ein hennebergisches, Prasch, Nicolai, Zaupser, Hübner und Westenrieder ein baiersches und oberpfälzisches, Schmid ein schwäbisches, Stalder ein schweizerisches, Hupel ein liefund esthländisches, Adelung ein Wörterbuch des Hochdeutschen. Ein Wörterbuch, das den ganzen Reichthum unserer Sprache umfassen soll, muß alle Mundarten berücksichtigen und nächst den Idiotiken auch die Glossarien zu Rathe ziehen. — Dreierlei ist es besonders, was den Geist der deutschen Sprache charakterisirt: ihre Bildsamkeit, in der ihr beiwohnenden unerschöpflichen Kraft bestehend, durch Hülfe ihrer Biegungs- und Ableitungssylben, sowie durch Wortzusammensetzungen neue Bildungen zu erzeugen; ihr Reichthum, denn die Summe ihrer Wörter übersteigt auch die reichsten der noch lebenden Sprachen und mehrt sich, bei der Freiheit unserer Dichter und Prosaiker, fast täglich; endlich ihre Universalität, d. h. das Vermögen, den Geist aller gebildeten Sprachen zu umfassen, und das Beste jeder sich zuzueignen. Welche Nation vermöchte Homers und Virgils Gedichte wie Voß, Platons Dialogen wie Schleiermacher, Shakspeare's und Calderons Schauspiele wie Schlegel, Gries und Malsburg, Ariosto's, Tasso's Gedichte wie Gries und Streckfuß, den Dante wie der Letzgenannte und Kannegießer, den Cervantes wie Tieck nachzubilden? — Die wissenschaftliche Erforschung des gegenwärtigen Zustandes der Muttersprache und die Ausmittelung alles Dessen, was im Geiste derselben zu ihrer weitern Ausbildung und Verbesserung geschehen könne, bezweckt die 1815 von Wolke und Krause begründete berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache, woran Zeune, Jahn, Heinsius, Pischon u. A. mitwirken. Sie bringt die Ergebnisse ihrer Berathungen und Forschungen in eigenen Jahrbüchern (deren 1r Bd. 1820 erschien) von Zeit zu Zeit zu öffentlicher Kunde. Dasselbe gilt von dem 1817 von Grotefend errichteten frankfurt. Gelehrtenverein für deutsche Sprache, der sich gleichfalls die allseitige Fortbildung der Sprache zur Aufgabe gemacht und durch die Herausgabe der aus ihm hervorgegangenen Gesellschaftsschriften („Abhandlungen des frankfurt. Gelehrtenvereins für deutsche Sprache", 1. St., 1818) seinen Eifer wie seine Thätigkeit bethätigt hat. Es ist Thorheit, den Entwickelungsgang einer lebendigen Sprache, die, wie alles Organische, das Princip ihrer Bildung und Fortbildung in sich selbst trägt, durch Grammatiken binden und aufhalten zu wollen. Mag man in Schulen, zum Behuf des gemeinen Fortkommens und als Uebung des Denkvermögens, die Sprache nach ihrem dermaligen Stande, auf Regeln zurückgeführt, auch ferner noch als Norm aufstellen: die eigentliche Wissenschaft darf damit nichts zu schaffen haben. Für sie gibt es neben dem philosoph. und kritischen, nur noch den historischen Weg, der allein jenen beiden den Erfolg sichern kann, indem er sie in ihrer allmähligen Entwickelung, ohne Vorliebe für diese oder jene Zeit, von Stufe zu Stufe verfolgt und nachweist, wie das Vorhandene nach innern nothwendigen Gesetzen aus dem Frühern hervorgegangen ist und in diesem Frühern seinen Grund wie seine Erklärung findet. Mit welchem Glücke dieser Weg von Jakob Grimm, dem Ersten, der hier richtig sah, in seiner „Deutschen Grammatik (Göttingen 1826, 2 Thle.) eingeschlagen worden, darüber ist unter den Kennern nur Eine Stimme. Sein Zweck, die Führung des Beweises: „daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst ver-

Digitized by Google

wandt, und die heutige Form unverständlich sey, wo man nicht bis zu den vorigen, alten und ältesten hinaufsteige, daß folglich die gegenwärtige grammatische Struktur nur geschichtlich aufgestellt werden dürfe", muß schon jetzt für gelungen erkannt werden. Jetzt erst ist der Weg zu tiefer Einsicht in das Wesen der Sprache gebahnt. Die fromme Sorgfalt für die poetischen Ueberreste einer untergegangenen Zeit, die man endlich als ein theures Erbe, als einen unablöslichen Theil unsers innigsten Wesens zu betrachten angefangen, eine Sorgfalt, der allein die Behandlung der Muttersprache ihre bessere Richtung verdankt, begnügte sich in den letzten Jahren nicht mehr mit dem nothdürftigen Abdrucke und modernisirenden Umarbeitung des Alten, sondern zeigte, in besonnener Kritik und sorgsamer grammatikalischer und lexikographischer Erläuterung, daß ihr das höhere Bedürfniß der Zeit deutlich geworden. Thätig waren in dieser Hinsicht die beiden Schlegel, L. Tieck, die beiden Grimm, Docen, Benecken, Groote, Hagen, Büsching, Görres, Primisser, Lachmann, Mone, Grotefend u. A. (Vgl. Deutsche Poesie.) Schließlich erwähnen wir noch als vorzügliche Werke: Eberhard's und Maaß's „Synonymik", 3 Thle., umgearbeitete Ausg. von Gruber (in 6 Bdn., Halle 1826 fg.), Th. Heinsius's „Volksthümliches Wörterbuch der deutschen Sprache (Hanover 1818—22, 4 Bde.), Dess. „Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen" (4. Aufl., Berlin 1829) und Pölitz's „Gesammtgebiet der deutschen Sprache ꝛc." (Leipzig 1825, 4 Th.).

Deutsches Theater (vgl. Deutsche Bühne). Marionettenartige Darstellungen aus dem Stegreif, Puppenspiele ohne theatralische Vorrichtung, die vielleicht bis ins 13. Jahrh. hinauf gehen, sind die ersten Anfänge des deutschen Theaters. Die von Hans Rosenblüt und Hans Folz im 15., Hans Sachs und Ayrer im 16. Jahrh. gedichteten Fastnachtsspiele wurden wahrscheinlich von Liebhabern oder von herumziehenden Fastnachtsspielern vorzüglich in den Reichsstädten, auf Bühnen ohne Dach, dargestellt. Im 17. Jahrh. machte das deutsche Theater keine bedeutende Fortschritte. Doch finden wir schon zu Anfang desselben geordnete Schauspielergesellschaften, welche die Fastnachtsspiele und geistlichen Stücke durch Vorstellungen übersetzter Stücke zu verdrängen suchten. Das fremde Theater war schon ausgebildeter als das deutsche, und diese Schauspielergesellschaften nahmen immer mehr etwas Zunftmäßiges an. Durch Lohensteins Dramen entstanden die im Art. Deutsche Bühne erwähnten marktschreierischen sogenannten Haupt- und Staatsactionen, größtentheils Bearbeitungen französischer und spanischer Trauerspiele, mit schwülstigem Pathos ausstaffirt und ebenso, mit vieler Anstrengung der Lungen und Hände, vielem Aufwande von Goldpapier und Flitterstaat, aufgeführt. Iffland schilderte die Bühne dieser Zeit sehr launig in seinem Aufsatze über den Vortrag in der höhern Tragödie („Almanach für Theater ꝛc. auf das J. 1807"). Von der Declamation der Schauspieler in diesen Staatsactionen sagt er: „Sie nahmen den Mund so voll, das kein Wort herauskommen konnte wie bei andern Menschen, und ihre Blicke schwebten stets in den Wolken. Je mehr die Gesellschaft dem Schauspieler die bürgerlichen Rechte versagte, desto stolzer trug er sein Haupt, ein Johannes ohne Land. Im gemeinen Leben erschienen sie selten ohne Degen. Als assyrische oder griechische Helden verbanden sie in ihrem Anzug und Wesen die Gegen-

Digitized by Google

wart mit der Vergangenheit ꝛc." In diesen Staatsactionen mußte übrigens in der Regel auch eine lustige Person u. d. N. Courtsen, späterhin Pickelhering und Hanswurst (vgl. d.), vorkommen. Schon 1669 wurde eine Uebersetzung des „Polyeut" von Corneille gedruckt und von einer wandernden Gesellschaft, unter einem gewissen Magister Veltheim, der auch nebenbei noch Ballets und italienische Burlesken aus dem Stegreife aufführen ließ, aufs Theater gebracht. Anderntheils wurden Molière's Lustspiele häufig übersetzt und aufgeführt. Die Schauspieler aber konnten ihre Kunst theils wegen jener herrschenden Verirrungen der Dichter, theils weil sie noch lange Zeit für unehrlich gehalten wurden, und das Theater mit der Geistlichkeit im Kampfe stand, noch nicht mit Freiheit ausbilden. Doch fanden sie auch ihre Gönner und Vertheidiger: die Gesellschaften vermehrten sich zusehends, und es entstanden bestimmtere Rollenfächer. In Wien, wo bisher nur Italiener gespielt hatten, führte zuerst ein gewisser Stranitzky 1708 ein deutsches Schauspiel ein; er bediente sich dabei der drolligen bairischen und salzburgischen Mundart und verwandelte den italienischen Harlekin in den deutschen Hanswurst, der, wie das Lustspiel überhaupt, hier vorzügliche Aufnahme fand. Berühmt ist in der Geschichte des deutschen Theaters Johanna Neuber, geb. Weißenborn, welche zugleich Vorsteherin einer der besten damaligen Gesellschaften, Schauspielerin und mittelmäßige Uebersetzerin war. Sie spielte zuerst in Weißenfels und Leipzig, nachher in Hamburg und allen Gegenden Deutschlands. Auf sie hatte Gottsched großen Einfluß, freilich zum Nachtheil der deutschen Nationalbühne. Großes Verdienst um die theatralische Kunst der Deutschen hatte der auch als Dramatiker hochgefeierte Lessing durch seine dramatische Kritik. Er suchte die sogen. vollkommenen Charaktere zu verdrängen, drang auf Charakterhaltung und Charakterstücke, stürzte das Ansehen des von Gottsched eingeführten französischen Geschmacks und seiner Anbeter und leitete die Aufmerksamkeit auf die gewichtigern Werke der Engländer hin. Dagegen führte er auch das bürgerl. Schauspiel und mit ihm die Forderung der bürgerl. Natürlichkeit ein. „Die Erscheinung bürgerlicher Trauerspiele", sagt Iffland (in dem angeführten Aufsatze), „wie „Miß Sara Sampson" von Lessing, der „Hausvater" von Diderot u. A., setzten den Staatsactionenverein zuerst in Verlegenheit mit sich selbst. Hier waren Menschen geschildert, und die Schauspieler bemerkten mit Erstaunen, daß diese als Menschen aus dem Leben wiedergegeben werden mußten. Alle Versuche, den Schwulst mit der Menschennatur zu vereinen, scheiterten. Zudem erschienen einige Schauspieler und Schauspielerinnen, welche das wahre lebendige Leben, ein blühendes Gefühl, die Sprache des Herzens und die Sitte des guten geselligen Lebens in diesen neuen Schauspielen auf die Bühne brachten". In diesem Zeitraume finden wir einen Eckhof (st. 1774), „der Erste, welcher der deutschen Schauspielkunst Bedeutung, Werth, Ansehen und Namen erworben hat", in Anstandsrollen, Vätern (z. B. Odoardo in Lessing's „Emilia") und feinkomischen Charakteren ausgezeichnet: Reinecke, Witthöft, Döbbelin, Brandes u. A. Die Schauspielergesellschaften wurden besser, Leseproben wurden eingeführt; mehre Höfe und Städte hatten ihre Gesellschaft auf längere Zeit, z. B. Weimar, München, Wien, wo das Komische herrschend blieb, Berlin, Leipzig, Braunschweig, Hamburg, wo Lessing seit 1767 dramaturgisirte.

Digitized by Google

Seit die Deutschen anfingen, die englischen Dichter und namentlich Shakspeare genauer kennen zu lernen, besonders durch Wieland und Eschenburg, hatten diese ebenfalls einen großen Einfluß auf die Bildung des deutschen Theaters. Schröder (s. d.), selbst Lustspieldichter, begann in dem Gebiete idealischer Darstellungen eine neue Periode, indem er Shakspeare, freilich in mangelhaften Bearbeitungen, zuerst auf die Bühne brachte. Das bürgerliche Trauerspiel artete bald in das weinerliche aus. „In dieser Periode der Empfindelei", sagt Iffland, „wurde Alles auf dem Theater geweint und gewinselt, das Studium der Charaktere nahm ab, man hing den Kopf, war leidend, schmachtend, sah gen Himmel, rang sich eine Attitude, und hatte gespielt, wenn man viel geweint hatte". Auch die größten Dichter der neuern Zeit, Göthe („Clavigo", „Stella"), Schiller („Cabale und Liebe"), trugen diesem Geschmack ihren Tribut ab, aber sie erhoben sich kräftig aus der Verirrung. Namentlich war es Göthe. In den Ritterschauspielen, welche nun erschienen, war im Allgemeinen Nichts historisch als die Namen und andre Aeußerlichkeiten, Nichts ritterlich als die Helme, Schilde und Schwerter, Nichts altdeutsch als vermeintlich die Rohheit; sonst die Gesinnungen ebenso modern als gemein. Sie begünstigten eine andre Art von Natürlichkeit und brachten dadurch der tragischen Schauspielkunst großen Schaden. Man vergaß, daß der zarte Sinn, das Pflichtgefühl für Religion und Minne, wie es in der wahren Ritterzeit galt, in der Regel alle Rohheit der Darstellung ausschließt. „Aber der Stiefel, das Klirren des Schwertes ꝛc. sollte die Kraft personificiren; die Herren betrugen sich wie die Knappen, und das harte Wort, das der Zorn herausschleudern soll, wurde oft zum gemeinen Schimpfworte". Durch unmittelbare und persönliche Einwirkung jener großen Dichter machte indeß die Darstellungskunst, namentlich von dem kunstliebenden Weimar aus, bedeutende Fortschritte. (S. Göthe, „Morgenblatt", 1815, im 16. und 17. Stück.) Die hier sich bildende Schauspielerschule zeichnete sich im höhern Style durch ihre Kunst, ein poetisches Ganzes zu bilden, aus und wirkte in den Bestrebungen des Wolff'schen Künstlerpaares in weiterm Kreise fort. Ihr gegenüber steht die berliner Schule, an deren Spitze Iffland, und ihm zur Seite ein Fleck und eine Unzelmann-Bethmann standen. Dieser Schule schloß sich die leipziger Bühne früherhin durch Opitz, Christ, Schubert, Ochsenheimer, Mad. Hartwig, Schirmer ꝛc. vorzüglich an. — Durch die versificirten Stücke hat sich leider die Schönrednerei hervorgehoben; die Mimik ist von unsern Theatern ziemlich verschwunden, und die charakterlosen Lustspiele und Farcen der neuesten Zeit begünstigen die Charakteristik nicht. Wir verweisen unsere Leser auf die „Geschichte des leipziger Theaters" (von Blümner), in welcher nicht nur Dieses, sondern auch die wichtigsten Erscheinungen der deutschen Bühne überhaupt gewürdigt worden sind. Die Oper, welche durch die Blüthe der deutschen Musik emporwuchs, erreichte zwar in poetischer Hinsicht ihre Ausbildung nicht; doch fand sie leichter ihren Boden in dem Gebiete des Romantischen, und trug dadurch einige Zeit den Sieg über das Schauspiel davon. Pantomimen und Ballets hoben sich vorzüglich durch Italiener und Franzosen.

Ein eigentliches deutsches Theater in dem Sinne, in welchem die Franzosen in ihrer Hauptstadt ein Théâtre français haben, besitzt Deutschland nun zwar ebenso wenig wie es eine eigentliche (deutsche) Hauptstadt

Digitized by Google

hat, und kann es auch, vermöge seiner einmalgegebenen staatlichen, bürgerlichen, literarischen und künstlerischen Verhältnisse, nicht haben: dafür besitzt es aber eine Menge von sich unter einander völlig unabhängiger Anstalten dieser Art, die nicht ihren Prototyp in einem einzigen von der geschmackbestimmenden Capitale (wie in Frankreich) als normal aufgestellt sehen, sondern im Gegentheil meist, jedes seinen eignen, von Partikularansichten oder individuellen Verhältnissen bestimmten Kunstweg gehen, freilich nicht immer zum Vortheil der Kunst, jedenfalls aber doch zum Vortheil einer auch nicht immer unerquicklichen Vielseitigkeit. — Wien hat 2 Theater: eins nächst der Burg oder dem Residenzschlosse, für das recitirende Drama, das andre nächst dem kärnthner Thore, für die Oper und das Ballet. Beide sind eigentliche Hoftheater, genießen Unterstützung von daher, und ihre Mitglieder sind in einem lebenslänglichen, zu einstiger Pensionnirung sich qualificirenden Engagement, gleich andern Staatsdienern. Außer diesen hat Wien noch drei andre Theater, das an der Wien, wo Dramen aller Art, große Opern, Singspiele und Ballets gegeben werden; das in der Leopoldstadt und das in der Josephstadt. Diese drei sind Privatunternehmungen, und die letzten beiden eigentliche Volksbühnen, auf welchen die Localpossen, Operetten u. dgl. zur Darstellung kommen, die entweder ganz im Geiste des Volks der Hauptstadt gedichtet, oder aus dem täglichen Leben desselben, oft in der Mundart der Menge, genommen sind. Das neuerdings neu aufgebaute und neu organisirte josephstädter Theater besucht auch zu manchen Zeiten Presburg in Ungarn und den Badeort Baden. — Berlin hat jetzt eine königliche Bühne, die sich sonst, in ihrer Blüthenzeit, Nationaltheater, jetzt etwas seltsam „königliche Schauspiele" nennt. Recitirendes Drama jeder Art, Oper, Singspiel und Ballet sind hier wie bei allen andern deutschen Bühnen, vermischt; jedoch wechselt das Local, Opernhaus und Schauspielhaus; seit einiger Zeit wird auch zuweilen in Potsdam und Charlottenburg gespielt. In der Königsstadt hat eine Gesellschaft Actionnairs ein neues Theater begründet, das zu einem Volkstheater bestimmt war. Davon ist aber keine Spur mehr, oder es ist richtiger nur ein Versuch der Art gemacht worden. Französische Vaudevilles, wiener Spectakelstücke und ähnl. dominirten hier, und erst seit dem Erscheinen der Demoiselle Sontag gab man auch glänzende Opern. — München hatte 2 Theater; beide mit dem Prädicat „Hof" geschmückt, obschon das am Isarthore ein eigentliches Volkstheater war. Letzteres ist jetzt geschlossen. — Auch Dresden besitzt deren gewissermaßen 2, ein deutsches nämlich, welches sich in neuerer Zeit mancher Verbesserung und Erweiterung zu erfreuen hatte, und eine italienische Operngesellschaft, auf welche immer viel verwendet worden ist (die einzige noch stehende ital. Opernbühne in Deutschland). In Stuttgart, Kassel, Braunschweig, Darmstadt, Hanover, Karlsruhe, Schwerin und Weimar befinden sich überall Hoftheater, von denen jedoch manche, wie z. B. die in Hanover und Schwerin, künstlerisch betrachtet, durchaus nur zu denen des zweiten und dritten Ranges gezählt werden können, dessenungeachtet aber sämmtlich, wie die in Wien, Berlin u. s. w., unter Oberleitung eines vom Hofe dazu ernannten Hofwürdenträgers stehen. Die Städte Augsburg, Bamberg, Bremen, Breslau, Brünn, Danzig, Düsseldorf und Elberfeld, Frankfurt a. M., Freiburg im Breisgau, Grätz, Ham-

Digitized by Google

burg, Königsberg, Linz, Lübeck, Manheim, Nürnberg, Pesth und Ofen, Prag, Riga und einige andre, haben meist stehende, theils auf Actien, theils allein auf die eignen Fonds ihrer Unternehmer gegründete, theils sogenannte ständische, d. h. von den Ständen des Landes gewissermaßen garantirte, Theater, und es gehören einige wenige davon in künstlerischer Rücksicht mit zu den besten des deutschen Vaterlandes, wie z. B. die im Jahre 1828 aufgelöste Bühne von Leipzig, die von Frankfurt und Hamburg. Andre sind dagegen höchst mittelmäßig und oft um Nichts besser als die gewöhnlichen wandernden Schauspielergesellschaften, deren Zahl, obschon sie sich in neuerer Zeit durch die Verhältnisse der Gegenwart etwas gemindert hat, noch immer sehr ansehnlich ist. Oft jedoch findet der Freund der Kunst mit angenehmer Überraschung bei solchen sogenannten kleinen Bühnen Talente und eine Rundung der Darstellung, wie manchem sich brüstenden Hof- und Stadttheater zu wünschen wären. Bemerkung verdient noch, daß in manchen ihrer Volkszahl nach sehr bedeutenden Städten kein stehendes Theater sich auf die Länge zu halten im Stande ist, und daß dagegen oft weit kleinere Orten allein und aus eignen Mitteln recht ansehnliche fort und fort gut erhalten. So haben z. B. Königsberg und Bremen, bei aller Volksmenge und ansehnlichem Handelsstande, nie ein eignes Theater auf die Länge haben können, und alle Unternehmungen dieser Art scheiterten noch daselbst; auch Magdeburg vermag nur einen Theil des Jahres hindurch die Kosten einer mäßig starken Gesellschaft zu decken; Köln und Aachen haben seit dem Monat März 1832 ein vereinigtes Theater; dagegen haben Breslau, Brünn, Linz, Manheim u. a. O. (Städte wie Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. M. u. s. f. gar nicht zu gedenken) fast zu allen Zeiten, die oft für diese Orte sehr drückend waren, ihre Bühnen aufrecht erhalten, welche zum Theil, wie die in Manheim und Breslau, zu den bessern gehören. — Zu den hervorragenden Künstlern der deutschen Bühne gehören unter den jetzt lebenden anerkanntermaßen: die verw. Wolff (in Berlin), Devrient, Eßlair und Soph. Schröder; von denen die ersten den letztern an Bildung und Studium ebenso sehr überlegen sind, als diese jenen an Reichthum der Naturmittel. Die Wolff (geb. Malcolmi) hat sich, wie ihr verst. Mann, in Göthe's Schule vornehmlich für die feinere Charakteristik, für die gemessene ideale Darstellung, welche sich dem Antiken nähert, gebildet; von diesem Standpunkte aus hat sich ihr Talent unter veränderter Umgebungen mit großer Freiheit entwickelt. Ihre plastische Kunst und vollendete Declamation der rhythmischen Poesie kann als Muster dienen, und die höchst seltene Vereinigung des mimischen und declamatorischen Talents würde noch weit mehr anerkannt seyn, wenn nicht die Natur zu mancher Anstrengung die Kraft versagte, und das Publikum von dem Schauspieler die Vielseitigkeit eines Tausendkünstlers verlangte. In stark gezeichneten heroischen Charakteren feiert die geniale Kraft Eßlair's und der Schröder ihren Triumph. Ihre Phantasie ist wirksam, besonders wo es gilt, große mimische Effecte hervorzubringen und kolossale Bildungen der Phantasie den Sinnen zu vergegenwärtigen; aber ihr Streben geht mehr auf große Momente als auf ein Ganzes. Zwischen den genannten Künstlern steht mitten inne Devrient, durch seine mimische Erfindung und durchaus gehaltene Charakteristik ausgezeichneter bürgerl. Charaktere und komischer Ideale mit

Digitized by Google

Recht gepriesen; ja vielleicht der größte mimische Künstler auf der deutschen Bühne. Den hier genannten Künstlern gesellt ein ausgebreiteter Ruf noch zu: Mad. Crelinger (in Berlin); Dem. Lindner (in Frankfurt; durch Wahrheit und Consequenz der Darstellung ausgezeichnet); Mad. Neumann (in Karlsruhe), und den Komiker Wurm. Die Erstere ist unstreitg ein reiches Talent, für die Darstellung jugendlicher Heroinnen in der Tragödie und vornehmer Damen in Conversationsstükken geschaffen, und würde noch mehr seyn, wenn sie sich von einer gefallsüchtigen Manier zu befreien wüßte, welche die Kraft ihrer Darstellungen abstumpft. Ihr in gewisser Hinsicht entgegengesetzt erhebt Mad. Neumann die Lieblichkeit ihrer Natur zur Kunst, aber sie entfernt sich wenig über die Erscheinung des Weibes in der heutigen feinen Conversation. Der Komiker Wurm endlich hat in der gehaltenen Schilderung aus dem Leben gegriffener, burlesker Charaktere eine anerkannte Virtuosität. Mehre Andere.

Deutsche Theorie und Kritik. Theorie und Kritik der schönen Redekünste sind in Deutschland nicht aus der vorhandenen Nationalliteratur und als Ergebniß der Reflexion über dieselbe hervorgegangen, sondern haben deren neuere Gestaltung und Veredlung vorbereitet und fortwährend gefördert; sie erscheinen daher in eigenthümlicher praktischer Bedeutung, indem sie das Gesetz ausmitteln, dessen Gültigkeit durch Kunstwerke beurkundet wird, und somit in das Geben und Empfangen künstlerischer Erzeugnisse gleich unmittelbar einwirken. Zu einem mit allgemeiner Anerkennung herrschender literarischen Gerichtshofe, wie es in Frankreich die Académie française war, konnte es wegen der Vereinzelung der deutschen Staaten nicht kommen; kein der Literatur gebietender Hofton engte die Schriftsteller in gewisse beliebte Formen und Weisen ein, und die Universitäten waren, selbst für die eigne Provinz, ohne allen Einfluß auf die Nationalliteratur. Jedem Einzelnen war unbenommen, sich auszusprechen, wie es ihm der Gott oder der Reim gab. Die Dichter sangen in ganz verschiedenen Weisen friedfertig neben einander; das Publikum hörte Jeden, nirgends war Streit. Nachdem nun lange genug das Kunstgesetz nur in der sein Daseyn andeutenden That ausgesprochen worden war, geschahen mit dem Erwachen eines neuen dichterischen Lebens im 17. Jahrh. die ersten Schritte zu seiner Feststellung und Anerkennung, oder zum Ausdrucke der in rednerischen Kunstwerken befolgten Regel; diese beschränket sich jedoch fast ausschließlich auf Sprache und Aeußerlichkeiten, und verleugnet ihre Abhängigkeit von anwendbaren Vorschriften und Erfahrungen des classischen Alterthums keineswegs. So findet sie sich in M. Opitz „Prosodia germanica, oder von der deutschen Poeterei“ (Breslau 1624) und in den propädeutischen Arbeiten Buchner's und Tscherning's und Zesen's und Betulejus's; historisch vielhaltiger in Morhof's „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ (Kiel 1682). Reicheren und tieferen Gehaltes sind die polemischen Belehrungen, welche Warneck gelegentlich hinwarf; sie scheinen aber so wenig beachtet worden zu seyn, wie etwas später Mosheim's „Zufällige Gedanken von einigen Vorurtheilen in der Poesie, besonders in der deutschen“ (Lübeck 1716); und auch Hagedorn's ästhetische Andeutungen wurden von Zeitgenossen nicht nach Verdienst gewürdigt und beherzigt. In allgemeineren Gebrauch kamen die

Digitized by Google

rhetorischen Lehrbücher von Chr. Weiße und die sehr viel besseren des achtungswerthen Joh. Andr. Fabricius (Leipzig 1724); nur brachten sie im Allgemeinen dem geistigen Kunstleben geringeren Gewinn, wenn sie auch für Jugendbildung nicht unersprießlich waren und zum Theil die Stimmung des folgenden Zeitalters vorbereiten halfen. Der bitter ernst erregte Kampf zwischen Gottsched und den Schweizern regte das bald zu tüchtigeren Leistungen erkräftigte Bestreben an, sichere Grundsätze für Beurtheilung des Schönen in rednerischer Kunst zu ermitteln, und war in dieser Hinsicht von dem entscheidendsten Erfolge, ohne daß die Verhandlungen der Streitenden selbst bedeutenden Ertrag gewährten. Gottsched's „Redekunst" und „Kritische Dichtkunst", Vorschriften des französirten classischen Alterthums aufstellend und in innerer Flachheit sich selbst überlebend, förderten allgemeinere Theilnahme an den Angelegenheiten der Nationalliteratur und forderten denkende Köpfe auf zu Berichtigungen und Ergänzungen; schon J. J. Breitingers „Kritische Abhandlung von der Natur, den Absichten und dem Gebrauche der Gleichnisse" (Zürich 1740) sprachen tiefer forschenden philosophischen Geist, vielseitigere ästhetische Erfahrung und umsichtigere Beobachtung aus, ohne die Hauptaufgabe befriedigend zu lösen. Die in alle Gegenstände des menschlichen Wissens eingehende Wolf'sche Philosophie wurde nun auch auf Untersuchungen des Schönheitsgefühls und des Geschmacks angewendet; Alex. Gottl. Baumgarten ordnete die Grundsätze der Aesthetik wissenschaftlich und bewährte auch hier den ihm eigenthümlichen Scharfsinn; Gleiches versuchten, mit weniger Selbstständigkeit, aber nicht ohne Erfolg für enger begrenztes Zeitbedürfniß: Gg. Fr. Meier in Halle und Joh. Gotth. Lindner in Königsberg. Auch was J. E. Schlegel, der leipziger Literaturverein und Gellert angedeutet und erörtert, bestritten und beseitigt haben, muß mit dankbarer Achtung erwähnt werden. Es war Manches vorbereitet, wenigstens Stumpfsinn und blinde Hingebung an Herkömmlichkeit und Schulansehen überwunden und geistige Empfänglichkeit geweckt. Eine neue Regung riefen hervor Haller's gedankenschwere und kräftige Gedichte und Klopstock's von altclassischer Bildung zeugende „Messiade" (1748). Große Köpfe traten in die Schranken, um das Werk gründlicher Geschmacksbildung mit freier Kraft, reichem und tiefem Gefühl und umfassender Kenntniß zu reiferem Gedeihen zu fördern Winkelmann's platonischer Tiefblick, Hamann's sinnvoll launige Mystik, Herder's geniale Keckheit, Gerstenberg's Hinweisung auf die dichterischen Schätze Skandinaviens und Britanniens, vor andern Lessing's gehaltvolle Polemik und fruchtbare Kritik gaben dem ästhetischen Zeitgeiste eine durchaus ganze neue Richtung. Lessing, der größte Kritiker, welchen Deutschland je gehabt hat — ohne Vorliebe für irgend eine Nation und alle richtig würdigend, durch keine Convenienz befangen und frei von aller Menschenfurcht, mit redlicher und tiefer Forschung und einer sich selbst nicht schonenden Unparteilichkeit nur das Wahre suchend — vereinigte vielseitige Gelehrsamkeit, Schärfe des Urtheils, Klarheit des Bewußtseyns, Feinheit des Geschmacks und schlagende Bündigkeit in Darlegung der gewonnenen Resultate in einem solchen Grade, daß er zu gleicher Zeit als eigentlicher Stifter der deutschen Kritik und als unvergeßliches Muster für dieselbe zu betrachten ist. Seine eignen originellen Productionen erhöhten und verstärkten den

Digitized by Google

Eindruck, den er als Kritiker gemacht hatte. Mit und neben ihm wirkte der berliner Buchhändler Nicolai durch Errichtung mehrer kritischen Zeitschriften. Weder durch Genialität noch durch tiefe Kenntniß ausgezeichnet, verband Letzterer doch mit einem natürlich gesunden Verstande ein gewisses Gefühl des Wahren und Richtigen und eine Gabe unerschrockener Freimüthigkeit, welche ihn bei der von ihm selbst getroffenen Wahl seiner Mitarbeiter leiteten. Zuerst stiftete er 1757 die „Bibliothek der schönen Wissenschaften", welche er aber bald seinem Freunde Weiße übergab und an deren Stelle 1759 die „Literaturbriefe" und 1760 die „Allgemeine deutsche Bibliothek" unternahm. Die „Literaturbriefe", an denen Lessing, Mendelssohn, Abbt, Sulzer, Resewitz und Grillo Theil nahmen, zeichneten sich vor dem letztern Institute, welches sich mehr auf kurze und strenge Rüge der eben gangbaren Fehler und Verirrungen beschränkte, durch eigne Reflexionen und durch weitere Durchführungen einzelner ästhetischer Gegenstände aus; beide Zeitschriften verstärkten ihren Einfluß durch ihren entscheidenden und rücksichtslos freimüthigen, nicht selten selbst schonungslosen und verwundenden Ton. Neben ihnen führte Weiße, mit geringerer Originalität, obgleich im Ganzen nach denselben Grundsätzen, die „Leipziger Bibliothek der schönen Wissenschaften" fort, welche sich durch ruhigen Ton und feinen Anstand, durch Klarheit und Anmuth der Darstellung und durch besonnene und überlegende Empfänglichkeit für dasjenige Neue charakterisirte, was sich als tüchtig bewährte. Gegen das Nicolai'sche Tribunal lehnte sich vornehmlich der hallische Professor Klotz auf, welcher seit 1768 eine eigene „Bibliothek der schönen Wissenschaften" herauszugeben anfing. Was er und seine Genossen — unter denen Riedel, Verfasser beißender Satyren und einer „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" und anderer Schriften, der Bedeutendste ist — ihm entgegensetzten, verlor durch unverkennbare Armuth und offenherzige Gemeinheit alle dem dem Besseren gefährliche Wirksamkeit. Auch wurde Klotz's Ansehen durch Lessing in Kurzem gänzlich vernichtet. Aber noch war Deutschland für das Höhere, was ihm dargeboten wurde, nicht reif; es that sich eine flache Vielthuerei und breite Selbstgenügsamkeit auf, welche den von Lessing und seinen Waffenbrüdern bezeichneten mühsamen aber richtigen Weg nicht verfolgen ließen; gefällige Unterhaltungsgabe und leichte Belehrung wurden für verdienstlicher gehalten als gründlich strenge Untersuchung. Die bedeutsameren literarischen Erscheinungen in diesem Fache in jenem Zeitraume sind die Schriften Meinhard's, Ramler's, Sulzer's, Engel's, Moritz's, Eschenburg's, Eberhard's. Herder's Kritik („Kritische Wälder", 1769) fehlt es nicht selten an Klarheit und an scharf bestimmten Begriffen. Die um dieselbe Zeit von Meinhard auf deutschen Boden verpflanzten Grundsätze der Kritik des Schottländers Home, welcher die Aesthetik auf rein psychologischem Wege zu construiren suchte, blieben nicht ohne Einfluß. Den durch die meisten der bisherigen kritischen Bemühungen bekämpften französ. Geschmack brachte Wieland durch seinen „Deutschen Merkur" wieder zurück, ohne ihn doch unbedingt in seine frühern Rechte wieder einsetzen zu wollen. Die deutsche Kritik nahm nun bei unverminderter Regsamkeit und Tiefe einen vielseitigeren Charakter und einen Ton des feinen und milden Anstandes an, welcher sich namentlich in der 1785 gestifteten jenaischen „Allgemeinen Literaturzeitung" kund gab. Die mit tieferen Studien des classischen Alterthums

Digitized by Google

zusammentreffende kritische Philosophie fand allgemeinen Eingang. Was im Lessing'schen Zeitalter erstrebt worden war, ging nun mit kräftiger Selbstständigkeit und Vollgültigkeit in das geistige Leben über; die Einkehr in das innere Heiligthum des menschlichen Gemüths und die Herrschaft der Idee wurde entschieden. Zum kleineren Theile ist Dieses durch metaphysische Forschungen bewirkt worden, obgleich die Erfolge für Umstaltung der Spekulationsmethode nicht verkannt werden können, von welchen Kants „Kritik der Urtheilskraft" (Berlin 1790) und die Erläuterungen mehrer seiner Schüler, Pörschke („Gedanken über einige Gegenstände der Philosophie des Schönen", Königsberg 1794), Heydenreich („System der Aesthetik", 1796), Bendavid („Versch. über Geschmackslehre", Berlin 1796), besonders der die geöffnete Bahn kühn verfolgenden Selbstdenker Fichte und Schelling begleitet gewesen sind. (Bloß vorübergehend war die Wirkung der 1797 ins Publikum geworfenen weimar. „Xenien".) Darauf kam es an, das Wesen und die Grundsätze des Kunstideals, wie sie in der ewigen Gesetzgebung der Schöpfungskraft des Geistes enthalten und in Thatsachen aller Völker und Zeiten ausgedrückt sind, lebendig zu veranschaulichen, und Das, was die auf eigenthümliches Bewußtseyn gestützte Anerkennung der freien Wahrheit hemmet und störet, zu beseitigen. Dieses Verdienst erwarben sich außer Schiller, besonders Aug. Wilh. Schlegel, als correcter Dichter geachtet, der classische Uebersetzer des Shakspeare und Calderon und Verfasser gehaltvoller Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur ꝛc., und sein Bruder Friedr. Schlegel, von dem wir mehre geistreiche Dichtungen und merkwürdige Vorlesungen über die Geschichte der neuern Zeit (Wien 1811) und über die Geschichte der Literatur haben. Beide sprachen ihre Ansichten und Betrachtungen mit rücksichtsloser Freisinnigkeit polemisch aus, machten ebenso sehr auf das Ewig-Wahre des Alles regierenden Gedankens und Gefühles, als auf das unterscheidende Volksthümliche und auf die unantastbare Gerechtsame jeder Zeit und Individualität aufmerksam, zollten der Herrlichkeit Göthe's sinnliche Bewunderung, ermäßigten die Ueberschätzung einiger vaterländ. Schriftsteller, drangen auf Gerechtigkeit gegen die Vergangenheit; läuterten die Gegenwart und lehrten Glauben an die Zukunft, die ihr Streben rechtfertigen wird gegen manche Verunglimpfung der befangenen Mitwelt („Athenäum", Berlin 1798; „Charakteristiken und Kritiken", Königsberg 1801). Von noch ausgedehnteren Folgen war der innige Verein, den Beide mit Tieck, Bernhardi, Novalis und andern befreundeten Geistern schlossen. In ihrem Geiste schrieb Ad. Müller seine „Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur" (Dresden 1809). Unter den Gegnern machte sich Kotzebue durch die 1803 von ihm gestiftete Zeitschrift: „Der Freimüthige" (an welchem auch Merkel Theil nahm) am bemerklichsten, während die „Zeitung für die elegante Welt" die Ansichten der Schlegel'schen Schule in Schutz nahm. Der von beiden Brüdern begonnene Kampf wird noch mehrmalen erneut und beharrlich fortgesetzt werden müssen, wenn die Annäherung zum höheren Ziele des geistigen Kunstlebens gesichert und verallgemeinert werden soll. Der von Göthe bis zu seinem jüngst erfolgten Lebensende ausgestreute Same wird in keinen undankbaren Boden gefallen seyn. An Lehrbüchern ist in der neuern Zeit kein Mangel. Clodius's „Entwurf einer systematischen Poetik" (Leipzig 1804); Friedrich Bouterwek's „Aesthetik"

Digitized by Google

(Leipzig 1806); Aloys Schreiber's „Lehrbuch der Aesthetik" (Heidelb. 1809); K. F. Bachmann's „Kunstwissenschaft in ihrem allgemeinen Umrisse ꝛc." (Jena 1811) sind einige der berühmteren, von denen keins befriedigend gefunden worden ist; Goldkörner enthält Jean Pauls „Vorschule der Aesthetik" (Hamb. 1804). Mit Entwickelung der mannigfaltigsten Ansichten scheint die deutsche Kritik mündig geworden zu seyn, aber leider erscheint sie nun in den Unterhaltungsblättern als ein vielköpfiges Ungeheuer, welches ins Unendliche vervielfältigt bellt und lästert.

Deutsche Universitäten. 1) Prag (kathol.), die erste Universität Deutschlands, wurde von Kaiser Karl IV. nach dem Muster der pariser gestiftet 1348. — 2) Wien (kathol.), gest. von den Herzogen Rudolf Albrecht und Leopold 1351, bestätigt vom Papst Urban V. Sie hat sich in neuerer Zeit vorzüglich um das Studium der Medicin Verdienste erworben. — 3) Heidelberg (kathol., seit der Reformation protestant.), stiftete der Pfalzgraf, nachherige Kaiser, Ruprecht 1386; sie gelangte in der Folge durch ihre große Bibliothek zur Weltberühmtheit, bis ihr blühender Zustand sich mit Tilly's Eroberung der Stadt und Wegnahme des Bücherschatzes 1622 endigte. Aber mit der Abtretung Heidelbergs an Baden begann für sie eine neue Aera, und der Großherzog Karl Friedrich ist durch ihre Wiederemporhebung als ihr zweiter Stifter anzusehen. Sie ist in 5 Sectionen eingetheilt, in die kirchliche, juristische, medicinische, staatswirthschaftliche und philosophische. — 4) Köln (kathol.) gestiftet vom Magistrat 1388, eingerichtet nach der pariser und prager Universität mit 4 Fakultäten, bestätigt und mit vielen Privilegien beschenkt vom Papste Urban VI., im 15. Jahrh. eine der berühmtesten in Europa, Mutter jener von Löwen und Kopenhagen, aufgehoben 1798. — 5) Erfurt, gestiftet vom mainzer Kurfürsten Johann 1392, aufgehoben 1816. — 6) Würzburg, gestiftet 1403, ging nach einigen Jahrzehnten ein, wieder erneuert vom Fürstbischof Julius 1582, seitdem durch mehre berühmte Lehrer ausgezeichnet und immer einen hohen Rang unter den kathol. Hochschulen Deutschlands behauptend. — 7) Leipzig (kathol., seit der Reformation lutherisch), 1409 durch prager Gelehrten und Studenten gegründet, und gestiftet nach dem Muster der Universitäten Paris und Prag vom Kurfürsten Friedrich dem Streitbaren. — 8) Rostock (kathol., seit der Reformation luth.), gestiftet 1419 durch die Herzoge Johann und Albrecht im Vereine mit dem Magistrate. — 9) Greifswalde (kathol., seit der Reformation luth.), stiftete Herzog Wratislaw 1455. — 10) Freiburg (kathol.), errichtet vom Erzherzog Albrecht 1457. — 11) Trier (kathol.), 1454 gestiftet vom Kurfürsten Markus, wurde 1472 eingeweiht und 1798 aufgehoben. — 12) Ingolstadt (kathol.), gestiftet vom Herzog Ludwig dem Reichen 1472, seit 1802 in Landshut, dann 1826 nach München verlegt. — 13) Tübingen (kathol. und evang.), gestiftet von Eberhard I., 1477. — 14) Mainz (kathol.), 1477 vom Kurfürsten Dietrich gestiftet, 1798 aufgehoben. — 15) Wittenberg, gestiftet vom Kurfürsten Friedrich III. nach dem Muster der tübinger, eingeweiht den 18 Oct. 1502, luth. 1517, theologisch pädagogische Pflanzschule für das protestant. Europa; vereint mit Halle 1815. — 16) Frankfurt an der Oder, gest. 1505 von Kurfürst Joachim I., nach dem Muster der leipziger, eingeweiht den 26. April 1506; protest. 1539, mit Breslau vereinigt 1811. — 17) Mar-

Digitized by Google

burg (protest.), gestiftet den 30. Mai 1527 vom Landgrafen Philipp dem Großmüthigen, im 16. Jahrh. die Heimath evangelischen Weltbürgersinnes; reformirt 1605; erweitert 1786 und 1821. — 18) Strasburg (luth.), gestiftet vom Magistrat 1538, auf J. Sturms Anregung, privilegirt 1621, eingeschränkt durch Jesuiten 1702; im 18. Jahrh. durch medicinische Anstalten berühmt und als publicistische Rechtsschule geachtet, auf theologische und philosophische Fakultät zurückgeführt 1803. — 19) Königsberg in Preußen (luth.), gestiftet vom Herzog Albrecht, eingeweiht den 14. Aug. 1544; in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Verein vorzüglicher Selbstdenker und tief eingreifend in das vergeistigte öffentliche Leben. — 20) Jena (luth.), Gymnasium, von den Söhnen des Kurfürsten Johann Friedrich gestiftet 1548, privilegirte Universität 1557, eingeweiht den 2. Feb. 1558, seit 1788 bis 1818 Pflanzschule der neuesten Philosophie. — 21) Dillingen (kathol.), vom augsburger Bischof Otto von Waldburg gestiftet 1549, Universität den 21. Mai 1554, den Jesuiten eingeräumt 1563, Sitz der Polemik gegen Protestantismus; 1804 baierisches Lyceum. — 22) Helmstädt (luth.), vom Herzog Julius gestiftet, eingeweiht den 15. October 1576, im 18. Jahrh. durch wissenschaftliche Freisinnigkeit und gründliche Eigenthümlichkeit ausgezeichnet; aufgehoben 1809. — 23) Altorf (luth.), 1575 vom nürnberger Magistrat gestiftete Akademie, mit philosophischem Promotionsrecht den 6. Nov. 1578, Universität den 3. Oct. 1622, eingeweiht den 29. Juni 1623, zu theol. Promotion berechtigt den 10. Dec. 1696. Bei geringer Frequenz wirksam für gelehrte Bildung; aufgehoben 1809. — 24) Herborn, reformirtes Gymnasium, Akademie von Johann dem Aeltern, Grafen von Nassau, gest. 1584; Universität 1654, aber ohne Privilegien und Einweihung; theol. Seminarium 1818. — 25) Grätz (kath.), vom Erzherzog Karl gestiftet 1586 mit theologischer und philosophischer Fakultät; Lyceum 1783. — 26) Paderborn (kathol.), vom Bischof Theodor von Fürstenberg gestiftet 1592, den Jesuiten übergeben, eingerichtet 1616 mit theologischer und philosophischer Fakultät; aufgehoben 1815. — 27) Gießen (luther., seit 1831 auch mit kathol.-theol. Fakultät), vom Landgrafen Ludwig gestiftet 1607, aufgehoben 1625, wieder hergestellt den 5. Mai 1650. — 28) Molsheim im Elsaß (kathol.), vom Erzherzog Leopold von Oestreich gestiftet 1618; in Strasburg verlegt 1702 vom König Ludwig XIV. von Frankreich. — 29) Rinteln (luther.), vom Grafen Ernst von Schaumburg gestiftet 1619, eingeweiht 1621, aufgehoben 1809; Gymnasium 1816. — 30) Salzburg (kath.), gest. vom Erzbischof Paris, Grafen v. Lodron 1622; berühmt durch die medicin. Fakultät im 18. Jahrh.; aufgehoben 1810; Lyceum. — 31) Münster (kathol.), vom Bischof Ferdinand von Fürstenberg gestiftet 1631; erhielt eine jurist. Fakultät 1774; theolog. Specialschule 1816. — 32) Osnabrück (kathol.), vom Bischof Franz Wilhelm, Grafen von Wartenberg, gestiftet 1632, aufgehoben 1633; Jesuitencollegium 1650. — 33) Bamberg (kathol.), vom Bischof Melchior Otto gestiftet 1648, theolog. und philosoph. Fakultät; Fürst-Bischof Karl fügte 1739 die jurist. und medicin. Fakultät, welche sich seit 1773 rühmlichst auszeichnete, hinzu; aufgehoben 1803 mit Beibehaltung einer medicin. Specialschule und Errichtung eines Lyceums. — 34) Duisburg (reform.), 1655 vom brandenburg. Kurfürsten Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm gestiftet; aufgehoben 1804. — 35) Kiel (luther.), gestiftet 1665 vom Herzog Christian Albrecht von Holstein. — 36) Innsbruck (kathol.), errichtet 1672 von Kaiser Leopold I., Lyceum 1782, wiederhergestellt 1792, 1810 abermals in ein Lyceum verwandelt und zuletzt, 1. Mai 1826 aufs Neue zu einer Universität erhoben. — 37) Halle (luther.), 1694 vom brandenburg. Kurfürsten Friedrich III. gestiftet, eingeweiht den 1. Juni nämlichen Jahres; Muster-Universität, von welcher ein kräftiger Geist praktischer Wissenschaftlichkeit ausgegangen ist und sich während der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrh. besonders auch in der Theologie bewährt hat; für eifrigere Bearbeitung der altclassischen und morgenländ. Philologie, der Geschichte, der Oekonomie, der deutschen Beredtsamkeit wurde von ihr der Ton angegeben, und so war sie in vieler Hinsicht Vorbild für andere. — 38) Breslau (kathol.), gestiftet 1702 vom Kaiser Leopold I., theolog. und philosoph. Fakultät; eingeschaltet und vereinigt mit Frankfurt a. d. O. den 21. Oktob. 1811. — 39) Kassel, Collegium illustre Carolinum, 1709 vom Landgrafen Karl gestiftet, von Friedrich II. erweitert und mit medicin. Fakultät vermehrt 1767, aufgehoben 1785. — 40) Fulda (kathol.), vom Fürst-Abt Adolf v. Dalberg 1739 gestiftet, aufgehoben 1804. — 41) Göttingen (Georgia Augusta) (luther.), gestiftet 1734 von König Georg II. von Großbritannien als Kurfürst von Hanover, eingeweiht den 17. Sept. 1737, nach dem Vorbild der Halle'schen; durch die Einsicht ihres Begründers und Pflegers Gerlach Adolf von Münchhausen, dessen seltenes Verdienst von Chr. G. Heyne würdig gefeiert worden ist, schon in der ersten Anlage eine der vorzüglichsten höheren Bildungsanstalten Europas, indem in der Regel anerkannt verdiente Gelehrte zum Lehramte berufen und äußerlich geehrt und gegen Nahrungssorgen gesichert wurden; dabei ist für allgemeinere wissenschaftliche und ästhetische Bildung, für Erhaltung der Geistes- und Preßfreiheit, für zweckmäßige Apparate, besonders für eine musterhaft vermehrte und geordnete Bibliothek, sowie für treffliche Uebungsanstalten eifrig und freigebig gesorgt. — 42) Erlangen (luther.), vom Markgrafen Friedrich in Baireuth 1742 gestiftet, nach Erlangen verlegt 1743. — 43) Bützow (luther.), gestiftet 1760, mit Rostock vereinigt 1789. — 44) Bonn (kathol.), gest. vom köln. Kurfürsten Maximilian Friedrich 1774, vollständiger eingerichtet unter Maximilian Franz 1786, eingegangen um 1794; neu begründet, kathol. und evangel., von König Friedrich Wilhelm III. von Preußen den 18. Oktob. 1818. — 45) Stuttgart (luther.), Militärakademie, gestiftet von Herzog Karl Eugen 1770, zur Universität erhoben 1781, eingeweiht 1782, aufgelöst 1794. — 46) Berlin (evangel.), 1810 von König Friedrich Wilhelm III. gestiftet, mit vorzüglichen Anstalten, daher schnell aufblühend. — 47) Elwangen (kathol.), gestiftet von König Friedrich I. v. Würtemberg 1812, mit Tübingen vereinigt 1817. — 48) Wien (evangel.), theolog. Specialschule, gestiftet von Kaiser Franz 1820, eingeweiht den 2. April 1821. Sämmtliche noch bestehende 22 Universitäten Deutschlands haben beinahe 1100 Lehrer und 15.800 Studirende (Berlin allein über 100 Docenten und mehr als 1700 Stud.). S. D. Kilian, „Die Universitäten Deutschlands in medicinisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht" (Heidelb. 1829).

Deutsche Volksschulen, s. Schulen.

Digitized by Google

Deutschland (Geschichte). Ueber Deutschlands älteste Geschichte s. Germanien. Die große Völkerwanderung (vgl. d.) hatte begonnen; die Besitznahme der röm. Provinzen durch den Deutschen Odoakar, welcher den Purpur Italiens an sich riß, war, im Ganzen genommen, von geringen Verheerungen und Blutvergießen begleitet gewesen; desto blutiger aber waren die Kämpfe, welche nunmehr unter den Eroberern selbst entstanden, als besonders die Franken unter Chlodwig von 491 bis 511 die Westgothen und Burgunder, im heutigen Frankreich, die Alemannen im südlichen und die Thüringer im östlichen Deutschland besiegten und sich unterwarfen. Das dadurch entstandene große Frankenreich kam nach langen innern Zerrüttungen endlich in die kräftigen Hände Karl Martels, seines Sohnes Pipin und endlich dessen Sohnes Karls des Großen (s. d.) 771—814. Immer heftiger wurden indeß die Kämpfe mit den benachbarten, dem Frankenreich noch nicht einverleibten Deutschen, unter denen die Sachsen die gefährlichsten Feinde des Frankenlandes waren. Da unternahm es Karl der Große, diesen Kämpfen ein Ende zu machen, die rohen Sachsen zur Annahme des Christenthums zu nöthigen und sie in ein politisches Ganzes unter seinem Scepter zu vereinigen. Zwar fand er einen unerwarteten dreißigjährigen Widerstand; doch Wittekind der Große, der Sachsen-Herzog, unterwarf sich ihm endlich, ließ sich, um das Blut seiner Sachsen zu schonen, das Karl in Strömen vergoß, mit seinem Heere taufen, und die große fränkische Monarchie, welche Gallien, Italien und Deutschland bis an die nördliche See umfaßte, ward gegründet. Uebrigens denkt man sich diesen langen Krieg sehr irrig, wenn man glaubt, daß bei den immer neu entstandenen Unruhen die ganze Nation wider Karl aufstand. Der Sachsentheil am linken Weserufer unterwarf sich nach dem ersten Siege Karls, und empörte sich seitdem nicht wieder; aber Karls Beamte und Priester regierten unsanft, und ein großer Theil der Unterdrückten zog aufs rechte Weserufer und griff von dort aus die Franken und seine eignen Landsleute an, die nicht hatten auswandern wollen. Als, nach vielen Niederlagen und Siegen über die Ausgewanderten und über die Bewohner des rechten Weserufers, auch dieses Karl den Großen und sein fränkisches Besatzungsrecht hatte anerkennen müssen, waren es wieder ausgewanderte Priester und Edle, die vom rechten Elbufer aus den Kampf erneuerten und lange Jahre fortsetzten, auch die ruhigen Wehrenbesitzer in den Krieg mit verwickelten. Durch die Verpflanzung vieler tausend besonders unruhiger überelbischer Familien in die Picardie und durch die Versorgung der übrigen mit herrenlosen Wehren, machte Karl sie endlich seßhaft, erlaubte ihnen, sich selbst zu regieren, und hatte nun Friede. Doch das fränkische Deutschland erhob sich zu einem selbstständigen Reiche, als Karls Söhne nach heftigem Kampfe die ungeheure Erbschaft in dem Vertrag von Verdun 843 theilten. Mit Ludwig dem Baier oder dem Deutschen beginnt im engern Sinne die Geschichte des deutschen Reiches. Damals hatte Deutschland den Rhein auf einer Seite zur Grenze und besaß noch Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten auf dem linken Rheinufer, nicht um der dortigen Bewohner, sondern um der Weinberge willen, die dem östlichen Reiche nicht fehlen sollten; die übrigen Grenzen waren fast die nämlichen, die es noch jetzt sind; seine innere Verfassung, fränkischen Ursprungs, blieb ihm. Unter Ludwigs Regierung entstanden die Mark-

Digitized by Google

grafen und die Burgen, als Sicherheitsanstalten gegen die Einfälle der Normänner und Slawen, besonders der Wenden. Er vergrößerte das Gebiet durch Köln, Trier, Aachen, Utrecht, Metz, Strasburg, Basel und mehre Ortschaften und Theile des linken Rheinufers, die ihm aus der Erbschaft seines Neffen, Lothar II., zufielen. Ludwig starb 876, und nun theilten seine 3 Söhne, Karlmann, Ludwig der Jüngere und Karl der Dicke sich in seine Hinterlassenschaft. Von 884 an hatte Deutschland mit Frankreich wieder einerlei Regenten in der Person Karls des Dicken, der seines Großvaters mächtiges Reich fast in den ehemaligen Grenzen wieder vereinigte; doch des großen Karls Geist, der allein diese Masse, aus so ungleichartigen Theilen zusammengesetzt, zusammenzuhalten vermochte, war längst entflohen, und Karl der Dicke in der Achtung seiner Völker so gesunken, daß die Deutschen ihn 887 der Regierung für verlustig erklärten und seinen Neffen, Arnulf von Kärnthen, einen natürlichen Sohn Karlmanns, auf den neu errichteten königlichen Thron erhoben. Nach mehren harten Kämpfen mit den Slawen in Mähren, gegen welche er die Ungarn, die seit 889 am Fuße der Karpathen sich niedergelassen hatten, herbeirief, erwarb er sich die Kaiserkrone 896 durch die Besiegung des Herzogs Berengar von Friaul. 899 starb Arnulf, und Ludwig das Kind, sein Sohn, ward im 6. Jahre seines Alters König von Deutschland, starb aber schon 911, und mit ihm erlosch das Geschlecht der Karolinger in Deutschland. Deutschland befand sich damals in einem traurigen Zustande der innern und äußern Schwäche. Die vier großen Vasallen, die Herzoge von Sachsen, Franken, Baiern und Schwaben, waren der königlichen Macht weit überlegen, und unaufhörlich wiederholte Einfälle raubgieriger Barbaren zerrütteten das unglückliche Land. Im Norden streiften die heidnischen Normänner (allgemeiner Name der Dänen, Norweger und Schweden); im Osten drohten die Wenden; von Südosten brachen die Alles verwüstenden Schwärme der Ungarn hervor, die mit ihrer leichten Reiterei Alles überschwemmten und jede Gegenwehr unmöglich machten, und einst sogar durch Deutschland nach Frankreich vordrangen und ihren Rückweg durch Italien nahmen. Noch Konrad der Salier (Herzog von Franken), der erste deutsche Wahlkönig, vermochte wenig zur Wiederherstellung der Ordnung. Dieß gelang erst den Regenten aus dem sächsischen Stamme, welche man, nach den ausgezeichnetsten unter ihnen, wohl die Ottonen nennt. Heinrich I. (s. d.), 918—36, erwarb sich das große Verdienst, die Normänner und Wenden nachdrücklich zu züchtigen; zur Sicherung der Grenzen bestellte er Mark- (Grenz-) Grafen, deren Gebiete die Mark Schleswig, die nordsächsische (jetzt Altmark), und die ostsächsische Mark (Meißen) genannt wurden. Die Ungarn schlug er bei Merseburg, und um ihre künftige Einfälle besser abzuwehren, legte er überall ummauerte Plätze an, erst Burgen, dann Städte, und führte Waffenübungen zu Pferde ein; woraus in der Folge die Turniere der Ritter entstanden. Sein Werk ward durch seinen Sohn Otto I. den Großen (s. d.), 936—73, vollendet. Die Ungarn, am Lech gänzlich geschlagen, wagten in der Folge keine Einfälle mehr, und seine Siege über die Wenden, welche er durch Anlegung der Bisthümer Brandenburg und Havelberg befestigte, unterwarfen ihm diesen Theil Deutschlands bis an die Oder. Unter seinen Nachfolgern Otto II. 973—83, u. Otto III. 983—1002 (s. bde.), stieg und befestigte sich die königl. Macht immer mehr; Lothringen, eine Zeitlang von Deutschland getrennt, ward wieder damit ver-

Digitized by Google

einigt und behauptet, und die Macht der deutschen Kaiser (Otto I. hatte diese Würde 962 angenommen, welche von nun an beim deutschen Reiche blieb) als Könige von Italien auch dort anerkannt. Selbst der Anfang zu einiger wissenschaftlichen Bildung ward durch die Verbindungen der Ottonen mit den byzantinischen Kaisern begründet. Der nämliche Zustand erhielt sich auch noch unter dem letzten Kaiser aus dem sächsischen Stamme, Heinrich II., 1002—24. Unter dem folgenden Herrscherstamme, den fränkischen Kaisern, den Heinrichen, erreichte die Königsmacht in Deutschland ihren höchsten Gipfel, um schnell und schmachvoll von dieser Höhe gestürzt zu werden. Konrad II., 1024—39, ordnete die Lehnsverfassung genau durch ein neues Grundgesetz und stellte dem wilden Faustrechte durch den Gottesfrieden den ersten Damm entgegen. Durch Burgund vergrößerte er des Reiches Umfang. Sein Nachfolger Heinrich III. (s. d.), 1040—56, herrschte nicht allein mit großem Nachdruck in Deutschland und Italien, sondern selbst die Geistlichkeit, welche nach und nach, schon von Karl dem Großen und später von den Ottonen begünstigt, große Güter, Fürstenthümern an Umfang gleich, erlangt hatte, beugte sich vor ihm; Päpste wurden von ihm ein- und abgesetzt, und keiner ohne des Kaisers Bewilligung erwählt. Diese Macht, bei welcher Deutschland im Innern ruhig und geordnet, nach Außen höchst kräftig wirkte, ging, und zwar für alle Zeiten, unter dem leichtsinnigen und unglücklichen Heinrich IV. (s. d.), 1056—1106, verloren. Unwillig hatten die deutschen Fürsten die Macht seines Vaters ertragen und griffen begierig nach der Gelegenheit, unter einem noch unmündigen Fürsten ihre Rechte zu erweitern, und in ihrem Streben wurden sie durch eine Reihe höchst talentvoller, unternehmender Päpste unterstützt. Gregor VII. (s. d.), der bedeutendste vielleicht unter allen Päpsten, gab das Zeichen zum Sturze der königlichen Macht. Die deutschen Könige hatten bisher unbestritten das Recht ausgeübt, die Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. als Besitzer großer Länder, gleich andern Reichsvasallen, durch die Belehnung in Besitz ihrer Würde und ihrer Länder zu setzen. Dieß Belehnen und Bestätigen der Geistlichen, die Investitur (vergleiche den besondern Artikel), ward vom Papste als ein unerlaubter Eingriff der weltlichen Macht in die geistliche dargestellt und Heinrich, der ihm trotzte, in den Bann gethan. Leicht war es dem Papste, die deutschen Fürsten, besonders die Sachsen, aufzuwiegeln, und von Allen verlassen unterwarf sich Heinrich der größten Demüthigung vor dem Papste zu Canossa, einem Bergschlosse in Italien, um von Banne losgesprochen zu werden. Selbst dieß half ihm nur wenig, sein Leben war und blieb eine Reihe von Unruhen und Unglücksfällen. Die deutschen Fürsten wählten einen Gegenkönig, Rudolf von Schwaben, und als dieser geschlagen und, wie man glaubt, von der Hand Gottfrieds von Bouillon, schwer verwundet gestorben war, noch einen zweiten, Hermann von Luxemburg. Mit diesem vertrug sich Heinrich und Hermann entsagte freiwillig; aber sein eigner Sohn Konrad warf sich zum Könige von Italien auf, und als auch dieser überwunden, empörte sich sein schon zum Nachfolger erwählter Sohn Heinrich V., und der unglückliche Heinrich IV. starb zu Lüttich im Bann. Heinrich V. (s. d.), 1106—24, gerieth indeß ebenfalls mit dem Papste wegen der Investitur in Streit und erhielt endlich nur so viel, daß er die geistlichen Fürsten nach der Wahl mit dem Scepter belehnen dürfe, worauf dann die Bestätigung des Papstes folgte: hundert Jahre später hatte

Digitized by Google

sich die Sache schon zum Vortheil der Päpste gänzlich umgekehrt; der Papst bestätigte nun nach geschehener Wahl, und der Kaiser durfte dann erst den nicht mehr abzuweisenden Bischof belehnen. Viele Jahre lang hatte dieser Streit und die daraus erfolgten Parteiungen der Fürsten Deutschland in allen Theilen verwüstet. — Die in dieser Periode entstehenden Kreuzzüge (vgl. d.) gehörten im Wesentlichsten zum Gange der Bildungsgeschichte Deutschlands wie überhaupt Europas. Der Deutsche lernte die wirkliche Welt außer seinen Grenzen kennen, und Vieles ward dadurch auf die folgende Zeit, bis auf den heutigen Tag, vorbereitet. So entstanden bei dieser Veranlassung zu Bündnissen auf Blut und Tod die ersten Ritterorden (Johanniter, Tempelherren und deutsche Ritter), deren Wirksamkeit nicht ohne Einfluß auf die nächstfolgenden Begebenheiten blieb. Der Antheil, den fromme Schwärmerei an jenen Zügen hatte, ward der Stoff, aus dem die Dichtkunst sich entwickelte, und es würden die Minnesinger des Mittelalters uns weniger ergötzen, wenn nicht der zärtliche Kampf die Herzen, beim Scheiden zur Fahrt in das Morgenland, dem wilden Streite mit den Saracenen um des heiligen Grabes Besitz vorangegangen wäre. Eine neue mächtige Bewegung ergriff alle Verhältnisse, und an der Spitze aller äußern Beförderungsmittel zum Keimen und Gedeihen der innern Bildung stand der Handel, der jetzt anfing, die Erzeugnisse des asiatischen Bodens und Kunstfleißes auch nach Deutschland zu bringen. Nur stand die mangelhafte Verfassung des Reichs dem Allen noch zu sehr im Wege. — Ein neuer sehr blutiger Kampf beschäftigte die deutschen Fürsten in den nächsten hundert Jahren unter den schwäbischen Kaisern oder den Friedrichen. Eins der mächtigsten Häuser in Deutschland, das der schwäbischen Herzoge von Hohenstaufen, auch Weiblinger, von einem Stammgute des Namens genannt, rechnete nach Erlöschung des fränkischen Stammes auf die Königswürde. Die Eifersucht der Geistlichkeit hintertrieb für dießmal die Wahl, und Lothar II. von Sachsen, 1125—37, ward König. Er sowohl als sein mächtiger Schwiegersohn Herzog Heinrich von Sachsen und Baiern, aus dem in Deutschland und früher in Italien mächtigen Hause der Welfen, suchten die Hohenstaufen zu demüthigen, und hieraus entspann sich der berühmte hundertjährige Streit in Deutschland, wo es die Eifersucht verschiedener Häuser galt, der Weiblinger und Welfen; in Italien wo es mehr der Kampf der Päpste und Kaiser war, hieß er der Streit der Guelfen (päpstliche) und der Ghibellinen (kaiserliche). (Vgl. Welfen.) Nach Lothars Tode gelangte der Hohenstaufe Konrad III., 1138—52, auf den Thron, und der Streit gegen den Welfen Heinrich den Stolzen, welcher sich weigerte, eins seiner Herzogthümer abzutreten, ward nur von einem erfolglosen Kreuzzuge Konrads unterbrochen. Als Heinrich gestorben und sein Sohn Heinrich der Löwe, mit dem Neffen und Nachfolger Konrads, Friedrich, 1152—90 (s. d.), ausgesöhnt schien, ruhte der Streit eine Zeitlang, und Heinrich half dem Kaiser ritterlich seine Händel mit den mächtig gewordenen italienischen Städten verfechten. Aber eben hier entspann sich über die reiche Erbschaft der toskanischen Gräfin Mathilde, auf welche auch Heinrich Ansprüche hatte, ein neuer und heftiger Streit, welcher damit endete, daß Heinrich der Löwe, von seinen Feinden überwältigt, aller seiner Länder beraubt, schwören mußte, Deutschland 3 Jahre lang zu meiden. Auch nachdem diese verflossen, kämpfte er ver-

Digitized by Google

geblich den Rest seines Lebens, um wenigstens seine Erbländer wieder zu erlangen. Friedrich I. aber, nach einer höchst thatenreichen und glänzenden Regierung, beschloß sein Leben zu Seleukia in Syrien, auf einem Kreuzzuge, wo er, wie einst Alexander, unvorsichtig in einem kalten Flusse gebadet und an den Folgen starb. Unter dem Namen Friedrich der Große, auch Barbarossa (Rothbart), lebt er noch im Andenken des Volks, und viele Trümmer von herrlichen Palästen und Burgen, sowie mancherlei abenteuerliche Sagen, sind die Zeugen seiner Macht und des hohen Ansehens, das er erworben. Heinrich VI. (s. d.), sein Sohn, 1190—97, benutzte mit zu wenig Mäßigung die ihm vom Vater angestammte Macht; ganz ernstlich dachte er daran, die deutsche Königswürde in seinem Hause erblich zu machen, reizte aber dadurch die deutschen Fürsten und bereitete, wie einst Heinrich III., seinem Sohne eine unglückliche Regierung. Er erweiterte die Macht seines Hauses durch seine Heirath mit Konstantia, Erbin von Neapel und Sicilien, aber die Grausamkeit, womit er dort herrschte, bereitete ihm den Tod durch Gift, man sagt, von der Hand seiner Gemahlin. Sein Sohn Friedrich II. (s. d.), 1197—1250, mußte Zeitlebens für die Anmaßungen seines Vaters büßen. Die deutschen Fürsten, vom Papste aufgereizt, wollen einen andern König wählen, zerfallen aber bei der Wahl, und so wird Philipp von Schwaben von Einigen, von Andern Otto IV. von Baiern ernannt, welche nun bis zum Tode Philipps, welcher 1208 von Otto von Wittelsbach ermordet wird, Deutschland mit Kampf und Blut erfüllen. Unzufrieden mit Otto, führt der Papst nun selbst den jungen Friedrich II. auf den Thron, welcher dafür einen Kreuzzug versprechen muß. Aber selbst die endliche, obgleich lange verzögerte Erfüllung dieses Versprechens kann die alte Abneigung der Päpste gegen die Hohenstaufen nicht versöhnen. Friedrich wird in den Bann gethan, weil er zögert, und bleibt in dem Bann, weil er auf nicht würdevolle Art das schon verlorne Jerusalem durch Traktate wieder in die Gewalt der Christen bringt. Da die deutschen Fürsten dem Kaiser treu bleiben, wird der eigene Sohn Friedrichs, Heinrich VII., zur Empörung verleitet; und als Friedrich diesen überwunden und gefangen gesetzt und auf einem Reichstage zu Mainz 1235 den Welfenstreit endlich dadurch beendigt, daß er dem Sohne Heinrichs des Löwen, Otto das Kind, seine Erbländer Braunschweig und Lüneburg zurückgibt, läßt der Papst durch einige geistliche Fürsten einen Gegenkönig, Heinrich Raspe von Thüringen, ernennen, welcher aber nach einigen Monaten stirbt. Nach ihm nahm die deutsche Krone Wilhelm, Graf von Holland, ohne jedoch den mindesten Einfluß in Deutschland gewinnen zu können. Friedrich II. aber, nachdem er vergeblich Alles gethan, um vom Banne befreit zu werden, ja selbst sich vor einem Concilium über seinen Glauben gerechtfertigt hat, stirbt 1250, wahrscheinlich an Gift, zu Fiorentino in Italien. Sein tapferer Sohn Konrad IV., schon König von Italien, kann wegen dem Einfluß des Papstes nicht zur deutschen Krone gelangen, und stirbt 1256 an Gift, als er eben in Begriff war, nach Deutschland abzugehen. Der ohnmächtige Wilhelm stirbt im nämlichen Jahre. Noch lebte ein Hohenstaufe, der junge Konradin, Sohn Konrads IV.; aber als er sein Erbe Neapel von dem Usurpator Karl von Anjou wieder erobern wollte, mußte er auf dem Blutgerüste 1268 sterben. Kein deutscher Fürst mochte unter solchen Umständen die Kaiserkrone erwerben, und so ward sie zu

Digitized by Google

gleicher Zeit von einer Partei dem Herzoge Richard von Cornwallis, von einer andern dem Könige Alfons von Castilien übertragen, wovon Ersterer wenig, Letzterer nie nach Deutschland kam. — Werfen wir nun, nach dieser bloß politischen Uebersicht, einen Blick auf die innern Angelegenheiten Deutschlands, so verdient besonders Folgendes unsre Aufmerksamkeit. Es war nunmehr gänzlich entschieden, daß Deutschland ein Wahlreich sey. Seit dem Aussterben der Karolinger war das Wahlrecht häufig in Ausübung gekommen, und wenn auch das Uebergewicht einer Familie eine Zeitlang den Thron sich anzueignen schien, so ereigneten sich doch immer Gelegenheiten genug, wo auch die mächtigsten Kaiser die Gunst der Fürsten nachsuchen mußten, um sich selbst zu erhalten und die Wahl auf ein Mitglied ihrer Familie zu leiten. Der Kampf der Heinriche mit den Päpsten und der noch ausgedehntere der Hohenstaufen mit den Welfen und den Päpsten gab den deutschen Fürsten die schönste Gelegenheit, erst ihre Lehne erblich in ihren Familien zu machen, und dann nach und nach eine beinahe vollkommene Souveränität in ihren Ländern zu erhalten. Die Fürsten gewannen unaufhörlich, die Könige verloren immer mehr von ihren Rechten, und nach und nach verlor sich auch immer mehr der Antheil, welchen ehemals alle Fürsten und Edle an der Wahl der Könige gehabt, und diese war gegen das Ende dieses Zeitraums einzig in die Hände weniger mächtiger Fürsten, unter welchen die 3 Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln obenan standen, gerathen; sodaß kaum 100 Jahre später die Einrichtung der Kaiserwahl durch 7 Kurfürsten gesetzlich begründet werden konnte. Von der andern Seite hatten diese großen Kämpfe Deutschland in allen seinen Theilen mit Blut überschwemmt, und nur feste Mauern gewährten den Bewohnern einige Sicherheit. So mehrten sich die Ritterburgen auf allen Höhen, zur nämlichen Zeit als auch die Städte zu ihrer Sicherheit sich immer besser verwahrten und mit gewaffneter Hand ihr Eigenthum vertheidigen lernten. Zahlreich und fest waren schon damals Deutschlands Städte; Handwerke und Handel blühten mitten unter den Unruhen erfreulich auf und die festgeschlossenen Innungen, Zünfte und Gilden nährten den Gemeingeist und den kriegerischen Sinn. Weil aber außerhalb der Städte Krieg und aufhörliche Fehden des Adels alle Landstraßen unsicher machten und das theuer erkaufte Geleit des Fürsten den friedlichen Kaufmann nur sehr unvollkommen schützte, so dachten die mächtigeren Städte bald auf ein Mittel, sich selbst Sicherheit zu schaffen. So entstand im 13. Jahrh. der rheinische Bund, eine Verbindung der reichen Städte Strasburg, Speier, Mainz, Köln, an welche viele andre sich anschlossen. So entstand unter Friedrich I. die noch weit bedeutendere Hansa (s. d.) oder Verbindung der norddeutschen Städte, in deren Verfassung man die ersten Grundlinien der künftigen Handlungspolitik erkennt, obgleich Friedrich wenigstens Etwas durch Errichtung des Landfriedens, der alle Befehdungen auf 3tägige Vorherkündigung beschränkte, hatte thun wollen, den der vierte seiner Nachfolger, Friedrich II. (1218—50, der zuerst auch sich König von Jerusalem nannte), noch mehr befestigte, indem er zugleich die Landeshoheit der Stände in ihren Besitzungen anerkannte, aber auch zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten, während er abwesend seyn würde, einen Hofrichter ernannte. — Im Süden von Deutschland waren durch den Handel mit Italien und den Produkten des

Digitized by Google

Morgenlandes Augsburg, Nürnberg und München schon im 13. Jahrh. zu bedeutendem Wohlstande gelangt. Die nach und nach ausgebildeten reichsständischen Rathsversammlungen in Reichsangelegenheiten wurden von den einzelnen Ständen des Reichs nachgeahmt, indem sie die Syndici der Städte, die Vorsteher der Klöster und die innerhalb ihrer Besitzungen befindlichen Gutsbesitzer ebenfalls zuweilen zur gemeinsamen Berathung wichtiger Landesangelegenheiten beriefen, woraus die Landtage sich allmählig gebildet haben. Die Ritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheine erzwang ihre Unmittelbarkeit, denn hier waren keine mächtigen Herzoge, die ihrer unabhängigen Corporation entgegenwirken konnten. So ging Alles, was Friedrich II. für Verfassung, für Künste und Wissenschaften gethan hatte, fast gänzlich wieder unter.

Das große Interregnum ward beendigt durch die Wahl Rudolfs v. Habsburg (s. d.), 1272—91, eines in Schwaben und der Schweiz mittelmäßig begüterten Ritters, weil die Fürsten einen durch großen Länderbesitz mächtigen König fürchteten. Er ist als der Stifter der nachmaligen Größe des Hauses Oestreich zu betrachten; denn als Ottokar, König von Böhmen, unzufrieden mit der Wahl Rudolfs, diesem den Lehnseid weigerte und von ihm auf dem Marchfelde bei Wien, 1278, geschlagen und umgekommen war, belieh Rudolf seine beiden Söhne mit den Ottokar'n entrissenen Herzogthümern Oestreich, Steiermark und Krain, womit der erste Grund zur östr. Macht gelegt wurde. Auch Deutschland verdankt Rudolfs wackerer Regierung viel, indem er unaufhörlich bemüht war, durch Zerstörung der zahlreichen Raubschlösser des verwilderten Adels und Bestrafung der Unruhestifter den innern Frieden wieder herzustellen. Den eigenen Vortheil der gegen die kaiserl. Macht immerfort anstrebenden großen Fürsten knüpfte er durch Verheirathung mit vieler Politik unmittelbar an den Thron. Doch konnte er es nicht erlangen, daß sein Sohn Albrecht zu seinem Nachfolger erwählt wurde; vielmehr erhoben die auf Oestreichs wachsende Macht eifersüchtigen Fürsten den armen Adolf von Nassau, 1291—98, auf den Thron, und erst als dieser durch Ohnmacht verächtlich geworden, gelang es Albrecht, sich von einigen Fürsten zum König erwählen zu lassen. Adolf fiel in einer Schlacht bei Worms, wie man glaubt, von der Hand seines Nebenbuhlers. Albrecht I. (s. d.), 1298—130[illegible], durch Habsucht und Ländergier verhaßt, fand 1308 den Tod von der Hand seines Neffen, Johann von Schwaben, als er eben die durch seine Härte empörten Schweizer zu züchtigen gedachte. (S. Schweiz.) Abermals fiel die Wahl auf einen unbegüterten, aber wackern Ritter, Heinrich (VII.) von Luxemburg (s. d.), 1308—13, der aber bald zu bedeutender Macht gelangte, als die böhm. Stände seinem Sohne Johann die erledigte Krone ihres Landes freiwillig übertrugen. Heinrich starb zu Bonconvento in Italien 1313, nachdem er vergeblich die durch Guelfen und Ghibellinen noch immer gestörte Ruhe jenes Landes herzustellen versucht hatte. Eine neue Gefahr drohte der inneren Ruhe und Gesetzmäßigkeit in Deutschland, weil nämlich zwei Parteien, die östreich. Friedrich von Oestreich, 1313—30, die luxemburg. einen Fremden dieses Hauses, Ludwig von Baiern, 1313—47, wählten (s. beide). Neue Kriege und Verwüstungen waren die Folge jener doppelten Wahl. Ludwig siegte bei Mühldorf 1322 und nahm seinen Gegner gefangen.

Digitized by Google

Es folgte Versöhnung und Freundschaft zwischen den edlen Gegnern, sodaß Friedrich bis an seinen Tod einigen Antheil an den Reichsgeschäften behielt. Ludwig ward vom Papst gekrönt, konnte aber neue Irrungen mit dem heiligen Vater nicht verhüten, der ganz Deutschland mit dem Interdikt belegte. Da schlossen 6 Kurfürsten des Reichs (ausgenommen Böhmen) den Kurverein von 1338, als Gegengewicht wider die päpstl. Einmischung in die Königswahl. Sie versprachen einander aufs feierlichste, daß, weil das heilige römische Reich an seinen Ehren, Rechten und Gütern vielfach angegriffen, beschränkt und beschwert sey und werde, sie dasselbe einmüthig handhaben und beschützen wollten, nach all ihrer Macht und Kraft, wider jedermänniglich. Und darauf ward mit Einwilligung aller übrigen Stände durch einen Reichsschluß feierlich erklärt: „daß die kaiserliche Würde und Gewalt unmittelbar von Gott komme, und daß, von Rechts und alter Gewohnheit wegen, sobald einer zum König oder Kaiser gewählt sey, er sogleich vermöge der Wahl für einen wahren König und römischen Kaiser zu halten sey, ohne daß er erst die Bestätigung des Papstes nöthig habe". Dieser Reichsschluß ward auch dem Papste durch ein besonderes Schreiben kund gethan. Ungeachtet dieser Schritte dauerte doch die Zwietracht in Deutschland fort; die Streitigkeiten mit dem Papste und Unzufriedenheit der Fürsten mit der Vergrößerung der baierischer Macht (Ludwig hatte seinem Sohne gleiches Namens die durch das Aussterben des askanischen Fürstenstammes erledigte Mark Brandenburg verliehen), verbitterten die letzten Lebensjahre Ludwigs, und es kam endlich so weit, daß einige Fürsten an Ludwigs Stelle den luxemburg. König von Böhmen, Karl IV., Heinrichs VII. Enkel, zum deutschen König ernannten. Kaum aber war Ludwig gestorben, als Andere, Feinde des luxemburg. Hauses, Günther von Schwarzenburg auf den Thron beriefen; dieser starb indeß nach 4 Monaten, nicht ohne Verdacht der Vergiftung, und nun erst gelang Karl IV. (s. d.), 1347—78, zum ungestörten Besitz der deutschen Krone. Groß sind seine Verdienste um sein Erbland Böhmen, wo er nicht allein Ordnung und Frieden, sondern auch durch die Stiftung der Universität Prag, 1348, der ersten in Deutschland, wissenschaftliche Bildung einführte. Indeß ob er gleich mit großer Vorliebe nur für Böhmen sorgte, so verdankt ihm doch Deutschland die erste Grundlage einer festen Verfassung, das berühmte, u. d. N. der goldenen Bulle bekannte Reichsgesetz, welches zuerst 1355 auf einem Reichstage zu Nürnberg und 1356 zu Metz publicirt wurde. Hierdurch wurde unter andern festgesetzt die Königswahl, das ausschließliche Wahlrecht der 7 Kurfürsten, zu Mainz, Trier, Köln, Böhmen, Pfalz, Sachsen und Brandenburg, das Erstgeburtsrecht in den Kurländern, die Untheilbarkeit derselben, das pfälzische und sächsische Vikariat, das den Kurfürsten ertheilte jus de non appellando und das Ceremoniel der Wahl und Krönung, auch die Aufhebung des Faustrechts geboten. Auch vermehrte Karl die königl. Einkünfte durch Einführung des Briefadels. Die den Deutschen ursprünglich eingepflanzte Begierde, mit Arm und Schwert sich Recht zu schaffen und erfahrene Beleidigung auf der Stelle, ohne der Rechtsgelehrten weise Sprüche, selbst zu rächen, behielt noch lange die Oberhand (auch herrschte das Unwesen des heimlichen Gerichts, vgl. Vehmgericht), und unter Karls schwachem und unbesonnenen, in Unmä-

Digitized by Google

sigkeit und Lastern schwelgenden Sohne Wenzel (s. d.), 1378—1410, erhob das Faustrecht aufs Neue sein Haupt, und mehr als je. Die Kurfürsten, Wenzels nachlässiger Regierung überdrüssig, setzten ihn ab und ernannten an seine Stelle, 1400, Ruprecht von der Pfalz. Wenzel that wenig, um sein Recht zu behaupten, und als der thätige und ritterliche Ruprecht 1410 gestorben, ward einstimmig Wenzels Bruder, der König von Ungarn, Sigismund, 1411—37, zum deutschen König erwählt. Er zeigte sich während seiner ganzen Regierung als einen der besten Kaiser. Sie ist merkwürdig durch das Concilium zu Konstanz, den Proceß und die Hinrichtung des Häretikers Huß (vgl. d.), der des Engländers Wiclef anti-kathol. Lehren in Böhmen geltend gemacht hatte, und den Ausbruch des fürchterlichen Hussitenkrieges in Böhmen, Meißen, Franken und Baiern. Nach Siegmunds Tode wählten die Kurfürsten 1437 wieder einen König aus dem östr. Hause (Albrecht II.), und dasselbe ist von nun an fast ununterbrochen auf dem alten Throne der Deutschen geblieben. Der wohldenkende und rechtschaffene Albrecht wollte dem Faustrechte mit Einem Schlage ein Ende machen und eine bestimmtere Eintheilung des Reichs in 6 Kreise einführen, starb aber über diesen Entwürfen schon 1439 zum Bedauern aller Edeln. Unter seinem Nachfolger Friedrich III. (s. d.), 1440—93, ging auch das wenige Gute verloren, welches er begonnen. Friedrich wußte sein Ansehen weder bei den Nachbarn noch im Innern zu behaupten. Die Wuth der Befehdungen stieg unter ihm zu einem zuvor nie gekannten wahrhaft lächerlichen Uebermaße, sodaß Dienstboten und Köche einander, auch wohl gar Herren und Rittern, Fehde ansagten, und Ritter und Städte zu ihrem Schutze und zur Handhabung der Ordnung eigne Bündnisse schließen mußten (wir erinnern an den mächtigen Bund der schwäb. Städte); Böhmen und Ungarn, jenes unter dem wackern Podiebrad, dieses unter dem tapfern Matthias Corvinus, trotzten ihm ungestraft; seine Händel mit der Schweiz und mit Frankreich offenbarten nur seine Ohnmacht, und selbst die 1453 erfolgte Einnahme von Konstantinopel durch die Türken vermochte nicht, ihn zu kräftigen Maßregeln gegen dieß aufsteigende furchtbare Ungewitter aufzuregen. Auf den Reichstagen stritt man — weil Gemeinsinn und die Liebe des deutschen Namens fast erstorben waren — darum, wer am wenigsten für das Wohl des Vaterlandes beizutragen brauche; auch kamen die Fürsten meist nicht mehr selbst, sondern schickten ihre Gesandten; dabei fing man schon an, die Dinge, statt wie bisher einfach, kurz und kräftig zu bereden, in weitläufigen Schriften und Gegenschriften zu verhandeln. Doch war Friedrichs Regierung, zwar nicht durch ihn, wichtig durch Aufnahme der Wissenschaften, durch Stiftung mehrer Universitäten, durch die Entdeckung Amerikas, welches Alles ganz Europa und mit ihm Deutschland frische Kräfte und neue Antriebe zur Thätigkeit gab. Friedrich ganz unähnlich war sein ritterlicher und gebildeter Sohn Maximilian I. (s. d.), 1493—1519. Mit ihm beginnt eine durch viele zusammentreffende Ereignisse herbeigeführte ganz neue Zeit für Deutschland. Er brachte durch seine Heirath mit Maria, Erbin von Burgund, und durch die seinem Hause erworbene Aussicht auf die Erbschaft Ungarns und Böhmens das Haus Oestreich dem Gipfel seiner Macht nahe. Den vorherrschenden dringenden Wunsch aller Stände, besonders der arg bedrückten Städte, Vernichtung des Faustrechts, erfüllte er 1495

Digitized by Google

durch die Errichtung des ewigen Landfriedens. Zugleich ward ein Kammergericht bestellt und eine Kammergerichtsordnung bekanntgemacht, ein Reichsregiment und ein Reichshofrath eingesetzt, und Deutschland erst (1500) in 6, dann in 10 Kreise (s. Deutsches Reich) getheilt. Den Glanz der Krone vermehrte Maximilian, indem er zuerst den Titel als römischer Kaiser annahm, ja er hatte sogar den Gedanken, den päpstlichen Stuhl zu besteigen; nur der Cardinäle schnelle Wahl nach Julius's II. Tode verhinderte ihn daran. Das Justizwesen erhielt bestimmtere Formen und einen neuen Gang durch die Hofgerichte und Kreistage; eine Polizeiordnung ward eingeführt und das Postwesen (1516) eingerichtet. Bei dem Kriegswesen wurden die Truppen in Fähnlein und Regimenter eingetheilt, höhere militairische Würden angeordnet und das Geschütz vervollkommnet. Der Anfang der Reformation (1517), auf der kurz vorher (1502) gestifteten Universität Wittenberg, beschließt die Reihe der für Deutschland so unendlich folgereichen Ereignisse unter Maximilians Regierung. Seinem Nachfolger Karl V. (s. d.) (Maximilians Enkel und König von Spanien) wurde eine, als künftiges Reichsgrundgesetz entworfene Wahlcapitulation vorgelegt, die er beschwören mußte; doch der ihm angeborene despotische Charakter verletzte sie bald bei jedem Schritte, den er that. D. Martin Luther's Reformationswerk machte reißende Fortschritte; der Bauernkrieg unter Thomas Münzer's Anführung verbreitete Unheil; des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten von Sachsen Bündniß zum Besten der Reformation beförderte das Gelingen derselben; die feierliche Protestation der Anhänger der neuen Lehre erfolgte 1529, und nach dem Bunde der evangelischen Fürsten, geschlossen zu Schmalkalden (1530), brach der schmalkaldische Krieg (1546) aus. Die wittenbergische Capitulation entschied über das Schicksal des unglücklichen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen: die ernestinisch-sächsische Linie verlor die Kurwürde, das Interim (1548) gestattete den Protestanten nur den Kelch im Abendmahle und die Priesterehe, bis endlich im Vertrage zu Passau (am 31. Juli 1552) Karl V., durch des Kurfürsten Moritz Verein mit Frankreich und den Gliedern des schmalkaldischen Bundes gezwungen, den Protestanten völlige Gewissensfreiheit und bürgerliche Gleichheit mit den Katholiken zusicherte, und auf die Grundlage dieses Vertrags der gänzliche Religionsfriede (1555) zu Augsburg abgeschlossen wurde. (Ausführlich sind diese Ereignisse, sowie die Geschichte Deutschlands, bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges, im Art. Reformation dargestellt.) In Hinsicht auf Deutschlands innere Verfassung ernannte Karl schon auf seinem ersten Reichstage in Worms das Reichsregiment und erneuerte die Gesetze wegen des Landfriedens und Kammergerichts; auch wurde hier die Reichsmatrikel bekannt gemacht, welche das Contingent zur Reichsarmee bestimmte, das in der Folge bis auf das Drei- und Fünffache erhöht wurde. Karl legte endlich, der Last des Thrones müde, die Regierung nieder (1556) und starb 1558 in einem span. Kloster. Mit Ferdinand I. (s. d.) (Karls Bruder) Thronbesteigung ward die Wahlcapitulation durchgesehen, der Religionsfriede ihr einverleibt, das tridentinische Concilium (1545 eröffnet) beschlossen, und damit zugleich eine ewige Kluft zwischen den Katholiken und Protestanten befestigt, welche die augsburgische Confession als Unterpfand ihrer Glaubenssicherheit besaßen. Der päpstliche Stuhl bot Alles auf, um nur einen festen Punkt in Deutschland sich zu erhalten, und fand die Mittel in den

Digitized by Google

immerwährenden Nunciaturen zu Wien, Brüssel und Köln, und dann in der Verbreitung des schon 1540 gestifteten Ordens der Jesuiten. Ferdinand erließ auch eine Reichshofrathsordnung. Seines Nachfolgers, Maximilians II., Regierung (1564—76) ward unfreundlich bezeichnet durch die kirchlichen Streitigkeiten unter den Protestanten, die Widersprüche zwischen Melanchthon und Calvin, die Erscheinung der Formula concordiae, durch welche die Trennung der Reformirten von den Lutheranern vollendet wurde, und endlich durch die Grumbach'schen Händel. Unter seinem Sohne, Rudolf II., ward allmählig der schreckliche dreißigjährige Krieg in der Errichtung der Union und der Ligue vorbereitet; die Utraquisten in Böhmen erhielten in dem sogenannten Majestätsbriefe die freie Religionsübung, die Universität Prag und das Recht, neue Kirchen und Schulen anzulegen; allein kurz darauf, unter Mathias (1618), griff man schon zu den Waffen. Unter Ferdinand II., 1619—37, beginnt der Dreißigjährige Krieg (vgl. d.) mit allen seinen Schrecken: das Blut der Union fließt in Strömen; Tilly und Wallenstein unterwerfen den größten Theil des Reichs dem kaiserlichen Willen; das Restitutionsedict, nach welchem alle seit 1552 von den Protestanten eingezogene oder secularisirte Stifter, Güter u. s. w. der katholischen Kirche zurückgegeben werden sollten, die katholischen Stände aber das Recht erhielten, ihre protestantischen Unterthanen zu ihrer Religion anzuhalten oder zum Auswandern zu nöthigen, wurde schon hier und da mit Gewalt vollzogen; Ferdinand glaubte am Ziele zu seyn, als Gustav Adolf von Schweden, nach des Cardinals Richelieu Plan, 1630, zur Rache und Rettung erschien. Nach seinem Tode trat Frankreich gegen Oestreich auf, der große Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ergriff 1640 die Sache der Protestanten als seine eigne; Banner und Torstensohn, Wrangel und Turenne erkämpften sich Ruhm, und der Westphälische Friede, 1648 (s. d.), gab dem erschütterten Europa nach dreißig schrecklichen Jahren die langentbehrte Ruhe wieder. Noch bevor sich Brandenburg einmischte, hatte, nach Ferdinands Tode, sein Sohn Ferdinand III. (s. d.) die Regierung angetreten. Dieser mußte, von Frankreich und Schweden besiegt, dem Gesetze jenes Friedens sich unterwerfen, welcher, außerdem daß völliges Gleichgewicht und Gewissensfreiheit der Katholiken und Protestanten, mit Einschluß der Reformirten, und freie Religionsübung, außer in den östr. Erblanden, festgesetzt wurde, auch die Unabhängigkeit der freien Schweiz und der Niederlande anerkannte. Für das Haus Pfalzbaiern wurde die 8. Kurwürde errichtet, und außer diesem erhielt jeder interessirte Theil seine Entschädigungen. Unter die großen Folgen dieses Friedens, welcher Deutschlands Verfassung besonders durch scharfe Abscheidung in den Verhältnissen der allgemeinen Reichsverwaltung befestigte und mit allem Recht ein Aktenstück des europ. Völkerrechts genannt wird, gehörte auch die Einschränkung des hanseat. Bundes auf Hamburg, Bremen und Lübeck, die Beibehaltung stehender Heere und ein ausgebildeteres Besteuerungssystem. — Ueber alle Beschreibung elend war der Zustand, in welchen der 30jährige Krieg Deutschland versetzt hatte. Ganze Provinzen waren im buchstäblichsten Sinne verödet, und die Bevölkerung hatte überall außerordentlich, nach Einigen um die Hälfte, abgenommen. Die ehemals blühenden Gewerbe waren verschwunden, und auch dadurch Deutschland von den rasch fortschreitenden Franzosen, Holländern und Engländern abhängig geworden. Aller Handel war zerstört und lag gänzlich darnieder; alle Städte,

Digitized by Google

alle Fürsten waren verarmt und verschuldet. Ganz besonders auffallend war die Wirkung dieser trostlosen Zeit auf die geistige Bildung der Deutschen. Seit dem westfälischen Frieden versank das deutsche Reich immer mehr in Ohnmacht und Schwäche, und eine Reihe von Demüthigungen, welche es von dem übermüthigen Frankreich erfuhr, waren die unvermeidlichen Folgen dieses traurigen Zustandes. Die kaiserliche Macht war gebrochen; Eifersucht und persönliche Rücksichten beherrschten die Fürsten, und eine Unendlichkeit von beschwerlichen Formen verzögerte jeden Reichsbeschluß und lähmte die Ausführung. Daher als Ferdinand III. 1657 gestorben, und sein Sohn Leopold I. (s. d.), ein gutmüthiger, aber kraftloser Fürst, ihm gefolgt war, durfte Ludwig XIV. es wagen, 1680 sogenannte Reunions-Kammern niederzusetzen, welche unter den nichtigsten Vorwänden ganze Distrikte am Rhein und in Lothringen, mitten im Frieden, als ihm zukommende, zu andern an Frankreich abgetretenen Provinzen gehörende Länder in Beschlag nahmen; ja 1681 sogar ohne irgend einen Schein des Rechts sich der freien Reichsstadt Strasburg zu bemeistern. Der Kaiser, in seinen eigenen Staaten von den Türken bedrängt, welche 1683 selbst Wien belagerten, konnte es nicht hindern, und ward selbst nur durch die Hülfe des tapfern Johann Sobiesky, Königs von Polen, gerettet. Nicht zufrieden mit diesen unerhörten Anmaßungen, verlangte Ludwig 1685 im Namen der Herzogin von Orleans, Schwester des letzten Kurfürsten von der Pfalz, dessen Länder als eine, jener Prinzessin gebührende Erbschaft, und auf die Weigerung des Reichs ließ er die unglückliche Pfalz dies- und jenseits des Rheins durch Turenne 1688 auf Mordbrenner Art verwüsten. Der durch den Frieden zu Ryswick 1697 beendigte, aber schwach geführte Reichskrieg brachte keine Veränderung in diesen Zustand der Dinge. Ein größerer Krieg über die span. Erbfolge ward 1702—14 vorzüglich in Spanien, Italien, den Niederlanden und Deutschland mit Erbitterung geführt. Die anfänglich glücklichen Franzosen wurden 1704 von Eugen und Marlborough bei Blenheim geschlagen und erlitten auch in den Niederlanden mehr als einen bedeutenden Verlust. Dem deutschen Reiche kam davon Nichts zu gut. Leopold erlebte das Ende des Krieges nicht. Unter seiner Regierung wurde der Reichstag von 1663 an fortdauernd. Für den Herzog von Hanover errichtete er die neunte Kurwürde. Unterdessen hatte Preußen sich zum Königreich erhoben und erhielt ein vermehrtes Gewicht in den Angelegenheiten Deutschlands. Leopolds Sohn, Kaiser Joseph I., 1705—11, setzte den span. Erbfolgekrieg fort und sprach über die Kurfürsten von Baiern und Köln die Acht aus, da sie Frankreich angehangen hatten. Doch unerwartet schnell starb Joseph und nun wurde dessen jüngerer Bruder Karl, eben der, welcher um die Krone Spaniens focht, zum Kaiser erwählt. Dieser Umstand beschleunigte den Abschluß des utrechter Friedens, dem der, auf seine Grundlage abgeschlossene Friede zu Rastadt und Baden, 1714, folgte, welche Karls Entwürfe auf die Vereinigung der span. Krone mit der deutschen ein Ende machten, Frankreich aber im Besitze aller seiner Deutschland entrissenen Länder ließen. Der Friede von Wien beendigte den Krieg wegen der poln. Königswahl, 1735, günstig für Sachsen. Karl VI. (s. d.) führte einen unglückl. Krieg gegen die Türken (beendigt durch den Frieden zu Belgrad, worin sich Oestreich zu Abtretungen verstehen mußte), das Reich aber blieb im Frieden, und der

Digitized by Google

Kaiser hatte keine wichtigere Angelegenheit, als durch die sogenannte pragmatische Sanktion seiner einzigen Tochter Maria Theresia den ungetheilten Besitz seiner Staaten zu sichern. Mit seinem Tode, 1740, übernahm Maria Theresia (s. d.) auch wirklich die Regierung der östr. Erbländer. Aber Kurfürst Karl Albrecht von Baiern trat gegen sie mit Ansprüchen auf dieselben, und 1742 u. d. N. Karl VII. als deutscher Kaiser auf. Der daraus entstandene 8jährige östr. Erbfolgekrieg (dargestellt im Art. Theresia) ward nach Karls VII. Tode 1745 durch den Frieden zu Füssen und durch den aachener, 1748, glücklich für Maria Theresia geendigt, welche unterdessen auch die beiden schlesischen Kriege mit Friedrich II. (s. d.) geführt, und den größten Theil von Schlesien an denselben abzutreten gezwungen war. 1745 ward ihr Gemahl, Franz I., Großherzog von Toskana, aus dem Hause Lothringen, zum Kaiser erwählt. Preußens siegende Macht zu vernichten, ward der Siebenjährige Krieg (vgl. d.), 1756—63 gekämpft, in welchem aber Friedrichs II. Talente und unerschütterlicher Muth, mit äußerst geringen Kräften, einer ungeheuern Uebermacht im Ganzen siegreich die Wage hielt und sich in einzelnen Unfällen, die ihn trafen, gerade in seiner vollsten Größe zeigte. Der hubertsburger Friede beendigte den für Deutschland verderblichen großen Kampf, ohne daß Friedrich auch nur das Geringste von seinen Staaten eingebüßt hätte. Seinem Vater folgte Joseph II. (s. d.) auf dem Kaiserthron 1765, voll Bewunderung der Größe Friedrichs und mit dem Wunsche, gleich ihm der Schöpfer einer neuen Zeit für seine Staaten zu werden; doch behielt Maria Theresia bis zu ihrem Tode 1780 die Regierung ihrer Länder. Die erste Theilung Polens 1772 und der baier. Erfolgekrieg 1778—79 störten im Ganzen nicht die Ruhe Deutschlands. Nach dem Tode Maria Theresias griff Joseph das Werk der Verbesserung in seinen Staaten mit redlichem, aber allzuraschem Eifer an. Schon 1773 war der Jesuitenorden aufgehoben worden. Eine Revision des Justizwesens und des Kammergerichts kam zu Stande; viele Klöster wurden aufgehoben, ein Toleranzedikt erlassen, die Preßfreiheit erweitert. Die Unruhen in Belgien und ein unglücklich geführter Türkenkrieg beunruhigten den edeln Kaiser gegen das Ende seiner Regierung, uw er st. 20. Febr. 1790 mit vielen Sorgen im Herzen. Seinen Bruder Leopold II. (s. d.), bis dahin Großherzog von Toskana, welcher nun zum Kaiser erwählt wurde, hinterließ er in der schwierigsten Lage. Alle Erbprovinzen waren in Gährung, und die eben in Frankreich ausgebrochenen Unruhen, woran die Niederländer lebhaft Theil nahmen, waren wohl geeignet, allen Fürsten Europa's die ernstesten Besorgnisse einzuflößen. — Die in den Gemüthern aller Fürsten durch die in Frankreich ausgebrochenen Unruhen veranlaßten Besorgnisse; der Wunsch, die alte Ordnung und das Ansehen des Königs dort wieder herzustellen, veranlaßten Oestreich und Preußen, sich durch den Vertrag von Pilnitz 1791 enger zu verbinden. Leopold erlebte den Ausbruch des Krieges nicht, und sein Sohn Franz II. ward sein Nachfolger. Die Franzosen, weit entfernt, die verbündeten Monarchen zu fürchten, erklärten ihnen selbst 1792 den Krieg. An der Spitze eines zu schwachen Heers von Oestreichern und Preußen drang der Herzog von Braunschweig in die Champagne ein, fand aber bald, wie sehr die hochgespannten Erwartungen der Emigranten ihn getäuscht, und mußte, nach einigen unbedeutenden

Digitized by Google

Vortheilen, einen durch Mangel, ungünstige Witterung und dadurch erzeugte Krankheiten höchst verderblichen Rückzug antreten. In den Niederlanden wie am Rhein ward nun mit Erbitterung gefochten, allein trotz einiger Siege der Oestreicher und Preußen blieb doch im Ganzen genommen das Uebergewicht auf Seiten der Franzosen. Dieß und der in Polen ausgebrochene allgemeine Aufstand, welcher Preußen auch dort einen gefährlichen Krieg zu führen nöthigte, bewog diese Macht zu dem baseler Frieden 1795 mit Frankreich, wodurch das linke Rheinufer preisgegeben, das nördliche Deutschland aber wenigstens durch eine von Preußen besetzte Demarkationslinie gedeckt wurde. Oestreich beharrte noch 2 Jahre auf dem Kriegsschauplatze; als aber Bonaparte (s. d.) 1796 in einem glänzenden Feldzuge ganz Oberitalien erobert und im folgenden Jahre selbst in die östreichischen Erbstaaten vorgedrungen war, während Moreau in Deutschland die vom Erzherzoge Karl geschlagene Armee Jourdans auf einem meisterhaften Rückzuge aus Baiern bis an den Rhein zurückführte, kam der erste Friede mit Frankreich zu Campo Formido 1797 zu Stande, und in dem darauf folgenden Congreß zu Rastadt ward die Abtretung des linken Rheinufers bestätigt und die Aufhebung der geistlichen Fürstenthümer zur Entschädigung der übrigen Fürsten beschlossen. Dieser sowohl als die folgenden Friedensschlüsse mit Frankreich waren bei dem immer weiter um sich greifenden Ehrgeiz der Republik, und mehr noch ihres neuen Oberhaupts Bonaparte, in der That nur als Waffenstillstände zu betrachten, welche von der augenblicklichen Noth abgeschlossen, durch neuerwachte Hoffnungen aber bald wieder gebrochen wurden. So trat Oestreich, abermals durch Rußland unter Paul I. 1799 verstärkt auf den Kampfplatz und unter Suwarows Anführung ward bald ganz Italien, mit Ausnahme Genuas, erobert. Als aber die Russen bei Zürich von Massena geschlagen und aus der Schweiz vertrieben worden, zog Kaiser Paul, sich von seinen Verbündeten verrathen glaubend, seine Truppen zurück. Oestreich setzte allein den Kampf fort. Indeß war Bonaparte aus Aegypten zurückgekehrt, und hatte sich zum ersten Konsul der Republik ernennen lassen; er drang 1800 über die Alpen in Italien ein, und die einzige, von den Oestreichern unter Melas schon beinahe gewonnene Schlacht bei Marengo (s. d.), 14. Juni 1800, setzte ihn in Besitz dieses ganzen Landes, während Moreau ebenfalls in Deutschland bei Hohenlinden (s. d.) siegte. Der Friede von Luneville 1801 war die erzwungene Folge dieser Begebenheiten. Derselbe bestimmte den Rhein zur Grenze Frankreichs und Deutschlands, welches dadurch über 1200 QM. Land und fast 4 Mill. Menschen verlor. Oestreich gewann das Venetianische und erkannte dagegen die neuen Schöpfungen der batav., helvet., cisalpin. und ligur. Republiken. Durch die Veränderungen, welche der luneviller Friede und der darauf gegründete Reichsdeputations-Hauptschluß (25. Febr. 1803) festsetzte, bestand das kurfürstliche Collegium aus 10 Mitgliedern: Kur-Erzkanzler (der einzige geistl. Reichsstand), Böhmen, Pfalzbaiern, Sachsen, Brandenburg, Braunschweig-Hanover, Salzburg, Würtemberg, Baden, Hessen-Kassel, welche 78 Stimmen in Fürstenrathe führten, also die Mehrheit der Reichstagsstimmen entscheiden konnten, da von der vormaligen Anzahl der Reichstagsstimmen nicht mehr als 141 übrig waren. Im Fürstenrathe gab es überhaupt 131 Stimmen; von den 51 Reichsstädten aber waren, da die größte Anzahl zur Entschädi-

Digitized by Google

gung der Fürsten genommen wurde, nicht mehr als 6, Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Lübeck, Bremen, übrig. Durch die als Grundlage der Ausgleichung angenommene Secularisation der geistl. Staaten war das frühere Verhältniß der Religionstheile gänzlich verändert und das bisherige Uebergewicht des kathol. aufgehoben worden, da dieser im Kurkollegium 2, im Fürstenrathe aber 22 Stimmen weniger hatte als die Protestanten. Die Kurstaaten und mehr noch die Fürstenstaaten, waren ohne selbstständige Macht und konnten nur durch Anschließen an den einen oder den andern der beiden vorherrschenden Staaten, Oestreich im Süden und Preußen im Norden, Gewicht erhalten. Wahrscheinlich würden besondere Bündnisse entstanden seyn; doch die Dauer des deutschen Staatenvereins in diesen neuen Verhältnissen war zu kurz, als daß hätte sichtbar werden können, was künftig daraus sich bilden werde. Kaum hatten die Fürsten angefangen, die ihnen zugefallenen Entschädigungslande mit ihren alten Besitzungen in Hinsicht auf Verfassung und Verwaltung gleich zu machen, als ein neuer Sturm sie störte. Oestreich, nach so langem Kampfe der Ruhe bedürfend, mußte es geschehen lassen, daß Bonaparte in Verfolg seines Krieges mit England Hanover 1803 besetzte; auch Preußen schwieg zu dieser Verletzung des deutschen Reichs. Die bald folgenden Ereignisse vorahnend, oder weil Bonaparte sich als Napoleon I. zum franz. Kaiser erklären ließ, nahm Franz II. im August 1804, als Franz I. den Namen eines östr. Kaiser an, und neue Rüstungen verkündigten den baldigen Ausbruch eines neuen Krieges. Er begann 1805. Die Oestreicher, bis Ulm vorgedrungen, wurden hier geschlagen und ein großer Theil ihrer Heeres unter Mack ergab sich zu Kriegsgefangenen; Wien ward von dem Feinde besetzt, und die zu spät zur Hülfe herbeigeeilten Russen wurden in Verbindung mit den Trümmern des östr. Heeres noch am 2. Dec. bei Austerlitz (s. d.) in Mähren geschlagen, worauf noch in dem nämlichen Jahre der presburger Friede den Krieg beendigte. Oestreich verlor dadurch das Venetianische, Tirol und alle seine Besitzungen in Schwaben und am Rhein (Vorder-Oestreich). Preußen, welches schon gerüstet dastand und durch Verletzung seines Gebiets mehr als zu gerechte Ursache zum Kriege hatte, ließ sich durch die Siege Napoleons abschrecken und trat durch den wiener Vertrag selbst Ansbach und Baireuth, Neufchatel und Kleve, gegen den ungewissen und auf jeden Fall ungerechten Besitz von Hanover ab; doch war das gegenseitige Mißtrauen einmal entzündet, und der nahe Bruch zwischen Preußen und Frankreich unvermeidlich. Indessen hatten die minder mächtigen Fürsten Deutschlands, theils von der Noth gezwungen, theils auch aus Begier nach Vergrößerung und Titel, sich an Frankreich angeschlossen: Baiern und Würtemberg wurden zu Königreichen, Baden und Darmstadt zu Großherzogthümern mit Gebietserweiterungen erhoben; die Fürsten bildeten nun in der engsten Verbindung mit Frankreich einen Verein, dessen Constitutionsacte in Paris, 12. Juli 1806, entworfen, am 9. Juli zu St.-Cloud vollzogen und durch den franz. Geschäftsträger Bacher zu Regensburg der allgemeinen Reichsversammlung am 1. August bekanntgemacht wurde. Sie unterwarfen sich durch diese Acte dem franz. Kaiser als ihren Protector, und nannten ihren Verein den Rheinbund. Dieser entscheidende Schritt forderte nunmehr einen zweiten. Napoleon hatte erklärt: „daß er diesen

Digitized by Google

Fürstenbund als eine natürliche und nothwendige Folge des presburger Friedens betrachte; der Reichstag habe längst aufgehört, einen Willen zu haben; durch Hanovers Vereinigung mit Preußen sey ein Kurfürstenthum aufgehoben worden, und ein nordischer König (Schweden) habe eine Reichsprovinz seinen übrigen Staaten einverleibt; er erkenne also das Bestehen der deutschen Verfassung nicht mehr an, dagegen aber die volle unumschränkte Souverainität eines jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, und er wolle mit ihnen in die nämlichen Verhältnisse treten wie mit den übrigen unabhängigen Fürsten Europa's". Als Folge dieser Erklärung verzichtete Kaiser Franz unterm 6. August, auf die deutsche Kaiserkrone, legte die Reichsregierung nieder und erklärte seine deutschen Erbstaaten für getrennt von dem deutschen Reichskörper, empfahl aber zugleich die Reichsdienerschaft den ehemaligen Ständen des aufgelösten Reichs. Hier beginnt die Geschichte des Rheinischen Bundes (s. d.). Zu spät versuchte Preußen 1806, in Verbindung mit Sachsen und in Hoffnung des russischen Beistand, den Kampf mit Frankreich und allen ihm verbündeten Ländern. Die einzige Schlacht bei Jena und Auerstädt (s. d.) 14. Oct. 1806, vernichtete alle Hoffnungen und öffnete Preußen bis an die Weichsel dem rasch vordringenden Sieger. Auch die Weichsel war bald überschritten, die blutige aber zweifelhafte Schlacht bei Preußisch-Eylau (s. d.), 8. Febr. 1807 ward nicht benutzt, und der Sieg der Franzosen bei Friedland (s. d.) über die Russen vernichtete die preußische Monarchie. Der Friede von Tilsit (s. d.), 9. Juli, raubte ihr alle Provinzen zwischen Elbe und Rhein (aus welchen, wie aus Hessen und Hanover, das neue Königreich Westfalen zusammengesetzt wurde) und das ganze ehemalige Südpreußen, welches unter dem Namen eines Herzogthums Warschau dem zum Könige ernannten und in den Rheinbund getretenen Kurfürsten von Sachsen gegeben ward. Nur noch in Oestreich lebte für Deutschland ein Funken der Hoffnung, und die dort allgemeine Stimmung ließ allerdings die größten Anstrengungen erwarten. Der Zeitpunkt 1809 schien günstig: Napoleons beste Heere waren in Spanien in einem verzweifelten Kampfe begriffen, und in ganz Deutschland regte sich Hoffnung und innige Theilnahme für Oestreich. Noch einmal sollten Napoleons überlegene Talente siegen und Deutschland das volle Maß der Unterjochung und Schmach empfinden. Die Schlachten bei Abensberg (s. d.), Than, Eckmühl (s. d.) und Regensburg, 20—22 April 1809, vernichteten einen bedeutenden Theil der östr. Heere; die deutschen Fürsten vielleicht zum Abfall geneigt, blieben dem Rheinbunde getreu, nur die Tiroler erhoben sich mit Heldenmuth unter Hofers Anführung, und zum zweiten Male zog Napoleon als Sieger in die Kaiserstadt ein. Der Sieg des Erzherzogs Karl bei Aspern (s. d.), 21—22. Mai, erweckte schöne Hoffnungen; in dem erschöpften Preußen regte sich lebhafte Theilnahme und eine kleine Heldenschar unter Schill wagte auf ihre eigene Hand das Zeichen zum Losbrechen zu geben. Auch diese Hoffnungen wurden vereitelt; Schill fiel in Stralsund durch Mitwirkung Dänemarks; die Schlacht bei Wagram (s. d.), 5.—6. Juli, endete den Krieg, und nur der vertriebene Herzog von Braunschweig an der Spitze eines kleinen Heeres, durchzog rühmlich Deutschland, von Böhmen bis an die Nordsee, um sich nach England einzuschiffen und die Franzosen in Spanien wieder aufzusuchen. Durch den Frieden von Wien, 14. Okt.

Digitized by Google

1809, verlor Oestreich alle Verbindung mit dem Meere, mußte die edlen Tiroler ihrem Schicksale überlassen und sich zu dem harten Opfer entschließen, sich mit seinem Erbfeinde durch die Vermählung der Erzherzogin Marie Louise mit Napoleon 1810 zu verbinden. Jetzt war Deutschland völlig unterjocht, und Napoleon benutzte seine Macht so schonungslos, daß er ohne weitern Grund als sein Belieben den nordwestlichen Strich von Deutschland, die Mündungen der Weser, der Elbe bis jenseits Lübeck an die Ostsee mit dem französischen Reiche vereinigte, und fortfuhr, die Hülfstruppen der minder mächtigen Fürsten in Spanien aufzuopfern. Der Feldzug nach Rußland 1812 war Napoleons größter aber auch letzter Triumphzug. Auf seinen Ruf schlossen sich die zahlreichen Contingente der Souveraine des Rheinbundes seinem Heere an. Aber die Fürsten und die Völker waren längst zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie nur Werkzeuge seyen, um seinen ehrgeizigen Planen zu dienen, und daß unter seinem Joche Recht, Freiheit und Wohlstand, die man immer schmerzhafter vermißte, nicht mehr zu hoffen seyen. Indeß folgte man dem Gebote der Nothwendigkeit, und 100.000 Deutsche fanden ihr Grab in den Schneegefilden von Rußland. Die Russen verfolgten ihre Vortheile bis an die deutsche Grenze; Preußen verband sich mit ihnen zur Wiederbefreiung von Europa (zu Kalisch, 28. Febr. 1813); zugleich schlossen einige Stände des Nordens sich ihnen an; Lübeck und Hamburg standen, mit den Waffen in der Hand, gegen ihre Bedrücker auf; in ganz Deutschland waren alle Gemüther bewegt von dem getrosten Glauben, daß nun die Zeit der Rettung gekommen sey. Noch zuversichtlicher ward dieser Glaube, als auch Oestreich (10. Aug.) dem Bunde gegen Napoleon beitrat. Bald nahmen die Kriegsereignisse, bei dem einstimmigen Sinne der Verbündeten und bei der edeln Begeisterung, die ihre Völker belebte, einen für ihre Sache höchst günstigen Charakter an; nun warf auch Baiern das Joch ab und vereinigte in Folge des Vertrags zu Ried, vom 8. Okt. 1813, seine Macht mit der der Verbündeten. Zehn Tage später vernichtete die Schlacht von Leipzig die franz. Herrschaft in Deutschland; durch sie fiel das Gebäude des Rheinbundes in Trümmern. Es traten am 2. Nov. auch der König von Würtemberg, und nach ihm die übrigen Souveraine des Südens dem großen Bunde bei. Nach dem Treffen bei Hanau (30. Okt.) hatte sich das fliehende franz. Heer über den Rhein zurückgezogen. Alles bekam von nun an in Deutschland eine neue Gestalt. Einige Festungen ausgenommen, war allenthalben die franz. Macht vernichtet. Es gab kein Königreich Westfalen, kein Großherzogthum Berg mehr. Ueberall kamen die durch franz. Gewalt vertriebenen Fürsten, mit Jubel und Herzlichkeit von ihren Unterthanen empfangen, in ihre Länder zurück. In ganz Deutschland würden unermeßliche Rüstungen zur Behauptung der wiedererlangten Freiheit betrieben, und mit Freuden und Muth griff Alles zu den Waffen, um für die als heilig erkannte Sache zu streiten. Nie war seit den Zeiten der Kreuzzüge die gesammte deutsche Nation so mächtig von einer begeisternden Idee ergriffen als in diesen Tagen, nie sah man eine so reine und rührende Einigkeit unter Fürsten und Völkern. Die Heere der Sieger gingen am ersten Tage des folgenden Jahres über den Rhein. Bald ward alles Land, das die Franzosen seit 1793 von Deutschland abgerissen hatten, wieder erobert, und die großen Ergebnisse des Feldzuges in Frankreich bestätigten den Besitz der Eroberung. Am 30. Mai 1814 ward der Friede zu Paris geschlossen.

Digitized by Google

Vermöge desselben gab Frankreich, mit Ausnahme von Mömpelgard und einigen kleinern Bezirken, die sämmtlichen Eroberungen zurück; ein großer Theil derselben aber wurde dem alten Stamme nicht angefügt, wie denn der ganze burgundische Kreis, sammt dem Hochstift Lüttich, die Bestimmung erhielt, das neue Königreich der Niederlande zu verstärken. Um die so hochwichtigen und verwickelten Angelegenheiten Deutschlands zu berichtigen, begaben sich die meisten der verbündeten Monarchen persönlich auf den Congreß zu Wien, 1. August 1814; wo es über die Entschädigungen, welche Preußen billig verlangte, zu sehr ernstlichen Erörterungen kam; endlich ward ihm das jetzige Großherzogthum Posen, die nördliche Hälfte von Sachsen und mehre Provinzen an beiden Ufern des Rheins zugesprochen, wogegen es andre an Hanover abtrat und dadurch nur kaum wieder den Flächeninhalt und die Menschenzahl von 1806 erlangte. Es ward ferner entschieden, daß Deutschland ein Staatenbund souveräner Staaten seyn sollte, und die erste Grundzüge der künftigen Verfassung wurden in der sogenannten Bundesacte vom 8. Juni 1815 entworfen. Durch diese Verfügungen hörte Deutschland auf, als ein selbstständiges, einen festen Charakter von Einheit behauptendes Reich zu bestehen, und verwandelte sich in einen Staatenverein, unter dessen Mitgliedern nicht das Verhältniß der Unterordnung, sondern bloß das der Beiordnung stattfindet, wie Letzteres der Fall bereits in dem Systeme des rheinischen Bundes gewesen war. Mitten aus diesen Verhandlungen rief die unerwartete Rückkehr Bonaparte's die Fürsten wieder zu den Waffen. Die Preußen und Engländer entschieden dieß Mal das Schicksal von Europa in der Schlacht von Belle Alliance (s. Waterloo) am 18. Juni 1815, und ihr siegreicher Einzug in Paris brachte die Bourbons zum zweiten Male auf den Thron, Napoleon aber nach St.-Helena. Der zweite pariser Friede, 20. Nov. 1815, ließ Frankreich die Grenzen von 1790, ohne jedoch uns das einst treulos entrissene herrliche Elsaß und das halbdeutsche Lothringen für dieß Mal wieder zu geben. Zur weitern Befestigung der deutschen Angelegenheiten und zur Ausführung der wiener Congreßacte, ward zu Frankfurt a. M. eine Versammlung von Abgeordneten sämmtlicher deutschen Staaten, der Bundestag, verordnet, welcher seine Sitzungen am 5. Nov. 1816 eröffnete. Die wichtigsten Grundgesetze des deutschen Bundes sind: 1) Die deutsche Bundesacte, vom 8. Juni 1815; 2) die wiener Schlußacte vom 15. Mai 1820; 3) die provisorische Geschäftsordnung für die Bundesversammlung vom 14. Nov. 1816; 4) der Beschluß über die Austrägalinstanz, vom 16. Juni 1817; 5) die Bundesexecutionsordnung, vom 3. August 1820; 6) die 24 Artikel der Kriegsverfassung des deutschen Bundes, vom 9. April 1821; 7) die nähere Bestimmung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes vom 12. April 1821 und 11. Juli 1822. (Vollständig in Meyer's „Corpus juris confoederationis Germanicae".) (S. Deutsches Reich und Deutscher Bund; und Russ-deutscher Krieg von 1812—15.) Ueberhaupt Posselt's „Geschichte der Deutschen", fortgesetzt von Pölitz (Leipz. 1819, 4 Bde.); Schmidt's „Geschichte der Deutschen", fortgesetzt von Milbiller, dann von v. Dresch (1. Bds. 3. Abth., bis 1814, Ulm 1826; des Ganzen 25. Thl.); Heinrich's „Deutsche Reichsgeschichte" (Leipz. 1805, 9 Thle.); Luden's „Geschichte der Deutschen" (6r Thl. 1831; der 7. unter der Presse), und Pfister's „Geschichte der Deutschen" (1.—4. Th., 1829—32).

Digitized by Google

Deutschland (gegraphisch-statistisch). Dieses Land in der Mitte Europas (22° 30′ — 36° 40′ L., 44° — 45° N. Br.), grenzt in O. an Westpreußen und Posen, Polen, Krakau, Galizien, Ungarn und Kroatien, in Süden an das adriat. Meer, das lombard.-venetian. Königreich und Helvetien, in W. an Frankreich, Belgien und Holland, in N. an die Nordsee, Dänemark und die Ostsee, und hat einen Flächenraum von 11.452 QM. Deutschland wird durch die Natur selbst in Nord- und Süd-, oder Nieder- und Ober-Deutschland getheilt, und das Erzgebirge und der thüringer Wald bilden ungefähr die Grenzlinie, sodaß 45° — 51° Br. Ober-Deutschland und 51° — 55° Br. Nieder-Deutschland ist. Der Boden ist in jenem größtentheils gebirgig, in diesem meistentheils eben. Im Süden sind Fortsetzungen der schweizer Alpen, die man wegen ihrer beträchtlichen Länge eintheilt in die rhätischen Alpen von Graubündten bis zur Grenze von Oestreich und Illyrien, und in die norischen Alpen von Oestreich bis Ungarn, und welche die tiroler, salzburger, steier. Alpen und das Kahlengebirge umfassen, wovon der wiener Wald ein Theil ist. Hier sind die höchsten Spitzen: die Ortelsspitze 14.814, der Großglockner 12.978, der Hochhorn 10.680, der Großkogel 9100 Fuß hoch. Im Süden oder hinter den salzburger und steier. Alpen befinden sich die julischen und karnischen Alpen, die nach Dalmatien und Kroatien gehen; hier ist der 10.194 Fuß hohe Terglou. Mit den norischen Alpen steht in nordwestl. Richtung durch den Arlberg die schwäb. Alpenkette, die rauhe Alp, in Verbindung, die zwischen der Donau und dem Neckar sich nordöstl. fortzieht und ein östl. Arm des Schwarzwaldes ist. Durch den Spessart am Main zieht sich am Rhöngebirge eine andere Gebirgskette zum thüringer Wald, dem Fichtelgebirge (das in südöstl. Richtung der böhmer Wald fortsetzt und durch den Mannhartsberg mit dem mähr. Gebirge zusammenhängt), dem sächs. Erzgebirge und dem lausitzer Gebirge, einem Arm des Riesengebirges und einem Theil der Sudeten, an die sich östlich das karpathische Gebirge lehnt. Im nördlichen Deutschland zieht sich zwischen der Elbe und Oder vom Riesengebirge ein Landrücken, der sich in Jütland verliert, und von dem Harzgebirge außer dem solinger Walde ein anderer Landrücken zwischen der Elbe und Weser nach der Nordsee. Der Weser entlang zieht sich das Wesergebirge, dessen Fortsetzung der teutoburger Wald, das Rothhaargebirge, der Westerwald und das Siebengebirge am Rhein sind. Vom Rhöngebirge erstreckt sich in südwestl. Richtung der Vogelsberg und der Taunus, welcher bis an den Rhein reicht. Jenseits des Rheins ist der Hundsrück, die Eifel und der Donnersberg. Im nördl. Deutschland sind zum Theil sandige, dürre Haidegegenden und Moore, und in mehren Streifen nur längs der großen Flüsse fruchtbares Land; gegen die Küsten des deutschen Meeres muß das Land durch kostbare Deiche und Dämme gegen die Fluthen des Meeres geschützt werden. Im Ganzen ist aber Deutschland fruchtbar und vortrefflich angebaut. Das Klima ist überhaupt gemäßigt und gesund; nur in den höhern Gegenden rauher, in den nördlichern wegen der nahen Meere kälter und in den südlichern Ebenen wärmer. Deutschland wird von 500 Flüssen durchströmt, unter welchen 60 schiffbare. Die wichtigsten sind die Donau, der Rhein, die Weser, die Elbe und die Oder (s. d.). Die beträchtlichsten Landseen sind der Bodensee, der Chiemsee, der czirknitzer See, der Traunsee, der Würmsee, der mansfelder salzige und süße See, der Dümmer-

Digitized by Google

see, der plöner See ꝛc. — An Naturerzeugnissen ist Deutschland reich. Es gibt in vielen Gegenden treffliches Rindvieh (12—14 Mill. Stück); in Holstein, Mecklenburg, Oldenburg, Ostfriesland u. s. w. zieht man gute Pferde (1.900.000). Die Schafzucht ist durch spanische Schafe sehr veredelt; es gibt an 20 Mill. Schafe, Haideschnucken mit grober Wolle in der lüneburger Haide. Westfalen und Baiern haben vorzüglich gute Schweinezucht (8 Mill. Schweine). Noch sind zu nennen Ziegen, Esel, Maulesel, Wildpret, auch in einigen südl. Gebirgsgegenden Wölfe, Bären, Luchse, Gemsen, Murmelthiere, ferner gibt es Füchse, Marder, Fischottern, Biber, zahmes und wildes Federvieh, Bienenzucht, etwas Seidenbau, mancherlei Fische und Krebse. Aus dem Pflanzenreich erzeugt Deutschland alle Arten Getreide hinreichend und selbst zur Ausfuhr; auch Spelz und Mais im südl., und Buchweizen im nördl. Theile, ferner Hülsenfrüchte, Gartengewächse, Rübsamen, Flachs, Hanf, Taback, Hopfen, Krapp, Waid, Saflor, Safran, Anis, Süßholz, Coriander, Senf, vieles Obst, und im Süden auch gute Kastanien, Mandeln, viele Pfirsichen und Aprikosen. Der Weinbau ist am Rhein, in Franken, an der Mosel und am Neckar, auch im Oestreichischen, und zum Theil in Böhmen und Sachsen, sehr beträchtlich (man gewinnt über 12 Mill. Eimer). Seine nördl. Grenze ist Witzenhausen in Kurhessen. Die Waldungen bestehen aus Eichen, Buchen, Tannen, Fichten, Kiefern, Erlen, Birken ꝛc. Auch das Mineralreich liefert viele Produkte: etwas Gold (in einigen Flüssen Goldsand), ziemlich viel Silber (besonders im Erzgebirge und Harz, jährl. 200.000 Mark), Queckſilber (in Idria und Zweibrücken, jährl. 6200 Ctr.), Zinn (in Böhmen und Sachsen, 8000 Ctr.), Blei (192.000 Ctr.), Kupfer (40.000 Ctr.), Eisen (2.400.000 Ctr.), Galmei, Wasserblei, Zinnober, Wismuth, Arsenik, Spießglas, Alaun, Vitriol, Zink, Schwefel, Salpeter, Kobalt, Stein- und Braunkohle, Marmor, Kalk, Alabaster, Gyps, Asbest, Schiefer, Mühlen-, Sand-, Quader- und Bimsstein, Traß, Jaspis, Chalcedon, Serpentinsteine, Basalt, Granit, Porphyr, viele Arten von Edelsteinen, Bernstein, Oker, Thon, die feinste Porzellanerde, Walkererde, Mergel, Torf, Bergtheer, viel Quell- und Steinsalz (mit 76 gangbaren Salzwerken, jährl. 5.150.000 Ctr.). Kein Land auf der Erde hat so viele heilsame Mineralwasser und Bäder als Deutschland, über 1000.

Seit der Deutsche an festere Wohnsitze gewöhnt war, zeigte er großen Erfindungsgeist, Eifer und Fleiß in Betreibung der Künste. Natürlich aber entwickelten sich zuerst die Künste des äußern Bedürfnisses, in dem Schoße der Städte, in den Händen des sich hier ausbildenden Bürgerstandes. (S. Anton's „Geschichte der deutschen Landwirthschaft" und Fischer's „Geschichte des deutschen Handels".) Künste und Gewerbe wurden ein Zweig der bürgerlichen Nahrung. So ward seit dem 13. Jahrh. die Wollenweberei, Leineweberei und die Tuchmacherkunst in Deutschland eifrig betrieben, besonders in den kunstreichen Städten Augsburg, Nürnberg, Köln und nachher Frankfurt a. M. Die Nachkommen des Webers Hans Fugger (s. d.), im Graben bei Augsburg (lebte im 14. Jahrh.), welche ein Handlungshaus in Antwerpen gründeten und eine Flotte ausrüsteten, wurden vom Kaiser Maximilian in den Grafenstand, und zu den bedeutendsten Aemtern erhoben. Ihr Reichthum begünstigte wiederum die Künste und Gewerbe. Ulrich Stromer, Rathsherr in Nürnberg, soll gegen 1390 daselbst die erste Papiermühle angelegt haben. Im nörd-

Digitized by Google

lichen Deutschland waren in dieser mittlern Zeit Braunschweig, Goslar, Stendal, Stettin und Magdeburg die blühendsten Fabrikstädte. Auch in Metall-, Holz-, Leder-, Glas- und Steinarbeiten zeichnete sich der Deutsche aus. Das zu große Ansehen der Handwerker in mehren deutschen Städten machte bald, daß öfters ihre Gilden und Zünfte von den deutschen Kaisern und von einzelnen Fürsten aufgehoben wurden. Aber sie wurden immer wieder hergestellt. Der Bergbau fing in Deutschland seit Entdeckung der goslarischen Erzadern an, wodurch Wohlhabenheit, besonders in Niedersachsen, entstand; s. Gmelin: „Beiträge zur Geschichte des deutschen Bergbaues". Durch den nördlichen und sächsischen Handel wurden Wisby, Lübeck, Bremen, Hamburg groß und berühmt, im mittlern Deutschland Erfurt, Leipzig ꝛc. Am Rhein blühten Köln, Mainz, Speier, Strasburg zuerst auf. Aber Handel und Gewerbfleiß wurden lange durch Fehden und Kämpfe, Unsicherheit und schlechte Beschaffenheit der Straßen erschwert. Daher die Bündnisse der Städte. Die Blüthe des Handels zeigt die deutsche Hansa (s. d.). Auch viel mechanische, vorzüglich mathematische und musikalische Instrumente verfertigten und erfanden die Deutschen, z. B. Peter Hele, Otto Guericke, v. Kempelen, Reichenbach. — In jener Zeit war indeß deutscher Kunstfleiß noch weit von der Höhe entfernt, zu der er sich unter Friedrichs des Großen Regierung in den preuß. Staaten emporhob. Die Freiheit des Handels erschien in jener Zeit den Fabrikanten und Manufakturisten in einem wohlthätigen Lichte, weil sie im Innern Deutschlands einen freien Spielraum, und von Außen keine erdrückende Concurrenz gegen sich hatten. Verheerender Kriege ungeachtet hob sich Deutschlands Wohlstand fortan, bis ihm, wie mehren andern Staaten, Englands durch portugiesisches Geld gewonnenes Uebergewicht fühlbar wurde, und dieß der Verfall seiner Manufaktur- und Fabrikindustrie zur Folge hatte. In der Epoche des Napoleon'schen Continentalsystems aber sahen Deutschlands Fabrikanten und Manufakturisten ein neues erwärmendes Licht über ihre Industrie verbreitet. Der Kürze der Zeit ungeachtet, steigerte sie sich daher bald zu einer die Erwartungen übertreffenden Höhe. — Daß der gegenwärtige Zustand unserer deutschen Fabrik- und Manufakturindustrie mehr als jemals in Verfall gerathen ist, läßt sich nicht bezweifeln. Die Leinwandfabrikation in Schlesien, die noch vor zwanzig Jahren für 9 Mill. Fabrikate jährlich im Werth lieferte, kann jetzt kaum mehr für 1 Mill. Thaler versenden, weil die irländische Leinwand der heimischen den vaterländischen Boden streitig macht. Selbst an Leinengarn, wovon England 1814 noch 45.926 Centner bedurfte, werden jetzt kaum 6000 Cent. versendet, weil die Engländer leinwandähnliche Stoffe aus Baumwolle verfertigen. Hanover verspinnt zwar noch seine Menge Flachses, muß aber das Garn gebleicht oder ungebleicht ausführen. Nach England ist die Ausfuhr so gut wie vernichtet. Einen der wichtigsten Gegenstände der deutschen Industrie, die Wollenmanufaktur, hat England an sich gerissen, obwohl Deutschland die Wollenwaaren des Auslandes ganz entbehren könnte. Oestreich erhält sich zwar noch im Besitz der Höhe seiner Wollenmanufakturen durch geschlossene Manufanstalten. In Baiern sind sie dagegen kaum ein Schatten mehr von Dem, was sie in der Vorzeit waren. Deutschland vermag Englands Concurrenz, für die kein Opfer gescheut wird, hierin nicht auszuhalten, daher bedeutende Summen für die zum Theil aus deutscher Wolle verfertigten Tücher nach England, das

Digitized by Google

sogar einen Theil der sächsischen Electoralwolle erhält, nach Frankreich und den Niederlanden auswandern. 1819 wurde zwar durch die in England auf die Wolle gelegte Zollabgabe deren Ausfuhr aus Deutschland sehr vermindert; aber ohne Nutzen für dessen Fabrikanten, weil ihnen nur das schlechtere oder das zu theure Material übrig blieb. Noch tiefer ist die Baumwollenweberei, die sich seit kurzer Zeit sehr ausgebreitet hatte, herabgekommen, weil die Engländer das Material aus erster Hand beziehen und durch ihre Maschinen wohlfeiler verarbeiten können. Unter allen erhält sich das Königreich Sachsen, einer der ersten Manufakturstaaten, dessen Baumwollenfabrikate die Güte der englischen in jeder Hinsicht erreichen, noch am meisten in der Höhe. Die Leder- und Tabacksfabrikationen sind die einzigen, die sich nicht seit 1813 im Abnehmen befinden. Bedeutend ist die Fabrikation von Eisen- und Stahlwaaren in Westfalen, der preuß. Rheinprovinz, in Brandenburg, Schlesien, am Thüringerwalde ꝛc.; von Gewehren und Degenklingen in Spandau und Potsdam, Suhl, Schmalkalden, Herzberg am Harz, Olbernhau im Erzgebirge, Zella, Mehlis, Wien, Ferlach bei Klagenfurt, Karlsbad, Teschen, Fortschau, Solingen u. s. w.; Kanonengießereien sind in Wien, Berlin, Dresden, Bamberg, Manheim, Kassel u. s. w. In Hinsicht der Eisen- und Stahlfabrikate, Messing, Gold und Silber, Holz- und Stroharbeiten und mehren andern würden wir das Ausland nicht bedürfen, und doch fließen dafür jährlich große Summen aus, ohne daß wir unsern Ueberfluß an Fabrikaten gegen einen Theil des Auslandes als Tauschmittel gebrauchen könne, vielmehr an Frankreich allein über 14 Mill. jährl. für Seidenwaaren aller Art bezahlen müssen. — Von deutschen Manufaktur- und Fabrikerzeugnissen sind, außer den schon erwähnten, Spitzen, Tapeten, Glas (in Böhmen, Schlesien ꝛc.), Spiegel (bei Nürnberg, Neustadt an der Dosse ꝛc.), Porzellan (in 25 Fabriken zu Berlin, Meißen, Wien, Fürstenberg ꝛc.), Fayance (in 55 Fabriken, die mit den Porzellanfabriken an 8000 Menschen beschäftigen), musikal. und andere Instrumente, Bier, Branntwein, Liqueure, Vitriol, Alaun, Zucker, Uhren, Elfenbein-, Knochen- und Holzwaaren u. s. w. Daß der Absatz unserer Manufakte und Fabrikate nicht noch tiefer gesunken ist, als wir aus den oben angegebenen Beispielen ersehen, verdanken wir unter anderm auch der Thätigkeit unserer Seestädte, die ihre Capitale verwenden, um die Fabrikate unmittelbar aus den Händen der Hervorbringer zu beziehen und den besten auswärtigen Markt zu ihrem Verkaufe zu wählen. Sie allein haben schon in den bedrängten Zeiten, wo aller Handel stille stand, Millionen baaren Geldes an die schles., böhm. und mehre andere Werkstätte gesendet, um deren Arbeit im Gange zu erhalten. — Woher dieser Verfall unserer Manufaktur- und Fabrikindustrie — woher das Uebergewicht auswärtiger Reiche, wird man aus dem Grunde mit Recht fragen, weil es den Deutschen weder an Hülfsmitteln, noch an Industrie und Thätigkeit gebricht? — Die Angabe der Zusammenwirkung vieler Quellen des ausländischen Uebergewichts wird die Frage lösen. Mehre sind aus der Natur der Zeitverhältnisse und der ihnen folgenden Umstände an und für sich ohne Einfluß fremder Concurrenz entsprungen; andere sind nur dieser zuzurechnen. Zu den ersten gehören, daß bei der Stockung des europäischen Handels überhaupt der deutsche, als Theil des Ganzen, gleichfalls leidet und auf das Sinken der Gewerbe Einfluß haben mußte, — daß seit einiger

Digitized by Google

Zeit ein großes Mißverhältniß zwischen Fabrikation und Consumtion eingetreten ist. Ferner gehört dazu das Aufhören des Krieges, das immer das Signal zum Stillstand derjenigen Gewerbe ist, die er in Schwung brachte. Viele Artikel deutscher Fabrikation, wie z. B. Nürnbergs kurze Waaren, mußten auch, des veränderten Geschmacks und verminderten Bedarfs wegen, an Absatz bedeutend leiden. Besondere, nur ausländischer überwiegender Concurrenz zuzuschreibende Ursachen des Verfalls unserer Fabrikation sind: 1. Der Ueberfluß an Handels- und Gewerbscapitalien, und der sich hieraus ergebende niedrige Zinsfuß in fremden Staaten, der besonders dem englischen Fabrikanten die Waaren wohlfeiler herzustellen erlaubt, als dem Deutschen. 2. Der, zwar nicht im Nenn- oder Realpreise, niedrigere Arbeitslohn in England. 3. Die Ausdehnung und Vervollkommnung des Maschinenwesens, sowie 4. die bis auf das Aeußerste getriebene Arbeitstheilung, besonders bei den verschiedenen Operationen der engl. Fabrikation. 5. Größere Aufmerksamkeit der Regierungen des Auslandes auf das Fabrik- und Manufakturwesen in ihren Ländern, durch Sicherung des Absatzes auf ihren inländischen Märkten. 6. Begünstigung der Ausfuhr in England durch Bezahlung der sogenannten Drawsbacks (Rückzoll) mit 10 Procenten des Werthes, durch Abnahme des Ueberflusses der Fabrikation in bedrängten Zeiten und deren Sendung mit ein Paar Millionen Schaden in das Ausland, sowie durch künstlich ineinandergeschobene Ein- und Ausfuhrverbote. 3. Gesellschaften von Privatpersonen zu Unterstützung der Landesfabrikation, die, wie z. B. die Manchestergesellschaft in England, Vorräthe um den Fabrikpreis kaufen und durch Lotterien so wieder ausspielen, daß die Gewinner die Fabrikate und Manufakte, wenn sie solche selbst zu verkaufen vorziehen, in das Ausland versenden müssen, woraus sich die Verkäufe der engl. Waaren um Spottpreise zu Hamburg, Leipzig, Frankfurt ꝛc. leicht erklären. 8. Die mit zureichenden Exekutivmitteln ausgestatteten Prohibitiv- oder hohen Zollsysteme auswärtiger Staaten, besonders Frankreichs. Ersteres verstattet keinem Gegenstande deutschen Gewerbfleißes den Ein- oder Durchgang. 9. Widernatürliche Verschließung oder Erschwerung deutscher Fabrikate auf Deutschlands eignen innern Märkten. — Die widrigen Einflüsse, welche Zeitumstände auf den Gang unserer Fabrik- und Manufakturindustrie gehabt haben, können nur günstigere Zeitverhältnisse heben. Was aber nicht zufällig, sondern absichtlich von Außen die deutsche Gewerbthätigkeit schwächt, dem kann man nach und nach mehr oder minder begegnen. Vermindert sich die Masse der Staatspapiere und der immer erneuerten Staatsanleihen, zeigen die deutschen Regierungen eine größere Aufmerksamkeit für den Industriehandel, und sucht man die Einfuhr der ans überflüssigen Erzeugnisse des Auslandes ohne Zwang zu beschränken, so werden die Capitalisten ihr Einkommen wieder mehr auf die Unterhaltung der inländischen Werkthätigkeit verwenden. Wird der Zunftgeist beschränkt, und die Gewerbsfreiheit mehr begünstigt, steuert man dem Wucher, der Faulheit der Tagewerker, und weiß die Polizei die Preise der Lebensbedürfnisse durch Concurrenz in ein gehöriges Gleichgewicht zu setzen, so müssen auch die Arbeitslöhne billiger werden. Ausdehnung der inländischen Märkte, mehr Arbeitstheilung und Unterstützung von Seiten der Capitalisten werden die Ausbreitung des Maschinenwesens zur Folge haben, und gehen die Regierungen mit

Digitized by Google

dem Beispiele besonderer Sorgfalt für die Industrie voran, so kann es auch nicht an begünstigenden Privatvereinen fehlen. Das Hauptmittel der Hülfe ist aber unter allen die Freiheit des Industriehandels im Innern von Deutschland, vereint mit klugen Maßregeln, welche unsern Industrieerzeugnissen die Concurrenz mit den ausländischen möglich machen.

Im Mittelpunkte von Europa liegend, ist Deutschland durch seine Angrenzung an 3 Meere und durch Richtung seiner zahlreichen Flüsse von der Natur zu einem Handelsstaate erster Größe bestimmt. Dennoch nimmt es seit der Mitte des 17. Jahrh., wo die Hansestädte, sowie Nürnberg und Augsburg, die ersten und reichsten Handelsstädte Europas zu seyn aufhörten, mit Ausnahme der preuß. und östr. Bundesprovinzen, unter den Handelsstaaten nur einen untergeordneten Rang ein, was ursprünglich zum Theil als Folge seiner großen Zerstückelung anzusehen seyn dürfte. Diese hat sich zwar durch Secularisationen und Mediatisirungen in jüngerer Zeit bedeutend vermindert; allein es ist an die Stelle der politischen Kriege ein Kampf der Parteien in der deutschen Finanzwelt getreten, der auf Deutschlands Handel feindseliger einwirkt als selbst die Prohibitivsysteme verschiedener seiner Nachbarstaaten. — Landhandel kann Deutschland führen mit Frankreich, der Schweiz, Italien, den Niederlanden, Polen, Rußland und Ungarn; am stärken führt es denselben mit der Schweiz, Polen, Rußland und Ungarn. Seehandel kann es treiben mit Frankreich, Spanien, Portugal, England, den nordischen Staaten, Italien, der Türkei und Amerika. Seinen vorzüglichsten Seehandel führt es mit England; aber eben dieser gewährt ihm mehr Nachtheile als Vortheile. Sein Handel zur See wird vorzüglich befördert durch die Benutzung seiner Hauptflüsse, der Donau, Elbe, des Rheins, der Weser, Oder u. s. w. — Ausführen kann Deutschland Getreide, Holz, Salz, Flachs, Leinwand und Leinengarn, Weine, Obst, Rindvieh, Pferde, Schafe, Butter und Käse, gesalzenes und geräuchertes Fleisch, Honig und Wachs, Eisen- und Stahlwaaren, Kupfer, Blei und Zinn, Quecksilber, Silberarbeiten, Glas und Spiegel, Taback, Rübsamen, Mühlsteine, Mineralwasser, Porzellan, Lumpen, Pottasche, Schmelztiegel, hölzerne Uhren, Pech, Theer und Kienruß, auch rohe und gemahlene Tabakssteine. — An zum Theil reellen und zum Theil erkünstelten Bedürfnissen erhält Deutschland von dem Auslande Zucker, Caffee, Thee, Gewürze, Baumwolle, Reis, Seide und Seidenwaaren, Wollenwaaren, fremde Weine, Bijouterie- und Quincailleriewaaren, Leinsamen und Hanf, Taback, Campher, Hopfen und Oelpflanzen, Seefische, Käse, Rindvieh, Pferde, Papiere, Tücher, Flintensteine, Farbehölzer und Indigo, auch Medicinalwaaren. Die vornehmsten Seehandelsplätze sind an der Nordsee: Hamburg, Altona, Bremen und Emden; an der Ostsee: Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Stettin; am adriatischen Meere Triest. Die vorzüglichsten Landhandelsstädte, die durch die vielen schiffbare Flüsse, durch Kanäle und Landstraßen begünstigt werden, sind: Wien, Leipzig, Augsburg, Magdeburg, Breslau, Berlin, Frankfurt a. M. und a. d. O., Nürnberg, Braunschweig, Naumburg, Münden, Aachen, Köln, Mainz, Prag, Botzen, u. v. a. Vergleicht man die große Zahl deutscher Ausfuhr- mit den fremden Einfuhrartikeln, so sollte man nicht glauben, daß nach der Handelsbilanz, insofern sie sich mit einiger Wahrscheinlichkeit von den verschiedenen Ländern, die der Name Deutschland in sich faßt,

Digitized by Google

in Hinsicht der Exporten und Importen die Handelseinbuße auf deutscher Seite so groß seyn könne als sie wirklich ist. Es läßt sich mit Gründen annehmen, daß es gegen Frankreich, England, die Niederlande, Italien und die Türkei in den Handelsverhältnissen bedeutende Summen verliert. Nur in dem Handel mit den nordischen Staaten und der Schweiz ist es zum Theil im Gewinn, zum Theil in ziemlich gleicher Bilanz. Die Handelsverhältnisse mit Spanien und Portugal haben sich sehr vermindert, und die mit Amerika sind noch nicht bedeutend genug, um bei der Hauptbilanz in Anschlag gebracht zu werden. Die Veranlassung zu diesen merkantilischen Mißverhältnissen Deutschlands gegen das Ausland, die man durch die Einwendung, daß wir keine fremde Güter kaufen würden, wenn wir nicht im Wohlstande wären, nicht in Zweifel ziehen kann, gehen theils aus den Prohibitiv- und Zollsystemen, theils aus den im Handel wie der Politik gewöhnlichen Revolutionen, der gesteigerten und erleichterten Fabrikationsindustrie einiger fremden Reiche, sowie ihrem durch größere Hülfsmittel gewonnenen Uebergewichte hervor. Hierzu kommt noch, daß merkantilischer Uebermuth, finanzielle Spekulationen, angemaßte Monopole und gewaltsame Seeherrschaft uns auf verschiedenen Punkten die direkten Verbindungen mit auswärtigen Staaten, hindern oder erschweren, und daß wir daher an Zwischenhändler einen Theil des Gewinnes überlassen müssen. Amerika hat viele frühere Abnehmer am Markte Deutschlands an sich gezogen, neuerdings Odessa. Frankreich sucht Nichts mehr von unserm Material; denn seine Produktion hat sich seit der Revolution auf das Fünffache gehoben. Spanien will Nichts von uns, weil sein Boden der hervorbringenden Arbeit wiedergegeben ist, und Portugal, das seine Aecker wüste und brach liegen lassen mußte, und dessen Weberstühle die englische Faktorei zerbrach, treibt nun den Pflug und webt Zeuche. Hätten die 34 Mill. Menschen, welche den deutschen Staatenbund bewohnen, auf ihren 11.452 QM. überall unter sich freien Markt, um ein- und auszuführen, und wäre ihr merkantilischer Krieg einzig nur gegen feindselige auswärtige Staaten, besonders gegen Holland und England, gerichtet, so würden wir uns gegenseitig leisten, was uns das Ausland verweigert. — Auf den deutschen Zwischen- und Speditionshandel konnten die oben angeführten Umstände nicht so nachtheilig einwirken als auf seinen Industriehandel; denn in der Mitte zwischen allen fabricirenden Staaten (England, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien) einerseits, und andrerseits zwischen denen gelegen, die von ihnen Manufakte und Fabrikate beziehen, ist Deutschland gleichsam von der Natur bestimmt, der Markt von Europa zu seyn. Zuweilen haben sich daher, selbst in den Zeiten der deutschen Handelsfreiheit, die in dem Zwischenhandel angelegten Capitale reichlicher verzinst als die auf die inländische Produktion verwendeten. Mit dem Zwischenhandel bezahlen wir einen Theil der Verbrauchsartikel, die wir dem Auslande abkaufen. Baiern z. B. gewinnt allein auf diese Art für die Gesammtheit seines Nationaleinkommens im Durchschnitt die jährl. Summe von 1.180.000 Gl. Der Speditionshandel ist um so einträglicher für die deutsche Nationalwirthschaft, als er mit fremden Capitalien betrieben wird. Von einem besondern Werthe sind überdieß für unsern Handel die schon in frühern Jahrhunderten begründeten Messen, auf welchen mehr als 60 Mill. Gulden jährlich umgesetzt werden. Sie rücken zum Austausch der Güter und Genußmittel den Osten und Westen,

Digitized by Google

den Süden und Norden von Europa gleichsam in einen Punkt, besonders zu Frankfurt und Leipzig, zusammen, und der größere Theil ausländischer Manufakturwaaren geht durch sie nach Deutschland herein und in das Ausland hinaus. Der franz. Seidenwaarenhandel ist fast ausschließend in den Händen unserer deutschen Kaufleute, und der Meßhandel mit englischen Manufakturwaaren dient als qualificirter Transito durch die vielen Gewerbe, welche von ihm in Thätigkeit und Nahrung gesetzt werden, zur Vermehrung unseres Nationaleinkommens. Von großem Vortheil sind unsere Messen ferner dadurch, daß die nordischen Meßeinkäufer ihre eignen Fuhrwerke mit Produkten befrachten, die uns wieder zum Zwischenhandel nach Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz und Italien dienen. — Der Lichtseite dieses deutschen Zwischen- und Speditionshandels steht in jüngster Zeit die Schattenseite des bis zur merkantilischen Wuth gesteigerten Handels mit Staatspapieren gegenüber. Der mit demselben verknüpfte mühelose und oft plötzliche Gewinn reizt die Capitalisten in Hoffnung des Glücks, dem politischen Wechsel der Reiche und Staaten einen Theil ihres Vermögens zu vertrauen. Bedeutende Capitalien werden jetzt dadurch der inländischen Werkthätigkeit mittelst Belebung der Produktion, der städtischen Gewerbe und des Industriehandels entzogen. — Als zum Theil nothwendige, zum Theil nützliche Mittel, dem gesunkenen deutschen Handel wieder emporzuhelfen, sind anzusehen: 1. Freiheit des Handelsverkehrs im Innern der deutschen Bundesstaaten. 2. Besserer Haushalt in den Bundesstaaten, dadurch seltener werdende Staatsanleihen und sofort stärkere Benuzzung der Capitalien für den Industriehandel. 3. Eine Deutschlands Verhältnissen angemessene Handelspolitik. 4. Verbesserung der Land- und Wasser-Handelsstraßen. 5. Handelskammern, die man nur in einem kleinen Theile Deutschlands findet, obwohl sie längst unter die allgemeinen Wünsche gehören, und ihre Vortheile sich durch Frankreichs Beispiele erprobt haben; eigne Schifffahrtsbehörden in den Landen, deren Handelsschifffahrt von einiger Bedeutung ist; Handelscompagnien, wie gegenwärtig die Rheinisch-westindische Compagnie das erste Muster gibt; Vereine zur Beförderung des Gewerbfleißes, gleich dem, der sich in Preußen gebildet hat, und möglichste Begünstigungen unserer Messen sind, außer einer größern Einheit des deutschen Postwesens, eines übereinstimmenden Maß- und Gewichtsystems, die weitern mächtigen Hebel zur Belebung unseres deutschen Handels.

Die Einwohner Deutschlands (34.300.000) in 2390 Städten, worunter 100 über 8000 Einw. haben, 2340 Marktflecken, 88.619 Dörfern und 100.000 Weilern und einzelnen Gehöften, gehören zu 2 verschiedenen Völkern, den Deutschen (27.700.000) und Slawen (5.325.000 Seelen). Die Deutschen theilen sich nach der hoch- und plattdeutschen Mundart in Ober- und Niederdeutsche; zu diesen gehören die Friesen an den Küsten der Nordsee, sowie zu den Deutschen überhaupt auch die Gotschewerer im illyrischen Gouvernement Laibach. Außerhalb Deutschland findet man aber auch Deutsche (ungefähr 34 Millionen) auf der ganzen Erde, besonders in Belgien, Holland, Schweiz, Dänemark, Schweden, Norwegen, Ost- und Westpreußen, Posen, Polen, Rußland, Ungarn, Siebenbürgen, Galizien, Spanien, Frankreich, Italien, Nord- und Südamerika u. s. w. Die Slawen zerfallen in Wenden, Sorben in Schlesien, Pommern, Brandenburg, Steiermark, Illyrien, Sachsen; Czechen

Digitized by Google

in Böhmen und Mähren; Slawaken mit den Hanaken, Horaken, Podhoraken, Podzulaken ꝛc. in Mähren; Kassuben in Pommern; Uskochen mit Kroaten, Raizen ꝛc. in Illyrien; Polen in Schlesien und Auschwitz. Hierzu kommen noch Juden (290.000), Italiener in Illyrien und Tirol (188.600) und Franzosen und Wallonen (300.000). Hinsichtlich der Religion rechnet man über 18 Mill. Katholiken (unter 8 Erz- und 27 Bischöfen, s. Deutsche Kirche und Concordat), 12 Mill. Lutheraner und über 3 Mill. Reformirte. Dazu kommen noch 25.000 Herrnhuter, 6000 Mennoniten, 2000 Griechen, Quäker u. s. w. In Hinsicht der Stände unterscheidet man Adel, Bürger und Bauern, welche letzten frei sind; in einigen Staaten bildet die Geistlichkeit einen besondern Stand und hat als solche Antheil an der Landstandschaft. — Für die wissenschaftliche und allgemeine Bildung sorgen 22 Hochschulen (s. Deutsche Universitäten) mit ungefähr 1100 Lehrern und 15.000 Studirenden, von denen jährl. etwa 3000 den Abgang der 120.000 Lehr-, Verwaltungs- und Gesundheitsbeamten ersetzen, viele Gymnasien (über 160), Schulen, gelehrte Gesellschaften, besonders zu Wien, Berlin, München, Göttingen u. s. w. Oeffentliche Bibliotheken sind in 150 Orten mit 5.113.500 Bänden (s. Deutsche Bibliotheken); 10.000 Schriftsteller liefern jährl. an 4—5000 neue Bücher. Außer gegen 100 polit. Tagblättern gibt es gegen 220 nicht polit. Blätter und gegen 150 period. Zeitschriften. Auch für die schönen Künste bestehen mannigfaltige Anstalten (s. Deutsche Kunst, Deutsche Malerkunst und Kunstschulen). Ein helles, bisweilen grelles Bild des deutschen Lebens sind die „Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen" (Stuttg. 1828. 4 Bde.). Die noch nicht vollendete Reymann'sche Charte von Deutschland (Berlin 1825 fg.) wird in 342 Bl. die vollständigste Topographie enthalten.

Deutschlands literarische Zeitschriften und Unterhaltungsblätter. Deutschland erwarb sich in der Journalistik das höchste Verdienst. Es war wegen des unermeßlichen Fleißes, der vielseitigen Bildung und des unbefangenen und von Nationalvorurtheilen fast am meisten freien Charakters seiner Gelehrten ganz zu Unternehmungen dieser Art geeignet. Charakteristisch bei den gelehrten Journalen der Deutschen ist, neben einer kaum zu verkennenden Hinneigung zum Ton der Schule und des Systems, vorzüglich das Umfassen der ganzen Literatur, ohne Vorliebe für einzelne Zweige der Wissenschaften oder für die Literatur einzelner Länder. Nur in einem solchen Lande konnte die Idee einer allgemeinen Literaturzeitung gefaßt werden, welche den Deutschen eigenthümlich ist; denn wie allgemein auch die Titel der andern ausländ. Journale lauten mochten, so begünstigten sie doch gewöhnlich meist nur die Literatur des Landes, in welchem sie erschienen, oder besonderer Wissenschaften, und keins von ihnen umfaßte die gesammte Literatur mit einer solchen Unparteilichkeit und Rücksichtslosigkeit, als es die Deutschen thaten. Will man nicht Friedrich Nitzsch's latein. Uebersetz. der J. 1665—70 vom „Journal des Savans" als das erste Journal Deutschlands betrachten, so gebührt diese Benennung vorzüglich den von Otto Mencke in Leipzig unternommenen Actis eruditorum (s. d.) (1682—1776), welche in den frühern Zeiten mehr referirend als urtheilend waren und neben den Recensionen auch kurze Abhandlungen enthielten. Der Trefflichkeit der Mitarbeiter entsprach die ungemeine Aus-

Digitized by Google

breitung, in welcher sie gelesen wurden, und der große Einfluß, welchen sie übten. Wegen einer für ihre nächsten Umgebungen seltenen Freimüthigkeit und Freiheit von Vorurtheilen, ja selbst wegen Gebrauchs der deutschen Sprache bei gelehrten Gegenständen, wodurch man das Interesse auch der nicht gelehrten, aber gebildeten Classe zu erregen bezweckte, und wegen ihrer dialogischen Form verdienen Erwähnung Christian Thomasius's „Monatsgespräche" (1688 — 90), und W. E. Tenzel's „Monatliche Unterredungen" (1689—98, fortgesetzt durch die „Curieuse Bibliothek", 3 Bde., 1704—6). Von deutsch geschriebenen Journalen erhielten sich am längsten die (leipziger) „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen" (unter verschiedenen Titeln von 1715—97), besonders merkwürdig und noch jetzt sehr brauchbar dadurch, daß sie bis 1740 alle in- und ausländische Journale im Auszuge enthalten und für jene Periode eine wahre Journalencyklopädie bilden. Zugleich mit der Universität Göttingen entstand 1739 daselbst eine gelehrte Zeitung, welche sich unter Haller's und Heyne's Redaktion immer höher hob und seit 1753 die Titel: „Anzeigen von gelehrten Sachen", in der Folge: „Gelehrte Anzeigen", bekam. Die Namen eines Haller, Heyne, Kästner, Michaelis, Eichhorn, Planck, Blumenbach, Hugo, Brandes, Spittler, Heeren u. A. bürgen für ihre Trefflichkeit. Im Ganzen sind die „Göttinger gelehrten Anzeigen" mehr referirend als urtheilend und zeichnen sich vorzüglich durch gute Auszüge ausländischer Schriften aus. Entschiedenen Einfluß auf die Bildung Deutschlands hatten die „Briefe, die neueste Literatur betreffend" (Berlin 1758—65, 24 Thle.), von Lessing, Mendelssohn, Abbt, Nicolai u. A., und in noch höherm Grade die „Allgemeine deutsche Bibliothek" (Berlin 1866—96, 118 Bde., „Neue Allg. d. Bibl.", 1793—1806, 107 Bde.). Weit mehr kritisirend als referirend bestritt sie mit einer bis dahin noch nie gesehenen, oft an Keckheit grenzenden Freimüthigkeit verjährte Vorurtheile (leider auch oft christliche Religionswahrheiten), brachte eine Menge neuer Ideen in Umlauf, war im Rügen streng und schonungslos, doch meist unparteiisch, und führte eine neue Periode der deutschen Culturgeschichte herbei. Nur gegen das Ende ihrer Laufbahn wurde sie einseitig und dadurch mehr hemmend als fördernd für den Fortschritt der deutschen Literatur. In dieser wirkte thätig mit die „Allgemeine Literaturzeitung" (zu Jena 1785 von Bertuch gestiftet und von Schütz und Hufeland redigirt), an welcher die trefflichsten Köpfe Deutschlands arbeiteten. Wenn sie an Freimüthigkeit und unbefangener Prüfung der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" gleich kam, so übertraf sie dieselbe noch durch feinere Urbanität und einen geläuterten Geschmack: vorzüglich behauptete sie den Vorrang vor ihr, der schon alternden, bei den Erscheinungen, welche die kritische Philosophie veranlaßte. Auch übertraf sie dieselbe an Umfang, indem sie zugleich die ausländische Literatur umfaßte. Seit ihrer Versetzung nach Halle (durch Schütz's und Erich's Berufung dahin 1804 bewirkt) scheint sie an ihren ehemaligen Hülfsquellen wenig verloren zu haben, obgleich die „Neue Jenaische allgem. Literaturzeitung" (seit 1804, von Eichstädt redigirt) ihr Abbruch gethan. Letztere würdigt auch mit vieler Lebendigkeit und Wärme die wichtigern Erscheinungen des Tages. Die „Leipziger Literaturzeitung" hat sich seit 1800 (unter mehren Titeln) neben den beiden vorgenannten Instituten behauptet. Chr. Dan. Beck's „Allgemeines Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur"

Digitized by Google

(14. Jahrg. 1832) entspricht einem bescheidenen, aber um nichts weniger verdienstlichen Zwecke, sich fast überall auf kürzere Inhaltsanzeigen des Neuesten beschränkend. Die „Erlanger Literaturzeitung" (von Meusel, Mehmel und Langsdorf redigirt, 1799—1810, unter andern Titeln und in andrer Form von 1746—98), ohne besonders hervorstechenden Charakter, fand ihr Grab in den damaligen philosophischen Fehden. Weniger umfassend, aber streng und scharfsinnig prüfend, mehr urtheilend als referirend sind die 1803 entstandenen „Heidelberger Jahrbücher der Literatur" (35. Jahrg., 1832). Unter günstigen Vorbedeutungen begann 1813 unter Sartori's Direction eine „Wiener Literaturzeitung", welche bis zu Ende 1816 mit nicht immer fester und sicherer Haltung fortdauerte. An ihre Stelle trat mit Unterstützung der Regierung 1818 eine kritische Quartalschrift („Jahrbücher der Literatur", 60r. Bd. 1832), welche dem Bestehenden vielleicht zu geflissentlich huldigt, um die nothwendige Unbefangenheit zu behaupten, jedoch in einzelnen Artikeln an ihr britisches Vorbild, das „Quarterly-review", erinnert. Lebendigkeit, Freimuth und würdigen Anstand vereint mit Tiefe und Mannigfaltigkeit der in Leipzig seit 1819 erscheinende „Hermes", welcher, nur auf die wichtigsten Erscheinungen in der Literatur sich beschränkend, nicht unpassend mit dem „Edinburgh-review" verglichen werden ist. Nur einen örtlichen Werth hatte die „Oberdeutsche Literaturzeitung" (1788 von Lorenz Hübner begonnen). Die neue „Münchner Literaturzeitung" war ein viel zu frühzeitiger Versuch, um lange bestehen zu können. Seit 1827 erscheinen, von Berlin aus redigirt, bei Cotta die „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" (eine Unternehmung auf Actien), welche sehr ausführliche Beurtheilungen von genannten Verfassern enthalten, die ein vorsitzender Verein vor der Aufnahme prüft. Zu den gelehrten Zeitungen gehören auch die „Katholische Literaturzeitung", von Kerz herausgeg. (23r Jahrg. 1832); „Der Katholik" von Weis zu Mainz (12r Jahrg. 1832); die „Literaturzeitung für die kathol. Geistlichkeit" von Fr. von Besnard zu Landshut (23r Jahrg. 1832); die aschaffenb. „Kathol. Kirchenzeitung" (4r Jahrg. 1832); die „Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie", in Verbindung mit andern kathol. Gelehrten herausgeg. von den Hochlehrern zu Bonn: Achterfeldt, Braun, v. Droste, Scholz und Vogelsang (1r Jahrg., Köln 1832); die von D. Zimmermann zu Darmstadt herausgeg. „Allgemeine Kirchenzeitung" (11r Jahrg., 1832), welcher die berliner „Evangel. Kirchenzeitung", herausgeg. von D. Hengstenberg (6r Jahrg., 1832), gegenübertrat. Die „Neue allgemeine Kirchenzeitung zum Ausbau der Kirche Christi", herausgeg. von Stephani und Weber (2r Jahrg., 1832) erscheint zu Nürnberg. Eine „Allgemeine Schulzeitung", v. D. Zimmermann, erscheint in Darmstadt (9r Jahrg., 1832); — eine „Flora", oder allgemeine botan. Zeitung, herausgeg. von der königl. baier. botan. Gesellschaft zu Regensburg, seit 1818; — die „Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer" seit 1818 zu Ilmenau; — die „Militär-Literaturzeitung", redigirt von K. v. Decker, von Maliszewsky und K. Blesson, seit 1820 zu Berlin; — die „Allgemeine Militärzeitung", herausgegeben von einer Gesellschaft deutscher Offiziere, seit 1826 zu Darmstadt; — die „Oestreichisch-militärische Zeitschrift", herausgegeben von J. B. Schlez, zu Wien; — die „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, herausgegeben von K. v. Decker

Digitized by Google

und K. Blesson, seit 1823 zu Berlin; — die „Zeitschrift für Civil- und Criminalrecht", von D. Roßhirt zu Heidelberg; — die „Kritische Zeitschrift für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung des Auslandes", in Verbindung mit mehren Gelehrten des In- und Auslandes, herausgeg. von Mittermaier und Zachariä, 4r Bd., 1832, zu Heidelberg; — eine landwirthschaftliche Zeitung, von Schnee in Halle, der 30. Jahrg. 1832 nach Schnee's Tode von Rüder; — mehre Zeitschriften für Geschichte und Politik, Physik und Mathematik, Medicin, Physiologie, Chirurgie, Geburtskunde, Pharmazeutik; Technologie ꝛc.; — sowie „Kunstblätter" zu Berlin von Toelken, zu Stuttgart von Schorn; ein „Neues Kunst- und Gewerbsblatt", herausgeg. von dem polytechn. Verein für Baiern (10r Jahrg., 1832) zu München; mehre andere.

Die deutschen Unterhaltungsblätter sind mit der vom Hofrath Spazier 1801 in Leipzig gegründeten „Zeitung für die elegante Welt", welche unter des Hofrath Meth. Müller Leitung noch fortdauert, entstanden. Da die „Zeitung für die elegante Welt" damals der Schlegel'schen Schule huldigte, so stellte ihr Kotzebue (s. d), mit Merkel verbunden, 1803 ein ähnliches Blatt entgegen: den „Freimüthigen", welches D. Aug. Kuhn (gest. 1830) übernahm. Seitdem hat sich die Zahl der Unterhaltungsblätter beständig vermehrt, obgleich auch viele bald untergegangen sind. Die bedeutendsten sind: Das „Morgenblatt". Es begann 1807 und ist unter verschiedenen Redactionen von L. F. Huber, Haug, Rückert (Freimund Reimar), Mad. Huber, geb. Heyne, mit Beifall fortgesetzt worden, da der Unternehmer (Cotta), der auch stets Antheil an der Redaction genommen, viel auf dieß Blatt verwendet. Seit einigen Jahren ist dasselbe mit einem „Kunstblatt" und mit einer literar. Beilage vereinigt. Ersteres redigirt seit 1820 D. Schorn; diese Hofr. D. Müllner bis 1826, jetzt D. W. Menzel. Müllner gründete dagegen in Braunschweig das „Mitternachtsblatt", welches nach seinem Tode (1829), der 2. Verleger Niedmann (st. 1830) u. d. T.: „Mitternachtszeitung" fortsetzte. Die dresdner „Abendzeitung" entstand 1817 und ward von Theodor Hell (Hofrath Winkler) und dem Hofrath Kind, jetzt von Ersterm allein, herausgegeben. Sie hat sich ein großes Publikum erworben, was sie vorzüglich den Theaterkritiken und dem Talente mehrer Mitarbeiter, welche kleine Erzählungen dazu beizutragen pflegten (wie Clauren-Heun, Schilling, Van der Velde u. A.), verdankt. Schon früher erhielt sie ein liter.-krit. Beiblatt, von 1826—28 erschien eine städtische Beilage u. d. T.: „Einheimisches", 1828 ein botan. Beiblatt: „Flora", von Reichenbach, dafür 1830 die „Didaskalien"; auch hat Böttiger ein sachreiches „Artistisches Notizenblatt" beigefügt. Den in Berlin erscheinenden „Gesellschafter" redigirt Prof. Gubitz seit 1816 mit Geschick und Umsicht (33. Jahrg. 1832). — Ueber das „Literarische Wochenblatt" s. Kotzebue. Nach dessen Tode wurde es von der Verlagshandlung fortgesetzt. Später nahm sich desselben Müllner in Weißenfels thätig an; allein die Zahl der Abnehmer sank innerhalb einem J. von 2000 auf 800 herab. Die Idee zu diesem Blatt war übrigens von dem ersten Gründer ganz auf eine leichte, oft stechende Unterhaltung berechnet, die aber nicht selten ins Persönliche und Gemeine ausartete. Im April 1820 wurde es das Eigenthum von Fr. A. Brockhaus in Leipzig, der ihm einen ernsten Charakter gegeben und

Digitized by Google

dasselbe seit dem Dec. 1820 „Literarisches Conversationsblatt", und seit Juli 1826 „Blätter für literarische Unterhaltung" genannt hat, weil es als ein literarisches Sprachzimmer für die Gebildeten von jeder Meinung und Ansicht betrachtet werden kann, das den Ton der Urbanität noch nie verleugnet hat. Es verbreitet sich über Alles, was aus der neuesten literar. Zeit das höhere gesellige Leben berühren kann. — Auf die „Hekate" von Müllner, zuletzt von Michaelis geleitet, folgten das schon erwähnte „Mitternachtsblatt" und (1823) der „Literarische Beobachter" (von F. A. Rüder und F. Gleich), die beide mit 1823 aufgehört haben. Dagegen erhielt der von Gleich (seit 1829 in Altenburg) herausgegebene „Eremit" dauernden Beifall. In München erscheint die „Eos", in Karlsruhe die „Charis, oder rheinische Morgenzeitung", nebst einem Kunst-, Literatur- und Alterthumsblatt (von F. K. Freih. v. Erlach), in Danzig der „Aehrenleser". Die dresdner „Morgenzeitung" von Kraukling und Kind seit 1826, mit dramat. und literar. Beilagen von Tieck und Ebert, hat 1828 aufgehört; so auch das von Com. Ost (Pencer) und St. Schütze seit 1823 in einer neuen Form redigirte Weimar'sche „Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode". In Leipzig besteht noch die von Bergk herausgeb. „Allgemeine Modenzeitung" (32r Jahrgang, 1832); in Dresden der „Merkur" (von Philippi), als Beiblatt der „Janus"; in Hamburg die „Originalien", der „Wandsbecker Bote"; in Berlin das „Berliner Conversationsblatt", das „Kunstblatt", die „Musikalische Zeitung", die „Hebe" in München die „Musikzeitung" und die „Theaterzeitung", von D. Stöpel, und an a. O. ähnliche Blätter, der Unterhaltung gebildeter Leser gewidmet. In Rußland hat die von Oldecop deutsch herausgeg. „St.-Petersburger Zeitschrift" denselben Zweck. Die Verbreitung dieser Blätter geht mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenze des Landes, in welchem sie erscheinen. Den größten Absatz hat das „Morgenblatt" besonders nach Oestreich; man schätzt denselben auf 1500, den der „Eleganten Zeitung" auf etwa 1000. In den östreichischen Staaten hatte sich die encyklopädische und belletristische Journalistik vor wenig Jahren sehr ausgebildet. Allein das auch im übrigen Deutschland gelesendste Journal der erstern Art, der in Prag erschienene, vom Rath André in Brünn auf das zweckmäßigste zusammengestellte, überaus reichhaltige „Hesperus" ist seinem Herausgeber mit nach Stuttgart gefolgt, und das früher von Hebenstreit und Gräffer, seit 1821 von Castelli trefflich redigirte wiener „Conversationsblatt" hat mit 1822 aufhören müssen. Dagegen gehört noch jetzt zu den vorzüglichsten Unterhaltungsblättern die in Wien von Schickh seit 1816 geleitete „Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode". Auch der „Sammler", die „Vaterländischen Blätter" und die von Bäuerle seit 1808 herausg. „Allgem. Theaterzeitung" sind zu nennen. Ernstern Inhalts ist das vom Freih. v. Hormayr, seit der Versetzung nach München aber vom Hrn. v. Buchholz redigirte wiener „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", wovon 1830 der 21. Jahrg. erschien. Diese und andre in Zeitungsform erscheinende Unterhaltungsblätter haben in Deutschland die Monatsschriften größtentheils verdrängt. Aus früherer Zeit sind zu nennen: „Bremer Beiträge", von J. A. Cramer, Ebert u. A., 1741 fg. „Der deutsche Merkur" (erst von Wieland, dann in Verbindung mit

Digitized by Google

demselben von Bertuch und von Reinhold, hierauf von Böttiger und Lütkemüller) von 1773—1810. „Deutsches Museum" (zuerst mit Dohm von Boje, dann von diesem allein) von 1776—88. Archenholz's „Länder- und Völkerkunde" von 1782—91; dann nahm solche den Titel „Minerva" an, unter welchem sie (nachher von Bran fortgesetzt) noch jetzt, jedoch mehr auf politischen Inhalt beschränkt, erscheint. Die „Thalia" und die „Horen" von 1795—97, „Europa", „Athenäum" u. a. Zeitschriften der neuromantischen Schule. „Roswitha", „Harfe", „Muse" von Kind u. a. m. Gedike's und Biester's „Berlin. Monatsschrift" seit 1783; die „Deutsche Monatsschrift" seit 1790. Die weimarischen „Curiositäten", Eberts „Ueberlieferungen" (seit 1825), der „Orpheus" von Weichselbaumer (1824) und ähnliche sind in zwanglosen Heften erschienen. — Außerdem gibt es unter den deutschen Stadtintelligenz- und Provinzialblättern mehre gemeinnützigen Inhalts, welche bei einer freisinnigen Censur durch Publicität viel Gutes veranlassen können. Unter diesen nennen wir: die „Dorfzeitung" in Hildburghausen (15. Jahrg. 1832); die „Biene", von M. Richter in Zwickau; das hallesche „Patriot. Wochenblatt" u. a. In diesem Geiste gründete 1791 R. Z. Becker nach einem umfassendern, für ganz Deutschland entworfenen Plane den „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen", welcher 1830 die von demselben 1800 gegründete „Nationalzeitung der Deutschen" in sich aufgenommen hat, und gegenwärtig (Juni 1832) noch fortblüht.

Deutz (Duiz, Tuitium), im Landkreis Köln, Reg.-Bez. Köln, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, ein Städtchen, Köln gegenüber, mit dem es durch eine stehende Schiffbrücke verbunden ist, am rechten Rheinufer. Einige leiten dessen Ursprung von Teuto oder Tuisko, dem ersten deutschen Könige, der hier ein Lager aufgeschlagen haben soll, Andere von den Teutonen oder Tuicen her, von denen 6000 in dieser Gegend zurückgelassen seyn sollen, als die übrigen nach Gallien und Italien gezogen waren. Kaiser Konstantin hatte hier zu Anfang des 4. Jahrh. ein Castell errichtet, das in den Urkunden unter dem Namen monimentum dutienze vorkommt, zur Vertheidigung der großen steinernen Rheinbrücke gedient haben soll, und nebst der Brücke um 960 vom Erzbischof Bruno zerstört ist. 1001 stiftete der Erzbischof Heribert hier eine Benediktiner-Abtei. 1230 nahm der Erzbischof Heinrich von Molenark das hier erbaute Schloß dem Grafen von Berg ab und zerstörte es. Sein Nachfolger Konrad von Hochstetten umgab den Ort mit einer Mauer und 18 Thürmen. 1376 verwüsteten die köln. Bürger die Stadt, und 1445 ward sie vom Herzog Johann I. von Kleve in Brand gesteckt. Der Kurfürst Ferdinand befestigte die Stadt 1632 von neuem, worauf die Schweden dieselbe eroberten und die Festungswerke zerstörten, welche 1642 wieder in Stand gesetzt worden sind. 1673 bemächtigten sich die Kaiserlichen des Orts, dessen Festungswerke in der Folge abermals geschleift wurden. Seit 1816 ist Deutz von der preußischen Regierung wieder befestigt worden. Deutz hat eine schöne Kirche, eine große neu erbaute Kavallerie-Kaserne, ungefähr 306 Privathäuser, 2560 Civil- und über 1000 Militäreinwohner (zum größten Theile Katholiken; an 200 Juden). Gewerbe: Stücksammet- und Sammetbandverfertigung, Taback-, Seife-, Porzellanfabrik, Schifffahrt, einiger Handel, Acker- und Gartenbau, 2 Jahrmärkte. Das 4. Dragonerregiment und eine Handwerkskompagnie bilden die Garnison.

Digitized by Google

Devalvation, die Herabsetzung einer Münze auf den Werth ihres Feingehaltes, in der echten Landesmünze ausgedrückt. Es geschieht nämlich öfter, daß Münzen ausgeprägt werden, deren Name einen höhern Feingehalt andeutet, als sie wirklich enthalten, und welche daher leicht mit den Landesmünzen, die gleichen Namen haben, aber einen höhern Feingehalt in sich schließen, zu gleichem Werthe umlaufen, wodurch das Volk, wo dieses geschieht, Schaden leidet, indem es für einen geringern Münzwerth ebenso viel weggibt als für einen höhern. Es ist daher Pflicht der Regierung, den innern Feingehalt der verschiedenen cursirenden Münzen untersuchen zu lassen und bekanntzumachen, wie viel Feingehalt dergleichen Münzen im Vergleich mit den echten Landesmünzen enthalten, und so den Werth zu bestimmen, zu welchem sie im Umlaufe ohne Verlust angenommen werden können. Diese Devalvation ist insbesondere in Ansehung solcher fremden Münzen nothwendig, welche gleiche Namen mit den Landesmünzen führen und doch an Feingehalt schlechter sind, und welche uns um ihres gleichen Namens willen, besonders in den Grenzörtern, sich leicht auch gleichen Werth erwerben, und in den Umlauf einschleichen. Aber auch in Ansehung andrer Münzen, die zwar nicht mit den Landesmünzen gleichen Namen führen, aber doch durch besondere Umstände einen gleichen Werth mit denselben erworben haben, ist es oft nöthig, das Publikum über ihren wahren Feingehalt aufzuklären und ihren wahren Werth gegen die Landesmünzen zu bestimmen. Durch die Devalvation wird zugleich gesetzlich bestimmt, ob die devalvirten Münzen überall im Lande, oder zu welchem Werthe sie nur angenommen werden sollen. S. Jäckel's „Münz-, Maß- und Gewichtskunde" (Wien 1828, 2 Bde.) und Rau's „Münz-, Maß- und Gewichtstafeln" (Heidelb. 1829).

Deventer, Festung und Stadt in der holländischen Provinz Ober-Yssel, am Einfluß der Schipbeck in die Yssel; hat eine schöne Hauptkirche, Eisengießerei, 1600 Häuser und 12.500 Einwohner, welche viel Leinwand weben, Bier brauen, gute Lebkuchen machen und Handel mit Landes- und Industrieerzeugnissen treiben. In Deventer ist ein Athenäum. Geburtsort des Philologen Abraham Gronov und Sterbeort von Thomas von Kempis.

Devisen, Wahlsprüche, meist sinnbildlich ausgedrückt und dargestellt. (S. Sinnbild.) Sie sind aus den Sinnbildern, denen man nachher, zur größern Deutlichkeit, eine Aufschrift beifügte, hervorgegangen, und bestehen aus 2 Theilen, einer sinnbildlichen Figur, welche man den Körper, und einem beigefügten Wahlspruch, den man die Seele der Devise nennt. In des Aeschylos Tragödie: „Die sieben Helden vor Theben", erscheinen alle diese Helden mit Devisen auf ihren Schilden. Zur Zeit des Ritterwesens war es Sitte, daß alle Ritter so auftraten; auf allen Wappenschilden waren Devisen und auf allen Tournieren erschienen sie, sodaß der Graf Thesoro wohl Recht hatte, sie die Philosophie des Edelmanns, die Sprache der Helden zu nennen. Daß nachher auch die Galanterie zu angenehmen Schmeicheleien sich ihrer bediente, lag in dem Ritterthume selbst, und manche Devise auf einem Schilde war sogar nichts weiter als eine Galanterie. Bei Festen aller Art sah man sie auf Triumphbogen, Fahnen und Tapeten, in Grotten und auf Schiffen. Nicht selten sprach sich auch das Gefühl in ihnen aus, z. B.

Digitized by Google

in der Devise einer jungen Witwe, die zum Sinnbild einen der Blüthen, Blätter und Früchte beraubten Orangenbaum, und zur Aufschrift die Worte gewählt hatte: „Was können Erd' und Himmel mir noch nehmen!" Sie wurden auch häufig an Gebäuden, z. B. an Thüren und Decken, angebracht, und waren im 16. Jahrh. vorzüglich in Italien im Gebrauche. Paulus Jovius unterwarf 1560 die Kunst der Devisen folgender Theorie: Der Körper der Devise sey einfach, bestimmt, spreche sich von selbst aus (denn er soll Sinnbild seyn), sey edel, der Phantasie gefällig; die Seele passe zu dem Körper, die Inschrift sey kurz, gedrängt, sinnreich und angemessen. — In der Handlungswissenschaft bezeichnet man mit dem Worte Devise eine Gattung Wechsel oder Papiere; z. B. „von allen Coursen ist bloß die Devise Augsburg k. Sicht oder die Devise London 2 Monat dato gesucht". — Bei den Contitoren sind Devisen kleine allegorische oder symbolische Figürchen von gewöhnlichem Teig, in denen Zettel mit Devisen enthalten sind.

Devolution (jur.), der Uebergang eines Rechts oder Guts auf einen Andern, insbesondere 1) das in einigen Gegenden von Deutschland bestehende Recht, daß nach dem Tode des einen Ehegatten alles Vermögen beider Eheleute den Kindern verfangen wird, und der überlebende Gatte nur den Nießbrauch davon erhält; 2) das Recht, vermöge dessen das Patronatsrecht, eine erledigte (besonders geistliche) Stelle zu besetzen, wegen Vernachlässigung oder Versäumniß, nach einer gewissen Frist für den gegenwärtigen Fall, verloren geht und auf die höhere Behörde (Bischof, Landesfürst oder sein Consistorium) zurückfällt. — Devolutiv sind solche Rechtsmittel, durch welche eine vor Gericht anhängige Sache von einem Unterrichter an den Oberrichter gebracht wird. (Vgl. Rechtsmittel.)

Devon, Grafschaft in England (50° 7′ — 51° 14′ N. Br.), im Norden an den bristoler Canal, im Osten an Sommerset- und Dorsetshire, im Süden an den Canal, im Westen an Cornwall grenzend, enthält auf 121 QM. 420.000 Einw. in 51 Städten und Marktflecken ꝛc. Die Southamsgebirge und die Berge von Cornwall wechseln mit Hügeln und fruchtbaren Thälern ab, die von dem Taw, Tarmer, Dart und Ex durchflossen werden. Das Klima ist in der Mitte und im Süden mild, im Norden feucht, im Westen rauh und ungesund. Landeserzeugnisse sind: Blei, Zinn, Magnetsteine, Eisen, Silber, Kupfer, Braunstein, Stein- und Braunkohlen, Getreide, Erbsen, Obst, Holz, besonders Eichen, Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Bienen, Fische u. s. w. Die Einw. führen Malz, Cyder, Käse, Butter, fette Schweine und Ochsen, Kupfer, Serge, Flanell, Leder und lederne Handschuhe, Eisenwaaren, Segeltuch, Spitzen ꝛc. aus. Die Grafschaft wird in 33 Hundreds eingetheilt und hat Exeter zur Hauptstadt.

Devonport, s. Plymouth.

Devonshire, 1) Georgine Cavendish, Herzogin von, berühmt durch Schönheit und Dichtergaben, die patriotische Freundin des Redners Fox, geb. zu London 1746, besang den Uebergang über den St.-Gotthard (franz. von Delille mit dem Original, Paris 1802), und st. 1806. — 2) Elisabeth, geb. Hervey, Herzogin von Devonshire, lebte seit 1815 in Rom, wo sie den 30. März 1824 starb. Sie erwarb sich das Vertrauen wichtiger Staatsmänner und wirkte viel Gutes für ihr Vaterland, bis häusliches Unglück sie bewog, nach Italien zu gehen.

Digitized by Google

Hier lebte sie, umgeben von ausgezeichneten Männern, besonders Künstlern. Sie stand mit dem Cardinal Consalvi in Verbindung, mit Canova, Camuccini, Thorwaldsen u. A. m. Sie ließ auf dem Forum die Säule des Phokas aufdecken und gab Virgil's Gesänge in der Uebersetzung des Hannib. Caro mit Kpfrst., nach Zeichnungen von den ersten Künstlern Roms, heraus. Diese Ausgabe von nur 150 Exemplare vertheilte die Herzogin an europäische Souveraine, an die vorzüglichsten Bibliotheken und an Freunde. Nach demselben Plane besorgte sie eine Ausg. der 5. Satyre des Horaz. Sie wollte eine ähnliche Ausgabe des Dante unternehmen, als sie der Tod überraschte. Ihr Haus in Rom war ein Vereinigungsort der feinsten geselligen Bildung. Ihre Wohlthätigkeit kannte keine Grenzen; ihr ganzes Wesen war Sanftmuth und Huld.

Devotion, überhaupt Gelübde, Aufopferung; insbesondere bei den alten Römern ein heiliger Gebrauch, kraft dessen zu der Zeit, als Vaterlandsliebe und Frömmigkeit sie noch begeisterte, Jemand zum Wohl des Staats oder einzelner Personen durch einen freiwilligen Versöhnungstod, nach vorhergegangenen großen Feierlichkeiten, in prächtiger Kleidung, z. B. im Kriege durch Suchen des Todes in der Schlacht, sich den unterirdischen Göttern weihte. So: **Curtius**, **Decius Mus**, **Manlius Torquatus** (s. d.) u. A. — Ferner heißt **Devotion** so viel wie Andacht, Ergebung; daher **Devote**, Nonne, Gottergebene, auch Betschwester, Scheinheilige.

Dewidow, Dorf an der Oka, im Kreise Kolomna des Gouvernements Moskwa im europäischen Rußland; hat Schiffbau und ist deßhalb merkwürdig, weil Peter der Große im Jahr 1723 das erste Boot, den Anfang der russ. Seemacht, hier bauen und von da feierlich nach Petersburg bringen ließ.

Dews, nach **Zoroaster's** Religionssystem die von **Ahriman** (vgl. dss.) hervorgebrachten Geschöpfe, Personifikationen des moralischen und physischen Bösen in der Natur.

Dey, in den nordafrikanischen Republiken Tunis und Tripolis (bis zur Eroberung Algiers durch die Franzosen 1830, auch dort) der oberste Befehlshaber, welcher von der Versammlung der höchsten Kriegsbehörden erwählt wird und mit fast unumschränkter Macht herrscht. In Tunis führt er den Namen Bey.

Deynse, Stadt in Ostflandern, an der Lys, mit 3000 Bewohnern, vielen Brennereien, Brauereien, Ziegelhütten, einer Salzraffinerie und Seifenfabrikation, mehren Windmühlen.

Deyster (Ludwig de), gefeierter flamländischer Künstler, geb. zu Brügge 1656, malte mehre große Historienstücke und erwarb sich zu Rom durch die Darstellung des Todes der heil. Jungfrau großen Ruhm. Von gleichem Werthe sind 2 andere Bilder von ihm: die Auferstehung Christi und die Erscheinung vor den 3 Marien. Seine Manier ist schön und groß; das Helldunkel vortrefflich. Die sonderbare Leidenschaft für mechanische Arbeiten, nämlich Claviere, Orgeln, Violinen und Uhren zu machen, war Ursache, daß er viel Zeit verlor, seine Talente vernachlässigte und ins Elend gerieth. Er starb 1721. — Seine Tochter, **Anna Deyster**, zeichnete und malte in der Manier des Vaters und verfertigte bloß mit der Nähnadel schöne Landschaften. Sie st. 1746.

Digitized by Google

Dhawalagiri, d. i. der weiße Berg, s. Himalaya.

Diabole (Mythol.), Calumnia, Verleumdung, allegorische Gottheit, hatte einen Altar in Athen. Davon Diabolos (lat. Diabolus), Verleumder, Widersacher, Feind, endlich Teufel.

Diadem, eine schmale, nur in der Mitte über der Stirne etwas breitere Hauptbinde, welche sonst Könige und Fürsten als ein Zeichen ihrer Würde trugen. Es war aus Seide, Wolle oder Zwirn gewebt und wurde so um Stirn und Schläfe gebunden, daß die Enden hinten zusammengeknüpft waren und auf den Hals herabfielen. Gewöhnlich war das Diadem weiß und ganz einfach. Ursprünglich gehörte ein solches Diadem dem Bacchus und mehren Gottheiten, von denen es auf die Könige überging. Alexander der Große nahm das breite Diadem der persischen Könige an und seine Nachfolger behielten dasselbe bei. Auf den Münzen sieht man auch Königinnen mit dem Diadem, welchem ein Schleier beigefügt ist. Den republikanischen Römern war es, als Zeichen der königl. Würde, verhaßt, und Cäsar beförderte seinen Tod dadurch, daß er vom Antonius sich ein Diadem aufsetzen ließ. Konstantin der Große war der Erste, welcher sich desselben wieder bediente und es noch mehr ausschmückte, sodaß es seit dieser Zeit einem Band von Perlen und Edelsteinen glich. Später schlang man es um Kronen und Lorberkränze und ließ es in der Mitte in eine kleine Spitze sich erheben. Man nennt auch einen ähnlichen Kopfputz der Damen so.

Diagnosis, Diagnose, in der Mathematik, die Lehre von den Eigenschaften der Größen; in der Heilkunst die Kunst, aus vorhandenen Zeichen auf den gegenwärtigen widernatürlichen Zustand, dessen Art und subjektivische Modifikation zu schließen. Die ärztliche Zeichenkunde schließt überhaupt aus gegenwärtigen Zeichen 1) auf die vergangene Beschaffenheit des widernatürlichen Zustandes; 2) auf die gegenwärtige Beschaffenheit desselben; 3) auf die bevorstehenden Veränderungen und Ausgänge der Krankheit (Prognostik). Für den Arzt, welcher bei der Beurtheilung der Krankheit von der gegenwärtigen Beschaffenheit des widernatürlichen Zustandes ausgehen muß, ist die zweite, die Diagnostik, die wichtigste. S. des verst. k. hanöver. Leibmedicus Wichmann „Ideen zur Diagnostik" (3. Aufl., 1 Bd., Han. 1827; neu bearb. mit Anmerk. von Sachse) und G. Schmalz's „Versuch einer medic. chirurg. Diagnostik in Tabellen" (4. Aufl., Dresd. 1825, Fol.).

Diagonale, eine Linie in der Geometrie, die aus einem Winkel einer Figur in den gegenüberstehenden gezogen wird und daher schräg gegen die übrigen Linien liegt. Die Diagonale theilt jedes Parallelogramm in 2 gleiche Theile; 2 Diagonale theilen es in 4 gleiche Theile. Jede geradlinige Figur wird durch die Diagonale in Dreiecke getheilt. Die Summe der Quadrate zweier Diagonalen in einem Parallelogramm ist gleich der Summe der Quadrate aller Seiten.

Diagramm bezeichnet eine Figur oder geometrische Zeichnung, welche zur Erläuterung oder Lösung geometrischer Aufgaben angewendet wird; oder einen Entwurf, Abriß überhaupt. In der musikalischen Schrift nennt man sonst das Liniensystem, oder die Vorzeichnung der Tonleiter, ja wohl auch die Partitur so genannt. — Bei den Gnostikern heißt Diagramm das doppelte Dreieck, welches mit irgend einem mystischen Namen Gottes beschrieben und als Amulet gebraucht wurde.

Digitized by Google

Diakon (vom Griech., ein Diener, lat. Diaconus), ursprünglich ein zur Armenpflege, zur Hülfe bei der Taufe und zur Verwaltung des gemeinschaftlichen Gutes von den Aposteln eingesetzter, aber auch zur Aushülfe im Predigtamte verwendeter Kirchendiener. Er ist in der kathol. Kirche der Nächste nach dem Priester; er dient demselben beim feierlichen Meßamte, singt das Evangelium, opfert mit den Kelch, consecrirt aber nicht. In der griech. Kirche ebenfalls ein zu seinem Amte ordinirter Gehülfe des Priesters; deßgleichen in der bischöfl. Kirche in England. Bei der presbyterian. Verfassung gibt es auch weltliche Diakonen, denen die Verwaltung der milden Stiftungen übertragen ist. Bei den evangel. Brüdergemeinen sind die Diakonen auch außer Gehülfen der Prediger, Verpfleger der Bedürftigen der Gemeinden. Bei den Evangelischen heißt so gemeiniglich der zweite oder dritte Prediger an einer Kirche. In diesem Falle heißt der erste Hülfsprediger Archidiaconus. Das **Diaconat** ist die Stelle, die er verwaltet. — **Diakonikon** heißt in der griech. Kirche die Collecte, die der Diakon singt, auch das Buch, worin dessen Verrichtungen stehen. — **Diakonissinnen**, in kathol. Nonnenklöstern die Nonnen, welche den Altar bekleiden und besorgen. In der alten Kirche waren Diaconissae betagte Frauen, deren Amt darin bestand, daß sie Andre, die sich taufen lassen wollten, unterrichteten, den Kranken Hülfe leisteten, in den Versammlungen den Frauen ihren Platz anwiesen, u. dgl. mehr.

Diakowar (Jakobstadt), Marktflecken in der slawon. Gespannschaft Verovicz, mit 3200 Einw., eine schöne Kathedralkirche, Sitz des reich dotirten kathol. Bischofs von Slawonien, welcher auf den ungarischen Reichstagen Sitz und Stimme hat, eines 1777 errichteten Domcapitels und theolog. Lyceums.

Dialekt nennt man die verschiedenen Mundarten oder Abweichungen in der Aussprache einer Sprache unter den verschiedenen Theilen eines und desselben Volkes zu derselben Zeit. Die Dialekte unterscheiden sich von den Mundarten, welche von einem Volke zu verschiedenen Epochen ausgesprochen wurden. Eine jede Sprache, so lange sie als Mutter- oder Nationalsprache gesprochen wird, ist einer beständigen Veränderung der Aussprache unterworfen, welche sogar so bedeutend werden kann, daß man die Sprache kaum noch für dieselbe erkennt. Solche totale Veränderungen können nicht mit dem Namen Dialekt bezeichnet werden, sondern der Hauptunterscheidungscharakter derselben ist, daß diese Veränderungen zu gleicher Zeit in derselben Sprache bei den Bewohnern verschiedener Gegenden eines Landes stattfinden. Der erste Grund der Verschiedenheit der Mundarten ist in der ursprünglichen Abstammung eines Volkes zu suchen. Jedes bedeutende Volk bestand ursprünglich aus mehren verwandten Stämmen, welche sich in Aussprache, Gewohnheiten und Sitten von einander ebenso, wie jeder einzelne Mensch von dem andern, unterscheiden. Jeder Stamm brachte also etwas Eigenthümliches in die Nationalsprache. Mehr oder weniger Gemeinschaft unter den Stämmen, verschiedene Grade der Cultur und oft zufällige Umstände konnten diese Verschiedenheiten so vermehren, daß, wenn die Trennung der Stämme frühzeitig eintrat, eine ganz verschiedene Sprache aus den Mundarten entstand; so waren Niedersächsisch, Holländisch und Flämländisch ohne Zweifel anfangs nur sehr verschiedene Dialekte, welche sich in der Folge der Zeit immer mehr von einander entfernten. Aus der

Digitized by Google

Festsetzung gewisser Regeln, bei der Vergleichung verschiedener Sprachen bestimmen. Auf dem Theater, wo man jetzt allenthalben reines Deutsch fordert, sind die Dialekte sehr zu vermeiden, welche das Geburts- oder Erziehungsland des Schauspielers zu erkennen geben und mit der reindeutschen Mundart einen widerwärtigen Contrast bilden; dagegen es zu einer Geschicklichkeit des Schauspielers gehört, willkürlich jeden Dialekt zu sprechen, da es Rollen, besonders komische, gibt, deren Wirkung vorzüglich auf dem Dialekte beruht, z. B. Judenrollen (s. Jüdeln), Rollen in wiener, berliner, schwäbischer, nürnberger Mundart. Wo der Dialekt solcher Rollen oder Deklamationsstücke nicht heimisch ist, da kommt es oft viel darauf an, daß der Sprecher ihn geschickt zu mäßigen, d. h. dem Hochdeutsch insoweit anzunähern wisse, daß er den Zuhörern verständlich bleibt: eine Geschicklichkeit, welche dem Deklamator Solbrig eigen, und deren Mangel den wiener Komikern, wenn sie auf andern Bühnen auftreten, gewöhnlich verderblich ist. — Vom Dialekt ist der Jargon zu unterscheiden; dieses ist bei manchen Personen und Ständen eigene, durch Gewohnheit verdorbene (corumpirte) Sprache, die besonders die etymologische Gestalt verändert.

Dialektik (vom Griech., sprechen), der ältere Name der Logik oder Denklehre, weil das Denken sich durch die Sprache darstellt und in diesem Gebrauche zuerst beobachtet und geregelt wird, wie denn überhaupt der Geist von dem Besondern zum Allgemeinen fortschreitet. Die Logik (s. d.) war also früherhin, diesem Namen zufolge, Sprechkunst, Disputirkunst. Plato verstand unter Dialektik die Methode des speculativen Denkens und die Wissenschaft der übersinnlichen Gegenstände selbst. In der Kant'schen Philosophie wird die logische, die transscendentale und die natürliche Dialektik unterschieden. Unter der ersten versteht man die Logik des Scheins, d. i. die Lehre von der Entdeckung und Vermeidung des logischen Scheins, und von den Kriterien der Wahrheit; unter der zweiten diejenige, welche den Schein transscendentaler Urtheile aufdeckt; unter der dritten einen Hang, wider die strengen Gesetze der Pflicht zu vernünfteln und sie unsern Neigungen möglichst angemessen zu machen. Nach Hegel ist die Dialektik ein Moment des Logischen, das Aufheben beschränkter, abstrakter Verstandesbestimmungen und das Uebergehen und Fortgehen in das Entgegengesetzte, welches dem Gegenstande selbst angehört. Zugleich versteht man unter einem Dialektiker einen Lehrer der Dialektik, oder wer die Kunst des logischen Disputirens besitzt und durch dieselbe Täuschung hervorbringt; und dialektisch, was sich auf diese Kunst bezieht (z. B. dialektische Künste), insbesondere was durch künstliche Schlüsse täuscht, kurz, was den Mißbrauch derselben betrifft.

Dialog (v. Griech.) ist der Wechsel kurzer Reden unter zwei oder mehren Personen, um dadurch ihre Gedanken, Gesinnungen und Empfindungen einander mitzutheilen. Die Nachahmung solch einer Unterhaltung, auf Einen bestimmten Zweck, auf Handlung oder Empfindung oder Beides zugleich gerechnet, und mit sinnlicher Kraft und Vollkommenheit dargestellt, macht das poetische Gespräch aus. Dieses betrachten wir hier als eine eigene Gattung; da es sonst auch als Bestandtheil mit andern Dichtungsarten, z. B. der erzählenden und didaktischen, verbunden werden kann. Weil der Dichter nicht selbst darin spricht, sondern andere Personen redend einführt, so ist das poetische Gespräch dramatisch; und überhaupt ist jedes Drama, seiner Form nach, poetisches Gespräch. Poeti-

Digitized by Google

sches und besonders dramatisches Gespräch, ist seinem Inhalte und seiner Form nach sehr verschieden von dem philosophischen, welches sich mit Zergliederung, Untersuchung und Erörterung allgemeiner Wahrheiten beschäftigt. Dieser Unterschied liegt nicht etwa darin, daß das philosophische Gespräch allemal nur eine Wahrheit, und das dramatische allemal nur eine Handlung zum Gegenstand hätte; sondern vornehmlich darin, daß jenes gemeiniglich nur Thätigkeit des untersuchenden Geistes, dieses hingegen Mitwirkung und Hinzukunft äußerer Gegenstände und die Führung fremder Personen erfordert. Die Weltweisen der alten Zeit, Griechen und Römer bedienten sich der Dialogen, sowohl zum mündlichen als schriftlichen Unterricht. Sokrates, Plato, Xenophon, Cicero, haben die wichtigsten Materien in dieser Form abgehandelt. Es können zwar alle Arten von Gegenständen gesprächsweise durchgeführt werden, doch sind diejenigen, die sinnlich können gemacht werden, vorzüglich dazu geeignet; Fontenelle in seinen „Gesprächen von mehr als einer Welt", hat eine Probe gegeben, wie auch spekulative Materien ein Gegenstand der Unterredung seyn können. Die „Dialogen" des Plato, die als Werke der Kunst betrachtet werden können, sind so vortrefflich, daß sie doch immer sorgfältig beachtet zu werden verdienen. Wesentlich und bemerkenswerth ist der Unterschied zwischen Gespräch und Erzählung, der nicht bloß in der Form beider Gattungen gegründet ist. Man kann sich eine Handlung, oder eine Veränderung des äußern Zustandes, entweder als schon vorhanden und bereits geworden, oder als erst entstehend und auf der Stelle werdend, denken. Ist sie bereits geworden, und berichtet man uns die Ursachen und die Art ihrer Entstehung und ihres Verlaufs, so ist dieser Bericht Erzählung; wird und entsteht aber die Veränderung erst im jetzigen Augenblicke und entwickelt sich erst ihr Verlauf, so wird sie Stoff des dramatischen Gesprächs, das eben hierdurch auch vom bloßen Discours und Charaktergemälde verschieden ist, wo eigentlich nur Erzählung die Form des Gesprächs erhalten hat. Sprach und Schreibart des dramatischen Dialogs richten sich gleichfalls nach Beschaffenheit der Handlung, die dabei zum Grunde liegt, und der Personen, die daran Theil nehmen. In Ansehung jener ist es tragisch, ernsthaft, komisch, scherzhaft, ruhig, lebhaft, u. s. f. In Ansehung der letzteren, ist der edlere oder vertrautere, witzige oder leidenschaftliche Ton des Ausdrucks, sehr von dem Stande, Alter, Charakter und gegenwärtigen Zustande der Personen abhängig. Natur und kunstlose Einfachheit sind nothwendige Eigenschaften der dialogischen Schreibart, selbst der dichterischen. Auch hier ist die Sprache des Lebens und des Umgangs das beste Vorbild des Dichters. Die Wahl der Personen und Lagen ꝛc. ist dem Dichter überlassen; er darf höhere Wesen, Götter der heidnischen Fabelwelt, und selbst Verstorbene wählen, und die im Schattenreiche sich unterreden lassen. Sind diese Personen aus der Geschichte oder dem wirklichen Leben genommen, so ist ihm eben dadurch ihr bestimmter Charakter vorgezeichnet, den er in den Hauptzügen nicht verändern darf; sind sie erdichtet, so hängt auch ihre Charakterisirung von seiner Willkür ab. Wahrscheinlichkeit, lebendige Darstellung und treue Beibehaltung derselben ist dann nur seine vornehmste Pflicht. Als einzelne Gattung ist das poetische Gespräch bisher nur von wenigen Dichtern bearbeitet worden; und doch wäre eine solche Bearbeitung eine der lehrreichsten Uebungen für den angehenden Schauspieldichter, und ein sehr vortheilhaftes Mittel zur

Digitized by Google

Behandlung eines dramatischen Stoffs, der keiner dramatischen Ausführung fähig und doch einer mehr handelnden als erzählenden Darstellung würdig ist. Einzelne Scenen der schönsten alten und neuen Schauspiele sind folglich hier die besten bisherigen Muster. Der sogenannte Sokratische Dialog ist ein in Fragen und Antworten dergestalt eingekleideter, daß der Befragte durch die Fragen bestimmt wird, in seiner Seele selbst diejenigen Vorstellungen zu entwickeln, welche der Fragende in ihm hervorbringen will. Dieser Dialog setzt bei den Fragenden eine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur überhaupt und des Befragten insbesondere voraus. (S. Katechetik.) Der Dialog dient heutzutage mehr für den mündlichen Unterricht. Der philosophische Dialog aber scheint für unsere Sitten und die gegenwärtige Gestalt der Wissenschaften unangemessen zu seyn. Uebrigens gilt von dem philosophischen Dialog mehr oder weniger, was von dem fingirten Dialog überhaupt gilt; nur mit besonderer Hinsicht auf den Zweck des philosophischen Vortrags, Wahrheit in Begriffen zu entwickeln. Erasmus von Rotterdam, späterhin Lessing, Moses Mendelssohn, Engel, Herder, Jacobi, Schelling, Solger, haben ihn unter den Neuern bearbeitet. Im komischen und satyrischen Dialog ahmte Wieland den Satyriker Lucian glücklich nach. Unter den Italienern haben sich in dieser Form Petrarca („De vera sapientia"), Machiavelli, Gelli, Algarotti und Gozzi ausgezeichnet, bei den Franzosen, nach Sarasin und Malebranche, Fénélon; Fontenelle und St.-Mard ahmten Lucian nach. Unter den Engländern folgten Ge. Berkeley und Rich. Hurd dem Platon, Jak. Harris dem Cicero.

Diamant (Demant, Adamas, Mineral.), der vorzüglichste unter den Edelsteinen, zeichnet sich von andern durch seine alle übertreffende Härte, Klarheit, Durchsichtigkeit und Strahlenbrechung aus; ist gewöhnlich ungefärbt, obgleich es auch farbige gibt, worunter der schöne grüne, der seltenste und theuerste ist. Durch Reiben wird er positiv elektrisch. Seine Eigenschwere ist = 3, 6. Er gehört unter die verbrennlichen Körper und ist der reinste in der Natur vorkommende Kohlenstoff, nicht aber, wie die andern Edelsteine, eine Verbindung der Kiesel-, Thon- und Kalkerde. Er findet sich im aufgeschwemmten Lande, besonders im Sande der Flüsse und im Thon, oft unmittelbar unter der Dammerde, in Brasilien und Ostindien bei Visapur und Golconda, und auf Borneo. Brasilien liefert jährl. 25 — 30000 Karat, wovon aber nur 8 — 900 Karat geschliffen werden können. Man gewinnt die Diamanten durch Verlegung der Flußbeeten mittelst eigner Canäle; der Schlamm wird weggebracht, der die Edelsteine führende Sand wird gewaschen, und nun sucht man die Diamanten heraus. Auch erhält man dieselben, indem man ein sie einschließendes Trümmergestein, Cascalho genannt, zerschlägt und dann gleichfalls wäscht ꝛc. Das Cascalho enthält neben den Diamanten auch Goldkörner. Man sammelt in der trocknen Jahreszeit dieß Trümmergestein und läßt es in den Regenmonaten durch Neger waschen. Aller Vorsicht ungeachtet entwenden die Neger doch genug Diamanten, indem sie dieselben verschlucken u. s. w., und der Schleichhandel ist sehr bedeutend. Die Kunst, Diamanten mit Diamantpulver zu schleifen, wurde 1475 von Ludwig Berquem aus Brügge erfunden, vorher wurden sie in ihrer natürlichen Gestalt gefaßt und Spitzsteine genannt. Die Alten schliffen nur Tafelsteine und Rosen, Rosetten. Ein Tafelstein hat 2 große Flächen, die eine oben, die

Digitized by Google

andere unten, deren Seiten dann mit Facetten oder kleinen Spiegeln umgeben sind. Da hierbei der Reflex und die Brechung selbst nicht sehr vielfach seyn kann, so ist die Wirkung der Strahlenbrechung nur geringe. Bei dem daran gefaßten Tafelstein ist der Theil innerhalb der Fassung oder des Kastens, dem äußern sichtbaren gleich, oder doch ähnlich. Die Rose macht hingegen eine mit vielen Spiegeln oder Facetten umgebene Pyramide auf einem breiten und flachen Boden, den die Verfassung (der Kasten) bedeckt. Es ragt mithin die ganze Masse des Steins aus dem Kasten hervor, und die große untere Fläche kann die Strahlen nicht vielfach gebrochen zurückwerfen, mithin kein hohes Farbenspiel darbieten. Die Form des Brillanten, der anjetzt mit Recht beliebtesten Figur des Diamanten, besteht aus zwei abgestumpften Kegeln, welche mit ihrer Grundfläche aufeinander ruhen. Hierzu muß daher der Stein eine beträchtliche Dicke besitzen: deßhalb gehört der Brillant auch zu den Dicksteinen, da hingegen die vorigen Dünnsteine seyn können. Bei dem Brillanten sind gegen $^2/_3$ der ganzen Dicke des Steins außerhalb des Kastens dem Auge sichtbar, $^1/_3$ hingegen liegen innerhalb desselben. Der sichtbare Theil, man nennt ihn Krone (Pavillon), hat zu oberst eine Fläche, die Tafel (Table), die dann von kleinen dreieckigten Facetten umgeben ist. Der untere, eingefaßte Theil endigt gleichfalls mit einer, aber nur kleinern Fläche, die Calette genannt; auch sie ist, wie die Tafel, ganz mit dreieckigen Facetten umgeben. Begreiflich wird also das Licht hier vielfach gebrochen und zurückgeworfen; Glanz und Farbenspiel müssen daher hier weit stärker seyn, als bei den Dünnsteinen. Den achteckigten natürlichen Diamant ist es nicht schwer in einen Brillant zu verwandeln; man darf nur jeder seiner beiden Pyramiden die Spitzen nehmen und an die Seiten Facetten schleifen. Ist der Stein nicht durchaus rein, so legt man in den Kasten eine farbige Folie; sonst wird der Kasten nur inwendig geschwärzt. Bei durchaus reinen Steinen, oder wie man sagt, bei Steinen vom hellesten Wasser, läßt man die Fassung unten offen; dann heißt der Brillant à jour gefaßt. Dieß ist auch der Fall mit den schönen, reinsten, birnförmigen Pendelotten zu Ohrgehenken; sie sind dann von außerordentlichem Werth. Die sehr kleinen Steine, besonders solche, welche als Knoten sich nicht spalten lassen, oder Splitter der größern beim Spalten, werden von den Glasern gefaßt und zum Glasschneiden verbraucht. In Ansehung des Schneidens findet ein bedeutender Unterschied im Werthe nach den verschiedenen Methoden Statt. London, Amsterdam und Antwerpen, wo die Diamantschleifereien besonders Statt finden, betreiben damit großen ausgebreiteten Handel. Man braucht die reinen, vollkommen durchsichtigen Diamanten zum Schmucke, als Ringsteine, oder um andere Ringsteine, Sapphire, Smaragde u. s. w. damit einzufassen (carmesiren). Farbe, Reinheit, Durchsichtigkeit, Vollendung des Schnittes und Größe bedingen den Werth der Diamanten. Die unreinen benutzt man zum Glasschneiden (hierzu besonders die Krystalle mit zugerundeten keilförmigen Kanten), zum Graviren und zum Bohren der Edelsteine, auch werden dieselben zu Pulver gestoßen, welches Diamantbrot heißt und zum Schleifen von Diamanten und andern harten Edelsteinen dient. — Rohe Diamanten, die nicht geschliffen werden können, kosten das Karat in Paris 30 bis 36 Fr.; solche, die zu schleifen sind, kosten 48 Fr. das K.; die mehr als 1 K. wiegen, schätzt man durch das Quadrat ihres Gewichts, multiplicirt mit

Digitized by Google

48 Fr. Geschliffene Diamanten, ½ bis 3 Gran schwer, kosten 160 bis 190 Fr. das K.; 1 K. schwere 216 bis 288 Fr., 1½ K. schwere 400 bis 480 Fr., 3 K. schwere bis 1900 Fr., 4 K. schwere 2400 bis 3000 Fr.; man schätzt diese über 1 K. schweren durch das Quadrat ihres Gewichts, multiplicirt mit 190 Fr. Ein Brillant von 49 K. Schwere wurde von Ali Pascha mit 760.000 Fr. bezahlt. — Der größte Diamant von 300 K. gehört dem Rajah Matan auf Borneo. Der des Großmoguls ist 279 K. schwer, der des Kaisers von Rußland 193 K., der des östreichischen Kaisers 139 K.; alle diese kamen aus Indien; der größte brasilianische, im Besitz des Königs von Portugal, wiegt 120 K. Den sogenannten Regent, den schönsten von allen, kaufte Thom. Pitt 1701 für 20.400 Pf. St. in Ostindien. Er wog 410 K., Pitt ließ ihn schleifen; nun wog er beinahe 137 K. Er verkaufte ihn 1716 für 300.000 Thlr. (damals 2½ Mill. Livres in Banknoten) an Frankreich. Dieser Regent, sonst im Besitz des Bourbons, dann Napoleons, ist jetzt, in Folge der Schlacht von Belle Alliance, wo er von den Preußen erobert wurde, im preuß. Kronschatz. Sachsen besitzt 3 zu 48, 40 und 38 K. S. d. Art. Diamant in Klaproth's und Wolf's „Chem. Wörterbuch" (Berl. 1807) und den 1. Supplementband. Lampadius erfand die chem. Bereitung einer Art von Diamanten aus Schwefelkohlenstoff und Schwefelalkohol. Gannal u. a. Franzosen haben das Verfahren vervollkommnet. — In der Befestigungskunst ist Diamant der eben nicht gewöhnliche Name eines kleinen Absonderungs-Grabens in den trockenen Gräben der Festungen, um Caponiren, crenelirte Mauern, oder die nach der Grabensohle hinabgehenden Durchgänge, gegen einen unerwarteten Anfall zu sichern. Da dieser Graben mit seiner innern und äußern Böschung unten zusammen stößt, wird er den rautenförmig geschliffenen Diamanten ähnlich; daher dieser Name.

Diameter (Durchmesser), in der Geometrie diejenige Linie, welche von einem Punkte der Cirkellinie durch den Mittelpunkt des Cirkels bis zu einem andern Punkte der Cirkellinie gezogen wird. Der Diameter theilt 1) Cirkel und Cirkelfläche in zwei gleiche Theile oder Hälften; man kann daher auf jeder geraden Linie einen Halbwinkel beschreiben. Er ist 2) die größte Sehne eines Cirkelbogens. Er verhält sich 3) zur Peripherie wie 100 : 314. In der Astronomie unterscheidet man an den Himmelskörpern einen scheinbaren und einen wirklichen Durchmesser. Der erstere ist, sowie er dem Auge erscheint, nicht immer gleich, daher hat man einen größten und einen kleinsten. Der scheinbare Durchmesser der Sonne, z. B. hat 32 Minuten 38 Sekunden im Januar, wenn sie uns am Nächsten, und 31 Min. 33 Sek. im Juli, wenn sie am Weitesten von uns entfernt ist. Der scheinbare Durchmesser des Mondes verändert sich von 29 Min. 23 Sek. bis zu 33 Min. 36 Sek.; dessen mittlerer Durchmesser beträgt 468 geogr. Meilen. Bei ihrer mittlern Entfernung von uns ist der scheinbare Durchmesser des Merkur 11″, der Venus 28″, des Mars 27″, Jupiter 39″, Saturn 18″, Uranus 3″ 3‴. Dagegen beträgt der wirkliche mittlere Durchmesser der Sonne 192.439, des Merkur 590, nach Schröter 608; der Venus 1669, des Mars 894, nach Andern 1006; der Ceres nach Schröter 352; der Pallas 465; der Juno 305; der Vesta 68; des Jupiter 18.670, nach Schröter 19.566; des Saturn 17.36, oder 17.362; Uranus 7447

Digitized by Google

geographische Meilen. — Diametralisch, diametral, kreistheilend, gerade durch, geradezu.

Diana, von den Griechen Artemis genannt, wird gewöhnlich für eine Tochter des Jupiter und der Latona gehalten. Die, welche sie bald eine Tochter des Jupiter und der Ceres, bald des Cöus und Phöbe Tochter nennen, verwechseln alte und neuere orphische Begriffe, oder Selenen mit Dianen; oder historisiren mit Cicero die Mythen. Die Fabel berichtet darüber Folgendes: Nachdem Latona lange genug von der gehässigen Juno auf der Erde umhergetrieben worden war, wurde sie endlich auf Delos nach neuntägigen Geburtsschmerzen von Zwillingen, der Diana und dem Apollo, entbunden. Diana, erzählt Kallimachos in seinem „Hymnus auf Dianen", faßte, als sie die Schmerzen erblickte, welche ihre Mutter litt, den Vorsatz, ewig Jungfrau zu bleiben. Schon als Kind, da sie auf Jupiters Schoße saß, bat sie sich dieses Vorrecht, zugleich mit dem Pfeil und Bogen zum Jagen, und nächst diesen sechzig Nymphen des Ocean zu Gefährtinnen, zwanzig amnisische Dienerinnen aus. Jupiter gab endlich ihren Liebkosungen nach und gewährte ihr, was sie bat. Sie ward nun die Vorsteherin der Jagd, die Beherrscherin der Berge, Wälder und Flüsse; ingleichen die Aufseherin über die Wege und Seehäfen. Sie eilte nun nach Kreta in den Wald auf den Berg Cenkos und von da zum Ocean, und holte ihre Gefährtinnen. Mit diesen ging sie nach Lipara zu den Cyklopen, und holte sich Bogen und Pfeile; Pan gab ihr Hunde zu allen Diensten der Jagd abgerichtet. Mit diesen fing sie bald nachher auf dem Berge Parhasios vier Hirsche mit goldenen Geweihen lebendig und spannte sie vor ihren Wagen. Endlich fuhr sie auf den Berg Hämus in Thracien und Olympos in Mysien, versuchte unterwegs ihre Pfeile, und zündete am letztern Orte ihre Fakeln bei einem Blitze an. So weit Kallimachos. Homer schildert sie als die schnelle züchtige Jungfrau, die Jägerin mit den goldenen Pfeilen, die über waldigte Gebirge und windigte Vorgebirge streift und Wild jagt; ist sie aber des Jagens müde, zu Delphi ihren Bogen aufhängt, und die Chöre der Musen und Grazien zu Latonens Lobe anführt und mit ihnen leusche Tänze hält. Wie Apollo, so stand auch Diana dem Jupiter bei der Besiegung der Titanen und Giganten bei. Außerdem empfanden eine Menge ungeheurer Riesen die Kraft ihrer Pfeile. Sie erlegte gemeinschaftlich mit dem Apollo den Tityos, der Latonen nachstrebte. Als die beiden mächtigen Aloiden, Otos und Ephialtes, ihr selbst gemeinschaftlich mit der Juno nachstrebten, verwandelte sie sich in einen Hirsch und lief zwischen beiden dergestalt durch, daß, indem sie beide nach ihr Pfeile abdrückten, einer den andern erschoß. Auch die Töchter der Niobe, deren Hochmuth Latonen erzürnte, fielen unter Dianens Pfeilen, und Chionen, die Mutter des Antolykos, erschoß sie ebenfalls, weil sie sich ihr vorzog. Den Aktäon (s. d.), welcher sie nackend im Bade überraschte, verwandelte sie in einen Hirsch und verursachte, daß seine eignen Hunde ihn zerrissen. Oeneos, der ihrer bei einem gemeinschaftlichen Opfer, das er allen Göttern brachte, vergaß, ward dafür durch das berühmte kalydonische Schwein bestraft, das seine Ländereien verwüstete. Alcestis, die bei ihrer Vermählung der Diana zu opfern vergessen hatte, fand ihre Brautkammer voll Schlangen. Auch die verwandelte Kallisto erschoß sie als Bärin, oder entdeckte ihre Unkeuschheit bei einem Bade, und verwandelte sie dann selbst. Im trojanischen Kriege war sie, wie ihr Bruder Apollo,

Digitized by Google

auf der Seite der Trojaner. Dabei, erzählt uns Homer, daß, als Diana sich gegen die Juno zur Wehre setzte, diese ihr die Hände hielt und den Köcher um den Kopf schlug. Latona las die Pfeile zusammen und Jupiter, in dessen Schoße Diana ihren Kummer verweinte, tröstete sie. — Der Dienst dieser Göttin war durch ganz Griechenland ausgebreitet, und an den meisten Orten, wo ihr Bruder verehrt wurde, verehrte man sie neben ihm. Der berühmte Tempel zu Ephesus war im eigentlichen Verstande der griechischen Diana nicht geweiht. Dagegen war ihr die Insel Ortygia bei Syrakus und Delos heilig. In Lymnäos, einem Flecken Lakoniens, hatte sie einen berühmten Tempel, wo sie unter dem Namen Orthia oder Orthosia verehrt wurde, und so noch an unzählig vielen andern Orten, wie z. B. in Argolis, auf dem Berge Kynortion, unweit Epidauros, in Attika, zu Athen ꝛc. — Von ihren besondern Eigenschaften führte gleichfalls Diana verschiedene Beinamen. So nannte man sie Amphipyros, von den beiden Fackeln mit welchen man sie abbildete; Elaphiäa, die Hirschliebende, und Elaphibolos, als Göttin der Jagd; Nemorensis, von ihrer Aufsicht über die Wälder; Enodia, als Vorsteherin der Wege; Ekbateria, wegen ihrer Aufsicht über die Seehäfen und das Anlanden der Reisenden. Als der ewigen Jungfrau, gab man ihr den Namen Parthenie. Die Beinamen Ilithyia, Lucina und Lysicona, erhielt sie von ihrer Hülfe bei Geburten; und Tauropos ward sie von den Mondhörnern, welche sie auf dem Kopfe trug, genannt. Die Kunst hat nicht vergessen, in dem Ideal der Artemis eine Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrem Zwillingsbruder Apollo aufzustellen; dieselbe leichte Gestalt, dasselbe längliche Oval des Gesichts. Ihre Stirn ist hoch; ihr offenes Auge blickt sorgenfrei in die Ferne. Das Haar trägt sie hinten aufgebunden, nur ein paar Locken rollen auf dem Nacken und über die Scheitel erhebt sich die Haarschleife wie bei Apollo. Ihre Brust ist jungfräulich gewölbt und immer bedeckt. Die Hüften sind mehr schmal, als weiblich gerundet; daher das Leichte, Schlanke, Schnelle ihrer Gestalt. Sie erscheint nie anders, als in der spartanischen Tunika ohne Aermel, unter der Brust gegürtet. Geschürzt ist sie als Jägerin, d. h. die Tunika ist bis über die Knie aufgenommen und um die Hüften fest gebunden, damit das lange Gewand bei Ereilung des Wildes nicht hindere. Aus demselben Grunde ist die Klamys in einen langen Streifen gelegt, und damit die Arme frei gebraucht werden können, über den Achseln und um den Leib befestigt. Schnürstiefel schützen ihre Beine; über der Schulter trägt sie den Köcher; in der Hand hält sie den Bogen oder den Wurfspieß. Auf diese Weise costumirt, sieht man sie bald im ruhigen Stande, bald in dem Augenblick, wo sie den Pfeil schnellt. Die Dichter beschreiben sie oft unter dem Chore ihrer Jagdnymphen, unter welchen eine majestätische Länge sie auszeichnet. Ihre Waffen sind von Gold, ja selbst ihr Wagen und alles Geschirr daran ist von Gold. Als Diana mit Fackeln, stellt sie das Sinnbild des Mondes vor. Bisweilen findet man auch Stiere bei ihr. Wenn sie die Alten mit Flügeln, oder gewaffnet abbildeten; so hat man dabei an nichts zu denken, als daß dieses alte Vorstellungen sind, nach der alle Götter, ihre Geschwindigkeit anzuzeigen, Flügel erhielten, und daß die alte Sitte Stärke und Kraft durch die Bewaffnung ausdrückte. Die Kunst der Alten hat uns zwar eine Menge Bildsäulen und Kunstwerke hinterlassen, welche von dieser

Digitized by Google

Götter handeln; doch Hauptwerke befinden sich darunter nicht. Das beste, was man davon noch hat, ist folgendes: im Kapitole stand im Mittelgebäude eine fortschreitende Diana voll Leben und Ausdruck, aber stark ergänzt: daneben sogleich eine Diana in langen Gewande, von uraltem, aber sehr vortrefflichem Style. Doch auch hier sind Kopf und Arme neu. Auch traf man im Kapitole eine sogenannte Diana Lucifera an, in der rechten Hand eine Fackel, in der linken ein Gewand tragend, das cirkelförmig über den Kopf flattert. Eine andere schöne Diana im Laufe befand sich im vatikanischen Pallaste. Die Villa Albani zeigt eine Diana, die ein Reh trägt; eine sich auszeichnende Arbeit eines guten Künstlers. Ferner eine Diana, an welcher Hände und Kopf von Bronze, das lange Gewand aber von Alabaster ist; keine schlechte Arbeit; und noch eine dritte Diana, welche aber den beiden vorhergehenden nicht gleich kommt. In der Villa Medicis endlich befindet sich ein Basrelief, das den Apollo und die Diana neben einander vorstellt und von vorzüglicher Arbeit ist. Ein ganz besonderes Gebilde ist die Diana von Epheſus, das Symbol der Natur. Den Kopf bedeckt eine Thurmkrone, die Hälfte des Leibes ist mit Weiberbrüsten, oft Thierbrüsten besetzt, die mit Binden umwickelt sind, aus welchen Thiere hervorragen. Unter ihnen erblicken wir theils Köpfe von bekannten Thieren, von Löwen, Krähen, Hirschen; daneben Bienen und den Seekrebs; theils symbolische Thierkompositionen: Pantherköpfe mit Hörnern und Flügeln, Löwen- und Tigerköpfe mit weiblichen Brüsten, sodann die Fabelthiere, Greife, Drachen; auch arabeskenartige Formen, z. B. auf dem Dresdener Bilde, Figuren mit Flügeln ohne Füße, Sphynxe u. s. w. Der Vatikan hat zwei dieser Dianen, an deren einer Kopf und Extremitäten von sehr vorzüglicher Arbeit sind. Auch das Kapitol besitzt zwei derselben, an deren einer Kopf und Hände von Bronze, an der andern aber von ungleich trefflicherer Arbeit sind.

Diana von Frankreich, Herzogin von Angouleme und Castro, später von Montmorency, geb. 1538, war Heinrichs II. legitimirte Tochter, dem sie mehr als eines seiner andern Kindern ähnlich sah. Ihre Mutter war eine Piemonteserin, Namens Philippe Duc. Sie wurde mit größter Sorgfalt erzogen, und heirathete 1553 den Herzog Horatio Farneſe von Castro, der 6 Monate darauf bei Vertheidigung der Citadelle Hesdin sein Leben verlor. 1557 vermählte sie sich zum zweitenmale mit dem Marschall von Montmorency, Sohn des Connetable's, den ihr 1579 der Tod entriß. Aus dieser Ehe erhielt sie nur einen einzigen Sohn, der kurz nach seiner Geburt starb. Ihre Festigkeit, Klugheit und andere Tugenden zeigten sich vorzüglich in den bürgerlichen Kriegen. Das Haus Bourbon verdankt ihr seine Erhaltung und der Staat seine Wohlfahrt durch die Aussöhnung, welche sie zwischen Heinrich III. und Heinrich IV., damaligem König von Navarra, herbeiführte. Heinrich III. gab ihr das Herzogthum Angouleme und Chatellerault, die Grafschaft Ponthieu und das Gouvernement von Limousin. Sie starb 1619, ohne Nachkommen zu hinterlassen.

Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, geb. den 3. Sept. 1499, war die Tochter Johanns von Poitiers, Grafen von St.-Vallier, und zeigte schon in früher Jugend seltene Schönheit und Talente. Da ihr Vater die Flucht des Connetable von Bourbon befördert hatte

Digitized by Google

und deßhalb zum Tode verurtheilt worden, so warf sich die zärtliche Tochter dem Könige Franz I. zu Füßen und erhielt dessen Begnadigung. Diana heirathete 1524 Louis de Bregé, Großseneschall der Normandie, und behielt auch nach seinem Tode (1531) den Namen der Großseneschallin, wie sie ihn schon bei Lebzeiten ihres Gemahls geführt hatte. Sie war wenigstens 40 Jahr alt, als König Heinrich II., der damals nicht mehr als 18. Jahre zählte, sich sterblich in sie verliebte, und sie behauptete bis zum 60. Jahre (denn so alt war sie bei dem Tode dieses Fürsten) immer dieselbe Herrschaft über sein Herz. Heinrich verlor im Umgange mit Diana die Rohheit und Wildheit seines Charakters, er wurde leutseliger und gebildeter; jedoch ist nicht zu leugnen, daß er eben daher auch jenen Geist zur Zerstreuung und zur Prunksucht erhielt, wodurch die Staatseinkünfte zu Grunde gerichtet und die Unglücksfälle der folgenden Regierungen vorbereitet wurden. Beim Tode dieses Königs (1559) zog sie sich auf ihr schönes Landgut Anet, welches Heinrich II. ihr 1552 hatte erbauen lassen, zurück, wo sie auch den 6. April 1566 starb.

Dianenbaum (Arbor Dianae), ein baumförmig zusammengehäuftes Silberamalgama, das schon den ältern Mischungskünstlern bekannt war, und zu dessen Verfertigung man eine Menge Vorschriften gegeben hat, die im Wesentlichen sämmtlich mit einander übereinkommen. Die Hauptsache besteht darin, daß eine möglichst neutrale mit reinem Wasser verdünnte Silberauflösung in Salpetersäure mit metallischem Quecksilber in Berührung gebracht wird. Das aufgelöste Silberoxyd setzt seinen Sauerstoff an das Quecksilber ab und kehrt in den metallischen Zustand zurück, während sich das oxydirte Quecksilber auflöst; da nun aber das sich abscheidende metallische Silber auch noch metallisches Quecksilber antrifft, so bildet es mit diesem ein festes Amalgam, welches eine baumförmige Gestalt annimmt und gleichsam ein kleines sehr ästiges Gesträuche bildet. Vielleicht daß bei dieser Niederschlagung des Silbers ein galvanischer Proceß mit im Spiele ist. Um den Dianenbaum zu bereiten, verfertiget man ein Amalgama von einer Quente Silber und zwei Quenten Quecksilber, löset dieses in einer hinlänglichen Menge Salpetersäure auf, verdünnt die Auflösung mit 1½ Pfund destillirtem Wasser und hebt sie in einer verstopften Flasche auf. Wenn man sich dieser Auflösung bedienen will, so nimmt man einige Unzen dieser Flüssigkeit, gießt sie in eine Phiole und setzt etwas ganz weiches Silberamalgama hinzu, worauf sich dann in kurzer Zeit der Dianenbaum bildet. Eine sehr artige Silbervegetation kann man auf folgende Art hervorbringen: man befeuchtet eine halbe Glaskugel inwendig mit verdünnter Silberauflösung und stellt eine von Kupferdraht gewundene Spirale hinein, so legt sich das Silber in metallischer Gestalt in ganz feinen Aesten an. Um es mehr sichtbar zu machen, kann man die innere Fläche desselben mit Kienrauche anlaufen lassen. S. Biot's „Experimental-Physik", deutsch durch Fechner, 2. Bd.

Diaphora, 1) Verschiedenheit; daher 2) (Gramm. und Rhet.), Figur, wenn eben dasselbe Wort in verschiedener Bedeutung wiederholt wird; z. B. jeden Menschen, wenn er nur ein Mensch ist, muß dieß rühren; artet leicht in leeres Wortspiel aus.

Diarbekr (Diarbekir, Kara Amid), türkisch-asiatisches Paschalik in Mesopotamien oder Ali-Dschesira; ist in 19 Paschaliks getheilt; 684

Digitized by Google

QM. groß mit 376.000 Einw., Osmanen, Turkomanen, Araber, Armenier, Griechen, Juden und Kurden. 2) Hauptstadt des Paschaliks, auf einem Felsen am Tigris, Sitz des Paschas, eines nestorianischen Metropoliten und jakobitischen Patriarchen, Festungswerke und 40.000 Ew., welche in Kupfer, Eisen, Wolle, Baumwolle, Seide, Saffian und Cordwan arbeiten, und Handel treiben. Die Gegend umher ist üppig fruchtbar. Aus Persien und Ost-Indien kommen hieher Karavanen. Die Stadt hieß sonst Ammáa und Constantia.

Diäresis (griech.), 1) in der Grammatik die Auflösung eines Doppellauts (Diphthongs) in seine zwei Selbstlauter; daher die puncta diaereseos, die Trennungspunkte oder 2 Punkte, welche über den 2ten Vocal eines Diphthongs gesetzt werden, um anzudeuten, daß jeder Vocal für sich ausgesprochen werden soll, z. B. Danaë, Poësie, Atheïsmus; 2) in der Wundarzneikunst die Absonderung natürlich oder widernatürlich vereinigter Theile.

Diarrhöe (vom Griech., Diarhoea, lat., Med.), krankhaft vermehrte Darmausleerung von flüssigen Stoffen, von erhöhter Thätigkeit des Darmkanals und größerem Säfteandrang nach diesen Theilen veranlaßt, wie auch von Stoffen in dem Magen und in den Gedärmen, die dieselben widernatürlich reizen, ingleichen von Störungen der Hautausdünstung. Man unterscheidet idiopathische, symptomatische, die sich zu andern Krankheiten gesellt, sowie kritische, die zur Genesung in Krankheiten führt. Nach dem Abgang unterscheidet man: gallige, blutige, wässerige Diarrhöen. Die Krankheit selbst ist nach Umständen bald von der größten, häufig auch von der geringsten Bedeutung. Die Heilung erfordert im Allgemeinen leichte, mehr nährende, als erschlaffende Nahrungsmittel, demulcirende Mittel, oder auch gewürzhafte und adstringirende, vorzüglich mehr auf die Hautausdünstung wirkende Mittel, warmes Verhalten ꝛc.

Diastimeter, ein von dem Physiker und Mathematiker D. Rommershausen in Aken erfundenes Meßinstrument, mittelst dessen jede Entfernung von einem Punkte aus bestimmt werden soll. Der Diastimeter hat die Gestalt eines Fernrohrs ohne Gläser, jedoch sind an der Stelle der Objectivglases 4 Pferdehaare in verschiedenen Abständen parallel ausgespannt. Sieht man nun in der Entfernung einen Gegenstand, dessen Größe bekannt ist, z. B. einen Menschen, eine aufgestellte Stange u. dgl., so versucht man, zwischen welchen der Fäden dieß Object scheinbar paßt, und kann nun, da man zwei ähnliche ineinanderliegende Dreiecke (das im Fernrohr durch den Abstand des Auges von den beiden Haaren und dem Abstande dieser unter sich, und das größere durch die Entfernungen des Objects vom Auge und durch das Object selbst gebildet) erhält, von denen man das eine (im Fernrohr) in allen seinen Theilen, von dem andern aber eine Seite (die Größe des Objects) kennt, auch die Größe der zweiten Seite des größern Dreiecks (die Entfernung des Objects vom Auge) leicht finden. Theoretisch ist dieß wahr, praktisch dürfte es sich aber nicht stets als genau richtig bewähren, indem die Größe des Menschen, die meistens zum Object genommen wird, so sehr differirt, und bei der Kleinheit der einen und der bedeutenden Größe der andern Seite schon die geringste Abweichung der erstern eine große Differenz geben muß. Zu eigentlichen Messungen, wie der Erfinder will, dürfte daher der Diastimeter sich wohl nicht, dagegen aber zum flüchtigen Croquiren und zur ungefähren Bestimmung einer Entfer-

Digitized by Google

nung für Militairs im Felde, z. B. für die Artillerie, zur Erkennung des Abstandes einer anrückenden feindlichen Abtheilung gut eignen.

Diasyrmus, eine redekünstlerische Figur, welche darin besteht, daß die Verkleinerung eines Gegenstandes übertrieben wird. Er ist Gegensatz der Hyperbel (s. d.), welche ins Große übertreibt; sein Zweck und seine Wirkung hingegen fallen mit Zweck und Wirkung der Hyperbel ziemlich zusammen; denn hier wie dort ist es darauf abgesehen, diejenige Anschaulichkeit, welche durch Vergleichung hervorgebracht wird, durch die Größe des Unterschiedes zwischen den beiden Gliedern des Gleichnisses oder Verhältnisses zu steigern.

Diätetik (populäre Gesundheitslehre), eine allgemeine faßliche Anleitung, seine geistigen und körperlichen Verhältnisse so einzurichten, daß die Gesundheit dadurch erhalten wird. Sie lehrt also die Beachtung und Auswahl aller Außendinge, die auf den Körper wirken können; gewöhnlich versteht man aber unter Diätetik nur die der Gesundheit zuträglichste Auswahl der Speisen und Getränke. Die Diätetik erhält ihren Stoff von der Physiologie, d. i. der Kenntniß aller thierischen Verrichtungen; von der Antologie, oder der Lehre von den Krankheitsursachen; und von der Heilmittellehre; sie bearbeitet ihn für Nichtärzte mit Ausschluß aller gelehrten Untersuchungen. Der Zweck ist unmittelbar auf Erhaltung und Vervollkommnung des menschlichen Wohlseyns berechnet, insofern die Mittel dazu in der Willkür des Einzelnen stehen. Den Theil derselben, welcher die Verhütung der Krankheiten zum Gesichtspunkte hat, begreift man unter Prophilaktie; die Makrobiotik beschäftigt sich mit der Verlängerung des Lebens, und die Eubiotik mit der Energie des Lebens. Ihre Anwendung beruht auf der Ausbildung und richtigen Kenntniß ihrer Hülfswissenschaften; es kann also nur Der sich diätetische Regeln selbst wählen, der seinen Körper physiologisch genau kennt, und die äußern Ursachen, insofern sie in dem bestimmten Falle für ihn Krankheit erzeugend oder heilend sind, beurtheilen kann. Ihre Hauptvorschrift heißt: Abhärtung und Abstumpfung der Empfindlichkeit gegen äußere Schädlichkeiten durch Mäßigkeit und Uebung. Die populäre Diätetik kann nur Gesunde belehren; alle Kranke müssen die Regeln derselben vom Arzte sich sagen lassen. Besonders zu empfehlen sind: Fr. Richter, „Diätetik für solche Personen, welche bei ihren Geschäften wenig Bewegung haben" (Quedlinburg 1824); Klose, „Handbuch der allgemeinen Diätetik" (Leipzig 1825). Vergl. Makrobiotik.

Diatonisch. Mit diesem Worte, welches aus der griechischen Musik ist beibehalten worden, bezeichnet man die Tonleiter, welche von dem Grundton bis auf seine Oktave durch sieben Stufen hinaufsteigt, von denen zwei halbe, und die übrigen ganze Töne sind. Die Veränderung der Ordnung in den Stufen macht keine Veränderung in dem Namen; denn die Tonleiter bleibt immer diatonisch, von welchem Ton man auch anfängt. Jeder Gesang, welcher seine Intervalle aus einer solchen Tonleiter nimmt, wird ein diatonischer Gesang genannt, und da dieses nach dem Tonsystem allezeit geschieht, indem nur in gar wenigen Fällen andere Fortschreitungen vorfallen, so ist eigentlich unsere ganze Musik diatonisch. Da man aber in der heutigen Musik selten lange in einem Tone bleibt, indem man, besonders den Gesang, durch verschiedene Töne und Tonarten durchführt, so wird das Diatonische bei Ausweichungen oft unterbrochen. Nur in Choralgesängen wird ohne Ausnahme der reine diatonische Gesang bei-

Digitized by Google

behalten. Die griechische diatonische Tonleiter war von der unsrigen unterschieden; sie bestand aus drei großen Intervallen, einem großen halben, und zwei großen ganzen Tönen, wogegen bei unserer Tonleiter nirgend zwei große Töne aufeinanderfolgen.

Diaz (Michael), ein berühmter Seefahrer und Gefährte des Columbus, von Geburt ein Aragonier, welcher zu St.-Christoph in der neuen Welt, 1494 die Goldminen entdeckte und viel zur Gründung von Neu-Isabella, jetzt St.-Domingo genannt, beitrug. Mehre Jahre bekleidete er den Posten eines Lieutenants des Gouverneurs. Nach Spanien zurückgekehrt, kam er daselbst 1509 ins Gefängniß, doch bald losgesprochen, erhielt er seinen Posten zurück. Er starb 1512. Ein anderer Diaz (Bartholomäus), portugiesischer Seefahrer, entdeckte 1466 ein Vorgebirge an der äußersten südlichen Spitze von Afrika, welchem er den Namen, Vorgebirge aller Aengsten gab, weil das Schiff außerordentlich durch Stürme gelitten hatte. Johann II. von Portugal änderte aber diesen Namen in Vorgebirge der guten Hoffnung um, weil man nun mit Grund hoffen konnte, den Weg nach Indien gefunden zu haben.

Dichotomie (Dichotomia, Math.), 1) Theilung der Einheit in zwei Theile, jeder Theil dann wieder in zwei ꝛc.; 2) (Logik), gleiche Eintheilung des Satzes in zwei Glieder, und jedes Glied ebenso wieder in zwei, sodaß das darunter befaßte immer entweder das eine oder das andere ist; 3) (bot. Nomencl.), gabelförmige Zertheilung, auch der Winkel (Gabel) zweier so getheilten Aeste. Dichotomalis, Blume oder Blumenstiel in einer solchen Gabel. Dichotomus, 1) was gabelförmig getheilt ist, besonders ein Stengel, Blumenstiel ꝛc.; 2) (Astron.), der Mond, wenn er im ersten oder letzten Viertel genau halb beleuchtet ist; davon dichotomisch, wovon nur die Hälfte zu sehen ist; doppeltheilig, zweigliedrig.

Dicht densum), ein relativer Begriff von dem Grade der Erfüllung eines Raumes von bestimmtem Inhalte. Man nennt von zwei Körpern denjenigen dichter, der in einem gewissen bestimmten Raume mehr Materie als der andere enthält. Dichtigkeit ist der Ausdehnung (s. d.) entgegengesetzt. Hängt diese von vielen und großen Zwischenräumen ab, so wird Dichtigkeit durch weniger und kleinere Poren bestimmt. Da sie nur als Verhältniß aufgestellt werden kann, so vergleicht man die Dichtigkeiten der Körper gewöhnlich mit der des reinen Wassers, welche zu = 1,0 gesetzt wird. Sonach ist Quecksilber 14 Mal dichter als Wasser ꝛc. Man unterscheidet Körper von gleichförmiger und von ungleichförmiger Dichtigkeit. Jene enthalten in jedem gleichgroßen Theile ihres Raumes bei gleicher Temperatur gleich viel Materie; bei diesen findet das Gegentheil Statt. — Betrachtet man den Körper so, als ob alle zu ihm gehörige Materie durch seinen Raum gleichförmig vertheilt wäre, so findet man Etwas, was seine mittlere Dichtigkeit genannt wird. Dabei finden folgende Regeln Statt: 1) Wenn zwei Körper einerlei Raum einnehmen, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten wie ihre Massen. 2) Wenn zwei Körper einerlei Masse haben, so verhalten sich ihre Dichtigkeiten umgekehrt, wie die Räume, die sie einnehmen. 3) Die Dichtigkeiten verhalten sich, wie die Quotienten der Massen durch die Räume. Und weil die Gewichte für die Masse gelten, so werden diese überall als ihre Massen angenommen; daher ist Dichtigkeitsverhält-

Digitized by Google

niß einerlei mit specifischer Schwere oder Gewicht. (S. Gewicht.) Bei gleichartigen, sphärischen Körpern von ungleicher Größe verhält sich die Schwere, wie die Diameter, sobald die Dichtigkeiten bekannt sind. Bei gleichgroßen Körpern verhalten sich die Dichtigkeiten wie die Schweren. Körper von ungleicher Gestalt und Dichtigkeit werden in ihrer Schwere ein aus den Diametern und Dichtigkeiten zusammengesetztes Verhältniß haben, die Dichtigkeiten verhalten sich, wie die Schweren, durch die Diameter dividirt. Die Dichtigkeiten der Himmelskörper werden aus den Gesetzen der allgemeinen Schwere erkannt, nach denen ihr Umlauf in einem gemessenen Abstand um den Hauptkörper mit einer gewissen Schnelligkeit erfolgt. Wird die mittlere D. der Erde zu 1,00 angenommen, so beträgt sich die D. der Sonne 0,236, des Mercur 2,398, der Venus 1,01, des Mars 0,66, des Jupiters 0,21, des Saturns 0,039, des Uranus 0,185, die D. des Mondes 0,75. Noch muß des Unterschiedes gedacht werden, den die atomistische und dynamische Naturlehre in ihrer Ansicht von der Dichtigkeit macht. Nach dem atomistischen System (s. Atome) ist ein Körper dichter als der andre, wenn er, bei gleichem Rauminhalte, mehr Atome und weniger leere Zwischenräume enthält; nach dem dynamischen (s. Dynamik) heißt Dichtigkeit dagegen der Grad der Erfüllung eines bestimmten Raumes durch ursprüngliche Grundkräfte. Scharfsinnige Ideen über diese verschiedene Ansicht trägt namentlich vor Kastner in seiner „Einleitung in die neuere Chemie" (Halle 1814).

Dichten heißt die Gedankenbilder der Vernunft, mittelst der Phantasie, in der Anschauungswelt versinnbilden. Indem die Phantasie dichtet, und der Verstand denkt, beschäftigt sich die Einbildungskraft mit dem Erdichten, d. h. mit der Erfindung solcher Gegenstände, denen weder Wahrheit noch Wirklichkeit zukommt. Im engsten Sinne des Worts nennt man Dichten, die Schöpfung der Phantasie als ein harmonisches Ganze durch die Sprache darstellen, und die Kunst der Darstellung selbst Dichtkunst. (S. Poesie.)

Dictator, die höchste obrigkeitliche Person in dem republikanischen Rom, welche nur bei den dringendsten Umständen, um die Wohlfahrt des Staats zu erhalten, gewählt wurde. Der Ursprung dieser Würde scheint von den Albanern oder Lateinern entlehnt zu seyn. Wer sie zuerst bekleidete, ist ungewiß. Nach Livius war es T. Lartius (im J. d. St. 253), neun Jahre nach Vertreibung der Könige. Die Veranlassung dazu waren innerliche Unruhen zwischen den Patriciern und Plebejern, und ein gefährlicher Krieg mit den Lateinern. In der Folge wählte man auch aus andern Ursachen diese Magistratspersonen, z. B. um durchs Einschlagen eines Nagels in die rechte Seite des Jupitertempels die Pest oder ein anderes großes Unglück abzuwenden; um Comitien (s. d.) zur Erwählung neuer Consuln anzustellen; um Feiertage und Betfeste anzuordnen, oder, wenn der Prätor zufällig krank war, um öffentliche Schauspiele anzustellen; endlich auch, um Gericht zu halten. Einmal wurde auch ein Dictator ernannt, um Senatoren zu erwählen. In diesem Falle waren zwei Dictatoren, einer in Rom, der andere bei der Armee zugleich erwählt worden, welches aber nie wieder geschah. Wenn ein Dictator creirt werden sollte, so geschah dieses nicht durch das Volk, sondern ein Consul ernannte auf Befehl des Senats nach seiner Willkür eine Person von consularischem Range dazu. Die Wahl mußte

Digitized by Google

nach Mitternacht geschehen, nachdem die Auspicien gehalten worden waren. Bisweilen bestimmte auch das Volk die Person, welche der Consul zum Dictator ernennen sollte. Sulla und Cäsar wurden in den Comitien ernannt; bei der Wahl des Erstern präsidirte ein Interrex, bei der des Letztern der Prätor Lepidus. Die Macht des Dictators war unumschränkt; er hatte Gewalt über Leben und Tod; über das Vermögen der Bürger; er konnte Armeen werben und auseinander gehen lassen; seine Befehle hatten göttliches Ansehen. Anfangs konnte man auch von ihm nicht appelliren; nachher aber wurde ein Gesetz gemacht, daß keine Magistratsperson gewählt werden sollte, von der man nicht die Freiheit zu appelliren hätte. Dieses Gesetz wurde zuerst von den Consuln Horatius und Valerius im J. d. St. 504 in Vorschlag gebracht und durchgesetzt, und nachher von dem Consul M. Valerius erneuert. Die absolute Macht des Dictators nahm gleich nach seiner Wahl den Anfang. Er hatte beständig 24 Lictoren zur Begleitung. Alle obrigkeitliche Aemter, mit Ausnahme der Volkstribunen, hörten sogleich auf. Die Consuln fuhren zwar in ihren Amtsverrichtungen fort, standen aber unter seinen Befehlen, und waren in seiner Gegenwart ohne ein Zeichen von Autorität. Die Macht des Dictators dauerte nur sechs Monate, auch wenn er den Zweck derselben noch nicht ganz erfüllt hatte. Ausnahmen machten Sulla und Cäsar. Er durfte nicht aus Italien gehen. Nur ein einziges Mal geschah das Gegentheil in einem sehr dringenden Nothfalle von Attilius Colatinus, der nach Sicilien abging, um dort das Commando zu übernehmen. Ohne Genehmigung des Volks durfte er innerhalb der Stadt sich eines Pferdes nicht bedienen, bei der Armee aber war er immer beritten. Sobald er sein Amt angetreten hatte, ernannte er sich einen Befehlshaber der Reiterei (magister equitum); nur M. Fabius Butro machte hievon eine Ausnahme. An dem Mißbrauche seiner Macht wurde er dadurch hauptsächlich gehindert, daß man ihn nach Niederlegung derselben zur Rechenschaft ziehen konnte. Der erste plebejische Dictator war C. Martius. — In einer abgeleiteten spätern Bedeutung wird Dictator tadelnd ein Mensch genannt, der auf seinen bloßen Machtspruch Glauben, Bestimmung oder Gehorsam verlangt, daher dictatorisch, gebieterisch, machthaberisch; ein dictatorischer Ausspruch, ein Machtspruch ohne Grund und Beweis.

Dictatur, 1) Amt und Würde des Dictators. 2) Die Förmlichkeit beim ehemaligen deutschen Reichstage, vermöge der Dasjenige kund gemacht ward, was gesetzmäßig zur Kunde des Reichs gelangen, ein Stück der Reichsacten, oder auch ein Gegenstand der öffentlichen Berathung werden sollte. Kurmainz sagte nämlich mittelst des Reichserbmarschallamtes jeder Comitialgesandtschaft an, ihre Kanzlisten zur bestimmten Zeit der Dictatur halber sich einfinden zu lassen, worauf der Secretair des Directoriums jedem Kanzlisten die Schrift unter der Aufschrift: Dictatum etc. in die Feder dictirte oder gedruckt übergab.

Diction, Styl, mit welchem sie oft zusammenfällt. Im engern Sinne beruht die Diction mehr auf dem Ausdruck der Gedanken und Empfindungen und der Wahl der Ausdrücke, der Styl im engern Sinn aber auf ihrer logischen und grammatischen Verbindung.

Dictiren (v. lat.), etwas wiederholt vorsagen, damit ein anderer es nachschreibe. Dieß geschieht häufig, entweder um die Schreibefähigkeit eines Schülers zu üben und seine in Recht- und Schnellschreibung

Digitized by Google

erlangte Fertigkeit zu erforschen, oder um ihm gewisse Sachkenntniß dadurch mitzutheilen. Das Erstere ist von unbezweifeltem Nutzen, das Letztere höchst verkehrt, weil mit weniger Aufwand von Zeit und Kraft derselbe Zweck erreicht werden kann, wenn man das Buch oder den Heft, aus welchem dictirt wird, zum Abschreiben geben will. Dieß thun aber leider die Professoren, welche keinen freien Vortrag haben und sich daher bloß auf das Dictiren beschränken, aus leicht erklärlichen Gründen höchst ungern.

Didaktik (v. griech., Lehrkunst), der Theil der Pädagogik oder Erziehungswissenschaft, welcher von den Regeln handelt, nach welchen man durch Unterricht die geistige Kraft des Menschen zur Freiheit und zur möglichsten Vollkommenheit entwickeln soll. An sie schließt sich die Methodik, welche von der Anwendung und Beschaffenheit des Unterrichts, als Erziehungsmittels, oder dem zweckmäßigsten Verfahren bei demselben, nach Verschiedenheit der Lehrgegenstände und der Zöglinge handelt. Die Fertigkeit in Ausübung dieser Theile der Pädagogik wird oft im weitern Sinne Didaktik, Lehrkunst, genannt.

Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht.

Didaskalia (v. griech., lehren). Man brauchte dieses Wort in einer doppelten Bedeutung bei den Griechen. 1) Bezeichnete es die öffentliche Vorstellung einer Tragödie oder Komödie auf der Bühne, weil ihre Stücke zugleich zum Unterricht dienen sollten; 2) bedeutete das Wort einen schriftlichen Aufsatz, in welchem von den Verfassern, dem Inhalte der Schauspiele, der Zeit, dem Orte und dem Erfolge ihrer öffentlichen Vorstellung Nachricht gegeben wurde; ferner, ob einige Schauspiele wirklich aufgeführt werden oder nicht, und Untersuchungen, ob solche auch in Wahrheit von den angegebenen Verfassern herrührten ꝛc. Viele alte Schriftsteller haben solche Didaskalien geschrieben. Leider aber ist Alles, was Dikaearchos, Kallimachos, Aristoteles, Aristarchos, Krates und Andere davon geschrieben haben, verloren gegangen. Besäßen wir die Didaskalien noch, so würden wir die historischen Umstände vieler griechischer Schauspiele besser einsehen und daraus viel Licht zum richtigen Verständniß derselben hernehmen können. Im Lateinischen heißen diese Didaskalien Titulì, dergleichen man bei Terentius findet.

Diderot (Denis), Mitglied der Akademie zu Berlin, Sohn eines Messerschmidts zu Langres in Champagne, wurde 1713 geboren. Die Jesuiten, bei denen er seine frühere Bildung erhielt, suchten ihn, da sie seine Talente anerkannten, in ihren Orden zu ziehen; und einer seiner Oheime, der eine Canonikat besaß, welche er ihm zuwenden wollte, ließ ihn die Tonsur nehmen. Allein sein Vater, welcher einsah, daß seines Sohnes Neigung dem geistlichen Stande widerstrebte, bestimmte ihn zur Rechtswissenschaft, und sandte ihn zur Vollendung seiner Studien nach Paris, wo er ihn der Leitung eines Advokaten zu diesem Zwecke übergab. Der junge Diderot bewährte aber hier seinen Beruf zu der schönen Literatur, und vernachlässigte ganz das Fach der Jurisprudenz; selbst als sein hierüber erzürnter Vater ihm für einige Zeit alle Unterstützung entzog, gab er seine Neigung nicht auf, sondern suchte Hülfsquellen in seinen Talenten und gab vorerst Unterricht in der Mathematik. Physik, Geometrie, Metaphysik, Moral und schöne Wissenschaften beschäftigten vorzüglich seinen Geist; die Poesie, zu der seine feurige Einbildungkraft wohl geeignet gewesen wäre, versäumte er über diese Lieblingsstudien.

Digitized by Google

Seine natürliche Beredtsamkeit, sowie seine reellen Kenntnisse, erwarben ihm bald Gönner und Freunde. Was ihn aber zuerst als Gelehrten der ersten Größe ankündigte waren seine „Pensées philosophiques", welche 1746 erschienen und große Sensation erregten. Jedoch brachte ihn diese gegen die christliche Religion gerichtete Flugschrift auf ein Jahr in den Thurm von Vincennes. Fast gleichzeitig gab er mit Eidous und Toussaint ein „Dictionnaire universel de Médecine", 6 Bde. Fol. heraus, welches ungeachtet seiner Seichtigkeit großen Beifall fand und ihn auf den Gedanken brachte, ein „Dictionnaire encyclopédique" im Vereine mit d'Alembert und mehren andern Gelehrten zu veranstalten, wobei er sich selbst die Bearbeitung aller in die Künste und Handwerke einschlagenden Artikel vorbehielt. Die erste Ausgabe dieses wichtigen Werks erschien von 1751—67, 17 Bde. Fol. und 11 Bde. Kupf. (Mehres s. Encyklopädisten.) Man wirft Diderots Artikeln eine gewisse Dunkelheit und Untermischung philosophischer Ideen und Ansichten vor, und er selbst kam darin mit den Kritikern überein, daß das Werk unendliche Unrichtigkeiten, untermengt mit wahren Meisterstücken enthalte, und begann, da die erste Auflage, trotz allen ihren Fehlern, dennoch bald vergriffen war, eine neue Bearbeitung. Diderot hatte fast 20 Jahre an der Encyklopädie gearbeitet und dennoch war für ihn die Ausbeute an Gelde so wenig einträglich, daß er bald nach Herausgabe der letzten Bände genöthigt war, seine ansehnliche Bibliothek zum Verkauf auszubieten. Die Kaiserin von Rußland, Katharina II., kaufte sie ihm ab, ließ sie ihm aber zu seinem Gebrauche auf Lebenszeit. Indessen brachte ihm das Werk viel Ruf, aber auch mancherlei Widerwärtigkeiten. Schon 1752 wurde der Druck desselben untersagt, weil die Verfasser sich harte Ausfälle auf die Regierung und Angriffe auf die Religion erlaubt hatten. Zu Ende des Jahrs 1753 erwirkte Diderot die Erlaubniß zur Fortsetzung des Werks; allein 1757 wurde es abermals verboten, und sogar die Drucker desselben in die Bastille gesetzt. Erst nach 9—10 Jahren durften die ferneren Bände erscheinen. Diderot war von liebenswürdigem Charakter, leicht auflodernd zwar, aber auch schnell zu besänftigen, welches seinen häuslichen Umgang leicht und angenehm machte, und wurde als ein rechtlicher Mann geschätzt. Er sprach noch besser als er schrieb, und war unwiderstehlich im Umgange. Sein enthusiastischer Geist sprach sich in seinen Mienen aus, und wenige Menschen gibt es wohl, die sich schon durch ihr Aeußeres so sehr empfehlen, als er es that. In alle Formen konnte sein Talent sich schmiegen; das Scherzhafteste gelang ihm wie das Erhabenste. Er starb den 31. Juli 1784 zu Paris. Seine Schauspiele besitzen das hohe Verdienst der Natürlichkeit; „Le père de famille" und „Le fils naturel", sind zwei derselben, die ungetheilten Beifall fanden, und denselben verdienten. Um auch die Mode der Frivolität mitzumachen, befleckte er seinen Namen durch den indecenten Roman: „Les bijoux indiscrets", der nicht einmal das Verdienst hat, unterhaltend zu seyn. Seine „Lettres sur les aveugles, à l'usage de ceux qui voyent", 1749, brachten ihn abermals 6 Monate in den Kerker zu Vincennes. Mit heftigen Leidenschaften von der Natur begabt, reizte diese Beraubung seiner Freiheit seinen Unwillen so sehr, daß sein Zustand beinahe an Wahnsinn grenzte. Man war deßhalb gezwungen, ihm häufige Spaziergänge und den Umgang gelehrter Freunde zu erlauben. J. J. Rousseau, damals sein Freund, eilte vorzüglich ihm Trost und

Digitized by Google

Linderung zu bringen. Leider vergaß Diderot späterhin diese treue Freundschaft und fügte sich selbst noch den Nachtheil zu, daß Viele anfingen, seinen Charakter des Mißtrauens und der Verstellung zu bezüchtigen, indem er über verschiedene Stellen in den „Confessions de J. J. R.", die vermeintliche Kränkungen für ihn enthalten sollten, einen bittern Streit entspann, wie oft im Gegentheil Rousseau den Diderot enthusiastisch gepriesen und erhoben hat, ist in dessen Werken zu ersehen. Nach seiner Befreiung erschienen 1751: „Lettres sur les sourds et muets, à l'usage de ceux qui entendent et qui parlent, 2 Bde. Diesem folgte: „Essai sur le mérite et la vertu"; „Histoire de Grèce", aus dem Englischen des Stanyan; „Memoires sur differens sujets de mathématiques"; „Pensées sur l'interprétation de la nature"; „De la suffisance de la religion naturelle"; „Eloge de Richardson", ein vortreffliches Werk; „Vie de Sénèque", welches sein letztes war. Nach seinem Tode erschienen zwei Romane von ihm: „Jacques le Fataliste" und „La religieuse", welche moralisch-philosophischen Inhalts seyn sollten. Seine Schauspiele sind auch vereinigt u. d. T.: „Théâtre de Diderot", abgedruckt, nebst einer scharfsinnigen und völlig neue Ansichten der dramatischen Kunst darbietenden Abhandlung. In den Schauspielen selbst hatte er die Charaktere des Aristophanes und Plato zu vereinigen gesucht; in seinen Bemerkungen zeigt sich zuweilen das Genie eines Aristoteles. Naigeon, Freund und Schüler des berühmten Encyklopädisten, sammelte seine Werke und sie kamen 1797 zu Paris in 15 Bdn. in 8. heraus. Mehre Abhandlungen, die noch nicht im Druck erschienen waren, befinden sich darunter, z. B. „Essai sur la peinture".

Dido, Gründerin der Stadt und Republik Carthago (s. d.), deren Abkunft in romantisches Dunkel gehüllt ist, war nach Einigen die Tochter des ältern Belus oder Agenor's, nach Andern eines Tyriers, Karchedon; gewöhnlich jedoch nimmt man Belus als ihren Vater an. Da aber Belus nur ein Titel ist und König oder Herr bedeutet, so finden wir als den eigentlichen Namen desselben bald Mutyonus, Matyenus oder Margenus, bald Methres, Mettes oder Mettinus. Die Mythe erzählt von ihr Folgendes: Ihr Vater hatte sie mit einem reichen Phönicier, Sichäus oder Sicharbas, vermählt. Diesen, welchen sie zärtlich liebte, ermordete ihr habsüchtiger Bruder Pygmalion, König von Tyrus, heimlich, um sich seiner Schätze bemächtigen zu können; im Traume aber offenbarte ihr der Geist des Ermordeten den Frevel, zeigte ihr die verborgenen Schätze, welche Pygmalion vergeblich suchte, und rieth ihr zur Flucht. Leicht erhielt sie von diesem unter einem Vorwand einige Schiffe, bemannte sie mit Mißvergnügten, welche ihr zu folgen wünschten und flog, nachdem sie unterwegs bei Cypern eine Anzahl Weiber an Bord genommen hatte, nach Afrika. Sie landete bei Utika, einer tyrischen Pflanzstadt, wo man sie freundschaftlich aufnahm und ihr rieth, eine Stadt zu gründen. Durch List wußte sie den Platz hierzu zu erhalten. Sie bat um so viel Land, als man mit einer Ochsenhaut umspannen könnte. Anfangs verlachte man sie und bewilligte ohne Bedenken ihre Bitte; aber nicht gering war das Erstaunen der Bewohner Utika's, als sie sahen, daß sie die Haut in schmale Riemen zerschnitt und mit diesen eine große Strecke umzog. Sie erbaute nun eine Festung, die sie Byrsa nannte, und bald darauf Carthago selbst. Nicht lange, so war es ein ansehnlicher Ort, und ein benachbarter König, Namens Jarbas, welcher sie in seine Gewalt zu

Digitized by Google

bingen wünschte, that der Königin den Vorschlag, sich mit ihm zu vermählen, und drohte im Weigerungsfalle mit einem Kriege. Listig verwickelte sie die Gesandten in ihre eigene Worte, erbat sich 3 Monate Bedenkzeit, ließ dann am entferntesten Ende der Stadt einen Scheiterhaufen errichten, welchen sie bestieg und nach einer Anrede an das Volk den Dolch sich in die Brust stieß. Erwiesen ist es übrigens, daß die Annahme Virgil's, welcher sie in die Zeit des Aeneas setzt, falsch ist; zuverlässig lebte sie über 200 Jahre später.

Didot (François Ambroise), berühmter Buchhändler und Buchdrukker zu Paris, hat, sowie schon viele seiner Vorfahren, eine besondere Erfindungsgabe im Gebiete seiner Kunst gezeigt. Er wurde 1730 in Paris geboren, erhielt eine sorgfältige Erziehung, lernte Griechisch und Lateinisch und bildete sich mit Eifer für seine künftige Bestimmung. Bald strebte er, den Größten seines Faches gleichzukommen, nämlich dem Spanier Ibarra und dem Engländer Baskerville, eilte ihnen aber mit Riesenschritten zuvor. Er erfand die gegossenen Stege und die Pressen mit Einem Zuge, ferner die nach ihm benannte latein. Druckschrift von schönem runden und gefälligen Schnitt, das Velinpapier ꝛc. Die höchste Correctheit und Nettigkeit bezeichneten alle seine Herausgaben. Für Ludwig XVI. verlegte er eine Auswahl franz. Classiker zum Unterricht des Dauphins bestimmt. Er st. 1804. — Sein Bruder Pierre François, Didot der Jüngere, geb. 1732 zu Paris, st. daselbst 1795, widmete sich mehr dem Buchhandel. Ihm verdankt Frankreich die Prachtausgaben, die seit der Zeit erschienen sind. Er schaffte sich auch Pressen an und bereicherte seine Kunst durch neue Verbesserungen, die durch ganz Europa nachgeahmt wurden. Der damalige Monsieur, nachherige Ludwig XVIII., ernannte ihn zu seinem Buchhändler. Die Söhne beider Brüder vervollkommneten ebenfalls die Buchdruckerkunst.

Didymäos (vom Griech., Zwilling, gebildet) war ein Beinamen Apollo's, den er wegen seiner Zwillingsgeburt mit der Artemis (Diana) erhielt. Unter diesem Namen hatte er einen Tempel und ein Orakel zu Didyma bei den Milesiern, das die Jonier und Aeolier häufig befragten. Zur Zeit des persischen Krieges wurde ersterer, welcher sehr alt war, geplündert und verbrannt; nachher aber von den Milesiern wieder so prachtvoll aufgebaut, daß er alle andere griechische Tempel an Größe und Glanz übertraf. Die darin stehende eherne Statue des Apollo war ein Werk des athenienſischen Künstlers Kanachos.

Die, 1) Bezirk im franz. Departement Drôme 44 QM. groß, mit 20.000 Einw. — 2) Bezirkshauptstadt an der Drôme; 750 Häuser und 6400 Einw., Leinen- und Wollenzeuchwebereien, Papiermühle, Mineralquelle, Weinhandel. In der Nähe der unersteigliche Berg, am Fuße noch einmal so schmal als am Gipfel; eins der Wunder des Delphinats.

Diebitsch-Sabalkansky, ein berühmter russ. Feldherr der neuesten Zeit (st. d. 10. Juni 1831), über welchen man den Art. Russisch-türkischer Krieg und Polnische Revolution nachsehe.

Diebstahl, (Moral und Rechtsw., lat. furtum), die wissentlich widerrechtliche und ohne Mißhandlung des Inhabers oder Wächters (denn sonst ist es Raub, s. d.) erfolgte Besitzergreifung einer beweglichen, im fremden Besitz befindlichen Sache, in der Absicht, um über sie zum eignen Vortheil disponiren zu können. Der Diebstahl ist von den ältesten Zeiten für Verbrechen gehalten worden, denn Sicherheit des zeitlichen Eigenthums ist den Menschen, deren Ansprüche sich auf

Digitized by Google

die Zeit beschränken, vor Allem wichtig. Darum wird über Aufrechthaltung des Gebots: „Du sollst nicht stehlen" mit gewissenhafter Strenge gehalten, mit einer Strenge, welche manchmal zu wenig Rücksicht nimmt auf entschuldigende Umstände der Lage des Unglücklichen, dessen Weib und Kinder in unverschuldeter Dürftigkeit dahin schmachten. Dagegen verzeiht man dem Eroberer die Verheerung und den Raub ganzer Länder, und ist er glücklich, so will man in ihm so wenig den Räuber, wie den Mörder erkennen. Das röm. Recht betrachtet den Diebstahl in der Regel nur als Privat-, das neuere Recht dagegen als ein öffentliches Verbrechen. Die Strafen des Diebstahls sind bei den verschiedenen Völkern und nach dem Verhältniß der Größe desselben, der Verletzung der öffentlichen Sicherheit und der Person des Diebes sehr verschieden; z. B. bei den Römern wurde er mit 2- oder 4fachem Ersatz des Gestohlenen, Relegation, Deportation, öffentl. Arbeit und Todesstrafe geahndet; bei den Athenienſern (nach Drako's Gesetzen) mit Lebensstrafe und später (nach Solons Gesetzen) mit doppeltem Ersatz des Gestohlenen; bei den Juden mit 2-, 4- oder 5fachem Ersatz des Gestohlenen, welche Strafe zu Salomo's Zeiten auf den 7fachen Ersatz des Gestohlenen erhöht ward. Die peinliche Gerichtsordnung Karls V. befiehlt, den dritten und den gefährlichen Diebstahl mit dem Tode (bei dem Manne mit dem Strange, bei dem Weibe mit Ertränken, Augenausstechen u. s. w.) zu bestrafen, in andern Fällen aber anzusehen den Werth des Diebstahls, auch ob der Dieb darüber berüchtigt, oder betreten, weß Standes und Wesens er sey, und wie schädlich dem Beschädigten der Diebstahl worden, darnach man die Strafe an Leib oder Leben urtheilen soll. Der einfache, „allerschlechteste heimliche" Diebstahl (ein Diebstahl unter 5 Gülden, der nicht beschrieen, berüchtigt oder betreten worden) sollte allezeit und ein ähnlicher öffentlicher Diebstahl nach Ermessen der Obrigkeit bloß bürgerlich behandelt, d. h. dem Beschädigten und dem Richter mit Geld gebüßt, und nur im Falle des Unvermögens mit Gefängniß bestraft werden. Die übrigen, mannigfaltigen Bestimmungen der Diebstahlsstrafen (unter welchen besonders Landesverweisung, Ruthenzüchtigung, Confination (Haushaft) und Pranger vorkommen) sind in der erwähnten Gerichtsordnung größtentheils in das Ermessen des Richters gestellt. — Die Praxis und neuere Landes-Gesetzgebungen haben in Deutschland, besonders seit Einführung von Zuchthäusern und regelmäßigen Straf- und Besserungs-Anstalten, die Diebstahls-Bestrafungen so mannigfaltig geändert, daß sich gegenwärtig im Allgemeinen nur so viel als Regel annehmen läßt, daß wegen des einfachen Diebstahls Todesstrafen nicht mehr zur Vollziehung zu kommen pflegen. Die englische Gesetzgebung hat über die heimliche Entziehung fremden Eigenthums strenge Grundsätze aufgestellt.

Diemen (Anton van), Oberbefehlshaber der holländ. Besitzungen in Ostindien, wurde 1593 zu Cuylenburg geboren, wo sein Vater Bürgermeister war. In seinem Vaterlande vom Unglücke verfolgt, von unrichtigen Handelsspekulationen zu Grunde gerichtet, ging er auf Rechnung der Regierung nach Indien, und stieg dort durch vielfache Brauchbarkeit 1630 bis zum Mitgliede des hohen Rathes. 1631 kehrte er nach Holland, als Commandant der Flotte der ostind. Compagnie, zurück. Im folgenden Jahre ging er, bekleidet mit der Würde eines General-Gouverneurs, aufs neue nach Indien. In diesem Wirkungskreise zeigten sich seine herrlichen Talente zur Verwaltung einer solchen

Digitized by Google

Stelle, und weit dehnte er den Handel der Holländer in Indien aus. 1642 beauftragte Diemen den Abel Tasman, mit Schiffen auf Entdeckungen im Südmeer auszugehen, welcher vielerlei, vorzüglich aber den Theil von Neuhollaud entdeckte, dem er den Namen Van-Diemens-land (s. d.) gab. In den nördlichen Meeren Japans wurden ebenfalls unter Diemen Entdeckungen gemacht, die sich durch neuere Seefahrer richtig befunden haben. Er starb betrauert von seinen Untergebenen im Jahr 1645.

Dienstag, oder wie er nach Einigen heißen soll, Dingstag, dies martis, oder im kirchlichen Styl feria tertia, hat den dritten Namen, weil er wirklich in der Woche der dritte Tag ist; den zweiten, weil ihn die Heiden dem Mars geheiligt hatten, und den ersten vermuthlich auch daher. Dienst mag vom Kriegsdienste, oder Dings von dem alten Worte Ting, das soviel als Gewicht bedeutete, über welches Mars auch Gewalt haben sollte, hergenommen seyn. Das englische Tuesday kann vom altnordischen Gotte Thuisko, Theut und dem Kriegsgotte der Angelsachsen, Tuu, Tüg, abstammen, sowie das französische Mardi, und das italienische Martedi, von Mars.

Dienstbarkeit, s. Servitut.

Dienstboten, s. Gesindewesen.

Dienste, Dienstleistungen, solche Handlungen oder Verrichtungen, die nicht mit Hervorbringung materieller Bestandtheile des Reichthums beschäftigt sind, wohl aber unmittelbar zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienen. Dahin gehören die Dienstleistungen, die theils zur Erhaltung des menschlichen Daseyns, theils zu seinem bessern Befinden, zur Erhaltung oder Herstellung seiner Gesundheit, zur Erhöhung seiner Gemächlichkeit oder seines Vergnügens, theils zur Ausbildung seiner körperlichen oder geistigen Kräfte, zu seiner moralischen Bildung, zur Sicherung seiner Rechte u. s. w. bestimmt sind. Alle diese Handlungen bilden eine Gattung von Arbeiten und Industrie, welche weder selbst Bestandtheile des Reichthums sind, noch dergleichen unmittelbar hervorbringen, die aber doch ihren Werth haben.

Dienstthuer, diejenige Classe der Glieder der Gesellschaft, welche für die übrigen Dienste (s. d.) verrichtet. Da sie keine Bedürfnißmittel selbst hervorbringt, so müssen Die, welche sie gebrauchen, sie für ihre Dienste erhalten, wenn die Dienstthuer nicht sonst Güter besitzen, aus welchen sie ihre Subsistenzmittel beziehen; man sieht daher, daß nicht mehr Dienstthuer in der Gesellschaft vorhanden seyn können, als die übrigen Glieder ernähren können, und daß eine Gesellschaft um so mehr Dienstthuer wird haben können, je reicher sie ist, oder je mehr Bedürfnißmittel die Glieder derselben über Das, was ihr Bedarf an reellen Bedürfnißmitteln erfordert, übrig behalten.

Dieppe, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Depart. Nieder-Seine (22 QM. mit 106.000 Einw.), an der Mündung des Arques in den Canal; hat einen Hafen, festes Schloß, Krankenhaus, Seebad, Handelskammer und Handelsgericht, Schifffahrtsschule, 3000 Häuser und 24.500 Einw., welche Schiffbau und Schifffahrt, Fischfang (Makrelen und Stockfische, 400 Böttcher arbeiten die Fässer dazu) treiben, Eisen- und Elfenbeinwaaren u. m. fertigen. Von hier aus setzte Wilhelm der Eroberer nach England über.

Digitized by Google

Dies irae, dies illa, eine aus gereimten lateinischen Versen bestehende Hymne (Sequenz genannt), welche in der Messe für die Verstorbenen nach der Epistel gebetet und von dem Chor gesungen wird. Ihr Inhalt ist eine kraftvolle Schilderung des allgemeinen Weltgerichts und Flehen um Erbarmung. Sie soll von Thomas von Célano, Minorit, ums Jahr 1210 verfaßt seyn. Deutsche Uebersetzer derselben sind Ringwalt, Riedel, Hiller, Elodius, A. W. Schlegel, Fichte, Ebeling, Fr. Kind, Follen ꝛc. Compositionen haben wir von den Componisten des Requiem, Mozart, Vogler, Neukomm ꝛc.

Diest, Stadt in der belgischen Provinz Südbrabant, liegt an der Demer, mit 6 Kirchen, 1000 Häusern, 5600 Einw., Strumpf- u. Tuchfabriken, Wollspinnerei, Brauereien, Branntweinbrennereien und andern Gewerben.

Dietrich (Johann Wilhelm Ernst), schrieb sich aus Sonderbarkeit öfters auch Dietericy, einer der besten Maler des 18. Jahrh., geb. 1712 zu Weimar, wo sein Vater Hofmaler war. Von diesem und Aler. Thiele gebildet, übertraf er in Kurzem Beide. Sein Studium nach guten Meistern aus verschiedenen Schulen gab ihm eine gewisse gemischte Manier, aber auch eine außerordentliche Vielseitigkeit. In seinem 12. Jahre zeichnete er einen treibenden Bauer, der niederländischen Schule nachgebildet, welcher hinlänglich zeigte, was er einst leisten würde, und auch noch jetzt im königl. Kupferstichcabinet zu Dresden unter seinen Handzeichnungen aufbewahrt wird. Im 18. Jahre wurde er dem König August II. vorgestellt und erhielt, da er in Gegenwart desselben das Tableau einer badenden Diana von 9 Personen innerhalb 2 Stunden, nach des Königs eigener Angabe, auf das Herrlichste entwarf, eine Besoldung. Sein Beschützer, der König, starb bald; allein der Graf Brühl interessirte sich für den jungen Künstler und bot ihm die Mittel, nach den Niederlanden, Italien und in die Kunstsammlung zu Salzdahlen reisen zu können und sich daselbst völlig auszubilden. Seine Geschicklichkeit im Copiren war bewundernswerth, und kein Werk der Kunst stand seinem Talente zu hoch. Aber seinem Genie genügte es nicht am Copiren; eigene Erfindung erhöhete bald seinen Ruf. In biblischen Geschichtsstücken zeichnete er sich besonders vortheilhaft aus. Auch Bauernscenen gelangen ihm. Die Landschaftsmalerei war jedoch sein Lieblingsfach, wo er auch unübertroffen, in seinem durchsichtigen Baumschlag, belebender Wiederscheine, lebhafter Farbe, anmuthiger Anordnung und kräftiger Beleuchtung, war. Eine zahlreiche Menge Blätter gingen aus seinem Pinsel hervor. Die Zeit seines höchsten Flors war von 1730—60. Nachher wurden seine Werke matter. Der unermüdliche Eifer, mit welchem er stets fortarbeitete, stumpfte ihn endlich ab, und in seinen letzten Jahren war er für die Kunst schon verloren, als er 1774 an Entkräftung verschied. In ganz Europa findet man von seinen Gemälden. In der dresdener Kunstgallerie prangen deren 34. Viele Privatsammlungen besitzen Handzeichnungen, sowie auch von seinen radirten Blättern. Von diesen hat man 2 Sammlungen, wovon aber die erste äußerst selten ist. Die Kunstgallerie zu Wien besitzt 4 seiner Hauptgemälde. Im Museum Napoleon befand sich das Hauptwerk dieses Künstlers. Er wurde am sächsischen Hofe sehr geehrt und war nach und nach königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hofmaler, Professor in der Akademie der Künste und Direktor bei der Malerschule an der Porzellanfabrik zu

Digitized by Google

Reisen geworden. Sein vorzügliches Talent verschaffte ihm auch den Ehrenrang als Mitglieder der Malerakademien zu Augsburg und Bologna.

Dietrichstein, ein altes gräfliches, in einer Linie fürstliches Haus, katholischer Religion, stammt aus Kärnthen, besitzt Güter im Inneröstreich ob und unter der Ens, in Mähren und Böhmen. Man leitet dasselbe ab von den alten, im Saan-, Sau- und Gurkthale mächtigen Grafen von Zeltschach und Friesach, die nach Hormayr, Nachkommen des großmährischen Fürsten Zwetbach, eines Günstlings des Kaisers Arnulf, seyn sollen. Der erste gewisse Stammvater des Hauses, Reinpert, starb 1004. Das Johanneum in Grätz besitzt Urkunden von 1103 und 1104, worin ein Ruprecht von Dietrichstein vorkommt; was schon darum bemerkenswerth ist, weil vor der Erlöschung der Gauverfassung und vor dem Ausgange der salischen Kaiser nirgends Familiennamen in Urkunden gefunden werden. In den Fehden des Herzogs von Kärnthen, aus dem Hause Sponheim, mit Bischof Eckbert von Bamberg, focht Heinrich von Dietrichstein unter den Fahnen des Herzogs, und endigte den Kampf durch die Gefangennehmung des Bischofs in dem Treffen im Lavanthale 1296. Auch in der welthistorischen Schlacht im Marchfelde (unfern des Wahlplatzes von Aspern und Wagram) zwischen Rudolf und Ottokar, am 26. August 1278, wo ein Liechtenstein zuerst Oestreichs Banner trug, und 22 Trautmannsdorfe ritterlich fielen, focht ein Heinrich von Dietrichstein. In dem Streite 1335 um Kärnthens Besitz, zwischen Albrecht und Otto, Herzogen von Oestreich, und der tirolischen Gräfin, Margaretha der Maultasche, war das Geschlecht der Dietrichsteine eins der ersten, die ihre Arme und ihre Burgen der Sache des Hauses Habsburg weihten. Damals ward die Stammburg Dietrichstein das erste Mal zerstört, als sie Niklas, genannt der Donner, gegen die kriegerische Maultasche vertheidigte. Unter dem Herzoge Ernst dem Eisernen trugen Niklas und Dietmann von Dietrichstein viel zu dem Siege von Radkersburg (Stadt in Steiermark) bei, durch welchen des Herzogs Feldhauptmann, Günther von Herberstein, 1418, Inneröstreich zum ersten Mal vor den Türken schützte. Denselben Heldenmuth für das Vaterland bezeugt noch jetzt die Ruine des Stammschlosses Dietrichstein im villacher Kreise. Pankraz von Dietrichstein vertheidigte nämlich die väterliche Burg 1483 gegen das siegreiche Heer des ungarischen Königs Matthias Corvinus so lange, bis die Mauern und Thürme eingestürzt waren und der Hunger die Uebergabe gebot. Nun warf Pankraz mit eigner Hand Feuer in die Burg und schlug sich mit den Seinigen durch die Feinde durch. Pankrazens Söhne, Siegmund und Franz, stifteten die beiden Linien des Hauses: die weichselstädtische und die hollenburgische, welche sich in mehre Aeste theilen. Siegmund von Dietrichstein, Maximilians I. Liebling, focht mit Auszeichnung an der Seite Georgs von Frondsberg, Rudolfs von Anhalt und Bayard's gegen die Venetianer. Der Kaiser belehnte ihn 1507, nach dem Aussterben der Schenke von Osterwitz mit dem Oberst-Erblandmundschenkenamte in Kärnthen, das, sowie die Oberst-Erblandjägermeisterwürde in Steiermark, dem Dietrichstein'schen Geschlechte noch jetzt gehört; auch übertrug er ihm die Verwaltung der inneröstr. Provinzen. Derselbe Siegmund stiftete zu Grätz den 22. Juni 1517 den Orden des heil. Christoph, wider das damals gewöhnliche Laster des Trinkens und Fluchens. Maximilian erhob ihn um dieselbe Zeit in den Freiherrnstand und befahl, der

Digitized by Google

Dietrichstein solle in einem Grabe mit ihm, zu seinen Füßen beigesetzt, und bei jedem Todtenamte für den Kaiser solle auch dieses Helden gedacht werden. Siegmund starb 1533. Seine beiden ältesten Söhne, Siegmund Georg und Karl, wandten sich zu der protestantischen Lehre. Der dritte, Adam, blieb Katholik. Er und Siegmund Georg theilten die hollenburgische Linie in zwei Aeste; Siegmund behielt Hollenburg. Adam nannte sich in der Folge v. Nikolsburg, einer mährischen Herrschaft, die er 1575 erworben hatte. Dieser berühmte Staatsmann hatte an mehren wichtigen Verhandlungen Theil, z. B. bei dem passauer Vertrage 1552 und bei dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555; auch befand er sich 2 Mal als Botschafter des Kaisers Maximilian am Hofe Philipps II., und sein Bericht über das unglückliche Ende des Infanten Carlos (am 24 Juli 1568) ist vielleicht das Zuverlässigste und Freimüthigste, was man über jene Begebenheit kennt. Seine frühere Sendung 1561 nach Rom an Pius IV., dem der duldsame Maximilian II. vorschlug: „zur Verhütung blutiger Meinungskriege solle die Kirche in den östr. Landen auch den Laien den Genuß des Abendmahls in beiden Gestalten zugestehen und den Cölibat auf die Art aufheben, wie er schon seit Jahrhunderten in der griechischen Kirche nicht mehr bestehe", war bei der Beharrlichkeit des römischen Hofes erfolglos. Derselbe Adam Dietrichstein bewirkte die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum König von Polen. Auf seinem Schloße zu Nikolsburg widmete er seine Muße den Wissenschaften, schrieb über die Erblichkeit der ungarischen Krone, und führte mit seinem Freunde Hugo Blotius, dem ersten Vorsteher der kaiserl. Hofbibliothek, einen vertrauten Briefwechsel über die interessantesten Gegenstände des Alterthums und der damaligen Zeitgeschichte. Adam starb 1590; auch er ruht in einem Grabe mit Maximilian II. Sein Sohn, der Cardinal Franz, Bischof zu Olmütz und Statthalter in Mähren, geb. zu Madrid den 22. August 1579, verdient als Gründer der Größe seines Hauses besondere Erwähnung. Er war nach dem gelehrten Stanislaus Pawlowsky Gesandter in Rom, dann Botschafter an mehren Höfen, endlich Präsident des kaiserl. Staatsraths. Als sämmtliche Erzherzoge den blödsinnigen Kaiser Rudolf genöthigt hatten, Ungarn und Oestreich an Matthias abzutreten, krönte der Cardinal von Dietrichstein diesen Fürsten als König von Ungarn. Er verweigerte standhaft die Ausdehnung des Majestätsbriefs und der Toleranz auf Mähren, schlug durch eigene Kraft den ungarischen Rebellen Bocskay aus Mähren hinaus, wurde späterhin von den mährischen Insurgenten geächtet, und entzog sich ihrer Verfolgung in einem unterirdischen Gemache seines Schlosses Nikolsburg. Als nach Tilly's und Wallensteins Siege auf dem weißen Berge (1620) Böhmen dem Kaiser Ferdinand II. wieder unterworfen war, rettete des Cardinals Fürbitte allen Aufrührern, mit Ausnahme der beiden Anstifter, Teuffenbach und Bitowa, das Leben. Hierauf reformirte er mit vieler Schonung den Protestantismus in Mähren und führte zur Befestigung seines Werks, statt der verhaßten Jesuiten, den Piaristenorden ein. 1621 schloß er den Frieden mit dem siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor. Rudolf II. hatte bereits 1587 das Haus Dietrichstein in den Grafenstand erhoben. Ferdinand II. gab demselben, durch des Cardinals Verdienste dazu bewogen, 1631 die Fürstenwürde. Der Cardinal starb zu Brünn den 19. September 1636. 1653 erhielt das Haus Dietrichstein Sitz und

Digitized by Google

Stimme im Reichsfürstenrathe auf dem Reichstage, und wurde zur Behauptung desselben 1684 vom Kaiser mit der tirolischen, im Engadin liegenden Herrschaft Trasp belehnt; als diese aber 1803 an Helvetien überlassen ward, erhielt der Fürst zur Entschädigung die Standesherrschaft Neu-Ravensburg (Schloß und Dorf an der Argen, seit 1806 unter würtembergischer Landeshoheit, mit 900 Einwohnern und 8000 Gulden Einkünften). Die Fürsten von Dietrichstein, welche fortwährend die höchsten Würden in Oestreich, am Hofe und in der Armee bekleidet haben, besitzen große Majoratherrschaften in Mähren und Böhmen, unter denen sich Nikolsburg auszeichnet. Zu dieser Herrschaft (im mährischen Kreise Brünn) gehören die Stadt Nikolsburg mit einem prächtigen Schlosse und 7630 Einwohnern, worunter 3000 Juden, ferner 4 Marktflecken und 8 Dörfer. Nur der Erstgeborne führt, immer in absteigender Linie, die fürstliche Würde. Die Reichsgrafen von Dietrichstein besitzen ansehnliche Güter in Oestreich, Steiermark und Illyrien. Der jetzt lebende Fürst, Franz von Dietrichstein, geboren der 28. April 1767, ist k. k. wirklicher Geheim-Rath und Kämmerer, und als Senior seines Hauses Oberlandmundschenk in Kärnthen und Obererblandjägermeister in Steiermark. Vormals Generalmajor bei dem Ingenieurcorps, erhielt er beim Sturm von Valenciennes den Theresienorden, ward unter Thugut's Ministerium zu diplomatischen Sendungen nach Petersburg, Berlin und München gebraucht, und schloß 1800 mit Moreau den parsdorfer Waffenstillstand, trat aber in demselben Jahre ganz außer Dienst. Sein Vater, Fürst Johann Baptist, hatte 1804 die steierischen Fideicommißherrschaften der gräflichen Familie Leslie geerbt, Proskau in Schlesien aber, wovon das Haus bisher sich nannte, 1783 an den König von Preußen verkauft. — Des regierenden Fürsten Franz Bruder, Graf Moritz (geboren den 19. Februar 1775), k. k. wirklicher Geheim-Rath, Kämmerer, Hofmusikgraf, Hoftheaterdirector und bis vor Kurzem Oberhofmeisters-Stellvertreter des Herzogs von Reichstadt, war in dem Feldzuge von 1796 Adjutant des Feldzeugmeisters Alvinzy, in dem von 1797 Adjutant des Erzherzogs Karl, und 1798 bei Mack, dem Generalissimus des neapolitanischen Heeres, dann mit ihm Gefangener in Paris und dessen Gefährte auf seiner Flucht aus jener widerrechtlichen Gefangenhaltung. Auch war er Adjutant des General Mack 1805 bei Ulm. 1815 wurde er Oberhofmeister des damaligen Prinzen von Parma (jetzt Herzog von Reichstadt), und stand in vertrauter Freundschaft mit dem Dichter und Hofrath Heinrich v. Collin, dem er in der Karlskirche in Wien ein schönes Denkmal errichtet hat. 1826 wurde er zum k. k. Hofbibliothekpräfecten ernannt. — Zu der gräflich Dietrichstein-Hollenburgischen Linie gehörte der Graf Joseph Karl, geboren 1763, k. k. Kämmerer, Gouverneur der östreichischen Nationalbank, ein ausgezeichneter Geschäftsmann, welcher mit seltenem Ueberblicke die ausgedehnten Geschäfte dieses Instituts seit seiner ersten Entwickelung 8 Jahre hindurch leitete. Er starb den 18. Sept. 1825. — Das neue Schloß Dietrichstein liegt im villacher Kreise in Illyrien, auf einer Landspitze, der Ruine der alten Burg Dietrichstein gegenüber.

Dietsch (Barbara Regina), eine geschickte Malerin aus der berühmten Künstlerfamilie dieses Namens, geboren zu Nürnberg 1716. Ihr Vater wies sie an, die Natur in Vögeln, Blumen und Insekten nachzuahmen und getreu mit Wasserfarben darzustellen. Den Ruf als

Digitized by Google

Kabinetsmalerin an manche Höfe verbat sie sich und zog Freiheit und Ruhe im Schoße ihrer Eltern und Geschwister allem auswärtigen Glanze vor. Sie malte noch 2 Jahre vor ihrem Ende, obgleich sie schon 1775 der Schlag an einer Seite gelähmt hatte, und starb den 1. Mai 1783. Ihre meisten Stücke sind nach England gegangen. Nach ihren Originalen erschien zu Nürnberg (1772—75) eine Sammlung meist inländischer gefangener Vögel, welche in Kupfer gestochen und mit natürlichen Farben sehr genau ausgemalt sind, auf 50 Tafeln nebst Text. — Ihre nicht weniger berühmte Schwester, Margaretha Barbara, geb. den 8. Nov. 1726, starb im Oct. 1795. Sie malte Blumen, Vögel und Früchte, und ätzte auch einige Blumen sehr nett in Kupfer. Ihre meiste Zeit wandte sie auf ein Werk, in welchem sie alle in der Gegend von Nürnberg wachsende fruchttragende Kräuter, Stauden und Bäume, in Zweigen mit ihren Blüthen und Früchten, der Natur getreu, in saubern Kupferstichen darstellte. Die Abbildungen verrathen sehr vielen Fleiß. Sie trug gleiche Sorge für den Stich und für die Illumination. Jede Lieferung enthält 1 Bl. Fol. Sie erschienen in derjenigen Ordnung, wie die Früchte von Zeit zu Zeit von der Natur hervorgebracht werden. Schreber hat den Text dazu geliefert.

Dietz, Stadt in dem nassauischen Amte gleiches Namens, in einem warmen und fruchtbaren Thale, an der hier schiffbaren Lahn, in die alte und neue (seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts erbaute) Stadt getheilt. Jene hat noch römisches Mauerwerk, und von Zeit zu Zeit findet man römische Alterthümer. Sie hat 2 Kirchen, 350 Häuser, 1800 Einw., ein Schloß, lateinische Schule und ist seit 1810 der Sitz des Oberappellationsgerichts. ¼ Stunde davon ist das Schloß Oranienstein. Auch gehören die Dörfer Alten-Dietz und Freien-Dietz dazu. — Merkwürdig ist die berühmte Baumschule für Kern- und Steinobst auf mehr als 3 Morgen Landes mit 700 Sorten Aepfel, 300 Sorten Birnen, 100 Sorten Pflaumen, über 60 Sorten Kirschen, 4 Sorten Pfirsichen, 22 Aprikosensorten, die besonders nach Hamburg, St.-Petersburg, Moskau ꝛc. versandt werden. Sie war die Hauptstadt des Fürstenthums Dietz, das den Fürsten von Nassau-Dietz oder Oranien größtentheils gehörte, in 3 Aemtern Dietz, Daubern und Marienburg 13 Kirchspiele mit 69 Ortschaften und Höfen enthielt, seit 1806 unter nassauischer Oberherrschaft stand, und nachher ganz dem Herzogthum Nassau übergeben ward.

Diffamation, das Verbreiten nachtheiliger Gerüchte und besonders das Berühmen von Ansprüchen an Jemand. Gegen die Regel, daß man Niemand zu gerichtlicher Verfolgung seines Rechts nöthigen kann, hat Der, gegen welchen ein solches Gerücht verbreitet wird (Diffamat), eine Klage (Provocation ex lege diffamari) gegen den Diffamanten dahin, daß dieser entweder seine Behauptung erweise, oder zum ewigen Stillschweigen verwiesen werde. Wegen bloß beleidigender Nachrede, ohne sich dabei einer Forderung zu berühmen, concurrirt die Diffamationsklage mit der Injurienklage.

Differenzialrechnung, diejenige Rechnungsart, welche die unendlich kleinen Differenzen oder Aenderungen der Größen finden lehrt. Sowie Newton (früher) durch Geometrie und allgemeine Bewegungslehre auf seine Fluxionenrechnung geführt ward, wurde Leibnitz (1676) durch die Betrachtung der Unterschiede und Summen in den Reihen der

Digitized by Google

Zahlgrößen auf die Differenzialrechnung geleitet. Sie sowohl als die umgekehrte, welche Leibnitz die summatorische nannte, (wofür Joh. Bernoulli den Namen: Integralrechnung einführte), erhielten bald großen Beifall. Besonders wurden sie von den beiden Bernoulli und von de l'Hospital vielfach angewendet und erweitert. Hauptwerke darüber sind: Euler, „Institutiones calculi differentialis," Berlin 1755, 4., und Lacroix, „Traité du calcul différentiel et du calcul intégral," Paris 1797, 4.

Diffession, in der Rechtssprache die Handlung, wodurch Jemand eine gegen ihn gebrauchte Urkunde für falsch oder untergeschoben erklärt. Der Diffessionseid ist diejenige mündliche Betheuerung, in Folge deren Jemand eine Urkunde, dem Inhalt und der Unterschrift nach, abschwört.

Digesta, s. Römisches Recht.

Digestion, eine chemische Operation, welche darinnen besteht, daß man einige Substanzen, wovon wenigstens die eine tropfbar flüssig seyn muß, in einem verstopften Gefäße einige Zeit einer gelinden Wärme aussetzt. Der Zweck der Digestion ist, wenn es bloß Flüssigkeiten sind, eine innigere Vereinigung zu bewirken, oder auch wenn eine feste Substanz dabei ist, die Flüssigkeit mit den auflöslichen Theilen der festen Substanzen anzuschwängern. Im letztern Falle kömmt die Digestion mit dem Aufgießen überein, und weicht höchstens darinnen ab, daß die Flüssigkeit einer gelindern und anhaltendern Wärme ausgesetzt wird. Man bedient sich der Digestion bei der Bereitung der Tinkturen, Essenzen ꝛc.

Digestor, ein Gefäß, in welchem eingeschlossene Dämpfe einen hohen Grad von Hitze annehmen können, ohne zu entweichen. Der Engländer Papin (s. d.) ist der Erfinder dieser Geräthschaft, daher sie auch noch jetzt der papinianische Topf genannt wird. Die Maschine stellt ein ovalförmiges, starkes, kupfernes Gefäß vor, mit einem breiten Rande, worauf ein runder Deckel, vermittelst zwischen gelegten Papieres luftdicht paßt, und vermittelst einer eisernen Schraube darauf befestigt wird. In dieser Maschine nehmen die Flüssigkeiten, so bald sie sich durch die Wärme in Dämpfe verwandeln, einen hohen Grad von Elasticität an, indem sich die Wärme so in ihnen anhäuft, daß ihre Temperatur bis auf 520° Fahrenheit steigt, und wodurch sie eine ungemeine Auflösungskraft erhalten. So werden in dieser Geräthschaft die härtesten Substanzen in kurzer Zeit im Wasser aufgelöst, z. Knochen in Gallerte verwandelt ꝛc. S. Dampfkochen.

Dignano, östreichische Stadt im illyrischen Gubernium Triest, mit breiten Straßen, hat 1800 Häuser mit 5600 Einw., eine Citadelle, eine Stiftskirche mit schönen Gemälden, Wein-, Obst- und Oelbau, Gestüte.

Dignitarien (von dignitas, Dignität, Würde, Grad), Würdenträger; besonders Diejenigen, welche hohe Staats- oder Hofämter bekleiden, daher Großdignitarien, grands-dignitaires, Großwürdenträger in Frankreich, oder die hohen Reichsbeamten, z. B. die Prinzen oder Generalgouverneurs der Provinzen. Doch werden auch die hohen Hofämter, welche zum Theil von Prinzen bekleidet werden, nämlich der Grand-Maréchal du palais, Grand-Chambellan, Grand-Ecuyer, Grand-Veneur und Grand-Maitre des cerémonies, mit letzterm Namen benannt. In der kathol. Kirche sind Dignitarien diejenigen Domherren,

Digitized by Google

welche nebst ihrer Canonicatspfründe noch eine besondere Würde und Auszeichnung haben, dergl. sind der Propst, Dechant, Scholaster, Primicerius, Schatzmeister; in der englischen Kirche die Geistlichen mittlerer Klasse, als Dekane, Archidiakonen und dgl. — Dignitas heißt in der katholischen Kirche ein mit einer Gerichtsbarkeit oder Verwaltung verbundenes Kirchenamt.

Dijambus (griech.), ein vierfylbiger Versfuß, der aus einem doppelten Jambus besteht, z. B. Gesangverein.

Dijon, Hauptstadt des franz. Departements Côte d'Or, 22° 41′ 50″ L. 47° 19′ 25″ B., am Zusammenfluß des Suzon und Ouche, mit Wällen und Mauern umgeben, hat 3 Vorstädte, ein Fort, 15 öffentliche Plätze, das weitläufige und gut gebaute Residenzschloß der alten Herzoge von Burgund, 8 Kirchen, 3 Hospitäler, 2900 Häuser, 22.500 Einw.; ein Bisthum, zu dessen Kirchensprengel die Departements Côte d'Or und Obermarne gehören, und das unter dem Erzbischof von Besançon steht, eine Akademie, bestehend aus 3 Fakultäten, ein königl. Collegium, eine Akademie der Wissenschaften (seit 1725 errichtet und 1740 vom König bestätigt), eine Kunst- und Zeichnenschule, eine Bibliothek mit 40.000 Bänden, ein Museum mit schönen Gemälden und 40.000 Kupferstichen; ein Theater. Der Weinhandel wird von den Einwohnern stark betrieben. Mützen- und Strumpf-, Spielkarten-, Wollenzeuch-, Senf-, Wachslicht-, gedruckte Leinwand-, Musselin-, Baumwollsammt- und Hutfabriken, trifft man nebst Messerschmieden hier an. Die Stadt liegt in der Grafschaft le Dijanois, war sonst die Hauptstadt des Herzogthums Burgund und hatte ehemals reiche Klöster, vorzüglich eine weibliche Cistercienserabtei, die Mutter aller übrigen. Auch hat sie röm. Alterthümer. Geburtsort von Cl. Saumaise († 1653), Bossuet († 1704), Crebillon († 1762) und Alex. Piron († 1773).

Dike, s. Asträa und Horen.

Dikodyledonen, Pflanzen, deren Samen 2 Kotyledonen haben (semina dicodyledonia), also alle vollkommene Pflanzen von den Polygonern aufwärts, da die mehren Samenlappen der sonst sogenannten Polykodyledonen bloß für 2 gespaltene Samenlappen erkannt worden.

Dilemma (vom griech., philos.), nennt man den Obersatz eines hypothetischen Schlusses, wenn er so beschaffen ist, daß sein Nachsatz ein disjunctives Urtheil enthält, und man modo tollente geschlossen hat. Ist das disjunctive Urtheil zweigliedrig, so nennt man den Schluß ein Trilemma, wenn es dreigliedrig ist ein Tetralemma ꝛc. Folgender Schluß ist ein Dilemma:

Wenn Gott das Zukünftige nicht weiß,
so kann er es entweder nicht
wissen, oder will es nicht wissen.
Nun aber kann Gott das Zukünftige wissen,
und will es wissen:
Also weiß Gott das Zukünftige.

Man nennt die Dilemma's auch syllogismi cornuti (gehörnte Schlüsse), und von der bekannten Fabel mit dem Weibe und dem Krokodill: syllogismi crocodilini (Krokodillenschlüsse).

Dilettant, ein aus der italien. in die deutsche Sprache übergegangenes Wort, welches einen Liebhaber von Kunst und Wissenschaft bezeichnet, dem Meister und Kenner entgegengesetzt.

Digitized by Google

Dillenburg, Stadt im nassauischen Amte gleiches Namens, an der Dille, mit 400 Häusern und 3200 Einw, einem zerstörten Bergschloß, auf dem die Fürsten von Nassau-Dillenburg zu residiren pflegten, 2 evangel. Kirchen, Gymnasium, Wollzeuch-, Strumpf- und Hutfabriken, Eisen- und Kupferhammer, Stuterei. Zu dem Dillenburgischen gehörten 7 Aemter mit 4 Städten, 2 Flecken und 15 Kirchspielen mit 91 Dorfschaften. Nach dem am 28. Aug. 1739 erfolgten Tode des Fürsten Christian fiel das Land an Nassau-Dietz oder Oranien, das darüber 1744 die kaiserliche Belehnung erhielt, deßwegen Sitz und Stimme auf dem Reichstage und an 200.000 Gulden Einkünfte davon hatte. Seit 1806 war es ein Bestandtheil des Großherzogthums Berg, und die Stadt war der Hauptort des Departements Sieg, fiel aber 1814 an das Herzogthum Nassau.

Dillenius oder Dillen (Johann Jakob), einer der berühmtesten Botaniker des 18. Jahrh. und geschätzter deutscher Arzt, geb. zu Darmstadt 1687, starb als Professor der Pflanzenkunde zu Oxford 1747. Seinen ausgebreiteten Ruf verdankt er hauptsächlich seinen Nachforschungen über Fortpflanzung der Gewächse, vorzüglich der Kryptogamen, über die er schon von Linné Bemerkungen dem Drucke übergab. Wilh. Sherard, ein reicher Pflanzenkenner in England, berief ihn 1721 zu sich, wo er von da an, theils in London, theils auf Eltham, dem Landsitze seines Gönners, lebte, der auch eigends für ihn eine Lehrstelle der Botanik auf der Universität Oxford gestiftet haben soll. Seine Schriften sind hauptsächlich folgende: „Catalogus plantarum circa Giessam sponte nascentium" (Frankfurt 1719, in 12.), „Hortus Elthamensis" (London 1732, 2 Bde. Fol.); ein Prachtwerk mit Abbildungen, die er alle eigenhändig nach der Natur gezeichnet hatte, und eine „Beschreibung der Pflanzen", die sein Gönner Sherhard in seinem Garten zu Eltham besaß, enthielt. „Historia Muscorum" (Oxford 1741, 4.); ein Hauptbuch, worin er fast 600 Arten von Moosen beschrieb und Abbildungen davon stechen ließ.

Dillingen, Stadt im baierschen Oberdonaukreise und Landgerichte Dillingen, ist ziemlich gut gebaut auf einem Hügel an der Donau, über die 1806 eine 324 Fuß lange und bis zum niedrigsten Wasserstande 25 Fuß hohe eichene Brücke erbaut worden, bei der jeder Bogen 96 Fuß weit ist. Dillingen hat ein Schloß, 3 kathol. Kirchen, 3200 Einw., ein Rentamt, Lyceum, Gymnasium, Handelsinstitut, geistliches und Studentenseminar, 2 Spitäler, Waisenhaus, Schiffbau, Schifffahrt, Eisenfabrik, Papiermühle. Die Stadt war bis 1802 Hauptstadt des Bisthums Augsburg und Residenz des Bischofs, und hatte eine 1552 gestiftete kathol. Universität, ein vom Papst Gregor XII. errichtetes Seminar für Missionnaire und ein Clerikalseminar, gest. vom Bischof Joh. Franz (st. 1740).

Dimension, Ausdehnung eines Körpers nach allen Seiten; überhaupt werden Länge, Breite und Dicke Dimensionen (Richtungen) im Raume genannt. So versteht man in der Baukunst unter Dimension eines Gebäudes das Maß seiner Länge, Höhe und Breite; in den zeichnenden Künsten aber versteht man unter Dimension, welche von Proportion wohl zu unterscheiden ist, das Verhältniß der Gegenstände zu ihrer natürlichen Größe. Der Künstler wird hierbei theils durch Nothwendigkeit geleitet, theils bestimmen ihn Neigung, Kunstvermögen und

Digitized by Google

äußere, zufällige Ursachen. Gewisse Gegenstände, wie Bäume, Felsen, Seen ꝛc., lassen sich schon durchaus nicht in ihrer eigenthümlichen Dimension nachbilden, und ein Decken- oder Wandgemälde erheischt ein anderes Maß als eine niederländische Tabagie oder sonst ein Staffeleibild. In der Malerei kann die natürliche Dimension der menschlichen Gestalt nicht füglich überschritten werden, außer wo das Bild an einem Orte aufgestellt wird, von welchem aus die Figuren für den Beschauer wieder in ihr natürliches Verhältniß zurücktreten. Figuren über Lebensgröße haben etwas Grauenhaftes. Bisweilen entscheidet hier auch die Individualität des Künstlers. So z. B. gefiel sich M. Angelo nur in riesenhaften Gestalten, während Poussin sich gewöhnlich nur auf $^1/_3$ oder $^1/_4$ der menschlichen Figur beschränkte. Werke der Skulptur überschreiten häufig das Maß der Malerei, und mit Recht, indem hier der Mangel an belebender Farbe durch eine größere Annäherung an das natürliche Maß der Menschen und Thiere ersetzt werden muß. Hierbei ist auch noch der Standort einer Statue oder Gruppe zu beachten, sowie der Raum, inner welchem sie aufgestellt sind. Eine Bildsäule auf einem öffentlichen Platze muß bedeutend größer seyn als in einem Saale, und der berühmte olympische Jupiter von Phidias mußte in der That, bei seiner Höhe von 60 Fuß, einen seltsamen Eindruck machen, wenn die Höhe des Tempels, wie Pausanias berichtet, nur 68 Fuß betrug. Hierauf beruht das Kolossale. (S. die Art. Proportion und Perspective.)

Dimissorialschreiben, bei den Evangelischen der Schein, in welchem einem Brautpaar bezeugt wird, daß es die Erlaubniß, sich in einem andern Kirchsprengel, als in dem, wohin es gehört, trauen zu lassen, erhalten hat.

Dinagepoor (Dinagepur), 1) Distrikt in der britischen Präsidentschaft Calcutta, in der ostindischen Provinz Bengalen, enthält auf 164 QM. 660.000 Einw., meist Mohammedaner. Hauptprodukte: Taback, Indigo und Reiß. — 2) Hauptstadt darin an der Tresta, hat 30.000 Einw. und einigen Handel.

Dinan, Stadt im gleichnamigen Bezirk (26 QM. mit 103.000 Einw.) des franz. Depart. Nordküste, an der Rance, mit 7000 Einw., altem Schloß, 2 Kirchen, 2 Friedensgerichten, einem schlechten Hafen, Wollen-, Baumwollen- und Leinenzeuchweben, Gerbereien, Handel mit Leinwand, Zwirn, Segeltuch, Getreide. In der Nähe ein Sauerbrunnen. Geburtsort des Geschichtschreibers Duclos (st. 1772).

Dinant, Stadt und Hauptort eines Bezirks in der Provinz Namur des belgischen Staats, liegt am Fuße eines steilen Berges und an der Maas, mit mehren Kirchen, 3800 Einw. in 510 Häusern, Kupferwaaren- und Lederfabriken, mehre Bierbrauereien, Marmor- und Steinbrüche ꝛc.

Dinarische Alpen, s. Alpen.

Diner, das franz. Wort für Mittagstafel; sie wird zur Mittagszeit oder um die Hälfte des Tages servirt, nur nach den Verhältnissen der verschiedenen Stände zu veränderten Stunden. Die Handwerker und der Landmann, der alten Sitte getreu bleibend, halten zur Mittagsstunde ihre Hauptmahlzeit, die besonders bei Professionisten aus Suppe, Gemüse und Fleisch zu bestehen pflegt. Der vornehme Stand ist hiervon abgewichen, und erst um 4 bis 5 oder 6 Uhr hält er es für schick-

Digitized by Google

sich, sich zur Mittagstafel niederzusetzen, bis zu welcher Zeit er auch erst sein um 11 oder 12 Uhr genommenes sogenanntes Gabelfrühstück (Déjeûner à la fourchette) verdaut haben kann. Das Diner, dieser Mittelpunkt der Tafelfreuden, besteht gewöhnlich aus 3 sogenannten Gängen oder Trachten, von denen die erste Suppe, Rindfleisch mit Sauce, Latwergen u. s. w. und Gemüse mit ihren Beilagen begreift; die zweite die Fische, Pasteten, süße Schüsseln, unzählige entremets (kleine Zwischengerichte) und die Braten nebst den sie begleitenden Salaten, Compots und Saucen in sich faßt; der dritte Gang ein dem Ganzen angemessenes Dessert (s. d.) ausmacht. Als Reizungsmittel des Hungers wird in manchen Gegenden gleich nach der Suppe Kaviar herumgegeben; in andern bloß ein adstringirender Wein von vorzüglicher Güte. Die deutschen Tafeln oder Gastgebote werden übrigens, außer einem Glas etwa nach der Suppe, nur durch echten alten deutschen Rheinwein belebt und erheitert, und ausländische Weine sind bloß dem Dessert aufbehalten. Kaffee pflegt die Tafel zu beschließen, dem auch wohl eine Dosis reizenden Liqueurs zugetröpfelt wird.

Dingliches Recht (jus in re, jus in rem; bei den Glossatoren und den spätern Rechtsgelehrten: jus reale), ein Recht an Sachen, welches gegen Jeden, der diese Sachen benützt, oder in Rücksicht derselben sich Etwas anmaßt, ohne Dazwischenkunft persönlicher Verpflichtungen, geltend gemacht werden kann. Die Römer rechneten unter die dinglichen Rechte auch die Rechte des Menschen in Rücksicht der Freiheit, des Bürgerthums und der väterlichen Gewalt, insofern sie die zur Aufrechthaltung dieser Rechte eingeführten sogenannten Präjudicial-Klagen als Sachen betrachteten, die sich im Eigenthume befinden. — Dingliche und die ihnen entgegengesetzten **persönlichen Rechte** (s. d.) unterscheiden sich wesentlich dadurch, daß erstere von allen im Staate lebenden Individuen, letztere nur von Demjenigen, welcher sich für seine Person zu Etwas rechtlich verbindlich gemacht hat, anzuerkennen; daß erstere in Rücksicht jener Individuen bloß negativ, letztere in Rücksicht des Verpflichteten positiv sind. Das dingliche Recht setzt die Sache in die möglichst innige Verbindung mit dem Berechtigten, sodaß Dasjenige, was einmal dessen Eigenthum ist, es nicht noch einmal werden kann. Der Eigenthümer fordert z. B. die ihm gestohlene Sache ohne Erlegung eines Kaufgeldes oder des Werthes, auch selbst bei demjenigen dritten Besitzer zurück, welcher sie im guten Treu und Glauben an sich gebracht hat. Kauft der Eigenthümer dem dritten Besitzer seine eigenthümliche Sache ab, so wird er doch nicht durch diesen Kauf Eigenthümer, sondern er kann, wenn er sich geirrt hat, das Kaufgeld zurückfordern. Unvereinbar mit consequenten Begriffen von dinglichen Rechten ist es, wenn die Statuten mancher deutschen Städte dem Eigenthümer beweglicher Sachen das Recht absprechen, solche von dem dritten Besitzer, welcher sie im guten Treu und Glauben an sich gebracht hat, zurückzufordern. Die dinglichen Rechte sind durch positive Gesetzgebungen auf mannigfache Art gestaltet. In Deutschland kommen, seit Einführung des römischen Rechts, vor: 1) das Eigenthum, 2) die Dienstbarkeiten, 3) das Pfandrecht, 4) das Erbrecht und 5) der Besitz, insofern Derjenige, welcher einen mehr begründeten Besitzstand für sich anführt, gegen den dritten, weniger begründeten Besitzer auf Abtretung des Besitzes klagen kann. (S. Eigenthum, Servitut, Pfandrecht, Erb-

Digitized by Google

recht, Besitz.) — Die Klagen aus dinglichen Rechten (actiones in rem) werden Vindicationen im weitern Sinne genannt. Im engern Sinne braucht man diese Benennung von der Klage aus dem Eigenthumsrechte. Nach der Rechtsverfassung mehrer deutschen Staaten entsteht an unbeweglichen Gütern oder liegenden Gründen ein dingliches Recht nicht ohne gerichtliche Autorität. Man nennt dann ein dingliches Recht, im engern Sinne, ein wegen einer Geldforderung oder wegen irgend einer Leistung unter richterlicher Autorität auf ein Grundstück radicirtes Befugniß.

Dinez da Cruz (Antonio), ein lyrischer Dichter der Portugiesen, geb. 1730 zu Castell de Vide in der Provinz Alemtejo, bekleidete mehre Staatsämter, widmete jedoch seine Mußestunden der Dichtkunst. Um den Wissenschaften in Portugal neuen Schwung zu geben, stiftete er einen wissenschaftlichen Verein unter dem Namen Arcadia und verpflichtete jedes Mitglied, dem guten Geschmack sowohl in Prosa als in Versen zu huldigen. Er selbst verfertigte erotische Lieder, Dithyramben, Sonette, Idyllen, Heroiden ꝛc., welche nach seinem Tode (um 1790 in Rio-Janeiro) zu Coimbra erschienen.

Dinte nennt man eine gefärbte Flüssigkeit, der man sich zum Schreiben bedient. Eine blaue Dinte erhält man, wenn man blauen Carmin mit Gummiwasser abreibt oder eine schwefelsaure Indigoauflösung mit Thonerde abstümpft und ebenfalls mit Gummi versetzt, oder zerriebenes Berlinerblau oder Bergblau mit Gummiwasser vermengt; eine gelbe Dinte, wenn man einen Safranaufguß mit Gummiwasser versetzt; eine grüne Dinte, wenn man 4 Loth krystallisirtes essigsaures Kupfer (Grünspankrystallen), ein Loth Weinsteinrahm und ein Loth arabisches Gummi in 40 Loth Rosenwasser auflöst. Die rothe Dinte läßt sich darstellen, wenn man ein Decoct von Campechenholz mit Zinnauflösung und arabischem Gummi versetzt, oder wenn man vier Unzen Fernambuckholz mit einer Unze Alaun, ebensoviel Weinstein und einem Quart Wasser bis auf die Hälfte einkocht, dann die Brühe durchseiet und darinnen 2 Loth arabisches Gummi auflöst. Alle diese Dinten sind aber wenig im Gebrauche. Die schwarze Dinte (Atramentum rubrum) wird am Häufigsten gebraucht. Eine gute schwarze Dinte muß nicht dickflüssig seyn, sondern gut aus der Feder fließen, gleich anfangs eine schwarze Farbe besitzen und solche mit der Zeit nicht verändern. Die Dinte wird aus Galläpfeln, schwefelsaurem Eisen und Gummi bereitet, und ist ein Gemenge von gallussaurem und tannisirtem (d. h. mit Gerbestoff verbundenem) Eisen und schleimigen wässrigen Theilen. Man hat von jeher eine sehr große Menge Vorschriften zur Bereitung der Dinte gegeben, und viele derselben enthalten überflüssige oder wohl gar nachtheilige Ingredienzen. Es kommt bei der Bereitung der Dinte Alles darauf an, das Eisenoxyd mit Gallussäure und einer gewissen Menge Gerbestoff zu verbinden und zugleich es in der Flüssigkeit schwebend zu erhalten, welches durch das Gummi bewirkt wird. Enthalten die Galläpfel zu vielen Gerbestoff, oder wählt man anstatt der Galläpfel ein anderes Surrogat, das zu vielen Gerbestoff enthält, so entsteht ein grober Niederschlag, der die Dinte dickflüssig und zum Schreiben untauglich macht. Enthält die Dinte einen Ueberschuß von schwefelsaurem Eisen, so wird das damit Geschriebene mit der Zeit gelb und unleserlich. Um gelbgewordene alte Schriften wieder herzustellen, darf man sie nur mit einem schwachen Galläpfeldecocte überfahren. Enthält die Dinte zu

Digitized by Google

wenig schwefelsaures Eisen oder zu viel Gallussäure, so fließt sie nicht schwarz aus der Feder, sondern ist bleich und wird erst mit der Zeit schwarz. Das ist auch der Fall, wenn man frisch bereitetes schwefelsaures Eisen anwendet, welches das Eisenoxyd im Zustande der unvollkommenen Oxydation enthält; denn nach Proust's Versuche gibt nur ein vollkommenes Eisenoxyd mit der Gallussäure einen schwarzen Niederschlag. Da das Verhältniß der Bestandtheile in den Galläpfeln sehr verschieden ist, da sie bald mehr bald weniger Gallussäure und Gerbestoff enthalten, so läßt sich leicht begreifen, daß die Dinte auch oft verschieden ausfallen kann, wenn man gleich immer nach einerlei Vorschrift arbeitet. Man wird indessen durch einen Zusatz von Galläpfeln, oder einen Zusatz von schwarzsaurem Eisen leicht seinen Zweck erreichen können. Eine gute Dinte erhält man, wenn man zwei Theile bis zur weißen Farbe gebranntes schwefelsaures Eisen mit drei Theilen gepulverten Galläpfeln versetzt, etwas arabisches Gummi hinzufügt und mit Bier übergießt; oder wenn man zwei Unzen gröblich gestoßene Galläpfel, und eine Unze geraspeltes Campechenholz mit 4 Pfund Wasser bis zur Hälfte einkocht, dann durchseiht, eine Unze schwefelsaures Eisen und eine Unze Gummi zusetzt, und die Flüssigkeit auf eine gläserne oder steinerne Flasche füllt. Um das Schimmeln zu verhüten, welches Statt findet, wenn die Galläpfel viel Schleim enthalten, darf man nur, nach Herrn Michaelis Bemerkung, einige Gewürznelken in das Dintenfaß werfen. Die schwarze Dinte läßt sich leicht durch oxydirte Salzsäure und verdünnte Schwefelsäure vertilgen, und der Betrug hat davon in den neuern Zeiten zur Verfälschung wichtiger Papiere Gebrauch gemacht. Man ist daher bedacht gewesen, eine unverlöschliche Dinte zu erfinden, d. h. eine solche, die dem Papiere so fest anklebt, daß sie ohne die Zerstörung des Gewebes desselben nicht davon weggebracht werden kann. Es sind mehre Vorschriften zur Bereitung derselben bekannt geworden, welche ihrem Zwecke recht gut entsprechen, unter andern hat man die recht gut gefunden, welche Michaelis bekannt gemacht hat. Man löset ein Drachme feinen Indigo in vier Drachmen der stärksten Schwefelsäure auf, verdünnt die Auflösung mit acht Unzen Wasser, und setzt nun allmählig so viel Eisenfeile hinzu, als zur Sättigung nothwendig ist. Man gießt die Flüssigkeit von dem noch aufgelösten Eisen ab und vermischt sie mit einem Decoct von 4 Unzen Galläpfeln, 2 Unzen Campechenholz mit 2 Maß Wasser bis auf $^3/_4$ Maß eingekocht, und setzt noch soviel schwefelsaures Eisen hinzu, bis die erforderliche Schwärze da ist, dann löset man eine Unze arabisches Gummi und $^1/_2$ Unze Zucker darinnen auf.

Dinte, sympathetische (Atramenta sympathetica). Unter diesem Namen versteht man Flüssigkeiten, welche keine merkliche Farbe besitzen, oder wenigstens, wenn man damit auf Papier schreibt, keine sichtbare Schrift hinterlassen, aber die Schrift durch Erwärmung, oder durch die Einwirkung anderer Substanzen zum Vorschein bringen lassen. Die Chemie gibt eine große Anzahl Mittel an, sympathetische Dinte zu machen. So ist z. B. die Auflösung des Kobalts in Salzsäure eine solche Flüssigkeit. — Sie hinterläßt auf dem Papiere keine sichtbare Schrift, aber wenn man das Papier erwärmt, so kömmt die Schrift mit einer schönen Farbe zum Vorschein. In der Kälte verschwindet diese Schrift wieder und erscheint von Neuem, wenn das Papier erwärmt wird. Wiegleb hat in seiner „Natürlichen Magie" die mancherlei sympathetischen Dinten in

Digitized by Google

sechs Klassen gebracht. Je nachdem die mit ihnen verfertigte unsichtbare Schrift entweder 1) durch die Dünste, oder durch das Bestreichen des Papiers auf der entgegengesetzten Seite mit einer Flüssigkeit, oder 2) durch das Ausstellen an die freie Luft, oder 3) durch Bestreuen mit zarten Pulvern, oder 4) durch Verkohlen, oder 5) durch Einlegen in Wasser oder andere Flüssigkeiten, oder 6) durch das Anwärmen, sichtbar gemacht wird. Zu der ersten Klasse gehören z. B. die frischbereitete Auflösung des schwefelsauren Eisen, die man durch Bestreichen mit Galläpfeldecoct, oder blausaurer Kaliauflösung entweder mit schwarzer oder blauer Farbe zum Vorschein bringt. Ferner die essigsaure Bleiauflösung, die durch die Ausdünstung der Schwefelleber braun oder auch metallischglänzend erscheint, die Goldauflösung, welche durch Bestreichen mit Zinnauflösung purpurfarbig wird. Die Kupferauflösung, welche die Dämpfe des Ammoniaks blau färbt u. s. w. Beispiele der zweiten Klasse geben die Gold- und Silberauflösung. Die mit beiden verfertigte Schrift bleibt, vor der Luft und dem Lichte verwahrt, unsichtbar, aber bei dem Zutritt der Luft und des Lichts erscheinen die Schriftzüge der erstern purpurroth, der andern grau. Eine Dinte der dritten Klasse ist ebenfalls wieder die Eisenauflösung; die Schrift erscheint, wenn man sie noch naß mit gepulverten Galläpfeln bestreuet. Zu Dinten der vierten Klasse dienen alle Säuren, Salzauflösungen, Milch, Urin, alle ungefärbte Pflanzensäfte. Alle diese bewirken eine schnellere Verkohlung der Stellen des Papiers, welche damit bedeckt sind, und die Schrift erscheint daher bei dem Erhitzen mit brauner oder schwarzer Farbe. Zur fünften Klasse gehören die Auflösungen des Alauns, oder des Salmiaks. Ein mit diesen Flüssigkeiten beschriebenes Papier ins Wasser gelegt und hernach gegen das Licht gehalten, läßt die Schriftzüge erkennen. Zur sechsten Klasse gehört endlich die vorhin angeführte Auflösung des salzsauren Kobalts. Eine Auflösung des essigsauren Kobalts soll, nach Ilsemann, eine blaue sympathetische Dinte geben. Mit dieser sympathetischen Dinte kann man Landschaften zeichnen, in denen die Bäume durch die Erde ihren Schmuck, das Grün, durch den Winter verloren haben, die sich, wenn man will, in Frühlingslandschaften verwandeln müssen, sobald man sie einem gehörigen Grade von Wärme aussetzt. Man hat diesen Einfall schon auf Feuerschirmen ausgeführt.

Dio Cassius, geb. um 155 n. Chr. zu Nicäa in Bithynien, stammte aus einer angesehenen Familie. Sein Vater war Statthalter in Cilicien, dann in Dalmatien. Dio legte sich auf das Studium der Redekunst und Philosophie, fiel aber mehr auf Stern- und Traumdeuterei. Sein Vater brauchte ihn in Cilicien zur Führung öffentlicher Geschäfte. Nachher zog er nach Rom, war erst öffentlicher Sachwalter, stieg zu höheren Ehrenstellen, 180 zur Senatorwürde, unter Pertinax zur Prätur empor. Unter Severus, der ihm nicht gewogen war, ohne ein öffentliches Amt lebend, sammelte er Materialien zu seiner Geschichte. Den Caracalla begleitete er nach Nikomedien. Unter Macrinus ward er (218) Statthalter zu Smyrna und Pergamus und unter Alexander Severus (222) Consul zu Rom, hierauf Proconsul in Afrika, Dalmatien und Pannonien. Nach seiner Rückkehr (227) wollte ihn die, eine strengere Kriegszucht befürchtende Wache ermordet wissen; allein der Imperator kehrte sich daran nicht, sondern ernannte ihn (229) abermals zum Consul. Hierüber wurden die Prätorianer noch mehr erbittert, und deßhalb mußte

Digitized by Google

im Innern außer Rom leben lassen. Nach geendigtem Consulat verweilte er wegen seiner Sicherheit bei demselben in Campanien. Wegen eines Schadens an den Füßen erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland. Er starb nach 229. Er beschrieb in 80 Büchern, wovon wir leider nur das 36. bis 54. Buch, jedoch vollständig, das Uebrige im Auszuge des Xiphilinos besitzen, in griechischer Sprache die römische Geschichte von Aeneas's Ankunft in Italien bis 228 n. Chr., und widmete dieser Arbeit 22 Jahre. Seine Erzählung und Beurtheilung ist (bis auf einige Leichtgläubigkeit, Aberglauben, durch Nacherzählung vieler wundersamen Dinge verrathende Stellen, außer einigen höfischen Schmeicheleien und Parteilichkeit in der Geschichte seiner Zeiten, und außer dem Mangel an Auswahl des Stoffs) glaubwürdig, in keinem Zeitraume aber ganz musterhaft und tadelfrei. Verdienstlich ist aber seine chronologische Sorgfalt, sein eignes Urtheil und seine politische Einsicht. Nur seine rhetorische Manier schadete der Darstellung, indem seine von ihm eingerückten, hier und da zwecklos langen Reden wohl von rhetorischer Kunst, aber nicht von tiefer und praktischer Staatsklugheit und gehöriger Beurtheilungsgabe zeugen. Er verließ die einfache Lebendigkeit der ältern Geschichtschreiber. Zwar strebte er in Methode, Darstellung und Styl dem Polybius nach; allein er erreichte ihn weder im Styl, im richtigen Ebenmaß der Materie, noch im Pragmatismus. Gleich dem Thukydides thut er zuweilen der Sprache Gewalt an und erlaubt sich Barbarismen und Solöcismen. In der Geschichte seiner Zeit ist er am Ausführlichsten. Herausgegeben von Reimarus (Hamburg 1750—52), übersetzt von Wagner und Penzel.

Diocletianus (C. Valerius), römischer Kaiser, stammte aus einem niedrigen unbekannten Geschlechte in Dalmatien her; nach Einigen war er gar der Sohn eines Sklaven, ja nach Victor war er selbst in seiner Jugend Sklave gewesen. Von seiner Mutter und seinem Geburtsorte Dioclea wurde er bis zum Antritt seiner Regierung Diocles genannt, und als er den Thron bestieg, veränderte er diesen in Diocletianus. Er nahm frühzeitig bei der Armee Dienste und schwang sich stufenweise immer höher empor. Unter dem Kaiser Probus befehligte er die Armee in Mösien, und den Kaiser Aurelius Carus begleitete er im Kriege gegen die Perser. Unter dem Kaiser Numerian war er Feldherr der kaiserlichen Leibwache. Nach der Ermordung des Numerian wurde er von dem Heere einstimmig zum Kaiser ausgerufen. Gleich nach seiner Thronbesteigung erklärte er seine Unschuld an der Ermordung des vorigen Kaisers und tödtete den Mörder desselben, Namens Aper, mit eigner Hand. Seine Ausrufung zum Kaiser geschah zu Chalcedon d. 17. Sept., 284 n. Chr. Dieser Zeitpunkt ist um so merkwürdiger, da mit demselben die sogenannte Diocletianische Aera, oder die Zeitrechnung der Märtyrer anfängt, welche bis auf Justinians Zeiten dauerte, wo Dionysius Exiguus die jetzige Aera nach Christi Geburt aufbrachte. Beim Antritt seiner Regierung fand er drei Gegenkaiser, den M. Aurelius Julianus in Pannonien, den Carinus, Numerians Bruder, in Italien und einen gewissen Nigrinian. Der Erstere wurde von Carin überwunden und getödtet; zwischen ihm und Diocletian kam es aber zu einem Kriege, in welchem Carin meistens siegreich war, jedoch endlich von einigen Aufrührern unter seiner eignen Armee getödtet wurde. Diocletian ging nun auf Rom los, wurde hier als Kaiser anerkannt, und erfocht bald darauf

Digitized by Google

in Deutschland, sowie seine Feldherren in Britannien mehre Siege, weßwegen er die Beinamen Germanicus und Britannicus annahm. Nach Besiegung der Feinde kehrte er in die Morgenländer nach Nikomedien zurück, und nahm hier seinen Freund, M. Aurelius Valerius Maximilianus, zum Mitregenten an (286 n. Chr.), weil in Gallien neue Unruhen durch die Wahl zweier Gegenkaiser ausgebrochen waren. Während Maximilian den Krieg in Gallien führte, zog Diocletian gegen die Perser, und nöthigte sie, Mesopotamien an die Römer wieder abzutreten. Die Entstehung zweier neuen Gegenkaiser und die Anfälle der Barbaren nöthigten beide Kaiser (292 n. Chr.), sich jeder noch einen Mitregenten u. d. T. Cäsar anzunehmen. Das Reich wurde sonach in vier Theile getheilt, und Diocletian behielt für sich die Morgenländer und gab seinem Mitregenten Galerius Thracien und Italien. Die Gegenkaiser und Barbaren wurden nun zwar besiegt, aber dennoch war die Theilung dem Reiche schädlich, indem dadurch die Armeen, Bedienungen, Hofstaate und folglich auch die Abgaben vermehrt wurden. Diocletian insbesondere überwand den Gegenkaiser Achilleus in Aegypten und eroberte dieses Land wieder, wo er, nach Einigen, gegen die Einwohner und Aufrührer sehr grausam, nach Andern aber sehr gnädig verfahren haben soll. Bald darauf nahm auf Befehl des Diocletian und Galerius die zehnte und heftigste Christenverfolgung (vgl. Christenverfolgungen) ihren Anfang, wozu Ersterer durch Letztern, wie man sagt, gereizt worden ist. In eben diesem Jahre entstand auf einige Tage in Syrien ein neuer Gegenkaiser, Namens Eugenius, der aber von den Einwohnern zu Antiochia wieder getödtet wurde. Diocletian rächte dieß an den Syrern auf eine grausame und höchst ungerechte Art, indem er von den Einwohnern von Antiochia und Seleukia ein große Menge hinrichten ließ. Am Ende dieses Jahrs hielt er mit dem Maximilian einen Triumph in Rom, den ihnen der Senat wegen der vielen erfochtenen Siege zuerkannt hatte. Auf der Rückreise nach Nikomedien überfiel ihn eine Krankheit, welche ihm dergestalt zusetzte, daß er mehre Male für todt gehalten wurde; und als er endlich wieder hergestellt war, fand sichs, daß sein Verstand darunter gelitten hatte. 305 wurde er mit dem Maximinian vom Galerius genöthigt, die Regierung niederzulegen; nach Einigen that er dieß freiwillig. Er ging nun nach Dalmatien, seinem Vaterlande, und ließ sich hier in der Nachbarschaft der Stadt Salona nieder, wo er eine prächtige Villa hatte, von der noch jetzt die Ruinen zu sehen sind. Hier blieb er bis an seinen Tod, und vertrieb sich die Zeit mit der Bebauung seines Gartens. Er starb im 80. Jahre seines Alters, nachdem er 20 Jahre regiert hatte (313), nach Einigen an einer natürlichen Krankheit, nach Andern, weil er sich selbst auf eine gewaltsame Art, durch Hunger oder Gift, das Leben nahm. Er war ein sehr großer Liebhaber vom Bauen und schmückte mehre Städte, unter andern Rom, Carthago, Mailand und Nikomedia, mit vielen prächtigen Gebäuden aus. Vorzüglich sind seine warmen Bäder (Thermae) zu Rom berühmt, von denen noch Ruinen gesehen werden. Nikomedia, welches er, so oft er in den Morgenländern sich aufhielt, zur Residenz wählte, wurde ganz von ihm verschönert, um es Rom gleich zu machen. Er bauete hier einen Cirkus, verschiedene Basilika's, ein Zeughaus und einen Pallast für seine Gemahlin und Tochter.

Digitized by Google

Diodorus, aus Argyrium in Sicilien gebürtig, daher Siculus genannt, ein berühmter Geschichtschreiber unter Julius Cäsar und August. Um seinem Geschichtswerke, an welchem er 30 Jahre arbeitete, die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit zu geben, bereiste er einen großen Theil von Europa und Asien. Der größte Theil dieser Geschichte, die er „Historische Bibliothek" nannte, ist leider verloren gegangen. Sie bestand aus 40 Büchern, und enthielt die Geschichte fast aller Völker der Erde. Wir haben davon nur die Bücher 1—5 und 16—20 übrig behalten. Diodor, der die Geschichte auch als Leserin aller Tugenden betrachtete, suchte durch sein Werk sittlich lehrreich zu werden, und zieht, statt das Wahre kritisch zu prüfen, das in praktischer Hinsicht Brauchbare und Interessante dem Wahrscheinlichern vor. Weil er nicht bloß compilirt, sondern sorgfältig auf die von ihm gebrauchten, genau von ihm angezeigten Quellen hinweist, und bei vielen Nachrichten als Augenzeuge erzählt, so kann man ihm nicht völlig und durchgehends Glaubwürdigkeit absprechen, wenn er gleich in den älteren Zeiten nicht immer glaubhaften und sichern Quellen gefolgt seyn mag und sogar offenbare, von ihm selbst verworfene Fabeln nach erzählt. Wenn er gleich nicht absichtlich nach Pragmatismus gestrebt, sondern nur schlecht und recht, jedoch in einem leichten, deutlichen, Polybius'schen, wenn auch nicht immer sich gleich bleibenden Styl erzählt hat, so ist doch sein an Nachrichten reichhaltiges Werk für die Geschichte, Chronologie, für die Alterthümer, alte Geographie und Mythologie sehr nützlich. Diodor versteht es insbesondere, Charaktere zu zeichnen, genau und auch lebhaft Etwas zu beschreiben; so weit, wie es damals möglich war, hat er eine genaue Chronologie, nur nicht in der römischen Geschichte beobachtet. Dagegen ist die Ungleichheit seines Plans, das Einförmige und Ermüdende der annalistischen Erzählung in der größern Hälfte, die Ungleichheit in der Bearbeitung, wonach z. B. die ägyptische, persische und carthagische Geschichte zu dürftig behandelt ist, sein Hang zur Leichtgläubigkeit und zum Aberglauben und die rhetorische Abfassung in der Manier des Theopompus und Ephorus zu tadeln. In vieler Hinsicht steht Diodor dem Herodot und Thukydides nach, und ist auch nicht so anmuthig als der Erste. Die besten Ausgaben sind von Wesseling und Eichstädt, mit Heyne's Commentar (Zweibrücken und Strasburg 1793—1807, in 11 Bdn.). Verdeutscht von Stroth, Kaltwasser und Wurm. Ludw. Dindorf hat zu seiner Handausgabe des Diodor (4 B.) die Excerpta Vaticana Diodori Bibliothecae historicae L. VII — IX und XXI — XL, mit A. Majo's Anm., in der Lesart berichtigt, herausgeg. (Lpz. 1828).

Dioeces (v. griech. Dioicésis, Dioekesis): 1) Statthalterschaft. Nach Strabo war schon unter August und Tiber wenigstens in Asien die Eintheilung des römischen Reichs in Diöcesen gebräuchlich. Späterhin theilte Konstantin das ganze Reich in 14 Diöcesen, welche zusammen 120 Provinzen enthielten. Jeder Provinz war ein Proconsul, und jeder Diöces ein Reichsvicar (Stellvertreter des Kaisers) vorgesetzt. 2) Kirchsprengel, in der christl. Kirchenverfassung, bei den Katholiken ein Landesbezirk, der in kirchlichen Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit eines Erzbischofs oder Bischofs unterworfen ist; bei den Protestanten die sämmtlichen Pfarreien, welche unter Aufsicht eines Superintendenten stehen. Diese Einrichtung schreibt sich aus der Zeit Konstantins (4. Jahrh. nach Chr.), des römischen Kaisers, her, der die christliche Religion zur

Digitized by Google

Staatsreligion machte. — Diöcesanus, nicht nur Derjenige, der an einem Orte die bischöfliche Gerichtsbarkeit hat, sondern auch jeder Geistliche in einer Diöces.

Diogenes, der berühmteste unter den cynischen Philosophen, ein Schüler des Antisthenes, war zu Sinope, einer Stadt am Pontus, 414 v. Chr. geboren. Von hier war er nebst seinem Vater, den man der Münzverfälschung angeklagt hatte, verbannt worden. Diogenes ging nun nach Athen, wo Antisthenes seine Schule schon eröffnet, aber aus Mangel an Beifall auch wieder geschlossen hatte. Er wandte sich an diesen Mann, mit der Bitte, ihn zu seinem Schüler anzunehmen; Antisthenes weigerte sich lange, endlich aber erfüllte er doch seinen Wunsch, da Diogenes sich nicht einmal durch Schläge abweisen ließ. Bald wurde der neue Schüler in die Grundsätze seines Lehrers eingeweihet, die er noch weiter trieb, als dieser. Er verachtete nicht nur wie Antisthenes, alles philosophische Wissen, betrachtete die Natur und Bestimmung des Menschen aus demselben Gesichtspunkte, und eiferte so freimüthig gegen das sittliche Verderbniß seiner Zeitgenossen; sondern trieb vorzüglich die eigene Anwendung seiner moralischen Grundsätze so weit, als er nur konnte, und erregte deßhalb durch das Excentrische seiner Lebensart vieles Aufsehen. Antisthenes war zu ernst und finster und machte dadurch seine Philosophie noch mehr abschreckend; Diogenes hingegen war von dem heitersten Temperamente und wußte seinen Grundsatz, jedes Entbehrlichen sich zu entäußern, auf die ungezwungenste Art praktisch anzuwenden. Nach seinen Grundsätzen muß der Weise, um glücklich zu seyn, sich unabhängig vom Glücke, von den Menschen und von sich selbst zu erhalten suchen; muß sich über Alles, was seinen Einsichten widerspricht, über Vorurtheile, Gebräuche, selbst über Gesetze wegsetzen, seinen Körper gegen jede Witterung, seine Seele gegen die Reize des Vergnügens abhärten. Er selbst wollte seinen Zeitgenossen ein Muster cynischer Tugend seyn. Daher unterzog er sich den härtesten Prüfungen, hungerte und durstete, genoß geringe Nahrungsmittel und übte, selbst bei üppigen Mahlzeiten, die äußerste Enthaltsamkeit. Er ging ohne Schuhe und Mantel einher, einen Quersack auf der Schulter. Auch kann es wohl seine Richtigkeit haben, daß er zuweilen sich in einem Faß aufhielt und aus der Hand trank. Ueberall tadelte er schonungslos und mit furchtbarer Ironie die Verderbtheit und die Thorheiten seiner Zeitgenossen und Mitbürger, er sah nur auf das Wahre und Rechte, mit dem Anstande nahm er es aber nicht nur nicht genau, sondern übertrat denselben oft auf die auffallendste Weise. Das Volk und selbst die Gebildeten hörten ihn gern und versuchten ihren Witz an ihm; merkten sie aber seine Ueberlegenheit, so gingen sie oft in Beleidigungen über, die ihn jedoch wenig außer Fassung brachten. Auf einer Reise nach der Insel Aegina von Seeräubern gefangen, wurde er nach Kreta an den Korinthier Xeniades verkauft, doch ließ ihn derselbe frei und übertrug ihm die Erziehung seiner Kinder, welchem Geschäft er sich mit großer Sorgfalt unterzog. Er lebte nun den Sommer in Korinth, den Winter in Athen. Alexander d. Große wünschte ihn in Korinth zu sehen. Der König traf den Diogenes, als dieser sich gerade in den Sonnenschein gelagert hatte, knüpfte eine Unterredung an und hieß ihn zuletzt sich eine Gnade ausbitten. Dieser bat jedoch weiter nichts, als daß der König ihm möchte aus der Sonne treten, damit er der Wärme genösse. Alexander wurde

Digitized by Google

überrascht und soll verwundert ausgerufen haben: „Wenn ich nicht Alexander wäre, wünschte ich Diogenes zu seyn". Ein ander Mal ging er am hellen Mittage mit einer Laterne in Athen. Jemand fragte ihn, was er suche. „Menschen", erwiederte der Philosoph. Bei den Spartanern glaubte er die meiste Anlage zu solchen Menschen zu finden, wie er sie wünschte. Daher sagte er einst: „Menschen habe ich nirgends gesehen, aber doch Kinder zu Lacedämon". Welches ist, fragte man ihn einst, das gefährlichste Thier? „Unter den wilden Thieren", antwortete er, „ist es der Verleumder, unter den zahmen der Schmeichler". Er st. in einem hohen Alter, 324 v. Chr., auf der Straße bei Olympia mit großer Ruhe.

Diogenes von Apollonia in Kreta, nach Andern von Smyrna oder auch von Kyrene, der Physiker genannt, ein ionischer Philosoph zwischen 500 und 460 v. Chr., lebte in Athen. Er nahm mit Anaximenes die Luft als Grundstoff an, wollte aber daraus (vermittelst des Athmens) zugleich die Erscheinungen des Bewußtseyns erklären. Er führte zuerst ein dialektisches Verfahren in die Physik ein, theils in der Nachweisung der Nothwendigkeit eines Grundstoffs, theils in der Widerlegung der Einwendungen gegen seine Identität des Athmens und Bewußtseyns.

Diogenes Laertius, ein berühmter Geschichtschreiber der Philosophie, stammte aus der Stadt Laerta in Cilicien (daher der Beiname Laertius), und lebte wahrscheinlich um die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr. zu den Zeiten des Kaisers Galienus. Von seinen Lebensumständen und Verhältnissen ist uns Nichts bekannt, und wir würden von seiner Person wohl ebenso wenig wissen, wenn wir nicht das für die Geschichte der Philosophie äußerst schätzbare Werk besäßen. Freilich fehlt es ihm an Beurtheilungskraft und philosophischer Kenntniß; aber in Ermangelung anderer Hülfsquellen bleibt diese Schrift für uns doch sehr wichtig. „Diog. Laertius de vitis, dogm. et apophtegm. claror. viror.", 10 Bücher. (krit. Ausg. von H. G. Hübner, mit der latein. Uebers. des Ambrosius (Leipz. 1728).

Diokles aus Karyste, aus der Familie der Aeskulapiden, lebte gleich nach dem Hippokrates und stand in großem Ansehen. In allen Theilen der Arzneiwissenschaft hatte er sich große Kenntnisse erworben und übte die Kunst mit Glück und Ruhm aus. Makrobius und Galenus haben Einiges von seinen Schriften aufbewahrt; was aber noch unter seinem Namen vorhanden ist, z. B. „Prophilactica ad Antigonum regem", in Fabricius's „Bibl. graeca" (12. Thl.), scheint unecht zu seyn. Er leitete alle Krankheiten aus einer Unordnung der festen Theile des Körpers und der Luft her, kannte die Hypochondrie und beschrieb sie sehr genau.

Diomedes. 1) Der König der Bistonen, der alle sein Land betretende Fremde seinen menschenfressenden Rossen vorwarf. Hercules tödtete ihn und entführte die Rosse. 2) Der Held vor Troja, des Tydeus und der Deipyle Sohn, König von Argos, verlor seinen Vater früh vor Theben, war Theilnehmer des zweiten Zuges nach Theben und fand sich unter den Freiern der Helena, deren Entführung zu rächen er mit den übrigen Königen Griechenlands vor Troja entboten wurde, wo er die Argiver, Tyrinther und andre Völkerschaften befehligte. Er war einer der tapfersten Helden, und vereinigte mit dieser Tapfer-

Digitized by Google

keit eine selbst vom Nestor geehrte Klugheit. Daher wird auch Minerva seine Schutzgöttin genannt. Unter ihrer Aufsicht führte er verschiedene glückliche Thaten aus; Phegeus, Astynous, Hypenor, Abas, Polyidus, Xanthus, Thoon, Echemon und Chromius fielen unter seinen Streichen. Da ihm aber Pandarus und Aeneas auf einem Wagen entgegen kamen, machte er den Ersten nieder, zerschmetterte mit einem Stein des Aeneas Hüfte und machte die Pferde desselben zur Beute. Venus wollte ihren Sohn retten, er verwundete sie aber mit einem Speer in die Hand, daß sie den Aeneas fallen ließ. Jetzt nahm Apollo den Aeneas in Schutz, und drei Mal setzte bereits Diomedes gegen ihn an. Doch wich er endlich den Drohungen des furchtbaren Gottes, und Aeneas ward gerettet. Er wollte darauf den Zweikampf mit dem Hektor bestehen. Aber den Vorschlag des Idäus, daß die Trojaner die geraubten Güter ohne dafür Helenen zurückzugeben begehrte, schlug er zuerst aus und Alle stimmten ihm bei. Er errettete den Nestor aus Hektors Händen, und ging dann mit ihm auf den Helden los. Da aber ein Blitzstrahl drei Mal vor seinem Wagen in die Erde schlug, kehrte er auf Nestors Rath wieder um. Diomedes verwarf auch zuerst die zweimaligen Vorschläge Agamemnons, unverrichteter Sache wieder nach Hause zu gehen. An der Versammlung bei der Wache nahm er in der darauf folgenden Nacht Antheil, ging dann daraus und in der Rüstung des Thrasymedes mit dem Ulysses als Kundschafter in das trojanische Lager ab. Unterwegs nahm er den Dolon gefangen, fragte ihn aus und tödtete ihn. Darauf fiel er in das thracische Lager ein, tödtete den Rhesus mit zwölf andern Thraciern, und brachte die Pferde des Letztern glücklich in das Lager der Griechen. Er war ferner Derjenige, der die Pfeile des Herkules vom Philoktetes auf der Insel Lemnos abholte. So wagte er es auch selbst, das Palladium aus Troja zu holen. Er ließ sich durch den Ulysses über die Mauer helfen und brachte dasselbe glücklich davon. Nach der Zeit verführte Diomedes den Antenor unter andern mit zur Verrätherei. Er kroch auch mit ins hölzerne Pferd, durch welches auch endlich die Einnahme Troja's gelang. Nach Endigung des Krieges ging Diomedes mit dem Menelaus und Nestor unter Segel und brachte die Seinigen glücklich nach Hause; aber Venus verfolgte ihn mit ihrer Rache. Diese hatte der Gemahlin des Abwesenden, Aegialia, eine strafbare Leidenschaft gegen den Komedes eingeflößt, und Diomedes mußte bei seiner Rückkunft versprechen, Argos zu verlassen und bei Todesstrafe nie zurückzukehren. Er schiffte hierauf mit seinen treuesten Freunden nach Italien; doch wird von seinem Aufenthalte daselbst viel gefabelt. Bald soll er hier in einem hohen Alter gestorben, bald vom Könige Daunus umgebracht, bald auch bloß auf den nach ihm benannten Inseln verschwunden seyn. Ihm wurde nach seinem Tode göttliche Ehre erwiesen. Diomedes war überhaupt ein Held, der durch ganz Italien allgemein verehrt wurde. Mehre Städte Italiens, namentlich Brundusium, Beneventum, Aquatucia, Venusium, Kanusium, Venafrum u. a. rühmten sich, von ihm erbaut worden zu seyn. Es scheint also allerdings Diomedes ursprünglich ein alter italienischer Heros gewesen zu seyn, den die Griechen bloß mit ihrem Diomedes vermischten. Auch viele alte Gemmen schildern den Diomedes. Hier erscheint er gewöhnlich nackend und das Palladium in der bloßen oder mit einem Kleide umwickelten Hand.

Digitized by Google

Dion, ein Syrakusaner, der sich in der Geschichte dieses Staats einen unsterblichen Namen erworben hat. Er lebte zu den Zeiten der beiden Dionyse, mit denen er verwandt war, und auf die er einige Zeit hindurch vielen Einfluß hatte. Mit Plato, der nach Syrakus gekommen war, schloß der junge Dion innige Freundschaft. Sein edler, emporstrebender Geist öffnete sich den wohlthätigen Strahlen der Philosophie und wurde von heftiger Liebe zur Tugend entflammt. Unter dem jüngern Dionysius wachte er mit der größten Sorgfalt über die Staatsverwaltung. Doch als der Herrscher sich der Tyrannei und Wollust ergab und Dion denselben durch die Lehren der Philosophie zu bessern suchte, gelang es den Feinden des edeln Mannes, ihn verdächtig zu machen und seine Verbannung zu bewirken. Dion begab sich nach Griechenland, wo er durch seine schöne Gestalt, noch mehr aber durch die herrlichen Eigenschaften seines Verstandes und Herzens, sich so zahlreiche Anhänger verschaffte, daß er beschloß, Gewalt gegen einen Fürsten zu gebrauchen, der sanftern Lehren sein Ohr verschlossen hatte, und sein Vaterland zu befreien. Zu dem Ende schiffte er sich mit 800 Kriegern ein, landete auf Sicilien, und eilte, da Dionysius vor wenigen Tagen nach Italien gereist war, nach Syrakus, wo er unter dem Jubel der Einwohner einzog, die Freiheit und Zertrümmerung der Tyrannei verkündend. Dionysius kehrte zurück, machte einige Versuche, sein Ansehen wiederherzustellen, ward aber endlich gezwungen, der Krone zu entsagen und sich mit seinen Schätzen nach Italien zu flüchten. Aber auch Dion, gegen den seine Mitbürger ungerechtes Mißtrauen hegten, sah sich gezwungen, die Stadt zu verlassen. Als sich jedoch neue Unordnungen entspannen, rief man ihn zurück. Er eroberte nach heißem Kampfe die Burg und vertrieb mit seiner Heldenschar die Knechte des Tyrannen. Jetzt der Erste in Syrakus, lebte er einfach und bescheiden, nur Pracht sich erlaubend bei Ausübung der Großmuth. Eben beschäftigt, die republikanische Regierung wiederherzustellen, ward er 354 v. Chr. von seinem verrätherischen Freunde, Kalippus aus Athen, am Festtage der Proserpina ermordet. So starb dieser Mann von erhabener Denkungsart, hohem Muthe und unerschütterlicher Vaterlandsliebe. Sein Leben haben Plutarch und Cornelius Nepos beschrieben.

Dionäa (d. Lin.), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Cappariden, zur 10. Kl. 1. Ordn. des Linn. Syst. gehörig. Einzige Art: d. muscipula (Fliegenfänger, die Venusfliegenfalle), in sumpfigen Gegenden Carolina's heimisch, mit spannenlangem, aufrechtem, fadenförmigem Stengel, weißen, gestrichelten, in Doldentrauben stehenden Blumen, gestielten, länglichrunden, an der Spitze in einen zweilappigen, zusammenzulegenden, am Rande gefranzten, in der Mitte mit 3—4 kleinen Stacheln versehenen und mit rothen Drüsen besetzten Anhang ausgehenden Wurzelblättern. Diese Anhängsel besitzen einen so hohen Grad von Reizbarkeit, daß sie sich, wenn ein Insekt sie berührt, schnell zusammenklappen, das Thier mit Hülfe der an ihnen befindlichen Stacheln so lange festhalten und drücken, bis es todt oder ermattet ist, und sich erst dann wieder öffnen, wenn dasselbe nicht die mindeste Bewegung mehr macht. In europäischen Gärten ist diese Pflanze wegen der großen Schwierigkeit, sie außer ihrem gewöhnlichen Standort zu erhalten, noch sehr selten, und sie hat hier noch keinen reifen Samen bringen wollen.

Dionysien, so viel wie Bacchanalien, von Dionysos (s. Bacchus).

Digitized by Google

Dionysius von Halikarnaß in Karien, ein berühmter Lehrer der Beredtsamkeit, Kunstrichter und Geschichtschreiber, kam etwa 30 v. Chr. nach Rom, hielt sich über 2 Decennien daselbst auf und hatte mit den damaligen Gelehrten Umgang. Zur Belehrung seiner Landsleute schrieb er eine „Römische Archäologie" in 20 Büchern. In derselben sucht er die Römer als ein Volk zu schildern, dessen Vortrefflichkeit die Griechen dafür trösten müsse, daß sie unter seine Herrschaft gekommen seyen, das seinem Ursprung nach als ein Stamm von ihnen, seinen Einrichtungen u. s. w. nach, als ihr Zögling zu betrachten sey. Von derselben sind nur die ersten 11 Bücher, die mit der Geschichte vom Jahr nach Erb. Roms 312 (264 v. Chr.) vor dem Beginn des 1. punisch. Krieges endigen, vorhanden. Von den übrigen 9 Büchern hat man nur einige Bruchstücke und einen Rest des 12. Buches. (Das Ganze herausgegeben nach Hudson von Reiske, Leipzig 1774—77; übersetzt von Schaller, Stuttg. 1827 fg.) Jene erzählen den Ursprung des röm. Volkes, der ersten Einw. Italiens, die Erbauung Roms, die Geschichte der Könige, der republikan. Verfassung und die Geschichte der Römer in den folgenden Zeiten. Da Dionysius, weil er zu Rom die latein. Sprache erlernt hatte, alle geschriebenen und ungeschriebenen Hülfsmittel, Urkunden, Akten, Denkmäler und vorzüglich die ältern Annalisten, in Verbindung mit eigenen Forschungen benutzt hat, und er mit den gelehrtesten Römern Umgang hatte, so konnte sein Werk auch zuverlässige Nachrichten mittheilen. Es ist sehr schätzbar, weil es über die ältere Geschichte und Verfassung der Römer die genaueste und gründlichste Belehrung darbietet; indem sich Livius bei dem Ursprung der Römer zu kurz faßt; dann, weil es als Erzählung eines auswärtigen Gelehrten, mehr Glauben verdient, als die Werke der Römer; endlich auch, weil die Erzählung sehr deutlich, mit Ordnung und Auswahl und geschmackvoll ist. Er urtheilt richtig und weiß zu unterhalten. Sein dem Polybius nachgeahmter Styl ist zwar nicht ganz echt classisch, jedoch rein und gefällig, angenehm, einfach und mit einem gewissen Nachdruck verbunden. Dagegen verräth er auch hier und da seine Leichtgläubigkeit; ist in Betreff der kleinen Streitigkeiten und Kriege der aufkeimenden Macht langweilig und trocken, und sein Ton ist zu rednerisch. Die rhetorische Behandlung, oder daß er den Vortrag auf eine ungewöhnliche Art nachdrücklich zu machen sucht, hat dem Pragmatismus, wenn auch nicht der Wahrheit und Treue, geschadet. Dionysius unterläßt es nicht, sich als Grammatiker und Sophisten zu zeigen. Auch als ästhetischer Schriftsteller hat Dionysius einigen Werth, nur verdienen die hierher gehörigen Werke eine kritische Sichtung. So gehört die „Ars rhetorica" (herausgeg. von Schott, Leipz. 1804) nur zum Theil dem Dionysius, und ist nach ihrer gegenwärtigen Zusammenstellung wahrscheinlich aus dem 3 Jahrh. n. Chr.

Dionysius der Aeltere, aus Syrakus, schwang sich aus gemeinem Stande zum Feldherrn und dadurch zum Tyrannen (d. i. Beherrscher) seiner Vaterstadt auf. Er hatte nämlich in der Schlacht bei Agrigent 406, wo die Carthager diese Stadt eroberten, sich durch Tapferkeit ausgezeichnet. Als nun die syrakusanischen Feldherren der Verrätherei angeklagt und von dem erzürnten Volke abgesetzt wurden, brachte er es dahin, daß man ihm eine der erledigten Heerführerstellen anvertraute. Bald aber wußte er seine Mitfeldherren verdächtig zu machen und sich zum Oberbefehlshaber ernennen zu lassen. Er gewann nun in Kurzem die

Digitized by Google

Soldaten, erhielt vom Volke durch List eine Leibwache, bemächtigte sich der Festung von Syrakus, erklärte sich hierauf im 25. Jahre seines Alters zum König (405 v. Chr.) und ward auch vom Volke, wegen der nahen Gefahr vor den Carthagern, in dieser Würde anerkannt. Er vermählte sich mit der Tochter des Harpokrates, dessen Geschlecht das vornehmste in Syrakus war, und verschaffte so seinem Throne eine mächtige Stütze. Nachdem er einen kurzen Krieg mit Carthago geendet und verschiedene Empörungen gedämpft hatte, sodaß er sich auch andere Städte Siciliens unterwarf, rüstete er sich zu einem großen Kriege gegen Carthago. Er eröffnete den Feldzug mit der Belagerung des für die Carthager wichtigen Motya, welches er nach hartnäckiger Gegenwehr stürmend nahm; andere kleinere Städte unterwarfen sich ihm ohne Schwertstreich. Seit aber Carthago's Hauptmacht ihm kämpfend gegenüberstand, gingen diese Vortheile wieder verloren, und nach Mago's Seesieg mußte sich Dionysius nach Syrakus zurückziehen, welches nun von den Carthagern belagert und nach Erstürmung der Akradina immer enger eingeschlossen wurde. Dionysius schien verloren; da erhielt er eine Verstärkung von italischen und griechischen Miethstruppen auf 30 Schiffen, zu gleicher Zeit brach die Pest unter den Carthagern aus, und die dadurch entstandene Muthlosigkeit des Feindes benutzend, griff Dionysius denselben zu Wasser und zu Lande entschlossen an und trug einen vollständigen Sieg davon, dem bald ein vortheilhafter Friede folgte. Er herrschte nun in Syrakus fast unumschränkt, unterwarf sich auch wieder andere Städte der Insel. Nun rüstete er sich aufs Neue zur Vertreibung der Carthager, und er wäre in dem folgenden Kriege (397—392) glücklicher gewesen, wenn ihn die Sicilier treuer unterstützt hätten. Von hier wandte er sich mit einem Heere nach Unteritalien und eroberte Rhegium durch Aushungerung (387). Nach einem neuen kurzen Kriege mit Carthago (383) lebte er eine Zeitlang in Ruhe und beschäftigte sich besonders mit der Dichtkunst, in welcher er durch seine werthlosen Erzeugnisse nicht minder glänzen wollte. Er wagte es sogar, bei den olympischen Spielen um den Preis zu ringen, und schickte zu dem Ende eine feierliche Gesandtschaft und eine Menge der besten Deklamatoren dahin, die seine Gedichte vorlesen sollten, aber mit aller Kunst nicht verhindern konnten, daß die Zuhörer sie mit dem bittersten Witze verhöhnten und endlich gar die Zelte des Dionysius niederrissen und plünderten. Noch schimpflicher wurde eine zweite, 4 Jahre nachher von ihm abgeschickte Gesandtschaft aufgenommen. Er wurde darüber fast rasend und suchte seinen Schmerz durch — Proscriptionen und Hinrichtungen zu lindern. Dennoch wollte er seinen Wahn nicht aufgeben und pflegte Dichter und Gelehrte damaliger Zeit durch Vorlesen seiner Verse zu peinigen. Mißmüthig über das schlechte Glück seiner Verse, begann er (368) einen neuen Krieg mit den Carthagern, um sie ganz aus Sicilien zu vertreiben. Anfangs siegreich und am Ziele seines heißesten Wunsches, ward er noch im nämlichen Jahre von dem jüngern Mago aufs Haupt geschlagen und mußte einen nachtheiligen Frieden schließen. Dafür gelang es ihm jetzt, in Athen beim Bacchusfeste eins seiner Trauerspiele gekrönt zu sehen. Die Nachricht hiervon erfüllte ihn mit so unmäßiger Freude, daß er krank wurde; die Aerzte aber gaben ihm auf Anstiften seines Sohnes statt der Arznei einen Schlaftrunk, der ihn nicht wieder erwachen ließ. So starb er 368 v. Chr. nach einer 25jähr.

Digitized by Google

Regierung, wegen seines ungemäßigten Ehrgeizes, seiner Habsucht, seines bis ins Lächerliche gehenden Argwohns und seiner Grausamkeit gehaßt. Klugheit und Talente kann man ihm unmöglich absprechen, da er sich zum Fürsten eines für seine Freiheit enthusiastischen Volkes zu machen und zu erhalten wußte. Auch war er gegen das mächtige Carthago nicht selten glücklich und verhinderte wenigstens die gänzliche Eroberung Siciliens. Ihm folgt sein ältester Sohn

Dionysius der Jüngere auf den Thron. In sinnlichen Vergnügungen schwelgend, ward sein Hof bald ein Sammelplatz aller Ausschweifungen. Dion (s. d.), der einzige Mann in Syrakus, der dem jungen Herrscher ernste Worte sagen durfte, faßte deßhalb den Vorsatz, ihn wo möglich auf den Pfad der Tugend zu bringen, und machte ihn auf die Lehren des Plato aufmerksam, ihm vorstellend, daß dieser geist- und kenntnißreiche Weltweise allein ihn die wahre Kunst zu regieren, worauf seine und seiner Unterthanen Glück beruhe, lehren könne. Dadurch bewogen, berief Dionysius den Plato an seinen Hof. Dieser folgte den dringenden Einladungen und wußte ihn wirklich zur Tugend und zu den Wissenschaften zu leiten. Doch die philosophische Lebensweise, welche jetzt am Hofe herrschend ward, beleidigte bald eine Partei frivoler Hofleute, an deren Spitze der Geschichtschreiber Philistus stand, und sie wußten dem Dionysius Dion's Treue und edele Absichten verdächtig zu machen, sodaß er ihn endlich verbannte und seine Güter einzog. Nun fiel auch Plato in Ungnade und kehrte, durch bittern Spott beleidigt, wieder nach Griechenland zurück, als eben ein ausgebrochener Krieg den Dionysius anderweitig beschäftigte. Nach geschlossenem Frieden kam er auf die wiederholten Bitten des Königs abermals nach Syrakus an den Hof und suchte auch Dion's Zurückberufung zu bewirken, allein vergebens. Er drang daher auf seine Entlassung. Dionysius wußte ihn dadurch zu gewinnen, daß er ihm eine scheinbare Aussöhnung mit Dion vorschlug, vermöge welcher dieser seine Güter ausgeliefert erhalten, dagegen aber versprechen sollte, Nichts gegen den Thron zu unternehmen. Da er aber auch dieses Versprechen nicht erfüllte, so verließ ihn Plato wieder. Jetzt erschien Dion und bemächtigte sich der Stadt Syrakus, in die Dionysius erst nach Dion's Ermordung mit Gewalt zurückkehrte. Sein Unglück hatte ihn aber nicht klüger und biegsamer, sondern nur noch grausamer gemacht. Er zog sich die Verwünschungen aller Bürger zu; die Vornehmsten flüchteten sich vor seinen Bedrückungen. Inzwischen fingen die Carthager einen neuen Krieg mit Syrakus an und verbanden sich heimlich mit dem Icetas, Beherrscher von Leontini, dessen Absicht war, sich der Stadt zu bemächtigen. Allein noch verstellte sich dieser, und billigte sogar die Maßregel, bei Korinth Hülfe zu suchen. Timoleon (s. d.) kam mit einer Flotte nach Syrakus, schlug die Carthager (345 v. Chr.), zwang aber auch den Dionysius, sich zu ergeben, und schickte ihn nach Korinth, wo er sein Brot kümmerlich mit Unterricht erwarb und in der Verachtung starb, die er durch seine Zügellosigkeit sich zugezogen hatte. Von Natur hatte Dionysius — nach Plato — eine lebhafte Fassungskraft, eine bewunderungswürdige Beredtsamkeit, ein gefühlvolles Herz, Aufwallungen von Großmuth, aber keinen festen Charakter. Eine schlechte Erziehung hatte aber die Keime seiner Tugenden fast erstickt. Seine Härte war ohne Ausdauer, sein Trotz ohne Würde. Bei mehr Festigkeit würde seine Grausamkeit Alles übertroffen haben.

Digitized by Google

Dionysius der Areopagit (Beisitzer des Gerichtshofes zu Athen, der Areopag genannt wurde), um die Mitte des 1. Jahrh. durch den Apostel Paulus zum Christenthum bekehrt, und erster christlicher Bischof zu Athen, wo er den Märtyrertod erlitt, ist durch die ihm beigelegten griechischen Schriften und als vermeinter Schutzheiliger Frankreichs merkwürdig. Diese wegen schwerverständlicher Mystik dunkeln Schriften über die himmlische Hierarchie, die Namen Gottes, die kirchliche Hierarchie und die mystische Theologie, nebst einer Anzahl Briefe, die durch Styl, Inhalt und historische Beziehungen augenscheinlich einen Verfasser verrathen, der nicht vor der Mitte des 4. Jahrh. gelebt haben kann, kamen als Werke des Dionysius erst im 6. Jahrh. auf verdächtige Weise zum Vorschein. In Frankreich, wo ein Dionysius im 3. Jahrh. die christliche Gemeinde zu Paris gestiftet hatte, wurden sie im 9. Jahrh. begierig aufgenommen, und aus diesem Dionysius ohne Untersuchung der Areopagit gemacht, um das Alter der gallicanischen Kirche bis in das 1. Jahrh. hinaufrücken und einen unmittelbaren Schüler der Apostel als Schutzheiligen des Reichs und Märtyrer verehren zu können. Der Gebrauch dieser oft in das Lateinische übersetzten Schriften gab dem Mönchsleben in der abendländischen Kirche neuen Schwung, und zur Entwickelung der mystischen Theologie den ersten Anstoß. Engelhardt in Erlangen hat sie ins Deutsche übersetzt und mit belehrenden Anmerkungen begleitet (Sulzb. 1823, 2 Thle.). Daß aber jene Schriften unecht sind, und Dionysius der Areopagit weder solche Schriften hinterlassen noch je in Frankreich gelehrt habe, ist im 17. Jahrh. durch die franz. Kritiker Daille, Sirmond und Launoi außer Zweifel gesetzt.

Dionysius der Kleine (wegen seiner kurzen Gestalt), ein scyth. Mönch, der in der ersten Hälfte des 6. Jahrh. Abt eines Klosters in Rom war und um 545 starb, ist als Urheber der christlichen Zeitrechnung unvergeßlich, denn er entwarf einen Ostercyclus auf 95 Jahre und berechnete darin zuerst die Jahre nach Christi Geburt, welche er 754 (n. A. 753) nach Roms Erbauung setzt (Aera Dionysiana). Die dadurch begründete Zeitrechnung kam erst im 8. Jahrh. in öffentlichen Gebrauch. Er veranstaltete auch eine Sammlung von Kirchengesetzen, welche in „Justelli Bibl. Jur. can. vet. Tom. I." aufgenommen worden, und die man Decretalen nennt. Dionysius war, wie sein Freund Cassiodor ihm nachrühmt, ein guter lateinischer Stylist und Kenner der griechischen Sprache, aus der er viel übersetzte. Sonst weiß man von ihm nur, daß er den Aberglauben der Theopaschiten begünstigte.

Dionysos, s. Bacchus.

Diophantus aus Alexandrien, lebte im 4. Jahrh. n. Chr. und ist Verfasser des auf uns gekommenen Werks über die Algebra, weßhalb ihn Viele auch für den Erfinder dieser Wissenschaft halten. Von diesem arithmetischen Werke in 13 Büchern haben sich nur die 6 ersten und eine Abhandlung über die Polygonalzahlen erhalten, welche C. Prachet (Paris 1621, Folio) und P. de Fermat (Toulouse 1670, Folio) herausgegeben haben.

Diopter (Schauritze, Diopterlineal), ein Instrument, um entfernte Punkte mit dem Auge und unserm Standpunkt in eine gerade Linie zu bringen. Man stellt 2 sehr dünne Metallplatten in einer Entfernung von einigen Zollen senkrecht aufs Astrolabium oder auf ein Lineal. Die

Digitized by Google

eine Platte hat eine abwärtslaufende Reihe sehr feiner Löcher und heißt das Oculardiopter, weil man an eins dieser Löcher das Auge bringt. Die andere Platte hat einen abwärtsgehenden feinen Schlitz, in welchen gemeiniglich gespinnt wird, und heißt gewöhnlich das Objectivdiopter, weil das Haar den Gegenstand in der Ferne gleichsam schneiden muß. Man richtet das Lineal so lange um einen festen Punkt herum, bis das Auge am Oculardiopter sieht, daß das Haar des Objectivdiopter den Gegenstand scharf schneidet. — 2) Ein wundärztliches Werkzeug.

Dioptrik, die Lehre von den gebrochenen Lichtstrahlen oder von den Gesetzen, nach welchen das Sehen erfolgt, wenn die Lichtstrahlen, bevor sie das Auge erreichen, durch verschiedene brechende Mittel, z. B. aus der Luft erst noch durch das vors Auge gehaltene Glas des Fernrohrs, gehen. Die Dioptrik macht also einen Theil der Optik, d. i. der Lehre vom Sehen überhaupt, aus. Sie erklärt zuerst die Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen überhaupt, und bestimmt hiernächst die Wege, welche dieselben nehmen, wenn sie in ebenen und krummen Flächen gebrochen werden. Hieraus leitet man die Eigenschaft der Linsengläser, die Beschaffenheit der Strahlenbrechung im menschlichen Auge, die Erscheinung des Sehens durch Linsengläser und die Zusammensetzung derselben, folglich die Theorie der Fernröhre, Vergrößerungsgläser ꝛc. her. Die Alten kannten diese Wissenschaft nicht. Die Naturkunde der neuern Zeit hat ihr ungemein viel zu verdanken. Durch sie, oder vielmehr durch Hülfe der Gläser, die sie bilden lehrte, sind dem menschlichen Auge Gegenstände erreichbar geworden, von denen man bis dahin Nichts ahnte. Kepler, Snellius zu Leyden, Cartesius, Newton u. A. erweiterten nicht nur diese Wissenschaft, sondern gründeten auch einen großen Theil ihrer Entdeckungen auf dieselbe. In unsern Zeiten hat vorzüglich Dollond in London durch seine wichtigen Erfindungen (s. Achromatisch) die Dioptrik ungemein bereichert. Kästner lieferte zuerst eine vollständige Anwendung der allgemeinen Arithmetik auf die Dioptrik. — Dioptrisch, was dieser Wissenschaft angemessen ist oder sich darauf bezieht. (Vergl. Brechung der Lichtstrahlen, Fernrohr, Linsengläser.) S. „Dioptrica auctore Leonh. Eulero" (Petersb. 1769—71, 3 Bde., 4.). Deutscher Auszug durch Klügel: „Analytische Dioptrik" (Leipz. 1778, 2 Bde., 4.).

Diorama (Optik), 1) von Daguerre in Paris in neuerer Zeit dargestellt; unterscheidet sich von Panorama dadurch, daß das, ebensowie in diesem beleuchtete Gemälde in natürlicher Größe, aber nicht zirkelförmig, sondern viereckig, wie ein Gemälde erscheint. Die Täuschung, den Gegenstand wirklich zu erblicken, ist zwar ebenso groß, wie beim Panorama. — 2) Gemälde von Gegenständen, welche, durch Vergrößerungsgläser betrachtet, eine dem Panorama ähnliche Wirkung hervorbringen, eine Art großer Guckkasten.

Dioskorides (Pedanius), griech. Arzt, geb. zu Anazarbus in Cilicien, blühete um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr., machte verschiedene Reisen durch Europa und Asien und legte sich während derselben hauptsächlich auf die Pflanzenkunde. Wir besitzen von ihm ein vollständiges Lehrbuch der Materia medica in 5 Büchern, in welchem die meisten Heilmittel aus dem Pflanzenreiche genommen sind. Ferner werden ihm noch 2 andere Werke zugeschrieben, von denen das eine: „Alexiphar-

Digitized by Google

naca", mit der genannten Materia medica als die 3 letzten Bücher derselben verbunden worden. Es handelt von den Giften der 3 Naturreiche und ihren Gegengiften. Das andere führt den Titel „Euporista" und handelt von den leicht zu erhaltenden Heilmitteln. Die Sprache des Lehrbuchs, welches das ganze Mittelalter hindurch als Codex der Botanik galt, ist mit celtisch-thracischen Wörtern gemischt, die man in manchen Editionen besonders als Notha beigefügt findet. Immer bleibt dasselbe eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der alten Medicin. Die beste Ausgabe des Dioskorides ist von Saracenus (Frankf. 1598, in Folio), den besten Commentar lieferte Matthiolus (Venedig 1565, Folio).

Dioskuren, Kastor und Pollux, die beiden Zwillingssöhne des Jupiter, Schutzgottheiten der Kämpfer, Reiter und Schiffer. (S. Kastor und Pollux.

Diphthonge (griech.), Doppellaute, nennt man zusammengesetzte Vokale oder Selbstlaute, die mit einer Oeffnung des Mundes zugleich ausgesprochen werden; z. B. ai oder ay, au, ei oder ey, eu, oi oder oy und ui. Unrichtiger Weise werden die deutschen Laute, ä, ö, ü, von Einigen auch unter die Diphthonge gerechnet, weil sie glauben, sie seyen aus ae, oe und ue hervorgegangen.

Diplom (griech.), eigentlich ein Doppelbrief, d. i. ein zwei Mal zusammengelegter Brief; gewöhnlich eine mit Unterschriften und Siegel versehene Urkunde, in der Rechte, Freiheiten und Würden ertheilt werden, z. B. ein Adelsdiplom, eine Urkunde, in welcher der Adel ertheilt oder bestätigt wird; ein Doktordiplom ꝛc. Man vermuthet, daß erst im Anfange des 12. Jahrh. die deutschen Fürsten Diplome ertheilten, und Heinrich der Schwarze, aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg, soll deren zuerst 1120 ausgefertigt haben. — Diplomatarium ist die Sammlung alter Originalurkunden oder ihrer Abschriften.

Diplomatie (v. lat.) ist die Wissenschaft und Kunst der gesandtschaftlichen, besonders schriftlichen Unterhandlungen der Staaten, die sich auf die Kenntniß der politischen Verhältnisse, der individuellen Interessen und Rechte der Staaten untereinander bezieht; daher Diplomatiker, der diese Wissenschaft theoretisch treibt und der Staatsmann, der diese Kunst wissenschaftlich ausübt. Zu den Wissenschaften eines Diplomatikers rechnet man 1) das allgemeine Staats- und Völkerrecht, weil das Gesandtschaftsverhältniß ein staats- und völkerrechtliches Verhältniß ist; und 2) die Politik im engern Sinne des Worts, oder die äußere Staatsklugheitslehre, d. i. der Inbegriff von praktischen, aus der Erfahrung und Geschichte abgeleiteten Regeln, wie man zur Erreichung des Staatszwecks am Sichersten und seiner Würde am Angemessensten wirke. Nächst diesen allgemeinen Wissenschaften gehört zum Bereiche der Diplomatie die Kenntniß des auf Gewohnheiten und Verträgen beruhenden (positiven) Völker- und Gesandtschaftsrechts, des positiven Rechts der Staaten und ihres gegenwärtigen Zustandes überhaupt (Statistik), und weil die Vergangenheit hauptsächlich den Schlüssel zur Gegenwart enthält, ihrer Hauptwissenschaft, der Diplomatik (s. d.). Als Kunst ist die Diplomatie weit schwieriger, wie als Wissenschaft, und erfordert zu ihrer Ausübung einen tüchtigen, geschickten, sich durch Liebenswürdigkeit der Person und des Betragens, Feinheit und Gewandtheit auszeichnenden Mann, der Menschenkenntniß mit Divinationsgabe besitzt, um Verstellungen zu

durchschauen, absichtliche Täuschungen zu enthüllen und gelegte Fallen zu vermeiden; ein guter Diplomat wird daher geboren und verdankt das Wenigste einer künstlichen Bildung, und es zu seyn, ist eine der schwierigsten, aber auch dankbarsten Aufgaben für einen Staatsmann. In älteren Zeiten brauchte man Gelehrte, meist Doctoren der Rechte, zu Diplomaten und noch der westfälische Friede ward von solchen geschlossen. Sie bedienten sich zu ihren Unterhandlungen allgemein der lateinischen Sprache. Zu Anfang des 18. Jahrh. begannen Feldherren, wie Eugen, Villars, die Unterhandlungen zu leiten, und seitdem wurde die französische Sprache eingeführt. Noch später ging das ganze Geschäft in die Hände des Adels und besonders der Hofleute über, die freilich oft von engherzigen, das wahre Staatsinteresse nicht berücksichtigenden Ansichten ausgingen. Erst in neuerer Zeit haben die Monarchen dadurch, daß sie wichtige Angelegenheiten persönlich abmachten, oder doch durch ihre persönliche Gegenwart erleichterten (vgl. Congreß), der Diplomatie zum Theil ein anderes Ansehen gegeben. Lehrbücher der Diplomatie: A. de Wicquefort, „L'ambassadeur et ses fonctions", 6. Aufl., 2 Bde., 1764; Ahnert, „Lehrbegriff der Wissenschaften, Erfordernisse und Rechte eines Gesandten", Dresden 1784; von Moshamm, „Europäisches Gesandtschaftsrecht", Landshut 1805; Martens, „Manuel diplomatique, ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques etc.", Leipz. 1822. Viel Treffliches findet man auch in Woltmanns „Memoiren des Herrn von S — a", 3 Bde., Leipz. 1815. — Diplomatisches Corps, die Gesammtheit der bei einem Hofe accredirten Gesandtschaften; diplomatisiren, Etwas auf diplomatische Weise verhandeln ꝛc.

Diplomatik oder Urkundenlehre, die Wissenschaft von den schriftlichen Aufsätzen, welche über Rechte und Thatsachen auf eine feierlich und verbindliche Art ausgefertigt sind und den spätern Zeiten zu völligen Beweisdokumenten dienen. Als ein integrirender Theil der historischen Quellenkunde, kann sie wie die Universalgeschichte selbst nach den drei Hauptabschnitten, eine ältere, mittlere und neuere Diplomatik seyn; zumal da sich mit der Erfindung der Buchstabenschrift auch die Ausfertigung von Urkunden datirt. Doch hat man die Diplomatik nicht so weit in's Leben der Völker des Alterthums zurückgewiesen; denn da man noch bis jetzt aus den Archiven der alten Welt kein auf Pergament oder auf ägyptisches Papier geschriebenes Diplom hat auffinden können, welches über das 5. Jahrh. nach Chr. Geb. hinaufreichte, so hat man diese Zeit für den Anfangspunkt der Diplomatik angenommen. Jetzt hören wir demnach von einer ältern und neuern Diplomatik reden, und jene und diese trägt ein so eigenthümliches, sich wechselweise scharf abgrenzendes Gepräge an sich, daß man die eine in der andern kaum wiederzuerkennen vermag, und nicht begreifen kann, wie man die verschiedenartigsten Begriffe mit einem und demselben Namen belegen mochte. Verstand man unter der ältern Diplomatik die Wissenschaft, die Schriftzüge alter Urkunden und Bücher zu entziffern, zu verstehen und zu erklären, nach dieser Schrift, und deren äußern und innern Kennzeichen über ihr wahres Alter, ihre Bestimmung urtheilen und sie in bestimmten Fällen anwenden zu können; so bezeichnet man mit der neuern, auch Diplomatie (s. d.) genannt, die Wissenschaft oder Fertigkeit, öffentliche Geschäfte, welche schriftlich ausgeführt werden müssen, mit Gewandtheit zu betreiben, oder auch die Wissenschaft der äußern Verhältnisse der

Digitized by Google

Staaten überhaupt, insofern sie auf öffentlichen Urkunden und schriftlichen Verhandlungen beruht. Die ältere Diplomatik scheint demnach bloß dem Gelehrten, die neuere dem Staats- und Geschäftsmanne anzugehören, sodaß jene einen Theil der Antiquitäten, diese einen Zweig der Staatswissenschaften bildete. Dieses Verfahren hat seinen Grund in der Entstehung der Diplomatik, deren erste wissenschaftliche Begründung in die erste Hälfte des 16. Jahrh. fällt und meist durch deutsche Länderstreitigkeiten veranlaßt wurde. Nikolaus Zyllesius war der Erste, welcher sich um diesen wichtigen Theil der historischen Quellenkunde verdient machte in dem durch die Ansprüche des Erzbischofs von Trier auf die Reichsabtei St.-Maximin veranlaßten seltenen Werke: „Defensio Abbatiae imperialis S.-Maximini p. Nic. Zyll. etc.“ (1638, Fol.). Auf ihn folgte Daniel Heider, der mit großem Scharfsinn das berühmte Lindauische Diplom angriff. Diesen Beiden kann man mit Recht zur Seite setzen: Benjamin Leuber, der 1648 das berüchtigte magdeburgische falsche Diplom des Kaisers Otto I. unter die diplomatische Kritik zog; den Jesuiten P. Henschenius, der in seiner „Diatriba, de tribus Dagobertis“ (Antwerp. 1655) gegen die Urkunden der Dagoberte zu Felde zog; und Conring, dessen „Censura diplomatis etc.“ (Helmst. 1672, 4.) durch eine Lindauische Streitsache veranlaßt wurde. Aber Dan. Papebroich, ein antwerpener Jesuit, that auf dieser einmal betretenen Bahn einen größern Schritt, indem er in seinem „Propylaeum antiquarium“ schon wissenschaftliche Regeln aufstellte, nach welchen die Urkunden beurtheilt werden müßten. Da er hierin das Alterthum verschiedener Carmeliterklöster angriff, so zog er sich den Haß von diesem und dem Benedictinerorden zu, welches die Veranlassung war, daß Mabillon sein unvergeßliches Werk über die Diplomatik (libri VI. 1681. Suppl. 1704) schrieb, und der Wissenschaft selbst eine tiefere Begründung gab. Die neue, obgleich vielfach angefochtene Wissenschaft gewann seit dieser Zeit immer mehr Freunde. Mabillon's treffliche Grundlage der Diplomatik erhielt durch Maffei's „Istoria diplomatica“ (Mantua 1727) und Göttwich Gottfried von Bessel's „Prodromo Chron. Gottwicense“ (1732) mehr Licht; in Johann Heumann's „Commentarii de re diplomat. etc.“ (Nürnb. 1745) eine Schatzkammer brauchbarer Materialien; und endlich durch das große Hauptwerk Toustain's und Tassin's, zweier Ordensbrüder Mabillons, „Nouveau Traité de diplomatique“ (6 Bde., 4. mit 100 Kpf. 1750—65, übersetzt von Adelung, Erfurt 1769, 9 Bde. 4.) eine weit tiefere und wissenschaftlichere Begründung. J. C. Gatterer blieb die gänzliche Umgestaltung dieser Wissenschaft immer noch vorbehalten. Er brachte die ganze diplomatische Theorie in drei verschiedenen Werken auf drei Haupttheile, die er folgendermaßen classificirte: 1) Schriftkunde (Graphik); hierzu gehört a) die verschiedenen Gattungen Papier (Charta), Pergament, unser jetziges Papier, Dinte ꝛc.; b) die Lehre von Buchstaben, deren Eintheilung, von den Interpunktionen, Abbreviaturen ꝛc.; 2) Zeichenkunde (Semiotik), welche a) die Lehre von den Chrißmiß oder den verzogenen Buchstabenfiguren, so den alten Diplomen vorgesetzt sind; b) von den Rekognitionszeichen der Notarien, von den Kreuzen, Monogrammen, Siegeln ꝛc., enthält; 3) Formelkunde (Formularia), welche die innerlichen Kennzeichen der Schreibart ꝛc. in den Diplomen umfaßt, z. B. a) Titel, der wirkliche Inhalt, die gewöhnlichen Anfangs- und Schlußformeln ꝛc.; b) die Unterschriften der Kanzler und Erzkanzler

Digitized by Google

und der Zeugen, sowie die Zeitrechnung und Datums ꝛc. In seine Fußstapfen traten mit mehr oder weniger Abweichung Oberlin, Schwabe, Schwartner und Mereau, bis K. Traug. Gottl. Schönemann eine neue Reformation mit der Wissenschaft vornahm. Aber in allen Versuchen der Art blieben die Spuren der Entstehung der Wissenschaft nur allzusichtbar. Demnach scheint eine zweckmäßigere Ansicht von der Diplomatik etwa folgende zu seyn. Man betrachtet sie als eine historische Wissenschaft von den schriftlichen mit höherer Vollmacht versehenen Beglaubigungs- und Bestätigungsmitteln, und der Art der Ausführung derselben in einem rechtlichen Zustande der Staaten unter sich und in sich, von der Zeit an, wo die ersten Keime zu einem europäischen Staatensystem und rechtlicher Verfassung der Staaten sich entwickelten, bis auf unsere Zeit. Nach diesem Gesichtspunkte zerfiel sie: A) in die allgemeine, welche von den Urkunden überhaupt, nach deren Aeußerm und Innerm, von deren Ausfertigern, ihrer verschiedenen Beschaffenheit in verschiedenen Zeiten und Aufbewahrung handelte; und B) in die besondere Diplomatik, welche in die staats- und völkerrechtliche, die kirchliche, Privatrechts- und Privatdiplomatik zerfiel. Treffliche Dienste leisten dem historischen Forscher im Gebiete dieser Wissenschaft: Leibnitz's „Codex juris gentium diplomaticus", Martens's 1791 begonnener „Recueil des principaux traités" (Forts. und Ergänz. des Dumont- und Rousset'schen „Corps universel diplomatique" vom Jahr 1761) und „Supplément" seit 1808, fortgesetzt von Friedrich Saalfeld (der 10. Bd. 1824—26, erschien Gött. 1828), Flassan's „Histoire diplomatique de la France"

Diplopie (Diplopia, vom griech., Med.), Doppeltsehen, als Augenkrankheit; sie ist bald vorübergehend, bald dauernd. Ihre Veranlassung sind bald Nervenreize, Zorn, Schrecken, Trunk, ein Fall oder Schlag auf das Auge, oder auch Krampf, Lähmung und organische Fehler der Augenmuskeln. Unter die Mittel zu ihrer Beseitigung gehört besonders die Elektricität.

Dipodie (Syzygie, vom griech., Metr.), 1) das Messen und Lesen der Verse nach 2 Füßen (z. B. ein Dijambus, s. d.); hierdurch werden z. B. die 6füßigen Verse, der Herameter und der Senarius jambicus, zu 3füßigen Versen; 2) zwei solche zu einem verbundene Versfüße.

Dippel (Johann Konrad), ein Schwärmer, geb. auf dem Schlosse Frankenstein bei Darmstadt den 10. Aug. 1673; studirte zu Gießen Theologie, dann Medicin, weil er die Fesseln der Orthodoxie nicht ertragen konnte. Er irrte in verschiedenen Gegenden von Deutschland und Holland umher, hielt in Strasburg Vorlesungen über Astrologie ꝛc. und ging endlich nach Dänemark. Hier ließ er seinen Haß gegen die Geistlichkeit so aus, daß er auf Bornholm gefangen gesetzt wurde. Als er wieder loskam, begab er sich nach Schweden und setzte sich daselbst durch glückliche Kuren so in Ansehen, daß ihn der König in einer schweren Krankheit nach Stockholm berief. Auf dringendes Ansuchen der Geistlichkeit mußte er das Reich als ein Religionsspötter verlassen, konnte sich als Arzt auch in Kopenhagen und Hildesheim nicht halten und trieb sich dann als Advent, Charlatan und Herold seines innern Lichts, das er, sich göttlicher Offenbarungen rühmend, an die Stelle des Christenthums setzen wollte, unter Pietisten und Separatisten in Hessen und den Niederlanden herum, bis er den 25. April 1734 auf dem Schlosse Wittgen-

Digitized by Google

sium starb. In seinen frühern Jahren erschienen seine Sitten zweideutig. Bei aller Schwärmerei und Theosophie, wozu ihn das fleißige Lesen des Jacob Böhm gebracht hatte, war er einer der gelehrtesten Männer, besonders hatte er nicht gemeine Kenntnisse in der Chemie. Er soll der Erfinder des berliner Blaus gewesen seyn, wenigstens die Zusammensetzung desselben theoretisch erkannt haben. Die mehrsten Schriften von ihm sind unter dem Titel: „Eröffneter Weg zum Frieden mit Gott und allen Creaturen" (Amst. 1709, 4.), zusammen gedruckt worden. Eine neue Sammlung ward in 3 Bdn., Berleburg 1743, 4., veranstaltet.

Diepels thierisches Oel (ol. animale Dippelii, Med.), ein höchst rectificirtes ätherisches Oel, das durch wiederholtes Destilliren des stinkenden Hirschhorngeistes oder durch trockene Destillation der Knochen, des Hirschhorns und in mehrer Weise erhalten wird. Dippel (s. d.), der Erfinder, bereitete es aus dem Blute. Es ist wasserhell, von durchdringendem Geruch und muß vor dem Zutritt des Lichtes und der Luft, an einem feuchten Ort, gut verwahrt werden. Als nervenerregendes, krampfstillendes Mittel, zu 10, 20—30 Tropfen, ist es höchst schätzbar.

Diptichon, Diptychum, bei den Griechen und Römern ein Schreibtäfelchen, das aus zwei Blättern bestand, das man zusammenlegen konnte. Man machte sie gewöhnlich aus Elfenbein und überzog sie mit Wachs, um mit dem Griffel in der Geschwindigkeit hineinschreiben zu können. Die Consuln, Quästoren u. s. w. schickten beim Antritt ihres Amts dergleichen ihren Freunden zum Geschenk. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche erhielten die Diptycha eine besondere Bedeutung, indem man sie in drei Arten zerfallen ließ, und in die erstern den Namen und das Leben verdienter Bischöfe, welche an Festtagen verlesen wurden, aufzeichnete; in die zweite Gattung nahm man die Namen um die Kirche verdienter lebender Päpste, Könige, Fürsten und andere Großen geistlichen und weltlichen Ranges auf; und in denen von der dritten Art glänzten die Namen der in dem Herrn Verstorbenen, deren auch in öffentlichen Gebeten gedacht wurde. Nicht selten findet man auch in diesen Diptycha ein Verzeichniß der Getauften.

Directe Abgaben sind in den Schriften der Physiokraten oder Oekonomisten die Abgaben vom reinen Ertrage des Bodens. Später verstand man darunter die unmittelbar auf die verschiedenen Quellen des Einkommens, die Grundrenten, den Arbeitslohn und den Kapitalgewinn gelegten Abgaben. In Frankreich versteht man darunter die Abgaben, die unmittelbar, d. i. geradezu von den Besteuerten bezahlt werden müssen, namentlich die Grund-, Personen-, Mobiliar-, Thüren- und Fenster-, Patent- oder Gewerbsteuer.

Directionslinie (Phys.), Linie, in welcher ein Körper in seiner einfachen Bewegung seine Richtung nimmt; so ist die magnetische Nordlinie die Directionslinie für den Magnet, eine senkrechte, durch den Schwerpunkt eines Körpers auf den Horizont gezogene Linie die Directionslinie der Schwere ꝛc. Directionslinienwinkel, eigentlich ein jeder Richtungswinkel des Mörsers, den die Axe der Seele mit der Perpendicularlinie macht.

Directorium (v. lat.), 1) Führung, Leitung irgend einer Sache oder Angelegenheit; 2) ein Ausschuß von Personen, welchem, meist von Betheiligten gewählt, die Leitung irgend einer Gesellschaft, Anstalt ꝛc. übertragen ist; so 3) die Behörde, welche von dem 4. Nov. 1795

Digitized by Google

bis zum 10. Nov. (18. Brumaire) 1799 die Oberherrschaft in Frankreich führte, Seine Macht gründete sich auf die Constitution des Jahres 3 (beschlossen im Convent den 22. Aug. 1795). Das Directorium bestand aus 5 Mitgliedern; zu Anfang desselben La Révellière-Lépeaux, Letourneur, Rewbell, Barras, Carnot, zu Ende desselben Gohier, Moulins, Sieyes, Royer-Ducos und Barras; Barras regierte, nachdem Carnot verstoßen und geächtet worden war, seit 1796 fast unumschränkt, doch minderte sich seit Sièyes Eintritt seine Macht. Alle Jahre sollten von den Directoren 1 durchs Loos ausscheiden und durch 1 anderen von dem gesetzgebenden Corps aus ihrer Mitte oder aus den 7 Ministern zu wählenden ersetzt werden. Neben dem Directorium bestand der Rath der 500 und der Rath der Alten. Napoleon Bonaparte, den das Directorium selbst an die Spitze der Armee gestellt hatte, stürzte dasselbe nach der Rückkehr aus Aegypten. Zur Geschichte des Directoriums sind die „Mémoires de Gohier", des letzten Präsidenten (Paris 1824, 2 Bde.), wichtig.

Diren, s. Eumeniden.

Dis (Myth.), Gewaltiger, Name des Pluto und des Hades bei den Römern.

Dis ist der Name der vierten Saite unseres heutigen Tonsystems; sie macht gegen C eine merklich unter sich schwebende kleine Terz aus; wird aber statt der reinen kleinen Terz zu dem ⌒C moll gebraucht. Eben diese Saite wird auch als die große Terz zu ·|| gebraucht; endlich betrachtet man sie auch als Grundton, aus welchem sowohl in der harten als weichen Tonart kann gespielt werden.

Discant, s. Sopran.

Discantschlüssel, s. C-Schlüssel.

Disciplin, 1) der Theil der Erziehung, welcher in der Einschränkung regelloser Neigungen durch Zwang besteht, und 2) die Zucht selbst; daher das Disciplíniren, Jemanden zur Befolgung des Gesetzes gewöhnen. In den Klöstern nannte man früher die Selbstpeinigung ebenfalls Disciplin, und noch jetzt bezeichnen wir mit diesem Worte die sogenannte Kirchenzucht oder die Aufsicht über die Kirchenglieder, in Beziehung auf gottesdienstliche oder religionswidrige Handlungen; auch belegen wir in wissenschaftlicher Hinsicht jedes besondere Fach oder jede einzelne Wissenschaft mit diesem Namen.

Disciplinarsachen (Rechtsw.), Sachen, die auf die innere Ordnung im Leben eines Staatsdieners Bezug haben. — Disciplinarstrafen, Uebel, welche eine Uebertretung der Disciplin zur Folge hat; sie bezwecken hauptsächlich Angewöhnung an dieselbe und sind zu ihrer nothwendigen Aufrechthaltung erforderlich.

Discontiren (v. ital.), überhaupt abrechnen, abziehen, besonders einen Wechsel, der erst nach einer gewissen Zeit zahlbar ist, sogleich wie er vorgezeigt wird, mit einem verhältnißmäßigen Abzuge schon jetzt auszahlen und an sich kaufen, oder auch einen solchen gegen baare Zahlung mit Verlust einiger Procente an einen Andern abtreten. Disconto ist also der Abzug gewisser Procente von einem vor der Verfallzeit baar bezahlten Wechsel. Da dieser Abzug bald größer, bald geringer ist, je nachdem mehr oder weniger baares Geld an einem Handelsplatze umläuft, aber auch je nachdem der Discontant mehr oder weniger Vertrauen zu der Solidität des Acceptanten eines zu discontirenden Wech-

Digitized by Google

fällt hat: so sagt man, der Disconto ist gestiegen, wenn der Abzug größer, und der Disconto ist gefallen, wenn er kleiner ausgefallen ist. — Discontobanken sind Creditinstitute, bei welchen der Betrag von Forderungen, die erst späterhin fällig werden, schon jetzt zu erheben ist gegen Abtretung der Forderung und Vergütung eines Zinses (Disconto, meist 6 Procent oder monatlich ½) für den geleisteten Vorschuß. Der Nutzen solcher Banken besteht darin, daß der Verkäufer der Forderung dadurch Kapitalien zu neuen Unternehmungen in die Hände bekommt. — Discontircasse (caisse d'escompte), in Paris eine 1776 von Privatpersonen mit einem Kapital von 12 Millionen Franken errichtete Zettelbank, ging in der Revolution in die Banque de France über.

Discordia, s. Eris.

Discretion (latein.), ein Wort der Umgangssprache, welches im Allgemeinen die auf einen Andern zu nehmende achtsame und schonende Rücksicht bezeichnet, und daher bald durch Schonung, Bescheidenheit, Artigkeit und Mäßigung, bald durch Verschwiegenheit und Vorsicht, bald durch Nachsicht und Edelmuth ausgedrückt werden kann. — Sich auf Discretion ergeben (Kriegsw.), sich auf Gnade oder Ungnade ergeben.

Discretionstage (Respect-, Nach-, Ehrentage) sind im Wechselrechte Fristen, welche bei Verfallzeit der trassirten Wechsel dem Acceptanten zugestanden werden. Die Anzahl der Tage ist in den größten Handelsplätzen verschieden; in einigen werden 3, 2, 10, 12 bis 15 Tage, in andern gar keine gegeben. Wechsel auf Sicht haben an vielen Orten nur eine Zahlungsfrist von 24 Stunden; auf andern Plätzen aber, wo besonders die Bezahlung durch die Girobank geschehen muß, kann der Acceptant sich der gewöhnlichen Discretionstage bedienen. Das franz. Gesetzbuch hat den Discretionstagen den Stab gebrochen.

Discus, 1) eine Wurfscheibe von Stein, Erz oder Eisen, mit einem Loche in der Mitte, wodurch ein Riemen ging, vermittelst dessen man sie fortschleuderte. Er war gewöhnlich rund, bisweilen auch viereckig; meistens aber breit und wie eine Linse gestaltet, zugleich sehr schwer und glatt; um ihn daher besser halten zu können, pflegten die Discoboloten die Hand mit Erde zu reiben, woraus sich schließen läßt, daß er bisweilen auch ohne Riemen mit der bloßen Hand geworfen wurde. Man warf ihn bald senkrecht in die Höhe, um zu versuchen, wer ihn am Höchsten bringen könne, bald vorwärts in einem Bogen nach einem gewissen Ziele. Er ist sehr alt, denn Homer gedenkt seiner schon; Perseus soll ihn erfunden haben. Auch bediente man sich desselben bei den olympischen Spielen. Apollo tödtete damit den Hyacinth. Bei Gelegenheit dieser Erzählung gibt uns Ovid in seinen „Metamorphosen" (B. 9) eine gelungene Beschreibung des Discusspieles. — 2) Heißt Discus in der griechischen Kirche der Teller, auf welchem beim Abendmahl das Brot liegt. Er ist aus Silber oder Gold, etwas tief und hat einen schmalen Rand. Den Deckel dazu nennt man Discokalymma. — 3) Auch belegt man den mittlern Theil einer Blüthe mit diesem Namen.

Disjunction (v. latein.), 1) (Logik), die Zerlegung des Ganzen einer einzutheilenden Sphäre in ihre Theile. Ein disjunctives Urtheil hat die Form: A ist entweder B oder C (z. B. geradlinien Drei-

Digitized by Google

ecke sind entweder rechte, oder spitze, oder stumpfwinkelige). 2) (Rhet.), wenn bei verschiedenen Sätzen, die eigentlich sämmtlich gemeinschaftlich nur ein Verbum haben sollten, jeder ein besonderes Verbum hat. — Disjunctive Sätze, einander so entgegengesetzte Sätze, daß wechselnd das Stattfinden des einen das des andern aufhebt. Solche Sätze werden durch die Disjunctionspartikeln verbunden, wie: oder, entweder u. oder, weder u. noch.

Dismoll (Musik), eine der 12 weichen Tonarten, welcher das dis zu Grunde liegt. Es hat 6 Kreuze vorgezeichnet und nur der Ton h bleibt unverändert. Wegen der vielen vorgezeichneten Kreuze wird sie höchst selten gebraucht und statt ihrer das völlig gleiche Saiten habende es moll geschrieben. In Dismoll wird übrigens das c durch das große Kreuz um einen ganzen Ton zu cis cis erhöht.

Dispache heißt im Seerecht die Eintheilung und Berechnung des Seeschadens sowohl bei Assekuranzen insbesondere, als auch überhaupt bei solchen Unglücksfällen, wodurch ein Schiffer genöthigt ist, einige Güter u. dgl. über Bord zu werfen. Um diese Dispache zu finden, werden sowohl die verloren gegangenen und beschädigten, als auch die erhaltenen Güter durch eigends hierzu bestellte Leute, Dispakteurs, angeschlagen, und der Schaden alsdann unter die Betheiligten nach Verhältniß ihres Kapitals vertheilt.

Dispensation (lat. Dispensatio), die Aufhebung oder Modification eines verbietenden Gesetzes für einen einzelnen Fall, welche von der höchsten Gewalt ausgeht und so vielfacher Art seyn kann, als die verbietenden Gesetze selbst sind. Sie steht, was weltliche Angelegenheiten betrifft, in monarchischen Staaten dem Regenten zu, allein da sie bei allzuhäufigem Gebrauch das ganze Gesetz aufhebt, oder auch in einzelnen wichtigen Verhältnissen die Grundlagen der Staatsverfassung erschüttern kann, so gibt es constitutionnelle Ausnahmen dieser Befugniß. In geistlichen (vorzüglich in Ehesachen) ist die Dispensation in der katholischen Kirche eine Sache der geistlichen Obrigkeit, des Bischofs; in den wichtigen Fällen (z. B. von abgelegten Gelübden) aber dem Papste selbst vorbehalten. Die weltliche Regierung kann nur verlangen, daß ihre Unterthanen dergleichen nicht ohne ihr Vorwissen suchen und erhalten. In der evangelischen Kirche ist das Dispensationsrecht an die Landesherrn, oder wenn diese katholisch sind, an die Staatsregierung und die von derselben eingesetzte oberste geistliche Behörde gekommen. Die Dispensation ist Gnadensache; es kann also über Versagung derselben nie ein rechtliches Gehör verlangt werden. Sie hat ihre natürlichen Grenzen, indem sie, einestheils den erworbenen Rechten Andrer Nichts entziehen, daher die Ertheilung und ihre Wirkungen wohl im Wege Rechtens angefochten werden können, anderntheils, indem sie niemals mit rechtlicher Wirkung bei solchen Gesetzen eintreten kann, welche eine schon von Natur oder nach den Vorschriften der Religion unbedingt unerlaubte und schändliche Handlung verbieten. Daher ist z. B. das Verbot der Ehe zwischen Eltern und Kindern und zwischen Geschwistern einer Dispensation unfähig („Preuß. allgem. Landrecht", Th. II, Tit. I, §. 10); ebenso würden die Dispensationen zu Mord, Diebstahl, Betrug und Anderm, was schon nach dem Vernunftrechte Verbrechen ist, ohne rechtliche Wirkung seyn. Der Souverain ist durch seine Eigenschaft als Regent von den Verboten der gewillkürten Gesetzgebung frei (princeps legibus

Digitized by Google

solutus est); allein von jenen natürlichen Verboten kann er sich auch nicht dispensiren, sondern nur, wenn er sie übertritt, nicht zur persönlichen Verantwortung gezogen werden. Seine eigne Befreiung geht daher natürlich nicht weiter, als er auch Andre dispensiren könnte, und constitutionnelle Gesetze können ihn auch hierin noch mehr beschränken.

Dispensatorium ist ein Buch, in welchem alle einfache, zusammengesetzte und zubereitete Arzneimittel aufgezeichnet und genau beschrieben, die Art ihrer Erhaltung und Zubereitung gelehrt, und ihr und der Preis der mancherlei Apothekerarbeiten bestimmt ist. Heutzutage hat fast jede größere Stadt ihr eigenes Dispensatorium, welches den Apothekern zur Richtschnur dient, und nachdem sie auch in gerichtlichen Fällen beurtheilt werden. In Deutschland ist das preußische, das als „Dispensatorium reg. et elect. Borusso-Brandenb." (Berlin 1731, Fol.) zuerst erschien, in neuerer Zeit („Pharmacopoea borussica") das vorzüglichste, das auch mehre kleinere deutsche Staaten angenommen haben.

Dispensiren (v. latein.), 1) freisprechen, erlassen; 2) (Med.), Arzneien zum Bedürfniß für Kranke ausgeben, was eigentlich nur den Apothekern zusteht. Das Selbstdispensiren der Aerzte ist im Allgemeinen in medicinisch-polizeilicher Hinsicht unstatthaft und nur da, wo gute Apotheken fehlen, wie besonders in der Praxis von Landärzten, zulässig. Doch nehmen es auch homöopathische Aerzte für sich in Anspruch, was auch bei den kleinen Gaben, die sie ertheilen, und die sich oft nicht der Mühe eines Recepts verlohnen, am angemessensten ist.

Dispondeus (Metrik), ein Fuß, der aus 2 Spondeen besteht (— — — —), z. B. Landwehrmannskost, Vollmondsaufgang, Mittagsmahlzeit.

Disponiren (v. lat.), 1) verfügen, anordnen; 2) Jemand zu Etwas bewegen; 3) (Hdlgsw.), gleich dem Principal einer Handlung über wichtige Gegenstände verfügen, Wechsel acceptiren, Verfügungen zu Zahlungen treffen. Der damit Beauftragte heißt Disponent und hat fast immer die Procura der Handlung.

Disposition, Anordnung, Verfügung, Einrichtung, Entwurf (z. B. zu einer Predigt, zu einem Manöver, einem Gefecht), Gemüthsstimmung, Anlage, Geneigtheit. Jedes Alter hat verschiedene, aber der Mensch im Ganzen bleibt immer der nämliche. Mit zehn Jahren reizen ihn Kuchen, mit zwanzig Jahren eine Geliebte, mit dreißig Lustbarkeiten, mit vierzig Ehrgeiz, mit fünfzig Geiz; und wann ist nur Weisheit sein Zweck? — Glücklich, wer wider Willen zu ihr geführt wird.

Disputation, oder logischer Streit, ist von Zweien oder Mehren zugleich angestellter, gelehrter Streit, bei welchem die eine Partei (der Opponent) das gerade Gegentheil von Dem zu behaupten oder zu begründen sucht, was die andere (der Respondent oder Defendent) für wahr gehalten wissen will. Dieser logische Streit ist also von dem physischen Kampfe wesentlich verschieden, obgleich dieser oft aus jenem entsteht. Man streitet aber nicht, um zu streiten, sondern Friede ist das Ziel des Streits. Man kann vernünftiger Weise bloß Einstimmung der Urtheile dadurch bewirken wollen. Die Dissonanzen des Erkenntnißvermögens in verschiedenen Subjekten sollen dadurch in Harmonie aufgelöst werden. Es ist also nicht hinlänglich, bloß Einwürfe gegen die Behauptung eines Gegners vorzubringen, denn dadurch wird sie zwar bestritten, aber nicht widerlegt. Hierzu gehört, daß die Ungültigkeit

Digitized by Google

derselben erwiesen werde, damit der Gegner die Falschheit seines Urtheils einsehe. Denn ein wahres Urtheil kann nur bestritten, aber nie wiederlegt werden. Soll aber die Widerlegung selbst gründlich seyn, so muß sie nicht bloß aus gewissen, vom Gegner zwar für wahr gehaltenen und bis dahin zugestandenen Sätzen, die aber, an sich betrachtet, ungültig sind, geführt werden; denn alsdann ist die Widerlegung nur scheinbar, bewirkt bloße Ueberredung, mithin keinen dauerhaften Beifall, sondern aus allgemein gültigen Gründen, wodurch der Gegner wirklich widerlegt und Ueberzeugung bewirkt wird. Die Regeln des logischen Streites sind folgende: a) Man bestimme vor allen Dingen den Streitpunkt genau und weiche nicht von demselben ab; b) man suche sich über die Grundsätze zu vereinigen, aus welchen der Streit geführt werden soll; c) man prüfe die Beweise des Gegners, zuerst in Ansehung der Form, dann in Rücksicht der Materie; d) man halte indessen die Widerlegung eines Beweises, den der Gegner für seinen Satz anführt, nicht sogleich für eine Widerlegung des Satzes selbst; e) ist es möglich, so widerlege man nicht bloß, sondern suche auch die Quelle zu entdecken, aus welcher der Irrthum des Gegners entsprungen; f) man streite mit Humanität. — Der logische Streit kann entweder als vertrauliches Gespräch oder als öffentliche Disputation (Inaugural-Disputation), z. B. zur Erlangung der Doctorwürde, geführt werden. Die dem Disput zu Grunde gelegte Streitschrift nennt man ebenfalls Disputation.

Dissenters (wörtlich Widersprechende, Andersdenkende) nennt man in England alle Religionsparteien, die von dem Lehrbegriffe der herrschenden Kirche abweichen. Ehedem hießen sie Non-Conformisten und Recusants (Weigerer), weil sie die 39 Artikel nicht unterschreiben wollten. Protestant-Dissenters nennt man sie zum Unterschiede von den Nicht-Protestanten, die von der bischöflichen Kirche abweichen, Katholiken, Quäker, Juden. Arianer, Socinianer, Unitarier, Methodisten aber, die keine besondere Parteien ausmachen, sondern unter andern Parteien sich finden, werden, genau genommen, nicht zu den Dissenters gerechnet. Nach der Einführung der Reformation unter Eduard VI. und Elisabeth ward die Religion des Königs zur herrschenden erklärt. Alle übrigen Parteien wurden ausgeschlossen, harte Gesetze gegen sie gemacht, und selbst ein altes Kirchengesetz von der Verbrennung der Ketzer blieb in Kraft. Diejenigen aber, deren Ueberzeugungen von dem herrschenden Lehrbegriffe abwichen, blieben dennoch im Schoße der bischöflichen Kirche, und bis 1645 fuhren die Non-Conformisten fort, mit jenen zum Abendmahl zu gehen. Die Trennung der Dissenters datirt sich von 1672, wo sie eigene Häuser zu gottesdienstlichen Versammlungen errichteten. In dem Kampfe, den Karls II. Begünstigung des Katholicismus zwischen ihm und dem Parlamente entzündete, wurde 1673 die Test-Akte gegeben, welche verordnet, daß Jeder, der ein öffentliches Amt übernimmt, 3 Monate nach seiner Anstellung das Abendmahl in einer bischöflichen Kirche öffentlich empfangen, und darüber von dem Prediger und dem Kirchenvorsteher einen Schein beibringen soll. Ueberwiesen, dieser Verordnung entgegen gehandelt zu haben, ward man für immer unfähig, in irgend einem Gerichtshofe zu klagen, Legate zu empfangen, Vormund oder Testaments-Exekutor zu werden, irgend ein öffentliches Amt in England und Wales zu verwalten, und mußte überdieß 500 Pf. St. Geldstrafe erlegen, auch sollte keine Verjährung gegen die verwirkte

Digitized by Google

Strafe schützen. Nach einem einige Zeit vorher gegebenen Gesetze (Corporation Act) konnte Niemand in einer Corporation aufgenommen werden oder ein Amt bei derselben verwaltet, der nicht ein Jahr nachher das Abendmahl nach dem Gebrauche der bischöflichen Kirche empfing. Da diese Gesetze ursprünglich in der Absicht waren gegeben worden, die Katholiken auszuschließen, und die Dissenters die Anstrengungen des Parlaments gegen die Unternehmungen des dem Katholicismus günstigen Hofes kräftig unterstützten, so wurden bald von Seiten des Parlaments Versuche gemacht, einen Unterschied zwischen Katholiken und protestantischen Dissenters festzusetzen. Dieß gelang, bei dem Widerstande des Hofes, erst 1678, doch nur insofern, als den Dissenters Zutritt zu dem Parlamente gestattet ward, wovon die Katholiken ausgeschlossen blieben; ohne Erfolg ward aber selbst das Ansehen Wilhelms III. in Anspruch genommen, um die Aufhebung der Corporations- und Test-Akte zu bewirken. Ja es wurde sogar noch 1711 eine Akte gegeben, welche es öffentlichen Beamten zur Bedingung machte, nicht nur das Abendmahl zu genießen, sondern auch während ihrer ganzen Dienstzeit sich strenge nach den Lehren der englischen Kirche zu richten. Doch ward dieß Gesetz 1718 wieder aufgehoben. Selbst in spätern Zeiten, z. B. 1735, 1739, 1787, 1789, 1790, wurden erneuerte Anträge auf Widerruf jener Akten im Parlament zuweilen mit großer Stimmenmehrheit verworfen. Die Lage der Dissenters ward jedoch in neuern Zeiten sehr erleichtert, ja ihre frühern Beschwerden größtentheils erledigt, da seit 1743 jährlich sogenannte Indemnity bills durchgingen, durch welche die vorhergegangenen Verletzungen der Test-Akte verziehen wurden. Von andern Bedrückungen wurden die Dissenters 1767 ebenfalls befreit. Man hatte lange die Gewohnheit gehabt, sie zu gewissen Aemtern in Corporationen zu ernennen, weil man wußte, daß sie dieselben, ohne ihr Gewissen zu beschweren, nicht annehmen konnten, und also genöthigt seyn würden, die Geldstrafe zu bezahlen, welche das Gesetz Demjenigen auflegt, der sich weigert, gewisse Gemeindeämter anzunehmen. Die Geldstrafen, welche auf diese Weise in London von Dissenters, die sich weigerten, das Amt eines Sheriffs anzunehmen, waren erpreßt worden (600 Pf. St. in jedem Falle) machten eine so große Summe aus, daß man 1739 das Mansion-house davon erbauen konnte. Seit der Emancipation der Katholiken ist die Test- und Corporationsakte aufgehoben. S. Englische Kirche, Independenten, Presbyterianer und Unitarier.

Dissidenten nennen seit 1736 die Polen Alle, die der herrschenden (katholischen) Religion nicht zugethan sind, aber freie Religionsübung haben; also Lutheraner, Reformirte, Griechen, Armenier, mit gänzlichem Ausschluß der Wiedertäufer, Socinianer und Quäker. Schon bei Luthers Lebzeiten fand die Reformation in Polen Eingang, wurde aber unter Siegmund Augusts Regierung (1548—72) so sehr ausgebreitet, daß Viele vom Volke, und sogar die Hälfte des Senats und mehr als die Hälfte des Adels lutherisch oder reformirt waren. Der Vergleich von Sendomir 1570 verband die Lutheraner, Reformirten und böhmischen Brüder zu einer, auch für politische Zwecke vereinigten Kirche, deren Glieder durch den 1573 vom Könige beschworenen Religionsfrieden (pax dissidentium) den Katholiken in bürgerlichen Rechten ganz gleich gesetzt wurden. Aber man beging den großen Fehler, den Ver-

Digitized by Google

hältnisse beider Religionen nicht festzusetzen, und veranlaßte dadurch die blutigsten Zwiste. Den Dissidenten wurden die nachher mehrmals bestätigten Rechte nach und nach entzogen, besonders 1717 und 1718 unter August II., wo man ihnen das Stimmrecht auf dem Reichstage nahm. Noch mehr verloren sie einige Jahre später (1733) unter August III.; und auf dem Pacificationsreichstage (1736) wurde sogar ein altes Gesetz erneuert, vermöge dessen jeder König katholisch seyn mußte. Nach der Thronbesteigung des letzten Königs Stanislaus Poniatowski brachten die Dissidenten ihre Beschwerden auf dem Reichstage 1766 an und wurden von Rußland, Dänemark, Preußen und England unterstützt. Rußland, welches diese Gelegenheit benutzte, seinen Einfluß in die polnischen Angelegenheiten zu erweitern, nahm sich ihrer besonders an und brachte 1767 einen Vertrag zu Stande, durch den sie der katholischen Partei wieder gänzlich gleichgestellt wurden; auch hob der Reichstag von 1768 die ihnen nachtheiligen Schlüsse auf. Da aber der Krieg mit den Gegenconföderationen ausbrach, und das Reich getheilt wurde, so ging Nichts in Erfüllung, bis endlich die Dissidenten 1795 alle Freiheiten wieder bekamen, mit Ausnahme des Rechts, auf Senator- und Ministerstellen Anspruch zu machen. Die neuern Schicksale Polens haben den Dissidenten mit den Katholiken gleiche Rechte verschafft.

Dissonanz (lat., Mißton, Musik), der Zusammenklang zweier oder mehrer Töne, deren Verbindung dem Ohre widrig ist. Oft nennt man auch den Ton oder das Intervall selbst so, welches diese widrige Wirkung auf das Gehör hervorbringt. Der Ursprung der Wohlklänge in der Musik kann kein anderer, als die unzertrennbare Eintracht harmonischer Verhältnisse heißen; je näher das Verhältniß eines Tons zum andern, desto wohlklingender, aber einfacher ist die Wirkung, und je entfernter jenes Verhältniß ist, desto übelklingender, aber auch mannigfaltiger ist die Wirkung. Hieraus läßt sich nun wohl bestimmen, welchen Gebrauch man von Wohl- und Uebelklängen in der Musik machen, und welche Wirkung man sich davon versprechen kann. Das Dissoniren entsteht aus etwas Widersprechendem in der Empfindung, darum scheint das Dissoniren in der Musik eine Aehnlichkeit mit dem Widrigen zu haben, welches wir immer bei Sachen empfinden, welche Das nicht sind, was sie nach unserm innern Gefühlvermögen eigentlich seyn sollen. Man kann für gewiß annehmen, daß wir die verschiedenen Höhen der Töne ebenso klar empfinden, als wir die Verschiedenheit in der Länge an neben einander liegenden Linien sehen. Darin liegt der Grund der Beobachtung, daß man die Ton- und Dissonanzen aus dem Verhältnisse der Zahlen beurtheilen könne. Das Dissoniren zweier Töne liegt darin, daß man aus dem aus beiden zusammen gesetzten Klange etwas Widersprechendes empfindet. Wenn wir die zwei nebeneinander liegenden Töne gleich hören, so entsteht aus ihrer nahen Uebereinkunft das dunkle Urtheil in uns, daß sie gleich hoch seyn sollen, unsere Empfindung aber widerspricht diesem Urtheile; folgen aber zwei neben einander liegende Töne nach einander, so haben sie durch die ganze diatonische Leiter nicht das mindeste Unangenehme. Dieses kommt bloß daher, daß man im letzten Falle nicht in unserer Empfindung zu glauben veranlaßt wird, beide für Einen Ton halten zu müssen. Keine Töne können gegen einander dissoniren, als die, welche um weniger als eine Terz auseinander liegen. Daraus folgt: 1) daß jedes Intervall, welches um weni-

Digitized by Google

er als eine Terz vom Grundton oder dessen Octave absteht, nothwendig dissonire, und 2) daß ohne Rücksicht auf den Grundton oder dessen Octave zwei Töne, die um weniger als eine Terz auseinander liegen, wenn gleich auch jeder für sich mit dem Grundton consonirt, dennoch unter sich dissoniren. Wenn wir dem Entstehen der Dissonanzen in der Musik nachspüren wollen, so finden sich nach der Einführung des mehrstimmigen Gesanges nach und nach dazu die Veranlassungen. Die natürlichste scheint die Ausfüllung der Intervalle, durch welche eine hohe Stimme ihren Gesang fortführte, gewesen zu seyn. Die Dissonanzen, deren es jedoch mehre Arten gibt, bringen viele Lebhaftigkeit in die Musik und sind, gut gewählt, ein sehr wichtiges Hülfsmittel zum guten Ausdruck, indem sie enge Verbindungen, Aufhaltungen, Verwickelungen, Erwartungen und Täuschungen des Gehörs erwecken. Eine vollständige Tabelle der verschiedenen Dissonanzen, in welcher zugleich ihr Gebrauch angegeben wird, findet sich in „Sulzers Theorie der Künste und Wissenschaften" (1. Theil, Seite 693) sowie daselbst sehr treffliche Bemerkungen über den Ursprung und die Wesenheiten der verschiedenen Dissonanzarten zu lesen sind.

Distanz, die Entfernung, der Abstand eines Dinges von andern in gerader Linie. Sie zu messen, bedient man sich gewisser gegebener Mittel, so z. B. um die Distanz der Sonne und aller Planeten von der Erde zu bestimmen, benutzt man seit dem 18. Jahrh. den Vorübergang der Venus vor der Sonne. — Die Distanz des Geschützes darf bei den Feldbatterien nie unter 10 Schritt auf jede Kanone oder Haubitze seyn, und muß nach Beschaffenheit der Umstände bis auf 20 und 25 Schritt vergrößert werden, sobald es nur der Raum erlaubt. — Distanzmesser (Mikrometer) ist ein Fernrohr, auf dessen Objectivglase ein Netz oder auch nur ein Maßstab sich befindet, um durch die bekannte Höhe der Gegenstände (z. B. eines Mannes), die man sieht, ihre Entfernung zu bestimmen (vgl. Diastimeter). Für die Artilleristen sind die Distanzmesser unentbehrlich, um bei noch weiten Entfernungen des Feindes die Elevationswinkel durch die zu erreichende Schußweite zu bestimmen.

Distelmeyer (Lambertus), geb. zu Leipzig 1522, erlangte durch seine Kenntnisse einen so großen Ruf, daß ihn der Cardinal Granvella in spanische Dienste zu ziehen versuchte und die Ernestinische Linie des Hauses Sachsen die ehrendsten Anträge ihm machte. Er schlug diese aber aus und blieb in Diensten des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, der ihn zu den wichtigsten Geschäften brauchte. Er beförderte die Erhebung des Markgrafen Friedrich von Brandenburg zum magdeburger Erzbischofe, wohnte 1555 der Schließung des Religionsfriedens zu Augsburg bei und setzte die Mitbelehnung Brandenburgs über Preußen 1568 glücklich durch. Auch wußte er den Kurfürsten zu bewegen, die Festung Spandau zu erbauen, Fabriken anzulegen und die von Philipp II. vertriebenen Niederländer in seine Staaten aufzunehmen. Er starb 1588.

Distelorden, oder der St.-Andreasorden in Schottland, dessen Entstehen schottische Geschichtschreiber ins Jahr 787 setzen, der aber wahrscheinlich von Jakob V. von Schottland 1540 gestiftet, von Jakob II. von Großbritannien 1687 erneuert und von Georg I. 1727 mit neuen Statuten versehen wurde. Das Ordenszeichen ist eine goldene aus Disteln und Weinreben oder Rautenblättern bestehende Kette, an der das

Digitized by Google

Bild des heil. Andreas, des Patrons von Schottland, mit seinem Kreuz hinabhängt, mit der Ueberschrift: Nemo me impune lacessit. Es gehören nur 12 Ritter dazu; der König ist Großmeister.

Distichon (eine Doppelreihe) ist ein aus einem Hexameter und Pentameter bestehendes metrisches Zeilenpaar, wie uns Schiller in folgendem Distichon auf das Distichon ein treffliches Beispiel an die Hand gibt:

Im Hexameter steigt des Springquells silberne Säule,
Im Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

Für die Elegie ist dieses Versmaß die geeignetste Form; oft bedient man sich auch des Distichons zur Einfassung einzelner kleiner Gemälde, um durch diesen Rahmen den Erguß der Empfindungen mehr zu heben. Die Epigramme der Griechen tragen fast alle das Gepräge dieser Form an sich, und der Deutsche verschmähete es nicht, vielen seiner poetischen Produkte den Stempel dieser Form aufzudrücken. Nationen, welche dieses Versmaß nicht haben, nennen oft jedes kleine Gedicht in zwei Stanzen ein Distichon.

Distribution, Vertheilung. Der Distributionsbescheid ist das oberrichtliche Urtheil, wie die Concursgüter des Schuldners unter die Gläubiger nach ihrer Stellung vertheilt werden sollen.

Diterich (Johann Samuel), geb. 1721 zu Berlin, studirte zu Frankfurt und Halle Theologie, ward 1748 Prediger zu Berlin und starb dort als Oberconsistorialrath und Archidiaconus 1797. Er schrieb mehre treffliche Andachtsbücher und veranlaßte die Gesangbuchsveränderung im protestant. Deutschland durch eine Sammlung Lieder, welche er 1765 herausgab. Zweiundvierzig von ihm gedichtete Lieder sind großentheils in die neuen evangel. Gesangbücher aufgenommen.

Dithyrambus, Beiname des Bacchus, weil er 2 Mal geboren worden seyn sollte, ein Mal von seiner Mutter Semele, und dann aus der Hüfte seines Vaters Jupiter, oder weil ihm mehre Mütter gegeben wurden. Dann ein Gedicht zur Ehre des Gottes an seinen Festen gesungen. Da man diese Feste mit allem Uebermuth feierte, der dem trunkenen Gotte gefallen mußte, so konnte es nicht fehlen, daß auch der zu ihrem Gottesdienste gehörende Dithyrambus eine Art trunkener Raserei athmete. Sie dienten daher auch zur Aufführung lebhafter und stürmischer Tänze, welche meistens sich in die Runde drehten. Die Eigenthümlichkeiten dieser Dichtart waren die Zusammensetzung vieler Wörter zu einem einzigen, sehr lang gedehnten, das Ohr ermüdenden und doch durch das Volltönige desselben die Einbildungskraft erschütternden Worte. Ferner Bilder, welche ohne Bezug auf einander und ohne Folge aneinander gereiht wurden, und ihre Verbindung nur errathen ließen, indem die heftige Begeisterung dem Verfasser nicht erlaubte, sie anzugeben, oder anders, als in heftigen Sprüngen, einherzuwandeln. Bald fand man darin keine Regeln der Kunst, bald wurden sie nach verschiedenen Sylbenmaßen und Gesangmelodien eingerichtet. Es gab in dieser Dichtungsart gute und auch schlechte Dichter. Letztere suchten besonders im Anfange ihrer Stücke durch die Pracht solcher Bilder zu blenden, die von Lufterscheinungen und den himmlischen Zeichen hergenommen waren. Daraus entstand ein Scherz beim Aristophanes. In einem seiner Lustspiele wird ein Mensch, der vom Himmel herabgekommen ist, gefragt, was er dort gesehen habe? „Ein Paar Dithyrambendichter", antworte.e er. „Sie

Digitized by Google

liefen quer durch die Wolken und die Winde, um Dunst und Nebel zu haschen, woraus sie einen Eingang zu ihren Gedichten machen wollten". Nach der wilden phrygischen Tonart ward der Dithyrambus in Chören gesungen. Arion aus Methymná, auf der Insel Lesbos, wird für den Erfinder gehalten; in die öffentlichen Spiele führte ihn zuerst Lasos aus Hermione ein. Es ist Nichts als der Name davon auf uns gekommen, und wenn man diesen von Gedichten unserer Zeit gebraucht findet, muß man sich darunter nur eine höhere Begeisterung denken, wie sie in einigen lyrischen Gedichten, z. B. in Schillers „Lied an die Freude", gefunden wird. Einige Hymnen von Klopstock sind fast Dithyramben; Willamov hat einen ganzen Band verschiedener Gedichte so benannt, und Voß auch einige seiner neuesten.

Ditmarsen (Dithmarschen), jetzt veralteter Name eines Theils des Herzogthums Holstein an der Nordsee, 7 Meilen lang und 4 Meilen breit, durch die Eider im Norden vom Herzogthum Schleswig und die Elbe vom Herzogthum Bremen getrennt, grenzt im Osten an das eigentliche Holstein und im Westen an das deutsche Meer. Es ist an den Küsten durch starke Dämme oder Deiche gegen Ueberschwemmungen geschützt und sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Leinsamen ꝛc. Es wird in Nord- und Süd-Ditmarsen abgetheilt; jenes besaß Holstein-Gottorp bis 1773, wo es dem König von Dänemark gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst überlassen ward. Es hat keine Städte, aber ansehnliche Flecken und Dörfer. — Die Ditmarsen haben ihre alterthümliche republikanische Verfassung, nach der sie in Kirchspiele eingetheilt sind, die keinen Adel haben, bis jetzt beibehalten; ebenso sind ihnen manche abenteuerliche Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen, sowie das ditmarsche Landbuch eigen, ein Codex alt-sassischer Rechte, der 1321 von den 48 Richtern (damals Regenten) des Landes entworfen, 1447 abgeändert ist. Erste Ausg. 1495, Fol., neue Ausg. 1539, verbessert publicirt 1567, gedruckt Glückstadt 1667, 4., neue Aufl. 1711.

Dittanaklasis (Dittaleoclauge), ein von Müller zu Wien 1808 erfundenes Instrument, 3 Fuß breit, mit 2 einander entgegenstehenden Claviaturen versehen. Der Ton ähnelt dem des Bassethorns.

Ditters von Dittersdorf (Karl), geb. zu Wien 1739, einer der beliebtesten und vielleicht der Erste unter den komischen Theatercomponisten unserer Nation, voll Charakter, Laune, naiver Erfindung, Gewandtheit in der musikalischen Declamation und Behandlung seiner Texte, selbst Dichter. Schon als Knabe zeigte er große Anlage zur Musik, kam 12 Jahre alt in die Dienste des Prinzen Joseph Friedrich v. Hildburghausen, dann zum kaiserl. Hoftheater, durchreiste Italien in Gesellschaft des Ritters Gluck, trat nach seiner Rückkehr in die Dienste des Bischofs von Großwardein und 1769 in die des Fürst-Bischofs von Breslau, der ihn 1770 zum Forstmeister und 1773 zum Landeshauptmann von Freienwaldau ernannte. Durch ihn erhielt er ein kaiserl. Adelsdiplom und nannte sich nun, da er früher nur Ditters geheißen, Ditters von Dittersdorf. Nach dem Tode des Fürst-Bischofs aber gerieth er in sehr drückende Umstände und starb auf einem Gute in Böhmen bei einem Freiherrn von Stillfried 1799. Er hinterließ mehre Oratorien („Isaak", „David", „Hiob", „Esther"), Symphonien, Concerte und Trios. Unter seinen thea-

Digitized by Google

tralischen Compositionen erwarb ihm die Oper „Der Doctor und Apotheker", die erste deutsche, welche nach Art der italienischen mit langen Finalen versehen ist, und welche er 1786 aufs wiener Theater brachte, ferner „Hieronymus Knicker" und „Das rothe Käppchen" ausgezeichneten Beifall. Sogar die Italiener haben seiner deutschen Musik italienischen Text untergelegt und seine Opern wurden in Italien mit Beifall aufgeführt.

Divan, Diwan, 1) in der Türkei ein von der Erde einen Fuß hoch erhabenes Gerüste, das man in allen Sälen der Palläste und Zimmern der Privatpersonen findet, das mit einer kostbaren Tapete bedeckt ist und viele an die Wand gelehnte gestickte Kissen hat. Auf ihm ruht der Herr des Hauses und nimmt die Besuche an. Daher 2) das höchste Staatscollegium in der Türkei, das jede Woche 2 Mal, Sonntags und Dienstags, im Serail gehalten und Galibé-Divan genannt wird. Die Anzahl der Mitglieder hängt von Zeit und Umständen ab. Der Großvezier hat den Vorsitz; der Mufti erscheint nur auf ausdrückliche Einladung. An der Thüre außerhalb des Divan stehen der Sphailar-Aga, Silhader-Aga und mehre andre Offiziere. Die bei kritischen Umständen zusammengerufene außerordentliche Versammlung der Großen, des Ulema und der Kriegsbeamten heißt, da sie stehend gehalten wird, Adschak-Divan, d. i. Divan zu Fuß. In dem davon verschiedenen Divan im Palast des Großveziers präsidirt er gewöhnlich selbst und hat Montags die Mollas von Ejub und Skutari, Mittwochs den Stambol-Effendi, Freitags die Kadileskiers von Rumelien und Natolien und Sonnabends den Molla von Galata zu Besitzern. Hier werden die Rechtssachen entschieden und die Spahis bezahlt. 3) Der Geheimerath oder das vornehmste Collegium zu Tunis und Tripolis, in dem der Dey oder Bey präsidirt. 4) Bei den Arabern, Persern und Türken Benennung einer vollständigen Sammlung gewisser lyrischer Poesien, die bei ihnen Gaseln heißen und das Besondere haben, daß ein einziger Reim durch das ganze, nie über 14 Versen lange Gedicht durchgeführt ist. Vollständig ist eine solche Sammlung nach ihren Forderungen, wenn sie ebenso viel Abschnitte hat, als ihr Alphabet Buchstaben, und in jedem Abschnitte wenigstens ein Gedicht ist, dessen Reimwort mit dem zu diesem Abschnitte gehörigen Buchstaben endigt, wobei aber jene Buchstaben, womit wenige oder gar keine Worte endigen, ausgenommen sind. Joseph von Hammer hat mehre Divans übersetzt und sie so in Europa bekannt gemacht. Göthe ahmte den Ton dieser Gedichte in seinem „Westöstlichen Divan" (Stuttg. 1822) nach.

Diversion (v. lat.), Abwendung von einem drohenden Uebel; in der Kriegssprache ein Ablenkungszug oder Ablenkungsangriff, also eine veränderte Richtung, wodurch die Absicht des Feindes vereitelt oder seine Aufmerksamkeit auf einen andern Punkt hingerichtet werden soll, um ihn zur Theilung seiner Macht zu nöthigen.

Divertissement (Divertimento) ist ein sonst sehr gewöhnliches Instrumental-Tonstück, aus einigen sehr wenig ausgeführten, mit Tanzmelodien abwechselnden Sätzen bestehend, gewöhnlich von keinem bestimmten Charakter, sondern nur zur Ergötzung des Gehörs. Divertissements-Tänze sind gleichfalls in den Ballets ohne Charakter.

Dividende (Dividendus), in der Rechnenkunst die zu theilende größere Zahl oder diejenige, in welche dividirt werden soll. Die kleinere, mit

Digitized by Google

welcher dividirt oder getheilt werden soll, heißt Divisor, z. B. 4 in 16, wo 4 der Divisor und 16 der Dividend ist. — Die Dividende ist derjenige Theil des Gewinnes, der von den Vorstehern einer Handelsgesellschaft jährlich unter die Actionnairs vertheilt wird, also Theilungsbetrag, Gewinnantheil.

Divinationsvermögen (Phil.), das nach manchen Psychologen den Menschen inwohnende Vermögen, gewisse zukünftige Begebenheiten durch ein dunkles Gefühl vorauszuempfinden.

Division, in der Arithmetik eine Rechnungsart, welche eine Zahl oder Größe finden lehrt, die mit ihren Einheiten anzeigt, wie viel Mal der Divisor in dem Dividend (s. d.) enthalten ist; in der Logik die logische Eintheilung; im Kriegswesen, eine Heeresabtheilung, die im Felde gewöhnlich aus 2 Brigaden Fußvolk oder aus 2 bis 3 Brigaden Reiterei besteht. In Preußen besteht jetzt jede Division aus 1 Brigade Linieninfanterie, 1 Brigade Landwehr und 1 Brigade Cavallerie, jede Brigade aber aus 2 Regimentern; 1 bis 2 Batterien werden ihr im Kriege beigegeben. Der Divisionsgeneral, der sie befehligt, ist der Nächste nach dem Feldherrn des Corps. Oft nennt man auch das Zusammenstoßen von 2 Compagnien oder Eskadrons eine Division, auch die 2 Züge einer Compagnie, z. B. beim Colonnenmarsch zum Deployiren. Feuert ein Bataillon nach seinen Divisionsabtheilungen zu 2 Compagnien, so feuert es divisionsweise. — Division einer Flotte ist die unter einem eigenen Commandanten stehende Abtheilung derselben.

Division (jur.), 1) Divisio parentum inter liberos, elterliche Theilung ihrer Verlassenschaft unter die Kinder. Nach römischem Rechte haben Eltern und Großeltern die Befugniß, ihren dereinstigen Nachlaß ohne weitere Förmlichkeit unter die Kinder zu vertheilen. Sie bedürfen dazu keines Testaments (worin Erbeinsetzungen enthalten seyn müßten), sondern nur eines schriftlichen Aufsatzes, welcher entweder von ihnen oder von den Kindern selbst unterschrieben ist. Die Kinder sind dann an die Bestimmung der Theile, auch wenn sie sehr ungleich ist, gebunden, nur können sie, wenn sie nicht ein Mal den Pflichttheil haben, dessen Ergänzung fordern. 2) Exceptio divisionis, wenn Mehre sich für eine Schuld gemeinschaftlich verbürgen, so haften sie an sich nur Jeder für seinen Theil (das beneficium divisionis), aber häufig entsagen sie diesem Vortheil (der exceptio divisionis) und erklären damit, daß Jeder für das Ganze bürgen will.

Djezzar (Achmet), Pascha von Syrien zur Zeit, als Bonaparte sich Aegyptens bemächtigte, war aus Bosnien gebürtig und soll sich als Sklave an Ali Bey nach Aegypten verkauft haben. Nachdem er sich dessen Gunst erworben, schwang er sich nach und nach bis zum Befehlshaber von Kairo auf, trug aber nicht wenig zum Sturz seines Wohlthäters bei und wurde türkischer Bassa zu Akre. Den Namen Djezzar, d. i. Schlächter, erhielt er wegen seiner blutgierigen Grausamkeit. Den Befehlen der Pforte gehorchte er jedoch nur, wenn er wollte, und schien deutlich dadurch zu erkennen zu geben, daß er sich unabhängig machen wolle. Als daher Bonaparte in Aegypten gelandet war, sandte derselbe einen seiner Offiziere an ihn, um ihn einzuladen, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen; doch Djezzar, entrüstet, daß abendländische Christen seinem Gebiete sich zu nahen wagten, sandte den Offizier zurück und ließ alle übrigen Franzosen in Akre ins Gefängniß werfen. Dieß

Digitized by Google

verschaffte ihm von Neuem das Zutrauen der Pforte; er erhielt den Oberbefehl über die Streitkräfte derselben gegen die Franzosen und wurde bei seinem Unternehmen vortrefflich unterstützt durch einen Emigranten, Namens Philippeaux, sowie von Sidney Smith. Dennoch wurde er in offener Feldschlacht allenthalben geschlagen, nöthigte aber durch die hartnäckige Vertheidigung Akre's den kühnen Corsen zum Rückzuge (1799). Späterhin führte er noch blutige Fehden mit dem Großvezier und dem Pascha von Jaffa und starb 1804, unermeßliche Schätze hinterlassend.

Dmoll (Mus.), eine der 12 weichen Tonarten, bei der h durch ein vorgezeichnetes b in b verwandelt wird.

Dnepr, Dnieper (sonst Borysthenes, später Danapris), Fluß in Rußland, entspringt 20 Meilen oberhalb Smolensk auf den alaunischen Höhen, geht mit vielen Krümmungen durch die Gouvernements Mohilew, Czernigow, Kiew und Jekaterinoslaw, und fließt zwischen Cherson und Ochakow in das schwarze Meer. Sein Lauf beträgt gegen 200 Meilen. Einige Wasserfälle machen ihn auf ein Stück unschiffbar.

Dneſtr oder Dnieſtr, reißender schiffbarer Fluß, entspringt auf der Grenze von Ungarn, im karpathischen Gebirge in Ostgalizien, läuft durch Galizien, die Bukowina und das europ. Rußland und fällt nach einem Laufe von 88 Meilen bei Akierman in das schwarze Meer. Er ist wegen vielen Klippen schwer zu befahren, bildet bei Jampol einen gefährlichen Wasserfall und nimmt die Padharze auf.

Dobberan, Schloß und Flecken (2200 Einw.) mit einem Amte, eine Stunde von der Ostsee, im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. In der Kirche sieht man die Begräbnisse der alten Herzoge von Mecklenburg und andern Personen. Eine Viertelmeile davon zieht sich der heilige Damm, ein hoher Wall durch die Natur künstlich gebildeter und wunderbar gefärbter Steine, weit in die Ostsee hinaus. Das Meer soll diese Steine in einer Nacht, vielleicht durch ein Erdbeben aufgeregt, ausgeworfen haben. Das vormalige Cistercienserkloster ist jetzt ein fürstliches Jagdschloß. Das eine Stunde von Dobbran entfernte Seebad, die älteste deutsche Seebadeanstalt, ward auf Befehl des Herzogs 1793 angelegt. Nahe an der Ostseeküste liegt, umgeben von kleinen Gebäuden, das große Badehaus, welchem das Seewasser durch Pumpen und Röhren zugeführt wird. Man nimmt kalte und erwärmte Bäder; auch sind Vorrichtungen zum Regenbad, zur Mutterdauche ꝛc. Gebadet wird in der See mittelst Badekarren mit 4 Rädern, welche die Badezeit über in der See bleiben, und aus deren innerm Raume, der zum Entkleiden dient, eine Treppe ins Wasser hinabführt. Gegen die Macht der Meereswellen ist das Ufer durch eine Mauer geschützt. Ein hohes, schattenreiches Portal, von dem Bade zum Ruhen und zur Abkühlung bestimmt, mit einer schönen Aussicht auf die weite See, steht am Ufer. Nach dem Bade kann man in einem Lustwalde sich Bewegung machen. Seit 1811 ist ein Haus für 12 arme Kranke errichtet, welche die Bäder ganz frei erhalten. Da nur wenige Curgäste im Badehause wohnen können, so nehmen alle andre ihre Wohnung in Dobberan, wo man sehr gutes Unterkommen findet. Für die Verschönerung Dobberans hat der Großherzog viel gethan. Der Kämp, ein großer Platz, enthält schattenreiche Anlagen, auch einen Concertsaal. Das große Logirhaus, das zu Wohnungen für Curgäste bestimmt ist, hat einen Saal für Spiel und Unterhaltung. Rauschende Vergnügungen sind in das nahegelegene Ge-

Digitized by Google

blinde verwiesen. Seit 1805 ist ein Schauspielhaus erbaut. In der Nähe liegen: der Park mit seinem Wasserbecken, der Jungfernberg mit seinen Anlagen und der Aussicht auf die mit Schiffen belebte See und landeinwärts bis Rostock; der Büchenberg, die Bademühle, die Althofermühle ꝛc. Entferntere sehenswerthe Orte sind: Dietrichshagen mit seinem Berge, einem der höchsten Hügel Mecklenburgs, von welchem aus man den größten Theil Mecklenburgs, die Ostsee mit mehren Inseln, bis Holstein überschaut. Warnemünde, der koventer Landsee, wo man sich mit der Schwanenjagd belustigen kann u. dgl. m. (Vgl. Vogel's „Handb. zur Kenntniß von Dobberan", Rostock 1819.)

Dobrowsky (Joseph), Abbé, D. der Philosophie, Mitglied der k. böhm. Ges. d. Wissensch. u. a. m., war den 17. Aug. 1753 von böhm. Eltern zu Jermet bei Raab in Ungarn geboren. Er trat in den Jesuitenorden und wurde Rector des Generalseminariums zu Hradisch bei Olmütz; dann lebte er 40 Jahr in Prag als Erzieher, später als Hausfreund in dem gräflichen Nostitzschen Hause. Dobrowsky reiste viel, meistens zu Fuß. 1792 ging er mit dem Grafen Sternberg nach Stockholm, Petersburg und Moskau, um Handschriften zu vergleichen; 1793 fg. machte er eine Reise nach Italien. Vergl. seine „Literarische Nachrichten von einer im Jahr 1792 unternommenen Reise in Schweden und Rußland" (Prag 1796). Dobrowsky war der gelehrteste Slawe in der östreichischen Monarchie. Er machte sich durch seine „Geschichte der böhmischen Sprache und ältern Literatur" (umgearbeitete Ausgabe, Prag 1818), durch sein „Methodius und Cyrillus, der Slawen Apostel" (Prag 1823), durch seine „Slawin" in 10 Heften und durch seine „Institutiones linguae Slavicae veteris dialecti" (1822) um die Literatur verdient. Zuletzt war er mit einer kritischen Ausgabe des Jornandes für die frankf. Gesellsch. für die ältere deutsche Gesch. beschäftigt; auch gab er 1827 die „Hist. de expedit. Frider. Imper. edita a quodam Clerico Ausberto" heraus. Dobrowsky starb den 6. Jan. 1829 auf einer Reise zu Brünn. S. sein Bildniß in Ritters v. Rittersberg biograph. Skizze des Abbé Dobrowsky (Prag 1829).

Dobson (William), berühmter englischer Bildnißmaler, geb. zu London 1610, bildete sich nach Vandyk, ist gefällig und kräftig in der Manier; die Köpfe haben Leben, auch verstand er die Reize der Frauen durch seinen Pinsel noch mehr zu erhöhen. In Gemälden vom schönen Geschlechte war er überhaupt am Glücklichsten. Karl I. machte ihn zu seinem ersten Maler. Unstreitig hätte er sich den Titel des britischen Tintoretto, womit man ihn beehrt, mit vollem Rechte erworben, wenn er nicht, kaum 36 Jahr alt, als Opfer seiner ausschweifenden Lebensart gefallen wäre.

Docke, 1) in der Schiffsbaukunst der Ort, wo die Schiffe im Hafen liegen, oder eine Abtheilung im Hafen, wo die Schiffe neu gebaut oder ausgebessert und kalfatert werden. Er hat gewöhnlich große Schleusen oder Thüren, die das See- oder Flußwasser von dem Eindringen abhalten, um ungehindert arbeiten zu können. Nach geendigter Arbeit werden die Schleusen geöffnet, das Wasser dringt in die Docken und führt das Schiff vom Stapel (Gerüste) in den Strom. — 2) In der Baukunst die kleinen, dicken, einen Sims oder Kranz tragenden Säulen, die zusammen ein Geländer (Dockengeländer, Balustrade) bilden.

Digitized by Google

Doctor heißt, nach der eigentlichen Bedeutung des Worts, ein Lehrer. Im 12. Jahrh. aber, da man anfing, auf den italienischen Universitäten das römische Recht zu lehren, machte der Kaiser Friedrich I., welcher Alles anwendete, diesen Theil der Rechtsgelehrsamkeit in Aufnahme zu bringen, aus diesem Worte einen Ehrentitel, welchen er Denen ertheilte, die sich durch vorzügliche Lehrgaben auszeichneten. Der berühmte Irnerius (Werner) erhielt zuerst 1128 die Doctorwürde auf der Universität Bologna, und so wurde bald den Universitäten von den Kaisern das Recht verliehen, unter ihrer Autorität und Namen, Doctores legum zu ernennen. Da nun die Päpste aus Nacheiferung und politischem Interesse ebenso sehr das Studium des kanonischen Rechts begünstigten, so ertheilten sie den Universitäten gleichfalls Privilegia, Doctores canonum und Decretalium zu ernennen. Beide Arten Doctoren unterschieden sich lange durch die Namen Legisten und Decretisten und waren oft im heftigsten Federkriege mit einander begriffen, bis endlich der Friede dadurch hergestellt wurde, daß man, wenn der Candidat die Fähigkeit besaß, beide Würden ihm zusammen verlieh. Diese hießen nun Doctores juris utriusque. Seitdem ist es fast auf allen Universitäten Gebrauch geworden, daß diese Würden zugleich ertheilt werden. Nach dem Beispiele der Rechtsgelehrten, wurden auch bald von den Theologen und Aerzten Doctoren ernannt; die erste Zeit von dem Kaiser und den Päpsten; in der Folge aber auch von den Facultäten. Nur die Philosophen behielten ihren weit älteren Magistertitel bei. Doch nennen sich die Magister der Philosophie in neuern Zeiten auch Doctoren. Den Rang der Doctoren bestimmen ihre Facultäten; daher denn der Doctor der Theologie vor dem der Rechte; dieser vor dem der Medicin; und der wieder vor dem Doctor der Philosophie den Vorrang hatte. In der neuesten Zeit kam auch die Würde eines Doctors der schönen Künste überhaupt, oder auch einzelner, z. B. Doctor der Musik (in England) auf. Die medicinischen Facultäten ernannten in neuerer Zeit auch Doctoren der Chirurgie, auch wohl der Geburtshülfe mit und ohne den Titel eines Doctors der Medicin. Nach alter Verfassung soll, wer zum Doctor ernannt werden will, keine Flecken an sich tragen, die die Würde entweihen könnten. Auch ertheilte sie einen persönlichen Adel, welchen man dem Geschlechtsadel gleich schätzte, ja wohl diesem selbst vorzog. In unserer Zeit hat nur in der theologischen Facultät der Doctortitel noch einen Theil seines frühern Ansehens behauptet, weil er gewöhnlich nur akademischen Lehrern oder Geistlichen von anerkanntem Verdienst ertheilt wird. Bei den übrigen Facultäten, wo er auch gegen Erlegung einer bedeutenden Summe zu haben ist, pflegt er gewöhnlich nur die Beglaubigung eines in der Wissenschaft nicht erfolglos gemachten akademischen Cursus und deßhalb erfolgter Prüfung zu seyn. In mehren Staaten aber wird selbst die auf Landesuniversitäten ertheilte Doctorwürde zur juristischen oder medicinischen Praxis nicht als ausreichend erachtet und überhebt nicht einer nochmaligen Prüfung. Nur in seltenen Fällen erhielten auch Frauenzimmer die Doctorwürde, so: Dorothea Schlözer zu Göttingen 1787 und Mariane von Siebold zu Gießen 1817. Juden erlangen in neuerer Zeit unbedenklich auf evangel. Universitäten die medicinische und philosophische Doctorwürde. Die Ertheilung dieser Würde geschieht gewöhnlich auf Universitäten in einem feierlichen Act, dem in der Regel eine Prüfung vorausgeht. Wird der Candidat von der Facultät für geeignet anerkannt,

Digitized by Google

so erhält er auf mehren Universitäten den Titel Baccalaureus oder auch Doctorand (spottweise Doctor am Rande), der, wenn die nachfolgende Promotion auf unbestimmte Zeit zurückgesetzt, oder auch weiter gar nicht gesucht wird, ihm gleichwohl verbleibt. In der Regel aber hat er nun eine Inauguraldissertation, gewöhnlich in lateinischer Sprache, auszuarbeiten und sie drucken zu lassen. Der Decan der Facultät ladet dann zur anberaumten Feierlichkeit durch öffentlichen Anschlag, gewöhnlich auch unter Ausgabe eines gelehrten Programms, die Mitglieder der Universität, und wer sonst daran Theil nehmen will, ein. Hier erhält nun der zu Promovirende die Aufgabe, seine Inauguralschrift, oder auch ihr beigefügte, oder an ihre Stelle aufgestellte Thesen, als Respondent, im öffentlichen Hörsaale vom niedern Katheder aus, gegen gewählte oder auch freiwillig auftretende Opponenten, in lateinischer Sprache, zu vertheidigen. Es geschieht Dieß entweder unter dem Präsidium des Decans der Facultät, der dann den obern Katheder einnimmt, oder ohne denselben (sine praeside). Nachdem die Opponenten durch ein „concedo" erklärt haben, daß ihnen die Vertheidigungsgründe genügen, erfolgt die Doctorpromotion durch den Decan vom obern Katheder aus, unter solennen Formeln und Gebräuchen, worunter, ehemals allgemeiner als in neuerer Zeit, der Doctorhut (nach den Statuten purpurroth und von viereckiger Form) paradirt, der dem Promovirten vom Decan aufgesetzt wird. Gewöhnlich wird auch derselbe noch vorher durch ein solennes Angelöbniß (Doctoreid) verpflichtet. Nach beendigter Feierlichkeit erhält der creirte Doctor als Doctor legitime promotus von der Facultät eine pergamentene Urkunde (Doctordiplom) über die erhaltene Würde; zuweilen folgt der Feierlichkeit ein solennes Mahl (Doctorschmaus). Außer dieser gewöhnlichen und achtbarsten Weise wird die Doctorwürde auch durch bloße Autorität hierzu Berechtigter verliehen. Nicht nur die deutschen Kaiser hatten ehemals das Recht, unmittelbar Doctoren zu ernennen, sich vorbehalten, und in der Reichshofrathstaxe war für das Doctorat ein eigner Ansatz, sondern es behauptet noch der Papst immer das Recht, Doctoren durch Bullen zu ernennen (Bullendoctoren, Bullati doctores). Auch ertheilen wohl Facultäten, unter besonderer Begünstigung, ohne vorherige Promotion, und auch wohl Abwesenden, Doctordiplome, ja als bloße Ehrenbezeigung auch, in seltnen Fällen, hohen und durch besondere Verdienste ausgezeichneten Personen. Eine solche erhielt z. B. der Fürst Blücher bei seiner Anwesenheit in England von der Universität Oxford, und man erzählt, daß er bei dessen Empfang geäußert, wenn man ihn für einen Doctor erkläre, so müsse man den Grafen Gneisenau wenigstens zum Apotheker ernennen, indem dieser bei der Kur des franz. Uebermuths treulich mitgewirkt habe. Bei 50jährigen Jubelfeiern (Doctorjubiläum) wird gewöhnlich ein früheres Doctordiplom von den Facultäten erneuert.

Doctrinairs, in der franz. Deputirtenkammer die Partei des ehemaligen Ministers, Herzogs von Decazes; standen zwischen den strengen Liberalen und Ultra's mitten inne. Sie erhielten den Namen Doctrinairs, weil sie mehr auf philosophische Principien ihre Sätze stützten, während ihre Gegner mehr die Erfahrung zu Hülfe zogen. Ihr Wortführer war besonders Roger-Collard, ihr vorzüglichster Schriftsteller aber außerhalb der Deputirtenkammer, Guizot. Sie haben sich seitdem ganz mit der liberalen Opposition vereinigt.

Digitized by Google

Dodd (William), geb. 1729 zu Bourne in Lincolnshire; studirte Theologie und ward 1752 Vicarius zu Westham bei London. Er war ein sehr beliebter Prediger und erhielt durch seine Reden wie durch seine Schriften allgemeinen Beifall, und ungeachtet eines ausschweifenden Lebens, eine Predigerstelle zu London, ward 1765 königl. Hofprediger, Doctor der Rechte und Erzieher des nachmaligen Lords Chesterfield. Wegen eines Versuchs, den Lordkanzler durch ein an dessen Frau gerichtetes, anonymes Billet, worin er derselben 3000 Louisd'or versprach, wenn sie ihm zu einer reichen Pfründe verhelfe, zu bestechen, ward er seiner Hofpredigerstelle entsetzt und sehr verspottet, sogar aufs Theater gebracht, verlor aber dadurch die Gunst des Publicums keineswegs. Von neuem stürzte er sich nun in Schulden, die ihn endlich zu dem Entschluß brachten, auf den Namen seines Zöglings, des Grafen Chesterfield, einen falschen Wechsel zu machen und sich so 4000 Pf. Sterl. zu verschaffen. Dieser Betrug ward jedoch entdeckt und Dodd 1777, trotz der Fürbitten des Lords Chesterfield und einer überreichten, von 20.000 Personen unterzeichneten Bittschrift, zu Tyburn mit dem Strange hingerichtet. Unter seinen vielen und sehr beliebten Schriften: „The beauties of Shakespeare selected", 2 Bde., London 1752; „The sisters, a novel", 2 Bde., ebend. 1754, ein schlüpfriger Roman, auch ins Deutsche übersetzt; „A new commentary on the bible", 3 Bde., London 1765—1770, Fol.; „Sermons to young men", 3 Bde., ebend. 1771, deutsch von Kaspar Velthuisen, Lemgo 1772—73, ist die letzte: „Gedanken im Gefängnisse", London 1781, die merkwürdigste.

Dodekadik (Dodekadisches System), Vertheilung der Zahlen in Klassen von zwölffach steigenden Einheiten, deren jede Klasse 12 enthält. Es wäre dem dekadischen System vorzuziehen, wenn es nicht den Sprachen an Benennungen für die einzufügenden Zahlen fehlte und überhaupt die Verbreitung des letztern nicht zu allgemein wäre. Der Vortheil der Dodekadik ist, daß Duodecimalbrüche öfter vollständig geliefert werden können, als Decimalbrüche, indem diese nur dann abbrechen, oder vollständig sich darstellen lassen, wenn der in Decimaltheilen ausgedrückte Nenner bloß 2 und 10 als Factoren enthält, jene aber abbrechen, wenn der Nenner 2 und 3 zu Factoren hat, welche letztere Zahl in jeder höhern viel häufiger vorkommt, als die Zahl 5. Werneburg bemühte sich vergeblich, das dodekadische System (welches jetzt nur in der Meßkunst benutzt wird) allgemein einzuführen, in seinem Beweis, daß das Taun-Zahlensystem das einzige vollkommene sey, in ein taun einard sechs taunten Jahre, oder im letzten Jahr des 18. Jahrh. und: „Teliosadik" (1 Thl., Leipz. 1060 [1800]).

Döderlein (Johann Christoph) geboren zu Windsheim in Franken 1745; Professor der Theologie seit 1772 zu Altdorf und seit 1782 zu Jena, wo er als Doctor der Theologie und geheimer Kirchenrath 1792 starb. Er war einer der angesehensten Theologen seiner Zeit, und hat um Exegese des A. T., Dogmatik und Moral sich große Verdienste erworben. Hauptschriften: „Fragmente und Antifragmente über Lessings Beiträge zur Literatur", 2 Thle., Nürnb. 1787, neue Aufl. 1788; „Geistlicher Religionsunterricht nach den Bedürfnissen der Zeit", 12 Thle., ebend. 1790—1803; „Institutiones theol. christ. s. dogmatica." 2 Thle. ebend. 1797; gab auch „Auserlesene theologische Bibliothek", Leipzig 1780—1791, heraus.

Digitized by Google

Dodona, 1) ein Ort in der thessalischen Landschaft Pelasgiotis am Flusse Eurotas, welcher den Perrhäbern gehörte. 2) Berühmter als dieser war das in Epirus gelegene Dodona durch eines der ältesten Orakel Griechenlands. Diese Stadt, welche Deukalion erbaut haben soll, gehörte anfangs den Thesprotiern, nach diesen den Molossern. Der Ursprung ihres Namens ist ungewiß. Ob von einer Seenymphe dieses Namens, oder von Deukalions Sohn Sodon, oder von einer Tochter Jupiters und der Europa, oder vom Flusse Dodon (Don), oder von einem Anführer der nach Epirus wandernden Colonie, verschweigt uns die Geschichte; der Tempel, der älteste in Griechenland, war dem Jupiter geheiligt, der nach ihm Konogaios genannt wurde. Seine Entstehung erzählt die Mythe auf folgende Art: Zwei Tauben, die Thebe von ihrem Vater Jupiter erhalten hatte, flogen einsmal von Theben in Aegypten, die eine nach Libyen, wo ein Orakel des Jupiter Ammon gestiftet wurde, die andere nach Epirus, ließ sich auf einem Eichbaume nieder und befahl den Einwohnern, an dieser Stelle ein Orakel des Jupiter zu gründen. Die Priesterinnen des Orakels befragten es auf verschiedene Art. Bisweilen stellten sie sich nahe an den prophetischen Baum, welcher sich in dem Tempelhaine befand, und belauschten das Gesäusel seiner Blätter; oder sie horchten auf das Geräusch der an seinem Fuße entspringenden Quelle, oder sie weissagten aus den Tönen, die mehre um den Tempel hangende Kupferbecken hervorbrachten; endlich wurde auch durch das Loos der Wille der Götter erforscht. Von dem heiligen Haine erzählte man, daß er von den Faunen, Dryaden und Satyren bewohnt wurde; die Eichen selbst aber redeten mit menschlicher Stimme und weissagten. Das Schiff der Argonauten war aus diesen Eichen erbaut und hatte dieselbe Eigenschaft. Das Orakel verlor seine Heiligkeit und Kraft erst, als das Christenthum in diesen Gegenden sich verbreitete; Dodona selbst wurde der Sitz eines Bischofs. Nach Reichardt jetzt Bonila.

Doge (vom lat. dux) war die höchste obrigkeitliche Person in den ehemaligen Republiken Venedig und Genua, hatte herzoglichen Rang und wurde aus den Senatoren gewählt. In Venedig dauerte seine Würde lebenslang; der erste daselbst war Paluccius Anafestus, erwählt im Jahr 687. Anfangs war die Macht des Doge sehr groß, später aber stellte er bloß den Regenten von Venedig vor, ohne es wirklich zu seyn. In Genua wurde alle 2 Jahre ein neuer Doge gewählt, welcher erst nach 12 Jahren wieder zu dieser Würde gelangen konnte. Er mußte einen bestimmten Pallast bewohnen und immer zwei Senatoren bei sich haben, ohne die er weder Audienz ertheilen, noch einen an ihn eingelaufenen Brief erbrechen durfte. Während seines Amts hatte er den Titel Durchlaucht, nach Ablauf der Regierungszeit aber erhielt er wie jeder andere Senator den Titel Excellenz wieder. Deßbalb redete ihn der Staatssekretär bei Niederlegung der Regierung im Senat mit folgenden Worten an: „Ihre Durchlaucht haben Ihre Zeit beschlossen; nun verfügen sich Ihre Excellenz nach Hause".

Dogma, 1) (Philos.), Lehrsatz, Lehrmeinung, auch ein synthetischer Satz, der die Gewißheit in sich selbst, seinem Inhalte nach, trägt. Die Kant'sche Philosophie leugnet letztere, weil die reine Vernunft nicht über Begriffe hinausgehe. — 2) (Theol.), s. Dogmatik.

Dogmatik (kathol. Bearb.), die wissenschaftliche Darstellung der Dogmen. Dogma im engern Sinne ist eine von Gott geoffenbarte und

Digitized by Google

von der Kirche als solche anerkannte Glaubenslehre. Die Reihe der Dogmen ist in der Schrift und Tradition gegeben und abgeschlossen, die Kirche kann keine neuen schaffen und hat keine neuen geschaffen; alle die Lehren, worüber die Kirche in der Folge bei entstandenen Zweifeln und Streitigkeiten, eine feierliche Erklärung erlassen hat, mußten vorher schon in der göttlichen Offenbarung, obwohl noch unentwickelt vorhanden seyn. Die Dogmen heißen biblische, wenn sie klar und deutlich in der Schrift ausgedrückt sind, kirchliche, wenn sie daraus oder aus der Tradition von der Kirche entwickelt und erläutert sind, reine (pura), wenn ihr einziger Erkenntnißgrund die positive Offenbarung ist, vermischte (mixta, Mysterien), wenn sie zwar geoffenbart, aber zugleich aus der Vernunft erkennbar sind, Dogmen erster Ordnung (principalia), deren Kenntniß zur Seligkeit nothwendig ist, und zweiter Ordnung (secundaria), die nicht wesentlich zur Erlangung der Seligkeit nothwendig ist. Die kathol. Dogmatik ist in neuern Zeiten von den scholastischen Spitzfindigkeiten gereinigt, gründlicher und systematischer bearbeitet worden, vorzüglich von Neubauer, Stattler, Zimmer, Galura, Schwarzhüber, Schwarz, Klüpfel, Wiest, Frint, Dobmayer, Brenner, Ziegler, Hermes, Liebermann u. A. — 2) (evangel. Bearb.), theolog. Wissenschaft, welche die christlichen Glaubenslehren (Dogmen) im systematischen Zusammenhange darstellt und kritisch begründet. Durch Anwendung der Kritik, die den Zusammenhang der Dogmen unter einander und ihren theils biblischen, theils kirchlich symbolischen, theils rationellen Grund ausmittelt, unterscheidet sie sich von der nackten Aufstellung der Dogmen in Bekenntnißschriften und Katechismen und von der populären Bearbeitung derselben. Von der biblischen Dogmatik weicht die kirchliche dadurch ab, daß sie die in den symbolischen Büchern einer Kirche als Norm ihres Glaubens und Lehrens sanctionnirten Dogmen vermittelst historischer Untersuchung feststellt und an diesen für orthodox erklärten Lehrbegriff biblische Beweise seiner Uebereinstimmung mit der Lehre Jesu und seiner Apostel nur anknüpft, wie die älteren evangel. Dogmatiker pflegten. Die neuern trennen entweder die biblische Dogmatik ganz von der historisch kritischen Darstellung des kirchlichen Lehrbegriffs, wie de Wette, oder unterwerfen ihn einer auf biblischen und philosophischen Gründen gebauten Kritik, wie Ammon, Bretschneider und Wegscheider. Die der vereinigten evangel. (luther. und reform.) Kirche empfohlene Lehre stellte Schleiermacher philosophisch auf.

Eine Dogmengeschichte, d. i. eine Geschichte der christlichen Glaubenslehren, wenn diese — wie bei den Evangelischen — im eigentlichen Sinne genommen wird, soll nicht etwa bloß den Ursprung oder die Entstehung der christlichen Glaubenslehren vorlegen und nachweisen, sodaß daraus erkannt wird: sie seyen wirklich Lehren Jesu, Lehren, die von ihm und seinen Aposteln verkündet worden, und müssen als solche angenommen und geglaubt werden; sondern sie hat außer Dem, was Jesus und die Apostel gelehrt haben (womit sie nothwendig anfangen muß, indem Dieses ihr Erstes ist), auch anzugeben und nachzuweisen die Veränderungen, welche diese Lehren in der Folge der Zeit erlitten haben, die Umänderungen, welche mit ihnen vorgenommen, die Lehren, welche immer neu hinzugekommen, sowie auch diejenigen, welche ganz oder zum Theile aufgehört haben, und welche dafür wieder als Ersatz oder Ergänzung eingetreten sind, woraus sich ergibt, wie die Lehren im Fort-

Digitized by Google

gange der Zeit vermindert und beschränkt oder auch vermehrt und erweitert worden sind. Nach dem Glaubensprincip des Protestantismus, welches nur die Bibel als einzige Quelle der christlichen Lehre erkennt, aus welcher Jeder, wenigstens jeder hinlänglich Gebildete, nach eigener Einsicht die Dogmen seines Glaubens selbst soll schöpfen oder doch schöpfen können — nach Diesem müssen die Evangelischen die Dogmen, welche sie in den Schriften der frühern Kirchenväter und Kirchenschriftsteller, in den Concilien, Kirchengebräuchen u. s. w. als geglaubte Dogmen antreffen, für Produkte der Einsicht jener Männer oder doch jener Zeit halten, und müssen annehmen, daß in der Folge, wo die Wissenschaften stiegen oder verfielen, die früher geglaubten Dogmen wohl falsch befunden und abgeschafft oder im Wesentlichen verändert, daß auch wohl neue, bis dahin gar nicht erkannte hinzugethan seyn können, wie die Einsicht der Menschen im Verlaufe der Zeit jene Abschaffung, Veränderung oder jene neue Erschaffung und Hinzuthuung der Lehren nach dem Inhalte der Bibel zulässig oder gar erforderlich fand. Ebenso müssen sie annehmen, daß die neuen Lehren auch später mit gleichem Rechte durch veränderte Einsicht wieder verworfen seyn können oder noch jetzt oder in der Folge verworfen werden können. Daß in dieser Hinsicht die Vorstellung einer Dogmengeschichte im eigentlichen Sinne des Wortes hervortreten müsse, d. i. die Vorstellung einer Geschichte der Entstehung und Veränderung der Dogmen, das ist offenbar. Und es ist begreiflich, daß in dem Zeitalter der durchgreifenden philosophischen Consequenz, das in Deutschland vor höchstens 50 bis 60 Jahren anfing und nun seinem Ende nahe zu seyn scheint, die bestimmte Vorstellung einer solchen Dogmengeschichte unter den gelehrten protestant. Theologen ins Leben treten und diese Geschichte als eine besondere und sehr wichtige theologische Disciplin unter ihnen ihre Bearbeiter finden mußte. S. Augusti, „Handb. d. christl. Dogmengeschichte" und Münscher's Werk unter demselb. Titel.

Ganz anders verhält es sich mit den Glaubenslehren der Katholiken nach ihren Glaubensprincipien. Der Katholik erkennt als Quelle des Glaubens außer der Bibel noch die mündliche Uebergabe — nicht nur die im Laufe der Jahrhunderte aufgeschriebene, sondern auch und vorzüglich die durch das lebendige Wort und die wirkliche Praxis von den Vorfahren auf die Nachkommen fortgepflanzte — und das mündliche Lehramt in seiner Kirche als den unfehlbaren Zeugen der mündlichen Uebergabe und als den unfehlbaren dogmatischen Ausleger der Bibel auf den Grund der mündlichen Uebergabe. Deßhalb kann auch von den Katholiken keine Dogmengeschichte in dem schon angeführten Sinne zugelassen werden. Das Einzige, was mit dem kathol. Systeme vereinbarlich ist und einer solchen Geschichte ähnlich sieht, ist eine Geschichte des Hinarbeitens zur gelehrten und wissenschaftlichen Erkenntniß des Inhaltes der Dogmen — nicht zur Hervorrufung und Entwerfung oder ersten Bestimmung der Dogmen selbst. Wie weit man in den verschiedenen Zeitaltern des Christenthums mit diesem Hinarbeiten zur gelehrten Erkenntniß der einzelnen Dogmen gekommen sey, und welche Männer oder Concilien die Sache dahin gebracht und welche dazu den Anlaß gegeben haben, Das kann also eine Dogmengeschichte, die mit kritischer Strenge verfährt, einzig lehren. Und sie ist dann in Ansehung aller Dogmen, deren gelehrte Erkenntniß wirklich erreicht ist, nichts, als ein Uebersehen des Weges, den man ging, um bei dem Ziele anzukommen, wo man nun steht, —

Digitized by Google

eine eben nicht sehr bedeutende Vermehrung der theologischen Erkenntniß, da doch jedes Einzelne, was diese Geschichte vorlegt, in einer wissenschaftlichen Dogmatik selbst vorkommen muß! Und in Ansehung derjenigen Dogmen, deren gelehrte Kenntniß noch nicht erreicht ist, kann sie den Dienst thun, daß sie die angestellten Versuche zeigt, und so zeigt, wie man es nicht mehr zu versuchen brauche. Ueberhaupt kann als Quelle einer Dogmengeschichte (der uneigentlich so genannten, da die eigentliche nach dem kathol. System der Wirklichkeit und Wahrheit ermangeln muß) alles Dasjenige, aber auch nur Dasjenige gelten, welches die Dogmen vorlegt, dieselben erklärt, erörtert oder entwickelt; auch Dasjenige, welches sich auf die Dogmen stützt oder gründet, ebenso, welches sich besonders darauf bezieht. Demnach nehmen offenbar unter diesen Quellen den ersten Platz ein allgemeine von der gesammten Kirche aufgestellte oder von ihr doch angenommene Glaubens-Symbola und die Definitionen allgemeiner Concilien; diesen stehen die Schriften der ihnen widersprechenden gleichzeitigen Häretiker als Erläuterungen zur Seite und machen mit ihnen Eine Quelle aus. Den 2. Platz gebührt den Entscheidungen der Partikular-Concilien, den Apologien und kirchl. Liturgien; dann folgen die Schriften der Kirchenväter u. a. theolog. Schriftsteller in der Kirche, und die Schriften der ihnen widerstreitenden Häretiker; ferner die Zeugnisse gleichzeitiger oder doch nicht zu weit entfernter Geschichtschreiber, wenn sie übrigens in der eben vorliegenden Sache unverdächtig sind; endlich sind zu nützen kirchliche Hymnen und Monumente jeder Art.

Dogmatismus (Dogmaticismus, Philos.), Methode des Philosophirens, wobei man, ohne Rücksicht auf den ursprünglichen Grenzpunkt aller menschlichen Vernunft und Philosophie, Alles für wahr und gewiß hält, was man aus gewissen, ohne vorhergehende Untersuchung, mithin willkürlich, als gültig angenommenen Sätzen oder Principien folgerecht abzuleiten vermag. Dieser Methode steht entgegen der Skepticismus (im engern Sinne) und der Kriticismus (s. bde.).

Dohm (Christian Wilhelm von), königl. preuß. Geheim-Rath und Kammerpräsident, ein gelehrter und in jeder Hinsicht verdienstvoller Staatsmann, geboren zu Lemgo 1751, zeigte schon in früher Jugend eine vorherrschende Liebe zur altclassischen Literatur. Mit dem Geiste der britischen Musen und den Werken von Deutschlands schöner Literatur vertraut, bezog er die Hochschule zu Leipzig, wo er sich auf das Studium der Jurisprudenz, Philosophie, Geschichte und alten Literatur legte. 1773 erhielt er einen Ruf nach Berlin, als Lehrer der Pagen des Prinzen Ferdinand, Bruder des Königs. Dieser Würde entsagte er aber nach Verlauf von 6 Monaten, trat mit Büsching in vertraute Verbindung und machte sich als Schriftsteller durch Uebersetzung von Ives's „Reisen nach Indien und Persien" bemerkbar. Während seinem Aufenthalt 1774 zu Göttingen schrieb er die „Geschichte der Engländer und Franzosen im östl. Indien" (Leipz. 1776), in deren Fortsetzung er durch einen Ruf als Professor an das Carolinum zu Kassel unterbrochen wurde. Hier verband er sich mit Boje zur Herausgabe des „Deutschen Museums". Durch Vermittelung des Ministers von Herzberg erhielt er 1779 bei dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin den Charakter eines Kriegsrathes und geheimen Secretairs. Hier nahm er einen bedeutenden Antheil an den Arbeiten, welche gegen Oestreichs

Digitized by Google

Absicht, Baiern durch Tausch zu erwerben, gerichtet waren, und durch welche zuletzt der deutsche Fürstenbund gebildet wurde. Ein neues politisches System wurde durch Herzberg für Preußen begründet, nach welchem das Interesse dieses Staates mit dem von Deutschland verschlungen seyn sollte. Dohm trat in dieser Zeit mit zwei Staatsschriften auf, nämlich über den Fürstenbund und über die danziger Irrungen, sowie auch s. „Geschichte des baierischen Erbfolgestreites" fast zugleich (1779, 4.) erschien. Die „Bürgerliche Verbesserung der Juden," durch Moses Mendelssohn veranlaßt, ein äußerst scharfsinniges Werk, folgte in den Jahren 1781—83. Herzberg schätzte ihn sehr, und auf seine Veranstaltung erhielt Dohm 1783 den Titel eines Geheim-Raths, und der König ernannte ihn noch überdieß 1786 zum kleveschen Directorialgesandten im westfälischen Kreise und zum bevollmächtigten Minister am Hofe zu Köln. Nur ungern unterzog er sich der übermäßigen Geschäfte dieses Postens, wodurch er auch, da viele Streitigkeiten zu schlichten waren, oft in eine verdrießliche Lage gerieth. Eine verbesserte Constitution, die Dohm zu Beilegung der Streitigkeiten der Reichsstadt Aachen und ihrer bessern innern Einrichtung entwarf, blieb unberücksichtigt, da 1792 die Franzosen diese Stadt zu ihrem Gebiete zogen. Friedrich Wilhelm II. erhob, zum Zeichen der Anerkennung von Dohm's Verdienste, denselben in den Adelstand, und auch von andern Seiten wurde späterhin sein Benehmen gehörig gewürdigt. Da durch überhäufte Geschäfte seine Gesundheit geschwächt war, unternahm er eine Reise in die Schweiz (1791). Rückgekehrt auf seinen Posten, brach bald (1792) der franz. Freiheitskrieg aus, und die Geschäfte wurden schwieriger denn jemals. Indeß näherte sich der Feind, der Kreistag ging auseinander, und Dohm flüchtete im December 1792 und im October 1794 aus Köln. Als am 16. Nov. 1799 Friedrich Wilhelm II. mit Tode abgegangen, wurde er vom jetzt regierenden Könige mit dem Grafen Görz und Freiherrn von Jacobi zum Gesandten beim Friedenscongreß zu Rastadt ernannt. Da sich bei diesem Congreß 1799 die schreckliche Scene des Gesandten-Mordes ereignete, lieferte Dohm im Namen des ganzen diplomatischen Corps einen umfassenden Bericht über diese Frevelthat. Im Norden von Deutschland wieder angelangt, beschäftigte er sich mit dem Neutralitätssysteme. Nach dem Luneviller Frieden (1801) nahm die Entschädigung, welche Preußen für die am linken Rheinufer verlornen Länder erhalten sollte, von Neuem seine Thätigkeit in Anspruch, und kurz darauf die Organisation der unter preußische Hoheit gekommenen ehemaligen Reichsstadt Goßlar. Aus Rücksicht seiner immer wachsenden Verdienste um die Krone Preußens, verlieh ihm der König, mit Beibehaltung des Directorialgesandtschaftspostens in dem noch übrigen westfälischen Kreise, die Würde eines Präsidenten an der für die Provinz Erfurt-Eichsfeld, Nordhausen und Mühlhausen zu Heiligenstadt errichteten Kriegs- und Domainenkammer. Als die Länder seiner Präsidentschaft durch den Krieg Preußens mit Frankreich (1806) von dem Feinde besetzt waren, begab er sich im Dec. 1806 mit einer ständischen Deputation nach Warschau, wurde Napoleon vorgestellt und verhinderte durch seine umsichtsvolle Staatsklugheit die Zersplitterung jener Länder in zwei französ. Gouvernements. Im Sept. 1807 reiste er auf Befehl des franz. General-Intendanten an der Spitze einer Deputation der Landstände und Verwaltungsbehörden nach Paris, wo er durch Vermittelung des Fürsten Primas die Bekanntschaft des

Digitized by Google

neuen Königs von Westfalen machte. Nach seiner Rückkehr im Dec. d. J. ward er als Mitglied in den Staatsrath berufen und 1808 von seinem Fürsten zum Gesandten am dresdner Hofe creirt. Eine gefährliche Brustentzündung bestimmte ihn (im April 1810), um seine Entlassung zu bitten, nach der er sich auf sein Gut Pustleben in der Grafschaft Holstein zurückzog und seit dieser Zeit den Wissenschaften, vorzüglich aber der Geschichtsforschung lebte. Die Resultate seiner Studien übergab er der Nachwelt in dem Werke: „Denkwürdigkeiten meiner Zeit, oder Beiträge zur Geschichte von 1778—1806", Lemgo und Hanover 1814—19 (bis zum Tode Friedrichs des Großen), worin er sich ein bleibendes Denkmal seines Namens setzte. Als Mensch und Staatsmann gleich hoch geachtet, starb er, von seinen Zeitgenossen tief betrauert, am 29. Mai 1820 auf seinem früher erwähnten Gute.

Dokimastikon (griech., eigentlich Prüfungsarbeit), eine Sprachübung in Schulen, wo ein Aufsatz in einer Sprache dictirt und den Schülern nur eine kurze Zeit, und ohne Benutzung von Wörterbüchern, Grammatiken und andern Hülfsmitteln, zur Uebersetzung desselben in eine andre Sprache gelassen wird.

Dolabella (Publius Cornelius) war ein Anhänger Cäsar's, der ihm beim Ausbruche des bürgerlichen Krieges den Oberbefehl über eine von den Flotten übergab, welche im mittelländischen Meere kreuzen sollten. Nach dem Siege Cäsar's über Pompejus verwickelte er sich als Volkstribun mit M. Antonius wegen eines Gesetzvorschlags, die Aufhebung der Schulden betreffend, in einen Streit, welcher zu einer solchen Erbitterung stieg, daß Beide, Antonius mit seinen Legion-Soldaten, Dolabella an der Spitze aller unvermögenden Schuldner, auf dem Markte eine Schlacht lieferten, worin Letzterer 800 Mann verlor. Cäsar, welcher bei seiner Zurückkunft den Vorschlag zu mißbilligen schien, endigte den Streit. Kurz vor seiner Ermordung trat er dem Dolabella das Consultat ab, weil er sich zum Kriege gegen die Parther rüstete. Nach Cäsar's Sturze zeigte er sich ohne Einwilligung des Volkes und Senats mit allen Zeichen der consularischen Würde, und weil er hierdurch die Dictatur Jenes sich anzueignen schien, so zweifelte Niemand, daß er die Partei seiner Freunde ergreifen würde; aber zu Jedermanns Erstaunen vereinigte er sich mit den Verschwornen und schlug sogar vor, den Todestag Cäsar's ebenso feierlich zu begehen als den Tag der Erbauung Rom's. Hierdurch aber brachte er das Volk so auf, daß er, um Mißhandlungen zu entgehen, auf das Capitol flüchten mußte. Zufolge eines Senatsbeschlusses behielt er jedoch seine Würde als Consul. Bald darauf trat er wieder zu Antonius über, von welchem er sich sogar bereden ließ, die dem Cassius übertragene Statthalterschaft von Syrien und die Anführung des Heeres gegen die Parther zu verlangen, und als der Senat durchaus nicht einwilligen wollte, so setzte er die Sache beim Volke glücklich durch. Als er in Kleinasien ankam, hatte sich der Proconsul C. Trebonius auf Befehl des Senats bereits mehrer Städte bemächtigt. Im Bewußtseyn seines Unvermögens schloß Dolabella ein trügliches Freundschaftsbündniß, überfiel aber plötzlich Smyrna, bemächtigte sich des Proconsuls und ließ ihn hinrichten. Der Senat erklärte ihn auf Cicero's Vorschlag für einen Feind des Vaterlandes, gab dem Cassius die Statthalterschaft von Syrien wieder und übertrug ihm den Krieg gegen Dolabella. Dieser blieb noch in Asien und ließ also dem Cassius

Digitized by Google

Zeit, sich in Syrien festsetzen zu können. Endlich setzte er sich mit zwei Legionen und einer Flotte in Bewegung, warf sich in die Stadt Laodicäa und erwartete Jenen. Cassius lieferte ihm drei Seetreffen, siegte zuletzt und bemeisterte sich der Stadt Laodicäa. Dolabella aber befahl verzweifelnd einem seiner Krieger, ihn zu tödten. Noch ehe diese Nachricht nach Rom kam, hatte Octavian bewirkt, daß die gegen ihn gemachte Verordnung widerrufen wurde.

Dolce (Carlo), auch Carolino Dolce, ein berühmter Maler der florentin. Schule, geb. zu Florenz 1616, st. 1686, war ein Schüler des Jacopo Vigniali. Seine Werke tragen, nach Fiorillo's Ausspruch, den Charakter an sich, den sein Name bezeichnet. Sie bestehen meistens aus Figuren von Madonnen u. a. Heiligen beiderlei Geschlechts, die voll gefälliger Sanftheit sind. Man hat ihm sogar charakterlose Weichheit vorgeworfen. Durch den Fleiß der Ausführung nähert er sich der holländischen Manier. Doch hat er sich besonders in seinen Madonnen häufig wiederholt; auch schimmert in seinen Bildern jene Furchtsamkeit und Schwermuth hindurch, die ihn bis in seinen Tod beherrschte. Seine Werke sind in ganz Europa verbreitet, besonders in Florenz. Zu seinen Hauptstücken gehören 3 in der dresdner Galerie: 1) die Cäcilia oder die Orgelspielerin; 2) der in Kupferstich tausend Mal nachgeahmte Christus, der das Brot und den Kelch segnet; 3) Herodias mit dem Haupte Johannes des Täufers; ferner, in Paris, Christus am Oelberge.

Dole, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Departement Jura, in einer angenehmen Gegend (val d'amour) am Doubs; hat ein Handelsgericht, ein Militärhospital, eine schöne Kirche, in 1350 Häusern 9700 Einw., welche Hüte, Leder, Strümpfe, Mützen u. dgl. machen, Blumen ziehen und mit Wein, Getreide, Eisen, Blumenzwiebeln handeln. Schifffahrt auf dem Doubs. In der Nähe römische Alterthümer (Amphitheater, Aquäduct, Straße), der Anfang eines unvollendeten Canals als Verbindung des Rheins und der Rhone, sowie die unterirdische Grotte Jouche und eine Mineralquelle. Als Besançon noch die Reichsfreiheit hatte, war Dole die Hauptstadt der Franche Comté, gut befestigt und der Sitz eines Parlaments, sowie einer Universität; unter der franz. Herrschaft wurden die Festungswerke geschleift, das Parlament und die Universität aber nach Besançon verlegt.

Dolgoruky, eins der ältesten und vornehmsten fürstl. Geschlechter in Rußland, dessen Vorfahren vordem Herren von der Ukräne waren. Die Vornehmsten davon sind: Alexius Gregorowitsch, ältester Sohn des Fürsten Gregor Fedorowitsch, stand bei Peter II. in so großer Gunst, daß sich dieser mit seiner Tochter Katharina den 30. Novbr. 1729 verlobte. Der Kaiser starb jedoch vor der Vermählung, und die Kaiserin Anna verbannte die Dolgorukys. — 2) Sergius, des Vorigen Bruder, war russischer Gesandter in Dresden, als der nystädter Friede geschlossen wurde, stand bei Peter II. in großer Gunst, wurde aber von der Kaiserin Anna mit seinem Bruder Alexius verbannt, jedoch 1735 wieder begnadigt und als Gesandter nach England geschickt. Kaum war er aber dort angelangt, so wurde eine neue Verschwörung dieser Familie entdeckt, er selbst zurückgerufen und den 6 Novbr. 1736 zu Novogorod öffentlich enthauptet. Gleiches Geschick hatte sein Bruder Johann, dem man Veruntreuung des kaiserlichen Schatzes, dessen Aufseher er war, sowie einen Mordanschlag auf das Leben der Kaiserin Anna Schuld gab.

Digitized by Google

Döll (Friedrich Wilhelm), Prof. der Bildhauerkunst in Gotha, geb. 1750 zu Hildburghausen, bildete sich in Italien zum geschickten Bildhauer und erlangte daselbst die Achtung Winkelmanns, dessen Monument, im Pantheon nachher aufgestellt, er auch verfertigte. Nach Gotha zurückgekehrt, erhielt er die Aufsicht über die herzogl. Kunstkammer, errichtete in der Folge eine Zeichnenschule daselbst und hinterließ eine Menge Kunstarbeiten. Die vorzüglichsten darunter sind: Basreliefs in der Reitbahn zu Dessau, eine große Gruppe: Glaube, Liebe und Hoffnung für die Hauptkirche zu Lüneburg, Lessings Denkmal in Hanover und Keplers Denkmal zu Regensburg. Er starb zu Gotha 1816.

Dollar, Unit, Silbermünze des nordamerik. Freistaats seit 1785. Das Silber ist 14 Loth, 5 Gran fein. Es geben $8^{5}/_{10}$ Stücke auf die rauhe, $9^{1}/_{10}$ auf die feine Mark. Der Werth wird ohne Agio zu 1 Thlr. 9 Gr. Conv., mit demselben auf 1 Thlr. 11 Gr. Conv. gesetzt. Im Lande gilt er 10 Dimes oder 10 Cents. Er wurde zunächst von der engl. Crowe entlehnt, die vormals nach dem deutschen Thaler benannt ward, und nach dem span. Piaster geprägt, nur daß er nicht wie dieser in 96, sondern in 120 gleiche Theile getheilt ward. Unit heißt er als das Ganze von 100 Theilen.

Dollart, Meerbusen der Nordsee zwischen Ostfriesland und der holländischen Provinz Gröningen, am Ausflusse der Ems, $2^{1}/_{2}$ deutsche Meilen lang und $1^{1}/_{2}$ Meilen breit, entstand aus einem vom Meere verschlungenen Striche Landes. Aeltern Nachrichten zufolge brach zuerst 1277 das Wasser mit unwiderstehlicher Gewalt herein, und da die Fluten sich in den folgenden Jahren, vornehmlich 1287, wieder einstellten, so bildeten sie nach und nach den jetzigen Meerbusen, auf dessen Stelle zuvor an 50 größere und kleinere Ortschaften gestanden haben sollen. Auf den älteren, von Sanson, Allart ꝛc. herausgegebenen Charten des Fürstenthums Ostfriesland, auch auf der Homann'schen von 1730, findet man Abbildungen des verschlungenen Landstrichs, deren Richtigkeit dahingestellt bleiben muß. Durch die Vervollkommnung der Wasserbaukunst sind in den letzten Jahrhunderten dem Meere, besonders an der flachen ostfriesischen Seite, bedeutende Strekken Landes wieder abgewonnen und durch dauerhafte Eindeichungen vor ähnlichen Unfällen gesichert worden.

Dollond (John), englischer Künstler, der durch eigene Untersuchungen die achromatischen Fernröhre erfand. Seine Erfindung wurde durch die „Phil. transactions" bekannt und machte umsomehr Aufsehen, als durch sie ein von Marton aufgestellter Satz, daß sich die Farbenzerstreuung in Gläsern, wie die Brechung verhielt, widerlegt wurde. Im Jahr 1758 bewirkte er dadurch eine noch größere Verbesserung der Fernröhre, daß er seine Objectivlinsen aus drei Gläsern zusammenzusetzen anfing. Sein Sohn Peter Dollond (starb 1761), verfertigte dann diese in noch größerer Vollkommenheit. Sie bestehen aus zwei erhabenen Linsen von Crownglas und einer dazwischenstehenden von Flintglas. Ein solches Fernrohr selbst, mit 1, 2 oder auch mehren Oculargläsern, heißt auch selbst ein Dollond, ein Dollond'sches Fernrohr. Vgl. Achromatisch. Achromatische Gläser. S. Priestley's „Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Optik", durch Klügel, S. 339 fortg. Ueber die Ausbildung, die sie nachher in Deutschland erhalten haben, vergl. Benedictbeurn, Fraunhofer und Reichenbach.

Dolmetscher, die siebenzig, s. Septuaginta.

Digitized by Google

Dolomieu (Deodat Guy Silvain Tancred de Gartet de), berühmter Geolog und Mineralog, geb. zu Dolomieu in Dauphiné 1750, trat, 18 Jahre alt, in den Malteserorden, gerieth auf dem ersten Kreuzzuge mit einem Officier in Streit und tödtete ihn. Das Ordenscapitel verurtheilte ihn zur Ausstoßung aus dem Orden, allein der Großmeister begnadigte ihn, in Rücksicht seines jugendlichen Alters. Doch brachte er wohl 9 Monate im Gefängniß zu und verkürzte sich darin die Zeit durch emsiges Studiren, vorzüglich mathematischer und physischer Schriften. In Frankreich erhielt er kurz nach seiner Freilassung eine Anstellung in dem Heere, lernte dort den Herzog de la Rochefoucault kennen, der sein Gönner wurde, weil eine gleiche Neigung zur Geologie ꝛc. ihn beherrschte. Dolomieu verließ aber bald seine Stelle und kehrte nach Malta zurück. 1777 durchreiste er mit dem Comthur de Rohan Portugal, welches er mit regem Forschergeiste untersuchte. Hierauf durchstreifte er Sicilien und die umliegenden Inseln, 1782 die Pyrenäen und 1785 das durch ein Erdbeben verwüstete Calabrien, wobei fast immer die Gebirge der Hauptgegenstand seiner Beobachtungen waren. Diese Reisen brachten ihm jedoch, neben dem Ruhme für seine reichhaltigen Bemerkungen, auch unendlichen Verdruß, sowohl auf Malta, wohin er jetzt ging, als auch dadurch, daß ihm das Königreich Neapel verboten wurde, weil er dem Großmeister geheime Mittheilungen machte, die den Hof zu Neapel betrafen. Italien, Tirol und Graubündten waren sodann der Schauplatz seiner Wanderungen, die er gewöhnlich zu Fuße machte. Beim Ausbruch der franz. Revolution begeisterte ihn die Freiheitsidee, er hatte aber das Unglück, manchen seiner Freunde, wie auch den Herzog de la Rochefoucault, durch den Tod (1791) zu verlieren. Doch benutzte er jede Gelegenheit, trotz den erschütternden Stürmen, Frankreich in geologischer Hinsicht zu bereisen. Rückgekehrt nach Paris, wurde er 1796 zum Ingenieur und Professor, wie auch bei der Einrichtung des Instituts zu dessen Mitgliede ernannt. Mit begeisterter Innigkeit nahm er Theil an Bonaparte's Zug nach Aegypten. Zur Hälfte schwand indeß schon sein Entzücken, als Malta besetzt wurde und der traurige Zustand des Heeres in Aegypten wenig Ausbeute für seine Wissenschaft hoffen ließ. Auf der Rückkehr genöthigt, wegen eines Lecks des Schiffes in Sicilien zu landen, wurde er dort als Freiheitsmann ins Gefängniß geworfen, in welchem er 21 Monate, aller Bequemlichkeiten und selbst seiner Bücher und Schreibmaterialien beraubt, schmachtete. Sein Trieb, die Wissenschaft zu bereichern, gab ihm die Erfindung ein, mit einem Spahn, den er in Ruß tauchte, auf die Ränder eines Buchs, das er sich zu erhalten gewußt hatte, Abhandlungen niederzuschreiben. Er erhielt zufolge des am 15. März 1801 zwischen Frankreich und Neapel geschlossenen Friedens seine Freiheit wieder, ging vorerst nach Paris, starb aber schon im Novbr. desselben Jahrs zu Drée auf einer Reise nach den Gebirgen der Schweiz, Savoyens und Dauphiné's. Vorzügliche Schriften: „Voyage aux îles de Lipari“ (1783, deutsch v. Lichtenberg, Leipz. 1783, und von Voigt, Leipz. 1789); „Mémoires sur les tremblemens de terre de la Calabre etc.“ (Paris 1784); „Mémoires sur les isles Ponces etc.“ (das. 1788). Mit der größten Leidenschaft für die Geologie verband Dolomieu alle dazu erforderliche physische und moralische Eigenschaften. Es ist daher sehr zu bedauern, daß sein früher Tod ihn

Digitized by Google

hinderte, seine Ansichten und Beobachtungen in ein Ganzes zusammen zu fassen.

Dolus (Myth.), Betrug, Sohn des Aether und der Gäa.

Dolus (lat., Rechtsw.), Betrug; der Vorsatz, einem Andern zu schaden; im Civilrecht die absichtliche Verbergung oder Entstellung der Wahrheit zum Schaden eines Andern; im Criminalrecht, der böse Vorsatz, oder die Bestimmung des Willens zu einer strafbaren Handlung, mit dem Bewußtseyn, daß diese Handlung strafbar sey.

Dom, ein rundes, hohes, gewölbtes Dach (Kuppel), ein runder mit einem Kugelgewölbe geschlossener Thurm. Da man dergleichen kühne Wölbungen hauptsächlich an Kirchen hatte (Sophienkirche in Konstantinopel, St.-Marcus zu Venedig, Hauptkirche zu Pisa, Santa-Maria de' Fiori zu Florenz, Dom zu Aachen, St.-Peter zu Rom, das Muster für alle spätern), so ging die Benennung Dom auf solche Kirchen selbst über und später gab man auch andern, hauptsächlich den Haupt- oder Stiftskirchen diesen Namen. Der Dom hat einen von den griechischen und römischen Tempeln ganz verschiedenen Charakter; er erhebt sich als Sinnbild des Unerfaßlichen, ja des Unendlichen, zu welchem kaum die Ahnung sich hinwagen darf. (S. Baukunst.) Im Mittelalter erhielt der Dom die Form des Kreuzes. Die Ableitung des Namens von dem Griechischen Doma, d. i. Dach, ist daher wahrscheinlicher, als eine andre von dem Altdeutschen dammen, richten, Urtheilsprechen (wovon verdammen), welcher freilich auf die Hauptkirchen paßt, weil an ihnen der Sitz des Obertribunals war, mit Gerichtsbarkeit über die untergeordneten Kirchen. Mehre dieser Kathedralen (s. d.) sind als Meisterwerke der altdeutschen Baukunst ein Gegenstand der Kunstgeschichte. Wir nennen u. a. den Dom zu Orviedo, den zu Mailand, s. „Storia e descrizione del duomo di Milano" (erbaut seit 1387 und noch nicht vollendet), von Gaet. Franchetti (m. Kpfrn., Mailand 1821, 4.); die zu Toledo und Burgos; die zu Rouen, Rheims, Amiens und Notre-Dame zu Paris (s. „Cathédrales françaises, dessinées, lithogr. et publ. par Chapuy, avec un atlas historique et descriptif par Jolimont", 36 Liefer., Paris 1823 fg., enthält 25 Kathedralen; in der 1. u. 2. Liefer. Notre-Dame); die zu Lund, Drontheim, Upsala; die zu York, Salisbury, Westminsterabtei, Canterbury (s. J. Britton's „Hist. and antiquities of the metropolitan Church of Canterb.", London 1823, mit Kupfern, und desselb. Verfs. „Cathedratical antiquities"); die zu Oppenheim, Ulm, Marburg, Freiburg (s. d.) im Breisgau, Meißen (s. des D. Moller „Denkmale der deutschen Baukunst", Darmst. 1825 fg., 19 H., und „Der Dom zu Meißen, bildl. dargest. und beschrieb. v. F. W. Schwechten", Berlin 1826, 3 Hfte.). Den Dom zu Köln (s. d.) beschrieb und zeichnete Boisserée in s. Prachtwerke (4 Liefer., 4.). Die Metropolitankirche zu St.-Stephan in Wien hat beschrieben Frz. Ziska (Wien 1823), und die Baugeschichte derselben, Primisser in Hormayr's „Geschichte Wiens". (Vgl. d. A. Münster.) Den Dom zu Konstanz hat Bergmann auf Stein gezeichnet, in den „Samml. der vorzüglichsten Merkwürdigkeiten des Großherzogth. Baden" (Konstanz 1825, Fol.); den Dom zu Paderborn beschrieb historisch-artistisch F. J. Brand (Lemgo 1827); den Dom zu Magdeburg, Koch 1815; den St.-Blasius-Dom zu Braunschweig, Görger 1820; die alte Liebfrauenkirche zu Arnstadt, Hellbach 1821; die Kirche zu St.-Jakob in Nürnberg, Lösch 1826; und die Kirchen im preuß. Herzogthum Sachsen,

Digitized by Google

hist.-artist., 2 H., 4., Naumburg 1828; v. Wiebeking: „Die Kathedralen von Rheims und York, nebst den Grundrissen von 42 andern merkwürd. Kirchen" (München 1825, Fol. mit Kupfern). In Mailand erscheint das Prachtwerk: „Chiesi principali d'Europa"; und in Rom seit 1822 die „Sammlung der ältesten christlichen Kirchen oder Basiliken Roms vom 4. bis 13. Jahrh., aufgenommen und herausgegeben von J. G. Gutensohn und J. M. Knapp (Architekten) mit einer archäologisch-historischen Beschreibung von Ant. Nibby, Professor der Archäologie an der Universität zu Rom", 7 Hfte., jedes 7 Bl.

Domainen (Domänen, domania, Domainialgüter, Kammer-, Kron-, Vicedom-, Tafelgüter, Aemter, Staatsw.), der Theil des Staatsvermögens, welcher dem Regenten als solchem gehört, und aus denen er gewöhnlich seinen Haushalt bestreitet. Früher wurden aus den Domainen alle Bedürfnisse des Staatshaushaltes und der Hofhaltung bestritten und die Reichsgesetze erlaubten den Fürsten selbst in Reichskriegen nur einen hilfreichen Beitrag, also nicht das Ganze der Kriegskosten von den Unterthanen zu verlangen. Erst in neuerer Zeit haben dieß die stehenden Heere und die Organisirung von bezahlter Verwaltung und Aufsicht eine Menge Auflagen nöthig gemacht. Man unterscheidet gewöhnlich Staatsdomainen (Kammer-, Krongüter), welche ein Eigenthum des Staats, nicht des Regenten sind und dem Staat beim Abtreten eines Regentenhauses von der Regierung verbleiben, von Chatoullengütern (Tafelgütern), die ein Fürst entweder bei seiner Geburt (Wiegengüter) zu seinem Unterhalt bekommen, oder von den Ersparnissen seiner Einkünfte angekauft hat und die daher auch nach seinem Abtritt von der Regierung ihm verbleiben. Sehr getheilter Meinung ist man über die Verwaltung der Domainen. In der neuern Zeit ist man indessen ziemlich darin übereingekommen, daß die Verwaltung derselben unter Aufsicht von Beamten auf jeden Fall weit geringern Nutzen bringe, als die Verpachtung und daß bei letzterer wieder der Erbpacht weit vorzuziehen sey, indem dann der Erbpächter das Gut als sein Eigenthum betrachtet, alle Baue und sonstige Lasten als die eignen mit möglichster Ersparniß besorgt, während diese vom Staate besorgt meist das Doppelte und Dreifache kosten. Dieß führt jedoch zu einer andern Frage über die Veräußerlichkeit der Domainen. Früher war diese nicht statthaft, jetzt ist sie facti) allgemein eingeführt, und der Nationalreichthum sowohl, als die öffentliche Casse, hat durch diese Maßregel gewonnen.

Domainenverkauf im vormaligen Königreich Westfalen, s. Westfälischer Domainenverkauf.

Domanök (Domanek, Anton Mathias Joseph), geboren zu Wien 1713, Rath und Director der Graveur- und Medailleurklasse bei der k. k. vereinten Akademie der bildenden Künste daselbst; einer der größten Künstler Deutschlands in erhabenen Metallarbeiten, ausgezeichnet durch Kühnheit in der Zeichnung und antike Einfachheit; starb 1779.

Dombrowski (Johann Heinrich), geb. 1756; nahm anfangs kursächsische Kriegsdienste, stieg in denselben bis zum Rittmeister, trat aber 1794 in polnische Dienste; als Brigadier zeichnete er sich unter Kosciusko und Madalinsky aus, zwang, Generalmajor geworden, die Preußen die Belagerung von Warschau aufzuheben und entriß ihnen, zum Oberfeldherrn ernannt, Bromberg. Die Gefangennehmung Kosciusko's lähmte seine Thätigkeit, er ward gefangen; wieder entlassen begab er sich nach

Frankreich, errichtete dort die polnische, 10.000 Mann starke Legion, die an den Feldzügen der Franzosen in Italien von 1797—1800 Antheil nahm, nach den luneviller Frieden aber zum Theil nach St.-Domingo geschickt und dort durch Krankheiten vernichtet wurde. 1806 war er bei der Erhebung Polens sehr thätig, wirkte als Divisionsgeneral 1809 unter Poniatowsky zur Vertreibung der Oestreicher aus dem Herzogthume Warschau, commandirte 1812 die Belagerung von Bobruysk und wurde beim Rückzug der Franzosen an der Beresina gefährlich verwundet. 1813 focht er bei Jüterbock, Leipzig und in Frankreich, trat nach Bonaparte's Abdankung in russisch-polnische Dienste, ward polnischer General der Cavallerie und Senator und starb 1818.

Domcapitel, s. Stift.

Dominichino, eigentlich Domenico Zampiere, einer der größten Maler der lombardischen Schule, wurde zu Bologna 1581 geboren. Die Natur hatte ihn mit seltenen Kunstanlagen ausgestattet, die er in der Folge unter der Leitung Calvaert's und der Carracci aufs Herrlichste ausbildete. Wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit stand er anfangs bei seinen Meistern und Mitschülern in geringer Achtung, bis endlich bei folgender Gelegenheit auf Einmal seine Person mit dem lautesten Beifall gefeiert wurde. Dreimal waren nämlich von Ludw. Carracci bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht entdecken konnte; mühsam forschte es endlich der kluge Annib. Carracci aus; da gestand ihm der edle Jüngling Dominichino mit ängstlicher Furcht: er habe die Zeichnung geliefert. Nun wurde er der Liebling seiner Meister und durch seinen rastlosen Fleiß und eifriges Streben bald ihr ausgezeichnetster Schüler. Mit gleicher Liebe widmete er sich indeß auch der Architektur, in welcher er sich zu einem hohen Grade von Meisterschaft empor schwang. Der Ruf seiner glänzenden Talente verbreitete sich bald durch ganz Italien; er wanderte nun nach Rom, wo ihm Papst Gregor XIII. die Aufsicht über die päpstliche Gebäuden übertrug. Nach seiner Angabe wurde hier der Pallast und die Gärten der Villa Aldobrandini und andere Gebäude eingerichtet, welche seine Kenntnisse als Architekt hinlänglich beurkunden. Der von Natur sanfte und bescheidene Künstler wurde indeß von seinen Mitgenossen wegen seinen Werken überall angefeindet und verfolgt; nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom ging er nach Neapel, wo sich die dasige Malergilde ebenfalls gegen ihn regte, und man glaubt, daß er durch sie vergiftet starb, vermuthlich aber war dieses Gift der Unmuth seines Herzens, welcher ihm den Tod brachte 1631. — Dominichino's Werke zeugen von den gründlichsten Kenntnissen; zwar hatte seine tiefsinnige Gemüthsart Einfluß auf seine Arbeiten; aber seine Zusammenstellung ist vortrefflich, seine Zeichnung correct und jeder Zug von Leidenschaft mit Einfalt und Reichthum der Phantasie dargestellt; daher man ihn auch den Meister des Ausdrucks nannte. Unter seinen jetzt seltenen Werken sind die ausgezeichnetsten: die Marter der heil. Agnes; Apollonia (in der Gallerie zu Mainz); die heil. Cäcilia; sein Concert; Diana, die Schwangerschaft der Kalisto entdeckend; seine kunstvollen Freskogemälde z. B. im Pallaste Farnese in Rom, in Grotta Ferrata ꝛc. Die herrlichste Composition aber, die aus seiner Werkstätte hervorgegangen, ist unstreitig die Communion des heil. Hieronymus, eine Variation jener des Agostino Carracci (s. d.). Sie ist das Resultat seines lan-

Digitized by Google

gen, tiefen, praktisch- und kritischen Studiums über das berühmte Bild seines Meisters Agostino. Nicht aus Herabsetzung seines Werths, nicht aus der mindesten Unterstellung einer unartigen Leidenschaft gegen das Andenken Agostino's, dessen der unehrgeizige, furchtsame, so verfolgte Dominichino nicht fähig war, vielleicht nur aus Mißtrauen auf eine bessere Erfindung und aus Ehrfurcht gegen seinen Meister, hat er es so angelegt und in der Nachahmung verbessert; aber ohne sich einzubilden, ein Muster zu hinterlassen, woran die Künstler-Nachwelt Belehrung finden solle. Kaum war es erschienen, als der Neid und die Verfolgungssucht seiner Rivale ihn der Armuth an eigenen Ideen und des schändlichsten Diebstahls an seinem Meister durch Lanfranco u. A. verdächtig zu machen suchte. Alle Aehnlichkeiten der Hauptidee in beiden Compositionen wurde ans Licht gestellt; aber jede der dem Dominichino in so vielen Theilen günstigen Abweichungen wurden verschwiegen. Auf Lanfranco's und seiner Anhänger Geschrei sank der durch seinen guten und sanften Charakter unwehrhafte Dominichino in der öffentlichen Meinung. Nur 50 Thaler war ihm der Lohn für dieses Meisterstück; aber die rächende Nachwelt hat ihn gerochen. Es ward in der Folgezeit vom allgemeinen Urtheil, dem Sachkenner Poussin an der Spitze, wegen seiner dichterischen Anordnung, wegen dem vollkommenen Ausdruck und dem so mannigfachen malerischen Verdienste, neben Rafaels Verklärung und Volterra's Kreuzabnehmung zu einem der drei Musterwerke in der Hauptstadt der Künste proklamirt. — Wenn Dominichino malte, so war er immer mit so lebendiger Seele in seinem Gegenstande vertieft, daß er sich selbst in dem Gemüthszustande befand, womit er seine Vorstellungen charakterisiren wollte. Manchmal, wenn er eine trauernde Figur im Sinne hatte, hörte man ihn in seinem Arbeitszimmer mit gedämpfter Stimme wehklagen; oder wenn es ein heiteres Bild seyn sollte, so war er munter und sprach lebhaft mit sich allein; er malte darum in einem abgelegenen Gemache und ließ Keinen, auch von seinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in seinen Entzückungen gestört zu werden. In seinen jüngern Jahren befand er sich auch ein Mal in solch einer Stunde der Künstlerweihe, als sich eine rührende Scene ereignete. Der vortreffl. Ag. Carracci kam einst ihn zu besuchen. Wie er aber die Thür öffnet, sah er ihn vor der Staffelei voll Wuth und Zorn in einer drohenden Stellung stehen. Still lehnte sich Carracci an die Thür und bemerkte, daß sein Freund an dem Bilde von der Marter des heiligen Andreas (eins seiner vorzüglichsten Werke) beschäftigt war, und eben einen trotzigen Kriegsknechten malte, der dem Apostel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung beobachtete ihn Carracci auf diese Art, aber endlich, von seinem Gefühle überwältigt, in die Worte ausbrechend: „Ich danke Dir", stürzte er auf ihn zu und umhalste ihn mit hochklopfendem Herzen.

Domicilium, die Wohnung, hatte bei den Römern besondere Rechte; es wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen Nichtbewohner desselben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Diese Rechte hat das Domicil noch in England und in den Niederlanden. Dann heißt Domicil überhaupt der Aufenthaltsort; im engern Sinne der Ort, wo man einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen,

Digitized by Google

Frankreich, errichtete dort die polnische, 10.000 Mann starke Legion, die an den Feldzügen der Franzosen in Italien von 1797—1800 Antheil nahm, nach den Luneviller Frieden aber zum Theil nach St.-Domingo geschickt und dort durch Krankheiten vernichtet wurde. 1806 war er bei der Erhebung Polens sehr thätig, wirkte als Divisionsgeneral 1809 unter Poniatowsky zur Vertreibung der Oestreicher aus dem Herzogthume Warschau, commandirte 1812 die Belagerung von Bobruysk und wurde beim Rückzug der Franzosen an der Beresina gefährlich verwundet. 1813 focht er bei Jüterbock, Leipzig und in Frankreich, trat nach Bonaparte's Abdankung in russisch-polnische Dienste, ward polnischer General der Cavallerie und Senator und starb 1818.

Domcapitel, s. Stift.

Dominichino, eigentlich Domenico Zampiere, einer der größten Maler der lombardischen Schule, wurde zu Bologna 1581 geboren. Die Natur hatte ihn mit seltenen Kunstanlagen ausgestattet, die er in der Folge unter der Leitung Calvaert's und der Carracci aufs Herrlichste ausbildete. Wegen seiner großen Schüchternheit und Bescheidenheit stand er anfangs bei seinen Meistern und Mitschülern in geringer Achtung, bis endlich bei folgender Gelegenheit auf Einmal seine Person mit dem lautesten Beifall gefeiert wurde. Dreimal waren nämlich von Ludw. Carracci bei Preisvertheilungen Zeichnungen gekrönt worden, deren Urheber man durchaus nicht entdecken konnte; mühsam forschte es endlich der kluge Annib. Carracci aus; da gestand ihm der edle Jüngling Dominichino mit ängstlicher Furcht: er habe die Zeichnung geliefert. Nun wurde er der Liebling seiner Meister und durch seinen rastlosen Fleiß und eifriges Streben bald ihr ausgezeichnetster Schüler. Mit gleicher Liebe widmete er sich indeß auch der Architektur, in welcher er sich zu einem hohen Grade von Meisterschaft empor schwang. Der Ruf seiner glänzenden Talente verbreitete sich bald durch ganz Italien; er wanderte nun nach Rom, wo ihm Papst Gregor XIII. die Aufsicht über die päpstliche Gebäuden übertrug. Nach seiner Angabe wurde hier der Pallast und die Gärten der Villa Aldobrandini und andere Gebäude eingerichtet, welche seine Kenntnisse als Architekt hinlänglich beurkunden. Der von Natur sanfte und bescheidene Künstler wurde indeß von seinen Mitgenossen wegen seinen Werken überall angefeindet und verfolgt; nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Rom ging er nach Neapel, wo sich die dasige Malergilde ebenfalls gegen ihn regte, und man glaubt, daß er durch sie vergiftet starb, vermuthlich aber war dieses Gift der Unmuth seines Herzens, welcher ihm den Tod brachte 1631. — Dominichino's Werke zeugen von den gründlichsten Kenntnissen; zwar hatte seine tiefsinnige Gemüthsart Einfluß auf seine Arbeiten; aber seine Zusammenstellung ist vortrefflich, seine Zeichnung correct und jeder Zug von Leidenschaft mit Einfalt und Reichthum der Phantasie dargestellt; daher man ihn auch den Meister des Ausdrucks nannte. Unter seinen jetzt seltenen Werken sind die ausgezeichnetsten: die Marter der heil. Agnes; Apollonia (in der Gallerie zu Mainz); die heil. Cäcilia; sein Concert; Diana, die Schwangerschaft der Kalisto entdeckend; seine kunstvollen Frescogemälde z. B. im Pallaste Farnese in Rom, in Grotta Ferrata ꝛc. Die herrlichste Composition aber, die aus seiner Werkstätte hervorgegangen, ist unstreitig die Communion des heil. Hieronymus, eine Variation jener des Agostino Carracci (s. d.). Sie ist das Resultat seines lan-

Digitized by Google

gen, tiefen, praktisch- und kritischen Studiums über das berühmte Bild seines Meisters Agostino. Nicht aus Herabsetzung seines Werths, nicht aus der mindesten Unterstellung einer unartigen Leidenschaft gegen das Andenken Agostino's, dessen der unehrgeizige, furchtsame, so verfolgte Dominichino nicht fähig war, vielleicht nur aus Mißtrauen auf eine bessere Erfindung und aus Ehrfurcht gegen seinen Meister, hat er es so angelegt und in der Nachahmung verbessert; aber ohne sich einzubilden, ein Muster zu hinterlassen, woran die Künstler-Nachwelt Belehrung finden solle. Kaum war es erschienen, als der Neid und die Verfolgungssucht seiner Rivale ihn der Armuth an eigenen Ideen und des schändlichsten Diebstahls an seinem Meister durch Lanfranco u. A. verdächtig zu machen suchte. Alle Aehnlichkeiten der Hauptidee in beiden Compositionen wurde ans Licht gestellt; aber jede der dem Dominichino in so vielen Theilen günstigen Abweichungen wurden verschwiegen. Auf Lanfranco's und seiner Anhänger Geschrei sank der durch seinen guten und sanften Charakter unwehrhafte Dominichino in der öffentlichen Meinung. Nur 50 Thaler war ihm der Lohn für dieses Meisterstück; aber die rechtende Nachwelt hat ihn gerochen. Es ward in der Folgezeit vom allgemeinen Urtheil, dem Sachkenner Poussin an der Spitze, wegen seiner dichterischen Anordnung, wegen dem vollkommenen Ausdruck und dem so mannigfachen malerischen Verdienste, neben Rafaels Verklärung und Volterra's Kreuzabnehmung zu einem der drei Musterwerke in der Hauptstadt der Künste proklamirt. — Wenn Dominichino malte, so war er immer mit so lebendiger Seele in seinem Gegenstande vertieft, daß er sich selbst in dem Gemüthszustande befand, womit er seine Vorstellungen charakterisiren wollte. Manchmal, wenn er eine trauernde Figur im Sinne hatte, hörte man ihn in seinem Arbeitszimmer mit gedämpfter Stimme wehklagen; oder wenn es ein heiteres Bild seyn sollte, so war er munter und sprach lebhaft mit sich allein; er malte darum in einem abgelegenen Gemache und ließ Keinen, auch von seinen Schülern nicht, hinzu, um nicht in seinen Entzückungen gestört zu werden. In seinen jüngern Jahren befand er sich auch ein Mal in solch einer Stunde der Künstlerweihe, als sich eine rührende Scene ereignete. Der vortreffl. Ag. Carracci kam einst ihn zu besuchen. Wie er aber die Thür öffnet, sah er ihn vor der Staffelei voll Wuth und Zorn in einer drohenden Stellung stehen. Still lehnte sich Carracci an die Thür und bemerkte, daß sein Freund an dem Bilde von der Marter des heiligen Andreas (eins seiner vorzüglichsten Werke) beschäftigt war, und eben einen trotzigen Kriegsknechten malte, der dem Apostel droht. Mit inniger Freude und Verwunderung beobachtete ihn Carracci auf diese Art, aber endlich, von seinem Gefühle überwältigt, in die Worte ausbrechend: „Ich danke Dir", stürzte er auf ihn zu und umhalste ihn mit hochklopfendem Herzen.

Domicilium, die Wohnung, hatte bei den Römern besondere Rechte; es wurde für unverletzlich gehalten (z. B. kein Schuldner durfte in seinem Domicil verhaftet werden; kein Polizei- oder Gerichtsdiener durfte die Schwelle eines Privathauses betreten, um auch einen Nichtbewohner desselben darin zu verhaften, wenn es kein öffentliches Haus war). Diese Rechte hat das Domicil noch in England und in den Niederlanden. Dann heißt Domicil überhaupt der Aufenthaltsort; im engern Sinne der Ort, wo man einheimisch ist, im Gegensatz desjenigen,

Digitized by Google

wo man sich nur auf einige Zeit aufhält. Erwachsene Kinder z. B. haben ihr Domicilium da, wo ihre Eltern wohnhaft sind, d. h. sie gehören dahin, sind daselbst einheimisch, wenn sie auch, wie z. B. dienende Personen, an einen andern Orte sich aufhalten. In der Rechtssprache ist domicilium habitationis der Wohnort; domicilium origines der Geburtsort; domicilium necessarium der nothgedrungene Aufenthaltsort, welchem das domicilium voluntarium, der freigewählte Aufenthaltsort, entgegengesetzt ist. Forum domicilii ist der Gerichtshof des Ortes, an welchem man einheimisch ist, im Gegensatze des forum contractus, forum delicti und forum apprehensionis. — Domicilirte Wechsel sind solche, deren Bezahlung, wenn etwa der Ort, wo der Aussteller wohnt, kein Wechselplatz ist, auf ein Handelshaus eines in der Nähe befindlichen Wechselplatzes angewiesen wird. Dadurch will man die Schwierigkeiten vermeiden, welche der Verkauf des Wechsels haben könnte. Z. B. A. in London trassirt auf Z. in Lüneburg, in Hamburg zahlbar. Z. in Lüneburg acceptirt den Wechsel und domicilirt ihn bei B. in Hamburg. Jetzt kann der Wechsel in London nach dem hamburger Curs verkauft werden, und der Inhaber wendet sich bei Verfallzeit, anstatt an Z. in Lüneburg, an B. in Hamburg, welcher letztere zahlt, wenn er mit Fonds zur Einlösung versehen ist. Daher haben domicilirte Wechsel auch einen geringern Curs als die direct gezogenen.

Dominante (Quinta toni, v. lat., Musik), die herrschende Saite, d. i. die 5. Stufe derjenigen Tonart, in welcher sich die Modulation bewegt, besonders wenn diese 5. Stufe einem darauf folgenden Accord zum Grundton dient. Wenn man in eine andere Tonart ausweicht, so heißt die Dominante die Grundtonart, um sie von der Dominante der Tonart, in die ausgewichen ist, zu unterscheiden, die tonische Dominante. Zuweilen braucht man auch Oberdominante und Unterdominante. Ersteres ist so viel wie Dominante in gewöhnlicher Bedeutung, letzteres aber (sonst auch Quarta toni) die 5. Stufe des Grundtons der vorhandenen Tonart abwärts gezählt. Dominantenaccord, der Accord der kleinen Septime, auf der 5. Klangstufe der harten und weichen Tonart.

Domingo (St.-), 1) s. Hayti; 2) Distrikt auf Hayti; 3) Hauptstadt daselbst auf der Südostküste der Insel, an der Mündung des schiffbaren Ozama, ist 1494 von Bartolomeo Colombo erbaut, durch Mauern, Batterien und das Fort St.-Geronimo vertheidigt, gut gebaut und hat eine prächtige Kathedrale, aus welcher indeß die sonst hier ruhende Asche Colombo's nach Havanna geschafft ist; hat eine Universität und 20.000 Einw., die einigen Handel treiben, Hafen, Rhede; die Promenade auf der Savanna Real; die Umgegend schlecht angebaut; Sitz eines katholischen Bischofs.

Dominica, britische Insel und eignes Gouvernement in Westindien, nordwärts von Martinique, an 14 QM. groß. Eine Meerenge trennt sie von Martinique. Vulkanische Gebirge durchziehen das Innere. Die Thäler sind gut bewässert und zum Anbau der meisten Tropengewächse geschickt; das Gestade ist stark zerrissen und mit guten Baien versehen, die Häfen bilden. Man hat bloß Plantagenbau. Die Zahl der Einw. sind etwa 21.700, worunter gegen 1700 Weiße und 3400 freie Farbige. Sprache und Sitten sind britisch. Die Insel wird in Cabes-Terre und Basse-Terre getheilt. Die Hauptstadt ist Roseau. — Dominica ist 1493

Digitized by Google

von Colombo entdeckt und wurde im 17. Jahrh. von den Franzosen besetzt, die sie bis zum Frieden von 1763 behielten, wo sie den Briten abgetreten werden mußte. Die ursprüngliche caraibische Bevölkerung war schon durch die Spanier vernichtet.

Dominicaner, berühmter geistlicher Orden, den Dominicus de Guzman (s. d.) aus Spanien im Glaubenskriege gegen die Albigenser (s. d.) zu Toulouse 1215 als regulirte Chorherren stiftete. Vom Papst Honorius III. ward die Verbindung 1216 durch eine Bulle feierlich als Orden bestätigt und 1217 Fratres Praedicatores, Predigermönche, genannt. Die Mitglieder desselben sollten, der Absicht des Stifters gemäß, das Evangelium predigen, die Irrgläubigen bekehren, den Glauben vertheidigen und das Christenthum verbreiten. Sie bekannten sich im Allgemeinen zur Regel des h. Augustinus, fügten derselben jedoch mehre Bestimmungen hinzu, die früher nur den Carthäusern und Prämonstratensern eigen gewesen waren. Sie verpflichteten sich zu einem ewigen Stillschweigen, zur Enthaltung von Fleischspeisen aller Art und zu allen Zeiten, entsagten 1220 auf ihrem Generalcapitel zu Bologna allem Güterbesitz und trugen seitdem weiße Kutten und schwarze Mäntel. Schon 1221 hatten sie, außer Frankreich und Italien, auch in Spanien, Deutschland, Ungarn und England Klöster, deren Zahl 1278 bis auf 417 in allen katholischen Ländern gestiegen war. In Frankreich nannte man sie Jacobins, weil ihr erstes Kloster zu Paris 1218 in der Jakobsstraße entstand. In England hießen sie Black friars. Durch die ihnen vom Papste 1233 übertragene Inquisition (vgl. d.) erhielten sie nach und nach in Italien, Spanien und Portugal die ausschließliche Criminalgerichtsbarkeit über alle Irr- und Ungläubigen und mit derselben eine Macht, wie sie bis ins 16. Jahrh. kein anderer Orden genossen hat. Dabei sicherte ihre strengmonarchische Verfassung, welche alle Provinzen und Zweige ihres Ordens zu einem Ganzen unter einem General verband, ihre Dauer und ihre Bestrebungen nach Einfluß auf Kirche und Staat. Obwohl 1272 mit allen Privilegien der Bettelorden begabt, haben sie sich doch das Betteln bald abgewöhnt, da ihnen 1425 Annahme von Schenkungen erlaubt ward, große Reichthümer erworben und sich von den Franciscanern (s. d.) durch strengere Auswahl bei der Aufnahme und geringere Zahl ihrer Glieder, vornehmen Anstand und Gelehrsamkeit unterschieden. In gelehrten Streitigkeiten ließen sie, als Nominalisten (s. Scholastiker), Augustinianer, Thomisten und Gegner der unbefleckten Empfängniß Mariens, ihre Eifersucht und Verachtung gegen die Franciscaner aus. Durch das im Zeitalter ihrer Stiftung sehr vernachlässigte Predigen machten sie sich gemeinnützig, und durch große Gelehrten aus ihrer Mitte, wie Albert der Große und Thomas von Aquino, wichtig und um die wissenschaftliche Erkenntniß des kirchlichen Lehrbegriffs verdient. Schon im 13. Jahrh. unternahmen sie Missionen im Orient ohne erheblichen Erfolg, schützten bei der Besitznahme Amerikas durch die Spanier die Eingebornen vor der Sklaverei (vgl. Las Casas) und übertrafen in Amerika, Ost- und Westindien an Macht, Zahl und Reichthum alle andere Orden. Durch die Reformation verloren sie im 16. Jahrh. über 400 Klöster und durch die um diese Zeit entstehenden Jesuiten ihre Stellen als Beichtväter der Höfe und meist auch als akademische Lehrer. Reformen im 15. und 16. Jahrh. führten wohl Theilung in 12 Congregationen ein, doch nicht die

Digitized by Google

alte Strenge und Einfalt zurück. Neues Gewicht erhielten sie durch das Recht der Büchercensur, die 1620 dem Magister des heil. Pallastes zu Rom, der stets ein Dominicaner ist, übertragen wurde. Sie rühmen sich einer großen Anzahl von Märtyrern und höhern Geistlichen, die aus ihrer Mitte hervorgegangen sind, indem sie 3 Päpste, 60 Cardinäle, 150 Erzbischöfe und 800 Bischöfe von ihrem Orden zählen. — Die weiblichen Mitglieder dieses Ordens — Dominicanerinnen — verdanken ihre Entstehung dem heil. Dominicus selbst, welcher schon 1206 zu Prouille bei Toulouse ein Kloster erbaute, wo arme Mädchen aufgenommen und mit dem Nöthigen unterstützt werden sollten. Seit 1218, wo er auch zu Rom ein Nonnenkloster stiftete, breiteten sie sich weiter aus. Die Bekleidung dieser Nonnen besteht in einem weißen Gewande, einem braunen Mantel und einem schwarzen Schleier. Sie müssen gewisse Stunden des Tages arbeiten und vorzüglich Garn und Flachs für ihr eigenes Bedürfniß spinnen. Sie haben statt des Bettes ein Strohlager und dürfen nur in Krankheiten Fleisch genießen. Stets geringer an Zahl als der männliche Zweig, sind ihre Klöster jetzt in den Ländern, wo er noch besteht, im Verhältniß zu jenem wie 2 zu 7. Die von Lequin 1536 als Dominicaner-Congregation zu Marseille gestifteten, nur auf 6 Klöster in Frankreich gebrachten, nicht mehr bestehenden Nonnen von der Anbetung des heil. Sacraments trugen schwarze Kutten und weiße Mäntel und Schleier. Eine dritte Stiftung des heil. Dominicus war die Ritterschaft Christi, ursprünglich ein Verein von Rittern und Edelleuten zum Kriegsdienste gegen die aufrührischen Albigenser u. a. Häretiker, der sich 1234 in den Orden von der Buße des h. Dominicus für beide Geschlechter verwandelte, und den dritten Orden der Dominicaner ausmacht. Diese Tertiarier haben, ohne feierliche Gelübde zu thun, für die Beobachtung einiger Fasten und Gebete (Rosenkranz) die Zusicherung großer Ablässe; übrigens bleiben sie in ihren bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen. Nur einige Congregationen der Dominicanerinnen des dritten Ordens vereinigten sich, besonders in Italien, zum Klosterleben und wurden wirkliche Nonnen, unter denen die heil. Katharina von Siena die berühmteste war. Im 18. Jahrh. zählten die Dominicaner noch über 1000 Mönchs- und Nonnenklöster in 45 Provinzen, worunter 11 außer Europa. Durch die franz. Revolution verloren sie alle Klöster in Frankreich und Belgien, die meisten in Deutschland und viele in Italien. In Spanien, Portugal, Sardinien und Sicilien blieben sie ganz, in Ungarn und der Schweiz ziemlich im alten Besitz, doch verloren sie mit der Inquisition ihre Macht. In Ost-Indien und Südamerika nimmt der Orden jetzt ab, in den nordamerik. Staaten zu.

Dominicus de Guzman, der Heilige, ein spanischer Edelmann, Stifter des Ordens der Predigermönche oder Dominicaner, geb. 1170 zu Calarvejo in Alt-Castilien, erregte schon in seiner frühesten Jugend durch sein ernstes verständiges Betragen und seine Lernbegierde große Erwartungen. 12 Jahr alt, bezog er die Universität zu Palencia, legte sich mit Eifer auf die Wissenschaften, wurde in Kurzem Kanonicus und Archidiaconus zu Osma und lehrte darauf die Theologie zu Palencia. Doch legte er diese Stelle bald nieder, durchwanderte mehre Städte Castiliens und Aragoniens, das Evangelium predigend, und begleitete den Bischof von Osma nach Frankreich, um für den Sohn des Königs Al-

Digitized by Google

sens die ihm versprochene franz. Prinzessin zu holen. Hier lernten Beide die Irrthümer der Albigenser (s. d.) kennen, und Dominicus insbesondere unterzog sich der Belehrung derselben mit einem großen Feuereifer. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit war die Stadt Alby, welche gleichsam als die Festung der Feinde der Kirche anzusehen war. Seine Predigten fanden bereitwillige Gemüther, und 1206 genoß er die Wonne, das Haupt der Albigenser nebst vielen seiner Anhänger der rechtgläubigen Kirche zuzuführen. Die Päpste Innocenz III. und Honorius III. beehrten ihn mit ihrer Gunst, und Letzterer erlaubte ihm 1215 einen Orden von Mönchen zu stiften, der die Belehrung des Volks durch Predigten zum Zweck hatte. Dominicus wurde der erste General seines Ordens. Bei aller Heftigkeit und apostolischem Glaubenseifer, besaß Dominicus ein fühlbares Herz und wollte sich einst, um einer Witwe ihren Sohn auszulösen und er kein Geld besaß, an dessen Stelle in die Sklaverei begeben, und als einst (1191) Spanien von einer großen Hungersnoth heimgesucht wurde, beraubte er sich aller Bequemlichkeit seines Lebens, verkaufte sogar seine Bücher, um die Unglücklichen zu unterstützen. Da er den Mitgliedern seines Ordens eine gewisse Anzahl Paternoster und Ave Maria vorschrieb, die sie täglich beten sollten, so glaubt man, daß er den Rosenkranz eingeführt habe. Er starb zu Bologna 1221 und wurde von Gregor IX. 1233 unter die Heiligen versetzt. In der vor seiner Heiligsprechung angestellten Untersuchung wurde erwiesen, daß er durch seine Predigten und Wunderwerke mehr als 100.000 Seelen zum wahren Glauben bekehrt habe.

Dominique le Pree, Harlekin des italien. Theaters, eigentlich Jos. Dominique Biancolelli, geb. 1640 zu Bologna, ward 1660 vom Cardinal Mazarin nach Paris berufen, wo er den Harlekin mit dem größten Beifalle bis zu seinem Tode 1688 spielte. Als die Schauspieler des französischen Theaters die Italiener hindern wollten, auf ihrer Bühne franz. Stücke zu geben, hörte Ludwig XIV. beide Parteien an. Baron und Dominique le Pree mußten vor ihm erscheinen. Jener hatte im Namen der Franzosen gesprochen, und als die Reihe an Dominique le Pree kam, fragte er den König, wie er sprechen solle. „Sprich, wie du willst", antwortete der König. „Mehr brauche ich nicht", hob Dominique le Pree wieder an, „ich habe gewonnen". Der König ließ es lachend dabei, und seit jener Zeit gab das italien. Theater ungehindert französische Stücke.

Dominiren, heißt militärisch, von einem gegebenen Platze andere niedriger gelegene beschießen können.

Dominium, s. Eigenthum.

Domino, ehedem eine Wintertracht der Chorgeistlichen, die besonders Kopf und Gesicht schützte; jetzt ein seidener Larvenmantel bei Maskenbällen und Redouten. Auch führt diesen Namen ein sehr gewöhnliches besonders in Frankreich gebräuchliches Spiel, das mit länglichen, platten, von Elfenbein oder Knochen verfertigten Steinen, auf denen zum Theil Nummern stehen, gespielt wird. Wer zuerst alle seine Steine an die Mitspieler angebracht, heißt Domino, Herr, Gebieter, und hat gewonnen.

Domitianus (Titus Flavius Sabinus), Sohn des Vespasian und Bruder des Titus, geb. 51 n. Chr., verlebte den ersten Theil seiner Jugend in größter Armuth und war genöthigt, durch die niedrigsten Dienste

Digitized by Google

sein Leben zu fristen. Hierdurch gänzlich an der Ausbildung seines Geistes gehindert, wurde er üppig, kleinmüthig bei unglücklichen, ausschweifend und brutal bei glücklichen Zufällen des Lebens. Die einzige Kunst, welche er besaß, war eine außerordentliche Fertigkeit im Bogenschießen. Als sein Vater den Kaisertitel annahm, befand er sich gerade in Rom. Vitellius ließ sogleich seine Wohnung besetzen, er entfloh aber als Priester der Isis gekleidet; nach hergestellter Ruhe aber gab er sich zu erkennen, wurde von den Soldaten als Cäsar begrüßt und führte bis zur Ankunft seines Vaters, jedoch nicht zur Zufriedenheit des Volks, die Zügel der Regierung. Sein Vater, hierüber erzürnt, entfernte ihn von den Geschäften und überließ ihn den nichtswürdigsten Spielereien. Als Titus den Thron bestieg, machte er einen Versuch, sich desselben zu bemächtigen, indem er ausstreute, sein Vater habe ihn zum Mitregenten ernannt. Seine Absicht mißlang; doch bestrafte ihn Titus nicht, sondern bat ihn unter Thränen, ihn doch nicht zu hassen, da er ihm gern einen Antheil an der Regierung einräumen wolle. Als Titus starb, folgte er ihm auf den Thron (81) und verleugnete nun auf einmal seinen vorigen Charakter. An die Stelle der furchtbarsten Grausamkeit trat eine solche Milde, daß er sogar die Thieropfer verbot; statt des Geizes zeigte er sich freigebig und großmüthig; er erließ alle über 5 Jahre alte Schulden an die Schatzkammer; erhöhte den Sold der Soldaten und bestätigte dem Volke alle ihm schon eingeräumte Freiheiten; er befleißigte sich einer strengen Gerechtigkeit und strafte ohne Ansehen der Person. Doch schon im zweiten Jahre legte er die Maske ab und ließ das arme Volk nichts Geringeres als einen Nero oder Tiber in ihm ahnen, indem er seinen unschuldigen Vetter Flavius Sabinus meuchelmörderisch hinrichten ließ. Während sein tapferer Feldherr Agricola Siege in Britannien gegen die Caledonier erfocht, unternahm er einen lächerlichen Kriegszug gegen die Catten, verwüstete ihr Land, und da sie sich zu einer tapfern Gegenwehr rüsteten, kehrte er schnell um und führte einen Haufen wie Deutsche gekleidete Sklaven in Rom triumphirend auf. Neidisch auf die siegreichen Fortschritte Agricola's, rief er ihn zurück und ließ ihn in gänzlicher Unthätigkeit. In Rom fuhr er fort, eine Menge vornehmer Personen unter jedmöglichem Vorwande hinzurichten, und setzte dadurch Alles in den größten Schrecken. Dabei überließ er sich allen Ausschweifungen der Wollust und dem niedrigsten Geize, zu dessen Befriedigung er der gewaltsamsten Erpressungen sich bediente. Eine hierdurch entstandene Empörung der Nasamonier in Afrika wurde bald gedämpft und dieses Volk beinahe ausgerottet. Endlich gerieth er sogar auf den lächerlichen Einfall, sich göttlich verehren zu lassen, indem er vorgab, ein Sohn der Minerva zu seyn. 86 führte er die capitolinischen Spiele zu Rom ein. In demselben Jahre fing der so blutige und gefährliche Krieg mit den Daciern an. Diese griffen unter ihrem Könige Decebalus zuerst zu den Waffen, gingen über die Donau, schlugen den Statthalter von Mösien und richteten die schrecklichsten Verwüstungen an. Domitian ging an der Spitze eines furchtbaren Heeres selbst gegen sie zu Felde; Decebal ließ einen Frieden antragen, aber der Kaiser verwarf ihn und ließ Cornelius Fuscus gegen ihn vorrücken. Dieser erlitt eine gänzliche Niederlage und wurde selbst getödtet. Domitian, der indeß in Rom aufs Neue seine Mordlust geübt hatte, beschloß nun, das Heer selbst anzuführen; aber in Mösien angekom-

Digitized by Google

men, schickte er seine Generale voraus; er selbst blieb jedoch zurück. Nach vielen Anstrengungen wurden die Dacier geschlagen, der von ihnen angebotene Friede aber nicht angenommen. Er wandte sich gegen die Quaden und Markomannen, Bundesgenossen der Dacier, wurde aber auf's Haupt geschlagen und bat den Decebal jetzt selbst um Frieden, den er nun durch einen jährlichen Tribut erkaufen mußte (90). Dennoch hielt er zu Rom einen glänzenden Triumph. Das Elend stieg indeß immer höher; nach dem erneuerten Hochverrathsgesetze war Niemand seines Vermögens und seines Lebens sicher. Einst lud er eine Menge Senatoren und Ritter zu einem Gastmahle. Sie wurden in einem schwarz behangenen Saale versammelt, wo Särge mit ihrem Namen standen. Dieser Anblick setzte sie in den größten Schrecken; aber noch größer war ihr Entsetzen, als plötzlich eine Thür aufging und eine Menge nackender, schwarz gefärbter Personen mit bloßen Schwertern und Fackeln hereintrat und um sie herumtanzt. Doch kamen sie mit dem bloßen Schrecken davon. Nach dem Tode Agricola's fing er an, blutiger als je zu wüthen. Kurz vor seinem Tode bereitete er auch den Christen schreckliche Verfolgungen. Er selbst aber entging dem Dolche nicht. Einst spielte ein kleines Kind mit einem Zettel, den es unter des Kaisers Kopfkissen gefunden hatte; die Kaiserin besah den Zettel und fand darauf die Namen neuer Schlachtopfer und sich selbst nebst den beiden Generalen der prätorischen Cohorte an ihrer Spitze. Diese verschworen sich nun gegen ihn und ermordeten ihn (95) in seinem Zimmer. Er hatte 15 Jahre regiert und war 45 Jahre alt geworden. Sein Andenken ward verwünscht und sein Name auf allen öffentl. Denkmälern vertilgt. Er hat zu Rom den prachtvollsten Tempel erbaut. Ihm folgte Nerva.

Domremy la Pucelle, Geburtsort der Jeanne d'Arc (s. d.), ein kleines Dorf im franz. Departement der Vogesen, Wasgau, nicht weit von der Stadt Vaucouleurs, im Maasdepartement, in einer fruchtbaren Gegend, die gute Viehzucht hat. Hier zeigt man noch das Haus, in welchem das begeisterte Hirtenmädchen geboren wurde. Nahe bei demselben ist das von dem Präfecten des Vogesendepartements ihr errichtete Denkmal, mit ihrem Brustbilde von Marmor, das am 10. Sept. 1820 feierlich eingeweiht wurde. Dabei befindet sich eine Schule zum unentgeltlichen Unterrichte junger Mädchen. S. die Beschreibung in der „Hist. abrégée de la vie et des exploits de Jeanne d'Arc, par Jollois“ (1821, Fol., mit Kpf.).

Don (span., v. lat. Dominus), Titel, den jeder Spanier von hohem Adel, selbst der König und die Prinzen ihrem Namen vorsetzen.

Don, schiffbarer Fluß im europ. Rußland, entspringt aus dem See Iwanowskoë Osero (Johannissee), im Gouvernement Tula, nimmt auf die Wasowka, Sosna, Woronesch, Kasanka, Medwediza u. a., fließt sanft, oft seicht, verursacht auch große Ueberschwemmungen und fällt nach einem Laufe von 142 (157) Meilen in das asowsche Meer. Ist der Tanais der Alten.

Donatello (Donato), geb. zu Florenz 1383, Baumeister und Bildhauer, st. daselbst 1466; hinterließ viele berühmte Kunstwerke in seiner Vaterstadt. Er gilt für den Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Italien.

Donatio Constantini Magni (Kirchenq.), die vorgebliche

Digitized by Google

Schenkung Kaiser Konstantins, nach welcher derselbe dem Papst Sylvester die Stadt Rom und mehre Provinzen Italiens als Eigenthum überlassen haben soll. Hinkmar, Erzbischof von Rheims, in der Mitte des 9. Jahrh., erwähnt sie zuerst, Leo IX., Peter Damian, Ivo von Chartres, Gratian und Andere führen diese Schenkungsurkunde an. Daß sie aber falsch und das Werk eines Unbekannten, nach Einigen des Isidorus Mercator sey, wird jetzt für erwiesen angenommen. Laurentius Valla zeigte zuerst das Grundlose derselben.

Donatisten, auch Donatianer, der Name einer großen kirchlichen Partei, welche zu Anfang des 4. Jahrh. in Afrika entstanden ist. Die Veranlassung war folgende: Unter dem Kaiser Dioeletian wurden die Christen heftig verfolgt und ihnen unter andern bei Lebensstrafe anbefohlen, die heilige Schrift sowohl als andre Schriften und auch die gottesdienstlichen Gefäße herauszugeben. Viele Christen schlugen dieses ab und litten lieber den Tod; Andre aber lieferten, um ihr Leben zu erhalten, die Schriften aus, welches dann von ihren eifrigen Glaubensgenossen gemißbilligt wurde. Die Bischöfe und Geistlichen, welche ihr Leben auf diese Weise gerettet hatten, nannte man Traditoren, und sie wurden für amtsunfähig von den Donatisten erklärt. Bei einer streitigen Bischofswahl um 310 verschaffte sich Donatus, Bischof von Casänigrä, viele Anhänger gegen die Traditoren, und Einige leiten daher den Namen dieser Secte von dem Bischof Donatus ab. Er wurde aber als Urheber der Unruhen, die durch diese Streitigkeiten entstanden, verbann (313) und stiftete eine eigene Religionspartei, welche gefallne Christen, wenn sie auch schon getauft waren, nicht ohne Wiedertaufe annahm. 330 zählt diese Secte schon 170 Bischöfe und verbreitete sich in den christl. Provinzen von Nordafrika. Sie waren strenge in ihren Grundsätzen und verlangten die vollkommenste Schuldlosigkeit des Lebens ihrer Lehrer und Glieder. Nach dem Tode Konstantins des Großen (337) fingen die Circumcellionen ihre Ausschweifungen an. Dieses waren geringe Leute, die, von den Donatisten fanatisirt, sich einbildeten, Gott zu dienen, wenn sie an Andersdenkenden Mord, Raub und Verheerung verübten. Auch sie ließen sich von den Katholischen mit Freuden morden, weil sie dadurch des Märtyrerthums würdig zu werden hofften. Ihre höchste Blüthenzeit hatten diese Schismatiker im 4. und 5. Jahrh. erreicht, und wurden erst untergraben, als die Sarazenen den Christen die von ihnen bewohnten Provinzen entrissen.

Donatus (Aelius), röm. Sprachlehrer und Commentator, z. B. über Terenz, lebte im 4. Jahrh. n. Chr. Er schrieb ein Elementarbuch der latein. Sprache „De octo partibus orationis“, welches im Mittelalter bei dem latein. Sprachunterrichte zum Leitfaden diente. Erst in neuern Zeiten ward es durch zweckmäßigere Sprachlehren verdrängt. Es war eins der ersten Bücher, welche Guttenberg druckte. Nach ihm heißt Donatus sprichwörtlich so viel wie lateinische Sprachlehre, besonders für die leichtern Regeln, und Donatschnitzer so viel wie Verstoß gegen grammatikalische Regeln.

Donau (von Don, tief, und au, Gewässer), größter Fluß Deutschlands und nach der Wolga auch Europas, von den Römern von seinen Quellen bis Wien Danubius, unterwärts Ister genannt, entspringt auf dem südöstl. Abhange des Schwarzwaldes im Großherzogthum Baden, aus 3 Quellen, der Brege, Brigach und einer kleinern auf dem Schloß-

Digitized by Google

hofe des Fürsten zu Fürstenberg zu Donaueschingen, 2050 Fuß über dem Meere, 28° 10′ L., 47° 58′ Br., wo das vereinigte Gewässer den Namen Donau erhält und die erste Brücke über sie geht. Sie durchströmt einen Theil Badens, durch Würtemberg (bis Ulm), Baiern (bis Passau), Oestreich (bis Haimburg), Ungarn (von Presburg bis Neusatz), die banatische Militärgrenze (bis Neuorsowa), begrenzt westlich, südlich und östlich die Walachei (bis Brailow), südlich die Moldau und einen Theil des russischen Staats bis zu ihrer Mündung. Ihre Breite, die bei Ulm kaum 100 Fuß ist, beträgt an der Lechmündung 400; von da ist sie bis zur Altmühlmündung bei Kehlheim voller Inseln, mit denselben bisweilen über 1000 und wo sie in Einem Arm fließt, 3—500 Fuß breit. Von Kellheim bis Aschа fließt sie wieder in Einem Arm mit wenigen unbedeutenden Inseln in einer Breite von 4—800 Fuß und ist unterhalb Passau am schmalsten. Bei Aschа nimmt sie eine noch größere Ausdehnung, fließt von hier bis Presburg, theils in Einem Strome (6—1200 Fuß breit), theils netzförmig mit vielen Armen und Inseln (worunter bei Wien die im Kriege 1809 berühmte Lobau), mit diesen ¼—½ Meile, bei Stockerau und Wien fast eine Meile breit. Bei Presburg bildet sie durch ihre Theilung in 2 Arme die Inseln Schütt und Kleinschütt. In der Strecke bis Mohacs theilt sie sich noch dreimal, jedesmal in 2 Arme, und bildet bei Vatz die St.-Andreas-Insel und unterhalb Ofen die Inseln Klepsel und Margita. Bei Belgrad hat sie eine Breite von 4000 und in der Türkei 6000 Fuß. Von Gelubacz bis Neuorsowa ist der Strom sehr reißend in der engen Durchspülung zwischen Gebirgen, oft zwischen senkrechten Felsen und ist bei der Veteranenhöhle 3 Meilen oberhalb Orsowa nur 200 Fuß breit. Unterhalb Kladowa öffnet sich das enge Thal, und die Donau tritt in eine weite fruchtbare Ebene; das linke Ufer bleibt und ist flach bis zur Mündung, gegen das rechte treten die oft sehr steilen Füße der bulgarischen Balkanzweige bis Rassowa, von wo an auch dieses Ufer flach bleibt. Von Belgrad an hat die Donau sehr viele größere und kleinere, oft sehr lange schmale Inseln, von Widdin an mehre Buchten und Seen an beiden Ufern, und ist mit denselben oft über eine Stunde breit. Von Silistria an fließt sie netzförmig mit mehren Nebenarmen und stürzt sich nach einem Laufe von 332 Meilen (in gerader Richtung 279), 45° 32′ L. 47° 34′ Br., mit so großer Heftigkeit ins schwarze Meer, daß man ihre Strömung über 10 Meilen weit verfolgen kann und darin süßes Wasser findet. Ihre Mündung hat 5 Arme, genannt Kili-, Suline-, Kedrillo-, Porteßa- und Islawa-Bogasi. Der erste Arm ist die Hauptmündung und der tiefste. Er steht jetzt — als zu dem von der Pforte an Rußland abgetretenen Bessarabien gehörig — unter russischer Landeshoheit. Der vierte und fünfte sind gleichfalls schiffbar. Sie nimmt an 160 Flüsse auf, worunter gegen 60 schiffbare, z. B. Iller, Wernitz, Altmühl, Regen, Stade, Lech, Inn (der größte und reißendste), March, Iser, Ens, Drau, Sau, Theiß, Multa, Morawa, Skrieth, Pruth, Temes u. a. Es sind die Gewässer des Schwarzwaldes, der schwäbischen Alp, des Böhmerwaldes, der tiroler, steiermärker, kärnthischen und krainischen Alpen, des morlachischen, karpathischen und bulgarischen Gebirges. Der Fluß ist fischreich; am bekanntesten sind seine Hausen. — Die Schifffahrt auf der Donau beginnt bei Ulm, wo der Strom 8—12 Fuß Tiefe hat. Einen zweiten

Digitized by Google

Stapel übt Regensburg, einen dritten Wien, einen vierten Pesth, einen fünften Belgrad bis ins Meer; je näher diesem Ziele, desto reißender wird die Donau. Die meiste Schifffahrt geht stromunterwärts, weßhalb die Schiffe, die alle keine Segel haben, schlechter gebaut sind als auf irgend einem Flusse Deutschlands. Aufwärts war sie sehr schwierig, wegen des starken Falls, so lange wir keine Dampfschifffahrt kannten. Dann mußten die Schiffe, da weder Ruder noch Segel benutzt werden können, nach Verhältniß ihrer Größe und des Wasserstandes, von Pferden, deren man bei gewöhnlicher Wasserhöhe eins auf 100 Centner Ladung rechnet, an einem Taue gezogen werden. Zum Stromhinunterfahren bedient man sich der Fahrzeuge von 128, von 90—100 und von 30—40 Fuß Länge, erstere Kellhëimer, auch Hohenau, von 3—4000 Ctnrn. Ladungsfähigkeit, die zweite Vamsel und die dritte Plätten genannt. Bei der Gegenstromfahrt gebraucht man 3 Schiffsgattungen, nämlich Klobzille, von 136—140 Fuß Länge, sogen. Nebenbei, statt Anhänge, 130—136 Fuß lang, und Schwemmer von 124 Fuß Länge. Die Schifffahrt auf der Donau kann nur durch geschickte und erfahrene Schiffer betrieben werden, weil diese sehr reißend und dabei voll Sandbänke ist, an vielen Orten sich mitten im Fahrwasser derselben spitzige Felsen befinden, die Ufer häufig bergig, und die Schiffe, da sie nach vollbrachter Reise in der Regel in Wien an die dortigen Schiffer oder das kaiserl. Schiffamt verkauft werden, sehr leicht, und zwar meistens von weichem Holze erbaut sind. Die Strudel und Wirbel der Donau hat die Kunst in Deutschland (im Lande ob der Ens) und Ungarn viel gefahrloser gemacht; aber Orsowas Untiefen u. a. Hindernisse unter türkischem Scepter erschweren das fernere Hinabschiffen bis ins schwarze Meer. Am schwierigsten ist die Schifffahrt aufwärts in Ungarn, wo zum Theil wegen der niedrigen Ufer keine ordentliche Leinpfade angebracht, und, bis zur Einführung der Dampfschifffahrt auf dem Strome, nur Menschen zum Ziehen gebraucht werden konnten. Doch sind die ungarischen Schiffe für den innern Verkehr viel solider gebaut und haben daher eine dauernde Bestimmung. Volle Schifffahrtsfreiheit, sowie die wiener Convention von 1815 ausspricht, existirt noch nicht auf diesem Strome. Bis jetzt ist das Haupthinderniß des Emporblühens des Donauhandels der hochbesteuerte Verkehr Ungarns und Oestreichs gegeneinander und der Grundsatz der östr. Handelspolitik, ihren Staat aller fremden Industrie zu verschließen. Für eine allgemeinere Waarensendung auf der Donau spricht indeß, daß man z. B. auf der großen Donaustraße allem Contrebandiren kräftig entgegen wirken kann und daß Ungarns Niederungen und Marschinseln auf dem allerwohlfeilsten Wege Baiern und Würtemberg z. B. mit Reiß versorgen können und mit Manchem, was dieß herrliche Land entbehren und für seine Bedürfnisse andrer Art ausführen kann. Der Ulmer darf nur bis Regensburg und der Regensburger bis Wien schiffen und an Waaren nichts als Wein zurücknehmen. Der Wiener dagegen darf alle Güter nach Regensburg fördern, bringt aber bei der Industriesperre Oestreichs gegen Baiern fast nur türkische Waaren und Kupfer aus Ungarn dahin. Die Schiffer zu Wien und zu Regensburg bilden Innungen und haben Reihefahrten, sodaß, mit Ausnahme des Winters, wöchentlich wenigstens ein befrachtetes Schiff von Ulm nach Wien abgeht. In Hinsicht des Transports von Reisenden und deren Effekten ist aber ihre Schifffahrtsfreiheit nicht beschränkt. —

Digitized by Google

Ulm, der erste Punkt des Donauhandels, beschäftigt sich hauptsächlich mit dem Speditions- und Leinwandhandel. Regensburg benutzt diesen Strom besonders zum Salz- und Getreidehandel, zur Ausfuhr des rohen Garns nach Oestreich und zum Zwischenhandel mit Oestreich und der Türkei. Von Wien aus wird durch Ungarn der Handel mit östreich. Landesprodukten und mit Transitgütern, so lebhaft betrieben, als es die schwierige Schifffahrt und die noch nicht sehr nautischen Kenntnisse der Ungarn möglich machen. Der Hauptstapelplatz des Donauhandels in Ungarn aber ist Pesth, an dessen Ufern jährlich zum innern- und äußern Verkehr bei 8000 Fahrzeuge landen. Die stromabwärtskommenden Schiffe werden häufig dort zerschlagen. Dampfschiffe kommen von Wien hier an. Pesth treibt großen Handel mit ungar. Landesprodukten, sowie mit Commissions- und Speditionsgütern. Hätten die Kulpe und Save eine weniger beschwerliche Schifffahrt, so würden sie die Haupttheile Ungarns mit dem adriatischen Meere verbinden und zum Großhandel dienen können. Hoffnungen für die Zukunft blühen durch den Franzens- und Theresiencanal, sowie die Vereinigung mit dem karlstädter Canal, der b.s Brod in Kroatien fortgeführt werden soll. — Die Verbindung des Donauhandels mit dem Rheinhandel besteht durch Lauingen und Heilbronn, deren ersteres vorzüglich von der bairischen Regierung begünstigt wird. Die Donau und der Main, und dadurch auch der Rhein und die Donau, bedürfen einer nicht zu seichten Dimensionen angelegten Canalverbindung — schon Karl d. Große wollte dieß mittelst der Altmühl und schwäb. Rezat — die Wiebeking bereits umständlich angab, der aber Baader widersprochen hat, und die bessere Schiffbarmachung der Einströmungen Baierns in die Donau herbeiführen wird. Die bairischen Landstände empfahlen diesen Canal der Vollziehung ihrer Regierung, doch sollte derselbe durch einen 1829 in Paris entstandenen Aktienverein zu Stande gebracht werden. Die Wegschaffung der Hindernisse der Schifffahrt ist in unserm, in Sprengungen selbst unter dem Wasser durch Taucher und in Umleitungen eines versandeten Flußbeets erfahrnen Zeitalter, nicht mehr zurückschreckend, und die wachsende östreich. Industrie in Tuch und Baumwolle läßt solche wünschen, um in Baiern und Würtemberg ihre Produkte mit billiger Fracht und mäßigem Zoll absetzen zu können. — Zu dem Gebiet der Donau, Donaugebiet, gehören über 9000 QM. der schönsten Länder und 28 Mill. Einw. Geschichtlich ist der römische Donaulimes durch blutige Kriege, z. B. mit den Markomannen, und durch den Zug der römischen Handelsstraßen berühmt. Hier brachen die Avaren und die Magyaren in Deutschland ein. Hier, in der Donauebene des Marchfeldes, gründete und befestigte das Haus Habsburg seine Monarchie; hier bekämpften deutsche Heere die Macht der Pforte; hier behauptete sich das Haus Oestreich gegen Napoleons Uebermacht; und über den untern Strom drangen in neuester Zeit Rußlands siegreiche Heere gegen die Pforte, sie zu dem demüthigenden Frieden von Adrianopel zwingend. S. Schultes's „Handbuch für Reisende auf der Donau", Stuttg., 2 Bde., mit Kpf. Des Hauptm. Lauterer „Navigationscharte der Donau von Semlin bis zu ihrem Ausflusse", eine Strecke von 134 deutschen Meilen, ward vom östr. Hauptm. Bar. Taufferer vollendet 1789 in 8 Bl. — Von der Donau haben 2 Kreise im Königreich Baiern, deßgleichen 2 in Ungarn und 1 im Königreich Würtemberg den Namen.

Digitized by Google

Donaueschingen, Doneschingen, Marktflecken im badenschen Seekreise, im Bezirksamte gleiches Namens, zur fürstenbergischen Herrschaft Hüfingen gehörig, mit einem Residenzschloß des Fürsten, einer Kirche, 350 Häus., 2100 Einw., einem Gymnasium und einer fürstlichen Bibliothek. In dem Hofe des fürstl. Schlosses ist eine Haupt-Quelle der Donau, da in einem mit Quadern eingefaßten viereckigen Teiche das Wasser an 7—8 Stellen emporsprudelt, welches von hier in einem unterirdischen Canal durch den Hof und Garten geleitet wird und sich dann mit den kleinen Flüssen Brege und Brigach vereinigt, die hier den Namen Donau annehmen.

Donauweine, s. Östreichische Weine.

Donauwörth, Stadt im baierschen Oberdonaukreise, am Einfluß der Wernitz in die Donau, über die eine Brücke führt, mit Mauern, 4 Thoren, 2 Vorstädten, 4 Kirchen, 2 Hospitälern, 2 Krankenhäusern, 400 H., 2500 Einw., Sitz eines Landgerichts, Hallamtes und einer Postverwaltung; Obst-, Flachs-, Hanf- und Hopfenbau; Fruchthandel und Frachtfahrt durch 5 hier zusammenstoßende Landstraßen befördert; Schifffahrt, Salzhandel. Die Stadt war sonst eine evangelische freie Reichsstadt, die aber 1607 bei einem Aufstand der Evangelischen gegen eine Procession des katholischen Abts zum heiligen Kreuz in die Reichsacht erklärt und von dem dieselbe vollziehenden Herzoge von Baiern für die aufgewandten Kosten in Besitz genommen wurde. Sie erhielt zwar durch das kaiserliche Decret vom 9. Juni 1705 ihre vormalige Reichsfreiheit wieder; aber der badensche Friede v. J. 1714 räumte Baiern sie wieder ein. In der Nähe liegt der Schellenberg, am Einfluß der Zusam in die Donau, wo die Verbündeten 1704 einen wichtigen Sieg über die baierschen und französischen Truppen erkämpften. Die Abtei Heiligen-Kreuz ward 1802 dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein als Entschädigung gegeben.

Don Benito und Mingrabil, 2 Dörfer bei Medellin, östlich von Merida (Spanien). Hier Schlacht am 19. März 1809 zwischen 18.000 Franzosen unter Victor und 24.000 Spaniern unter Cuesta; fast ganz Reitergefecht, durch eine Bewegung der Franzosen in die Flanke der zu hitzig verfolgenden Spanier entschieden. Verlust der Spanier 6000 Todte, 3000 Gefangene, der Franzosen 4000 Todte.

Doncaster, Duncaster, Stadt in Yorkshire (England), am Dun, mit 1246 H., 5700 Einw., einem schönen Stadthause und Ueberbleibseln einer großen römischen Landstraße. Sie liefert Handschuhe, lederne Hüte, Wollstrümpfe, Hemden, Baumwollgarn ꝛc.

Donegal, Dunegal, Tyrconel, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, am atlantischen Meere; hat 74½ QM., 200.000 Einw., ist durch die Donegalgebirge, welche sich durch Ulster hinziehen, wild und unfreundlich, hat am Ufer zahlreiche Klippen, Buchten, worunter Donegalbai, und Häfen, wird von nur kleinen Flüssen, dem Foyle, Swilly, und einigen Seen, besonders Lough Earn, bewässert, hat etwas rauhes Klima; man treibt etwas Ackerbau, Viehzucht, besonders viel Schafe mit guter Wolle, Spinnerei und Weberei, auch etwas Fischfang. Hauptstadt Lifford. 2) Stadt in dieser Grafschaft, am Esk und an der Bai gl. Namens; hat 21.000 Ew.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, eine außerordentliche, jedoch freiwillige Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen

Digitized by Google

von ihren Ständen zu fordern, oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet besonders in solchen Ländern statt, wo der Regent ohne Einwilligung der Stände keine neue Abgaben auflegen darf, z. B. diejenigen ehemaligen franz. Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte einst in den östr. Niederlanden und in den deutschen Hochstiftern, welche Ständeverfassungen hatten, zu geschehen.

Donjon, v. span., Zufluchtsthurm, Kriegsbauk., im Allgemeinen jedes geschlossene Werk einer Festung, in welches sich die durch den Sturm von den Wällen vertriebene Besatzung wirft, um sich entweder noch zu vertheidigen, oder vortheilhaft zu unterhandeln. Sind kleinere Bergfestungen zugleich Staatsgefängnisse, so werden sie ebenfalls Donjons genannt.

Donlege, Donlage, die Richtung, welche weder senkrecht noch wagerecht ist; daher eine donlege Linie, Fläche, die sich gegen den Horizont neigende, schräg herunterlaufende.

Donna, span., 1. Frau, Weib, zur Bezeichnung des Geschlechts; 2. eine Frau von hohem Stande; 3. eine Opernsängerin, daher prima Donna, die erste Sängerin. Vgl. Don.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren zu Eßlingen in Niederöstreich 1680, starb zu Wien 1741. Er hinterließ viele Werke seiner Kunst in Wien, Salzburg und Presburg, worunter man, außer seinen Statuen in den Kirchen, seine Arbeiten am Springbrunnen auf dem Neumarkte zu Wien und seine Statue Kaiser Karl VI, die zu Breitenfurt errichtet und ein vollendetes Kunstwerk ist, bewundert. Nebst vielen andern seiner Schüler, zeichneten sich auch seine Brüder Mathias (Professor und Medailleur der Akademie in Wien) und Sebastian in gleicher Kunst aus.

Donner (Physik). Zu voreilig hat man geschlossen, daß der bei einem Gewitter nachhallende Schall, der diesen Namen trägt, daher rühre, daß der einfache Knall, der den Blitz, als eine elektrische Ausstrahlung im Großen, ebenso momental begleitet, als dieß bei physischen Versuchen mit der Elektrisirmaschine im Kleinen der Fall ist, aus den mehren Wolken, welche der von einer zur andern überschlagende Blitz durchzuckt, zu ungleichen Zeiten zum Ohr gelange, oder auch durch Echo von nahen Erdgegenständen, ja wohl von Wolken selbst (gegen den Erfahrungssatz, daß nur feste und harte Körper ein Echo geben) zurückgeworfen werde. Mit dieser Erklärung durchaus nicht vereinbar sind: das in Absätzen mit wechselnder Stärke fortdauernde Schallen des Donners; die Veränderung der Richtung, von woher der Schall während fortdauernden Donners kommt; die wenige Uebereinstimmung, welche starke oder schwache Blitze und starker oder schwacher, länger oder kürzer dauernder Donner haben; daß nicht selten Blitze, selbst starke und einschlagende ohne Donner vorkommen; der Umstand, daß auch auf dem Meer, wo es keine Echo's gibt und wo Kanonenschüsse nur schwach und ohne Nachhall knallen, der Donner gleichwohl lang und heftig fortschallt u. ä. Es hat daher schon de Luc die gewöhnliche Erklärung des Donners, als bloßes Nachhallen der mächtigen, durch den Blitz bewirkende Explosion bestritten, obgleich sie noch immer in mehren neuern Lehrbüchern der Physik aufgestellt wird. Vieles in diesem Vorgang ist allerdings noch

Digitized by Google

Donaueschingen, Doneschingen, Marktflecken im badenschen Seekreise, im Bezirksamte gleiches Namens, zur fürstenbergischen Herrschaft Hüfingen gehörig, mit einem Residenzschloß des Fürsten, einer Kirche, 350 Häus., 2100 Einw., einem Gymnasium und einer fürstlichen Bibliothek. In dem Hofe des fürstl. Schlosses ist eine Haupt-Quelle der Donau, da in einem mit Quadern eingefaßten viereckigen Teiche das Wasser an 7—8 Stellen emporsprudelt, welches von hier in einem unterirdischen Canal durch den Hof und Garten geleitet wird und sich dann mit den kleinen Flüssen Brege und Brigach vereinigt, die hier den Namen Donau annehmen.

Donauweine, s. Östreichische Weine.

Donauwörth, Stadt im baierschen Oberdonaukreise, am Einfluß der Wernitz in die Donau, über die eine Brücke führt, mit Mauern, 4 Thoren, 2 Vorstädten, 4 Kirchen, 2 Hospitälern, 2 Krankenhäusern, 400 H., 2500 Einw., Sitz eines Landgerichts, Hallamtes und einer Postverwaltung; Obst-, Flachs-, Hanf- und Hopfenbau; Fruchthandel und Frachtfahrt durch 5 hier zusammenstoßende Landstraßen befördert; Schifffahrt, Salzhandel. Die Stadt war sonst eine evangelische freie Reichsstadt, die aber 1607 bei einem Aufstand der Evangelischen gegen eine Procession des katholischen Abts zum heiligen Kreuz in die Reichsacht erklärt und von dem dieselbe vollziehenden Herzoge von Baiern für die aufgewandten Kosten in Besitz genommen wurde. Sie erhielt zwar durch das kaiserliche Decret vom 9. Juni 1705 ihre vormalige Reichsfreiheit wieder; aber der badensche Friede v. J. 1714 räumte Baiern sie wieder ein. In der Nähe liegt der Schellenberg, am Einfluß der Zusam in die Donau, wo die Verbündeten 1704 einen wichtigen Sieg über die baierschen und französischen Truppen erkämpften. Die Abtei Heiligen-Kreuz ward 1802 dem Fürsten von Oettingen-Wallerstein als Entschädigung gegeben.

Don Benito und Mingrabil, 2 Dörfer bei Medellin, östlich von Merida (Spanien). Hier Schlacht am 19. März 1809 zwischen 18.000 Franzosen unter Victor und 24.000 Spaniern unter Cuesta; fast ganz Reitergefecht, durch eine Bewegung der Franzosen in die Flanke der zu hitzig verfolgenden Spanier entschieden. Verlust der Spanier 6000 Todte, 3000 Gefangene, der Franzosen 4000 Todte.

Doncaster, Duncaster, Stadt in Yorkshire (England), am Dun, mit 1246 H., 5700 Einw., einem schönen Stadthause und Ueberbleibseln einer großen römischen Landstraße. Sie liefert Handschuhe, lederne Hüte, Wollstrümpfe, Hemden, Baumwollgarn ꝛc.

Donegal, Dunegal, Tyrconel, Grafschaft in der irischen Provinz Ulster, am atlantischen Meere; hat 74½ QM., 200.000 Einw., ist durch die Donegalgebirge, welche sich durch Ulster hinziehen, wild und unfreundlich, hat am Ufer zahlreiche Klippen, Buchten, worunter Donegalbai, und Häfen, wird von nur kleinen Flüssen, dem Foyle, Swilly, und einigen Seen, besonders Lough Earn, bewässert, hat etwas rauhes Klima; man treibt etwas Ackerbau, Viehzucht, besonders viel Schafe mit guter Wolle, Spinnerei und Weberei, auch etwas Fischfang. Hauptstadt Lifford. 2) Stadt in dieser Grafschaft, am Esk und an der Bai gl. Namens; hat 21.000 Ew.

Don gratuit, freiwilliges Geschenk, eine außerordentliche, jedoch freiwillige Abgabe, welche die Regenten bei außerordentlichen Anlässen

Digitized by Google

von ihren Ständen zu fordern, oder auch ungefordert zu erhalten pflegen. Es findet besonders in solchen Ländern statt, wo der Regent ohne Einwilligung der Stände keine neue Abgaben auflegen darf, z. B. diejenigen ehemaligen franz. Provinzen, die noch Landstände hatten, nämlich Bourgogne, Provence, Languedoc, Bretagne, Artois und das Königreich Navarra, bewilligten dem Könige eine Steuer als Don gratuit. Dasselbe pflegte einst in den östr. Niederlanden und in den deutschen Hochstiftern, welche Ständeverfassungen hatten, zu geschehen.

Donjon, v. span., Zufluchtsthurm, Kriegsbauk., im Allgemeinen jedes geschlossene Werk einer Festung, in welches sich die durch den Sturm von den Wällen vertriebene Besatzung wirft, um sich entweder noch zu vertheidigen, oder vortheilhaft zu unterhandeln. Sind kleinere Bergfestungen zugleich Staatsgefängnisse, so werden sie ebenfalls Donjons genannt.

Donlege, Donlage, die Richtung, welche weder senkrecht noch wagerecht ist; daher eine donlege Linie, Fläche, die sich gegen den Horizont neigende, schräg herunterlaufende.

Donna, span., 1. Frau, Weib, zur Bezeichnung des Geschlechts; 2. eine Frau von hohem Stande; 3. eine Opernsängerin, daher prima Donna, die erste Sängerin. Vgl. Don.

Donner (Georg Raphael), ein berühmter Bildhauer, geboren zu Eßlingen in Niederöstreich 1680, starb zu Wien 1741. Er hinterließ viele Werke seiner Kunst in Wien, Salzburg und Presburg, worunter man, außer seinen Statuen in den Kirchen, seine Arbeiten am Springbrunnen auf dem Neumarkte zu Wien und seine Statue Kaiser Karl VI, die zu Breitenfurt errichtet und ein vollendetes Kunstwerk ist, bewundert. Nebst vielen andern seiner Schüler, zeichneten sich auch seine Brüder Mathias (Professor und Medailleur der Akademie in Wien) und Sebastian in gleicher Kunst aus.

Donner (Physik). Zu voreilig hat man geschlossen, daß der bei einem Gewitter nachhallende Schall, der diesen Namen trägt, daher rühre, daß der einfache Knall, der den Blitz, als eine elektrische Ausstrahlung im Großen, ebenso momental begleitet, als dieß bei physischen Versuchen mit der Elektrisirmaschine im Kleinen der Fall ist, aus den mehren Wolken, welche der von einer zur andern überschlagende Blitz durchzuckt, zu ungleichen Zeiten zum Ohr gelange, oder auch durch Echo von nahen Erdgegenständen, ja wohl von Wolken selbst (gegen den Erfahrungssatz, daß nur feste und harte Körper ein Echo geben) zurückgeworfen werde. Mit dieser Erklärung durchaus nicht vereinbar sind: das in Absätzen mit wechselnder Stärke fortdauernde Schallen des Donners; die Veränderung der Richtung, von woher der Schall während fortdauernden Donners kommt; die wenige Uebereinstimmung, welche starke oder schwache Blitze und starker oder schwacher, länger oder kürzer dauernder Donner haben; daß nicht selten Blitze, selbst starke und einschlagende ohne Donner vorkommen; der Umstand, daß auch auf dem Meer, wo es keine Echo's gibt und wo Kanonenschüsse nur schwach und ohne Nachhall knallen, der Donner gleichwohl lang und heftig fortschallt u. a. Es hat daher schon de Luc die gewöhnliche Erklärung des Donners, als bloßes Nachhallen der mächtigen, durch den Blitz bewirkende Explosion bestritten, obgleich sie noch immer in mehren neuern Lehrbüchern der Physik aufgestellt wird. Vieles in diesem Vorgang ist allerdings noch

Digitized by Google

ganz unerklärt; näher aber dürfte man doch der Wahrheit kommen, wenn man annimmt, daß das Phänomen des Donners bloß von dem Blitze eingeleitet werde, ebenso wie das Phänomen der Wolken- und Wasserbildung unter dem Gewitter, daß aber der Donner mit dem letztern Vorgang in näherer Beziehung stehe, als mit dem Blitz. Der Uebergang von atmosphärischer Luft in Wasserdunst geschieht zufolge eines großen chemischen Processes, der von der atmosphärischen Electricität, namentlich indem diese unter dem entstehenden Blitze Ausgleichung ihrer frühern Spannung erhält, zunächst ausgeht; dieser Uebergang aber erfolgt, unter noch nicht ganz bekannten Bedingungen, jedesmal nach einem Blitz mit der äußersten Schnelligkeit, aber in unzählig einzelnen Punkten und in einer vom zufälligen Zusammentreffen abhängigen Succession. Es bilden sich bei diesem unverzüglichen Uebergang von Stoffen in Gasform, welche die Luft wesentlich bilden, in Wasserdunst und wirkliches Wasser, kleine, für eine kurze Zeit luftleere Räume, und die sie umgebende Luft verursacht dann, indem sie in solche schnell eindringt, in jedem derselben einen Laut von mäßiger Stärke, der aber, da er von mehren Orten her zum Ohre gelangt, zu einem sich weit verbreitenden Schalle wird, der sich dann auch durch Nachhall verstärkt, wo Gegenstände vorhanden sind, die zum Rückwerfen von Schallstrahlen sich eignen, wie besonders in gebirgigen und waldigen Gegenden. In ähnlicher Art vernimmt man einen knallenden Ton, wenn ein Kork schnell aus einer Flasche gezogen oder der Deckel eines genau schließenden Etuis schnell abgezogen wird, indem die äußere Luft mit Heftigkeit sich in den mit verdünnter Luft gefüllten innern Raum drängt. Die Entfernung eines Gewitters (eigentlich aber nur der nächsten Wolkengegend, welche der Blitz in einem Gewitter überschlagend durchzuckt) berechnet man aus der bekannten Schnelligkeit, mit welcher der Schall in der Luft sich verbreitet und die gewöhnlich zu 1040 pariser Fuß in einer Secunde angenommen wird. Nach so vielen Secunden, als jene Distanz in dem Abstand vom Ohre bis dahin enthalten ist, hebt nämlich nach einem Blitz der Donner an; verlaufen 20 Secunden in dieser Zeit, so kann man die Entfernung auf etwas Weniges über eine deutsche Meile schätzen (vgl. Blitz).

Donnerbüchse, der sonstige Name des Schießgewehrs.

Donnerhaus (Phys.), zur elektrischen Geräthschaft gehöriges Modell eines Hauses, an dem die Uebereinstimmung der Wirkung des elektrischen Funkens und des Blitzes, wenn er auf ein Gebäude trifft, sowie der Schutz, den ein Ableiter gewährt, gezeigt wird.

Donnerkeil, ein kegelförmig zugespitzter Stein, von dem der Aberglaube wähnt, daß er mit dem Blitz auf die Erde falle. Man findet dergleichen auf den Feldern, und Sachverständige halten sie theils für Versteinerungen uns unbekannter Schalthiere, die wegen der Aehnlichkeit mit einem Pfeile oder Finger, auch Pfeil- und Fingersteine genannt werden, theils für steinerne Streitärte, deren sich unsere Voreltern bedienten. An einigen Orten gelten Bergkrystalle, die sich einzeln auf Aeckern befinden, für Donnerkeile. Auch wird in den Abbildungen des Jupiter der Blitz, den er führt, von den Dichtern ein Donnerkeil genannt.

Donnerlegion, Legio Fulminatrix, der Name einer Legion bei den Römern, der aus folgender Begebenheit hergeleitet wird. Im Jahr

Digitized by Google

174 gerieth Kaiser Marcus Aurelius, bei thätiger Fortsetzung des Kriegs gegen die Markomannen, Jazyger und Quaden, in ein von Bergen umgebenes ödes, quellenloses Thal und wurde daselbst von den Feinden, die einige Vortheile über sie errungen hatten, eingeschlossen. Sie litten den schrecklichsten Mangel an Wasser, und Wunden und brennender Durst hatten sie fast zur Ohnmacht herabgebracht. Aus dieser Noth wurden sie nun durch einen gewaltigen Regen gerettet, der aus schnell sich zusammenziehenden Wolken an heiterm Himmel sich ergoß. Froh und staunend richteten die Römer ihre Häupter empor und tränkten sich und ihre lechzende Rosse. Diese unerwartete Rettung schrieben sie der Dazwischenkunft hilfreicher Gottheiten und der Macht ihrer und des Kaisers Gebeten zu. Die auf den Bergen postirten Markomannen, als sie die Feinde gerettet sahen, wollten noch schnell den letzten Augenblick ergreifen, sie zu vernichten, und fielen mit wüthendem Andrange über sie her, als sie noch ihren Durst löschten. Und wahrscheinlich würde ihr Ungestüm von Folgen gewesen seyn, wenn nicht Hagel und Blitze sie getroffen hätten, von denen die Römer verschont blieben, die Quaden aber so viel litten, daß ein Theil von ihnen in der Bestürzung zu den Römern selbst, bei denen allein sie Sicherheit vor dem zürnenden Himmel zu finden hofften, ihre Zuflucht nahm und auf Befehl des Kaisers geschont wurde. Baronius behauptet, der Kaiser und Senat hätten dieß Wunder den Gebeten der Christen bei ihrem Heere zugeschrieben, und diesen sey daher die Benennung: Donnerlegion, geworden. Auch Eusebius führt ein Zeugniß des heiligen Apollinarius an, nach welchem eine christliche Legion, weil sie durch Gebet den Regen und die Blitze erhalten, vom Kaiser die Blitzende genannt worden, und dieses Zeugniß würde recht stark seyn, wenn wir nicht aus Dio Cassius wüßten, daß schon zu Augustus's Zeit die zwölfte Legion den Namen die Blitzende (Fulminatrix) geführt und daß sie ihren Sitz in Kappadocien gehabt habe. Aus einer alten von Baronius selbst angeführten Inschrift sehen wir, daß sie noch zu Trajans Zeiten diesen Namen führte. Auf der vom Senat dem Marcus Aurelius errichteten Säule wird dem Jupiter Pluvius das Wunder zugeschrieben und auf der Schaumünze desselben Jahrs dem Merkur. Dio spricht vom Zauberer Arnuphius, der dieses Ereigniß soll bewirkt haben.

Donnersberg, 1) Bergzug in der bair. Rheinprovinz, unterhalb Kirchheim; der höchste Gipfel (2102 pariser Fuß über der Rheinfläche) trägt Kloster-Ruinen. Von ihm hatte 1801 ein franz. Depart. den Namen Dep. du Monttonnere), das gegen 360.000 Einw. zählte und Mainz zur Hauptstadt hatte. Die höchste Klippe des Donnersberg, der Königsstuhl, bietet eine der entzückendsten Aussichten in Deutschland dar, ist aber kaum zu ersteigen. — 2) Höchster Gipfel des böhm. Mittelgebirgs, 2 Meilen von Töplitz, heißt auch hoher Franz, Milleschauer, erhebt sich 2740 par. Fuß übers Meer und gewährt ebenfalls eine der reichsten Aussichten Deutschlands.

Donnerstag ist der fünfte Tag in der Woche, welcher dem nordischen Gotte Thor (Tamar) oder Donner, Donnerer, zu Ehre so benannt wurde. Die Engländer nennen diesen Tag Thurnsday, die Schweden Torsdag, von Thor. Die Lateiner benannten ebenfalls diesen Tag nach dem Jupiter, dem Gott des Donners, woher denn (v. Jovis) das franz. Jondi, und das ital. Giovedi, kommt. Der grüne Donnerstag

heißt der Donnerstag in der Charwoche. Wo diese Benennung her rührt ist ungewiß. (Nach Adelung von carena, Fasten.) Bei den alten niedersächsischen Schriftstellern heißt er auch der gute Donnerstag, bei Andern der weiße Donnerstag. Die Schweizer nennen ihn den hohen Donnerstag, weil sie ihn unter ihre höchsten Festtage zählen.

Don Quixote (spr. Donkischott), Name, den **Cervantes** (s. d.) seinem irrenden Ritter von Mancha gab; daher überhaupt ein irrender Ritter, ein Abenteurer. — **Donquixotiaden**, abenteuerliche Streiche.

Doppel b, in der Musik das Zeichen, daß ein durch ein b schon um einen halben Ton erniedrigter Ton nochmals um einen halben Ton erniedrigt wird, sodaß er einen ganzen Ton niedriger steht, als in seinem natürlichen Zustande. Man bedient sich dazu gewöhnlich zweier hintereinander folgender b (bb, seltner eines großen b, und nennt solche Töne des des, es es ꝛc. Auf ähnliche Weise hat man Doppelkreuze (ebenfalls entweder 2 auf einander folgende Doppelkreuze [𝄪 𝄪] oder ein großes Kreuz [X]) zum Zeichen, daß ein schon um einen halben Ton erhöhter Ton nochmals um einen halben Ton erhöht werde. Solche Töne nennt man fis fis, gis gis ꝛc.

Doppelfurche (Landw.), die durch zwei hintereinander gehende Pflüge gewonnene tiefe Furche, dem Rajolen der Gärten nachgeahmt und vom Kammerrath Kretschmar u. d. N. Ackerbauräthsel vorgeschlagen. Sie ist besonders für Wurzelwerk, z. B. Möhren, Rüben, sehr dienlich und vertilgt auch das durch Wurzeln sich fortpflanzende Unkraut. Sie muß stets im Herbste gezogen werden. Bei Boden, wo der darunter liegende in der Tiefe von 1½ bis 2 Fuß schlechter ist, als der obere, ist das Doppelpflügen durchaus nicht anzurathen, indem dann der schlechte Boden herauf, der gute dagegen hinuntergebracht wird.

Doppelmayr (Johann Gabriel), ein Mathematiker, geb. 1677 zu Nürnberg, studirte in Nürnberg, Altorf und Halle die Rechte, machte aber bald Mathematik und Physik zu Hauptgegenständen seiner Beschäftigung, bereiste Holland und England und erhielt die mathematische Professur am Egidiengymnasium zu Nürnberg, die er 46 Jahre lang verwaltete. Er gab mathematische, geographische und astronomische Werke heraus, unter welchen seinen Himmelsatlas seinen Namen am weitesten verbreitete („Atlas coelestis", mit 30 astronom. Taf., Nürnb. 1743, Fol.). Er erwarb sich Leibnitz's Achtung, ward in mehre gelehrte Gesellschaften aufgenommen, und starb 1759, nach Andern 1750. Ein Verzeichniß seiner Schriften, über Gnomonik, Experimentalphysik, Astronomie ꝛc. gibt Will's „Nürnberg. Gelehrtenlexikon". Doppelmayr's „Nachricht von den nürnberg. Mathematicis und Künstlern", Nürnberg 1730, Fol., ist für die Geschichte der Literatur sehr wichtig; es enthält namentlich über die geographischen Entdeckungen des Martin **Behaim** (s. d.) interessante Notizen.

Doppelschlag (Musik, franz. le doublé), eine trillerähnliche Verzierung mit Vor- und Nachschlag, besteht aus 4 Noten. Das Zeichen dafür ist ∾ (zuweilen auch ∽). Man hat einfachen, geschnellten, prallenden und geschleiften, deren jeder durch verschiedene Stellung des Zeichens zu der Note angedeutet wird. Doppelschlag richtig angebracht, trägt zur Verzierung des Tonstücks allerdings bei, allein man muß sich

Digitized by Google

vor Ueberladung hüten. Dem die Solostimme Vortragenden ist erlaubt, sich des Doppelschlags zu bedienen, wenn er auch nicht vorgeschrieben ist, die Ripienspieler dürfen sich aber nicht Gleiches erlauben.

Doppelsterne, Fixsterne, die in Fernröhren mit bedeutender Vergrößerung doppelt erscheinen, seltner in 3 oder 4 sich auflösen. Herschel hat um die Kenntniß derselben das Hauptverdienst, nach ihm Struve in Dorpat. Man kennt deren jetzt nahe an 800 ziemlich genau; doch dürfte diese Zahl nach den neuesten Beobachtungen mit noch vervollkommnetern Fernröhren, sich noch bedeutend erhöhen. Unter die bekannten Doppelsterne gehören Kastor, Rigel, Mesarthim. Die Sterne, aus denen sie sich bilden, gehören wirklich auch zu einander und bewegen sich um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt; diese Veränderung wird bei einigen schon in einem oder ein paar Jahren bemerklich; andere erscheinen, wahrscheinlich wegen sehr langsamer Bewegung unveränderlich. Es ist nicht denkbar, daß von einander weit entfernte Sterne so häufig dem Beobachter von der Erde aus, nur wegen Geringfügigkeit des Sehwinkels, einander so höchst nahe stehend erscheinen sollten. Man berechnet, daß dieß nach Wahrscheinlichkeit bei Sternen der 7. Größe unter 50 Mill. Mal, und bei Sternen der 5. bis 6. Größe unter 75 Mill. Mal nur ein Mal der Fall seyn würde. Die einzelnen Sterne eines Doppelsterns sind bald von ziemlich gleicher, bald von abweichender Größe; manche erscheinen fixsternartig, andere planetenartig oder auch nebelig, zuweilen beide auch von verschiedenen Farben.

Doppeltsehen, 1) s. Diplopie; 2) als Augentäuschung tritt es beim Sehen mit beiden Augen in vielen Fällen ein, wo die Axen der Augen nicht genau auf den Gegenstand, besonders aber wenn sie auf einen nähern, aber den entfernten beim Sehen mit beiden Augen nicht deckenden Gegenstand gerichtet sind.

Doppet (François Amédée), geboren zu Chambery 1753, nahm anfangs Militärdienste, verließ sie aber, um sich der Medicin zu widmen, und erlangte nach vollendetem Studium zu Paris nicht allein als Arzt, sondern auch als Dichter einen bedeutenden Ruf. Beim Ausbruch der Revolution zeigte er sich bald als wüthender Parteigänger, gründete zu Paris den Clubb der Fremden und die berüchtigte Legion der Allobrogen, zu deren Obersten er ernannt wurde. 1792 arbeitete er mit an Carra's und Mercier's „Annales patriotiques" bis zum 10. August, wo er Mitglied der Nationalversammlung von Savoyen wurde und die Vereinigung dieser Provinz mit Frankreich aussprach. Unter Carteaux diente er als Brigadegeneral, leitete darauf als Befehlshaber der Alpenarmee die Belagerung von Lyon und eroberte diese Stadt den 9. Okt. desselben Jahrs. Hierauf fing er die Belagerung von Toulon an, erhielt dann den Oberbefehl der Ostpyrenäen, trieb die Spanier auch zurück, mußte aber wegen Kränklichkeit den Oberbefehl an den General Dugommier abtreten, kam nach dem Tode Dagoberts an die Spitze der Truppen, welche in Catalonien eindrangen, schlug und wurde geschlagen, und legte den 28. September 1794, wenig Tage vor dem Frieden mit Spanien, den Oberbefehl nieder. Der Fall der Jakobiner stürzte auch ihn; er wurde aber 1797 zum Befehlshaber von Metz ernannt und sollte nach dem 18. Fructidor Mitglied des Raths der Fünfhunderte werden, allein der 22. Floreal vernichtete diese Wahl. Vergessen starb er zu Aix 1801. Er schrieb mehre Romane, Gedichte und andere Werke.

Digitized by Google

Dorat oder Daurat, lateinisch Auratus (Jean), ein berühmter Dichter des 16. Jahrh., aus Limousin gebürtig, heißt eigentlich Dinemandy oder Disnematin, nahm aber den Namen von der Stadt Dorat an. Seine latein., griech., und franz. Gedichte verschafften ihm den Namen des franz. Pindar, und Scaliger behauptet von ihm, daß er mehr als 50.000 griech. und latein. Verse gemacht habe. Er starb als Professor der griech. Sprache zu Paris 1588, 80 Jahre alt. Seine Gedichte (Paris 1586, 8.) sind jedoch größtentheils ohne Kraft und Nachdruck und verrathen oft Mangel an Feinheit. Uebrigens brachte er das Anagramm in Frankreich auf. — 2) Claude Joseph, franz. Dichter, geboren zu Paris 1734, studirte anfangs nach dem Willen seiner Eltern die Rechtswissenschaften, nahm dann Kriegsdienste, verließ diese jedoch bald, um sich ausschließend seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften hinzugeben. Da er die Schwachheit besaß, aus fast allen seinen Schriften Prachtausgaben zu machen, so versank er zuletzt, wie sein Vermögen dadurch zerrüttet war, in Armuth und starb den 26. April 1780 in Paris in großer Hülfslosigkeit. Seine sämmtliche Werke sind in 20 Bdn. zu Paris erschienen; eine Auswahl derselben enthalten s. „Oeuvres choisies" (1786, 3 Bde., 12.). Die vorzüglichsten sind: ein didaktisches Gedicht in 4 Ges.: „La déclamation théâtrale", worin vom Trauerspiel, Lustspiel, der Oper und dem theatralischen Tanze gehandelt wird. Verschiedene Heroiden, unter welchen sich „Héro à Léander" und „Abélard à Héloise" auszeichnen. Dreizehn Lust- und Trauerspiele. Unter jenen werden „La feint par amour" und „Le célibataire", und unter den letztern „Regulus" noch am meisten geschätzt. Kleine flüchtige Poesien und Episteln, sowie leichte Erzählungen, sagten seinem Talente besonders zu, und er wurde dadurch einer der beliebtesten schönen Geister seiner Zeit. „Das Journal des Dames" wurde einige Jahre von ihm redigirt. In der deutschen Sprache besaß er gründliche Kenntnisse und las ihre Schriftsteller mit Leichtigkeit. Sogar schrieb er: „Idée de la poésie Allemande".

Dordogne, 1) Fluß in Frankreich, entspringt im Departem. Cantal aus den Bächen Dor und Dogne, nimmt die Vezère mit der Corrèze und Isle auf und vereinigt sich mit der Garonne bei Bec d'Ambez. Ihr Lauf beträgt 54 Meilen, von denen 38 schiffbar sind. — 2) Departem. im südwestlichen Frankreich; besteht aus der Landschaft Perigord und einem Theile von Limousin, hat 171 QM., 424.200 Einw., ist südlich hügelig, mit engen Thälern, nördlich ebener, hat steinigen Boden, viel Haiden, etwas Waldung, wird bewässert von der Dordogne, Isle, Drome, Baudiat und ihren Nebenflüssen, überhaupt von 1400 Bächen und Flüssen; hat oft stürmisches Klima, bringt Wild (Wölfe), Geflügel, Kastanien, Nüsse, viel Trüffeln und Champignons, unbedeutende Mineralien. Die Einw. sprechen ein dem Italienischen verwandtes Patois, treiben etwas Ackerbau, wenig Viehzucht (doch gibt es Schweine und Ziegen), südlich viel Weinbau und etwas Bergbau auf Eisen. Theilt sich in 5 Bezirke. Hauptstadt: Perigeux.

Doria, eine berühmte alte Familie Genua's, von der Partei der Ghibellinen, unter denen die vorzüglichsten sind: 1) Oberto, Admiral in genuesischen Diensten, im Kriege mit Pisa, befehligte die Flotte seiner Vaterstadt in der Seeschlacht bei Moliara den 6. August 1224, wo die Pisaner fast ihre ganze Flotte verloren. — 2) Lamba, Admiral, ging

Digitized by Google

den 8. Sept. 1298 bei der Insel Corcyra den venetianischen Admiral Andreas Dandolo an und nahm ihn und 85 Galeeren mit 7400 Mann gefangen. Der Sohn Doria's blieb selbst im Treffen. „Man werfe ihn ins Meer", rief er Denen zu, die ihm diese Nachricht brachten; „es ist ein schönes Grab für Den, der als Sieger, für sein Vaterland streitend, fiel". — 3) Pagamino, genuesischer Admiral, lieferte im dritten Kriege mit Venedig am 13. Febr. 1352 unter den Mauern von Konstantinopel den Venetianern unter Nikolaus Pisani eine blutige Schlacht, worin er siegte, aber auch selbst viel verlor. Im Jahr 1354 besiegte er die Venetianer noch einmal und nahm ihren Admiral Nikolaus Pisani gefangen. — 4) Lucian, genuesischer Admiral, fügte den Venetianern zur See großen Schaden zu, blieb aber gegen Victor Pisani den 29. Mai 1397 in der Schlacht bei Pola; dennoch waren seine Einrichtungen so gut getroffen, daß sein Bruder Ambrosio Doria den Sieg davon trug. — 5) Pietro, genuesischer Admiral und Nachfolger Lucians, bemächtigte sich am 16. Aug. 1397 Chiozza's, und da er sich so innerhalb der natürlichen Befestigung Venedigs befand, bedrohte er selbst den St.-Markus-Platz. Die Venetianer baten um Frieden, aber Doria antwortete ihren Abgesandten: „Nicht eher wird unser Staat euch denselben bewilligen, bis wir den bronzenen Rossen auf dem St.-Markusplatz selbst die Zügel angelegt haben, und ist Dieß geschehen, so werden wir euch wohl in Ruhe zu erhalten wissen". Doch entsprach der Erfolg nicht seinen Erwartungen; denn Victor Pisani schloß ihn mit seiner Flotte in den Hafen von Chiozza ein; Doria wurde den 12. Januar 1398 getödtet und seine Flotte gefangen genommen. — 6) Andreas, der Wiederhersteller der Freiheit seines Vaterlandes und der Seeheld seiner Zeit, geb. 1466 zu Oneglia, diente anfangs zu Lande dem Papste Innocenz VIII. und einigen andern Fürsten Italiens, kehrte darauf nach Genua und wurde zwei Mal gebraucht, die unruhigen Corsen zum Gehorsam zu bringen. Der Ruf seiner Tapferkeit und Klugheit verschaffte ihm 1513 die Stelle eines Befehlshabers der Galeeren, mit denen er den Barbaresken den größten Schaden zufügte. Ausgebrochene Unruhen in Venedig bewogen ihn jedoch, später in die Dienste Franz I. von Frankreich zu treten, der ihn 1524 zum Admiral seiner Galeeren machte. Die denkwürdigste That in diesen Diensten blieb die Schlacht bei Capo d'Orso gegen die kaiserliche Flotte den 28. April 1528, wodurch Neapel bedroht wurde, in französische Hände zu kommen, sowie es schon Genua war. Andreas aus Liebe zu seinem Vaterlande, verließ, da Franz I. alle Vorstellungen desselben verwarf und durch Befestigung und Ausräumung des Hafens von Savona zu erkennen gab, daß er darauf dächte, Genua gänzlich zu Grunde zu richten, die französischen Dienste und trat in die Kaiser Karl V., der ihn mit offenen Armen empfing. Dieß rettete Neapel und die Kaiserlichen, und bald darauf wurden auch die Franzosen aus Genua vertrieben; denn er erschien mit 13 Galeeren und ungefähr 500 Mann plötzlich vor Genua und bemächtigte sich dieser Stadt, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Leicht würde es ihm gewesen seyn, die Oberherrschaft über seine Vaterstadt zu erhalten; allein er begnügte sich mit dem bescheidenen Titel: Vater und Befreier des Vaterlandes, brachte dessen Verfassung in Ordnung und wurde Genua's erster Unterthan. Kaiser Karl V. schenkte ihm sein volles Zutrauen und er bewies sich dessen würdig durch eine Menge Siege zur See. Er ent-

Digitized by Google

rtß den Türken 1532 die Städte Koron und Patras im Peloponnes, eroberte 1535 Tunis, und gewiß würde die Unternehmung gegen Algier glücklicher ausgefallen seyn, wenn der Kaiser seinem Rathe gefolgt hätte. Nachherige Dienste verschafften ihm vom Kaiser das goldne Vließ, sowie die Belehnung über das Fürstenthum Amalfi und das Marquisat von Turfi im Königreich Neapel für sich und seine Erben. Ebenso begünstigte ihn das Glück bei der Verschwörung des Grafen Joh. Ludw. Lavagna, aus dem Hause Fieschi (1547), der noch vor Ausführung seines Vorhabens ertrank. (Vgl. Fiesco). Ungeachtet seiner Vorliebe für den Kaiser, verhinderte er doch die Bauung einer Citadelle in Genua, welche Spanien besetzen wollte, und starb den 25. November 1560, einen unsterblichen Namen hinterlassend.

Dorier, einer der 4 Hauptäste des griechischen Stammes, sollen ihren Namen von Dorus, dem Sohne Hellens, haben. Sie wohnten erst in Estiäotis, wurde dann von den Perrhäbern nach Macedonien gedrängt, drangen nach Kreta, wo der Gesetzgeber Minos von ihnen stammte, legte am Fuße des Oeta, zwischen Thessalien, Aetolien, Lokris und Phokis, die dorischen Vierstädte (Dorica Tetrapolis) an, und drangen später mit den Herakliden in den Peloponnes, wo sie in Sparta herrschten. Colonien von ihnen gingen nach Italien, Sicilien und Kleinasien. Alle 4 Hauptstädte des griech. Stammes waren durch Eigenthümlichkeit in Sprache, Sitten und Verfassung scharf von einander geschieden, besonders waren die Dorier der Gegensatz der Jonier. In dem Dorischen blieb immer das Alterthümliche, und mit diesem etwas Festes und Ernstes, aber auch Hartes und Rauhes. Der dorische Dialekt war hart und rauh, der ionische weich und sanft; doch hatte jener durch sein Alterthümliches etwas Ehrwürdiges, weßhalb er bei feierlichen Gesängen gebraucht ward, z. B. Hymnen, Chorgesängen, die zur Liturgie der Griechen gehörten. Die kretischen und spartanische Gesetzgebung eines Minos und Lykurg zeigte sich um Vieles strenger als die mildere athenische Solon's. Die Spartanerinnen behielten die leicht geschürzte und heitere Jägertracht, während die Jonierinnen das lange, faltige Gewand anlegten. Beides hat die Kunst idealisirt, jenes in der Diana und ihren Nymphen, dieses in der Pallas Athene und den Kanephoren. Nicht minder hervorstechend zeigt sich derselbe Gegensatz an Werken der Baukunst in der starken, schmucklosen dorischen, und der schlanken, schön verzierten ionischen Säule. (S. Säulenordnung.) Auch in der Musik der Alten gab es eine dorische Tonart. (S. Ton, Tonart.)

Dorigny (Ludwig), geb. 1654 zu Paris; geschickter Maler aus der französischen Schule, Schüler des Lebrun, ging in seinem 17. Jahre nach Italien, wo er dann beständig blieb. Seine Composition ist angenehm und die Verkürzungen trefflich; st. zu Verona 1745. — 2) D. (Michel), geb. zu St.-Quentin 1617, Maler und Kupferstecher; st. als Lehrer der Malerakademie zu Paris 1763. — 3) D. (Nicolaus), Sohn des Vorigen, geb. zu Paris 1657; hielt sich 22 Jahr in Italien und 15 in England auf und st., nachdem er 1725 Mitglied der Akademie zu Paris geworden, 1746. Er war als ein sehr geschickter Kupferstecher bekannt Einer seiner vorzüglichsten Stiche ist die Verklärung nach Rafael und die Apotheose der heil. Petronilla nach Guercino.

Doris, Tochter des Oceans und der Thetis, Gemahlin ihres Bruders Nereus (s. d.), durch den sie Mutter der 50 Nereiden oder Doriden ward.

Digitized by Google

Dorpat, Dörpt (esthnisch Tart-Lin), Hauptstadt eines Kreises der russ. Statthalterschaft Riga, liegt an der großen Embach (schiffbar) und zugleich an der Hauptstraße von St.-Petersburg nach Deutschland, in einer reizenden und fruchtbaren Gegend. Sie ist schön gebaut und hat in 825 Häus. 8600 Einw. Dorpat erhielt durch Gustav Adolf 1630 ein Gymnasium. Er erhob dasselbe 1632 zu einer Universität, die aber 1699 nach Pernau verlegt wurde und 1710 einging. Unter Kaiser Paul ward sie neu gegründet, trat aber erst 1803, unter Alexander, ins Leben. Sie ward für Finnland, Liefland, Esthland und Kurland bestimmt und erhielt eine den deutschen Universitäten ähnliche Einrichtung. Die Studirenden (im Wintersemester 1831: 460) tragen Uniform und haben, nach zurückgelegten Studien und besondern Prüfung der Kenntnisse und des Wohlverhaltens, Oberoffiziersrang. Die Universität hat eine Bibliothek von 42.000 Bänden in der ehemaligen Domkirche aufgestellt; ferner ein theolog., ein philolog. und ein medicin. Seminar, ein Naturalien-, mathematisches, chemisches, technisches, militairisches, Modell- und physikalisches Cabinet, eine Sternwarte, einen botanischen Garten, ein Museum für Gemälde, Landcharten, Kupferstiche, Alterthümer, ein chemisches Laboratorium, medicinische, chirurgische, klinische und Entbindungsanstalten. (S. die Denkschrift zur 25jähr. Stiftungsfeier, 12. Dec. 1826, Fol., m. Kpf.) Dorpat hat außerdem noch ein Gymnasium mit einer Kreisschule, Buchdruckerei und Buchhandlung. Es war vormals eine nicht unbedeutende Hansestadt. Noch jetzt ist hier der Handel in Landeserzeugnissen zur Ausfuhr über Narwa und den Peipussee, ungeachtet mancher Versandung dieser Wasserstraße, ansehnlich, und wird nach Vollendung des Alexandercanals noch bedeutender werden.

Dorset, Grafschaft in England, liegt südlich am Canal, hat auf 46 QM. 145.000 Ew. Das Land ist hügelig, an der Küste mit Dünen besetzt, wird von mehren Flüssen, dem Stour, der Froome, dem Piddle u. a., und vielen Bächen bewässert, hat ein mildes Klima und wird wegen seiner Fruchtbarkeit Englands Garten genannt. Im Süden ist die Halbinsel Portland mit dem Vorgebirge Race of Portland, wo das Meer beständig unruhig ist, weßhalb hier 2 Leuchtthürme stehen; an der Südostseite ist die Halbinsel Purbek. Man treibt Ackerbau, aber kaum hinreichend für die Bevölkerung, mit Gewinn von Flachs und Hanf; Viehzucht, vorzüglich Schafzucht; Fischfang, besonders Makrelen; aus dem Mineralreich besitzt man Marmor, Quadern, Pfeifen- und Töpferthon. Die Industrie besteht aus Wollen-, Hanf- und Leinweberei. Die Hauptstadt ist Dorchester, am Froome, mit 2500 Einwohnern, Sitz eines anglikan. Bischofs, vorzügliche Bierbrauereien und Wollweberei.

Dorsten, herzogl. arembergische Stadt im preuß. Reg.-Bezirk Münster, Provinz Westfalen, im Kreise Recklinghausen, liegt an der Lippe, hat 2 katholische Kirchen, ein kathol. Pro-Gymnasium, ein noch blühendes Franciscanerkloster, ein Hospital, in 450 Häus. 2700 Einw., die Tuch- und Leinwandweberei, Schiff- und Tabacksbau, sowie mehre Blaufärbereien und eine Oel- und Walkmühle unterhalten. Sitz eines Land- und Stadtgerichts erster Classe.

Dortmund, 1. Kreis im Reg.-Bezirk Arnsberg der preuß. Prov. Westfalen, enthält auf 8 QM. eine Bevölkerung von 35.800 Seelen

Digitized by Google

in 6 Städten, einem Flecken und 134 Dörfern; bildet eine sehr fruchtbare, zu dem ergiebigen Hellwege gehörige Landschaft, in deren Süden sich ein Theil des Ardaigebirges befindet. Die Produkte des Pflanzenreichs sind Getreide aller Art, Garten- und Hülsenfrüchte, sehr guter Flachs, Rübsamen und Holz, besonders im südlichen Theile, wo überdieß noch das Mineralreich noch viel Steinkohlen liefert; auch ansehnliche Steinbrüche sind vorhanden. Die Viehzucht ist ausgezeichnet, die Jagd ergiebig, ebenso die Fischerei in den Flüssen Lippe, Ruhr und Emscher. — 2. Die Hauptstadt des Kreises, Dortmund, liegt in einer sehr fruchtbaren und reizenden Gegend an der Emscher, von Mauern umgeben, mit 5 Thoren, 4 evangel. und 1 kathol. Kirche, ein gutes Gymnasium, Privat-Irrenanstalt, 2 Hospitäler, gegen 900 Häus. und 5100 Einw., die Leinwand-, Woll-, Baumwollen- und Tabacksfabrikation, Bier- und Essigbrauereien, ansehnlichen Gemüsebau, sowie Handel mit Getreide und Colonialwaaren treiben; zugleich befinden sich hier eine Menge Nagelschmiede. Hier ist der Sitz des Landraths, einer Forstinspektion, eines Oberberg- und eines Hauptsteueramts, sowie eines Land- und Stadtgerichts erster Classe. — Dortmund ward von Karl d. Großen (800) aus 2 Dörfern als Stadt gestiftet. An der Nordseite stand dicht an den Mauern außerhalb die alte Kaiserburg Munda, in der einst der Graf Teutmann, vielleicht als Pfalzgraf, hauste, welchen Karl d. Gr. 788 mit der Grafschaft Dortmund belehnte. Bald nach Gründung der Stadt soll Karl den obersten Stuhl des westfälischen Freischöffengerichts daselbst gestiftet haben. 808 fing er die Stiftskirche St.-Pantaleon zu bauen an, die Ludwig d. Fromme vollendete. Heinrich II. hielt 1005 hier eine Kirchenversammlung und 1016 einen Reichstag. Ueberhaupt war Dortmund Jahrh. lang oft der Ort der kaiserl. Hofhaltung. Als Friedrich I. 1180 hier einen Reichstag hielt, saß er selbst zur Fem beim Hauptstuhle zum Spiegel am Rathhause, als Stuhlherr, zu Gerichte; noch 1327 verweilte Karl IV. hier längere Zeit. Dortmund hatte sich indeß zum Range einer freien Reichsstadt erhoben. Eine merkwürdige, 21monatliche Belagerung von 48 Landesherrn hielt die stark befestigte Stadt 1387—88 aus und erkämpfte sich einen ehrenvollen Frieden. Seitdem und als Mitglied des Hansebundes stieg die Macht und der Flor Dortmunds immer höher; es hatte in 9000 Häus. gegen 50.000 Einw., große Industrie und war der Stapelplatz zwischen Antwerpen und Bremen, wo alle durchgehende Waaren 3 Tage lang zum Verkauf ausgestellt werden mußten. Doch durch innere Unruhen, die allmählige Auflösung der Hanse, die Religionskriege im 16. und 17. Jahrh. und Beschränkungen von Seiten der mächtigern Nachbarstaaten führten Dortmunds Verfall herbei. Ihr Gebiet begriff eine ehemalige Reichsgrafschaft von 2 QM. mit 3000 Einw. in 14 Dörfern und 30.000 Gulden Eink. Sie hatte die Münzgerechtigkeit und Zollfreiheit durch das ganze Reich und zum Wappen einen schwarzen Adler in silbernem Felde. 1803 ward sie als Entschädigung an Nassau-Oranien überlassen und kam 1806 an das Großherzogthum Berg, wo sie die Hauptstadt des Ruhr-Departements ward, ist seit dem 31. Mai 1815 Preußens Scepter unterworfen. Das alte Archiv zu Dortmund enthält wichtige Schriften und Urkunden aus der Zeit, als hier noch der Hauptfreistuhl des Femgerichts (s. d.) stand, dessen Verfahren schriftlich war.

Digitized by Google

Dortrecht (Dort), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks in Südholland, auf einer bei der großen Wasserfluth 1421 entstandenen Insel zwischen der Meerwe und dem Biesbosch, ist schön gebaut, hat mehre lutherische und reformirte Kirchen (worunter die 300 Fuß lange und 125 Fuß breite große Kirche mit einem hohen Thurme, und die Nicolaikirche sehenswürdig), ein prächtiges Rathhaus, eine schöne Börse, verschiedene Hospitäler, ein Gymnasium, Artillerie- und Ingenieurschule, Gesellschaft u. d. N. Pictura, eine Münze, 2 Friedensgerichte und ein Handelsgericht. Dortrecht ist eine der reichsten Handelsstädte Hollands, mit einem sehr geräumigen Hafen und 2 Canälen, wodurch die Waaren bis an die Magazine mitten in die Stadt gebracht werden können. Die Einw. (19.500 in 3900 Häus.) unterhalten Leinwand- und Carottenfabriken, bedeutende Bleichen, Seesalz- und Zuckersiedereien, Smalte- u. Oelmühlen, Schiffswerfte, treiben wichtigen Handel mit Rheinweinen, mit deutschem Zimmerholz (das auf dem Rhein hier angeflößt [s. Flöße] und auf den vielen umliegenden Sägemühlen zugeschnitten, oder unbearbeitet nach England, Spanien und Portugal verschifft wird), mit verschiedenen Manufaktur- und Fabrikerzeugnissen, mit Getreide, Flachs, Thran, Stockfischen, Lachs (besonders berühmt) ꝛc. Dortrecht war die Residenz der alten Grafen von Holland, und ist Geburtsort der de Witt, des Joh. Gerh. Vossius, des Malers Varestag u. a. ausgezeichneter Männer. — 1618 und 1619 hielten hier die reformirten Theologen die berühmte **dortrechter Synode**, deren Schlüsse noch Gesetz der holl. reformirten Kirche sind. Sie erklärte die **Arminianer** (s. d.) für Ketzer (200 Prediger und Professoren derselben wurden in Holland abgesetzt, 80 exilirt, Oldenbarneveld hingerichtet und Hugo Grotius in Fesseln gelegt) und bestätigte die belgische Confession nebst dem heidelberger Katechismus.

Dosis (griech.), Gabe, Maß, besonders Arzneimaß, oder derjenige Theil, der auf Einmal gegeben werden soll, auch uneigentlich z. B. in der Redensart: eine starke Dosis von Eigenliebe haben.

Dossi (Dosso), berühmter Maler, geb. zu Ferrara 1479, st. 1560. Er war einer der besten Colpristen seiner Zeit; in der Zeichnung kam er der des Rafael gleich. Seine Manier ist eine Vereinigung der des Correggio und des Tizian, neigt sich aber mehr zu dem Letztern und erreicht ihn in mehren Werken völlig, wie in den Bacchanalen des herzogl. Pallastes zu Ferrara, den er gemeinschaftlich mit Tizian ausmalte. Wegen dieser herrlichen Ausführung stand Dossi in großer Gunst bei dem Herzog Alfons. Arioste, dessen Bildniß sein meisterhafter Pinsel geliefert hatte, feierte ihn aus Dankbarkeit in seinem „Orlando" (23. Ges.). In der dresdner Gallerie bewundert man 8 Gemälde dieses Meisters, welche religiöse Gegenstände behandeln, als vorzüglich der Disput der 4 Kirchenlehrer und die personificirte Gerechtigkeit, welche von hoher Vollendung in Kraft, Ausdruck und Farbenmischung sind. Weniger Ruhm haben sich seine Brüder erworben.

Dossirung, s. **Abdachung**.

Dotationen Napoleons, Schenkungen von Staatsgütern, welche Napoleon in den eroberten Provinzen, als Antheil an der Kriegsbeute, seinen Feldherren und Dienstmannen überließ, sowie vormals die alten Longobardenkönige ihren Leuten (Vasallen) nach Vertheilung des eroberten Landes Landgüter aussetzten. Diese Schenkungen, bisweilen mit einem

Digitized by Google

Adelstitel verbunden, bildeten eine Art von Lehngütern, hatten sowohl in Hinsicht des Besitzes als die Vererbung die Natur von Majoraten, und die Donatarien standen, als solche, unter der Generalintendanz der sogenannten außerordentlichen Domainen, welcher die Verwaltung aller derjenigen Grundstücke, Capitalien oder sonstigen Einkünfte übertragen war, die der Kaiser sich in den eroberten und andern Fürsten abgetretenen Ländern, größtentheils zu obigem Zwecke, vorzubehalten pflegte. Die gedachte Staatsbehörde hatte darauf zu sehen, daß Alle, welche von dem Kaiser Dotationen in fremden Landen erhalten hatten, diese Güter verkauften, und zwar die erste Hälfte binnen der ersten, und die zweite Hälfte binnen der folgenden 20 Jahre, sodaß in einer Frist von 40 Jahren alle diese Güter veräußert, und entweder in Renten oder in Grundeigenthum im Innern des Reichs verwandelt gewesen seyn würden. Solchen Donatairs wurden von dem Reichserzkanzler, als Vorgesetzten des sogenannten Conseil du sceau des titres (Wappen- oder Adelsrath) Belehnungsurkunden ausgefertigt; die Erben mußten aber binnen 3 Monaten nach dem Tode des Donatairs um eine Bestätigungsurkunde anhalten. Auch konnten von dieser Behörde mehre Dotationen desselben Besitzers in eine Masse zusammengeworfen oder durch sein eignes Vermögen ergänzt werden, wenn sie einzeln nicht Einkünfte genug gaben, um sie zu einem Majorate mit dem Ritter-, Baronen-, Grafen- oder Herzogstitel zu erheben. Wurde der Generalprocurator des Conseils von der Erlöschung der männlichen Nachkommenschaft des Besitzers eines Majorats, dessen Dotation ganz oder zum Theil vom Kaiser herrührte, benachrichtigt, so mußte er davon dem Intendanten der kaiserl. außerordentl. Domainen oder dem Intendanten der kaiserl. Privatdomainen Anzeige machen, je nachdem die Güter von jenen oder diesen hergekommen, worauf die Intendanten sogleich Besitz davon ergriffen, um das Heimfallsrecht der Güter an den Schatz zu sichern. Ein Decret vom 13. Mai 1809 verordnete in den nicht zu dem franz. Kaiserstaate gehörigen Ländern, wo der Kaiser solche Schenkungen zu Majoraten erhoben hatte, besondere Beamten: Agens conservateurs, welche besonders dahin sehen mußten, daß der Besitzer die Majoratsgüter gut verwaltete, und daß sie, wenn sich der Heimfall ereignete, in ihrem ganzen Bestande und ungesäumt wieder mit der franz. Krone vereinigt wurden. Alle Schenkungen dieser Art sind, so weit sie noch nicht veräußert waren, mit dem Sturze des Schenkers null und nichtig geworden.

Dotis oder Tata, östreich. Marktflecken in Nieder-Ungarn, in der komorner Gespannschaft im Kreise jenseits der Donau, am Tata und einem kleinen See, hat ein Schloß, in 850 Häus. 8000 Einw., meist Katholiken, mehre Kirchen und Klöster, Synagoge, Gymnasium, Hauptvolksschule, Piaristencollegium, Tuchwebereien, 30 Mühlen und warme Bäder.

Douane (französ.), in Frankreich die Zoll- oder Mauthhäuser an den Grenzen, Steuer und Zollamt. Die militairisch in Brigaden zu 6 Mann geordneten Zollwächter (Douaniers) betragen auf der 3fachen, 1500 Meilen langen Frankreich umgürtenden Zolllinien (Douanenlinie) 23.368 M. Nebstdem sind noch 3100 Personen bei derselben angestellt. Sie kosten über 15 Mill. Franken, bringen aber 103 Mill. ein. Unter Napoleon betrugen die Douaniers, die sich auch auf fremde Länder zu Bewachung der Küsten erstreckten, 1812 über 30.000 M. und kosten

Digitized by Google

ten über 50 Mill. Franken. Sie reizten durch ihre Härte und Uebermuth das Volk, das allenthalben zuerst gegen sie losbrach.

Douay, Bezirks-Hauptst. des franz. Dep. Nord, mit 20.000 Einw. liegt an der Scarpe, hat Festungswerke, welche unter Wasser gesetzt werden können, überdieß das Fort Scarpe in kleiner Entfernung. Douay besitzt ein schönes Rath- und Zeughaus, hat einen königl. Gerichtshof, eine Akademie, Schulen für Mathematik, Medicin, Geschützkunde, einen botanischen Garten, Collegium, Gesellschaft der Literatur und Künste, Ackerbaugesellschaft, Bibliothek, Malerschule. Die Einw. unterhalten Wollen- und Leinenmanufakturen, Fayance- und Lederfabriken, Spitzenklöppeln, Salzraffinerien.

Double, ein Kunstausdruck beim französ. Theater, der den Stellvertreter eines für ein gewisses Fach angenommenen Schauspielers bezeichnet. Man versteht aber darunter keinen zweiten Schauspieler. Diese heißen second sujet oder acteur pour les seconds rôles.

Doubs oder Doux, 1. Fluß in Frankreich, welcher bei Moute am Berge Rissou im Juragebirge an der Grenze des Schweizer-Canton Waadt entspringt, sich bei Arçon verbirgt, bei Remonot wieder zum Vorschein kommt, bildet bei Morteau einen Wasserfall von 84 Fuß, und eine Strecke die Grenze zwischen Frankreich und der Schweiz, ist reißend und stark anschwellend, wird in Frankreich schiffbar, ist dort durch einen Canal mit dem Rhein in Verbindung gesetzt, durchströmt die Departements Doubs, Jura, Saone und Loire und fällt bei Verdun unterhalb Chalons sur Saone in die Saone. — 2. Französisches Departement, bestehend aus einem Theile der Franche Comté und aus der Grafschaft Mömpelgard, wird begrenzt von den Departements Jura, Obersaone, Oberrhein und der Schweiz, hat einen Flächenraum von 102 QM., auf dem über 255.000 Menschen wohnen. Das Land ist gebirgig durch Vorberge des Jura, deren höchste Kuppen sich an 2000 Fuß erheben, mit sehr engen Thälern. Das Klima ist kalt, doch gesund; der Boden steinig und lettig. Die vorzüglichsten Erzeugnisse sind: Wild, viel Fische, etwas Getreide, Holz, Stein- und Braunkohlen, viel Eisen und Salz. Die Einw. sind kriegerisch, redlich, gastfrei, treiben Ackerbau, Pferde- und Rindviehzucht, mit reichlichem Butter- und Käsegewinn, etwas Weinbau und Hüttenwesen. Das Departement hat 4 Bezirke und zur Hauptstadt Besançon.

Douche, in der Maschinenwissenschaft Ausflußröhre eines Wasserbehältnisses. — Douche-Bad, örtliches Bad, wo außer der Wirkung des Wassers noch die erschütternde eines Wasserstrahls in Betracht kommt. Durch eine im Souterrain des Badehauses befindliche Druckmaschine, deren Wasserkasten ein oder mehre Male angefüllt werden kann, wird mit größerer oder geringerer Kraft das Wasser vermittelst eines ledernen Schlauchs herausgetrieben. Vorn an den Schlauch wird eine gröbere oder feinere messingene Röhre geschroben und von dem Bademeister oder von der Badefrau nach der Vorschrift des Arztes an den bestimmten Theil geleitet. Die Röhren sind nach ihrem größern oder geringern Kaliber mit Nummern bezeichnet. Die Stärke der Douche wird nach der Quantität des dazu verwendeten Wassers oder nach der Anzahl der Kasten, nach der Kraft, womit die Maschine in Bewegung gesetzt wird, und nach der Nummer der Röhre bestimmt. Die Douche wird gewöhnlich in der Badewanne gegeben, sodaß vor und nachher geba-

Digitized by Google

det werden kann. Sie ist besonders bei örtlicher Reizlosigkeit und bei Lähmungen von Nutzen.

Dousa (Janus) oder Jan van der Does, geb. 1545 zu Nordwyk in Holland, Staatsbeamter, Philolog, Geschichtschreiber und Dichter, studirte in Delft und Löwen, hielt sich einige Zeit in Paris auf und lebte dann im Genusse des häuslichen Glückes und im Umgange mit den Musen, bis er 1572 als Gesandter nach England ging, um die Königin Elisabeth für die Sache der Niederländer zu gewinnen. Als Oberbefehlshaber in dem von den Spaniern belagerten Leyden bestand er mit Klugheit und unerschütterlichem Muthe alle Gefahren, selbst als Hungersnoth und Pest sich zu der Geißel innerer Zwietracht gesellten. Abgerichtete Tauben dienten ihm, mit den erwarteten Befreiern eine Verbindung zu unterhalten, und dankbar pries er in seinen Versen diese treuen Boten. Der Statthalter Wilhelm I. entschädigte die Stadt für ihre Leiden durch die Stiftung der Universität, deren erster Curator Dousa ward. Seine ausgebreiteten Verbindungen mit den Gelehrten des Auslandes setzten ihn in den Stand, die trefflichsten Lehrer, z. B. Joseph Scaliger, für die neue Anstalt zu gewinnen. Nach Wilhelms I. Ermordung reiste Dousa heimlich nach London, um bei der Königin Elisabeth eine Stütze für die Freiheit seines Vaterlandes zu suchen, deren treuer Verfechter er immer war, und während der bedenklichen Zeit, wo die Herrschaft des Grafen von Leicester (s. Dudley) das Land drückte, benahm er sich mit kluger Mäßigung. Häusliche Leiden, besonders der Tod seines hoffnungsvollen ältesten Sohnes, Janus Dousa, trübten seine letzten Lebensjahre, bis er 1604 starb. Zahlreiche Schriften, die er hinterließ, beweisen, wie treu er seinem Wahlspruche war: Dulces ante, omnia Musae. Sein bekanntestes Werk sind seine „Bataviae Hollandiaeque Annales“, bis 1606, die sein Sohn angefangen hatte, und wovon es 2 Ausgaben, eine in Versen, die andre in Prosa, gibt. Unter seinen 6 Söhnen zeichnete sich aus: 2) der schon erwähnte Janus, geb. 1571, gest. 1596 als Bibliothekar zu Leyden; er besorgte Ausgaben von Catull, Tibull und Properz und schrieb: „Animadversiones in Plauti comoedias“, 1596.

Dover, englischer Seehafen am Canal, Frankreich gegenüber, in der Grafschaft Kent, mit einem jetzt verbesserten Hafen für Schiffe von 4—500 Tonnen, der bei Stürmen oft zum Nothhafen dient. Auf einem engen Raume liegt die Stadt in 3 Hauptstraßen, die am Ende zusammenlaufen, zum Theil am Strande, zum Theil an steilen, 570 Fuß hohen Kalkfelsen. Sie hat 2 Kirchen, die des heil. Jakob (Schutzheiligen der Seeleute) und die Marienkirche; die erste ist ein großes, 1216 erbautes Gebäude, die zweite stifteten die Normänner. Dieser nahrhafte Ort hat heiße und kalte Seebäder, 1800 H. und 20.000 Einw. Alle englische Dissenters haben hier Bethäuser oder Kapellen. Am Felsen wächst noch, wie zu Shakspeare's Zeiten, der große Meerfenchel, und würzt die Brühen der Schmecker. Das neue Kriegsspital ist ein prachtvolles Gebäude, und ehrwürdig die Stadthalle am Markt. Hübsch ist das Sommerschauspielhaus und das Casino. Die Schiffer und Lootsen unterhalten 12 Dampfböte zur Ueberfahrt. Dover gehört zu den 5 Canalhäfen, deren Gouverneurstelle eine Sinecure ist. Seit der angedrohten franz. Landung wurde Dover von der Seeseite trefflich durch Strand-

Digitized by Google

und hochliegende Batterien befestigt; auch schützen dasselbe seine Martellothürme und ein 320 Fuß über der Meeresfläche steil am Ufer liegendes Castell, dessen Fläche 25 Acres beträgt, hat für 2000 Mann bombenfeste Casematten und einen Brunnen von 370 Fuß Tiefe, der solches gegen Wassermangel schützt. In und an den vielen Gebäuden und Thürmen dieses schönen Castells zeigt man Alterthümer, welche angeblich röm. Ursprungs sind. Gewiß ist die Grundmauer einer Redoute nahe beim Castell der Ueberrest einer ehemaligen Warte der Römer oder eines Pharus, den sie anlegten. Die vielen Thürme des Castells tragen jeder den Namen seines Erbauers. Auf der höchsten Felsspitze steht das Burgschloß, 92 Fuß hoch, ist wohl erhalten und dient als Zeughaus und Magazin. Minen machen jeden Versuch, das Castell zu erstürmen, gefährlich.

Dow, auch Douw (ausgesprochen Dau) (Gerard), geb. zu Loudon 1613, Sohn eines Glasers und Malers, machte als Rembrand's Schüler bedeutende Fortschritte in der Vertheilung des Lichts und im kräftigen Colorit, übertraf ihn aber an Fleiß. Man kann nichts Vollendeteres sehen als seine kleinen Genregemälde. Sie sind so niedlich, daß man das Vergrößerungsglas brauchen muß, um die Arbeit darin genau zu erkennen, selbst die zartesten seiner Figuren sind voll Leben, und auch das fast unsichtbar Kleine in der Natur übersah er nicht. Dennoch haben Dow's Bilder nichts Aengstliches und Gezwungenes. Man hält ihn für den Erfinder der sinnreichen Methode, große Gemälde ins Kleine zu bringen, indem man das Original mit einem durch Fäden in Vierecke getheilten Rahmen bedeckt und dann die Partien des Gemäldes in ebenso viele gezogene kleine Vierecke auf die Leinwand überträgt. Auch soll er sich des converen Spiegels bei seinen Modellen bedient haben. Gerard Dow starb 1680 und hinterließ ein großes Vermögen; denn seine Werke wurden zu hohen Preisen bezahlt, wie sie noch jetzt zu den theuersten der niederländischen Schule gehören. 1809 wurde ein kleines Gemälde von ihm für das königl. holländische Museum mit 17.000 Gulden bezahlt und in der Auction von Peter de Smith in Amsterdam, 1810, gingen die Gerard Dow's am theuersten weg; 5—10.000 Gulden war ihr gewöhnlicher Preis. Seine Schüler, Metzu, Schalken und Mieris, sind ihres Meisters würdig.

Doyen (Gabriel François), ausgezeichneter franz. Maler, geb. zu Paris 1756, zeigte schon frühe viel Geschmack am Zeichnen und ward ein Schüler des berühmten Vanloo, der in der Folge, durch den seltenen Geist des jungen Doyen gefesselt, ihn mit seiner ganzen Zuneigung und Freundschaft beehrte. 1747 gewann er bei der Preisausstellung den großen Preis in der Malerei, und das Jahr darauf ging er nach Rom, wo die herrlichen Werke des Annibal Carracci vorzüglich seine Aufmerksamkeit fesselten und er ganze Tage nach den schönen Frescogemälden dieses Künstlers in der Gallerie Farnese malte. Mit außerordentlicher Geduld begabt, unternahm er es, auf einer Leinwand von 6—7 Fuß Höhe, den Plafond der Gallerie des Pallastes Barberini ganz abzubilden. Michel Angelo, Julius Romanus, Dominichino und alle große Meister in Charakterzeichnung und hohem Ausdrucke, waren der Gegenstand seines rastlosen tiefen Studiums. Von Rom nach Neapel reisend, zogen ihn hier die Compositionen Solimene's am meisten an. Von hier ging er über Bologna, Venedig, Parma, Turin nach

Digitized by Google

Frankreichs Hauptstadt zurück. Hier ganz entfernt vom Gewühle des geräuschvollen Lebens, zog er sich in seine Werkstätte zurück, sich ganz der Kunst weihend, und nach 2 Jahren trat er mit dem Tod der Virginia hervor, welches Werk mit solchem Beifalle bewundert wurde, daß Doyen Mitglied der Malerakademie wurde (1758). Indeß erhielt er den Auftrag zu seinem Gemälde la reste des ardents. Um die Schönheiten, welche er in dieses Werk übertragen wollte, tiefer zu durchdringen, studirte er die Stücke der flamländischen Meister, und um seine Composition mit mehr Wahrheit auszuführen, besuchte er die Spitäler und beobachtete die Physiognomien der Kranken und Sterbenden. Die Resultate seines emsigen Forschens legte er alle mit dem größten Ausdrucke in jenem Werke nieder. Es prangt jetzt im Hochaltare der Pfarrkirche zu St.-Roch und wird einstimmig für das Meisterstück Doyens gehalten. Hierauf erhielt er den Auftrag zur Ausmalung der Gregoriuskapelle bei den Invaliden, welches bedeutenden Hindernisse ausgesetzt war; aber der thätige Doyen suchte sie zu beseitigen und strebte seinem Werke das Siegel der Vollkommenheit aufzudrücken. Mit der dankbarsten Anerkennung wurde sein Bemühen gekrönt, und ihm ward jetzt von Hofe die Darstellung des Triumphes der Thetys über die Gewässer aufgegeben, welche er mit gewohnter Meisterschaft ausführte, und die ihm neuen Ruhm erwarb. Währenddem ging auch sein großes Gemälde, der Tod des heil. Ludwig, aus seiner Werkstätte hervor; es war für die Kapelle der Militärschule bestimmt und ist hinsichtlich der trefflichen Ordnung eine seiner schönsten Compositionen. Beim Ausbruche der Revolution verließ Doyen sein Vaterland und folgte einer Einladung der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die ihn mit besonderem Wohlwollen empfing und zum Professor der Malerakademie in Petersburg mit einem Gehalte von 1200 Rubeln bestellte. Aus Auftrag der kunstliebenden Monarchin verschönerte er die kaiserl. Paläste mit mehren Gemälden, die ganz des großen Meisters würdig sind. Paul I. zeigte ihm noch größere Beweise seiner Gunst und bewog ihn, die Plafonds des kaiserlichen Schlafgemachs, der Bibliothek, der Eremitage, des großen Georgensaales u. a. zu malen. Rastlos thätig für die Kunst, bereicherte er dieselbe noch mit mehren Werken, bis ihn 1806 zu Petersburg der Tod seiner herrlichen Laufbahn entriß.

Drabicius (Nikolaus), ein durch seine Prophezeihungen bekannt gewordener Mann, geb. 1587 zu Strasnitz in Mähren, studirte Theologie und wurde 1616 Prediger zu Drahotuz, aber 1628 mit andern evangelischen Predigern vertrieben, worauf er sich nach Ungarn wandte, eines Tuchmachers Tochter heirathete und selbst dieß Geschäft trieb. Am 23. Februar 1638 glaubte er seine erste Offenbarung gehabt zu haben, worauf später mehre folgten. Ihr Hauptinhalt war der Untergang des Hauses Oestreich, sowie des Papstthums und die Bekehrung der Juden und Heiden. Als Comenius 1650 nach Ungarn kam, übergab er ihm seine Offenbarungen, und dieser ließ sie u. d. T.: „Lux in tenebris“ drucken. Durch den Tod der beiden Fürsten Ragotzky (1647—52), durch die zum Theil jene großen Dinge ausgeführt werden sollten, erlitten freilich seine Prophezeihungen einen großen Stoß. Auf Befehl des kaiserl. Hofs wurde er endlich zu Presburg gefänglich eingezogen und den 16. Juni 1671 als ein Unruhestifter hingerichtet.

Digitized by Google

Drache war nach den fabelhaften Erzählungen der ältesten Zeit ein schreckliches Ungeheuer von 20—70 Ellen lang, besonders in Indien und Afrika, das sich wie eine Schlange durch Windungen des Körpers fortbewegte, von dem Blut und Fleisch anderer Thiere lebte und selbst einen Elephanten erwürgen konnte. Man vermuthet, daß dieser Fabel ein wirkliches Thier zum Grunde liegt, und zwar die große Abgottsschlang (Boa constrictor, s.d.). Anders ist der Drache des Mittelalters, dem man 4 Löwenfüße, einen langen, dicken Schlangenschwanz und einen ungeheuren Rachen zuschreibt, aus dem Feuerflammen strömen. Mit solchen Ungeheuern hatten die Helden der Ritterzeit zu kämpfen, wie z. B. der tapfere Ritter St.-Georg eine solche Drachenart, Lindwurm genannt, erlegt haben soll, und daher noch immer mit demselben abgebildet wird. Vielleicht lagen dieser Dichtung unvollkommene Nachrichten vom Krokodil zum Grunde. In der Naturbeschreibung ist Drache eine Art Eidechsen in Indien und Afrika, an den Seiten mit einer Flügelhaut versehen; in der Kriegskunst eine aus dem Gebrauch gekommene Art des groben Geschützes, welche 32—40 Pfund schoß; in der Sternkunde, der Name eines Sternbildes von 32 Sternen, nahe am Nordpol, wovon die Fabel erzählt, Juno habe den Drachen, welcher die goldenen Aepfel der Hesperiden bewacht, und welchen Herkules getödtet, an den Himmel gesetzt; der fliegende Drache heißt eine feurige Lufterscheinung, die darin besteht, daß sich ölige, brennbare Dünste in der mittlern Luftgegend entzünden, und im Brennen einen langen, feurigen Schweif hinter sich herziehen, wovon der Aberglaube ebenfalls manche wunderbare Erzählungen erdichtet hat. — Der elektrische papierne Drache, das Spielwerk der Knaben, hat Anlaß zu der höchst wichtigen Erfindung der Gewitterableiter gegeben. Franklin bediente sich 1752 seines zuerst als eines Leiters, um vermittelst desselben die Electricität der Luft oder der Wolken herabzuziehen und die Electricität des Gewitters zu beweisen. Neuerlich fing man aber auch an, durch solche Drachen die tägliche Luftelectricität zu beobachten. In noch neuerer Zeit hat man den papiernen Drachen auch als ein Mittel vorgeschlagen, um von einem gestrandeten Schiffe aus Leinen mit Ringen ans Land zu bringen und durch diese eine Communication zwischen dem Lande und dem Schiffe zu bewirken.

Drachma (Drachme), eine altgriechische Silbermünze von verschiedenem Werth, meist 5 Gr. 4⅘ Pf. betragend; 100 machen eine Mine und 6000 ein Talent; auch ein Gewicht, ebenfalls unbestimmt, etwa ein Quentchen und darüber; bei uns ein Apothekergewicht, welches den achten Theil einer Unze oder ein Quentchen ausmacht.

Drackenborch (Arnold), einer der ausgezeichnetsten Philologen des vorigen Jahrhunderts, geb. 1684 zu Utrecht, widmete sich frühzeitig mit dem regsten Eifer der Wissenschaften, studirte auf der Universität seiner Vaterstadt Jurisprudenz und wurde 1707 zum Doktor der Rechte promovirt. Er ging hierauf einige Zeit nach Leyden, unternahm dann eine Reise nach Frankreich und erhielt bei seiner Rückkehr nach Utrecht 1716 die Professur der Geschichte und Beredtsamkeit am dortigen Gymnasium. 1740 wurde er Bibliothekar und starb 1747. Außer einigen geschätzten Dissertationen gab er er den Silius Italicus (Utr. 1717) und Livius (Leyden 1738—46, 7 Bd., 4.; Stuttgart 1820—24, 18 Bde. gr. 8.)

Digitized by Google

heraus. Tiefe Sprachkenntniß und eine sorgfältige, sehr genaue Kritik waltet in diesen Ausgaben, und sie haben Drackenborch in den Annalen der Philologie einen bedeutenden Namen erworben.

Dragoman, türkischer Name der Dolmetscher der christlichen Gesandten in der Türkei. Derjenige, der bei den Geschäften mit dem Sultan und dem Großvezier gebraucht wird, heißt der Dragoman der Pforte und steht in Diensten des Hofes.

Dragoner, ursprünglich eine berittene Infanterie, die man erfand, um Fußvolk schnell an einen Punkt zu bringen. Dort saß die Mannschaft ab, formirte sich in Bataillons und ließ bloß einen kleinen Theil bei den Pferden zurück. Die Dragoner hatten, als sie in Frankreich aufkamen, Trommeln, Bajonnetflinten und sogar ihre Grenadier-Compagnien, aus denen nachmals die Grenadiers zu Pferde entstanden. Sie entstanden aus den spanischen und französischen Arquebusirern zu Pferde um 1570. Den Namen sollen sie erhalten haben, weil die ersten Dragoner in Frankreich in ihren Fahnen Drachen (Dragons) führten. Man übte die Dragoner zum Infanterie-Cavalleriedienst. Es fand sich aber, daß eine solche Truppe weder das Eine noch das Andere vorzüglich leistete. Um die schlesischen Kriege verloren sie deßhalb die Bestimmung, zu Fuß zu fechten, und bilden jetzt in den meisten Armeen eine Mittelgattung zwischen den Cuirassieren und leichten Reitern, obgleich man sie selbst, nach Verschiedenheit ihrer Pferde, wieder in schwere und leichte Dragoner eintheilte. Nur bei den Franzosen haben sie ihre alte Bestimmung beibehalten und fechten auch in manchen Fällen zu Fuß. 2) Bei der Artillerie die aus den Mörsern geworfenen Pflastersteine.

Draguignan, Hauptstadt des franz. Departements Var und eines Bezirks, am Flusse Pis, hat 8850 Einw., die Departementalbehörden, Handlungsgericht, Nacheiferungsgesellschaft, Bibliothek, Naturaliencabinet, Börse, Weinbau, Tuch- und Strumpfwebereien.

Draht, 1) ein zusammengedrehter Faden, daher 2-, 3-, 4drähtiges Garn; 2) Faden von Metall. Man hat Platin-, Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisen-, Stahl-, Messingdraht ꝛc. Der Gegenstand eigner Fabriken ist nur der Eisen- und Messingdraht, besonders in Aachen, Iserlohn, am Harz; mit der Anfertigung der übrigen Metalldrähte beschäftigen sich einzelne Menschen, oder es ist ein Zweig der Gold- und Silberfabriken, in Lyon, Paris, Amsterdam, Brüssel, Wien, Berlin, Augsburg ꝛc. Zur Fabrikation des Eisendrahtes eignet sich nur sehr festes, dehnbares und zähes Stabeisen, welches vorher zu feinen Stäben ausgereckt seyn muß. Diese feinen Stäbe werden vermittelst einer besondern Vorrichtung, durch kreisförmige Oeffnungen gezogen, welche sich in dem aus dem härtesten Stahl gefertigten Zieheisen befinden. Der Durchmesser der Oeffnungen bestimmt die Stärke des Drahts, indeß muß der feinste Draht durch alle vorhergehenden größern Oeffnungen erst durchgegangen seyn. Aber auch ungeachtet dieser Vorsicht, wird das Eisen durch das Ziehen steif und spröde, sodaß die Härte und die daraus entspringende Sprödigkeit zuerst nach jedem Zuge durch Ausglühen geboben werden muß. Dieses geschieht entweder vor der Esse bei Holzkohlen, oder in Oefen. Der entstandene Glühspahn muß vor dem neuen Durchziehen sehr sorgfältig weggeschafft werden, weil sonst die Zieheisen leiden und der Draht verdorben wird. Die Kraft, welche das Durchziehen verrichtet, besteht entweder aus einer Zangenvorrichtung, bei welcher sich

Digitized by Google

die Zangen in dem Augenblicke des Anpackes des Drahtes schließen und nach beendigtem Zuge wieder öffnen, oder aus Walzenvorrichtungen, an denen das Ende des durchziehenden Drahtes befestigt ist, und welche den Draht bei der Bewegung um ihre Are, auf ihre Oberfläche aufrollen. Die letztere Vorrichtung ist nur bei feineren Drähten vorzugsweise anwendbar. — Zur Anfertigung des Messingdrahts werden die ausgewalzten Tafeln in Drahtbänder geschnitten, welche ebenfalls mittelst Zangen und Walzen (Leiern) zu Draht gezogen werden. Ein Theil desselben kommt sogleich von dem Drahtzuge, durch das Ausglühen im Glühofen schwarz in den Handel, ein anderer Theil wird in Holzessig gebeizt, mit Kochsalzlauge und Weinstein ausgesotten und auf diese Weise blank gemacht. — Vor Zeiten kannte man die Kunst des Drahtziehens nicht, und es wurde geschmiedet. Die Römer und Griechen trugen Panzer von feinem Gold- und Silberdraht, und die Frauen Röcke, Tressen und sonstigen Schmuck. Dem kunstreichen Nürnberg soll man im 14. Jahrh. die Erfindung der Kunst, den Draht zu ziehen und nicht mehr mit dem Hammer zu strecken, durch einen seiner Bürger, Namens Rudolf, zu verdanken haben. Aus dem Auslande, besonders aus Frankreich, kam die Kunst herüber, den Draht so dünn und geschmeidig zu ziehen, daß man ihn hätte zu feinen Manufakturarbeiten verarbeiten können, und 1592 machte auch Fr. Gegelsheimer zu Nürnberg den bis hierher noch ausschließend in Italien und Frankreich allein fabricirten Gold- und Silberdraht so außerordentlich biegsam und fein, daß er zum Uebersponnen der Seide und zum Wirken verbraucht werden konnte. Der Magistrat von Nürnberg ertheilte ihm 1606 ein besonderes Privilegium für seine feinen Arbeiten, das späterhin Kaiser Rudolf II. bestätigte und ausdehnte. Die Franzosen schreiben ihrer Nation ebenfalls die Erfindung des Drahtziehens zu, von welchem auch der Draht im Französischen fils d'Archal genannt wird, weil Rich. Archal sein Erfinder gewesen seyn soll.

Drais von Sauerbronn (Karl Wilhelm Fr. Ludwig, Freiherr von), D. der Rechte, großherzogl. badenscher Wirkl. Geh. Rath erster Classe und Oberhofrichter, des großherzogl. badenschen Hausordens der Treue Großkreuz. Sprößling einer aus Lothringen stammenden Familie, ward er — Sohn des markgräfl. anspach. Obersten v. Drais — 1755 zu Ansbach geboren. Nach vollbrachten Studien auf den Hochschulen zu Erlangen und Altorf verlebte er den Winter 1776 in Wien, um den Reichshofrathsproceß kennen zu lernen, wurde Marien Theresien und Joseph II. vorgestellt, ward, dem badischen Hofe als ein talentvoller junger Mann empfohlen, dort 1778 als Regierungsassessor angestellt, bald darauf Hof- und Regierungsrath, späterhin Kammerherr. Während dieser Zeit bildete er sich zu einem tüchtigen Geschäftsmanne aus. Er dirigirte auch oft im Consistorium und war zugleich erster Ephorus des Gymnasiums. Später war er als Mitglied der Regierung bei der 1787 neu errichteten Deputation angestellt. Seiner von überladenen Geschäften angegriffenen Gesundheit wegen bat er um Entlassung von diesem Amte und ward nun 1790 Obervogt in der Grafschaft Sponheim, wo er wohlthätige Einrichtungen traf. 1794 mit andern badenschen Staatsdienern ehrenvoll in den Privatstand versetzt, lebte er mit seiner Familie zu Durlach in stiller Zurückgezogenheit und entwickelte aus seinem vieljährigen Krankheits-Journal, physisch und psychologisch, die Geschichte

Digitized by Google

und Beurtheilung seiner Nervenleiden in einem Werke, das in der medicinischen Literatur mit Beifall aufgenommen wurde und auch für die Philosophie insofern bezeichnend ist, als vor ihm Niemand eine Seelendiätetik wissenschaftlich geordnet hatte. 1797 führte er die Aufsicht über die Polizei zu Rastadt während des dortigen Congresses, wo er zum Vorstande des unter den Gesandten sich bildenden literarischen Vereins erwählt wurde. Nach ihm war kein Gouvernement in den sich hier ereignenden, schändlichen und zwecklosen Mord der franz. Gesandten verwickelt, jedoch hätten Letztere durch Begünstigung einer von einzelnen Menschen beabsichtigten Staatsumwälzung in Deutschland sich als Feinde dieses Reichs benommen und eine Jagd auf ihre verrätherischen Papiere beim Wiederausbruche des Krieges veranlaßt haben können; daß, wenn höchstens hierzu ein höherer Befehl gegeben worden zu seyn scheint, der weiter ergangene Erfolg als nicht vorausberechneter Exceß, geleitet durch Eigennutz von Untergeordneten, die lediglich im Kriege zu handeln glaubten und so die Geldschätze aus dem gesandtschaftlichen Wagen plünderten, anzusehen sey; daß aber nachmals beiderseitige Regierungen Motive haben konnten, die eine in Fehlern ihrer Gesandten, die andere in Fehlern ihrer Subalternen, die verunglückte Sache ohne Untersuchung auf sich beruhen zu lassen. Seine Polizeianstalten, unter welchen einige, vorzüglich die Gewerbsschule, als eine Congreßstiftung, noch fortbestehen, können Männern in gleicher Geschäftslage zum Muster dienen. S. seine 1814 zu Manheim erschienene Schrift: „Die Polizei auf dem Reichsfriedenscongresse zu Rastadt von 1797". Der Markgraf Karl Friedrich erhob ihn jetzt zum geh. Regierungsrath und Polizeidirektor in Karlsruhe. Während der 4jähr. Verwaltung dieses letztgenannten Postens erhielt die Polizei einen bessern Schwung, wurde ein Arbeitshaus, eine Rumford'sche Speiseanstalt, eine gute Beleuchtung, Reinlichkeit der Straßen, Unterdrückung des Bettelns und wuchernden Zunftzwanges u. s. w. zu Stande gebracht. Als Karl Friedrich zur kurfürstl. Würde gelangte, erhielt v. Drais 1803 den Ruf als Präsident des Hofgerichts nach Rastadt. Während seines dortigen Aufenthalts wurde eine Menge zurückgebliebener Rechtssachen ausgearbeitet und die Mittel ausfindig gemacht, den schleunigen Justizgang zu sichern. Der Kurfürst war mit dem guten Fortgange dieses Gerichtshofes überaus zufrieden und ernannte v. Drais nach dem presburger Frieden zum ersten Occupationscommissair vom Breisgau und der Ortenau. Im Jan. 1806 wurde er als Wirkl. Geh. Rath mit dem Range eines Ministers in Freiburg feierlich empfangen. Während der zwei Jahre, welche zur Organisation der Collegien nach der badischen Verwaltungsart verwendet wurden, mußten viele Ansprüche ausgeglichen, und die Gemüther für Abänderungen, worin man mitunter keine Vorzüge finden konnte, der Gleichförmigkeit der Staatsverwaltung wegen, empfänglich gemacht werden. Von Drais wußte dieß Alles mit so viel billigen Rücksichten einzuleiten, daß ihn der nunmehrige Großherzog mit dem Orden der Treue beehrte. Er trat nun zu Karlsruhe die ihm verliehene neue Amtswürde als Präsident des Oberappellationsgerichts an, welches im Sommer 1810 nach Manheim verlegt wurde. Während der Regierung des Großherzog Ludwig verfaßte v. Drais drei literarische Ausarbeitungen, die ihm zugleich als ein dem Staate geleisteter Dienst angerechnet werden können. Die erste derselben, die aus dem Archive geschöpfte „Ausführliche Geschichte von Baden unter Karl Fried-

Digitized by Google

rich vor der Revolutionszeit" (Karlsruhe 1816—19, 2 Bde.), sammt der dem 1. Bde. angehängten Abhandlung über die Theorie der Particulargeschichte, hat classischen Werth. Die zweite wurde auf Veranlassung der badenschen Territorialfrage u. d. T.: „Ueber den Besitz der badischen Rheinpfalz und des Breisgaus" (1818) dem Druck übergeben. Die Gegner haben dieser Denkschrift, ausgezeichnet durch gründliche publicistische Kenntnisse, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß v. Drais unter den damals laut gewordenen Schriftstellern sich am meisten von aller Leidenschaft entfernt gehalten habe. Ferner gehören hierher seine Schriften über die bad. Gerichtshöfe, die gerichtlichen Civil- und Criminalproceduren überhaupt, insbesondere die Vergleichung der besser erachteten deutschen mit der französischen, und zuletzt die nach seiner Ansicht noch zu bekämpfende Trennung der Justiz von der Polizei bei den Landbeamten. Er st. d. 2. Febr. 1830 zu Manheim, den Ruhm hinterlassend, einer der vorzüglichsten Geschäftsmänner im Justiz- und Polizeifache gewesen zu seyn. Außer den angeführten gab er noch mehre Werke, auch Gedichte, in Druck. Als Schriftsteller muß man ihm, bei aller Vorliebe für das Alte, Gründlichkeit, Belesenheit und Deutlichkeit des Vortrags zugestehen. (S. „Neuer Nekrolog der Deutschen", 8. Jahrg., 1830, 1r Thl., Ilmenau 1832.)

Draisſine, eine vom Forstmeister, Hrn. v. Drais zu Manheim, 1817 erfundene Fahrmaschine, die aus zwei hinter einanderstehenden Rädern besteht, welche ein Gestell mit einander verbindet, auf dessen obern Steg ein Sitz, in Form eines Sattels angebracht ist. Vor dem Sattel ist in einer Höhe von ungefähr ¾ Elle ein Bügel befindlich, auf den beim Fahren die Arme ruhen; und vor diesem gehet von dem vordern Rade ein mit einem Querstabe versehener Schenkel in die Höhe, wodurch die Fahrmaschine, da das vordere Rad, wie bei allen Wagengestellen, beweglich ist, gelenkt wird, je nachdem man den Stab rechts oder links wendet. Will man die Draisſine nun zum Fahren gebranchen, so setzt man sich auf den Sattel und schiebt, indem man mit einem Fuße um den andern auf den Erdboden auftritt, die Maschine fort. Dabei muß man aber zwei Dinge sehr in seiner Gewalt haben, einmal eine gute Balance und dann eine große Fertigkeit im Lenken. Wer einmal diese beiden Haupterfordernisse sich zu eigen gemacht hat, soll in einer Stunde bequem eine deutsche Meile (jedoch auf gutem ebenen Wege) zurücklegen können. Der Erfinder verfügte sich 1818 mit seiner Maschine nach Paris, wo er damit großen Beifall einerntete. Die Franzosen nannten sie Velocipéde. In England hat ihr Verbesserer, Knight, ein Patent darüber erhalten. Sie ist jetzt fast wieder vergessen.

Drake (Francis), Englands erster Erdumsegler, der Sohn eines Matrosen, ward 1545 zu Tavistock in Devonshire geboren. Sein Anverwandter, der berühmte Seemann Sir John Hawkins, nahm sich seiner Erziehung für die Flotte an, und bereits im 18. Jahre ward er Seckelmeister (purser) auf einem nach Biscaja handelnden Schiffe. Zwei Jahre darauf machte er eine Reise nach Guinea, um Sklaven einzuhandeln. Ein Sturm zwang ihn, in einem Hafen des merikanischen Meerbusens Schutz zu suchen; allein hier ward er von den Spaniern treulos behandelt. Im 22. Jahre finden wir ihn schon auf dem ehrenvollen Posten eines Seecapitains. Er commandirte die Judith und zeichnete sich sehr aus bei den glorreichen Thaten der Flotte im merikan. Busen. Allein,

Digitized by Google

da nichts eingeerntet wurde als Ehre, und sogar, trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit, alle seine Schätze, die er einem Schiffe anvertraut hatte, das die Spanier nahmen, verloren gingen, so beschloß er, durch einen eigenen Zug gegen die Spanier in Westindien sich schadlos zu halten und sich zugleich für das ihm früher angethane Unrecht zu rächen. Seine erste 1570 deßhalb mit zwei Segeln unternommene Expedition mißlang nun zwar; dagegen verfehlte er seinen Zweck nicht bei einer andern, welche er zwei Jahre darauf nach dem Isthmus von Darien unternahm. Dieser Zug brachte ihm unermeßliche Beute an beträchtlichen Sendungen von Gold- und Silberstangen, welche er den Spaniern wegnahm, ein. Auch fügte er durch Eroberung verschiedener reicher Prisen den Spaniern ungeheuren Schaden zu. Durch diese Expedition, die er im August 1573 beendigte, und durch sein edles Betragen gewann er nicht bloß Ansehen, sondern auch die Liebe seiner Mannschaft, die sich denn auch nachmals allen Seeleuten Englands mittheilte und es ihm leicht machte, bald nach seiner Zurückkunft nach England drei starke Fregatten zu bemannen. Mit diesen diente er in Irland als Volontair auf die ausgezeichnetste Weise unter Walters, Grafen von Esser, dem Bruder des unglücklichen Favoriten. Nach des Grafen, seines Beschützers, Tode, begab er sich nach London und wurde der Königin Elisabeth vorgestellt. Ihr Schutz machte es ihm möglich, das große Unternehmen auszuführen, wodurch er seinen Namen unsterblich hat. Sie bewilligte ihm 5 Schiffe zur Durchfahrt durch die Magellansstraße in Südmeer. Den 15. Dec. 1577 begann die Fahrt, und schon in den ersten Tagen des April 1578 war die Flotte in Brasilien. Sie lief sodann südlich, und am 27. April ging er in den Hafen Descado (Desire) vor Anker. Die große Menge Seekälber, die man hier vorfand, veranlaßte den Capitain, diesen Hafen Seehundsbay zu nennen. Nun drang Drake in die Meerenge selbst und durchsegelte mit seltenem Glücke diesen Canal von so vielfachen Biegungen und Richtungen, und welcher ebendaher so vielfache Veränderungen der Winde erfordert, in 13 Tagen, worauf Bougainville 52 Tage, Wallis 4 Monate, ja Andere sogar 9 Monate zubrachten. Sein zweites Schiff, die Elisabeth, ward in der Meerenge verschlagen, von der Flotte getrennt und mußte nach England zurückkehren. Gleich nach seinem Eintritt in das große Südmeer suchte Drake längs den Küsten von Chile hinaufzusegeln, und in seinem Hasse gegen die Spanier stets deren Ruin zu begründen. Vier Stürme hatte er auf dieser Fahrt zu bestehen, wovon ihn der letzte bis zum 56 Grad südliche Br. hinab warf. Hier fand er einige Inselgruppen und benannte sie Elisabeths-Inseln. Nach neuern Charten ist es auch entschieden, daß Drake der Entdecker von Cap-Horn ist und nicht die Holländer. Sobald die Winde es erlaubten, kehrte der kühne Seefahrer sich nach Norden und landete an der kleinern Insel Macha (38 Gr. s. Br.), unweit der Küste von Chile. Von dieser Zeit an folgten ihm nur Siege und Schätze. Bald bemächtigte er sich einer spanischen Stadt, bald nahm er schwere Sendungen von Gold, Silber und Edelsteinen weg; und er war in Verlegenheit, wie er so unermeßliche Beute sicher nach England bringen sollte; ob über Ostindien, ob von Neuem durch die Magellansstraße. Der Schiffsrath stimmte für den ersten Weg, und das Geschwader segelte längs der Küste von Amerika bis zum 48. Gr. n. Br. hinauf. Die Kälte wurde aber in diesen nördlichen Meeren, ungeachtet es noch Sommer war, so groß, daß Drake

Digitized by Google

umkehren mußte, und er landete unter dem 38 Grade, 30 Minuten der Br. in einer guten Bay, die noch seinen Namen führt. Das von ihm entdeckte Land nannte er, seiner weißen Küsten wegen, Neu-Albion und nahm es für seine Königin feierlich in Besitz. Von hier aus richtete er seinen Lauf über die Ladronen, landete im Dec. 1774 auf den Molukken und bald darauf in Java. Im März 1580 segelte er nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, landete im Julius auf Sierra Leona, legte am 11. Sept. auf Terceira an und kam am 3. Nov., mit unsäglichen Reichthümern beladen, glücklich in Plymouth an. Die Nation frohlockte zwar über diese neue Ehre, aber der spanische Gesandte forderte Ersatz für die Spanien geraubten Schätze. Elisabeth sah, trotz diesem, dennoch in Drakens Unternehmen den Ruhm Englands und ein Beispiel zu großer Nacheiferung. Am 4. April 1581 erzeigte sie ihm daher die Ehre, auf seinem Schiffe ein Gastmahl von ihm anzunehmen; sie billigte hier sein ganzes Unternehmen, schlug ihn zum Ritter und ertheilte ihm ein neues Wappen, worin sich oben ein Schiff befindet. Drake bliebt nicht lange unthätig, und der stets wachsende Kampf zwischen England und Spanien bot ihm die schönste Gelegenheit zu einer glorreichen Laufbahn dar. Er ging 1585 mit seiner Flotte nach Westindien und nahm dort St.-Jago, St.-Domingo, Carthagena und St.-Augustin. Philipp II. bereitete indeß die große Armada und schon war ein Theil derselben, nämlich 100 Munitionsschiffe, in dem Hafen von Cadix versammelt. Da eilt Drake nach diesem spanischen Hafen, und im Angesichte der Festung und einer großen Anzahl von Kriegsfahrzeugen, dringt der kühne Held 1587 mit seinem Geschwader in die vor Anker liegenden Schiffe, vernichtet 30 derselben, schlägt die übrigen in die Flucht, macht große Beute und setzt durch diese kaum glaubliche That Philipps Unternehmen auf einige Zeit zurück. 1588 rückte die Armada gegen England wirklich an und Drake wurde zum Viceadmiral unter Effingham ernannt. Er zeichnete sich auch hier auf das Glücklichste aus, eroberte zwei sehr bedeutende Schiffe, worunter sich dasjenige des spanischen Admirals Don Pedro Valdez befand, welcher vor Drake's Namen den Muth verlor und sich ergab. Die Königin erkannte, daß die Vernichtung der unüberwindlichen Flotte Philipps vornehmlich Draken zuzuschreiben sey und erhob ihn zum Admiral. Im Jahr 1589 erhielt er den Befehl über diejenige Flotte, welche den Prinzen Antonio auf den portugiesischen Thron einsetzen sollte; allein mehre Umstände, und vorzüglich Mangel an Munition, waren Schuld, daß das ganze Unternehmen fehl schlug. Seine letzte Reise nach Westindien unternahm er 1595 mit 25 englischen Schiffen, und hoffte sich hier auf dem Schauplatze seiner ehemaligen Siege für jenes mißlungene Unternehmen schadlos zu halten. Aber er fand hier Alles verändert, und sowohl bei Portorico, als nachmals bei Panama, vereitelten die klug gemachten Spanier seine Unternehmungen. Nicht gewohnt, sich so vom Glücke mißhandelt zu sehen, versank er in Mißmuth und Melancholie; hatte überdieß das Unglück von der Ruhr befallen zu werden, und diese vereinten Leiden brachten ihm am 28. Jan. 1599 auf seiner Flotte, unweit Nombre de Dios den Tod; gerade auf diesem Flecke, wo er so oft triumphirend Tod und Verheerung verbreitet hatte. Auf dem Meere war er geboren, auf dem Meere hatte er gelebt und in das Meer wurde er mit feierlichem Gepränge begraben. Drake war ein wohlgebauter schöner Mann. Sein großes, offenes, kühnes

Digitized by Google

Auge und sein zuvorkommendes edles Benehmen flößten Zutrauen, Muth und Liebe ein. Diesen Eigenschaften verdankte er die mehrmalige Erwählung zum Parlamentsgliede. Außer seinen Heldentugenden zierten ihn noch mehre Talente; er war vorzüglicher nautischer Astronom; besaß natürliche Beredtsamkeit, und verräth in mehren Schriften einen geübten Styl. Ihm verdankt Plymouth sein frisches Wasser, woran es dieser Seestadt mangelte; denn nach seinem Anschlage wurde eine fast 20 englische Meilen lange Leitung dahin geführt. Auch auf den Dank der gesammten Geographie hat er Ansprüche, sowie auf den aller Europäer, da er es war, der die Kartoffeln einführte. Siehe „The famous voyage of Sir Francis Drake into the South-Sea and hence about the whole globe of the Earth" (London 1600, 12.), verf. von Franz Pretty, der unter Drake gedient hatte.

Drakon, ein berühmter Gesetzgeber Athens, Archont. Vor ihm war Athen in den schrecklichen Zustand einer gänzlichen Gesetzlosigkeit gesunken. Das Verbrechen wurde entweder gar nicht, oder nur nach Willkür bestraft; das Leben und das Vermögen der Bürger stand in den Händen obrigkeitlicher Personen, welche, weil kein Gesetz ihre Urtheile bestimmte, oft nur zu sehr aus Leidenschaft und Privatinteresse handelten. Dieses Zustandes ward das Volk endlich überdrüssig, und Drakon, ein Mann, der mit allem Rechte den Namen des rechtschaffensten Atheners führte und nicht weniger Einsichten als Patriotismus hatte, bekam von dem Volke 624 v. Chr. den Auftrag, eine Gesetzsammlung zu entwerfen und schriftlich aufzusetzen. Dieß that er auch. Seine Gesetze bezogen sich aber mehr auf die Gesetze der Bürger und auf die gerichtlichen Bestrafungen der Verbrechen, als auf eine Verbesserung der eigentlichen Staatsverfassung. Er fing von der Geburt des Bürgers an, schrieb die Art seiner Ernährung und Erziehung vor und begleitete ihn so durch die mannigfaltigen Perioden seines Lebens hindurch. Seine Hauptabsicht war, freie und tugendhafte Menschen zu bilden und das Laster mit Gewalt auszurotten. Er verfehlte aber diesen Zweck ganz durch die furchtbare Strenge seiner Gesetze. Sie waren gleichsam der Abdruck seiner eigenen finstern Gemüthsart und der Strenge seiner Tugend. Tod war die Strafe, mit welcher er die geringsten, sowie die gröbsten Verbrechen belegte. Wer sich des Müßiggangs schuldig machte oder einen Apfel stahl, mußte ebensowohl sterben als Derjenige, welcher heilige Sachen schändete oder eine Mordthat verübte. Man sagte daher, daß seine Gesetze mit Blut geschrieben wären. Die Athener nahmen sie nur mit der größten Unzufriedenheit auf. Das Murren erhob sich dagegen so allgemein, daß er genöthigt wurde, nach der Insel Aegina zu flüchten, wo er bald darauf starb. Seine Gesetze wurden zwar nicht förmlich abgeschafft, aber sie verloren gleichsam durch eine stillschweigende Einwilligung in Kurzem ihre Kraft, bis endlich Solon (s. d.) eine neue Gesetzgebung veranstaltete.

Drama (griech.) bedeutet Handlung; gewöhnlich nimmt man es gleichbedeutend mit Schauspiel. Das Drama unterscheidet sich von dem Epos (s. Heldengedicht) vorzüglich dadurch, daß es eine Handlung vor unsern Augen werden läßt, nicht eine gewordene erzählt, daß es durchaus objectiv ist, d. h. daß der Dichter völlig aus ihr verschwindet, und nur die Personen, unter denen die Handlung vorgeht, selbst reden und handeln. Die Handlung ist also die Hauptsache; daher nannten die

Digitized by Google

Griechen das Gedicht selbst Drama (Handlung), wir nennen es Schauspiel, weil es bestimmt ist, auf einer Bühne wirklich dargestellt oder aufgeführt und also gesehen zu werden, da die andern Gedichte nur gelesen und gehört werden. Einheit der Handlung, eine Haupthandlung ist hier, wie im Epos, unentbehrlich, ebenso der Fortgang derselben; nur geht die Begebenheit mehr durch innere Handlung fort, denn es will vorzüglich innere Zustände schildern, es ist, wie Jean Paul sagt, eine epische Folge lyrischer Momente. Im Drama muß die Handlung durchaus einen raschen Gang haben, eben weil sie nur die jeden Augenblick ändernde Gegenwart und innere Zustände darstellt, welche wie die Worte, die sie aussprechen, flüchtig und von kurzer Dauer sind. Es umfaßt einen noch kleinern Zeitraum als das Epos, meist nur einige Stunden, höchstens einige Tage, und selbst diesen Zeitraum drängt es noch zusammen, d. h. im Drama geht Alles viel schneller vor, als in der Wirklichkeit; Tage schrumpfen zu Stunden, Stunden zu Minuten zusammen. Einheit der Zeit ist also hier unentbehrlich; es dürfen nicht Monate und Jahre zwischen den Acten verfließen. Einheit des Orts ist weniger nöthig, weil man sich Das, was in der Gegenwart im Raume nebeneinander existirt, eher zusammen denken kann, als was in der Zeit auf einander folgt; nur darf der Dichter auch hier nicht übertreiben; Versetzungen aus einem Welttheil in den andern möchten wohl zu große poetische Freiheiten seyn, und Veränderungen der Scene in demselben Acte stören immer etwas, besonders im Trauerspiel. — Wenn der Dichter die Handlung nicht aus der Geschichte entlehnt, so hängt auch die Wahl der Personen von seiner Willkür ab. Ihre Zahl kann nicht zu klein seyn, und vorzüglich sind müßige Personen, die zum Gange und zur Entwicklung des Drama Nichts beitragen, immer ein großer Fehler desselben. Bei ihnen, besonders bei den tragischen, ist ein bestimmter Charakter noch nöthiger als bei den Helden des Epos, nun darf er hier noch weniger, selbst nicht von den mitspielenden Personen, geschildert werden. Er entwickelt und äußert sich in den von dem Dichter, nicht ohne Grund und Noth herbeigeführten Situationen (Lagen, worin sich die Personen befinden) durch Handlungen und Reden. Aber hauptsächlich durch innere Handlungen schreitet das Drama fort, und die Reden sind Das, wodurch sie das Innere vorzüglich verräth, diese müssen also die Empfindung wirklich enthalten, nicht bloß schildern, oder mit andern Worten: jede Person muß die Sprache der Empfindung reden, von der gerade ihr Gemüth durchdrungen ist. Im Schauspiel können die Reden nur kurz seyn, alle lange Beschreibungen sind durchaus undramatisch. Das Stück, das nur durch äußern Pomp, Aufzüge, Decorationen, Kunst des Schauspielers, Theatercoups (vergl. Coup), wirken will und kann, flicht kein Blatt in den Lorbeer des Dichters. — Was die äußere Einrichtung betrifft, so theilt man die Schauspiele in Acte, Aufzüge und diese wieder in Scenen, Auftritte. Die Zahl der ersten ist willkürlich, dennoch hat die Sitte, zwar zufällig, doch nicht ganz ohne Grund, ihre Zahl auf nicht mehr als fünf eingeschränkt. Der Erste enthält die Exposition und den Anfang, die drei mittlern die Verwicklung und der letzte die Auflösung und das Ende der Handlung; aus fünf Acten bestehen meist die Tragödien und auch mehre Lustspiele. Ebenso natürlich ist die Zahl von vier oder drei Acten, welche die meisten Lustspiele und Operetten haben; allein zwei Acte, wie die meisten Opern haben, sind

Digitized by Google

ganz dem Wesen des Drama zuwider, weil sie ohne Grund die Handlung mitten von einander schneiden, wofern nicht der eine Act eine unverhältnißmäßige Länge bekommen soll. Ganz kleine Handlungen kann man auch in einem Acte darstellen, wie in den meisten Vor- und Nachspielen, kleinen Possen und Operetten geschieht. Bei der Eintheilung in Acte hat der Dichter darauf zu sehen, daß er nicht willkürlich einen Act schließt, sondern immer wo ein gewisser Ruhepunkt ist, sodaß jeder Act für sich ein Ganzes ausmacht, aber doch mit dem folgenden genau zusammenhängt; daß sie ungefähr gleich lang sind und daß besonders nicht ein früherer Act, als der letzte, die Auflösung enthalte. Die Acte sind wieder in Scenen getheilt, die anfangen, wenn eine neue Person auftritt. Hier ist es Regel für den Dichter, die Scenen gehörig in einander zu verketten, nie eine Person auftreten zu lassen, ohne daß man in der ganzen Oekonomie des Stücks und in der Person selbst einen Grund dazu findet und nie die Bühne ganz leer zu lassen. — Die Einkleidung oder Darstellung läßt sich nicht im Allgemeinen bestimmen, weil die Gattungen des Drama zu verschieden sind. Nur so viel kann man sagen, daß der Dialog überall natürlich, leicht, lebhaft, die Reden nur kurz und dem Stande, Alter, Charakter und der jedesmaligen Lage der Personen angemessen seyn müssen; daß die Monologe, als laute Ausbrüche der Empfindungeu, nur für Situationen, wo die Seele von einer leidenschaftlichen Bewegung ergriffen oder in eine sehr wichtige Ueberlegung vertieft ist, also vorzüglich nur für Tragödien passen, daß sie vor allem einen kurzen kräftigen, lebendigen Ausdruck verlangen, der freilich nach der jedesmaligen Situation sehr verschieden seyn muß. — Was die Aufführung auf einer Bühne selbst betrifft, geht das Gedicht Nichts an. Der Dichter hat zwar immer Rücksicht darauf zu nehmen, er hat Alles zu vermeiden, was eine Aufführung unmöglich oder widerlich und unanständig machen würde, er kann zwar die Beschaffenheit der Scene, die Decorationen, die Kleidung, selbst die Pantomimen des Schauspielers, dessen Kunst freilich mit der Kunst des Dichters überall wetteifern soll, vorschreiben, er kann, wie es bei den Alten Sitte war, den Schauspielern sogar sein Stück einstudiren; allein nie darf er sich auf diese Nachhülfe verlassen. Ein Drama, was nur bei der Aufführung, nicht beim Lesen auf den Hörer wirkt, ist ein schlechtes Gedicht. (Vergl. auch Schauspiel.)

Dramaturg, ein Schauspiellehrer oder Schauspieldichter. Dramaturgik, die Schauspiellehre oder die Lehre von der schönen Darstellung menschlicher Charaktere durch lebendige Handlung. Dramatik oder dramatische Kunst, ist die Schauspielkunst selbst. Dramaturgie ist die Verfertigung von Dramen nach der Theorie, welche die Dramaturgik aufstellt. Hier gelten Schillers Worte:

Glaubest du nicht der Natur und den alten Griechen so holst du
Eine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

Das Hauptwerk für einen dramatischen Dichter bleibt immer noch Lessing's „Dramaturgie" (Dramaturgik), n. Aufl. 1786, 2 Thle., verbunden mit A. W. Schlegel's „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur", Heidelberg 1809. Auch gehören hierher Schmidts „Dramaturgische Aphorismen", Zimmermann's „Dramaturgische Blätter" u. Tieck's „Dramturgische Abhandlungen".

Drammen, Stadt im norwegischen Stiftsamte Christiani, Amt Bus-

Digitized by Google

keryd, am Meerbusen Drammen, besteht aus den Städten Bragernes (Bragnös) und Strömsöe und dem Dorfe Tangen, jede mit eigner Obrigkeit, hat 5950 Einw., Schiffbau, Wachstuch- und Segeltuchmanufakturen, Tabacksspinnereien, Handel mit Holz, Brettern und Eisen.

Draper (Elisabeth), bekannter unter dem Namen Elise, welcher ihr Sterne (s. d.) in den „Empfindsamen Reisen" und der Abbé Raynal in der „Philosophischen Geschichte beider Indien" gab, war zu Bombay in Ostindien geboren, heirathete den Rath Daniel Draper daselbst und stand mit Sterne und Raynal in freundschaftlicher Verbindung. Sie starb 33 Jahre alt in ihrem Geburtslande; doch kennt man weder das Jahr ihrer Geburt, noch ihres Todes.

Draperie (von Drap, Tuch, in technologischer Hinsicht, Tuchhandel, Tuchmanufaktur) bedeutet in den bildenden Künsten im weitesten Sinne jede Darstellung von Gewändern, Stoffen oder Zeuchen, im engern Sinne Bekleidung einer Figur. Sie ist eine der schwierigsten Aufgaben der Kunst, besonders der Malerei (denn im Kreise der Sculptur liegt mehr das Nackte), und ihre glückliche Lösung nur Wenigen gelungen (vergl. Gewand). Endlich nennt man so auch jedes andere künstlerische Behängen mit Stoffen, z. B. auf dem Theater ꝛc.

Drastisch (vom griech.), stark, kräftig oder schnell wirkend. Drastische Mittel (Drastica), stark und heftig wirkende, vorzüglich abführende Mittel. Neuere Schriftsteller haben diesen Ausdruck auch in der Aesthetik gebraucht.

Drave (Drau, Draw), Fluß im östreichischen Königreich Illyrien; entspringt im Pusterthale Tirols bei Toblach, wird schiffbar bei Villach, trennt Kroatien, Slawonien und Ungarn, führt Goldsand, fällt bei Almas (in Slawonien) in die Donau. Ihr Lauf beträgt 63 Meilen. Im Alterthum hieß sie Dravus.

Drebbel (Cornelius van), ein berühmter Physiker und Mechaniker, geboren zu Alkmar in Nordholland 1572, eines Bauern Sohn, wandte sein ganzes Vermögen meistentheils auf Mathematik und Optik und erfand 1638 das Thermometer, welches Fahrenheit und Reaumur späterhin vervollkommneten, sowie mehre andre Instrumente, z. B. das zusammengesetzte Mikroskop. Er erhielt durch seine ungemeine Gelehrsamkeit einen so weit verbreiteten Ruf, daß Kaiser Ferdinand II. ihm die Erziehung seiner Prinzen übertrug und ihn zum kaiserlichen Rathe erhob. Der Ausbruch der böhmischen Unruhen zerstörte jedoch dieses Glück bald und Drebbel wurde 1620 von den Kriegsvölkern Friedrichs V., Kurfürsten von der Pfalz, gefangen genommen und beraubt. Auf vielfache Verwendung erhielt er seine Freiheit und begab sich nach England, wo Jakob I., der die Wissenschaften ehrte und pflegte, sein Gönner ward. Er soll dort der Sage nach ein Schiff erbaut haben, womit er zwei Meilen weit unter dem Wasser fuhr, und andere noch wunderbarere Erscheinungen berichten die damaligen Geschichtschreiber von ihm, die seine vorzüglichen Kenntnisse im Gebiete der Physik und Mechanik hinlänglich beurkunden. Er st. zu London 1634.

Drechseln (Drehen, Technol.), einem Gegenstande, welcher herumgedreht wird, durch schneidende Werkzeuge eine runde oder dem ähnliche Gestalt zu geben. Das Drechseln oder Dreben ist eine Arbeit der Zinngießer, Gelbgießer, Gürtler, Uhrmacher, Instrumentenmacher und Mechaniker, doch auch besonderer Handwerker, der Drechsler. Sie

Digitized by Google

theilen sich in gemeine und Kunstdrechsler; die erstern fertigen vorzüglich aus Holz allerlei Spielwerk für Kinder, Kugeln und Kegeln, Spinnräder, hölzerne Teller, kleine Säulen zu Geländern ꝛc. Die Kunstdrechsler theilen sich wieder in Bein-, Horn-, Bernstein-, Rothdrechsler und fertigen aus Elfenbein, Knochen, Horn, Fischbein, Bernstein und allerlei Metallen feinere Arbeiten. Der Drechsler bedarf bei seiner Arbeit mehrer Arten Meißel und der Drehbank, einer Maschine, in welche er die zu verfertigenden Dinge zwischen die Docken spannt, hierauf die Spindel vermittelst eines Schwungrads oder einer Wippe mit dem Tretbaum in Bewegung setzt, um das überflüssige Holz, Metall und dergleichen durch die Dreheisen hinwegnehmen und die bestimmte Form geben zu können. Das Drechseln ist schon von Alters her als eine der Gesundheit heilsame und sehr angenehme Beschäftigung, vorzüglich von Denjenigen, welche durch geistige Anstrengung oder sitzende Lebensart geschwächt worden sind, oder als ein nützlicher Zeitvertreib geübt und fleißig betrieben worden. Die Erfindung der Drehbank, welche in neuern Zeiten vielfältige Verbesserung erhalten, schreibt man dem Dädalus ums J. d. W. 2750 zu. Sie verliert sich also in das Dunkel der Vorzeit. Etwa seit 1780 ist die einfache Dreharbeit mit der Auflage, welche auch beweglich gemacht werden kann, im Gebrauche. S. „Die Drehkunst in ihrem ganzen Umfange" (Ilmenau 1825, m. 95 Abbild.).

Drehbalken, Drehbaum, ein Schlagbaum, der mit seiner Mitte auf einem feststehenden Ständer ruht und wie ein spanischer Reiter, mit Federn versehen ist. Er dient dazu, Eingänge von Festungen und Schanzen gegen unerwartete feindliche Angriffe zu sichern.

Drehhäuschen (Driller), ein runder Käfig, in welchem Jemand aufrecht stehen und von jeder Seite gesehen werden kann; aus dem Boden geht eine Spindel und man kann ihn daher drehen (drillen). Die Drehhäuschen waren sonst und sind in einigen Gegenden noch zur Bestrafung für leichtere Vergehen auf öffentlichen Plätzen aufgestellt. In Hamburg ist Drillhaus ein Exercierhaus für die Bürgersoldaten, und Drillmeister, der Exerciermeister.

Drehije (Drehyeh, Deraje), Hauptstadt im Reiche der Wechabiten (s. d.) in der arabischen Provinz Nedjed; liegt angenehm, hat viele Moscheen und Collegien zum Unterricht und in 2500 H. 15.000 E.

Drehkrankheit (Vieharzneik.), bloß bei Schafen, doch meist nur jungen, vorkommende Krankheit, deren Ursache ein Blasenwurm des Gehirns (taenia vesicularis cerebrina multiceps, nach Götz) ist. Das Thier dreht sich in Kreise herum und rennt mit dem Kopf gegen die Wände. Die Heilung ist schwierig; am besten ist es, das kranke Thier unverzüglich zu schlachten.

Drei, Dreizahl (Trias). Schon in grauester Vorzeit finden wir, daß die Zahl Drei eine geheiligte Zahl war (vergl. 4. Mos. 19, 12), und noch heutzutage lebt das Sprichwort im Munde des Volkes: aller guten Dinge sind Drei. Diese fast überall und zwar auf gleiche Weise sich darbietende Erscheinung hat aller Wahrscheinlichkeit nach ihren Grund in der Natur dieser Zahl selbst. Die Zahl Drei stellt uns die Einheit und den Gegensatz, das Prinzip und die Momente der Entwickelung, oder auch den Gegensatz und die verbindende Einheit (Synthesis) dar; sie ist die erste ungerade Zahl, die auch die Erste gerade enthält; hierin kündigt sie schon ihre eigenthümliche und hervorragende Vollkom-

Digitized by Google

menheit an. Schon auf der niedrigsten Stufe von Cultur mußte man die Erfahrung machen, daß sie überall zu finden ist, wo man regelmäßige Zusammenstimmung des Mannigfaltigen fand. Daher Anfang, Mitte, Ende; am Himmel durch die Sonne versinnlicht im Aufgang, Mittelpunkt, Niedergang; Morgen, Mittag, Abend; auch in den Dimensionen der Zeit, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; im Raume, oben, mitten, unten; rechts, mitten, links ꝛc. Dem Gesichtssinne stellt sich die Dreizahl in der regelmäßigen Figur des Dreiecks dar und dem Gehör in dem Dreiklang. Als Grundlage der Symmetrie, gefällt uns das Dreigestaltete auch in den Produkten der Architektur und den Geräthschaften, welche einfacher Art sind. Hierhin rechnen wir die Triglyphen in der Architektur, den Dreifuß, den Dreizack, die drei Blitze des Jupiter u. a. m. Auch unser Gedankensystem stößt fast auf jedem Wege auf die Trias, z. B. im Setzen (Thesis), Entgegensetzen (Antithesis) und Vereinigen (Synthesis) im Denken, Urtheilen und Schließen. In Hinsicht auf die Methode der philosophischen Entwickelung hat man ebenfalls verschiedenen Gebrauch von der Trias gemacht, wie z. B. bei Schelling die Identität in der Triplicität. Ja selbst in der christlichen Glaubenslehre begegnen wir der Dreieinigkeit.

Dreidecker, Linienschiffe mit drei Verdecken und drei Reihen Kanonen über einander. Die größte Gattung der Kriegsschiffe.

Dreieck, Triangel (Triangulum), nennt die Geometrie diejenige geschlossene Figur, die aus drei Linien gebildet wird; sind diese Linien gerade, so entsteht dadurch ein geradliniges Dreieck, sind sie gebogen, ein krummliniges Dreieck, worunter man jedoch nur fast jederzeit ein sphärisches versteht; sind sie aus beiden vermischt, ein vermischtliniges. Sind die Seiten der Dreiecke von gleicher Länge, so geben sie ein gleichseitiges, sind zwei von einerlei Länge, ein gleichschenkliches, oder sind die Seiten von ungleicher Länge, ein ungleichseitiges Dreieck. In Ansehung der Winkel entstehen rechtwinklige, stumpfwinklige und spitzwinklige Dreiecke.

Dreieinigkeitslehre (doctrina de deo trinuno), in der christlichen Dogmatik die Lehre von der dreifachen Persönlichkeit des einigen Gottes. Sie bildet den Hauptbestandtheil der christlichen Glaubenslehre, und beruht auf dem bekannten Ausspruche, mit welchem Jesus seine Apostel in die Welt aussandte, seine Heilslehre zu verkündigen, und jedem Bekenner auf den Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes die Weihe der heil. Taufe zu ertheilen.

Dreieinigkeitsfest (trinitatus festum, Liturgie), Fest zur Verherrlichung der göttlichen Dreieinigkeit; kam im 8. Jahrh. auf, wurde auf der Synode zu Arles 1260 zu feiern anbefohlen, ward aber seit 1330 erst allgemein. Für dasselbe ist der erste Sonntag nach Pfingsten bestimmt und nach ihm werden die Sonntage bis zu Ende des Kirchenjahrs gezählt; dieser können nicht über 17, nicht unter 24 seyn.

Dreifarbige Cocarde, Zeichen der französischen Nation zur Zeit der Revolution und unter Napoleon, blau, roth und weiß, von der Nationalversammlung beim Beginnen der Revolution, nach den Farben des Königthums (weiß) und denen der Stadt Paris, angenommen; ward 1814 durch die weiße Cocarde der Bourbons verdrängt, 1815 von Napoleon wieder angenommen, nach dessen Sturze die weiße abermals aufgesteckt, bis seit der Juli-Revolution 1830 wieder die dreifarbige gebraucht wird.

Digitized by Google

Dreifelderwirthschaft. Sie entstand in Italien, nachdem die Völkerwanderung und das System der Besitzer großer Landstrecken, mit dem wenigsten Kostenaufwande für Arbeiter und thierische Hülfe Landgüter zu bestellen, folgende Rotation in Gang gebracht hatte: daß man nämlich das Ackerland in einem Jahre 4—7 Mal brachpflügte, dann im Herbste Wintergetreide säete, und hierauf mit Sommergetreide, als zweite und letzte Saat, schloß. Die Armuth an Dünger war wohl die erste Veranlassung dieses Feldsystems, mit dem Kaiser Karl der Große in Italien auf seinen Zügen nach Rom bekanntgeworden war. So weit die Domainen seines Staats reichten, führte er auf solchen die nämliche Feldbestellung ein, die damals allerdings, unter den kaum seßhaft gewordenen Franken mit ihrer gleichen Erbschaftstheilung unter den Söhnen, eine Verbesserung der Landwirthschaft zu seyn schien. Sie bildete sich zuerst in einem Lande, dessen Bevölkerung damals sehr abnahm. In Italien selbst und allenthalben in Deutschland, wo sich die Menschen verm-ren, hat man in unsern Zeiten angefangen, die reine Brache abzuschaffen und in dem für die Brache bestimmten Jahre Kartoffeln, Rüben, Mohn, Flachs, Hanf, Erbsen u. s. w. zu säen. So steht auch jetzt in Mitteldeutschland fast allgemein die Feldbestellung. Bis nach Holstein, dem alten Hauptsitze der Sassen, am rechten Elbufer, ist jedoch die Dreifelderwirthschaft niemals vorgedrungen, und wahrscheinlich auch niemals in den südlichen Niederlanden (Belgien) herrschend gewesen, weil dort schon in der Periode der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung und eine gute Getreide- und Flachscultur bestand. Längst hätte man allenthalben statt der Dreifelderwirthschaft die vernünftigere Wechselwirthschaft eingeführt, wenn sich nicht mit jener das Zehntsystem der Gutsherren von den Feldern ihrer sogenannten Unterthanen und Domainen, und nun sogar die aufs weiteste getriebene Benutzung der Stoppel- und Nachweide auf fremdem Boden vor Maitag und nach Michaelis, ja sogar in der Periode der Begrünung der Brache mit Unkräutern und Gräsern eingeschlichen hätte. Noch fördert die Dreifelderwirthschaft, mit ihrem Mangel aller Befriedigung, das Vergnügen großer Hasenhetzen und der Parforcejagden. Daher sind die Jagdthiere allenthalben zum Schaden der Production sehr häufig, wo die Dreifelderwirthschaft herrscht, und so selten, wo, wie in Holstein und Mecklenburg, Koppelwirthschaft oder Wechselwirthschaft, im Wechsel tief und flach wurzelnder Gewächse, die beide mehr Production liefern, eingeführt sind. Es ist übrigens allerdings ein Vorurtheil, daß die Dreifelderwirthschaft, auf gleicher Bodenfläche am meisten Getreide liefere, selbst wenn solche die Stallfütterung des Hornviehs unterstützte. Die Landwirthschaft, welche in einer gegebenen Zahl von Jahren im Stand ist, den meisten Dünger nachhaltig zu schaffen, wird dadurch fähig, zugleich viel Getreide, viel Fleisch für die Schlachtbank und viele Handelsgewächse zu erzeugen. Dieses zu erreichen, muß aber der Wechselwirthschaft und sogar der Schlag- oder Koppelwirthschaft leichter werden als der Dreifelderwirthschaft, selbst wenn diese die Stallfütterung des Hornviehs unterstützt. So lange die Römer vieler Krieger bedurften, die auf einer großen Anzahl von Familienstellen kleiner Oberfläche im heißen Italien viel zu produciren gezwungen waren, um sich von ihrem Boden zu ernähren, zwang sie dieß, die Spatencultur mit der tiefen Erdrührung zur Hand zu nehmen, denn nur alsdann konnten das Getreide und

Digitized by Google

alle flach wurzelnde Gewächse in den Sommermonaten sich erhalten, ehe diese eintraten, den Boden beschatten und dadurch in einiger Feuchtigkeit erhalten. Seitdem diese gartenmäßige Bestellung verschwunden ist, die von Zeit zu Zeit gewissermaßen rejolte, ist das erste Kornfeld der Welt (Sicilien) nicht immer mehr im Stande, seine mäßige Bevölkerung von 1.600.000 Einw. mit Getreide zu versorgen, während es früher, bei einer ungleich stärkern Bevölkerung, davon ausführte. Nächst dem Italiener gebraucht das Grabscheit bei seiner Feldbestellung der Niederländer in Belgien, und das ebenso gut in der üppigen flandrischen Marsch als in der sandigen Campine von Nordbrabant, wenigstens alle 6 Jahre. Sein Hauptaugenmerk ist, viel Vieh zu ernähren, und wenn ihm dieß gelungen ist, finden sich die reichen Getreideernten von selbst, als Folge eines sehr fruchtbaren Bodens. Weil aber der Belgier ebenfalls weiß, daß ein zu üppiger Boden nur mäßig producirt, so saugt er durch erschöpfende Saaten einen überreichen Boden wieder aus, und baut dafür auch nicht, wie so häufig in England der Fall ist, Lagerkorn.

Dreifuß (tripus), dreifüßiger Kessel, Tisch und Aehnliches, besonders, schon seit Homers Zeiten, zu Weihgeschenken und Kampfpreisen benutzt, mit künstlichen Blumengewinden und Laubwerk in Metall getrieben. Im delphischen Tempel waren mehr als 300 solcher Dreifüße. Auf ihnen wurden auch bei Trinkmählern Vasen und große Schalen zur Schau aufgestellt. Im Dienst des Bacchus und Apollo erschien der Dreifuß als Symbol der Weissagung, der Weisheit und Herrschaft; so erkannte die Pythia einen gefundenen Dreifuß dem Weisesten zu, weßhalb ihn einer von den 7 Weisen dem andern zuschickte; so herrschten viele alte Sagen von geraubten, verloren, geschenkten Dreifüßen, auf welche sich Herrscherrecht und andere Ansprüche gründeten. Gewiß stand die Bedeutung des Dreifuß in Verbindung mit den symbolischen Bedeutungen, die man der Zahl Drei gab; nach Creuzer bezog man auf dieß Geräthe, sowie die dreisaitige Lyra, auch die drei Jahrszeiten des ältesten Kalenders. Vgl. Ottfried Müller „De tripode delphico" und dessen Abhandlung im 1. Bde. von Böttiger's „Amalthea".

Dreigestrichne Octave (Musik), die fünfte Octave unsers Tonsystems. Dreigestrichene Töne, die Töne derselben. Dreigestrichene Note, eine 32theilige Note, weil sie am Schwanz drei Striche hat.

Dreiklang (Musik), s. Accord.

Dreikönige, 1) drei Weisen aus Morgenland (Kirchengesch.), die 3 Männer, welche auf Veranlassung eines neu erschienenen, merkwürdigen Sterns aus dem Morgenlande kamen, den neugebornen König der Juden aufzusuchen und ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen. In Jerusalem, wohin sie sich zuerst wandten, um Erkundigung einzuziehen, wurden sie nach Bethlehem gewiesen, wo sie bald Jesu Geburtshaus fanden und durch die Würde und Erhabenheit Dessen, was sie hier sahen, zur frömmsten Verehrung hingerissen, dem Kinde kostbare Geschenke (Gold, Weihrauch, Myrrhen) darlegten. Der Urtext weiß Nichts von Königen, er nennt sie Magier, d. i. Weltweise oder Priester (besonders aus Persien), vielleicht auch solche, die sich mit Astrologie beschäftigten. Ihre Namen nennt Beda: Kaspar, Melchior, Balthasar, Andere: Mogolach, Galgalath, Saracin, noch Andere: Ator, Sator, Perator; ihre Reliquien ruhen im Dom zu Köln. 2) Fest der heil. drei Könige, s. Epiphanias. 3) (heilige drei Könige, Astron.), die drei Sterne im Gürtel des Orion (s. d.).

Digitized by Google

Dreimaster, 1) (Schiffb.), großes Schiff mit 3 Mastbäumen; 2) scherzweise ein großer dreieckiger Hut.

Dreischlitz (Triglyph, Bauk.), ein großes Glied in dem dorischen Friese, welches mit drei Schlitzen oder Vertiefungen verziert wird.

Dreispaltmuscheln (tridacnae, les béuitiers Cuv., Zool.), Familie der Muscheln (der kopflosen Weichthiere nach Cuvier), haben drei nach vorn gerichtete Spalten im Mantel, die größte für den Bart, die zweite zum Durchgang des Wassers zu den Kiemen, die dritte für den After. Nur eine Gattung. Art derselben: Riesenmuschel (trid. gigas Lam., chama gigas L.) weißschalig, gerippt; lebt in dem Meer um Ostindien, wird bis 5 Fuß lang und 500 Pfd. schwer; der Bart kann nur mit einem Beile zerschnitten werden; mit den Schalen kann sie den Menschen Arme und Beine abkneipen, Taue zerschneiden. Sie wird gegessen, die Schalen dienen zu Trögen und Wasserbehältern.

Dreißigacker, Forst- und landwirthschaftliche Akademie, liegt auf einem Berge eine halbe Stunde von Meiningen, im Unterlande, oder dem henneberg, Antheile des Herzogs v. Sachsen-Meiningen. Der Ort hat eine Kirche, ein Pfarr- und Schulhaus, 60 Wohnhäuser mit etwa 320 Einw.: ein Kammergut mit einem Gasthofe. Das Jagdschloß (der Sitz der Forstakademie) mit mehren herrschaftlichen Gebäuden, ist zu Anfang des vorigen Jahrh. massiv gebaut worden. 1801 wurde die Forstanstalt gestiftet und 1803 zur Akademie erhoben. Sie erhob sich unter der Direktion des berühmten Joh. Math. Bechstein (starb 1822) zu einer der vollkommensten Forstanstalten in Deutschland, auf welcher schon über 600 Forstmänner gebildet worden sind. Mit der Direktion der Akademie wurde 1822 die Direktion des gesammten Forstwesens im Lande verbunden. Hier hat auch die Societät der Forst- und Jagdkunde (m. e. zoologischen Cabinet) ihren Sitz.

Dreißigjähriger Krieg (von 1618—48). Die entfernten Ursachen dieses Krieges liegen in der Kirchenrevolution des 16. Jahrh. und in dem Religionsfrieden zu Augsburg 1555. (Vgl. Reformation, Geschichte, bis zum J. 1618.) Längst hatten sich Katholische und Protestanten in Deutschland mit gleich starker Eifersucht beobachtet; nur gegenseitige Furcht hatte den Ausbruch der Feindseligkeiten zurückgehalten. Durch die 1608 geschlossene Union der protestantischen Fürsten, welcher von katholischer Seite 1609 die Liga entgegengesetzt wurde, an deren Spitze Friedrich von der Pfalz und Maximilian von Baiern standen, erhielt das unter der Asche glimmende Feuer neue Nahrung. Die Protestanten waren selbst unter sich uneins, und Lutheraner und Reformirte, welche damals Calvinisten hießen, feindeten sich ebenso bitter an, als sie die Katholischen haßten. Noch heftiger wurden diese Spannungen, als 1609 das Haus der Herzoge von Kleve ausgestorben und Brandenburg und Pfalz-Neuburg über die Erbschaft stritten; Pfalz-Neuburg ward katholisch und gewann dadurch den Schutz Spaniens, Oestreichs und der Liga; Johann Sigismund von Brandenburg, früher lutherisch, ward reformirt und jetzt von dem Prinzen von Oranien und den Holländern unterstützt. Doch unterblieben noch die Feindseligkeiten. Als aber der unthätige Kaiser Rudolf II. von seinem Bruder Matthias war verdrängt und dieser als König von Böhmen sowohl denn als Kaiser war anerkannt worden, brach endlich 1618 der große Kampf zuerst in Böhmen aus. Schon seit den Zeiten der hussitischen Unruhen genos-

Digitized by Google

sen die Böhmen mancherlei Vorrechte in kirchlichen Angelegenheiten, und die neue Lehre hatte, wie selbst in den östr. Erblanden, bedeutenden Eingang bei ihnen gefunden. Durch den Rudolf II. 1609 abgedrungenen Majestätsbrief erlangten die protestantischen Herren, Ritter und Städte dieses Landes unter andern auch das Recht, Kirchen und Schulen aufzubauen — nicht aber ward den protestant. Unterthanen katholischer Güterbesitzer auf kath. Grund und Boden Dieses gestattet. Da aber deßungeachtet die Unterthanen des Erzbischofs von Prag zu Klostergrab und die des Abtes von Braunau an eben diesem Orte wider den Willen ihrer Gutsherren solche Kirchen erbauten, wurde auf kaiserlichen Befehl die erstere niedergerissen, die letztere geschlossen, und als die Braunauer deßhalb einen Aufstand erregten, die unruhigsten derselben gefangen gesetzt. Nun riefen die Protestanten über Verletzung des Majestätsbriefs und sie fanden einen entschlossenen Anführer an dem Grafen Matthias, von Thurn, welcher die protestantischen Stände nach Prag berief. Sie forderten vom Kaiser Abstellung der Beschwerden wegen der beiden Kirchen und die Freilassung der gefangenen Braunauer. Der Kaiser nannte die Widersetzlichkeit der Braunauer und Klostergraber eine Empörung gegen die rechtmäßige Obrigkeit und tadelte die Stände sehr, daß sie sich fremder Unterthanen angenommen, und durch Ausstreuung falscher Gerüchte von der Gefahr des Majestätsbriefes dem Kaiser die Liebe und Treue seiner Unterthanen zu entreißen suchten. Uebrigens solle die Sache genau untersucht werden und einem Jeden nach Verdienst geschehen. Es verbreitete sich das Gerücht, der Kaiser wisse von dieser Antwort Nichts, sie sey in Prag abgefaßt worden. Als am 23. Mai 1618 die kaiserl. Räthe auf dem Schlosse zu Prag versammelt waren, drangen Abgeordnete der protestantischen Landstände bewaffnet (Graf Thurn, W. v. Lobkowitz, F. A. Graf von Schlick, Ulr. Kinsky u. A.) in den Saal und verlangten zu wissen, ob einer von den Räthen Antheil an der Abfassung des kaiserl. Schreibens habe. Diese, durch ihren Eid gebunden, wiesen sie an den Kaiser. Man verlangte aber eine bestimmte Antwort, und da diese nicht erfolgte, wurden 2 Räthe (Martinitz und Slawata, nebst dem Geheimschreiber Fabricius), als Hauptantheilnehmer an dem kaiserl. Schreiben, ihrer Entschuldigungen und Bitten ungeachtet, von den aufgereizten Abgeordneten aus dem Fenster in den Schloßgraben 28 Ellen tief herabgeworfen, kamen aber so ziemlich unbeschädigt davon. Diese Mißhandlung der kaiserlichen Beamten war das Signal einer allgemeinen Empörung. Die Protestanten bemächtigten sich des Schlosses, verjagten die Jesuiten und viele andere katholische Priester, rissen die Staatsgewalt an sich und nahmen die kaiserl. Beamten in Eid und Pflicht. Graf Thurn schürte das Feuer noch mehr an, und Böhmen, mit dem später noch die Lausitz, Schlesien und Mähren sich vereinten, trat bewaffnet gegen den Kaiser auf und verdrängte die Truppen desselben, mit Hülfe einer Unterstützung, welche die Union unter dem Grafen Ernst v. Mansfeld sendete, fast gänzlich aus Böhmen. Schon sollten Vergleichsunterhandlungen zu Eger beginnen und die Unruhen beilegen, als der Tod des Kaisers Matthias (10. Mai 1619) der Sache eine andere Wendung gab. Ferdinand II. (s. d.), designirter Nachfolger von Matthias, ein feuriger, entschlossener Fürst, war zu sehr als eifriger Katholik und Gegner des Protestantismus bekannt, als daß ihn die Böhmen in der jetzi-

Digitized by Google

gen Lage als König hätte anerkennen sollen. Sie wählten daher den reformirten Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V. (s. d.), Schwiegersohn des Königs von England, an des schon gewählten und gekrönten Ferdinands Stelle. Ferdinand, der schon früher von den Insurgenten in Wien belagert worden war, ward auch jetzt wieder von den empörten Ungarn unter Bethlen Gabor und von den Böhmen unter dem Grafen Thurn, hart bedrängt, allein bald bewaffnete er die katholische Ligue und Spanien gegen den neuen König, erregte unter den Protestanten Unfrieden, der sie zur Unthätigkeit vermochte, fiel nun über Friedrich V. her, drängte ihn nach Prag und dort vernichtete Tilly das böhmische Heer am 8. Nov. 1620 in der Schlacht auf dem weißen Berge (vgl. Prag). Feig entfloh Friedrich; ganz Böhmen ward vollständig dem Kaiser wieder unterworfen; die Reichsacht über den entthronten Friedrich V. und die Reichsfürsten, die ihm beigestanden, verhängt, seine Länder erobert, und voll Schrecken löste sich die protestantische Union in Folge des ulmer Vergleichs (Juli 1620) völlig auf. Nur Graf Ernst von Mansfeld und Herzog Christian von Braunschweig zogen 1621 Friedrich zu Hülfe; an sie schloß sich der Markgraf von Baden und ein englisches Hülfscorps an, der Markgraf ward jedoch bei Wimpfen (den 6. Mai 1622), Herzog Christian bei Höchst (den 19. Aug. 1622) geschlagen; beide schlugen sich nach Breda durch und die Pfalz ward von Tilly von neuem erobert. 1622 schloß auch der Kaiser Frieden mit Bethlen Gabor, der bisher mit abwechselndem Glücke gegen ihn gefochten hatte. Allein die Uebertragung der pfälzischen Kurwürde an den den Kaiser unterstützenden Maximilian von Baiern (vgl. d.) (1623), wodurch die katholische Partei in dem Kurfürstenrathe das Uebergewicht erlangt, und die Fortschritte des bair. Gen. Tilly an den Grenzen des niedersächs. Kreises erweckten die protestantischen Fürsten dieses Kreises aus ihrem Schlummer, welche nun in Verbindung mit dem Könige von Dänemark und Herzog von Holstein, Christian IV., zu den Waffen griffen. Zu ihnen wollte Christian von Braunschweig stoßen, er ward jedoch am 6. Aug. 1623 bei Loo geschlagen, und Mansfeld löste, Gleiches fürchtend, sein Heer auf. Auch die niedersächsischen Stände, verbunden mit Dänemark, wurden am 27. Aug. 1626 bei Lutter am Barenberge von Tilly gänzlich geschlagen. Ebenso mißlang der Zug des Grafen von Mansfeld mit einem neugeworbenen Heere durch Schlesien nach Ungarn; er verabschiedete sein Heer und starb auf der Rückreise zu Zara. Gleichzeitig starb auch Herzog Christian von Braunschweig. Die Katholiken drangen indessen in Niedersachsen rasch vor, die Herzoge von Mecklenburg wurden in die Acht erklärt, die Ostseehäfen zum Behuf einer künftigen Landung in Dänemark und Schweden eingenommen, Stralsund jedoch von Wallenstein (s. d.), der wie durch einen Zauberschlag dem Kaiser ein Heer geschaffen hatte, 1628 vergebens belagert. Im J. 1629 kam es durch Vermittelung Brandenburgs zwischen Dänemark und dem Kaiser zum Frieden von Lübeck, worin jener zwar Holstein und Schleswig wieder erhielt, jedoch versprach, sich nicht mehr in die deutschen Angelegenheiten zu mischen. Da jetzt alle Protestanten besiegt waren, so erließ der Kaiser den 6. Mai 1629 das Restitutionsedict, wornach alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter wieder herausgegeben und die von Protestanten besetzten unmittelbaren Stifter an die Katholiken abgetreten werden sollten. Es waren

Digitized by Google

die Erzbisthümer Bremen und Magdeburg, 12 Bisthümer und 6 Reichsabteien; und da die Vollziehung dieses Edicts durch Unterstützung des Militairs sogleich mit vieler Strenge erfolgte; so erfüllte dasselbe die protestant. Stände mit Schrecken, und Mehre wollten darin den Vorboten der Unterdrückung der protest. Religion im deutschen Reiche erblicken. Auch die Katholischen waren für ihre Unabhängigkeit besorgt; daher der Widerstand, den der Kaiser 1630 auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, besonders in der Wahl seines Sohnes zum römischen König, erfuhr, und die Anforderung, vorzüglich Baierns, einen Theil des kaiserl. Heers zu entlassen und Wallenstein zu verabschieden, welcher Zumuthung sich der Kaiser fügte. Die Verabschiedeten liefen dem Heere Gustav Adolfs, Königs von Schweden, zu, der eben damals (den 24. Juni 1630) mit 15.000 M. in Pommern gelandet war. Die wenigsten protestantischen Fürsten hielten es mit den Schweden, namentlich weigerten sich Brandenburg und Sachsen, ihnen beizustehen. Dennoch wollte Gustav, bevor er nicht dieser Bündnisse sicher sey, nicht vorwärts gehen. Trotz eines am 13. Jan. 1631 mit Frankreich geschlossenen Bündnisses, gestattete er, daß Tilly Magdeburg (den 10. Mai 1631) rasch stürmte, und erst als dieser Schlag geschehen war, zwang er den Kurfürsten von Brandenburg durch Bedrohung von Berlin, ihm wenigstens nicht feindlich entgegen zu stehen, verband sich mit Hessen und Sachsen, das zu dieser Allianz fast von Tilly gezwungen wurde, rückte, nachdem er den Kaiserlichen eine Zeit lang (August 1631) im Lager vor Werben gegenüber gestanden hatte, nach Sachsen vor, schlug Tilly den 7. Sept. 1631 bei Leipzig (s. d.), ging, während der Kurfürst von Sachsen Böhmen und Prag eroberte, den Main hinab, eroberte Franken, die Pfalz, Elsaß, schloß Bündnisse mit fast allen protestantischen Fürsten Deutschlands und nahm in seinem Rücken die meisten Festungen, die noch im Besitz der Katholischen waren. Tilly rückte anfangs 1632 aus Westfalen, wo er seit der leipziger Schlacht gestanden hatte, an den Main und die Donau und zog dadurch Gustavs Heer nach sich. Hier ward Tilly bei einem Versuch, den Schweden den Uebergang über den Lech zu verwehren (den 5. April 1632), tödtlich verwundet und starb nach 15 Tagen. Die katholische Ligue war nun gesprengt, der Kaiser in seinen Erbstaaten bedroht, ohne Heer und ohne Feldherrn; in dieser Noth wandte er sich an Wallenstein, um diesen zu vermögen, ein Heer zu errichten und dieses zu befehligen. Wallenstein stellte binnen 3 Monaten ein Heer von 40.000 M., über das er die unumschränkteste Gewalt erhielt, verjagte die Sachsen aus Prag und Böhmen und bedrohete Nürnberg. Als Gustav Adolf ihm entgegen rückte, verschanzte er sich auf dem alten Berge bei Nürnberg; 3 Monate standen sich hier die Kaiserlichen und Schweden gegenüber, Gustav versuchte vergebens einen Sturm auf das kaiserliche Lager und zog endlich, nachdem beide Heere die Hälfte ihrer Mannschaft durch Krankheit verloren hatten (im September) nach der Donau ab, während Wallenstein sich gegen Sachsen wendete. Der Schwedenkönig mußte ihm folgen und fiel in der Schlacht bei Lützen (s. d.) (den 6. Nov. 1632). Wallenstein zog sich nach Böhmen zurück und die Schweden blieben in Sachsen stehen. Der schwedische Kanzler Orenstierna übernahm nun die Leitung der Geschäfte, bewirkte zu Heilbronn unter den Protestanten des ober- und niedersächsischen, ober- und niederrheinischen Kreises ein Bündniß und befestigte das mit Frankreich bestehende noch mehr. Der tapfere

Digitized by Google

Herzog Bernhard von Weimar und Gustav Horn verschafften indeß den schwedischen Waffen fast in ganz Deutschland die Oberhand, wozu das zweideutige Benehmen Wallenstein's, der 1634, nachdem er sich nach Böhmen zurückgezogen hatte, als Verräther gegen den Kaiser ermordet wurde, nicht wenig beitrug. Doch plötzlich änderte sich die Lage der Sachen, als Ferdinand, Sohn des Kaisers, König von Ungarn, an seiner Stelle den Oberbefehl über das kaiserliche Heer erhielt. Er wendete sich gegen die Donau, nahm Regensburg, belagerte Nördlingen (s. d.) und schlug, hier angegriffen, die Schweden vollständig (den 6. Sept. 1634), nahm ganz Baiern und Schwaben wieder und bedrohte selbst Frankfurt, wo die Abgesandten der Protestanten vereinigt waren. Sachsen schloß zu Prag (den 30. Mai 1635) Frieden mit dem Kaiser, worin es nicht einmal die Gewissensfreiheit der Reformirten sicherte, und verband sich mit dem Kaiser zur Vertreibung der Schweden; der heilbronner Bund löste sich auf und trat, mit Ausnahme Badens, Würtembergs und Hessen-Kassels, dem prager Vertrage bei. Immer verworrener und gräßlicher ward nun das Gewühl des Krieges; ohne großen zusammenhängenden Plan trieben Schweden und Oestreicher sich in allen Provinzen Deutschlands herum, und die schändliche Politik Frankreichs, von Richelieu geleitet, schürte durch kärgliche Hülfe, die sie den Protestanten reichte, die Wuth des Krieges immer aufs neue an. Nicht mehr allein die politischen oder religiösen Meinungen, sondern das unaussprechliche Elend führte jetzt Tausende ohne Unterschied zu den Heeren, wo sie wenigstens Unterhalt und Beute fanden. Von Mecklenburg bis nach dem Elsaß, von Schlesien und Böhmen bis an den Rhein trieben sich die Heere bald siegend, bald besiegt umher, und schon mußten mehre Provinzen vermieden oder in stürmischer Eile durchschritten werden, weil sie, zu völligen Wüsten geworden, selbst dem Soldaten keine Nahrungsmittel mehr darboten. Die Franzosen nebst den verbündeten deutschen Fürsten waren allenthalben unglücklich; die Kaiserlichen machten unter Johann von Werth am Rhein bedeutende Eroberungen, der Herzog von Lothringen drang nach seinen Staaten vor und eroberte diese wieder, und die Spanier fielen 1636 sogar in die Picardie ein und setzten Paris in Furcht. Glücklicher waren die Schweden in Deutschland; denn obgleich unter Banner bis nach Pommern zurückgedrängt, schlugen sie den Kurfürsten von Sachsen bei Dömitz, drangen plötzlich wieder vor und eroberten ganz Sachsen. Jeder Theil war indessen des Kriegs müde; Friedensunterhandlungen kamen daher zur Sprache; der Kaiser benutzte diese Gesinnung, um einen Kurfürstentag zu Regensburg zu berufen, und setzte dort die Wahl seines Sohnes zum römischen König durch. Bald darauf starb der Kaiser (den 15. Febr. 1637). Ferdinand III., sein Nachfolger, war tolerant gesinnt und wünschte den Frieden. Das Aussterben Pommerns gab ihm Gelegenheit, Brandenburg, dem dasselbe längst versprochen war, für sich zu gewinnen und mit Hülfe desselben die Schweden in Norddeutschland zu drängen. Ebenso raubte der Tod des Landgrafen von Hessen dem protestantischen Bund ein tüchtiges Haupt; die beiden Söhne des unglücklichen Kurfürsten von der Pfalz, welche ihr väterliches Erbe wieder erobern wollten, wurden in Westfalen geschlagen; alle diese Vortheile wurden aber wieder durch die Siege der Franzosen in der Picardie und den Niederlanden und von den Großthaten des Herzogs Bernhard von Weimar, der 1638 in Elsaß die kai-

Digitized by Google

serl. Generale, Savelli und Joh. von Werth, bei Rheinfelden schlug und gefangen nahm, fast alle Festungen in Elsaß und Franche Comté eroberte und dort den Grund eines erblichen Besitzes legte, aufgewogen. Dazu eroberte 1639 Banner Pommern wieder, fiel in Sachsen ein, verwüstete Böhmen und hausete überall mit unerhörter Grausamkeit. Er erwartete hier des Herzogs Bernhard von Weimar Unterstützung, als dieser plötzlich (im Juni 1639), nach Einigen an einem Fieber, nach Andern am Gift, starb. Frankreich eignete sich sein Heer und seine Eroberungen zu. Der Kaiser, von diesem gefährlichen Feinde befreit, ließ Banner von dem Erzherzog Leopold angreifen und nach Pommern zurückwerfen. Banner zur Hülfe rückte der französische Marschall von Longueville nach Westfalen, und verband sich von neuem mit Hessen und Braunschweig durch einen Vertrag. Banner ging nun dem Erzherzog Leopold entgegen, vermochte aber nicht, ihn bei Saalfeld zu einer Schlacht zu bringen; vielmehr mußte er sich nach Niedersachsen zurückziehen. Ein Reichstag ward jetzt in Regensburg zusammenberufen; er hatte zum Zweck, den Frieden zu befördern, wurde aber von dem Kaiser benutzt, um das Reich zu vermögen, ernstlicher auf die Vertreibung der Franzosen und Schweden zu denken. Plötzlich erschien Banner, der schon 15.000 Schweden zu Erfurt mit 6000 Franzosen unter dem Marschall von Guebriant vereint hatte, im Jan. 1641 vor Regensburg und drohte, den Reichstag zu sprengen. Einfallendes Thauwetter rettete Regensburg, und Banner ging, von Piccolomini verfolgt, durch Böhmen und Sachsen nach Halberstadt zurück, wo er starb. (S. Banner.) Torstenson (vgl. d.), sein Nachfolger, drang 1642 aufs neue nach Schlesien und Mähren vor und schlug, nach Sachsen gedrängt, im November die Kaiserlichen unter Piccolomini bei Leipzig. Es war die größte Schlacht in dieser letzten Hälfte des Krieges. Richelieu's und Ludwigs XIII. Tod, der um diese Zeit erfolgte, schien den Kaiserlichen neues Heil zu versprechen; allein die Unfälle, welche Oestreich und besonders Spanien indeß betroffen hatten, wurden noch durch die Schlacht von Rocroi (1643), welche der Herzog von Enghien gewann, vermehrt. Mazarin, Richelieu's Nachfolger, vermochte Anna von Oestreich zur Fortsetzung des Kriegs; das französische Heer, das nach Baiern vorgedrungen war, ward nach des Marschalls von Guebriant Tode, der vor Rothweil geblieben war, 1643 total geschlagen und sein Anführer Ranzau mit dem größten Theil gefangen genommen. Torstenson drang jetzt von neuem nach Mähren vor. Dagegen schloß der Kaiser mit Braunschweig Frieden und war eben im Begriff, auch Christian IV. von Dänemark gegen die Schweden zu gewinnen, als Torstenson und Horn über Dänemark herfielen; Ersterer schlug 1644 Gallas, der dem König zu Hülfe eilte, und drang hierauf von neuem gegen die Böhmen vor; der kaiserliche General Hatzfeld ward den 16. März 1645 bei Jankowitz geschlagen und gefangen, und Torstenson drang bis an die Donau und die Thore von Wien vor. Der Fürst von Siebenbürgen, Ragotzky, fiel gleichzeitig in Ungarn ein und vereinte sich mit den Schweden; der Kurfürst von Sachsen schloß den 27. Sept. 1645 Frieden mit den Schweden und verließ den Kaiser, ihm folgte auch Dänemark, das am 13. Aug. ebenfalls den Frieden von Brömsebrö unterzeichnete. Dagegen verschaffte dem Kaiser der Friede, den er von Ragotzky erkaufte, wieder Luft; Erzherzog Leopold warf die Franzosen, die von neuem nach Baiern vorgedrungen waren, bis nach

Digitized by Google

Philippsburg zurück, verjagte, sich schnell 1646 gegen die Schweden wendend, Torstenson aus Mähren und trieb ihn nach Hessen, wo sich Wrangel, der das Commando übernommen hatte, mit den Franzosen unter Turenne vereinte. Gemeinschaftlich drangen sie nach dem Lech vor, wo der Erzherzog Leopold sie durch Manoeuvriren aufhielt und selbst zum Rückzug an den Bodensee nöthigte. Spanien hatte um diese Zeit mit den Niederlanden Friede geschlossen, Frankreich, so eines wichtigen Bundesgenossen beraubt, wendete alle diplomatische Künste an, um von Baiern einen Waffenstillstand zu erhalten, und erlangte ihn. Auch Hessen-Darmstadt, bisher dem Kaiser treu geblieben, trennte sich von ihm. Die Schweden zogen sich nach Eger, das sie belagerten; der Kaiser, der den Oberbefehl seines Heeres einem Calvinisten, dem Hessen Melander, übergeben hatte, nachher aber das Commando selbst übernahm, folgte ihnen, konnte aber Eger nicht retten. Als aber jetzt der Kurfürst von Baiern den Waffenstillstand brach und die Schweden angriff, zog sich Wrangel schnell nach Niedersachsen zurück, vereinte sich mit Turenne, drang nochmals nach der Donau vor und schlug bei dem Vordringen gegen den Lech die Kaiserlichen bei Zumarshausen, wo Melander blieb. Piccolomini hielt die Vordringenden auf und drängte sie von der Donau weg. Sie bezogen in Franken Cantonirungsquartiere, und von hier aus unternahm Wrangel, durch Detachirung des Grafen Königsmark, einen Ueberfall Prags, gewann auch wirklich die kleine Seite, konnte aber die tapfer vertheidigte Altstadt nicht erobern. So endigte der Krieg da, wo er begonnen hatte, in Prag, und der Friede wurde nach 7jährigen Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück in Westfalen den 24. Oct. 1648 unterzeichnet. (Vgl. Westfälischer Friede und Deutschland.) S. die „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" von Schiller, in dem „Histor. Kalender für Damen", 1791—93; später einzeln (1802, 2 Thle.) und in dessen „Sämmtl. Werken". Woltmann's „Geschichte des westfäl. Friedens" (2 Thle.) schließt sich als Fortsetzung an. Auch Lorenz Westenrieder hat diesen merkwürdigen Kampf in dem münchner „Histor. Kalender", 1804—6, beschrieben, und gute Beiträge findet man in der Schrift: „Johann von Werth, im Zusammenhange mit der Zeitgeschichte", dargestellt von Friedr. Wilh. Barthold (Berlin 1826). Doch ist eine würdige Darstellung desselben noch eine Lücke in der histor. Literatur. Nach diesem Kriege und dem Frieden war das deutsche Reich mehr als je in sich zerfallen, die Kaiserwürde zu einem leeren Titel herabgesunken und das Reich, wehrlos und ohnmächtig nach Außen, dem verderblichen Einfluß fremder Politik Frankreichs und Schwedens mehr als je preisgegeben. Verschwunden war der alte allgemeine kriegerische Sinn, und stehende Heere, den kleinern Fürsten unerschwinglich und selbst den größern eine drückende Last, halfen auch die letzte Spur der Freiheit unterdrücken. Seitdem herrschte in Europa, vorzüglich aber in Deutschland, jener rohe, starre und gesinnungslose Soldatensinn, welcher einen Theil des Volkes zu seelenlosen Maschinen herabwürdigte, um die größere wehrlos und unkriegerisch gewordene Menge ungestraft zu unterdrücken. Dennoch war der 30jährige Krieg, bei allem Unheil, welches er über Deutschland brachte, bis auf unsere Tage der letzte Krieg, woran Volk und Gesinnung Theil nehmen konnten. Seitdem bis zum Jahre 1813 waren alle Kriege in Deutschland, wie glänzend sie auch im Einzelnen geführt worden, doch nur das traurige Werk einer elenden Berechnung und habsüchtigen Politik.

Digitized by Google

Ueber alle Beschreibung elend war der Zustand, in welchen der dreißigjährige Krieg Deutschland versetzt hatte. Ganze Provinzen waren im buchstäblichsten Sinne verödet, und die Bevölkerung hatte überall außerordentlich, nach Einigen um die Hälfte abgenommen. Die ehemals blühenden Gewerbe waren verschwunden, und auch dadurch Deutschland von den rasch fortschreitenden Franzosen, Holländern und Engländern abhängig geworden. Aller Handel war zerstört und lag gänzlich darnieder; alle Städte, alle Fürsten waren verarmt und verschuldet. Ganz besonders auffallend war die Wirkung dieser trostlosen Zeit auf die geistige Bildung der Deutschen. Seit dem westfälischen Frieden versank das deutsche Reich immer mehr in Ohnmacht und Schwäche, und eine Reihe von Demüthigungen, welche es von dem übermüthigen Frankreich erfuhr, waren die unvermeidlichen Folgen dieses traurigen Zustandes. Die Kriegskunst allein hatte gewonnen, vorzüglich durch Gustav Adolf, der in der Taktik Epoche machte, eine zweckmäßigere Stellung, eine leichtere Bewaffnung und mehr Beweglichkeit bei den Truppen einführte, auch den ersten Artilleriezug bei seinem Heere hatte.

Dreistimmig nennt man den musikalischen Satz (d. i. die Art und Weise zu componiren) oder ein Tonstück für 3 verschiedene Stimmen, deren jede ihre eigne Modulation hat; es mag übrigens für Sänger (Terzett), oder für Instrumente (Trio), oder gar nicht für die Ausführung, sondern nur zur Uebung im Setzen bestimmt seyn. Gewöhnlich, aber nicht nothwendig, besteht die Partitur aus 3 Systemen. Was das Verhältniß der 3 Stimmen betrifft, so besteht der dreistimmige Satz aus einer Ober-, einer Mittel- und einer Grundstimme. Von diesem ist entweder 1) die letztere oder beide letztere nur begleitend, die erstere aber Haupt oder concertirende Stimme; oder 2) alle 3 Stimmen sind abwechselnd mehr oder minder concertirend (oder Hauptstimmen). Im letztern Falle heißt das Tonstück, wenn es für Instrumente gesetzt ist, Trio im strengsten Sinne. Ueber die Zahl der Instrumente ist durch jene Benennung Nichts bestimmt. Der dreistimmige Satz kann von 3 oder 2 Instrumenten, ja selbst von einem einzigen (die beiden letztern Fälle treten bei Clavierstücken ein) aufgeführt werden. Auch ändert die vielfache Besetzung der Stimmen an dem Wesen des dreistimmigen Satzes Nichts. Da auch musikalische Partien zusammengesetzt seyn, d. h. mehre Stimmen in sich enthalten können (wie z. B. die obere Partie bei Clavierstücken), so enthält das dreistimmige Tonstück nicht immer dreistimmigen Satz. Auch hat letzterer seine besondern Regeln, da in einem Accorde von einer oder mehren Dissonanzen hier jederzeit Intervalle weggelassen werden müssen, und es sich also fragt, welche in gegebenen Fällen in Rücksicht auf die nächste Tonfolge weggelassen werden können, und welche Intervalle wesentlich sind oder nicht.

Dreizack (Trident), s. Neptun.

Dreizahl (Trias), s. Drei.

Drengfurt, Stadt im Kreise Rastenburg des Reg.-Bez. Königsberg, preuß. Provinz Ost-Preußen, ward im Anfang des 13. Jahrh. gegründet, liegt an einem Hügel und dem Ometflusse, mit einer Kirche, 200 Häusern und 1550 Einw., die besonders Leinweberei und Färberei treiben; Sitz eines Land- und Stadtgerichts zweiter Classe.

Drenthe, Provinz des holländischen Staats, liegt 23° 41′—24° 38′ O. L., 52° 37′—53° 17′ N. B., grenzt im Nordwesten an Fries-

Digitized by Google

land, im Nordosten an Gröningen, im Südosten an Hanover, im Süden und Westen an Overyssel, und enthält auf 37 QM. 48.000 Einw. in 2 Marktflecken, einer Festung und 37 Dörfern. Das ebne Land ist voll Haiden und Moräste oder Vehnen, hat viele Wiesen und Weiden, gute Vieh- und Schafzucht, Buchweizen, wenig Getreide, viel Torf. Diese Landschaft stand vormals unter dem Schutz der Generalstaaten der 7 vereinigten Provinzen und trug zu den gemeinschaftlichen Bedürfnissen allemal den hundertsten Theil von Dem bei, was die Provinzen zusammen gaben. Während der Revolution bildete sie einen Theil des Departements Overyssel, 1806 ein eigenes Departement, 1810 einen Bezirk im franz. Depart. Ysselmündungen und seit 1815 eine holländ. Provinz. Der Hauptort ist Assen.

Dreschen. Dreschmaschine. Dreschen ist eine Veranstaltung, den Samen aus den geernteten Feldfrüchten herauszubringen. Die erste Art, die diesen Zweck erfüllen sollte, war, die Körner durch Ochsen austreten zulassen; sie wurden auf eine Tenne gebracht, mit Thierfellen überdeckt und die Ochsen darauf herumgeführt. Nach der Bibel bedienten sich die Israeliten aber auch eines Dreschwagens; dieser war ein mit Eisen beschlagener Kasten, der auf Rädern stand und mit eisernen Zacken versehen war; die Araber ziehen eine steinerne Walze über das Getreide; die Syrer bedienen sich einer Maschine von Brettern, an welcher unten scharfe Feuersteine befestigt sind; die Aegypter haben eine Gattung von Schlitten mit 3 hölzernen, mit runden oder platten Eisen beschlagenen Walzen, die sich um ihre Achse drehen. Auch in der Türkei wird auf ähnliche Weise gedroschen. Das Dreschen, wie es jetzt am Allgemeinsten geschieht, sowohl bei Aehren als bei Schotengetreide, wird in Tennen oder Scheunen betrieben; Menschen verrichten es mit Dreschflegeln, womit sie die Aehren und Schoten ausklopfen. Dieß kann Einer, Zwei und Mehre zusammen verrichten, welche, wenn es Mehre sind, so schlagen, daß Einer nach dem Andern den Takt einhält. Seit der Mitte des 17. Jahrh. sind zwar mehre Versuche mit Dreschmaschinen oder Dreschmühlen gemacht worden, welche durch Wasser, Gewichte, Thier- oder Menschenkraft in Bewegung gesetzt werden (manche dieser Maschinen sind so eingerichtet, daß sie das gedroschene Getreide auch wurfeln, sieben und fegen). Doch haben sie alle die Drescher noch nicht verdrängen können, weil sie theils zu zusammengesetzt und kostbar zu unterhalten sind, theils das Stroh zu sehr zermalmen, theils dadurch, daß sie fest stehen und das Getreide zu ihnen gebracht werden muß, zu unbequem sind. Vgl. Rößig, „Ueber die Dreschmaschinen" (Leipz. 1798).

Dresden, Hauptstadt des sächsischen Königsstaats, Residenz seines Monarchen und Sitz der höchsten Landesbehörden, eine der schönsten Städte Deutschlands, nach Herder's Benennung das deutsche Florenz, liegt (31° 21′ L. 51° 3′ Br.) im reizenden Elbthale am Einfluß der Weißeritz in die Elbe, deren beide Ufer durch eine schöne steinerne Brücke verbunden werden, die 552 Schritt lang und 36 Fuß breit ist, auf 17 Bogen ruht, mit erhöhten Fußwegen von Plattsteinen und eisernem Geländer, wird des Nachts durch Laternen erleuchtet, welches in der ganzen Stadt mit 1220 Laternen geschieht. Dresden besteht aus 3 Haupttheilen, Altdresden, der Residenz oder dem eigentlichen Dresden mit 3 Vorstädten an der Westseite der Elbe, der Neustadt an der Ostseite, mit jenem Theile durch die Elbbrücke verbunden, und der 1670 erbauten

Digitized by Google

Friedrichsstadt, sonst Ostra, von Altdresden abgesondert durch die Weißeritz, über die eine andere steinerne Brücke führt. Dresden hat 6 Thore, 5 Hauptplätze, 18 Kirchen, 2780 Häuser und mit den Vorstädten über 57.300 Civileinwohner, außer 8200 Katholiken und 1000 Juden, alle evangelischen Glaubens. In Altdresden sind merkwürdig: das königl. Residenzschloß mit der königl. Handbibliothek und dem grünen Gewölbe, welches in 8 Zimmern Kunstarbeiten von Gold, Elfenbein, Porzellan ꝛc., Edelsteine (worunter besonders der in seiner Art einzige, gelbe Brillantring, der grüne und der weiße Diamant merkwürdig) ꝛc., an Werth 6 Mill. Thlr. aufbewahrt. Die durch einen Gang mit dem Schlosse verbundene und 1751 eingeweihte kathol. Hofkirche, hat einen 300 F. hohen Thurm, eine herrliche Silbermann'sche Orgel, mehre vortreffliche Gemälde, u. a. am Hochaltar die Himmelfahrt Christi von Mengs, dann unter der Sakristei die Gruft des königl. Hauses. Die Gebäude des Zwingers, mit der Kunstkammer (wo am merkwürdigsten Christi Geburt in Alabaster von S. Walther, ein metallenes Crucifix von J. v. Bologna, Lucifers Fall, eine Gruppe von 80 Figuren auf einem 13 Zoll hohen und 8 Z. breiten Stück Elfenbein, Gärtner's große Uhr mit 360 Zeigern, welche den Zeitunterschied von ebenso vielen Oertern zeigt ꝛc.); der Naturalienkammer, in das Mineralien-, zoologische und Vegetabilien-Cabinet sich theilend und reich an Seltenheiten; der Sammlung von physikal., mathemat., chirurg. und anatom. Instrumenten; der Sammlung von Handzeichnungen und Kupferstichen, 200.000 Bl., in 12 Classen getheilt, welche, die seltensten Werke der größten Meister aus allen Schulen enthaltend, kunstgeschichtlich geordnet sind; der Modellkammer, wo Gärtner's Werke besonders sehenswerth sind, unter andern seine Modelle zu 200 Fuß langen Brücken ohne Zwischenpfeiler, ferner, in einem andern Pavillon, die Modelle von dem Tempel Salomonis, der Stiftshütte und einer Synagoge, 80.000 Thlr. kostend. Das Kanzleihaus, wo das geheime Consilium seine Sitzungen hält. Das ehemalige Stallgebäude, in dessen Erdgeschoß in einer hochgewölbten, einfach und schön verzierten Halle die Mengs'sche Sammlung Gypsabgüsse von allen merkwürdigen antiken Kunstdenkmalen zweckmäßig aufgestellt; im ersten Stockwerke ist die Gemäldegalerie aufgestellt, worüber im folgenden Art. Ferner ist merkwürdig das Prinzen-Palais mit wissenschaftlichen und Kunstsammlungen; die Rüstkammer, das alte große Opernhaus, das Schauspielhaus, das Ballhaus, das Zeughaus, die Münze, das Rathhaus, das Gebäude des Oberconsistoriums, das Finanzhaus, wo das geh. Finanzcollegium seinen Sitz hat; das schöne Akademiegebäude mit Bibliothek u. botan. Garten, worin das Denkmal des großen Kurfürsten Moritz. Der ehemalige Brühl'sche, jetzt königl. Pallast, mit der Porzellanniederlage und dem Saale, wo die Gemälde sächsischer Künstler ausgestellt werden. Die seit 1760 wieder erbaute Haupt- oder Kreuzkirche mit einem 305 F. hohen Thurme; die Frauenkirche, von 1726—46 ganz von Sandsteinquadern, mit einer doppelten Kuppel, nach Art der Peterskirche in Rom, und einem 335 Fuß hohen Thurme, unter der Leitung G. Bähr's neu aufgebaut, mit einer Orgel von Silbermann. Der große Garten, seit 1814 schöner hergestellt und durch die vom Hrn. v. Carlowitz angelegte pomologische Schule bereichert. — In der unter der Regierung der Könige August II. und III. v. Polen sehr verschönerten Neustadt ist das Augusteum (sonst der japanische Pallast), in dessen erstem und zweitem

Digitized by Google

Stock die mit der Bünau'schen und Brühl'schen vergrößerte königl. Bibliothek (die Ebert in s. Geschichte und Beschreibung derselben, Leipzig 1822, schildert) mit 250.000 Bänden, 4000 Handschriften und 150.000 kleinern Schriften und Dissertationen in 22 Sälen sich befindet. In In andern Sälen, welche sich durch ihre Höhe und einfache Schönheit auszeichnen, ist die königl. Antikensammlung, die herrlichste in Deutschland, gestiftet von den beiden Augusten. Zu den ältesten Bildwerken gehören 3 Löwen von ägyptischem Syenit, ein Isisbild, 4 Mumien, ein echt-ägyptischer, sowie mehre Marmorsarkophage mit merkwürdigen Basreliefs, schöne Mosaiken ꝛc. Zu den köstlichsten Denkmälern des ältesten griech. Styls (vor Phidias) gehört die dreiseitige Candelaberbasis mit dem darauf vorgestellten Dreifußraub und seiner Wiedereinweihung, von parischem Marmor und wahrscheinlich aus Delphi. Wichtige Denkmale des hohen und schönen Styls (von Phidias bis Prariteles) sind: ein gut erhaltener kolossaler Minervensturz, eine sitzende kolossale Heroinenfigur, ein sterbender Sohn der Niobe, ein Niobekopf. Dem Zeitalter des reizenden Styls Lysipp's und seiner Nachfolger Kunstschulen gehören an eine schöne Venus Anadiomene, ein bacchischer Genius (das entzückendste Kunstwerk dieser Art), 2 schöne Amorgebilde, viele schöne jugendliche Athleten (hierunter vor allen der herrliche Athletentronk, das Kleinod der Sammlung), eine herrliche Gruppe von Amor und Psyche. Zur letzten Kunstepoche des griech. Kunststrebens unter den Römern gehören 4 kolossale nackte Kämpferstatuen, ein kolossaler Antinous-Bacchus und 3 Frauenstatuen aus Herculanum, deren edler Ausdruck und schöne Draperien sie zu wahren Kunstidealen erheben. Unter den neuern Bildwerken zeichnen sich aus mehre Statuen von den Meistern Algardi, Bernini, Joh. v. Bologna, Donner ꝛc. (S. „Augusteum", von Becker, mit treuen Abbildungen aller hier befindlichen Antiken; ein genaues Verzeichniß derselben lieferte der Inspector Hofrath Hase, Dresd. 1826.) In den Erdgeschossen des japanischen Pallastes wird in 18 Gemächern eine reichhaltige, für den Technologen und Kunstfreund merkwürdige, Sammlung von chines., japan., ostind. und meißn. Porzellan aufbewahrt, deren Inhalt ein Verzeichniß von 5 Foliobdn. füllt und deren Werth auf mehre Mill. geschätzt wird. Ferner ist in den Erdgeschossen dieses Pallastes in einem schön verzierten Saale das Münzcabinet, besonders reich an sächs. Gold- und Silbermünzen, merkwürdig durch das Madai'sche aus 9000 bestehende Groschencabinet; auch werden im japanischen Pallaste 6 Tapeten nach Rafaels Zeichnungen verwahrt und gezeigt. Das in einem edeln Style erbaute Commandantenhaus, das Rathhaus, das Casernengebäude, das Cadettenhaus, das Gebäude der Ritterakademie, die 1736 aufgerichtete Reiterstatue August's II. aus vergold. Bronze. — In der 1670 angelegten, von dem zweiten August sehr verschönerten Friedrichsstadt sind die großen Gärten und Sommerpaläste der königl. Prinzen, die königl. Stallgebäude, das königl. Vorwerk mit einer schönen Holländerei, die schönen Baumreihen, das Marcolin'sche Gartenschloß mit einer Sternwarte u. s. w. Dresdens vorzüglichste Unterrichtsanstalten sind die 1697 gestiftete und 1764 erweiterte Akademie der bildenden Künste, der Bau-, Maler-, Bildhauer- und Kupferstecherkunst, wovon ein Zweig nach Leipzig verlegt worden, und die den 3. Aug. ihre Arbeiten ausstellt; die seit 1720 bestehende Ritterakademie oder Erziehungshaus für Cadetten; die seit dem Frieden neugegründete Militair-

Digitized by Google

akademie; die 1816 neu eingerichtete chirurgisch-medicinische Akademie mit klinischen Anstalten, einer Hebammen- und Thierarzneischule; zwei Gelehrtenschulen, das Vitzthum'sche Geschlechts-Gymnasium, das 1788 errichtete Schullehrerseminar, 3 kathol. Schulen, das Josephinenstift für kathol. Mädchen, die 1828 eröffnete technische Bildungsanstalt, die Erziehungsanstalt der Freimaurer, literar. Vereine. Von Kunstsammlungen nennen wir noch den Gemäldesaal auf dem Brühl'schen Garten, 250 Gemälde enthaltend, wo besonders Bellotto's große Landschaften und Ansichten Sachsens merkwürdig. Die Wohlthätigkeitsanstalten sind zahlreich und zweckmäßig. 1829 ward ein Besserungshaus für verwahrloste Knaben errichtet. Die Stadt hat eine Münze, vortreffliche Fabriken in Tuch, Wolle, Seide, Papiertapeten, Tressen, Schleiern, Argyrophan (Art von Silberplattirung bei Pferde- und Tafelgeschirren), Bändern, Hüten, Wachsleinwand, Malertuch, Leder, Spitzen, Flor, Handschuhen, Siegellack, Gold und Silber, Papier, Strohhüten, Taback, Eisen, Marmor, Baumwolle ꝛc., Catundruckereien, Stück- und Glockengießerei; weit verbreitet sind die Drechslerwaaren. In den Ateliers der ausgezeichneten, hier lebenden Künstler, der Professoren Hartmann, Matthäi, Seydelmann, Rößler, Vogel und Pochmann; der Mitglieder der Akademie, Friedrich und Retzsch; der Bildhauer Kühn und Pettrich; der Blumenmaler Friedrich und Tettelbach; der Kupferstecher Darnstedt, Krüger, Frenzel, Gottschick; der Architekten Schuricht, Thormeyer, findet man in dem Jedem eigenen Fache interessante Arbeiten. Die schönsten musikalischen Spieluhren findet man bei Kaufmann, Blaßmann und Heine. In Dresden gibt es an 250 Kaufleute, mehre Wechsel- und Großhandlungen. Seit der Einführung des neuen preuß. Zollsystems ist der Transitohandel Dresdens bedeutend geworden und hat sich noch mehr durch die freie Elbschifffahrt gehoben. Der Materialhandel hat sich zum Theil nach Pirna gewendet. Die Anstalt des D. Struve, in welcher Mineralbrunnenwasser nachgebildet und sowohl von Curgästen getrunken als auch versandt werden, besteht seit 1820. Die Festungswerke sind geschleift und zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, durch Anlage neuer Gebäude und Gärten, auch mehrer Straßen, zweckmäßig benutzt worden, sodaß man fast um die ganze Altstadt herum wie in einem Garten spazieren kann. Voll romantischer Schönheiten sind die Gegenden umher — der plauensche Grund, das seifersdorfer Thal, das k. Lustschluß Pillnitz, die Festung Königstein, der zu einer Irrenheilanstalt eingerichtete Sonnenstein, die sächsische Schweiz, die durch die kesselsdorfer Schlacht berühmten Höhen von Kesselsdorf — wegen derselben und des glänzenden Hofes willen weilen hier stets viele fremde, reiche und wohlhabende Familien, oft Jahre lang, oder beschließen auch hier ihre Tage. S. Hasse's „Beschreibung Dresdens und der umliegenden Gegend" (2. Aufl., 2 Thl. mit 1 Charte) und Lindau's „Rundgemälde der Gegend um Dresden", mit Lehmann's erweiterter Reisecharte. Die bei Rittner erschienenen Kunstblätter (Ansichten von Dresden und dessen Umgebungen), sowie die von Professor Richter und dessen Sohne gezeichneten und radirten Ansichten von Dresden und dessen Umgegend, in 2 Sammlungen von 100 Blättern, sind zu empfehlen. — Dresden war bis 1206 (wo es zuerst in Urkunden vorkommt) ein wendisches Fischerdorf; im 13. Jahrh. erhielt es Stadtrechte und war zuweilen Residenz der Markgrafen von Meißen. Zu Ende desselben

Digitized by Google

Jahrh. kam es durch Kauf auf kurze Zeit an den Markgrafen Woldemar von Brandenburg, dann wieder an das meißner Haus zurück, 1485 bei der Landestheilung zwischen Ernst und Albert an Letztern und ward nun unausgesetzt Residenz der Albertinischen Linie. 1520 erhielt es durch Georg den Bärtigen Festungswerke, die, sowie die ganze Stadt, durch Kurfürst Moritz vergrößert und verschönert wurden. Schon vor Moritz hatte Dresden den katholischen Glauben verlassen und Luther's Lehre angenommen. Fast alle nachfolgenden Kurfürsten trugen zu Dresdens Vergrößerung und Verschönerung bei; die glänzendste Periode erlebte es aber unter den beiden Augusten zu Anfang des 18. Jahrh., wo es der Sammelplatz des Glanzes und der Ueppigkeit war und fast ganz umgebaut wurde. Zu Anfang des 7jährigen Krieges fiel Dresden in die Hände der Preußen, die, von den Oestreichern angegriffen, die Vorstädte in Brand steckten, es aber 1759 an die Oestreicher übergeben mußten. 1760 belagerte Friedrich II. Dresden in Person, bombardirte die Stadt und verbrannte in ihr 400 Häuser und 5 Kirchen, mußte aber dennoch die Belagerung aufheben. 1809 ward Dresden von den Oestreichern eine Zeitlang besetzt; 1810 begann man die Festungswerke abzutragen, hielt jedoch damit später wieder ein; 1813 wurde ein Bogen der Elbbrücke von den sich zurückziehenden Franzosen unter Davoust gesprengt. Die Russen und Preußen besetzten es hierauf, räumten es jedoch nach der Schlacht von Lützen wieder. Die Franzosen rückten hierauf ein und begannen sogleich die Stadt und die Vorstädte durch einzeln herum gelegte Forts in ein verschanztes Lager zu verwandeln. Nach Aufhebung des Waffenstillstandes rückten die Verbündeten von Böhmen aus gegen Dresden vor und hier kam es am 26. u. 27. Aug. zur Schlacht (s. d. flgd. Art.), worin die Franzosen siegten. Dresden blieb hierauf der Mittelpunkt der Operationen Napoleons bis anfangs Okt., wo er es räumte, 30.000 M. unter St.-Cyr zurücklassend, die, von Oestreichern und Russen eingeschlossen, sich d. 11. Nov. kriegsgefangen ergeben mußten.

Dresden (Schlacht bei), am 26. und 27. August 1813. Während der Waffenruhe hatte Napoleon an der Befestigung Dresdens und der umliegenden Oerter, Pirna, dem Lilienstein, dem Königsstein und Stolpen, auf das thätigste arbeiten lassen; es war nun als die Grundmauer seiner Heereskraft zu betrachten und schien der Entscheidungspunkt zu seyn in dem großen Kampfe zwischen ihm und den verbündeten Mächten. Napoleon verließ am 15. Aug. die Stadt und ging über Bautzen nach Schlesien; Vandamme eilte mit 40 Tausenden am 17. auf das rechte Elbufer, zog dann mit Poniatowsky auf Rumberg und Gabel gegen Böhmen hin; Dieß schien den Verbündeten ein günstiger Moment, jenes Bollwerk französischer Kraft und Zuflucht zu erstürmen. Schwarzenberg brach deßhalb am 21. August mit dem großen Heere in 4 Colonnen über das Erzgebirge vor, der äußerste linke Flügel unter Klenau auf der kommotauer Straße, der äußerst rechte unter Wittgenstein, gegen Dresden vor. Bei Hüllendorf und Gießhübel war Letzterer auf St.-Cyr gestoßen, der die Zugänge von Dresden mit 20.000 Mann vertheidigen sollte, hatte nach einem heftigen Kampfe sein verschanztes Lager erstürmt und war ihm unaufhaltsam in seinem Rückzuge bis Dresden gefolgt. Immer näher rückten allmählig auch die übrigen Heerhaufen der großen Armee gegen die Stadt; die Franzosen zogen sich in das verschanzte Lager von Lilienstein und die Außenwerke von Dresden am 23. August

Digitized by Google

zurück. Zwei Tage darauf waren sämmtliche Colonnen der Verbündeten vor der Stadt angekommen und umzingelten dieselbe bis an die Weißeritz. Am 26. frühe warf Kleist die franz. Vorposten zurück und bemächtigte sich, von Wittgenstein unterstützt, des großen Gartens vor dem pirnaer Thore. Das große Bundesheer konnte sich erst an diesem Tage ganz vereinigen; seine Stärke betrug mit Inbegriff der als Rückhalt bei Tharand aufgestellten Colonne unter Klenau über 100.000 Mann. Ein stromweise herabfallender Regen hatte ihm die Fortbringung der Geschütze und die Zufuhr von Lebensmitteln unendlich erschwert; dennoch hatte es eine vortheilhafte Stellung genommen. Nötheritz war Kaiser Alexanders und Lockowitz des Königs von Preußen Hauptquartier. Der Nachmittag war indeß zu einem allgemeinen Angriff auf Dresden bestimmt, während Napoleon, der über Bunslau und Stolpen in Gewaltmärschen herbeigeeilt, schon um 10 Uhr Morgens mit den Garden und den Scharen von Marmont, Victor und Vandamme in der Stadt eingetroffen war und die schleunigsten Anstalten zur Gegenwehr machte. Das Einmarschiren der Franzosen über die Elbbrücke dauerte ununterbrochen fort. Um 4 Uhr Nachmittags rückten die Verbündeten von allen Anhöhen herab, die auf dem linken Elbufer in der Entfernung einer kleinen Stunde die Stadt umringen. Unter dem brausenden Gewoge zahlloser Geschütze ordneten sie sich in der Ebene zum Angriff gegen die Altstadt. Die feste Linie, welche Dresden vom Ziegelschlage östlich an der Elbe bis vor dem freiberger Schlage an der Straße von Freiberg umgab, war durch fünf starke, sich gegenseitig vertheidigenden Schanzen von den Franzosen gedeckt. Eine Menge Granaten flog indeß prasselnd und krachend auf alle Straßen und Plätze der Altstadt. Zwei Stunden lang ward mit abwechselndem Erfolge gestritten; die Preußen kämpften mit heldenmüthiger Tapferkeit im großen Garten und drangen bis in die pirnaer Vorstadt; indeß die Oestreicher ebenfalls mit herrlichem Muthe die dippoldiswalder Schanze erstiegen und mehre verbollwerkte Gebäude erobert hatten. Jetzt unternahmen die Franzosen einen allgemeinen Angriff. Murat mit der schweren Reiterei, von den Garden und dem Fußvolke unterstützt, fiel aus dem pirnaischen und Victor aus dem nach Plauen führenden Thore mit ungestümer Heftigkeit auf den rechten und linken Flügel des Bundesheeres. Von beiden Seiten wurde mit großer Tapferkeit gefochten. Murat wurde zurückgeschlagen; 4 östreichische Generale waren verwundet, und Ziethen behauptete mit seinen Tapfern das Schloß im großen Garten. Ein erneuerter Angriff der französischen Garden mit 20 Kanonen trieb sie jedoch aus ihrer Stellung zurück. Als nun die schwarze Regennacht einbrach, wichen die beiden Flügel der Verbündeten, das Mitteltreffen folgte und sie zogen in ihre vorige Stellung. Dresden und die Dörfer umher erleuchteten die gräßliche Nacht mit den Flammen ihrer Feuersbrünste; dazwischen rauschte und zischte unendlicher Regen in Strömen hernieder. Währenddem zogen unaufhörlich ganze Scharen Franzosen von dem andern Elbufer in Dresden ein, und am nächsten Morgen um 7 Uhr brachen sie aus allen ihren Verschanzungen hervor. Napoleons Schlachtplan war folgender: Während er den rechten Flügel und den Mittelpunkt der feindlichen Ordnung durch ein starkes Feuer des schweren Geschützes in Aufmerksamkeit hielt und immer die Miene annahm, als wolle er hier vordringen, zog Murat mit vielem Fußvolk und der besten Reiterei des Heers auf der Straße nach

Digitized by Google

Freiberg hinaus, um den linken östreichischen Flügel anzugreifen, der durch den plauischen Grund von dem Hauptheere abgeschnitten war. Um 6 Uhr Morgens begann die Schlacht. Murat und Victor zogen gegen den linken Flügel, Marmont gegen das Mitteltreffen, St.-Cyr und Nansoulty gegen den rechten Flügel des Bundesheeres. Da die Hauptabsicht auf den linken Flügel, der aus neuen Truppen bestand, gerichtet war, so warf Murat sich mit seinen Gepanzerten und Lanzenreitern mit allem Ungestüm auf denselben, der durch den herabströmenden Regen im Heranmarsche und der Verbindung mit dem Hauptheere verhindert ward; er wich bald, trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, aus Prieswitz und Lentwitz zurück. 10.000 M. unter dem östreich. Feldmarschall-Lieutenant Mesko, mehr von Hunger, der Entbehrung und dem Grimme der Elemente bezwungen, fielen mit 7 Fahnen und 16 Kanonen in die Gewalt der feindlichen Uebermacht. Nur durch Wunder der Geistesgegenwart und des Heldenmuthes gelang es den übrigen Scharen des linken Flügels, den ungeheuren Reitersturm von sich abzuwehren, im fürchterlichen Kampfe durch brennende Dörfer einen Rückzug durch den plauischen Grund zu erringen und sich wieder an den Mittelpunkt anzuschließen. Dieser, aus Russen und Preußen bestehend, hatte im schrecklichen Kanonenfeuer des Feindes seine Stellung bei Necknitz und Schärtenitz unerschütterlich behauptet. Hier war es auch, wo Moreau (s. d.) in der Nähe Alexanders von einer feindlichen Stückkugel tödtlich getroffen wurde. Gegen den rechten Flügel vermochte Napoleon ebenfalls Nichts auszurichten; zwar hatten ihn Mortier und Nansoulty mit den jungen Garden und auserlesener Reiterei wüthend angefallen; aber Kleist und Roth waren ihnen in der freien Ebene unverzagt entgegen gegangen, und die Tapferkeit ihrer Schar trieb den Feind in die Dörfer der pirnaischen Straße zurück. Indeß ließ Schwarzenberg, als er vernahm, daß Vandamme die Verbindung mit Böhmen bedrohe, den Rückzug antreten, der in der Nacht auf den 28. Aug. größtentheils über Altenburg nach Töplitz erfolgte. Ueber 30.000 Mann und eine beträchtliche Anzahl Geschütz hatte dieser zu spät unternommene und zu wenig vorherberechnete Angriff auf Dresden den Verbündeten gekostet; auch die Franzosen zählten über 18.000 Todte und Verwundete. Diese Schlacht würde Napoleon große Resultate gegeben haben, doch sein Glücksstern ging unter seit dem 27. August. Die Boten von Oudinot's Niederlage bei Großbeeren (s. d.), von Macdonald's Niederlage an der Katzbach (s. d.) und von Vandamme's Niederlage bei Kulm (s. d.), zerstörten den stolzen Entwurf, in Breslau, Berlin und Prag seine Triumphe zu feiern.

Dresdens Gemäldegalerie. Schon Herz. Georg, der Gönner und Freund L. Kranach's, des Altvaters sächs. Kunst, sammelte Gemälde. Moritz, der erste Kurfürst albert. Linie, stellte diese Sammlung in der Kunstkammer aus. Georg I. und II. ließen durch den Hofmaler Kilian Fabrizius thätig sammeln. Unter August II., König von Polen, wurde die Sammlung ansehnlich vermehrt und kam aus dem ehemaligen Riesensaal in das zweite Stockwerk des Schlosses; ihre herrlichsten Schätze aber verdankt sie August III., der die Gemäldesammlung von Modena für 1.200.000 Thlr. erwarb und in Italien und andern Ländern classische Meisterwerke kaufte; besonders dadurch, daß er für 17.000 Dukaten eins der vorzüglichsten Werke Rafael's, seine Himmelskönigin (Ma-

Digitized by Google

donna di S. Sisto) kaufte. Das obere Stockwerk des Stallgebäudes wurde zu einer würdigen Aufstellung der Gemälde 1747 eingerichtet. An Werken der italienischen Schulen ist diese Galerie eine der reichsten. Das Ganze besteht aus drei Abtheilungen: die äußere Galerie, die innere Galerie und das Pastellkabinet. Die äußere enthält (seit 1816, wo viele kleine Gemälde niederländischer Meister dazu kamen, die seit dem Tode Augusts III., dessen Zimmer sie schmückten, eingepackt geblieben waren) 1011 Gemälde niederl. und holländ., deutscher, franz. und einiger ital. Meister. Damals wurden auch alle Abtheilungen an den Galeriewänden und Fensterpfeilern bezeichnet, und es erschien ein Sach- und Ortsverzeichniß der Gemälde (das Neueste von Prof. Matthäi). Unter den niederländischen Werken finden wir über 30 Gemälde von Rubens, worunter die Löwenjagd, Neptun, den stürmenden Winden gebietend (Quos ego!), das Bild seiner beiden Söhne, Proserpina's Raub, Clelia, aus dem Etruskerlager fliehend, Meleager und Atalanta, der heil. Hieronymus, die Satyriskenfamilie, der Liebesgarten, die vorzüglichsten sind. Von van Dyk sind 18 Gemälde hier, worunter man die Bildnisse König Karls I. von England und dessen Gemahlin Henriette, sowie seiner drei Kinder, den 151 Jahr alten Thomas Parker, den büßenden Hieronymus und die Danae bemerkt. Unter vielen Gemälden Rembrand's zeichnen sich das Bildniß seiner Tochter, das seiner Mutter, das Fest des Ahasverus und sein Bild von sich und seiner Frau aus. Von dessen Schüler Ferdinand Bol sind die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten und David mit dem Uriasbrief vorzüglich. Treffliche Gemälde von Adrian von Ostade sind z. B. das eigne Bild des Künstlers vor der Staffelei, eine holländische Bauernschenke ꝛc. Von Gerard Dow bewundert man besonders den betenden Einsiedler und 2 Bildnisse von ihm selbst, einmal zeichnend und einmal die Violin spielend. Von Franz Mieris ist der Kesselflicker und sein eignes Bildniß, sowie von Kaspar Netscher die Darstellung der Frau von Montespan und mehrer Frauen in Putzzimmern, von der fleißigsten Ausführung. Von David Teniers sprechen mehre große Gemälde durch die Wahrheit im Ausdruck sehr an. Von Philipp Wouvermann sind sehr viele herrliche kleine Gemälde hier, worunter man das Feldlager, den Pferdemarkt und mehre Reitergefechte bewundert. Eine ganze Reihe der schönsten Werke des Adrian van der Werf sind hier, darunter: die Verstoßung der Hagar, das Urtheil des Paris, seine eigne Familiengruppe und eine Verkündigung. Viele Bilder von Terburg, van der Helst, Poelenburg, Albert von Everdingen, van der Neer, Paul Potter, Nicolaus Berghem, van der Goyen, Andreas Both, Franz Snyders, de Heem, Eckhout, Huysum, Denner, Seybolds, Mynands ꝛc. sind wahre Zierden der Galerie; doch ganz vorzüglich sind die Landschaften von Ruysdael: seine Jagd, sein Kirchhof, sein Kloster, sein Wasserfall, sein Bergschloß und seine Waldgegenden; einige schöne Stücke von Hondekoeter, z. B. Federvieh vor einem Raubvogel erschreckend ꝛc., sind nicht zu übersehen, so wenig als die Architekturgemälde von Neefs und Steenwyk. An Werken der altdeutschen Schule ist die Sammlung nicht besonders reich, doch eins ist hier, welches die Perle der vollständigsten Sammlung dieser Art seyn würde, nämlich das Muttergottesbild von Holbein, vor der die Familie des Bürgermeisters Meyer aus Basel knieend und betend dargestellt ist; außerdem mehre vorzügliche Bilder

Digitized by Google

meist 'anstößige Sammlung gereimter Gesundheiten unter dem Titel: „Schöne Spielwerke beim Wein, Punsch, Bischof und Krambambuli" (Hamb. 1769), sogleich nach ihrem Erscheinen, bei Läutung der Schandglocke, auf dem Henkersblocke in Hamburg verbrannt; man findet daher nur noch als Seltenheit ein Buch, wogegen die Geistlichen Hamburgs selbst von den Kanzeln eiferten. Es werden ihm noch mehre satyrische Stücke zugeschrieben.

Driburg, Stadt im Regierungsbezirk Minden der preußischen Provinz Westfalen, Kreis Paderborn, mit Mauern, drei Thoren, einer Kirche, einem Armenhaus, 246 Häus., 2480 Einw., worunter viele Glasbändler, und den Trümmern einer von Karl dem Großen (766) zerstörter Sachsenburg. Eine halbe Stunde von der Stadt ist in einem wilden Thale ein stark besuchter Sauerbrunnen mit geschmackvollen Anlagen. Das Wasser ist salinisch-martialisch, klar, von scharfem, stechendem, säuerlich-eisenhaftem Geschmack; wird mit Nutzen gebraucht bei Verstopfungen der Eingeweide des Unterleibes, in hypochondrischen und hysterischen Zufällen, gegen Schwäche und Reizbarkeit der Nerven, Magenkrämpfe und Koliken, Rheumatismen, Gicht, Skorbut, Ausschläge ꝛc. Das Badehaus ist ein großes Gebäude, in dessen obern Stockwerken die Badegäste wohnen. Hier ist sogleich der Badebrunnen, aus welchem das Wasser in 7 sehr gut eingerichtete Bäder geleitet wird. Man kann hier auch Tropf-, Dunst und Dampfbäder haben. Für das Vergnügen ist durch Musik, Tanz, Spiel ꝛc. gesorgt, und schöne Anpflanzungen, Alleen und Spaziergänge machen die Gegend zu einem Garten. S. Brandis's „Anleitung zum Gebrauche des Driburger Bades" (Münster 1792) und des verstorbenen Brunnenarztes Hofrath Ficker „Driburger Taschenbuch" (Paderborn 1811 und 12).

Driesen, Stadt im Kreise Friedeberg des Reg.-Bez. Frankfurt, preuß. Provinz Brandenburg, wird von der Netze umgeben, hat 6 Thore, 2 Marktflecken, eine Kirche, eine Bürgerschule, 328 Häuser, 2800 Einwohner, denen Tuch-, Wollen- und Leinweberei, Gerberei, Brauerei, Brennerei, Schifffahrt, Handel und Viehzucht hinlängliche Erwerbs- und Nahrungszweige bieten. Sitz eines Rentamts, Oberförsters, Land- und Stadtgerichts erster Classe. Driesen war ehemals eine Festung und wurde als solche im 30jährigen Kriege von den Schweden erobert. Friedrich II. verwandelte die Werke der Festung in Baustellen und Gärten.

Drillen, 1) im Allgemeinen herumdrehen; daher 2) (Polizeiw.) einen Verbrecher bestrafen, indem man ihn in das Drehhäuschen (s. d.) steckt; 3) die Soldaten im Gebrauch des Geschützes und Gewehrs üben; 4) (Landw.), in Reihen säen oder den Samen gleichmäßig über den Boden vertheilen, um daran zu sparen, reichlichere Ernten zu gewinnen und die zu erbauenden Früchte desto leichter von Unkraut reinigen und den Boden mit Ackerwerkzeugen bearbeiten zu können. Der Erfinder der Drillcultur war Joseph von Locatelli in Kärnthen, welcher eine Drillmaschine erfand, die zugleich pflügte und säete.

Drilling, ein mit zwei andern zugleich gebornes Kind. Drillingsgeburten kommen (n. Süßmilch) unter 6500 Geburten nur ein Mal vor; noch seltner werden sie am Leben erhalten.

Drogheda (Tredagh), befestigte Hauptstadt der Grafschaft Louth, in der irländischen Provinz Leinster, am Ausfluß des Boyneflusses und am Drogbedakanal; 1850 Häuser, 18.100 Einwohner, hat einen guten,

Digitized by Google

doch durch eine Sandbank beschwerlich zu befahrenden Hafen, Tuchmanufakturen, Leinweberei, Handel mit Getreide, Leinwand, Sacktuch. In der Nähe zum Gedächtniß der Schlacht des siegreichen Wilhelm III. gegen Jakob II. 1690 ein Obelisk, Oldbridge genannt.

Drogueriehandlung (v. franz.), eine Specerei- oder solche Handlung, die mit Waaren handelt, welche in Apotheken oder sonst für technische Zwecke gebraucht werden; diese Artikel: Drogueriewaaren. Droguist (Drogist), Einer, der Droguerie treibt; sein Geschäft: Droguiren. S. „Taschenencyclopädie der Material- und Droguerie-Waarenkunde", von J. H. Volker (2 Bde., Quedlingburg und Leipz. 1824).

Droguet, verschiedenartiges Zeuch, welches früher ganz von Seide, einfarbig, von kurzen Mustern, gemischt, geblümt, façonnirt ꝛc. war und jetzt theils von Seide und Wolle, Wolle und Baumwolle, Garn und Wolle und Leinen und Wolle in verschiedenen Qualitäten, besonders in Frankreich, der Schweiz, England, Holland und Deutschland verfertigt wird. Die englischen heißen auch Florette (Florettas) und sind wegen ihres schönen Glanzes beliebt.

Drohne, s. Biene.

Drohobicz (Drohowitsch), östreichische Stadt in Galizien, im samborer Kreise, am Tismienica; hat in 900 Häus. 7250 Einw., Bezirksinspectorat, mehre Kirchen, eine Synagoge, große Saline.

Droits réunis (die vereinigten Rechte), eine Merkwürdigkeit der neuern Finanzkunst und der politischen Geschichte Frankreichs. Sie waren im Innern ein Geldheber des franz. Kaisers, aber zugleich ein Feind, der seine Macht in der öffentlichen Meinung untergrub. Ludwig XVIII. versprach ihre Aufhebung, milderte aber nur ihre Erhebung; dieß erschütterte seinen Thron schon vor Napoleons Landung im März 1815. Bonaparte fügte durch sein Dekret vom 3. Vent. XII. (Febr. 1804) die neugeschaffene Steuer vom Getränke zu den alten Steuern vom Tabak, von Spielkarten, von Fuhrwerken und innerer Schifffahrt, von Waaren aus Gold und Silber, vom Salze und von den Wegen, und nannte sie les droits réunis. Die Trankſteuer wurde auf ein drückende Art erhoben, indem besondere, zum Theil gut bezahlte und auf die Confiskationen mit angewiesene Regie-Bedienten alle Jahre den Befund der gekelterten Trauben- oder Obstweine, sogar der Treber, aus denen man Dünnbiere bereitete, aufnahmen. Der Erbauer mußte davon eine Abgabe im Voraus bezahlen und sollte sie sich beim Verkauf der Weine vom Käufer vergüten lassen. Die Bier- und Branntwein-Fabrikanten mußten zu jedem Brauen oder Brennen einen Regie-Bedienten dazu rufen, und außer der Abgabe fürs Getränk, mußten die Destillateurs noch eine Licenz bezahlen. Alle Gefäße, auch die Keller, wurden ausgemessen, und dem Destillateur der Kolben nach gemachtem Gebrauch versiegelt. Außer dem Producenten des Getränks mußte späterhin davon der Fuhrmann eine zweite, der Käufer eine dritte Abgabe erlegen. Der Ertrag dieser Trankſteuer wurde auf 40 Millionen Franken geschätzt. Die Tabacksverfertigung aber wurde 1810 von der Regierung für sich in Beschlag genommen; man schätzte den Ertrag davon auf 40 Millionen Fr. Die dem Transitohandel so ungünstige Abgabe von Fuhrwerken, Schiffen, Fähren erstreckte sich nicht bloß auf den Waarentransport, sondern auch auf die Sitze in den Landkutschen, und zwang die Fuhrleute, in bestimmten Wirthshäusern einzukehren. Die unter den Königen so sehr

Digitized by Google

verhaßte Salzsteuer führte Bonaparte wieder ein, mit allen Formkniffen (Chicanen), welche sie ehemals auszeichneten. Ein Sol fürs Pfund trug jährlich 50 Millionen Liv. ein. Der Gesammtertrag der vereinigten Rechte betrug 1812 über 150 Mill. Fr., abgesehen davon, daß die Commissäre d. D. R., spottweise Kellerratten genannt, sich schnell bereicherten.

Drollinger (Karl Friedrich), ein ausgezeichneter deutscher Dichter seiner Zeit, geboren zu Durlach, studirte zu Basel Jurisprudenz, neuere Sprachen, Naturkunde, Philosophie und Mathematik mit glücklichem Erfolge und erwarb sich außerdem, durch Muße und Talente begünstigt, die ausgebreitetsten Kenntnisse. 1710 wurde er Doktor der Rechte und dann Registrator des geheimen Archivs am baden-durlachischen Hofe. Geschätzt durch seinen Fleiß und sein vielseitiges Wissen vom Markgrafen, übertrug ihm dieser späterhin die Anordnung der Bibliothek, der Gemäldesammlung und des Münz- und Kunstkabinets. 1722 erhielt er den Charakter eines Hofraths und wurde 4 Jahre später geheimer Archivhalter. Er starb zu Basel 1742. Mitten unter alten Urkunden und Staatsmemoiren fand Drollinger seine schönste Erholung im Umgange mit den Musen. Seine Gedichte können jetzt freilich nur in Beziehung auf sein Zeitalter geschätzt werden; es herrscht aber in ihnen mehr Natur und reineres Colorit, mehr Geist und Wohlklang, als in allen kraftlosen Reimern, die ihm zunächst sangen. Es ist tiefgefühlte Begeisterung, wahrer lyrischer Schwung, die sich seiner ganzen Seele bemächtigen, wenn er das Lob der Gottheit, der Unsterblichkeit oder der Vorsehung singt. An gedrungener Kürze und Tiefe der Gedanken hat ihn unter den Dichtern seiner Zeit nur Haller übertroffen, an Empfindung aber und reinem Ausdrucke steht er ihm gleich, und bei aller Schwerfälligkeit seiner Sprache hat er seinen Versen eine Ründung und eine Volltönigkeit zu geben gewußt, die nur durch strenge kritische Befeilung sich erreichen läßt. Seine Gedichte (herausgegeben von J. J. Spreng) erschienen erst nach seinem Tode zu Basel 1743 und zu Frankfurt 1745. Die besten darunter sind drei Oden: „Lob der Gottheit", „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" und „Göttliche Vorsehung."

Drôme, 1) Fluß in Frankreich; entspringt auf den Alpen im Val de Drôme und ergießt sich bei Montelimari in die Rhone. — 2) Französisches Departement am östl. Ufer der Rhone; 124½ QM. groß, mit 285.800 Einw., größtentheils Katholiken; hat gesundes, freundliches Klima, bringt Wild (Gemsen, Wölfe, Biber), Schildkröten, Getreide, Gartenfrüchte, Mandel- und Maulbeerbäume, Wein, Trüffeln, Eisen, Kupfer, verschiedene Thonarten u. dgl. Die Einwohner treiben vorzüglich Weinbau (Hermitage) und Oelbau (von Mandeln und Nüssen), sowie Seidenzucht. Es hat 4 Bezirke. Hauptstadt: Valence.

Dromedar (camelus dromedarius L., Zool.), eine Art Gattung **Kameel** (s. d.); Läufkameel, Schnellläufer, oder bloß Läufer, wie Luther es Jes. 60, 6. und 66, 20. ausdrückt, hat nur einen Höker, und ist für die Bewohner von Nord-Afrika und Südost-Asien ein sehr nützliches Hausthier, wegen geringer Kost, großer Ausdauer in trockenen Gegenden, Fähigkeit große Lasten zu tragen, und Brauchbarkeit der (krausen) Haare, des Fetts, der Milch, des Fleisches und selbst des Mistes; es kann 8 Tage lang dursten und hat auf den Knien Schwielen.

Dronero, Stadt am Maira, in der Provinz Cuneo, des Fürsten-

Digitized by Google

thums Piemont (Königreich Sardinien); hat schöne Brücke und 6400 Einw., welche mit Leinweben sich beschäftigen.

Drontheim, 1) nördlichstes Stift im Königreich Norwegen; hat 4393 QM. mit 244.000 Einw., besteht aus dem eigentlichen Stifte Drontheim und den Norlanden und Finnmarken; wurde 1658 an Schweden abgetreten, aber auch von den Dänen wieder erobert, 1814 mit ganz Norwegen schwedisches Besitzthum. — 2) Das eigentliche Stift Drontheim, am südlichsten gelegen, hat 992 QM., 162.000 Einw., ist gebirgig und wird von vielen Seen und den Flüssen Romsdal, Glommen ꝛc. bewässert. Man treibt wegen der Kälte wenig Acker-, mehr Gemüsebau, viel Viehzucht (Rindvieh mit Rennthiermoos gefüttert, Ziegen, Schweine mit Fischen gemästet), Jagd (auf Bären), Fischerei, Bergbau (auf Eisen und Kupfer) und einigen Handel. Eintheilung in 3 Aemter, Söndre- (Süd-), Nordre- (Nord-), Drontheims- und Romsdals-Amt. — 3) Hauptstadt des Stifts, in der Vogtei Strinten, 63° 25′ 52″ N. B., 130 M. von Stockholm, 700 engl. M. vom Nordcap, ihrer Größe und der Zahl ihrer Einw. (12.600) nach, die vierte Stadt des Königreichs, wurde vom König Karl XIV. durch seine Krönung zum König von Norwegen in der Domkirche daselbst am 7. Sept. 1818 zur Krönungsstadt erhoben. Sie liegt an dem Nid, der einem tief ins Land hineintretenden Meerbusen gleicht und ihr mancherlei Vortheile zum Betriebe eines nicht unbedeutenden Handels gewährt. Zimmerholz, Stockfisch, Hering, Thran, Felle, besonders Kupfer und Eisen von den benachbarten Hüttenwerken, sind die vorzüglichsten Ausfuhrartikel; auch eine Zuckersiederei, eine Juchtenfabrik und andere Fabrikanstalten von minderm Umfange befördern den Wohlstand der Stadt, die zugleich der Sitz einer Akademie der Wissenschaften und eines Seminars zum Unterrichte junger Lappländer ist. Vor den meisten nordischen Städten zeichnet sich Drontheim durch eine gute Bauart, schöne regelmäßige Straßen und einen großen Pallast aus. Es hat eine alte, ehrwürdige Domkirche, wohin vormals der ganze Norden wallfahrtete, indem darin das Grab des heil. Olaf sich befindet. Hier werden auch Karls XIV. Krönungsinsignien aufbewahrt. Sitz des Stiftsamtmanns, Bergamts und luth. Bischofs; 2 andere Kirchen, mehre Wohlthätigkeitsanstalten ꝛc. In dem Hafen von Drontheim liegt auf einem Felsen die Festung Munkholm. Die romantischen Umgebungen, Wasserfälle und Landseen, tiefe Uferschluchten, eine Menge Inseln und landeinwärts hohe Gebirgszüge, sind mit freundlichen Landhäusern geschmückt. Aber bei dem kalten Klima kommen Baumfrüchte nur selten zur Reife, und selbst die Eiche gedeiht hier nicht mehr. Nahe bei Drontheim sieht man Ameisenhaufen von Mannshöhe; auch wußte man hier schon längst Ameisenessig zu bereiten.

Droske (nicht Drosche oder Troschke), eine russische Benennung eines leichten vierräderigen Wagens, welcher unbedeckt ist und auf dessen Seitenspitzen bald mehr, bald weniger Personen Platz nehmen können. Das niedrige Räderwerk dieses Wagens ist mit Kothflügeln versehen, damit die auf demselben nicht von dem aufwärts geschleuderten Staube, Koth und andern Unreinigkeiten beschmutzt werden.

Drosometer (griech.), der Thaumesser, ein Werkzeug, die Menge des gefallenen Thau's zu messen, das aus einer Wage besteht, deren eines Ende eine Platte trägt, die den Thau annimmt, das andere ein

Digitized by Google

Gegengewicht hat, das nicht so leicht behaut wird. Perlicius gab es in einer Dissertation (Wittenberg 1727) an. Neueste Verbesserung von Flaugergues: „Froriep's Notizen" (9. Bd., S. 247).

Drossel (turdus, Zool.), nach dem Linn. System Gattung der Ordnung Singvögel, nach dem Cuvierschen zu den sperlingartigen Vögeln mit ausgeschnittenem Schnabel gerechnet. Sie bilden überall eine eigene Gattung. Schnabel: gerade, nach der Spitze etwas gebogen, Nacken mit steifen Härchen besetzt; Zunge fasrig ausgeschnitten; Schreitfüße, die mittlere Zehe mit der äußern an der Wurzel verbunden; Gang hüpfend; Gesang melodisch; Aufenthalt in Wäldern; Nahrung Insekten und Beeren. Sie werden abgetheilt in Ganzvögel und in Halbvögel. Von erstern sind merkwürdig: a) Misteldrossel (t. viscivorus L.), Rücken olivenbraun, Unterleib mit schwärzlichen Flecken, Deckfedern der Flügel mit weißen Spitzen; 11 Zoll lang; bewohnt das nördliche Europa, hält sich in gebirgigen Waldungen auf, ist ein Zug- und Strichvogel; nistet im März, mittelmäßig hoch auf Tannen, Eichen oder Buchen; man fängt sie auf dem Heerd, seltner in der Schneuß. b) Wachholderdrossel (t. pilaris), Rücken kastanienbraun, Kopf und Steiß aschgrau, 10 Zoll lang; im Sommer im Norden von Europa, als Zugvogel, den Winter über in Deutschland; sein Fleisch ist angenehm bitterlich. c) Ringdrossel (t. torquatue), schwärzlich geschuppt, auf der Oberbrust ein weißlicher, halbmondförmiger Fleck; 10½ Zoll lang; in dem Norden von Europa, in Deutschland nur Strichvogel. Zu den Halbvögeln gehören: a) Singdrossel (t. musicus), Deckfedern der Unterflügel blaß orangegelb, die der Oberflügel mit rostgelben Spitzen, Oberleib olivenbraun; 8½ Zoll lang; in Deutschland sehr gemein; streicht Anfang Octobers; Nest auf niedrigen Bäumen; der gewöhnlichste Dohnevogel in der Schneuß. b) Rothdrossel (t. iliacus), Deckfedern der Unterflügel orangeroth, an den Seiten des Halses ein dunkelgelber Fleck, über den Augen ein weißlicher Streifen, Oberleib olivenbraun; 8 Zoll lang; im Norden von Europa, in Deutschland bloß Zugvogel zu Ende des Octobers; der delikateste Schneußvogel. c) Schwarzdrossel (t. merula), s. Amsel. d) Steindrossel (t. saxatilis), Kopf und Hals aschgrau, Oberrücken dunkelbraun, Unterrücken weiß, Unterleib orangeroth, Schwanz gelbroth; 7½ Zoll lang; im südlichen Deutschland; Nest in Felsen und Steinritzen. e) Rosenfarbene Drossel (t. roscus), rosenfarben, Kopf mit langen buschigen Federn, diese nebst Hals, Flügeln und Schwanz schwarz, mit purpurrothem und blauem Schiller; 8 Zoll lang; Aufenthalt: Rußland und Asien, kommt selten als Zugvogel nach Deutschland; Nahrung Insekten. f) (t. arundinaceus), Kehle aschgraulich, Oberleib dunkel rostgrau, Unterleib roströthlich weiß; 8 Zoll lang; Zugvogel, an den Ufern der Seen und Flüsse sich aufhaltend; zwischen Schilf und Rohrhalmen nistend. g) Blaue Drossel, s. Steindrossel.

Drossen, Stadt im Kreise Sternberg des Reg.-Bez. Frankfurt, preußische Provinz Brandenburg, liegt an der Lenze in einer sumpfigen Gegend, mit 2 Kirchen, 460 Häusern und 3420 Einwohnern, die Tuch-, Leinen-, Wollenzeuch- und Strumpfweberei, Hutfabrikation, Gerberei und Töpferei treiben. Sitz eines Superintendenten und eines Stadtgerichts zweiter Classe. In der Nähe findet man gute Walkererde.

Drost (Staatsw.), in einigen norddeutschen Gegenden, z. B. im

Digitized by Google

Landvoigten, der Vorgesetzte eines Bezirks, welcher vorzüglich die Landespolizei zu besorgen hat, ungefähr Das, was in Sachsen ein Amtshauptmann, im Preußischen ein Landrath ist. Drostei, dessen Amt und Wohnung. Ist er der Vorgesetzte für eine ganze Provinz oder für mehre Droste, so heißt er Landdrost.

Drottningsholm (Drontingholm), 1) Drottningsholm und Svartsjö Län, Statthalterschaft in Mittelschweden, besteht aus lauter Inseln im Mälarsee. — 2) Marktflecken und königl. Lustschloß auf der Insel Lofö, in obiger Statthalterschaft, nicht weit von Stockholm; hat schöne Gärten, Gemäldegallerie, Bibliothek, Naturaliencabinet, Münzsammlung, Opernhaus, Bad, Lusthaus und 70 Häuser, deren Bewohner Stahlwaaren und Spitzen fertigen.

Drouais (Jean Germain), ein ausgezeichneter franz. Maler und der größte, der aus Davids Schule hervorgegangen, geb. 1763 zu Paris. Von der Natur ein reichliches Mitgift in den schönsten Anlagen zur Kunst empfangen, widmete er sich dieser mit dem glühendsten Eifer unter der Leitung des großen David, der sein Genie auf das glücklichste ausbildete. Sein aufstrebender, nach Ruhm dürstender Geist ließ ihn bei einer Preisausstellung vorzüglicher Kunsterzeugnisse um den Preis ringen. Aber seine Arbeit mißfiel ihm, sodaß er sie zerstörte und aus der Zahl der Mitbewerber sich zurückzog. Als ihm daher sein Meister, der mit Bewunderung die Ueberreste des Gemäldes erblickte, darüber Vorwürfe machte, fragte ihn der junge Künstler: „Sind sie denn zufrieden mit meiner Arbeit"? und als ihm nun David dieß aufs Bestimmteste versicherte, rief der entzückte Drouais aus: „Wohl, so habe ich ja den Preis; denn dieß war meines Strebens Ziel". Im folgenden Jahre trat er wieder auf. Die Cananiterin zu den Füßen Jesu war die Frucht seines rastlosen Studiums und drückte zugleich seine tiefsten Gefühle aus. Der Preis ward ihm zuerkannt, und triumphirend führten ihn seine freudigen Mitgenossen zu David, der ihn mit dem lautesten Beifall empfing und ihm von jetzt an seine ganze Zuneigung schenkte. Als David nach Rom ging, um den Pinsel an sein Meisterwerk, die Horatier, zu legen, begleitete ihn Drouais dorthin. Er erwählte sich die größten Meister zum Vorbilde und strebte sie in seinen Copien zu erreichen. Seine Gemälde, die Figur eines sterbenden Gladiators, welchen er bei der Ausstellung nach Paris sandte, vorzüglich aber seinen Marius zu Minturnä erra gen ihm und David's Schule den ausgezeichnetsten Ruhm. Nun entwarf er seinen Philoktet auf Lemnos, und eben war er mit C. Gracchus's Bildniß in Arbeit, als ein bitziges Fieber ihm den Tod brachte 1788. Ganz Rom trauerte um den Verlust dieses jungen Künstlers, und seine Freunde ließen ihm in der Kirche Via lata ein Denkmal setzen.

Droz (Pierre Jacquet), ein geschickter Mechaniker, geb. zu Chaux de Fond in dem Fürstenthum Neufchatel 1721, ward bestimmt, sich dem geistlichen Stande zu widmen; allein sein innerer Beruf zur Mechanik trieb ihn an, die Uhrmacherkunst zu erlernen und auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Er erfand zuerst die Kunst, Glocken und Flötenspiele in den Uhren anzubringen, und bestrebte sich unaufhörlich, ein Perpetuum mobile (s. d.) zu verfertigen. Er brachte unter andern eine Pendeluhr zu Stande, die so lange unaufgezogen fortging, als an ihrem Mechanismus Nichts versehrt wurde. Dieses Kunst-

Digitized by Google

werk stellte er dem Könige von Spanien vor, der es auch kaufte. Später verfertigte er auch ein schreibendes Automat, welches den Beifall der Kunstverständigen erhielt. Er st. zu Biel 1790. — Sein Sohn, Henri Louis Jacquet, geb. zu Chaux de Fond 1752, erfand unter andern die Figur eines jungen Mädchens, welches verschiedene Stücke auf dem Klavier spielte, nach Beendigung derselben sich erhob und die anwesende Gesellschaft begrüßte. In Paris, wohin er als junger Mann von 22 Jahren mit verschiedenen Automaten gereist war, feierte sein Kunsttalent den höchsten Triumph, indem er einem Menschen, der keine Hände hatte, ein Paar künstliche Hände nach seiner Angabe verfertigen ließ, die vollkommen jedem Gebrauche entsprachen. „Junger Mann", sagte der berühmte Vaucanson zu Droz, als er dieses Kunstwerk sah, „Sie fangen damit an, womit ich aufhören wollte". Durch angestrengte Arbeit war seine Gesundheit zerrüttet, und eine Reise nach Neapel, die dieselbe herstellen sollte, konnte dennoch seinen Tod nicht verhindern, der 1791 daselbst erfolgte. Amerika besitzt jetzt die Automate (vgl. d.) beider Künstler. — Jean Pierre, ebenfalls berühmter Mechaniker, verband sich um 1783 mit Boulton in Birmingham zur Verfertigung der sämmtlichen englischen Kupfermünzen. Für die pariser Münze machte er ein Druckwerk, das mit einem Schlage und mit geringerm Kraftaufwand als bei dem gewöhnlichen Verfahren, auch mittelst einer besondern Vorrichtung zugleich mit beiden Seiten den Rand der Münze prägt.

Druck, (Physik) die Wirkung eines ruhenden Körpers, der von einer Kraft zur Bewegung getrieben wird, in einen andern, der dieser Bewegung entgegensteht. Letzterer heißt das Hinderniß, und widerstrebt dem drückenden Körper nach Maßgabe seiner eigenen Cohärenz; ist diese schwach, so zerbricht der widerstehende oder wird überwältigt, in Theile getrennt, wie die Flüssigkeit u. s. f. Einen Druck bringt man entweder durch thierische Kräfte, oder durch das Gewicht, oder durch die Elasticität der Körper hervor. Den bestimmten Druck eines Körpers auf seine Unterlage pflegt man Gewicht zu nennen und ihn mit Gewichten zu messen. Der Druck pflanzt sich von einem Theile des Hindernisses zum andern fort. Ein gegen die Wand gestemmter Stab drückt so stark, als er den Druck empfängt, jedoch nur nach dem Zusammenhange seiner Theile in gerader Linie, nie gegen die Seiten. Ein schwerer starrer Körper drückt nur auf seine Unterlage. Ein tropfbarer drückt auf Unterlage und Seitenwände vermöge der leichten Verschiebbarkeit seiner Theile. Die einzelnen Theile der Flüssigkeiten pflanzen den erhaltenen Druck nach allen Seiten fort. Luftförmige Körper endlich drücken durch ihre Elasticität nach allen Seiten gegen die Hindernisse. — 2) (Physiol.) Im thierischen Körper wird ein Druck durch selbstständige Thätigkeit der Muskeln bewirkt, indem diese durch Zusammenziehen einen Körpertheil an einen andern pressen, wobei auch die eigene Schwere des Körpers benutzt wird, oder auch durch Zusammenziehen von Körperhöhlen, hinsichtlich der darin eingeschlossenen Theile bei den verschiedenen Arten der Ausleerungen. — 3) Druck von Büchern, s. Buchdruckerei.

Drucker, in der Malerei, die Anwendung heller und glänzender Farben, um gewisse Stellen stärker und in das Auge springender zu machen. Das Anbringen derselben gründet sich auf die Beobachtung, daß helle Farben einen Gegenstand hervortretender, dunkle zurückweichender machen. Ein eigener Kunstausdruck ist noch das Blicken und

Digitized by Google

Drücken, d. h. die Lichter heller, die Schatten dunkler machen. Man blickt ein fertiges Gemälde auf, indem man die Lichter mit einigen Pinselstößen von einer noch glänzendern Farbe erhöht, wodurch diese Partien sich noch mehr hervorheben.

Druckerei, Farbendruckerei, unterscheidet sich von der Färberei dadurch, daß nicht die ganze Fläche gleichförmig, sondern nur stellenweise (nach besondern Mustern und oft mit verschiedenen Farben, welche die der natürlichen in Mustern ausgeführten Figuren nachahmen sollen) mit Farbestoffen bedeckt oder durchdrungen werden. Man unterscheidet Wollen-, Seiden-, Leinen-, Baumwollen- und Cattundruckerei. Für wollene Zeuche gibt es drei Arten. 1) Golgasdruckerei. Sie ist seit 1745 bekannt. Man nimmt dazu englische leichte Flanelle, Golgasse, ſrdet solche in einem Bade von Alaun und Weinstein an, schichtet sie übereinander und preßt sie zwischen den Golgasformen ein. Diese Formen sind von Holz und insoweit durchbrochen, als die Farbe eindringen soll. Die Farbenbrühen dringen durch Canäle von unten herauf in die ausgeschnittenen Stellen der Form, sodaß die überflüssigen wieder ablaufen können. 2) Berylldruckerei. Die leichten Flanelle werden ohne vorher angesotten zu seyn, mit der durch Gummi oder Stärke verdickten Farbenbrühe in beißen messingnen Formen durch eine Presse bedruckt. Diese Brühen sind gleich mit dem nöthigen Beizmittel vermischt und werden durch Pinsel in die Form gebracht, deren erhabene Fläche man alsdann wieder rein abwischt. 3) Wirklicher Wollendruck wird mit denselben Handgriffen und nach denselben Regeln veranstaltet, wie der Cattundruck. — Die Seiden- und Cattundruckerei, wozu auch die der Baumwolle und des Leinens gezählt wird, ist die künstlichste. Die Farben werden durch Formen aufgetragen, deren der Formschneider mehre nach bestimmten Mustern verfertigt. Er schneidet sie in Birnbaum- oder Buchsbaumholz, auch in Messing. Die Vorformen geben die Umrisse der Muster mit schwarzen Farben. Die Paßformen drucken die farbigen Figuren und ihren Schatten, die Grundformen den einfarbigen oder streifigen Grund der Cattune (man nennt sie auch Klatschformen) und die aus Messingdraht oder besser Platindraht verfertigten Stippelformen drucken die einzelnen Punkte der Muster aus. Die Stellen, welche am Cattune Farbe annehmen sollen, werden dazu durch vorher aufgedruckte Beizen geschickt gemacht, sodaß, wenn nachmals die Waare in die Farbenbrühe kommt, nur jene bedruckten Stellen Farbe annehmen, das Uebrige aber weiß bleibt; oder man färbt Alles gleichförmig und nimmt nachher durch aufgedruckte Beizen die Farbe an den Stellen, welche ungefärbt seyn sollen, hinweg, oder bedruckt diese Stellen mit andern Farben, denen sogleich Beizen beigemengt sind, oder man hindert auf den weißen Stellen mit geschmolzenem Wachse oder Thonbrei die Annahme der Farbe. Man nennt solches Verfahren: roth, weißen, bunten Reservage-Druck. Die Anfertigung der Beizen verlangt die größte Vorsicht des Coloristen. Er bedarf dazu vorzüglich Alaun, Bleizucker, essigsaures Eisen, weißen und gelben Arsenik, salzsaures Zinn, essigsaure Thonerde, Sauerkleesalz, Pfeifenthon ꝛc. Sie werden vor dem Aufdrucken durch vegetabilische Schleime von Senegalgummi, Stärke, Ebischwurzel, Bockshornsamen, Salep u. s. w. in eine dicke Consistenz gebracht. Die Zeuche werden vr dem Drucken 24 Stunden lang in ein kaltes Bad (aus 1 Theil Schwefelsäure und 80 Theil Wasser) eingeweicht und

Digitized by Google

gespühlt, getrocknet, gerollt; dann auf dem Drucktische über untergelegten Flanell aufgeschlagen und gedruckt. Dazu wird die Beize mit Filz auf die Form gebracht, die Form auf das Zeuch gesetzt, mit einem hölzernen Schlägel darauf geschlagen und damit fortgefahren, bis Alles bedruckt ist. Sodann wird, damit sich die Beize in die nicht gedruckten Stellen nicht einziehe, das Zeuch in einen Kessel mit Wasser, in welchem Kuhmist zerlassen ist (Kuhmistbad) erhitzt, darauf am Flusse gespühlt, das Gespühlte in der Farbenbrühe lau gefärbt, dann darin gekocht, mit Wasser und Weizenkleie gereinigt und endlich, mit der rechten Seite nach unten, auf den Bleichplatz ausgespannt, um die unbedruckten Stellen weiß zu bleichen. Als Hauptregel gilt auch hier, daß Beize und Farbe allezeit chemisch richtig gegenseitig wirksam sind, und daß die Reservage, ohne dem Zeuche zu schaden, die Farbe der farbenlos bleibenden Stellen auflöse. Daher ändert sich jenes allgemeine Verfahren sehr nach der verlangten Farbe. So druckt man zu blauen Figuren fein gestoßenen Indig mit Stärke auf und färbt Alles nach dem Trocknen in Kalkmilch, darauf im Eisenvitriolbade wechselweiß aus. Hier dient die wechselweise Wirkung des Kalkes und Vitriols als Auflösungsmittel des Indigs und läßt ihn in das Zeuch eindringen, während der Kalk zugleich in den nicht mit Indig bedruckten Stellen den Vitriol einzudringen hindert. Zum rothen Druck dient essigsaure Thonerde und Krapp. Zum gelben essigsaure Thonerde auch essigsaures Eisen und Quercitronrinde. Grün wird erst blau, dann gelb gefärbt. Schwarz hat essigsaures Eisen zur Beize, und essigsaures Kupfer, Smack und Galläpfel zur Brühe. Druckt der Drucker ein Gemisch von Farbe und Beize zugleich auf, so heißt dieß Tafeldruck.

Druckfreiheit, s. Preßfreiheit.

Druckpresse, s. Schnellpresse.

Druckwerk, eine Maschine, welche vermittelst des Drucks das Wasser in die Höhe treibt. Sie besteht aus einer Pumpe, in welcher das in den sogenannten Stiefel hineingetretene Wasser durch die Gewalt des Kolbens in andere, mit dem Stiefel seitwärts oder auch oberwärts verbundene Röhren getrieben wird. Die gemeine Wasserpumpe ist ein Druckwerk. Man hat einfache und doppelte. Zu den letztern gehören die meisten Feuerspritzen. Kleinere Druckwerke werden von Menschenkraft, größere von Mühlwerken und Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt. Als Erfinder des doppelten Druckwerks nennt Vitruv den Ktesibius, 150 vor Christi.

Druden (Drutte, Drus, verwandt mit Drujas, Weib unter den Druiden), auch Zauberin, Hexe, Gespenst.

Druiden, der Name, welchen die Priester bei den Celten oder Galen führten. Sie machten, wie die Braminen in Indien, eine eigene Kaste aus und standen, gleich Diesen, weil sie nicht nur Priester, sondern auch die Gelehrten der Nation waren, und selbst auf die Regierung des Staats einen starken Einfluß hatten, in großem Ansehen. Der Ursprung ihres Ordens fällt ins Ungewisse und Fabelhafte. Wir haben keine frühere Nachrichten von ihnen als die, welche uns Cäsar in seinen „Commentarien" liefert; damals aber war ihr Orden wahrscheinlich schon alt und der Ursprung desselben den Galliern selbst wol unbekannt. Diejenigen, welche unter Cäsars Britannia das eigentliche Britannien verstehen, setzen den Hauptsitz der Druiden daselbst auf die Insel Mona.

Digitized by Google

Wenn die gallischen Druiden in Ansehung ihrer Religionsmeinungen und Gebräuche zweifelhaft waren, so fragten sie die britischen um Rath; auch wurden die dem Priesterstande gewidmeten Jünglinge nach Britannien gesandt, um von den dortigen Druiden unterrichtet zu werden, wenn sie vorzügliche Kenntnisse in den Wissenschaften derselben erlangen wollten. Nimmt man also hier Britannien für das wirkliche England, so scheint allerdings zu folgen, daß wohl überhaupt Gallien seine ersten celtischen Colonien aus Britannien erhalten habe, obgleich Dieß andern Nachrichten über die ersten Sitze der Celten und ihrer Zuglinie nach dem westlichen Europa zu widersprechen scheint. Die meisten Lehrsätze und Amtsgeschäfte der Druiden liefert uns Cäsar. Nach ihm besorgten sie alle öffentlichen und Privatopfer, erklärten die Grundsätze ihrer Religion, theilten alle Arten von Belohnungen aus und bestimmten Strafen für begangene Verbrechen. Sie entschieden alle Arten von Streitigkeiten, und wer sich ihren Urtheilssprüchen widersetzen wollte, wurde ohne Unterschied des Standes und Ranges von der Theilnahme am Gottesdienste ausgeschlossen. Sie wählten in jeder Stadt in Gallien die höchsten Obrigkeiten, und diese durften Nichts ohne ihren Rath und ohne ihre Bestimmung unternehmen, sodaß also das ganze Staatsruder in ihrer Gewalt war. Ferner besorgten sie ganz allein den Unterricht der Jugend, sowohl in religiösen als andern Kenntnissen, die Kriegskunst allein ausgenommen. Dabei waren sie und ihre Schüler von allen Arten von Abgaben und andern öffentlichen Diensten, desgleichen auch vom Kriegsdienste frei, wenn sie zu letzterm nicht selbst Lust hatten und freiwillig sich demselben widmeten. An der Grenze der Carnuter, ungefähr in der Mitte des celtischen Gallien, hielten sie zu gewissen Zeiten allgemeine Volksversammlungen, bei denen die wichtigsten Angelegenheiten erörtert und alle Arten von Processen abgemacht wurden. Wegen der großen Vorrechte, welche sie genossen, suchte Jeder, der nur durch seine Geburt dazu fähig war, in ihren Orden Zutritt zu erlangen. Denn ihr Stand war nicht an einige besondere Familien oder Geschlechter in Gallien gebunden; sondern Jeder konnte sich bei ihnen melden, der nur von keinem zu schlechten Herkommen war, und wurde, wenn er den Beifall der Gesellschaft erhielt, angenommen. Der Unterricht, den ihre Schüler genossen, wurde bloß mündlich ertheilt und war in Versen, die oft einen geheimen Sinn hatten, abgefaßt, welche die Zöglinge auswendig lernen mußten. Cäsar sagt, daß Manche 20 Jahre nöthig hatten, ehe sie den auf diese Weise ertheilten Unterricht ganz zu fassen vermochten. In andern Fällen bedienten sie sich der Schrift, und zwar, wie Cäsar sagt, der griechischen Buchstaben, oder wie Andere seine Litterae graeca erklären, gar der griechischen Sprache. Von den philosophischen Lehrsätzen der Druiden wissen wir nicht viel. Nach Cäsar glaubten sie die Unsterblichkeit der Seele und die Wanderung derselben in andere Körper. Sie nahmen aus dieser Lehre Bewegungsgründe zur Tugend her und die Verachtung des Todes. Außerdem gaben sie Unterricht über die Natur und Bewegung der Gestirne, über die Größe der Welt und der Erde, über das Wesen der Dinge und die Macht der Götter. Ferner machten sie von der Astrologie, Zauberei und Wahrsagerei Gebrauch. Plinius erzählt auch von den Druiden, daß sie in der Naturlehre und Arzneikunst nicht unerfahren gewesen wären. Die letztere verunstalteten sie aber durch astrologischen Aberglauben und Geheim-

Digitized by Google

nißkrämerei, indem sie nach eben demselben die Constellation der Gestirne bei dem Gebrauche der Arzneimittel zu Rathe zogen, die Heilkräuter nur mit der einen Hand einsammelten und diese dabei mit dem gegenüberhangenden Schoße ihres Kleides bedeckten. Zur Charakterisirung des religiösen Aberglaubens der Druiden sind besonders ihre Meinungen von der heiligen Mistel (Viscus) merkwürdig. Sie wurde für das Heiligste angesehen, was es in der Natur gibt; auch der Baum, worauf sie wuchs, hatte ihrentwegen den Charakter der höchsten Heiligkeit. Zu allen ihren heiligen Handlungen wählten sie Eichenhaine, in welchen sie auch ihre Schüler unterrichteten, und wenn sie irgend eine derselben vornahmen, so brauchten sie allemal Eichenzweige dabei. Fand man die Mistel auf einer Eiche, so war dieß ein Zeichen, daß die Gottheit diesen Baum besonders für sich erkoren habe. Man nahm sie dann mit großen Feierlichkeiten ab, und zwar allemal am sechsten Tage nach dem Neumonde, mit welchem Tage die Druiden überhaupt ihre Monate, Jahre und Zeitalter anfingen, welche letztere einen Zeitraum von dreißig Jahren begriffen. Das Wort, womit die Druiden in ihrer Sprache die Mistel bezeichneten, bedeutete Universalmedicin, und in der That brauchten sie auch die Mistel als eine solche, besonders gegen alle Arten von Giften, um Thiere furchtbar zu machen, welche zu dem Ende davon trinken mußten, u. s. w. Was die äußere Verfassung der Druiden betrifft, so hatten sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, das durch die Mehrheit der Stimmen aus ihrer Mitte gewählt wurde. Dieser Oberdruide stand in größtem Ansehen und behielt seine Würde lebenslänglich. Nach seinem Tode schritt man wieder zu einer neuen Wahl, sodaß dann alle Mal der würdigste und weiseste Druide gewählt wurde. Waren mehre an Würdigkeit gleiche Männer da, so ging es nach der Mehrheit der Stimmen; bisweilen aber wurde es sogar mit den Waffen in der Hand entschieden, wer die Oberstelle bekleiden sollte. Noch ist zu bemerken, daß es auch weibliche Druiden bei den Galliern gab, welche ebenfalls in der größten Achtung standen, und die sich insbesondere auf die Wahrsagung legten. Sie waren oft von ganz gemeinem Stande, und theilten sich in drei Gattungen, von denen diejenigen die vornehmsten waren, welche immerwährende Jungfrauen blieben. Die zweite Classe war zwar verheirathet, enthielt sich aber des ehelichen Umgangs, eine Zeit im Jahre ausgenommen. Ihr Amt bestand darin, daß sie den Druiden bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen beistanden. Die dritte Classe von Druidinnen dienten den beiden andern als Sklavinnen; sie waren weit weniger geachtet, gaben sich aber doch auch mit der Kunst zu weissagen ab. Die Wahrsagereien der Druiden und Druidinnen waren oft mit vielen Unmenschlichkeiten verbunden. S. „Ueber die Druiden der Celten und die Priester der alten Deutschen", von C. Barth (Erlangen 1826). — Druidenfuß (auch Trutenfuß durch Verstümmelung) nannte man sonst ineinander verschlungene Dreiecke.

Druiden-Denkmäler sind Hügel mit Steinmassen, die in uralten Zeiten, wahrscheinlich vor 2000 Jahren, zu gewissen feierlichen Bestimmungen gedient haben. Druidenkreise nennt man in England große, in Kreisform gelegte Feldsteine, die entweder zu Opferfesten und Tempeln, oder zu feierlichen Volksversammlungen und Gerichtstagen bestimmt waren. Stone-henge, ein altbritisches Steingefüge, auf der großen dürren Haide bei Salisbury, besteht aus unbehauenen Steinmassen, die

Digitized by Google

urſprünglich vier Kreiſe, einen in dem andern, gebildet haben. Zwei davon ſind rund, zwei oval. Man zählt überhaupt 149 Steinblöcke, deren einige im äußerſten und im dritten Kreiſe 28 F. hoch und 7 breit ſind. Auf die ſenkrecht ſtehenden ſind wagerecht breite Steine quer über gelegt und in Fugen befeſtigt. Das Ganze ſcheint einmal verbunden geweſen zu ſeyn. Man nannte es, ſeiner wunderbaren Bildung wegen, chorea gigantum, den Rieſen-Tanz. Das Ganze hat hundert und zehn Fuß im Durchmeſſer. Bei Bottalch, unweit St.-Juſt in Cornwallis, befindet ſich ein ähnliches kreisförmiges Steingefüge, in welchem ſich vier Kreiſe durchſchneiden. Der große Druiden-Tempel zu Albury in Wiltſhire bildet in Kreis- und geraden Linien die Geſtalt eines Drachen oder einer fliegenden Schlange und zählt 652 Steinblöcke. Andere Kreiſe haben nur 12 Fuß im Durchmeſſer und beſtehen aus 12 Blöcken. Vor einigen ſtehen ſteinerne Pfeiler, die gleichſam den Zugang bilden; altarähnliche Pfeiler ſtehen im Mittelpunkte. Die Zahl, Größe und Ordnung der Steine beziehen ſich, wie man glaubt, entweder auf die aſtronomiſche Eintheilung des Jahres, oder auf Geheimniſſe der Druidenlehre. In jedem Fall beweiſen ſie die mechaniſche Kunſtfertigkeit eines europäiſchen Urvolks, deſſen Cultur-Geſchichte bis auf dieſe Spuren untergegangen iſt. Auf der Inſel Angleſea findet man mehre ſolcher Druiden-Denkmäler, Cromſoch genannt, die aus breiten, ſtarken und flachen Steinen beſtehen, welche auf andern, die ſie ſtützen, liegen; wahrſcheinlich Begräbnißmäler, oder Altäre, oder Beides zugleich. Stone-henge ward von D. Will. Stuckeley in einem Fol. mit vielen Kpf. 1740 beſchrieben. Dieſes Denkmal iſt das älteſte aus der europäiſchen Vorzeit, wenn nicht die Ruine eines Druidentempels bei Tours in Frankreich ihm dieſen Vorzug noch ſtreitig macht. Einige dieſer Hügel in England mit beſonders geordneten Steinmaſſen ſind Trümmern von römiſchen oder däniſchen Zwingfeſten. In den ſogenannten Barrows hat man, vorzüglich in Schottland und auf den Orkaden, Urnen mit Gebeinen und Aſche gefunden, oder auch ganze Gerippe. In Nordamerika gibt es Todtenhügel von ähnlicher Form. Ueber die Druiden-Denkmäler in Frankreich ſ. Cambry's „Monumens celtiques etc.“ (Paris 1805) und über den Druidentempel bei Tours den Moniteur XII., Nro. 350.

Druſe, in der Mineralogie ein Stück Geſtein, das auf der Oberfläche in Geſtalt kleiner Kryſtallen oder Blättchen geſchloſſen iſt.

Druſen (Durzi oder Truſken), eine Völkerſchaft in Syrien, wohnen in einem Bezirke von Sur bis Bairuth und vom mittelländiſchen Meere bis gen Damask, am Fuße des Antilibanon, zum Theil auch des Libanon, ein Flächenraum von 55 QM., welcher mit 170.000 Einw., worunter 40—50.000 waffenfähige Männer, bevölkert iſt. Von ungewiſſem Urſprung, waren ſie ſchon vor den Kreuzzügen vorhanden und ſollen ihren Namen haben von einem gewiſſen Durzi, welcher ums J. 1020, zur Zeit der Regierung Hakem's, des 3. ägyptiſchen Khalifen, gelebt hat. Andere halten ſie dagegen für Abkömmlinge der Franken, von welchen ſich ein beträchtlicher Theil, unter der Anführung des Grafen v. Dreux, nachdem die Chriſten von den Sarazenen aus Paläſtina waren vertrieben worden, in der Gegend der Jordanquellen niedergelaſſen haben ſoll. Ihren Namen ſcheinen ſie aber von einem ihrer Religionslehrer erhalten zu haben. Im 16. Jahrh. fingen ſie an, ihren Namen in der Geſchichte geltend zu machen. Früher ſtanden ſie unter einem Emir

Digitized by Google

oder Fürsten, dem sie Abgaben entrichteten und der jederzeit aus dem Hause Maon war. Ein gewisser Ibrahim eignete sich aber in der Folgezeit die ganze Macht über seine Nation an und wurde dadurch den Türken furchtbar. Unter dem berühmten Emir Fakhreddin oder Fakherdin, welcher die Türken sehr in Furcht setzte und 1735 in Konstantinopel enthauptet wurde, erlangten sie den höchsten Gipfel ihres Ruhms. 1773 machten sie in Verbindung mit den Russen einen neuen Versuch, das türkische Joch abzuschütteln, der aber mißlang und wodurch sie gezwungen wurden, wieder unter die Oberherrschaft des Halbmondes zurückzutreten. Jetzt sind sie dem Großsultan zinsbar, leben aber dabei fast ganz unabhängig. Ihre Bezirke, davon ein jeder seinen besondern Befehlshaber hat, die aber insgesammt unter dem Emir stehen, sind: 1. Sciuf in der Gegend von Saide; 2. Schwerd, Matu und Sciehhar-el-Garb. In dem ersten hat der Emir der Drusen zu Dair-el-Gamar seinen Sitz. Die Drusen reden eine Mundart des Arabischen, leben mäßig, sind stark von Natur, sehr reizsam, rächen sich leicht durch Mord, üben Gastfreiheit und Ehrlichkeit, im Kampfe Tapferkeit. Sie bauen in den Thälern Getreide, Wein, Taback, Baumwolle, Seide. Ihre Religion, aus welcher sie ein großes Geheimniß machen und die sie für alleinseligmachend erklären, ist ein Gemisch von Heidenthum, Saducäismus, Samaritismus, Mohammedismus und Christenthum. Die unter der Erde verborgenen heil. Bücher der Drusen sprechen Grundsätze aus, die ihre Urheber als die berechnetsten Egoisten brandmarken und die Menschheit entehren. Der Laie, der von diesen Büchern zufällig Kenntniß erhält, wird mit dem Tode bestraft. Nach ihrem Religionsglauben theilen sie sich in Weise (Akales, Gelehrte oder Eingeweihte) und in Weltliche (Djabel oder Laien, Unwissende, Uneingeweihte. Sie verehren den Khalif Hakem von Aegypten, glauben an Seelenwanderung (die Seele verläßt den sterbenden Körper, um sogleich in ein eben geboren werdendes Kind wieder überzugehen), an Wiederkunft ihres Propheten, an Vergeltung, haben keinen öffentlichen Gottesdienst, sondern besuchen christliche Kirchen und mohammedanische Moscheen, haben aber eigene Symbole und gottesdienstliche Personen, und nähern sich übrigens den Christen am meisten.

Drüsen, 1) im thierischen und menschlichen Körper, weiche, lockere Theile von glatter, ovaler oder länglicher Form und verschiedener Größe. Sie bilden 2 Classen. Die absondernden (zusammengehäuften) sind aus einer Menge kleiner, rundlicher Körper zusammengesetzt, die entweder aus kleinen hohlen Säckchen, oder aus einer Verwickelung von zarten Aederchen gebildet werden, und eine besondere Flüssigkeit absondern, welche sich in mehren Canälen, und zuletzt in einem Ausführungscanale sammelt und zu weiterm Gebrauch ausgeleert wird. Hierher gehören die Speicheldrüsen im Munde, die große Magenspeicheldrüse (Pankreas), die Brustdrüse, die Schleimdrüsen in der Luftröhre u. s. w. Die andre Classe besteht aus den Lymphdrüsen (zusammengewickelten Drüsen), welche aus einer Verwickelung einsaugender Adern (Lymphgefäße) bestehen, deren allezeit mehr kleinere in eine solche rundliche Drüse ein-, wenigere aber und größere aus ihr heraus- und zu den nächsten, größern Drüsen hingehen, zuletzt aber in den Brustgang (ductus thoracicus) sich endigen. Diese Drüsen haben den wichtigen Zweck, die aufgenommenen Flüssigkeiten zu veredeln und dem Leben immer näher zu bringen. (S. Assi-

Digitized by Google

milation.) 2) Bei den Pflanzen ist Drüse (glandula) ein runder Körper auf den Blättern oder Stängeln, oder innerhalb im Zellengewebe oder Fleische, der zur Ausdünstung und Absonderung dient. 3) Eine Krankheit der Pferde, bei welcher eine weißliche oder zähe Flüssigkeit aus der Nase und aus dem Munde läuft. Dabei sind die Drüsen an dem Kinnbacken geschwollen, und es zeigen sich Beulen. Man sagt dann, von der Drüse oder mit der Drüse (Druse) befallen werden. Das Pferd wirft die Drüse ab, wenn die Feuchtigkeit dicker wird und das baldige Ende der Krankheit hoffen läßt. Die gutartige Drüse ist diejenige, bei welcher sich der Ausfluß aus der Nase am neunten Tage verliert. Die bösartige oder falsche Drüse verwandelt sich gewöhnlich in den Rotz.

Drusus, Zuname mehrer berühmter Römer aus dem Livischen Geschlechte. Wir nennen als die ausgezeichnetsten: I. Marcus Livius, geachtet wegen seiner untadelhaften Sitten und als guter Redner, ward in der Blüthe seines Lebens zugleich mit Cajus Gracchus Volkstribun (123 v. Chr.). Er arbeitete den Planen dieses Volkslieblings so geschickt entgegen, daß ihm die Aristokraten den Beinamen Patronus Senatus gaben. Um 118 v. Chr. ward er Prätor und 3 J. später Consul. Als solcher führte er ein Heer gegen die Skordisker, ein thracisches Volk, erkämpfte mehre Siege und schloß endlich mit diesen Barbaren einen Vergleich, nach welchem die Donau die Grenze zwischen ihnen und den Römern ward. Nach seiner Rückkehr mit einem Triumphe beehrt, starb er als Censor 110 v. Chr. Seine Tochter Livia war des M. Cato Gattin und Mutter des Cato von Utica. — II. Sein Sohn Marcus Livius (Großvater der Livia, der Gemahlin des Augustus) war ein Mann von Geist und großer Kraft und besaß dabei eine hinreißende Beredtsamkeit; aber er beachtete im Feuer seiner Thätigkeit zu wenig die gesetzlichen Formen des Staats; das Gefühl seines Werthes, sowie seine ausschweifende Freigebigkeit verleiteten ihn bisweilen zu unüberlegten Handlungen. Rom war damals durch den Streit zwischen dem Senat und den Rittern in 2 Parteien getheilt. Die Macht der letztern, welche seit der Zeit der Gracchen auf das höchste gestiegen war, erregte die Eifersucht des Senats, der für sein altes, fast verlorenes Ansehen eifrig kämpfte. Nachdem Drusus, der Pontifex und Volkstribun war, das Volk durch die von dem Senate nur mit dem äußersten Widerwillen zugegebene Vertheilung der Ländereien, und die Bundesgenossen der Römer durch Versprechung des Bürgerrechts, auf die Seite des Senats zu bringen gesucht hatte, trat er, diesen Beistande vertrauend, als Vermittler zwischen den streitenden Parteien auf. In dieser Absicht wollte die durch Gracchus den Rittern ertheilte Rechtsprechung in bürgerlichen Sachen dem Senat wieder zuwenden, dagegen 300 Ritter im Senate aufnehmen. Allein beide Parteien setzten sich lebhaft gegen diesen Vorschlag; besonders machte der Punkt: daß man wegen Bestechung der Richter Untersuchungen anstellen sollte, ihm sowohl den Senat als die Ritter zu Feinden. Den ihn vor dem Volke beleidigenden Consul Marcius Philippus ließ der kühne Tribun ins Gefängniß führen. Dann setzte er das Gesetz durch wegen unentgeltlicher Getreideaustheilung unters Volk. Aber sein Antrag, den Bundesgenossen, besonders den Lateinern, für ihre dem Senat geleisteten Dienste das Bürgerrecht zu ertheilen, ward vom Senat mit solchem Nachdruck zurückgewiesen, daß Drusus

Digitized by Google

Nichts bewirken konnte. Eine Verschwörung der Bundesgenossen gegen das Leben der Consuln diesen entdeckend, ward er dennoch von den Aristokraten als Staatsverräther betrachtet, und sein Tod beschlossen. Als er einst, von einer Menge Lateiner, welche gekommen waren, um ihm beizustehen, begleitet, aus der Volksversammlung in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er beim Eintritt in dieselbe von unbekannter Hand erstochen. Nach wenigen Stunden verschied er mit den Worten: „Sprecht! wird wohl die Republik je wieder einen Bürger haben, wie ich war?" Sein Tod (93 v. Chr.) brachte den schon lange gährenden Bundesgenossenkrieg zum Ausbruche. — III. Nero Claudius, Sohn des Tiberius Nero und der Livia Drusilla (in der Folge Gattin des Kaisers August), Bruder des nachmaligen Kaisers Tiberius und Gemahl der jüngern Antonia, des Antonius und der Octavia Tochter, die ihm 3 Kinder gebar, Livia, Germanicus und Claudius, welcher in der Folge Kaiser wurde. Schon als Jüngling zeichnete er sich durch seltene Talente und große Tapferkeit aus. Diese Eigenschaften, sowie seine treffliche Gesinnung, machten ihn zum Liebling des Augustus. Mit der Quästur bekleidet, besiegte er 13 v. Chr., mit seinem Bruder, die in Italien eingefallenen Rhätier, Vindelicier und Noriker, welche nun Roms Oberherrschaft anerkennen mußten. Dann den Augustus nach Gallien begleitend, dämpfte er hier einen gefährlichen Aufruhr und ward Oberbefehlshaber in dieser Provinz. Währenddem beschäftigte er sich längs dem Rhein zur Befestigung der Grenzen mit Erbauung neuer Städte und Castelle (der Ort Drusenheim im Elsaß, wo er einige Zeit sein Lager hatte, führt von ihm den Namen), erneuerte die alten und verband zur bequemern Schiffahrt in die Nordsee den Rhein mit der Yssel durch einen Canal. Um 11 v. Chr. focht er mit glänzendem Erfolge gegen die Germanen, welche jenseits des Rheins wohnten, ging im Bataverlande über diesen Fluß, besiegte die Sicambrer und Bructerer und machte die Friesen den Römern zinsbar. Er war der erste römische Feldherr, der sich auf den nördlichen Ocean wagte. Nach diesen Feldzügen wurde er Prätor, kehrte aber schon im Frühjahr 10 v. Chr. nach Deutschland zurück, überwand mehre Völker bis an die Weser ins Land der Cherusker und legte — so groß und entscheidend war der Germanen Niederlage — dort an der Lippe ꝛc. ungestört Castelle an zur Befestigung der Römerherrschaft in jenen Gauen und zur Erleichterung seiner künftigen Unternehmungen. Dem ruhmgekrönten Sieger wurde zu Rom die Ehre des kleinen Triumphs (der Ovation) zugestanden und er zum Proconsul ernannt; auch legte ihm das Heer den Titel eines Imperators bei, welchen jedoch August nicht bestätigte. Die Catten büßten noch im nämlichen Jahre ihren Treubruch gegen die Römer durch eine Niederlage. Im J. 9 v. Chr. ward Drusus zur Würde eines Consuls erhoben, kehrte bald aufs Neue nach Deutschland zurück und drang bis an die Elbe vor, fand es aber unmöglich, über diesen Fluß zu setzen. Um jedoch zu beurkunden, daß er bis dahin gekommen sey, ließ er daselbst Siegeszeichen aufrichten. Er starb auf seinem Rückzuge zu Mainz an den Folgen eines Sturzes vom Pferde im 30. J. seines Lebens, 9 v. Chr. Rom verlor an Drusus einen im Felde wie in Staatsverhältnissen gleich brauchbaren Mann, und einen seiner redlichsten und edelsten Bürger. Ueber seine Feldzüge in Norddeutschland hat A. B. Wilhelm ein Werk (Halle 1826, mit einer Charte) herausgegeben.

Digitized by Google

Dryaden nannte das Alterthum Nymphen, die in Wäldern wohnten und von welchen jede einen Baum hatte, deren Erhaltung sie sich besonders angelegen seyn ließ. Es waren hauptsächlich Eichbäume, von denen sie auch ihre Benennung erhielten. Hamadryaden sind, wie Einige wollen, darin von Jenen verschieden, daß sie mit ihren Bäumen zugleich geboren wurden und starben. Sollten diese abgehauen werden, so jammerten sie sehr, riefen auch bisweilen Menschen zu ihrer Errettung an. Es mußten daher vor dem Umhauen die Priester erklären, daß die Bäume von ihnen verlassen seyen. Beide Benennungen stammen aus Arkadien, sind aber dem Homer noch nicht bekannt.

Dryden (John), gefeierter englischer Dichter, geb. zu Oldwinkle, einem Landstädtchen oder Flecken in Northamptonshire, 1631. Er erhielt eine literarische Erziehung, machte auf der Westminsterschule gute Fortschritte im Studium der alten Literatur und kam 1650 auf die Universität nach Cambridge. Hier scheint er sich aber nicht sehr ausgezeichnet zu haben, und obgleich er auf der Schule schon Verse machte, so wurde er doch erst 1646 dem Publikum durch ein Gedicht „Heroic stanzas“ zum Lobe Cromwells, bei dessen Tode bekannt. Er schmeichelte darin dem Zeitgeiste; wahres Gefühl hatte ohnehin an seinen Arbeiten keinen Antheil. Dryden war keiner von den Dichtern, die sich mit Enthusiasmus für das Große und Gute im wirklichen Leben interessiren. Er liebte die Poesie als Kunst, ohne das Bedürfniß zu fühlen, sich selbst als Mensch in seinen Gedichten auszusprechen. Sein Charakter war ohnehin der eines rechtlichen Mannes von der gewöhnlichen Art, und seine Studien, sein Ruhm, sein Fortkommen in der bürgerlichen Welt und die gute Sache des gebildeten Geschmacks in der Literatur, waren seine einzigen Sorgen. Darum richtete er auch sein Betragen am liebsten nach den Regeln der gemeinen Weltklugheit ein, mit der man auskommt, wenn man in keine ungewöhnliche Lage versetzt wird. Nach diesen Regeln nahm also Dryden gleich nach der Wiederherstellung der Monarchie die Partei des Hofes, ohne sich des Lobgedichts, durch das er kurz vorher das Andenken an den Protektor Cromwell gefeiert hatte, zu schämen. Seine „Astraea redux“, ein panegyrisches Gedicht auf die Rückkehr des Königs Karl II., fand Beifall, machte aber nicht sein bürgerliches Glück. Er mußte, als er schon 32 Jahre alt war, für Brot schreiben. Gegen seine Neigung wurde er nach seinem eigenen Geständnisse Schauspieldichter, weil ihm diese Art von Poesie den meisten Gewinn versprach. Durch Fleiß und fortgesetztes Studium der Regeln der Kunst brachte er es so weit, daß seine Theaterstücke Aufsehen erregten. Er verfolgte nun den Plan, das englische Theater nach Grundsätzen zu verbessern; mehre gute Köpfe machten mit ihm gemeinschaftliche Sache, und es bildete sich eine Partei, die das Publikum glauben machen wollte, daß Dryden einer der größten dramatischen Dichter sey. Aber eine ebenso lebhafte Gegenpartei wollte nicht einmal das wahre Verdienst des Theaterverbesserers anerkennen; von dieser Zeit an nahmen die Verdrießlichkeiten ihren Anfang, in welchen Dryden den ganzen übrigen Theil seines Lebens verwickelt blieb. Auf das Empfindlichste von seinen Gegnern geneckt, mußte er sich immer vertheidigen, um dem Ansehen der Grundsätze, nach denen er dichtete, Nichts zu vergeben. Dennoch ließ er sich nicht abschrecken, auf der einmal betretenen Bahn fortzuschreiten,

Digitized by Google

und lieferte nach und nach 28 Trauer- und Lustspiele, Tragikomödien und Opern, die jedoch für die unbedeutendsten unter seinen Werken gelten, weil sie zu sehr in dem ungeläuterten Geschmacke des damaligen Publikums geschrieben sind. 1667 wurde sein „Annus mirabelis“ gedruckt, ein historisches Gedicht, das nach D. Johnson's Urtheil zu seinen gefeiltesten Werken gehört, wie Dryden überhaupt mehr Talent zur Ausführung als zur Erfindung besaß. Um diese Zeit schrieb er die Biographien des Polybius, Lukian und Plutarch, die den englischen Uebersetzern dieser Schriftsteller vorgedruckt sind. Um jene Zeit erschien sein eleganter und lehrreicher Dialog: „Essay on dramatic poetry“, der erste Versuch einer feinen Kritik, der von einem Engländer gemacht wurde. Dieser, wie überhaupt seine Abhandlungen und Vorreden in Prosa, sehr rein und geistvoll geschrieben, haben ihm den Titel eines Vaters der englischen Kritik erworben. Er gewann ein so großes Ansehen, daß ihn die damaligen dramatischen Dichter für den Richter der Bühne erkannten und sich von ihm die Prologen oder Epilogen ihrer Stücke schreiben ließen. 1681 machte er seine merkwürdige Satyre: „Absalon and Ahitophel“ bekannt. Sie ist gegen die Partei des Herzogs von Monmouth gerichtet und verspottet viele der angesehensten Personen damaliger Zeit unter erdichteten Namen. Als er 1668 nach Davenands Tod die Stelle eines Hofpoeten erhielt, kam er auch mit dem Hofe in engere Berührung; sie brachte ihm aber nicht so viel ein, daß er sorgenfrei hätte leben können. Nach dem Regierungsantritte Jakobs II. trat Dryden zur katholischen Kirche über. Er war damals 54 Jahre alt. Der König ernannte ihn zur Belohnung zu seinem Historiographen. Dryden, der bis dahin schon heftige Gegner gehabt hatte, bekam nun noch mehre Feinde, die über seinen persönlichen Charakter die härtesten Urtheile fällten. Aber er hatte sich schon vorher in dem didaktischen Gedichte: „Religio Laici“ zu Grundsätzen bekannt, die dem Katholicismus angemessener waren als dem Protestantismus. Seinen Uebertritt zur katholischen Religion vertheidigte er überdieß in Versen durch das allegorische Gedicht: „The hind and the panther“, worin er die katholische Kirche, unter dem Bilde einer milchweißen Hirschkuh, ihre Gerechtsame gegen die protestantische, welche als ein Panther vorgestellt wird, vertheidigen läßt, und in Prosa durch die Erklärung, daß er die unwandelbare Glaubensregel, die sein Gewissen verlange, nur in der katholischen Kirche finde. Aber alle diese Vertheidigungsgründe nützten dem Dichter wenig; sein König mußte bald darauf aus dem Reiche flüchten und den Stuarten ward auf immer die Rückkehr zum Throne versperrt, indem der Protestantismus sich aufs Neue in England begründete. Dryden, der immer mit Widerwärtigkeiten gekämpft hatte, befand sich nach dem Regierungsantritte Wilhelms von Oranien in bedrängteren Umständen als je zuvor. Sogar das Amt eines Hofpoeten wurde ihm genommen, weil nach den neuen Gesetzen kein Katholik ein öffentliches Amt bekleiden durfte. Sein Schmerz über diesen Verlust wurde dadurch noch erhöhet, daß ein Reimer, den er verachtete und haßte, seine Stelle als Hofpoet erhielt. Mit der Welt entzweit, aber doch immer noch von einer großen Partei als Dichter und Kritiker verehrt, brachte er den Rest seines Lebens in schriftstellerischer Thätigkeit zu, zuweilen etwas fabrikmäßig; doch tragen alle seine spätern Werke das Gepräge seines großen Talents an sich. 1697 erschien sein Virgil, der zu den meisterhaftesten Uebersetzungen gehört, die irgend eine

Digitized by Google

neuere Nation aufweisen kann. Sein letztes Werk waren seine aus Homer, Ovid, Boccaccio und Chaucer entlehnten „Fables ancient ant modern, translated into verses, with original poems.“ In dieser Sammlung steht seine gepriesene Ode: „Alexander's feast, or the power of music, in honour of St.-Cecilia's day.“ Das Mißgeschick, das ihn im Leben verfolgt hatte, schien ihn auch nach seinem Tode, der 1701 erfolgte, noch nicht schonen zu wollen. Einige vornehme Wüstlinge störten auf eine seltsame Art das Leichenbegängniß, das ihm seine Freunde und Gönner veranstaltet hatten. Erst nach mehrern Wochen wurde sein Leichnam unter mehr kläglichen als feierlichen Umständen in der Westminsterabtei begraben. Es währte lange, ehe ein Denkmal seine Grabstätte auszeichnete. Der Herzog von Buckingham ließ es ihm endlich errichten, und nebst Drydens Name die Worte: „Es lebte in Dürftigkeit“, darauf setzen. Die Ode, „Das Alexanderfest“, hat Ramler 1770 ins Deutsche übersetzt, und Kosegarten eine gelungene Nachbildung daraus verfertigt. Die neueste und vollständigste Ausgabe seiner Schriften, nebst seinem Leben, ward von Walter Scott in 18 Bdn. (London 1808) geliefert; neue Auflage: „Life of John Dryden“, von Walter Scott (Paris 1826).

Dschaggernath, Jaggernath, Jubgernauth, eigentlich Dschagatnatha, d. i. der Herr der Welt, Stadt unter 19° 24′ N. Br. im Bezirk von Cuttack auf der Küste von Orissa, merkwürdig wegen dem gleichnamigen Tempel, dem berühmtesten und heiligsten in Hindostan. Die Pagode, nach den Braminen über 2000 Jahr alt, liegt dicht an der Küste, unweit des Tschikasees in einer öden, unfruchtbaren Sandgegend. Sie hält in der Länge 260 Cadjes, also (1¼ Cadje = 1 par. Elle) 288 par. Ellen, folglich über 1122 Par. Fuß, und 190 Ellen oder 696½ Fuß in der Breite. Das Ganze der Einfassung bildet ein regelmäßiges Parallelogram und ruht auf einem ungeheuren Granitblock, den man zu einer wagerechten Fläche geebnet hat, sodaß der lebendige Felsen dem ganzen Gebäude zur Grundmauer dient. Die Höhe der Mauer selbst, die des Grundes mit eingeschlossen, beträgt 24 Fuß, die Breite 38 und hierauf läuft eine Gallerie von 24 Fuß um das ganze Parallelogram mit einem einfachen, jedoch eleganten Gesimse. Diese Art der Architektur nähert sich der dorischen Ordnung; und hat sie auch nicht die edle Einfachheit der griechischen Baukunst, so muß man doch die kühne Idee zu dem Plane von einem so ungeheuern Umfange bewundern, der auf den vier Seiten eines Parallelograms eine Folge von 276 Arkaden bildet, die durch Uebergänge so verbunden sind, als wären sie nach einem cirkelförmigen Plane errichtet. Was aber die Einbildungskraft noch mehr in Erstaunen setzt, ist die ungeheure Höhe der Pyramide, die den Haupteingang des Tempels krönt. Die Höhe beträgt 344 Fuß, die Zierrathen daran sind von vergoldetem Kupfer. Die Seiten sind so sehr mit Bildhauerarbeiten überladen, daß sie dem Auge zur Last fallen. Jetzt denke man sich hierbei, daß die Blöcke Granit, woraus dieses ungeheure Monument errichtet ist, aus einem Steinbruche gezogen sind, welcher in den Ghauts, 68 Stunden (Lieues) von Jaggrenath entfert liegt, und daß mehre der einzeln Quadratstücke 10—12.000 Kubikfuß enthalten. Wie viele Jahre hat man nicht gebraucht, um sie zu schneiden, sie soweit fortzuschaffen, sie zu behauen und zu glätten, und sie über 350 Fuß hinaufzuführen! Das Götzenbild ist ein geschnitzter Holzblock, mit einem furchtbaren schwarzbemalten Gesichte und mit weit

Digitized by Google

aufgesperrtem blutrothem Maul. Es ist prächtig gekleidet, und die angeführte Benennung desselben, Dschagatnathi, einer der vielen Namen des Welterhalters Wischnu. (S. Indische Mythologie.) An Festtagen wird der Thron des Bildes auf einen 60 Fuß hohen, auf Räder sich bewegenden Thurm gestellt, begleitet von zwei andern Götzenbildern, seinem weißen Bruder, Balaram, und seiner gelben Schwester Schubudra, die gleichfalls auf besondern Thürmen sitzen. An dem Hauptthurme sind 6 lange Schiffstaue befestigt, woran das Volk ihn zieht. Die Priester und ihre Gehülfen stehen um den Thron, auf dem Thurme und wenden sich zuweilen mit unzüchtigen Gesängen und Gebärden an die Verehrer. Auch die Wände des Tempels, wie die Seiten des Thurmwagens, sind mit den unzüchtigsten Sinnbildern in großer, dauerhafter Bildhauerarbeit bedeckt. Während der Thurm sich vorwärts bewegt, werfen sich andächtige Schwärmer zu Boden um sich von den Rädern zerquetschen zu lassen, und die Menge empfängt solche Handlungen mit lautem Beifallruf, als gottgefällige Opfer. Im Tempel wird eine Anzahl von festen Webern für die Pilger unterhalten, sowie mehre geweihte Stiere, welche gewöhnlich von den Pilgern mit Kräutern gefüttert werden. Ein Knochen des Krischna wird im Tempel als kostbare Reliquie aufbewahrt, aber nur Wenigen gezeigt. Jährlich, besonders an zwei Hochfesten, im März und Juli, strömen die Pilger in zahllosen Scharen zu der Pagode. Man rechnet deren mindestens 1.200.000 jährlich, von welchen, wie man behauptet, 9 Zehntheile unterwegs durch Mangel, Beschwerde oder Krankheit weggerafft werden; soviel ist wenigstens gewiß, daß bis auf 12 Meilen in der Runde der Weg zum Heiligthum mit Menschengebeinen bestreut ist. Viele alte Leute unternehmen die Wallfahrt in der Absicht, auf dem heiligen Gebiete zu sterben. Nicht weit vom Tempel ist ein Platz, von den Europäern Golgatha genannt, wohin man gewöhnlich die Leichname wirft, und wo man immer Hunde und Geier sich nähren sieht. Die von den Pilgern bezahlten Abgaben werfen ein ansehnliches Einkommen ab, das nach Abzug der Kosten zur Unterhaltung des Tempels, der Regierung zufällt. Als 1803 die Landschaft von den Engländern den Maratten entrissen ward, traten Jene in alle Rechte der frühern Besitzer, aber die Abgabe ward während der Verwaltung des Marquis von Wellesley den Pilgern nie abgenommen; nach seiner Abreise aus Indien hingegen (1806) von der bengalischen Regierung eine Verordnung zur Verwaltung der Pagode und Besteuerung der Pilger erlassen. Die Aufsicht über die Tempel und die Priester ward 1809 dem Rajah von Kurdah übertragen, mit der Verpflichtung, die alten Anordnungen zu handhaben. Eine Straße von Calcutta zu dem Tempel ward seit 1810 angelegt, wozu ein reicher Hindu, Rajah Sukmoy Roy, 16.000 Pfd. St. beitrug.

Dschamy, Molla (Djamy), eigentlich Abdurrhaman ebn Achmed, berühmter persischer Dichter, geb. 1414, hatte jenen Beinamen von seiner Heimath Dscham, in der Provinz Khorasan. Er verdunkelte die größten Geister seiner Zeit. Der Sultan Abu Said rief ihn an seinen Hof nach Herat; aber Dschamy, ein Anhänger der Lehre der Sophi, zog die Verzückungen eines Mystikers den Vergnügungen des Hofes vor. Er setzte sich oft in die Halle der großen Moschee zu Herat, wo er sich freundlich mit Leuten aus dem Volke unterhielt, sie in den Lehren der Tugend und des Glaubens unterrichtete und sie immer durch seine milde

Digitized by Google

Beredtsamkeit zu gewinnen wußte. Als er 1494 starb, war die ganze Stadt in Trauer. Der Sultan ließ ihm auf öffentliche Kosten ein glänzendes Leichenbegängniß ausrichten, und die Erde öffnete sich, sagten die persischen Dichter, wie eine Muschel, um diese unschätzbare Perle aufzunehmen. Er war einer der fruchtbarsten Schriftsteller Persiens und hinterließ über 40 Werke, mit mystischen Inhalts. Sieben der anziehendsten Schriften vereinigte er u. d. T.: „Die sieben Sterne des Bärs". Dazu gehören: „Jusuf und Zuleika", eins der unterhaltendsten Werke in der persischen Sprache, wovon Law in den „Asiatic miscellanies" Bruchstücke bekanntgemacht hat, und die anmuthige Dichtung „Medschun und Leila", die Hr. von Chezy (Paris 1805) franz., und Hartmann (Lpz. 1807, 2 Bde.) deutsch übersetzte. Sein „Beharistan", eine Darstellung der Sittenlehre in Prosa und Versen, wird mit Sadi's „Ghulistan" verglichen. Bruchstücke daraus ließen Jenisch (in der „Anthologia persica") und Wilken (in der „Chrestomathia persica", Leipzig 1805) abdrucken. Nach Göthe faßt er alle Bemühungen der frühern persischen Dichter zusammen. Klarheit und Besonnenheit ist sein Eigenthum.

Dschingis-Khan (auch Gengis-Khan). Dieser berühmte Eroberer war der Sohn eines mongolischen Hordenanführers, mit Namen Yyzonkai oder Yezonkai, der zwar über 30 bis 40 Familien am Onon oder Ober-Amur gebot, jedoch den Tatarkhans oder Kins, die damals die östliche Tatarei und den ganzen nördlichen Theil von China beherrschten, Tribut zahlte. Eben kam er nach einem errungenen Siege über den Khan der So-Mongolen in sein Hoflager zurück, als ihm (J. d. Hegira 559 oder 1163—64 n. Chr.) ein Sohn geboren ward, den er Temudjyn nannte. Die kriegerischen Talente des Jünglings wurden von seinem Lehrer, Karakhar, gut ausgebildet. Nach dem Tode seines Vaters ergriff er, nach dem Erstgeburtsrecht, die Zügel der kleinen Herrschaft. Mehre der 13 Stämme, über die Yezonkai geboten hatte, weigerten sich, dem erst 13jährigen Temudjyn unterthan zu seyn, und nöthigten ihn schon früh auf den Kampfplatz, auf dem er aber anfangs unterlag und mit genauer Noth 10 Stämme seiner Herrschaft unterthan erhielt. Um sich deren Gehorsam besser zu versichern, trat er mit 6000 M. in die Dienste des mächtigen Khans der keraitischen Mongolen, Namens Oung, wodurch er dessen Schutz erhielt, und unter seiner Anführung sein Kriegstalent noch mehr entwickelte. So zog er mit Oung dem Nutschen-Großkhan im nördlichen China gegen Rebellen zu Hülfe, wobei Temudjyn eine ansehnliche Stelle in dem Heere des Großkhans erwarb und Oungs Tochter zur Gemahlin erhielt. Auf die Auszeichnung des jungen 20jährigen Helden eifersüchtig, machten ihn die Khane der Mongolei seinem Schwiegervater verdächtig, der sich nun seiner durch einen Meuchelmord entledigen wollte, worin ihm aber Temudjyn zuvorkam. Von diesem Augenblick an war die ganze Mongolei in 2 Parteien für und wider Temudjyn getheilt. Es kam 1203 zu einem Hauptkampf, in welchem Temudjyn die Partei Oung's schlug (die mehr als 40.000 M. verlor) und sein Gebiet nebst seiner Hauptstadt Karakorum eroberte. Temudjyn, der grausame Sieger, ließ seinen ehemaligen Schutzherrn schinden und sein Fell, mit Silber eingefaßt, zum Schrecken für andere Khane zur Schau aufstellen; nach seinem ersten Siege ließ er auf dem Schlachtfelde 70 Kessel aufsetzen und ebenso viele Unterkhane auf gut Mongolisch in siedendem Wasser kochen; seinem vieljährigen Feinde,

Digitized by Google

Dschemuka, ließ er nach der Gefangennehmung ein Glied nach dem andern ablösen und ihn unter langsamen Qualen sein Leben verhauchen; würdige Vorspiele der zahllosen Gräuelthaten, wodurch er Asien bald in Schrecken setzen sollte. Er fand bald einen neuen furchtbaren Gegner in der Person Tayanks, der Khans tatarischen Naimanen-Horde. Am Ober-Selenga traf man zusammen; Temudjyn siegte, und Tayank, nachdem er seine Soldaten bis zum letzten Mann hatte niederhauen sehen, starb wundenbedeckt auf der Flucht. Temudjyn ward dadurch der mächtigste Khan der Mongolei. Um sich unter der Sanction der Gottheit zu ihrem allgemeinen Khan aufzuwerfen, berief er 1206 einen Reichstag (Kuraltaj) an die Quellen des Onon, wo ein bestochener Chodscha (Lehrer, Weiser), der seines strengen und heiligen Wandels wegen für einen Propheten galt, vor den versammelten Khanen im Namen Gottes erklären mußte: „Gott habe Temudjyn die Welt geschenkt, und er solle forthin Dschingis (der Allergrößte) heißen. Zufolge dieses göttlichen Berufs forderte er die freien Khane seines Vaterlandes auf, sich ihm zu unterwerfen, und wer ihm den Gehorsam abschlug, den behandelte Dschingis wie einen Aufrührer gegen Gott. Nach 3 Jahren waren ihm die Naimanen, die Kirgisen und alle Horden der ganzen Mongolei unterworfen, und er konnte zur Erkämpfung der Weltherrschaft mit seinen Mongolen aufbrechen. Das erste Volk des Auslandes, das sich dem mongolischen Helden unterwarf, die Oiguren, im Mittelpunkt der Tatarei ein schönes und großes Land bewohnend, unterwarf sich ihm 1209 freiwillig aus Achtung gegen seinen Kriegsruhm. Die Oiguren, durch nestorian. Syrer mit dem Christenthum, der Schreibkunst und mancherlei Kenntnissen beschenkt, theilten ihren neuen Herren dieselben, so weit sie einer solchen Bildung fähig waren, allmählig mit, wirklich lernten sie von ihnen die Schreibekunst. Den Anfang seiner Eroberung durch Waffengewalt machte Dschingis 1209 mit den nordwestlichen Gegenden von China, die zum Reiche Tangut gehörten, und sich so bald mit der Unterwerfung des tangut. Herrschers endigte, daß er sich 1210 in den Norden von China gegen die Nudschen wenden konnte. Stürmend wurde die schwache Schutzwehr der großen Mauer durchbrochen, doch ließ sich der Sieger dieß Mal noch durch reiche Geschenke zum Rückzuge bewegen. Aufs neue gereizt, trat er 1214 abermals auf den Kampfplatz gegen die Nutschen auf beiden Seiten der Mauer und zerstörte Land und Städte von Grund aus bis zur Hauptstadt Yen-king (in der Nähe des heutigen Peking), welche 1215 mit Sturm genommen und geplündert wurde. Der Brand der ungeheuern Stadt dauerte einen Monat. Fünf chines. Provinzen vereinigte er mit seinem Reiche: das ganze Land aber seinem Scepter zu unterwerfen, und durch seine ganze Regierung stand immer ein besonderes Heer in China gegen die in die südlichen Provinzen gezogenen Nudschen. Dschingis hatte bei der Eroberung Yen-kings mit dem Kitaner Kiudschzai Bekanntschaft gemacht, welcher bisher in Diensten der Nudschen gestanden hatte und in Regierungsgeschäften erfahren war. Der Mongole erkannte bald den Werth eines solchen Mannes und ließ sich von dieser Zeit an in Regierungsangelegenheiten von ihm leiten. Er half ihm sein Reich ordnen, er lehrte ihn den Werth der geistigen Bildung und der Künste schätzen und stellte sich nicht selten allzubarbarischen Maßregeln auf die weiseste Art entgegen, u. a. dem Befehl: alle Landbewohner in China umzubringen, um

Digitized by Google

die bestellten Fluren in Viehweiden zu verwandeln, und weniger Menschen ernähren zu müssen, die nicht zum Kriege tauchten. Der einst von ihm besiegte Khan der Naimanen hatte indeß sich 1207 die Kara-Kitajer unterworfen und schloß mit den Kanglern, Kaptschakern und Kitajern gegen die furchtbare mongolische Macht ein Bündniß, durch welches der mongolische Held sich zornentbrannt 1217 mit seinen Horden auf die Westseite seines Reichs wendete. Zu gleicher Zeit bewarb er sich um die Freundschaft des mächtigsten mohammedanischen Fürsten, des Schah von Chowaresm, aber seine 3 Gesandten an denselben wurden nebst einer Caravane von 150 Handelsmännern 1218 als Kundschafter treulos ermordet. Nun rückte Dschingis mit seinen 4 Söhnen und 700.000 Mongolen gegen diese Feinde zugleich aus. Zuerst zog er gegen den Naimanen-Khan, schlug ihn, alles Land bis Kaschgar erobernd. Hierauf wendete er sich gegen die Länder des Schah von Chowaresm. Das erste Zusammentreffen der feindlichen Heer auf der großen Ebene an der Nordseite des Jaxartes war furchtbar, doch unentschieden. Dschingis's Söhne zeigten sich durch Unerschrockenheit des Vaters würdig. Die Chowaresmier verloren 160.000 M. 1219 drangen die Mongolen immer weiter. Den meisten Widerstand leisteten die beiden großen Städte Bokhara und Samarkand. Sie wurden erstürmt, geplündert, verbrannt, und mehr als 200.000 Menschen kamen dabei um. Zu bedauern ist hier die Zerstörung der köstlichen Bibliotheken von Bokhara, einer Stadt, welche in ganz Asien durch ihre gelehrten Anstalten berühmt war. 1220 erreichten die Mongolen, den Schah verfolgend, das kaspische Meer, auf dessen Inseln einer der einstige Herrscher von 27 Staaten arm starb. Des Schah tapferer Sohn, Dschehal Eddin Mankberni, stand indeß an der Spitze eines eigenen Heeres unüberwunden in der Provinz Gasna und hatte manche Vortheile über ein Mongolenheer errungen. Jetzt aber wandte Dschingis seine unermeßliche Heeresmacht gegen ihn. Zu schwach, sich im offenen Felde zu halten, zog sich Dscheschal gegen den Indus, wohin ihm Dschingis mit seinen Mongolen und Tataren in Eilmärschen durch Kabul nachsetzte und eine solche Verheerung vom kaspischen Meere bis zum Indus anrichtete, daß ein halbes Jahrtausend nicht hinlänglich waren, sie wieder gut zu machen. Im Kampfe am Indus siegte Dschingis, und sein Gegner rettete sich durch Schwimmen über den breiten und reißenden Strom. Ungern verließ Dschingis den Indus (1224), ohne über denselben in Indien eingedrungen zu seyn; er mußte sich aber dazu entschließen, weil ihm seine Mongolen (fast wie einst die Macedonier ihrem Alexander) nicht folgen wollten. Eins seiner Heere stritt seit 1218 unter seinem Sohne Tschutschi auf der Nordseite des kaspischen Meeres in Kaptschak; ein anderes war aus Aderbidschan über Derbend gegen die Polovzer in Kaptschak gerückt. Letztere, bis an die russische Grenze ziehend, kehrten bald, mit dem russischen Großfürsten von Kiow verbunden, wieder gegen die Mongolen, die ihre vereinigte Macht 1223 in einer schrecklichen Schlacht am Kalka besiegten und sie bis an die Ufer des Borysthenes verfolgten, allenthalben Schrecken verbreitend. Hierauf gingen sie durch Kaptschak nach der großen Bucharei zurück und vereinigten sich mit Dschingis. Während seine Waffen ruheten, hielt er 1223 einen allgemeinen Reichstag, auf welchem er die Regierung seiner eroberten Länder organisirte und ein bürgerl. und militairis. Gesetzbuch bekannt machte, das noch jetzt in Asien

Digitized by Google

u. d. N. Yza Dschingis-Khany bekannt ist. Dieses Gesetz ist auf den Glauben an einen einzigen Gott (reine Deismus) gegründet, denn Dschingis bekannte sich zu keiner bestimmten Religion; er gab keiner auch nur den entferntesten Vorzug vor der andern. Alle Männer von Verdienst, ohne Unterschied des Glaubens, waren an seinem Hofe willkommen. Auch bei seiner Nation machte er diese Duldung gesetzlich, und die fremden Glaubensboten genossen in den mongol. Hirtenlagern allerlei Rechte, Freiheit vom Kriegsdienst und von Abgaben. Dschingis ließ auch viele uigurische, tibetanische, persische und arabische Bücher ins Mongolische übersetzen, ein Beispiel, welches von mehren Nachfolgern nachgeahmt wurde, und wodurch die Mongolen unter den gebildeten Nationen Asiens einen nicht unbedeutenden Rang gewannen. — Als Dschingis nach 7 Mord-, Plünderungs- und Unterjochungsjahren nach Karakorum, seiner Residenz, zurückkehrte, kam ihm seine Familie bis an die Ufer des Flusses Tula entgegen und empfing ihn mit ausgezeichneten Freudensbezeigungen. Er zeigte sich nicht ohne Gefühl dafür. Von seinen zahlreichen Enkeln ließ er 2 nach einem von ihm selbst entworfenen Plane erziehen. 1225, wo er bereits älter als 60 J. war, zog er noch in Person, an der Spitze aller seiner Heere, gegen den König von Tangut, der 2 Feinden der Mongolen eine Zuflucht bei sich gestattet hatte und sie nicht ausliefern wollte. Die Mongolen zogen durch die Wüste von Kobi im Winter und drangen ins Herz der feindlichen Staaten ein, wo sich ihnen ein Heer von 500.000 M. entgegenwarf. Auf einem von dem Karamoran gebildeten gefrorenen See lieferte Dschingis dem Feinde eine große Schlacht, worin dieser gänzlich geschlagen wurde und über 300.000 M. verlor. Das ganze Land schwamm in Blut. Einige Zeit verweilte der Sieger in den neueroberten Provinzen, von wo er 2 seiner Söhne abschickte, um die Eroberung des nördlichen China zu vollenden. Indessen wurde die Belagerung der Hauptstadt von Tangut, Ninghin (Nanking), mit Eifer fortgesetzt. Die Stadt erlag endlich, und hatte mit andern gleiches Schicksal. Das Herrscherhaus von Tangut mußte sterben; seine Einw. wurden in ganzen Massen niedergehauen, daß von 100 kaum immer ein Paar mit dem Leben davon kamen. Es war der letzte blutige Kampf, den er bestand. Denn als er eben im Begriffe war, noch einmal in China einzufallen, um dem Reich der Rudschen ein Ende zu machen — die Gründung einer mongolischen Dynastie in China war dem Enkel Dschingis's erst aufbehalten — unterbrach der Tod seine wilde Kriegslaufbahn. Die Annäherung seines Endes fühlend, berief er seine Kinder zusammen, empfahl ihnen Eintracht und gab ihnen die weisesten Rathschläge zur Regierung der weitläufigen Staaten, die er ihnen hinterließ (ein Gebiet von mehr als 1500 Stunden in der Länge). Er starb, umgeben von den Seinigen, den 24. Aug. 1227 im 66. J. seines Alters und dem 52. seiner Regierung. Das Daseyn dieses Eroberers hatte dem Menschengeschlechte wenigstens 5 — 6 Mill. Individuen jedes Alters und Geschlechts gekostet. Dabei hatte er eine ungeheure Menge von Denkmalen der Kunst, kostbaren Handschriften, die sich in den Städten Balk, Bokhara, Samarkand, Yen-king u. a. befanden, vernichtet. Er wurde mit vielem Pomp zu Tangut unter einem ungeheuern Baume, nach seinem Wunsche, begraben. Kurz vor seinem Tode theilte er seine Staaten unter die 4 Prinzen, die er von der ersten seiner 4 rechtmäßigen Frauen hatte. Ein großer Theil seiner Staaten

Digitized by Google

ging aber auf Kublai über, Stifter der mongol. Dynastie in China. Ein Abkömmling Dschingis's, Abulgasi, Beherrscher von Choresm (1644—64), schrieb die Geschichte s. Volkes u. d. T. „Türkischer Baum" um 1660, die seine Söhne vollendeten. Sie ist übersetzt aus d. Tatar. ins Russ., aus diesem ins Deutsche, aus diesem ins Französ. (Leyden 1726), dann ins Engl. (London 1730), und a. d. Engl. ins Russ. zurück (Petersb. 1770). Endlich ließ Graf Rumjänzoff den tatar. Originaltext drucken (Kasan 1825).

Dschiockjakarta (Dschuckschukarta, Jakarta), Hauptstadt des unabhängigen Reichs auf Java (sundische Insel), liegt in der Provinz Matarem, am Mantienkan; hat Kanonengießerei, von hohen Mauern eingefaßten Pallast (Krattan), der mehre Paläste in sich schließt, in deren mittelsten man durch einen, unter einem See hingehenden unterirdischen Gang gelangen kann; Ew. 90.000. In der Nähe ein niederländisches Fort.

Du (deutsche Sprache), persönliches Fürwort der 2. Person. Der Gebrauch des Du als Anrede einer Person (nicht mehre) ist eigentlich in der Vernunft gegründet und kommt bei allen alten Völkern bis ungefähr ins 9. Jahrh. ausschließend vor, setzt aber jetzt Vertraulichkeit, untergeordnete Verhältnisse, Grobheit oder heftigen Zorn, der alle Rücksichten vergißt, voraus. Zuerst wurden die Geistlichen durch Ihr angeredet. Das Ihr griff im conventionnellen Leben nach und nach in ganz Europa so um sich, daß z. B. die Engländer thou (du) meist nur verächtlich, und in der Dichtersprache brauchen, die Franzosen Jedermann, selbst Gott, der über alle Rücksichten erhaben ist, durch vous anreden und die Niederländer gar nicht mehr dutzen. Ohne Ansehung der Personen dutzen noch nach alter Art die Tiroler, und bei den Quäkern gehört es zu ihren Glaubensartikeln. Es ist übrigens ganz zweckmäßig, daß in einer Welt, wo es unmöglich ist, Jedermann in gleichem Grade zu lieben, Gradationen der Vertraulichkeit oder, wie man will, auch der Entfernung in der Anrede an eine dritte Person eingeführt sind, und das Du sollte eigentlich nur den innigsten Verhältnissen aufbehalten seyn.

Dualismus, überhaupt diejenige philosophische Ansicht, nach welcher man auf zwei ursprüngliche Prinzipien, das Ideale (Wissen) und das Reale (Seyn), oder auf eine denkende und materielle Substanz das Wesen aller Dinge zurückführt; daher ist der psychologische Dualismus die Annahme zweier Thätigkeitsprinzipien im Menschen, eines materiellen, Körper, und eines immateriellen, Geist. Inwiefern er das Wesen der Dinge an sich zu bestimmen wagt (indem er das Wesen der Körperwelt an Ausdehnung und Bewegung, und das der Geisterwelt in Vorstellen, Denken, Empfinden und Begehren setzt), heißt er transscendent oder metaphysisch-psychologisch; inwiefern er aber Leib und Seele bloß als Erscheinungen unterscheidet, so daß jener als Gegenstand des äußern Sinnes und als Prinzip der innern Thätigkeiten des Menschen betrachtet wird, heißt er anthropologisch oder empirisch-kritisch, weil er sich bloß an Dasjenige hält, was Erfahrung und Kritik des Erkenntnißvermögens lehren. Dem Dualismus steht entgegen der Monismus, welcher nur Ein Thätigkeitsprinzip annimmt. Dieser ist entweder spiritualistisch, der für dieses Eine Prinzip den Geist, oder materialistisch, der für dasselbe den Körper hält. 2) Dualismus ist ferner die uralte Lehre, nach welcher man zwei höchste Grund- oder Urwesen, ein gutes und ein böses, annahm, die mit einander in einem steten Kampf begriffen wären; sie ist

Digitized by Google

der Grundgedanke des Zoroasterschen Systems und später von Manes weiter ausgebildet; vgl. Manichäismus. — 3) In der Theologie die Lehre, welche nur Einigen (Auserwählten) die Seligkeit, allen Uebrigen die Verdammniß zuspricht; Dualist, der sich zu einer dieser Ansichten bekennt.

Dubbeltje (Dublichen, Doppelchen, Numism.), holländische Silbermünze von 9löthigem Silber, gilt 2 Stüver oder 16 Pf. C. M. Sie ist oft so dünn und scharf, daß sich die gemeinen Holländer zuweilen damit zum Schneiden in das Gesicht herausfordern.

Dubboi, 1) Staat im Distrikte Jumpaneer in den Besitzungen des Guicowar, gehört nebst 84 Dörfern einem Marattenfürsten. 2) Hauptstadt desselben, sonst sehr blühend und reich, befestigt (das Diamantenthor von 320 Schritten Länge, Thürme und Mauern von lauter Quaderstücken); hat jetzt 40.000 Ew., welche Weberei und Viehzucht treiben; leidet viel durch Ueberschwemmungen.

Düben, Stadt im bitterfelder Kreise des Reg.-Bez. Merseburg, preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Mulde, mit 312 H. und 2450 Einw., die Leinweberei, Gerberei, Brennerei und Handel mit Getreide, Holz und Vieh treiben. Sitz eines Rent- und Gerichtsamtes. Nahe bei der Stadt fängt die Dübensche Haide an, eine flache, sandige, mit Haidekraut bewachsene, doch auch mit Nadelholz durchzogene Landstrecke von 4 Stunden in der Länge und ebenso breit.

Dubicza (Dubitza), türkische Stadt und Festung an der Unna, in dem Beglerbegh und Sandschack Bosna; hat angeblich 6000 Ew.

Dubienka, Ort unweit des Bugs in Galizien. Hier die letzte Waffenthat des Königreichs Polen, indem Kosziusko sich hier am 17. Dec. 1792 mit 4000 M. gegen 18.000 Russen mit Vortheil schlug und erst, nachdem er durch das neutrale östreichische Gebiet umgangen war, sich zurückzog.

Dublin (irisch Balacleigh), Hauptst. des Königreichs Irland und der Grafschaft Dublin in der Provinz Leinster; liegt 11° 21′ 10″ L. 53° 21′ 11″ Br. am Liffey, welcher die Stadt in 2 Theile trennt, 7 Brücken trägt (worunter die Esser-, die Königin-, die Carlile- und die eiserne Wellingtons-Brücke die vorzüglichsten) und beim Ausfluß in die See einen großen Hafen bildet, der einen mit großen Kosten aus Granitsteinen aufgeführten, 30 Fuß breiten und über eine engl. Meile in die See laufenden Damm, 5 Docken und an seinem äußersten Ende einen Leuchtthurm hat. Dublin ist eine der schönsten Städte Europa's, mit großentheils breiten, regelmäßigen, vortrefflich gepflasterten und des Nachts erleuchteten Straßen, (worunter besonders die ½ engl. Meile lange, prächtige Hauptstr. Sackville), hohen, zierlich gebauten Häusern und schönen Plätzen. Unter den letztern zeichnet sich Stephans-Grün, St.-Stephens-Green aus, ein viereckiger Platz, davon jede Seite 1000 Fuß lang, und der mit der bronzenen Bildsäule Georgs II. geziert ist. Nur die Liberty, der kleinere Theil der Stadt worin die Hefe des Volkes wohnt, hat hüttenähnliche Häuser und gewährt einen unangenehmen Anblick. Die Stadt zählt mit den 6 Vorstädten, 24.000 H., in welchen gegen 245.000 Menschen wohnen. Es gibt 52 Kirchen und Bethäuser für 15 christliche Bekenntnisse, worunter mehre, nebst einer Kathedrale für die hier sehr zahlreichen Katholiken. Die schönsten Gebäude sind: das Schloß, wo der Vicekönig wohnt; der Pallast des Herzogs von Leinster; das (Dreieinigkeit-) Tri-

Digitized by Google

nity-College, ein schönes Gebäude von großem Umfange, worin 300 Studenten wohnen; das vormalige Parlamentshaus, jetzt die Bank, ein großes, mit prächtigen Säulen umgebenes Gebäude; das Rathhaus; das Zeughaus; das Zollhaus; die prächtige Börse; das Invalidenhaus und die von Quadersteinen erbauten großen Casernen, welche 6000 M. fassen können. Von Statuten nennen wir noch: die Wilhelms III., Georgs I., Nelsons Säule, Wellington's Trophäen. Dublin ist der Sitz des Vicekönigs oder Statthalters mit seinem Geheimen-Rath und den 4 hohen Tribunalen, eines Erzbischofs der engl. Kirche (dessen Kathedrale St.-Patrick mit Bibliothek von 25.000 Bdn.) und eines der Katholiken, des Admiralitätsgerichts u. s. w. Sie hat eine 1420 gestiftete und von der Königin Elisabeth 1594 erneuerte Universität u. d. N. Trinity-College, welche vorzügliche Staatsmänner gebildet hat, da ihr System weniger pedantisch ist als das zu Oxford und Cambridge. Den meisten Einfluß auf ihre Bildung hatte die Historical society, welche die Mitglieder der Universität unter sich gestiftet hatten. Jetzt hat man diesen Verein aufgehoben, weil er den Debattirgeist zu sehr erregte. Das Trinity-College besteht aus einem Propst (Provost), der 3000 Pf. St. Eink. und eine prächtige Wohnung hat, 7 ältern Fellows (jeder hat einen Jahrgehalt von 2000 Pf.), 16 jüngern Fellows, welche Lehrer und Führer (tutors) der Studenten sind und dafür bezahlt werden, 70 Scholars, die freie Wohnung und einen kleinen Gehalt haben, und etwa 1500 Studenten, die, um aufgenommen zu werden, ein Examen und dann vierteljährlich ein Examen bestehen müssen. Die 1821 für den Unterricht zu zahlende Summe betrug ungefähr 15.000 Pf. Noch gibt es auf dieser Universität 30 Stipendiaten (Sizars). Auch nimmt diese Hochschule Dissenters auf, welche von den engl. Universitäten ausgeschlossen sind. Ihre Bibliothek ist 70.000 Bdn. stark. Die irische Akademie, die Kirwian society für Mineralogie, Dublin society mit Bibliothek, dem Museum Lesceanum etc., die Malerakademie, der 22 Acres große botan. Garten, die Farming society für Ackerbau, mit zwei großen Anstalten, das Collegium für Wundärzte und Physiker, ferner 85 Schulen, unter andern für Soldaten-, Matrosenkinder u. s. w. Zahlreich sind die milden Stiftungen; z. B. Hospital Blüecoat, ein Erziehungs- und Waisenhaus, beide mit herrlichen Gebäuden, Findlingshaus, das Hospital Kilmainham für Seeleute und Krieger, Vaccinationshaus, Taubstummenanstalt, Arbeitshäuser u. v. a.; mehre Vereine zu wohlthätigen Zwecken, als Missionsgesellschaften. Unter vielen Manufakturen treiben wenige ihr Geschäft ins Große. Die vornehmsten bestehen in Seide, Baumwolle und Leinwand; auch gibt es viele Branntwein- (Whisky-) Brennereien. Dublin ist der Mittelpunkt des irländischen Handels. Ausgeführt werden Leinwand, Getreide, Fleisch, Butter, Talg, wollene und baumwollene Waaren ꝛc.; eingeführt werden Spezereien, Weine, Kunstwaaren. Vergnügungsörter sind: 4 Theater, eine Musikhalle, schöne Allee (Circular Road) um die fast cirkelförmig gebaute Stadt, Phönixpark, eine Anlage von großem Umfang. Canäle von Dublin sind: der königl., von Dublin bis Tarmonbury an den Shannon; und der große, welcher sich bei Robertstown in 2 Arme theilt, deren nördlicher zum Shannon Harbour, der südliche zum Barrow geht. Dublin ist der Geburtsort der Dichter John Denham, John Swift, Thomas Parnell, John Cunningham, Richard Steele, des Redners Brinsley Sheridan u. a. berühmter Männer. —

Digitized by Google

Die Grafschaft Dublin (14 QM. mit 348.000 Einw.), am Meere liegend, hat einen flachen und steinigen, an den Flüssen fruchtbaren Boden, welcher vom Liffey, Dodder, dem großen und königl. Canale bewässert wird und ein feuchtes Klima hat. Man gewinnt besonders Hafer, Kartoffeln und Gemüse, Austern und mancherlei Fische. Man brennt, aus Mangel an Holz, Stroh und Mist.

Dublone, spanische Goldmünze von 2 Pistolen oder Doppien, ungefähr 5 Thlr. 3—4 Gr.

Dubno, Stadt im russ. Gouvernement Wolinski, an der Irwa, hat in 1330 Häusern 6600 Einw., worunter viele Juden; schlecht gebaut. Hier werden seit 1774 die Contracte der Umgegend geschlossen und Messen gehalten.

Dubois (Guillaume), Cardinal, erster und unumschränkt herrschender Minister des Herzog von Orleans, Regenten von Frankreich, war der Sohn eines Apothekers, geboren 1656 zu Brive la Gaillarde, einem kleinen Städtchen der Provinz Limousin, kam 12 Jahre alt nach Paris, und erhielt, nachdem er im Collegium St.-Michel studirt hatte, die Stelle eines Hauslehrers. Er wurde mit dem Unterhofmeister des Herzogs von Chartres, dem Herrn v. St.-Laurent, bekannt, der sich, als er schwach zu werden anfing, von Dubois unterstützen ließ. Dubois wußte sich bald die ganze Zuneigung seines Zöglings zu erwerben und wurde nach St.-Laurent's Tode an dessen Stelle gewählt. Von nun an spielte er zwei Rollen, die eines Erziehers und die eines Gelegenheitsmachers für die Ausschweifungen des jungen Herzogs. Ludwigs XIV. wünschte diesen seinen Neffen mit seiner legitimirten Tochter, dem Frl. de Blois, zu vermählen. Monsieur, Ludwigs Bruder, war nicht abgeneigt, aber dessen Gemahlin zu stolz für diese Ehe. Dubois sollte sie und den jungen Prinzen dafür gewinnen. Es gelang seiner Schlauheit, und sein Lohn war die Abtei St.-Just in der Picardie. Ludwig, der seine Talente kennen gelernt hatte, erlaubte ihm, sich nach London zum franz. Gesandten zu begeben. Hier wußte sich der Chevalier Dubois durch Saint-Evremont wichtige Bekanntschaften zu verschaffen. Besonders schloß er sich an den Lord Stanhope an, dessen Freundschaft die Quelle seines fernern Glücks wurde. Dubois kehrte nach Frankreich zurück und wurde, unter dem bescheidenen Titel eines Secretairs, der geheime Rath des Herzogs von Orleans und Vorsteher des herzogl. Hauses. Er kämpfte hier glücklich mit vielen Hindernissen und Feinden. 1715 übernahm der Herzog die Regentschaft, und jetzt wagte der ebenso ehrsüchtige als schlaue Dubois die ausschweifendsten Hoffnungen zu nähren. Aller Gegenwirkungen der einflußreichsten Personen ungeachtet erhielt er vom Herzoge die Ernennung zum Staatsrathe. Da die Ränke des spanischen Hofes, den damals der Cardinal Alberoni leitete, den Herzog beunruhigten, und dieser auf mächtige Verbündete bedacht war, richtete Dubois seine Blicke auf England und e. bot sich zu geheimen Unterhandlungen. Hier half ihm seine Bekanntschaft mit Lord Stanhope. Er wußte Georgs I. Abneigung gegen die Person des Regenten zu überwinden und brachte die dreifache Allianz von 1718 zwischen Frankreich, England und Holland zu Stande. Man hat behauptet, Dubois habe sich an England verkauft; er ist aber unerwiesen. Er mußte sogar selbst erkaufen, um zum Ziele zu kommen. Als Lohn erhielt Dubois die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegen-

Digitized by Google

beiten. Nun strebte er auch nach den höchsten Würden der Kirche. Das Erzbisthum von Cambray wurde erledigt, und Dubois wagte es, den Regenten darum zu bitten, obgleich er noch nicht einmal Priester war. Der Regent erstaunte über diese Kühnheit; allein als der König von England sich selbst für Dubois verwandte, erhielt dieser an einem Morgen alle Weihen der Kirche und nach wenigen Tagen das Erzstift. Auch den Cardinalshut wußte er durch die schlauesten Mittel zu erlangen, und ließ sich nun 1722 zum Premierminister erklären. Seine Macht hatte keine Grenzen mehr; aber grenzenlose Ausschweifungen brachten ihn früh an den Rand des Grabes. Er konnte kaum noch gehen und in den Wagen steigen, und doch setzte er sich einst, um der militairischen Ehrenbezeigung zu genießen, bei einer Musterung zu Pferde; allein er zog sich einen innern Schaden zu, woran er den 10. Aug. 1723 starb. Der Herzog von St.-Simon hat folgendes treue Bild von ihm entworfen: „Dubois war ein kleiner, magerer, schmaler Mann mit einer Luchsmiene. Alle Laster: Treulosigkeit, Geiz, Wollust, Ehrsucht, die niedrigste Schmeichelei, stritten sich in ihm um die Oberherrschaft. Er log so, daß er selbst noch leugnete, wenn man ihn auf der That ertappt hatte. Trotz eines erkünstelten Stotterns, woran er sich gewöhnt hatte, um Zeit zu haben, Andre zu durchschauen, würde seine belehrende, geschmückte, angenehme Unterhaltung ihn sehr beliebt gemacht haben, wenn nicht ein Dunst von Falschheit seiner Heiterkeit das Erfreuende benommen hätte. Uebrigens arbeitete er, seines großen Hanges zu Ausschweifungen ungeachtet, außerordentlich. Sein Vermögen war ungeheuer, und seine Einkünfte beliefen sich in die Millionen. Sein Andenken war verhaßt und verspottet. Seine Grabschrift selbst ist eine Satyre, denn nach Aufzählung aller Aemter und Würden heißt es: „Solidiora et stabiliora bona, viator, mortuo precare!“ — 2) Jean Baptiste, geb. zu Jancigny in Bourgogne 1753, studirte zu Paris, schrieb daselbst schon in früher Zeit: „Tableau des progès de la physique, de l'histoire naturelle et des arts“ (1771, 8.), erhielt kurz darauf einen Ruf an die Cadettenschule zu Warschau, wurde vom König Stanislaus Augustus zu mehren wichtigen Geschäften gebraucht, kehrte aber bald wieder nach Frankreich zurück, und starb zu Moulins 1808. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Essai sur le commerce du midi de la France“ (1804, 8.), „Essai sur l'hisoire litteraire de la Pologne“ (Berlin 1778, 3.), „Notice historique sur la vie et les travaux de Malesherbes“, u. a. m.

Dubos, Du Bos (Jean Baptiste), geb. zu Beauvais 1670; studirte daselbst und zu Paris, wurde 1693 in dem Bureau der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und mit Besorgung wichtiger Geschäfte in Deutschland, Italien, England und Holland beauftragt. Auf diesen Reisen sammelte er schätzbare Erfahrungen über die Künste, welche er in seinen „Réflexions sur la poésie, la peinture et la musique“ (Par. 1719, 6. Aufl. 1755, übers. von Funk 1759 u. mehrm.), einem Werke niederlegte, das seinen Ruhm gründete. Er stellt darin als Grundlage seiner Theorie das Bedürfniß auf, welches jeder Mensch fühlt, seine Gemüthskräfte zu beschäftigen und seine Empfindungen in Wirksamkeit zu setzen. Nach seiner Zurückkunft erhielt er ein Kanonikat, eine Pension und 1722 die Stelle eines beständigen Secretairs der französischen Akademie. Als Geschichtschreiber hat er sich durch seine „Histoire de

Digitized by Google

le ligue de Cambrai" (Paris 1721, 2 Bde., 12.) und seine „Histoire critique de l'établissement de la monarchie française dans les Gaules" (Amsterdam 1743, 2 Bde., 4. und 12.) ausgezeichnet. Er st. zu Paris 1742. Voltaire zählt ihn zu den Schriftstellern, welche das Jahrh. Ludwigs XIV. verherrlicht haben.

Dubossary, Stadt im russischen Gouvernement Cherson, Kreis Tiraspol, am linken Ufer des Dniester, auf der Straße, die von Jassy nach dem Gouvernement Nicolajew und ins südliche Rußland führt, mit 300 Häusern, 1650 Einw., Moldauern, Griechen, Bulgaren, Juden, Russen; 2 griechische Kirche, eine Synagoge, Hauptzollamt, Handel mit Getreide, Pferden, Schafen, Rindvieh, Häuten, Butter, Talg ꝛc. nach Polen, der Moldau und dem schwarzen Meere.

Dubowa, Dorf in der banatischen Militairgrenze in Oberungarn, 4 Stunden von Alt-Orsowa, an der hier sehr zusammengedrängten Donau, in dessen Nähe die berühmte Veteranihöhle, im Berge Tamantisches, 200 Fuß im Umfang, ein Paß gegen die Donau durch die Vertheidigung des Generals Veterani 1693 und des Majors Stein 1788 merkwürdig. Der Eingang ist mit Gesträuch bedeckt und hat 2 bis 3 Schuh in der Weite, durch eine Oeffnung von 8 Schuh im Durchmesser auf dem Berge fällt einiges Licht hinein. Die Höhle kann 400 Menschen fassen.

Dubowka, Stadt an der Olenka und Wolga im Kreise Kamyschin, Gouvernement Saratow (asiatisch Rußland); hat 1300 Einw.; war Hauptsitz der dubowkischen Kosaken, neuerlich an den Kaukasus versetzt.

Dubrowna, Stadt im russ. Gouvernement Mohilew, am Dnepr, mit 2400 Einw., 4 griechische und eine katholische Kirche, Fabriken von Landtuch, Plüsch, Chalons und gestreifter Leinwand, die über 3000 Menschen beschäftigten, beträchtlichem Holzhandel und 4 Jahrmärkten.

Ducange, s. Dufresne.

Ducaten, in der Schweiz Schildfranken, eine Goldmünze, die in der Mitte des 12. Jahrh. in Italien entstand und sich nachher über ganz Europa verbreitete. Die ersten ließ Herzog (Duca) Roger II. von Apulien 1140 prägen, mit dem Bilde Christi und der Umschrift: Sit tibi, Christe, datue, quem tu regis iste ducatus, wovon die Münze den Namen erhielt. Mit derselben Umschrif ward in Venedig und um 1300 in Genua nachgeahmt. Um 1365 folgten seit Ludwig dem Großen die ungrischen Ducaten, welche die Venetianer Ongri nannten. In deutschen Münzedicten wird der Ducaten erst 1559 gedacht, und damals war nur den Reichsständen, die Goldgruben hatten, erlaubt, Ducaten zu prägen; doch sind sie von allen Reichsständen ausgeprägt worden. Die portugiesischen und spanischen Ducaten kamen im 15. Jahrhunderte auf, wurden aber im 16. nicht mehr geprägt. Später entstanden die holländischen, dänischen, schwedischen, polnischen, russischen und türkischen Ducaten. Ihr früher anders bestimmter Werth vergleicht sich neuerlich fast überall mit 2 Species; die dänischen werden zu 2 Thlr. 2 gl., seit 1757 zu 2 Thlr. 6 gl., die russischen zu 2 Thlr. 18 gl., die schwedischen zu 2 Thlr. 19 gl., die hamburger zu 2 Thlr. 19 gl. 6 pf., die holländischen zu 2 Thlr. 20 gl., und die kremnitzer zu 2 Thlr. 20 gl. 6 pf. geschätzt. Man hat auch halbe, Viertel- und Achtelducaten, Zwölftelducaten zu 6 gl. (z. B. vom Kaiser Leopold I. 1692), Sechszehn-

Digitized by Google

und Zweiunddreißigsten-Ducaten (z. B. die regensburger Linsenducaten); ferner Doppelducaten, vierfache (Excellent), und Goldstücke von 5, 6, 8 und 15 Ducaten. Die wichtigsten Sorten sind: der holländische Ducaten, der auf dem Avers einen geharnischten Mann mit einer Feldbinde, in der Rechten ein Schwert, in der Linken ein Pfeilbündel hat, mit der Jahrszahl und der Umschrift: Concordia res parvae crescunt. Hol. und auf dem Revers: Mo. Ord. Provinc. Foeder. Belg, Ad. Leg. Imp. in einem mit Arabesken verzierten Quadrate. Das Gold ist 23 Karat 7 Grän fein; 67 gehen auf die rauhe, 18$^1/_{10}$ auf die feinste kölnische Mark. Der Landesswerth ist 5 holländische Gulden und 5 Stüber, oder 2 Thlr. 20 gl. Conv., und das gewöhnliche Agio 4 gr. Keine Münze ist von falschen Münzern so häufig nachgeahmt worden als diese, besonders dah es in Graubünden dergleichen Fabriken. Der kremnitzer oder ungrischer Ducaten hat auf dem Avers das kaiserliche Bild in ganzer Figur, stehend, mit dem kaiserlichen Mantel, Scepter und Reichsapfel in den Händen, daneben C. H. oder K. B. und in der Umschrift den kaiserlichen Namen und Titel; und auf dem Reverse die gekrönte Mutter Gottes mit dem Christuskinde im Arm, ein Scepter in der Rechten, mit Flammen und Strahlen umgeben, auf Wolken sitzend, den Fuß auf dem Sichelmonde ruhend, unter dem das kleine ungrische Schild steht; mit der Umschrift: Patrona regii Hungariae, und der Jahrzahl. Die kremnitzer sind unter allen neuern Ducaten die besten. Das Gold ist 23 Karat 9 Grän fein, das Gewicht 36 Gran; 67 gehen auf die kölnische Mark. Der Werth ist 4 Gulden 30 Kr. Silbergeld, oder 2 Thlr. 21 gl. Conv. Der östreichische, kaiserliche Reichsducaten hat auf dem Avers das kaiserliche Brustbild und den Namen in der Umschrift; auf dem Revers den gekrönten doppelten Reichsadler mit den Reichsinsignien, im Brustbilde die Wappen verschiedener Provinzen und in der Umschrift die Fortsetzung des Titels. Das Gold ist 23 Karat 8 Grän fein, und der Werth ist 2 Thlr. 10 gl. 6 pf. Conv. Von demselben Gepräge gibt es auch halbe, doppelte, vierfache, fünf- und zehnfache Reichsducaten. Unter den sächsischen Ducaten sind die sogenannten Sophien-, auch Kinder, und Dreifaltigkeitsdukaten, welche die fromme Kurfürstin Sophia, Christians I. Gemahlin, 1616 zum Geburtstage ihre ältesten Sohnes, Johann Georg I., prägen ließ, die bekanntesten. Wegen der Umschrift: „Wohl Dem, der Freude an seinen Kindern erlebt", auf der Reversseite, wurden sie häufig auch außer Landes als Pathengeschenke oder bei ähnlichem Anlasse gesucht und daher fortwährend nach dem sehr selten gewordenen Originale ausgeprägt. Gesucht waren lange Zeit die unter König Matthias Hunhiades (1457—85) in Ungarn sogenannten Rabenducaten. Sie zeigen auf der Hauptseite den heil. Ladislaus, in der rechten eine Streitart, in der linken meist einen Reichsapfel, mit der Umschrift: S. Ladislaus Rex; auf der Rückseite: ein quadrirtes Wappen, in dessen einem Felde das Geschlechtszeichen der Corvinen, ein Rabe mit einem Ringe im Schnabel, umher: Matthias D. G. Rex Hungariae. Der Rabe, der auch auf denen sich findet, wo das Wappen durch die Mutter Gottes ersetzt ist, wurde durch eine Sage erklärt, welche der Geschichte mit der diebischen Elster sehr ähnlich klang. Diese Ducaten theilten aber in der Meinung unserer Vorfahren den Ruf der Rosenobel und ähnlicher Münzen. Man traute ihnen Amuletkräfte zu, und glaubte sie wirksam bei mancherlei Krankheiten, besonders der Wöch-

Digitized by Google

nerinnen und Kinder. — Die Hirschducaten, die man zuweilen erwähnt findet, waren hessen darmstädtische Jagdprämien von 1740, auf denen ein jagdgerechter Hirsch, sowie auf den Schweinsducaten ein wildes Schwein dargestellt ist. Der Landgraf Ludwig III. ließ beide Arten zu demselben Jagdfeste schlagen.

Ducato ist eine Gold- und Silbermünze in Italien. Ducato d'oro, eine Goldmünze in Neapel, ward nach den Silberducaten ausgeprägt von gewöhnlicher Ducatengröße zu 2 Ducati, von Louisd'orgröße zu 4 Ducati und von Doppellouisd'orgröße zu 6 Ducati, wie auch die Unterschrift D. 2, D. 4, D. 6 andeutet. Der Ducato di Regno, eine Silbermünze im Königreiche beider Sicilien von Thalergröße, hat auf dem Avers das königliche Brustbild, den Namen und Titel, und auf dem Revers das gekrönte Reichswappen mit der Fortsetzung des Titels. Der Werth ist verschieden; um 1684 galt er 1 Thlr. 10 gl., um 1715 1 Thlr. 6 gl., und seit 1784, wo er nur 13 Loth 6 Grän fein hielt und wovon $10^{7}/_{10}$ auf die robe, $12^{3}/_{10}$ auf die feine Mark geben, 1 Thlr. 2 gl. Conv. Der Ducato corrente di Venetia, effetivo, eine ältere venetianische Silbermünze von Thalergröße. Das Silber ist 13 löthig, der Werth 1 Thlr. 2 gl. Conv. Das Ganze gilt in Venedig 6 $^{1}/_{3}$ Lira, oder 24 Grossi, oder 124 Soldi, der halbe 12 Grossi, oder 62 Soldi, d. i. 13 Gr. Conv.; das Viertel 6 Grossi, oder 32 Soldi, d. i. 6 gl. 6 pf. Conv. Der Ducato della Sela (d. i. Seidenducaten, vom seidenen Mantel des heil. Martin) oder Scudo d'argento, eine thalerförmige Silbermünze der ehemaligen Republik Lucca, gilt 7 Lira 18 Soldi, oder 1 Thlr. 13 gl. Conv.

Ducaton, Bajoire (Prinzenthaler, Dicketonne), Silbermünze der vormals östreich. Niederlande, die der Erzherzog Albert mit seiner Gemahlin Isabella von Spanien seit 1598 neben den Albertusthalern ausprägen ließ, von denen sie sich durch den Mangel des burgundischen Kreuzes und das doppelte Brustbild (daher ihr Name Bajoires) unter scheiden. Es gingen $7^{1}/_{4}$ Stück auf die rauhe, $8^{2}/_{3}$ auf die feine Mark. Ihr Werth beträgt 1 Th 18 gl. Conv. Die unter den folgenden Erzherzogen geprägten heißen Prinzenthaler. In Holland gelten sie 3 Gulden 3 Stüber, oder 63 Stüber, d. i. 1 Thlr. 17 gl. Conv.

Duchesne (André), lat. Duchenius, der Vater der französischen Geschichte, geb. 1584 zu Isle Bouchard in Touraine, studirte zu London und Paris, wurde königl. Geograph und starb 1640. Unter seinen zahlreichen schätzbaren Werken ist von vorzüglicher Wichtigkeit die große Sammlung französischer Geschichtschreiber in 5 Folianten; außerdem noch viele genealogische, die Geschichte Frankreichs erläuternde, Werke. Sein Sohn François, geb. zu Paris 1616, war ebenfalls königlicher Historiograph, starb 1693 und hat sich durch die Herausgabe mehrer Werke seines Vaters und durch seine eigenen historische Schriften ansehnlichen Ruhm erworben.

Duchoborzy, s. Griechische Kirche.

Ducis (Jean François), dramatischer Dichter, bekannt durch seine Bearbeitungen mehrer Stücke von Shakspeare, geb. um 1732 zu Versailles, trat spät als Schriftsteller für die Bühne auf. Sein erstes Stück „Amelise", machte so wenig Glück als viele folgende. Desto mehr Aufmerksamkeit erweckte sein „Hamlet", das erste Shakspeare'sche Stück, welches auf die franz. Bühne kam. Diese Nachbildung aber sowohl als

Digitized by Google

die nächstfolgende: „Romeo und Julie", und die spätern, wurden dem franz. Volksgeschmacke so ganz angepaßt, und der Gang der Handlung in einigen so ganz verändert, daß zuweilen nur der Titel an das Urbild erinnert; allein eben deßwegen fanden diese Bearbeitungen in Frankreich desto größern Beifall. Später versuchte er in seinem „Oedipus bei Admet" die Griechen nachzuahmen, kehrte aber bald zu Shakspeare zurück und bearbeitete nach und nach „Lear", „Macbeth", „Othello" u. a. Stücke. Unter seinen eignen Arbeiten zeichnet sich „Abufar oder die arabische Familie" aus. Sein Styl ist zuweilen hart, aber edel und voll tragischer Würde. 1778 ward er an Voltaire's Stelle in die Akademie gerufen. Dann ward er als Secretair bei Ludwig XVIII. angestellt. Er blieb diesem unter allen Verhältnissen treu und lehnte unter Napoleon die 40.000 Fr. jährl. eintragende Stelle eines franz. Senators und das Kreuz der Ehrenlegion ab, zu einer Zeit, wo er fast darben mußte. Die Rückkehr Ludwigs XVIII. versüßte sein Alter. Höchst entzückt war er, als der König ihm bei der ersten Audienz einige seiner Verse recitirte. „Ich bin glücklicher", sagte er, „als Boileau und Racine; sie recitirten ihre Verse Ludwig XIV., mir recitirt der König die meinigen". Er starb den 31. März 1816 zu Versailles. Seine „Oeuvres" erschienen 1819 zu Paris in 3 Bdn. Campenon gab 1824 zu Paris „Lettres sur la vie, le caract. et les écrits de J. F. Ducis" heraus. Ducis vereinigte das Schreckliche von Dante und Shakspeare mit dem Lieblichen von Horaz und Geßner. In seinem Wesen war er einfach, gutmüthig, kindlich, ein Lamm; aber ein Löwe, wenn man ihm Etwas zumuthete, was gegen seine Rechtlichkeit war.

Duclos (Charles Pineau), königl. franz. Historiograph, geb. zu Dinant 1701, erhielt zu Paris eine vortreffliche Bildung und zeichnete sich frühzeitig durch seine Talente aus. Er studirte mit dem regsten Eifer die Wissenschaften und erlangte bald durch seine gelehrten Kenntnisse eine solche Celebrität, daß ihn die Akademie der Inschriften 1739 und 1740 die franz. Akademie zu ihrem Mitgliede und letztere zu ihrem beständigen Sekretär ernannte. 1744 hatte ihn seine Vaterstadt zu ihrem Maire erwählt, obschon er in Paris wohnte; so groß war die Achtung seiner Mitbürger gegen ihn. Einen großen Triumph feierte er 1755, als nämlich die Bretagne'schen Stände zur Belohnung ihres Eifers für das Wohl der Monarchie, den Befehl erhielten, Diejenigen aus ihrer Mitte zu nennen, welche sich der königlichen Gnade am würdigsten gemacht hätten, und da wurde Duclos einstimmig mit unter diese Zahl gerechnet und in den Adelsstand erhoben. Er starb 1772, den Ruhm eines ausgezeichneten Dichters, Geschichtschreibers und Sprachforschers hinterlassend. Unter seinen vielen sehr schätzbaren Werken sind: „Confessions du Compte de B * *" (1741 12.), ein anziehender Roman; „Mémoires sur les moeurs du 18me siècle (1751, 12.), ein Werk voll feiner und treffender Bemerkungen, besonders über das schöne Geschlecht und die Liebe. Seine „Considér. sur les moeurs de ce siècle" (1749, 12.) in Bruyère's Manier, sind voll geistreicher, treffender Charakterzeichnungen und tiefer Menschenkenntniß. Seine „Mémoires secrets sur les regnes de Louis XIV et XV. sind von großem historischem Werth (Deutsch v. Huber, Berl. 1791). Auch hat er sich in s. „Remarques sur la grammaire générale de Portroyal" (1764, 12.) als Sprachforscher ausgezeichnet. Duclos's sämmtliche Werke erschienen zu Paris 1800 in 10

Digitized by Google

Bdn. 8vo. In den anziehenden „Mémoires de Madame d'Epinay" (1818) lernt man Duclos's Charakter von einer nicht günstigen Seite kennen.

Ducray-Dumenil (François Guillaume), geb. 1761, ein fruchtbarer französischer Romanschriftsteller, starb 1819. Seine bekanntesten Romene sind: „Lolotte et Fanfan", deutsch von Schmidt, Liegnitz 1789—90; „Victor ou l'enfant de la forêt", 4 Thle., 1796, deutsch von J. v. Oertel, 2 Thle., Leipz. 1798; „Coelina ou l'enfant du mystère", 5 Thle., 1798, deutsch von ebend., 3 Thle., 1800; „Nouveaux contes de fées", 1818, 4 Thle., u. a. m.

Du-Deffand (Marie de Vichy Gamrond, Marquise), geb. 1697 aus einer edeln Familie in Bourgogne und erzogen in einem Kloster zu Paris, entwickelte schon in zarter Jugend liebenswürdige und glänzende Eigenschaften. Ihre Aeltern verheiratheten sie 1718 an den Marquis Du-Deffand; als aber der Tod ihrer Großmutter ihr eine Rente von 4000 Livres verschafften, ließ sie sich von ihrem Gatten scheiden. Man beschuldigte sie, eine Zeitlang der Gegenstand der Leidenschaft des Regenten, Herzog von Orleans, gewesen zu seyn. An dem glänzenden Hofe der geistreichen Herzogin von Maine zu Sceaux kam sie mit Voltaire, Polignac, Fontenelle, La Motte, Madame de Lambert, Mademoiselle Delaunay in nahe Berührung. Doch mehr noch von den Reizen der Hauptstadt angezogen, suchte sie hier den Umgang der größten und ausgezeichnetsten Schriftsteller des In- und Auslandes, die sie in ihrem Hause versammelte. Diderot, Madame Duchatelet, die Herzogin von Boufflers, Henault (mit dem sie bis an seinen Tod, 1770, in engem Verhältniß lebte), die Herzoginnen von Gramont und Chaulnes, der Herzog von Choiseul, David Hume, Horace Walpole, Montesquieu und Andere mehr bildeten den Cirkel, in dessen Mitte die Marquise Du-Deffand durch Anmuth und Verstand entzückte. Sie ward blind, aber dieß Unglück zerstörte den Liebreiz ihrer schönen Züge nicht; der Kreis ihrer Freunde erweiterte sich, und sie war schon alt als man sie noch liebenswürdig und voll Grazie fand. Es kann nichts Reizenderes geben als ihre Briefe an Horace Walpole, die Ergüsse ihrer stillleidenden Seele gegen die gleich gefeierte Lespinasse und gegen d'Alembert. Mit der Lespinasse schloß sie einen schönen Bund der Freundschaft; sie machte ihr den Antrag, obwohl sie an Jahren ihr sehr ungleich war, als Gesellschafterin bei ihr zu leben; allein nach zehnjährigem Zusammenseyn (1764) trennten sie sich aus einer Art geistiger Eifersucht. Unter den anziehendsten Verhältnissen, in steter Verbindung mit den merkwürdigsten Menschen ihrer Zeit, und in ununterbrochenem Briefwechsel mit den Entfernten, verflossen ihr vom Tage ihrer Blindheit an noch 50 Jahre, bis im 84. ihres Lebens ein sanfter Tod sie der Erde entrückte (1780). Sie würde noch glücklicher gewesen seyn, wenn sie religiöser Gefühle fähig gewesen wäre. Ihre Briefe, Gedichte, Epigramme und andere Kleinigkeiten sind in verschiedenen Ausgaben gesammelt. Ihre Briefe an Horace Walpole erschienen 1812 in 4 Bdn. zu Paris.

Dudelsack, ein altes musikalisches Instrument, das in vielen Ländern noch häufig unter Landleuten gebräuchlich ist und ihre Tänze belebt; besteht aus einem ledernen Schlauche als Windbehältniß, woran eine Art von Schalmei befestigt ist. Durch eine Röhre bläst der Spieler Luft in den Schlauch, durch einen Druck mit dem Arm bewirkt er zugleich eine stärkere Entströmung der Luft in das Instrument, das durch

Digitized by Google

Oeffnen oder Verschließen der Tonlöcher mit den Fingern wie eine Schalmei oder Oboe behandelt wird. Noch befinden sich an dem Schlauche Schnurrwerkzeuge, oder in einem Tone fortklingende Pfeifen (Stimmen).

Duderstadt, Stadt und Sitz eines Amtes von 1250 Häusern und 6850 Einw., im hanöverschen Fürstenthum Göttingen an der Brehme, die in die Ruhme fließt, zählt 800 Häuser, hat 5000 Einwohner, eine katholische und eine lutherische Kirche, ein Ursuliner-Kloster und eine Erziehungsanstalt, Gymnasium, Waisenhaus, zwei Hospitäler, Bierbrauerei, Brantweinbrennerei, Serge- und Wollbandweberei, Tabacksfabrik, Färberei, Küchengewächse, Obst-, Hopfen- und Tabacksbau, 7 Märkte. Die Stadt gehörte seit dem 14. Jahrhundert mit dem Unter-Eichsfelde, in dem sie lag, dem Kurfürsten von Mainz, ward darauf preußisch, 1807 der Hauptort eines Bezirks im westfälischen Departement Harz und 1815 von Preußen an Hanover überlassen.

Dudley (Robert, Graf von Leicester), jüngster Sohn des 1553 hingerichteten Großadmirals Dudley, Herzogs von Northumberland, geb. zu London 1531. In den Sturz seines Vaters verwickelt, ward er doch 1554 wieder befreit. Er war ein Mann, der unter Frauenherrschaft sein Glück machen mußte; eine reizende Gestalt, ein zierlicher, geschmeidiger Hofmann, ein gewandter Schmeichler. Die Königin Elisabeth (s. d.), die ihn schon während der Gefangenschaft im Tower kennen gelernt hatte, schenkte ihm gleich nach ihrer Thronbesteigung ihre Gunst. Sie überhäufte ihn mit Ehren und Reichthum, und er hatte so viel Einfluß auf sie, daß man ihn gewöhnlich das Herz des Hofes nannte. Er war Oberstallmeister, Geheimerrath, erhielt die Herrschaften Kenilworth, Denbigh und Chirk und wurde zum Baron Denbigh, dann zum Grafen von Leicester erhoben. Er wagte es, auf Elisabeths Hand zu hoffen, wiewohl er heimlich verheirathet war, und allgemein ging das Gerücht, der Tod seiner Frau (1560) sey nicht natürlich gewesen. Der Verfasser des „Waverley" hat jenen Verdacht und die schrecklichen Umstände, die Aubrey in den „Antiquities of Berkshire" von dem Tod der Unglücklichen erzählt, in seinem Romane „Kenilworth" benutzt, obgleich er nicht selten von der Geschichte und der Ueberlieferung abgewichen ist. Leicester scheint der Vermählung der Königin mit dem Erzherzoge von Oestreich entgegengearbeitet zu haben, unter dem Vorwande, daß Verbindungen mit ausländischen Fürstenhäusern immer verderblich für England gewesen seyen, und er rief ihr das Beispiel ihres Vaters zurück, der es nicht verschmäht hatte, einer Unterthanin seine Hand zu geben. Späterhin verband sich Leicester ohne der Königin Vorwissen mit der Witwe des Lord Sheffield, aus dem Hause Douglas; aber obgleich eine förmliche Ehe geschlossen gewesen seyn soll, so wollte doch Leicester sie nie zu seiner Gemahlin erklären, ja man behauptet, er habe sie zu vergiften gesucht. Endlich zwang er sie, einen Andern zu heirathen. Auch warf man den Verdacht auf ihn, er habe sich durch Gift von seinem furchtbarsten Feinde Devereux, Grafen von Essex, befreit, mit dessen Witwe er sich verheirathete. Ein Abgeordneter des Herzogs von Anjou, der um Elisabeths Hand warb, entdeckte der Königin das Geheimniß dieser Ehe, um den Mann auf die Seite zu schaffen, den er für das größte Hinderniß der Ansprüche seines Gebieters hielt. Elisabeth schien sehr aufgebracht zu seyn und wollte ihn ins Gefängniß schicken, ließ sich aber besänftigen. Als in der Folge eine heftige Schrift den

Digitized by Google

Günstling eines Anschlags gegen die Landesverfassung und andrer Verbrechen beschuldigte, befahl die Königin ihrem Staatsrathe, jene Anklage amtlich für grundlos zu erklären, wodurch der Sturm gestillt wurde, wenn auch die Rechtfertigung Niemanden überzeugte. Leicester veranlaßte um dieselbe Zeit eine Verbindung des Adels, welch die Verpflichtung übernahm, Jeden anzuklagen, der den geringsten feindseligen Versuch gegen Elisabeth machen würde. Diese Maßregel zielte auf das Verderben der gefangenen Maria Stuart, gegen welche Leicester eine tiefe Erbitterung hegte, seit sie seine Hand, die Elisabeth treulos ihr antrug, mit Verachtung abgewiesen hatte. Elisabeth übergab ihrem Günstlinge den Oberbefehl über die Kriegsvölker, welche sie den Niederländern gegen Spanien zu Hülfe sandte. Sein Eintritt in Holland glich einem Siegeszuge, und die Niederländer ernannten ihn zum Oberbefehlshaber der vereinigten Provinzen. Die Königin war über diese ihrem Unterthan ohne ihre Zustimmung anvertraute Gewalt unwillig, der Graf aber betheuerte seine Unterwürfigkeit so demüthig, daß er leicht Verzeihung erlangte. Sein Eifer für den protestantischen Glauben und seine verschwenderische Freigebigkeit hatten ihn den Niederländern sehr beliebt gemacht; die Unfalle aber, welche die Engländer unter seiner Anführung erlitten, schwächten bald jene günstigen Eindrücke. Sein Kleinmuth und seine Unfähigkeit wurden nun offenbar, und einem so großen Feldherrn gegenüber, als der Herzog von Parma war, noch auffallender. Die öffentliche Meinung sprach so laut gegen ihn, daß er seiner Sicherheit wegen Holland verlassen mußte. Seine Anhänger ermunterten ihn zwar zurückzukehren; als er aber vergebens sich bemüht hatte, das von den Spaniern belagerte Sluys zu entsetzen, und sein muthloses Betragen allgemeine Unzufriedenheit erweckte, rief Elisabeth ihn zurück. Er hatte die Gunst der geblendeten Gebieterin so wenig verloren, daß sie ihm bald nachher den Oberbefehl über das Heer anvertraute, das die Hauptstadt gegen die spanische Armada vertheidigen sollte. Leicester starb 1588 auf seinem Landsitze. Elisabeth scheint ihm stets ihre Gunst erhalten zu haben, und man hat gerade in der Dauer ihrer Zuneigung die Bestätigung der Meinung finden wollen, daß sie nie über die Grenzen platonischer Liebe hinausgeschritten sey.

Duell, s. Zweikampf.

Duero, in Portugal Douro, ein reißender Strom in der pyrenäischen Halbinsel, der aus einem See auf dem Gebirge Urbion unweit Duruela in der spanischen Provinz Soria entspringt, Galizien und Leon durchströmt, die Grenze zwischen Portugal und Spanien macht und nach einem Laufe von 106¼ Meilen (66¼ in Spanien, 40 in Portugal) bei S.-Joao de Foß unterhalb Oporto ins atlantische Meer fällt. Er wird erst bei dem Flecken S.-Joao de Pesqueira, 16 Meilen von seiner Mündung, schiffbar und nimmt die Flüsse Tormes, Pisuerga, Esla, Adaja, Eresma, Balderaguay, Yeltes, Agueda, Ezula, Coa, Sabor, Tua, Tamega ꝛc. auf. Sein Flußgebiet beträgt 1638 QM.

Duett nennt man ein Tonstück, welches aus zwei concertirenden Stimmen besteht, diese mögen nun ganz allein, oder in Begleitung einer dritten Stimme gespielt werden, nur muß die dritte Stimme oder der Baß bloße Begleitung, die beiden Hauptstimmen aber concertirend seyn. Im engern Sinne nennt man Duett ein Tonstück, welches für zwei Singstimmen so gesetzt ist, daß beide theilweise im Vortrag abwechseln

Digitized by Google

und dann zusammengehen. Im ersteren, weiteren Sinne gibt es Duette für beinahe alle Instrumente, im engeren Sinne sind sie größtentheils den Opern und dem Oratorium eigen. Die Duette müssen fugenmäßig nach den genauesten Regeln des Contrapunkts gesetzt seyn, und der dramatische Dichter muß ein genaues Studium der lyrischen Dichtung darauf verwenden, um zu wissen, wo und welchen Personen und wann er ihnen ihre Duette in die dramatische Handlung einschaltet. Duette sind zum Theil für den Dichter und Tonsetzer die wichtigsten Partien der ganzen Oper. Man lese hierüber Rousseau's „Dictionnaire de Musique". Dem ersten Anscheine nach hält man es für ganz unnatürlich, daß zwei Personen zugleich eine Zeitlang ihre Empfindung gegen einander äußern, ohne daß die eine auf die andere Acht zu haben scheint; indessen gibt es doch Fälle, wo die Leidenschaften, besonders die von einer zärtlichen Gattung, die Gemüther dergestalt hinreißen, daß eine so überfließenden Aeußerung derselben ganz natürlich wird. Der Dichter muß das Duett unter solchen Umständen in die Handlung bringen, wo natürlicher Weise die Empfindungen von zwei handelnden Personen auf einen Grad steigen, der an das Ueberfließende grenzt. Da wird es natürlich, daß die Empfindung sich abwechselnd, bald durch wenige schwärmerische, bald bloß durch unartikulirte Worte, daß bald die eine, bald die andere Person, bald beide zugleich solche ausdrücken. Die zärtlich-klagenden Empfindungen, und wenn solche plötzlich in Freude übergehen, sind für die Duette die passendsten. Wenn der Dichter das Duett mit richtigem Gefühle geschrieben hat, so ist die Mühe des Componisten erleichtert. Alles, was die Kunst der Fuge, des Contrapunkts und des Kanons Schweres hat, findet sich in der richtigen Setzkunst eines Duett's. — Graun's Duette werden für alle Zeiten ein Muster dieser Gattung der Tonsetzkunst bleiben.

Dufresne (Charles), Herr v. Cange, einer der verdienstvollsten franz. Geschichtsforscher, war der Sprößling einer vornehmen Familie und wurde 1610 zu Amiens geboren. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er im Jesuitencollegium seiner Vaterstadt, studirte dann zu Orleans und späterhin zu Paris, wo er 1636 die Stelle eines Parlamentsadvokaten erhielt. 1645 wurde er königl. Schatzmeister zu Amiens, und als hier 1668 eine Pest wüthete, ging er wieder nach Paris, wo er sich ganz den Wissenschaften hingab. Dufresne starb 1683 und hinterließ viele merkwürdige, von tiefer geschichtlicher Forschung zeugende, Schriften, unter denen die vorzüglichsten: „Glossarium mediae et infimae graecitatis" (Paris 1668, 2 Bde. Fol.), „Glossar. med. et inf. latinitatis" (ib. 1678, 3 Bde. Fol.), edd. Benedictini e congr. S. Mauri (ib. 1773, 3 Bde. Fol.), „Suppl." D. P. Carpenterii (ib. 1766, 4 Bde. Fol.). Auszüge mit Vermehrung besitzen wir von Adelung (Halle 1772—84, 6 Bde., 8).

Dufresny (Charles Riviere), ein berühmter franz. Theaterdichter, geb. zu Paris 1648, war ein Urenkel der unter dem Namen la belle Jardinière bekannten Bäuerin, welche die Neigung Heinrichs IV. auf sich gezogen hatte, und zeigte, ohne studirt zu haben, ausgezeichnete Talente, besonders für Musik und Zeichnen. Später legte er auch eine Spiegelglasmanufaktur an. Von Ludwig XIV. erhielt er ansehnliche Pensionen, mit denen aber ein Mann, wie Dufresny war, nicht auskommen konnte. Unter den spätern franz. Lustspieldichtern glänzt er ebenfalls, und seine Stücke zeichnen sich besonders durch komische Situationen und feinen Witz

Digitized by Google

aus. Er starb, nachdem er lange zuvor die königl. Bedienungen niedergelegt hatte, den 6. Okt. 1724. Seine Werke erschienen zu Paris 1747, 6. Bde., 12.

Duguay-Trouin (René), einer der größten Seehelden seiner Zeit, geb. zu St.-Malo den 10. Juni 1672, war der Sohn eines reichen Kaufmanns und geschickten Seefahrers, wählte, obgleich zum Geistlichen bestimmt, diesen Stand und unternahm 1689, in dem damaligen Kriege Frankreichs gegen England und Holland, seinen ersten Seezug. Der dabei bewiesene Muth vermochte seine Familie 1691, ihm eine Fregatte von 14 Kanonen auszurüsten, mit der er alsbald in See stach; und, an die Küste von Irland verschlagen, bemächtigte er sich eines festen Schlosses und verbrannte mehre Fahrzeuge. Später wurde er von den Engländern gefangen und nach Plymouth gebracht; allein die Liebe einer Engländerin verschaffte ihm bald seine Freiheit. Spätere glückliche Unternehmungen zur See machten Ludwig XIV. auf ihn aufmerksam; er übersandte ihm einen Degen, und Duguay fand darin eine Aufforderung mehr, den Feinden allen möglichen Schaden zuzufügen. 1697 kam er zur königl. Marine und erhielt den Titel eines Capitains. Im spanischen Erbfolgekriege zeichnete er sich von Neuem aus, und der König erhob ihn in den Adelstand, weil er, wie es im Patente hieß, den Feinden mehr als 300 Kauffahrteischiffe und 20 Kriegsschiffe genommen habe. Durch die Wegnahme von Rio-Janeiro 1711 brachte er der Krone über 25 Millionen ein. Während der Regentschaft und unter Ludwig XV. erwarb er sich neuen Ruhm in der Levante und im ganzen mittelländischen Meere. Er starb zu Paris den 27. Sept. 1736, allgemein betrauert. Seine Memoiren erschienen zu Paris 1740, 4 Bde.

Dujardin (Charles), einer der ausgezeichnetsten holländischen Maler, geb. zu Amsterdam, war ein Schüler von Berghem, unübertrefflich in Landschaften, Thierstücken und Bambocciaden. Frühzeitig ging er nach Italien und ward Mitglied eines lustigen Vereins in Rom, in welchem er den Namen Bocksbart erhielt. Seine Gemälde fanden in Italien großen Beifall; dennoch verließ er Rom, machte zu Lyon bedeutende Schulden und sah sich genöthigt, seine reiche, aber schon bejahrte Wirthin zu heirathen, mit der er nach Amsterdam zog. Ihrer überdrüssig, verließ er diese Stadt, begab sich von Neuem nach Italien und starb zu Venedig 1678. Seine Gemälde, ausgezeichnet durch Geist, Harmonie und ein treffliches Colorit, wurden sehr theuer bezahlt, z. B. das der Charletane kaufte der König von Frankreich 1783 für 18.300 Livres.

Duisburg, 1. Kreis des Reg.-Bez. Düsseldorf, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, enthält auf 11 QM. 72.570 Einw. (40.000 Evangelische, 31.700 Katholiken, 870 Juden) in 8 Städten, einem Marktfl., 14 Dörfern ꝛc., mit 20 kathol. und 23 evangel. Kirchen, 6 Synagogen, 2 Gymnasien, einer höhern Bürgerschule, 54 evangel., 30 kathol. und 6 jüd. Schulen, und eingetheilt in 13 Bürgermeistereien. Der Rhein bildet die westliche, die Lippe die östliche Grenze des Kreises; die Ruhr durchfließt den südlichen Theil desselben. Außerdem sind hier mehre Bäche und 2 Seen. Der nördliche Theil ist eben, der südliche, von Abzweigungen des sauerländischen Gebirges berührt, ist gebirgig. Hier sind mehre Steinkohlenbergwerke, welche eine reiche Ausbeute gewähren. Im Allgemeinen ist der Boden fruchtbar und für alle Getreidearten geeignet. Man gewinnt Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Hülsen-

Digitized by Google

früchte, Rüb- und Leinsamen, Flachs, Hanf, Hopfen, Kartoffeln, Futterkräuter, auch etwas Taback. Die Pferde-, Rindvieh-, Schaf- u. Schweinezucht ist nicht unbedeutend. — 2. Die Hauptstadt des Kreises, Sitz der Behörde, eines Land- und Stadtgerichts, eines Hauptzollamts ꝛc., liegt unter 51° 26′ N. Br. zwischen der Ruhr und dem Angerbache, nicht weit vom Rheine, der ihre Mauern früher bespühlt hat. Sie ist eine der ältesten Städte Deutschlands. Zu der Römer Zeit war der Ort das Castrum Deusonis. Der fränk. König Chlodwig eroberte dasselbe und residirte hier eine Zeitlang. Durch Otto den Großen kam es wieder zu Deutschland und ward mehrmalen von den Kaisern besucht. 1145 ward sie Reichsstadt, 1201 Mitglied der Hansa, 1255 des rhein. Städtebundes, hielt alljährlich Messen und hatte das Stapelrecht. Unter Kaiser Karl IV. (um 1352) verlor sie ihre Reichsfreiheit und kam zum klevischen Lande. 1493 und 1496 ist hier die geldrische Union verhandelt und geschlossen worden. 1568 kam in Duisburg die Einführung der neuen Lehre zu Stande. 1610 wurde hier die erste Generalsynode der reformirten Geistlichen aus den Provinzen Jülich, Kleve und Mark, und 1612 eine Zusammenkunft des Kurfürsten von Brandenburg und des Pfalzgrafen von Neuburg gehalten. Im 17. Jahrh. wurde die Stadt 2 Mal von den Spaniern und 2 Mal von den Niederländern genommen. 1644 rückten die brandenburg. Truppen ein. 1655 stiftete der Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große hier eine reformirte Universität, welche 1802 aufgehoben wurde. Duisburg zählt in 680 Häusern über 5280 Einw., hat 3 evangel. und 2 kathol. Kirchen, ein 1599 gestiftetes Gymnasium, mehre wohlthätige Stiftungen, Tuch-, Baumwoll-, Siamoisen-, Boy-, Strumpf-, Hut-, wollene Decken-, Sammet-Manufakturen, Seifen-, Tabacks-, Zwirn-, Lack-, Federn-, Papier-, Porzellan-, Leder-, Essig-, Stärkefabriken, Zuckersiederei, Fabrik in chemischen Präparaten, Leimsiedereien, Ackerbau, Viehzucht, Rheinschifffahrt und bedeutenden Speditions- und Eigenhandel mit Industrieerzeugnissen, mit Wein und Colonialwaaren, womit die Stadt fast alle kleinere Orte in den westfälisch. Provinzen versieht, die ihren Bedarf nicht von Hamburg beziehen. In der Nähe liegt der duisburger Wald, in welchem sonst eine wilde Pferdezucht war.

Duker (Karl Gustav), schwedischer General, zeichnete sich durch Unerschrockenheit und Muth in der Schlacht von Lemo und Pultawa aus und schloß mit den Russen nach dem unglücklichen Ausgange der leztern den Vertrag, vermöge dessen sich die Schweden zu Kriegsgefangenen ergaben, erhielt aber durch den Fürsten Menzikow kurz darauf seine Freiheit wieder. 1719 verjagten Duker und Stenbock die Dänen aus Schoonen, und zwei Jahre darauf befehligte Duker ein Corps von 8000 Mann auf der Insel Rügen und ward bei Gadebusch verwundet. Als Karl XII. von Bender zurückkehrte, ward Duker Commandant von Stralsund, und blieb es auch, ungeachtet seine friedlichen Vorschläge dem König mißfielen, bis zur Eroberung der Stadt durch die Alliirten, den 18. Dec. 1715. Er wurde Feldmarschall, und nach dem Tode Karl's XII. hatte er Theil an dem stockholmer Frieden den 29. Jan. 1720 mit der Krone Preußen. Er starb in hohem Alter, den 14. Jul. 1732. — 2) **Karl Andreas**, ausgezeichneter Philolog, geb. 1670 zu Unna, in der Grafschaft Mark, genoß den ersten Unterricht auf dem Gymnasium zu Hamm, besuchte die Universität Franeker, wo Perizonius sein Lehrer

Digitized by Google

war, ward 30 Jahr alt Lehrer der Geschichte und Beredtsamkeit an dem Gymnasium zu Herborn und 1704 oder 5 Subrector an der Schule in Haag. Er machte sich zuerst bekannt durch einen Brief über den Fluß Dares, der auszugsweise 1711 in dem Vibius Sequester von Hesselius erschien. In demselben J. gab er seine „Opuscula varia de latinitate jurisconsultorum veterum" heraus (2. verm. Aufl. 1761). Als Burmann an Perizonius's Stelle nach Leyden ging, theilte man dessen Lehrstuhl der Geschichte und Beredtsamkeit zwischen Duker und Drackenborch. Duker eröffnete seine Vorlesungen mit einer Rede über die Schwierigkeiten der grammatischen Auslegung der griech. und lat. Schriftsteller, welche man in Kapp's „Sammlung ausgewählter Reden" findet. Nach 18 J. legte Duker seiner Gesundheit wegen sein Amt nieder, begab sich nach Meyderich bei Duisburg und starb dort 1752. Vorzüglich geschätzt werden von ihm die Ausgaben des Florus und Thucydides (Amsterdam 1731, Fol.). Er gab aber außerdem noch heraus die Lustspiele des Aristophanes (Leyden 1760, 2 Bde. 4.), die Werke Sueton's (Ebend. 2 Bde. 8.) ꝛc. Außerdem findet man Anmerkungen von ihm in Drakenborch's Livius, Oudendorp's Sueton, Burmann's Livius ꝛc.

Duldung, s. Toleranz.

Dülken, Stadt im Kreise Kempen, Reg.-Bez. Düsseldorf, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, am Ursprung der Neete, mit einer katholischen Pfarrkirche, einem Friedensgericht, in 315 Häusern nahe an 2000 Einw., hat starken Flachsbau, Leinwand-Druckereien, Fabrikation verschiedener Zwirnarten, Leinwebereien und vier Jahrmärkte.

Dülmen, Hauptort der gleichnamigen Standesherrschaft (5½ QM. 9500 Einw. und etwa 50.000 Gldn. Einkünften), und Eigenthum des Fürsten Herzogs Alfred von Croy-Dülmen, Kreise Kösfeld, Reg.-Bez. Münster, preuß. Provinz Westfalen, eine sehr alte Stadt mit einem Schlosse, 3 katholischen Kirchen, 2 Hospitälern, 432 Häusern und 2240 Einw., deren Hauptbeschäftigung Leinweberei ist; Sitz eines preußischen Land- und Stadtgerichts zweiter Classe.

Dulon (Ludwig), der blinde Flötenspieler, geb. zu Oranienburg an der Havel 1769, verlor in der ersten Woche seines Lebens durch einen ungeschickten Augenarzt sein Gesicht; dennoch entwickelte er sein musikalisches Talent so schnell, daß er schon im 13. Jahre, unter Begleitung seines Vaters, sich in den vorzüglichsten Orten Deutschlands mit außerordentlichem Beifall auf der Flöte hören ließ. Auch auf dem Claviere trug er Seb. Bach's Fugen rein und ohne Anstoß vor; ja er componirte selbst, indem er, ohne ein Instrument zu gebrauchen, Alles mit außerordentlicher Genauigkeit in die Feder dictirte. Hofrath Wolke lehrte zu Anfange 1796 den blinden Künstler ein ihm ganz fremdes Alphabet und Zifferzeichen, sodaß derselbe die tastbaren Lettern lesen, sie componiren, sogar von andern gesetzte Zahlen angeben und Rechnenexempel machen konnte. Seine von ihm selbst verfaßte anziehende Lebensbeschreibung in 2 Bdn. gab Wieland (Zürich 1807 und 1808) heraus. In den letzten Jahren seines Lebens stellte er seine Kunstreisen ein, lebte still in Würzburg und starb daselbst 1826.

Dumarsais (Cesar Chesneau), Sprachforscher, geb. 1696 zu Marseille, trat in die Gesellschaft des Oratoriums, allein nur auf kurze Zeit und ging hierauf nach Paris, verheirathete sich, wurde Advokat und unterzog sich diesem Geschäfte mit großen Erfolg. Allein die zänkische

Digitized by Google

Gemüthsart seiner Frau nöthigte ihn, sich von ihr zu trennen, und nun widmete er sich der Erziehung junger Leute und in arbeitsfreien Stunden den Wissenschaften. Er starb zu Paris 1756. Seine Verdienste wurden von seinen Zeitgenossen übersehen, und sein bestes Werk blieb lange ungekannt. Degerando hat 1805, in einer vom franz. Institut gekrönten Preisschrift, die Verdienste des gründlichen Forschers gut gewürdigt. Seine Werke wurden 1797 zu Paris in 7 Bdn. herausgegeben. Die bedeutendsten sind: die Darstellung einer neuen Lehrart der lat. Sprache; eine Abhandl. über die Tropen; die Grundsätze der (allgemeinen) Sprachlehre; und seine Beiträge zur Encyklopädie.

Dumesnil (Marie Françoise), eine ausgezeichnete franz. Schauspielerin und die Nebenbuhlerin der berühmten Clairon (s. d.), geb. zu Paris 1711, betrat 1737 die Bühne und entzückte, ungeachtet ihr Aeußeres sie wenig unterstützte, in den Rollen empörter, verzweifelter Mütter. 1774 zog sie sich von der Bühne zurück, und starb 1803 in ihrem 91. Jahre. 1806 erschien ein Band Memoiren von ihr.

Dumferline (Dunfermline), Marktflecken in Südschottland in der Grafschaft Fife; hat Ruinen einer alten Abtei (Begräbniß alter Könige); 2050 Häuser, mit dem Kirchspiel 13.700 Einwohner, Leinwandmanufakturen, Handel. Geburtsort Karl's I. aus dem Hause Stuart. In der Nähe Kalk-, Steinkohlen- und Eisengruben.

Dumfries, 1) Grafschaft in Südschottland, grenzt an den Solways, Meerbusen des irländischen Meers, hat auf 72 QM. 78.500 Einwohner, enthält viele Berge und einige Landseen. Die Wälder haben viel Wild (auch wildes Rindvieh). 2) Hauptstadt darin, an der Mündung des Nith; Schloß, 1600 Häuser, 9300 Einwohner, akademisches Collegium, Leinweberei, Strumpfstrickerei, Hornviehhandel, Schifffahrt, Hafen.

Dumouriez (Charles François), geb. zu Cambrai 1739, stammte aus einer Parlamentsfamilie der Provence, kam 1757 zur Armee in Deutschland, unter dem Marschall Estrees, und wurde dabei zum Kriegscommissair ernannt. Nachher diente er als Cornet bei dem Regiment d'Escar. Den Tag vor der Schlacht von Klosterkamp verwundet, gerieth er in Gefangenschaft, erhielt 1761 eine Hauptmannsstelle, wurde 1763 verabschiedet und empfing das Ludwigskreuz. Sein unruhiger Geist verstattete ihm nicht, in Ruhe zu bleiben; er bot den Genuesern, darauf Paoli seine Dienste an, und begab sich, da beide Theile sein Anerbieten ablehnten, auf eigne Rechnung nach Corsica, kam dann nach Frankreich zurück und legte Plane vor, wie man sich dieser Insel bemächtigen sollte, fand aber kein Gehör. Er ging hierauf nach Spanien, besuchte die portugiesischen Grenzen und schrieb 1766 den „Versuch über Portugal" (1768). Als man sich zur Eroberung von Corsica entschlossen hatte, ward er als Generalquartiermeister bei der kleinen Armee, welche man dahin schickte, angestellt, und hierauf Oberst. Er vereinigte sich mehre Male mit allen Generalen, namentlich mit Marboeuf. 1770 gab ihm die Regierung den Auftrag, bei der Conföderation von Bar gegen den russ. Hof zu wirken. Er wohnte dem Feldzuge 1771 gegen die Russen bei. 1773 schickte man ihn in einer Angelegenheit mit Schweden nach Hamburg, weil er aber die erhaltenen Vorschriften überschritten hatte, wurde er in die Bastille gesetzt. 1776 zu einem der Commissaire ernannt, denen die Untersuchung übertragen war, ob sich auf der Küste des Canals ein Kriegshafen errichten ließe, setzte er es

Digitized by Google

durch, daß ihm 1778 das Commando von Cherbourg übergeben wurde. 1788 wurde er Brigadier. 1789 erklärte er sich zu Paris in einer Flugschrift für die damals herrschenden Grundsätze, konnte es aber doch nicht dahin bringen, Mitglied der Generalstände zu werden. Er ging daher nach Cherbourg zurück, war Commandant der Nationalmiliz dieser Stadt und Gouverneur der Niedernormandie. Zu Ende des J. begab er sich nochmals nach der Hauptstadt und ließ sich in den Jakobinerclubb aufnehmen. Später suchte er mit Mirabeau, den er anfangs befehdet hatte, in Verbindung zu treten. Um diese Zeit ward er als Maréchal-de-Camp in der zwölften Armeedivision angestellt; aber wenig mit einem Platze zufrieden, der ihm keine Mittel, sich bemerkbar zu machen, darbot, blieb er in der Hauptstadt und schmeichelte mehr als je den Jakobinern. Er trat, nachdem er das Ministerium, in welchem er einige Zeit angestellt gewesen war, verlassen hatte, als Generallieutenant in die Armee Luckner's an der Nordgrenze und erhielt, als Lafayette ausgewandert war (19. Aug.), den Oberbefehl über dessen Heer. Die Preußen, Oestreicher und vereinigten Emigrirten hatten sich damals schon der Festungen Longwy und Verdun bemeistert und rückten gegen die Champagne vor. Er nahm seine Stellung bei Grandpré und ließ die 5 Pässe des argonner Waldgebirges besetzen, da aber der Paß von Croix-aux-Bois von den Oestreichern mit Gewalt durchbrochen worden war, zog er sich gegen St.-Menehould zurück, während Kellermann die Stellung bei Valmy (20. Sept. 1792) behauptet, und eröffnete hierauf Unterhandlungen mit dem König von Preußen. Im Oct. begab er sich nach Paris und arbeitete mit dem Vollziehungsrathe einen Plan für den Winterfeldzug aus. Bei seiner Rückkehr zum Heer forderte er die Belgier den 24. Oct. durch eine Proclamation zum Aufstande gegen ihren Souverain auf, und griff den 6. Nov. die Oestreicher in ihrem Lager bei Jemappe an. Trotz ihrer geringen Anzahl überließen ihm die Kaiserlichen nur nach einem langen und blutigen Gefechte den Sieg, worauf er an der Maas und Roer die Winterquartiere bezog. Jetzt brach sein Verdruß gegen den Minister Pache aus, mit dem er während des ganzen Feldzugs in offener Fehde gestanden hatte, weil dieser sein Heer an allen Bedürfnissen Mangel leiden ließ. Darauf begab er sich nach der Hauptstadt, um, wenn man seinen Memoiren glauben will, einen Versuch zur Rettung Ludwigs XVI. zu machen, dessen Proceß damals seinen Anfang nahm. Bei einer zweiten Reise dahin sah er weit mehr Deputirte auf der Seite der Gironde; allein er errang wenig Einfluß und wurde selbst bei dem Convente angeklagt. Den 15. Febr. ließ er den Feldzug mit dem Bombardement von Mastricht eröffnen und machte selbst von Breda und Klundert aus, welche beide Plätze er genommen hatte, einen Angriff auf Holland. Der größte Theil seiner Truppen aber, die er in den Winterquartieren unter dem General Valence zerstreut hatte, konnte dem Prinzen von Koburg keinen Widerstand leisten. Dieser griff den 1. März die franz. Vorposten an der Roer an, warf sich und entsetzte Mastricht. Dumouriez zog jetzt seine Truppen in der Ebene von Tirlemont zusammen und lieferte den Oestreichern die Schlacht bei Neerwinden, die er, seiner Angabe nach, durch Miranda's Schuld, der den linken Flügel befehligte, verlor. Einen neuen Verlust erlitt er bei Löwen, und sah sich zum Rückzuge genöthigt. Diese Unfälle gaben das Zeichen zu seinem Falle. Alle, die seinen Sturz gewünscht, brachen

Digitized by Google

gegen ihn los. Bei seiner Ankunft auf der franz. Grenze lieferte er 4 Commissaire und den Minister Beurnonville, die ihn zu verhaften gekommen waren, den Oestreichern in die Hände, erließ eine Proclamation, in welcher er die Wiederherstellung des constitutionnellen Königthums in Person des Kronprinzen versprach, wurde aber von versailler Freiwilligen mit geladenen Gewehren angefallen, gezwungen durch die Schelde zu setzen und zu dem Prinzen von Koburg zu flüchten (4. Apr. 1793). Der Convent hatte 300.000 Livres auf seinen Kopf gesetzt. Anfangs zog er sich nach Brüssel zurück, sodann nach Köln. Als der Kurfürst ihm den Aufenthalt zu Mergentheim verweigerte, begab er sich in die Schweiz, ging im Juli nach England, sah sich aber, auf Lord Grenville's Befehl, genöthigt, das Land zu verlassen; lebte unstät einige Zeit in der Schweiz und in Deutschland, und ließ sich endlich auf dänischem Gebiete bei Hamburg nieder. Hier gab er seine Lebensbeschreibung heraus. Es gibt keine Partei, ausgenommen die des Berges, für die er sich nicht, als ein polit. Proteus, nach und nach in seinen verschiedenen, während seiner Verbannung erschienenen Flugschriften erklärt hätte. 1805 befand er sich, zur Zeit der Schlacht bei Austerlitz, in Teschen. Gewiß ist es, daß er gegen Ende 1803 dem Herzog von York als Kriegsrath an die Seite gegeben war; doch behielt er die Stelle nicht lange. Kurz nach der Schlacht bei Eylau schrieb er sein „Jugement sur Bonaparte, adressé à la nation française et à l'Europe". Während des spanischen und portugiesischen Krieges war er sehr thätig, um der englischen Regierung und den spanischen und portugiesischen Behörden Plane mitzutheilen. Auch bei der neapolitanischen Revolution 1821 theilte er dem Parlamente Vertheidigungsplane mit. Das britische Ministerium bewilligte ihm ein Jahrgeld von 1200 Pf. St. Er starb den 14. März 1823 in der Nähe von London, 84 J. alt. Von seinen Memoiren (Hamburg bei Hoffmann) erschien eine erweiterte Ausg. von 4 Bdn. in der pariser Memoirensammlung bei Baudouin.

Dumpler (Dunker), eine christliche Schwärmersecte in den nordamerikanischen Freistaaten, eine Art Wiedertäufer, von dem bei der Taufe eingeführten Untertauchen (Dunken) so genannt. Sie versammeln sich zweimal des Tags und zweimal des Nachts zur Erbauung, genießen nur bei ihren Liebesmahlen Fleisch, und führen eine strenge klösterliche Lebensweise. Die Verheiratheten bleiben zwar Verwandte der Gemeine, müssen aber von den Unverheiratheten getrennt wohnen. Ihr Hauptort ist Ephrata, in Pennsylvanien.

Düna (Dzwina, Drugowa), großer Fluß in Rußland, der an den alanischen Höhen 51° Br. an den Grenzen der Gouvernements Pleskow und Twer aus dem Dünasee kommt, die Grenzen zwischen Kurland, Semgallen und Liefland macht, nach der Aufnahme der Toropa bei Toropetz schiffbar, aber hier und da wegen Klippen und Untiefen gefährlich ist, und nach einem Laufe von 70 (120) Meilen bei Dünamünde in den rigaer Meerbusen fällt. Er nimmt die Flüsse Illurt, Ewst, Pers, Drissa, Welishka, Buldaraa, Pernau ꝛc. auf, und ist von Toropetz an schiffbar. Mehre Seen, z. B. Ulla und Plavia, stehen mit der Düna in Verbindung und setzen sie mit dem Dnepr in Verkehr. Das meiste Leben ist auf ihr im Frühjahr, wo das Wasser bedeutend steigt und die Barken über die häufigen Klippen und Sandbänke weggehen. Das Eis, womit sie im Winter bedeckt wird, geht gewöhnlich im April auf und schwellt dann die Gewässer sehr an.

Digitized by Google

Dunbar, auch Dumbar, schottische Stadt am Forthfrith in Ostlothian, mit 4000 Einw., Felsenburg-Ruinen, Hafen und Docken, Fischerei und Handel. In der Nähe schlug Cromwell 1650 den Feldherrn Leslie.

Dunbarton (Dumbarton), 1) (sonst Lenox), Grafschaft in Süd-Schottland, hat (ohne Seen) 11 QM., 24.200 Einw.; ist reich an Seen und gebirgig, bewässert vom Clyde, Leven und dem Clydekanal, ferner durch den See (Loch) Lomond (worauf 30 Inseln) und den Meerbusen Clyde. Hier Manufakturen in Wolle, Baumwolle und Eisen, Bergbau (Eisen, Steinkohlen). — 2) Hauptstadt darin, an der Levenmündung; hat Bergschloß, Glasfabrik (300 Arbeiter, 119.000 Pf. St. Waare), Kattunwebereien, Gerbereien und 3200 Einw.

Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot.

Dundalk, irische Stadt in der Grafschaft Louth, mit 4000 Einw., Bisthum, starkem Verkehr mit Liverpool, und Fabriken in Leinwand und Musselin. Davon ist die Bai von Dundalk benannt. In der Nähe sind viele Gefechte vorgefallen, wo die Rebellen entweder besiegt wurden oder Sieger blieben.

Dundee (Dunder), großer Marktflecken am Frith of Forth in der Grafschaft Forfar (Mittel-Schottland), mit 31.000 Einw.; ist Stapelplatz für schottische Leinwand, treibt ansehnlichen Handel, hat guten Hafen, Assecuranz-Gesellschaften u. s. w. In der Nähe der 500 Fuß hohe Law of Dundee mit 2 Leuchtthürmen.

Dunen, s. Eiderdunen.

Dünen, Sandhügel, welche das Meer am Ufer bildet, besonders die Seeküsten in den englischen Provinzen Kent und Suffex und die Küsten von Flandern.

Dungannon (Duncannon), Hauptstadt der Grafschaft Tyrone in der Provinz Ulster (Irland); Schloß Farmhill; war sonst Residenz der O'Neils, Könige von Ulster; hat 5000 Einw., Leinweberei, Steinkohlengruben.

Dungarvan, 51° 0′ 45″ B., feste Stadt in der irländischen Provinz Mounster, Grafschaft Warterford, an der Bai von Dungarvan, mit einem Schloß und kleinem unsichern Hafen, aus dem Kartoffeln und Birkenbesen ausgeführt werden, Fischerei und Seebad.

Düngung heißt die der Erde durch den Pflanzenbau entzogene Kräfte durch schickliche Substanzen wieder ersetzen. Sie unterscheidet sich von der Besserung des Bodens und durch andere Erdarten, z. B. Mergel, Kalk ꝛc. dadurch, daß hier dem Boden wirkliche Nahrungstheile der Pflanzen zugeführt werden, da hingegen jene Erdarten den Boden nur theils als Auflösungsmittel, theils als Bindungsmittel, theils durch Auflockerung verbessern. Die Düngungsmittel sind verschieden eingetheilt worden, je nachdem man sich von dem Worte Düngung einen Begriff machte; z. B. Diejenigen, welche unter Düngung Verbesserung des Bodens überhaupt verstanden, rechneten auch den Gyps, Kalk ꝛc. hierher, und belegten diese mit dem Namen der uneigentlichen Düngungsmittel; Andere theilten die Düngungsmittel in natürliche und künstliche, und zogen unter die letztern Dinge, die nichts weniger als nützlich für den Landwirth waren. Dem praktischen Landwirth genügt es zu wissen, daß der eigentliche Mist, welcher aus dem Abgange der Thiere oder aus dem Kothe und Harne und dem Stroh entsteht, zur Ausbildung seiner

Digitized by Google

Pflanzen immer die Hauptsache bleibt. In England ist das Düngepulver in getrockneter, pulverisirter Gestalt und in Fässern verfahren, gewöhnlich. Auch haben sich die Chemiker unserer Zeit bemüht, einen künstlichen Dünger zu bereiten. Die Beschaffenheit des Bodens, der Düngmittel und der zu erbauenden Pflanzen bestimmt die Quantität des aufzufahrenden Düngers, die Art der Bewirthschaftung aber die Zeit des Düngens. Eine Hauptregel ist, daß der Dünger vor dem Unterpflügen nicht lange auf dem Acker ausgestreut liegen bleibt, völlig mit Erde bedeckt, aber auch nicht zu tief untergepflügt wird.

Dunkel, s. Licht.

Dunkel (Malerk.) wird zuvörderst von den Orten eines Gemäldes gesagt, wo die Farben dermaßen gebrochen und aufgetragen sind, daß sie die Schatten, welche die dunkeln Körper in ihrem unerleuchteten Theile machen, nachahmen. Alsdann sagt man: das Dunkle, sowie man sagt: die Schatten eines Gemäldes. Beide Benennungen werden gleichbedeutend gebraucht. Wenn man aber sagt, daß ein Gemälde dunkel sey, so versteht man darunter, daß der Maler allzudunkle Töne gebraucht und die Schatten übertrieben habe. Man sagt alsdann: daß der Maler ins Schwarze verfallen sey.

Dünkirchen, Dunkerque, feste Seestadt und Hauptort eines Bezirks im franz. Dep. Norden, nahe an den Dünen, mit 22.160 Ew., 8 Kirchen (mit sehenswerthen Gemälden), 2 Hospitälern, einem Waisen- und einem Krankenhause, schönem Rathhause mit einer öffentlichen Bibliothek, gut gebauten Kasernen, den Marinegebäuden in dem 17.000 Q.Toisen großen Park; Handelskammer, Handelsgericht, Börse, Schifffahrts-, Zeichnen-, Baukunstschulen. Der Hafen läßt nur kleine Schiffe zu, und wegen des beschwerlichen Einganges sind seit 1774 zur rechten und linken Seite Tonnen von verschiedenen Farben gelegt worden, wovon ankommende Schiffe die schwarzen Tonnen an der rechten Seite behalten, um glücklich einlaufen zu können; die Rhede wird durch Sandbänke gebildet. Die Fabriken liefern Schnupftaback (St.-Vincent genannt), Wachholderbranntwein, Puder, Stärkemehl, Zucker, Wollwaaren, Leder, Tauwerk, Harpunen, Blech, Nägel, Kupfergeschirre ꝛc.; Salzraffinerie, Küstenfischerei mit 40 Fahrzeugen von 15—20 Tonnen, auch Wallfisch- und Heringsfang, Schiffbau, Handel nach den Colonien, England und den Niederlanden, Caperei im Kriege ꝛc. Der Handel war sonst bedeutender als jetzt. — Dünkirchen war bis ins 10. Jahrh. Dorf. 960 ward es ummauert, 1322 mit einem Schloß versehen. 1528 baute Kaiser Karl V. ein neues Schloß; kurz darauf ward es von den Engländern erobert, 1558 von den Franzosen eingenommen und den Spaniern in dem Frieden von Cateau Cambresis abgetreten. 1646 eroberte es der Prinz von Condé wieder für die Franzosen, es ward ihnen jedoch durch die Spanier wieder abgenommen. Turenne eroberte nach der berühmten Schlacht in den Dünen, worin er die Spanier unter Don Juan d'Austria am 14. Juni 1658 schlug, die Festung und gab sie, vermöge bestehenden Vertrags, den Engländern unter Karl II., denen sie Ludwig XIV. 1662 um 1.250.000 Thaler abkaufte und nun fast ganz neu, mit einem großen Aufwand, befestigen ließ. Ein Theil dieser Werke waren die Citadelle, Fort Louis, ein neuer Hafen, in dem 200 große Schiffe ankern konnten, mit 2 Batterien an der Spitze der neuen Dämme ꝛc. So eingerichtet schadete Dünkirchen durch seine Freibeuter

Digitized by Google

England und Holland beträchtlich, und eine Hauptbedingung des utrechter Friedens war daher die Schleifung von Dünkirchen. Man suchte sich von franz. Seite durch Grabung eines neuen Canals zu Moerdyk, eine gute Stunde von Dünkirchen, zu entschädigen; auch bemühten sich die Einwohner von Dünkirchen, den Hafen in der Stille wiederherzustellen; allein die Engländer drangen von Zeit zu Zeit auf die Vernichtung dieser Arbeiten. Der pariser Friede 1763, den England vorschrieb, wiederholte in Rücksicht auf Dünkirchen die Bedingung des Friedens zu Utrecht. Lord Chatam erwiederte dem franz. Unterhändler, Grafen Bussy, der sich vergebens bemühte, in Rücksicht Dünkirchens andre Bestimmungen festgesetzt zu erhalten: „Das englische Volk betrachtet die Schleifung Dünkirchens als ein ewiges Denkmal der Unterjochung Frankreichs, und der Minister würde seinen Kopf wagen, der es sich erlauben wollte, darin andere Bestimmungen zu machen". Es wurde sogar ein englischer Commissair daselbst angestellt, der über die Erfüllung dieses Punktes wachen, und von Frankreich unterhalten werden mußte. Allein im pariser Frieden 1783 wurden jene Artikel aufgehoben. Seitdem ward an der Wiederherstellung dieser Stadt gearbeitet, so weit es die damalige Lage Frankreichs erlaubte. Ein königl. Patent vom Jahr 1784 versprach den Fremden, die sich hier niedergelassen hatten, das Indigenat, und allen hiesigen Kaufleuten freie Aus- und Einfuhr aller Waaren, und erneuerte alle von Ludwig XIV. dieser Stadt 1692 und 1700 ertheilte Privilegien. Gegen Koburgs Rath unternahm der Herzog von York 1793 eine Diversion gegen Dünkirchen, obgleich es fast 10 Meilen weit von der Hauptarmee entfernt lag, und belagerte es; Houchard entsetzte es aber in kurzer Zeit, und die Engländer erlitten bei dieser Unternehmung großen Verlust. Auf der Höhe von Dünkirchen auch 1666 Seeschlacht zwischen den Holländern unter Ruyter und den Briten unter Work; Letztere wurden besiegt. — Da diese Stadt in den Dünen liegt, so wird dem Mangel an Quellwasser durch Cisternen abgeholfen.

Dunois (Jean), Graf von Orleans und Longueville, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Orleans und der Frau von Cany-Dunois, weßhalb er auch den Namen Bastard von Orleans führt, war geb. den 23. Nov. 1407 und begann seine kriegerische Laufbahn mit der Niederlage Warwicks und Suffolks, vertheidigte dann Orleans mit großem Muthe, bis ihm die berühmte Jungfrau von Orleans Entsatz zuführte, und vertrieb die Engländer aus der Normandie und Guienne. Durch die Schlacht bei Castillon 1451 befestigte er König Karl VII. auf den franz. Thron, und erhielt zur Dankbarkeit von diesem den ehrenden Beinamen: Wiederhersteller des Vaterlandes. Auch wurde er von ihm zum Grafen von Longueville gemacht und zum Oberkammerherrn von Frankreich ernannt. Auf gleiche Weise schätzte ihn auch Ludwig XI.; allein dessen ungeachtet trat er gegen ihn in die bekannte Ligue für das Gemeinwohl und war Seele dieses Bundes. Er st. 1468.

Duns, ein von den Briten zu uns herübergekommenes Wort (dunce), das überhaupt einen Dummkopf, insbesondere aber einen schwachköpfigen und blödsinnigen Gelehrten bedeutet. Daher führt eine Epopöe vom britischen Dichter Pope (s. d.) auf die elenden Versemacher seiner Zeit den Namen „Dunciade". Auch gibt es eine franz. „Dunciade" von Palissot, und eine deutsche (in Prosa), herausgeg. von Schirach (1773).

Digitized by Google

Duns (John), ein Scholastiker vom Franciscanerorden zu Ende des 13. Jahrh., aus Dunston in Northumberland, oder der Stadt Duns in Südschottland, daher auch Scotus genannt, sowie seine Anhänger Scotisten. Ging früh in den Minoritenorden, studirte zu Oxford Philosophie, Mathematik, Jurisprudenz und Theologie, und trat daselbst später als Lehrer mit so großem Beifall auf, daß er mehr als 30.000 Zuhörer gehabt haben soll. Mit Bewilligung seines Ordens lehrte er 1304 zu Paris, ging dann 1308 nach Köln in gleicher Absicht, starb aber kurz nach seiner Ankunft daselbst und liegt in der dasigen Minoritenkirche begraben. Wegen seines Scharfsinns erhielt er den Beinamen Doctor subtilissimus, verdiente ihn auch als Erfinder einer Menge spitzfindiger Fragen und Definitionen, obwohl seine Terminologieen und seine Sprache höchst verworren und unverständlich sind. Er schrieb vorzüglich Erklärungen über Aristoteles und folgende bemerkenswerthe Schriften: „Scriptum in IV. lib. Sent." (opus Anglicanum) (Nürnb. 1481, Fol.); „Quodlibetum" (ebend. 1474, Fol.); „De modis significandi" (St.-Albans 1480, 8.). Seine sämmtlichen Werke erschienen zu Lyon 1639, 14 Bde., Fol. Von seinem Gegner, Thomas von Aquino, wich er hauptsächlich durch die Behauptung ab, das Allgemeine sey nicht bloß der Möglichkeit, sondern auch der Wirklichkeit nach (actu) in den Objecten gegründet, und es werde als Realität dem Verstande gegeben. Auch suchte er die Nothwendigkeit und Wahrheit der göttlichen Offenbarung zu erweisen und den kosmologischen Beweis für das Daseyn Gottes bündiger zu machen.

Dünste nennt man diejenigen Wassertheile, die mittelst der Wärme von den Körpern in den Luftkreis aufsteigen, bald sichtbar und nicht aufgelöst, Nebel und Wolken bilden und in Gestalt des Regens, Schnees oder Hagels herabfallen. Zwischen Dunst und Dampf (s. d.) findet nur der Unterschied Statt, daß jener bei jeder Temperatur unmerklich von der Oberfläche des Körpers ausgeht, dieser aber eine höhere Temperatur erfordert, mehr sichtbar und rascher erfolgt. Nicht alle Physiker sind indessen mit dieser Ansicht einverstanden, und manche nehmen Dunst und Dampf darin wesentlich von einander verschieden an, daß jener durch das Auflösungsvermögen, dieser aber durch das der Wärme entstehe. Wird Dunst durch Druck oder erniedrigte Temperatur seiner Expansivkraft beraubt und in den tropfbaren Zustand zurückgeführt, was man seine Zersetzung oder Reducirung nennt, so erscheint er zuerst in Gestalt kleiner Dampfbläschen, die Nebel und Wolken bildend, erst die Durchsichtigkeit der Luft vermindern, und wenn die Luft davon überladen ist, zusammenfließen und Thau und Regen geben.

Dunstkreis, s. Atmosphäre.

Dunstmesser, s. Hygrometer.

Duodecimalmaß (Math.), Eintheilung der Einheit in 12 gleiche Theile. Hiernach enthält im Längenmaß die Ruthe 12 Fuß, der Fuß 12 Zoll, der Zoll 12 Linien ꝛc. Es findet diese Eintheilung der Bequemlichkeit halber gewöhnlich beim Feldmessen Anwendung. Duodecimalrechnung nach dem Duodecimalmaß, vgl. Dodekadik.

Duodecime (Musik), das Intervall von 12 Stufen, oder die Quinte der Oktave des Grundtons; im doppelten Contrapunkt nicht mit der Quinte zu verwechseln, weil bei Umkehrung der Stimmen der Contrapunkt der Duodecime von dem der Quinte verschieden ist.

Digitized by Google

Duodecimole (Musik), Figur von 12 Noten, welche nur 8 von gewöhnlicher Bedeutung gelten, ähnlich der Triole.

Duodez (Duodezformat, Buchdruckerei), Format, nach welchem 12 Blätter, also 24 Seitenzahlen, auf einen Druckbogen kommen. Man unterscheidet wieder Lang- und Querduodez.

Duodrama (Theater), mit Musik begleitetes Schauspiel, worin nur 2 Personen auftreten. Vgl. Melodrama.

Dupaty (Jean Baptist Mercier), geb. zu Rochelle 1746, studirte, mit vorzüglichen Talenten begabt, die Rechtswissenschaften, und betrat früh die praktische Laufbahn derselben. Schon in seinem 23. Jahre ward ihm der Posten eines Generaladvokaten beim Parlamente zu Bordeaux anvertraut, an welchem hohen Gerichtshofe er bis zum Amte eines Präsidenten à mortier stieg. Er zog sich durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe Verfolgungen von Seiten des Ministerialdespotismus zu, der in den letzten Jahren Ludwigs XV. Frankreich drückte. Da er im Namen des Parlaments von Bordeaux gegen den Herzog von Aiguillon geschrieben hatte, so ward er, als dieser Minister wurde, 1770 auf Pierre Encise (ein Fort bei Lyon und ehemaliges Staatsgefängniß) gesetzt und nachher verwiesen, bis zum Regierungsantritt Ludwigs XVI. Bekannt mit den großen Mängeln der ehemal. franz. Justizverfassung, machte sich Dupaty ein Geschäft daraus, dieselben bei aller Gelegenheit aufzudecken. Seine Reden für 3 unschuldig zum Rade verurtheilte Männer aus Champagne, denen er das Leben rettete, erlangten europäische Berühmtheit. Seine Denkschrift ist eine ausgearbeitete ausführliche Abhandlung, die sich über eine Menge von Thatsachen verbreitet und durch das Feuer seines Vortrags und die Energie seiner Sprache belebt wird. Der Generaladvokat Seguier wirkte von dem Parlament zu Paris einen Erlaß aus, daß diese Denkschrift als ein Pasquill auf die Rechtspflege öffentlich verbrannt werden sollte — eine einfältige Posse, die nur Dubaty's Popularität vergrößerte! Außerdem hat man von ihm „Réflexions historiques sur les loix criminelles", ein geschätztes Werk, verschiedene „Discours académiques" und „Lettres sur l'Italie en 1785", welche 1788 in 2 Thl. erschienen. (Deutsch von Forster und Huber, Mainz 1789.) In diesen Briefen findet man unter vielen einseitigen Ansichten einige treffende Kunsturtheile und anziehende Naturschilderungen; nur wird sein Styl oft durch gezierte Ausdrücke und Wendungen verunstaltet. Er starb zu Paris den 17. Sept. 1788. — Sein Sohn Charles Mercier, geb. zu Bordeaux 1771, gest. zu Paris 1825, der Wiederhersteller der Bildhauerkunst in Frankreich, Mitglied des Instituts und Professor an der Ecole des beaux arts, war anfangs Advokat, diente in der Revolution als Dragoner, dann als Dessinateur géographe, studirte endlich unter Lemot's Leitung die Sculptur und ging nach Rom, wo er 8 Jahre lang durch mehre Werke sich bekannt machte. Seine Hauptwerke sind: „Ajax poursuivi par la fureur de Neptune"; dann „die Reiterstatue Ludwigs XIII." (1816) und sein „Oreste poursuivi par les furies". Cortot, sein Nachfolger in der Akademie, hat einige von Dupaty's Werken vollendet.

Dupetit-Thouars (Aristides), französischer Schiffshauptmann und berühmter Reisender, geb. 1760 im Schlosse Bumois bei Saumur, nahm frühzeitig Seedienste und zeichnete sich mehrmals im nordamerikanischen Kriege aus. Nach hergestelltem Frieden suchte er umsonst die Erlaubniß nach, eine Entdeckungsreise zu unternehmen. Da sich das Ge-

Digitized by Google

richt verbreitete, daß La Peyrouse auf einer Insel gescheitert sey, wußte er die allgemeine Theilnahme zu benutzen, um eine Unterzeichnung zur Ausrüstung eines Schiffes, das diesen unglücklichen Reisenden aufsuchen sollte, zu Stande zu bringen, konnte dieß aber wegen mancherlei Verfolgungen zu Anfange der französischen Revolution später erst ausführen, hatte auch hier alles mögliche Unglück und wurde endlich in Brasilien gefangen genommen und nach Lissabon geführt, wo er lange im Kerker saß. Nach seiner Befreiung ging er nach Nordamerika, unternahm von hier aus zwei Versuche, die Nordwestküste Amerika's zu Lande zu erreichen. Nach hergestellter Ruhe in Frankreich ging er dahin zurück, begleitete Bonaparte auf dem Zuge nach Aegypten als Befehlshaber eines Schiffes von 80 Kanonen und fiel 1798 in der Schlacht bei Abukir. — Sein Bruder, Aubert Dupetit-Thouars, ist als Botaniker berühmt durch eine: „Flore de l'Ile-de-France".

Dupindscha, 1) Gebirgszug in der türkischen Provinz Makedonien, ein Theil des Balkangebirges, fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt; 2) Stadt am Fuß des Gebirges, im Sandschak Kostendil, am Isker; hat 6000 Ew. Bergbau auf Eisen.

Duplicat, eine doppelt ausgefertigte Abschrift einer Urkunde, eines Briefs; besonders das zweite Exemplar.

Duplicisten (Kirchenw.), Anhänger von Daniel Hoffmann, Prof. in Helmstädt 1579; behaupteten, daß die Wahrheit aus Offenbarung eine andere sey und seyn könne, als die aus Vernunft gefundene. Ihnen entgegen stritt J. Caselius, dessen Anhänger, nur die Einheit der Wahrheit lehrend, Simplicisten genannt wurden.

Duplicität, im gemeinen Leben Zweideutigkeit, Zweizüngigkeit, bezeichnet in der Philosophie das Zerfallen in Gegensätze oder auch der Gegensatz zweier Kräfte, z. B. das Entgegenwirken der zurückstoßenden und anziehenden Kraft.

Duplik, in der Rechtswissenschaft die zweite Antwort des Beklagten oder die Antwort auf die Replik (s. d.). Der deutsche Civilproceß wird in der Regel mit dieser Schrift in seinem ersten Verfahren beendigt, und eine Antwort des Klägers auf diese findet nur insofern Statt, wenn eine Wiederklage mit verhandelt wird und in Beziehung auf diese die Replik mit in der Duplik enthalten ist.

Dupliren, verdoppeln, in der Obstbaumzucht eine Art zu propfen; man steckt das gute, etwas lange Reis in die Erde neben einen Baum, macht im April einen Einschnitt in die Rinde desselben und paßt das gehörig zugeschnittene Reis hinein; es kommt leichter fort, weil es aus der Erde und dem Baume Saft ansichzieht.

Dupont de l'Etang, s. Baylen, Capitulation von.

Dupont de Nemours (Pierre Samuel), geb. zu Paris 1739, gehört sowohl in Hinsicht seiner Kenntnisse und Talente als seines milden, liebevollen Charakters, seiner trefflichen Grundsätze und seines tadellosen Lebens zu den vorzüglichsten Menschen der neuesten Zeit. Er hatte in Paris als Privatgelehrter ziemlich ungekannt gelebt, bis er 1773 seine Grundsätze über Philosophie und politische Oekonomie in „Les éphémérides du citoyen" entwickelte, wodurch er sich das Mißfallen des Ministers Choiseul zuzog und Frankreich zu verlassen genöthigt wurde. Mehre auswärtige Regenten boten ihm eine Zuflucht an; der

Digitized by Google

Markgraf von Baden ernannte ihn zum Geh.-Legationsrath; der Großherzog von Toscana und Joseph II. traten mit ihm in Briefwechsel; Gustav III. von Schweden beehrte ihn mit dem Wasaorden, und der König von Polen, Stanislaus August, wollte ihn zum Director der Nationalerziehung ernennen. Doch zog er es vor, mit einer kleinen, von dem Finanzminister Turgot ihm gegebenen Anstellung in sein Vaterland zurückzukehren. 1782 und 83 legte er mit D. Hutton, dem Agenten des englischen Cabinets, den Grund zu dem Frieden, wodurch die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anerkannt wurde. Dann trug er als Generalinspector des Handels und der Manufakturen und Staatsrath viel zur Belebung des franz. Gewerbfleißes bei. 1787 und 88 von Ludwig XVI. zum Secretair der Notabelnversammlung ernannt, ward er 1789 Mitglied der ersten Nationalversammlung, in der er sich durch edle Grundsätze, Muth und Talente auszeichnete. Kühn stellte er sich den Ränken der Parteien entgegen. Zwei Mal war er Präsident der Nationalversammlung, und immer bemüht, seine gemäßigten Grundsätze geltend zu machen. Unter Robespierre ward er eingekerkert, und nur der Fall dieses Ungeheuers rettete ihn. Späterhin ward er Mitglied des Raths der Alten. Als 1798 das Directorium gestürzt wurde, ging er nach Amerika. 1802 ging er nach Frankreich zurück, ohne jedoch, aller ihm von Napoleon gemachten Anerbietungen ungeachtet, ein öffentliches Amt anzunehmen. Allein das Vertrauen seiner Mitbürger folgte ihm auch ins Privatleben, und er erhielt Beweise davon durch die Ernennung zum Präsidenten der Territorialbank der Handelskammer, sowie zur Leitung mehrer wohlthätigen Anstalten. 1815 wurde Dupont zum Secretair der provisorischen Regierung ernannt, welche dem Hause Bourbon die Rückkehr auf den angestammten Thron bereitete. Nach Napoleons Rückkunft von Elba wanderte er zum zweiten Male nach Amerika aus, wo bereits seine 2 Söhne das Bürgerrecht erhalten hatten. Hier beschloß er sein gemeinnütziges Leben den 6. Aug. 1817, in dem Alter von 78 J.

Dupuis (Charles François), Mitglied des Nationalinstituts, geb. zu Trye-Chateau bei Gisors 1742, erhielt von seinem Vater in der Mathematik und im Landmessen Unterricht. Der Herzog de la Rochefoucault ließ ihn im College d'Harcourt studiren, und schon im 24. J. seines Alters wurde Dupuis Prof. der Rhetorik in Lisieux. Lalande's Freundschaft und eigne Neigung machten die mathemat. Wissenschaften zu seiner Lieblingsbeschäftigung; die Kenntnisse und die Vorurtheile jenes Gelehrten hatten großen Einfluß auf seine Thätigkeit. Er ersann 1778 die Telegraphenkunst, die Chappe nachher verbesserte. Voll Gelehrsamkeit und Originalität ist sein „Mémoire sur l'origine des constellations et sur l'explication de la fable par l'astronomie" (1781). Nachdem er 1788 einen Sitz in der Académie des inscriptions et belles lettres erhalten hatte, begab er sich nach Paris, wo er zu einem der 4 Commissarien ernannt wurde, um das Vermögen aller pariser Stiftungen für Unterricht und Gelehrsamkeit auszumitteln. Als Mitglied des Nationalconvents, sowie später im Rath der Fünfhundert zeichnete er sich durch große Mäßigung aus. Auch ward er ins Nationalinstitut aufgenommen. Das Tribunat und der gesetzgebende Körper schlugen ihn zum Senator vor. Er starb auf seinem Landgute bei Dijon 1808. Sein Werk: „Origine de tous les cultes ou la religiou universelle" (3 Bde., Pa-

Digitized by Google

ris 1795, 4.), ward nicht ohne Grund stark angefeindet, obgleich es ein Denkmal der Gelehrsamkeit ist. Sein „Mémoire explicatif ou zodiaque chronologique et mythologique“ (ebend. 1806, 4.) beweist den gemeinschaftlichen Ursprung der astronomischen und Religionsmeinungen der Griechen, Aegypter, Chinesen, Perser und Araber; „Mémoire sur le zodiaque de Denderah“, 1806, u. a. m.

Duquesne (Abraham), ein berühmter franz. Admiral unter Ludwig XIV., geb. zu Dieppe 1610, wohnte im 17. Jahre dem Treffen bei Rochelle bei, that sich von 1637—43 im Kriege gegen Spanien hervor, schwang sich von 1644—47 in schwedischen Diensten bis zum Viceadmiral empor, befehligte, 1647 nach Frankreich zurückberufen, die Unternehmung gegen Neapel, zwang das empörte Bordeaux zur Unterwürfigkeit und schlug im sicilianischen Kriege dreimal die holländischen und spanischen Flotten unter Ruyter (den 8. Jan., 22. April und den 2. Jun. 1671). Zur Belohnung der Demüthigung Algier's und Genua's schenkte ihm Ludwig XIV. ein schönes Landgut und bestimmte namentlich bei Aufhebung des Edikts von Nantes, daß Duquesne als Calvinist in Frankreich bleiben könnte. Er st. 1688. Von seinen 4 Söhnen zeichnete sich besonders Henri, Marquis Duquesne, als Krieger und Seemann gleich vortheilhaft aus.

Duquesnoy (Franz), berühmt u. d. N. Fiamingo, einer der kunstvollsten Bildhauer seiner Zeit, geb. zu Brüssel, blühte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Er hatte eine besondere Gabe, die Schönheit der Kinder und Liebesgötter darzustellen; und fliegende, sich emporschwingende Gestalten gelangen ihm besser als je einem Bildner vor seiner Zeit. Mit Poussin schloß er eine innige Freundschaft und Beide lebten der Kunst mit dem reinsten Eifer. Fiamingo's 22 Palmen hoher Andreas in der St.-Peterskirche in Rom ist eine der schönsten Statuen, welche dort prangen, und seine Susanne zu Loretto wird wegen ihrer edlen Stellung, ihres sanften frommen Ausdrucks und ihrer trefflichen Bekleidung mit allgemeiner Bewunderung von dem Kenner-Auge angestaunt.

Dur (von durus, hart) nennt man in der Musik diejenige Tonart, welcher der harte oder vollkommene Dreiklang (s. Accord) oder der Duraccord zum Grunde liegt; daher sie auch die harte Tonart genannt wird. Im Italienischen bezeichnet man sie mit dem Ausdruck Maggiore. Man erkennt sie auch durch die Vorzeichnung, welche jeder besondern Tonart eigen ist; auch durch die Verbindung mit dem ersten Accord des Tonstücks oder durch den Schluß; in dem Generalbaß wird sie durch Kreuz oder Be-Quadrat bezeichnet.

Duradsch (Durazzo, sonst Dyrrhachim), türkische Handelsstadt und Festung im Sandschak Ilbossan, in Albanien am Meerbusen Duradsch des adriatischen Meers; hat griechischen Erzbischof, katholischen Bischof, festes Schloß, guten Hafen, ungesunde Luft und 9000 Einw.

Durahner, afghanistischer Volksstamm in Asien; ist jetzt herrschend in Afghanistan, theilt sich in die Stämme Siraks und Pantschpah, jeder mit verschiedenen Geschlechtern (Ulus), wird zu 500.000 Einw. gerechnet, steht unter einem Schach, die Geschlechter unter Khans, lebt theils von Ackerbau (durch Sklaven besorgt) und Viehzucht, theils nomadisirend.

Durance, Fluß in Frankreich, entspringt im Distrikt Briançon auf

Digitized by Google

dem Mont Genèvre im Dep. der Oberalpen und fällt unterhalb Avignon in der Rhone. Lauf: 36 Meilen; sehr reißend, nicht schiffbar.

Durango, 1) merikanischer Freistaat in Nordamerika, enthält auf 2638 QM. 177.400 Einw. — 2) Hauptstadt des Freistaats; hat in 1350 Häus. 13.200 Einw. Bisthum, Münze. Unweit davon die Gruppe von Bimssteinfelsen, Brenna. Die Umgegend ist ganz vulkanisch.

Durante (Kastor), aus Gualdo in Italien gebürtig, starb zu Viterbo um 1590, berühmt als Arzt, hielt sich größtentheils in Rom auf und schrieb mehre, von tiefen naturhistorischen Kenntnissen zeugende Werke, worunter das vorzüglichste sein „Theatrum plantarum“ (Venedig 1656, Fol). — 2) Durante (Francesco), einer der größten Kirchencomponisten, geb. 1693 in Neapel, ward Schüler des berühmten Aless. Scarlatti. Der Ruf Pasquini's un Pittoni's zog ihn nach Rom. Hier arbeitete er unter der Leitung dieser Künstler, und erlernte von dem einen die Kunst des Gesanges und der Melodie, vom andern alle Hülfsmittel des Contrapunktes. Dann ging er als Capellmeister nach Neapel zurück, componirte aber fast ausschließlich für die Kirche. Er war Lehrer von Pergolese, Traetta, Sacchini, Paesiello u. A., und erlangte durch seine Kirchenstücke die höchste Stufe des Ruhms. Er starb zu Neapel 1755.

Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie, ein in der letzten Zeit des Revolutionskrieges und in den Napoleonischen Kriegen sehr gewöhnliches Manoeuvre, wo die Hauptkräfte der Armee gegen des Feindes Centrum gewendet, dieses zum Weichen gebracht und so die Schlacht entschieden wird. Häufiges Artilleriefeuer pflegt dasselbe zu eröffnen und Cavalleriemassen entscheiden es; Austerlitz und Leipzig sind die hauptsächlichsten Beispiele der Anwendung derselben. Noch häufiger ist das Durchbrechen bei Seegefechten, wo eine Anzahl Schiffe in Colonnen auf den Feind losrückt, seine Linie durchbricht und ihn zum Theil im Rücken faßt, sodaß ein Schiff derselben oft mit 2, 3 und mehren zu kämpfen hat. Der Niederländer Ruyter scheint der Erfinder dieses Seemanoeuvres gewesen zu seyn und wendete es 1666 bei Dünkirchen mit Glück an; seitdem war es vergessen, bis 1780 John Clerk auf den Gedanken kam, daß es räthlich und dessen Unterlassen die Hauptursache des geringen Glücks der englischen Flotte sey. Er theilte es dem Admiral Rodney mit, der es 1782 gegen la Grasse mit Glück anwendete. Seitdem ist es in der englischen Marine üblich, und ihm verdanken die Briten großentheils ihr Glück zur See.

Durchdringlichkeit (Penetrabilität, Phys.), allgemeine Eigenschaft der Körper; beruht theils auf der Porosität (s. d.), wo durch die Zwischenräume, besonders flüssige Stoffe, durchdringen, wie Wasser durch einen Schwamm, theils auf der Mittheilbarkeit feiner nicht ponderabler Stoffe, z. B. Wärme, Elektricität, welche die ganze Substanz durchdringen.

Durchfuhr- (Transito-) Handel findet bei Waaren Statt, welche ein fremder Staat oft wohl durchzuführen, aber nicht einzuführen gestattet. Der Staat, welcher den Transit vergönnt, kann die Bedingungen desselben bestimmen. Sind solche, wie z. B. im Preußischen, ½ Thaler pr. Centner, so ist das freilich viel; aber dagegen hat auch Preußen viel für gute und gerade Kunststraßen gethan. Gemeiniglich ist die Durchfuhr mit manchen andern Weitläufigkeiten verbunden, welche noch lästiger sind als die Geldabgabe.

Digitized by Google

Durchführung, in der Musik die jedesmalige Nachahmung des Hauptsatzes der Fuge (s. d.) in allen Stimmen; ferner bei Tonstücken, die keine Fugen sind, die Beibehaltung und die Bearbeitung des Hauptgedankens in mehren Modifikationen.

Durchgang, in der Musik die Verbindung zweier von einander entfernten Haupttöne durch mittlere. Daher: **durchgehende Noten**, melodische Nebennoten, die nicht in der zu Grunde gelegten Harmonie enthalten sind, und den harmonischen Noten im Nachschlage folgen. Sie sind, richtig angewandt, allerdings mit der gesunden Theorie der Musik vereinbar; indessen müssen sie, wenn sie nicht das Gehör durch eine Dissonanz stören sollen, sehr rasch vorübergehen, daher im langsamem Zeitmaß nicht über ein Achtel, in geschwindem nicht über ein Viertel werth seyn.

Durchgang der Venus und des Mercur durch die Sonne, das Vorübergehen der beiden untern Planeten, Venus und Mercur, vor der Sonnenscheibe. Sie bewegen sich dann als kleine, schwarze, runde Flecke (Venus etwa $^1/_{30}$, Mercur $^1/_{150}$ des Durchmessers der Sonne bedeckend) in einigen Stunden von Osten nach Westen an der Sonne vorüber. Sie kommen bloß dann von, wenn beide Planeten zur Zeit ihrer untern Conjunction mit der Sonne nur eine geocentrische Breite haben, die nicht über einen Halbmesser der Sonne beträgt. Bei der kürzern Umlaufszeit des Mercur kommt dessen Durchgang durch die Sonne weit häufiger vor, als der der Venus, und zwar in Einem Jahrhundert 13 (höchstens 14) Mal, und immer dann, wenn der Mercur in seiner untern Conjunction nicht über $3^1/_2$ Grad von seinen aufsteigenden oder absteigenden Knoten entfernt ist; die Zeit, wenn dieß statt hat, ist immer im Mai (für den Durchgang im aufsteigenden Knoten) und im November (für den Durchgang im niedersteigenden Knoten); letzterer ereignet sich etwa noch einmal so häufig als ersterer, weil der Mercur der Erde im November nicht so nahe steht wie im Mai, die geocentrische Breite also hier bei gleichem Abstand vom Knoten größer ist. Die kürzeste Wiederkehr eines Durchgangs des Mercur ist 6 Jahr 9 Tage für den Durchgang im November, und 13 Jahr 5 Tage für den Durchgang im Mai. Der jüngste ereignete sich den 5. Mai 1832 in der Mittagszeit. Der Durchgang der Venus kann nur dann vorkommen, wenn sie in ihrer untern Conjunction mit der Sonne heliocentrisch nicht über 1° 49′ von ihrem nächsten Knoten entfernt ist. Er ereignet sich immer um die Zeit des 4. Junius (für den aufsteigenden Knoten). Nach einem einmal erfolgten Durchgang aber tritt fast immer nach 8 Jahren weniger 2 Tagen ein zweiter ein, dann aber erst nach 235 Jahren wieder einer in demselben Knoten, obgleich in dem andern Knoten binnen dieser Zeit auch ein Durchgang (gewöhnlich 2) erfolgt. Kepler kündigte zuerst für das Jahr 1631 Durchgänge, sowohl vom Mercur als von der Venus, durch die Sonne an. Seit dieser Zeit sind sie genau berechnet und beobachtet worden. Wenn diese Erscheinungen von verschiedenen, weit von einander entfernten Punkten der Erde beobachtet werden, so haben sie nicht für alle Beobachter die nämliche Zeitdauer, und da diese Zeitverschiedenheit von der **Parallare** (s. d.) des Planeten sowohl als der Sonne abhängig ist, so läßt sich aus der erstern auf die letztere schließen. Namentlich, schicken sich zu dieser Bestimmung die Durchgänge der Venus. Ein solcher, von sehr günstigen Umständen begleiteter Durchgang

Digitized by Google

der Venus durch die Sonne ereignete sich zuletzt am 3. Juni 1769 (die nächst zu erwartenden fallen 1874 und 1882 ein) und hat in der Geschichte der Astronomie Epoche gemacht. Die londoner königliche Societät ließ denselben in der Hudsonsbai und auf der Insel Otaheiti, der franz. Hof durch Chappe (s. d.) in Californien, der dänische durch Hell zu Wardhus in Lappland, der schwedische durch Planmann zu Kajaneborg in Finnland beobachten, und durch diese 5 Beobachtungen ward die Sonnenparallaxe, welche eins der wichtigsten Elemente der ganzen Astronomie ist, sehr genau bestimmt. — Vgl. das IX. Buch von Lalande's „Astronomie"; das „Mémoire sur le passage de Venus" (Paris 1772, 4.); Bode's „Abhandlung" vom Durchgange der Venus" (Hamburg 1769). — Eine gute allgemeine Ansicht gibt Lalande's „Abrégé d'astronomie" (Paris 1795, S. 264 fg.).

Durchgehen (von Pferden), ohne Willen des Lenkers irgend wohin laufen; Hartmäuligkeit, unrichtige Führung oder Scheuwerden sind die gewöhnlichen Ursachen davon. Das Trensenreiten auf der Bahn, richtige Zäumung und Führung gewöhnen das Durchgehen am leichtesten ab, nicht aber neue, schärfere Kandaren, die das Pferd nur noch hartmäuliger machen. Für den Augenblick sichert beim Reiten eine Knebeltrense neben der Kandare dagegen; geht das Pferd dann durch, so faßt man diese dicht beim Maul desselben und zwingt es so zum Umwenden und bald auch zum Stehen.

Durchgehende Noten, s. Durchgang.

Durchgehendes Leben (Rechtsw.), ein Weiberlehn, wo das weibliche Geschlecht ohne Unterschied ein gleiches Recht zu succediren mit dem männlichen hat.

Durchlaucht, Titel fürstlicher Personen, bis zum Range eines Großherzogs. Er soll das lateinische serenus (mild, hell, durchleuchtend) übersetzen, daher auch serenissimus, drückt dasselbe aber höchst ungeschickt aus. Kaiser Karl IV. gab 1375 diesen Titel zuerst den Kurfürsten und von 1664 an wurde er auch andern Fürsten, zuerst Würtemberg, ertheilt. Nach und nach gelangte er auch bis zu den nicht regierenden Prinzen fürstlicher Häuser.

Durchmesser, s. Diameter.

Durchschnitt, s. Riß und Profil.

Durchschnitten nennt man das Terrain, wenn Gräben, Flüsse, Sümpfe und dgl. den Bewegungen der Truppen in geschlossener Ordnung hinderlich sind.

Durchsichtigkeit, in der Physik die Eigenschaft der Körper, als Lichtleiter leuchtender oder erleuchteter Körper zu dienen. Sie ist immer eine relative. Ganz undurchsichtige Körper werden in sehr dünnen Scheiben wenigstens in etwas durchsichtig, die durchsichtigsten Körper von sehr beträchtlicher Dicke undurchsichtig. Das ganz durchsichtige Seewasser verliert bei einer Tiefe von 679 Fuß die Durchsichtigkeit ganz; die Atmosphäre würde, wenn sie mit ihrer Dichtigkeit nahe an der Erde fortdauerte, bei 3.110.310 Fuß Höhe gar kein Sonnenlicht mehr durchlassen. Die Durchsichtigkeit steht weder mit der Dichtigkeit noch der Festigkeit eines Körpers in Bezug, wohl aber mit der Gleichartigkeit der Masse. Wasser und Oel, beide durchsichtig, werden, mit einander geschüttelt, undurchsichtig, weil sie nun die Lichtstrahlen auf verschiedene Art brechen, ebenso Wasser und Luft, als Schaum oder als Nebel.

Digitized by Google

Vollkommene Auflösungen verlieren ihre Durchsichtigkeit, wenn der aufgelöste Körper niedergeschlagen wird. Fensterglas in mehren dünnen Scheiben auf einander gelegt, ist weit weniger durchsichtig, als ein Stück gleiches Glas von dem Durchmesser, diese in Verbindung haben. Zerstoßenes Glas wird undurchsichtig. Gläser mit nur einer Farbe des Regenbogens lassen mit Leichtigkeit auch nur die entsprechenden Strahlen des Sonnenlichts durch. Durchsichtige Körper werden durch allmählige Verringerung ihrer Durchsichtigkeit zu durchscheinenden, wo dann der leuchtende oder erleuchtete Körper durch sie hindurch nur etwas Lichtschein verbreitet, selbst aber gar nicht oder nur in unbestimmten Umrissen erblickt wird. Scharfsinnige Untersuchungen und Vermuthungen über Durchsichtigkeit und Undurchsichtigkeit der Körper in dem hier angegebenen Sinne trägt vor Newton in seiner „Optice" (London 1706, 4.) im 2. Buche, und über die Schwächung, welche das Licht bei diesem Durchgange durch die verschiedenen Körper erleidet, hat Versuche angestellt Bouguer: „Traité d'optique" (Paris 1760, 4.). Auf dieser Schwächung des Lichts vermittelst durchscheinender Körper beruht endlich auch der neuerlich von Lampadius angegebene Photometer, welcher in einer Röhre besteht, in die so viel Scheiben durchscheinender Körper eingeschoben werden, bis das dadurch betrachtete Licht ganz unsichtbar wird. S. „Praktische Abhandlung über das Gaslicht", von Accum, deutsch durch Lampadius (Weimar 1816).

Durchwinterung der Pflanzen. Zum Durchwintern, d. h. zur Aufbewahrung derjenigen Pflanzen, die sich im Winter im Zustande der Ruhe befinden, ist es gleichviel, welchen Platz man ihnen gibt; nur sehe man darauf, daß sie die ihnen zuträgliche Temperatur von 1 bis 5 Grad Wärme, nach Reaumur, bekommen. Wer keinen Thermometer bei der Hand hat, kann sich dadurch helfen, daß er eine Schale mit Wasser auf das Fenster des Zimmers stellt, in welchem man Gewächse hat, die diesen Grad Wärme zum Durchwintern bedürfen, und achtgibt, wenn sich durch den Frost Strahlen auf der Oberfläche des Wassers bilden, in welchem Falle, um die Kälte abzuhalten, eingeheizt werden muß. Bei milder Witterung, wo die äußere Luft über 1 Grad ist, gebe man diesen Gewächsen Luft, und wenn es möglich ist, Zugluft, um das Stocken und das Ansetzen des Schimmels zu verhindern. Im März und April, wenn die Witterung warm zu werden beginnt und man gewahr wird, daß die Pflanzen auszuschlagen beginnen, eile man sie bei Tage an die freie Luft auf die Fensterbretter oder an sonst dazu schickliche Orte zu bringen, weil ein jeder im Zimmer gewachsene Zweig, zu schwach und zart, an der freien Luft einschrumpfen und verdorren würde. Pflanzen, welche minder zart sind, und die man größtentheils nur deßwegen, weil sie in Töpfen stehen, durchwintert, können nach obiger Anweisung auch im Keller durchwintert werden.

Durchzeichnen, s. Calquiren.

Durchziehen der Treffen, ein Manoeuvre, vermittelst dessen die vorderste, dem Feinde zunächst gegenüberstehende Linie rückwärts, durch das vorrückende zweite und dritte Treffen, die zweite, dritte und folgende Linie, züge- oder divisionsweise, im Flankenmarsch mit links- und rechtsum, und im Geschwindschritt durchmarschirt, sodaß die zweite Linie die erste, und, wenn auch diese sich ab- oder hindurchzieht, die dritte die erste wird. Ueberhaupt bedeutet Durchziehen jede Bewegung

Digitized by Google

rückwärts über vorwärts, wo Truppen durch andre hindurchgehen. In der Schlacht bei Wittstock, 1636, wo der schwedische Feldmarschall Banner den 30.000 Mann starken vereinigten Sachsen und Kaiserlichen nur 20.000 Mann entgegenstellen konnte, findet man zuerst des Durchziehens der Infanterie durch die zweite Linie gedacht; es ward von den Schweden angewendet, um die Regimenter aus dem Treffen zu bringen, die zu sehr gelitten hatten. Etwas Aehnliches damit hatte die Stellung des Feldmarschalls Torstenson im Treffen bei Jankowitz, wo er die kaiserliche Armee in ihrer linken Flanke umging und hauptsächlich dadurch den Sieg erhielt, daß der Feind gezwungen war, eine ungünstige Stellung zu nehmen. Der große Condé wandte im Gefechte bei Lenz das Durchziehen der Treffen auch bei der Reiterei an, und späterhin ward es etwas Gewöhnliches.

Durchzug, in der Musik, Spielmanier von Blas- und Violinstrumenten, wo man den Ton allmählig in den folgenden zunächst darüber oder darunterliegenden übergehen läßt, indem man bei Blasinstrumenten den Finger allmählig von dem Tonloche wegzieht oder darauf bringt, bei Violininstrumenten den Finger auf der niedergedrückten Seite auf die Stelle des folgenden Tons schiebt. Der Durchzug muß nicht zu häufig und nur von einem fertigen Spieler angewendet werden, wenn er nicht in ein Heulen ausarten soll.

Düren, 1. Kreis im Reg.-Bez. Aachen, preuß. Provinz Niederrhein, besteht aus einem Theile des ehemaligen Herzogthums Jülich und enthält auf 9 QM. eine Stadt, einen Flecken, 106 Dörfer ꝛc., 49 kathol. und 2 evangel. Pfarreien, 6 Synagogen, 45.000 Einw., außer 570 Evangelischen und 480 Juden, kathol. Glaubens. Außer der Roer, die das Land von Süden nach Nordwesten durchfließt, sind hier die Inde und Erft, nebst vielen kleinen Bächen. Der Kreis ist zum Theil eben, zum Theil gebirgig. Es gedeihen hier alle Getreidearten, Flachs, Hanf, Buchweizen, Raps, Futterkräuter, Farbkräuter und die Weberdistel, selbst Wein (circa 720 Eimer), auch wird der Obstbau stark betrieben. Die Fruchtbarkeit ist im Ganzen vorzüglich. In guten Jahren können etwa 300.000 Scheffel Weizen und Roggen, 150.000 Scheffel Hafer ausgeführt werden. Die Waldungen liefern vorzügliches Bauholz und Holzkohlen. Mit Eichenbohlen, Nuß- und Kirschbaumholz und Lohe wird bedeutenden Handel getrieben. Der Kreis besitzt Eisenstein, Vitriol, Alaun, Braunstein, Blei, Töpfererde zu Steingut, Stein- und Braunkohlen. Die Cultur öder Grundstücke wird eifrig betrieben. Im Kreise sind mehre Manufakturen und Fabriken, besonders Tuchmanufakturen, Eisen- und Papierfabriken, ferner mehr als 100 Mühlenwerke, die außer zu Mahl-, Oel-, Graupen- und Grützmühlen, für die Tuch-, Papier- und Eisenfabrikation, zum Farbholzmahlen u. s. w. benutzt werden. An den fischreichen Flüssen und Bächen sind schöne Wiesen, und der Viehstand ist ansehnlich. Im Kreise sind ein Gymnasium und außer einer evangel. 61 kathol. Elementarschulen. — 2. Stadt, bei den Römern Marcodurum, an der Roer, ist sehr alten Ursprungs. 69 n. Chr. wurden hier mehre Cohorten der Ubier (Agrippinenser) von dem batav. Heerführer Civilis überfallen und niedergehauen. 775 und 779 hielt Karl der Große bei Düren ein Maifeld, um die Kriege wider die Sachsen zu beschließen. Der Ort gehörte ehemals dem Kaiser und Reich, wurde

Digitized by Google

1124 mit Mauern versehen und 1248 vom Kaiser Friedrich II. an den Grafen Wilhelm V. von Jülich verpfändet. 1277 überrumpelten die Aachner die Stadt, nachdem sie den Grafen Wilhelm geschlagen hatten. Kaiser Karl V. eroberte Düren 1542 mit Sturm, jedoch nahm sie der Herzog Wilhelm III. von Jülich, Kleve und Berg noch in dems. J. wieder ein. 1543 wurde sie von den Kaiserlichen aufs neue erobert und geplündert. 1548 ward Düren vom Kaiser und Reich noch als Reichsstadt betrachtet. Die Stadt wurde ferner 1614 von den Spaniern unter dem Marquis Spinola, 1642 von den weimar. Kriegsvölkern, 1673 von den Kaiserlichen und Holländern, 1792 von den Franzosen und Oestreichern eingenommen und 1794 von den Oestreichern bombardirt. Unter franz. Herrschaft gehörte Düren zum Roer-Departement, bis 1814. Düren ist der Sitz der landräthlichen Behörde, eines Bergamts und eines Friedensgerichts, hat ein Gymnasium, 3 Nonnenklöster (eins zum Unterricht der weiblichen Jugend und 2 zur Krankenpflege), eine kathol. Pfarrkirche (ein schönes altdeutsches Gebäude, mit Reliquien der heil. Anna, Mariens Mutter, daher Wallfahrtsort Ende Juli, ferner mit einem hohen Thurm und schönem Glockenspiel), 4 andere kathol. u. 2 evangel. Kirchen, eine Synagoge, 570 Häuser und über 6000 Einw., bedeutende Tuch- und Wollenzeuchmanufakturen, welche besonders feine und mittelfeine Tücher von vorzüglicher Solidität liefern, die den Vorzug vor den englischen dieser Art haben. Die Zahl der durch die Wollenweberei beschäftigten Menschen beläuft sich auf 11—1300. Düren hat ferner wollene Deckenmanufakturen, bedeutende Papierfabriken, die alle Sorten von feinem Papier fabriziren, das sich durch seine schöne Weiße auszeichnet, Eisen- und Stahlfabriken, Gerbereien, Branntweinbrennereien und bedeutenden Handel mit selbst verfertigten Tüchern, Papier u. a. Gegenständen, vorzüglich mit Getreide, wovon hier der Hauptabsatz für die Umgegend ist. Ferner hat Düren 4 Jahrmärkte. Durch die Stadt fließt ein Bach, welcher die Reinlichkeit der Straßen befördert.

Dürer (Albrecht), gleich trefflich als Maler, Kupferstecher und Schriftsteller, Sohn eines geschickten Goldschmieds aus Ungarn, geb. zu Nürnberg d. 20. Mai 1471. Er sollte die väterliche Kunst erlernen, allein seine früh entwickelte Neigung für die Zeichnenkunst bestimmte die Eltern, ihn durch Michael Wohlgemuth in der Malerei unterrichten zu lassen. Nachdem er ausgelernt, ging er auf die Wanderschaft und reiste 1490 durch Deutschland und Elsaß; 1492 ging er über Kolmar, Basel, und kam 1494 wieder in die Heimath zurück. Hier machte er sein Meisterstück, eine Zeichnung, die den Orpheus darstellte. Seinem Vater zu Liebe heirathete er des berühmten Mechanikers Hans Fritz zu Nürnberg Tochter. Von seinen frühern Arbeiten kennen wir sein eignes Bild ohne Bart, von 1550, Johannes der Täufer, St.-Onuphrius, die drei Weisen aus dem Morgenlande, von 1504, und eine Maria; außerdem einige Kupferstiche. 1505 ging er nach Venedig, um sich in seiner Kunst zu vervollkommnen, wozu ihm B. Pirkheimer ein Kapital vorschoß. Seine Geschicklichkeit erregte Neid und Bewunderung. Er malte hier die Marter des heiligen Bartholomäus für die St.-Marcuskirche, welches Gemälde Kaiser Rudolf kaufte und nach Prag bringen ließ. Auch reiste er nach Bologna, um die Perspective genauer zu studiren. Auf seinen Styl hatte diese Reise keinen Einfluß. Mit seiner

Digitized by Google

Rückkehr 1557, beginnt die eigentliche Zeit seiner Meisterschaft. 1520 besuchte Dürer noch einmal, wahrscheinlich zur Erholung, die Niederlande. Sein Ruhm erfüllte die Lande weit und breit. Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler; Karl V. bestätigte ihn in dieser Würde und verlieh ihm zugleich das Wappen für die Maler, nämlich in einem lasurblauen Felde 3 silberne oder weiße Schindeln. Dürer genoß die Achtung der Höchsten und Niedern; alle Gelehrte und Künstler seiner Zeit ehrten und liebten ihn. Er war der Erste, welcher in Deutschland die Regeln der Perspective und der Proportionen des menschlichen Körpers nach den Gesetzen der Mathematik lehrte, und er förderte die Kupferstecherkunst dadurch bedeutend, daß er dabei zuerst das Aetzen und die Radirnadel anwandte. Er erfand das Mittel, die Holzschnitte mit zweierlei Farben zu drucken, und die gläserne Copirscheibe. Er schrieb das erste Buch vom Festungsbau in Deutschland und zeigte wie man mit Hülfe der Geometrie die Buchstaben, besonders die Versalien, nach bestimmtem Verhältniß entwerfen müsse. In seinem Zeitalter steht er als Maler heiliger Geschichten einzig da, und so behauptet er auch als Bildnißmaler denselben Rang; ja seine Formen sind hier noch großartiger, und es ist noch mehr Fleiß auf die malerische Anordnung verwendet. Das Colorit ist wahr, und bei aller sorgfältigen Ausführung ist hier jede Trockenheit vermieden. Dürer blühte in der glücklichen Zeit in der Mitte Deutschlands, da Italien sich rühmen konnte, einen Rafael und Michel Angelo zu besitzen. Seine Geistesgröße hat er in unsterblichen Werken dargestellt, welche die Bewunderung aller Jahrhunderte verdienen. Er gehört zu den seltenen Menschen, deren Talente kraftvoll und zu Allem aufgeweckt, zu einer entschiedenen Größe und Vielseitigkeit entwickelt wurden. Man könnte ihn dem Leonardo da Vinci zur Seite stellen, und wenn er, wie Rafael in Italien, Vorgänger in der Malerei hatte, so war er es doch, der sie in Deutschland zur höchsten Stufe der Vollkommenheit emporhob, und durch seine Werke und theoretischen Schriften seinen Styl in viele europäische Länder verbreitete. Florenz, Verona, Modena und Venedig haben Meisterstücke von ihm. Die Gallerie zu Wien besitzt 14 Werke von ihm, mit Einschluß der Handzeichnungen. Unter den Gemälden verdienen besonders zwei Madonnen mit dem Christkinde, mit den Jahrszahlen 1518 und 1520, dann ein Portrait Kaiser Maximilian I., in seinem letzten Lebensjahre gemalt, die größte Bewunderung. In der Gallerie zu Dresden sind 8 Gemälde von ihm, die zu seinen vortrefflichsten Arbeiten gehören: ein Einsiedler mit einem Todtenkopfe, ein Christus mit einer Dornenkrone ꝛc. In der Gallerie zu München unter andern: eine in Schmerz versunkene Madonna, die Geburt des Heilandes ꝛc., und ein herrliches Bild von Dürer selbst, gemalt 1500. Auch in Schleißheim, Köln und Berlin sind herrliche Gemälde von ihm. In einigen Gemälden von ihm herrscht viel Wärme; in andern, z. B. in der Darstellung des heiligen Abendmahls vom Jahr 1523, eine sehr einfache Anordnung von großer Schönheit. In seinen großen Compositionen ist er oft verworren und zu geräuschvoll. Allgemein tadelt man darin die geraden, oder scharf gebrochenen Falten seiner Gewänder, die sich wie nasses Papier brechen sollen. Sein Colorit ist brillant; er liebte glänzende und feurige Farben, ohne sie harmonisch zu verschmelzen oder ein Zauberlicht des Hell und Dunkel erscheinen zu lassen. Zu seinen vorzüglichsten Kupferstichen gehören, seine

Digitized by Google

Fortuna, die Melancholie, Adam und Eva im Paradiese, Ritter Tod und Teufel, die Mäßigung, der heil. Hubertus, der heil. Hieronymus und die Passion in 16 Bl. Zu den ihm beigelegten Holzschnitten hat er wahrscheinlich nur die Zeichnung auf Holztafeln gemacht. Als Schriftsteller arbeitete er auf Veredlung und Reinigung der deutschen Sprache hin, worin sein Freund, Willibald Pirkheimer, ihm beistand. Seine Schriften, welche später ins Lateinische, Französische übersetzt wurden, erschienen gesammelt zu Arnheim bei J. Jansen 1603 in Fol. Dürer war nicht nur ein echt deutscher Künstler, sondern auch ein frommer Mensch, umsomehr ward sein Tod in der Kraft seiner Jahre im April 1528 betrauert. Er starb an der Abzehrung, denn häusliche Leiden, er war unglücklich verheirathet, verbitterten sein Leben, das F. Roth, Leipzig 1791, beschrieben hat. Sein Grab auf dem Kirchhofe zu Nürnberg hat eine Inschrift von seinem Freunde Pirkheimer und zwei spätere von Sandrart. Sein Haus hat 1826 der Magistrat daselbst gekauft, und 1828 wurde ihm in der Stadt, wo er geboren und vor 300 Jahren gestorben war, ein Denkmal errichtet. S. „Scenen aus dem Leben Albrecht Dürer's", von Simon Wagner, nebst Erläuterungen von J. G. v. Quandt, Dresden 1829. Eine interessante Erscheinung sind die 1828 von Campe in Nürnberg herausgegebenen „Reliquien von Albrecht Dürer, seinen Verehrern geweiht". (Vgl. Formschneidekunst.)

Dürfen, können, sollen, müssen, mögen, wollen. Diese umschreibenden Zeitwörter, die mit dem Infinitiv ohne „zu" verbunden werden, unterscheiden sich ihrem Begriffe nach: Dürfen bezeichnet die Erlaubtheit einer Handlung vermöge eines praktischen Gesetzes, z. B. ich darf mich gegen den Angriff des Feindes vertheidigen; Können, die Möglichkeit einer Handlung vermöge eines Naturgesetzes, z. B. ich kann sehen, sprechen; Sollen, die Nothwendigkeit einer Handlung nach praktischen Gesetzen, z. B. du sollst Vater und Mutter ehren; Müssen, die Nothwendigkeit einer Handlung nach Naturgesetzen, z. B. ich muß essen um zu leben, du mußt mit den Wölfen heulen (darum bleibe davon), nicht: du sollst mit den Wölfen heulen; Mögen, das Verlangen nach Dem, was uns angenehm ist, z. B. ich möchte die Welt bereisen; Wollen, das Vermögen, sich selbst nach einem Gesetze zu bestimmen, z. B. ich will arbeiten.

Durham, Grafschaft in England, mit dem Titel eines Bisthums oder einer Pfalzgrafschaft, grenzt im Norden an Northumberland, im Osten an das deutsche Meer, im Süden an York, im Westen an Cumberland, und enthält auf 45¼ QM. 180.000 Einw. in 8 Städten und Marktflecken und 118 Kirchspielen. Das Land hat Gebirge, das Kellop-Law und den Teresdalerwald, wird von den Flüssen Tees, Were, Tyne bewässert, und liefert Steinkohlen, Eisen, Blei, Alaun, Salz, Bausteine, Holz, Getreide, Kartoffeln, Flachs, Fische ꝛc. Ausgeführt werden Steinkohlen, Bleierz, Stangeneisen, Eisenwaaren, Schleifsteine, Alaun, Glas, Butter, Käse, Leder, Drell ꝛc. Das Land stand sonst unter dem Bischof von Durham, hat noch jetzt seinen eigenen Kanzler und Kanzleigericht unter dem Court of Exhequer, wird in 4 Wards getheilt, und hat die alte Hauptstadt Durham, am Weare, mit 7500 Einw., einem festen Bergschlosse, einer Kathedrale mit Beda's Grabmal in der Galilee- oder Mariacapelle, 6 Kirchen, die Kanzlei der Grafschaft, ökonomische Gesellschaft, Fabriken von Teppichen und groben wollnen Zeuchen.

Digitized by Google

Dürkheim (Türkheim), an der Hardt, Stadt im baierischen Rheinkreise, unter dem Hardtgebirge, vormals Residenz des Fürsten von Leiningen, mit 400 Häus., 4000 Einw., 2 Schlössern, 3 Kirchen der 3 Confessionen, Posterpedition, Weinbau, Weinhandel. Der jährliche Wurstmarkt ist ein wahres Volksfest. In der Nähe sind zu Philippshalle wichtige Salinen.

Durlach, Stadt im Großherzogthum Baden, am Fuß eines langen und hohen Weingebirges, der Thurmberg genannt, und am Fluß Pfinz, eine Stunde von Karlsruhe, mit Mauern, 6 Hauptstraßen, 475 Häus., 4000 meist luther. Einw., dem Schlosse Karlsburg, in dem jetzt die Münze ist, einer Stadtkirche, Pädagogium, Porzellan-, Fayence-, Indienne-, Krapp- und Tabacksfabriken, Lein- und Wollweberei, Bleichen, beträchtlichem Wein- und Obstbau und schönen Steinbrüchen. Sie war sonst die Hauptstadt eines eigenen Markgrafthums.

Duroc (Michel, Herzog von Friaul), geb. zu Pont-à-Mousson 1772, in der Militairschule zu Chalons erzogen; ward 1792 Lieutenant in der Artillerie, wanderte nach Deutschland aus, entging bei seiner Rückkehr nur mit Mühe dem Tode und wohnte dann als Adjutant des Generals Lespinasse den ersten Feldzügen im Revolutionskriege bei. Napoleon, dem er 1796 durch den General Marmont bekannt wurde, gewann ihn lieb, und durch ihn stieg er 1797 zum Brigadechef. Er nahm an dem Feldzuge in Aegypten Theil, ward 1799 Gesandter zu Berlin, 1801 zu Stockholm und 1802 zu Petersburg, 1804 Großmarschall des Pallastes und 1805 von neuem als Vermittler nach Berlin gesandt; führte in diesem Jahre die Grenadierdivision des verwundeten Oudinot, machte 1806 und 1807 die Feldzüge im Gefolge Napoleons mit, ward zum Herzog von Friaul erhoben, begleitete den Kaiser 1809 nach Oestreich und 1812 nach Rußland und blieb bei einer Recognoscirung nach der Schlacht von Bautzen an der Seite des Kaisers, d. 22. Mai 1813, durch eine Kanonenkugel. Er zeichnete sich sowohl durch Tapferkeit als persönliche Liebenswürdigkeit aus.

Dürrenberg, Thürnberg, der berühmte Salzberg im östreichischen Kreise Salzburg, eine Stunde von Hallein, 1067 Fuß über der Stadt, aus dem jährlich von 300 Arbeitern 300.000 Centner Salz bereitet werden. 1790—99 war der Gewinn 1.988.874 Gulden. Er ist 850 Bergklaftern oder 6941 Werkschuh lang, 400 breit und 222 Bergklaftern senkrecht tief, hat 17 Eingänge, worunter 8 Hauptstollen, 34 Sinkwerke, Wehren, Salzstücke oder Salzstuben, worunter der größte, der Stäber, angefüllt 50 Bergpfannen Sulze, d. i. 650.000 Eimer Wasser hält. Jährlich werden 1¼ Million Sulze nach Hallein geliefert, dort versotten und unter den sehr großen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkschuhe lang und breit ist, und über 200 Centner Soole enthält, über 32.000 Klaftern Holz verbrannt. Die Ausbeute binnen 600 Jahren (das Werk ward 1123 entdeckt) grenzt ans Ungeheure. In Schellenberg allein wurden von 1700 bis 1780 innerhalb 65 Jahren 1077 Wochensuden, und durch diese 13.449 Pfund und 27 Fuder erhalten, d. i. 3.227.187 Centner gemeinen Gewichts. Die Ausbeute eines vollen Jahrhunderts darf demnach bei den schellenberger Pfannen auf 4.820.000 und die von 6 Jahrhunderten auf 2792 Millionen berechnet werden. — 2) Ein Salzwerk, 3 Stunden von Merseburg an der Saale, durch den Bergrath Borlach angelegt und seit 1763 gangbar; der Kurfürst von

Digitized by Google

Sachsen erkaufte 1764 das dazu gehörige Rittergut Dürrenberg. Es hat 5 Gradirhäuser und treffliche Maschinen, auch wird viel Salz von Artern und Kösen hierher gebracht, wo sich gute Anstalten zur Aufbewahrung der gradirten Soole befinden. Man brennt größtentheils Braunkohlen, die in der Nähe gegraben werden. Auch wird hier Düngesalz verfertigt. Nach der in Folge des wiener Friedens vom 18. Mai 1815 mit Preußen am 28. August 1819 geschlossenen Hauptconvention (erneuert 1828) werden jährlich 170.000 Centner Salz aus den Werken von Dürrenberg und Kösen für das Königreich Sachsen geliefert.

Durst (Physiol.), ein allen Thieren gemeines Bedürfniß, die verlornen Feuchtigkeiten durch neue, durch den Mund aufzunehmende, zu ersetzen. Bei mehren Thieren ist es vom Speisebedürfniß (Hunger, s. d.) wenig oder nicht getrennt. Vögel trinken überhaupt nicht viel, mehre Raubvögel leben ganz ohne Getränk, auch Insekten, die vom Fleisch sich nähren; Raubthiere (Löwen, Tiger) stillen ihren Durst bloß mit dem Blute der erlegten Thiere. Kamele und Dromedare leben in brennenden Sandwüsten Wochen, ja ganze Sommer lang, ohne Getränk, aber nur, weil sie in eignen Höhlen ihres Magens auf einmal in sehr großer Menge zu sich genommenes Wasser so lange als Vorrath aufbewahren. Menschen und allen Hausthieren ist das öftere Trinken höchstes Bedürfniß, doch kann es bei reichlicher Pflanzennahrung ziemlich umgangen werden. In Krankheiten ist eine völlige Enthaltsamkeit von Getränken nicht nur Wochen lang, sondern Monate und Jahre lang beobachtet worden; doch steigern gewöhnlich Krankheiten, besonders Fieber, den Durst, während der Hunger fehlt. Kaltblütige und träge Geschöpfe ertragen den Durst weit länger, als warmblütige und thätige. Die Wuth und die nachherige Erschlaffung und Ermattung sind ebenso schreckliche Folgen des Durstes wie des Hungers. Als Gefühl gehört der Durst dem Gemeingefühl an; das Bedürfniß geht vom ganzen Körper, besonders vom Magen aus, äußert sich aber vorzüglich im obern Theile des Schlundes, dessen Trockenheit allein aber die Ursache nicht ist, da der Speichel, wenn er verschluckt wird, den Durst nicht stillt. Beim höchsten Grade des Durstes entzünden sich der Schlund mit dem Magen, und der Tod erfolgt durch hinzutretenden Brand, oder aus gänzlicher Erschöpfung. Jeder starke Säfteverlust, daher Schweiß, besonders auch starke Blutung vermehren den Durst, so auch Salzgenuß und Aufenthalt in warmer, trockener Luft, wogegen feuchte Luft, Bähungen der Haut, Bäder ihn in etwas abstumpfen (Seefahrer haben durch bloßes Baden in der See, in Ermangelung süßen Wassers, ihr Leben erhalten). Zur Löschung des Durst's genügt völlig reines Wasser (9/10 Menschen trinken nichts als Wasser), befriedigender ist ein mit Kohlensäure geschwängertes Wasser, und überhaupt säuerliches Getränk, geistiges Getränk aber, insofern dadurch zugleich ein Kräfteersatz gewährt wird. Gewissermaßen leiden auch Gewächse Durst, sie erschlaffen und welken in allen ihren Theilen, und das Begießen zeigt sichtbare und schnelle Wirkung.

Dusch (Johann Jakob), deutscher Dichter, geb. 1725 zu Zelle, erhielt in seiner Vaterstadt seine erste literarische Bildung, wo er einen glühenden Eifer zu den Studien an den Tag legte. Mit dem Entschlusse Theologie zu studiren, bezog er die Hochschule zu Göttingen, auf welchem Musensitze ihn aber schöne Wissenschaften und englische Literatur am meisten anzogen. Nach beendigten Universitätsstudien wurde er einige

Digitized by Google

Zeit Hauslehrer, dann am akademischen Gymnasium zu Altona 1756 Professor der schönen Wissenschaften und 1766 Director. 1771 erhielt er die Professur der Philosophie und Mathematik und 1780 erhob ihn der König von Dänemark zum Justizrath. Er starb 1787. Dusch hat sich als Dichter vorzüglich in der Lehrpoesie versucht; mit Wahrheit der Gedanken verband er einen angenehmen Vortrag; aber ihm mangelt eine lebhafte Einbildungskraft, und Sprache und Styl sind etwas gekünstelt und zu blühend. Dusch's sämmtliche Gedichte erschienen zu Altona 1765—67, 3 Bd. Seine Romane (z. B. „Der Verlobte zweier Bräute", 3 Bde. 1785, „Die Pupille" 1798) zeichnen sich aus durch Natürlichkeit, moralisches Gefühl und reine Empfindung, und seine „Briefe zur Bildung des Geschmacks" ꝛc. (6 Thle. 1764—73), ein für sein Zeitalter lehrreiches ästhetisches Werk, wurde sehr gerühmt. Außer andern Schriften übersetzte er Verschiedenes aus dem Englischen (z. B. Pope's Werke), und einige seiner Werke erschienen in mehren Sprachen des Auslandes. Ueberhaupt war Dusch ein von seinen Zeitgenossen geschätzter Schriftsteller; nur Lessing sprach in seinen „Literaturbriefen" eine scharfe Kritik über ihn aus, dem indeß die neueren Geschmacksrichter mit Recht beistimmen.

Dussek (Joh. Ludwig), ein Böhme, berühmter Pianofortespieler und Componist für dieß Instrument, geb. 1760, erlangte als Virtuose auf der Harmonica eine große Celebrität, wurde nach mehren Reisen nach Frankreich und England, Bekannter und Vertrauter des 1806 rühmlich gefallenen Prinzen Louis von Preußen, dessen Heimgang er durch eine gefühlvolle Sonate, Elégie betitelt, verherrlichte. Die fürstlich Isenburgischen Dienste vertauschte er bald mit denen des Fürsten von Benevent, mit dem er nach Paris ging, wo er 1812 starb. Sein Charakter als Componist ist hervorstechende Eigenthümlichkeit, Neuheit, reiche Erfindung und Feuer.

Düsseldorf, 1. Regierungsbezirk der Provinz Jülich-Kleve-Berg, Staat Preußen, liegt auf beiden Seiten des Rheins, von Belgien, Holland, den Reg.-Bez. Münster, Arnsberg, Köln und Aachen umgrenzt, enthält auf 98 QM. 690.000 Civileinwohner, darunter 420.000 Katholiken, 262.000 Evangelische, 900 Mennoniten und 6000 Juden. Auf der QM. leben im Durchschnitt 7020, im Kreise Elberfeld aber auf gleicher Fläche 17.138 Menschen. Im Bezirk sind 52 Städte, 17 Flecken, 410 Dörfer, 192 Rittersitze ꝛc., 109 kathol. Cantonpfarr- und 146 Hülfskirchen, 147 evangel. und 4 Simultankirchen, 2 Mennonitenbethäuser, 51 Synagogen; 6 Gymnasien, 6 Pro-Gymnasien, ein Schullehrerseminarium, 3 Zeichnen-, 2 Gewerb-, 14 Bürger- und Mittelschulen, über 700 Elementarschulen. Unter den Manufakturen und Fabriken des Bezirks sind die bedeutendsten: 90 Tuch- und Casimirmanufakturen, 110 Manufakturen in seiden, wollen und leinen Band, 32 Baumwollenspinnereien, 120 Baumwollenzeuch- und 17 Baumwollengarnmanufakturen, 24 Wollenspinnereien, 21 Zwirn-, 46 Seide- und Floret-, 60 Siamoisenmanufakturen, 184 Gerbereien und Lederfabriken, 36 Walk-, 82 Rauh- und Tuchscheer-, 21 Knochen-, 31 Schleifmühlen, 20 Stahlwerke, 57 Stahlraffinerien und 50 Rohstahlhämmer, 31 Eisenhammerwerke, Hütten und Gießereien, 82 Messer-, Scheeren- und Klingenfabriken, 56 Tabacks-, 24 Seifenfabriken, 220 Färbereien, 76 Türkischrothfärbereien, 132 Leinwandfärbereien und Druckereien, 60 Zeuchdruckereien,

Digitized by Google

50 Steinkohlenbergwerke, 41 Töpfereien ꝛc. Der Bezirk ist in 14 Kreise getheilt. — 2. Der Kreis Düsseldorf ist 7 QM. groß und hat in 4 Städten, einem Flecken, 36 Dörfern ꝛc. über 61.500 Einwohner (48.200 Katholiken, 11.800 Evangelische, 690 Juden), 24 katholische und 8 evangelische Pfarrkirchen, 5 Synagogen. Der Kreis, von vielen Bächen durchschnitten, ist theils eben, theils wird er von Abzweigungen des sauerländischen Gebirges berührt. Der Boden ist vom Rhein bis zum Gebirge fruchtbar und besteht aus Sand und Thon. Wo jener vorherrschend ist, wird die Cultur nur durch angestrengten Fleiß befördert. Im Ruhrthale ist mehr Thon und daher der Boden fruchtbarer. In den gebirgigen Gegenden ist der Boden wenig ergiebig, doch haben die Thäler einen fruchtbaren kohlensauren Kalk. Die Hauptprodukte der Landwirthschaft sind Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Kartoffeln, hin und wieder Buchweizen, Raps und Hülsenfrüchte. Die Gartencultur ist besonders um Düs. vorherrschend. Die Viehzucht ist nicht unbedeutend. Der Kreis zerfällt in 10 Bürgermeistereien. — 3. Hauptstadt des Reg.-Bez. und des Kreises, sonst des Herzogthum Berg, liegt 24° 26′ 10″ L. 51° 13′ 56″ Br. in einer schönen und fruchtbaren Gegend am rechten Ufer des Rheins, in den sich hier die Düssel ergießt. Sie ist 1288 vom Grafen Adolf V. von Berg von einem Dorfe zu einer Stadt erhoben, welche unter seinen Nachfolgern mit mehren Rechten und Freiheiten beschenkt wurde. 1614 besetzte der span. Gen. Spinola als kaiserl. Commissarius die Stadt, welche nachmals während der Erbfolgestreitigkeiten, im 30jähr. und im span. Erbfolgekriege alle möglichen Drangsale erdulden mußte. In Folge des Vertrags von Xanten wurden in Düsseldorf zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg 1624 und 1629 Traktate über die jülich-klevesche Erbschaft, 1647 und 1673 Vergleiche über die Religionsverhältnisse der dazu gehörigen Länder abgeschlossen. Vom 15. Jahrh. bis 1716, in welchem J. der Kurfürst Johann Wilhelm starb, war Düsseldorf die Residenz der Landesherrn. Im 7jähr. Kriege ward 1757 die Stadt von den Franzosen besetzt, im Juni 1758 von den Verbündeten berennt, bombardirt und durch Capitulation eingenommen (sie hatte damals außer Mauern und Graben noch andere Befestigungen, konnte aber keine Belagerung aushalten), die es aber bald wieder verlassen mußten. 1794 ward es von den Franzosen so heftig beschossen, daß das Schloß, der Marstall und ein großer Theil der Stadt in einen Schutthaufen verwandelt wurden. Vom 16. Sept. 1795 bis Ende Mai 1801 waren die Franzosen im Besitz der Stadt, deren Festungswerke, zufolge des luneviller Friedens, 1802 geschleift wurden. 1806 den 19. März ward sie für den neuen Großherzog von Berg, Joachim Murat, und am 31. Juli 1808 vom Kaiser Napoleon in Besitz genommen. 1813 den 10 Nov. erreichten es die Verbündeten, seit dem 5. April 1815 ist es der Krone Preußen. — Düsseldorf ist eine der schönsten Städte am Rheine; die Straßen sind zum Theil sehr regelmäßig angelegt und freundlich, und die Häuser durchaus von gebrannten Steinen erbaut. Sie theilt sich in die Altstadt, Neustadt und Karlsstadt. Die Neustadt wurde 1690—1716 vom Kurfürsten Johann Wilhelm erbaut und hat eine Menge, nach Crepello's Planen aufgeführte, prächtige Gebäude. Die Karlsstadt, der schönste Theil von Düsseldorf, verdankt ihre Entstehung und ihren Namen dem Kurfürsten Karl Theodor, seit 1786 erbaut. In der neuesten Zeit ist sie vergrößert worden.

Digitized by Google

Sie besteht aus mehren Vierecken, die einen großen Platz einschließen. Die schönste Straße in der Karlsstadt ist die mit Lindenreihen bepflanzte Friedrichwilhelmsstraße, mit herrlichen Häusern. Düsseldorf hat mit den zu seiner Bürgermeisterei gehörenden Ortschaften Derendorf, Pempelfort (Geburtsort der Brüder Fr. H. u. J. Gg. Jacobi [s. d.]), Flingern, Grafenberg, Golzheim, Mörsenbroich, Hamm, Volmerswerth ꝛc. in 2260 Häusern über 28.000 Einw. (in der Stadt 20.000), außer 3750 Evangelischen und 430 Juden, Katholiken. Düsseldorfs sehenswürdigste Gebäude sind: die Hauptpfarrkirche St.-Lambert, die Grabmäler einiger Regenten, worunter sich das marmorne Mausoleum des Herzogs Johann auszeichnet, auch das Grab der unglücklichen und schuldlos gemordeten Herzogin, Jakobe von Baden, enthaltend; die schöne, aber mit Verzierungen überladene vormalige Hof- und Jesuitenkirche, wo die Fürstengruft mit den Ruhestätten der neuburger Regenten bis auf den Kurfürsten Johann Wilhelm (außerdem gibt es noch 5 andre kathol., 2 evang. und eine Simultankirche); das Galleriegebäude mit der Marmorstatue des Kurfürsten Johann Wilhelm; das alte Schloß, von dem nur noch ein Flügel steht, ist jüngst für die Kunstakademie und die königl. Münze theilweise wiederhergestellt; die Residenz, Wohnung des Regierungspräsidenten; das Regierungsgebäude, das Haus des Hauptsteueramts, das 1567 erbaute Rathhaus, das neue Gymnasialgebäude, die Infanterie-, Cavalerie- und Artilleriecasernen ꝛc. Düsseldorf ist der Sitz der Regierung, eines Land- und eines Friedensgerichts, der Kreisbehörde, eines Oberpostamts, des Direktoriums der bergischen Feuerassekuranz, der rheinisch-westfäl. Gefängnißgesellschaft, einer Gesellschaft zur Beförderung der Künste und Gewerbe, seit 1829 eines Kunstvereins für Rheinland und Westfalen ꝛc. In der Stadt ist ferner ein Gymnasium, ein Seminar, mehre Erziehungsinstitute, medicinisch-chirurg. Lehrinstitut, königl. Kunst- und Zeichnenakademie, Kunst- und Baugewerksschule, Musikinstitut, architekton. Institut, polytechnische Anstalt u. s. w. Merkwürdig ist noch die kolossale bronzene Reiterstatue des kunstliebenden Kurf. Johann Wilhelm auf dem Markt, von Crepello gegossen. Im Galleriegebäude war sonst das berühmte Cabinet von 358 Gemälden, das reichste an Werken von Rubens u. a. großen Meistern der niederländ. und flamänd. Schule, die 1805 nach München gebracht wurden. Die kostbare Sammlung von mehr als 14.000 Originalhandzeichnungen, 24.450 Kupferstichen ist zum Gebrauch der düsseldorfer Kunstakademie noch vorhanden. Uebrigens hat der lange Besitz der herrlichen Bildergallerie in Düsseldorf einen recht lebendigen Sinn für Kunst zurückgelassen, und die Einw. haben aus eigenen Mitteln eine öffentliche Gemäldesammlung veranstaltet, die sehr gute Stücke aus verschiedenen Schulen enthält. Ferner hat Düsseldorf eine Antikensammlung in Gypsabgüssen, ein Cabinet mathematischer und physikalischer Instrumente, eine Sternwarte, eine 1770 vom Kurf. Karl Theodor gestiftete, nachher durch Klosterbibliotheken und unter Preußens Regierung durch neuere Literaturwerke vermehrte, jetzt wohlgeordnete Bibliothek von 30.000 Bdn., eine Privatsammlung von Naturalien und Alterthümern und eine von Kupferstichen, Landschaften, Zeichnungen ꝛc., mehre Wohlthätigkeitsanstalten, 3 Nonnenklöster, Theater ꝛc. Die Zweige der Industrie sind mannigfaltig; die Manufakturen und Fabriken liefern Tuch, Sammet, Seide, Baumwollen- und Wollenzeuche, Taback, Essig, Seife, Leder, den bekannten düsseld. Senf, Zucker, Spiegel, Möbel,

Digitized by Google

Liqueur ꝛc. Noch beträchtlicher ist der Speditions- und Eigenhandel mit Getreide, Wein, Branntwein, Colonialwaaren, Steinkohlen, Baumwollen-, Eisen- und Stahlwaaren ꝛc., auch die Rheinschifffahrt ist nicht unbedeutend. Bei der Stadt ist ein Frei- und ein Sicherheitshafen, auf dem Rhein eine fliegende Brücke. Die Lage von Düsseldorf wird besonders durch die die Stadt umgebenden Gärten sehr freundlich und angenehm. Unter diesen zeichnen sich der Hof- oder Königsgarten, der botan. Garten und die neuen Anlagen aus. Dabei liegt das königl. Schloß Jägerhof, jetzt Residenz des Prinzen Friedrich von Preußen.

Dutens (Louis), geb. zu Tours den 15. Jan. 1730 von protest. Eltern, kam 18. J. alt nach Paris und verfertigte daselbst ein Trauerspiel: „Le retour d'Ulisse à Ithaque", welches zu Orleans, ungeachtet der darin herrschenden Fehler, mit Beifalle aufgeführt wurde. Diese sah er aber auch selbst ein und entsagte freiwillig der dramat. Dichtkunst. Nach England übergegangen, ward er Hofmeister in einem vornehmen Hause und hatte das Glück, in dem Vater seines Zöglings zu gleicher Zeit auch einen treuen Freund und Lehrer zu finden; denn derselbe lehrte ihn viele lebende und todte Sprachen. Da dieser Zögling aber frühe starb, so erhielt er im diplomatischen Fache, allenthalben durch die günstigen Umstände unterstützt, eine Stelle. Seitdem bereicherten die Lords Mackenzie, George Pitt, Northumberland, Algernon u. A. ihn mit Pensionen, geistlichen Pfründen und Legaten. Er ging 3 Mal als brit. Geschäftsträger nach Turin, durchreiste mehrmals ganz Europa und knüpfte mit den meisten europ. Gelehrten persönliche Bekanntschaft an. Die Liste seiner oft aufgelegten Werke beweist die Vielseitigkeit dieses Gelehrten, der, durch den Umgang mit den höhern Ständen gebildet, in seinen Schriften auch die Geschliffenheit eines Weltmanns darlegt. In 6 Bdn. gab er Leibnitz's sämmtl. Werke in Genf heraus; sie sind aber nicht ganz vollständig; übrigens schätzen Mathematiker des Herausgebers Vorwort zu der mathemat. Abtheilung. Durch die beiden Sammlungen: „Le caprice poétique" und „Poésies" machte sich Dutens als Dichter bekannt. Seine „Recherches sur l'origine des découvertes attribuées aux modernes" beweisen des Verf. große Belesenheit, zugleich aber auch, daß Dutens das Wissen und Erfinden der Alten ein wenig zu hoch stellt. Sein „Tocsin ou appel au bon sens", den er mehre Male umdrucken ließ, enthält scharfe Ausfälle auf Voltaire und Rousseau; überhaupt war Dutens ein Gegner der reformirenden Philosophie und geißelte ihre Helden bei jeder Gelegenheit. Drei seiner Schriften über alte Münzen und Denkmünzen änderte er bei jeder neuen Aufl., sowie seine Kenntnisse sich erweiterten, oder seine Hypothesen, an denen er reich war, sie beschränkten, in vielen Punkten um. In seinen „Oeuvres mêlées" (Lond., 4 Bde.) findet man auch seine „Logique, ou l'art de raisonner". Sein oft von ihm verbessertes „Itinéraire des routes les plus fréquentées" war zu seiner Zeit schätzbar; weniger Verdienst haben seine Denkwürdigkeiten über kostbare Steine. Historisches Interesse hat seine „Histoire de ce qui s'est passé pour le rétablissement dune régence en Angleterre" (1789). Seine „Considérations théologiques sur les moyens de réunir toutes les églises chrétiennes" (ein früher so oft versuchter Entwurf!) wurden mehrmals aufgelegt, weil die Idee dieß Mal von einem Diplomaten und Weltmann ausging.

Digitized by Google

Nach des Verfassers Grille sollte ein Concilium eine allgemeine Concordienformel nach den Beschlüssen der Kirchenversammlungen der ersten 6 Jahrhunderte aussprechen, und dieser die gesammte Christenheit als Glaubensformel ihre Zustimmung ertheilen. Auch in die Genealogie der Romanhelden verirrte sich Dutens, den sein Amt niemals viel beschäftigte, in der „Table généalogique des héros de roman". Allgemeinen Beifall fanden 3 Bde. „Mémoires d'un voyageur qui se repose" (Par. 1806, deutsch in 2 Bdn., 1808). Der 3. Th. unt. d. bes. Tit.: „Dutensiana", enthält Anekdoten und Beobachtungen. Er starb den 23. Mai 1812 als Mitglied der londoner Akademie und Historiograph des Königs v. England.

Duumvir, Zweiherr, Zweiherrscher, der mit einem Andern die Herrschaft theilt. In Rom waren Duumviri zwei obrigkeitliche Personen, die bei einerlei Geschäft als Collegen mit gleicher Gewalt angestellt wurden. Appelliren konnte man von ihnen nur an das römische Volk, als den Herrn über Leben und Tod. Duumvirat, die Zweiherrschaft.

Duval (Valentin Jameray), Bibliothekar des Kaisers Franz I., geb. 1695, Sohn eines armen Bauers in dem Dorfe Arronay in Champagne. Im 10. Jahre wurde Duval Waise; im 14. Jahre aus seinem Geburtsorte durch Dienstlosigkeit getrieben, hungernd, bald auch von den Blattern befallen, irrte er in dem schrecklichen Winter 1709 auf offenem Felde umher; doch die Vorsehung führte ihn in eine Einsiedelei, wo ihn Palemon, der gute Eremit, aufnahm; er theilte seine Lebensweise, seine Geschäfte mit ihm und lernte von ihm lesen. Hier ward Duval fromm, ohne abergläubisch zu seyn. Dann vertauschte er diesen Ruheplatz mit dem zu St.-Anne bei Luneville. Vier unwissende Eremiten und 6 ihm zur Hut übergebene Kühe waren seine Gesellschaft, einige Bände von der „Blauen Bibliothek" seine Bildungsmittel; es gelang ihm endlich, allein schreiben zu lernen. Ein Abriß der Arithmetik, der in seine Hände fiel, zog seinen Geist sehr an. In der Stille eines Waldes erhielt er die ersten Ideen von Astronomie und Geographie; einige Charten, ein Stück Rohr als Tubus, auf einer Eiche befestigt, war das ganze Lehrgeräth des wißbegierigen Knaben. Um sich Geld zum Unterrichte zu verschaffen, machte er Jagd auf die Thiere des Waldes; der Verkauf seiner Beute verschaffte ihm nach einigen Monaten ein kleines Vermögen von 40 Thalern. Dann fand er ein goldenes gestochenes Petschaft, und ließ es durch den Prediger bekanntmachen. Ein Engländer, Namens Forster, meldete sich als Eigenthümer, doch erhielt er es nur unter der Bedingung zurück, daß er dem Finder das Wappen genau erklärte. Erstaunt belohnt ihn Forster so reichlich, daß seine nach und nach aus seinen Jagdfonds angeschaffte Bibliothek bis auf 200 Bände sich vermehrte, dagegen er auf sein Aeußeres auch nicht das Mindeste verwendete. Während seiner Studien bekümmerte sich Duval freilich nicht viel um seine Heerde, und die Eremiten wurden darüber unwillig. Ja einer derselben drohte ihm sogar mit dem Verbrennen seiner Bücher. Das empörte Duval's Gemüth. Er ergriff eine Feuerschaufel, trieb damit den Bruder aus seiner eignen Wohnung und schloß sich in dieselbe ein. Die andern Brüder und der Superior kamen, aber Duval öffnete nicht eher die Thür, als bis sie mit ihm eine förmliche Capitulation gerichtlich abgeschlossen hatten, worin seine Herren ihm völliges Vergessen alles Vorgefallenen geloben, und täglich 2 Stunden zum Studiren zugestehen mußten, dagegen er ihnen für Kleidung und Kost noch 10 J.

Digitized by Google

zu dienen versprach. Nun war Duval gesichert; eifriger als je setzte er seinen Selbstunterricht in dem Schatten des Waldes fort, wo seine Kühe weideten. So umgeben von seinen Landcharten, fanden ihn einst die jungen Prinzen von Lothringen. Man machte ihm auf der Stelle den Vorschlag, seine Studien bei den Jesuiten zu Pont-à-Mousson fortzusetzen; aber er nahm das Erbieten nur unter der Bedingung an, daß seine Freiheit dadurch nicht beschränkt würde. Er machte bald so reißende Fortschritte, daß der Herzog Leopold 1718 ihn mit sich nach Paris nahm, um den Eindruck zu beobachten, den diese neue Welt auf ihn machen würde. Doch Duval äußerte mit vieler Freimüthigkeit, daß alle Pracht der Hauptstadt und ihre Opern weit hinter der Majestät des Auf- und Untergangs der Sonne zurückgeblieben. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn Leopold zu seinem Bibliothekar und zum Professor der Geschichte auf der Akademie zu Luneville. Diese Stelle und der Unterricht, den er den dort studirenden jungen Engländern, unter welchen sich auch der berühmte Lord Chatam befand, ertheilte, verschafften ihm die Mittel, seine alte Einsiedlei von St.-Anne neu aufbauen zu lassen. Als Lothringen an Frankreich abgetreten worden war, ging er mit der ihm anvertrauten Bibliothek nach Florenz, wo er 10 J. lang wohnte. Kaiser Franz rief ihn nach Wien, um eine Medaillensammlung zu ordnen. Hier starb er 1775. Bei aller Gelehrsamkeit war Duval äußerst bescheiden. Bekannt sind seine „Oeuvres, précédées de mém. sur sa vie“ (Petersb. und Strasb. 1784, 2 Bde., 4.), Sein Leben beschrieb A. B. Kaiser (Nürnberg 1788, 2. Ausg.).

Dwaraca, 22° 21′ B., Stadt auf der äußersten südwestlichen Spitze der hindostan. Provinz Guzurate, die mit ihrem Distrikte von 21 Dörfern 2560 Häus. und 10 240 Einw. enthält, und einem kleinen Rabutenfürsten gehört. Sie hat einen berühmten Tempel, nach den heiligen Büchern der Hindus einst der Aufenthalt des Gottes Krishna, und daher Gegenstand der Verehrung für ganz Hindostan.

Dwina (d. i. doppelter Strom), ein breiter und tiefer Fluß in Rußland, der diesen Namen nach der Vereinigung der Flüsse Suchona und Jug bei Ustjug im Gouvernement Wologda enthält, die Flüsse Wytschegda, Waga, Pinega ꝛc. aufnimmt, an 1200 Fuß breit ist, und nach einem Laufe von 75 M. bei Archangel in zwei Armen ins weiße Meer fällt. Nur der westl. Arm ist noch zu befahren; bei dem andern erschwert die verschlämmte Mündung das Einlaufen der größern Schiffe. Er soll durch einen Canal mit der Wolga verbunden werden.

Dyadik (Dyadisches System, Arithm.) ist die allereinfachste Art von Vertheilung der Zahlen in Classen. Man braucht dazu nämlich nur 2 Ziffern: 1 und 0. Die 1 bedeutet hier auf der ersten Stelle von der linken zur rechten Hand Eins, auf der zweiten aber 2, die 0 deutet bloß die Stelle der 1 an; auf der dritten Stelle bedeutet die 1 zweimal 2, also 4, auf der vierten Stelle zweimal 4, also 8, und sofort in geometrischer Progression. Es entspricht also

1, 10, 11, 100, 101, 110, 111, 1000.
1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8.

J. Caramuel gedenkt derselben zuerst in „Mathesis biceps“ (Campagne 1670), Leibnitz aber (ohne davon Notiz erhalten zu haben) bildete sie zuerst aus und legte auf sie einen großen Werth, wie sie denn auch, obgleich sie, wegen der großen Zahlen, die sie erfordert, unbequem zum

Digitized by Google

Gebrauch ist, lichtvolle Aufschlüsse über die Bildung der Zahlen und die ganze Arithmetik ertheilt.

Dyer (Sir James), ein englischer Jurist, geb. 1511 zu Roundhill in Somersetshire, starb 1581 in Huntingdonshire und hinterließ eine Sammlung von Proceßbeweisen, die 20 Jahr nach seinem Tode herauskamen und großes Aufsehen machten. — 2) John, ein guter englischer Dichter, geb. 1700 zu Aberglasney in Caermartenshire, studirte anfangs auf der Westminsterschule, ward dann Maler und besuchte Italien, widmete sich aber 1740 dem geistlichen Stande, ward Pfarrer und starb 1758. Er leistete das Meiste in der didaktischen Poesie, und bewies dieß durch sein Lehrgedicht "The fleece", ein widerstrebender Stoff (die Wolle), also etwas Aesthetisches für die Wollhabenden (Wollebesitzer); außerdem lieferte er eine poetische Beschreibung von Grongar Hill, 1727, welches die Engländer sehr schätzen; "The ruins of Rome" (1749); seine Gedichte erschienen London 1757. 8. (Vgl. Englische Poesie.)

Dyk (Anton van), ein niederl. Meister und der berühmteste aller Portraitmaler, geb. zu Antwerpen 1598 oder 99. Sein Vater war geschickt in der Glasmalerei, und seine Mutter berühmt als die kunstvollste Stickerin von Landschaften und Figuren. Heinrich van Balen wurde sein erster Lehrer; da dieser lange in Italien studirt hatte und gute Zeichnung mit blühendem Colorit verband, so erhielt der Jüngling gleich anfangs eine treffliche Methode; er übertraf bald seine Mitschüler. Rubens nahm ihn nun in seine Schule auf und vertraute ihm die Ausführung mehrer großen Zeichnungen an, zu denen er ihm nur flüchtige Entwürfe gab. Eine Amazonenschlacht und die Cartons für die Tapeten, welche die Geschichte des Decius Mus darstellten, erwarben ihm das volle Vertrauen und die Achtung des Meisters; er war bald mehr sein Gehülfe als sein Schüler. Eigne Neigung sowohl als die Eifersucht des Rubens bestimmten van Dyk, sich fast ausschließend der Portraitmalerei zu widmen. Viele behaupten, Rubens habe auch aus Neid gewünscht, den mit ihm wetteifernden Schüler zu entfernen und nach Italien zu schicken; doch sprach sich hierin wohl mehr die sorgsame Liebe des Lehrers für den vielversprechenden Jüngling aus. Dieser malte erst noch 3 Gemälde: ein Ecce Homo, einen Christus am Oelberge und die Gemahlin des Rubens für seinen Lehrer, wofür ihm dieser ein herrliches weißes Roß schenkte und ihn mit vielen Empfehlungsschreiben nach Italien sendete. Doch wenig Meilen von Brüssel, in dem Dorfe Savelthem, fesselte die Liebe für ein Bauermädchen den jungen Künstler so, daß er geraume Zeit dort verweilte und 2 Altargemälde für die Dorfkirche ausführte, auf deren einem seine Geliebte als Madonna dargestellt ist, und auf dem andern er selber als heil. Martin auf dem Roß des Rubens. Sein Zögern wurde bekannt, und Rubens bot Alles auf, um durch einen kunsterfahrnen Italiener, den Ritter Nanni, Ruhmsucht und Kunsteifer wieder in des Jünglings Seele zu entflammen. Es gelang; van Dyk riß sich schmerzlich los und eilte, von Nanni begleitet, nach Italien, und zuerst nach Venedig. Hier bildete er sich besonders nach Titian und Paul Veronese, und eignete sich die Glut und den Schmelz ihres Colorits an. Als aber sein Reisegeld verthan war, ging er nach Genua, wo er viele Portraits zu malen bekam und sich große Summen erwarb. Er unternahm nun die Reise nach Rom, wo der Cardinal Guido Bentivoglio sein Beschützer wurde, dessen Portrait er ausgezeich-

Digitized by Google

mer schön malte. Dieß und die Portraits des dort lebenden Engländers Robert Sherley und seiner Gattin machten so großes Aufsehen, daß der andekn Künstler Neid ihn bewog, nach Genua zurückzukehren, wo er viele Portraits sowohl als historische Gemälde ausführte und sich Titian's großen Styl immer mehr aneignete. Er besuchte Florenz, Turin und Sicilien, wo er viel arbeitete. Die Pest verjagte ihn aber bald aus Sicilien, und er beendete in Genua das berühmte Altarblatt für Palermo. Nachdem so sein Ruf durch ganz Italien verbreitet war, kehrte er wieder in sein Vaterland zurück. Hier führte er viele große historische Gemälde und Altarblätter aus. Von letztern sind besonders der heil. Augustin in Antwerpen und die Kreuzigung in Courtray berühmt. Man erzählt, daß Rubens ihm seine älteste Tochter zur Gattin angeboten habe, daß aber van Dyk sie ausschlug, weil seine frühere Liebe für ihre Mutter (Rubens zweite Gemahlin, Helena) noch nicht ganz erloschen war. Um seinen Neidern zu entgehen, folgte er den Einladungen des Prinzen von Oranien, Friedrichs von Nassau, an seinen Hof zu kommen. Er malte diesen Fürsten, seine Gemahlin und Kinder, und diese Bildnisse wurden so bewundert, daß fast alle Fürsten und Reichen von ihm gemalt seyn wollten. Er reiste nach London und Paris, kehrte aber bald nach Antwerpen zurück. Ein Crucifix und die Geburt Christi, die er für Dendermonde malte, gehören zu seinen schönsten Werken. Van Dyks Ruhm wuchs so sehr, daß man in England bereute, ihn nicht mit mehr Achtung aufgenommen zu haben. König Karl I. ließ ihn einladen; doch er würde nie dahin zurückgekehrt seyn, wenn nicht sein Freund, der Ritter Digby, ihn dazu überredet hätte. Dieser stellte ihn bei seiner Ankunft dem König vor, der ihm eine goldene Kette nebst seinem reich mit Diamanten eingefaßten Bild umhing, ihm den Bathorden, ein ansehnliches Jahrgehalt, eine Sommer- und eine Winterwohnung ertheilte. Van Dyk vergalt diese Großmuth durch rastlosen Fleiß; er bereicherte England mit seinen Meisterwerken und führte außer einer Menge Portraits viele mythologische und historische Gemälde aus. Seine Prachtliebe zeigte sich in dem überaus glänzenden Hause, welches er machte; seine Feste, an denen Fürsten und Damen des ersten Ranges Theil nahmen, übertrafen alle andere an Glanz und Sinnigkeit, die ersten Tonkünstler und Mimen wetteiferten, sie durch ihre Talente zu verschönern. Er hielt sich überdieß einen Harem von schönen Mädchen, die er bei seinen historischen Gemälden benutzte. So verschwendete er sein Vermögen, seine Kräfte und seine Gesundheit; doch würde sein reicher Kunsterwerb ihm das erstere ersetzt haben, wenn er sich nicht in das Studium der Alchymie vertieft hätte. Der Herzog von Buckingham suchte ihn auf andere Wege zu bringen und ihm neuen Lebensmuth zu geben, indem er ihn mit der wunderschönen Maria Ruthven, Tochter des schottischen Grafen von Goree, vermählte. Van Dyk besuchte mit ihr seine Vaterstadt und ging von da nach Paris, wo er wünschte, die Galerie des Louvre zu malen. Da aber Poussin diesen Auftrag schon hatte, kehrte er sofort nach England zurück. Bereits krank und erschöpft schlug er dem König den Plan zu einer Tapetenmalerei vor, wo die merkwürdigsten englischen Feste und Prachtaufzüge abgebildet werden sollten, und erbot sich, die Cartons dazu zu erfinden. Doch ehe dieß ausgeführt werden konnte, übereilte ihn im 42. Lebensjahre 1641 der Tod. Er wurde feierlich in der St.-Paulskirche begraben; der englische Dichter Cowley

Digitized by Google

verfaßte seine Grabschrift. Die vorzüglichsten Galerien besitzen Gemälde von ihm; seine Portraits zeichnen sich durch ungemeine Wahrheit und Natur, leichte treffliche Behandlung und Farbengebung aus; Alles ist mit breitem Pinsel gleichsam nur hingeschrieben, flüchtig und kühn, und doch sind die Tinten herrlich und weich verschmolzen; seine halben Töne scheinen in der Nähe ins Graue zu spielen, doch sind sie, in gehöriger Entfernung betrachtet, vom wärmsten Lebensodem durchhaucht, Alles ist klar, Nichts weder bunt noch kalt, Alles ruhig, ungesucht; die Stellungen sind der Natur abgelauscht, stets der Individualität eines Jeden am angemessensten. Nie wählt er vorübergehende leidenschaftliche Momente, still und unverdreht steht es seiner Portraits vor uns und läßt uns klar in die Tiefe seines Wesens schauen. Meisterhaft leicht wußte er die Haare zu behandeln; er liebte schwarze Kleidung und einfache, grünlichgraue Hintergründe; die Stoffe der Kleidungen wußte er täuschend darzustellen. Seine spätern Arbeiten kommen den frühern an Zartheit der Ausführung und Vollendung nicht gleich. Seine andern Gemälde haben unstreitig auch in technischer Hinsicht ausgezeichnete Verdienste, doch blieb ihm wahrer Idealstyl immer etwas fremd; seine Madonnen sind mehr Erden- als Himmelskeniginnen. Seine vorzüglichsten Schüler waren David Beek, Bertrand Fouchier und Johann von Reyn.

Dyk, s. Salm (Haus).

Dyle, schiffbarer Fluß in der belgischen Provinz Südbrabant. Quelle bei Marbais, Mündung in die Demer. Von ihm hatte unter der franz. Regierung ein Departement von 66 QM. mit 423.000 Ew. den Namen.

Dynameter (Vergrößerungsmesser, Augomètre), ein Werkzeug, um die Vergrößerung der Fernröhre durch Versuche zu messen. Es besteht aus einer kleinen Röhre, mit einer aufs Genaueste getheilten durchsichtigen Scheibe, die man auf die Augenröhre eines Fernrohrs steckt, um so den Durchmesser des hellen Bildes des Augenglases ganz genau zu messen.

Dynamik (vom griech.), ein Haupttheil der Mechanik (s. d.), Kraftlehre oder Lehre von den bewegenden Kräften und der Bewegung der Körper. Sie untersucht und berechnet sowohl die dem Körper eigenthümliche, als die ihm durch Maschinen mitgetheilte Kraft und Bewegung, entweder wie Körper unmittelbar auf einander wirken, oder wie dieß durch die Zwischenkunft anderer, mit welchen sie im Zusammenhange stehen, geschieht. Galilei hat sie zuerst gegründet; nach ihm haben sie vorzüglich Leibnitz, Newton, d'Alembert, J. Bernoulli und Euler vervollkommnet. S. d'Alembert's „Traité de dynamique", Bürja's „Grundlehren der Dynamik" und Euler's „Motus scientia" und dessen „Theoria motus corporum solidorum". — In der Kant'schen Philosophie („Metaph. Anfangsgr. d. N. W.") wird das Dynamische dem Mathematischen entgegengesetzt, und man versteht darunter, was sich bloß mit dem Daseyn eines Dinges und den Ursachen desselben, ohne Rücksicht auf seine Größe (in der Anschauung) beschäftigt; oder wobei bloß auf den Grund seines Daseyns als qualitative Kraft gesehen wird, z. B. dynamische Verknüpfung (Synthesis), welche nicht durch die Anschauung einer gleichartigen Größe, sondern durch ein dynamisches Verhältniß, d. i. ein in den Dingen beruhendes Verhältniß der Inhärenz, Causalität oder Wechselwirkung bestimmt wird; dynamische Gemeinschaft, d. i. Wechsel-

Digitized by Google

wirkung der Kräfte eines Dinges und gegenseitiger Einfluß, besonders eine Gemeinschaft durch Wirkung in der Ferne. In der Naturwissenschaft setzte Kant die dynamische Ansicht der Natur der atomistischen oder mechanischen entgegen. (S. Atomen.) Letztere erklärt Alles aus der Masse, und selbst die Bewegung aus der Undurchdringlichkeit absolut harter und starrer Grundkörperchen. Dagegen wurde die Kant'sche Lehre von der Causalität aller Bewegung durch ursprüngliche und ausdehnende Kräfte der Materie dynamische Naturlehre genannt. Die dynamische Ansicht vieler neuern Philosophen hat die Masse größtentheils übersehen, und Alles aus bloßen Kräften zusammenstellen wollen. Die wahrhaft dynamische Ansicht, oder ein dynamisches System der Natur verbindet Beides, ungeachtet sie eine Einheit der Kraft und Materie in den Wirkungen der Natur, oder in den Naturerscheinungen anerkennt, als Folge einer bildenden Kraft der Natur, welche in Beziehung auf den thierischen Körper das Lebensprincip heißt. — Dynamiker, Dynamisten, heißen Diejenigen, welche die Erscheinungen aus einem solchen Princip herleiten. Endlich wird in der Naturwissenschaft selbst die dynamische Wirkungsart der Natur, z. B. in Licht und Schall, der mechanischen (durch Berührung) und der chemischen (durch Verbindung und Trennung der Bestandtheile eines Körpers) entgegengesetzt. — Dynamischer Proceß (Dynamisches System, Dynamismus), nach Schelling, die Selbstoffenbarung der Natur in einer Grundgesetzmäßigkeit, die sich auch in der menschlichen Vernunft beurkundet, durch welche die Materie selbst erst als Produkt hervorgeht und als Materie sich behauptet. Materie und Kraft sind hiernach durchaus zwar Gegensätze, aber in ihrer nothwendigen Verbindung (Copula) auch wieder Eins. In unsern Vorstellungen liegen jenen Gegensätzen die Anschauung des Raums und der Zeit zum Grunde; das Bewußtseyn aber ist die Copula, in der äußern Natur aber ist es die Bewegung. So bildet für alle Naturerkenntniß die Dreiheit (Triplicität) die Wurzel (Radical). — Dynamometer (Kräftemesser), Instrument, um die Muskelkräfte eines Menschen oder Thieres, insofern sie auf einfache Bewegung eines Körpers gerichtet werden, zu ermessen. Regniers Dynamometer (1807 der med. Facultät in Paris vorgelegt) besteht wesentlich in einer Scale, auf welcher ein durch Ausdehnung des Instruments beweglicher Zeiger der Kräftegrad andeutet.

Dynast, 1) ein Fürst überhaupt, bei den Alten auch Despot; 2) im Mittelalter so viel wie Reichsbaron, der, Sitz und Stimme auf dem Landtag habend, Landeshoheit besaß. — Dynastie, eine Herrscherfamilie, eine Reihe von Herrschern von ein und demselben Geschlecht, so: die habsburgische Dynastie, die Dynastie der Merovinger, auch die Herrschaft selbst.

Dysenterie, soviel wie Ruhr.

Dzimmih (türk.), in der Türkei die Christen, insofern sie eine Kopfsteuer geben, bis der Steuerkopf fällt.

Digitized by Google

E.

E, der fünfte Buchstabe des Alphabets und der zweite Vocal, hat im Deutschen einen dreifachen Ton, einen langen, wie in der ersten, einen kurzen, wie in der dritten, und einen tiefen, wie in der zweiten Sylbe von dem Worte „gewesen". Die Franzosen unterscheiden vorzüglich E ouvert (offenes), E fermé (geschlossenes) und E muet (stummes). Die Engländer sprechen den Buchstaben theils lang wie ih, theils kurz wie geschärftes i aus und verschlucken ihn meist am Ende. Auf dem Revers neuer Münzen, a) östreichischer, bedeutet E Karlsberg (in Siebenbürgen), b) preußischer, Königsberg, c) französischer, Tours. In der Musik ist E die dritte diatonische Stufe unsers Tonsystems, oder die fünfte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter, die große Terz von C, in der Solmisation mi oder e la mi.

Eagle (engl., l. Ihgl), eine Goldmünze der nordamerikanischen Freistaaten (seit 1785) von Guldengröße. Auf der Hauptseite stellt ein Frauenzimmerkopf, mit der Freiheitsmütze bedeckt, die Freiheit vor; oben Liberty, zur Linken 8, zur Rechten 7 Sterne im Kreise, welche die 15 vereinigten Provinzen vorstellen. Auf der Rückseite steht ein ungekrönter Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf einem Palmzweige, und hält einen Lorbeerkranz im Schnabel; Umschrift: United States of America. So hat man auch halbe (Half Eagles) und Viertel (Quarter Eagles). Das Gold ist 22 Karat fein, und es gehen 19 9/26 Stück auf die raube kölnische Mark. Ein ganzer Adler, der im Lande gesetzmäßig 10 Dollar gilt, hat einen Werth 14 Rthlr. Conventionsgeld.

Earl (sprich Aerl), ein Wort altsächsischen Ursprungs, bezeichnet einen englischen, von Wilhelm dem Eroberer geschaffenen, dem Grafenrange ziemlich entsprechenden Adelstitel, mit dem gewisse Rechte der Gerichtsbarkeit und bestimmte Einkünfte verknüpft waren. Die von Wilhelm ernannten Earls behaupteten bis auf Eduard III., der seinen Sohn, der schwarze Prinz genannt (1335), zum ersten Herzog (Duke) von Cornwall machte, den ersten, und bis auf Richard II., welcher (1385) Robert de Vere, Earl of Oxford, zuerst mit dem Marquistitel (Marquis of Dublin) beschenkte, die zweite Rangstufe unter dem englischen Adel. Jetzt stehen die Earls auf der dritten Stufe des Ranges.

Earne (Erne), ein 10 Stunden langer und 4 Stunden breiter, von dem Flüßchen Erne durchströmter See, in der irischen County Fermanagh, Provinz Ulster, welcher fast die ganze Breite der Grafschaft von Südwesten nach Nordosten einnimmt, und dessen zwei Theile, der obere und untere Earne genannt, durch eine zwei und eine halbe Stunde

Digitized by Google

langen Canal, mit einander in Verbindung stehen. Auf einer Insel dieses Canals liegt die Stadt Enniskillen. Dieser Lough (See), welcher über 30 Eilande trägt, worunter Belle Isle, der Sitz des Grafen von Roß, Mary-Island, Bohna und Cleeniß die größten sind, ist ungemein fischreich, besonders an Hechten, Bärschen, Forellen, Brassen und Aalen; eigen ist ihm die Heringsart Goaske. Die Ufer dieses Sees sind von den herrlichsten und fruchtbarsten Ländereien umgeben, und durch mehre schöne Landsitze geziert. Von den angrenzenden imposanten Bergreihen sind die Donnegal-Berge, die Culreigh-Hills, der Nephin-Noble und der Knockaree zu erwähnen.

Eastbourne, Marktflecken in der engl. Grafschaft Sussex, in einem von Hügeln umgebenen Thale, eine engl. Meile von der See gelegen; hat 2650 Einw. in 470 Häusern, worunter eine Kirche mit schönen Grabdenkmälern und ein kleines Theater. In dem nahen Weiler Sourhbourne ist ein Seebad eingerichtet; hier hat man im Jahr 1707 auch ein Römerbad aufgefunden. Von den umliegenden Bergen übersieht man die Wälder von Sussex. Etwa eine engl. Meile westlich von diesem Orte, zu Holywell, quillt ein Stahlbrunnen hervor.

East-Grimstead, ein Burgflecken in der engl. Grafschaft Sussex, auf einem Hügel, hat 450 Häuser und 3170 Einwohner. Die Kirche ist ein ansehnliches Gebäude, sowie das Sackville-College ein Versorgungshaus für bejahrte Personen. Die dasigen Viehmärkte sind sehr bedeutend.

East-Loo, Marktflecken in der engl. Grafschaft Cornwall, 5 Stunden nordwestlich von Plymouth und 8 Stunden südwestlich von Launceston, an der Mündung des Looe gelegen, worüber eine steinerne Brücke von 15 Bogen nach West-Loo führt, hat 130 Häuser und 780 Einw., die sich mit Heringsfischerei und Steinkohlenhandel beschäftigen. Die umliegende Gegend enthält viele zierliche Landsitze; auch sind Zinngruben in der Nähe. Vor dem Hafen des Fleckens liegt das nur von Vögeln bewohnte Looe-Island.

East-Meath (Ost-Meath), County in der irischen Provinz Leinster, zwischen 10°24′ bis 11°27′ östlicher Länge, und 53°22′ bis 53°54′ nördlicher Breite, im Norden an Cavan und Monaghan, im Osten an Louth, das irische Meer und Dublin, im Süden an Kildare, im Westen an West-Meath grenzend, 38 QM. groß, mit 174.730 Einwohnern in 6 Städten und Marktflecken, 147 Kirchspielen und 30.440 Häusern. Ein wellenförmiges Land mit unbedeutenden Hügeln und flachen Küsten; es wird von dem Flusse Boyne bewässert und enthält den weitläufigen Sumpfmoor Loughail, der mit 5 Eilanden bedeckt ist. Ackerbau (besonders auf Hafer, Rübsamen und Flachs) und Viehzucht sind Hauptgewerbe. An der Küste leben eine große Menge Kaninchen. Das Hauptfabrikat ist Sacktuch, wozu man das Werg aus dem nördlichen Irland aufkauft, dann werden Dowlas und ¾ breite grobe Leinen in den Baronien Slaine und Dulneck, auch gute Strohhüte verfertigt. Die Minoterie ist wichtig. Die Ausfuhr besteht in Mehl, Malz, gemästetem Vieh, Butter, Käse, Leinwand, Sacktuch, Kaninchenfellen und Wolle. Die Provinz zerfällt in 12 Baronien.

Eau de Cologne, Kölnisches Wasser, ist eine wasserhelle, geistige Flüssigkeit, zusammengesetzt aus den feinsten, geistigsten und gewürzhaftesten Riechstoffen. Es behauptet unter allen, sowohl einfachen als ver-

Digitized by Google

mischten Wohlgerüchen den ersten Rang, und bildet einen der vorzüglichsten Bestandtheile der Toilette der feinern Welt. Bei Ohnmachten, Schwächen, rc., vorzüglich zur Aufregung der Nervenfunktionen geeignet, dient es, läßt man es in siedendem Wasser abdampfen, bei allen möglichen Verunreinigungen des uns umgebenden Luftkreises nicht nur als das angenehmste, sondern auch als ein der Gesundheit unschädliches Verbesserungsmittel derselben. Zur Prüfung des echt kölnischen Wassers schlägt man folgendes Mittel vor: Man reibe dasselbe trocken in reinen Händen, oder gieße es auf eine reine, vom Seifengeruche freie Leinwand, und es darf sich alsdann nicht durch die Uebergewalt des schnell verrauchenden Geistes auszeichnen, sondern es muß durch das richtige Verhältniß der nöthigen Ingredienzien, auf lange Dauer und im Trokkenwerden ohne Hervorstechen eines einzelnen Theiles die angenehme Mischung seines ätherischen Geruchs unverändert von sich geben. Dazu ist aber rathsam, daß man die Flaschen immer aufrecht gestellt und geschlossen halte, damit sein Geist nicht durch die Poren der Stöpsel entfliehe. Zu der Zubereitung des kölnischen Wassers hat man mehre Vorschriften: Man mische zu zwei Pinten (Kannen) Weingeist von 30°, 24 Tropfen Ol. Neroli, de cedro, de Credat., cort. aurant., citri, bergamott. und rosmarin., hierzu setze man 2 Quentchen kleine Cardamonen hinzu, und destillire das Ganze so lange im Marienbade, bis man drei Viertheile des Weingeistes abgezogen hat. Auch kann man es durch Vermischung von 13 Pfd. über Kohlen gereinigten Weingeist, 3½ Pfd. Rosmarinspiritus, 2½ Pfd. Melissenspiritus, 3 Unzen Bergamotöl, 1 Loth Citronenöl, ½ Loth Cedernöl, 1 Quentchen Rosmarinöl und 1½ Quentchen Neroli-Essenz (ätherisches Oel der Orangenblüthen) zu Stande bringen.

Eau de Luce (Aqua Lucia seu Spiritus salis ammoniaci succinatus), ein von einem gewissen Luce (daher auch Luciuswasser) zu Lille in Flandern erfundenes Arzneimittel. Er bereitete es wasserhell; später aber hat man das von bleibender, matter, milchweißer Farbe vorgezogen. Die beste Bereitung dazu ist, daß man in vier Unzen des besten Alkohol erst 12 Gran weiße Seife auflöst, dann 2 Quentchen rectificirtes Bernsteinöl hinzusetzt, die Auflösung filtrirt, und dann so lange vom stärkendätzend, liquiden Ammoniak hinzusetzt, bis die Flüssigkeit eine matte Milchfarbe erhalten hat. Der Geruch desselben ist stark und durchdringend, der Geschmack scharf und beißend. Man trägt es in kleinen, wohlverwahrten Fläschchen bei sich, und gebraucht es bei Ohnmachten als Riechmittel. Auch reibt man es bei Lähmungen und Rheumatismen ein und bedient sich seiner gegen die Stiche der Insekten und Vipern.

Ebbe und Fluth (Phys.), das periodisch wiederkehrende Erheben und Sinken des Meerwassers. Auf ebenen Küsten zieht sich das Meerwasser, nach und nach sinkend, zurück, läßt sie auf eine Strecke trocken (macht Ebbe) und tritt dann wieder, sich erhebend, auf eine Strecke in das Land ein (macht Fluth). Während der Ebbe haben die ins Meer mündenden Flüsse freien Abfluß, der während der Fluth stockt; er ist daher in großen Strömen die Fluth weit in das Land hinein (in der Elbe auf 20 Meilen) bemerkbar. Schiffer nennen die Ebbe auch tiefe, die Fluth hohe See. Das jedesmalige Fallen und Steigen des Wassers dauert etwa 6 Stunden, das Verweilen auf seinem Stande etwa 12½ Minuten. Jede zweimalige Ebbe und Fluth kehrt aber den folgen-

Digitized by Google

den Tag um etwa 49 Minuten später zurück (etwas früher nach den Neu- und Vollmonden, etwas später nach den Mondesvierteln). Um ebensoviel (eigentlich in zwischen 42 und 61 Minuten veränderl. Zeit) geht aber der Mond täglich später durch den Meridian. Die jedesmalige Fluth tritt immer etwa 2 — 3 Stunden später ein. Dasselbe hat aber auch Statt, wenn der Mond auf der entgegengesetzten Erdhälfte durch den Meridian gegangen ist. Außer dieser täglichen Periode hat aber auch die Ebbe und Fluth eine monatliche, die aber bloß die tägliche modificirt. Zweimal in jedem Monatsumlauf erreicht nämlich die Fluth ihr Maximum (wird zur Springfluth), zweimal ihr Minimum (als Wipfluth). Jenes entspricht den Voll- und Neumonden, dieses den beiden Mondsvierteln, jedoch so, daß es gewöhnlich erst um $1\frac{1}{2}$ Tag, auch wohl einige Tage später eintritt. Jenes Maximum wächst noch um etwas, wenn der Mond zur Zeit des Voll- und Neumonds zugleich in der Erdnähe ist, und umgekehrt. Die monatliche Periode wird nun wieder durch eine jährliche Periode modificirt, indem die Springfluthen zur Zeit der Aequinoctien in den Voll- und Neumonden stärker als in den ersten und letzten Vierteln sind, zur Zeit der Solstitien aber der Fall umgekehrt ist; daß ferner in dem Winter-Solstitium die Fluthen stärker als im Sommer-Solstitium, auch in den Nordländern die Fluthen in den Voll- und Neumonden im Sommer des Abends, im Winter des Morgens am stärksten sind. Immer tritt die Fluth an östlichen Küsten eher als an westlichen ein; das Meerwasser scheint hiernach in der heißen Zone sich vom Morgen gegen Abend zu bewegen, und trit hier für Orte, die unter Einem Meridian liegen, zu gleicher Zeit ein, in gemäßigten Zonen unter geringen Breiten tritt sie früher ein, als unter größern. Ihre Höhe beträgt in ganz freien Meeren (wie im Südmeer) nur 3 Fuß, in gegen Osten offenen Meeren aber steigt sie gegen 30 bis 50 Fuß; in der nördlichen Hemisphäre nimmt sie bis 40. Grad der Breite zu; seine gewöhnliche Fluthhöhe ist hier 18—20 Fuß; von da nimmt sie ab; über den 60. Grad hinaus ist sie kaum noch merklich. Die Züge der Küsten, Inseln, Meerengen, Meerströmungen, die Tiefe des Meeres machen dauernd, Winde vorübergehend bedeutende Abweichungen in der Ebbe und Fluth einzelner Gegenden und Orte. Alle (Mittelmeere, die in geringer Verbindung mit dem Weltmeere stehen, haben nur unmerkliche Fluth an einzelnen Orten (im mittelländischen Meere bei Marseille, an den Küsten der Berberei, im adriatischen Meerbusen), geschlossene Meer (wie das kaspische Meer) haben gar keine. — Die Griechen hatten nur unbestimmte Kenntnisse von Ebbe und Fluth, mehr die Römer; Kepler, besonders aber Newton, fanden in der Attraction des Mondes das Princip der Erklärung. Es ist dieses dafür durchaus ausreichend, obgleich die Calcule, um die Abweichungen von der Theorie in gegebenen Fällen zu bestimmen, schwierig sind. Das Meerwasser steigt gegen den Mond an, weil die Attraction auf dasselbe (wegen um einen Halbmesser der Erde größerer Nähe) stärker wirkt, als auf den Kern des Erdkörpers, und wird ebenso auf der entgegengesetzten Seite der Erde gehoben, weil die Gravitation des Wassers gegen den Kern des Erdkörpers hier die geringste ist, indem der Erdkern mit mehrer Kraft gegen den Mond gravitirt als das um $\frac{1}{2}$ Erddurchmesser entferntere Meerwasser. Wie der Mond wirkt auch die Sonne attrahirend auf das Meerwasser; die durch sie bewirkte Erhebung des Wassers unterscheidet man als Sonnenfluth von

Digitized by Google

jener (Mondsfluth). Wegen der weit größern Nähe des Mondes übertrifft aber die Attraction des weit kleinern Monds immer die der Sonne. Nach dem verschiedenen Stand der Sonne wirken nun beide zusammen (bewirken Springfluthen), oder es wird die Mondsfluth dadurch gemäßigt. Dieser Attraction ist zunächst die mittlere Erdzone ausgesetzt, die übrigen Erdgegenden in dem Verhältniß der Abnahme der Breiten. Das spätere Einfallen der Fluth rührt davon her, daß der Wiederabfluß des gehobenen Meerwassers nicht so schnell erfolgt, wie der Umschwung der Erde um ihre Axe. Alle übrigen Unterschiede lassen sich ebenso aus bekannten Gravitations- und hydrostatischen Gesetzen ableiten. — Auch in der Atmosphäre findet, wie d'Alembert (1747) zuerst darthat, eine Ebbe und Fluth (mehre oder mindere Erhebung und dadurch Verminderung und Vermehrung ihres Drucks) aus gleichen Gründen, wie die Ebbe und Fluth des Weltmeers, Statt, die jedoch unter den übrigen Einflüssen, die den atmosphärischen Druck modificiren, so sich versteckt, daß sie kaum als eine eigne Naturerscheinung zu unterscheiden ist.

Ebel (Kaspar), ein scharfsinniger deutscher Philosoph des 17. Jahrhunderts, geb. 1595 zu Gießen, erhielt seine gelehrte Bildung auf den Hochschulen Gießen, Wittenberg und Jena. Nach beendigtem akademischem Cursus folgte der talentvolle und kenntnißreiche junge Mann einem Rufe zur Uebernahme des Rektorats am Gymnasium zu Worms, übernahm aber 1629 das nämliche Amt zu Marburg. Später bestieg er den Lehrstuhl der Logik und Metaphysik an der Hochschule seiner Vaterstadt, bis an seinen Tod 1664 für seine Wissenschaft rühmlich wirkend. Seine in latein. Sprache geschriebene „Metaphysik", sowie sein „Compendium der Logik" waren einst sehr geschätzt. Ebel's philosophische Schriften gab 1677 Kilian Rudrauff zu Frankfurt a. M. in 2 Quartbdn. heraus.

Ebel (Johann Gottfried), ein vorzüglicher statistischer und geologischer Schriftsteller, geb. 1768 zu Züllichau im Brandenburgischen, erhielt seine Schulbildung theils auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, theils auf dem zu Ruppin, und wählte hierauf, nachdem er sich auf beiden durch Talent und Fleiß rühmlichst ausgezeichnet hatte, auf der Universität zu Frankfurt a. d. O. das Studium der Natur- und Arzneiwissenschaft. 1789 wurde er Doktor der Heilkunde; seine Probeschrift befaßt eigenthümliche Beobachtungen aus der vergleichenden Zergliederung des Nervensystems, die sich durch seltenen Scharfsinn auszeichnen. 1789 lebte er in Wien mit großem Gewinne für seine medicinischen Kenntnisse und Erfahrungen. Zur Fortsetzung seiner Studien ging hierauf Ebel auf Reisen, zuerst nach Frankfurt a. M., dann nach Zürich. Von hier aus bereiste er mehre Jahre nacheinander die gesammte Schweiz, vorzüglich jedoch das Alpenland mit dem Blicke eines naturkundigen Beobachters, und das Ergebniß seiner Untersuchung waren einige sehr schätzbare Werke über die natürliche und statistische Beschaffenheit der Schweiz. Das bekannteste darunter, die „Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen" (Zürich 1793; 3. Aufl. 1810, 4 Bde.), gleich anziehend durch Form und Inhalt, Gründlichkeit und Unbefangenheit, ist in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden. An jenes Werk schlossen sich die „Schilderungen der Gebirgsvölker der Schweiz" (Tübingen 1798—1802, 2 Bde.) an, welche in Monographien der einzelnen Landschaften, mit Appenzell und Glarus beginnend,

Digitized by Google

ausführlichere politische und moralische Gemälde, die statistischen und natürlichen Beschreibungen vervollständigend, mit ausgezeichneter Kunst und Treue gearbeitet, gewährten. 1793—96 lebte Ebel zu Frankfurt a. M. als beliebter ausübender Arzt. Dann reiste er mit Oelsner nach Frankreich, wo Paris bis 1801 sein hauptsächlicher Aufenthalt wurde. Dort fesselte ihn nicht minder die Staatsumwälzung in ihren fortschreitenden Entwickelungen, als verschiedene wissenschaftliche Studien und die Bekanntschaft berühmter Männer, besonders mit Sièyes, dessen Schriften in Deutschland zu verbreiten er nicht wenig beitrug. Sein treuer Eifer und seine aufopfernde Gesinnung für die Wohlfahrt der Eidgenossenschaft ward von dem gesetzgebenden Rath der helvetischen Republik durch Ertheilung des Bürgerrechts belohnt (1801). Nach einem Besuche in der Schweiz lebte er 1802—10 in Deutschland, in welcher Zeit u. a. sein Werk: „Ueber den Bau der Erde im Alpengebirge" (Zürich 1808, 2 Bde.) erschien. Die Ansichten und Schlüsse, die es enthält, wurden, wie es bei solchen Gegenständen der Forschung nicht anders möglich ist, verschiedentlich angegriffen, aber die geognostischen Thatsachen, welche durch dasselbe bekanntgemacht wurden, bleiben immer eine wichtige Bereicherung der Wissenschaft. In Zürich fand Ebel 1810 nach langem Herumirren eine Heimath. Aus dem Leben in den großen Städten hatte er sein inniges Gefühl für das Erhabene wie für das Liebliche in der Natur gerettet; nie sank er zum kalten Zergliederer der Natur herab. Auch das Treiben und Leben der Völker erregte seine Aufmerksamkeit und lebhafte Theilnahme, und er besaß eine seltene Richtigkeit des Urtheils über den Gang und Zusammenhang der großen Weltbegebenheiten unserer Zeit. Als ausübender Arzt war Ebel ausgezeichnet, doch sein philosophischer Blick ebenso fern von roher Empirie als von schnellem Ergreifen jedes neu entstehenden Systems. Ein Kenner und Freund der schönen Künste, hat Ebel auch in dieser Beziehung um die Schweiz sich Verdienste erworben, durch die Aufmunterung, Leitung und Beihülfe, welche er talentvollen Jünglingen zuwandte. Unbegrenztes, thätiges Wohlwollen gegen alle Menschen, Milde gegen Irrthum und Fehler, entschiedener Abscheu vor dem Bösen, vor allem Geheuchelten und Falschen, dieß waren die Grundzüge seines Charakters. Mit hoher Begeisterung und ergreifender Gewißheit sprach er, wenige Stunden vor seinem Uebergange, von der größten und schönsten Erwartung des Menschengeschlechts, wenn entledigt von der Sinnlichkeit Banden, in ewig ungehemmter Freiheit der Geist seiner höhern Bestimmung entgegeneilt. Ebel entschlummerte sanft den 8. Okt. 1830 zu Zürich. Er war Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

Ebeling (Christoph Daniel), geb. 1741 zu Garmissen im Hildesheimischen, studirte zu Göttingen von 1763—67 Theologie, besonders Kirchengeschichte und Exegese, welche ihn zu einem genauen Studium der orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, führte. Aber ebenso sehr beschäftigte ihn die politische Geschichte, die class. Literatur der Griechen, Römer und Engländer, und das Studium der schönen Wissenschaften, um welches er endlich der Theologie ganz entsagte. Um sich ein andres Fortkommen zu verschaffen, ging er als Hofmeister nach Leipzig und nahm 1769 eine ihm angebotene Stelle an der von dem Commerzienrathe Wurm zu Hamburg gestift. Handlungsakademie an. Weil es damals an guten Handbüchern zur Erlernung neuerer Sprachen fehlte,

Digitized by Google

so gab er, zunächst für die Handlungsakademie, 1773 seine „Vermischten Aufsätze in englischer Prosa" heraus, welche 6 Aufl. erlebten, und denen er ähnliche Handbücher für die italien., franz., spanische und holländische Sprache folgen ließ. Aus gleichen Ursachen warf er sich immer mehr in die geographischen Studien und lieferte Uebersetzungen vieler, besonders engl. Reisebeschreibungen. Bald aber wußte er sich, begünstigt durch die Verhältnisse Hamburgs, der Handelsakademie und des Büsching'schen Hauses, noch nähere Quellen geographischer Nachrichten zu öffnen. Besonders beschäftigen ihn England, Spanien, Portugal und Amerika, namentlich die nordamerikan. Freistaaten. So konnte er bei der neuen Ausgabe der großen Büsching'schen Geographie die Bearbeitung von Portugal und den verein. nordamerik. Staaten übernehmen. Theils die lange Unterbrechung des Verkehrs mit dem Auslande, theils der Wunsch des Verfassers, seine Werke die erreichbarste Vollkommenheit zu geben, waren Ursachen des langsamen Fortschreitens dieser Arbeit. Was aber vollendet ist, sein Hauptwerk: „Erdbeschreib. und Geschichte von Nordamerika" (Hamburg 1793—99, 5 Bde.) wird mit Recht als ein Meisterstück betrachtet. Nicht allein in Europa hat man dieses anerkannt, sondern mehr noch in den nordamerik. Staaten selbst. Fast alle gelehrte Gesellschaften dieses Landes haben sich beeilt, Ebeling unter ihre Mitglieder aufzunehmen, der Congreß hat ihm förmlich gedankt u. s. w. Nach Wurm's Abgange von der Handelsakademie hatte Büsch mit Ebeling gemeinschaftlich die Leitung dieser Anstalt übernommen, und sie gaben die „Handlungsbibliothek" heraus. 1784 ward Ebeling zum Prof. der Geschichte und der griech. Sprache am hamburger Gymnasium ernannt, späterhin erhielt er auch die Aufsicht über die hamburgische Stadtbibliothek. Beiden Aemtern hat er bis zu seinem Tode (30. Jun. 1817) rühmlichst vorgestanden. Die Bibliothek hat er erst geordnet, und dadurch ihr die rechte Brauchbarkeit gegeben. Fast für alle gelehrte Zeitungen Deutschlands hat er im geographischen und den verwandten Fächern gearbeitet. Sowie er in frühern Jahren eine Geschichte der deutschen Dichtkunst für das „Hanöv. Magazin" geschrieben, und die von Friedr. Nicolai herausgeg. „Deutsche Bibliothek" mit vielen Beiträgen unterstützt hatte, so besorgte er späterhin den gelehrten Artikel in der „Neuen hamburger Zeitung". Zu bewundern ist es um so mehr, daß ein offener, freudiger und freundlicher Sinn, der ihn zu dem angenehmsten Gesellschafter machte, diesen Mann nie verließ, da er fast 30 Jahr lang an einer Hartthörigkeit litt, die nach und nach fast zur vollkommenen Taubheit wurde und ihn des Genusses der Tonkunst beraubte, welche er fast leidenschaftlich liebte, und in der er sich nicht gewöhnliche Kenntnisse erworben hatte. Er hinterließ 2 Sammlungen, die vielleicht einzig in ihrer Art sind: eine Landchartensammlung von 9—10.000 Stück und eine Amerika betreffende Bibliothek von mehr als 3900 Bdn., welche 1818 durch einen Freund der Wissenschaften, Israel Thorndino, zu Boston in Amerika erstanden und dem Harvard-College daselbst geschenkt worden ist.

Ebenalp, die, eine von den schönsten Bergtriften, auch sehr weite Gemeindealp, im Canton Appenzell-Innerrhoden, 4420 Fuß über M. An der östl. Wand des Felsstocks, auf welchem dieselbe gelegen ist, befindet sich das vielbesuchte Wildkirchlein. Man steigt von demselben durch die große Höhle in 10 Minuten zu ihr hinan. Auf ihrer Höhe bietet

Digitized by Google

sich eine reizende Aussicht dar. Die ganze östl. Schweiz, die weite Fläche des Bodensees, die Gauen des Schwabenlandes, liegen vor den Blicken ausgebreitet. Seitwärts ragen die Gipfel des appenzeller Alpsteins auf, und verbergen die Aussicht der fernern Eisgebirge. Zu den Füßen schimmert der freundliche Seealpsee, stürzt der Schwendibach in den malerisch bewaldeten Abgrund, zittert die Sitter durch das glückliche Hügelland hin, welches Flecken und Dörfer und eine unzählbare Häusergruppe bedecken. In der Mitte dieser Alp ist eine trichterartige Oeffnung, beinahe immer mit Schnee angefüllt. Die Hirten schmelzen denselben in Gefäßen und tränken damit ihre Heerden, weil in dieser Gegend kein Wasser ist.

Ebenbaum. Mehre Bäume führen diesen Namen, z. B. der Bohnen- oder Linsenbaum (Cytisus laburnum), der westindische Aspalath (Aspalatus ebenus). Auch ein gewisser 3—4 Fuß hoher Strauch, der in Kreta wächst und von einigen Systematikern in dem Geschlechte der Wollbäume (Antyllis), von Andern zu einem besondern (Ebenholz, Ebenus) gerechnet wird, führt diese Benennung. Aber keiner von allen diesen Bäumen liefert das echte Ebenholz. Dasselbe kommt vom wahren Ebenholzbaume (Ebenoxylum verum). Die Blüthen dieses Baumes sind ganz getrennten Geschlechts, d. h. die männlichen Blüthen finden sich auf dem einen und die weiblichen auf dem andern Stamme; die letztern hinterlassen eine dreisämige, eßbare, den Misteln ähnliche Beere. Sein hoher, starker Stamm trägt aufwärts gerichtete Zweige mit breiten Blättern, eine grünbraune Rinde und hat ein pechschwarzes, durchaus gleichförmiges Holz, welches an Schwere alle bekannte Holzarten übertreffen soll. Es hat einen beißenden Geschmack, verbreitet, fein geraspelt auf Kohlen geworfen, einen sonderbaren, aber nicht unangenehmen Geruch, wodurch es, nebst der specifischen Schwere, sich von andern künstlich gefärbten Holzarten hinlänglich unterscheidet. Ehemals gebrauchte man dieses Holz als ein auflösendes, schweißtreibendes Mittel. Den stärksten Gebrauch machen davon die Ebenisten und Tischler zum Furnieren. Die beste Sorte Ebenholz soll auf Ceylon wachsen; es wird aber auch ein sehr schwarzes von Madagaskar und der afrikanischen Küste nach Europa gebracht. Die weniger schwarzen oder anders gefärbten Arten werden minder gebraucht. Unter den ost- und westind. gibt es Arten von ungleicher Farbe, doch wird aus Ostindien das mehrste verschickt. Das sogenannte kretische Ebenholz kommt von dem oben erwähnten Strauche. Es ist nicht schwarz, sondern hat auf dem olivenfarbenen Grunde schöne braune Adern. Seine Härte ist außerordentlich, weßhalb es einen trefflichen Glanz annimmt. Es werden daraus allerlei musikalische Instrumente verfertigt. — Davon heißt Ebenist ein Tischler, welcher vorzüglich feine Arbeiten fertigt und sie mit Holz von verschiedener Farbe, besonders mit den verschiedenen Arten des Ebenholzes auslegt.

Ebenbürtigkeit, rechtswissenschaftlich, die Standesgleichheit, welche die Geburt gibt. Sie ist so vielfach, als es Standesunterschiede gibt, und war daher in den ältern Zeiten noch vielfacher als jetzt. Nach der ältern Gerichtsverfassung konnten nur Ebenbürtige ein Urtheil sprechen, oder Zeugniß geben, wo es auf Leib, Ehre oder Erbe ging; außerdem konnte dem Nichtebenbürtigen der Kampf verweigert werden, und eine mit einem solchen abgeschlossene Heirath war eine Mißheirath, welches jetzt nur noch beim hohen Adel von Bedeutung ist.

Digitized by Google

bene, f. Fläche.

benheim (Ober-Ebenheim, Obernay), Stadt im franz. Dep. Nie-
in, Bez. Schletstadt, am Ergée mit 1320 Einw., Sämischleder-Fa-
, Glockengießerei, Kesselschmieden. Sie war sonst eine freie Reichs-
¼ Meile davon liegt der Flecken Unter-Ebenheim mit 3000
und dem Schlosse des Hrn. v. Landsberg, die sonst den Ort als
fl. strasburg. Lehn besaßen.

benmaß ist eine solche Uebereinstimmung der Theile in Ansehung
Größe, die keinen derselben, besonders zum Nachtheile der andern
des Ganzen merkbar macht. Ein Gegenstand hat also sein gehöri-
Ebenmaß, wenn jeder Theil die ihm nach seinem Verhältniß zum
en zukommende Größe hat.

berach (Ebrach), Schloß auf dem Steigerwald und Sitz eines
gerichts im bair. Unter-Mainkreise von 42 Dörfern und 5480 Ew.
ar sonst eine exemte Cistercienser-Abtei, die 1125 gestiftet ward, und
hnlich über 60 Conventualen hatte, die zum Theil auf den zerstreu-
Besitzungen als Beamte und Pfarrer lebten. Die Einkünfte schätzte
auf 170 000 Gulden. Das Stift ward 1802 an Baiern als Ent-
igung gegeben und 1803 aufgehoben.

beresche, mehre Arten von Sorbus. Wir nennen 1. die gemeine
reschе (S. aucuparia L.), ein Baum, welcher eine Höhe von 50—
uß erreicht, 150 Jahre dauert, auch als Strauch erscheint. Sein
ist hart, fest, zähe, glatt, weiß und bräunlich geflammt; die Blät-
ind ungleichpaarig gefiedert, zu 11, 13 oder 15 auf an einem
ttstiel, und doppelt gesägt; er blüht Ende Mai in ästigen Schirm-
en, und seine Früchte (Vogelbeeren) sind erbsengroß, anfangs grün,
gelb, bei der Reife im Septemb. hochroth. Das kältere Europa
Asien sind sein Vaterland; in Deutschland pflanzt er sich leicht
llenthalben durch die Vögel, welche die Kerne nicht verdauen, fort.
Holz wird von Drechslern und Kunsttischlern gebraucht, die Früchte
Vogelfang, fürs Federvieh, zum Branntwein und Essig benutzt; in
ichern Gegenden werden die vom Froste getroffenen Beeren gegeß
In Apotheken war sonst das Muß davon (roob sorborum) aufge-
en. — 2. Die zahme Eberesche wird 60—80 Fuß hoch und 200
alt; ihre birnförmigen Früchte schmecken, wenn sie liegen, wie
eln. — 3. Die Bastard-Eberesche erreicht eine Höhe von 60—
ß und ein 100jähriges Alter, hat beliebtes Holz, und ist wegen
schönen Laubes und ihrer rothen Früchte eine Zierde von engli-
Anlagen und Alleen.

berhard (Johann August), ein ausgezeichneter Philosoph und
der ersten Schriftsteller Deutschlands, wurde 1739 zu Halberstadt
n. Sein Vater war Cantor an der Martinikirche daselbst, und
an der Schule dieses Namens; ein Mann von guten literarischen
issen und lebhaftem frohen Geiste. Den ersten Unterricht erhielt
hn im väterlichen Hause, nachher in der eben erwähnten Schule.
. Jahre seines Alters (1756) bezog er die Universität Halle, um
n theologischen Studium zu widmen. 1759 kehrte Eberhard in
aterstadt zurück und wurde Hauslehrer des ältesten Sohnes des
en Kriegs- und Domänenraths bei der halberstädtischen Kammer,
rn von der Horst. Dieser wurde kurz darauf von den franz.
n als Geißel fortgeführt, hielt sich aber auf erhaltene Erlaubniß

Digitized by Google

des Marschalls, Herzogs von Broglio, mit seiner Familie auf seinem Gute Halden in Westfalen auf, und Eberhard blieb auch daselbst bis zum Ende des 7jähriger Krieges, da Beide nach Halberstadt zurückkehrten. 1763 wurde Eberhard in seiner Vaterstadt Konrektor der Martinischule und zweiter Prediger an der Hospitalkirche zum heiligen Geist, wobei immer noch sein voriges Verhältniß mit dem Freiherrn von der Horst fortdauerte. Als dieser bald nachher, gegen Ende des Jahres 1763, als Präsident der kurmärkischen Kammer nach Berlin berufen wurde, legte Eberhard seine Aemter in Halberstadt nieder, folgte ihm nach Berlin als Lehrer seiner Kinder und blieb mehre Jahre in dessen Hause, auch nachdem derselbe 1766 Staatsminister geworden war. Der frühe vieljährige genaue Umgang mit diesem Staatsmanne und die seltene Anhänglichkeit an ihn und seine Familie, hatte einen entschiedenen und höchst vortheilhaften Einfluß auf Eberhards wissenschaftlichen, geistigen und geselligen Charakter. Durch das Studium der alten und der besten englischen und französischen neueren Schriftsteller, verbunden mit der Uebung, sich täglich im Umgange mit gebildeten Personen anständig und lebhaft auszudrücken, gewann er früh eine Schreibart, die nachher vielen seiner schreibenden Zeitgenossen und besonders Manchem seines Standes ein rühmliches Muster wurde. Sein Aufenthalt in Berlin diente ihm noch mehr zur ferneren Entwickelung seiner Geisteskräfte; denn er suchte und fand Umgang mit mehren vorzüglichen Gelehrten dieser Stadt und, durch seinen Aufenthalt im Horst'schen Hause, auch mit gebildeten Geschäftsmännern und Privatpersonen. Dabei benutzte er die Muße, welche ihm seine Lage immer noch gewährte, zu fortdauernden eifrigen Studien aller Art. Vorzüglich zog ihn seine Neigung zur Philosophie und zur alten und neueren Geschichte, welche er mit philosophischem Geiste zu durchschauen trachtete. Nicht lange nach seiner Ankunft in Berlin erwarb er sich Nicolai's Bekanntschaft, welche bald in enge Freundschaft überging. Durch Nicolai wurde er mit Moses Mendelssohn bekannt, und gleichfalls bald sehr enge verbunden und so war er während seines ganzen folgenden Aufenthalts in Berlin, gewöhnlich der dritte Mann bei ihren wöchentlichen, philosophischem Gedankenwechsel und geistiger Unterhaltung gewidmeten Zusammenkünften. Eberhard lebte anfänglich in Berlin mehr wie ein bloßer Philosoph und Weltmann als wie ein Geistlicher; auch war es nur Wenigen bekannt, daß er zu Halberstadt schon im Predigtamte gewesen war. Indeß, seines künftigen Fortkommens wegen, trat er nach 2 Jahren in den Predigerstand zurück. Er ergriff die Gelegenheit als 1768 die Stelle eines Predigers bei dem berlinischen Arbeitshause ledig wurde, mit welcher man noch, wegen der geringen Besoldung, die Predigerstelle in dem eine kleine Meile von Berlin entfernten Fischerdorfe Stralow als ein Filial verband, welche freilich noch beinahe unglaublich viel weniger eintrug. Aber die schlechte Besoldung wurde ihm dadurch vergütet, daß er nun in Berlin blieb, und daß in seinem Bestallungsbriefe ihm aufs Gewisseste zugesagt wurde, er solle, zufolge einer ausdrücklichen Verordnung des Königs, nach 2 Jahren der Verwaltung dieses Amtes, zu einer weitern guten Beförderung bei entstehender Vacanz eines Predigtamts vorgeschlagen werden. Da er wegen seiner guten Eigenschaften schon von mehren angesehenen Personen geachtet war, so zweifelte er um desto

Digitized by Google

weniger, diese weitere gute Beförderung in Berlin selbst zu finden; denn Berlin nie zu verlassen, war, wegen Geistesbildung und geselligen Umganges, damals sein eifrigster Wunsch. Er hatte die theologische Studien wohl nie ganz aus der Acht gelassen, nun aber, seiner künftigen Bestimmung näher eingedenkt, wendete er den größten Theil seiner Muße an, sich ihnen noch vorzüglicher zu widmen. Die erste Frucht dieses ernsten Studiums war seine „Neue Apologie des Sokrates"; ein Beweis der seltenen Kenntnisse des Verfassers und seiner trefflichen Gabe des Vortrags. Dieß Werk machte gleich bei seinem Erscheinen, wegen ungewohnter freimüthiger Darstellung sehr viel Aufsehen, erweckte ein wohlthätiges Nachdenken über viele wichtige Gegenstände und wirkte dadurch sehr viel Gutes. Es fand zwar nicht wenige Widersacher, erhielt aber auch den Beifall einsichtsvoller und edler Männer in Deutschland und im Auslande; denn es wurde in mehre Sprachen übersetzt. Zugleich aber hatte dieß Buch den sonderbarsten Einfluß auf das nachherige Leben seines Verfassers, indem es die nächste Ursache wurde, ihn der Theologie zu entziehen, worin er doch durch dasselbe ein helles Licht anzuzünden begonnen hatte. Es war freilich kühn, Vorurtheile, welche Jahrhunderte lang als Glaubenslehren und Stützen von Glaubenslehren waren angenommen worden, in ihrer wahren Gestalt zu zeigen; auch war diese Offenherzigkeit mehren Theologen sehr anstößig; nicht nur dem blindorthodoxen Theile, sondern auch vielen von Denjenigen, welche sich zu den aufgeklärten rechneten und selbst gewagt hatten, manche Neuerungen in den angenommenen Glaubenslehren zu begünstigen. Diesen war es anstößig, daß ein Prediger auf solche Art über Religionslehren philosophirt hatte. Dieses fast unglaubliche Vorurtheil sonst sehr verständiger Männer hatte für Eberhard die ernsthafte Folge, daß nun gar nicht mehr von seiner Beförderung zu einer besseren Predigerstelle die Rede seyn sollte, welche er zufolge seiner Vokation zu fordern ein Recht hatte, am Wenigsten in Berlin, wohin hauptsächlich seine Hoffnung bisher ging. Eberhard mußte, da ihm bei diesen Umständen keine Aussicht blieb, durch Andere weiter befördert zu werden, selbst für seine Beförderung sorgen, zumal, da er im Begriff war, zu heirathen. Er nahm 1774 die Predigerstelle zu Charlottenburg an. Auch dabei wurden ihm durch Kabale nicht wenige Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sodaß er auch schon mit edler Uneigennützigkeit dieser Stelle entsagt hatte, zuletzt aber durch einen ausdrücklichen Befehl König Friedrichs II., welcher die Kabale durchschaute, dennoch in dieselbe eingesetzt wurde. Eberhard wendete die Ruhe und Muße an diesem kleinen Orte an, von seiner „Apologie des Sokrates" einen zweiten Theil herauszugeben, worin er sich zwar wegen verschiedener ihm gemachten Vorwürfe näher herausließ, aber nicht etwa sich vertheidigte, sondern in 9 Abschnitten, ohne sonderliche Polemik, mit echter Wahrheitsliebe und Deutlichkeit, durch nähere Erläuterungen über wichtige Wahrheiten, über vernünftige Religion, über Religionsduldung, über Schriftauslegung u. s. w. den gemeinnützigen Untersuchungen, wodurch sein erster Theil sich ausgezeichnet hatte, die Krone aufsetzte. Eberhard hatte die Stelle in Charlottenburg nicht angenommen, um beständig an diesem kleinen Orte zu bleiben. Vor der Hand war er da freilich nahe bei Berlin und bei seinen dortigen Freunden, und er hegte eine Zeitlang immer noch die Hoffnung, durch seine dortigen Verbindungen eine Stelle in

Digitized by Google

dieser Hauptstadt zu erhalten, wo beständig zu wohnen, sein eifrigster Wunsch war. Als er aber endlich gar zu deutlich sah, daß daran nicht zu denken sey, und überhaupt eine weitere Beförderung im Predigtamte viele Schwierigkeiten haben werde, so entschloß er sich, wiewohl gar nicht gern, 1778 die durch G. F. Meiers Tode erledigte Stelle eines Professors der Philosophie zu Halle anzunehmen; denn so wenig Neigung er auch zum Universitätsleben hatte, so sah er doch nur allzusehr ein, daß er sich schlechterdings aus seiner damaligen Lage setzen müsse. Daß Eberhard philosophische Einsichten in einem vorzüglichen Maße besaß, hatte er schon, ehe er zum Lehrer der Philosophie berufen wurde, durch seine „Allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens", welche 1776 den Preis der berlinischen Akademie erhielt, bewährt. Daß er mit echtem philosophischen Scharfblicke die philosophischen Wissenschaften in ihrem weitesten Umfange übersah, bewies er auch durch eine kleine Schrift: „Von dem Begriff der Philosophie und ihren Theilen", womit er beim Antritte seines Lehramts zu Halle seine Vorlesungen ankündigte. Ob er gleich auf der Universität von Lehrern und Studenten sehr hochgeschätzt wurde, und obgleich seine Vorträge anfänglich stark besucht wurden, so war dennoch der Beifall, den sie bei den Studenten hatten, nur mittelmäßig. Eberhard verwaltete indeß das Lehramt, welches er nun einmal übernommen hatte, mit aller Treue. Nicht nur hielt er seine Vorlesungen sehr regelmäßig, sondern er suchte auch auf alle Art sie seinen Zuhörern lehrreich zu machen. Daher gab er, als er einige Jahre lang das Lehren versucht hatte, zum Behuf seiner Vorlesungen verschiedene Lehrbücher heraus, um dem Faden der Elementarbegriffe der Wissenschaften, seinen eigenen Ueberzeugungen gemäß, desto sicherer zu folgen. Eberhard wurde 1786 in die berlinische Akademie der Wissenschaften als auswärtiges Mitglied aufgenommen. 1778, als er nach Halle befördert wurde, kam ihm die dortige philosophische Fakultät mit dem Diplom als Doktor der Philosophie und Magister der freien Künste entgegen. 1805 verlieh ihm der König, zugleich mit seinen berühmten Collegen Rösselt und Wolf, den Titel als Geheimerath. 1808 erklärte ihn die theologische Fakultät, am Feste der Wiederherstellung der Universität, zum Doktor der Gottesgelehrsamkeit. Diese höchste Würde der Theologie erhielt er in Rücksicht auf seine neue „Apologie des Sokrates" und auf sein letztes Werk: „Von dem Urchristenthume", er, den man in Rücksicht auf das erste Buch vormals nicht würdig hielt, Prediger zu bleiben. Er starb den 6. Jan. 1809. Seine vorzüglichsten Schriften sind: „Sittenlehre der Vernunft" (Halle 1781, 8.); „Vorbereitung zur natürlichen Theologie; „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften" (ebend. 1783, 8.); „Geschichte der Philosophie" (ebend. 1787—96); „Amyntor" (Berlin 1782); „Handbuch der Aesthetik"; „Versuch einer allgemeinen deutschen Synonymik" u. a. m.

Eberhard (Graf von Würtemberg), der Erläuchte genannt, ein Sohn Ulrichs mit dem Daumen, der 1265 starb, regierte anfangs mit seinem Bruder Ulrich gemeinschaftlich, nach dessen Tode (1279) aber allein, führte viele Kriege mit den Kaisern Rudolf I., Adolf, Albrecht I. Heinrich VI. und Ludwig IV., über die von dem schwäbischen Herzogthume an sich gebrachten Güter, und mehr als ein Mal war er nahe daran, alte und neue Besitzungen zugleich zu verlieren. Mit Ludwig IV. versöhnte er sich bald nach der Schlacht bei Mühldorf und erwarb sei-

Digitized by Google

hem Hause nicht nur den Frieden, sondern auch Anerkennung des rechtmäßigen Erwerbs jener Güter. Dieser Glück genoß er aber nicht lange; denn zu Anfang 1325 war er vor die Burg Reichenberg gezogen, die, obgleich ein Erbe seiner Gemahlin, ihm sein Schwager Rudolf nicht herausgeben wollte. Da er hier gegen dessen mächtige Helfer nicht Stand halten konnte, sondern mit großem Verluste abziehen mußte, darob kränkte sich der alte Held so sehr, daß er bald (am 3. Juni 1325) starb, und in seinem Stifte begraben wurde. Eberhard der Erlauchte war ein Mann von hohem Geiste; an Weisheit, Scharfsinn und Herrschertalenten stand er keinem Fürsten seiner Zeit nach. Sein Haus groß und mächtig zu machen, war seines Strebens Ziel, das er bis zu seinem Tode rastlos verfolgte. Ehemals mächtige Häuser sanken um ihn; er stieg. Er zuerst schrieb sich von Gottes Gnaden gefürsteter Graf zu Würtemberg. Den Erlauchten aber nannte ihn die Geschichte, weil er leuchtend unter den Männern seiner Zeit dasteht. Streitbar und kriegerisch, war „Gottes Freund und aller Welt Feind", sein Wahlspruch; doch wild und grausam war er nicht. — 2) Eberhard, der Greiner oder Zänker, Graf von Würtemberg, erhielt jenen Beinamen wegen seiner vielen Streitigkeiten mit den Reichsstädten und seinen Vasallen. Er war ein Sohn des Grafen Ulrich, der 1344 starb, regierte zuerst bis 1362 mit seinem Bruder gemeinschaftlich, und dann allein bis an seinen Tod den 15. Mai 1392. Kaiser Karl IV. zog gegen ihn 1360 mit drei Heeren und demüthigte ihn; allein kurz darauf stand er wieder im Felde und drückte die Reichsstädte Schwabens aufs Unbarmherzigste. Sonst ein wackerer Degen, kühn und kriegsmuthig, langer Ruhe nicht fähig; daher stets bereit zu Kampf und Fehde, dabei klug und weise, rastlos thätig für das Gedeihen seines Hauses, und für seines Landes Wohl eifrig besorgt, verdankt ihm Würtemberg die Gründung mehrer Städte und Dörfer.

Eberhard im Bart oder der Bärtige, erster Herzog von Würtemberg, Sohn des Grafen Ludwig II. zu Würtemberg, geb. den 11. Dec. 1445, verlor frühzeitig seinen Vater und kam deßhalb unter die Vormundschaft seines Oheims Ulrich, der ihn in Rohheit ganz ohne alle Erziehung aufwachsen ließ. Daher war er ein wilder, ausgelassener Jüngling, der alle Schranken der Ordnung durchbrach. Tag und Nacht war er auf der Jagd oder beim Vogelfang, schwärmte herum und trieb allerhand Unfug. Kaum 14 J. alt, entzog er sich der Obhut seines Erziehers, ging zum Markgrafen von Baden nach Eßlingen und bewirkte durch diesen, daß sein Oheim von der Vormundschaft abstehen und versprechen mußte, die Zügel des Reichs in die Hände Eberhards nächsten Anverwandten zu legen. Währenddem Ulrich überall vom Unglücke verfolgt wurde, ging seinem Neffen Alles glücklicher von Statten. Er erhielt Ansehen im ganzen Reiche, der Kaiser und die Fürsten ehrten ihn; erst 17 J. alt, wurde er von jenem schon zum Kammerrichter bestimmt. Mit Klugheit und Vorsicht benahm sich der Jüngling in allen Herrschergeschäften, wie dieß besonders sein Betragen im pfälzischen Kriege deutlich beweist. Zwar kostete auch ihn diese Fehde wegen der Rüstungen, die er machen mußte, eine gute Summe, aber durch die Einführung eines Wochenpfennigs auf 4 Jahre (1463) und durch Anleihen, die seine Klöster ihm, gegen die Befreiung von Kost und Gastung, darstrecken mußten, ward dieser Schaden wieder ersetzt. Sonst hütete er sich

Digitized by Google

wohl vor Fehden, und gab es deren auch, wie das zu jenen Zeiten freilich unvermeidlich war, so waren sie doch nicht so bedeutend und verderblich, wie seines Oheims Kriege. Auch durch Verbindungen mit seinen Nachbarn suchte er sich zu stärken, außer mehren früher in Verbindung mit seinem Oheim geschlossenen Einungen, erneuerte er 1467 auch zwei andere Bündnisse, eins mit dem Pfalzgrafen 1460 und eins mit den Reutlingern 1461, beide auf fernere 5 Jahre. 1467 aber machte er mit seinem Oheim eine neue Einung zum Schutz der Witwen und Waisen, Reichen und Armen, Landfahrern, Pilgrimmen, Kaufleuten, Gotteshäusern und allen andern ehrbaren und unversprochenen Leuten. Beide Herren verpflichteten sich sammt ihren Räthen, Dienern, Städten und all' ihren Landen, es gut mit einander zu meinen und gegenseitig ihren Nutzen, Frommen und Bestes zu schaffen, auch zu keiner Feindschaft zu kommen, sondern vielmehr einander bei allen Streitigkeiten und Fehden getreulich beizustehen. Der Hauptgrund, warum Eberhard dieß Bündniß mit Ulrich schloß, war die Pilgerfahrt, welche er nach dem gelobten Lande beabsichtigte. Als dieß Alles geschehen war, ließ sich der Graf zu Güterstein durch Johann von Udenhein, Abt von Herrenalb, einsegnen, und trat hierauf am 10. Mai 1468 seine Reise an. In Venedig sah er die Vermählung des Dogen mit dem adriatischen Meere, fuhr nun zu Schiff nach Joppe, wo er den 29. Juni anlandete, und kam endlich am 8. Juli glücklich zu Jerusalem an. Hier, sowie in der Umgegend, auch zu Bethlehem, besichtigte er alle Merkwürdigkeiten, verrichtete an den heil. Orten seine Andacht und wurde mit den Edeln in seinem Gefolge zum Ritter vom heil. Grabe geschlagen. Neun Tage später aber trat er seine Rückreise wieder an, erreichte am 19. Sept. Korfu, sandte von hier aus einen Theil seines Gefolges gerade nach Venedig, er selbst aber ging, von Veit von Rechberg, Hermann von Sachsenheim, Ulrich von Westerstetter, seinem Leibarzte Münsinger, einem Kapellan und einem Koche begleitet, über Neapel nach Rom, wo er am 15. Oct. ankam. Hier wurde er am päpstlichen Hofe gar ehrenvoll gehalten. Nach 10 Tagen verließ Eberhard Rom wieder und kam über Siena, Florenz, Verona, Kempten, Memmingen und Ulm am 2. Nov. wieder wohlbehalten zu Güterstein an. Groß und allemein war die Freude über seine Wiederkunft. Auch war diese Freude nicht ohne Grund. Bei aller Herrscherklugheit, die er gezeigt hatte, war Eberhard bisher doch noch immer der wilde ausgelassene Jüngling wie früher, gewesen; Jagen und Bankettiren war seine Lust und selbst die Nonnenklöster waren vor ihm nicht sicher. Jetzt wurde es allmählig ganz anders. Schon die Veranlassung zu der Pilgerfahrt hatten vielleicht eine fromme Rührung und die Reue über seine bisherige ausschweifende Lebensart gegeben, die Reise selbst aber hatte ihn noch nachdenklicher gemacht und die erste Besserung seiner Denk- und Handlungsart bewirkt. Diese Besserung aber vollendete seine 6 Jahre später (1474) vollzogene Verbindung mit Barbara, Ludwigs v. Gonzaga, des Markgrafen von Mantua, Tochter, die ihm der Markgraf Albrecht geworben hatte. Die Mildigkeit der Sitten und die liebenswürdige Sanftmuth, welche seine Gemahlin auszeichneten, hatten die vortheilhafteste Wirkung auf Eberhard, und von da an wurde er ein ganz anderer Mensch als er in seiner Jugend gewesen war. Kaum ein Vierteljahr nach seiner Ankunft aus Palästina ging Eberhard zum zweiten Male nach Italien, um den Kai-

Digitized by Google

ser, auf dessen Begehren in Venedig zu besuchen; aber nach einer Abwesenheit von nur 40 Tagen kam er wieder zu Hause (am 10. März 1469). Um diese Zeit ging er mit der Stiftung einer Hochschule in seinen Landen um. Seine Mutter Mechtild, die Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oestreich, eine fromme verständige Frau und große Liebhaberin der Künste und Wissenschaften, auf deren Veranlassung Albrecht 1463 die Hochschule zu Freiburg im Breisgau gestiftet hatte, lag ihrem Sohne schon lange an, auch eine solche Anstalt zu gründen. Unterstützt von mehren, bei Eberhard viel geltenden, gelehrten Männern, namentlich von Gabriel Biel, fand sie auch leicht Eingang. Denn der Graf, obgleich in seiner Jugendbildung sehr vernachlässigt, hatte durch Reisen und durch den Umgang mit Gelehrten eine große Liebe zu den Wissenschaften erlangt, auch war er weise genug, um den Nutzen, den eine solche Unternehmung für seine Landen haben würde, einzusehen. Er beschloß daher, dem Rathe seiner Mutter zu folgen. Zum Sitze dieser Anstalt erwählte Eberhard die Stadt Tübingen, wegen ihrer angenehmen, gesunden Lage, wegen der Wohlfeilheit der Lebensmittel und der zureichenden Menge bequemer Wohnungen. Er sandte den Abt von Blaubeuren, Heinr. Faber, nach Rom (1476), um dort die päpstliche Erlaubniß zur Stiftung und Begabung der Hochschule zu erlangen. Dieser, ein rechtserfahrner, in solchen Verhandlungen geschickter Mann, erhielt auch am 5 Nov. 1476 die päpstliche Bestätigungsbulle. Er selbst wurde nebst dem Probste zu Herrenberg als päpstlicher Bevollmächtigter mit der Vollziehung derselben beauftragt, und am 3. Juli 1477 erklärte Eberhard durch eine eigene Urkunde feierlich und öffentlich die Stiftung der neuen Hochschule zu Tübingen. Erst 1484 erhielt die neue Anstalt auch die kaiserl. Bestätigung. Damit auch die Jünglinge, welche diese Hochschule besuchen wollten, vorher einen guten Grund in den Sprachen und andern zur Vorbereitung nöthigen Kenntnissen legen könnten, so stiftete Eberhard in Tübingen das sogenannte Pädagogium. Es war zuerst in 4 gemietheten Häusern, 1482 aber ließ der Graf Eberhard ein vierstöckiges Haus dazu auf seine Kosten bauen. 1482 schloß er mit seinem Vetter den berühmten münsinger Vertrag, wodurch das Land Würtemberg vereint wurde und hinfort stets nur von dem Aeltesten der Nachkommen der beiden Eberharde oder Heinrichs beherrscht werden sollte. So sehr wie es Eberhard den Jüngern gereuete, der Herrschaft entsagt zu haben und er den gemachten Vertrag wieder umzustoßen sich bemühte, erklärten Räthe und Landschaft am 18. Dec. 1483 einstimmig, daß Eberhard der Bärtige bei der Herrschaft bleiben solle, und auch der Kaiser bestätigte im Feb. 1484 den münsinger Vertrag. Kurz vor seinem Tode erhielt er (1495) den Herzogstitel, allein schon 7 Monate darauf starb er den 14. Febr. 1496 zu Tübingen, ohne Erben zu hinterlassen. So lebte, herrschte und starb Eberhard im Bart, der erste Herzog Würtembergs, einer der trefflichsten Fürsten seiner Zeit und seines Hauses, von dem der wackere Kaiser Maximilian, als er zu Einsiedel an dessen Grabe stand, das schöne Zeugniß ablegen konnte: „Hier ruht ein Fürst, welchem an Weisheit und fürstlichen Tugenden sonst keiner mehr im röm. Reiche gleich kommt. Ich habe mich seines Rathes oft mit Nutzen bedient!“ Eine wilde und ausgelassene Jugend, nicht ohne manchen Fehltritt, machte er durch die Tugenden seines Alters wieder gut. Auch blieben ihm eine innige Reue, wie sie in seinem Testamente sich lebhaft

Digitized by Google

ausspricht, und eine, bei seiner schwachen Leibesbeschaffenheit noch empfindlichere Kränklichkeit, als böse Nachwehen aus dieser Zeit. Zur Entschuldigung kann eine schlechte Erziehung und seines Vaters früher Tod ihm dienen. Schon im 23. Jahre aber fing seine Besserung an, mannigfache oft bittere Erfahrungen machten ihn klug, Reisen und eine edle Gattin vollendeten seine Umbildung, und nur um so herrlicher tritt er nun auf als Mann und Fürst, und als solchen wollen auch wir ihn betrachten. Biederkeit und Frömmigkeit waren Hauptzüge in Herzogs Eberhards Charakter. Wegen der erstern Eigenschaft besonders war er berühmt, und deutlich zeigt sie sich in seiner Geschichte, deutlich besonders in dem Betragen gegen seine Vettern. Auch seine Frömmigkeit erkennen wir aus vielen seiner Thaten; seine Bemühungen um Verbesserung des geistlichen Standes, seine frommen Stiftungen und seine Pilgerfahrt nach den heiligen Orten in Palästina — das Alles und noch manches Andere spricht dafür. Er las sehr fleißig die heil. Schrift und liebte es, über Glaubenswahrheiten mit gelehrten Männern zu sprechen. Dabei aber dachte er doch in Manchem aufgeklärter und vorurtheilsfreier als viele seiner Zeitgenossen, war freimüthig und in Behauptung seiner Rechte standhaft gegen die Geistlichkeit und den päpstlichen Hof. Mit seiner Biederkeit und Frömmigkeit war eine große Klugheit verbunden, die sich in seinem ganzen Betragen als Mensch und Fürst zeigt. Dabei besaß er eine große Selbstständigkeit und Thatkraft, überall wollte er selbst sehen, selbst handeln; was er beschlossen hatte, führte er rasch aus. Da gab's denn freilich manchmal auch Uebereilungen, auch verschmähte er darnach oft seiner Räthe beste Vorschläge und konnte es besonders nicht leiden, wenn man ihn für sich oder Andre um etwas bat; solche Leute erreichten bei ihm ihren Zweck nur selten, denn Alles sollte von ihm herkommen, Nichts von Andern, für Alles wollte er sorgen, und so erschien ihm auch fremde Bitte als Vorwurf. In seiner Lebensart war er einfach, seine Kleidung und sein Essen kosteten ihn nicht viel, für sich selbst war er sehr sparsam. Eberhard hatte einen trefflichen Verstand, aber er war in seiner Jugendbildung sehr vernachlässigt worden, nicht einmal in der lateinischen Sprache hatte ihn sein Lehrer, Johann Vergenhans unterrichten dürfen; ein Gebrechen, das Eberhard in spätern Jahren oft tief und mit viel Kummer fühlte. Dennoch liebte und begünstigte er Kunst und Wissenschaft sehr. Seine Reisen, auch seine Mutter und Gemahlin erweckten und stärkten diese Liebe in ihm. Er ging sehr gerne mit Gelehrten um und hatte deren immer mehre an seinem Hofe und in seinem Gefolge. Besonders an der Geschichte hatte er eine große Freunde; er ließ für sich eine eigene Geschichte verfassen und viele der alten Geschichtschreiber übersetzen. Auch Schriftsteller aus andern Fächern ließ er in die deutsche Sprache übertragen, um so den Nachtheilen seiner eigenen Unkenntniß fremder Sprachen zu begegnen. Sein Land beherrschte er auf's Löblichste. Er sorgte eifrigst für dessen Wohl, und sehr groß sind besonders in dieser Hinsicht seine Verdienste. Er vereinigte das getheilte Land, und suchte so auch künftigen Zerrüttungen und Verderbnissen abzuhelfen. Er war der Begründer der landständischen Verfassung Würtembergs. Er sorgte für bessere Einrichtungen und Gesetze. Den Städten Stuttgart und Tübingen gab er 1492 eigene Ordnungen; auch ließ er 1495 die erste allgemeine Landesordnung verfassen. In allen drei ist viel Gutes, alle drei sollten zur Ein-

Digitized by Google

führung einer bessern Ordnung, zur Austilgung der Rechtslosigkeit, der Unterdrückung, der Verwilderung und Verarmung unter dem Volke dienen. Er half das Hofgericht stiften; er gab zum Theil in Verbindung mit seinem Oheim Ulrich, manche für seine Zeit treffliche Gesetze. Er zahlte die Schulden ab, die er antraf, und hinterließ seine Festungen, Zeughäuser, Vorrathshäuser und überhaupt das ganze Land im besten Zustande. Darum liebten ihn auch immer seine Unterthanen so sehr. Eberhard erhielt davon manchen Beweis, und als er daher einst auf dem wormser Reichstage die Fürsten unter einander von den Vorzügen ihrer Länder redeten, und einer seine trefflichen Silberbergwerke, der andere seinen guten Wein lobte, hörte er ihnen lange schweigend zu, endlich aber sprach er: „Ich kann mein Land nicht groß vorziehen, ich habe ein geringer Land als Euer Liebden; aber Eines mag ich rühmen, die Liebe meiner Unterthanen, denn ich kann und darf im Schoße eines jeden derselben mitten im dicksten Walde ganz allein kühnlich und sicher schlafen!" Da verstummten die übrigen Fürsten und gestanden: er habe größere Schätze als sie. Seiner Untergebenen Liebe gegen ihn zeigte auch die tiefe und allgemeine Trauer bei seinem Tode. Sein Wahlspruch war: Attento! Aufgepaßt! und diesen Spruch lesen wir auch vielfältig auf seinem Zeichen, das ein Cederbaum war, der über seinem Wappen stand, und von welchem sich auch das Sprüchlein herschreibt: „Was Herzog Eberhard fing an, das blieb wie Ceder lang bestahn!" S. J. E. Pfister, „Eberhard im Bart, erster Herzog in Würtemberg, aus echten, größtentheils handschriftlichen Geschichtsquellen" (Tübingen 1822): eine treffliche Bereicherung der Geschichte.

Eberhard II., Herzog von Würtemberg, Sohn des Grafen Ulrich des Vielgeliebten, geb. 1447, des Vorigen Nachfolger, ein verschwenderischer Fürst, der dadurch seine Stände bewog, sich 1498 der wichtigsten Festungen zu bemächtigen, und seine Rathgeber (Hans Truchseß von Stelten und Konrad Holzinger) gefangen zu setzen. Zugleich wurde der Herzog der Regierung für verlustig erklärte, und seine Bemühungen, sie wieder zu erlangen, scheiterten. Er starb 1504 auf dem Schloße Lindenfeld im Odenwald. — 2) Eberhard III., Herzog von Würtemberg, ältester Sohn des Herzogs Johann Friedrich, der umsonst die Besetzung des Landes von den Kaiserlichen und den Leguisten zu hintertreiben suchte, wodurch die Drangsale des Landes fast ins Unerhörte gesteigert wurden. Nach dem Siege bei Breitenfeld oder Leipzig unter Gustav Adolf (1631) mußten sich zwar die Kaiserlichen entfernen; allein der Sieg bei Nördlingen (1633) verschaffte ihnen von Neuem in Würtemberg das Uebergewicht. Herzog Eberhard III., der indeß die Regierung angetreten, floh nach Strasburg, und ließ die Feinde im Lande schalten, wie sie wollten. Was Wunder, wenn spätere Nachforschungen zeigten, daß Würtemberg in dieser unglücklichen Zeit seinen Schaden auf 118 Millionen Gulden anschlagen konnte. 1641 war nur noch der zehnte Theil der frühern Volksmenge übrig. Nur der Thätigkeit seiner Räthe verdankt Eberhard III. die Wiedereinsetzung in seine Lande beim westfälischen Frieden. Seit dieser Zeit bemühte er sich, durch kluge Oekonomie und weise Einrichtungen die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte, und starb 1678. — 3) Eberhard Ludwig, Herzog von Würtemberg, des Vorigen Enkel, ein Sohn des Herzogs Wilhelm Ludwig (st. 1677), war 1676 geboren, stand anfangs unter Vormund-

Digitized by Google

schaft seines Oheims Friedrich Karl, und regierte dann von 1693 bis 1733. Nach dem Beispiele mehrer andern Fürsten der damaligen Zeit verschwendete er die Einkünfte seines Landes auf mannigfache Weise, legte mit großen Unkosten die neue Residenz Ludwigsburg an, nahm zum Nachtheil seines Landes größern Antheil am spanischen Successionskriege, als er als deutscher Reichsfürst brauchte, nahm nach dem Tode des letzten Herzogs Leopold Eberhard von Mümpelgrad (1723) diese Grafschaft in Besitz, und starb ohne Erben. Das Fräulein von Gravenitz (nachmalige Landoberhofmeisterin von Würben) führte ihn am Gängelbande.

Ebersberg, s. Eckmühl.

Ebersdorf, 1) reußisches Fürstenthum von 8 QM. mit 15.200 Einw. Das von der Saale, Selbitz und Friesa bewässerte Land ist bergig (mit Eisen- und Kupferbergwerken), waldig und nicht besonders fruchtbar. Mit ihm ist seit 1825 das Fürstenthum Lobenstein vereinigt. Einen Theil seiner Einkünfte zieht der Fürst, gegenwärtig Heinrich LXXII. (seit dem 10. Juli 1822), aus Gütern in der Lausitz. (Vgl. Reuß.) — 2) Marktflecken darin, Residenz des Fürsten und Sitz der Landesbehörden, liegt an der Friesa, hat ein schönes Schloß und Garten, Herrnhutercolonie (mit Fabrikation von Seife, Holz- und Kunstwaaren), 120 Häuser und 1120 Einw., Baumwollenmanufakturen, Tabacksfabriken, erheblichen Handel. Es gibt noch 5, durch Industrie ausgezeichnete Dörfer dieses Namens, worunter Kaisers-Ebersdorf im Erzherzogthum Oestreich, Viertel unter dem wiener Walde, an einem Arm des hier in die Donau fallenden Schwöchat, mit 140 Häusern und 2000 Bewohner, Knopf-, Cattun-, Stahl- und Kupferfabriken. 1809 hatte der Kaiser Napoleon hier sein Hauptquartier und veranstaltete von hier aus das Treffen zwischen Aspern und Eßlingen am 21. und 22. Mai, während dessen der Hauptmann Magdeburg vom östr. Generalstabe die Brücke vernichtete und ihn zum Zurückziehen seiner Truppen zwang.

Eberstein, Grafschaft in Deutschland am Schwarzwalde, zwischen Würtemberg und Baden, vom Flusse Murg durchströmt, mit 8600 meistenslutherischen Einwohnern, und starkem Vieh- und Holzhandel. Sie fiel, als die Grafen von Eberstein 1660 ausstarben, als eröffnetes Mannslehn an die Markgrafen zu Baden-Baden, und macht gegenwärtig einen Bestandtheil des Großh. Baden aus. Sie hat den Namen von zwei Burgen, Alt- und Neueberstein, die jetzt in Trümmern liegen; unter jener liegt das Dorf Ebersteinburg mit 60 Häusern und 330 Bewohnern. Hier quoll in alten Zeiten ein Wunderquell, der wegen seiner heilbringenden Kräfte in großem Rufe stand, aber versiegte, als hier ein Graf von Eberstein im Zweikampfe mit einem Grafen von Nassau sein Leben verlor. Seitdem ging die Sage, erst mit dem Absterben des nassau-usingischen Stammes werde er wieder erscheinen, und mit dem Tode des letzten Herzogs 1816 sprang, wie öffentliche Blätter meldeten, das Brünnlein wieder, zu dem von nah und fern Jung und Alt wallfahrten. Bei einer chemischen Untersuchung der Quelle haben sich keine heilkräftigen Bestandtheile entdeckt.

Ebert (Johann Arnold), berühmt als Dichter und Uebersetzer, wurde 1723 zu Hamburg geboren, wo sein Vater bei der Miliz stand. Dieser schickte seinen Sohn frühzeitig in die untern Klassen des dortigen Johanneum, wo damals noch eine ziemlich scholastische, zum Theil höchst zweckwidrige, Lehrart herrschte, und der Unterricht in den Anfangsgrün-

Digitized by Google

den der lateinischen Sprache die Hauptbeschäftigung ausmachte. Basedow war damals sein Mitschüler und vertrauter Freund. In der ersten Klasse dieser Schule genoß Ebert in der Folge mehre Jahre hindurch den Unterricht des, durch seine Uebersetzung einiger Gespräche des Plato und der Werke des Tacitus bekannten, Johann Samuel Müller, der ihn schon damals unter seinen Schülern auszeichnete, und ihm auch in der Folge seine vorzügliche Achtung und Freundschaft schenkte. Ebert besuchte hierauf noch einige Jahre das, von der Schule abgesonderte, hamburgische Gymnasium, und der Unterricht der, zum Theil berühmten, Lehrer derselben trug nicht wenig zur weitern Entwickelung seiner Fähigkeiten, zur Nahrung und Ermunterung seiner Wißbegierde bei. Noch vortheilhafter aber in beiderlei Hinsicht, wurde ihm die Bekanntschaft mit dem Dichter Hagedorn, an welchem er, ungeachtet des Abstandes ihrer Jahre und damaligen Kenntnisse, nicht bloß einen Gönner und wohlthätigen Unterstützer, sondern auch einen wahren, herzlichen Freund erhielt. Sogleich der ersten Ausgabe seiner Oden und Lieder fügte Hagedorn eine von Ebert verfertigte Uebersetzung der Abhandlung des de la Nauze „Ueber die Lieder der alten Griechen" bei, die er mit Recht eine schöne Uebersetzung nannte, und deren Verfasser von ihm das öffentliche Zeugniß erhielt, daß er sowohl durch seine Kenntniß der vorzüglichsten Sprachen und Wissenschaften, als durch lebhaften und echten Witz, in einem solchen Alter bereits ein Muster sey, in welchem so viele kaum glücklich nachzubilden anfangen. Auch die Erlernung und Liebe der englischen Sprache wurde bei ihm durch Hagedorns Ermunterung, wo nicht zuerst geweckt, doch gewiß wirksam unterhalten. Während seines Studirens auf dem hamburgischen Gymnasium widmete Ebert seine Nebenstunden den Unterrichte verschiedener angesehener Personen, auch des weiblichen Geschlechts besonders in neuern Sprachen, und gestand es in der Folge, daß er diesem feinern Umgange vieles von seiner geselligen Bildung zu danken habe, abgerechnet, daß ihm diese Verbindungen zuträglich für sein nachheriges Fortkommen auf der Universität wurden. Uebrigens lieferte er jetzt auch schon eine nicht ganz kleine Anzahl von Gedichten verschiedener Art, die größtentheils einzeln im Druck erschienen, manche durch Verheirathungen und Todesfälle veranlaßt, manche für die von dem Kapellmeister Telemann in Hamburg besorgte Kirchenmusik. In einer, 1742 von diesem Tonsetzer herausgegebenen, Sammlung von Oden und Liedern mit Melodien stehen verschiedene leichte und gefällige Lieder von Ebert, die der Gesellschaft der Hagedornschen nicht unwürdig, und gegen die in eben dieser Sammlung befindlichen schalen Lieder von Stoppe sehr abstechend sind. Einige jener Lieder nahm er selbst nachher noch, verändert und verkürzt, in seine Episteln und vermischte Gedichte mit auf. 1743 ging er nach Leipzig, um sich dort der Theologie zu widmen und zu Erlangung einer Predigerstelle vorzubereiten. Dieser Vorsatz aber, und der ganze Zweck seines Studirens, erhielt gar bald eine ganz andere Richtung durch einen Vorfall, der theils an sich als charakteristischer Zug des Zeitalters, theils wegen seiner Folgen für Eberts nachheriges Leben und Wirken, merkwürdig ist. Nicht lange nach seiner Abreise aus Hamburg, hatte er bei Gelegenheit einer feierlichen Hochzeit in Hamburg eine Serenade unter der Aufschrift: „Das Vergnügen", verfertigt, die von dem Musikdirektor Görner in Musik gesetzt, und in einem öffentlichen Concerte aufgeführt wurde. Dieß Ge-

Digitized by Google

dicht wurde aber von der damaligen Geistlichkeit und dem Rathe, als die Ueppigkeit befördernd, und für einen Schüler der Gottesgelehrtheit sich gar nicht geziemend, sehr übel aufgenommen. Es enthielt indessen ganz und gar nichts wider die Sittlichkeit, und die Verdammung desselben rührte bloß von der ängstlichen Strenge seiner, das Dichterische in dem Lobe des Weins und der Liebe mißverstehenden, Richter her. Auch blieb Eberten nach wie vor die Achtung und den Beifall aller Derer, die heller und billiger dachten. Doch wirkte der Vorfall so viel bei ihm, daß er von der Zeit an weniger auf eine künftige Predigerstelle rechnete, und anfing, sich mehr auf die humanistischen Studien zu legen. Es war ein sehr glücklicher Umstand für ihn, daß er in Leipzig gar bald in die Bekanntschaft jener unvergeßlichen jungen Männer gerieth, die sich damals in eine freundschaftlich-kritische Gesellschaft zur gegenseitigen Mittheilung und Beurtheilung ihrer Geisteswerke vereinigten, und durch die Bekanntmachung derjenigen ihrer Produkte, welche in der Prüfung bestanden, in den „Bremischen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", und in der darauf folgenden „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Bremischen Beiträge", zur ersten Bildung des Geschmacks in Deutschland so wohlthätig wirkten. Sehr zahlreich sind indessen seine Gedichte und prosaische Aufsätze weder in dem einen, noch in dem andern der beiden eben genannten Schriften. Während seines Aufenthaltes in Leipzig nahm er auch noch mit seinen Freunden Giseke und Cramern an dem „Jünglinge", einer damals sehr schätzbaren Wochenschrift, die auch jetzt noch nicht vergessen zu werden verdient, Theil. Die von ihm darin gelieferten Blätter haben vorzüglich das Gepräge der Heiterkeit und Freude, und verrathen ebenso sehr ein unbefangenes, dem frohen Lebensgenusse willig offenes Herz, als einen edlen und geläuterten Geschmack. Nunmehr eröffnete sich für Ebert eine neue Laufbahn. Nicht lange nach der Gründung und Einrichtung des Collegii Carolini in Braunschweig wurde er durch den Abt Jerusalem 1748 als Hofmeister bei der, mit dieser Anstalt damals verbundenen, Pensionsanstalt angesetzt. Man sahe aber bald, daß er dieser Anstalt nicht bloß als Aufseher, sondern auch als Lehrer würde nützen können, und übertrug ihm daher den öffentlichen Unterricht in der englischen Sprache. Diesen ertheilte er auch in den nächstfolgenden Jahren dem, damals mehre Unterweisungen des Collegii benutzenden, Erbprinzen, nachherigen regierenden Herzoge von Braunschweig, der ihn vorzüglich liebgewann, und ihn sein ganzes Leben hindurch nicht bloß als einen gelehrten und berühmten Mann, sondern auch als seinen Freund schätzte und ehrte. Ebenso bewiesen ihm die übrigen Glieder dieses, den Wissenschaften immer ergeben gewesenen, Fürstenhauses ausgezeichnete Achtung und mehr als gewöhnliches Zutrauen, und gaben ihm davon vielfältige Beweise. Aber auch die Freundschaft, im engeren Sinne des Wortes, beglückte ihn in Braunschweig über sein Erwarten. In seinem Beförderer Jerusalem fand er den wärmsten Freund und Rathgeber, und überdem ward ihm das Glück, die meisten seiner ehemaligen Herzensfreunde, Gärtner, Giseke, Zacharia und Schmid, hier wieder um sich versammelt zu sehen. Auch Cramer war eine Zeitlang, und Schlegel blieb bis an seinen Tod ihm in der Nähe. Um diese Zeit faßte er den Entschluß, seinen Landsleuten die Werke der besten englischen Dichter und Schriftsteller durch Uebersetzungen bekannt zu machen, und dadurch zu der

Digitized by Google

höheren Bildung des Geschmacks derselben mit beizutragen. Nur schade, daß dieser Entschluß nicht in der Folge in dem ganzen Umfange ausgeführt worden ist, in welchem er ihn damals auszuführen gedachte. Das Vorzüglichste, was er nachher wirklich davon lieferte, waren Youngs „Nachtgedanken", deren Verdeutschung ihm schnell den Ruhm eines der größten Meister in der Uebersetzungskunst erwarb. 1769 erhielt er die Stelle eines ordentlichen Professors am Carolinum, und verband mit dem fortgesetzten Unterrichte in der englischen Sprache nun auch Vorlesungen über die Literaturgeschichte. Als ihm 1770 diese Lektion, seines damals kränklichen Gesundheitszustandes und des beständigen Alleinredens wegen, beschwerlich zu werden anfing, nahm sie ihm sein Freund und College Eschenburg freiwillig ab, und Ebert gab nun Unterricht in der griechischen Sprache, die er fast mit eben der Vorliebe, wie die englische trieb. Während der langen Zeit von fast fünfzig Jahren, die er dem Unterrichte widmete, ermüdete er nicht, denselben mit voller Munterkeit, und mit dem unablässigen Bestreben zu ertheilen, Gedächtniß und Verstand, Geist und Herz seiner Zuhörer zugleich zu beschäftigen. Die fleißigsten unter seinen jungen Zuhörern liebte und behandelte er als Freunde, und seine Unterhaltung mit ihnen war liebreich und mannigfaltig belehrend, wofür sie ihn wieder mit einer ausgezeichneten Anhänglichkeit und Schätzung seines Unterrichts belohnten. Aber nicht bloß auf die Geschäfte seines Amts war seine Thätigkeit eingeschränkt. Der größte Theil seiner Nebenstunden war dem emsigsten Privatfleiße, der beständigen Durchforschung der klassischen Werke des Alterthums, und dem Lesen der vorzüglichsten ausländischen und einheimischen Schriften, vornehmlich über Gegenstände der Kritik des Geschmacks und der schönen Künste, aber auch derer über Religion und Philosophie gewidmet. Von den beiden Beschäftigungen seines Geistes, Lektüre und Schriftstellerei, waren Flüchtigkeit, Zerstreuung und bloß mechanische Richtung völlig ausgeschlossen. Geduld, Beharrlichkeit und Genauigkeit war der ausgezeichnete Charakter seines Studirens, Lesens und Schreibens. Ueber Das, was er gelesen hatte, besprach er sich gern mit Andern, und bewies dann die Aufmerksamkeit und unmittelbare Anwendung seiner Lektüre. Auch las er gern Andern vor, und hatte eine seltene Stärke im richtigen, eindringlichen und gefühlvollen Deklamiren. Außerdem besaß er einen lebhaften und fertigen Witz, den er durch sein vieles Lesen, durch häufigen Umgang und durch die Regsamkeit seiner Phantasie immer mehr ausgebildet hatte. Er war reich an sinnreichen, oft wirklich epigrammatischen Einfällen und Antworten, am Reichsten, wenn die Freundschaft, oder die gesellige Freude seinen Geist gehoben hatte. Bis zum Jahre 1773 lebte er im ehelosen Stande. Eine frühere Geliebte hatte er nahe vor der, nach vielen Hindernissen endlich beschlossenen, ehelichen Verbindung durch den Tod verloren. Jetzt verheirathete er sich mit der einzigen Tochter des herzoglich-braunschweigischen Kammerraths Gräfe, die er von Kindheit an gekannt und geschätzt hatte, ohne in ihr seine künftige Gattin zu ahnen, und zu deren Bildung des Geistes und Herzens er gelegentlich mitgewirkt hatte. Was für ein Kleinod er in dieser Gefährtin seines Lebens besaß, darüber muß man seine eigenen herzlichen und gefühlvollen Aeußerungen in der schönen Reihe von Gedichten lesen, die er seit dem ersten Jahresfeste seiner Ehe dem 18ten Mai jährlich zu widmen pflegte. Außerdem gab ihm aber auch seine ganze Lage

Digitized by Google

zum ruhigen, frohen Genusse des Lebens vielfältigen Anlaß. Von der ausgezeichneten Gnade des Herzogs erhielt er sogleich nach dem Regierungsantritte desselben in der Beilegung des Hofrathscharakters, und früher schon durch die Ertheilung eines Kanonikats am St.-Cyriaksstifte zu Braunschweig und einer sehr geräumigen und heitern freien Wohnung, einen Beweis. Hierdurch, und durch so manche angenehme freundschaftliche Verhältnisse beglückt, verlebte er den letzten Theil seines Lebens, ungeachtet seines sonst nicht festen Körpers und seines sehr reizbaren Nervenbaues, doch so ziemlich ohne Beschwerden, welche das herannahende Alter zu begleiten pflegen, und stärkte sich fast jeden Sommer durch kleine Reisen zu seinen Freunden nach Hamburg, Berlin, Göttingen und Sachsen. Zwar fanden sich nach und nach verschiedene körperliche Schwächen bei ihm ein, die jedoch seine Gesundheit nie merklich oder anhaltend unterbrachen, und durch heitere Geduld, Ruhe, Lebensordnung und die unermüdete Pflege seiner treuen Gattin bald besiegt wurden. Endlich aber überfiel ihn eine Krankheit, die auch nach wenigen Tagen seinem Leben ein Ende machte. Er starb den 19. März 1795. Fast alle seine Jugendfreunde, Zachariä, Cramer, Schmid, Gärtner, Schlegel, hatte der Tod vor ihm hingenommen. Klopstock war der Einzige, der ihn überlebte, und dessen frühere Weissagung in der „Ode an Ebert", zwar spät, aber doch leider! zu wahr erfüllt wurde. Er hat s. Schriften selbst gesammelt u. d. T.: „J. A. Ebert's Episteln und vermischte Gedichte", wozu nach seinem Tode noch ein Theil gefügt wurde (Hamburg 1789 und 1795, 2 Bde.). Seine Lebensbeschreibung s. in Schlichtegroll's „Nekrolog", 1. Bd.

Ebert (Johann Jakob) wurde 1737 zu Breslau geboren. Da sein Vater, ein geborner Sachse, eine große Liebe zu seinem Vaterlande und nahe Verwandten in Wurzen hatte, so schickte er ihn 1749 dahin, wo er sich bis 1752 aufhielt und während dieser Zeit die öffentliche Schule daselbst besuchte. 1753 kehrte er wieder zu seinen Eltern nach Breslau zurück und besuchte daselbst bis 1755 das Elisabethanische Gymnasium. Hier erwarb er sich durch seine Talente sowohl, als durch sein Betragen, die vorzügliche Liebe des D. Burg, der als Inspektor dieser Lehranstalt wöchentlich zugleich einige Stunden Unterricht in der Theologie ertheilte. Der Vermittelung dieses Mannes verdankt er es auch, daß er 1756 die Universität zu Leipzig beziehen konnte. 1760 wurde er daselbst Magister, habilitirte sich im folgenden Jahre und hielt von dieser Zeit an, nicht ohne Beifall, theils mathematische, theils philosophische Vorlesungen, mit denen er noch stylistische Uebungen und Disputatoria verband. Unter den akademischen Lehrern wurde er vorzüglich von Gellert und Joh. Aug. Ernesti geschätzt, für welchen Letztern er auch Recensionen in dessen „Theologische Bibliothek" verfertigte. 1764 nahm er die Stelle eines Hofmeisters bei dem Sohne des russ. Ministers von Teplof in St.-Petersburg an, welche er aber nur ein Jahr lang bekleidete, indem er 1769 den Ruf als Professor der Mathematik bei der Universität zu Wittenberg erhielt, welches Amt er darauf 1770, nachdem er sich vorher noch ein halbes Jahr in Leipzig aufgehalten hatte, wirklich antrat. In Wittenberg erwarb er sich ebensowohl durch seine mathematischen und philosophischen Vorlesungen und andere Uebungen, die er privatissime anstellte, als auch durch seine Direction des Seminars und die Aufsicht über mehre junge Studirende, welche ihm während ihres akademischen Aufent-

Digitized by Google

halts in Wittenberg von den Eltern übertragen wurde, vielfache große Verdienste. Bei aller Schwächlichkeit seines Körpers genoß er, da er seine sehr mäßige Lebensart führte, dennoch einer ununterbrochenen Gesundheit und einer sich stets gleich bleibenden Heiterkeit des Geistes, welche auch durch die überhäuften Geschäfte und langen Nachtwachen nicht leicht gehindert wurde, da er nur weniger Stunden Schlafes bedurfte, um sich von seinen Anstrengungen zu erholen. Gleichwohl blieb er noch immerfort thätig, nur daß er die Nächte nicht so, wie vorher, benutzen konnte. Er starb den 18. März 1805. Seine Gelehrsamkeit stand mit Wohlwollen gegen die Menschen, mit Herzlichkeit, Biederkeit, und mit den liebenswürdigsten Tugenden des geselligen Lebens in glücklicher Verbindung. Daher genoß er auch die allgemeine Achtung und Liebe aller Derer, welche ihn kannten. Den hauptsächlichsten Ruhm erwarb sich J. J. Ebert als populärer Mathematiker, Philosoph und Naturforscher. Aber auch in dem Fache der schönen Wissenschaften arbeitete er, besonders in frühern Jahren, nicht ohne guten Erfolg. Bei vielen gründlichen Kenntnissen standen ihm zugleich Witz und Anmuth des Vortrags zu Gebote.

Ebion, ein stoischer Philosoph, Schüler von Cerinthus und Stifter der Sekte der Ebioniten, blühte um 72 n. Chr. Er lehrte, daß Jesus reiner Mensch gewesen, leugnete folglich seine Göttlichkeit und fügte hinzu: Gott habe die Herrschaft dieser Welt dem Teufel, die der künftigen Welt aber Jesu gegeben. Seine Schüler vermischten christliche und jüdische Lehrbegriffe untereinander, beobachteten die Feier des Sabbaths und des Sonntags, hielten viel auf jüdische Reinigungen und verehrten Jerusalem als eine Wohnung Gottes. Von den Evangelien hielten sie nur das von Matthäus für echt, welches sie in hebräischer Sprache besaßen, und verwarfen die übrigen Briefe des N. Test., vorzüglich die Briefe des Paulus. Anfangs lebten diese Ketzer sehr sittlich; später aber nahmen sie mehre Frauen und überließen sich allen möglichen Ausschweifungen.

Eboli, auch Evoli, Stadt in der Ebene gleichen Namens in der neapolitanischen Provinz Principato citeriore; hat 5300 Einwohner.

Ebräer, s. Hebräer.

Ebro, Fluß in Spanien, entspringt im Gebirge Santillana, in der Provinz Toro, an den Grenzen Asturiens, aus 2 Quellen, geht zwischen Burgos, Soria und Alava durch, nach Aragonien und Catalonien, fällt bei Amposta nach einem Laufe von 78½ Meil. ins mittelländische Meer, gibt aber durch einen Kanal Wasser in den Busen von Alfaques zum besten Hafen Cataloniens ab. Nebenflüsse hat er gegen 50, so daß sein Gebiet die östlichen cantabrischen Gebirge und die westlichen Pyrenäen größtentheils (1225 QM.) umfaßt. Wegen seiner Schnelle ist er nicht schiffbar, doch gehen ihm zur Seite mehre Kanäle, z. B. der Kaiserkanal.

Ecce homo! siehe, welch ein Mensch! (Joh. 19, 5.). Dieses Worte der höchsten Bewunderung bediente sich Pilätus, als er den duldenden Christum den Juden vorstellte, um Mitleiden für ihn zu erregen. Daher wird ein Gemälde oder Kupferstich ein Eccehomo genannt, auf welchem Christus mit einer Dornkrone auf dem blutenden Haupte dargestellt wird. Unter diesem Titel erschien auch eine gedankenreiche und anziehende religiöse Schrift von St.-Martin, deutsch Leipzig 1819.

Digitized by Google

Eccentricität (Excentricität), 1) (v. griech., Math.), die Entfernung der Mittelpunkte zweier einander (ganz oder zum Theil) einschließenden Kreise oder Kugeln. 2) Astron.), der Abstand des Mittelpunkts der Bahn, worin sich ein Himmelskörper bewegt, von dem Mittelpunkt des Körpers, um den er sich bewegt. Alle Planeten bewegen sich in eccentrischen Bahnen um die Sonne (ebenso die Trabanten um die Planeten). Kepler fand zuerst, daß die Sonne in dem einen Brennpunkt der Ellipsen stehe, welche jene Bahnen bilden; daher heißt auch die eccentrische Planetenbahn der Abstand der Sonne (oder des einen Brennpunkts) dieser Ellipsen von deren Mittelpunkt; davon Eccentrisch, außerhalb der Mitte, phantastisch, überspannt.

Ecclesfield, Fabrikenort im westlichen Theile der Grafschaft York (England); 1356 Häuser, 7700 Einwohner, Nagel- und Feilenfabriken, Wollenzeuchweberei.

Echarpe, 1) Schärpe; 2) en Echarpe beschießen, einen Gegenstand so schräg beschießen, daß ihn die Kugel in der Diagonale durchdringt. Es fällt in die Augen, daß unter diesen Umständen die Schüsse weit größere Wirkung thun müssen, als wenn die Richtungslinie senkrecht auf der feindlichen Stellung steht; man würde aber dem ungeachtet sehr unrecht thun, wenn man diesem Vortheile einen andern weit größern, das gewissere Schießen und das tiefere Eindringen der Projektilen, aufopfern wollte. Dieß wird allezeit geschehen, sobald der Feind noch über 1000 Schritte entfernt ist und man das Geschütz schräge gegen seine Fronte richtet, weil hier die Kugeln die längern Hypothenusen derjenigen rechtwinklichen Dreiecke durchlaufen müssen, welche die schräge Richtung mit der feindlichen Front und der auf ihr senkrechten Richtungslinie bildet. Das Geschütz muß, um am Zuverlässigsten zu schießen, nicht über 400 Schritt seitwärts gerichtet werden, und die Verlängerung der Schußweite darf nicht mehr als 77 Schritte betragen.

Echec (franz.), 1) Schach; daher 2) ein Corps en Echec halten (Kriegswissenschaft), ein Corps so beschäftigen, daß es bei dem Hauptschlag, den man ausführt, nicht thätig seyn kann.

Echelon heißt eigentlich eine Leitersprosse. Bei dem Militär heißt en échelon, oder par échelon, wenn ein Heer oder Trupp in verschiedenen Abtheilungen, die gleichweit von einander entfernt sind, marschirt oder lagert. Des treppenförmigen Angriffs en échelon bedient man sich, um nur mit einem Theile des Treffens das Gefecht zu beginnen, und den andern aufzusparen, indem man den Flügel, mit welchem der Angriff geschieht, dem Feinde näher rückt, und den andern zurückhält. Soll z. B. eine in Schlachtordnung aufmarschirte Brigade von 6 Bataillonen, en échelon angreifen, so rücken die zwei Bataillone, z. B. des rechten Flügels, erst 100 bis 200 Schritt vor, darauf setzen sich die darauf folgenden in Marsch, sodaß der rechte Flügel dieser zweiten Abtheilung auf einer Perpendikulärlinie marschirt, die den linken Flügel der ersten Abtheilung berührt; der zweiten Abtheilung folgt dann die dritte u. s. f. in der nämlichen Art. Bei den Gärtnern heißt en échelon, wenn ein Baum durch die Kunst stufen- oder stockweise wächst, sodaß sich zwischen den belaubten Abtheilungen desselben jederzeit ein Stückchen kahler Stamm befindet.

Echidna, nach der Mythe Tochter der Kallirrhoë und des dreiköpfigen Geryones, halb schönäugige Nymphe und halb unermeßliche Schlange.

Digitized by Google

Sie hauste in einem fürchterlichen Felsenloch in Arima an Kiliciens östlichem Ende. Dem Typhon gebar sie ihres Vaters Wachthund, den Orthros, den Kerberos, die Hyder von Lerna, Chimära, den hesperischen und kolchischen Drachen und den Adler, welcher des Prometheus Leber fraß. Wahrscheinlich gab diese Echidna Veranlassung zu einem andern Ungeheuer der Art in Skythien, mit welcher Herkules, gezwungen, den Agathyrsos, Gelonos und Skythes, den Stammvater der Skythen, zeugte.

Echiniten, Versteinerungen von Seeigeln, also von lebendigen Seethieren aus der Classe der Würmer, die noch jetzt in der Schöpfung vorhanden sind. Sie werden häufig angetroffen, zuweilen auch auf Aeckern, und der gemeine Mann nennt sie Krötensteine, weil er glaubt, daß alte Kröten sie erzeugen. Die Gestalt der meisten ist halbkugelig. Sie haben zwei Oeffnungen, doch nicht immer an derselben Stelle, und sind theils der versteinerte Kern, theils die versteinerte Schale von einem Seeigel. An den Stellen, wo die Theile der Schalen zusammengefügt waren, erblickt man fast immer im versteinerten Kerne fünf, seltener sechs, doppelte, auf der Halbkugel von oben nach unten herablaufende Nähte von tiefer oder flacher eingedrückten Löchern. Die Stacheln und Warzen, womit die Seeigel in ihrem natürlichen Zustande besetzt sind, werden seltener versteinert gefunden. Die meisten Kerne sind sehr harte Hornsteine und einigermaßen durchsichtig. Von Farbe sind die Echiniten braun, grau, weißlich, goldgelb und schwärzlich. Außer den ganzen Stücken findet man auch einzelne versteinerte Theile von Seeigeln, z. B. Stücke von Schalen, Stacheln, die Judensteine heißen. Sonst wußte man nicht, wofür man diese halten sollte, bis de Luc einen Echiniten aus England erhielt, der in Kreide lag, und an dessen Grübchen versteinerte Stacheln, obgleich beweglich, anlagen. Diese Stacheln haben eine verschiedene Gestalt, denn manche sind platt und zugespitzt (diese heißen Judennadeln), andere sind glatt, gestift oder gekrönt, und dabei stumpf und prismatisch; noch andre haben die Form einer Olive oder Eichel.

Echiquier (franz., lat. scacarium), 1) ein Schachbrett; 2) en échiquier (Kriegsw.), schachbrettförmiger Angriff oder Rückzug, wo die Colonnen auf die Intervallen der vordern treffen. Beim Vorrücken rückt nun das hintere Treffen durch das vordere, macht, wenn es weit genug vorgekommen ist, Halt und läßt wieder das andre Treffen durch, das dann wieder hält und das andre durchläßt. Bei Rückzügen findet das umgekehrte Statt. Diese Fechtart ist für jede Waffe, bei vielen Gelegenheiten, von großem Nutzen, vorzüglich aber bei Rückzügen, wenn der Feind mit überlegener Kavallerie angreift, in offenem Terrain sehr zweckmäßig.

Echo, eine Nymphe, von welcher Juno, als sie, die ihren Gemahl unter den Nymphen zu ertappen gedachte, so lange durch ein Gespräch aufgehalten wurde, bis die Gegenstände der Eifersucht der Göttin sich in Sicherheit begeben hatten. Juno belegte sie dafür mit der Strafe, daß sie nichts weiter, als bloß die letzten Sylben von den Worten, die sie hörte, nachsprechen konnte. Vom Pan, der sie liebte, gebar sie die Jynx. Endlich verliebte sie sich in den schönen Narziß, und weil ihre Neigung keine Erhörung fand, überließ sie sich so sehr ihrem Grame, daß sie ganz dahinschwand, und keine Spur ihres Daseyns, als nur die Stimme, von ihr zurückblieb.

Digitized by Google

Echo (Physik) entsteht durch Zurückwerfen der Schallstrahlen von einer entfernten festen Fläche, sodaß man denselben Schall binnen kurzer Zeit nochmals zu hören glaubt. Ist der zurückgeworfene Schall undeutlich und verwirrt, so nennt man ihn Wiederhall; ist er aber deutlich so heißt er Echo. Beim Echo muß die zurückwerfende Fläche stets in einer solchen Entfernung von dem schallenden Körper und Zuhörer seyn, daß dessen Ohr die Eindrücke des Urschalles von der Zurückwerfung zu unterscheiden im Stande ist. Mauern, Häuser, dichte Waldungen, Felsen, können unter dieser Bedingung ein Echo erzeugen, hingegen entstehet nur ein mehr oder minder unvernehmliches Geräusch, ein bloßer Wiederhall, wenn die zurückwerfende Fläche nicht die gehörige Entfernung hat, wie dieses z. B. in einer menschenleeren Kirche der Fall ist. Außerdem wird aber auch der Schall in einem solchen Gebäude von zu vielen Flächen, die sich alle sehr nahe liegen, zurückgeworfen. Die Wiederlaute verwirren sich dadurch ebenfalls so ineinander, daß das Ohr sie nicht mehr einzeln zu unterscheiden vermag. Der Erfahrung gemäß kann man zwei aufeinander folgende Sylben deutlich von einander unterscheiden, wenn zwischen der einen und der andern wenigstens ein Achtel oder ein Neuntel einer Secunde verfließt. Folgen sie noch schneller aufeinander, so kann sie das Ohr nicht mehr unterscheiden. Soll daher ein reflectirter Schall als deutliches Echo zurückkehren, so muß die zurückwerfende Fläche in einer solchen Entfernung von dem schallenden Körper seyn, daß wenigstens ein Neuntel einer Secunde zwischen dem Urschall und der Reflexion verfließt. Rechnet man die Geschwindigkeit des Schalles auf 1040 Pariser Fuß in einer Secunde, so legt er in $\frac{1}{9}$ Secunde beinahe 116 solcher Fuß zurück. Die reflectirende Fläche muß demnach wenigstens in der halben Entfernung, also etwa 60 Pariser Fuß weit, vom schallenden Körper und dem dabei stehenden Zuhörer liegen, wenn nur eine Sylbe deutlich zurückgeworfen werden soll, weil nur dann der Weg hin und wieder zurück, die gehörige Länge für das erforderliche Zeitmaß hat. Ein solches Echo wird darum auch ein einsylbiges genannt; es gibt nur die letzte Sylbe zurück, da die vorangehenden schon wieder zurückkommen, ehe die letzte noch ausgesprochen ist, und darum nicht besonders gehört werden können. Auch wenn der Zuhörer nicht bei dem schallenden Körper ist, kann er ein einsylbiges Echo hören, wenn wenigstens ein Neuntel einer Secunde darauf geht, bis der reflectirte Schall zu ihm gelang. Wäre z. B. der schallende Körper vom Zuhörer 100 Fuß weit weg, wäre ferner der Weg vom schallenden Körper bis zur zurückwerfenden Fläche 85 Fuß, und von dieser bis zum Zuhörer 75 Fuß, so muß der Urschall, um zur zurückwerfenden Fläche zu gelangen, und von da bis zum Zuhörer reflectirt zu werden, 160 Fuß zurücklegen. Da nun dieser Weg um 60 Fuß länger ist, als die Entfernung des Zuhörers vom schallenden Körper, so vergehet $\frac{1}{9}$ Secunde, bis die Reflexion zum Zuhörer gelangt, daher dieser ein einsylbiges Echo hören kann. Ist die reflectirte Fläche zwei Mal 60 Fuß weit entfernt, so kann der beim Urschall stehende Zuhörer zwei Sylben im Echo hören u. s. w. In diesem Falle wird das Echo ein vielsylbiges genannt. Ist die reflectirende Fläche 520 Fuß weit vom Urschalle weg, so kann der dabei stehende Zuhörer ein achtsylbiges Echo haben und überhaupt so viele Sylben wiederholt hören, als man in einer Secunde, die bei die-

Digitized by Google

ser Entfernung verstreicht, zu hören im Stande ist. Es können auch mehre zurückwerfende Flächen in gehöriger Entfernung liegen, sodaß der Schall immer neu reflectirt und nach dem Orte des Urschalls zurückgeleitet wird. Ein solches Echo wird ein vielfaches genannt, zum Unterschiede eines einzigen Echo, das ein einfaches heißt. Wegen der besondern Beschaffenheiten, die zu einer reflectirenden Fläche erforderlich sind, wenn die Zurückwerfung deutlich seyn soll, sind selbst einsylbige und einfache Echo gerade nicht sehr häufig zu finden. Ein vielfacher Wiederhall des Donners findet sich wohl in gebirgigen Gegenden, jedoch nicht immer auch ein vielfaches oder nur ein einfaches Echo. Das merkwürdigste Echo ist das in der Villa Simonetta (Vimourtia) unweit Mailand, das ein Wort 24—30 Mal, ja bei starkem Schall bis 56 Mal wiederholt. Die Vergleichung der Schalllehre mit der Optik hat gemacht, daß man der Lehre vom Echo den Namen Kataphonik oder Katakustik beigelegt hat. — 2) (Wiederhall, Poet.), eine dem Buchstabenklange angehörige Künstelei, indem man eine Frage durch Wiederholung der letzten Sylben beantwortet oder auch in irgend einem geäußerten Gedanken durch Wiederholung einstimmt, dem Spiele des Echo's in der Natur gleich; z. B. Quisnam est clamor? Amor. Willst du mich trösten: Rösten, und sonst keine? Eine! — 3) In der Musik ein Tonstück, worin hin und wieder kurze Einschnitte oder die Endsätze der Absätze und Tonschlüsse von demselben oder einem andern Instrumente ganz leise, als gäbe sie das Echo wieder, wiederholt werden; auch eine solche Wiederholung im Gesang, worin besonders Dem. Sonntag excellirte.

Echometer, s. Schall.

Echtius (Johann), ein gelehrter Arzt, aus den Niederlanden gebürtig, blühte um die Mitte des 16. Jahrh. Er widmete sich den medicinischen Studien auf der Hochschule zu Wittenberg, ging dann nach Italien, wo er die Doctorwürde erhielt, und kam zuletzt nach Köln, wo er mit großem Ruhme prakticirte. Die Botanik war seine Lieblingswissenschaft, und als er einst durch den starken Geruch einer Pflanze sich das Gehirn verletzte, mußte er daran sterben. Er hat auf Befehl des Raths zu Köln nebst andern Aerzten das „Dispensatorium Coloniense" geschrieben.

Ecija (sonst Colonia Augusta firmia), spanische Stadt in der Provinz Sevilla, hat einige Festungswerke, in 5200 Häusern eine Bevölkerung von 28.300 Seelen, Baumwollen- und Wollenzeuchweberei, Lederfabriken, ansehnlicher Handel mit Industrie- und Bodenerzeugnissen.

Eck (Joh., vorher Mayer), einer der berühmtesten Theologen der katholischen Kirche in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., geb. 1486 in Schwaben, schwang sich bis zum Vicekanzler der Universität Ingolstadt empor. Er hatte 1519 mit Luther ein Religionsgespräch in Leipzig, wirkte 1520 eine päpstliche Bulle gegen ihn aus, welche er selbst nach Deutschland brachte, und ward zum päpstl. Nuntius an die Reichsstände ernannt. Er gab eine deutsche Uebersetzung der Bibel heraus und verwarf das sogenannte erste oder regensburger Interim, eine Schrift, die Granvella dem Kaiser in Regensburg vorlegte, um darauf den Versuch einer Vereinigung mit den Protestanten zu bauen. Er kämpfte auch gegen die schweizerischen Religionsneuerer bei dem Gespräche zu Baden 1526; ebenfalls war er bei dem regensburger Colloquium 1543 sehr thätig. Er beschloß 1543 sein verdienstvolles Leben. Von seinen zahlreichen Schriften sind die merkwürdigsten: „Enchiridion controver-

Digitized by Google

sicarum" (Köln 1600) und „Apologia contra Bucerum" (Ingolstadt 1543).

Eckartsberga, Kreis im Reg.-Bez. Merseburg, auf 10 QM. in 5 Städten und 86 Dörfern 31.300 Bewohner, bildet eine theils gebirgige, theils mit einer wellenförmige Oberfläche bedeckte Landschaft, welche die Wipper, Unstrut und Loosé bewässert, und deren Boden Getreide aller Art, Obst, Wein, Rübsamen, Hanf und Flachs erzeugt. Die Viehzucht ist bedeutend, die Industrie blühend. — Die gleichnamige Stadt in diesem Kreise, Sitz eines Superintendenten, Hauptzollamts und Gerichtsamts, liegt am Fuße des Finnenberges, mit 1300 Bewohnern, welche Woll-, Schwefel- und Vitriolfabrikation, sowie Lederbereitung treiben. Nicht weit von den Ruinen eines alten Schlosses, in der Nähe der Stadt, wird eine blaue Farbe, dem Berlinerblau ähnlich, gefunden.

Eckartshausen (Karl von), geb. 1752 auf dem Schloß Haimhausen in Baiern, Hofrath und von 1780—93 Büchercensurrath, seit 1784 wirkl. geh. Archivar und seit 1799 geheimer Hausarchivar zu München. Er starb 1803 und schrieb u. a.: „Reden zum Wohl der Menschheit" (München 1784, 3. Auflage, 3 Thle., 1794—95); „Die beleidigten Rechte der Menschheit" (4 Bdchen., 1784); „Gefühle im Tempel der Natur" (München, n. Aufl. 1804); „Gott ist die reinste Liebe", ein sehr beliebtes katholisches Gebetbuch (zuerst Manheim 1790), welches in vielen Aufl., neu bearbeitet von Gehrig, auch franz. erschien.

Eckenkopf (trigonocephalus Oppel.), Name einer Gattung aus der Schlangenfamilie Vipern, hat einen fast dreieckigen Kopf, an jeder Seite zwischen den Augen und Nasenlöchern eine Grube, Rumpf und Schwanz oben schuppig, unten schildrig, am Schwanze (bisweilen) einen Stachel, Zähne im Gaumen und der Unterkinnlade, Giftzähne nur in der Oberkinnlade. Von den Arten nennen wir den gelben Eckenkopf (trigon. lanceolatus Opp.), mit abgestutzten Schuppen, einem vorn mit Schildchen bedeckten Kopf, gelblich oder grau, auf dem Rücken schwarz gewölkt, hinter den Augen ein schwarzer, weiß eingefaßter Streif, wird 5—6 Fuß lang, ist einheimisch auf einigen Antillen, sind dort häufig, haben einen häßlichen Geruch und werden wegen ihrer ungemeinen Giftigkeit sehr gefürchtet.

Eckernförde, Stadt in der Landschaft Dänischwalde des zum dänischen Staat gehörigen Herzogthums Schleswig, liegt an der Ostsee und an dem windebyer Noer, hat eine Bevölkerung von 3250 Seelen, einen der besten Häfen Schleswigs, ansehnlichen Handel und ein Erziehungshaus für 400 Personen.

Eckhart (Joh. Georg von), ein verdienstvoller Geschichtsforscher, geb. 1674 zu Duingen im Braunschweigischen, erhielt seine literärische Bildung an der Schule zu Pforta und auf der Universität Leipzig. Schon frühe entwickelten sich seine glücklichen Talente in reicher Fülle; mit großer Leichtigkeit machte er viele vortreffliche lateinische Gedichte, und auch seine deutsche Poesie war, im Verhältniß zum Geschmack und zur Sprachkunde seiner Zeit, weit über das Mittelmäßige erhaben. Dabei studirte er mit Gründlichkeit die alten Classiker der Griechen und Römer, die Geschichte und Diplomatik, und gelangte bald zu einem ansehnlichen Rufe von Gelehrsamkeit. Nach seinem Abgange von der Hochschule trat er als Secretair in die Dienste des Grafen von Flem-

Digitized by Google

ming und begleitete ihn auf Reisen; auch ging er in der Folge mit einer Gesandtschaft nach Moskau. Leibnitzens, seines Freundes, Verwendung verschaffte ihm 1706 die Professur der Geschichte zu Helmstädt; nach dessen Tode, 1716, folgte er dem Rufe nach Hanover als Historiograph, und erhielt dabei das Diplom als Hofrath und die Bibliothekarstelle. Kaiser Karl VI. erhob ihn in den Adelstand. Trotz dieser ansehnlichen Aemter und der Erhebung, womit man ihn beehrte, war seine Lage nicht glücklich; bei einer geringen Besoldung, in einer unglücklichen Ehe lebend, mußte er sich 1724 im Gedränge von Schulden und um den Verfolgungen seiner harten Gläubigern zu entgehen, zu Fuß und ohne Geld aus Hanover flüchten. Der verlassene Eckhart nahm seine Zuflucht zum Kloster Korvei; und da er hier keine ihm angemessene Aufnahme fand, ging er nach Köln, wo er zur katholischen Kirche übertrat. Hier überzeugte man sich bald von Eckharts gelehrten und tiefen Kenntnissen, und für die Entzifferung einiger alten städtischen Urkunden wurde er vom Magistrate aufs Reichlichste belohnt. Das ihm angebotene Lehramt der Geschichte an der Universität nahm er nicht an und lebte eine Zeitlang ohne öffentliche Anstellung. Von allen Seiten her empfing er indeß die schönsten Beweise der Achtung; die Cardinäle Passionei und Spinola versicherten ihn der besondern Huld des Papstes Innocenz XII., der auch seinen beiden Söhnen ansehnliche Pfründen versprechen ließ, wenn er nach Rom kommen wollte, welches Anerbieten er aber ausschlug. Aus Mailand erhielt Eckhart, um die Vollendung der „Scriptorum rer. Italicarum" zu übernehmen, die vortheilhafteste Einladung, die er aber ebenso wenig, als die ihm zugekommenen Dienstesanträge vom Kaiser, von den Kurfürsten zu Köln, Mainz und von der Pfalz, dann von den Fürsten von Passau und Fulda annahm, sondern einem Rufe nach Würzburg folgte, wo ihn der Fürstbischof Johann Philipp von Schönborn zum Hofrath, Hof- und Universitäts-Bibliothekar ernannte, und wo er sowohl die Bibliotheken, als auch das kostbare und urkundenreiche Domarchiv auf das Trefflichste ordnete. Durch seine weisen Vorschläge und Bemühungen trug er Vieles zu dem herrlicheren Aufblühen der würzburger Universität bei. Rastlos und mit ungemeiner Leichtigkeit arbeitete Eckhart auf dem Felde der Wissenschaften, und seine vielseitigen und tiefen Kenntnisse setzte Alles in Staunen. Außer vielen äußerst schätzbaren Werken, die im Druck erschienen, hat er Plane und Materialien zu mehren großen Werken, für deren Vollendung sein Leben zu kurz war, und überhaupt ein ganzes Menschenalter nicht hinreichte, hinterlassen. Auch seine Lieblingsarbeiten, ein „Etymologisches Lexicon der deutschen Sprache" und „Denkmäler des alten Deutschlands", auf deren Quellensammeln er über 30 Jahre verwendet, kamen nicht zur Ausführung; und bei Bearbeitung seines wichtigsten Werkes: „Die Geschichte von Würzburg", überraschte ihn der Tod im 56. Jahre seines Lebens 1730.

Eckhel (Joseph Hilarius), einer der größten Kenner der Münzwissenschaft, geb. d. 13. Jan. 1737 zu Enzersfeld in Oestreich unter der Ens und von den Jesuiten erzogen, trat sehr jung in den Orden und verwaltete verschiedene Lehrämter, bis er Professor der Beredtsamkeit in Wien wurde, und zugleich die Aufsicht über das Münzkabinet des Jesuitencollegiums erhielt, da unter allen Zweigen der Alterthumskunde, welcher er mit dem größten Eifer oblag, die Münzkunde ihn anzog.

Digitized by Google

das reiche kaiserl. Münzcabinet und die ansehnlichen Sammlungen vieler Liebhaber waren die Schulen, wo er durch Vergleichung der alten Münzen nach und nach jenen sichern und schnellen Blick erwarb, der die Prüfung der Denkmäler selbst erleichtert und dem gelehrten Kenner das scharfe Urtheil gibt, wodurch die wissenschaftliche Bildung vollendet wird. Er fand die alte Münzkunde auf einem Standpunkte, wo sich das Bedürfniß fühlbar machte, sie mit treuer Benutzung der Vorarbeiten zur Wissenschaft zu erheben, ihre Grenzen abzustecken und nach festen Grundsätzen ein lichtvolles System derselben aufzustellen. Dieß war die Aufgabe, die er alle seinen Forschungen widmete. Eine Reise nach Italien, die er 1772 machte, gab ihm Gelegenheit, die neue Anordnung der alten Münzen, die seinem Systeme zum Grunde lag, in der reichen Sammlung zu Florenz auszuführen. Nach seiner Rückkehr 1774 ward er zum Aufseher des Münzcabinets zu Wien und zum Professor der Alterthumskunde ernannt, und nach der Aufhebung seines Ordens widmete er sich ganz seiner Wissenschaft. Die erste Frucht seiner Forschungen war sein ausgezeichnetes Werk: „Numi veteres anecdoti", das 1775 in 2 Bdn. 4. erschien, und worin er über 400 unbeschriebene Münzen bekanntmachte. Darauf folgte die neue Ausgabe des, ursprünglich von Fröhlich und Khell, seinen Vorgängern, besorgten Verzeichnisses des kaiserl. Münzcabinets, das nach der von ihm eingeführten Methode geordnet ist. Nach diesen Vorbereitungen erschien 1792 der Anfang des Werks, das ihn den größten Münzkennern an die Seite stellte: „Doctrina numorum veterum" (1798 mit dem 8. Bde. vollendet). Dieses treffliche Werk umfaßt die ganze alte Münzkunde, deren Theile in lichtvoller Ordnung, bei steter Anwendung einer gelehrten und scharfsinnigen Kritik, dargelegt werden. Wenige Tage nach der Vollendung desselben starb Eckhel den 16. Mai 1798. Sein Leben erzählt der 1. Bd. von Schlichtegroll's „Nekrolog".

Eckhof (Konrad), ein um die deutsche Bühne äußerst verdienstvoller Schauspieler, geb. zu Hamburg 1720, stammte von armen und niedrigen Eltern, fand anfangs als Schreiber bei dem schwedischen Postcommissair in seiner Vaterstadt seinen Lebensunterhalt, entsagte aber wegen ihm zugemutheten erniedrigenden Diensten, dieser Beschäftigung, und ging nach Schwerin, wo er in dem Hause eines wohlgebildeten Musenfreundes eine günstige Aufnahme fand. Hier hatte er Zeit und Gelegenheit, die Bekanntschaft mit den vorzüglichern Werken der dramatischen Literatur zu machen, wodurch der Gedanke in ihm aufgeregt wurde, Schauspieler zu werden. Die Schönemann'sche Gesellschaft nahm ihn 1740 unter die Zahl der Priester Thaliens auf und fand an ihm einen der treuesten und würdigsten Copisten der menschlichen Natur, in ihren feinsten Nuancen. Seine äußere, zur Darstellung mancher Scenen nicht zum besten geeignete Gestalt wußte er durch Studium und stets geschäftige Aufmerksamkeit auf sich selbst, so zu verstecken, daß selbst der feine Beobachter Nichts von Dem errathen konnte, was er verbarg. Reich vertraut mit den Neigungen des menschlichen Herzens und den Eigenheiten jedes Standes, ausgezeichnet als trefflicher Redner, Deklamator und vorzüglicher Mimiker, gleich geachtet als Dichter und kritischer Kenner der deutschen Sprache, erfreute er lange Zeit die berühmtesten Städte Deutschlands mit seinen Leistungen, bis er zu Gotha (1774) allgemein betrauert starb.

Digitized by Google

Eckmühl (Schlacht bei) am 22. April 1809 von Napoleon und seinen Verbündeten (130.000 M.) gegen die Oestreicher (110.000 M.) unter Erzherzog Karl geliefert und gewonnen. Durch die Schlacht bei Abensberg (s. d.) am 20. April war der östr. Flügel unter Erzherzog Ludwig und Feldmarschallieutenant Hiller gegen den Inn zurückgedrängt worden, und trotz ihres kühnen Muthes, mußten die Oestreicher am folgenden Tage Landshut dem Feind überlassen. Durch dieses unglückliche Ereigniß durchschnitten, in der linken Flanke und im Rücken bedroht, war es für die östr. Hauptmacht unter Karl um Regensburg die höchste Zeit, sich dieses Uebergangspunktes über die Donau zu bemächtigen, um nicht fortwährend und in einzelnen Gefechten zersplittert an die Donau hingedrängt, von der Hauptverbindung und Subsistenz, von jeder Operationsbasis abgeschnitten, einzeln aufgerieben zu werden. Karl nahm also am 20. April Abends von Regensburg Besitz, machte ein vom Marschall Davoust daselbst zurückgelassenes Regiment zu Gefangenen, und hatte so die Verbindung mit dem kleinen Heere jenseits der Donau unter Bellegarde und Kollowrath hergestellt. Einzelne Gefechte dauerten am 21. in der Umgegend von Regensburg fort, und trotz der wüthendsten Gegenwehr des Feindes bemächtigte sich der östr. rechte Flügel unter Karl der abacher Höhen, eines sehr wichtigen Postens an der Donau, wodurch er Herr des Stromes wurde. Karl's Absicht nach diesem errungenen Vortheile war, von hier über Abensberg auf Donauwörth vorzudringen, dessen Besitz das Schicksal Baierns entschieden und die Franzosen von den Markſteinen Oestreichs würde entfernt gehalten haben. Bonaparte hingegen bot Alles auf, dieses zu verhindern, und Hiller's Rückzug gegen Braunau setzte ihn auch in Stand, seine ganze Macht gegen Karl zu lenken. Am Morgen des 22. begann die Schlacht mit kleinen Gefechten, bis sie sich gegen Mittag zur größten Heftigkeit steigerte. Durch einen Angriff der Franzosen auf den östr. linken Flügel wurde dieser gezwungen, sich zu entwickeln und, um nicht umgangen zu werden, eine rückgängige Bewegung zu machen, welches in der größten Ordnung geschah. Gegen 2 Uhr Nachmittags hatte er die Umgebungen des Dorfes Eckmühl an der großen Laber, diesen Hauptpaß gegen Regensburg, in Position genommen, indeß Napoleon von Landshut her jetzt auf dem Schlachtfelde mit den Heeresmassen unter Montebello, Massena, St.-Sulpice, Nansoulty und Vandamme ankam, und sich dem Erzherzog Karl gegenüberstellte. Mit der größten Heftigkeit geschah der Angriff auf die Oestreicher, die mit dem tapfersten Widerstande ihren Feinden trotzten. Endlich überwältigte das Ungestüm der heranstürzenden Heermassen der Franzosen alle Hindernisse; die Eroberung Eckmühls war das Ziel ihrer rastlosen Anstrengungen. Um den östreichischen linken Flügel zurückzuwerfen, brausten Montebello, Gudins, Davoust, Montbrun und Lefevbre mit ihren Scharen zugleich auf ihn los, umgingen und forcirten ihn und zwangen ihn zum Weichen. Die Oestreicher faßten aufs Neue Position und thürmten sich wie Felsen den herangesprengten Feinden entgegen. Napoleon, der selbst, während er mit seinen Charten beschäftigt war, eine leichte Verwundung am Schenkel erhielt, befahl jetzt den Sturmlauf auf Eckmühl; es wurde genommen und die Oestreicher zur Flucht genöthigt. Blitzesschnell stürmten die Reiterscharen Nansoulty's und St.-Sulpice's den Flüchtigen nach, warfen Alles vor sich nieder, bis die einbrechende Nacht dem mörderi-

Digitized by Google

schen Kampfe ein Ende machte. Offenbar war der Verlust dieser für die Folge des Krieges so wichtigen Schlacht, durch die sehr ausgedehnte und locker verbundene Schlachtlinie von Pfaffenhausen an der Ilm bis Regensburg (über 8 Meilen) herbeigeführt worden. Am 23. gingen die Oestreicher über die regensburger Brücke und über die bei Weichs auf das linke Donauufer. Der Feind beschloß und bewarf Regensburg heftig, endlich gewann es der Herzog von Montebello mit Sturm, und der Ueberrest der Besatzung unter General Fölseis mußte sich ergeben. Die Oestreicher wendeten sich nun über Cham und Waldmünchen nach Böhmen, und die Straße nach Wien war nur durch eine schwache Macht gegen die heranrückenden Franzosen gedeckt. Hört man den Verfasser der Schrift: „Das Heer von Inneröstreich", so war vorzüglich die persönliche Uneinigkeit zwischen den 3 Hauptpersonen des Kriegsministeriums, zwischen dem F.-M.-L. Grafen Grünne, dem eigentlichen militairischen Ordner, zwischen dem technisch und wissenschaftlich gelehrten General-Quartiermeister, G.-M. Mayer, der aber schon im Februar 1809 als Commandant nach Brod verwiesen wurde, und dem Freiherrn von Wimpfen, Generaladjutanten des Erzherzogs Karl (man kennt diesen Meinungszwist aus den Briefen des Fürsten de Ligne, des Grafen Grünne und des G.-M. Mayer) Schuld an der völligen Abänderung des Mayer'schen Planes der ersten Aufstellung des Heers, nach welcher es von Böhmen aus vordringen sollte, sowie an die hieraus entstandenen Unentschlossenheit in den ersten Bewegungen, bei dem dadurch verspäteten Ausbruche des Krieges.

Eclaireurs (franz., wörtl. Aufheller), in der franz. Militairsprache die Tirailleurs und besonders Flanqueurs, welche als Spitze der Avantgarde die einzelnen Vorposten verjagen und so dem Feldherrn bei Recognoscirungen die volle Ansicht des Feindes verschaffen.

Ecossaise (franz.), bekannter, ursprünglich schottischer Tanz in $^2/_4$ Takt und in 2 Theilen; die Tänzer treten den Tänzerinnen gegenüber, in einer Colonne an, der Vortanzende führt die Tour (Ronde, Chaine u. s. w.) aus und chassirt dann die Colonne hinauf und herab. Die andern Paare folgen ihm hierin nach. Ecossaisenwalzer, Walzer, nicht nach $^3/_8$, sondern nach $^2/_4$ Takt.

Edam, Stadt in Nordholland, etwa 6 Meilen von Amsterdam, an der Zuidersee gelegen, mit 1060 Häus., 3500 Einw., 5 Kirchen, einem Hafen, Schiffbau, Salzsiederei, treibt wichtigen Handel mit Käse; 1801 wurden 6.660.631 Pfund gewogen. Man unterscheidet überhaupt in Holland den süßen und den sauern Milchkäse. Den letztern nennt man Komyne- (Kümmel-) Käse, weil er mit Kümmel und Nägelein gewürzt ist, auch Kastert. Von beiden Hauptabtheilungen gibt es viele Sorten. Die edamer Käse gehören sämmtlich zu den süßen Milchkäsen und werden nach der Farbe ihrer Rinde in roth- und weißkrustige getheilt. Es gibt ihrer von $3^1/_2$ bis 20 Pfund. Der vorzüglichste von allen ist der sogenannte Präsentkäse, der alle Vollkommenheiten des besten Käses in sich vereinigen muß. Ein Mittelpreis ist 20 bis 25 Gulden für 100 Pfund. Nach England geht in gewöhnlichen Zeiten eine ungeheure Menge; ebenso nach Amerika, den Colonien, Spanien. Man rechnet das ganze Käseerzeugniß in Holland auf 30 Mill. Pfund.

Edda bedeutet (nach P. E. Müller „Ueber die Echtheit der Asalehre und den Werth der Snorr'schen Edda", a. d. Dän. v. Sander,

Digitized by Google

Kopenh. 1811) nicht Aeltermutter, sondern Wissenschaft und Kunst, oder Poesie, die im alten Skandinavien als Inbegriff der Wissenschaft und Kunst angesehen wurde. Die ältere, poetische Edda ist eine Sammlung uralter Lieder, welche nordische Mythen und Sagen in sich fassen. Sie heißt von ihrem Sammler, dem gelehrten und weitgereisten Isländer Sämund Sigfusson, einem Geistlichen, der 1133 starb, auch die Sämundische Edda. Die jüngere, prosaische, oder die Snorr'sche Edda ist 100 Jahre später, aus den alten Liedern und Sagen, als ein Handbuch für Dichter von Snorre Sturleson, einem berühmten Geschichtschreiber, Lagmann auf Island und Truchseß des norwegischen Königs Hakon, abgefaßt. Er hatte die alten Skaldengesänge gesammelt, dabei die Sämundische Edda benutzt und daraus, indem er prosaisch den Inhalt der alten Lieder angab, eine Art von System gebildet, welches neben einer Sprachlehre und Verskunst der mythologische Theil zu einem Lehrbuche der altnordischen Poesie ist. Die Snorr'sche Edda enthält nämlich zwei Mythensammlungen als den Stoff für die poetische Sprache; eine Sammlung poetischer Umschreibungen, oder die durch die classischen Dichter bewährten Formen des Ausdrucks und eine isländische Prosodie nebst andern grammatischen Regeln, oder die Skalda, letztere von einem isländischen Gelehrten, Olaf Thordsen, der 1259 starb. Die Samml. der poetischen Schilderung der Asa-Götter mit 500 Beispielen aus 32 alten Skalden, die vom 9. bis 13. Jahrh. und noch früher lebten, rührt von mehren Verfassern her, unter denen Snorro war, von welchen noch 3 Lobgedichte auf norwegische Könige vorhanden sind. Die beiden Mythensammlungen scheinen spätern Ursprungs und wahrscheinlich prosaische Berichte von der alten Asalehre, um sie der Vergessenheit zu entziehen, als das Christenthum üblich ward. Die alten Mythen blieben nämlich fortwährend das Eigenthum der Poesie. In dieser jüngern Edda fand sich unter den wenigen Heldenfabeln, welche auf die Götterfabeln folgen, auch die von den Nibelungen (s. d.) als Schluß. Snorre Sturleson starb 1241. Den isländischen Text dieser Edda hat mit verschiedenen (aber sehr fehlerhaften) Uebersetzungen Resenius herausgegeben, Kopenh. 1665, 4. (Daher heißt sie auch Resenische Edda.) Die beste Ausgabe in sprachlicher Hinsicht von Rask, besorgte Afzelius (Stockh. 1818). Eine dänische Uebersetzung hat Nyerup (Kopenh. 1808) geliefert, welcher sich überhaupt um die Edda große Verdienste erworben hat. Eine deutsche Uebersetzung besitzen wir von Rühs (Berlin 1812). Schlözer und Adelung bezweifelten die Echtheit der Snorr'schen Edda, und der in ihr enthaltenen nordischen Mythologie oder Asalehre. Rühs glaubt, der Norden haben seine künstliche Dichtkunst zugleich mit dem Christenthume aus England erhalten, die Edda sey also keine Quelle, aus der man die Religionsbegriffe des nordischen Heidenalters schöpfen könne. Allein Müller in o. B. beweist die Echtheit dieser Quelle der alten Asalehre, und daß sie älter sey als die Einführung des Christenthums. Von der ältern Edda wird des gelehrten Isländers Joh. Olafsen Abschrift und Commentar 1735, als Handschrift in Kopenhagen aufbewahrt. Ueberhaupt sind viele schätzbare Ueberreste der nordischen Skaldenkunst, oder viele von den Arna-Magnäanischen Handschriften noch nicht gedruckt. Von der ältern Edda erschien der erste Theil 1787. Er enthält Lieder, welche die einheimische Götterlehre betreffen. Die übrigen Lieder, welche sich fast alle auf die den deutschen Völkern eigene

Digitized by Google

große Heldensage beziehen, und hohen Dichterwerth haben, wurden von den Brüdern Grimm aus der Handschrift herausgegeben und erklärt. S. „Lieder der Edda, herausgeg. und erklärt durch die Brüder Grimm" (Berl. 1815. 8.). — Der 2. Theil der Sämundischen Edda erschien 1827; aus dem 3. Theile dieser kritischen Edda (ebenfalls auf Kosten des Arna-Magnäanischen Legats, vorzüglich von Fin Magnussen besorgt, u. d. T. „Poeseos vetustissimae Scandinavorum Trifolium: Völuspa, Havamal und Rigsmal", Kopenh. 1828, 4.) erschien besonders abgedruckt: „Priscae veterum Borealium Mythologiae Lexicon". Alles was zum Fabelkreise des Heldenbuchs und der Nibelungen gehört, hat auch Fr. Hnr. v. d. Hagen übers. (S. die „Lieder d. Sämundischen Edda" Berl. 1812, die „Fabeln der jüngern Edda" u. s. w., Bresl. 1813, die „Nordischen Heldenromane" 4 B. Bresl. 1814, 15). Unter diesen enthält die Wolsunga Saga aus der ältern Edda, mehre Züge aus der frühern Geschichte der Ahnen Sigurds (unseres Siegfrieds), welche von Odin anheben und nach dessen Großvater, dem furchtbaren Wolsung und seinen Heldensöhnen, diese Sage benannt worden ist. Mit ihr steht die Ragnar Lodbrocks-Sage in genauer Verbindung.

Edebali (Sheik), von den Türken auch Dibalig genannt, geb. zu Eunyah, oder Ikonium, im J. 606 d. H. (zwischen 1210—11), besaß, außer einer großen Frömmigkeit, eine seltene Gelehrsamkeit und großen Reichthum. Seine Dienste verschafften ihm die Achtung und Verehrung der Muselmänner. Der Sage nach that er sogar Wunder. Othmann, der Stifter des türkischen Reichs, besuchte ihn oft in dem von ihm gestifteten Kloster, und bei einem solchen Besuche hatte er, da er zu Nacht im Kloster blieb, einen seltsamen Traum, den Edebali, als deute er auf künftige Herrschaft, erklärte. Edebali gab ihm seine Tochter zur Ehe und hierdurch wurde er zugleich der Stammvater der türkischen Kaiser. Merkwürdig ist, daß diese Tochter, Othmann und Edebali (120 Jahre alt) in Einem Jahre (721 d. H.) starben.

Edel ist überhaupt, was sich über das Gemeine erhebt. Eigentlich und ursprünglich wird es nur vom Sittlichen, vom Charakter gebraucht, dann von Allem, was einem sittlichen gebildeten Menschen angemessen ist. Besonders wendet man es auf den Geschmack und auf Werke des Geschmacks an und legt es daher auch den Produkten der schönen Künste bei. Bei ihnen kann das Edle schon in der Materie, dem Inhalte, aber auch bloß in der Form, in der Behandlung liegen. Dieß ist auch bei den Werken der schönen Redekünste der Fall; unedle Gegenstände sollten sie freilich gar nicht wählen, weil sie nie schön seyn können, auch geschieht es nur bei einigen Arten des Komischen, bei welchen man ebenfalls allein unedlere Ausdrücke gebrauchen darf. Es gibt nämlich für viele Begriffe zwei oder mehre Wörter, wovon immer eines das edlere und poetische ist; z. B. Wange ist edler, gemeiner Backe.

Edele Theile des Körpers (Anatomie), Organe, die zum Leben zunächst nothwendig sind, wie Herz, Gehirn, auch solche, durch deren Verlust das Leben verkümmert wird, z. B. das Auge.

Edelfalke, s. Falke.

Edelinck (Gerard), geb. zu Antwerpen 1649, Maler und einer der größten Kupferstecher, der zwar in seiner Vaterstadt die Elemente seiner Kunst erlernte, in Frankreich aber seine Talente völlig entwickelte. König Ludwig XIV. festelte diesen Künstler durch Gunstbezeigungen.

Digitized by Google

Edelinck erhielt den Auftrag, die heil. Familie von Rafael und Alexanders Besuch bei der Familie des Darius von Lebrun in Kupfer zu stechen. Auch stach er das Reitergefecht nach Leonardo da Vinci. Bei seinen größern Blättern nach historischen Gemälden ist oft die Wahl zu bedauern. Viele Bilder sind erst durch seine Meisterhand berühmt geworden. Eins seiner schönsten Blätter ist das Kreuz nach Lebrun. Nicht weniger glücklich war Edelinck in Portraits, deren er eine große Anzahl von den berühmtesten Personen seines Zeitalters hinterlassen hat; in der Sammlung berühmter Männer von Perrault befinden sich mehre davon. Ein vorzüglich reinlicher und dabei glänzender Grabstichel, große Manier, correcte, leichte Zeichnung, treue Natur und eine unnachahmliche Harmonie in der Ausführung erheben die Werke des berühmten Künstlers über alle seiner Nation. Edelinck starb als ordentlicher Kupferstecher des Königs und Rath der königlichen Malerakademie 1707, 66 Jahre alt. Weder sein Bruder noch sein Sohn erreichten ihn.

Edelmuth, Sinnesart oder Handlungsweise, nach welcher man seinen eigenen Vortheil, oder sein Recht, aus reinem menschlichen Wohlwollen zum Besten eines Andern aufzuopfern bereit ist.

Edelsteine nennt man diejenigen Steine, die durch Härte, Durchsichtigkeit (Wasser), Glanz und überhaupt durch die Schönheit ihres Farbenspiels sich auszeichnen. Durch Schneiden und Poliren wird ihre Schönheit erhöht. Ihrer Seltenheit wegen haben sie einen dauernden Werth. Ehedem setzte man die Edelsteine und auch den Diamant unter das Kieselgeschlecht. Allein Bergmann bewies durch chemische Analyse, daß in dem Smaragd, Sapphir, Topas, Rubin und Hyacinth der vorherrschende Bestandtheil Thonerde sey, die übrigen seyen Kieselerde, Kalkerde und Eisenkalk. Bei der specifischen Unterscheidung dieser Steine sahe man bald auf ihre Farben, bald auf ihre größere oder geringere Durchsichtigkeit, bald auf ihr Vaterland. Rome de L'isle sahe nicht auf die Farben, sondern auf die Form der Krystallisation, und ordnete die vorzüglichsten orientalischen Steine unter der allgemeinen Benennung des orientalischen Rubins; Werner brachte sie unter die Gattung Sapphir; auch Hauy nahm diese Anordnung an und brauchte die Benennung Télésié; Bournon dehnte die Verwandtschaft dieser Fossilien noch weiter aus und verband sie mit dem Diamantspath oder Carund, einem Fosil aus Indien, das nach Klaproth aus Thonerde, Kalkerde und Eisenkalk besteht, und diese Anordnung bestätigt sich durch die chemische Analyse. In ihrer Rangordnung und überhaupt in der Bestimmung, welche Steine man zu Edelsteinen rechnen dürfte, herrscht viel Unbestimmtheit. Gewöhnlich ordnet man sie so: Diamant, Rubin, Sapphir, Topas, Smaragd, Amethyst, Granat, Hyacinth, Beryll, Chrysolith, Carneol, Chalcedon, Achat, Opal, Onyx, Sardonyx, Lasurstein, Türkis, Turmalin, Heliotrop, Chrysopras. Andere unterscheiden Edelsteine (durchsichtige) und Halbedelsteine (halbdurchsichtige) und befassen unter letztern die edeln Hornsteine und Kiesel (ungefähr die oben angeführten vom Carneol an). Der Hauptnutzen besteht in der Zierde, die sie gewähren. Schon die Alten legten viel Werth auf sie, achteten sie höher als Gold, verstanden die Kunst, sie zu schleifen und darein zu schneiden. Griechen und Römer hatten es in dieser Kunst zu einer bewundernswürdigen, von den Neuern nicht erreichten Vollkommenheit gebracht. Die geschnittenen Steine wurden in Ringe gefaßt und an den

Digitized by Google

Fingern als Schmuck getragen, oder in Petschaften zum Siegeln gebraucht, oder man besetzte auch kostbare Vasen damit. Ueber die berühmtesten Sammlungen s. Steinschneidekunst. Bei uns werden die meisten Edelsteine auf mancherlei Weise geschliffen (s. Diamant), in Ringe und dgl. gefaßt und als Schmuck getragen, oder zur Besetzung kostbarer Dosen ꝛc. gebraucht. Auch gibt es bei uns mehre Künstler, die den Alten im Eingraben der Figuren nacheifern. Die schönsten und köstlichsten Edelsteine kommen aus Ostindien; doch übertrifft der böhmische Granat den orientalischen an Härte und Schönheit. Außerdem findet man diese Steine auch in a. Ländern Asiens, in Amerika (besonders Brasilien), in vielen europäischen Ländern und in Deutschland. In unsern Zeiten versteht man auch die Kunst, künstliche Edelsteine zu verfertigen, die an Glanz und Farbe den natürlichen so gleichen, daß Kenneraugen erfordert werden, um die Täuschung zu entdecken. Es werden dazu metallische Glasarten angewendet, welche sich im Flusse mit andern erdigen und salzigen Gläsern vermischen, und ihnen, ihrer verschiedenen Natur nach, verschiedene Farben mittheilen. Die Grundlage dieser künstlichen Edelsteine muß ein reines, durchsichtiges, hartes Krystallglas seyn, wozu auch Bleikalk kommt, der das Glas noch dichter, aber auch leichtflüssiger macht. Je härter diese Steine, je lebhafter und reiner ihre Farbe, und je gleichförmiger die ganze Masse ist, woraus sie bestehen, desto schöner sind sie. Die Feile, der keiner dieser künstlichen Edelsteine widersteht, zeigt bald ihren Ursprung. Auch sind die echten Edelsteine schwerer. London, Amsterdam und Antwerpen, in Deutschland Augsburg, Hamburg, Wien, Berlin, Dresden sind die bedeutendsten europäischen Handelsplätze für echte Edelsteine.

Eder, Fluß im Kurhessischen, der in der Grafsch. Witgenstein auf dem Westerwalde am Berge Rothhaar entspringt und sich 3 Stunden von Kassel bei Guckshagen in der Fulda ergießt. Er ist fischreich und führt Goldkörner mit sich. Daher wird von Altenburg und Niedermöllrich bis Fritzlar eine Goldwäsche unterhalten, die jährlich 5—6 Loth nach Kassel in die Münze liefert. Als man 1775 einen hinreichenden Vorrath davon gesammelt hatte, so prägte man daraus die Ederducaten des Landgrafen Friedrich II., die auf der Hauptseite sein Bild und auf der Rückseite den Ederfluß mit dem Flußgott, im Hintergrunde die Stadt Felsberg mit ihrem ausgezeichneten Schloßthurm und die Umschrift haben: Sic fulgent litora Adranae aurifluae, aber selbst in Hessen selten sind. — Von dem Fluß haben den Namen: 1) eine der 4 hessischen Landschaften, welche die Aemter Frankenberg, Viermünden und Hessenstein begreift. — 2) Ein Oberamt im Fürstenthum Waldeck, mit dem Hauptort Niederwildungen.

Edessa (von ihrem schönen Brunnen mit dem Beinamen Kallirrhoe, auch Antiochia), Hauptstadt der mesopotamischen Landschaft Osroene, am Flusse Daisan (Skirtos). Nach der Tradition hatte Nimrod Edessa erbaut. Hier herrschte Abgar (s. d.). Trajan's Heer nahm und verbrannte es; wieder aufgebaut war hier ein wichtiges Depot der Römer. Caracalla wurde in ihren Mauern ermordet. Zu den Zeiten der Araber blühte daselbst eine berühmte persische Schule, und Abulfeda gibt ihr nicht weniger als 300 christliche Klöster. Die Kreuzfahrer hatten sie 1097 erobert und Balduin daselbst ein Fürstenthum (edessenisches Reich) gestiftet, welches die Agabiten 1187 wieder eroberten, wobei sie die

Digitized by Google

Stadt zerstörten. Nachher ist sie wieder aufgebaut; jetzt Orfa oder Roha. — 2) Uralte Stadt in der macedonischen Landschaft Emathia; einst eine Begräbnißstätte der Könige von Macedonien und die Hauptstadt des Distrikts Edessena; jetzt Vodina.

Edgeworth v. Firmont, s. Firmont (Heinr. Esser).

Edict (jur.), heißt jede Bekanntmachung (Manifest), sie mag mit einem Befehl verbunden oder ohne denselben seyn. Insbesondere verstand man darunter im alten Rom allgemeine obrigkeitliche Verordnungen, welche die Prätoren, Curulädilen, Volkstribunen und andere Obrigkeiten publicirten. Das Edict, welches der Prätor beim Antritt seines Amts ausgehen ließ, war ein Inbegriff (formula) von Rechtsvorschriften, nach welchen er Recht und Gerechtigkeit in demselben Jahre handhaben wollte; daher es Cicero lex annua nannte. Es wurde dasselbe nicht nur durch einen Herold publicirt, sondern auch öffentlich angeschlagen, indem es mit großen Buchstaben auf eine weiße Tafel geschrieben wurde, damit es Jeder von unten deutlich lesen konnte. Wenn der Prätor sein Edict aus denen seiner Vorgänger entlehnte, so hieß es tralititium, wenn er es selbst abfaßte, novum. Da der Prätor während des laufenden Jahres, entweder um Jemand zu begünstigen oder zu schaden, seine Edicte oft veränderte, so wurde dieses zuerst durch ein Senatsdecret (585 n. R. E.), hernach durch ein Gesetz, welches C. Cornelius zum Verdruß der Patricier durchsetzte (686 n. R. E.), verboten. In diesem Gesetze wurde verordnet, daß sie von der Form und den Vorschriften, die sie sich selbst beim Antritt ihres Amts gemacht hätten, nicht abweichen sollen. Von nun an wurde das jus praetorium (die Rechtsvorschriften der Prätoren), beständiger und die Rechtsgelehrten fingen an, ihre Edicte mit allem Fleiß zu studiren und zuweilen auch darüber zu commentiren. Unter Kaiser Hadrian (131 n. Chr.) und auf dessen Befehl wurden die verschiedenen Edicte der Prätoren gesammelt und von dem Rechtsgelehrten Salvius Julianus geordnet. Diese Sammlung hieß Ediotum perpetuum oder jus honorarium, und wurde dem nachmaligen Corpus juris zum Grunde gelegt. — Die Vorladung einer Person vor Gericht hieß auch Edictum und die Festsetzung des letzten Termins Edictum peremtorium (quod disceptationem perimeret, i. e. ultra tergiversari non pateretur, keinen weitern Aufschub verstattete). Achtete der Vorgeladene auch darauf nicht, so wurde er für widerspenstig erklärt und verlor seinen Proceß. Bisweilen wurde ein solches Edict ein- für allemal gegeben und unum pro omnibus oder unum pro tribus genannt. So wurden einst alle Senatoren aus ganz Italien durch ein Edict des Prätors nach Rom zurückgerufen.

Edictalladung, eine öffentliche Vorladung, durch offenen Anschlag an mehren Gerichtsstellen und Einrückung in Zeitungen, welche dann zu erlassen, wenn der Aufenthalt des Vorzuladenden unbekannt ist, oder unbekannte Interessenten (Gläubiger, Erben) zur Wahrnehmung der Rechte aufgefordert werden müssen. Nur ein competentes Gericht kann den Vorgeladenen gewisse Fristen setzen, in welchen sie sich bei Verlust ihrer Ansprüche (Präclusion) zu melden haben; Privataufforderungen der Art sind ohne rechtliche Wirkung und die in neuerer Zeit üblich gewordenen Drohungen, säumige Schuldner mit Nennung ihres Namens öffentlich zu mahnen, sind eine unerlaubte Selbsthülfe.

Edict von Nantes, s. Hugenotten.

Digitized by Google

Edinburg, Hauptstadt Schottlands, liegt in der zu Südschottland gehörigen Grafschaft Edinburg oder Mid-Lothian, unweit des Meerbusens von Forth, in einer wohlangebauten Gegend. Die malerischen Schönheiten der Landschaft von Edinburg sind zwar nicht so berühmt wie die von Lausanne und Neapel, aber sie bieten das herrlichste Panorama dar, wenn man auf der Firste von Arthurs Stuhl steht und in einem Blicke vor sich sieht die alte und die neue Stadt, den mäandrischen Lauf des Leith, den lasurblauen Wasserspiegel des Forth mit den grünen Inseln Inch-Keith, Inchcomb und Inch-Garrie, die daraus auftauchen, die gothischen Gebäude auf den Hügeln umher und diesen Horizont, der sich wie ein goldenes Netz um die Bergkette von Penkland, Braid, Costorpsine und um die steilen Höhen von Salisbury legt. — Edinburg hat sich im letzten Jahrhundert bedeutend vergrößert und jetzt 7 engl. Meilen im Umfang; die Hafenstadt Leith eingeschlossen, mit welcher es ein fast zusammenhängendes Ganzes bildet, steigt die Zahl seiner Einw. jetzt auf 138.500, da es 1687 deren kaum 20.000 zählte. Edinburg ist eine der schönsten und häßlichsten Städte zugleich. Die Altstadt gibt sich als solche durch ihre engen winkligen Straßen und hohen finstern Häuser zu erkennen; sie war einst bevölkert von jenen edeln Schotten, die in Walter Scott's volksthümlichen Novellen figuriren, den Mac-Gregor's, den Mac-Donald's ꝛc., den Hofleuten von Holyrood, die vor Alters mit der Sackpfeife ihre Clans in den Kampf führten. Ihre Nachkommen haben jetzt ihre Häuser an Bürger überlassen und sich in die neue Stadt übergesiedelt, oder sind den Ehrenstellen nach London gefolgt. Ein ziemlich weite Schlucht (North-Loch) trennt die Altstadt von der Anhöhe, auf welcher die Neustadt liegt. Die Verbindung zwischen diesen getrennten Theilen Edinburgs wird durch 2 Brücken, die Nord- und Südbrücke, bewirkt. Erstere, ein Meisterstück der Baukunst, ist 310 Fuß lang und besteht aus 3 kühnen Bogen von 68 Fuß Höhe, welche, besonders wenn man sie von unten betrachtet, eine höchst malerische Wirkung hervorbringen, und sowohl durch ihre Leichtigkeit als durch ihr schönes Verhältniß gefallen. Die zweite Brücke geht über die in der Vertiefung stehenden Häuser hinweg und gewährt das sonderbare Schauspiel, daß man von ihr auf die in der Straße Wandelnden hinabsehen kann. In jener Schlucht kann man Häuser sehen, welche die ungeheure Höhe bis zu 12 Stockwerken haben; denn von dem tiefen Grunde, auf dem sie stehen, erheben sie sich nicht nur bis zum Niveau der Brücken, sondern bis zum Niveau der obern Häuser. Die Neustadt hingegen zeichnet sich durch ihre regelmäßige Anlage, ihre 3—4000 Fuß langen und über 100 F. breiten, sich in rechten Winkeln durchschneidenden Straßen, ihre schönen freien Plätze (worunter St.-Andrew's-Square und Chartotte-Square durch ihre Größe sich auszeichnen), ihre stattlichen, aus Quadersteinen erbauete Häuser und die Menge ihrer öffentlichen Bauwerke aus. Aber wie in den reichen Quartieren aller großen Städte herrscht in ihr Stille und Einsamkeit. In der Altstadt ist besonders merkwürdig das Schloß Holyrood-House (d. i. Heilige-Kreuz-Haus), die alte Residenz der schottischen Monarchen; ein ehrwürdiges, großes altmodisches Gebäude, zwischen 2 Hügeln sich erhebend, bildet ein regelmäßiges Viereck, und seine Fronte ist auf beiden Ecken mit 2 hohen Thürmen geziert. Im Innern zeigt man den mit einer Reihe von Bildnissen der schottischen Könige behangenen großen Saal.

Digitized by Google

Hier verlebte die reizende und unglückliche Maria Stuart die Jahre ihres Königthums und ihrer Jugend (die Zimmer, welche sie bewohnte, sind noch ganz in ihrer damaligen Gestalt erhalten; man zeigt das Cabinet, in welchem die Königin mit ihrem Günstling Rizio saß, als die Verschworenen hineindrangen; auf dem Fußboden des Vorsaals sieht man noch einige Blutstropfen, welche die Stelle bezeichnen, wo Rizio von den Verschworenen umgebracht wurde); hier hielt seinen Hof der üppige König Jakob; hier noch früher der fromme König David; auch hatte hier 1745 der Prätendent eine Zeitlang sein Hauptquartier, und hier wohnt jetzt der in Folge der Julirevolution aus Frankreich verbannte Karl X. nebst seiner Familie, der schon früher nach der ersten Revolution mehre Jahre hier geweilt hatte. Auf einem steilen Felsen, dem höchsten Theile der Erhöhung, worauf die Altstadt gebaut ist, erhebt sich das Castell, welches eine Aussicht auf die labyrinthischen Gassen der Altstadt, auf die Neustadt und die Umgegend gewährt. Noch sind als sehenswerthe Gebäude der Altstadt zu erwähnen die Metropolitankirche (200 Fuß lang, 100 breit), die St.-Andreaskirche (außerdem hat Edinburg noch 30 Kirchen, worunter eine katholische, und 13 Bethäuser), das seit 1789 erbaute neue Universitätsgebäude, die mit einem Aufwande von 75.000 Pf. St. erbaute Bank, das Parlamentshaus, die schöne Börse. In der Neustadt zeichnet sich das 1774 erbaute prächtige Registeroffice oder Generalarchiv von Schottland aus. Unter andern zeigt man darin die Originalurkunde der Vereinigung Englands und Schottlands, von der Königin Anna unterschrieben. Auf dem Calthonhill, einem Hügel bei der Neustadt, ist das Parthenon, die Sternwarte und Nelson's Denkmal, eine 100 Fuß hohe Säule, in deren Innern eine Wendeltreppe bis zur Spitze hinaufführt, und in deren hohem Fußgestell Zimmer angebracht sind. Auch das Theater und der nach verjüngtem Maßstabe des Operntheaters zu Parma gebaute Concertsaal sind sehenswürdig. Edinburgs beide Vorstädte heißen Commongate und St.-Cuthbers-Edinburg. An der Spitze der gelehrten Anstalten steht die Universität, von Jakob VI. 1581 gestiftet, die 1831 30 Professoren und gegen 2300 Studirende zählte. Am berühmtesten ist von jeher die medicinische Fakultät gewesen, die noch jetzt die talentvollsten Männer von Schottland, einen Duncan, Brewster, Thomson, Gordon, Hope ꝛc., zu ihren Mitgliedern zählt. Die Universitätsbibliothek von 50.000 Bdn. erhielt durch den Ankauf der medicin. Dissertationensammlung des verst. Professor Reimarus in Hamburg einen ansehnlichen Zuwachs. Bedeutender ist die Advokatenbibliothek, für welche einer der schönsten Säle des Parlamentshauses eingerichtet worden ist. Zur Universität gehören noch der treffliche botanische Garten, das Museum Bulfurianum (Kunst- und Naturaliencabinet), die Sternwarte, und als Vorbereitungsschule dient die berühmte High-School (hohe Schule). Edinburg hat ferner eine Zeichnenschule, eine Musikschule für 250 Zöglinge, Asylum für Blinde, Taubstummenanstalt; königl. Akademie der Wissenschaften seit 1776, die sich durch gründliche Abhandlungen bemerkbar gemacht hat; philosophische Gesellschaft seit 1731, astronomische, Musik-, Werner'sche naturforschende Gesellschaft, Ackerbau-, Gartenbau-, Hauswirthschaftsgesellschaften, eine hochländische Gesellschaft, die nach Allem forscht, was sich auf die Alterthümer Caledoniens bezieht, die einst Commissäre in Nordschottland sandte, um sich über die Echtheit der Gedichte Ossian's Aufschlüsse zu

Digitized by Google

verschaffen, als bei der Erscheinung der Macpherson'schen Bruchstücke jener große literarische Streit sich entzündete. Der edinburger Gerichtshof genießt einer hohen Achtung; der Stand der Juristen spielt in diesem „nördlichen Athen" den Meister. Die schönsten Wohnungen der Neustadt gehören Sachwaltern. Diese beschäftigen sich mit Literatur, Chemie, Physik und Geologie (die „Edinburg Review" und Blackwood's „Magazine" werden größtentheils von ihnen geschrieben); daher ein gewisser pedantischer Gesellschaftston, dem selbst das schöne Geschlecht nicht fremd ist. Alle Damen sind Philosophinnen; jedes Kränzchen hat seine Theorie der Erde, seine Kosmogonie, und mancher Ehemann könnte klagen, daß sich seine Frau auf Planeten und Polarsterne gründlicher verstehe als auf gewisse gemeinere Dinge. Diese Schatten- oder Kleinstädterseite von Edinburg schildert mit Witz und Laune die Schrift: „The modern Athens" (London 1825). Keine andere Stadt, vielleicht selbst Leipzig nicht ausgenommen, treibt einen so beträchtlichen Buchhandel wie Edinburg (die Romane Walter Scott's sind von hieraus in mehr als 10 Mill. Exemplaren in die Welt gegangen), und die „Edinburg Review" richtet in England in Sachen des Geschmacks in erster Instanz. Die Angesehenern unter den Buchhändlern haben förmliche Centralvereine für die gebildete Welt errichtet, die indessen in Politik, Poesie und Religion, kurz in allen Dingen, worüber das systematische Edinburg seine Systeme hat, abweichende Ansichten behaupten. (Vgl. Englische Literatur und Encyklopädien.) Die Musik hat in Edinburg noch ganz ihren alten eigenthümlichen Charakter. Sind auch die Stücke eines Mozart und Rossini in die Hauptstadt Caledoniens eingedrungen, und thut die schöne Welt, um nicht für barbarisch gehalten zu werden, als ob sie davon entzückt wäre; so geht doch selbst einer Modedame jetzt noch im Theater Nichts über die Sackpfeife. Jedes Jahr veranstaltet die hochländische Gesellschaft ein großes Sackpfeifenconcert. Unter den milden Anstalten Edinburgs steht das große Hospital, von einem patriotischen Goldschmiede, George Heriot, 1650 gestiftet, oben an; auch Watson's und Gillespie's Hospital und das Waisenhaus zeichnen sich aus. Ein bedeutender Uebelstand in Edinburg ist der relative Mangel an Wasser, dem man wiederum den Mangel an Reinlichkeit zuschreiben muß. Für das Bedürfniß hat man jedoch gesorgt. Das Wasser wird durch Teichel von einem benachbarten Berge nach dem Schlosse in einen großen Behälter geleitet und von diesem aus mittelst unterirdischer Canäle in die verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilt. Auch gibt es eine Menge Wasserträger, die das Wasser in Fäßchen in die höchsten Stockwerke hinauftragen. Was aber in anderer Beziehung den Aufenthalt in Edinburg sehr angenehm macht, ist die wohlfeile Art, daselbst zu leben; der Forth liefert Fische in Ueberfluß, die Weiden auf den Bergen liefern treffliches Rindvieh, und jeden Tag bringen die Landleute aus der Nachbarschaft Küchengewächse die Fülle auf den Markt. Edinburg hat große Kerzengießereien und Seifensiedereien, wichtige Whisky- (Branntwein-) Brennereien, Stärkefabriken, Strumpfwirkereien, Stecknadel- und Knopffabriken. Man verfertigt schöne Kutschen, Uhren, Blech- und Messingwaaren, und treibt, über Leith, einen starken Handel, zu dessen Beförderung 3 öffentliche und 9 Privatbanken, mehre Assekuranzgesellschaften und eine Börse dienen. Die schon erwähnte Hafenstadt, wohin der Leith-Walk, eine schöne, breite, mit hübschen Häusern und

Digitized by Google

Gärten besetzte Straße führt, ist eng und schmutzig, und hat 15.000 Bewohner, fast bloß Kaufleute und Sawdis, d. h. eine Art öffentlicher Faktoren, die jedem Ankömmling gleich ihre Dienste anbieten. Es sind hier Schiffswerfte, Schiffsdocken, Glashütten, welche Flaschen und Gläser liefern, die selbst den englischen vorgezogen werden, bedeutende Seifereien und große Magazine der Edinburger. Im Hafen liegen oft mehr als 100 Schiffe. Um denselben herum gibt es sehr hübsche Grasplätze, welche einen öffentlichen Vergnügungsort bilden, wo die müssige Welt mit Spazierenreiten und Ballspielen und an Festtagen mit Pferderennen und Wetten sich unterhält; aus der Alt- und Neustadt strömt dann Alles dahin zusammen. Merkwürdig sind die in der Umgegend von Edinburg vereinzelt und steil zu einer großen Höhe heransteigenden Felsenmassen, von denen mehre eine Höhe von 1000 Fuß haben. Sie sind basaltartig und haben zum Theil eine prismatische Form. Ferner ist in der Nähe eine heilkräftige Quelle, über deren Becken das Bernhard's-Bad mit dem kolossalen Standbild der Hygieia. Vergl. Alex. Bower's „History of the University of Edinburgh", und dessen histor. beschreib. Text zu dem Kupferwerke: „Edinburgh illustrated" (1829).

Edrisi (Scherif al), oder Abu Abdallah Muhammed Ben Muhammed al, berühmter arabischer Geograph und Nachkomme Aly's, geb. zu Ceuta 1099, studirte zu Cordova, herrschte einige Zeit als Khalif in Afrika (weßhalb er auch den Titel Emir al il Mumenin führte), wurde aber mit seiner ganzen Familie von Fatimiten Maladi vertrieben und flüchtete zum König Roger I. von Sicilien. Er starb zwischen 1175 und 1186. 1150 vollendete er die ausführliche Beschreibung eines Erdglobus, welchen König Roger hatte aus Silber verfertigen lassen, unter d. T. „Geographische Gemüthsergötzlichkeiten", wozu er die Nachrichten theils aus seinen Reisen sammelte, theils auch aus mündlichen Erzählungen ergänzte. Vorzüglich wichtig ist die Beschreibung des nordöstlichen Asiens, Afrikas und selbst mancher europ. Staaten. Zu bedauern ist, daß dieß Werk noch in der Handschrift existirt, und man sich begnügen muß, diesen ehrenwerthen Geographen aus einem Auszuge kennen zu lernen, welchen ein Ungenannter, den Gabr. Sionita Geographus Nubiensis nennt, verfertigte, und der genannte Sionita und Joh. Hesronites ins Lateinische übersetzten (Paris 1619, 4).

Eduard der Aeltere, siebenter König Englands von der sächsischen Dynastie, Sohn und Nachfolger Alfreds des Großen im Jahr 900, überwand den König Konstantin von Schottland, besiegte die Briten in Wales, unterwarf sich Northumberland und erfocht zwei Siege über die Dänen. Ebenso tapfer als Alfred, stand er diesem doch an Talenten nach. Durch Gründung der Universität Cambridge und Begünstigung der Wissenschaften erwarb er sich den Dank der Nachwelt. Er starb nach 25jähriger Regierung 925, und ihm folgte sein Sohn Adelstan. — 2) Eduard der Jüngere, Sohn und Nachfolger Edgard's, geboren 962, regierte von 975 bis 978 und wurde von seiner Stiefmutter Alfrede, die ihren Sohn Ethelred auf den Thron erheben wollte, ermordet, später unter die Märtyrer versetzt. — 3) Eduard, mit dem Beinamen der Bekenner oder der Fromme, Neffe des Vorigen und Sohn Ethelred's, folgte 1042 auf Kanut II., regierte bis 1065 und hinterließ den Ruhm eines gutmüthigen, aber auch schwachen Regenten. Am Ver-

Digitized by Google

dienstlichsten machte er sich um sein Vaterland durch eine Sammlung der Gesetze und Gewohnheiten der alten Sachsen, welche Common Law genannt wird und bis auf den heutigen Tag gültig ist.

Eduard I., König von England, geboren zu Wincheſter 1240, ein Sohn Heinrichs III. und Eleonorens von Provence, unternahm mit König Ludwig dem Heiligen einen Kreuzzug, verließ aber die Kreuzfahrer, als ihm die Nachricht von dem Tode seines Vaters zukam (1272), kehrte nach England zurück und ließ sich 1275 krönen. Er unterwarf sich 1283 Wales, ernannte Johann Balliol zum König von Schottland nach Alexander's III. Tode und machte ihn von sich abhängig, legte aber eben dadurch den Grund zu den langwierigen Kriegen, die Schottland und England fast über 300 Jahre lang verwüsteten. Johann Balliol wurde gefangen und brachte nach zweijähriger Gefangenschaft seine übrige Zeit im Privatstande in Frankreich zu. Ein Streit zwischen zwei Matronen erregte 1293 einen Krieg zwischen Frankreich und England, der durch eine Doppelheirath 1293 von ihm und seinem Sohne mit einer Schwester und Tochter Philipp's des Schönen beendigt ward. Während dieses Kriegs war gegen die Engländer in Schottland ein Aufstand ausgebrochen, an dessen Spitze Wallace (s. d.) stand. Alle Provinzen Schottlands wurden den Engländern entrissen und selbst die nördlichen Provinzen Englands von den Schotten verheert. In dieser Noth versuchte er umsonst, mit dem deutschen König Adolf ein Bündniß zu schließen, um 10.000 Mann Hülfstruppen in Deutschland werben zu können; denn die deutschen Reichsfürsten versagten ihre Einwilligung. Glücklicher war er in Flandern, wo herrenloses Gesindel sich haufenweis zu seinen Fahnen drängte. Mit dieser Verstärkung schlug er die Schotten in einzelnen Gefechten, sowie auch in der Schlacht bei Falkirk 1298, wodurch fast ganz Schottland in seine Hände gerieth. Selbst Wallace, der sich in den nördlichsten Theil des Landes zurückgezogen hatte, fiel durch Verrätherei in seine Hände und wurde zum Tode verdammt. Seine Grausamkeiten machten ihn jedoch in Schottland gänzlich verhaßt; Robert Bruce (s. d.) trat 1306 an die Spitze der Mißvergnügten, verjagte die Engländer, wurde König von Schottland und behauptete sich, zumal da Eduard kurz darauf zu Carlisle 1307 starb, als er gerade im Begriff war, neue Truppen gegen Schottland aufzubringen. — 2) Eduard II., Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. zu Caernarvon in Wales 1284, führte zuerst den Titel: Prinz von Wales und regierte von 1307 bis 1327. Von den ihn umringenden Schmeichlern und Maitressen ward er zu einer großen Menge Unbesonnenheiten bewogen, wodurch er bald die Liebe seiner Unterthanen verlor. Der Krieg dauerte zwar mit Schottland fort, wurde aber von Seiten Englands so lau geführt, daß Robert Bruce sich immer mehr befestigen konnte und endlich durch den Sieg bei Bonokburn 1314 sich völlige Unabhängigkeit erwarb. Ebenso unglücklich war Eduard auch in seinen häuslichen Verhältnissen; denn seine Gemahlin Isabelle verließ ihn wegen seiner Ausschweifungen (1326), wandte sich an ihren Bruder, König Karl von Frankreich, und dieser sowie der Graf Philipp von Hennegau unterstützten sie mit Truppen, die in England landeten und den König Eduard gefangen nahmen. Mortimer, der Geliebte der Königin, ließ ihn hierauf 1327 auf die grausamste Weise ermorden. — 3) Eduard III., einer der größten

Digitized by Google

Könige Englands, geb. zu Windsor 1312, Sohn und Nachfolger des Vorigen, stand anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Isabella, rächte aber, als er zur Regierung gelangte (1328), an ihr und Mortimer den Tod seines Vaters. Letzterer wurde gehangen und Erstere ins Schloß Rising gesetzt, wo sie nach 28jähriger Gefangenschaft starb. Ueber Schottland erlangte er 1340 auf eine kurze Zeit die Oberherrschaft wieder, als Eduard Balliol und David Bruce sich um die Krone stritten. Nach dem Tode des kinderlosen Königs von Frankreich, Karls IV., suchte er 1336 die Ansprüche, welche er durch seine Mutter Isabella, Karls Schwester, auf dieses Reich hatte, gegen den König Philipp VI., aus dem Hause Valois, geltend zu machen. Die gewaltige Schlacht bei Cressy in der ehemaligen Picardie (1346) entschied für die Engländer. Eine Folge derselben war die Eroberung von Calais (1347), welches die Engländer seitdem 210 Jahre hindurch besaßen. Dieses bewog den König Philipp von Valois, Friede zu machen, worauf jedoch nach Philipps Tode 1350 unter König Johann von Frankreich der Krieg sich von Neuem entzündete. Auch in diesem war das Glück den Engländern günstig; denn in der Schlacht von Poitiers 1356 wurde Johann gefangen, und der Frieden von Bretigne 1360 verschaffte England viele ansehnliche Provinzen Frankreichs mit der völligen Oberherrschaft. Diese Siege verdankte jedoch der König vorzüglich seinem Sohne, dem Prinzen Eduard von Wales (s. d.), der schwarze Prinz genannt. Eduard III. nahm nun den Titel: König von Frankreich an, den seine Nachfolger erst in der neuesten Zeit (7. Nov. 1800) aufgegeben haben. Während dieser Kriege mit Frankreich waren die Engländer ebenso glücklich in Schottland gewesen; denn, nachdem David Bruce seinen Nebenbuhler Balliol verjagt hatte und in England eingefallen war, wurde er von Eduards Gemahlin, Philippine von Hennegau, bei Newcastle geschlagen und gefangen genommen, und erlangte erst 1357 gegen ein großes Lösegeld seine Freiheit wieder. — Gegen das Ende seines Lebens, vorzüglich aber nach dem Tode des schwarzen Prinzen (1376), verlor Eduard gegen König Karl V. von Frankreich fast alle errungenen Vortheile wieder. Er starb 1377. Gerechtigkeitsliebe und der Eifer, den Handel emporzubringen und die Rechte der Nation zu befestigen, zeichnen Eduards III. Regierung aus; höchstens könnte man ihm eine zuweilen übertriebene Strenge und den Ehrgeiz, auch König von Frankreich werden zu wollen, zum Vorwurf machen. Eduard weckte den Gewerbsfleiß der Engländer und gab treffliche Gesetze zur Belebung des Handels. Um die Tuchwebereien zu befördern, zog er Weber, Färber und Walker aus Flandern nach England. Er stiftete (1349) den Ritterorden vom blauen Hosenbande, einen der ältesten und angesehensten Orden in Europa. — 4) Eduard IV., König von England, geb. 1441, Sohn des Herzogs Richard von York, entriß Heinrich VI., aus dem Hause Lancaster, mit Hülfe des Herzogs von Burgund, nach einem langen Kriege die Krone, ließ sich 1461 zu Westminster krönen und Heinrich VI. einkerkern. Diese großen Erfolge verdankte er insbesondere dem berühmten Grafen von Warwick, den er sich aber später zum unversöhnlichsten Feinde dadurch machte, daß, während er ihn nach Frankreich sandte, um für ihn die Schwägerin Ludwig's XI., eine Prinzessin von Savoyen, zu werben, er Elisabeth Woodwill heirathete, ohne davon den Grafen von Warwick in Kenntniß zu setzen. Hierüber aufs Heftigste erzürnt,

Digitized by Google

sammelte Warwick in England ein Heer, brachte des Königs Bruder, den Herzog von Clarence, auf seine Seite und beraubte Eduard IV. des Throns, den er durch seine Siege ihm früher verschafft hatte (1470). Dennoch entwich 1471 Eduard aus seinem Gefängnisse, gewann, vom Herzog von Burgund unterstützt, zwei Siege; in der ersten Schlacht fiel Warwick, in der zweiten wurde der Sohn Heinrich's VI, Eduard, gefangen. London öffnete ihm die Thore, und ganz England huldigte ihm. Kurz darauf ließ er den unglücklichen Heinrich VI. im Gefängniß hinrichten. Den Krieg mit König Ludwig XI. von Frankreich endigte er durch Erkaufung eines Waffenstillstandes auf 9 Jahr und befreit von jeder Furcht von Außen, überließ er sich ungestört seinen Vergnügungen. Seinem Bruder, dem Herzog Georg von Clarence, der ihm verdächtig geworden war, gestattete er, sich selbst einen Tod zu wählen; doch starb er nicht lange darauf 1483. — 5) Eduard V., König von England, Sohn und Nachfolger des Vorigen, geb. 1470, bestieg, 13 Jahr alt, den Thron, wurde aber schon 1483 durch seinen eigenen Oheim, Herzog Richard von Gloucester, desselben beraubt, der ihn auch wahrscheinlich ermorden ließ. — 6) Eduard VI., Sohn Heinrichs VIII. von Johanne Seymour, geb. den 12. Okt. 1537, folgte seinem Vater 1547, wiewohl anfangs unter Vormundschaft seines Oheims, des Herzogs von Somerset, gegen welchen er sich nachher, verführt von seinem Günstling, dem Herzog von Northumberland, sehr undankbar erwies; denn er nöthigte ihn, durch mancherlei Verfolgungen, zum Aufruhr, bekam ihn gefangen und ließ ihn 1552 hinrichten. Während seiner Regierung gründete sich der Protestantismus in England immer fester, wozu vorzüglich der Erzbischof Cranmer (s. d.) mitwirkte. Aus Liebe zur protestantischen Lehrmeinung schloß er auf dem Todtenbette auch seine katholische Schwester Marie von der Nachfolge aus und ernannte Johanne Gray, die Enkelin Mariens, einer Schwester Heinrich's VIII., zur Thronerbin, die sich mit Guilford Dudley, des Grafen von Northumberland Sohn, vermählt hatte. Er starb 1553; doch folgte ihm nicht Johanne, sondern seine Schwester Marie.

Eduard, Prinz von Wales und erster Herzog von Cornwall, bekannt unter dem Namen: der schwarze Prinz, wegen der Farbe seiner Rüstung oder von dem Schrecken, den er unter seinen Feinden verbreitete, so genannt, ein Sohn König Eduard's III., geb. zu Woodstock 1330, zeichnete sich vorzüglich im Kriege mit Frankreich aus, besonders durch die Schlacht bei Poitiers, wo er den König Johann von Frankreich gefangen nahm und mit Edelmuth behandelte. 1362 belehnte ihn sein Vater mit der Grafschaft Poitou, den Fürstenthümern Aquitanien und Gascogne, worauf er sich mit Johanne, Tochter Eduard's Plantagenet, Grafen von Kent, vermählte. Kurze Zeit darauf, 1363, ertheilte er Peter dem Grausamen, den Heinrich von Transtamare aus Castilien verjagt hatte, eine Freistätte in Guienne und versprach, ihn gegen große Geldsummen und Abtretung von Biscaya in Castilien wieder einzusetzen. Auch führte er dieß aus, schlug Heinrich Transtamare bei Najara und vertrieb ihn aus ganz Castilien, wurde aber von Peter dem Grausamen mit großem Undanke behandelt; denn derselbe hielt keine seiner frühern Versprechungen, und der wieder ausgebrochene Krieg mit Frankreich hinderte ihn, an dem Treulosen Rache zu nehmen. Ungeachtet eines heftigen Fiebers, nahm er nach hartnäckiger Belagerung Limoges, schändete

Digitized by Google

aber seinen früher allenthalben bewiesenen Edelmuth durch eine unerhörte Grausamkeit, indem er nicht nur die Besatzung, sondern auch gegen 300 Einwohner über die Klinge springen ließ. Um sich von den Beschwerlichkeiten des Krieges zu erholen, ging er nach London, starb aber daselbst 1376 im 44. Jahre seines Alters. Von seinem Todestage an verloren die Engländer eine Besitzung nach den andern in Frankreich.

Eduard, Prinz von Wales, letzter Sprößling des Hauses Lancaster, geb. 1453, ein Sohn Heinrichs VI. und Margaretbens von Anjou, hatte schon bei seiner Geburt das Unglück, von den Anhängern des Hauses York für ein untergeschobenes Kind erklärt zu werden und mußte 1463, als sein Vater Heinrich VI. von Eduard entthront und eingekerkert worden war, mit seiner Mutter eine Zuflucht in Frankreich suchen. Als der Graf von Warwick 1470 sich gegen Eduard IV. erklärte und Heinrich VI. wieder auf den Thron heben wollte, erschien auch er in England; allein die Schlachten bei Barnet und Tewksbury vernichteten die Hoffnungen des Hauses Lancaster. Da in der letztern Alles verloren schien, schiffte sich Margarethe und ihr Sohn in Weymouth ein, wurden aber gefangen genommen und vor König Eduard IV. geführt, der den jungen Prinzen auf eine unwürdige Weise behandelte. Mehre Große nahmen dieß für ein Zeichen, ihn zu ermorden, und so starb Eduard im 18. Jahre 1471.

Eduard (Karl), Enkel Jakob's II., Königs von England, bekannter unter dem Namen des Prätendenten in Schottland, wurde 1720 zu Rom geboren. Er war der letzte Sprößling des Stuart'schen Namens, der in seiner kühnen Brust die Entwürfe bewahrte, den von seinen Ahnen so lang besessenen Thron mit Hülfe der Waffengewalt wieder zu besteigen. In der Blüthe seiner Jahre unternahm es der 22jährige Jüngling, von dem römischen Hofe in seinen Entwürfen begünstigt, in der Tracht eines spanischen Couriers (1742), von Rom nach Paris zu Ludwig XV. zu eilen, und diesen zu bestimmen, ihm bei seinen Ansprüchen hülfreiche Hand zu bieten. Frankreich stellte ihm 15.000 Mann zur Disposition, aber die Flotte mit diesen wurde in dem Augenblicke von dem englischen Admiral Norris in den Grund gebohrt, als sie von Dünkirchen aus nach England unter Segel gehen sollte. Frankreichs Muth sank durch diesen unerwarteten Schlag, und da es durch die dringlichsten Bitten des kühnen Prätendenten zu ähnlichen Hülfsleistungen nicht vermocht werden konnte, so beschloß der thatenlustige Held, allein zu wagen, wozu man ihm die Mittel versagte. Am 27. Juni 1745 schiffte er sich, mit geliehenem Gelde, mit sieben Offizieren, zwölf hundert Flinten, auf einer Handlungsfregatte ein, und landete an Schottlands nordwestlicher Küste. Einige Häupter von Stämmen der Gebirgsbewohner in Schottland traten auf seine Seite, und bald stand eine auserlesene Schar unter seinen Befehlen, mit denen er sich der Stadt Perth bemächtigte, hierauf schnell (19. Sept. 1745) auf Edinburg losging, wo er sich statt seines Vaters, Jakobs III., öffentlich als Regent ausrufen ließ. Der Schlacht bei Preston (21. Sept. 1745), die ihn zahlreiche Gefangene und große Beute zuführte, und ihn zum Gebieter über ein 8000 Mann starkes Heer machte, folgte die Berennung (26. Nov.) Carlisle's, das sich nach dreien Tagen seiner Oberherrschaft unterwarf. Durch mannigfache, seinen Unternehmungen ungünstigen Ereignisse, mußte er sich (im Januar 1746) nach Inverneß zurückziehen, wo er

Digitized by Google

nach dem gewonnenen Treffen bei Falkirck (23. Jan. 1746) das Anerbieten einer Schlacht von Seiten des Herzogs von Cumberland bei Culloden (s. d.) nicht ausschlagen konnte. Hier wurde er aber (27. Apr. 1746) gänzlich besiegt, seine Heeresmacht und mit ihr seine Thronansprüche gänzlich vernichtet. Da man einen Preis von 30.000 Pfd. Sterl. auf seinen Kopf gesetzt, verbarg er sich, wie einst Karl II., 5 Monate lang in Moräſten, Höhlen und wüſten Inseln, bis er, von seinem vertrauteſten Freunde Onell aufgefunden, und in einem Kahne, unter tausend Gefahren, unter allen erſinnlichen grauenvollen Begebenheiten, eine Küſte erreichte, wo zwei kleine franz. Fregatten seiner harrten. Welche Qualen er auf seiner Flucht ausgestanden, davon gibt uns folgende Anekdote eine schwache Zeichnung. Einſt wagte er es, nachdem er die ganze Nacht gegangen war, in das Haus eines Mannes einzutreten, wovon er wußte, daß derselbe von der Gegenpartei war. „Der Sohn eures Königs", so redete er ihn an, „bittet euch um ein wenig Brot und Kleider. Ich kenne zwar eure gegenwärtige Ergebenheit gegen meine Feinde; aber ich traue euch Ehrlichkeit genug zu, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Nehmt hier diese Lumpen, die seit einiger Zeit meine einzige Bedeckung waren. Wahrscheinlicher Weiſe werdet ihr mir ſie einſt wiederbringen, wenn ich auf Großbritanniens Thron ſitze." Der Mann ward gerührt, verrieth ihn nicht, sondern stand ihm nach Vermögen bei. Im Ausgange des Sept. (1746) ging er zu Schiffe und kam in Bettlergeſtalt zu Noſeau bei Morlair in Bretagne an. Obgleich er durch Vermittelung der Marquiſe v. Pompadour eine jährliche Penſion von 200.000 Livres und auch von Spanien eine gleiche von 12.000 Dublonen erhielt, wurde er durch die Friedensunterhandlungen Frankreichs mit England so aufgebracht, daß er auf den Boden Italiens verwiesen werden mußte, wo er bei seinem Vater Jakob III. zu Rom eine geraume Zeit verweilte, der 1766 ſtarb und ihm die unfruchtbare Erbſchaft ſeiner Rechte hinterließ. Seine oft lächerlichen Forderungen, die er unter dem Namen eines Grafen v. Albany wegen der Etiquette machte, zogen ihm unaufhörliche Verdrießlichkeiten zu. Er ging nach Florenz, bis Pius VI. ihn ſpäter bei Verluſt der Penſion, die er bezog, nach Rom zurückrief. Um dieſe Zeit fanden es die Höfe von Spanien und Frankreich im Intereſſe ihrer Politik, den Namen Stuart nicht erlöſchen zu laſſen, und brachten die Vermählung des Enkels Jakobs II. mit der Prinzeſſin Maximiliane v. Stolberg-Gedern (geb. 1752, ſt. 1824) zu Stande. Dieſe Verbindung Karls mit einer Frau, die 32 Jahre weniger zählte als er, konnte kaum glücklich ſeyn und war es auch nicht lange; die Ungleichheit des Alters wäre ſchon an ſich hinlänglich geweſen, die Mißverhältniſſe zu erklären, die zwiſchen beiden Gatten ausbrachen; aber der Charakter Karl Eduards mochte wohl durch die lange Dauer ſeines Exils eine Bitterkeit angenommen haben, die ihn ſchwerumgänglich machte, und als ihm nun auch ſein häusliches Leben den Troſt in ſeinem Unglück verſagte, ſo mußte es für ihn bloß eine Quelle neuer Klagen gegen das Schickſal werden. So treu in Erfüllung ſeiner Pflichten auch ſeine Gattin war, ſo hatte er doch Urſache eiferſüchtig zu ſeyn, und ein Eiferſüchtiger gleicht bald auch einem Tyrannen. Es gab ärgerliche Auftritte, die ſich mit einer Trennung endigten, indem die Prinzeſſin ſich zu ihrem Schwager, dem Cardinal von York, nach Rom zurückzog. Indeſſen ſah Karl Eduard eine holde Tochter an ſeiner Seite

Digitized by Google

aufwachsen, die durch ihre Zärtlichkeit und ihre natürliche Anmuth seinen Kummer zu zerstreuen sich bemühte; denn Nichts in dem schönen Italien vermochte je das Andenken an das arme Schottland in ihm zu schwächen. Die schottischen Reisenden, die bei ihm einsprachen, fanden in ihm immer den alten vielgeliebten Fürsten, dessen Tapferkeit und Güte ihre wackern Landsleute in den Gebirgen priesen, und der sie nach dem Land ausfragte, das er nie wieder sehen sollte. Eines Tags ließ bei einer Abendgesellschaft, die er in seiner Villa gab, ein Verbannter nach den melodischen Accorden der italienischen Musik eine einfache caledonische Weise ertönen. Den Fürsten, welcher der Kunst der italienischen Musik eine bewundernde Aufmerksamkeit widmete, durchdrang ein ganz anderes Gefühl als er die klagende Weise seines alten Schottlands vernahm; er senkte das Haupt auf seine Hände und vergoß einen Strom Thränen. 1783 erhielt Greathead, ein Freund von Fox, der in Italien reiste, eine Audienz bei Karl Eduard. Seine Neugierde trieb ihn, das Gespräch auf die Expedition von 1745 zu leiten. Der Fürst schien Anfangs nur ungern auf seine Fragen zu antworten — aber vom Gegenstande selbst hingerissen und das ganze Feuer seiner Jugend darin sammelnd, ging er bald auf eine ausführliche Erzählung der Hauptereignisse ein. Seine Augen funkelten, seine Stimme hob sich mehr und mehr, und als er auf seine Niederlage kam, auf die Gefahren seiner Flucht, auf die Ergebenheit der Bergbewohner, übermannte ihn sein Gefühl und er sank in Zuckungen auf den Boden. Greathead rief bestürzt nach Hülfe. Die junge Prinzessin von Albany lief herbei und den Zustand ihres Vaters gewahrend, sagte sie: „Ach, mein Herr! sie haben von Schottland gesprochen!" — So war der Fürst, den man für einen gefühllosen Egoist ausgeben wollte. Ein anderer Vorwurf, mit dem man ihn belastete, ist, er habe sich in Italien der Leidenschaft des Weins überlassen. Der Anblick eines Helden, der sich seiner Menschenwürde in thierischer Völlerei entäußert, flößt traurige Betrachtungen über die Menschheit überhaupt ein; aber ohne Zweifel hat man diese Anklage wie viele andere übertrieben, und billiger Weise, wenn man den Mantel der Söhne Noah's über Karl Eduard wirft, sollte man nicht vergessen, daß zu der Zeit, als er lebte, die Trunkenheit ein Standeslaster großer Herren war. Er starb am 31. Jan. 1788 zu Rom, im 68. Jahr seines Lebens. Drei Jahre vorher hatte er seine natürliche Tochter legitimirt und als Gräfin von Albany aus königlicher Machtvollkommenheit zu seiner rechtmäßigen Erbin erklärt. Sein Leichnam wurde nach Frascati gebracht und königlich begraben. Scepter, Krone, Degen, die engl. und schott. Orden schmückten seinen Sarg, und sein einziger damals noch lebender Bruder, der Card. v. York, hielt „dem verstorbenen König Karl" das Todtenamt. Dieser Card. v. York erhielt von England seit 1799 eine jährliche Pension von 4000 Pf. St. und starb zu Frascati den 13. Juli 1807. Vier Jahrh. lang hatten die Stuarts in Schottland und 85 J. in England geherrscht.

Educt nennt man jede Materie, die bei einer chemischen Arbeit zum Vorschein kommt, die aber während derselben nicht erst gebildet, sondern bloß ausgeschieden worden ist, und in dem Körper, welchen man der Operation aussetzte, ganz gebildet enthalten war. Man setzt Educt dem Product entgegen, worunter man nämlich eine Substanz versteht, die während der Operation zum Vorschein kömmt, aber während derselben

Digitized by Google

gebildet wird. Wenn man z. B. eine geruchlose Pflanze der Destillation unterwirft, so geht anfangs bei der Temperatur von 80° Reaum. reines Wasser über, und dieses sehen wir als Educt an, es war schon gebildet in der Pflanze enthalten; bei fortgesetzter Destillation entwickelt sich nun kohlenstoffsaures Gas, Kohlenwasserstoffgas, eine brandige saure Flüssigkeit, ein stinkendes Oel ꝛc. und dieses sind Producte oder Materien, die sich erst während der Operation durch die Einwirkung der Hitze aus der verschiedenen wechselseitigen Anziehung der Grundstoffe der Pflanze erzeugt haben. In sehr vielen Fällen erhalten wir oft Producte, wo wir nur Educte erhalten zu haben glauben.

E dur (Musik), harte Tonart, die e zum Grundton und 4 Kreuze vorgezeichnet hat, die f, c, g und d in fis, cis, gis und dis verwandeln.

Eecloo, ein großer Flecken in Ostflandern; hat über 6300 Einw., welche Schiffbau, Leinenweben, Spitzenklöppeln ꝛc. unterhalten.

Eendrachtsland, Küstenstrich im Westen Neuhollands, an Edels und de Witts Land grenzend, erstes von den Europäern entdecktes Land von Neuholland (1616 vom Holländer te Dirk Hartig, auf dem Schiffe Eendracht); ist unfruchtbar, sandig, von nackten Menschen bewohnt.

Effecten, darunter versteht man den Theil des beweglichen Vermögens, welcher ohne gerade Geld zu seyn, wie z. B. Bankzettel, doch Geldeswerth enthält, z. B. Wechsel und Staatsobligationen.

Effectenhandel ist in den Niederlanden und andern Staaten der Handel mit Staatspapieren, die in in- und ausländische getheilt werden, und denen ihr verschiedener Zinsfuß, ihre verschiedenen Hypotheken, Prämien ꝛc., die politische Sicherheit oder Gefahr des Staats, auf den sie lauten, die Ordnung oder Unordnung im Finanzwesen desselben ꝛc. einen Cours d. i. abwechselnden Preis geben, über den wöchentlich zweimal Preiscourante ausgegeben werden. Durch die oft schnellen Aenderungen in den Preisen, und die Leichtigkeit, die größten Capitalien darin anzulegen, werden in diesem Handel oft große Summen verloren oder gewonnen. Noch mehr Ausdehnung erhielt dieser Handel, als man anfing, Wetten damit zu verbinden, oder Prämien zu geben und zu nehmen. Es übernimmt z. B. A an B in 1, 2, 3 Monaten eine gewisse Summe in der und der Sorte Obligationen zu einem bestimmten Preise zu liefern oder anzunehmen, erhält oder gibt dafür eine gewisse Prämie, und wenn der Termin eintritt, nicht die Obligationen selbst, sondern nur der Unterschied des Courses, auf den man gehandelt hat. Auf der amsterdamer Börse ist ein eigener Stand der Theilnehmer an diesem Handel, der Effectenhoek (Winkel).

Effendi, d. i. Herr, bei den Türken ein Ehrentitel der Staats- und Civilbeamten, oder anderer Standespersonen, der mit dem Namen ihres Amtes gewöhnlich verbunden wird, z. B. Hekim-Effendi, der erste kaiserliche Leibarzt, Iman-Effendi, der Priester im Serail ꝛc. — Der Reichs-Effendi oder Reichskanzler ist zugleich Minister der auswärtigen Staatsangelegenheiten, der mit den fremden Gesandten und Dolmetschern unterhandelt.

Egede (Hans), ein berühmter lutherischer Missionnair in Grönland, geb. 1686 in Dänemark, wurde 1707 Prediger zu Drontheim in Norwegen. Durch die Nachricht, daß vordem viele Norweger nach Grönland gegangen wären, von denen man Nichts weiter wisse, und die wahrscheinlich alle Kenntnisse des Christenthums verloren hätten, veran-

Digitized by Google

faßt, beschloß er, ihnen das Christenthum zu predigen. Zu diesem Endzwecke veranstaltete er eine Subscription, und vermochte die Kaufleute von Bergen, eine grönländische Handelsgesellschaft zu errichten. Am 21. Mai 1721 ging er mit 46 Personen von Norwegen aus unter Segel; von 3 Schiffen scheiterte eins; die beiden andern landeten am 4. Juni in einer dürftigen Gegend. Dennoch nennt er das erbaute Haus zum Hafen der Hoffnung, im Vertrauen, daß Gott sein angefangenes Werk segnen würde. Fast hätten aber die mitgekommenen Dänen ihn bewogen, das unwirthbare Land wieder zu verlassen, wo ihm selbst, da er sich den Eingebornen nicht verständlich machen konnte, die Verbreitung der christlichen Lehre zu mißlingen schien, hätte nicht seine Gattin die oft schwinkende Hoffnung von Neuem zu beleben gewußt, und wäre ihm nicht von der dänischen Regierung alle mögliche Unterstützung zu Theil geworden. Nach 15jähriger rastloser Bemühung reiste er bei herannahendem Alter 1736 nach Kopenhagen zurück, und starb 1758 zu Stupköping auf der Insel Falster. Die Geschichte seiner Mission beschrieb er selbst in dänischer Sprache (deutsch, Hamburg 1740, 4.); doch wichtiger noch ist seine „Naturgeschichte von Grönland", ins Deutsche übersetzt von Krünitz, Berlin 1763. — 2) Paul, des Vorigen Sohn, geb. 1708, begleitete seinen Vater nach Grönland, und war auf den Missionsreisen sein steter Begleiter. Ungeachtet seiner Neigung zum Seedienst, widmete er sich doch, nach dem Wunsche seines Vaters, der Theologie, erhielt zu Kopenhagen die Predigerweihe, und ging 1734 mit mehren neuen Colonisten nach Grönland, wo er bis 1740 blieb. Allein auch nach Kopenhagen zurückgekehrt, war er unermüdlich beschäftigt, für das Beste der Mission zu sorgen, wurde 1741 zum Bischof von Grönland ernannte und starb daselbst am 3. Juni 1789. Man hat von ihm Nachrichten über Grönland, als Auszug eines von 1721 bis 1728 gehaltenen Tagebuchs in dänischer Sprache (Kopenhagen 1789) „Dictionarium" (ebendas. 1754); „Grammatica groenlandico-danico-latina" (1766); eine Uebersetzung des Evangeliums, der 5 Bücher Moses, mehrer dänischen Gebete und Liturgien, und der „Nachfolge Christi" von Thomas a Kempis ins Grönländische.

Eger (böhm. Chebbe), Bezirk im eilnbogner Kreise des Königreichs Böhmen, liegt am weitesten westlich in Böhmen, in einer fruchtbaren rings von Bergen umschlossenen Ebene, enthält auf 5 QM. über 30.000 deutsche freie Bewohner (in der Stadt Eger, 3 Markflecken und 180 Dörfern), welche sich durch Lebensweise, Tracht und Sitten auszeichnen und durch bedeutenden Getreidebau, Viehzucht und Fabriken meist im Wohlstand leben. Das Egerland gehörte in frühesten Zeit dem Markgraf v. Vohburg, kam 1148 an die deutschen Kaiser des Hauses Hohenstaufen, gab lange Zeit zu Streitigkeiten zwischen Böhmen und Baiern Anlaß und ward 1353 auf immer mit Böhmen vereinigt. — 2) Eger, Hauptstadt darin, an der reißenden, aber nicht schiffbaren Eger, welche auf dem Fichtelberge im baier. Obermainkreise entspringt und bei Theresienstadt in die Elbe mündet. Sie liegt auf einem Felsen und im Thale, war bis 1808 Grenzfestung, dann geschleift, hat 3 Vorstädte, Ruinen der königl. Burg, 7 Kirchen, Hospital, Waisenhaus, kathol. Gymnasium, Zeughaus, Commenthurei des ritterlichen Kreuzordens mit dem rothen Stern, Nonnenkloster zu St.-Clara (in dem ein berühmter Theriak gemacht wird), 764 Häuser und 9000 Bewohner, Kattun-, Tuch-

Digitized by Google

und Zeuchmanufakturen, Hut- und Lederfabriken, Seifensiedereien, Alaun-, Vitriol- und Steinkohlenwerk, Granatbruch, ansehnlicher Handel, 3 privilegirte Jahrmärkte. Auf dem Markte ist das Bürgermeisterhaus, in welchem Wallenstein 1634 ermordet wurde. Der berühmte eger'sche Sauerbrunnen ist in dem seit 1793 angelegten Flecken Franzensbrunn (s. d.).

Egeria, eine alte römische Gottheit, die man zu den Camönen rechnete. Auch war sie diejenige Nymphe, mit welcher Numa, nach der Mythe, des Nachts in einem heiligen Haine zusammen kam, und von ihr über die Einrichtung des römischen Staats und der Religion belehrt wurde. Nach Numa's Tode begab sie sich in den Hain bei Aricia und beweinte daselbst seinen Verlust so lange, bis sie endlich von Dianen in einen Brunnen ihres Namens verwandelt wurde. In Rom hatte sie einen Hain am capenischen Thore und einen eigenen Tempel.

Egerton, s. Bridgewater.

Egge, ein mit vielen hölzernen oder eisernen Zinken versehenes Ackerwerkzeug, die Erdschollen zu zerstoßen, den Acker zu ebnen und das Unkraut auszurotten. Die ersten sichern Spuren derselben finden sich bei den Römern, die einen besondern Gott des Eggens, Occator, einen der Feldgötter, kannten. Die Eggen mit eisernen Zinken werden auch bei Verschanzungen und Barrikadirungen als Hindernisse gebraucht.

Eginhard (Einard), geb. im Odenwalde, der älteste deutsche Geschichtschreiber, erst Gesellschafter Karls d. Gr., dann geheimer Secretair und Capellan desselben, und Oberaufseher der kaiserl. Häuser. Nach dem Tode des Kaisers trennte er sich von seiner Gemahlin, betrachtete sie ferner nur als seine Schwester, trat in den Benedictiner-Mönchsorden und wurde der erste Abt des Klosters Seligenstadt, im Darmstädtischen, wo er 839 starb. Er hatte sich durch sein Genie und seine außerordentlichen Fortschritte in den Wissenschaften, Karls d. Gr., an dessen Hofe er erzogen wurde, Zutrauen und Liebe in einem solchen Grade erworben, daß Karl sich leicht entschloß, seine Tochter Emma oder Imma ihm zur Gemahlin zu geben. Daß diese dem schönen Deutschen einst eine nächtliche Zusammenkunft in ihrer Wohnung gestattet, daß während derselben ein tiefer Schnee gefallen, und Emma den Geliebten, um ihn zu retten, auf ihren Schultern über den Schloßhof getragen, der früher erwachte Kaiser aber die romantische Gruppe gewahr geworden und, statt zu strafen, das zärtliche Paar verbunden, ist eine nicht verbürgte Sage. Wir haben von Eginhard ein ausführliches, gut geschriebenes Leben Karls d. Gr. (1711 in 4., von Schmink, mit Erläuterung und einer Biographie; eine besondere Ausg. von Bredow, Helmst. 1806). Eginhard's Annalen von Frankreich von 741—829 sind ebenfalls 1711 in 4. zu Utrecht erschienen. Noch hat man von ihm wichtige Briefe für die Geschichte seines Zeitalters (Frankfurt 1714, Fol.). Man schreibt ihm sogar einen Plan zu, nach welchem das deutsche Meer mit dem mittelländischen und schwarzen durch 2 Canäle verbunden werden sollte, von denen der eine die Verbindung zwischen der Mosel und Saone hergestellt, der andere aber einen Weg von dem Rheine nach der Donau geöffnet haben würde.

Egmont (Lamoral, Graf von), Prinz von Gavre, den Göthe's Meisterschaft für die Kunst, wie ein feindliches Schicksal in den Annalen der Geschichte verewigt hat, ein Abkömmling der Herzoge von Geldern, dessen Geschlecht ruhmvoll in den Chroniken des Landes glänzte, war

Digitized by Google

1522 geboren. Seine Vermählung mit der Herzogin Sabina von Baiern erhöhte noch den Glanz seiner Geburt und machte ihn durch wichtige Verbindungen mächtig. Er betrat das Waffenfeld des Ruhms, folgte Karl V. (1544) als Krieger nach Afrika und wurde von eben diesem Fürsten, wegen seiner glänzenden Großthaten, 1546 in Utrecht zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen. Die Kriege dieses Kaisers waren die Schule seines künftigen Ruhmes, und die Schlachten bei St.-Quentin (1557) und Gravelingen (1558), denen er als General der Cavallerie, unter den Fahnen Philipps II., beiwohnte, machten ihn zum Helden seines Jahrhunderts. Als in den Niederlanden derselbe Gehorsam gegen die Schlüsse der Synode zu Trient, wie in Spanien und Italien von Philipp II. gefordert wurde, ward dem Grafen von Egmont der Auftrag, dem Könige, dieser Schlüsse wegen, Vorstellungen zu thun und ihm ein milderes Verfahren gegen die Protestanten abzugewinnen. Graf Egmont trat im Januar 1565 seine Reise nach Spanien an und wurde daselbst mit einer Güte und Achtung empfangen, die Keinem seines Standes vor ihm widerfahren war. Alle seine Privatgesuche wurden ihm von dem Könige bewilligt, ja, seine Erwartungen hierin sogar übertroffen, und während der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts hatte er Ursache genug, sich der Gastfreundschaft des Monarchen zu rühmen. Dieser gab ihm die nachdrücklichsten Versicherungen von seiner Liebe zum niederländischen Volke und machte ihm Hoffnung, daß er nicht ungeneigt sey, von der Strenge der Glaubensverordnungen Etwas nachzulassen. Die Antwort des Königs auf den Inhalt seiner Gesandtschaft wurde dem Grafen schriftlich an die Statthalterin mitgegeben. Kaum war aber Egmont zurück, als geschärftere Mandate gegen die Ketzer, welche aus Spanien gleichsam hinter ihm hereilten, die frohen Zeitungen Lügen straften, die er von der glücklichen Sinnesänderung des Monarchen zurückgebracht hatte. Mit ihnen kam zugleich eine Abschrift der trientischen Schlüsse, wie sie in Spanien anerkannt und jetzt auch in den Niederlanden sollten geltend gemacht werden; wie auch das Todesurtheil einiger Wiedertäufer und noch anderer Ketzer unterschrieben. Spanien konnte kein schicklicheres Mittel wählen, den Kredit eines so wichtigen Mannes zu brechen, als daß es ihn seinen, ihn anbetenden, Mitbürgern öffentlich als Einen, den es zum Besten gehabt hatte, zu Schau ausstellte. Bei der Verschwörung des niederländischen Adels gegen den Hof von Aranjuez, wurde auch Egmont auf Befehl des Herzogs Alba mit von Hoorn ergriffen, verhaftet und unter einer sichern Eskorte nach Gent geschafft, wo sie länger als 8 Monate in der Citadelle verwahrt wurden. Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestiren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vließes nur von dem Könige selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber die Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf 82 Punkte mit den befriedigendsten Gründen geantwortet. Der Fiskal drang auf Zeugnisse, und Herzog Alba drang in wiederholten Dekreten auf Eile mit Einreichung derselben. Da er von einer Woche zur andern zögerte, stets die Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichts erneuernd, setzte ihm der Herzog einen Termin von 9 Tagen, die verlangten Zeugnisse vorzubringen. Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, brachte Eg-

Digitized by Google

monts Gemahlin fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von den Interceſſionen belagert, die von Einem zum Andern gewieſen und von Beiden verſpottet wurden. Endlich aber am 1. Jun. 1568 erklärte der Rath der Zwölfe Egmont und den Grafen von Hoorn für ſchuldig, und am 4. d. M. folgte das letzte Urtheil gegen ſie. Gleich den andern Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von 3000 Spaniern aus der Citadelle von Gent nach Brüſſel gebracht und im Brothauſe auf dem großen Markte gefangen geſetzt. Am andern Morgen wurde der Rath der Unruhen verſammelt; der Herzog erſchien, gegen ſeine Gewohnheit, ſelbſt und die beiden Urtheile, kouvertirt und verſiegelt, wurden von dem Secretair Pranz erbrochen und öffentlich abgeleſen. Beide Grafen waren des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig erklärt „weil ſie die Verſchwörung des Prinzen von Oranien begünſtigt und befördert, die konföderirten Edelleute in Schutz genommen, und in ihren Statthalterſchaften und andern Bedienungen, dem Könige und der Kirche ſchlecht gedient hätten". Beide ſollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße geſteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskal zugeſprochen. Das Urtheil ward von dem Herzoge allein und dem Secretair Pranz unterzeichnet, ohne daß man ſich um die Beiſtimmung der übrigen Criminalräthe bemüht hatte. In der Nacht zwiſchen dem 4. und 5. Juni brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängniß, nachdem ſie ſchon ſchlafen gegangen waren. Der Herzog hatte ſie dem Biſchofe von Ypern, Martin Rithow, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüſſel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Biſchof dieſen Auftrag erhielt, warf er ſich dem Herzoge zu Füßen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade, um Aufſchub wenigſtens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter und zorniger Rede geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um ſich dem Urtheile zu widerſetzen, ſondern um es den unglücklichen Grafen zu erleichtern. Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurtheil zuerſt vor. „Das iſt fürwahr ein ſtrenges Urtheil," rief der Graf bleich und mit entſetzter Stimme. „So ſchwer glaubte ich Se. Majeſtät nicht beleidigt zu haben, um eine ſolche Behandlung zu verdienen. Muß es aber ſeyn, ſo unterwerfe ich mich dieſem Schickſale mit Ergebung. Möge dieſer Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin, noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieſes wenigſtens glaube ich für meine vergangenen Dienſte erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige ſo gefällt." Er drang hierauf in den Biſchof, ihm ernſtlich und aufrichtig zu ſagen, ob keine Gnade zu hoffen ſey? Als ihm mit Nein! geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Prieſter, dem er die Meſſe mit ſehr großer Andacht nachſprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beſte und rührendſte ſeyn würde, um ſich Gott in ſeiner letzten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieſer antwortete, daß kein eindringenderes Gebet ſey, als das, welches Chriſtus der Herr ſelbſt gelehrt habe, das Vater Unſer; ſo ſchickte er ſich ſogleich an, es herzuſagen. Der Gedanke an ſeine Gemahlin unterbrach ihn; er ließ ſich Feder und Dinte geben und ſchrieb zwei Briefe, einen an ſeine Gemahlin, den andern an den König von Spanien. Den letzteren em-

Digitized by Google

befahl er dem Bischofe aufs Dringendste, und da nachher die Familie des Grafen alle seine Güter, Lehen und Rechte zurückerhielt, die, Kraft des Urtheils, dem königlichen Fiskus heimgefallen waren, so ist nicht zu zweifeln, daß er dem Könige wirklich übergeben worden sey. Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, Alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen umgaben das Gerüste. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sey, zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand-Prevot des Hofes, einen rothen Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuße des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen. Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe, bei der gegenwärtigen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Egmont ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstande auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sey und daß man es weiter, als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahete, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend umhersah und noch immer Nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg. Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebete an. Der Bischof ließ ihn das Kruciſix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. Ueber den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen. Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Herzog Alba, der die Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte die Augen. Gleich nach ihm fiel ebenso heldenmäßig Graf von Hoorn. Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste eingepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern beigesetzt wurden. Die Gegenwart so vieler Auflauerer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure

Digitized by Google

Reliquie mit nach Hause zu nehmen. Der franz. Gesandte meldete dieß seinem Hofe mit den Worten: „Ich habe dieß Haupt fallen sehen, das 2 Mal Frankreich zitternd machte.“ Bei Egmont's Hinrichtung sank Johanna Lavil, seine ehemalige Geliebte, vor Schmerz todt nieder. Er hatte vorher an Philipp II. geschrieben: „daß er nie Etwas gegen die katholische Religion unternommen und nie seine Pflichten als guter Unterthan verletzt habe“; aber man wollte ein schreckenes Beispiel geben. Philipp II. drückte sich hierüber so aus: „Er habe diese beiden Köpfe fallen lassen, weil ein Paar solche Lachsköpfe mehr werth seyen als mehre Tausende von Fröschen.“ Höflichkeit, edler Anstand und Leutseligkeit schmückten mit Grazie das Verdienst Egmonts. Auf einer freien Stirn erschien seine freie Seele; seine Offenherzigkeit verwaltete seine Geheimnisse nicht besser, als seine Wohlthätigkeit seine Güter, und ein Gedanke gehörte Allen, sobald er sein war. Sanft und menschlich war seine Religion, aber wenig geläutert, weil sie nicht von seinem Verstande ihr Licht empfing. Er besaß mehr Gewissen als Grundsätze; aber alle Vorzüge, die einen Helden bilden, fand man in ihm vereinigt. Doch war er eitel und legte daher zu vielen Werth auf die Gnade seines Monarchen und war nicht, wie Wilhelm von Oranien, ein Bürger der Welt, sondern bloß ein Flämminger. Egmont's Nachkommenschaft erloschen in Procopius Franz, Graf von Egmont, der General der Cavalerie des Königs von Spanien und Brigadier der Armeen des Königs von Frankreich war und kinderlos zu Fraga in Aragonien (1707) im 38. Jahre starb. S. J. J. de Cloet: „Eloge historique du comte d'Egmont etc.“ (Brüssel 1825). — Maximilian von Egmont, Graf von Büren, General en Chef Kaiser Karls V., der sich in den Kriegen gegen Franz I. auszeichnete, war von einer andern Linie.

Egoismus, die Maxime des uneingeschränkten Strebens nach eigenem Genuß und Vortheil, welche sich bald in Eigennutz, vermöge dessen man Nichts für fremde Glückseligkeit und Vollkommenheit thun will, außer wieferne die eigene dabei gewinnt, im Eigendünkel, im unbegrenzten Wohlgefallen an den eignen (oft nur eingebildeten) Vorzügen, bald in Eitelkeit, vermöge der man jene Vorzüge gern zur Bewunderung ausstellt, in Hochmuth, der um dieser Vorzüge willen Andre neben sich verachtet, an den Tag gibt. Dem Egoismus steht uneigennütziges Wohlwollen, die Selbstschätzung oder der edle Stolz, vermöge dessen man sich wegen des Bewußtseyns seiner Menschenwürde nicht selbst erniedrigt, und die echte Demuth, die sich nicht wegen des Bewußtseyns eigener Unangemessenheit zum Ideale der Menschheit selbst erhebt, entgegen. Kant sagt, daß von dem Tage an, da der Mensch anfängt, durch Ich zu sprechen, schon sein geliebtes Selbst, wo er nur darf, zum Vorschein bringe, und daß der Egoismus unaufhaltsam fortschreite, wenn nicht offenbar (denn da widerstehe ihm der Egoismus Anderer), doch verdeckt und mit scheinbarer Selbstverleugnung und vorgeblicher Bescheidenheit sich desto sicherer im Urtheil Anderer einen vorzüglichen Werth zu geben. Ebenso, fährt dieser scharfsinnige Denker fort, kann der Egoismus dreierlei Anmaßungen enthalten: die des Verstandes, des Geschmacks und des praktischen Interesse, d. h. er kann logisch, oder ästhetisch, oder praktisch seyn. Der logische Egoist hält es für unnöthig, sein Urtheil am Verstande Anderer zu prüfen, und verfällt deßhalb, nicht Nachahmer von Andern seyn zu wollen, in den logischen Eigensinn und

Digitized by Google

Paradoxie. Der ästhetische Egoist ist Derjenige, dem sein eigener Geschmack schon genügt; es mögen nun Andere seine Verse, Malereien, Musik und dgl. noch so schlecht finden, tadeln, oder gar verlachen. Er beraubt sich selbst des Fortschritts zum Bessern. Der moralische Egoist ist Der, welcher alle Zwecke auf sich selbst einschränkt, der keinen Nutzen worin sieht, als in Dem, was ihm nützt, und bloß im Nutzen und der eigenen Glückseligkeit, nicht in der Pflichtvorstellung, den obersten Bestimmungsgrund seines Willens setzt; denn weil jeder andere Mensch sich auch andere Begriffe von Dem macht, was er zur Glückseligkeit rechnet, so ist's gerade der Egoismus, der da macht, gar keinen Probirstein des echten Pflichtbegriffs zu haben, als welcher durchaus ein allgemein geltendes Princip seyn muß. Dem Egoismus wird der Kosmopolitismus (s. d.) entgegengesetzt, d. i. die Denkungsart, sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten.

Ehe (Matrimonium), nach der ältern Wortbedeutung, ein Gesetz, ein Recht; daher Ehehaften, Hindernisse, die gesetzlich von der Obliegenheit des Erscheinens an Gerichtsstellen entschuldigen; Ehegedinge, ein Gerichtstag, auf welchem vorzüglich Gegenstände, so die öffentliche und Polizeiverfassung einer Gemeinde betreffen, verhandelt werden. Nach dem neuern Sprachgebrauche versteht man unter Ehe, ein nach religiösen Grundsätzen und den Gesetzen des Staats zwischen zwei Personen verschiedenen Geschlechts auf ihre Lebensdauer geschlossene Gattungsverbindung (Monogamie), welche auf die Erhaltung der Menschengattung, und die Auf- und Erziehung der Nachkommenschaft hinzweckt. Doch kann der vollständige Zweck der Ehe nicht bloß außer den Ehegatten (in der Menschengattung), sondern er muß auch in ihnen selbst liegen. Darum gehört die höchstmögliche Beförderung ihres ganzen (physischen und moralischen) Wohlseyns nothwendig dazu. Dieß Wohlseyn ist zum Theil schon durch Erzeugung und Erziehung von Kindern bedingt, indem sich die Ehegatten gegenseitig dadurch beglücken und veredeln. Aber es verbindet sich damit das ihr ganzes Leben durchdringende Gefühl wechselseitiger Liebe und Achtung, wodurch sie einander, sowohl bewußt als unbewußt, bilden und beseligen. Die sogenannte wechselseitige Hülfeleistung ist also nur ein kleiner Beitrag zu jenem Wohlseyn, der freilich auch von andern Personen, die nicht in der Ehe leben, geleistet werden kann, aber nicht in dem Maße und der Art, wie es von Ehegatten geschieht. Von dieser Seite betrachtet erscheint also die Ehe als ein zur vollkommenen Entwickelung und Ausbildung aller menschlichen Anlagen im Manne und im Weibe, im Erwachsenen und im Kinde, ganz unentbehrliches Institut, welches daher auch alle Gesetzgeber in alten und neuen Zeiten sanctionnirt, und unter die besondere Aufsicht und den mächtigen Schutz des Staates gestellt haben. Ja man hat nicht mit Unrecht die Religion selbst und die Kirche zu Hülfe gerufen, um jenem Institute noch eine höhere Weihe zu geben, damit es allem Volke als etwas Heiliges und Unverletzbares erscheine. Die katholische Kirche gibt der Ehe dadurch, daß sie selbige als 7. Sakrament betrachtet, noch höhere Weihe und stellt sie so als Symbol der ewigen Verbindung Gottes mit der Menschheit, der Verbindung Christi mit seiner Kirche, der durch Christus wieder hergestellten Verbindung des Menschengeschlechts mit Gott auf. Sie gründet das Dogma, daß die Ehe ein Sakrament sey, auf Epheser

Digitized by Google

5, 22—23 und auf die einstimmige Lehre der Väter und Concilien. Auch in der griechischen Kirche wird die Ehe für ein Sakrament gehalten. Die Protestanten weichen von diesem Lehrsatze ab, und die Napoleonische Gesetzgebung ging noch weiter, indem sie der Ehe nur einen politischen und rechtlichen Charakter ertheilte. — Die Einwilligung beider Theile, welche bei Eingehung jeder Ehe nothwendig ist, kann entweder darauf gerichtet seyn, die Ehe sogleich, oder sie in Zukunft zu beginnen. Im letzten Falle entsteht ein Ehegelöbniß. Zur Vollziehung der Ehe wird, nach Verschiedenheit der kirchlichen und bürgerlichen Verfassung, erfordert: 1) die feierliche Erklärung in Gegenwart einer Magistrats- oder andern öffentlichen Person, 2) die priesterliche Trauung, deren wesentliches Erforderniß es ist, daß der Geistliche über die, in seiner Gegenwart ihre Einwilligung erklärenden Eheleute den priesterlichen Segen ausspricht, 3) die Beschreitung des Ehebettes, das Beschlagen der Decke, welches bei Völkern deutscher Abkunft als so wesentlich zur formellen Vollziehung der Ehe betrachtet wurde, daß es, als Feierlichkeit, in fürstlichen Häusern selbst bei Vollziehung der Ehen durch Prokuratoren nachgeahmt worden ist. Demselben ging, besonders in fürstlichen Häusern, der Fackeltanz voraus. Das Aufgebot, d. h. die öffentliche Bekanntmachung der einzugehenden Ehe von der Kanzel, in der Absicht, daß Derjenige, welcher ein Widerspruchsrecht zu haben glaubt, innerhalb einer gewissen Frist damit hervortrete, pflegt nach der bürgerlichen und kirchlichen Verfassung vieler Staaten der Vollziehung der Ehe durch priesterliche Trauung vorauszugehen, insofern nicht vermöge erlangter Dispensation die Verigkeits-Versicherung der zu Trauenden an die Stelle des Aufgebots tritt. Zur Gültigkeit der Eingehung einer Ehe wird erfordert: 1) nach dem ältern, gemeinen kanonischen Rechte, die bloße Einwilligung, entweder durch Worte, welche die Absicht der sogleich einzugehenden Ehe ausdrücken, oder durch gleichbedeutende Zeichen und Handlungen, 2) nach den Vorschriften des tridentinischen Conciliums, die Erklärung vor dem Pfarrer des Bräutigams oder der Braut, nachdem die Verheirathung in des einen oder des andern Parochie geschieht, in Gegenwart zweier oder dreier Zeugen, — 3) nach dem Herkommen in den mehrsten deutschen protestantischen Staaten, die Trauung. Leider fehlt es aber in vielen Staaten noch an zweckmäßigen, zum Theil sogar an bestimmten Vorschriften über die wesentlichen Erfordernisse der Eingehung einer juridisch gültigen Ehe. Dieser Mangel hat großen Theils seinen Grund in dem Kampfe zwischen kirchlicher und weltlicher Gewalt, und in der mehren oder mindern Einmischung der Erstern in die Gesetzgebung und Rechtspflege bei Ehesachen. — Die heimliche Ehe wird ohne Beobachtung der kirchlichen, oder der durch die weltliche Macht im Staat festgesetzten Gebräuche zur Vollziehung gebracht. Sie ist, wenn die zu Eingehung der Ehe nöthigen Erfordernisse vorhanden sind, in der Regel nicht ungültig, wohl aber nach den Gesetzen, oder dem Herkommen in den mehrsten Staaten unerlaubt und strafbar. Eine Art derselben ist die Gewissensehe, welche unter fürstlichen Personen unter mancherlei Formen vorzukommen pflegt. Unter Privatpersonen werden Gewissensehen nach kanonischem Rechte in gewisser Maße, nach gemeinem protestantischen Kirchenrechte aber gar nicht geduldet. Das preußische Landrecht gestattet Männern höhern Standes, in außerordentlichen Fällen und aus erheblichen Gründen, jedoch nicht anders als mit unmittelbarer landes-

Digitized by Google

herrlicher Erlaubniß, Ehen zur linken Hand oder morganatische Ehen, welche sich jedoch bloß dadurch von andern Ehen unterscheiden, daß sie der Frau nicht alle Standes- und Familienrechte mittheilen, welche die Gesetze einer wirklichen Ehefrau beilegen. Das neueste Beispiel einer solchen Ehe ist die des Königs von Preußen mit der Gräfin Auguste v. Harrach, jetzigen Fürstin v. Liegnitz. — Heimliche Ehegelöbnisse sind solche, welche ohne Wissen und Willen solcher Personen, deren Einwilligung nach den Gesetzen nöthig ist, d. h. nach kanonischem Rechte des Vaters, nach gemeinem protestantischen Kirchenrechte der Eltern überhaupt, geschlossen werden. Dergleichen Ehegelöbnisse sind ungültig, selbst wenn die Eingehung der Ehe darauf gefolgt seyn sollte. Im letztern Falle erhält jedoch das tridentinische Concilium unter den römisch-katholischen Glaubensverwandten die Ehe aufrecht. Uebrigens kann die elterliche Einwilligung unter gewissen Umständen durch die Behörden ersetzt werden. Bei Ehegelöbnissen solcher Personen, welche keine Eltern haben, erfordern manche Gesetzgebungen die Gegenwart von Zeugen, wenn sie nicht für heimlich und ungültig gehalten werden sollen. Aus einem gültigen Ehegelöbnisse entsteht ein vollkommenes Recht auf Eingehung und Vollziehung der Ehe, wenn nicht das Ehegelöbniß unter beiderseitiger Einwilligung aufgehoben wird (in welchem Falle es keines weitern Rechtsgrunds bedarf), oder wenn nicht einseitig dessen Auflösung verlangt wird. Im letztern Falle muß eine gerechte Ursache vorhanden seyn, wohin vorzüglich verletzte Treue, und eine vor wirklicher Eingehung der Ehe erfolgte solche Veränderung der Umstände gehört, welche voraussetzen läßt, daß der zurücktretende Theil vernünftiger Weise das Ehegelöbniß nicht geschlossen haben würde, wenn er sie hätte voraussehen können. Bei grundloser Verweigerung der Vollziehung der Ehe kann gegen den Zurücktretenden auf Verlangen des andern Verlobten mit rechtlichen Zwangsmitteln, z. B. Geld- oder Gefängnißstrafen, ja selbst mit der Trauung durch Zwang verfahren werden. Letztere ist jedoch in vielen Ländern abgeschafft, und die Auflösung des Ehegelöbnisses wegen beharrlicher Weigerung der Vollziehung, mit Vorbehalt aller civilrechtlichen Ansprüche gegen den einseitig Zurücktretenden, an deren Stelle gesetzt worden. Es ist aber einleuchtend, daß die Verfolgung dieser civilrechten Ansprüche dem unschuldig gekränkten Theile in der Hauptsache keinen Ersatz gewährt. Furcht, Betrug, wesentlicher Irrthum in der Person machen die Ehe ungültig und nichtig. Gleiche Wirkung hat bleibendes, schon bei Vollziehung der Ehe vorhanden gewesenes Unvermögen, wenn nicht bei Eingehung bloß gegenseitige Beistandsleistung beabsichtigt worden ist. Nur der betheiligte Ehegatte kann aus diesen Ursachen auf Nichtigkeits-Erklärung antragen. Es darf aber die Ehe nicht geduldet werden, 1) nach kanonischen und protestantischen Kirchenrechten a) zwischen Christen und Nicht-Christen, z. B. Juden, b) zwischen Personen, welche in zu naher Anverwandtschaft, oder Schwägerschaft stehen, c) zwischen Ehebrecher und Ehebrecherin, Entführer oder Entführten, wobei jedoch verschiedene Modificationen vorkommen, d) zwischen Ehegatten, von welcher einer oder beide, schon früher eine, nicht gültiger Weise getrennte Ehe geschlossen hatten (Bigamie), 2) nach kanonisch-päpstlichem Rechte, a) wenn einer der Ehegatten das feierliche Gelübde der Keuschheit abgelegt hat, z. B. als Mönch, Nonne, oder b) wenn ein Mann clericus majoris ordinum geworden ist. Wegen zu naher Anverwandtschaft ist, nach allen

Digitized by Google

Gesetzgebungen, die Ehe in der gerade aufsteigenden Linie, d. h. zwischen Vater und Tochter oder Enkelin, zwischen Mutter und Sohn u. s. w. verboten. Unter Seitenverwandten aber haben, nach Verschiedenheit der Religion, der Völker und der Zeiten, verschiedene Grundsätze Statt gefunden. Die Ehe zwischen Bruder und Schwester ist die einzige, welche bei allen christlichen und bei den mehrsten nicht christlichen Nationen zu allen Zeiten für schlechterdings unzulässig gehalten worden ist. Nach kanonischem Rechte ist die Ehe zwischen allen Seitenverwandten, welche von ihrem gemeinschaftlichen Stammvater im vierten Grade abstammen, nach gemeinem deutschen protestantischen Kirchenrechte aber, welches hierin der nach der Reformation in Sachsen bekannt gemachten Kirchen-Ordnung folgt, in der gleichen Seitenlinie nur bis zum zweiten und in der ungleichen Seitenlinie bis zum dritten und zweiten Grade, verboten. Ehehinderliche Schwägerschaft findet nur zwischen einem Ehegatten und den Anverwandten des andern Statt, nicht zwischen den beiderseitigen Anverwandten der beiden Eheleute. Doch verbieten manche Gesetze besonders unschickliche Ehen zwischen solchen unter sich eigentlich weder verwandten, noch verschwägerten Personen, z. B. mit der Mutter der Stiefmutter. Unter wirklich verschwägerten Personen finden übrigens dieselben Eheverbote Statt, wie unter Anverwandten. Die Protestanten unterscheiden auch nicht zwischen Schwägerschaft, die durch wirkliche Ehe entsteht und der ihr ähnlichen Verbindung aus außerehelichem Umgange. Nach kanonischem Rechte ist im letztern Falle die Ehe nur im ersten und zweiten Grade verboten. Die Ehe mit Schwägern verschwägerter Personen (affines secundi-tertii generis) ist nicht verboten, außer unter Personen, welche Eltern- und Kinder-Stelle gegen einander vertreten, z. B. die Ehe mit der Stiefmutter der verstorbenen Frau. Die Adoption und bei den Katholiken die aus der Taufe, der Gevatterschaft, der Confirmation hergeleitete geistliche Verwandtschaft sind auf ähnliche Art ehehinderlich, wie die wirkliche Blutsverwandtschaft. In den mehrsten Fällen der ehehinderlichen Verwandtschaft oder Schwägerschaft pflegt jedoch die Ehe durch Dispensation gestattet zu werden. Man schränkte diese ehedem dahin ein, daß man die durch das Mosaische Recht verbotenen Ehen (3. B. Mos. 18. u. 20.) nicht dispensirte. Ueber die Ausdehnung der Mosaischen Eheverbote wurde viel gestritten. Noch jetzt sind Gesetze und Praxis hierin verschieden, und nur soviel ist unter allen christlichen Glaubensgenossen als gewiß anzunehmen, daß die Ehen zwischen Blutsfreunden und verschwägerten Personen in auf- und absteigender Linie, sowie die Ehen zwischen leiblichen, beiderseitigen und Halbgeschwistern, niemals dispensirt worden sind. Das allgemeine preußische Landrecht gestattet zwischen allen übrigen verwandten oder verschwägerten Personen die Ehe, ohne daß es einer Dispensation bedürfte. Wo diese nöthig ist, gehört sie bei den Katholiken zur geistlichen Gerichtsbarkeit, bei den Protestanten aber zu den Reservaten der Landesherren in Kirchensachen. Von der Nichtigkeitserklärung einer ungültigen Ehe unterscheidet sich die Trennung einer gültigen, welche durch den Tod oder durch Ehescheidung (vergl. hierüber den besondern Art.) geschieht. — Die Rechte der Ehegatten unter sich zerfallen in allgemeine und besondere. Zu den allgemeinen Rechten und Verbindlichkeiten werden gerechnet: a) unbedingte eheliche Treue; b) Leistung des Beischlafs (Eheschuld, eheliche Pflicht, eheliche Beiwohnung, jus in corpus, debi-

Digitized by Google

tum conjugale); die anhaltende Verweigerung der ehelichen Beiwohnung gibt bei den Evangelischen einen Grund zur Trennung der Ehe; e) Leistung der ehelichen Beihülfe (mutuum adjutorium), zu dieser gehören: aa) das Ertragen der den andern Theil treffenden Unglücksfälle, bb) die Wohlthat der Competenz, cc) gleicher Antheil beider an den Hochzeitgeschenken, dd) gegenseitige Verpflichtung, den zuerst verstorbenen Ehegatten begraben zu lassen und in manchen Ländern auch ee) die eheliche Gütergemeinschaft; ferner d) wechselseitige Achtung und e) die Beerbung des zuerst verstorbenen Ehegatten, wenigstens zu einem gewissen Theil. Zu den besondern zählt man in Betreff des Ehemannes: a) die eheliche Vormundschaft, b) die Verwaltung und den Nießbrauch des Vermögens der Frau, jedoch mit Ausnahme der Paraphernalien; c) die Rechte, daß die Frau der Gewalt des Ehemannes untergeordnet sey, daß er Das erwirbt, was solche durch häusliche Dienste verdient, daß sie seinem Wohnsitze folgen muß, daß er als vermutheter Anwald der Frau bei den Prozessen derselben auftreten kann, daß er im Nothfall vom Paraphernalvermögen der Frau seinen Unterhalt verlangen kann, und daß die Frau ohne seine Einwilligung von ihrem Vermögen Nichts veräußern darf; d) die Verbindlichkeit zur Unterhaltung der Frau, zur Bezahlung der Unterhaltungs- und Vertheidigungskosten, zur Leistung der mit dem Genusse vom Vermögen der Frau verbundenen Lasten und zur Verpflichtung, für die Sachen der Frau zu haften. In Hinsicht der Ehefrau zählt man zu den besondern Eherechten: a) sie erlangt den Stand ihres Ehemannes, dessen Gerichtsstand und nimmt an dessen Parochialverhältnissen, wenn sie mit ihm von gleicher Religion ist, Theil; b) sie hat, wegen des eingebrachten Heirathsgutes, eine stillschweigende Hypothek an dem Vermögen des Mannes, nebst einem Vorzugsrechte vor ältern stillschweigenden Hypotheken, sowie, wegen der zugebrachten Paraphernalien, vom Tage des Zubringens an auch ein stillschweigendes Unterpfandsrecht, jedoch aber ohne ein Vorzugsrecht; c) sie genießt den Mitbesitz der Güter des Ehemannes, hat aber wegen des Gegenvermächtnisses weder ein stillschweigendes Unterpfands- noch Vorzugsrecht; d) sie kann verlangen, daß der Mann in ihren Rechtssachen die Vertheidigung übernimmt, ihr während des Scheidungsprozesses die Alimente verabreicht und ihr unter gewissen Umständen, z. B. wenn er das Vermögen der Frau verschwendet, die Brautgabe oder einen Theil derselben sicher stellt oder zurückgibt, und e) hat sie zur Sicherheit ihres Ein- und Zugebrachten, auch ihrer Erbfolge, das Retentionsrecht an dem Nachlasse des verstorbenen Ehemannes (vgl. Ehepacten und Ehescheidung). — In den ältesten Zeiten war der Vertrag der Ehe nicht so bestimmt geregelt, als er durch spätere Gesetzgebung wurde. Polygamie herrschte besonders im Morgenlande mehr als Monogamie, und die Frau ward mehr als eine Waare, als als selbstständiges Wesen betrachtet und den Eltern der Braut mit Geld oder Geldeswerth abgekauft. Auch bei den Juden fand dieß zu patriarchalischer Zeit Statt. Bisweilen ward bei ihnen die Braut aber durch Arbeit verdient, wie Jakob Labans 2 Töchter, Lea und Rahel, jede durch 7jährigen Dienst erhielt. Gewöhnlich ward ein förmlicher Contract, früher nur mündlich, späterhin, bei weiterer Ausbreitung der Schreibekunst, auch schriftlich geschlossen. Nach der Verheirathung zeichneten sich Mann und Frau durch besondere Kleidung aus. Der Mann war verpflichtet, seiner Frau

Digitized by Google

nach ihrem vorigen Stande Unterhalt zu geben, die Frau hingegen wenigstens so viel zu arbeiten, als sie in ihrer Eltern Hause that. Obgleich die Ehe durch Moses sehr befördert und ein fruchtbarer Ehestand für sehr ehrenvoll gehalten ward, sodaß beim Gegentheil die Weiber ihren Männern Mägde als Nebenweiber zuführten und die erzeugten Kinder als die ihrigen betrachteten und die Brüder eines kinderlos verstorbenen Mannes die Wittwe heirathen mußten, so war dennoch durch Verbote der Unsittlichkeit Schranken gesetzt. Bei der Verheirathung der Töchter mußte übrigens auch der älteste Bruder der Braut seine Zustimmung geben. Die Trennung der Ehe wurde nicht besonders erleichtert. In Griechenland soll Kekrops zuerst die Ehe unter den wilden Bewohnern Attika's eingeführt haben. Bei den Eheverbindungen waren schon in der Heroenzeit mehre Feierlichkeiten, später deren mehr eingeführt (s. Hochzeitliche Gebräuche). In älterer Zeit nahmen die griechischen Weiber an den Geschäften und Vergnügungen der Männer mehr Antheil als später, wo sie in den Gynäceen beschränkt lebten. Eine bedeutende Veränderung litt das ganze eheliche Verhältniß in Athen seitdem die Liebe zu den Hetären (s. d.) herrschend ward. Vielweiberei ward in Griechenland nicht geduldet, die dringendsten Fälle ausgenommen. Nach Lykurgischen Gesetzen durften Verwandte in gerade auf- oder gerade absteigender Linie sich nicht heirathen. Nach Lykurg's ganzer Verfassung war die Ehe nur ein Vertrag, geschlossen, um dem Staate kraftvolle Bürger und dem Vaterlande muthige Beschützer zu geben. Diesen politischen Ansichten gemäß fand gerichtliche Ahndung, sowohl auf den ehelosen Zustand, als auf das zu späte Heirathen und auf Mißheirathen, für letztere auch in Athen Statt. Ohne Einwilligung der Eltern, oder, waren diese todt, der Brüder oder der Großväter, oder der Vormünder, durfte kein Mädchen in Athen heirathen. In Rom fand eine gesetzmäßige Ehe ohne ausdrückliche Erlaubniß des Senats nur zwischen Bürgern und Bürgerinnen von gleicher Geburt Statt und setzte feierliche Verlobung (sponsalia) unter Einwilligung der beiderseitigen Väter und in Gegenwart der Verwandten voraus. Die Form der ehelichen Verbindung war verschieden. Nach der Hochzeit war der Hausvater unumschränkter Herr der Frau, Kinder und Sklaven (s. Väterliche Gewalt). Doch änderte sich später in den ehelichen Verhältnissen viel. Bei den alten Deutschen war die Ehe durch Sitte, nicht durch Gesetze geheiligt; Vielweiberei war zwar erlaubt, wurde aber selten ausgeübt. Die Brautgabe (dos) (Rinder, ein gezäumtes Roß, ein Schild nebst Framea und Schwert) brachte nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau, die nur etwas Waffen gab; die Eltern und Verwandten prüften die Geschenke. Ehebrüche waren sehr selten, und die Strafe dem Manne überlassen. Mit geschornem Haupte und nackt, in Gegenwart der Verwandten, jagte der Mann die Frau aus dem Hause und trieb sie durch das ganze Dorf mit Schlägen. Eine Ehebrecherin fand nie wieder einen Mann; überhaupt heiratheten nur Jungfrauen bei gewissen deutschen Völkerschaften der ältesten Zeiten; aber später, z. B. bei den Longobarden, Franken ꝛc., auch Witwen; bei den Burgundern mußte der Mann einen Kaufpreis geben. — Mit Einführung des Christenthums änderte sich das ganze Verhältniß; die Ehe wurde durch die Religion geheiligt und durch Christus, nach der Lehre des Katholicismus, zum Sakrament erhoben. Merkwürdig sind in neuerer

Digitized by Google

Zeit die Bestimmungen der französischen republikanischen Gesetze und des Code Napoléon über die Ehe geworden. Dieser betrachtete die Ehe nur als einen bürgerlichen Vertrag, zu dem die Erklärung der Contrahirenden vor den Civilbehörden und Zeugen, daß sie den Vertrag eingehen wollten, keineswegs aber eine kirchliche Trauung nöthig war; doch erfolgte die letzte unter dem Kaiser in den meisten Fällen. Die Einwilligung der Eltern war bei Söhnen nur bis zum 25., bei Töchtern bis zum 21. für nöthig erachtet. Das Concubinat erlaubte der Code Napoléon, wenn die Concubine außerhalb des Hauses, welches der Mann mit der Frau bewohnte, gehalten wurde. Diese Gesetze wurden nach der Rückkehr der Bourbons sämmtlich modificirt, sodaß in Frankreich fast dasselbe Gesetz besteht, was in andern katholischen Staaten über die Ehe gilt. Unter den jetzt bestehenden Ehegesetzen ist das auffallendste das von Muhammed für seine Gläubigen verordnete. Der Koran gestattet bekanntlich einem Manne, 4 Weiber zu nehmen und noch eine beliebige Anzahl Sklavinnen oder Concubinen neben ihnen zu halten. Ein Gesetzbuch neben dem Koran erläutert noch die Ehefragen, welche in diesem nicht erklärt sind. Dennoch hat bei den Muhammedanern kaum der tausendste Mann mehr als eine Frau, theils weil die Zahl derselben nicht zureichen würde, theils weil die meisten nicht mehr als eine ernähren können. In China findet nur Eine gesetzliche Heirath Statt; doch erlauben die Gesetze das Concubinat und unterdrücken die Frau sehr, indem sie beliebigt verkauft werden, ja selbst nach dem Tode des Mannes von den Verwandten desselben, zu Wiedergewinnung der Summe, die sie gekostet, veräußert werden kann. Die Polyandrie herrscht auf der Küste von Malabar, wo eine Frau 12 Männer nehmen darf und der, welcher im Hause ist, nur zum Zeichen seiner Anwesenheit, seine Waffen hinstellt, worauf die andern Männer, wenn einer kommt, sogleich wieder weggehen; sonst sind nur noch einige Negerstämme und andere auf der tiefsten Stufe der Cultur stehende Völker bekannt, bei denen die Polyandrie herrscht. — (Vgl. Hippel „Ueber die Ehe" (4. Aufl., Berlin 1793); Krug, „Philosophie der Ehe" (Leipz. 1800); Schlegels „Darstellung der verbotenen Grade bei Heirathen" (Hanover 1802); Hoffmanns „Handbuch des deutschen Eherechts" (Jena 1788).

Ehebruch ist die Pflichtverletzung der ehelichen Treue. Wird diese Untreue in physischer Hinsicht, d. h. durch Befriedigung des Geschlechtstriebes durch einen andern Gegenstand, als den Gatten, begangen, so nennt man sie den juridischen Ehebruch; entzieht aber der eine Gatte dem andern sein Herz und wendet es einem Dritten als einem noch geliebteren Gegenstande zu, so ist dieß moralische Untreue oder ethischer Ehebruch. So ist ein juridischer Ehebruch nicht immer zugleich ein moralischer; denn Untreue der That ist noch keine Untreue des Herzens. Obgleich die Tugendlehre auf beide Arten ehelicher Untreue den schwersten Bannfluch legt, so dürfen die Frauen beim wirklichen Ehebruche hierin nachsichtiger seyn als die Männer, weil ihre Ehre und ihr Ansehen durch Untreue des Mannes weniger gefährdet wird, und weil sie, wenn sie deßhalb auf Scheidung dringen, sich dem entehrenden Verdachte aussetzen, sie könnten den verminderten Geschlechtsgenuß nicht ertragen. Das Ignoriren ist also gewöhnlich die beste Partie, so sie ergreifen können, besonders wenn ihre Ehe mit Kindern gesegnet ist, auf welche die Trennung nachtheilig einwirken könnte, und wenn es der Mann sonst

Digitized by Google

nicht an der gebührenden Achtung fehlen läßt. Auch wird ein nicht ganz verdorbener Mann durch ein solches Benehmen am Leichtesten zu seiner Pflicht zurückgeführt. Und die Zurückführung eines Verirrten auf die Bahn der Tugend ist immer ein Preis, um den es sich der Mühe lohnt, einiges Unrecht erduldet zu haben. Wenigstens ist dieß hier besser, als selbst Unrecht thun. Nach römischem Rechte durfte der Ehemann das ehebrecherische Paar, der Vater die Tochter sammt dem Ehebrecher, auf der That ertappt, tödten. Die ältern deutschen Gesetze straften den Ehebruch mit dem Tode, mit Landesverweisung; dann substituirte man die Zuchthausstrafe, endlich Gefängniß- und Geldstrafe, welche heutzutage gewöhnlich angewendet werden. Ein Beispiel des vollendeten moralischen Ehebruchs stellt Göthe in seinen „Wahlverwandtschaften" auf, als Eduard und Charlotte sich in jener Unglücksnacht mit falscher Zärtlichkeit täuschen; und daß dergleichen in der Welt nicht selten vorkommen, beweist die bemerkbare Einmischung bestimmter Gesichtsähnlichkeit in die Nachkommenschaft unsträflich wandelnder, aber sträflich denkender Eheleute. S. die treffliche Schrift von R. M. von Goens-Cunningham „Ueber moralischen Ehebruch ꝛc." (Leipzig 1811).

Ehehaften, s. Ehe.

Ehekrone, die angeheirathete Krone, welche die Gemahlin eines Königs, vermöge des Erbgesetzes, eigentlich besitzt. Der König führt die Regierung nur im Namen und Auftrag seiner Gemahlin oder gar nicht; so besaß Kaiser Franz I. Ungarn und Böhmen nur als Gemahl von Maria Theresia.

Eheliche Kinder (ehelich geborne Kinder, liberi legitimi), diejenigen, welche in einer rechtmäßigen Ehe erzeugt und geboren sind. Inwiefern Kinder, welche zu bald nach Eingehung der Ehe, oder erst nach Aufhebung der Ehe geboren werden, für eheliche gelten können, wird theils nach der Zeit, wo die Vaterschaft angenommen werden kann, beurtheilt. Im Allgemeinen gilt in Beziehung auf den Vater der Grundsatz: Pater est, quem nuptiae demonstrant.

Ehelosigkeit, s. Cölibat.

Ehepacten (Ehestiftung, Eheberedung, Ehegüter, pacta dotalia, nuptialia), die bei Schließung der Ehe zu Bestimmung der persönlichen oder Vermögensverhältnisse, sowohl während der Ehe, als auf den Todesfall abgeschlossenen Verträge.

Ehescheidung (divortium), die Trennung einer Ehe durch richterliches Erkenntniß. Die Ansichten über Ehescheidung bei den Christen sind höchst verschieden. Die katholische Kirche betrachtet die Ehe als eine absolute Uebergabe zweier Personen verschiedenen Geschlechts an und für einander, und hat deßhalb die ganze Unauflösbarkeit derselben stets gelehrt, sich stützend auf Matth. 5, 31—32; 19, 1—10; Marc. 10, 2—13; Luc. 16, 18; Röm. 7, 2—4; 1 Kor. 7, 10. 11. Die ersten Stellen, welche eine Ausnahme zu gestatten scheinen, werden von katholischen Exegeten bald auf den Verlust der Jungfrauschaft vor der Verehelichung, bald auf eine bloße Scheidung von Tisch und Bett, bald als bloße Auslegung des jüdischen Gesetzes gedeutet. Die katholische Kirche kennt daher keine eigentliche Ehescheidung (gänzliche Ehescheidung div. totale, div. quoad vinculum), aber wohl eine Scheidung von Tisch und Bette (div. in toro et mensa). Die Fälle, wo sie letztere ausspricht, sind die Ehescheidungsgründe der Evangelischen (s. weiter unten) von

Digitized by Google

bis e und außerdem Abfall vom katholischen Glauben. Der Code Napoléon wich in der Ansicht über Ehescheidung bedeutend ab und ließ dieselbe zu. Bei den Evangelischen ist die Ehescheidung meist sehr erleichtert. Die Ehescheidungsgründe sind bei ihnen: a) Ehebruch, doch darf der unschuldige Theil hierzu keine Veranlassung gegeben oder ihn stillschweigend gebilligt haben; b) Lebensnachstellungen gegen den Ehegatten oder die Kinder, wohin auch grobe, dem Leben gefährliche Mißhandlungen gerechnet werden; c) ein unauslöschlicher Haß, besonders wenn er mit Mißhandlung verbunden ist; d) die böswillige Verlassung (Desertion); e) fortdauernde Versagung der ehelichen Pflicht; f) vorsätzlich zugezogenes Unvermögen zur ehelichen Vermischung; g) grobe Verbrechen, und endlich h) gewisse strafbare Handlungen, welche dem einen Ehegatten zugemuthet oder angedichtet werden, oder durch welche die eheliche Pflicht gröblich verletzt wird. In Preußen findet die Scheidung kinderloser Ehen auch auf den Grund gegenseitiger Einwilligung Statt. Die Ehescheidung erfolgt gewöhnlich durch das Consistorium in Folge eines eingeleiteten Ehescheidungsprocesses durch ein Ehescheidungs-Urtheil. Die Folgen der Ehescheidung sind nach den sie veranlassenden Gründen verschieden; ist ein Verbrechen der Grund, so treffen den Schuldigen pecuniäre Nachtheile, und der weibliche Gatte verliert auch den Rang und Stand des unschuldigen Mannes.

Eheverlöbniß, s. v. w. Verlobung. (Vergl. Ehe.)

Ehre ist das Gefühl meiner persönlichen Würde oder die Achtung, in der wir bei Andern vermöge unsres persönlichen Werthes stehen. Jene nennt man die innere, diese die äußere Ehre. Sie ist theils eine natürliche, wiefern jener Werth von uns allein abhängt, und heißt dann auch der gute Name oder die gute Meinung, die Andere, wenn sie von uns urtheilen, nach dem Grundsatze: Quisque præsumitur bonus, donec probetur contrarium (Jeden halte äußerlich so lange für einen guten Mann, bis du vom Gegentheile Beweise hast), zu äußern haben; theils eine positive, wiefern jener Werth durch unsere Verhältnisse in der Gesellschaft gesetzlich bestimmt ist, und heißt dann Rangehre. Da nun von der äußeren Ehre das öffentliche Vertrauen zu uns (der Kredit) und unser Einfluß auf die Gesellschaft abhängt, so darf Niemand dagegen gleichgültig seyn. Es würde sogar die völlige Gleichgültigkeit gegen Ehre und Schande im Urtheile der Welt über unsere Person und im Benehmen Anderer gegen uns eine niederträchtige Gesinnung verrathen. Also muß es allerdings als eine allgemeine Pflicht des Menschen gegen sich selbst angesehen werden, seine äußere Ehre sowohl zu behaupten, oder gegen Angriffe darauf durch Schmähungen und Verleumdungen Anderer zu vertheidigen, als auch durch alle an sich erlaubte Mittel zu erhöhen. Bei der Ausübung dieser Pflicht aber kann es mancherlei Beschränkungen haben, damit die pflichtmäßige Ehrliebe nicht zur Ehrsucht oder zum Ehrgeize, d. h. zum unbedingten und leidenschaftlichen, folglich übermäßigen Streben nach äußerer Ehre werde. Wenn z. B. unsere Ehre durch Schmähungen und Verleumdungen Anderer gekränkt ist, sich aber voraussehen läßt, daß die Nichtigkeit derselben schon von selbst einleuchten, mithin jede Kränkung außer der vorübergehenden Unlust in uns selbst weiter keinen Erfolg haben werde; so würde die Vernunft unsrerseits vielmehr die Großmuth, welche solche Beleidigungen nicht achtet, oder höchstens mit Verachtung bestraft, in Anspruch nehmen, auf

Digitized by Google

jeden Fall aber die Aeußerungen gereizter Empfindlichkeit darüber, wodurch man keinen andern Zweck, als den der Rache, am Beleidiger erreichte, mißbilligen. Denn Rachsucht ist eines unvernünftigen Wesens ebenso unwürdig, als Ehrsucht, Habsucht u. dgl. Das Streben nach Ehrenstellen, Auszeichnungen und Titeln, um an äußerer Ehre zu gewinnen, würde die Vernunft ebenfalls nicht billigen können, wenn es aus bloßer Eitelkeit geschähe und man nicht auf dem Wege des wahren Verdienstes, mithin durch Würdigkeit, sondern durch Gunst, Bestechung ꝛc. und auf andern Schleichwegen dazu zu gelangen suchte. Denn diese Wege sind an sich ehrlos, d. h. der innern Ehre widerstreitend, welche immer die Grundlage der äußern seyn soll. — Die Frage: Gibt es ein sogenanntes Recht auf guten Namen?, ist vielfach aufgeworfen worden. Versteht man darunter weiter Nichts, als die Befugniß, von Andern zu fordern, daß sie auch in ihren Aeußerungen über unsere Person die der Würde eines vernünftigen Wesens gebührende Achtung nicht verletzen, soweit man diese Achtung nicht selbst durch Unwürdigkeit des Betragens verwirkt hat; so findet allerdings hier ein solches Recht Statt. Der gute Name ist nämlich als unser inneres und angebornes Eigenthum zu betrachten, und kann daher auch die natürliche Ehre eines vernünftigen Wesens genannt werden. Kränkungen dieser Ehre durch verächtliche, beschimpfende und verleumderische Aeußerungen sind daher als Verletzungen jenes Eigenthums, mithin als Beleidigungen der Person anzusehen, und heißen zum Unterschiede von andern thätlichen Beleidigungen (injuriæ reales) wörtliche Beleidigungen (injuriæ verbales), auch oft schlechtweg Injurien (s. d.). Daß Andere wirklich eine gute Meinung von uns haben und sie auch äußern, läßt sich freilich nicht vermöge jenes Rechtes fordern, wohl aber, daß sie keine schlechte Meinung äußern, wenn wir sie nicht selbst dazu veranlaßt haben. Daher findet nach dem Naturrechte keine wörtliche Beleidigung oder Injurie Statt, wo die Ausrede der Wahrheit (exceptio veritatis) mit Grund vorgebracht werden kann. Das positive Recht geht aber hierin weiter und legt gewissen Personen außer jener natürlichen noch eine positive Ehre bei, vermöge der sie in der Gesellschaft einen höhern Rang oder eine höhere äußere Würde behaupten, und dieser zufolge auch gewisse äußere Ehrenbezeugungen von Andern fordern dürfen, z. B. den Magistratspersonen. — Ehrlosigkeit ist durch schändliche Handlungen aller Art, besonders auch durch grobe Verbrechen, welche mit entehrenden Strafen belegt werden, entstandene Beraubung der öffentlichen Achtung, auf die sonst Jeder von Rechtswegen Anspruch machen kann. (S. Infamie.) Die mit gewissen Gewerben verbundene Ehrlosigkeit ist ein Rest der Barbarei voriger Zeiten, und neuerdings ziemlich überall abgeschafft worden. Die Merkmale der äußern Ehre sind Ehrenzeichen und Ehrenstellen. Unter Ehrenämtern versteht man solche Ehrenstellen, die mit keiner oder nur geringer Besoldung verknüpft sind. Ehrentitel sind dagegen bloß Zeichen von Ehrenämtern, vermöge welcher Jemand gar Nichts von Amtswegen zu thun hat, sondern bloß einen gewissen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft genießt. Ehrensachen sind Angelegenheiten, insonderheit von streitiger Art, bei welchen man in Gefahr ist, an seiner äußern Ehre zu leiden. Da solche Ehrensachen oft zu blutigen Händeln (Duellen oder Zweikämpfen) Anlaß geben, so hat man sie hin und wieder durch besondere Ehrengerichte beizulegen gesucht. An einigen

Digitized by Google

Orten, z. B. in der Lausitz, in einem Theile von Schlesien, gibt es dergleichen, welche aus hohen Adeligen bestehen (auch die Ehrentafel genannt), welche über alle die Ehre des Adels betreffenden Angelegenheiten entscheiden müssen. Allein der sogenannte Ehrenpunkt, oder das point d'honneur, wollte es anfänglich nicht leiden, daß solche Sachen gerichtlich entschieden würden, weil der Stand der streitenden Parteien in solchen Dingen fordere, daß Jeder mit eigner Kraft und eignem Muthe seine Ansprüche durchsetze oder sich Genugthuung verschaffe. (Vgl. Zweikampf.) Unter Ehrenschulden versteht man gewöhnlich Spielschulden, weil diese nicht ausgeklagt werden können, mithin bloß die Ehre zu deren Bezahlung verpflichtet. Ehrensold (Honorar) nennt man die Vergütung, die ein Lehrer von seinen Schülern für Vorlesungen, ein Schriftsteller vom Verleger, ein Arzt von den Kranken oder deren Anverwandten für seine Bemühung erhält, die eigentlich nicht nach Gelde geschätzt werden kann, und daher mehr um der Ehre als um der Besoldung willen unternommen werden sollte. Ehrengeschenk und Ehrengabe ist Dasjenige, was an manchen Orten vorzüglich durchreisenden fürstlichen Personen aus achtungsvoller Huldigung dargeboten wird, z. B. Früchte, Kuchen, Wein ꝛc., daher der Ausdruck Ehrenwein. Unendlich sind die Arten der Ehrenbezeigungen, daher die Ausdrücke Ehrenfest, Ehrentag, Ehrenschmaus, Ehrengelag, Ehrentrunk, Ehrentanz, Ehrensäule, Ehrentempel, Ehrenpforte, u. s. w.; Ehrendamen und Ehrencavaliere sind höhere Dienerinnen und Diener an den fürstlichen Höfen.

Ehrenbreitstein, eine wichtige Bergfestung auf einem 372 Fuß hohen Felsen am rechten Rheinufer, Koblenz gegenüber, im ehemaligen Erzstift Trier. Schon die Römer sollen hier zu den Zeiten des Kaisers Julian ein Castell (n. A. nur eine Warte) erbaut haben, auf dessen Ruinen unter der fränkischen Herrschaft eine Burg angelegt worden, die der trierschе Erzbischof Hermann Hillin um 1153 erneuert, vergrößert und stärker befestigt hat. Ritter des Namens Ehrenbreitstein waren vom 12. bis zum 15. Jahrh. Burgleute auf dieser Feste. Der Kurfürst Johann II. von Trier ließ dieselbe 1481 ausbessern, die Festungswerke erweitern und einen 280 Fuß tiefen Brunnen in den Felsen hauen. 1611 ward diese Festung vom Kurfürsten Lothar von neuem befestigt. Sein Nachfolger Philipp Christoph räumte sie 1632 den Franzosen ein, worauf dieselbe 1637 von den Kaiserlichen durch Hunger bezwungen und erst 1650 dem Kurfürsten von Trier von ihnen zurückgegeben wurde. 1688 ward die Festung von den Franzosen stark beschossen, aber nicht eingenommen, 1795 durch den franz. General Marceau, 1796 zwei Mal durch die Generale Jourdan und Marceau blockirt, das letzte Mal beschossen, wobei ein Theil des Städtchens Thal-Ehrenbreitstein in Asche gelegt wurde, und 1797 wieder durch den General Goullus blockirt. 1798 aber wurde die Festung von den Franzosen, während der Friedensunterhandlungen, völkerrechtswidrig, enger als je eingeschlossen, sodaß der Commandant Oberst v. Faber sich endlich genöthigt sah, sie am 27. Jan. 1799 aus Mangel an Lebensmitteln zu übergeben. Die Franzosen begannen zwar, die Festungswerke zu erweitern und zu verbessern, allein schon 1800 wurde der Anfang zu ihrer Zerstörung gemacht, die in kurzer Zeit auch so vollständig bewirkt ward, daß nur Trümmer von Gemäuern und Schutthaufen übrig blieben. 1802 wurde die gesprengte

Digitized by Google

Festung, das Städtchen und das dazu gehörige Amt dem Fürsten von Nassau-Weilburg als Entschädigung zugetheilt, und nachdem dieser durch einen, in Folge des wiener Congresses 1815 geschlossenen Vertrag, diese Besitzungen an Preußen abgetreten, gehören sie jetzt zum koblenzer Reg.-Bez. des Großherzogthums Niederrhein. Auf dem Felsen Ehrenbreitstein hat sich seit 1817 unter der Leitung des preuß. Ingenieurgenerals Aster eine neue bedeutende Festung erhoben, die in Verbindung mit den auf den gegenüber liegenden Höhen Bonacker und Nellenkopf angelegten Befestigungen, stärker wie die vorige geworden ist. Vom höchsten Punkte der Festung genießt man ein weite und herrliche Aussicht in die romantische Landschaft. Zwischen dem Rhein und der steilen Felswand des Berges, auf welchem die Festung liegt, stand sonst ein kurfürstl. Residenzschloß. Das Städtchen Thal-Ehrenbreitstein hat 2 kathol. Kirchen (darunter die 1712 vom Kurfürsten Johann Hugo erbaute schöne Kreuzkirche), eine Synagoge, 264 Häuser, 2350 Einw., Sitz eines bischöfl. trierschen Delegats und der Justizämter Ehrenbreitstein und Vallendar. Es unterhält Tabacksfabrikation, Lederbereitung, Weinbau, 9 Wassermühlen, Handel mit Getreide, Eisen, Stahl, Thonerde, Mineralwasser. Besonders merkwürdig ist der hiesige Sauerbrunnen (Thalborn), dessen Wasser hier und in Koblenz häufig getrunken wird, jedoch nicht verschickt werden kann. In der Nähe der Stadt haben sich 1818 durch Aufgrabungen Gräber, Münzen und andere römische Denkmäler gefunden. (Vgl. Koblenz.)

Ehrenfriedersdorf (Ehrenfriedrichsdorf, Irbersdorf), Bergstadt im Erzgebirgkreise des sächsischen Königsstaats, an der Wilsch und am Röhrgraben, 1506 Fuß über der Meeresfläche, hat in 230 Häus. 2000 Bewohner, welche Spitzen klöppeln, Strümpfe wirken, Posamentirarbeit liefern und Bergbau auf Silber, Zinn, Eisenstein und Arsenik in 19 Gruben unterhalten. In der Nähe ist der hohe Berg Greifenstein, dessen emporstehende Felsen den Anblick eines eingefallenen Schlosses geben.

Ehrenlegion (Légion d'honneur). Diesen von Napoleon, als erstem Consul, zur Belohnung ausgezeichneter Verdienste im Militär- und Civilfach, den 19. Mai 1802, gestifteten Orden können nicht nur geborne Franzosen aus allen Ständen, sondern auch Ausländer erhalten. Mit ihm ist für jene ein Gehalt und eine Versorgung für die Töchter der Legionärs in besondern Erziehungsanstalten verbunden. Hierzu sind 8.200.000 Franken Renten auf Nationalgüter angewiesen. Die Ernennung der Mitglieder, die keinen besondern Stand auszumachen, noch Ansprüche auf besondere Aemter haben, geschieht auf Lebenszeit. Sie müssen sich bei der Aufnahme durch einen Eid verbindlich machen, daß sie zur Erhaltung des Reichsgebiets, zur Vertheidigung der Regierung und Verfassung, zur Bekämpfung jedes auf Wiederherstellung des Lehnsystems abzweckenden Unternehmens mitwirken wollen. Ludwig XVIII. hat diesen Orden in der Constitutionsurkunde vom 4. Juni 1814, und durch die königliche Verordnung vom 26. März 1816, mit einigen Abänderungen unter dem Namen eines „königlichen Ordens der Ehrenlegion" bestätigt, und sich selbst, wie vormals Napoleon, zum Großmeister desselben erklärt. Die Anzahl der Großkreuze, ehemals Grand-cordons, ist jetzt auf 80, die der Großoffiziere auf 160, der Commandeurs, ehemals Commandanten, auf 400 und der Offiziere auf 2000 festgesetzt, die Zahl der aufzunehmenden Legionäre oder Ritter aber ist unbestimmt. Ein

Digitized by Google

Großoffizier hat 5000, ein Commandeur 2000, ein Offizier 1000 und ein Legionär 250 Franken jährlicher Einkünfte. Die Dekoration besteht in einem weiß emaillirten Sterne von fünf doppelten Strahlen, in dessen Mitte sich auf der einen Seite (statt Napoleons) das Bildniß Heinrichs IV., von einem Eichen- und Lorbeerkranze umgeben, mit der Umschrift: Henri IV, Roi de France et de Navarre (sonst Napoléon Empereur des François), und auf der andern (statt des französischen Adlers, welcher den Blitz trägt) die drei Lilien mit der unverändert gebliebenen Inschrift: Honneur et Patrie befinden. Bei dem Großkreuz schwebt über den Lilien eine Königskrone. Dieser Stern, der bei den höhern Ordensrittern von Gold und bei den bloßen Legionären von Silber ist, wird an einem rothmohrnen, weißgeränderten, ungefähr zwei Finger breiten Bande im Knopfloche getragen; die große Dekoration aber besteht in einem breiten, rothen, von der rechten Achsel auf die linke Seite herabfallenden Bande, und in einem auf der linken Seite des Kleides mit Silber gestickten Stern von zehn Strahlen, in dessen Centrum sich die drei Lilien mit der Umschrift: Honneur et Patrie befinden. In Friedenszeiten wird kein Franzose in den Orden aufgenommen, der sich nicht 25 Jahre lang in Civil- oder Militärdiensten ausgezeichnet hat. Das Fest des Ordens wird den 15. Juli, an dem St.-Heinrichstage gefeiert.

Ehrenmedaillen, Münzen, mit denen man das Andenken ausgezeichneter Männer ehrt. Der Gebrauch der Ehrenmedaillen zeigt sich schon bei den Alten. Gemeiniglich enthält der Revers eine symbolische Andeutung des Wirkens des auf dem Avers Abgebildeten. Ehrenmitglieder, bei gelehrten und andern Gesellschaften, Personen, welche wegen hohen Standes oder besonderer Verdienste zu denselben eingeladen werden, und darüber Ehrendiplome erhalten, ohne zu Arbeiten, Geldbeiträgen und andern Leistungen verbunden zu seyn. Ehrenpforte (Bauk.), gemeiniglich nach Art der antiken Triumphbogen (s. d.) errichtete Bogenstellung oder Portal, dessen Dauer nur auf kurze Zeit berechnet ist, wie bei Illuminationen, Einzügen von fürstlichen und andern zu verehrenden Personen ꝛc. Sie besteht daher nur aus Holzwerk, mit Brettern, Lattenwerk oder auch nur mit Baumzweigen bekleidet und mit Malereien, Transparents ꝛc. verziert.

Ehrenström, schwedischer Oberst, nahm Antheil an der Verschwörung gegen die Regentschaft, 1793. Gustav III., der in dem jungen Officier Anlage zu einem Staatsmanne fand, machte ihn zu seinem Cabinetssecretair und brauchte ihn in schwierigen Geschäften. Nach des Königs Tode machten einige Männer, die mit dem, ihnen unter der Regentschaft des Herzogs von Südermannland angewiesenen Antheil an der Staatsgewalt nicht zufrieden waren, den Plan, den jungen König vor der, von den Gesetzen und durch das Testament Gustavs III. bestimmten Zeit für volljährig zu erklären. Der Baron Armfelt (s. d.), der unter der vorigen Regierung viel gegolten hatte, sollte an der Spitze der Verschwörung stehen, und Ehrenström ward beschuldigt, mit ihm, der jungen Gräfin Rudenskjöld und andern bedeutenden Personen, den Plan gemacht zu haben, mit gewaffneter Hand eine Staatsveränderung in Schweden, mit Hülfe russischer Kriegsvölker und Schiffe zu bewirken, dem Herzoge von Südermannland die Regentschaft zu entreißen, ihn selbst, wenn er Widerstand leistete, aus dem Wege zu schaffen, und den jungen König mit der vollen Obergewalt zu bekleiden. Briefe, welche

Digitized by Google

Armfelt, der kurz vorher als Gesandter nach Neapel gegangen war, verloren, und die ein Italiener, der, man weiß nicht wie, dazu gekommen war, an die schwedische Regierung geschickt hatte, waren beinahe die einzigen Beweise, die man gegen die Angeklagten vorbringen konnte. Armfelt fand Schutz in Neapel und später in Rußland; um so schwerer traf die Mitschuldigen eine Rache, welche weniger von dem Regenten als von einigen Mächtigen, die man in den aufgefangenen Briefen lächerlich gemacht hatte, ausgeübt wurde. Ehrenström, der sich beredt und geistreich vertheidigt hatte, wurde zum Schwerte verurtheilt. Er ging mit Ruhe und Entschlossenheit zum Blutgerüste. Seine hagere Gestalt und sein langer rother Bart, den man ihm während einer neunmonatlichen Gefangenschaft nicht abgenommen hatte, gaben ihm ein wildes und kühnes Ansehen. Auf dem Blutgerüste las er mit der größten Kaltblütigkeit die daselbst angehefteten Todesurtheile, und schon war der Scharfrichter bereit, den Todesstreich ihm zu geben, als man dem Verurtheilten Gnade ankündigte. Die Todesstrafe ward in lebenslängliche Gefangenschaft auf der Festung Karlstein umgewandelt. Als Gustav IV. zur Regierung kam, machte er dieser Haft ein Ende und gab Allen, die ihm einige Jahre früher zum Besitz der Gewalt hatten verhelfen wollen, Beweise seiner Gunst. Ehrenström aber, der am meisten gelitten hatte, wurde am meisten vernachlässigt und erhielt einen Jahrgehalt, womit er sich in die Abgeschiedenheit zurückzog.

Ehrenwort ist ein Versprechen, unter gleichsam unterpfändlicher Einsetzung seiner Ehre gegeben, jeden Ehrenmann gleich einem Eide verbindend. Besonders wird bei Officieren und dem Adel Werth auf das Ehrenwort gelegt und es zu brechen für entehrend gehalten. Sonst besonders war es gewöhnlich, gefangene Officiere auf ihr Ehrenwort, nicht während des Kriegs dienen zu wollen, in ihre Heimath zu entlassen.

Ehrenzeichen, 1) ein Zeichen, das dem Besitzer desselben Ehre und Ansehen ertheilt, z. B. Orden, Titel, Wappen; 2) in Preußen sonst eine goldene oder silberne Medaille, jetzt ein silbernes Kreuz des activen Militairs, das, im Kriege (Militair-Ehrenzeichen) gegeben, an einem schwarzen und weiß eingefaßten Bande, und, im Frieden gegeben (allgemeines Ehrenzeichen), an einem rothen und weißen Bande getragen wird. Es hat 2 Klassen, die erste ersetzt die sonstige goldene Medaille, die zweite die silberne. Aehnliche Ehrenzeichen haben mehre Staaten.

Ehrwürdig (Titul.), 1) Beiwort, das den Geistlichen gegeben wird, mit verschiedenen Zusammensetzungen nach dem Rang, als Hochwohlehrwürden oder Wohlehrwürden dem Dorfpfarrer, Hochehrwürden dem geringern Stadtgeistlichen, Hochwürden dem Superintendenten, Domherrn, Doctoren und Professoren der Theologie; 2) (Freim.), Titel der Beamten im Logenstyl; die ersten Logenbeamten erhalten das Prädicat sehr ehrwürdig.

Ei, Doppellaut der deutschen Sprache; geht in den rauhern Mundarten in ai, oi, va, in den weichern in ee über; nur in Wörten aus fremden Sprachen (wie Deist) werden beide Vocale besonders ausgesprochen.

Ei, 1) (Physiol.), der zum Leben vorgebildete thierisch-organische Theil, der, in einem dafür bestimmten Organe eines mütterlichen Körpers (Eierstock) erzeugt, entweder in andern inneren Geschlechtstheilen

Digitized by Google

ei lebendig gebärenden Thieren) oder ausgeschieden, besonders vom ärme (durch Brüten), wenn durch Zutritt männlicher Zeugungsstoffe : Bildungstrieb in ihm bis zu eigner Entwickelung angefacht ist (als ruchtetes Ei), allmählig zu einem lebendigen Individuum (vor wirk- er Ausscheidung vom Ei als Embryo) sich ausbildet. Vgl. Eier. (Myth.) Der Ursprung organischer Wesen legte in früheſter Zeit die ee nahe, daß alles Lebende aus einem ursprünglichen Ei (einem eltei) hervorgegangen sey. Die Aegypter und andere alte Völker llten die Welt unter diesem Sinne vor. In des Orpheus Theogenie ſpringt das Weltei aus der Liebe des Aethers und des Chaos, und e Demiurg (Weltenschöpfer) gab es der Nacht auszubrüten. Nach dem sbrüten schied sich das Leichtere von dem Dickeren und stieg in die öhe; aber der Demiurg verband beide sich trennende Theile wieder.

Eiche, 1) (Forstw.), Waldbaum aus der Gattung Quercus. Es ist eine Menge Arten derselben, die größte Mannigfaltigkeit herrscht rin in Nordamerika, das man bald als das rechte Vaterland der Ei- en erkennt. Doch erreichen sie hier nicht den majestätischen Wuchs und s Alter dieser Bäume im nördlichen Europa. Die Blüthen sind ge- nnten Geschlechts, doch finden sie sich auf einem Stamme; die männ- hen bestehen aus einem 5theiligen Kelche ohne Krone, mit 5—10 taubgefäßen, und bilden dünne, fadenförmige Kätzchen; die weiblichen hen zerstreut in den Blattwinkeln, sie haben einen einblätterigen Kelch ne Krone und 2—5 Griffel, sie hinterlassen Nüsse, die unter dem amen Eicheln bekannt sind. Das schwere, harte und feste Holz der Eiche ent besonders als Bauholz, und ist vorzüglich tauglich zu Wasserbauen, eil es nicht leicht fault, sondern anfangs sogar im Wasser fester wird. ie Rinde dient als Gerberlohe, die Früchte (Eicheln) zur Nahrung für chweine und zum Branntwein. Auch geröstet als Kaffee (Eichelkaf- e), ein, besonders für Kinder, weit heilsameres Getränk, als der ge- öhnliche Kaffee, und vorzüglich wirksam gegen Skropheln, Flechten, autausschläge u. dgl. Die Bereitungsart ist folgende: man kocht die icheln, nachdem man das grüne Näpfchen, worin sie sitzen, weggenom- en, 6 bis 8 Stunden, bis die äußere Schale aufgesprungen ist, schnei- et sie dann in würflige Stücke, trocknet sie an der Zugluft (ja nicht n der Sonne), brennt und mahlt sie dann fein. Man kann sie allein att des Kaffees trinken, oder auch mit einem Theile desselben vermi- hen. — Die bekanntesten Arten der Eichen sind: a. die Färber-Eiche oder Quercitronen-Eiche (Q. tinctoria) wächst in Pennsylvanien und in Caro- na und Georgien auf hohen Bergen. Sie hat verkehrte und längliche, nz leicht ausgebogene Blätter die auf der Unterfläche weich behaart nd. Die Zähne des Randes endigen sich in Borsten. Das gelbfärbende olz dieses Baumes ist im Handel unter dem Namen des Quercitronen- olzes bekannt. b. Die Stein-Eiche oder Winter-Eiche (Q. robur) wird 00—120 Fuß hoch und 5—7 Fuß dick in 250 Jahren; 400—600 ahr alt, kommt bis zu 60° und 62° N. Br. noch fort, dagegen im ördlichsten Europa nicht mehr, liebt mehr die bergige Lage und wächst ıfselbst höher; Sandboden mit Lehm ist ihr am zuträglichsten. c. Die ötiel-Eiche (Q. pedunculata) oder Sommer-Eiche kommt in ganz Europa is zum 55° N. Br. in sandigem, mit Dammerde und Lehm vermisch- m Boden, mehr in Ebnen und auf niedern Bergen als auf hohen, und at mit der vorigen fast gleich Blätter, nur sind sie fast gar nicht ge-

Digitized by Google

steht; dagegen haben die 2—3 beisammensitzenden Eicheln 1½ Zoll lange Stiele. Es gibt sehr viele Spielarten. Diese Eiche übertrifft die vorige an Nutzbarkeit. Zwar ist jener ihr Holz härter, aber doch nicht so dauerhaft, wie dieses. Sie gibt die beste Lohe und ihre Eicheln sind größer. Man findet an ihr den Eichenblätter- und Eichenlöcherschwamm (Agarcus quercinus und Boletus igniarius), welche den Feuerschwamm geben. — Noch sind drei Eichen merkwürdig: die Kork-Eiche (Q. suber), vorzüglich in Spanien, aber auch in Krain einheimisch, sie wächst in Gebirgen, wird 30—40 Fuß hoch, 1—2 Fuß dick, dauert 100—150 Jahre. Sie liefert das Kork- oder Pantoffelholz, das aus der schwammigen Rinde besteht, woran der Baum sogleich zu erkennen ist. An alten Stämmen ist sie dick, aufgerissen und grau, an den jungen glatt und braun; die erstere trennt sich selbst los; doch wird sie gemeiniglich alle 8—10 Jahre abgeschält. Der beste Kork kömmt von ältern Stämmen nach der 3ten Schälung. — Die Kermes-Eiche (Q. corciferra) wächst in Südeuropa, auch in Krain, vorzüglich auf hohen Gebirgen. Sie hat längliche, stachelig gezähnte Blätter ohne Ausbuchtungen. An ihren Zweigen und Blättern finden sich kleine Auswüchse, die von Schildläusen (Corcus ilicis) kommen und unter dem Namen Kermes- oder Scharlachbeere von Färbern gesucht werden. — Die Knopper-Eiche (Q. aegilops) findet sich auch im Oestreichischen, und hat eirundlängliche, sehr leicht ausgebuchtete Blätter, die auf der Unterfläche grau behaart sind. Sie liefert die besten Galläpfel zur Färberei und Dinte. Diese entstehen durch den Stich der Gallwespe (Cynips quercus folii), und erscheinen im April, bleiben bis in Juli und länger. Wenn man sie öffnet, findet man eine Larve darin, die aus dem Ei der Wespe entstanden ist. Diese verpuppt sich, und aus ihr entwickelt sich eine Gallwespe, die sich einen Ausweg aus der Galle öffnet und entflieht. — 2) (Ant.) Die Eiche war bei den Persern, Israeliten, Celten (Druiden) sehr häufig der Baum, unter dem sie Gottesdienst hielten. Bei den Griechen und Römern war sie dem Jupiter gewidmet; die Germanen berathschlagten sich unter ihr, stellten da ihre Götzenbilder auf ꝛc. Daher standen in Deutschland, Preußen ꝛc. viele alte heilige Eichen, die bei Einführung des Christenthums umgehauen wurden.

Eichen, vergleichen, gleich machen; Maßen und Gewichten die gehörige Größe und Schwere geben. Scheffel, Viertel, Fässer, Ellen, Wagen ꝛc. eichen. Dieses Eichen verrichten bestimmte Personen, welche das zu eichende Maß oder Gewicht mit dem von der Obrigkeit festgesetzten und angenommenen (welches auch das Eichmaß genannt wird) vergleichen, es demselben gleich machen, und als demselben gleich mit einem darauf gebrannten Stempel oder andern Zeichen bezeichnen. Ein Fischergarn eichen heißt, die Maschen desselben mit dem Strickspan messen, ob sie etwa zu klein sind, sodaß sich die junge Brut darin fangen kann, was nicht geschehen darf. Die Schiffe eichen, bestimmen, wie viel sie halten.

Eichenlaub, wurde von jeher in Kränze geflochten, zur Andeutung des Verdienstes und der Auszeichnung gebraucht. Bei dem preußischen rothen Adlerorden und dem Verdienstorden zeigt der Zusatz mit Eichenlaub ein höheres Verdienst, als sonst mit der Klasse verbunden wird, an. Der Orden hängt dann an 3 goldnen Eichblättern.

Eichhorn (Sciurus), eine Säugethier-Gattung aus der Familie der

Digitized by Google

näuseartigen Thiere (Glires) mit 2 meißelartigen Nagezähnen oben und unten, aber ohne Eckzähne. Das gemeine Eichhörnchen (Sc. vulgaris) zeichnet sich im Aeußern durch die pinselartig behaarten Luchsohren aus; sein Schwanz ist mit dem Rücken gleichfarbig. Nach dem Behaaren geht es in verschiedene, auch weiße Farben über, mit rothen Augen. Die weiß und schwarzgefleckten sind am seltensten. Es ist ein äußerst lebhaftes, kluges Thierchen, dessen Geruch und Gesicht gleich scharf sind; es macht Sprünge an 12 Fuß, wobei ihm der lange stark behaarte Schwanz beförderlich ist, und schwimmt vortrefflich. Es nährt sich hauptsächlich von Körnern und Früchten, von Blätterschwämmen, Blättern, Beeren, Knospen, Baumrinden. Die Pfirsichen- und Aprikosenkerne sind ihm Gift. Sie bauen sich in hohlen Stellen der Bäume an, besetzen aber auch die Nester der Elstern und Raben. Bei der Begattung kämpfen sie in den ersten Jahren heftig um die Weibchen. Wegen ihres Beißens und Nagens bleiben sie immer gefährlich. Sie bewohnen ganz Europa, Nord- und Mittelasien; am Ob und Baikalsee werden sie im Winter grau und liefern dann das echte Grauwerk. — Dem virginischen Eichhorn (Sc. cinereus) fehlt der Haarpinsel am Ohr, es ist auch größer. — Das fliegende Eichhorn (Sc. volans) zeichnet sich durch das schlaffe, ausgebreitete Fell aus, das von den Vorder- bis zu den Hinterfüßen reicht und nahe an den Vorderfüßen in einen winkelförmigen Lappen ausläuft, der ihnen bei großen Sprüngen als Fallschirm dient. Es hat die Farbe des Grauwerks, das petit gris der Franzosen, und lebt, Europa und Afrika ausgenommen, in den mehrsten Weltgegenden, sogar auf den Inseln der Südsee.

Eichhorn (Johann Gottfried), einer der ausgezeichnetsten deutschen Gelehrten in der Kunde der morgenländischen Sprachen, der biblischen Kritik, der Literaturgeschichte und Geschichtskunde, geb. d. 16. Oct. 1752 zu Dorrenzimmern im Fürstenthum Hohenlohe-Oehringen, war anfangs Rector der Schule zu Ohrdruf im Fürstenthum Gotha, erhielt 1775 eine Lehrerstelle auf der Universität zu Jena, die er bis 1788 bekleidete, wo er Professor der bibl. und oriental. Literatur in Göttingen ward. Seit 1811 war er D. der Theologie, seit 1813 Mitdirector der königl. Societät der Wissenschaften, seit 1816 Ritter des Guelfenordens und seit 1819 hanöv. geh. Justizrath. Er starb den 25. Juni 1827. Seine Kenntniß der morgenländ. Literatur und Geschichte zeigte er zuerst in einer „Geschichte des ostindischen Handels vor Mohammed" (Gotha 1775); dann in einer latein. geschrieb. Uebersicht der ältesten Denkmale der arabischen Geschichte, und in einer Abhandlung über die älteste Münzgeschichte der Araber. In Göttingen widmete er sich vorzüglich der Kritik der bibl. Schriften. Die Früchte seiner Forschungen waren: eine von 1788 fortgef. und 1801 mit dem 10. Bde. geschlossene „Allgemeine Bibliothek der bibl. Literatur", die einer früher, von 1777—86 von ihm herausgeg., aus 18 Tbln. bestehenden Zeitschrift („Repertorium für bibl. und morgenländ. Literatur") sich anschloß; seine „Einleitung in das Alte (4. Ausg. 1824) und das Neue Testament" und die „Apokryphischen Schriften", die sämmtl. 1804—14 auch u. d. T.: „Kritische Schriften", in einer umgearbeit. Ausg. (Leipz., 7 Bde.) erschienen, und seine latein. geschriebene, 1791 zu Göttingen herausgek. Erläuterung der Apokalypse. Durch diese Werke wirkte er auf das thätigste zur Verbreitung einer gesunden, auf die Kenntniß des biblischen

Digitized by Google

Alterthums und der morgenländischen Denkweise gegründetem Beurtheilung der biblischen Schriften. An jene Werke schloß sich seine 1790—93 zu Nürnberg mit Einleitung und Anmerkungen von Gabler herausgeg. „Urgeschichte", worin er die mosaische Urkunde kritisch prüft. Zwar stets diesen Forschungen treu, wie außer einzelnen Abhandlungen, sein Werk über die hebräischen Propheten (Göttingen 1816—19, 3 Bde.) bezeugt, wandte sich Eichhorn später mehr zum Gebiete der Geschichte. Zuerst widmete er seine Thätigkeit der Geschichte der gesammten Literatur, die er in Jena und Göttingen mehrmals in öffentlichen Vorträgen erläutert hatte, wodurch er Sinn und Neigung für diesen Zweig des akademischen Studiums erweckte, und zu einer zweckmäßigen Behandlung desselben vorzüglich beitrug. Er entwarf den Plan zu einer 1796 begonnenen Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis zu Ende des 18. Jahrh., deren einzelne, unter verschiedenen Titeln erschienene Abtheilungen, z. B. die Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit von Bouterwek, die Geschichte der Kriegswissenschaften von Hoyer, auch besondere Werke bilden. Eichhorn schrieb dazu eine unvollendet gebliebene „Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa" in 2 Bänden. Später gab er die Leitung dieses Unternehmens ab. Eine Uebersicht der gesammten Literargeschichte begann er 1799 (Göttingen), aber der ersten Hälfte dieses Werks folgte erst 1814 die zweite, welche die Literaturgeschichte der 3 letzten Jahrh. erzählt, nachdem jene 2 J. früher in einer neuen Auflage erschienen war. Ein umfassenderes Werk über die Geschichte der Literatur von ihrem Ursprunge bis auf die neuesten Zeiten begann er 1805. Auch diese verdienstliche Unternehmung ruht seit 1812. Es ist nur erst die allgemeine Uebersicht der Literaturgeschichte in den ältern, mittlern und neuern Zeiten unter den verschiedenen Völkern und die Literatur der schönen Redekünste geliefert worden, von der Literargeschichte der einzelnen Wissenschaften aber bloß die, im 6. Bde. des Werks enthaltene, von Stäudlin bearbeitete Geschichte der theologischen Wissenschaften vollendet, nach deren Maßstabe man auch die Bearbeitung der übrigen Wissenschaften erwarten darf. Die Reihe seiner Darstellungen aus dem Gebiete der Völkergeschichte begann er 1797 mit einer „Uebersicht der franz. Revolution", welche die Begebenheiten nach den damals zugänglichen Quellen und Hülfsmitteln (in 2 Thln.) erzählt. 1799 versuchte er eine Darstellung der Weltgeschichte, meist nach Gatterer's Plan, die 1804 in einer neuen Aufl. erschien, 1814 mit dem 3 Bande geschlossen, und 1818—20 in 4 Bdn. von Neuem bearbeitet ward. Er hatte den Plan, mit diesem schätzbaren Werke eine Sammlung beweisender Stellen aus den Quellenschriftstellern des Alterthums und des Mittelalters zu verbinden, für die Geschichte der neuern Zeit aber eine Auswahl der wichtigsten Staatsurkunden hinzuzufügen, um auf diese Weise zur Quellenforschung hinzuleiten; es ist jedoch bis jetzt Nichts als die Auswahl aus den Geschichtschreibern der Römer („Antiqua historia ex ipsis veterum scriptorum narrationibus contexta", Göttingen 1811) in 2 Bdn., und der Griechen („Antiqua historia ex ipsis veteram sript. graecor. narrat. cont.", Leipz. 1812) in 4 Bdn. erschienen. Die „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", sowohl in einem allgemeinen Ueberblicke, als nach den in den einzelnen Ländern Europas, Asiens, Afrikas und Amerikas vorgefallenen Veränderungen, erzählte er zuerst 1804, und 1818

Digitized by Google

in der 3. Ausg. in 6 Bdn., welche die Geschichte bis auf die neueste Zeit fortführen. Sein letztes historisches Werk ist die „Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen" (Hanover 1817), worin er die Abstammung des Welfischen Fürstenhauses bis zu den fernsten geschichtlichen Spuren hinauf verfolgt. Mehre einzelne Abhandlungen stehen in den „Commentarien der göttingischen Societät der Wissenschaften" und in den „Fundgruben des Orients". Seit 1813 leitete er die Herausgabe der „Göttingischen gelehrten Anzeigen".

Eichsfeld, Land zwischen Hessen, Thüringen und Braunschweig, sonst zum kurrhein. Kreise und zum Kurfürstenthum Mainz gehörig. Im Ober-Eichsfeld war Duderstadt und in Unter-Eichsfeld Heiligenstadt die Hauptstadt. Es bildete ehedem einen eignen Gau, von dem Mühlhausen die Hauptstadt war, und gehörte zum Herzogthum Sachsen. Kaiser Otto I. schenkte es dem Erzbischof von Mainz, es kam dann 1103 an Heinrich den Löwen, fiel aber nach dessen Achtserklärung wieder an Mainz zurück. 1256 jedoch, wo der Erzbischof vom Herzog von Braunschweig gefangen wurde und sich durch Abtretung des Eichsfeldes loskaufte, an Braunschweig; 1366 kam es durch Kauf wieder an Mainz, 1803 wurde es an Preußen gegeben, 1807 kam es an das Königreich Westfalen und ward zum Departement des Harzes geschlagen. 1813 nahm es Preußen wieder in Besitz, trat aber 1815 davon 3 Aemter, nämlich Duderstadt, Gieboldehausen und Lindau an Hanover ab, welches dieselben mit dem Fürstenthum Grubenhagen vereinigt hat. Der preußisch gebliebene Theil des Eichsfeldes gehört zum Reg.-Bezirk Erfurt und ist unter die 3 Kreise Heiligenstadt, Worbis und Mühlhausen vertheilt.

Eichstädt, Aichstädt, 28° 50′ 45″ L. 48° 53′ 30″ B., Hauptstadt des baierschen Oberdonaukreises, an der Altmühl mit 4 Vorstädten, 960 Häusern und 7000 Einwohnern. Die Stadt hat ihren Namen von den großen Eichen, die sich in der Gegend des Nordgaues befanden, wo des heiligen Bonifacius Blutsverwandter Wilibald, der erste Bischof in dieser Gegend, um das Jahr 740 zuerst ein Kloster anlegte, bei dem nach und nach Häuser gebaut wurden, aus denen endlich die Stadt entstand. Sie hat drei öffentliche Plätze und 8 Hauptstraßen, die große Domkirche und neben derselben die fürstliche Residenz, das große Jesuitencollegium, in dem jetzt ein Seminarium zur Bildung junger Geistlichen ist, ein Gymnasium, das Dompropsteigebäude, die Walburgiskirche, einen Bischof mit Capitel, ein General- und ein Polizeicommissariat, Bibliotheken und Kunstsammlungen, Waisenhaus, Tuch- und Siamoisfabriken und Bierbrauereien. — Die Stadt war sonst die Hauptstadt des ehemaligen Bisthums Eichstädt im fränkischen Kreise, das größtentheils an der Altmühl lag, an die Oberpfalz, Baiern, das Herzogth. Neuburg, an Schwaben und das Fürstenthum Ansbach grenzte und auf 22 QM. ohne die Landgeistlichkeit 57.800 katholische Einwohner zählte. Es enthielt 10 Städte und einen Marktflecken, und führte vorzüglich Getreide, Vieh, Hopfen, Holz und Eisen aus. Das Bisthum ward durch den Apostel der Deutschen, den h. Bonifacius, im 8. Jahrhundert gestiftet und Wilibald von ihm zum ersten Bischof geweiht. Der damalige Graf von Hirschberg, Suidger oder Suigger, soll zur Einrichtung des neuen Bisthums einen Theil seiner Güter gegeben haben; und der Graf Gebhard vermachte 1261 dem Bisthum seine ganze Grafschaft, die aber ein baierisches Lehn

Digitized by Google

war. Darüber entstanden zwischen den Herzogen in Baiern und dem Hochstift Streitigkeiten, bis jene demselben den größten Theil der Grafschaft überließen, und sich nur das Landgericht zu Hirschberg vorbehielten, was aber auch öftere Irrungen veranlaßte, ungeachtet der Kaiser Heinrich VII. 1309 das Testament des Grafen Gebhard bestätigte. Die übrigen zum Bisthum gehörenden Güter wurden meistens nach und nach gekauft. Der Bischof hatte im Reichsfürstenrath auf der geistlichen Bank seine Stelle zwischen den Bischöfen von Worms und Speier, und auf den fränkischen Reichstagen saß er nach dem Markgrafen zu Brandenburg. Als Bischof gehörte er unter das Erzstift Mainz. Das Domkapitel bestand aus 15 Capitularen und 23 Domicellaren, die alle von stifts- und rittermäßigem Adel seyn und ihre 64 Ahnen darthun mußten. Die Einkünfte der Kammerkasse, von denen der Fürst Niemand Rechenschaft zu geben hatte, betrugen 135.000 Fl., die Steuer 87.380 und die Extrasteuer 110.000 Fl.; das Domkapitel bezog 94.700 Fl. 1802 ward das Bisthum bei den allgemeinen Entschädigungen als ein Fürstenthum an Baiern, dann (26. Dec. 1802) an den Großherzog von Toscana, damaligen Kurfürsten von Salzburg, endlich im presburger Frieden 1805 wieder an Baiern abgetreten, und von diesem 1810 zu dem jetzigen Ober-Donaukreise gezogen. — Die Stadt war die Residenz des gewesenen franz. Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnois (s. d.) der 1817, nach Verzichtleistung auf das durch den wiener Congreß ihm in Italien zugesicherte Fürstenthum von 50.000 Seelen, das ehemalige Stift Eichstädt und die Landgrafschaft Leuchtenberg, mit den übrigen Besitzungen, die er noch dazu kaufte, unter baierischer Landeshoheit, als eine freie Standesherrschaft erhielt, von welcher er den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstädt führte. Das Residenzschloß hieß ehemals die Wilibaldsburg.

Eichthal (Bernhard, Freiherr von), ein um sein Vaterland höchst verdienstvoller Mann, geb. 1784 zu Leimen, einer bei Heidelberg gelegenen Besitzung seines Vaters; genoß von früher Jugend an eine sehr sorgfältige Erziehung, besuchte später die öffentlichen Schulen in Mannheim, setzte, als er 1801 mit seiner Familie nach München gekommen war, hier seine Vorbereitungsstudien unter Anleitung vorzüglicher Privatlehrer fort, und bezog 1804 die Universität, indem er von 1804—6 in Göttingen, 1807—8 in Heidelberg verweilte. Nachdem er auf der erstern Hochschule den Grad eines Doctors der Philosophie erworben hatte, ging er zu den Rechts- und Staatswissenschaften über, und widmete sich unter den Zweigen der Letztern vorzüglich dem Studium der Staatswirthschaft mit ausgezeichnetem Erfolge. Allenthalben erwarben ihm sein Fleiß und seine rastlose Wißbegierde die vorzügliche Achtung und Liebe seiner Lehrer. In sein väterliches Haus zurückgekehrt, beschäftigte er sich fortwährend mit den Kameralwissenschaften; er machte sich zugleich mit den wichtigsten Hülfswissenschaften der Technik, der Chemie und Mathematik näher bekannt; die letztere Wissenschaft insbesondere liebte er in dem Grade, daß er regelmäßig bis zur letzten Periode seines Lebens, täglich einige Stunden darauf verwendete und sogar Unterricht darin ertheilte, indem er dafür hielt, daß dieß die beste Methode sey, sich eine vollkommene Uebung in der Anwendung der Mathematik zu verschaffen. — Dem Wunsche seines Vaters gemäß bereitete er

Digitized by Google

sich ferner zum praktischen Staatsdienste vor und arbeitete 1810 und 11 bei den Rentämtern Augsburg und Ottobeuern. — Die Fortschritte der Chemie, welche in jener Zeit einen so großen Umschwung in dieser Wissenschaft und in allen darauf basirten Gewerben hervorbrachten, waren die vorzüglichste Veranlassung einer darauf folgenden Reise nach Paris, wo er sich 1812 und 13 aufhielt, und hier mit gewohntem Eifer seinen Lieblingsstudien oblag, bis ihn im Anfange 1814 die Kriegsereignisse zurückriefen. — Diese vielfache Verwendungen, sowie sein vorzüglicher Ruf und Charakter erwarben ihm endlich die Auszeichnung, daß er im darauf folgenden Jahre (1815) die Anstellung als wirklicher Finanzrath bei der königl. Regierung des Isarkreises erhielt, welche Stelle er 10 Jahre lang ehrenvoll bekleidete, und erst 1825, vor seiner Reise nach England, niederlegte. Die bald darauf ausgebrochene allgemeine Theuerung der J. 1816 und 17 gab ihm zuerst Gelegenheit, seine Thätigkeit, sowie seinen Wohlthätigkeitssinn in größerem Wirkungskreise zu entwickeln. Eichthal erhielt inzwischen 1817 von seinem Vater den Auftrag, die Verwaltung des von der Familie acquirirten bedeutenden Gutes in Ebersberg (vormals dem Maltheserorden gehörig) zu übernehmen, welche von nun an seine wichtigste Privatbeschäftigung ausmachte. Hier erlernte er die Landwirthschaft praktisch in allen ihren Zweigen und erkannte, jemehr er sich ihrer Ausübung widmete, wie mannigfachen Verbesserungen der gewöhnliche landwirthschaftliche Betrieb der dortigen Gegenden fähig und wie nützlich ein solches Beginnen sey. Es gedieh daher der Entschluß in ihm zur Reife, eine neue wissenschaftliche Reise nach einem ausgedehnteren Plane zu unternehmen, welche sich durch die Niederlande, Frankreich und besonders England erstrecken sollte. Einige Jahre hindurch bereitete er sich hierzu vor, und verband sich endlich mit v. Yelin, vormal. Mitgliede der Akademie zu München, und ausgezeichnet durch physikalische Kenntnisse, zu diesem Unternehmen, wobei der Letztere das Studium der in die Mechanik und das Fabrikwesen einschlägigen Gegenstände, Eichthal aber die landwirthschaftlichen Zweige übernahm. Im Frühjahr 1825 kam diese für so gemeinnützige Zwecke beabsichtigte Reise zur Ausführung. Die Reisendee gelangten durch die Niederlande nach England; allein auf der darauf folgenden Reise nach Schottland erkrankte v. Yelin, und Eichthal hatte das Unglück, seinen Reisegefährten in Edinburg durch den Tod zu verlieren. Eichthal verfolgte seinen Zweck, die wichtigsten landwirthschaftlichen Einrichtungen in den durchreisten Ländern zu studiren, wobei er sich besonders mit der schottischen Landwirthschaft beschäftigte, deren Einrichtungen er nicht nur in mehrfacher Hinsicht für die vorzüglichsten, sondern auch für besonders anwendbar in den vaterländ. Gegenden Südbaierns erkannte. Er kehrte endlich, mit reicher Ausbeute beladen, im Verlaufe des J. 1826 nach Hause zurück, nachdem er zuvor noch zwei geschickte schottische Oekonomen in seine Dienste genommen hatte. Das Landgut Ebersberg, welches er schon 1824 nach dem Tode seines Vaters ganz an sich gebracht hatte, ward nun der Schauplatz einer ausgezeichneten Musterwirthschaft und landwirthschaftlicher Versuche und Verbesserungen in allen Zweigen. Eine kurze Uebersicht dieser großartigen und höchst gemeinnützigen Unternehmungen findet sich in den Programmen des Generalcomitee des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern für die Octoberfeste der J 1827, 28 und 29, worin Eichthal in der Rubrik Derjenigen, welche in den

Digitized by Google

Jahren überhaupt das Ausgezeichnetste in der Landwirthschaft geleistet haben, in jedem dieser Jahre unter Denen erscheint, welche die ersten Preise davon trugen. Der Plan, eine Gasbeleuchtungsanstalt in der Residenz zu errichten, beschäftigte ihn mit einigen Theilnehmern seit geraumer Zeit, und er beschloß, zu diesem Behufe die Steinkohlenlager, welche häufig am Fuße der benachbarten tyroler Alpen vergraben liegen, zu benutzen. Es gelang ihm, in kurzer Zeit einen bedeutenden Steinkohlenbergbau in der Gegend von Benediktbeuern (im Isarkreise) zu errichten, welcher schon sehr beträchtliche Kohlenvorräthe geliefert hat und nun die schönste Gelegenheit bietet, neue Gewerbe hierauf zu begründen und einer sehr armen Gegend Nahrungszweige zu verschaffen. Im Anfange des Frühlings 1830 unternahm v. Eichthal eine Reise nach Italien, wo er in Toskana die Wirkung der vor einem halben Jahrh. von dem Großherzog Leopold erlassenen trefflichen Verordnungen über Getreidehandel, Gewerbefreiheit, Verkehr mit Lebensmitteln in Städten u. s. w. zu erforschen und die Resultate seines Bemühens öffentlich bekannt zu machen. Die Ausführung dieser Unternehmung wurde durch seinen frühzeitigen Tod (zu Rom d. 9. Mai 1830) unterbrochen. Das Vaterland betrauerte den Verlust eines seiner würdigsten Bürger.

Eid (juramentum, jusjurandum), eine Betheuerung unter Anrufung Gottes oder eines heiligen oder ehrwürdigen Gegenstandes. Ueber die Zulässigkeit des Eides ist viel gestritten worden. Einige Religionssekten (Herrnhuter, Quäker) legen daher gar keinen förmlichen Eid ab. Den Eid kannten schon die alten Völker, und leisteten ihn bei manchen für heilig gehaltenen Gegenständen. Die alten Deutschen schwuren auf ihre Waffen. Bei den Christen geschieht der Eid unter Berufung auf die Gottheit; die Betheuerungsformel selbst ist: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Evangelium." Er kann schriftlich oder mündlich abgelegt werden; die äußere Form des letztern besteht in der Aufhebung der rechten Hand, deren innere Seite nach dem Gesichte gekehrt wird und dem Emporhalten des Daumens und der beiden ersten Finger dieser Hand unter Einschlagung der beiden letzten; Frauenzimmer und Geistliche dagegen legen bei der Ableistung die innere Seite jener drei Finger an die linke Brust. Er heißt auch **körperlicher, leiblicher Eid**, weil er mit Gliedern des Körpers, z. B. durch Aufhebung der Finger, geleistet wird. Die Eide zerfallen in 2 Hauptclassen: I. Eide, wodurch Etwas als wahr versichert wird (juram. assertorium), entweder weil man es aus eigner Wahrnehmung weiß (juram. veritatis), oder weil man nach reiflicher Ueberlegung es für wahr hält (juram. credulitatis s. ignorantiae). Zu diesen assertorischen Eiden gehören die meisten im Prozeß vorkommenden: der **Gefährdeeid**, daß man glaube, gerechte Sache zu haben, daß man eine Frist nicht ohne rechtliche Ursache suche ꝛc.; der von einem Theile dem andern angetragene **Haupteid** über die Richtigkeit einer streitigen Thatsache (jur. delatum), der vom Richter Demjenigen, welcher einen Beweis beinahe geliefert hat oder gegen welchen ein Anfang eines Beweises vorhanden ist, anzulegende (nothwendige) Eid (jur. necessarium), welcher im ersten Falle als **Erfüllungseid** den Beweis ergänzt, im letzten den vorhandenen Beweis als **Reinigungseid** wieder entkräftet (juram. suppletorium, juram. purgatorium). Der letzte kommt auch im Criminalprozeß vor. Ferner der **Diffessionseid**, wodurch man versichert, eine Urkunde nicht ausge-

Digitized by Google

stellt, geschrieben oder unterschrieben zu haben; der Schätzungseid, daß man den Schaden, welchen man durch ungerechte Handlung erlitten, auf so oder so hoch anschlagen müsse ꝛc. II. Die zweite Hauptclasse bilden die Eide, wodurch man etwas Künftiges zu thun gelobt: juram. promissorium. Dahin gehören die Krönungseide der Regenten, der Unterthaneneid, der Lehnseid, die mannigfaltigen Amtseide, die Zeugeneide, wenn sie vor Erstattung des Zeugnisses abgelegt werden; nachher abgelegte sind assertorische Eide, die juratorischen Cautionen ꝛc. Jeder Eidesableistung muß eine Verwarnung gegen Ablegung eines Meineides vorhergehen, die sich nach dem Bildungsstand des Schwörenden richtet (Eidadmonition, Eidverwarnung); der Schwörende muß die zur Ableistung erforderliche Fähigkeit besitzen; unfähig dazu sind Vernunftlose, Wahnsinnige, Betrunkene, solche, von welchen man mit Gewißheit sagen kann, daß sie einen Meineid (s. d.) geschworen haben oder ihn im gegenwärtigen Fall schwören werden, und Unmündige. An manchen Orten ist ein 18jähriges Alter, um einen Eid leisten zu können, erforderlich. Der Eid ist nach allen Erfahrungen ein sehr unsicheres Mittel, der Wahrheit auf die Spur zu kommen oder an Pflichten zu fesseln, aber leider gibt es in einem verdorbenen Zeitalter kein besseres, und man hat nur dahin zu sehen, daß es nicht zu häufig und mit gehöriger Feierlichkeit angewandt werde.

Eidechse (Echse, lacerta, Zool.), Gattung aus der Familie Eidechsen (bei Cuvier Abtheilung aus der Familie der Schuppeneidechsen); in dem Gaumen zwei Reihen Zähne, lange, gespaltene Zunge, am Halse ein Halsband von breitern, abstehenden Schuppen, unter welchen kleinere stehen, vorstehende, mit Platten besetzte Schädelknochen; sind unschädliche, schnelle, zutrauliche Thiere, klettern gut, fressen Insekten und Würmer. Arten: zweistreifige Eidechse (l. tiliguerta Merr., l. bilineata Daud.), grün mit weißen Längsstreifen über den Rücken, aus Süd-Europa; smaragdgrüne Eidechse (l. smaragdina Meisn., l. viridis Sturm., seps varius Laur.), oben glänzend grün, mit einzelnen braunen Schuppen, unten hellgrün, ebenda; gefleckte Eidechse, l. variegata Schinz., l. muralis L.), oben graubraun, mit schwarzen zackigen Flecken und einem unzusammenhängenden Längsstreife; in der Schweiz und Italien; gemeine europäische Eidechse (l. agilis, seps argus Laur.), braun, das Männchen an den Seiten, dem Unterleibe und Schenkel grün, das Weibchen mit schwärzlichen Fleckenreihen, in vielerlei Abarten, gemein in Europa, zutraulich; das rohe frische Fleisch, täglich mehrmals genossen, ist, besonders nach Erfahrung italien. Aerzte, gegen scrophulöse und Krebs-, auch venerische Schäden, von großer Wirksamkeit; braune Eidechse (l. fusca), weißfleckige Eidechse (l. montana), Perleidechse (l. margaritata, jung ocellata Daud.), bis 18 Zoll lang, oben dunkelgrün mit hellgrünen Strichen, an den Seiten 3 Reihen himmelblauer Flecke, unten gelbgrün; jung oben mit schwarzen, weißaugigen Ringeln; in Spanien und Süd-Frankreich, frißt auch junge Vögel und Vogeleier, verfolgt Schlangen; u. v. a. Arten mehr.

Eidechsen (Zool.), (Saurier, Saurii), Ordnung der Amphibien, kenntlich am spindelförmigen, geschwänzten, schuppigen und mit Platten bedeckten Leibe, 2 oder 4 Füßen, kurzer, fleischiger oder auch langer und vorstreckbarer Zunge, eingekeilten, giftlosen Zähnen (zum Halten, nicht zum Kauen), Augen mit Lidern; leben meistens auf dem Lande

Digitized by Google

(auch auf Bäumen), weniger im Wasser, häuten sich mehrmals, schlafen im Winter, fressen kleinere Thiere, sind meist unschädlich und können zum Theil gegessen werden. Man theilt sie in die Familien: Salamander-Eidechse, ascalabotes, Schlangen-Eidechse, chalcides, wahre Eidechse, lacertae, und Krokodile, crocodili. Cuvier theilt sie in Panzereidechsen und Krokodile, Schuppeneidechsen, lacertae, Leguane, Geckone, Chamäleone und Skinke. Bei Linné bilden alle diese mit den Salamandern die einzige Gattung lacerta. 2) Wahre Eidechse, Familie aus obiger Ordnung; haben meist einen vierkantigen, mit Schuppen oder Platten besetzten Kopf, einen mit Schuppen (dachziegelförmig oder ringelig liegend) bedeckten Leib und Schwanz, 4 fünfzehige Füße mit Nägeln, äußere Ohröffnung, Augenlider, eine Reihe spitziger Zähne, Lunge, in die Leibeshöhle hinabgehend. Dazu die Gattungen: Dorneidechse, stellio, Stachelschwanz, cordylus, Agame, agama, mit den Untergattungen tapaya, galeotes, trapelus, Leguan, leguana, Basilisk, basiliseus, Drache, draco, Marmoreidechse, polichrus, Warner, tupinambis oder monitor, mit den Untergattungen tutor, dracaena, ameiva, Schnellläufer, tachydromus, Chamäleon, chamaeleo, und Eidechse, lacerta. (Vgl. d. bes. Art.)

Eidechsenfisch (elops L., Zool.), Gattung aus der Familie der schmalköpfigen Bauchflosser (der Häringsartigen bei Cuvier); die hierher gehörigen Fische haben den Bau und die Flossen wie der Häring, doch 30 und mehr Strahlen in der Kiemenhaut; der Bauch ist nicht gezähnelt und nicht schneidend; der Kinnladenrand und die Gaumenknochen haben feine Zähne; an jeder Bauchflosse einen stumpfen Stachel. Art: der carolinische Eidechse (e. saurus L.), die untere Kinnlade ist verlängert, auf den Flossen rothe Flecken, blausilbern, Kopf goldglänzend; aus Guinea's Meeren. Eidechsen-Schlange (ophisaurus Daud.), Gattung aus der Schlangenfamilie Schleicher (von Einigen mit anguis vereinigt); haben ein sichtbares Trommelfell, an jeder Seite eine Linie kleiner Schuppen; die Zähne in den Kinnbacken sind keilförmig, im Gaume stehen sie in 2 Haufen. Art: gläserne Eidechsenfische (o. ventralis Daud., hyalinus ventr. Merr., anguis ventr. L., chamaesaurus ventr. Schneid.), grünlich gelb, oben schwarz, Schwanz viel länger als der Leib, zerspringt, wenn sie berührt wird, wie die Blindschleiche, in Nordamerika.

Eider, s. Dänemark.

Eiderdunen, s. Eidergans.

Eidergans, Eidervogel (anas mollissima), die merkwürdigste unter den ausländischen Gänsen, welche die trefflichen Federn liefert, die unter dem Namen Eiderdunen statt den Gänsefedern in die Betten gestopft werden. Der Vogel, welcher uns dieses kostbare Handlungsmaterial liefert, steht der Größe nach zwischen der Gans und Ente in der Mitte; das Männchen sieht auf dem Kopfe und am Unterleibe schwarz, am obern Theil des Halses blaßgrün und an der Brust weiß aus; das Weibchen hingegen ist von rostgrauer Farbe, mit rostbraunen und weißlichen Flecken. Die Seeküsten des nördlichen Theils unserer Erde sind der eigentliche Aufenthalt des Eidervogels. Sehr häufig bewohnt er die Felsenküsten von Grönland, Island und Norwegen, wo er auch brütet. Im Winter streift er, ohne ein eigentlicher Zugvogel zu seyn, weit und breit umher und kommt alsdann bisweilen nicht nur nach den Küsten, sondern auch nach den Landseen des innern Deutsch-

Digitized by Google

land. Das ungekünstelte Nest, welches diese Vögel auf den Klippen der Felsen anlegen, besteht aus Gras und Moosen, und enthält 4 bis 5 glänzend gelbgrüne Eier. Bisweilen trifft man die doppelte Zahl. In diesem Falle brüten zwei Weibchen in einem gemeinschaftlichen Neste abwechselnd. Da es in jenen nördlichen Gegenden noch rauh ist, wenn die erste Brut erfolgt, so füttern die Weibchen ihre Nester stark mit weichen Dunen aus, welche sie sich selbst mit dem Schnabel aus der Brust rupfen. Das Nest ist gemeiniglich so voller Federn, daß die brütende Mutter dahinter kaum zu sehen ist. Die Bewohner der dortigen Küstengegenden nehmen das erste Mal Eier und Dunen weg; hierauf schreitet das Weibchen zur zweiten Brut; aber auch diese wird ihm noch nicht gelassen, ja oft raubt man ihm die dritte nach; da hingegen die vierte nothwendig bleiben muß, wenn die Vögel für das künftige Jahr nicht zu stark vermindert werden sollen. Jedesmal füttert das Weibchen das Nest mit Dunen aus, aber jedesmal legt es auch weniger Eier. Die Nahrung der Eidervögel besteht in Seeinsekten, Würmern und Gewächsen. Das Fleisch der Eidergänse achtet man nicht sonderlich, überdieß dürfen sie auch in Island und Norwegen nicht getödtet werden; destomehr trachtet man den schmackhaften Eiern nach. Diese, sowie die kostbaren Dunen, sucht man oft mit Lebensgefahr zu bekommen, indem sich die Küstenbewohner an Stricken bis an die steilen an Felsen befestigten Nester herablassen. Mit 5 Pfund der besten Eiderdunen kann man ein ganzes Bett hinreichend füllen. Die Grönländer brauchen auch die abgezogene Haut mit den Federn zu Unterkleidern auf dem bloßen Leibe. Die Isländer und Norweger sammeln eine große Menge dieser Dunen, und verkaufen dieselben gereinigt, das Pfund zu zwei Thaler. Man theilt alle Dunen in zwei Sorten: in Tangdunen und Grasdunen. Jene sind schwerer, kosten aber auch mehr Mühe zu reinigen. Wenn eine Gans drei Nester in einem Jahr baut, so kann man sicher ein halb Pfund Dunen rechnen, davon geht aber die Hälfte durch die Reinigung ab. Island liefert an gereinigten Eiderdunen jährlich 2 bis 300, und an unreinen 1500 bis 2000 Pfund.

Eier. Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer legen Eier und zwar die Vögel ohne alle Ausnahme. Die Eier der Fische nennt man Laich oder Rogen. In ihnen liegt der Keim zu dem jungen Thiere, welcher bereits, ungleich den Pflanzenkeimen, die nöthige Feuchtigkeit bei sich hat, und also zur Entwickelung nur Wärme von Außen bedarf. Das Vogelei besteht 1) aus der Eierschale. Unmittelbar unter dieser harten, porösen Bedeckung liegt dicht eingeschlossen 2) das Eihäutchen, ebenfalls etwas porös. Nun folgt 3) das Eiweiß, in welchem endlich 4) der Eidotter schwimmt, womit noch der sogenannte Hahnentritt bei befruchteten Eiern verbunden ist. Am Dotter erblickt man eine kleine, linsenförmige Narbe, in deren Mitte sich ein kleines, eirundes, aschgraues Säckchen befindet. Dieß ist die Stelle, wo sich das junge Thier entwickelt. Die äußere Gestalt der Vogeleier ist mehr oder weniger langrund, aber meist mit einem stumpfen und einem spitzigen Ende, selten (wie bei Eulen) fast ganz rund. Unter den Amphibien haben z. B. die Krokodille kegelförmige Eier. Bei den Vogeleiern ist die mannigfaltige Schattirung der Farben bewundernswürdig, und doch schränken sich die Hauptfarben meistens nur auf weiß, bläulich und grünlich ein. Die Flecken, Punkte oder Striche, womit viele gezeichnet sind,

Digitized by Google

spielen in unzähligen Abstufungen aus dem Rothen in das Graue, Aschfarbene ꝛc. Die Eier der Vögel, besonders der Hühner, sind eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Um sie länger unverdorben zu erhalten, muß man sie vor dem Zutritt der Luft bewahren und sie, ohne daß sie sich berühren, mit dem spitzigen Ende unterwärts in Kleien, trocknen Sand oder Hafer in Kisten eingepackt, an einen trocknen, doch nicht zu warmen Ort legen. Unter den Amphibien liefern die Schildkröten eßbare Eier. Der Rogen der Fische wird ebenfalls gegessen, und der Kaviar besteht ganz aus Fischereiern. Die Eierschalen, besonders die weißen Hüllen der Hühnereier, bestehen meist aus kohlensaurem, doch auch phosphorsaurem Kalk, kohlensaurer Talkerde, Eisen, Schwefel und Leim, werden, in der Pharmakopie, gepulvert zuweilen statt der Krebsaugen, deren Stelle sie völlig vertreten können, verordnet. Auch sind sie zur Gewinnung einer guten weißen Farbe für Fresco- und Pastellmaler, sowie als Sand in Sanduhren benutzbar. Das Eiweiß besteht, nach Bostock, aus 85,0 Wasser, 12,0 Eiweißstoff, 2,7 ungerinnbarer Substanz und 0,3 Salzen. Es gerinnt bei etwa 75° zu einer weißen, undurchsichtigen weichen Masse, wird deßhalb und weil es bei dem Gerinnen die in einer Flüssigkeit schwebenden Substanzen einhüllt und mechanisch fällt, zum Klären trüber Pflanzensäfte, der Molken, des Zuckers, ꝛc. benutzt; im frischen Zustande wird es durch starkes Schlagen oder Schütteln in einen dichten weißen Schaum verwandelt und dann manchen Präparaten zugesetzt, um sie locker zu erhalten. Das Eiweiß der Hühnereier dient zu Umschlägen in Augenkrankheiten. Das bloße Eiweiß gibt einen glänzenden Firniß zum Ueberziehen mancher Kunstwerke, insonderheit der Gemälde und Spielkarten; auch zum leichten Vergolden. Mit geriebenem, frisch gebranntem Kalk, mit Ziegelmehl, Thon, Mehl und andern Stoffen, nach Beschaffenheit der Umstände vermischt, gibt es einen sehr festen Kitt. Der Eidotter oder das Eigelb besteht aus modificirtem Eiweiße, etwa 25 Procent gelben Oels und etwas Gallerte. Er ist der vorzugsweise nahrhafte Theil der Eier und in seinem flüssigen Zustande leicht verdaulich, schwerer, wenn er in der Siedehitze verhärtet ist; doch dient er so und klein gewiegt, auch jungen Hühnern, Fasanen, Canarienvögeln u. a. zur Nahrung. In Apotheken wird er zu Salben, auch zur Verbindung harziger Stoffe, z. B. Jalappenholz, mit Wasser benutzt. Beim Backen befördert er die Gährung, auch dient er, aus seidenen Stoffen Fettflecke wegzubringen. — An mehren Orten ist es gewöhnlich, sich am grünen Donnerstag mit gefärbten, hart gesottenen Eiern (Ostereiern) Geschenke zu machen. Diese Sitte stammt vielleicht aus den Zeiten der Römer her, wo man, auch um diese Zeit, Eierspiele und Eierfeste hatte, an denen man, dem Kastor und Pollux zu Ehren, die nach der Mythe aus 2 von der Leda gebornen Eiern von Jupiter ausgebrütet waren, in einem eirunden Kreise nach Eiern um die Wette lief. Das Färben der Eier wird bewirkt, indem man in das Wasser, worin sie gesotten werden, mit etwas Alaun einen Farbestoff legt, zur rothen (der gewöhnlichen) Farbe Fernambuk (welches mit Lauge versetzt auch violett färbt), zur gelben Farbe äußere braune Zwiebelschale, zur blauen Farbe Campecheholz, zur grünen Wiesenenzian ꝛc. Auch werden mit vorher ausgeblasenen Eiern, indem man an beiden Enden kleine Löcher in die Schale macht und theils durch Auslaufen, theils durch das Blasen in das Ei, Eiweiß und Dotter aus ihnen entfernt,

Digitized by Google

durch Ueberzüge mancherlei Künsteleien bewirkt. Auch zu Eiersammlungen dienen die ausgeblasenen Eier aller Vögelarten, und die Anzahl, Gestalt und Farbe der Eier gibt nicht nur für den Systematiker, sondern vorzüglich auch für Den, welcher die Oekonomie der Natur zu seinem Studium gemacht hat, eine so interessante Belehrung, daß man sich wundern muß, solche Sammlungen nur so selten in Naturaliencabinetten anzutreffen. Am besten und lehrreichsten ist es, wenn man mit den Eiern zugleich die Nester aufbewahrt. Einzeln kann man sie in Schubladen auf Baumwolle gelegt, unversehrt erhalten.

Eierstöcke (ovaria), 1) (Anat.), derjenige paarige Theil der innern weiblichen Geschlechtstheile, in dem die Keime, aus denen sich bei Befruchtung neue organische Wesen entwickeln, als Eichen (ovula) blasenartig (beim Menschen 12 bis 15 kleine Bläschen, nach ihrem Entdecker Graaf, Ovula Graafiana genannt) liegen. Ihre Form ist eirund, etwas zusammengedrückt; auf jeder Seite liegt einer neben der Gebärmutter, von den breiten Mutterbändern umfaßt, zwischen den Muttertrompeten und den runden Mutterbändern. (S. Empfängniß.) Bei der Befruchtung schwillt der Eierstock auf und verändert sich in seiner Masse, worauf ein solches Bläschen locker wird, sodaß die fingerartigen Franzen der sogenannten Trompeten des Fruchthalters, die in ihrer Nähe liegen und gleichfalls in einem stärkern Leben begriffen sind, es leichter losreißen, in ihre Oeffnung aufnehmen und durch ihren Canal in den Fruchthalter selbst bewegen können, worin es sich befestigt, verändert und eine Frucht zu bilden anfängt, welche in einer bei jeder Thiergattung verschieden festgesetzten Zeit geboren wird. (S. Geburt.) — 2) (Zoot.). Bei den Vögeln sind die Eierstöcke traubenförmig, liegen am obern Theil der Nieren unter dem Leber und bestehen aus vielen rundlichen Körpern (bei jungen Hühnern gegen 500), welche eigentlich schon sich bildende Dotter sind. Jeder sitzt mit einem Stiele am Eierstocke fest. Von ihm aus geht dann ein Eierleiter als ein darmähnlicher Schlauch ab, trichterförmig anhebend, der aber, sich erweiternd, eine Art von Gebärmutter darstellt, wo das sich gelöste und hieher gelangte Ei seine Ausbildung und auch Schale bekommt, und von wo aus das Ei dann durch eine wieder enger werdenden Theil (eine Art Mutterscheide) in das Ende des Darmkanals (Cloake) gelangt, von wo aus es gelegt wird.

Eifel, ein an Denkmälern der Römerzeit und des Mittelalters reiches Dynastenland, zugleich Name des sich über dasselbe erstreckenden Gebirges in den preuß. Rheinprovinzen (einem Theil der Reg.-Bez. Köln, Aachen, Koblenz und Trier), zieht sich vom hohen Veen östlich zu den Vorgebirgshöhen, die steil und felsig gegen das linke Rheinufer zwischen Andernach und Sinzig, nördlich bis gegen Bonn treten und südlich nach der Mosel hin. Westlich und südwestlich schließt sich die Eifel an die Ardennen an. Dieß unfruchtbare, wilde und öde Gebirge, dessen Natur kalk-, schiefer- und basaltartig ist, enthält für den Naturforscher viele Merkwürdigkeiten, die noch nicht gehörig untersucht sind. In demselben ist eine Kette von ausgebrannten Vulkanen, und viele Merkmale scheinen zu beweisen, daß diese Gegenden in früheren Zeiten durch das Feuer merkwürdige Revolutionen erlitten haben. Bis jetzt sind hier 27 Krater aufgefunden, welche zum Theil als Maare bekannt sind, nämlich der Laacher-See (s. d.), das Maar zu Ulmen ꝛc. Die Berge der Eifel sind nicht so beholzt wie die des Hundsrückens, enthalten aber mehr

Digitized by Google

Ebenen, welche jedoch unfruchtbar sind und sich durch lockern Sand, Steppen und Moräste auszeichnen. Am unfruchtbarsten und wildesten ist der Theil der Eifel im Kreise Prüm, der die Schnee-Eifel (Schneifel) genannt wird und 2069 Fuß hoch seyn soll. Ein anderer Theil, der von Kaiserseſch nach Westen zieht und sich mit der hohen Veen verbindet, wird die hohe Eifel genannt. Er verflacht sich allmählig nach der Niederung zwischen Mayen, Koblenz und Andernach, die insbesondere in der Gegend von Mayen das Mayfeld heißt. Die Hügel dieses Gebirgszuges sind alle vulkanisch. Von Mayen ziehen sich wieder mehre Hügelreihen nach dem Rhein, die, sowie die dazwischen liegenden Thäler, größtentheils mit Bimstein und Traß bedeckt sind. Die vorzüglichsten vulkanischen Punkte und höchsten Berge der Eifel sind: im Kreise Bonn der Godesberg, 277 Fuß über die Sohle des Rheinthals; der Himbrich, welcher Trachitporphyr und Basalt enthält; der Rodderberg mit einem Krater von 100 Fuß Tiefe, ¾ Stunden im Umfange; im Kreise Rheinbach u. a. Basalt- und Schlackenbergen die Scheidsburg, Landskrone an der Ahr und Rolandseck mit Ruinen alter Schlösser; der 1500 Fuß über der Ahr sich erhebende Neueahr mit einer Ruine. In der Gegend des Laacher-See's liegen u. a. der 800 Fuß über das Nettethal erhabene Hoheengelskopf, der Gänsehals, 1412 Fuß über dem Rheinspiegel bei Andernach. Südlich vom Laacher-See bis zur Nette erstrecken sich die Lavafelder von Nieder-Mendig und Mayen, in welchen die Mühlsteine 50—60 Fuß tief in großen runden Schachten gebrochen werden. In dieser Gegend ist der höchste Punkt der Hochsimmer, 1790 Fuß über dem Rhein. Der Camillenberg ist auf dieser Seite bis zur Mosel der letzte Punkt, er ist ein Schlackenkegel, dessen Abhänge mit Bimstein und Magneteisensand. Nordwestlich sind: der Michelsberg, der Aremberg, 1860 Fuß über dem Rhein; die Hoheacht, eine Basaltkuppe, aus vorzüglich schönen Säulen eines sehr dichten Basalts bestehend und 2160 Fuß über dem Rhein; die Nürburg, ein Trapptuffkegel von 1900 Fuß Höhe; der noch höhere Kelberg, ein Basaltkegel, auf dessen Südseite ein See ist. Zwischen Gerolstein, Rockeskill und Dockweiler sind die größten Schlackenberge; die Gegend von Dreis ist der Endpunkt der größten vulkanischen Gruppen der Vordereifel. Südlich von Dockweiler erhebt sich eine Reihe hoher Schlackenkegelberge mit Mühlsteinbrüchen. Hier sind u. a. der Felsberg, der Ernstberg, 2080 F. über d. Meer. Die Gegend von Dockweiler ist mit Lavablöcken, sowie die von Rockeskill mit vulkanischem Sand und Tuff bedeckt, vermischt mit andern vulkanischen Erzeugnissen. In der Gegend von Gerolstein sind der Gerolsteiner Vulkan, mit einem Krater und bedeckt mit Lava, Basalt und vulkanischem Gerülle; der 1600 Fuß hohe Mäuseberg mit 3 Maaren bei Gemünden; der Mosenberg, ebenso hoch, bei Manderscheid, mit 3 Kratern, ist der letzte vulkanische Punkt in der Eifel gegen Südwesten. Die Höhen um Blankenheim bilden den Scheidepunkt, von dem die Gewässer nach allen Seiten abfließen, denn die Erft, Ahr, Ur, Prüm, Nette, Kyl, Lieser, Inde, Salm u. a. haben hier ihren Ursprung. Das Eifelgebirge ist reich an Blei und Eisen, Steinkohlen, Braunkohlen, Torf, mehre Mineralquellen ꝛc. Man lese die Schriften von Nöggerath, Steininger und Harleß über dieses Gebirge. Schannat's „Eiflia illustrata" hat Bärsch a. d. Lat. übers., mit Anmerk. u. Abbild. herausgeg. (Köln 1824 u. Aachen 1825; des 1. Bd. 1. u. 2. Abth.).

Digitized by Google

Eifer (Psychol.), jede lebhafte und thätige Aeußerung eines gefaßten Interesses für einen Gegenstand durch Worte oder Handlungen. Er kann in Gutem wie in Bösem sich äußern, aus Gewissenhaftigkeit in Erfüllung von Pflicht (wie im Amtseifer) hervorgehen, aber auch hier sich zur Leidenschaftlichkeit steigern, auf unerhebliche Gegenstände richten oder seinen Zweck auf falschem Wege verfolgen und dann zu einem blinden Eifer werden. Verwerflich ist immer der aus Jähzorn in Worten hervorgehende Eifer, welcher als sich ereifern bezeichnet wird. Der Hauptcharakter eines edeln Eifers ist immer der, ein ausdauernder Eifer zu seyn, vorausgesetzt, daß der in das Auge gefaßte Zweck auch ein Vernunftzweck ist. Eifer Mehrer für einen Zweck, durch Beispiel und Ehrgefühl angespornt, wird zum Wetteifer, der die größten Thaten erzeugt.

Eifersucht nennen wir das Gefühl, welches in uns entsteht, wenn eine geliebte Person, die uns Treue schuldig ist, oder von der wir, nach dem Maßstabe unsrer Liebe, Treue fordern zu dürfen glauben, einer Andern den Vorzug gibt. Die Nacheiferung und der Neid bestehen aus ähnlichen Elementen; oft sogar gibt man ihnen denselben Namen. Sie bestehen vorzüglich in einem Streben des Menschen, derselben Vorrechte, derselben Begünstigungen zu genießen, als die Leute, mit denen wir gleichen Schritt halten zu können glauben. Die Eifersucht entsteht vorzüglich in den Verhältnissen der Geschlechtsliebe, der Gunst eines Herrn, oder bei Eltern- und Familienliebe; während Neid und Nacheiferung sich mehr auf die Verhältnisse der Gesellschaft, auf geistige Vorzüge, Glücksfälle und dergleichen beziehen. Auf jeden Fall ist Nacheiferung lobenswerth, sie feuert edle Herzen zu großen Thaten an; Neid hingegen ist das Erbtheil der Schwachen und Schlechten und führt oft zur niedrigsten Handlungsweise. Der Neidische strebt mit allen seinen Kräften gegen jeden Vorzug, er sey welcher Art er wolle, den ein Anderer über ihn gewinnen könnte, und zeigt dadurch, wie sehr er untergeordnet ist, sowohl von Seiten der beneideten Vorzüge als des Verstandes: Qui invidet, minor est (Wer beneidet ist der Geringere); auch hütet er sich wohl, seinen Neid zu gestehen, er hat die Augen des Argus, um jedes Verdienst zu entdecken, und entdeckt es nur, um es zu verfolgen. Der junge Themistokles sagte, er habe noch nichts Erhebliches gethan, da er nicht einmal Neider habe; aber dennoch ließen ihn die Trophäen des Miltiades nicht schlafen, weil sie einen edlen Eifer in ihm erweckten. Die eigentliche Eifersucht nun, nämlich die in der Liebe, läßt sich wieder in zwei Klassen eintheilen. Dieß ist erstlich die neidische Eifersucht, die nicht will, daß ein Anderer Freuden genieße, die uns versagt sind; eine solche ist es, die uns die komischen Dichter so oft in den alten Vormündern oder Onkeln, die ihre Nichten oder ihre Mündel heirathen wollen, schildern. Diese höchst unangenehme Geisteskrankheit befällt in der That sehr oft solche alte Leute, die unvernünftig genug sind, junge Mädchen oder Frauen zu heirathen, deren Alter mit dem übrigen in zu großem Mißverhältniß steht und deren Gesundheit eine andere Vorschrift erfordert als die des Kalenders von Richard v. Quinzika. Die wüthende Eifersucht hingegen befällt uns im Alter der Kraft; selbst die Thiere zeigen Spuren davon, denn die männlichen machen sich in der Paarungszeit einander ihre Weibchen streitig. Die Franzosen haben sogar ein Sprichwort von der thierischen Eifersucht: „Jaloux comme

Digitized by Google

un tigre." Vielleicht war hier der Zweck der Natur, daß Schönheit mit der Kraft sich paare, indem dadurch, daß der Stärkere obsiegt, die Vollkommenheit der Gattung erhalten wird. — Einem alten Schriftsteller zufolge hatte der Schäfer Kratis eine Ziege, welche er sehr liebte; sein Bock, wahrscheinlich aus Eifersucht, stieß, während er schlief, seinen Kopf so heftig gegen den seinigen, daß er in tausend Stücke zerschmetterte. „Lucullus, Cäsar, Pompejus, Cato und andere ähnliche Leute, sagt Montaigne, waren Hahnreie und wußten es, ohne einen Lärm davon zu machen; nur ein Narr, wie Lepidus, starb aus Angst darüber." — Ohne Zweifel gibt die Furcht vor dem Einschieben eines fremden Kindes in seine Familie, dem Manne ein Recht zur Eifersucht, vorzüglich, wenn seine Frau jung und hübsch, und — coquett ist. Ein Römer, Octavius, liebte die Pontia Posthuma, und da er ihre Hand nicht erlangen konnte, tödtete er sie, um sie nicht in den Armen eines Andern zu sehen. Da indeß solche glühende Eifersucht zugleich ein Beweis der heftigsten Liebe ist, so würde wohl jede Frau sich mit Recht beleidigt finden, wenn ihr Geliebter es mit Gleichgültigkeit ertrüge, daß ein Anderer sie ihm entrisse. Wie viele halten es sogar für einen Ruhm, wenn Degen und Pistolen die Macht ihrer Reize verfechten! Wie jede Leidenschaft bei reizbaren und zarten Personen sich heftiger äußert, so ist auch die Eifersucht bei den Frauen weit furchtbarer noch als bei den Männern. Je mehr Schönheit, Verdienst und Liebenswürdigkeit ihre Gatten besitzen, desto mehr Mißtrauen setzen sie in ihre Treue und desto mehr hassen sie jede Andere, der er sich nähert. Wer kennt nicht die Wuth einer Medea, die der Nebenbuhlerin den sichern Tod in einem vergifteten Kleide sendete, die ihre Kinder mit eigener Hand ermordete? Wirklich bemerkt man auch in den Irrenhäusern weit mehr Frauen als Männer, die aus Eifersucht den Verstand verloren haben. Von einem Undankbaren, dem man sich hingegeben, verlassen zu werden, ist die allergrößte Schmach, und vorzüglich kann die Schönheit eine solche Kränkung nicht ertragen. So sieht man die üppigsten Blumen, die der vergiftete Hauch dieser Leidenschaft getroffen, in ihrer schönsten Blüthe hinwelken; so wird ein Bund, geschlossen unter den glücklichsten Aussichten, den Gatten zur Folter, wenn eifersüchtiges Mißtrauen und Streit in dem Innern der Häuslichkeit den Frieden untergraben! Wie würde es dem Muhammedaner ergehen, wenn die Frauen seines Serails einander sich seinen Besitz streitig machten, hätte er nicht die weise Maßregel genommen, durch die Furcht sie zu beherrschen? Doch auf der andern Seite, welches Loos für diese unglücklichen Sklavinnen, deren jede sich mit den Resten ihrer Nebenbuhlerinnen begnügen muß? Darum welkt auch ihre Schönheit schon frühzeitig und darum verschließen die Mauern des Harems so viel Kummer und verborgene Thränen! Erniedrigt durch diese Wollust ohne Reiz, überträgt die Odaliske eines Sultans ihre ganze Zärtlichkeit auf ihre Kinder, in welche sie dann ihren einzigen Trost und ihre letzte Lebenshoffnung setzt. Die Frauen, die den Vergnügen ihrer Männer jede eifersüchtige Regung aufopfernd, ihnen selbst junge Schönheiten zuführten, sind heutzutage nicht mehr. Stratonika that es für König Dejotarus, Livia für Augustus; doch es ist zu vermuthen, daß diese listigen Frauen nur darum einer unabwendbaren Nothwendigkeit selbst hülfreiche Hand leisteten, um die unschädlichsten Nebenbuhlerinnen und solche, die nicht im Stande waren, sie selbst zu ver-

Digitized by Google

drängen, auszusuchen. So machte es Madame de Pompadour, „pendant pue les fleurs naissaient sour ses pas“: um auf diese künstliche, aber gefährliche Art ihre Herrschaft noch mehr zu befestigen. Je heißer das Blut des Liebenden, desto geneigten zur Eifersucht; daher sind Italiener, Spanier und Morgenländer die eifersüchtigsten Völker, und daher sind die Verbrechen, bei denen der Dämon der Eifersucht die Hand des Verbrechers führte, auch in jenen Ländern am häufigsten. Aus dem Oriente, und von da aus Italien, stammt auch eine Erfindung, die im Französischen (auch, in Ermangelung eigenthümlichen Wortes, im Deutschen) ihren Namen von der Eifersucht hat, die Erfindung der sogenannten Jalousieen, die ursprünglich nur vorgehängt wurden, wo im Zimmer Etwas gemacht werden sollte, was nicht jeder Vorübergehende zu sehen brauchte, wobei aber doch dem Tageslicht im Zimmer nicht ganz der Eingang versperrt werden sollte.

Eigendünkel (Psychol.), die unbegründete übertriebene Werthschätzung der eigenen Persönlichkeit überhaupt. Vgl. Egoismus.

Eigene Leute, soviel wie Leibeigene.

Eigener Verlag (Selbstverlag), die Werke, welche ein Schriftsteller selbst drucken läßt und ohne Mitwirkung einer Buchhandlung oder doch nur mit Zuziehung einer solchen, als Commissionnairs, verlegt. Die Erfahrung hat bis jetzt gezeigt, daß der Schriftsteller Nichts dabei gewinnt, sein Werk selbst zu verlegen, indem ihm die Erfahrung über die Art des Vertriebs abgeht. Mehr versprechend sind die Vereinsbuchhandlungen, wo ein Schriftsteller die Druckkosten trägt und sein Werk gegen Abgabe von Procenten derselben zum Debit gibt und den etwaigen Gewinn von derselben bezahlt erhält; doch hat bis jetzt noch keine dieser Handlungen lange bestanden.

Eigenheit (Philos.), was zum Wesen eines Dinges gehört, wodurch es eben dasselbe und kein anderes ist; daher eine Eigenschaft, Beschaffenheit oder Handlungsweise einer Person oder Sache, wodurch sich deren Individualität vornehmlich kund gibt. Der Schlendrian und die Ueberfeinerung, welche alles Individuelle im Menschen ausglätten möchten, hat die Bedeutung dieses Worts sowohl, als die an sich nicht tadelnswerthe Eigenschaft des eigenen Sinns (daher Eigensinn, s. d.) in üblen Ruf gebracht.

Eigenliebe, s. Egoismus.

Eigennamen, s. Namen.

Eigennutz, das geflissentliche Bestreben der Eigenliebe, sich in allen Handlungen nur durch eigenen Nutzen oder Schaden bestimmen zu lassen. Er äußert sich als Habsucht, insofern ihm Alles willkommen ist, was er glaubt, einmal brauchen zu können, als Lohn- und Gewinnsucht, wenn er nur Geld beabsichtigt, als Ehrsucht, wenn er leidenschaftlich und auf Unkosten Anderer, nach äußerer Ehre strebt, und Vergnügungssucht, wenn er nach angenehmen Empfindungen und Genüssen jeder Art zu haschen sucht. (S. Egoismus.)

Eigenschaft (Qualität, Log.), das Merkmal, welches einer Sache oder Person beigelegt wird, insofern sie dadurch von Andern sich unterscheidet und ihrem Wesen nach bestimmt wird.

Eigenschaftswort (Beiwort, Adjectivum, Gramm.), der Name eines Wortes, das, mit einem Hauptworte verbunden, eine Eigenschaft desselben bezeichnet; so: groß, klein ꝛc.

Digitized by Google

Eigensinn (Eigenwille, Psych.), das hartnäckige Beharren auf einer gefaßten Ueberzeugung, sowie auf einer gewissen Handlungsweise, selbst wenn man die Wahrheit der vernünftigen Gegenvorstellungen einsieht, ist ein gewisser Fehler des Charakters schwacher Personen, daher Kinder, Kränklicher, Frauen, Greise, aber auch vom Glück Verwöhnter, die nie so viel Charakterstärke erlangt haben, um in Verfolgung höherer Zwecke durch Selbstbeherrschung die eigene Neigung zu bekämpfen.

Eigenthum, das Recht, ausschließend über eine Sache frei zu verfügen; dann auch die Sache selbst. Die sittliche, folglich auch die rechtliche Natur des Eigenthums geht aus der Natur und Bestimmung des Menschen hervor, nach welcher ein freies Daseyn nach Außen, die sinnliche Bedingung seiner innern Kraftentwickelung und Erhebung zur sittlichen Freiheit, ein freies Daseyn nach Außen aber ohne den gehinderten Gebrauch der Kräfte, und ohne die Heiligkeit des Besitzstandes, nicht denkbar ist. Wie nun das Gesetz der Gleichheit die Freiheit der Kraft vernünftig mäßigt, so ordnet das Gesetz des Eigenthums die Verhältnisse des Besitzstandes nach den Ansprüchen der Freiheit. Mithin bildet das Eigenthum die äußere Kraftsphäre des Menschen, und wird dadurch der sinnliche (materielle) Grund aller Civilisation und Kultur, sowie die Freiheit der sittliche (formale) ist. Daher hat die britische Gesetzgebung das Eigenthumsrecht, als zum Daseyn des Menschen selbst gehörig, betrachtet, und jede unmittelbare, folglich partielle Vernichtung desselben, als eine Verletzung des Daseyns überhaupt, mit dem Tode bestraft. Das römische Recht hat das Eigenthumsrecht mit der bürgerlichen Persönlichkeit aufs Innigste verbunden, und hieraus streng folgerecht die Lehre von der Vindication (s. d.) entwickelt. Aber nur die freie Verfügung über eine Sache (proprietas) macht das Eigenthumsrecht zu einem Krafthebel in der gesellschaftlichen Kultur; daher war das Lehnwesen, inwiefern es diese Freiheit in der sinnlichen Kraftsphäre des Menschen sehr beschränkte, aller höhern Entwickelung hinderlich, so wirksam es auch anfangs war, um die rohe Gewalt kriegerischer Völker durch einen vielseitig verschlungenen Besitzstand und die vielfache Verflechtung gemeinschaftlicher Vortheile zu bändigen und zu zügeln. Die Ausübung des Eigenthumsrechts kann beschränkt werden, aus denselben Gründen, wie die Freiheit überhaupt; nothwendig aber da, wo das Vermögen der Freiheit nicht vorhanden ist, z. B. bei Unmündigen, Blödsinnigen, Abwesenden ꝛc. (S. Vormundschaft.) Nach römischem Rechte konnte also der Sklave, da er keine Person, sondern eine Sache war, kein Eigenthum haben. Verloren wird das Eigenthum theils durch den Willen des Eigenthümers, theils in Folge der durch Accession und Verjährung erfolgten Erwerbung desselben von einem Andern, weil die Sache z. B. verpfändet war, nicht aber durch den Tod des Eigenthümers. S. Gersterding's „Ausführliche Darstellung der Lehre vom Eigenthum und solchen Rechten, die ihm nahe kommen" (Greifswalde 1817).

Eiland, so viel wie Insel, vielleicht so genannt, weil das Land im Meere wie der Dotter im Eiweiß schwimmt, doch wahrscheinlicher aus „Ein Land" gebildet, wo in dem „Ein" der Begriff der Absonderung liegt, wie z. B. in einsam.

Eilenburg, Stadt im Kreise Delitzsch, Reg.-Bezirk Merseburg, preuß. Provinz Sachsen, auf einer von der Mulde gebildeten Insel mit

Digitized by Google

einem Schlosse, 2 Kirchen, einer steinernen Brücke über die Mulde, einer Stadtschule, einer 1565 gestifteten Cantoralgesellschaft, 2 Hospitälern, Sitz eines Superintendenten, eines Inquisitoriats ꝛc., hat in 625 Häusern über 5100 Bewohner, denen Baumwollenzeuch-, Stärke- und Tabacksfabrikation, wie Kattundruckerei, Garnfärberei, Bier- und Essigbrauerei und bedeutenden Hopfenbau hinlängliche Erwerbs- und Nahrungszweige bieten.

Eilf, in der Arithmetik, bietet, als die nächste Einheit der zweiten Ordnung nach dem dekadischen System, mancherlei Eigenheiten dar, z. B. daß sie mit einfachen Zahlen multiplicirt immer diese doppelt, nämlich in der ersten und in der zweiten Ordnung, gibt, so: 2, 22, mit 3, 33 u. s. w., daß, wenn sie der Multiplicator einer größern Zahl ist, diese nur mit 0 um zehn erhöht und dann dieselbe nur noch einmal unter dieß Produkt gesetzt werden darf, um durch Addition das gesuchte Produkt zu erhalten.

Eilsen, Bauerschaft an der Aue im Amte Bückeburg des Fürstenthums Lippe-Schaumburg, hat 400 Bewohner und besuchte Schwefel-, Stahl-, Schlamm- und Gasbäder. Die Gegend umher ist romantisch schön und die treffliche Einrichtung der Brunnenanstalt hat ihr von Jahr zu Jahr mehr Badegäste gewonnen.

Eilwagen, s. Post.

Eimack, Name eines nomadischen Tatarenvolkes in den westlichen Gebirgen von Afghanistan,, theilt sich in die 4 Stämme Timan, Hasar, Timur, Sur. Die Fürsten regieren im Namen des afghanis. Schachs, wohnen in kleinen Festungen und halten Soldaten. Das Volk theilt sich in Orda's, hält viel Schafe und Pferde, ist grausam gegen Feinde (trinkt das Blut der Gefangenen oder stürzt sie von Felsen herab) und ist 400.000 bis 450.000 Köpfe stark.

Eimbeck (Einbeck), Hauptstadt des Fürstenthums Grubenhagen in der hannöverischen Provinz Göttingen, an der Ilme; hat 773 Häuser und 5100 Bewohner, Wollenmanufakturen, Lohgerbereien, chemische und Tabacksfabriken, Leinwandhandel. In der Alexanderkirche die Begräbnisse der Herzoge von Grubenhagen; zwei landtagsfähige Stifte (Alexanderstift und zur Jungfrau Maria).

Eimer, ein Maß zu flüssigen Dingen, besonders zu Wein. Es ist nach jeder Landesart von verschiedenem Inhalt, z. B. in Sachsen hält er 63 bis 72 Kannen und ist die Hälfte einer Ohm, der fünfte oder sechste Theil eines Fasses und der zwölfte eines Fuders. Im Hannöverschen hält er 32 Kannen und ist der 15. Theil eines Fuders. In Hamburg hält er 16 Kannen, ist der 5. Theil einer Ohm und der 30. Theil eines Fuders. Im Oestreichischen machen 40 Maß einen Eimer, und 32 Eimer ein Fuder. Im Würtembergischen ist ein Eimer soviel als eine Ohm oder Ahm, d. i. 160 Maß, und 6 Eimer machen ein Fuder. In Nürnberg und Zürich hält ein Eimer 94 Kannen, in Bern aber nur 25.

Einbalsamiren, die Behandlung frischer Leichname, um solche, durch Austrocknen und Anwendung von fäulnißwidrigen Specereien, vor dem Verwesen für immer zu schützen. Ueber die Einbalsamirung der Leichname bei den Aegyptern und andern Völkern des Alterthums verweisen wir auf den Art. Balsamirung. Hier nur noch nachträglich Einiges über die Verfahrungsart neuerer Zeit, nämlich: Nach Ent-

Digitized by Google

fernung aller Eingeweide wird der Körper mittelst warmem Wasser von allem Blute befreit, die Höhlen gereinigt und getrocknet, mit Weingeist ausgewaschen, mit Pulver von Weidenrinde, Gewürznelken, Kaskarille mit Kolophonium ausgestopft und dasselbe noch überdieß mit einem Firniß aus Weingeist, Kampher, ätherischen Oelen und wohlriechenden Harzen angefeuchtet, damit es zusammensintere. Die Augenhöhlen und der Kopf werden mit Pech ausgegossen und statt der Augäpfel Muskatnüsse eingesetzt. Wenn alle Höhlen also gefüllt und zugenäht sind, wird Alles sorgfältig mit feinen Binden umwickelt, und diese abermals stark getränkt. Diesen so zubereiteten Leichnam legt man in einen Sarg, dessen Kissen und Raum mit einem groben Pulver von Aloe und aromatischen Kräutern ausgestopft sind und welche noch überdieß mit einem Weingeistfirniß angefeuchtet werden. Herz und Eingeweide können einzeln in Weingeist aufbewahrt werden.

Einbildung (Psychol.), die Vorstellung eines nicht gegenwärtigen oder nicht wirklichen Gegenstandes, besonders sofern sie eine irrige Annahme ist; zuweilen gleichbedeutend mit dummem Stolz, wenn der Mensch sich selbst höher stellt, als er sollte, davon: eingebildet.

Einbildungskraft ist das Vermögen, gehabte Vorstellungen durch freie innere Thätigkeit wieder hervorzurufen und durch Verbindung und weitere Entwickelung derselben neue Vorstellungen und Bilder zu erzeugen. Sie wirkt demnach theils wiederholend (reproductiv), theils schöpferisch (productiv). Im ersten Falle bringt sie bloß gehabte, durch den Sinn gegebene Anschauungen ins Bewußtseyn zurück; im andern Fall sind die Anschauungen, welche sie bildet, nicht schon einmal durch den Sinn gegeben worden. Stellen wir uns z. B. die Peterskirche in Rom anschaulich vor, so ist die Anschauung nicht durch den Sinn, sondern durch die Einbildungskraft gegeben, weil die Peterskirche jetzt keinen Eindruck auf uns macht; sie ist aber durch die reproductive Einbildungskraft hervorgebracht, denn es ist dieselbe Vorstellung, die uns früher durch den Sinn des Gesichts gegeben wurde. Denken wir uns aber einen stillen ruhigen See, der mit hohen Pappeln bekränzt ist; auf ihm schwimmt langsam ein Kahn, dessen Steuerruder mit Rosen und farbigen Bändern geschmückt ist, ein Mädchen mit braunem, lockigen Haar und feurigem Auge, in einem weißen Kleide sitzt am Steuerruder, läßt aber den Kahn treiben und singt ein fröhliches Lied, das sie mit der Guitarre begleitet, so wird die Einbildungskraft sich dieses Alles malen, und sie verfährt in dieser Hinsicht nicht reproducirend, sondern producirend; wir haben nicht ein bloß ins Bewußtseyn zurückgerufenes Bild, sondern die Einbildungskraft hat ein neues erzeugt. Die productive Einbildungskraft, welche auch das sinnliche Dichtungsvermögen genannt wird, ruft also nicht wie die reproductive gehabte Anschauungen ins Bewußtseyn zurück, sondern bringt neue Anschauungen hervor. Alles Hervorbringen ist doppelt, entweder wird die Materie (der Stoff) und die Form hervorgebracht, dieß nennt man schaffen, oder die Materie wird anderweitig gegeben, und man ertheilt ihr bloß die Form, dieß nennt man bilden. Nun läßt sich zeigen, daß die productive Einbildungskraft nicht schöpferisch, sondern bloß bildend ist; denn der Stoff, aus welchem sie ihre Bildungen formt (sie mögen noch so abenteuerlich seyn), ist ihr jederzeit durch den Sinn einmal gegeben worden, wie sich dieß bald ergibt, wenn man nur die gehörige Nachforschung anstellt. Die

Digitized by Google

seltsamsten Gebilde der Phantasie, wie sie immer nur in Shakspeare's Sommernachtsträumen sich finden mögen, sind doch aus Theilen zusammengesetzt, die uns der Sinn einmal anschaulich vorstellte. Stellt man den Kopf eines Löwen auf den Hals eines Schwans, senkt diesen in den Rumpf eines Stiers, läßt diesen in den geringelten Schweif einer schöngefleckten Schlange endigen und setzt das Ungeheuer auf die Füße eines Storchs; so ist freilich die Bildung abenteuerlich genug und das Original im Ganzen ist uns wohl schwerlich je zu Gesicht gekommen; betrachtet man aber die Theile genauer, so wird man finden, daß sie insgesammt aus der wirklichen Welt genommen sind und auf Wahrnehmungen des Sinnes beruhen. Die productive Einbildungskraft äußert auf eine doppelte Weise ihre Thätigkeit durch das Zusammensetzen und durch das Absondern. Das vorhin gegebene Bild des Ungeheuers war durch das Zusammensetzen entstanden; auf gleiche Weise entstehen Romane, erdichtete Erzählungen, historische Gemälde u. s. w.; überhaupt muß bei jedem Künstler die productive Einbildungskraft das Geschäft der Zusammensetzung mit Leichtigkeit verrichten. Das die genannte Operation in den so eben aufgestellten Fällen in der Seele vorgeht, wird leicht eingesehen; nur wird man nicht sogleich inne, daß diese Operation auch bei den Anschauungen durch den Sinn vor sich gehen muß. Nehmen wir einmal an, daß wir durch den Sinn des Gesichtes eine Vorstellung von einem etwas ausgedehnten Gegenstande, z. B. dem Schlosse in Berlin, erhalten wollen, so werden wir bald inne, daß es unmöglich ist, dasselbe mit Einem Male zu übersehen, wir durchlaufen daher mit den Augen das Schloß nach und nach, fangen von dem einen Flügel an, und bringen so einen Theil nach dem andern anschaulich zum Bewußtseyn. Dieses Bewußtwerden der einzelnen Theile des Gegenstandes, eines nach dem andern, nennen wir Apprehension, sie geschieht durch den Sinn. Da aber dann, wenn ein neuer Theil dem Sinn gegenwärtig ist, der vorhergehende es nicht mehr ist, so würden wir nie eine Totalvorstellung des ganzen Schlosses erhalten, wenn nicht die reproductive Einbildungskraft die vorhergegangenen Anschauungen der Theile wieder ins Bewußtseyn zurückriefe, und die productive Einbildungskraft sie zusammenfaßte (sie comprehendirte). Zu der Anschauung des Schlosses selbst durch den Sinn, würden also drei Operationen gehören, Apprehension durch den Sinn vermittelst der Empfindung, Reproduction der durch den Sinn vorangegangenen Wahrnehmungen, und Comprehension; welche beide letztern der Einbildungskraft angehören. Bei Anschauungen im Raume von kleinerm Umfange werden wir, wegen der Kürze der Zeit, der letztern Operationen nicht deutlich inne; allein da der Raum bis ins Unendliche theilbar ist, so wird eine jede Anschauung eines äußern Gegenstandes Theile haben müssen, und also, um eine Totalvorstellung zu werden, Apprehension und Comprehension erfordern. Das Dichtungsvermögen kann aber auch durchs Absondern neue Vorstellungen erzeugen. Wenn z. B. der Dichter uns die Freuden des Landlebens schildert, so läßt er aus demselben Alles weg, was nicht zu seinem Zwecke gehört; der Portraitmaler hebt aus einem Gesicht die charakteristischen Züge aus. Das Dichtungsvermögen kann nie für sich allein Vorstellungen erzeugen; sondern es müssen andere Vorstellungen dazu Gelegenheit geben. Diejenigen Vorstellungen, welche die Einbildungskraft zur productiven Thätigkeit bestimmen, sind entweder

Digitized by Google

Anschauungen oder Begriffe. So haben wir eben von der Comprehension durch die Einbildungskraft gesprochen, wo die durch den Sinn gegebenen Anschauungen durch sie zusammengesetzt wurden. Andere Beispiele, wo Anschauungen Vorstellungen erwecken, sind folgende: wir vergleichen die Thräne, die über die Wange eines beschämten Mädchens sich ergießt, mit der Perle des Thaues auf den Blättern der Rose; wir hören im Schlaf ganz dunkel das Rollen des Donners; die Einbildungskraft wird dadurch veranlaßt, ihr Spiel zu treiben, und erzeugt einen abenteuerlichen Traum; oder man sieht die Sonne untergehen, und die Strahlenbrechung des Abendroths, welche die Wolken so schön färbt, zieht unsere Aufmerksamkeit auf sich; sogleich wird beschäftigte Einbildungskraft den Wolken allerlei Gestalten geben, und damit spielen; ein Gleiches entsteht, wenn man eine marmorirte Wand betrachtet, da zaubert die Einbildungskraft Menschengesichter und Menschen- und Thier-Gestalten aller Art. Wenn wir hingegen ein anschauliches Beispiel zu einer Regel suchen, oder einem Begriff ein Bild unterlegen, oder Gleichnisse aufstellen, so wird das Dichtungsvermögen durch Begriffe bestimmt: Wenn mir Jemand den Unterschied zwischen Recht und Billigkeit deutlich machen will, und er erdichtet den Fall: es sey mir Jemand auf morgen einen Wechsel zu bezahlen schuldig, sein Haus aber brenne ihm heut ab, wo ich nun morgen zwar dem Rechte nach mein Geld fordern kann, die Billigkeit dieß aber verweigerte, so ist dieß Beispiel ein Product des Dichtungsvermögens. Dieß ist auch der Fall, wenn wir uns den Verfasser einer Schrift, denn wir nicht kennen, malen, oder der gemeine Mann den lieben Gott als einen alten Mann, mit langem Bart, im Schlafrock, über den Wolken thronend, mit Engelsköpfen umgeben, sich darstellt; oder wenn der Dichter von der erstarrenden Kälte der Selbstsucht spricht. Es ist aber nicht nöthig, daß der Begriff, welcher die productive Einbildungskraft in Thätigkeit versetzt, vollkommen bestimmt sey; so verzeichnet sie z. B. Arabesken oder erzeugte Töne beim Phantasieren auf dem Clavier oder einem andern Instrument, wo in beiden Fällen zwar ein Begriff überhaupt, aber kein bestimmter Begriff Dessen, was man hervorbringen wollte, vorausging. Das Dichtungsvermögen wird in Rücksicht auf die Willkür in unwillkürliches und willkürliches eingetheilt. Das erste erzeugt Vorstellungen nicht bloß ohne unsern, sondern selbst wider unsern Willen. Wenn wir uns in einer trüben Stimmung befinden, so stellen wir uns die Zukunft schwarz und voller Uebel vor, und ob uns gleich diese Vorstellungen äußerst unangenehm sind, und ob wir uns gleich alle Mühe geben, sie zu entfernen, so will uns dieß doch nicht gelingen, und die Vorstellungen dringen sich uns wider unsern Willen auf. Welche wohlthätige Wirkung die Einbildungskraft auf unser Denk- und Gefühlsvermögen äußert, hat uns Göthe mit seiner angestammten Meisterkraft in seinem Gedicht: „Meine Göttin", und Tiedge in der „Urania" geschildert.

Einbohrende Schüsse (Kriegsw.), solche, deren Richtung mit der Grundfläche der Erde einen so bedeutenden Winkel macht, daß die Kugel nur einen Punkt derselben trifft.

Einbruch, das gewaltsame Eindringen der Diebe in die Gebäude; der mit Einbruch verbundene Diebstahl wurde ehedem, ohne Berücksichtigung der Größe der gestohlenen Summe, mit Lebensstrafe, heutzutage

Digitized by Google

wird er aber meist mit Zuchthausarbeit gestraft. Im Preußischen von 6 Monat bis 3 Jahr. Nachtlicht, innere Fensterläden nebst sonstigem gutem Verschluß, ein wachsamer Stubenhund, sichern vor Einbrüchen.

Eindruck, 1) bleibende Spur eines Druckes; 2) bleibende Erinnerung, besonders mit Gemüthsbewegung und Willensbestimmung; 3) (Aesthet.), eine stärkere und etwas ausdauernde Wirkung auf das Gemüth, durch die ein Gegenstand uns in einen angenehmen oder unangenehmen Zustand lebhafter Art versetzt. Am meisten erregt das menschliche Gefühl, was aus dem Gefühle hervorgeht und Gefühl ausdrückt. Der Eindruck in diesem Sinne setzt voraus einen Ausdruck des Gefühls durch entsprechende Zeichen. Ist der empfangende Geist in der gehörigen Stimmung, die Einwirkung eines Gegenstandes nach seiner Natur aufzufassen, dann sagen wir, der Gegenstand mache seinen wahren Eindruck auf uns. Dieß gilt vorzüglich von Gegenständen der Kunst oder Kunstwerken. Da aber schöne Kunstwerke als Ganzes ihren höchsten Werth haben, so können sie nicht nach dem Eindruck der einzelnen Theile beurtheilt werden; der Totaleindruck, d. i. die von dem Ganzen bei unbefangener, aufmerksamer Hingebung, erhaltene Wirkung begründet eigentlich jedes wahre Kunsturtheil. Der wahre Eindruck eines großen Werks erfordert auch einen umfassenden und über das Gemeine und Kleinliche erhabenen Sinn.

Einer (Math), in jedem Zahlensystem diejenigen Zahlen, welche mit 0 zusammen die Zahl bilden, welche den Systemen selbst zum Grunde liegt; im dyadischen Zahlensystem gibt es also auch nur eine einzige, im dekadischen sind es die neun ersten Zahlen, im dodekadischen die ersten eilf ꝛc.

Einfache Minen (Kriegsw.), diejenigen, welche nur einen Ofen haben und, wenn sie springen, einen gewöhnlichen Trichter bilden.

Einfache Sätze (Mus.), solche melodische Theile eines Tonstücks, die gerade so viel Material enthalten, als nöthig ist, ihren Sinn zu fassen; dagegen erweiterte Sätze und zusammengeschobene Sätze, solche, bei denen der Gegenstand der Darstellung durch Nebengedanken mehr bestimmt ist.

Einfache Taktarten (Mus.), solche, bei denen der Takt nur einen guten und schlechten Takttheil enthält. Die einfache gerade Taktart enthält den Zweizweitel- und Zweivierteltakt; die einfache ungerade Taktart den Dreizweitel-, Dreiviertel- und Dreiachteltakt.

Einfallswinkel (Incidenzwinkel, Artill.), der Winkel, unter welchem Kugeln, Bomben und Grenaden in die Erde schlagen.

Einfalt, 1) ursprünglich soviel wie Einfachheit (Simplicität); als Beschaffenheit der äußern Gegenstände der Natur oder Kunst besteht sie darin, daß sie wenig in die Sinne fallende Bestandtheile haben, oder daß sich ihre wahrnehmbaren Aeußerungen nur auf das Wesentliche und Nothwendige beschränken und daher z. B. den Schmuck ausschließen. 2) (Psychol.), natürliche Beschränkung des Geistes, z. B. bei dem Kinde, ein geringer, dem Lebensalter desselben angemessener Grad der Entwickelung der Geistes- und insbesondere der Verstandeskräfte; 3) ein geringeres Maß der Verstandeskräfte, welches sich bei Erwachsenen als Geistesschwäche in minderer Aufmerksamkeit, Fassungs- und Durchdringungskraft, in beschränktem Interesse an Gegenständen, welche den Geist sonst ansprechen, und bei welchen Anwendung des Verstandes erfordert wird,

Digitized by Google

andeutet. Ein Einfaltspinsel ist dann ein Mensch, der, wie der Pinsel, bloß ein Werkzeug in der Hand eines Andern und nur der mechanischen Nachahmung ist. Mit dieser Einfalt des Verstandes ist nicht zu verwechseln 4) die Einfalt des Herzens, welche sehr wohl mit natürlichen Bildung des Verstandes bestehen kann. Aber das Herz liegt beim Mangel an Welterfahrung und Menschenkenntniß, und oft sogar mit dieser, einer freiwilligen Beschränkung zufolge, ohne Falten vor uns da, denn Unschuld, Aufrichtigkeit, Geradheit, Redlichkeit ist dem Einfältigen am Herzen das Höchste. Auch liebt er die Einfalt der Sitten und zeigt dieß durch ein naturgemäßes äußeres Leben, welches frei ist von den künstlichen Bedürfnissen des Luxus. Solche Herzens-Einfalt thut sich auch häufig als Naivetät (s. d.) kund. 5) Einfalt in der schönen Kunst zeigt sich in Stoff und Form; nämlich dadurch, daß jener aus wenig Bestandtheilen zusammengesetzt ist, in dieser darin, daß man Zusammensetzung nicht wahrnimmt, daß die Behandlung des Stoffs sich auf natürliche Anwendung der wesentlichen Kunstmittel beschränkt, welche der Stoff fordert, und daß auch ein mannigfaltiger Stoff, ohne den Blick zu verwirren, leicht und natürlich zu einem Ganzen gebildet ist. Die Einfalt schließt aus theils das Unwesentliche, Zufällige, sofern es als Ueberflüssiges erscheint, theils das Gesuchte und Gezierte, Verwickelte und Ueberladene; sie ist natürliche und anspruchslose Schönheit, welche aus einer gewissen Unschuld des Gefühls und der Einbildungskraft hervorgeht, und der gefallsüchtigen Streben fremd ist. Gesucht und übertrieben wird sie zur Trockenheit.

Einfassungsgalerien (Enveloppengalerie, Kriegsw.), Minengänge, welche unter dem Glacis, vorwärts der Pallisaden, mit den Linien des bedeckten Weges parallel laufen.

Einfluß, 1) überhaupt das Ergießen einer Flüssigkeit in Etwas, wie eines Stroms in das Meer. 2) Einwirkung auf etwas in einem Causalverhältniß, wodurch aber nur eine Veränderung, nicht eine Aufhebung oder Umgestaltung bewirkt wird. So z. B.:

Einflüsse auf den menschlichen Körper. Die ganze, den Menschen umgebende Natur steht mit ihm in so inniger Verbindung, daß nur durch die stete Wechselwirkung beider auf einander das Leben bestehen kann. Der menschliche Körper steht auf der höchsten Staffel der Stufenleiter organischer Wesen; jede Form des Lebens von der geringsten an bis zur höchsten wiederholt sich in ihm. Von der Krystallgestaltung an, der einfachsten im organischen Reiche der Natur sich äußernden Lebenswirkung, zu dem organischen bloß vegetativen Leben des Pflanzenreichs, von dem einfachsten thierischen Leben bis zu dem höchst ausgebildeten, findet sich die Nachbildung in ihm. Was ihn aber über alle emporhebt, ist der unsterbliche Geist, der Abglanz des ewigen Lebens, welcher selbstthätig neue Ideen schafft, die ganze Außenwelt in sich im Bilde aufnimmt, und in inniger Verbindung mit dem Körper als menschliches Gefühl sich darstellend, sowohl von Ideen bestimmt wird, als auch auf seines Gleichen durch Aufrufung der Ideen bestimmend und, vermöge des durch das Gehirn und gesammte Nervensystem vermittelten innigen Zusammenhangs mit dem Körper, auch auf diesen theils willkürlich, theils unwillkürlich einwirkt. So bietet also der menschliche Organismus der Außenwelt 2 Seiten dar, durch welche sie auf ihn Einfluß hat, die geistige und die körperliche. Die körper-

Digitized by Google

lichen Einflüsse werden vermittelt theils durch das Nervensystem, in Einwirkungen auf die Sinnorgane, besonders auf das Gefühl im Allgemeinen, theils durch Annehmung äußerer Stoffe in dem Ernährungs- oder Verdauungsprozeß, theils durch Einwirkung auf das Respirationssystem. Gleiches sucht in der Natur Gleiches auf; was in der äußern Natur herrscht, sucht auch im Organismus das ihm Entsprechende zu erheben und gegen das ihm Entgegengesetzte in verstärkte Action zu bringen. Daher wird eine Function des Körpers durch äußere Einwirkung gestärkt, die andre herabgesetzt und geschwächt. Es hat aber der Organismus vermöge der in ihm inwohnenden Lebenskraft auch Selbstbestimmung, wodurch er den äußern Einflüssen widersteht, die durch sie zerstörte Harmonie in den verschiedenen Thätigkeiten jeden Augenblick wiederherzustellen strebt, theils durch das Gesetz der Gewohnheit, indem der Einfluß von Außen seinen Reiz auf das Nervensystem verliert, theils durch Umwandlung des aufgenommenen Heterogenen in Homogenes, theils durch Verstärkung des Gegensatzes der Functionen. Je stärker die Lebensenergie ist, desto kräftiger ist die Selbstbestimmung des Organismus, desto weniger überwiegend seine Bestimmbarkeit von äußern Einwirkungen, desto wenigern Störungen seiner innern Form von denselben ist er unterworfen. Erregen sie aber eine bedeutende Störung in der Harmonie der Verrichtungen des Organismus, ehe noch dessen Selbstbestimmung im Stande ist, ihnen zu widerstehen, so entstehen Krankheiten. Die gewöhnlichsten dieser Einflüsse sind die atmosphärischen, welche nicht nur auf das wichtige Respirationssystem einwirken und tief in das Innere des Organismus eindringen, sondern auch oft plötzlich in ihrer Beschaffenheit wechseln, indem sie theils in der Temperatur, theils im Antheil des belebenden Sauerstoffgases, theils durch Aufnahme fremder aufgelöster Theile, Wasser, Feuchtigkeit, Dämpfe mancherlei Art, verändert werden. Da nun diese Beschaffenheit der atmosphärischen Luft schnell eintreten und von Niemanden leicht vermieden werden kann, so entstehen oft bei vielen Menschen zugleich krankhafte Störungen im Körper, die zwar in ihren Hauptercheinungen sich ähnlich sind, jedoch auch, nach der Energie der Selbstbestimmung des Organismus, bei jedem Individuum etwas Eignes in der Stärke der Zufälle und in ihren Verbindungen haben. (S. Epidemie.) Hat z. B. lange Zeit ein gelinder und feuchter Süd- oder Südwestwind geherrscht, welcher dem lymphatischen und schleimabsondernden Systeme günstig ist und folglich dessen Functionen erhöht, und es tritt nun plötzlich ein kalter, trockener, mit Sauerstoffgas überreichlich versehener Nordostwind ein, welcher dem arteriellen System entspricht, es zur Oberherrschaft emportreibt und entzündliche Beschaffenheit in den Körper setzt: so wird diese Entzündung eher entstehen, als die Selbstbestimmung des Organismus den entstandenen Gegensatz ausgleichen vermag, sie wird auch vorzüglich im vorherrschenden lymphatischen und im System der schleimabsondernden Organe als Katarrh, Husten, Brustfieber u. s. w. sich darstellen; sie wird endlich bei solchen Individuen, welche zur arteriellen Constitution sich neigen, heftig und als Lungenentzündung, bei Andern, deren Constitution mehr phlegmatisch ist, als Schleimhusten, bei Kindern anders als bei Erwachsenen u. s. w. erscheinen. Die auf das Verdauungssystem wirkende Einflüsse sind die Nahrungsmittel und Getränke, deren Menge und Beschaffenheit, Gifte und Arzneien. Die geistigen Einflüsse werden theils durch Sinnesein-

Digitized by Google

drücke auf das Nervensystem und Gehirn, theils durch unmittelbare Wirkung, durch Mittheilung auf den Geist erregt, und wirken wieder auf den Körper. Die am stärksten wirkenden sind die Affecten und Leidenschaften, welche auf das Nervensystem theils belebenden Einfluß haben, z. B. Freude, Hoffnung, theils niederdrückenden, als Gram, Furcht, Schreck, Neid u. s. w.

Einförmigkeit, die Aehnlichkeit gewisser Theile eines Ganzen, Mangel an Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Form. In der schönen Kunst, welche Mannigfaltigkeit fordert, ist diese Einförmigkeit, die man in der Musik und Declamation insbesondere Eintönigkeit (Monotonie) nennt, ein Fehler, wenn sie so groß ist, daß sie überhaupt den Reiz der Mannigfaltigkeit aufhebt, wenn also dieselben Wendungen, Gedanken, Bilder allzu oft unwillkürlich wiederkehren, ihre Quelle folglich Armuth der Erfindung ist; und man nennt einen Künstler selbst einförmig (monoton), im weitern Sinne, wenn er sich in seinen Werken ähnlicher ist, als der Stoff es gestattet. Doch ist die Einförmigkeit oft das Mittel einer charakteristischen Schilderung in einer größern Darstellung, sowie ohne eine gewisse Einförmigkeit, d. h. Gleichheit gewisser Theile des Kunstwerkes in Hinsicht seiner Form, das Schöne gar nicht wahrgenommen werden und seine Mannigfaltigkeit den Geist zerstreuen würde.

Einfuhr- und Ausfuhrverbote, Gesetze, wonach gewisse fremde Waaren nicht in das Land, und gewisse inländische nicht aus dem Lande gelassen werden sollen. Man hält jene für vortheilhaft, wenn die Einwohner dadurch bewogen werden, die verbotenen fremden Waaren selbst im Lande zu verfertigen und das Geld dafür auf den Ankauf inländischer Waaren zu verwenden; diese aber bei solchen Landesprodukten für nützlich, die entweder das Land selbst nöthig hat, oder welche die innere Industrie so vervollkommenen kann, daß sie dadurch mehr werth werden und sodann, im Auslande gesucht, mehr Geld oder fremde Waaren hereinbringen. Allein beide Schlüsse sind falsch; denn da fremde Waaren nicht umsonst weggegeben werden, so muß das Land, welches sie einführt, deren Werth mit seinen Produkten bezahlen. Dieß Hervorbringen aber gibt der innern Industrie wenigstens ebenso viel Beschäftigung, als ihr die eigne Verfertigung der ausländischen Waaren geben würde. Kaufte das Land die fremden Waaren nicht, so würde es auch Das nicht hervorbringen, womit es die fremden bezahlt, folglich würde seine Industrie gerade um so viel vermindert. Wendete es aber seine Industrie auf die Hervorbringung ähnlicher Waaren im Lande, so würde auf jeden Fall der Zweig der Industrie eingehen, der bisher die Quantität Waare verfertigt hat, womit man die fremden Waaren im Auslande bezahlte. Die Anwendung von Arbeit und Capital hätte bloß gewechselt, wäre aber durch diesen Wechsel nicht vermehrt worden. Wollte man annehmen, daß der neue Zweig der Industrie, welcher die ausländischen ersetzt, den Werth derselben hervorbringen und also wirklich den Nationalreichthum vermehren würde, so ist dieses nicht einleuchtend. Denn weßhalb zog man die ausländischen Produkte den inländischen vor? Unstreitig, weil die ausländischen besser oder wohlfeiler waren. In beiden Fällen büßen also die Consumenten ein, wenn sie durch das Verbot genöthigt werden, schlechtere und theuere Waaren zu kaufen als bisher; es wird dadurch der Begehr abnehmen, und zugleich mit demselben Gelde eine geringere

Digitized by Google

Quantität gekauft werden. Die Producenten gewinnen aber auch Nichts, wenn sie bis dahin etwas Andres machten, das ihnen ebenso viel einbrachte als ihr neues Geschäft, und wenn auch einige unter ihnen sich eine größere Einnahme geschaffen hätten, so büßen doch die Producenten in Masse ein, weil das neue Produkt weniger ernährt als das alte, da das Ausland für seinen Waarenabsatz dem Lande mehr abnahm, als für die Bezahlung der inländischen Waaren, welche sie ersetzen sollen, gebraucht wird. Nimmt man vollends an, daß die Consumtion der ausländischen Waaren durch das Verbot gänzlich aufhört, und auch keine inländischen an ihre Stelle treten, so wird dadurch offenbar der Nationalreichthum vermindert. In Ansehung der Ausfuhrverbote findet Dasselbe statt. Betreffen sie die rohen Produkte, so wird dadurch die Erzeugnng derselben im Lande vermindert, folglich auch der Reichthum; denn die Ausfuhr vermehrt den Absatz. Wäre man z. B. in Rußland überzeugt, daß jährlich eine Million Pferde ins Ausland verkauft würden, so würden um soviel mehr erzeugt werden. Da aber die Ausführung der Pferde verboten ist, so beschränkt sich die Pferdezucht bloß auf den inländischen Verbrauch. Dasselbe findet bei dem Verbote der Ausfuhr andrer rohen Produkte statt. Wenn man die Ausfuhr des Flachses, des Hanfs, der Wolle, der Hadern ꝛc. verbietet, damit diese Stoffe im Lande zu Linnen, Tuch, Papier verarbeitet werden sollen, so kommt die dadurch veranlaßte geringere Quantität Fabricat selten dem Werthe gleich, um den die rohen Produkte bei vollkommener Freiheit der Ausfuhr den Werth jener Fabricate übertroffen haben würden. Nicht einmal der Zweck, daß man die rohen Produkte im Lande bei niedern Preisen erhalten will, um die Fabrication derselben zu begünstigen, wird erreicht, da die Erzeugung derselben durch das Ausfuhrverbot gelähmt und vermindert wird, und deßhalb die Preise im Lande oft weit höher steigen, als dieses bei der größern Produktion für den Absatz ins Ausland geschehen seyn würde. So war sonst der Preis der Wolle in Sachsen, wo die Ausfuhr frei war, selten höher als in Preußen, wo sie verboten war, und die Tuchfabriken in Sachsen gediehen bei der Freiheit der Wollausfuhr besser, als in Preußen bei deren Verbote. Die Meinung, daß Ein- und Ausfuhrverbote ersprießlich seyen, wird daher bloß durch die beschränkte Einsicht unterhalten, welche einzig auf die nächsten Wirkungen gerichtet ist, die aber die entfernten Wirkungen und den Zusammenhang des Ganzen nicht zu fassen vermag.

Eingebrachtes (illata, Rechtsw.), 1) eigentlich Das, was die Frau beim Anfang der Ehe dem Ehemanne gebracht hat, das Dotalvermögen; 2) in weiterer Bedeutung, Alles, was die Frau nicht nur zu Anfang der Ehe, sondern auch während derselben durch Errungenschaft u. dgl. zum Manne gebracht; in welchem Falle es jedoch gewöhnlich das **Ein-** und **Zugebrachte** genannt wird. Im Falle der Insolvenz des Ehemanns hat dasselbe nach den meisten Rechten ein Vorzugsrecht vor den andern Gläubigern.

Eingelegt ist ein Ausdruck, dessen man sich bei den Geigeninstrumenten bedient, und darunter die vom schwarzem Holze ausgefüllte Linie um die Peripherie des Deckels und des Bodens versteht; auch bezeichnet man mit dieser Benennung ein Tonstück, welches eigentlich nicht zur aufgeführten Musik gehört, aber, damit sich ein Sänger oder Virtuos vorzüglich auszeichnen kann, dazu genommen wird. Durch allzu häufiges

Digitized by Google

Einlegen fremder Stücke muß die schönste Musik zu einem Quodlibet werden.

Eingestrichene Noten (Mus.), Noten aus der 3. Octave (G-Octave) unsers Tonsystems.

Eingeweide (viscera), feste Theile, die in dem Körper befaßt sind; doch werden Knochen und Bänder, Muskeln, Gefäße und Nerven in eigne Lehren befaßt, es enthält dann Eingeweidelehre (Splanchnologie) die Beschreibung der übrigen Theile, ja selbst die der Haut und ihrer Bedeckungen. Man theilt dann die Eingeweide in die des Kopfs, die der Brust und die des Unterleibes. Erstere gehören vorzugsweise (als Sinnesorgane) in die Sphäre der Sensibilität, die zweiten (besonders Herz und Lungen) in die der Irritabilität, die letzten in die der Reproduction.

Einheit, diejenige Eigenschaft eines Dinges, wodurch etwas Mannigfaltiges als zu einem Ganzen verbunden gedacht wird. Die verschiedenen Theile einer Uhr, als: Räder, Trommel, Kette, Zeiger ꝛc., geben mir den Begriff der Einheit erst dann, wenn sie nach einer bestimmten Form zu einem bestimmten Zweck mit einander verbunden sind. Sie ist eine nothwendige Eigenschaft aller Werke der schönen Kunst, und darf also auch der Redekunst nicht fehlen. Hier zeigt sie zuerst im Inhalt, z. B. in einer Ode dadurch, daß nur eine Hauptempfindung in derselben herrscht, und alle Gedanken und Empfindungen in näherer oder entfernterer Verbindung mit derselben stehen; dann in der Form, indem eine gewisse Gleichheit in der Darstellung, im Ausdruck und Ton herrscht. Besonders fordert man von einem dramatischen Gedicht eine dreifache Einheit, die der Handlung, des Orts und der Zeit (Aristotelische Einheiten). Ohne die Einheit der Handlung, wonach nur Eine Hauptbegebenheit vorgestellt werden darf, auf welche sich alle Nebenhandlungen als Theile zum Ganzen beziehen, würde das dramatische Werk kein Kunstwerk seyn. Sie ist unerläßlich. Gegen die Unverbrüchlichkeit der Einheiten der Zeit und des Orts (Aristoteles verlangte, daß Das, was der Dichter im Drama vorgehen läßt, sich auf die Zeit eines Tages beschränken solle und die Handlung an einem Orte vor sich gehe, die Scene also nicht wechsele) beweisen Shakspeare und die meisten großen Bühnendichter neuerer Zeit. Die Franzosen, die ihre, den Alten nachgeahmten Tragödien classisch nennen, haben noch bis auf die neuere Zeit auf diesen beschränkenden Regeln bestanden, und nur gegenwärtig strebt man, sich von diesen Fesseln freier zu machen. Da indessen der allzu häufige Ortswechsel, sowie die allzu große Ausdehnung einer Handlung durch eine oder verschiedene getrennte Zeiten mittelbar auch der Einheit der Handlung Eintracht thuen kann; so ist man genöthig, auch hier das Ne quid nimis auszusprechen, ohne im Allgemeinen genauere Grenzen setzen zu können. Die Einheit im epischen Gedicht ist die Einheit der Handlung, oder richtiger der Begebenheit, die aber Reichthum der Episoden nicht ausschließt.

Einhorn, ein vierfüßiges Thier bei den Alten. Die Fabel erzählt, daß es von Gestalt einem Pferde gleiche, auf der Stirn ein 2 Ellen langes, gerades, gewundenes Horn habe, sehr rasch, wild und unbändig sey, gewöhnliche Menschen, denen es begegne, tödte, von einer reinen Jungfrau aber sich fangen und gängeln lasse, u. s. w. Die neuern Naturforscher haben die Existenz desselben gänzlich bezweifelt. Indessen

Digitized by Google

kommen in den neuesten Zeiten glaubwürdige Nachrichten aus Afrika, wo es angeblich einzeln und selten gefunden wird, und aus Asien, wo es in kleinen Heerden in den tibetanischen Gebirgsgegenden vorkommen soll. Letztres (tibetanisch Tso'po), soll an der Grenze der großen Wüste leben, viele Aehnlichkeit mit dem Pferde, aber gespaltene Hufe, an der Stirn ein langes gekrümmtes Horn, und den Schwanz eines Ebers haben und sehr wild seyn. Sein Fleisch werde gegessen. Die neuesten Berichte melden indessen, daß letztere Nachricht auf einer Verwechselung desselben mit einer Antilopenart beruhe, welche ein- und auch zweihörnig sich finde, und von welcher man die angeblichen Einhornshörner habe. Das Thier sey schiefer- oder bläulichgrau, dicht und weich behaart, Stirn und Beine schwärzlich, und werde in den Lagern der Moschusthiere gefunden. Die angeblich versteinerten Einhörner sind Knochen und Stoßzähne von Mammuth und andern urweltlichen Thieren.

Einhorn, der Name der russischen Haubitzen, die sich von den bei anderen Armeen gewöhnlichen bloß durch ihre größere Länge und durch ihre, sich im Fluge verlaufende, kegelförmige Kammer unterscheiden. Sie werden, wie die Karonaden, nach Eisengewicht berechnet und sind von 2 bis 96 Pfund im Kaliber. Zur Länge haben sie 10 Kaliber. Die Kammer ist $1\frac{3}{4}$ Kaliber lang und hinten mit $\frac{1}{2}$ Kaliber abgerundet; die Schildzapfen stehen mit ihrem Centro auf der untern Seelenlinie. Am Gewöhnlichsten sind die 6-, 12- und 24pfündigen Einhörner, deren sich die Russen jetzt allgemein, anstatt der bei anderen Armeen eingeführten Haubitzen, bedienen, die nur 4 bis 5 Kaliber lang sind und deßhalb nur sehr unzuverläßige Würfe geben.

Einigkeit, die Uebereinstimmung des Willens mehrer Personen, die zwar nicht nothwendig die Uebereinstimmung der Meinungen und Grundsätze voraussetzt, aber doch durch diese erhöht und befördert wird. Einigkeit des Glaubens (Theol.), die auf der Verheißung der Ausbreitung des christlichen Glaubens über alle Völker der Erde (Joh. 10, 16) und den Glauben an den endlichen Sieg der Wahrheit ruhende Idee, daß sich alle Völker noch zur Verehrung des allein wahren Gottes nach Jesu Lehre vereinigen werden; 2) die Anforderung der Kirche an Alle, die zur christlichen Kirchengemeinschaft gehören, in den Hauptartikeln (Lehren) des christlichen Glaubens übereinzustimmen. Im Nothwendigen Einheit, im Uebrigen Freiheit, in Allem Liebe ist der Grundsatz der katholischen Kirche.

Einimpfung, s. Inoculation.

Einkindschaft unioprolium, pariatio, Rechtsw.), ein Vertrag zwischen Eheleuten, wodurch ihre leiblichen und ihre Stiefkinder hinsichtlich ihres Erbrechts zu den Eltern dergestalt gleichgestellt werden, daß sie gegenseitig ebensowohl ihren natürlichen Eltern, als die Stiefeltern beerben. Beide heißen dann Einkinder und die zur Zeit der Errichtung der Einkindschaft schon gebornen Kinder Vorkinder und die erst nachher gebornen Nachkinder. Man hielt sie ehedem für eine deutsche Art der Annahme an Kindes Statt, und nannte sie: Einsetzung zum rechten Vater oder zur rechten Mutter. Die Einkindschaft erfordert zu ihrer Gültigkeit die gerichtliche Bestätigung. Durch gegenseitige Einwilligung, durch Eintreten der im Voraus bestimmten Fälle, durch richterlichen Spruch wegen einer Verletzung der Kinder durch die Einkindschaft erlöscht dieser Vertrag; in den besondern Landesgesetzen gibt

Digitized by Google

es noch verschiedene andere Erlöschungsgründe. (Vgl. C. L. Hertel „Ueber die Einkindschaft," Gießen 1818)

Einklang (Unisono, italien., lat Unisonus), wird in der Musik das Verhältniß zweier Töne von gleicher Größe (d. h. von gleicher Höhe und Tiefe) auf derselben Stufe genannt. Der Einklang entsteht also aus einer gleichen Anzahl von Schwingungen zweier vibrirender Körper in einem gleichen Zeitraume. Wenn mithin eine Saite in einer Secunde 100 Schwingungen macht und den Ton c gibt (bekanntlich sind wenigstens 32 Schwingungen in einer Secunde erforderlich, um eine hörbare Wirkung hervorzubringen), so wird eine andere Saite, welche jener an Länge, Dicke und Spannung gleich ist, in derselben Zeit dieselbe Anzahl von Schwingungen machen und folglich denselben Ton c geben. Diese beiden Töne c: c verhalten sich demnach wie zwei gleiche Zahlen, weßhalb man also sagt: der Einklang, oder richtiger Gleichklang, verhalten sich wie 1: 1. Da nun dieses gleiche Verhältniß das faßlichste und folglich das beruhigendste ist, so ist natürlich der Einklang die erste und vollkommenste Consonanz. Man hat viel darüber gestritten, ob der Einklang unter die Intervalle zu rechnen sey oder nicht. Die Entscheidung dieses Streits hängt indeß von der Bestimmung des Begriffs eines Intervalls (s. d.) ab. Die ältern, sowie selbst mehre neuere Tonlehrer sagen: „Ein Intervall ist die Entfernung oder der Zwischenraum einer Note von der andern." Hiernach wäre denn allerdings der Einklang kein Intervall, da zwischen zwei Tönen, die im Einklange stehen, keine Entfernung stattfindet. Allein demzufolge wäre auch die übermäßige Prime (die doch jeder Systematiker unbedingt unter die Intervalle rechnet) ebenfalls kein Intervall, da beide Töne, welche dieselbe bilden, bloß durch ihre innere Größe verschieden sind, und da sie ebenfalls auf einer und derselben Stufe stehen, auch zwischen ihnen keine Entfernung (die doch nach jener Erklärung das Merkmal eines Intervalls wäre) stattfinde. Nehmen wir hingegen an: „Ein Intervall sey das Verhältniß zweier Töne gegen einander in Hinsicht ihrer Höhe oder Tiefe", so ist nicht allein wirklich die übermäßige Prime, sondern auch der Einklang unter die Intervalle zu zählen, da auch der Einklang ein solches Verhältniß begründet, nämlich das Verhältniß gleicher Höhe oder Tiefe, sowie die übermäßige Prime, z. B. c: eis, ein Verhältniß ungleicher Höhe oder Tiefe hat. Auch ist es durchaus falsch, wenn sowohl ältere als neuere Tonlehrer den Einklang und die Prime als gleichbedeutend nehmen. Denn daß der Einklang oft auf der ersten Stufe stattfindet und dann zugleich Prime ist, begründet kein Einerleiseyn, da man sonst ebenso gut auch den Einklang mit der Octave als gleichbedeutend nehmen müßte, weil er oft die Stelle derselben vertritt. Der Unterschied zwischen dem Einklange und der Prime ist kurz folgender: 1) die Prime ist entweder rein oder übermäßig. Die reine Prime ist der jedesmalige erste (tiefste) Ton einer Tonleiter und gar kein Intervall. Nur durch ihre Verdoppelung auf derselben Stufe kann die Prime zugleich zum Einklange werden, kann aber (wie schon die Benennung zeigt) nie auf einer andern als der ersten Stufe einer Tonleiter stattfinden; da hingegen der Einklang sehr wohl auf jeder Stufe einer Tonleiter sich zeigen kann, indem wohl in einem mehrstimmigen Satze 2 und mehre Stimmen auf der Secunde, Terz, Quart ꝛc. in den Einklang treten können. 2) Kann die Prime um einen kleinen halben Ton erhöht werden, ohne ihre Na-

Digitized by Google

tur als Prime zu verlieren, da sie dabei ihre Stufe behaupten, woraus das Intervall der übermäßigen Prime entsteht. Allein der Einklang ist keiner Erhöhung oder Erniedrigung fähig, ohne seine Eigenschaft als solcher zu verlieren; denn sobald einer von den beiden im Einklange stehenden Tönen erhöht oder erniedrigt wird, hört er auf, Einklang zu seyn, und tritt aus dem Verhältnisse der Gleichheit. Ein übermäßiger Einklang ist ein offenbarer Widerspruch. Uebrigens vertritt häufig der Einklang die Stelle der Octave, und ist dann in der Anwendung denselben Regeln wie jene unterworfen.

Einkleidung, in der Aesthetik die Versinnlichung einer Vorstellung; bezieht sich sowohl auf das Ganze oder auf Theile eines Kunstwerks, einer Rede ꝛc. Sie ist oft ein mächtiger Hebel, um die Wahrheit, welche nackt nicht erscheinen darf, beim Publico einzuführen. — 2) Die Anlegung der Ordenstracht bei einer feierlichen öffentlichen Einführung eines Mönchs oder einer Nonne, die ihr Ordensgelübde und ihre Novizenkleider ablegen.

Einkommen, Ertrag von einem Amte, Geschäfte, Grundstücke. Das Einkommen eines Amtes ist entweder fest bestimmt, fix, oder zufällig, accidential; das Einkommen eines Geschäfts ist ein reines (Nettoeinkommen), nach Abzug der nöthigen Kosten, oder ein totales, rohes Einkommen (Bruttoeinkommen), wenn der ganze Ertrag berechnet wird; es ist ferner ein directes, wenn der gegenwärtige Ertrag berechnet wird, oder ein indirectes, indem es noch in Nebendingen und für spätere Zeit Vortheile gewährt. Das Einkommen des einzelnen Bürgers heißt Privateinkommen und ist dem Nationaleinkommen, dem Einkommen sämmtlicher Bürger im Staat, entgegengesetzt. Quellen des Eigenthums sind das Grundeigenthum, anderes bewegliches Eigenthum, welches, gehörig benutzt, eine Rente abwirft und Arbeitslohn. Von sämmtlichen bezieht der Staat sein Staatseinkommen; es ist daher wichtig, das Nationaleinkommen genau zu kennen, um darnach die Abgaben jeder Privatperson zu reguliren.

Einkommensteuer, die Steuer, welche von jedem reinen Einkommen, dasselbe mag nun seinen Ursprung in der Landrente, der Anlegung von Kapitalien oder von dem Arbeitslohn haben, einen Theil nimmt. Die berühmteste Abgabe dieser Art war auf Pitts Antrag in Großbritannien eingeführt worden; 1813 hatte sie 14½ Million Pfd. St. eingebracht, wurde aber 1816 abgeschafft. Sie ist theoretisch die einzige richtige, praktisch aber höchst schwierig auszuführen, indem das reine Einkommen eines jeden Staatsbürgers schwer zu bestimmen ist und fast Jeder Mittel findet, es anders anzugeben, als es wirklich ist, die übrigen Abgaben auch störend in die gerechte Vertheilung derselben eingreifen. Auch wird die Abgabe dadurch höchst ungleich, daß sie vom Einkommen der Staatsbürger, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihres Bedarfs erhoben wird. Sie muß also den Familienvater härter drücken, als den Unverheiratheten, welcher mit jenem zwar ein gleiches Einkommen genießt, aber nur für sich zu sorgen hat. Indeß ließe sich doch auch denken, daß man den Eltern, welche unversorgte Kinder ernähren, einen verhältnißmäßigen Nachlaß gewährte. Wollte man aber die nothwendigen Bedürfnisse zuvor vom Einkommen abziehen, so wäre die Anlage der Steuer noch schwieriger, denn wo würde man hier die Scheidelinie finden zwischen Nothwendigem und Ueberflüssigem? Eine

Digitized by Google

allgemeine und streng eingeführte Einkommensteuer ist daher bis jetzt noch ein unaufgelöstes Problem der Staatswirthschaft, an dessen Lösbarkeit man indessen nicht verzweifeln darf. Das Schwierige und Bedenkliche der Einkommensteuer sucht zu heben v. Jacob in seiner „Staatsfinanzwissenschaft." S. auch Lips „Ueber die Einkommensteuer und ihre Ausführbarkeit" (Erlangen 1812); Kränke „Ueber Grundsätze einer gerechten Besteuerung" (Heidelberg 1819).

Einludeln (Kriegsw.), geschieht mit feinem Kornpulver, indem man mit einer Raumnadel in das Zündloch bis auf die durchgeschlagene Patrone dringt, um durch das Hin- und Herziehen derselben das aufgeschüttete Pulver bis auf die Patrone herunter fallen zu machen. Das hinter dem Zündloche auf das Rohr geschüttete Pulver wird mit dem Pulverhorn zerdrückt, damit es desto leichter und schneller Feuer fängt.

Einmariniren, Fische, gekocht oder gebraten, oder auch gebratenes Fleisch in eine Brühe von Essig und Salzwasser, oder Essig und Oel legen und mancherlei Gewürze, vorzüglich Kapern und Citronenscheiben, hinzuthun.

Einpfropfen des Weisers (Bienenz.). Um einem weiserlosen Bienenstock einen Weiser zu geben, schneidet man aus einem gesunden Stocke eine Scheibe mit einer Weiser-Zelle und junger Brut, aus einer Scheibe des weiserlosen Stocks ein ebenso großes Stück und befestigt in dieser Oeffnung die erste Scheibe mit hölzern Nägeln.

Einquartierung, metata bellica, einer von den Gegenständen des öffentlichen Rechts, dem die neueste Zeit eine ganz veränderte Richtung gegeben hat, nachdem zuvor, ehe man sich von der Nothwendigkeit überzeugte, daß für gänzlich umgewandelte Verhältnisse auch neue Grundsätze aufgesucht werden müßten, viel gegründete Beschwerden über Unrecht und Ueberlastung entstanden waren. Das ältere Staatsrecht nahm den Satz an, daß es zur Schuldigkeit der Unterthanen gehöre, den im Solde des Landesherrn stehenden Kriegsleuten auf Märschen und in Winterquartieren Dach und Fach zu geben. In Frankreich wurde darüber unter Ludwig XII. (1514) eine umfassende Verordnung erlassen, aber diese Verbindlichkeit der Staatsbürger durch das Gesetz vom 8. Juli 1791 in Ansehung der stehenden Besatzungen ganz aufgehoben, in Ansehung der auf dem Marsche befindlichen Truppen hingegen auf die bloße Wohnung, Feuer und Licht beschränkt, und dabei die vorherigen zahlreichen Einquartierungsfreiheiten des Adels und andrer Classen abgeschafft. In Deutschland wurden diese Verhältnisse durch die doppelte Staatshoheit des Kaisers und Reichs und der Landesherren, sowie die besondern Pflichten der Reichsstädte gegen den Kaiser, sondern ehedem verwickelter, vorzüglich aber als Wallenstein im dreißigjährigen Kriege, schon das System der Requisitionen anfing, wodurch er sein Heer nicht nur auf Kosten der feindlichen Länder, sondern auch auf Kosten der Verbündeten seines Herrn, des Kaisers verpflegte. Die Beschwerden darüber hatten zur Folge, daß in Friedensschlüssen (prager Friede von 1635, Art. 68; westfäl. Friede, Art. 8, §. 2) und Reichsgesetzen (Reichsabschied von 1641, §. 20—28; Wahlcapitul. von 1658, Art. 4, §. 9) gegen dergleichen Belastungen der reichsständischen Länder Vorsorge getroffen wurde. Die Zeit des 30jährigen Kriegs macht auch in der Literatur des Einquartierungswesens den ersten Abschnitt aus; den zweiten macht der 7jährige Krieg; aber bei weitem wichtiger wurde dieser Ge-

Digitized by Google

genstand, als in Folge der Coalitionen gegen das revolutionnaire Frankreich französische Heere nach und nach alle deutsche Länder überschwemmten, und von ihnen, in feindlichen wie in verbündeten Staaten, ihren vollständigen Unterhalt und in der Regel noch etwas mehr verlangten. Man hatte sich daran gewöhnt, die Einquartierung, welche nach den ältern Rechten nur in dem Hergeben der Wohnung und Theilnahme der Gemeinen an Licht und Feuerung des Wirths bestand, als eine auf den Wohnhäusern ruhende Reallast anzusehen, und blieb diesem Grundsatze auch treu, als zu jenen einfachen Leistungen noch die kostbare Verpflegung fremder Krieger hinzukam, unter welchen Vornehme und Geringe an Begehrlichkeit wetteiferten. Von der ältern Einquartierung war ein großer Theil der Staatsbürger vermöge ihres Standes und besonderer Privilegien frei, und über dieselbe manche Verträge geschlossen worden, welche nunmehr eine ganz andre Bedeutung erhielten, als die Parteien eigentlich beabsichtigt hatten. Die Verhältnisse zwischen Pachtern und Verpachtern zeigten in dieser Beziehung mannigfaltige Schwierigkeiten. S. G. M. Weber: „Ueber die Vertheilung der Kriegsschäden" (1798); Hatzfeld's „Prüfung der Grundsätze über die Peräquation der Kriegslasten" (1801); Feierlein's „Beiträge zu einer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Kriegseinquartierungswesens ꝛc." (1807); Schmid: „Ueber Vertheilung der Kriegsschäden und der Einquartierung insbesondere" (1808). Am einfachsten gelangt man wohl zu dem Resultate, worüber das gesunde Rechtsgefühl von vorn herein nicht ungewiß ist, wenn man von der unleugbaren Verbindlichkeit des Staats ausgeht, jedem Einzelnen Schutz gegen alle Beschädigungen von Außen zu gewähren, zu dem Ende alle Kräfte des Staats daran zu setzen, und ihm dann, wenn von der Verfolgung dieser Ansprüche an den Feind abgestanden wird, den Schaden selbst zu ersetzen. Dieß umfaßt auch alle zufällige feindliche Beschädigungen, welche der Beschädigte sich nur nicht durch eigne Schuld zugezogen hat. Die unmittelbare Aufnahme und Verpflegung der Krieger trifft dann einen Jeden, welcher, gleichviel ob als Eigenthümer oder als Miether, den erforderlichen Raum inne hat; sie muß nach dem Gesetze der Gleichheit, im Verhältniß zu dem Vermögen der Bürger vertheilt werden, und dabei keine Befreiung stattfinden, welche nicht schlechterdings nothwendig für den öffentlichen Dienst ist. Aber die Gerechtigkeit fordert, daß diese Leistungen, welche doch ihrer Natur nach in ihrer ersten Austheilung einen Theil der Bürger mehr als den andern belasten, durch allgemeine Auflagen wieder vergütet und ausgeglichen werden, und diese allgemeinen Auflagen können ohne Ungerechtigkeit nach keinem andern Maßstabe als dem einer reinen Vermögenssteuer ausgeschrieben werden. Eine Sammlung von Verordnungen und literarischen Nachrichten über Einquartierungen lieferte Grattenauer in seinem „Repertorium aller, die Kriegslasten, Kriegsschäden u. Kriegseinquartierungen betreffenden Gesetze" (1810—11).

Einrede (exceptio, praescriptio, Rechtsw.) ist der Grund des Beklagten, warum es, der Klage ungeachtet, bei dem gegenwärtigen Rechtszustande bleiben müsse. Sie ist entweder perpetua (peremtoria), wodurch die Klage für immer abgewendet werden soll, oder temporalis (dilatoria), wodurch sie nach dem neuern Rechte nur aufgeschoben wird. Zu jenen gehören vorzüglich die Erlöschungsarten eines Rechts auf einer Forderung; letztere hingegen beziehen sich meist auf die Art des Verfah-

Digitized by Google

ens. Im deutschen Prozeß müssen alle dem Beklagten bekannte Einre-
en gleich in dessen erster Beantwortung der Klage aufgeführt und mit
er Einlassung (litis contestatio) verbunden werden; anders ist dieß z.
B. im französischen Prozeß, wo zwar eine eventuelle Verbindung der
Einlassung mit den Einreden erlaubt, jedoch nicht geboten ist, weswegen
erschiedene Vorprozesse entstehen können, ehe der Beklagte sich einzulas-
en braucht. Da Einreden nicht eher als bis nach erhobener Klage ge-
braucht werden können, so kann auch erst dann eine Verjährung derse-
ben eintreten; ausnahmsweise erlöschen jedoch auch einige binnen einer
bestimmten Frist, z. B. die exceptio non numeratae pecuniae bei Quit-
tungen binnen 30 Tagen. Die dilatorischen Einreden müssen vor und
die peremtorischen nach der Einlassung auf die Klage vorgetragen wer-
den. Bisweilen gehen die Einreden zur Strafe verloren; auch kann
ihnen gültig entsagt werden. Eine Einrede gegen eine Einrede heißt
replicatio.

Einreibung. Die neue Lehre von Einreibungen verschiedener Mittel, die man öfters innerlich zu geben pflegt, gründet sich auf die neuern Untersuchungen lymphatischer Gefäße, besonders der Haut. Vorzüglich gehört hierher der äußerliche Gebrauch des, im Magensafte aufgelösten Mohnsaftes, den Chiarenti, ein Arzt zu Florenz, zuerst versuchte und empfahl, zu den wichtigsten und nützlichsten Entdeckungen des letzten Jahrzehends des 18. Jahrhunderts. Mehre Aerzte in Italien, und namentlich Breva, haben diesen Versuch unter mancherlei Abänderungen, mit andern thierischen Säften, auch andern Arzneien ꝛc., versucht und den Nutzen dieser Heilmethode bestätigt gefunden. — S. V. A. Brera „Anatripsologie, oder die Lehre von den Einreibungen" ꝛc., a. d. Italienischen übersetzt von Euwel. Wien 1806.

Eins, was entweder wirklich unzertrennlich ist, oder doch dafür genommen wird, wo es dann durch Trennung aufhört, Eins zu seyn und zu einem Bruch wird. Kommt ein anderes derselben Art (oder ohne daß der Unterschied berücksichtigt wird) dazu, so entsteht eine Menge, deren Bestimmung Zahl heißt. Es ist also Eins eigentlich noch keine Zahl, liegt aber allen zum Grunde, daher auch allein durch sie alle Zahlen zerlegt werden können.

Einsamkeit (Moral), der Gegensatz der Geselligkeit (Gesellschaft), das Fürsichleben, es sey ein gezwungener oder selbst gewählter Zustand. Letzteres kann ebenso die Folge des Mangels an Ausbildung des Geistes und der Sitten seyn, welche der Weltumgang erheischt, als die einer Uebersättigung des Lebens in seiner Richtung nach Außen. In dieser Beziehung ist das spätere Lebensalter der Einsamkeit geneigter, als das jugendliche und männliche. Ueber die Vorzüge der Einsamkeit, besonders im Jünglings- und im Greisenalter, aber auch ihre Gefahren, vgl. J. G. Zimmermann, „Ueber die Einsamkeit", Leipz. 1782. S. a. Garve „Ueber Gesellschaft und Einsamkeit", 2 Bd., Breslau 1797.

Einsaugmittel, s. Absorbentia.

Einschlag in der Malerei, der Zustand eines Bildes, worin es gewöhnlich nach dem Uebermalen kommt. Wenn nämlich bei der Oelmalerei zum zweiten Mal Farben aufgetragen werden, trocknen manche schneller, andere langsamer, der Grund saugt sie gleichsam ein und benimmt ihnen allen eigenthümlichen Glanz; die lebhaftesten Farben sehen da oft grau und schmutzig aus, das Gemälde erscheint fleckigt und un-

Digitized by Google

scheinbar; da heißt es in der Künstlersprache: es ist eingeschlagen. In diesem Zeitpunkte wirken die Farben chemisch aufeinander, zersetzen und verbinden sich auf das Innigste, und dürfen nicht zu früh darin gestört werden; sowohl das spätere Lasiren, als endlich zuletzt das Ueberziehen mit einem leichten Firniß, stellt den ursprünglichen Glanz der Farben wieder her. Man behauptet, das starke Einschlagen sey stets ein gutes Zeichen für eine recht dauerhafte innere Verschmelzung der Farben; doch für den Künstler ist es höchst unangenehm, indem es ihn hindert, seine Arbeit gehörig zu beurtheilen, und es ihm sehr schwer macht, die Farben in Harmonie zu bringen. Ein leichtes Anfeuchten bringt die eingeschlagenen Theile eines Gemäldes schnell heraus, doch nur vorübergehend, auf Augenblicke.

Einschlafen (Physiol.), von Gliedern, wenn solche einer eignen Art von taubem Gefühl und selbst einiger Unbeweglichkeit auf kurze Zeit unterliegen; es ist dann gewöhnlich ein großer Nerv, der zu dem Glied geht, einem leichten Druck ausgesetzt und in eine vorübergehende Halblähmung versetzt worden; dieser Zustand tritt manchmal auch bei gesunden Personen ein, indem der Zufluß des Bluts nach einem Theile stockt, zufolge eines vorübergehenden krampfartigen Zustandes der zuführenden Gefäße.

Einseitiger Wille, das von einer Person erklärte Vorhaben; er kann, was z. B. bei einem Testamente der Fall ist, jederzeit zurückgenommen werden, es sey denn, daß durch Acceptation ein Anderer ein Recht erlangt hätte.

Einsiedeln, Marktflecken im Canton Schwyz in der Schweiz, in einer von hohen Bergen eingeschlossenen Gegend, am Fluß Sil, mit 5200 Einwohnern und einer vortrefflichen Freischule. Dabei ist die berühmte Benediktinerabtei Maria zu den Einsiedeln, deren Abt sonst ein deutscher Reichsstand war, die Lehn vom Kaiser empfing und dem päpstlichen Stuhl unmittelbar unterworfen war. Das merkwürdigste in dem 1704 neu und prächtig gebauten Kloster ist die in U. L. F. Münsterkirche befindliche Kapelle mit dem wunderthätigen Marienbilde, zu dem bei der großen Engelweihfeier am 14. Sept. 1817 sich 30.000 Wallfahrer versammelten, von denen 13.000 das heil. Abendmahl genossen; doch sind die dabei gesammelten Schätze beim Eindringen der Franzosen zerstreut worden. Die Besitzungen der Abtei, die meistens in einer hohen, rauhen und wenig fruchtbaren Gegend liegen, sind nach den neuesten Verfügungen mit dem Canton Schwyz, unter dessen Hoheit sie auch sonst standen, vereinigt worden, und bilden jetzt einen der sechs Distrikte desselben; einige wurden zum Distrikt March gezogen, in dem sie liegen, andere zu den Cantons, z. B. Thurgau, in denen sie sich befinden. In dem Flecken ist der Arzt Theophrastus Paracelsus Bombast von Hohenheim im Jahre 1493 geboren. In der Nähe liegt das Frauenstift in der Oued.

Einsiedler, so v. w. Anachoreten und Eremiten.

Einspringende Winkel (Math.), solche Winkel einer geradlinigen Figur, deren Spitzen gegen das Innere gerichtet sind, im Gegensatz der ausspringenden, auswärts gewendeten.

Einspritzungen (Injectionen) wendet der Chirurg, mittelst einer kleinen Spritze, bei natürlichen oder durch Krankheiten entstandenen Höhlen und Canäle an, um die heilbringenden Mittel an die leidende Stelle

Digitized by Google

selbst zu bringen, oder um den dort ansäßigen Krankheitsstoff wegzuschaffen. Die Einspritzungen werden zur Reinigung von Wunden und Geschwüren, bei krankhaften Zuständen der Nase und der Höhlen, die mit derselben in Verbindung stehen, bei Hals- und Ohrenübeln, bei Krankheiten der Harnblase, und Urethra des Uterus und der Vagina, und als Radikalkur beim Wasserbruche, mit Nutzen angewandt. Reines, in lauen Zustand versetztes Wasser eignet sich am Besten zur Entfernung des Eiters, der Jauche, des Bluts, oder auch fremdartiger, von Außen eingedrungener, Substanzen; doch werden auch adstringirende Mittel, um übermäßigen Absonderungen Schranken zu setzen; reizende, um Entzündung, z. B. bei dem Wasserbruch, zu erregen, oder um die Absonderung zu vermehren und zu verbessern; beruhigende, um Schmerzen und andere Zufälle zu lindern, und wahrhafte Flüssigkeiten, um die Krankheiten der Speiseröhre, den Hungertod, zu vermeiden, in den Magen eingespritzt. Sogar hat man Beispiele, daß man Blut von Thieren oder andern Menschen in die Adern einspritzte. Heilmittel werden auf dieselbe Art unmittelbar ins Blut gebracht, z. B. den Brechstein, um Erbrechen zu erregen ꝛc. Der Ort, wo die Einspritzung angewandt wird, bestimmt auch die Mündung der Spritze, die sich dann bald an einer längern, bald kürzern, bald geraden, bald gebogenen Röhre befinden muß. Ebenso bestimmt die Menge der Flüssigkeit, die man einspritzen, und die Kraft, die man dabei anwenden will, die Größe der Injectionsspritze. Das erste Beispiel von einer in die Wunde gemachten Einspritzung, ist das von Cato Censor, welcher Kohl kochte, den Saft in eine Blase füllte, an die Oeffnung derselben einen Federkiel setzte, und auf diese Weise die Flüssigkeit in den fistulösen Schaden spritzte. Die Kunst, die Gefäße des menschlichen Körpers mit Wachs ꝛc. auszuspritzen, ist in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erfunden worden. Friedrich Reysch, Professor zu Amsterdam (geb. 1638, starb 1731), hat diese Kunst zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht. Lieberkühn, Prof. zu Berlin (st. 1756), hat solche noch höher getrieben, und zuerst gezeigt, wie man große Adernsysteme im Menschen ausspritzen, und hernach in Silber nachgießen könne. Wilhelm Hunter, Professor zu London (geb. 1718, starb 1783), stand ihm besonders in metallischen Ausspritzungen nicht nach. D. Maurs in Amsterdam hat mit vieler Geschicklichkeit Austern ausgespritzt, wo die Lungen (der sogenannte Bart) eine unbeschreibliche Menge der feinsten Gefäße zeigten.

Einspruch (Einsprache, Rechtsw.), der Widerspruch gegen eine Verheirathung. Um etwaige frühere Eheversprechen kennen zu lernen, ist das Aufgebot vor der Trauung verordnet, um Diejenigen, welche ein Recht zum Einspruch haben, in den Stand zu setzen, von ihrem Rechte Gebrauch zu machen. Ein ungegründeter, zur Ungebühr gemachter Einspruch wird als grobe Injurie nachdrücklich bestraft.

Einstandsrecht, so viel wie Näherrecht (s. d.).

Eintönigkeit (Musik), s. Einförmigkeit.

Eintrachtsland, s. Centrachtsland.

Einwanderung (Staatsw.), der Eintritt von Personen oder Familien, die einem Staat nicht angehören, in denselben, um sich daselbst zu fixiren und künftig dort zu leben. Staaten, die noch Mangel an Bevölkerung haben, begünstigen die Einwanderung sehr, setzen auch wohl noch Prämien auf dieselbe, während andere, die Uebervölkerung leiden,

Digitized by Google

dieselbe erschweren und wenigstens nur solche Personen aufnehmen, die vollkommen guter Ruf haben und Vermögen oder Industrie besitzen; vgl. Auswanderung, Abzugsrecht.

Einwerfung (collatio, Rechtsw.), von Descendenten in Erbschaftsfällen, die früheren von den beerbten Ascendenten erhaltenen Geschenke in die Erbschaftsmasse werfen, welche dann zu gleichen Theilen vertheilt wird. Ohne Zweifel gehört heutzutage alles Dasjenige zur Collation, was die Eltern ihren verheiratheten Kindern zur Beihülfe, oder zum Ankaufe von Sachen gegeben; ausgenommen sind jedoch die Erziehungskosten (wohin auch die Kosten des Studirens gehören). Der Erblasser kann die Einwerfung erlassen, wenn nur dadurch nicht der Pflichttheil Kinderer verletzt wird.

Eis, in der Musik die 6. Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter, das durch ein Kreuz um einen halben Ton erhöhte e; hat bei Saiteninstrumenten mit f dieselbe Saite.

Eis (Phys.), durch Kälte in einen festen Zustand gebrachtes Wasser. Dieß geschieht in der Regel bei einem durch das Thermometer meßbaren Grad der Temperatur der Luft oder der Umgebung (Eispunkt), von dem daher auch die Scala des Reaumur'schen Thermometers anhebt, sodaß die Grade aufwärts und abwärts als Grad + und als Grade — gezählt werden. Indessen bleibt unter Umständen (in luftdicht verschlossenen Gefäßen und bei völliger Ruhe, oder auch bei Entleerung des Wassers von Luft) auch bei stärkern Kältegraden (bis — 5, ja wohl — 7 bis — 11°), reines Wasser noch flüssig; wird es aber dann erschüttert und bewegt, so gefriert es unter Abnahme der Kälte bis zum Nullgrade. Wasser, worin Salze aufgelöst werden (besonders Salmiak, Salpeter und Kochsalz), werden auch erst bei höhern Kältegraden zu Eis, ungeachtet dadurch selbst im Wasser eine künstliche Kälte erzeugt wird, die durch Mittheilung Gefrieren vom Wasser bewirkt; Eis selbst aber, mit Salzen vermischt, schmilzt bei nicht zu großen Kältegraden; ebenso friert Wasser mit Säuren vermischt (wie Essig) oder mit Weingeist (wie Wein), auch erst bei höhern Kältegraden, und das Gefrieren wird dann ein Mittel, jene Flüssigkeit zu scheiden oder wenigstens stärker zu erhalten, indem dann das noch beigemischte Wasser dem Uebergang in Eis widersteht. Aus gleichem Grunde wird, auch erst bei mehren Graden unter dem Eispunkt, gefrierendes Seewasser, nach Schmelzung des Eises, süß. In starker Bewegung befindliches Wasser, z. B. fließendes, gefriert immer auch etwas später, als ruhig bleibendes; daher auch das Zufrieren der Ströme vom Ufer aus anhebt; bei ruhigem Gefrieren in mäßiger Kälte bildet sich zuerst auf der die Luft berührenden Oberfläche ein sehr dünnes Eisblättchen; nun entstehen Eisfäden, die, von den Wänden des Gefäßes aus, mit diesem spitzige und stumpfe Winkel (selten rechte) bilden; die Hauptrichtung dabei ist jedoch immer die von 60° und 120° (weßwegen auch Schneeflocken sich in Formen, denen ein Sechseck zu Grunde liegt, darstellen); an diese Eisfäden legen sich dann wieder andere unter eben solchen Winkeln an, und durch Vervielfältigung dieser Fäden bilden sich mehre Eisblätter, die zuletzt in eine feste Masse zusammentreten. Etwas Aehnliches sieht man beim Gefrieren von Dünsten an Glasscheiben, die bis zum Eispunkt erkältet sind. Während der Eisbildung entbindet sich Luft in Menge, in kleinen, zum Theil auch zu größern sich vereinigenden Blasen; diese werden bei schneller Eisbildung

Digitized by Google

auch wohl in das Eis eingeschlossen; durch ihre Ansammlung und Vermehrung wird dann auch wohl die Oberfläche (Eisrinde) gesprengt; überhaupt wird auch davon eine große Eisfläche nach der Mitte zu gewölbter. Langsam entstehendes Eis bleibt, wenn das Wasser rein war, auf eine geringe Tiefe durchsichtig; wegen den entstehenden Blasen und Rissen in der Eissubstanz wird es aber in dicken Stücken immer undurchsichtiger, weniger jedoch, wenn man das Wasser vorher durch Kochen, oder die Luftpumpe, vom größten Theil der Luft in ihm befreit. Auch ist dichtes Eis im Innern durchsichtiger als auf der Oberfläche, und zugleich glänzender. Wenn Wasser dem Gefrieren nahe kommt, besonders aber im Momente des Gefrierens selbst, nimmt sein Volumen beträchtlich zu; es dehnt sich dabei mit einer Kraft aus, welche weit stärker als die von entzündetem Schießpulver und vermögend ist, die dichtesten Gefäße, in welchen eingeschlossenes Wasser gefriert, z. B. Bomben, zu zersprengen. Sie hängt größtentheils von der gedachten Krystallisation der Eisform in ihren Elementen ab. Wegen Vermehrung des Volumens ist Eis specifisch leichter als das Wasser, in dem Mittelverhältniß von 8 zu 9, wiewohl nach Umständen abweichend (für das festere Eis nur etwa in dem Verhältniß von 14 zu 15); ja das schon gebildete Eis nimmt auch wohl noch etwas an Volumen zu; um deßwillen schwimmt Eis. (Vgl. Eisbank.) Seine Festigkeit hängt ab: von der Reinheit des Wassers, aus dem es sich bildete, daher Eis von Wasser mit andern Stoffen verbunden immer blätterig und brüchig ist; ferner von der wenigen Luft, die es noch in sich hat. In den Polarländern ist es so dicht, daß es kaum mit dem Hammer zerschlagen werden kann. Im Jahr 1740 wurde in Petersburg aus Quaderstücken von Eis ein 20 F. hohes Haus (Eispalast) erbaut; aus demselben Eis gebohrte Kanonen, von der Größe eines Sechspfünders, wurden mit 1/4 Pfund Pulver geladen, und eine daraus geschossene eiserne Kugel durchbohrte ein 2 Zoll dickes Brett in der Weite von 60 Schritten. Von Wasser unterstützt trägt eine mäßig starke Eisfläche ansehnliche Lasten. Ueber Eis von 11 Zoll Dicke kann man mit Frachtwagen fahren; doch darf es keine Risse noch Spalten haben, überhaupt nicht in Einzelstücke (Eisschollen) getrennt seyn, die dann nicht mehr tragen als das Gewicht ausmacht, welches die Eisscholle selbst hat, dividirt mit dem Ueberschuß der specifischen Leichtigkeit des Eises über das Gewicht des Wassers, aus dem es sich bildete. Eis nimmt jeden hohen Kältegrad an, doch nicht immer in Uebereinstimmung mit der Zunahme der Kälte der Atmosphäre. Die Lichtstrahlen werden von Eis nur in etwas weniger als von Wasser gebrochen. Eis dünstet stärker aus als Wasser. Daher verlieren Eiszacken, durch an einem Eisstücke herabfließendes selbst gefrierendes Wasser gebildet, an kalter Luft ihre Spitzen, und gefrorne Wäsche und gefrornes, nasses Papier trocknen an der kalten Luft ohne vorheriges Aufthauen. Dieses selbst aber, als der Wiederübergang des Eises ins Wasser, erfolgt weit langsamer als die Eisbildung, eigentlich immer in einer jeden Temperatur über dem Eispunkt; doch gibt es Fälle, wo Eis sich auch bei einer nur einige Grade höhern Temperatur noch erhält, besonders in großen Massen. In Berührung mit dichtern Körpern höherer Temperatur schmilzt es leichter als an der Luft, selbst in höhern Wärmegraden; so wird beim Aufthauen das Eis mehr von

Digitized by Google

der Wasserfläche aus, als von der Luftseite aus, dünn: um deßwillen höhlen auch von großen Eismassen, wie von Gletschern, abfließende Wasserströme sich Rinnen aus, indem sie das Eis zugleich ebenen oder gleichsam poliren. Die am frühesten gebildete Faden erhalten sich aber gewöhnlich auch am längsten; daher Eis vor seinem gänzlichen Zerfließen gewöhnlich ein lockerer, zusammendrückbarer Körper wird. — Künstliches Eis wird sowohl durch Mischung von Wasser und Salzen, als auch durch schnelles Verdunsten erhalten, wo dann, wegen Entziehung des Wärmestoffs, für die Umgebung eine Kälte unter dem Eispunkt und also auch Eisbildung aus Wasser entsteht. Man hat dazu verschiedene Apparate (u. a. von Egvallo), mitten im Sommer schnell Eis zu erhalten, besonders ist der Vitriol- und noch besser der Salzäther, wegen seiner schnellen Verdunstbarkeit, hierzu geschickt, auch bedient man sich der Luftpumpe, um das Verdunsten noch mehr zu befördern. Besonders ist in Italien und Spanien der Gebrauch von Eis (und Schnee) zur Abkühlung der Getränke und Früchte im Sommer allgemein. Die Eisbereitung aber für den Genuß (Gefrornes) aus versüßten Fruchtsäften u. a. Substanzen (Cremes von Milch und Eiern) in einem in Eis (einen Eiskessel) gesetzten blechernen Gefäß (Eisbüchse), die dann während des Umrührens gefrieren und in diesem Zustande gewöhnlich aus Gläsern oder Tassen mit Theelöffeln langsam genossen werden, ist zwar mehr ein Gegenstand des luxuriösen Lebens; indessen bietet ein Kunsteis dieser Art, in Maß und mit Vorsicht genommen, um schnelle Erkältung und Ueberladung des Magens damit zu vermeiden, eines der vorzüglichsten Erquickungsmittel in heißer Jahreszeit dar, daher auch der Eisgenuß sich in neuerer Zeit immer mehr verbreitet hat. Man benennt das so zubereitete Genußmittel nach dem Material, das dazu benutzt wurde (Ananas-, Citronen-, Himbeereis ꝛc.); das aus Creme bereitete ist wegen stärkerer Consistenz das haltbarste und zugleich nährend. Letzteres dient auch vorzugsweise für Tafelaufsätze, wo das Kunsteis, mit dessen Anfertigung sich gewöhnlich Conditoren beschäftigen, auch in größere Formen gebracht, zum Nachtisch aufgestellt wird, indem das Obst- und Fruchteis zu bald schmilzt. — Eis ist in vielen Fällen (wie auch Schnee), äußerlich aufgeschlagen, ein vorzügliches Heilmittel, so in Gehirnaffectionen, zu Stillung von Blutungen, gegen Gefäßerweiterungen, bei eingeklemmten Brüchen und in mehren Fällen. Hierher gehören auch Eisbäder, Umgebungen einzelner Glieder mit gestoßenem Eis, wozu indessen, besonders bei erfrornen Theilen, Schnee vorzüglicher ist. Innerlich sind Eispillen (kleine runde Eisstücken von Pillengröße verschluckt), gegen Magenkrämpfe und Wurmreiz wirksam befunden worden.

Eisbank, losgerissenes großes Eisstück; in den Polarmeeren schwimmen auf ihnen oft die Eisbären mit fort. Man hat deren von 2000 Fuß Länge, 400 Fuß Breite gesehen. Gehen sie bedeutend über dem Wasser, so werden es Eisberge. Sie ragen dann bis zu einer Höhe von 40—100, ja selbst bis 400 Fuß, wobei sie mit etwa ⅞ ihrer Masse in dem Wasser versenkt sind, empor. Meist haben sie eine steile Seite, weil sie wahrscheinlich von einer Felsenwand, an der sie festhingen, losgesprengt sind. Die merkwürdigsten davon finden sich an der Küste von Spitzbergen. In vieler Hinsicht gleichen sie den Gletschern der Schweiz. Sie sind das Werk vieler Jahrhunderte und nehmen jährlich durch fallenden Schnee und Regen mehr an Größe zu, als sie durch die schmelzende Sonnenwärme verlieren.

Digitized by Google

Eisblick, Eisblink, der Wiederschein des Eises am Himmel, der in der Gegend, wo Eis in den Polarmeeren zu finden ist, oft meilenweit gesehen wird und den Schiffern das Daseyn desselben, ehe es selbst zu sehen ist, verräth. Zuweilen zeigte er sich so vollkommen am Himmel, daß die ganze Gegend mit allen Fahrwassern, einzelnen eislosen Stellen ꝛc. sich vollkommen auf demselben abspiegelt.

Eisboot, ein nach Art der in Grönland gebräuchlichen Canots gebautes Boot, das zur Ueberfahrt in den Belten, wenn diese mit Treibeis gehen, und zur Rettung der Schiffbrüchigen und Ertrunkenen gebraucht wird. Der Erfinder desselben ist der Hamburger Thomas Rißler (starb 1815).

Eisen (Ferrum Mars) ist eines der nützlichsten und unentbehrlichsten Metalle, welches sich auch am allergemeinsten und häufigsten auf unserer Erde verbreitet findet. Auch scheint es unter allen Metallen am frühesten bekannt und genutzt worden zu seyn, aber erst in den spätern Zeiten der Chemie wurde es der Gegenstand einer sorgfältigern chemischen Untersuchung, und ungeachtet der zahlreichen und mannigfaltigen Versuche, welche große Chemiker, ein Lemery, Stahl, Geoffroy, Hellot, Macquer, Baumé, Boyen, Scheele, Bergmann, Rinmann, Lavoisier, Berthollet, Lampadius, Monge, Vandermonde, Clouet u. m. A., damit angestellt haben, so bietet doch das Eisen noch manches unaufgeklärte Problem dar, und es zeigen sich bei diesen Untersuchungen Schwierigkeiten, die oft nicht zu heben sind. Das Eisen hat nämlich außerordentliche abweichende Eigenschaften, nach der Verschiedenheit der Erze, aus denen es gewonnen ist, und der verschiedenen Art, wie es ausgeschieden und bearbeitet worden ist. Die Unterschiede in der Farbe, dem Bruche, der Dichtigkeit, der Zähigkeit, der Geschmeidigkeit, dem Glanze, dem Verhalten im Feuer u. s. w. sind bei diesem Metalle so groß, daß man leicht zu der Meinung kann verleitet werden, die verschiedenen Arten von Eisen nicht für Varietäten, sondern für wesentlich verschiedene Metalle zu halten. Das Eisen kann so geschmeidig seyn, daß es sich zu dem feinsten Draht ziehen läßt, und wieder so spröde, daß es auf dem Amboß wie Glas zerspringt. Demungeachtet gibt es nur eine Art Eisen, das, wenn es völlig rein ist, stets dieselben Eigenschaften besitzt und bloß die Verschiedenheiten von andern beigemengten Stoffen annimmt. — Das reine Eisen, das auch den Namen Schmiedeeisen, Stabeisen oder geschmeidiges Eisen führt, ist der strengflüssigste Körper, den wir bis jetzt kennen; man hat dasselbe ohne Zusatz, für sich allein, bei dem Ausschluß der Luft bei dem heftigsten Feuer noch nicht schmelzen können, wenigstens nicht in bedeutenden Massen. Es besitzt eigenthümlichen Glanz und eine weiße, sich etwas in das Graue ziehende Farbe. Auf dem Bruche ist es lichtgrau, glänzend, faserig und hakig, und sein Gewebe scheint aus kleinen Körnern und Blättern zu bestehen. Das mittlere specifische Gewicht dieses Metalles wird auf 7,60—7,70 gesetzt. Seine Härte ist sehr groß, auch besitzt es viele Federkraft. Es läßt sich zu einem feinen Drahte ausdehnen und kalt, warm oder glühend, dehnen, hämmern und biegen, ohne zu zerbrechen. Diese Eigenschaft zeichnet das Stabeisen vorzüglich vor den andern Eisensorten aus. Das Eisen besitzt die Fähigkeit, vom Magnet angezogen zu werden, aber es kann auch selbst zum Magnet werden, anderes Eisen anziehen und Polarität zeigen. Auch besitzt es eine große Affinität zum Sauerstoffe, und schon

Digitized by Google

in einer geringen Rothglühhitze wird das Eisen im Feuer oxydirt, sobald die Luft Zutritt erhält. Am Besten lassen sich die verschiedenen Stufen der Oxydation an einem Stücke polirten Eisenblech wahrnehmen, das man beim Zugange der Luft der Hitze aussetzt. Schon ehe es glüht, läuft die Oberfläche mit bunten Farben an, dann wird es bei dem Glühen auf der Oberfläche mit einer schwarzen, schuppigten Haut bedeckt, die sich bei dem Klopfen mit dem Hammer von dem Eisen trennt und spröde ist, in einer starken Hitze aber zu einer glasigen, porösen Masse schmelzt. Man nennt sie Hammerschlag, Glühespan oder Eisenfunter, und sie ist nichts Anders als ein unvollkommenes Eisenoxyd. Es besitzt eine schwarze Farbe, wird von dem Magnet gezogen und läßt sich durch fortgesetztes Glühen bei dem Zugange der Luft auch in vollkommenes Eisenoxyd verwandeln. Setzt man das metallische Eisen einer starken Weißglühhitze aus, so fängt es wirklich an zu brennen und wirft helle und rauschende Funken von sich. Von dem unvollkommenen Eisenoxyde an bis zu dem vollkommenen gibt es höchst mannigfaltige Stufen der Oxydation, die sich durch mancherlei Nuancen von gelber, brauner oder rothbrauner Farbe unterscheiden. Ueberhaupt gibt es kein Metall, welches sich leichter oxydiren läßt wie das Eisen, und dabei so schnell viele Oxydationsstufen durchlaufen kann. Eine der schätzbarsten Eigenschaften des Eisens ist die, daß es vor dem Schmelzen sich im Feuer erweichen läßt, worauf sich das Schweißen desselben gründet. Wenn man nämlich das Eisen im Feuer bis zum Weißglühen erhitzt, so erlangt es einen solchen Grad der Weiche, daß es sich mit dem Hammer bearbeiten und mit andern glühenden Stücken Eisen äußerst genau und innig verbinden läßt. Von diesem reinen oder geschmeidigen Eisen unterscheidet sich nun sehr wesentlich das Gußeisen oder Roheisen, welches durch das erste Ausschmelzen der Eisenerze erhalten wird. Dieses läßt sich weder kalt noch warm strecken, sondern zerspringt unter dem Hammer; allein im offenen Feuer schmelzt es in einer sehr heftigen Hitze ohne Zusatz und läßt sich dann in jede beliebige Form gießen. Allein nicht bloß diese Sprödigkeit und Schmelzbarkeit unterscheiden das Gußeisen von dem reinen Eisen, sondern es besitzt noch andere abweichende Eigenschaften, z. B. seine Farbe ist mehr oder weniger hellgrau, der Bruch nicht faserig und hakig, sondern vielmehr feinkörnig, und seine Härte ist außerordentlich groß. Sein specifisches Gewicht ist geringer als das specifische Gewicht des reinen Eisens und nach einer Mittelzahl 7,25. Es hat auch einen stärkern Klang als das Stabeisen, widersteht in der Hitze dem Verbrennen länger und setzt in gleicher Zeit nicht so viel Hammerschlag ab als eine gleiche Menge Stabeisen. Es oxydirt sich also langsamer. Sonst läuft es mit denselben Farben an wie das Stabeisen, nur muß die Hitze größer seyn. Von diesem Roheisen unterscheidet man wieder 4 Arten: 1) das weiße Guß- oder Roheisen, das eine glänzend weiße Farbe und ein grobes Korn hat, äußerst spröde ist und sich schwer bearbeiten läßt; 2) das graue, welches eine dunklere Farbe besitzt und weniger brüchig ist; 3) das schwarze, das noch dunkler ist und leichter zerspringt; und 4) das gefleckte Roheisen, welches weiße Flecken auf einem schwarzen Grunde enthält und das man als ein Gemenge von weißem und schwarzem Roheisen ansehen kann. Durch das öftere Glühen des Guß- oder Roheisens zwischen Kohlen, sowie durch das Schmieden wird es in Stabeisen verwandelt und

Digitized by Google

verliert dann seine Eigenschaften. Das Verfahren, aus dem Roheisen reines Eisen, d. h. geschmeidiges Stabeisen zu machen, ist höchst mannigfaltig; das Wesentlichste aber beruht darauf, den Kohlenstoff und den Sauerstoff, die das Gußeisen enthält, und welche der Grund der Ungeschmeidigkeit desselben sind, zu entfernen. Das Roheisen wird gewöhnlich zu dem Ende in einem Ofen, der die Einrichtung einer Schmiedeesse mit einem vertieften Herde hat, von allen Seiten mit Kohlen umgeben, die durch ein Gebläse lebhaft angeblasen werden. Die erweichte Eisenmasse wird dann mit großen eisernen Stangen wie ein Teich durchknetet und umgewendet, wodurch die äußeren Kohlen dem Eisen einen Theil Sauerstoff entziehen, während ein anderer Theil mit der Kohle des Eisens sich verbindet und entweicht; durch das gebildete kohlenstoffsaure Gas, welches entweicht, befindet sich dann das Eisen auf der Oberfläche in einer Art von Aufbrausen. Ein Theil der Kohle, die das Eisen enthält, sondert sich auf der Oberfläche als eisenhaltiges Kohlenstoffoxyd oder Graphit ab, und um diesen ganz fortzuschaffen und die Theilchen des Eisens einander mehr zu nähern, wird die noch erweichte Masse unter einen Hammer gebracht und unter demselben zu wiederholten Malen stark bearbeitet. Von diesem Guß- oder Roheisen unterscheidet sich endlich noch der Stahl, eine Art von Eisen, welche, wenn sie nach dem Erhitzen in kaltem Wasser abgekühlt oder abgelöscht wird, sich härter, spröder und unbeugsamer zeigt, vor dem Härten aber kalt und warm geschmeidig ist, auch nach dem Härten durch neues Glühen seine vorige Geschmeidigkeit wieder erhält. Der Stahl erscheint nach dem Poliren mit einer weißern Farbe als die des Eisens ist, und nimmt eine sehr hohe Politur an. Er ist etwas schwerer als das Eisen, auf dem Bruche feinkörnig mit einem mattschimmernden Gefüge. Setzt man den Stahl bei dem Zugange der Luft dem Feuer aus, so zeigen sich bei der stufenweisen Erhitzung dieselben Farben wie bei dem Eisen, aber weit bestimmter und reiner. Bei einer Hitze, bei der ungefähr das Zinn schmelzt, läuft der Stahl erst strohgelb an, dann dunkelgelb und hernach purpurfarben; in einer Hitze, wobei das Blei schmelzt, violet, dann roth und nun dunkelblau. Bei einer stärkern Hitze wird er jetzt hellblau, und wenn er zum Glühen kommt, verschwinden diese Farben alle wieder. Man erhält den Stahl aus einigen Eisenerzen gleich bei dem ersten Ausschmelzen, oder aber aus dem Roheisen, oder auch aus dem geschmeidigen Eisen. Man kann aus allen Eisenerzen etwas Stahl durch das erste Ausschmelzen gewinnen; allein die Menge und Güte desselben ist nach verschiedenen Erzen sehr verschieden. Diejenigen Erze, welche etwas Magnesiumoxyd enthalten, sollen bei dem ersten Schmelzen den mehrsten und besten Stahl, Schmelzstahl, geben. Das geschmeidige Eisen wird auch in Stahl verwandelt, wenn man es in geschlossenen Gefäßen mit einem Cement, worinnen der Kohlenstaub immer das Wesentlichste ausmacht, bis zur Weißglühhitze anhaltend brennt; der erhaltene Stahl, Cementirstahl, wird dann durch Glühen und wiederholtes Schmieden gleichförmiger gemacht oder raffinirt. Aus dem Roheisen scheidet man auch bei dem Umschmelzen etwas Stahl ab.

Die Schachtöfen, in denen durch einen starken Erdschatz und durch beständiges Entfernen der Schlacke, zur Beförderung der Einwirkung der Gebläseluft auf das ausgebrachte Eisen, ein Gemenge von Roheisen, Stahl und Stabeisen erzeugt wird, werden Stückösen oder Wolfs-

Digitized by Google

öfen genannt, weil sich das ausgebrachte Eisen in einem Stück auf dem Herde ansammelt und dann durch die Vorwand des Ofens ausgebrochen wird; auch die in Schweden und Norwegen angewendeten Blaseöfen gehören hierher. Die Herde, in denen jener Proceß mit einer etwas größern Vollkommenheit verrichtet wird, weil der Fortgang der Schmelzung durch richtige Manipulation unterstützt werden kann, heißen Rennfeuer, Luppenfeuer, catalonische Feuer, weil die Erze eingeschmolzen oder eingerennt werden, oder weil sich das erhaltene Eisen zu einer Masse (Luppe) ansammeln soll. Die Schachtöfen, in denen die Eisenerze mit geschlossener Brust geschmolzen werden, heißen Blauöfen, und die Oefen, welche mit offener Brust arbeiten, werden Hoheöfen genannt. Es findet also nur beim Betriebe der Stücköfen und der Luppenfeuer eine Gewinnung des Stabeisens oder des Stahls unmittelbar aus den Eisenerzen statt, und auch das Ausbringen ist nicht allein mit wenigen ökonomischen Vortheilen verbunden, sondern auch sehr wenig zuverlässig, weil das Produkt ein Gemenge von Eisen in den verschiedenartigsten Zuständen seiner Verbindung mit Kohle ist, und daher noch einer folgenden Bearbeitung unterworfen werden muß, um ein gleichartiges Produkt, Stabeisen oder Stahl, darzustellen. Bei der vollkommenern Zugutemachungsmethode der Eisenerze, sowohl in Blauöfen als in Hoheöfen, wird immer nur Roheisen erhalten, sodaß sich unmittelbar aus den Erzen weder reines Stabeisen, noch reiner Stahl mit Vortheil gewinnen lassen. Der Darstellungsproceß des Stabeisens und des Stahls aus den Eisenerzen zerfällt also in 2 Hauptabtheilungen, nämlich in die Erzeugung des Roheisens und in die weitere Verarbeitung desselben zu Stabeisen und Stahl. Weil nämlich das reine Roheisen eine Verbindung des Eisens mit Kohle ist, so liegt dem Verfrischen desselben die Absicht zum Grunde, alle Kohlen oder einen Theil derselben zu entfernen, je nachdem Stabeisen oder Stahl dargestellt werden sollen. Die Frischarbeit selbst verrichtet man in den mehrsten Ländern noch in Herden, in denen das Roheisen zwischen Kohlen umgeschmolzen und dem Winde in halbflüssigem Zustande dargeboten wird. Man hat sehr viele verschiedene Frischmethoden in Herden, von denen die deutsche Frisch- oder die Kochschmiede mit ihren Varietäten: der But- oder Klumpschmiede, der Frischschmiede, der Suluschmiede, der Halbwallonenschmiede und der Anlaufschmiede, die vorzüglichste ist, und von denen die übrigen, die Wallonenschmiede, die Löschfeuerschmiede, die steirische Einmalschmelzerei, die Singen'sche Einmalschmelzerei, die Gemundschmiede, die Bratfrischschmiede, die Brockenfrischschmiede, die Brechschmiede, die Weich- und Hart-Zerrennfrischschmiede, mehr oder minder verschieden ist. Ein etwas andres Verfahren findet bei der Stabeisenfrischarbeit, ein etwas andres bei der Stahlfrischarbeit statt, welche letztere man den Rohstahlproceß genannt hat, um den so erzeugten Stahl, oder den Rohstahl, von dem Stahl zu unterscheiden, der durch unmittelbare Verbindung oder durch Cementiren des Stabeisens mit Kohle erhalten, und welcher daher auch Cementstahl genannt wird. In England und an mehren a. O. wird die Frischarbeit aber nicht mehr in Herden, sondern in Flammenöfen durch den sogen. Puddlingproceß vorgenommen. Die gewonnenen Frischstücken werden entweder unter schweren Wasserhämmern oder unter Walzwerken zusammengepreßt, und erhalten dadurch die bestimmte Gestalt von Stäben, in welchem Zustande sie erst verkäufliche Waaren sind. Die Was-

Digitized by Google

ferhämmer oder Hammerwerke müssen ihre Gerüste haben, in denen sie unverrückbar liegen, damit die Hammerbahn immer dieselben Stellen der Amboßbahn trifft, worauf das auszuschmiedende gefrischte Eisen ruht und hin- und hergewendet wird. Nach dem Punkte, wo die Hämmer angegriffen und durch die bewegende Kraft in die Höhe gehoben werden, unterscheidet man Schwanzhämmer (doppelarmige Hämmer) und Aufwerfhämmer (einarmige Hämmer). Die Hammerhelme sind in der Büchse befestigt, und schlagen entweder unten gegen einen elastischen Prellklotz oder oben gegen den Reitel, um nach erfolgtem Hub mit desto größerer Gewalt zurückzufallen. Bei den sehr schweren Stirnhämmern, die ganz vorn am Kopfe des Hammers gehoben werden, richtet man bloß durch die Gewalt des Hammers aus, was man bei leichtern Hämmern durch Prellvorrichtungen bewirken will. Bei den Walzwerken ist die dem Eisen zuzutheilende Form in den Walzen eingedreht, und das gefrischte Eisen wird beim folgenden Durchlassen immer in die nächst kleinere Furche gebracht. Die Walzen liegen mit den angedrehten Zapfen in ihren Gerüsten auf Lagern, und werden entweder durch Keile oder besser durch Schrauben gegen einander festgehalten. Die Verarbeitung des Stabeisens zu feinern Eisensorten geschieht entweder unter leichten und schnellgehenden Hämmern (Reckhämmern, Bandhämmern, Zainhämmern), oder unter Walz- und Schneidewerken. Letztere bestehen aus stählernen Scheiben von größerm und geringerm Durchmesser, welche auf einer eisernen Are so nebeneinandergereihet sind, daß die größern und die kleinern Scheiben mit einander abwechseln, ohne daß sie im geringsten ausweichen oder sich verschieben können. Auf einer zweiten Are findet dieselbe Anordnung statt, und zwar so, daß sie größern Scheiben genau in die durch die kleinern Scheiben der ersten Anordnung gebildeten Zwischenräume greifen, und umgekehrt. Das Stabeisen wird ferner auch zu Blech und Draht (s. d.) verarbeitet. — Der Rohstahl ist, wenn er aus dem Herde gekommen und das Luppenstück (Schrei genannt) ausgeschmiedet worden ist, noch sehr ungleichartig, und muß daher verfeinert oder raffinirt werden, welches dadurch geschieht, daß mehre dünn ausgereckte (geplettete) Rohstahlstücke übereinandergelegt, in eine Zange gepackt und sorgfältig, ohne Zuströmen von Wind, erhitzt und unter dem Hammer zusammengeschweißt werden. Eine andere Art von Stahl, der Brennstahl, Blasenstahl oder Cementstahl, wird aus vorzüglich gutem Stabeisen bereitet, welches in vollkommen verschlossenen thönernen Gefäßen oder Kasten zwischen Kohlenstaub in starker Hitze geglüht wird. Auch dieser Stahl muß wie der Rohstahl durch Raffiniren verfeinert werden. Der vollkommenste Stahl wird durch Umschmelzen des Rohstahls oder des Cementstahls erhalten. Gewöhnlich wird aber nur der letztere zur Darstellung des Gußstahls angewendet. Die Schmelzung geschieht in gewöhnlichen Tiegelöfen mit Coaks und bei einem sehr heftigen Zuge; die Tiegel müssen daher außerordentlich feuerbeständig seyn, aber auch nicht springen und reißen. Als Decke, um den Tiegel fest zu verschließen, dient gewöhnliches reines Fensterglas, welches zerstoßen wird. Die geschmolzene Masse wird in eiserne Formen ausgegossen und dann sorgfältig, mit Vermeidung eines starken Luftzutrittes, ausgeschmiedet. — Das Roheisen wird, wenn es nicht verfrischt wird, entweder unmittelbar aus den Hohenöfen oder, nachdem es durch eine neue Umschmelzung flüssig gemacht worden ist, in bestimmte Formen ge-

Digitized by Google

leitet und zur Darstellung von eisernen Gußwaaren oder Gußwerk angewendet. Das Umschmelzen des Roheisens zur Gießerei geschieht entweder in Tiegeln, oder in Flammöfen, oder in Schachtöfen. Die Tiegel stehen gewöhnlich auf dem Roß eines Windofens, und nach erfolgtem Schmelzen werden sie mit Zangen herausgenommen, und das flüssige Roheisen in die Form gegossen. Der Flammöfen (s. d.) bedient man sich, um viel Eisen zu großen Gußstücken zu erhalten, oder wenn man rohe Steinkohlen vortheilhafter als verkohlte anwenden kann. Die Oefen müssen einen sehr starken Zug haben, und erhalten einen aus nicht zu magerm Sand geschlagenen Herd, der entweder in der Mitte vertieft ist, damit sich das flüssige Eisen dort ansammeln und ausgeschöpft oder abgestochen werden könne; oder welcher von der Feuerbrücke ab bis zu dem dem Feuerraum entgegengesetzten Ende des Ofens gegen den Horizont geneigt ist, damit das geschmolzene Roheisen längs dem Herde herunterfließen und sich in dem Sumpf ansammeln könne, aus welchem es ebenfalls ausgeschöpft oder abgestochen werden kann. Die Schachtöfen zum Umschmelzen des Roheisens haben, wenn das Brennmaterial, mit welchem das Roheisen geschichtet wird, aus Coaks besteht, eine Höhe von 5—6 Fuß, und wenn man Holzkohlen gebraucht, eine Höhe von 10—20 F. Diese Oefen sind gewöhnlich von eisernen Platten eingefaßt, und haben eine oder mehre Oeffnungen für die Form zur Einführung der Gebläseluft und eine andre zum Abstich des Eisens. Die Oefen hängen entweder frei und lassen sich um ihre Achse drehen, sodaß das geschmolzene Eisen aus der Gichtöffnung ausgegossen wird (Sturzöfen), in welchem Falle auch die Abstichöffnung nicht nöthig ist; oder sie stehen auf einem festen Fundamente (Cupolöfen), welche letztere Einrichtung vorzüglicher ist. — Die Formen, in welche das flüssige Eisen geleitet werden soll, sind nur in wenigen Fällen (bei dem sogen. Schalenguß) aus gegossenem Eisen angefertigt; fast immer werden sie entweder aus magerm Sand oder aus Lehm gebildet. Zur Darstellung der Formen bedient man sich hölzerner oder metallener Modelle, welche die Gestalt des zu gießenden Körpers besitzen und in der Formmasse abgedrückt werden, weßhalb sie mit der nöthigen Verjüngung zum Ausheben aus der Form versehen seyn müssen, um diese nicht zu verletzen. In andern Fällen müssen sie nach verschiedenen Richtungen theilbar seyn, um sie stückweise einformen, zusammensetzen und wieder auseinandernehmen zu können. Zuweilen hilft man sich mit Kernen von Formmasse, welche in die fertigen Formen gesetzt werden, um den Raum, den das flüssige Eisen einnehmen soll, zu begrenzen. In andern Fällen wird die Form des darzustellenden Körpers ohne Modell aus freier Hand oder auf der Drehbank gebildet. Bei sehr künstlichen Sachen, die eine zu kostbare Modellarbeit erfordern würden, pflegt man die darzustellenden Körper aus Wachsformen zu bilden, diese mit der Formmasse zu überziehen und dann das Wachs auszuschmelzen, obgleich diese Art der Formerei eigentlich ein Gegenstand der Statuengießer ist. Die Formmasse wird durch die hölzernen oder eisernen Formkasten zusammengehalten, und nach Maßgabe des erforderlichen Modells hat man 2-, 3- und mehrtheilige Kasten. Das Eisen wird in die Formen vermittelst des Eingusses geleitet, auch müssen in den meisten Fällen Oeffnungen zum Abführen der sich entwickelnden Dämpfe und Luftarten angebracht seyn, welche mit der Form in Verbindung stehen. Die aus fettem Sand und die aus Lehm angefertigten

Digitized by Google

Formen müssen vor dem Abgusse getrocknet und mehr oder weniger stark gebrannt seyn. Zur Vollendung der Gußwaaren gehört endlich das Putzen, Schleifen, Ausbohren, Abdrehen; in einigen Fällen das Ueberziehen mit einem Lack, und in einigen das Emailliren. — Das biegsame, kalt und warm hämmerbare Gußeisen ist eine Erfindung des Oberlieut. Fischer in Schaffhausen. S. Karsten's „Handbuch der Eisenhüttenkunde". — Für Krankheitsheilung ist Eisen ein wichtiges Mittel, besonders in Krankheiten von Erschlaffung der Fasern und bei Schwächezuständen, in Substanz als Eisenfeile, sonst vorzüglich auch als Bestand von Mineralwasser und in eignen Präparaten für den äußern und innern Gebrauch. — Der Handel mit Eisen wird besonders von Schweden aus betrieben, woher das meiste und beste Eisen kommt; auch Norwegen führt vieles und gutes Eisen aus; das russische Eisen kommt größtentheils aus Sibirien; unter den deutschen Eisen ist das steyermärkische das beste.

Eisenach, weimarisches Fürstenthum, das, nachdem der letzte Herzog von Sachsen-Eisenach, Wilhelm Heinrich, 1741 ohne Erben starb, an Sachsen-Weimar fiel. Es enthält jetzt 21 QM. und 64.000 Bew., liegt auf der Rhön und dem Thüringerwalde, wird von der Werra (welche die Nesse und Hörsel aufnimmt), Unstrut, Saale, Helm und Fulda bewässert und hat ein reines, gesundes Klima. Die Produkte sind: Getreide (nicht zureichend), Holz (auch zu Pottasche, Pech und Kienruß benutzt), Flachs, Hanf, Obst, Rübsamen, Mohn, Hopfen, Salz, Walkererde ꝛc. Die Bewohner liefern viele Eisenwaaren, Wollzeuche, Leinwand ꝛc. Das Land hat seine eigenen Collegien in Eisenach, mit Weimar eine gemeinschaftliche Volksvertretung und wird in die Aemter Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Kaltennordheim, Ostheim, Vacha, Geisa, Dermbach und Lengsfeld abgetheilt. In dem Amte Eisenach mit 16.000 Bew. liegt die Hauptstadt des Fürstenthums, Eisenach, am Einfluß der Hörsel in die Nesse, mit 9000 Bewohnern, einem Fürstenhause (wo sonst die Herzoge wohnten), 5 Kirchen, einem Zucht- und Waisenhaus, 2 Hospitälern, einem Krankenhaus; Sitz der Provinzialcollegien und des Generalsuperintendenten, Gymnasium mit Bibliothek, Schullehrerseminar mit einer Armen- und Freischule (1831 mit 130 Kindern), Bibelgesellschaft, Zeichnenschule; Tuch-, Rasch-, Chalons-, Serge-, Boi-, Plüsch-, Leinwand-, Leder-, Wollkamm-, Bleiweiß-, Persio- (rother Indigo-), Fußteppich-, Pfeiffenkopf-, Bandfabriken, Baumwollspinnereien, Färbereien; Handel mit den Fabrikaten, Cervelatwürsten, Walkererde und Holzsämereien. Am 1. Sept. 1810 wurden durch drei in die Luft geflogene französische Pulverwagen 80 Häuser vernichtet, an 200 andere beschädigt und 54 einheimische Personen ohne die Fremden getödtet oder verwundet. Der Schaden ward auf 200.000 Thlr. geschätzt; bloß die Herstellung der zertrümmerten Fenster kostete 12.000 Thlr. Bei der Stadt liegt auf einem hohen Berge die Wartburg (s. d).

Eisenärz (Eisenerz, Innerberg), Marktflecken im Kreise Bruck des Herzogthums Steiermark (Oestreich); ist Sitz einer Bergwerksdirection, hat 1500 Bewohner, liegt 4571 Fuß über dem Meere. Dabei der berühmte Aerzberg oder Previbel, der in 100 Jahren mehr als 87 Mill. Ctnr. Eisenstein und Roheisen geliefert hat.

Eisenbahnen (Iron-rail-road), deren Idee schon den Riegelbahnen

Digitized by Google

bei den in den deutschen Bergwerken eingeführten Hundegestängen zum Grunde lag, wurden zuerst von den Engländern zur Erleichterung des schweren Fuhrwerks angewendet. Schon gegen die Mitte des vorigen Jahrh. hatten sie hölzerne Roll- oder Riegelwege (rail-road) von den Steinkohlengruben zu dem nächsten Seehafen angelegt; seit 1770 belegte man die hölzernen Riegel mit Platten oder Schienen von Gußeisen, auf welchen die Räder, wie vorher, à cheval liefen; endlich baute man diese Rollwege ganz von Eisen, indem man die eisernen Schienen auf steinernen kubischen Blöcken, welche von 3 zu 3 Fuß in dem Boden eingegraben wurden, befestigte. Zugleich vertheilte man die Ladungen, statt der ehemaligen großen Wagen, auf mehre aneinandergehängte kleinere Wagen. Diese Eisenbahnen findet man jetzt zweckmäßiger und wohlfeiler als schiffbare Canäle; doch gibt man den Plattenschienen (tram-roads oder plate-railways, auch edge-railways genannt) vor den eigentlichen Riegelwegen oder rail-roads in England den Vorzug. Man rechnet die Kosten einer einfach gelegten, flachen Eisenbahn (tram-road) auf flachem Lande für jede englische Meile auf ungefähr 1100 Pf. St. Die Unterhaltungskosten werden zu ½ Proc. des Anlagecapitals berechnet. Auf einer engl. Eisenbahn zieht 1 Pferd so viel als 8 gleich starke Pferde auf einer gewöhnlichen Chaussee. Es zieht nämlich ein gutes Pferd täglich 8 Stunden 60 Ctnr. bei trockener, 80 Ctnr. bei nasser Witterung. Vor Kurzem ward zwischen Manchester und Liverpool eine Eisenbahn angelegt. Der Waarenverkehr zwischen beiden Städten beträgt 1000 Tonnen täglich, wovon jede, auf Canälen verführt, 15 Schilling an Versendung kostet, während sie auf der Eisenbahn nur 5 Schill. kostet. Dort werden zur Versendung 36 Stunden, hier nur 5 St. Zeit gebraucht. Die engl. Eisenbahnen-Compagnie hatte 1825 ein Actien-Capital von 6½ Mill. Pf. St. In den Vereinigten Staaten gibt es jetzt eilf Eisenbahnen, zusammen 105 (engl.) Meilen lang, darunter 6 mit einfachen und 5 mit doppelten Geleisen. Die längste mißt 15, die kürzeste 3 Meilen. Von denen mit einfachem Geleise kostet die wohlfeilste 432, die theuerste 2400 Pf. St.; diejenigen mit doppeltem Geleise kosten 1209 bis 2600 Pf. Vier andere Bahnen dieser Art sind noch im Bau begriffen und sollen zusammen eine Ausdehnung von 970 Meilen betragen. Die längste wird diejenige zwischen Baltimore und Ohio seyn; sie soll doppelt Geleise erhalten und 335 Meilen messen. Die Kosten dafür werden auf 4800 Pf. für jede Meile abgeschätzt. Ein bereits fertiger Theil dieser Bahn ist ein völliges Kunstwerk und besteht aus einem Tunnel, dessen aus Granitsteinen von 1 bis 7 Schiffspfund Schwere gewölbter Bau über 10.000 Kubikruthen Umfang hat. Die Entfernung der Fläche dieser Bahn von dem obersten Schlußstein des Gewölbes beträgt mehr als 30 Fuß. — Im Aug. 1825 nahm der Bau einer Holz- und Eisenbahn zwischen Budweis und Mauthhausen (16½ Meile), wozu der Kaiser von Oestreich dem Prof. Franz Anton Ritter von Gerstner ein Privilegium auf 50 J. verliehen hat, seinen Anfang. Auf diesem zieht 1 Pferd 380 wiener Ctnr. bergab und 173 Ctnr. bergauf. Jüngst ward auch in Belgien die Anlegung einer Eisenbahn von Antwerpen nach Köln beschlossen, um hier einen leichtern Weg für die belgische Ausfuhr zu öffnen. Auch war die Rede von Anlegung einer Eisenbahn von Amsterdam nach Köln, welche, nach Benzenberg's Berechnung, 3.360.000 Thlr. kosten würde. — Der bair. Oberbergrath, Jos.

Digitized by Google

v. Baader, hat die in England eingeführte Art der Eisenbahnen verbessert. S. dessen „Neues System der fortschaff. Mechanik" (München 1822, m. K., Fol.). Vgl. „Hesperus", 1825 u. 1826. Unter dem Titel: „Amerikanisches Eisenbahn-Journal" ward im Febr. 1832 eine neue Wochenschrift in den nordamerik. Zeitungen angekündigt, welche allgemeinere Kenntniß über die wichtige Comunication mittelst der Eisenbahnen verbreiten, jedoch auch von andern innern Verbesserungen Notiz nehmen soll. Die einzelnen Abhandlungen werden durch Kupfer erläutert. Ein Theil des Journals soll eine Geschichte der Eisenbahnen, seit ihrer ersten Einführung in England, enthalten und ein anderer über die in verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten in Eisenbahn-Angelegenheiten stattfindenden Versammlungen Bericht abstatten u. s. w. (S. Schienenwege.)

Eisenberg, Stadt und Hauptort eines Amtes von einer Stadt, 49 Dörfern und 13,000 Bewohnern im sächsischen Fürstenthum Altenburg, auf einer beträchtlichen Anhöhe, wird in die Alt- und Neustadt getheilt, hat 524 Häuser, 3300 Bewohner, ein Schloß mit einer Sternwarte; Sz eines Superintendenten, latein. Schule, Baumwoll-, Woll-, Beuteltuch-, Leder-, Porzellan-, Holzwaaren-Fabriken, Buchdruckerei, Handel mit Wolle, Garn, Brettern und Weinpfählen. — 2) Pfarrdorf im baierischen Rheinkreise, unweit Gölheim, mit 525 Bewohnern, Eisenschmelz- und Hammerwerken, Schneide- und Papiermühlen, fischreichen Weihern und Zwetschenbau. In der Nähe eine weiße Erde zu Fleckkugeln und Spuren vom ehemaligen Aufenthalte der Römer. — 3) Fürstlich lichtensteinische Herrschaft und Dorf im mährischen Kreise Olmütz, mit einem zerstörten Schloß, Eisenbergwerk, Hämmern und Schmelzöfen. — 4) Verfallenes Schloß auf einem hohen Berge unweit Korbach in dem Fürstenthum Waldeck, von dem ein Oberamt den Namen hat, in dem Korbach der Hauptort ist.

Eisenerze (Min.), Fossilien, in denen Eisen als vorwaltender Bestandtheil enthalten ist. Man unterscheidet: a) gediegen Eisen, sehr selten; das Kamsdorfer (in Sachsen) enthält Blei und Kupfer; b) Schwefelkiese, nämlich: gemeine (mit vielem Schwefel), strahligen, Leber-, Haar-, Kamm-, Zell-, Spär- und Magnetkieß (mit nur wenigem Schwefel); c) oxydirte Eisenerze; deren sind: 1) oxydulirte: Magneteisenstein (faseriger, blätteriger, gemeiner und magnetischer Eisensand); Eisenglanz, dichter und blätteriger; Eisenglimmer; Titaneisen; 2) oxydirte: Rotheisenstein, als: rother Eisenrahm, ockriger Rotheisenstein, dichter Rotheisenstein und rother Glaskopf; Brauneisenstein, als: brauner Eisenrahm; ockriger und dichter Brauneisenstein und brauner Glaskopf; die Schwarzeisensteine, dichter, faseriger und mulmiger, mit reichlichem Manganoxyd; 3) Eisensinter, Thoneisensteine, als: Rötbel, stängeliger Thoneisenstein, Linsenerz, schaliger, jaspisartiger und gemeiner Thoneisenstein, Eisenniere und Bohnerz. Mit Säuren verbunden gibt es: die Kohlensaure, schwefelsaure und salzsaure Eisen in Wässern der Erde, den natürlichen Eisenvitriol; d) Eisenpecherz, Spatheisenstein, Raseneisenstein, als: Morasterz, Sumpferz, Wiesenerz und Manganerz, blaue Eisenerze, als: zerreibliche, verhärtete und krystallisirte; grüne Eisenerde, als: dichte, zerreibliche und faserige; letztere (vom Raseneisenstein an) enthalten Phosphorsäure; Würfelerz ist arsenikfaures Eisen. Außer diesen findet sich ein starkes Eisengehalt in vielen andern

Digitized by Google

Fossilien, als im Gadolinit, Arsenikkies, Chromeisen, Graphit, Basalt und andern. Verschmelzbare Eisenerze sind: Magnet, Roth-, Braun-, Thon-, Spath-, Schwarz-, Raseneisenstein, sowie Eisenglanz und Glimmer.

Eisenstadt, ungar. Kis-Marton, slaw. Zelezne-Mesto, östreich. Freistadt in der ödenburger Gespanschaft im Kreise jenseits der Donau in Ungarn, an der Leitha, 2600 Bewohner; Esterhaz. Erbbegräbniß. Nahe bei der Stadt das Esterhaz. Schloß, Kis-Martony, mit großem Park, Thiergarten, Forst-Institut, botanischem Garten und Vorstadt, mit 2300 Bewohnern und dem Kalvarienberg.

Eiserne Krone, die aus einem 3 Finger breiten Goldstreif bestehende, zu Monza im Mailändischen aufbewahrte, mit Edelsteinen besetzte Krone ohne Zacken, womit die lombardischen Könige, später Karl der Große, Otto der Große und, in neueren Zeiten, Napoleon gekrönt wurden. Die lombardische Prinzessin Theadelinde ließ sie 593 verfertigen, um ihren Gemahl Agilolf damit krönen zu lassen. Sie hat von einem schmalen eisernen Streifen im Innern der Krone den Namen; wahrscheinlich dient dieser zur Verstärkung des Goldes; erst nach Karl dem Großen entstand die Sage, daß er aus einem der Nägel, womit Christus gekreuzigt worden, geschmiedet sey. Nach ihr benannte Napoleon 1805 den Orden der eiserne Krone. Er sollte aus 500 Rittern, 100 Commandeurs und 20 Dignitairs bestehen, die 300, 700 und 3000 Livres jährliche Einkünfte beziehen sollten. Die Decoration war die Darstellung der eisernen Krone, mit der Umschrift Dieu me l'a donnée, gare à qui y touchera, die an einem orangefarbenen, an den Ecken grünen Bande, von den Rittern von Silber, von den Commandeurs von Gold auf der linken Brust, von den Dignitairen um den Hals getragen wurde. 1815 bestätigte der Kaiser von Oestreich diesen Orden, änderte ihn aber am 12 Febr. 1816 dahin um, daß über der eisernen Krone der kaiserliche doppelte Adler mit dem Buchstaben F und der Jahrszahl 1815 angebracht ist. Die Zahl der Ritter ward bis auf 20 für die erste, 30 für die zweite und 50 für die dritte Classe beschränkt. Jeder, ohne Unterschied des Standes, in Civil- oder Militairdiensten, kann aufgenommen werden. Die gemeinen Soldaten und Unteroffiziers erhalten statt des Ordenszeichens eine Medaille, auf der einen Seite einen Degen, auf der andern die Inschrift: Pro virtute militari. Sie wird jetzt an einem goldgelben Bande mit blauer Einfassung getragen. Die erste Classe trägt einen Stern mit der Inschrift: Avita et aucta.

Eiserne Maske, s. Maske.

Eiserner Brief, Anstandsbrief, ist ein landesherrlicher Schutzbrief, der einen verschuldeten Unterthanen gegen sein Gläubiger auf einige Zeit schützt und gleichsam eisern, d. i. unverletzlich macht. Eisern heißt in der Rechtssprache das auf beständige Zeiten Festgesetzte, z. B. eisernes Capital, an manchen Orten eiserne Kuh genannt; ein Kapital, das weder vom Schuldner abgetragen, noch vom Gläubiger eingefordert werden kann. Eiserne Pacht, entweder eine immerwährende erbliche, oder eine solche Pacht, wo bei allen Unglücksfällen kein Nachlaß verlangt werden darf. Eisernes Vieh, das beständig bei dem Gute bleibt und beim Abgang durch neues ersetzt werden muß.

Eiserner Helm, kurfürstl. hessischer Militairorden, am 18. März 1814 gestiftet; besteht in 2 Classen und Großkreuz. Ordenszeichen,

Digitized by Google

ein brabanter Kreuz von Gußeisen auf der Vorderseite, in der Mitte ein offener Helm, auf den beiden Seiten auf dem Kreuze der Namenzug W. K. und unten die Jahreszahl 1814. Es wird am rothen Bande mit weißer Einfassung im Knopfloche getragen. Großkreuze und Kreuze erster Classe sind noch nicht ausgegeben.

Eisernes Kreuz, preußischer, den 10. März 1813 zu Breslau errichteter Orden; ein eisernes, mit Silber eingefaßtes Andreaskreuz, mit dem Namenzug F. W. im obern Flügel, mit 3 Eichenblättern in der Mitte und unten mit der Jahrszahl 1813. Es wurde bloß an preußische Staatsbürger ausgegeben und besteht in einigen Großkreuzen, die etwas größer um den Hals, in einer 1. Classe, die ohne Band auf der linken Brust angeheftet, und in einer zweiten Classe, die im Knopfloche, von denen, welche sie im Kampfe mit dem Feind erworben hatten, an einem schwarzen und weiß eingefaßten, und von solchen, die sie im Civildienst erhalten hatten, an einem weißen und schwarz eingefaßten Bande getragen wird. Es ward nur in den Feldzügen 1813—15 vertheilt; doch erhalten es die dazu Vorgeschlagenen, welche es nicht bekommen, später durch Vererben von Verstorbenen an noch Lebende.

Eisgrube, ein Behältniß, in welchem das im Winter gesammelte Eis auch im Sommer aufbewahrt wird. Die Grube wird an einem durch Häuser oder Bäume schattigen, gegen Norden liegenden trockenen Ort angelegt, 6—12 Ellen tief in die Erde gegraben, ausgemauert und oben mit einer Mauer und einem dicken Strohdach versehen. Der Eingang zu derselben muß mit einer doppelten Thüre versehen seyn, damit die Wärme nicht leicht eindringe. Das Eis wird schichtenweise eingelegt und zwischen die Schichten Salz gestreut. Die Eisgruben dienen vorzüglich auch im Sommer zur Aufbewahrung des Fleisches. S. „Ausführliche Anweisung zur Aufbewahrung des Eises, sowie über die vortheilhaftesten Anlagen der Eisgruben und der Eiskeller" (Quedl. 1825).

Eisleben, Kreisstadt des mansfelder Seekreises im preußischen Reg.-Bez. Merseburg, Sitz eines Bergamts, vormals die Hauptstadt der Grafschaft Mansfeld; liegt an einer Anhöhe in der Nähe zweier Landseen und hat ein Gymnasium, mansfeld'sche literarische Gesellschaft, Potaschen- und Salpetersiedereien, 2 Tabacksfabriken, starke Bierbrauerei und Bergbau, in der Nähe Kupfergruben, 2 Kupferschmelzhütten, 940 Häuser und 6550 Einw. In dem Hause, wo 1483 Luther geboren ward, ist jetzt eine, seit der Reformationsjubelfeier 1817 sehr erweiterte Armenschule errichtet, und in der Andreaskirche sind die aus Erz gegossenen, kürzlich aufgestellten Büsten Luthers und Melanchthons merkwürdig. Die hier früher residirenden Grafen von Mansfeld starben 1780 aus.

Eismeer, das Meer um den Nord- und Südpol. a) Das südliche Eismeer ist wegen der großen Eisanhäufung nur zum kleinsten Theile befahren und bekannt; neuerlich will man jedoch ein großes Land mit dem Ansehen eines Festlandes in ihm entdeckt haben. An dieses Meer schließen sich das stille, atlantische und indische Meer an. Bekannter, wenn auch lange nicht vollständig, ist b) das nördliche Eismeer. Auch dieses ist wegen der Eismassen (wenn nicht vielleicht die nächsten Umgebungen des Pols eisfrei sind) nicht überall zugänglich, auch sind seine Küsten nicht alle Jahre befahrbar. Es stößt aa) an die Küsten von Nordeuropa, bildet hier, außer einer Menge Buchten in

Digitized by Google

Norwegen, das weiße und karische Meer und nimmt die Dwina, Mesa und Petschora auf; bb) an Sibirien, wo ihm die Flüsse Oby, Syda, Jenisey, Piasina, Khatanga, Anabara, Lena, Olonek, Omaloi, Jana, Indigirka, Kolyma, Amsayan u. a. zufließen, hat hier, außer den von den meisten obigen Flüssen gebildeten, noch die Busen von Taimura, Brevbraschensky, Moigolowsky, Tschason u. a. und verbindet sich durch die Beringsstraße mit dem kamtschatkalischen und dadurch mit dem stillen Meere; cc) an Nordamerika, dessen Gestade noch ziemlich unbekannt ist, wo es aber höchst wahrscheinlich durch die Barrowstraße und den Lancastersfund mit der Baffinsbai (dadurch mit dem atlantischen Meere) zusammenhängt und den Fluß Mackenzie und Kupferminenfluß empfängt; dd) an das atlantische Meer nördlich von Europa. Es enthält viele Inseln an den norwegischen Küsten, Nowaja Semlaja, Fadewskoi, Kotelnoi an der sibirischen, in Amerika die nördlichen Georgsinseln, Nordevon, Grönland und wahrscheinlich noch mehre, endlich Spitzbergen, der am tiefsten in dasselbe reichende, bisher bekannte Punkt. Zu seinen Wundern gehören die bedeutende Menge in ihm lebender Wallfische, die jährlich sich wiederholenden Züge von Heringen, mehre Strömungen, die Eisberge, das Treibholz, die geringe Ebbe und Fluth. Um eine genauere Kenntniß desselben haben sich in neuern Zeiten Parry (Lancastersfund, Georgsinseln u. dgl.), Franklin (vom Festlande Amerika's aus) und Scoresby der Jüngere (Ostgrönland und Spitzbergen) verdient gemacht. Vgl. Nord-Ocean und Nordwestliche Durchfahrt.

Eispunkt nennt man den festen Punkt in der Gradabtheilung eines Thermometers, wodurch derjenige Grad der Kälte angedeutet wird, in welchem das Wasser zu Eis friert. Daher auch der Name Frost- oder Gefrierpunkt. Der künstliche Gefrierpunkt ist derjenige Punkt in der Gradabtheilung eines Fahrenheit'schen Thermometers, der die Kälte des mit Salmiak vermischten Schnee's anzeigt und mit 0 bezeichnet wird.

Eisvögel, Königsfischer, Alcedo, eine Gattung von Vögeln, welche nach Merrem zu der Ordnung der Hüpfvögel (Aves aëreae) und der Unterordnung der Königsvögel (Brevilingues), nach dem Linné'schen Systeme zu der Ordnung Picae gehöret. Linné vereinigte sie mit den Jakamaren (Galbula), die sich aber von ihnen wesentlich unterscheiden. Den übrigen Königsvögeln sind sie entgegengesetzt durch ihren geraden, pyramidenförmigen Schnabel und kurze Füße, welche zwei oder drei, gewöhnlich, doch nicht immer verwachsene Zehen vorn und eine einzige hinten haben. Ihre Nasenlöcher liegen sehr hoch, nahe an der Stirn, und sind oben mit einer lederartigen Haut verschlossen und von den Halfterfedern zum Theil bedeckt. Ihr Kopf ist groß und ihre Gestalt gedrungen, plump und unansehnlich, dagegen prangt ihr Gefieder gewöhnlich mit glänzenden Farben, vorzüglich mit grün und blau. Sie haben 10, 12 oder 14 Ruderfedern, eine äußerst kurze, dreieckige Zunge, einen so dünnhäutigen Magen wie die Raubvögel, und keine Blinddärme. Sie bewohnen den beißen und gemäßigten Erdgürtel und halten sich entweder ausschließlich am Wasser auf oder lieben doch die Nachbarschaft desselben, da es ihnen ihre liebste und gewöhnlichste Nahrung, kleine Fische, darbietet, welche sie, über dem Wasser schwebend, oder auf einem Aste lauernd, wenn sie in die Höhe kommen, fangen und auf einen Baum tragen; hier wenden sie den Fraß oder werfen ihn so geschickt in die Höhe, daß er stets mit dem Kopfe voran ihnen in den

Digitized by Google

Nachen fliegt, da sie ihn dann verschlingen und hernach Gräten und Schuppen in einem Gewölle auswerfen. Außer den Fischen nehmen sie aber auch Reptilien, Insekten, Crustaceen, Mollusken, Egel u. s. w., ja selbst zu Zeiten weiche Pflanzentheile zu sich. Ihre Stimme ist ein bloßes Geschrei. Sie leben paarweise, nisten in selbst gegrabenen oder gefundenen Löchern der hohen Ufer und legen 5—8 weiße Eier. — Nach Blumenbach, Bechstein u. a. gehören sie zu den spechtartigen Vögeln, Pici; nach Illiger bilden sie mit den Bienenfressern eine Familie (Angulirostres) seiner zweiten Ordnung Ambulatores, nach Temminck in eben dieser Verbindung eine eigene Ordnung: Alcyones, und nach Koch für sich allein, die der eisvögelartigen Vögel; Bildung der Zunge, des Magens und anderer Theile, Lebensart u. s. w. widersprechen aber jenen Vereinigungen und machen es nothwendig, sie unter die Königsvögel, Brevilingues, zu stellen. Es gibt mehre Arten derselben; wir nennen hier nur den gemeinen europäischen lasurblauen Eisvogel. Er zeichnet sich vor allen seinen Landsleuten durch glänzendes Gefieder aus. Der Eisvogel ist etwas über 7 Zoll lang, wovon der Schnabel 1 Zoll 4 Lin., der Schwanz etwas über 1½ Zoll lang ist und aus 12 Ruderfedern besteht. Der Schnabel ist gerade, nicht sehr dick, schwarz, doch bei dem erwachsenen Männchen der Mundwinkel, beim Weibchen ein großer Theil der Unterkinnlade orangenfarben und bei beiden das Innere des Mundes ebenso gefärbt. Der Kopf ist vorzüglich durch die großen Federn, welche ihn bedecken und die er vielleicht etwas aufrichten kann, sehr groß und veranlaßten Sander und Götz, den Wintsl (Alcedo cristata) nach Deutschland zu versetzen. Die Federn der Haube sind bräunlich-grün mit einem glänzend bergblauen, beim Weibchen seegrünen Bande. Die Flügel sind zimmtbraun. Ein Strich fuchsrother Federn läuft von dem Mundwinkel unter dem Auge hin bis zum Ohr, vom Ohr bis zu den Schultern ein schneeweißer Strich. Die Kehle ist weißlich; Brust, Bauch und die übrigen untern Theile sind zimmtbraun; der Nacken, der Oberrücken zunächst am Halse und die langen Schulterfedern glänzend bräunlich-grün, beim Männchen heller wie beim Weibchen. Der Unterrücken ist beim Männchen himmelblau, beim Weibchen bergblau, bei beiden mit Silberglanz; die Steißfedern sind dunkler und beim Weibchen lasurblau. Die Flügel bedecken etwa ein Drittheil des Schwanzes und ihre Schwingfedern sind schwärzlich, beim Männchen mit grünlich-blauem, beim Weibchen mit schwärzlich-grünem oder blauem Rande; die Deckfedern beim Männchen tiefgrasgrün, beim Weibchen schwärzlich grün, bei beiden mit aquamarinblauen glänzenden Tüpfelchen. Der Schwanz ist rund und die Ruderfedern, so weit sie unbedeckt sind, himmelblau. Der unbedeckte Theil der Schenkel und die Füße sind bei erwachsenen Vögeln roth, bei jungen schwärzlich. Dieser bekannteste unter den Königsfischern wird in Europa (doch über Dänemark nicht weiter von Norden), auch in Asien und Afrika angetroffen. Er ist einsam und ungesellig. Seine Hauptnahrung sind kleine Fische, die er an den Flüssen und Bächen auf Pfählen, Stöcken, Weidenästen oder Wurzeln sitzend, belauert, dann über dem Wasser flatternd, pfeilschnell auf sie herabstürzet, mit seinem starken Schnabel ergreift und auf dem nächsten Sitze verzehret. In strengen Wintern kommen deren viele vor Hunger um. Sie nisten in Löchern der Ufer, unter den Wurzeln am Wasser stehender Bäume, auch in Felsenritzen und Höhlen in

Digitized by Google

der Nähe fließender Gewässer. Das Nest hat wenigstens zuweilen eine fast handhohe Unterlage von Fischgräten. Das Weibchen leget sehr frühe (zuweilen schon im Febr.) 6—8 glänzend weiße sehr dünnschalige, fast runde Eier und brütet in 14 Tagen sie aus, wobei es vom Männchen mit Fischen gefüttert wird. Wo ein Pärchen hauset, leidet es kein anderes. Die Jungen sehen vor der Entwickelung ihrer ersten, besonders langen Kielen gleichsam stachelig aus, werden jedoch sogleich nach den ersten Mausern fast so schön als ihre Eltern. Die Stimme, welche diese Vögel gewöhnlich im Fluge nur hören lassen, bestehet in einem sehr unmelodischen Giek! Giek! Wiesel und Wasserratten zerstören oft ihre Brut. Sie sind schwer zu schießen, weil sie sehr scheu sind, doch kann man in kleinen Fallen und Bügeln, die am Wasser aufgestellt oder aufgehangen werden, sie fangen. Die Jungen sind leicht aufzuziehen. Man füttert sie mit kleinen Fischen, auch in deren Ermangelung mit schmalen Streifen rohen Fleisches, welches sie bald aus flachen mit Wasser angefüllten Gefäßen selbst herauszuholen lernen. Vor Alters schrieb man diesen Vögeln mancherlei Wunderkräfte zu, die wie gewöhnlich, auf fabelhaften Sagen nur beruhten. Daß indessen deren Haut oder getrockneter Körper von zerstörenden Insekten nicht leicht angegriffen werde, ja gewissermaßen unverweslich sey, ist nicht ungegründet und durch Sprengers und Bocks Beobachtungen bestätigt worden. Daher pflegte man sie auch von jeher als Abweiser der Motten zu wollenen Zeuchen zu legen oder in Tuchläden aufzuhängen und in Frankreich Drapiers oder Garde-Boutiques zu nennen.

Eitelkeit, 1) die Vergänglichkeit irdischer Güter; 2) die Anhänglichkeit an nichtige Lebensgüter mit Zurücksetzung edler Strebungen; 3) die Sucht nach dem Besitz von Vortheilen, die den Sinnen schmeicheln und als Vorzüge in die Augen fallen, und das Bemühen, sich durch sie bei Andern geltend zu machen; sie verhält sich dann zur Ehrbegierde, deren Ausartung sie ist, wie Schein und Seyn, wie Schale zum Kern, wie Wahn und Wahrheit; sie ist besonders eine Eigenschaft reicher, vornehmer Glückspilze. Für sich macht sie lächerlich, wenn sie auch bei Gutmüthigkeit, womit sie häufig gepaart ist, oft verziehen wird.

Ejalet, im osmanischen Reich eine Statthalterschaft, aus mehren Sandschaks bestehend und von einem Beglerbeg von 2 oder 3 Roßschweifen verwaltet.

Eiter, eine Feuchtigkeit, welche der lebende Körper aus seinen Säften da abgesondert, wo der Zusammenhang und die Form durch Krankheit oder Trennung gestört ward. Die Natur sondert bei hinreichend vorhandenen Kräften das Eiter ab, um die verlorne Substanz dadurch wieder zu erzeugen, oder einen in Verhärtung und Entzündung begriffenen Theil zu seiner ersten Organisation zurückzuführen. Bei ansteckenden Wunden sondert sich in ihrem Eiter der Ansteckungsstoff aus dem Körper aus. Ueble Körperbeschaffenheit oder Mangel an gehöriger Kraft macht, daß das Eiter die heilende Eigenschaft verliert, fressend und blutig wird, wo es den Namen Jauche bekommt. Daher unterscheidet der Chirurg gutes Eiter (von dicklicher Consistenz, gelblicher Farbe, Geschmacklosigkeit und Geruchlosigkeit) von jener dünnen, übelriechenden, blutigen oder schwärzlichen Jauche.

Ekbatana (Agbatana bei Herodot), die Hauptstadt von Medien und die gewöhnliche Sommer-Residenz der medischen Könige. Sie war

Digitized by Google

eine der ältesten Städte, daher die Nachrichten von ihrer Erbauung in das Dunkle und Ungewisse fallen. Herodot nennt den Dejoces, den ersten König der Meder, als ihren Stifter; Ktesias und nach ihm Diodor machen sie weit älter. Dieser kennt schon einen König der Meder zur Zeit des assyrischen Königs Ninus, welcher schon in Ekbatana residirte; denn nachdem unter ihm Medien von den Assyrern erobert wurde, fand Semiramis, die Nachfolgerin des Ninus, als sie ihre Länder durchreiste, Ekbatana bereits erbauet. Sie verschönerte aber die Stadt, legte daselbst eine königliche Burg an und verschaffte ihr vorzüglich hinlängliches Wasser, indem sie durch den nahen Berg Orontes einen 40 Fuß breiten Kanal ziehen ließ, um das Wasser eines Sees, der jenseits des Gebirges lag, in die Stadt zu leiten. Die Stadt selbst war ohne Mauern und lag am Fuße des Hügels, auf welchem die Burg stand. Nach Herodot war die Burg mit sieben Mauern umgeben, von denen, weil sie an dem Abhange des Hügels herumliefen, immer die Zinne der innern Mauer über die äußere hervorragte. Dieser Anblick mußte desto sonderbarer seyn, da die Zinne jeder Mauer von einer verschiedener Farbe war. Von Außen nach Innen zu war die Ordnung der Farben: weiß, schwarz, roth, blau, dunkelroth, versilbert, vergoldet. Der Umfang der äußersten Mauer war dem Umfange Athens gleich, enthielt also etwa $4^3/_8$ geographische Meilen; Diodor gibt ihn noch etwas größer an. Hier, in dieser Citadelle, wurden die aus ganz Medien und den höher hinauf liegenden Provinzen gesammelten Schätze verwahrt. Unter der Festung lag die königliche Residenz in einem Umfange von sieben Stadien. Sie war mit einer solchen Pracht und Kunst angelegt, welche selbst noch zu den Zeiten des Polybius an das Wunderbare grenzte. Alles Holzwerk war von Cedern und Cypressen und so dauerhaft gearbeitet, daß nach dem so langen Zeitraume bis auf Polybius sich doch noch kein Stück aus seinen Fugen gegeben hatte. Die Balken, das Getäfel, die Säulen in den innern Hallen und äußern Gängen waren alle mit Gold- und Silberblech überzogen und das Dach war mit silbernen Ziegeln gedeckt. Als Alexander die Stadt erobrte, wurde schon der größte Theil davon und der übrige durch Seleukus und Antiochus abgenommen. Die Syrer schlugen daraus ihre Königsmünzen, beinahe 4000 Talente. Dennoch war noch genug Pracht an dem dazu gehörigen Tempel der Göttin Aena (oder auch Anaitis) geblieben, welcher lauter vergoldete Säulen in seinem Umfange, viele silberne Ziegel und mehre goldene und silberne Aufsätze der Säulen hatte. Die Pracht dieses Pallastes war also auch wohl mit die Hauptursache seiner gänzlichen Vernichtung. Nach der Eroberung Mediens durch die Parther blieb Ekbatana immer noch die Residenz der parthischen Könige, welche vorher in Hekatompylos gewohnt hatten. Wegen des gemäßigten Klimas war es der gewöhnliche Sommer-Aufenthalt, das heißere Ktesiphon aber die Winter-Residenz. Was die Stelle betrifft, wo Ekbatana nach der jetzigen Geographie gelegen haben mag, so ist es beinahe gewiß, daß man die heutige Stadt Hamadan entweder ganz genau an die Stelle oder in die Nähe von Ekbatana setzen muß, weil alle Bestimmungen ihrer Lage auf Hamadan passen. Denn nach Polybius und Ptolemäus lag Ekbatana südlich unter dem Berge Orontes, nach Diodor 12 Stadien davon entfernt; ebenso aber liegt Hamadan unter dem Alwend, dem alten

Digitized by Google

Orontes. Ihre Entfernung gegen Norden von Artarata in Armenien betrug 900 Milliarien, die südliche von Persepolis 20 gewöhnliche Tagereisen. — 2) Ekbatana, ein Ort in Syrien, wo der persische König Kambyses sein Leben endigte. Man weiß nicht recht, wo diese Stadt gelegen habe. Plinius sagt, daß auf dem Gebirge Carmel eine Stadt Carmel liege, die in älteren Zeiten Ekbatana geheißen habe. In Batanäa war ein Ort Bathuria, welchen Herodes den babylonischen Juden gegen die Einfälle der Ituräer zur Wohnung anwies; diesen Ort nennt der griech. Text des Josephus Ekbatana (Joseph. vita. p. 1002); vielleicht war dieß das syrische Ekbatana, wo Kambyses (s. d.) starb.

Ekel (Physiol.) geht vom Magen aus und ist entweder eine Folge von Uebersättigung oder von Ungehörigkeit der Verdauung, wobei der Magen Etwas aufzunehmen widerstrebt; dieses Widerstreben gebt, sich steigernd, in Neigung zum Erbrechen oder auch wirkliches Erbrechen über. Auf Erregung des Ekels hat die Einbildungskraft großen Einfluß. Häufig ist er ein Begleiter von Krankheiten; jedoch wird auch wohl absichtlich erregter Ekel, besonders durch Brechmittel in kleinen Dosen, als Ekelcur, benutzt, um in tiefer gewurzelten chronischen Krankheiten: Geisteszerrüttungen, Krampfübeln, hartnäckigen Wechselfiebern u. a., eine Umstimmung der Lebensthätigkeit zu bewirken.

Ekelhaft (Aesth.). Was diese Eigenschaft an sich trägt, kann nie Gegenstand des Gefallens und einer schönen Darstellung seyn, und wer solche Schilderungen recht con amore ausmalen kann, verräth dadurch immer einen verdorbenen Geschmack und eine gemeine Seele, wenn auch manche Dichter solche Beschreibungen nicht verschmäht haben. Nur wo die Poesie eigentlich nur dient, wo der höchste Zweck nicht ein ästhetischer sondern ein moralischer ist, da, wie z. B. in einer Satyre, mag auch das Sinnlich-Ekelhafte, da mag noch mehr das Moralisch-Ekelhafte zu noch größerm Abscheu dargestellt werden. Nur muß die Kunst eher verhüllen als übertreiben, wenn ja die Erwähnung solcher Gegenstände nicht vermieden werden kann.

Eklektiker (griech.), eigentlich Einer, der das Beste auswählt, daher ein Philosoph, der keines von den vorhandenen philosoph. Lehrgebäuden ganz für sich annimmt, sondern aus allen das Beste nach seinem Urtheil auswählt. Eine solche, durch Auswahl gebildete Philosophie heißt die eklektische, worunter man in der philosophischen Geschichte diejenige versteht, welche die Lehrsätze des Pythagoras, Plato und Aristoteles in ein übereinstimmendes Lehrgebäude zu vereinigen suchte.

Eklektischer Bund, Eklektisches System (Freim.), ein Freimaurerlogenbund, der 1783 auf Einladung der engl. Provinzialloge von Franken, des Ober- und Niederrheins, zu Frankfurt a. M. und der Provinzialloge Joseph zum Reichsadler zu Wetzlar unter mehren deutschen Logen begründet wurde; er hatte zum Zweck, unter alleiniger Anerkennung der drei Johannisgrade, sich von allem Sectengeist und aller Schwärmerei frei zu halten, und war bis zu Anfang des jetzigen Jahrh. sehr verbreitet. Die besten Nachrichten hierüber ertheilt von Wedekind in seiner Schrift: „Der pythagoreische Orden" (Leipz. 1820, im letzten Abschnitt über den Werth des Eklekticismus in der F. M., und in: „Bausteine" (1. Samml. 1820). Frankfurt a. M. ist der Sitz des Directoriums des eklektischen Bundes.

Eklipse, jede Verfinsterung eines Himmelskörpers. Merkwürdig

Digitized by Google

sind die des Mondes und der Sonne. Tritt die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne zwischen selbige und den Mond, so hält sie die Strahlen der Sonne auf, die den Mond beleuchten würden. Man sieht eine Mondfinsterniß allenthalben auf der ganzen Erde, wo nur der Mond über dem Horizont ist, auf einerlei Art, ohne daß die Parallaxe den geringsten Unterschied machen kann. Deßhalb braucht man die Mondfinsternisse, um die geographische Länge der Orte zu bestimmen. Zuweilen gibt es in einem Jahre keine Mondfinsterniß, zuweilen hat ein Jahr drei Mondfinsternisse, mehrentheils fallen zwei auf ein Jahr. Man hat berechnet, daß nach 18 Jahren und 10 Tagen die Finsternisse fast auf denselben Punkt wiederkehren. Bei einer Sonnenfinsterniß tritt der Mond zwischen Erde und Sonne, und die Sonne scheint ihr Licht zu verlieren; es wird aber bloß die Erde verfinstert. Eine Sonnenfinsterniß fält nie anders als im Neulichte, wo der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht. Eine schwarze Scheibe, die des Mondes, rückt alsdann von Osten nach Westen vor der Sonne vorüber. Tritt die ganze Scheibe des Mondes vor die Sonne, so nennt man die Sonnenfinsterniß total, wird aber nur ein Theil der Sonne durch den Mond gedeckt, so heißt sie partial. Eine Mondfinsterniß ist total, wenn der Schatten der Erde den ganzen Mond deckt; partial aber, wenn er nur auf einem Theile desselben ruhet. Die Sonnenfinsterniß heißt central, wenn der Mittelpunkt der Sonne und des Mondes in einer geraden Linie liegen. Die Grenze der möglichen Sonnenfinsternisse erstreckt sich viel weiter wie die Grenze der möglichen Mondfinsternisse; die erstern sind daher, überhaupt genommen, häufiger als die letztern, obgleich immer nur an einigen Orten der Erde sichtbar.

Ekliptik, die scheinbar jährliche Bahn der Sonne um die Erde in einem größten Kreise an der Himmelskugel, die den Aequator in zwei gleiche Hälften theilt und zugleich von ihm in zwei gleiche Hälften getheilt wird. Die ganze Sonnenbahn liegt in einer Ebene, die die Ebene des Aequators unter einem Winkel von 23 Grad 79 Minuten schneidet, und die Schiefe der Ekliptik genannt wird, wie der Aequator, vom Frühlingspunkte an, wo sich beide Kreise durchschneiden, in 360 Grade getheilt, und diese Grade gehen nach der Richtung der täglichen Bewegung von Westen nach Osten. Bei dem 90sten Grade hat die Ekliptik ihre größte nördliche Abweichung, und dieser Punkt heißt der Sommerpunkt. Bei 180 Graden scheidet die Ekliptik den Aequator im Herbstpunkte. Bei 270 Graden hat sie ihre größte südliche Abweichung im Winterpunkte. Man nennt auch den Frühlingspunkt und Herbstpunkt die Nachtgleichen und die beiden andern Punkte die der Sonnenwenden. Da das Jahr 12 Monate enthält, so hat man die Ekliptik in 12 gleiche Theile getheilt, deren jeder 30 Grade in sich begreift. Diese Theile heißen die himmlischen Zeichen und haben, ungeachtet sie bloß eingebildete Theile sind, ihre besondern Namen. Sie folgen vom Frühlingspunkt an, morgenwärts gerechnet, so auf einander: Widder 20. März, Stier 20. April, Zwillinge 21. Mai, Krebs 21. Juni, Löwe 22. Juli, Jungfrau 23. August, Wage 23. September, Skorpion 23. Oktober, Schütz 22. November, Steinbock 21. Dezember, Wassermann 19. Januar, Fische 18. Februar. Nur vor ungefähr 2000 Jahren war die Sonne diesen Sternbildern in den angegebenen Zeiten nah; jetzt stehen diese Gestirne ungefähr 30 Grad weiter gegen Osten, sodaß, wo

Digitized by Google

man den Widder anführt, sich jetzt die Sterne der Fische befinden. Diese Veränderung beträgt jährlich $^5/_6$ Minuten oder 50 Secunden, in 72 Jahren einen Grad. Die beiden Punkte, wo die Bahnen der Planeten und Kometen die Ekliptik durchschneiden, werden Knoten genannt.

Ekloge (griech.), 1) Auswahl, ausgewähltes Stück; besonders 2) ausgewählte Gedichte überhaupt oder von gleicher Form; so heißen z. B. Horazens Satyren und Virgils Idylen Ekloge; nach diesem letztern Umstand wird Ekloge (wahrscheinlich aus Mißverständniß der Grammatiker) synonym mit Idylle (s. d.) gebraucht.

Ekstase (griech., Psychol.), ein höherer Grad der Begeisterung (s. d.), in dem das Gemüth, dem begeisternden Gegenstand sich ganz hingebend, für äußere Empfindung fast ganz unempfänglich wird, wobei dann auch die Klarheit des Verstandes ebenso verdunkelt, als die Freiheit des Willens beschränkt. Nur Gegenstände, welche ein sehr lebhaftes, aber Befriedigung erregendes Interesse haben, wie Liebe, Hochachtung, Andacht, tiefe Forschungen des Verstandes, erregen Ekstase. Sie ist kein dauernder Zustand. Ihr höchster Grad, der an Bewußtlosigkeit grenzt, und in dem der Körper, unter Ausdruck des lebhaften, in ihm herrschenden Gefühls, fast beweglos ist, ist Entzückung.

E la (Musik), nach der alten Solmisation das zweigestrichene e, das eingestrichene e dagegen E la mi.

Elah (arab.), der Name Gottes, dem hebr. Eloa verwandt, daraus durch Hinzufügung des Art. Al der Ausdruck Allah.

E la sa (Musik), in der neuern Solmisation der Ton es.

Elasticität (Federkraft, Springkraft), die Eigenschaft der Körper, ihre Form, wenn sie durch einen Eindruck von Außen verändert ward, wieder herzustellen. Fast alle Körper besitzen sie mehr oder weniger; wir nennen aber nur diejenigen elastisch, welche es in einem merklichen Grade sind, z. B. gehärteter Stahl, Glasfäden, Elfenbein, Federharz ꝛc. Die Elasticität derselben scheint in einer besonderen Anordnung oder einem besondern Gefüge ihrer Theile zu liegen, deren Cohäsionskräfte zwar eine gewisse Verschiebbarkeit verstatten, aber nach Aufhebung der verschiebenden Kraft sogleich wieder in ihr voriges Verhältniß treten. Man hat von der Elasticität, wo der Körper sich nach einer Zusammendrückung in seinen vorigen Umfang wieder ausdehnt, die Contractilität unterschieden, wo derselbe nach einer Ausdehnung sich wieder in seinen vorigen Umfang zusammenzieht. Beide Erscheinungen können aber höchstens nur als Unterabtheilungen einer und derselben Sache gelten. Körper, welche die Elasticität im höchsten bekannten Grade besitzen, wie die permanenten Luftarten, sind sowohl contractil als elastisch. Unzählige Beispiele lehren übrigens, daß sich die Elasticität nicht nach der Dichtigkeit der Körper richtet, wenn auch das Metall durch Hämmern mit vergrößerter Dichtigkeit größere Elasticität erhält. — Elasticitätsmesser (oder Dampfmesser), ein Apparat, die Ausdehnungen verschiedener Flüssigkeiten und ihres Dampfes durch Wärme zu messen. Einem Schweizer, Namens Ziegler, verdankt diese Vorrichtung ihre Entstehung (1769); er nannte das Werkzeug selbst Elaterometer. Späterhin haben Becknocurt (1790) und Bicker zu Rotterdam (1800) ähnliche angegeben. Den letztern hat Prof. Schmidt in Gießen zu verbessern gesucht. — Elasticitätszeiger (Mercurialzeiger, Barometerprobe), ein bei der Luftpumpe angebrachtes Barometer, welches zeigt, wie groß

Digitized by Google

die absolute Elasticität der noch unter der Glocke befindlichen Materie sey. Eine solche Anstalt hat Hawkesbee (1719) zuerst bei seiner Luftpumpe angebracht. Veränderungen und Verbesserungen sind nachher von Mairan und Smeaton vorgenommen worden.

Elastisches Harz (Caotschuk, Kautschuck, gummi elasticum, resina elastica), der aus Einschnitten am Stamme mehrer indischer Bäume besonders der Hevea cautchouc quellende Milchsaft; wird wiederholt über thönerne Formen gestrichen und durch Rauch getrocknet, wo er dann eine braune Farbe erhält. Es kommt in Form von lederartigen Flaschen in Handel, ist sehr dehnbar, im Wasser und selbst im stärksten Weingeist unauflöslich, im heißen Wasser wird es sehr weich und besser zum Schneiden; in Vitriolnaphta ist es gänzlich auflöslich. Bei der trockenen Destillation gibt es ein brenzliches Oel und Ammoniak. Die Indianer fertigen Fackeln daraus und machen durch Ueberzug damit, so lange es noch flüssig ist, sich Kleidungsstücke wasserdicht; die birnförmigen Flaschen daraus dienen ihnen zu Spritzen; auch verfertigen sie allerhand Gefäße daraus. Die in Handel kommenden Flaschen können bei Säugenden als Milchpumpen benutzt werden; die rohen Stücken dienen auch zum Auswischen des Bleistiftes beim Zeichnen.

Elba, Elva, Insel des Großherzogs von Toscana im mittelländischen Meere, durch den 2 Meilen breiten Canal von Piombino vom festen Lande Italiens getrennt, 27° 59′ 20″ L. 42° 49′ 6″ B., hat 7¼ QM., 13.700 italienische Einwohner, ein gesundes und sehr angenehmes Klima und ist voll Berge und Felsen, von welchen der Cavanna 3000 Fuß hoch ist. Sie hat vortreffliches Quellwasser, aber nur einen bedeutenden Bach, Rio, der in dem kurzen Lauf von weniger als 1000 Klaftern 18 Mühlen treibt. Sie liefert Oel, Feigen (besonders auf dem Monte Fico zwischen Rio und Longone), Wein, Korkeichen, Getreide und Gemüse, aber nicht hinlänglich; dagegen viel Fische, besonders Thunfische und Sardellen, Eisen (besonders in Rio, wo jährlich von 120 Bergleuten 36.000 Centner Erze gefördert werden, die wenigstens 50 p.C. reines Metall geben), Magnetsteine, Schwefel, Vitriol, Zinn, Blei, Silber, Granit, Marmor, Mineralwasser, Seesalz, an 600.000 Säcke ꝛc. Nur Holz- und Wassermangel verhindert die eigene Bearbeitung der gewonnenen Erze, die nach Neapel, Toscana, Corsica und Genua ausgeführt werden. Die Trägheit der Bewohner veranlaßt nur eine kleine Viehzucht an Rindvieh, Ziegen, Pferden und Mauleseln; der Fleischbedarf wird meist aus der Maremma di Siena befriedigt. Auch der Gewerbsfleiß ist bloß auf die gemeinsten und nur zum täglichen Gebrauch nöthigen Kunstwaaren beschränkt; selbst die 20 kleinen Seeschiffe der Bewohner sind außer der Insel erbaut, und auch die nothwendigen fremden Waaren, sowie die Produkte der Insel, werden von Fremden zugeführt und abgeholt. Die Einkünfte der Insel berechnet man auf 300.000 Gulden. — Die Insel hieß vor Alters Aethalia, später Ilva und Ilva, und war schon zu den Zeiten der Römer ihrer reichen Erzgänge wegen berühmt. Später übte der König beider Sicilien mit Ausnahme des Distrikts von Porto Ferrajo (den Cosmus I. von Toscana 1537 von dem Herrn von Piombino erhielt, und wo er zur Sicherung der toscanischen Küste vor den Seeräubern eine Festung anlegte, die anfangs nach ihm Cosmopoli und nachher wegen der benachbarten Eisenminen Porto Ferrajo genannt ward) die Oberhoheit über die ganze Insel, deren nutz-

Digitized by Google

bares Eigenthum der Herzog von Sora aus dem Hause der Buoncompagni (an die das Fürstenthum Piombino von den Ludovici's kam, die der appianischen Familie im Besitz gefolgt waren) mit 60.000 neapolitanischen Dukaten größtentheils aus dem Ertrag der Bergwerke bezog; dem König beider Sicilien selbst gehörte Porto Longone und er erhielt Besatzungen in den Wachtthürmen und Schanzen, die außer den beiden befestigten Städten an allen Plätzen errichtet sind, wo eine Landung möglich ist. Durch den Frieden, den Neapel den 23. März 1801 zu Florenz mit der franz. Republik schloß, kam Elba mit dem Stato degli Presidii an die letztere Macht. Sie bildete zuerst ein eigenes Departement, wurde dann dem südcorsischen Departement Liamone und später dem Departement des mittelländischen Meeres einverleibt, und bildete endlich mit den übrigen toscanischen Inseln Cerboli, Palmajola, Monte Cbristo, Pianosa ꝛc. ein dem Generalgouvernement des Großherzogthums Toscana einverleibtes Nebenland, das noch einen Unterpräfecten zu Porto Ferrajo behielt, der in den meisten Angelegenheiten an den Departementspräfecten zu Livorno angewiesen war. Der Friede von Paris 1814 überließ die Insel mit allen Souverainetätsrechten an den ehemaligen franz. Kaiser Napoleon. Als aber sein Versuch, die Herrschaft in Frankreich wieder zu erhalten, scheiterte, so kam die Insel 1815 an Toscana. Hauptstädte: Porto Ferrajo, an einer sichern Rhede, hat 3000 Bewohner und starke Befestigungen; Porto Longone, an einer guten Rhede, hat 1500 Bewohner. — Ueber das Manuscript von Elba s. Manuscripte.

Elbe, ein Hauptfluß Deutschlands, entspringt am Fuße der höchsten Gebirgskuppe des Riesengebirges an der böhmischen Grenze in der schlesischen Herrschaft Kynast aus 11 Quellen (die eine heißt Elbbrunnen) 4260 Fuß über dem Meere; diese machen 2 Bäche (große und kleine Elbe) und vereinigen sich bei Gendorf. In den ersten 5 Stunden bis Hohenelbe sinkt der Wasserspiegel 2814 Fuß. Von hier an wird ihr Lauf ruhiger. Sie nimmt in Böhmen außer vielen kleinern Flüssen bei Melnick die Moldau (wodurch sie schiffbar wird), Eger (beide links) und Isar (rechts) auf, durchbricht nach einem Lauf von 34 Meilen das Gebirge zwischen der Lausitz und dem Erzgebirge, tritt bei Herrenkretschan in Sachsen, bildet herrliche Aussichten in der sächsischen Schweiz, empfängt im Königreich Sachsen links die Weiseritz, tritt bei Mühldorf in das preußische Herzogthum Sachsen, Anhalt und einen Theil der Provinz Brandenburg, mit Zufluß der schwarzen Elster, Nuthe, Havel, mit der sie auch durch den plauenschen Canal verbunden ist (rechts), die Mulde, Saale, Ohre u. a. (links), trennt Mecklenburg, Lauenburg, Hamburg, Holstein von Hanover, nimmt in dieser Strecke die Elde, Steckenitz, Stör (rechts), Elmenau, Oste u. a. (links) auf, theilt sich nach einem meist nordwestlichen Laufe von 130 Meilen bei Brunsbüttel in die Norder- und Süderelbe und ergießt sich nach einem Laufe von 148 Meilen (18 hinter Hamburg) bei Kurhaven ins deutsche Meer. Sie nimmt die Flüsse aus ganz Böhmen, vom ganzen Erzgebirge, von einem Theile des Fichtelgebirges, des thüringer Waldes und des Harzes, im Ganzen 53 Flüsse und über 300 Bäche auf; hat ein Gebiet (Elbgebiet) von 2570 (nach v. Zedlitz „Europa im J. 1829" 2800) Q. M. mit 7.900.000 Menschen; wird durch die Elbeschifffahrtsacte (s. d. folg. Art.) allen Anwohnern und mittelbar ganz Deutschland, sowie für Hamburg durch

Digitized by Google

die bis hierher eintretende Fluth, welche die größten Kauffahrteischiffe trägt, und durch ihren Reichthum an Fischen (Störe, Lachse, Aale ꝛc.) ungemein wohlthätig; sie hat einige Goldkörner in den sächsischen Bergzuflüssen, auch Carniole, Granaten ꝛc. Die Elbe fließt ziemlich schnell, ihr größtes Gefälle ist 3 Fuß in einer Secunde, ihr geringstes 2 Fuß, ihre mittlere Breite 300 Schritt. Brücken sind zu Dresden, Meißen, Torgau, Wittenberg und Magdeburg. Mecklenburg wird die Elbe mittelst eines Canals von Wismar nach dem Schweriner-See mit dem baltischen Meere verbinden. Von der Elbe führten im sonstigen Königreich Westfalen 2 Departemente und ein des französ. Kaiserreichs den Namen.

Elbeschifffahrt. Nach der am 23. Juni 1821 zu Dresden von Oestreich, Preußen, Sachsen, Hanover, Dänemark, Mecklenburg, den anhaltischen Häusern und der freien Stadt Hamburg abgeschlossenen Convention genießt die Schifffahrt auf der Elbe für alle künftige Zeiten in Bezug auf den Handel volle Freiheit von dem Punkte an, wo der Fluß schiffbar ist, bis in die offene See. Kein Uferstaat darf künftig einen Schiffer zwingen, gegen seinen Willen irgendwo aus- und einzuladen. Jeder kann Fracht und Rückfracht nehmen, wo er will. Alle ausschließliche Privilegien, welche die Schifffahrtsfreiheit beschränken, sind für immer aufgehoben. An die Stelle der bisherigen verschiedenartigen Auflagen ist eine feste, im Verhältniß ermäßigte Abgabe getreten, welche von den Schiffsladungen u. d. N. Elbzoll und als Weggeld von den Fahrzeugen u. d. N. Recognitionsgebühren erhoben wird. Dieser streckenweise vertheilte Elbzoll, der ohne gemeinsame Uebereinkunft niemals erhöht werden kann, darf im Ganzen von Melnick bis Hamburg nicht mehr als 27 Groschen 6 Pfennige Conventionsmünze für den Centner Bruttogewicht betragen, ist aber auch zu Belebung der innern Industrie, der Ausfuhr der Landesprodukte und des Verkehrs der ersten Lebensbedürfnisse, bei vielen Artikeln auf $\frac{1}{4}$ bis zu $\frac{1}{40}$ herabgesetzt. Die Recognitionsgebühren haben nach 4 Classen einen unabänderlichen Tarif. Als besondere Abgaben dauern fort die Mauthen-, Krahnen-, Wag- und Niederlaggebühren, sowie die Brückenaufzug- und Schleusengelder, doch mit den Beschränkungen, daß die ersten nur von den in ein Landesgebiet einzuführenden Waaren, sobald sie den Fluß verlassen haben, gefordert, die beiden letzten Gattungen aber nicht ohne gemeinsame Uebereinkunft erhöht, und von In- wie Ausländern auf gleiche Weise nur dann erhoben werden dürfen, wenn man sich der vorhandenen Anstalten bedient, oder Brücken und Schleusen passirt. Die Elbschiffer, welche bisher mit großem Kosten- und Zeitaufwand an 35 Zollstätten anhalten mußten, haben jetzt nur noch an 14 auf dem ganzen Elbestrom ihre Zollgebühren zu entrichten, nämlich in Außig, Niedergrund (in Böhmen), Schandau, Strehla (im Königreich Sachsen), Mühlberg (preuß. Eintrittszoll), Koswig, Roslau, Dessau, Wittenberg (preuß. Austrittszoll), Schnackenburg, Dömitz, Blekede, Boitzenburg (in Mecklenburg), Lauenburg (in Dänemark). Genaue gleichförmige Vorschriften über die Einrichtung der Frachtbriefe und Manifeste, sowie das Benehmen der Schiffer und Beamten an den Zollstätten, sichern die Zollämter wie die Zollpflichtigen, erstere vor Unterschleifen und letztere vor Beamtenwillkür. Aehnliche Bestimmungen sind für die Führer der Flöße und die Art der Controlle bei deren Untersuchung getroffen. Die Ladung wird nach dem Gewicht berechnet, wobei

Digitized by Google

der hamburger Centner zu 112 Pfund zum Grunde gelegt worden, der ungefähr mit 116 preußischen und leipzigern, oder 96⅔ Pfund wiener Gewichts gleich ist. Beim Längenmaß wird der hamburger Fuß gebraucht, wovon 100 91½ preußischen, 101⅔ leipziger und 90⅔ wiener Fuß gleich sind. Durch einige generelle Vorschriften in der Elbeschifffahrtsacte ist das Lästige der Revisionen der Schiffsladungen in jedem Staate etwas gemildert, aber bei weitem nicht so, wie es das Interesse der Handelsschifffahrt fordert, die nie auf der Elbe zu einem hohen Grade gelangen kann, so lange man die Zoll- und Mauthsysteme einzig nur unter dem finanziellen Gesichtspunkte anlegt und behandelt. Die Elbeschifffahrtsacte dehnt sich zwar nicht auf die Nebenströme aus, vielmehr behält sie den betreffenden Staaten besonderes Abkommen hierüber bevor; Preußen erklärte aber, daß patentisirte Schiffer der Nebenströme die nämlichen Rechte wie Elbeschiffer auf seinem Stromantheil genießen sollten. Durch die freie Elbeschifffahrt hat Oestreich in Hinsicht der Ausfuhr böhm. Produkte und Fabrikate am meisten gewonnen. Viel bleibt indessen noch der Zukunft vorbehalten, um ihr die geregelte Ordnung zu geben, welche längst auf dem Rheinstrome statt hat, und die das Bedürfniß des Handels in der Folge gewiß noch fordern wird. Besonders scheint es noch der Einführung der Schiffsaiche, einer Centralaufsichtsbehörde, genauerer polizeilicher Vorschriften für die Schiffer, gleichförmiger ausführlicher Instructionen für die Schifffahrtsbeamten, Beschränkung der Mauthaufsicht, gleichförmiger Vorschriften über die Berechtigung zur Elbeschifffahrt, einer vermittelnden Behörde bei den Frachtbestimmungen zwischen Schiffer und Kaufmann, Beseitigung verschiedener Particularinteressen ꝛc. zu bedürfen. Uebrigens hat die Elbeschifffahrt seit 10 Jahren sehr an Lebhaftigkeit gewonnen und ist in merkantilischer Hinsicht ein bedeutender Nebenbuhler der Handelsschifffahrt auf dem Rheine geworden. — Elb-amerikanische Compagnie, s. Seehandelsvereine.

Elbée (Gigot d'), Oberbefehlshaber der königlich-gesinnten Vendeer, ein tapferer Mann von großem Charakter, geb. zu Dresden 1752, trat zuerst in kursächsische, dann als Cavalerie-Lieutenant in königl. französ. Dienste, verließ diese aber und zog sich auf sein Landgut bei Anjou zurück, wo er ruhig lebte, bis ihn der Ausbruch der Revolution und die Liebe zu den Bourbons bestimmte, die Waffen zu ergreifen und seine großen kriegerischen Talente zu entwickeln. Anfangs mit den Generalen Cathelineau und Stofflet in Verbindung, suchte er die Vendeer in der Kunst zu unterrichten, wie sie in ihrem Lande den Republikanern den meisten Widerstand leisten könnten, und wurde nach mehren Gefechten von ihnen zum Heerführer erwählt (1793). Er siegte und ward besiegt, endlich verwundet, auf der Insel Noirmoutiers vom General Turreau gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht gestellt und am 2. Jan. 1794 erschossen.

Elberfeld, 1) Kreis des Reg.-Bez. Düsseldorf, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, enthält auf $5_{,27}$ QM. in 3 Städten, einem Flecken, 21 Dörfern ꝛc. über 90.000 Bewohner, 74.560 Evangelische, 15.070 Katholiken, 16 Mennoniten, 370 Juden. Das Land wird von Zweigen des sauerländischen Gebirges durchzogen, welche theils mit Schlagholz und Strauchwerk, theils mit Heidekraut bewachsen sind. Von Velbert bis Langenberg zieht sich ein Alaunschieferlager, das von verschiedenen

Digitized by Google

Alaunhütten benutzt wird. An beiden Seiten der Düssel ist ein Kalkflötzgebirge. Im Kreise fließen die Ruhr, Wipper oder Wupper und einer Menge kleinerer Bäche. Die Beschaffenheit des Bodens ist mittelmäßig; nur in einem Theile der Gemeinden Haan, Mettmann, Wülfrath und Velbert fruchtbar, in den höher liegenden Gebirgsgegenden dagegen unfruchtbar und bringt nur wenig Roggen, Hafer und Kartoffeln, etwas Flachs und Erbsen hervor. Die Obstbaumzucht ist unerheblich, wogegen der Gartenbau stark betrieben wird. Der Ertrag der Wiesen in den Thälern, sowie an Futterkräutern ist bedeutend, deßhalb auch die Viehzucht. Der Kreis ist merkwürdig als der bevölkertste und industriereichste Landstrich Deutschlands. Wir finden hier sehr viel Hammer- und Mühlenwerke, Alaunhütten, Pottasch- und Vitriolsiedereien, Steinbrüche, eine große Menge Nagelschmieden und andere Werkstätten. In den Bürgermeistereien Elberfeld, Barmen, Hardenberg und Kronenberg ernähren sich die meisten Bewohner von Fabriken und Manufakturen. Im Kreise sind ein Gymnasium und 80 Schulen. — Die Kreisstadt Elberfeld liegt 51° 16′ N. Br., 405 Fuß über der Meeresfläche, in einem lachenden Thale an der Wupper, welches durch den gedrängten Anbau eines ebenso industriösen als wohlhabenden Volkes die mannigfachsten Abwechselungen darbietet und besonders für den Manufakturisten und den Handelsmann von dem höchsten Interesse ist. Auf der Stelle, wo jetzt die Stadt steht, befand sich schon im 12. Jahrh. eine Burg der Dynasten von Elverfeld, deren Nachkommen den ersten Grund zur Industrie des Wupperthals gelegt haben. 1421 ward Elberfeld mit Berg vereinigt. 1619 erhielt der Ort, kaum 800 Bewohner fassend, Stadtgerechtigkeit. Jetzt zählt man (die zur Bürgermeisterei gehörigen mitgerechnet) in 2480 Privathäusern 29.300 Bewohner, darunter 23.580 Evangelische, 5590 Katholiken, 10 Mennoniten, 115 Juden. Die Stadt hat 2 evangelische und eine katholische Kirche (eine neue kathol. Kirche ist gegenwärtig im Baue begriffen), ein prächtiges Rathhaus, Gymnasium, Museum, Gewerbeschule, Handelsschule, Handlungsbörse, Kranken- und Armenhaus ꝛc.; Sitz eines Handelsgerichts, 2 Friedensgerichte, der Kreisbehörde, eines Hauptsteueramts, Bibelgesellschaft, Missionsgesellschaft ꝛc. Die Stadt ist höchst wichtig durch ihre gegenwärtig sehr blühenden Manufakturen und Fabriken, sowie durch ihren ausgebreiteten Handel. Hier befinden sich Manufakturen von allen möglichen ganz und halb baumwollenen Waaren, namentlich von Siamoisen, Bonten, Barchent, Droguets, Nonpareils, Ginghams, Westenzeuchen, Hals- und Schnupftüchern, Nanquins, Manchester, vielen Arten weiße und gefärbte Zeuche zur Kleidung und zu Möbelüberzügen, Shawls, baumwollenen Bändern, Schnüren, Litzen, gewebten Spitzen u. s. w.; ferner in Leinen, Damast, Zwillich, Bettzeuch, Matrosenhemden, Zwirn, Spitzen und Kanten. Die Stadt hat allein 680 Webstühle und 460 Bandstühle für schwarze und farbige Seidenstoffe, Flortücher, gedruckte und geblümte Kleider, Stücksammt, halbseidene Zeuche, Seiden-, Sammt- und Floretbänder u. s. w. Es sind hier ferner 54 Färbereien, besonders in Türkischroth, eine Cattundruckerei durch Walzen und Dampfmaschinen. Fast gleich bedeutend sind die Meubelfabriken; sie verfertigen besonders aus inländischem Holze Holzgeräthschaften von solcher Vollkommenheit, daß sie an Dauerhaftigkeit, Politur und Zierlichkeit den Meubeln von Mahagony wenig nachgeben. Noch sind die Eisenwaarenfabriken zu bemerken, 6 Lohger-

Digitized by Google

bereien, Holzschrauben- und Bleiweißfabrik. Der Wechselhandel beträgt jährlich über 12 Mill. berg. Thlr. 1821 ist in Elberfeld eine rheinisch-westindische Handelscompagnie (vgl. Seehandelsvereine), bald nachher ein deutsch-amerikan. Bergwerksverein errichtet und eine Feuerversicherungs-Societät gegründet worden. Auch ist Elberfeld der Sitz des Consuls der Vereinigten Staaten von Nordamerika für die preuß. Provinzen am Rhein und in Westfalen. Unweit der Stadt liegt der Hardterberg, von welchem man eine schöne Aussicht in das 2 Stunden lange Wupperthal (im Allgemeinen Barmen) hat, wo auf beiden Seiten des Flusses Hunderte der schönsten Gebäude und reichsten Fabriken sich ausbreiten und dem Ganzen das Ansehen einer meilenlangen Stadt geben, mit einer Bevölkerung von mehr als 29.000 Seelen, außer 2800 Katholiken, 36 Juden, evangel. Glaubens. Im 15. Jahrh. war Barmen eine Freiheit und hatte eigne Rechte und auch Verpflichtungen gegen den Landesherrn. Die frühere Bevölkerung dieses Thales lebte von der Landwirthschaft und Viehzucht. Nachmals (um 1450) trat das Garnbleichen hinzu, welches unstreitig als der Ursprung des Gewerbfleißes in dieser Gegend anzusehen ist. An dem Ufer der Wupper sind hier über 60 Bleichen. Das klare, zur Bleiche besonders geeignete Bergwasser der Wupper, sowie die bequemen Ufer derselben luden die Einwohner zuerst ein, sich späterhin diesem für sie so wichtig gewordenen Geschäfte zu widmen. Das erste Privilegium über Garnbleicherei ist vom J. 1527. Das rohe Garn wird aus Hessen, Braunschweig, Hildesheim, der Schweiz und Hanover hierher gebracht. Vom 16. Jahrh. an werden hier Band und Zwirn verfertigt. Hauptsächlich wurde der Grund zum Emporblühen von Barmen 1706 durch die Theilung der Gemeinheitsbesitzungen gelegt, wobei das Thal in Ober- und Unter-Barmen und Gemarke, welches den Mittelpunkt bildet, getheilt wurde. Seitdem stieg die Bevölkerung und der weitere Anbau dieses Thales in hohem Grade, besonders aber nahm der Wohlstand seit dem 7jähr. Kriege bedeutend zu, sodaß nach und nach immer neue Manufakturen und Fabrikanlagen entstanden sind. — Ueber den Fluß sind hier eine steinerne und 4 hölzerne Brücken. In dem Bezirk von Barmen sind circa 1235 Web- und 100 Bandstühle für verschiedene baumwollene Waaren, 200 Web- und 160 Bandstühle für seidene Tücher, Band und Kordel, 90 Stühle für Wollenband, 290 Web- und 765 Bandstühle für leinene Waaren und Bänder, 120 Zwirnmühlen, 7 Manufakturen in Stücksammt und Sammtband, 14 Türkischrothfärbereien (ein höchst wichtiger, seit 1780 hier eingeführter Industriezweig), 36 andere Färbereien in Leinen, Baumwolle und Seide, 4 Fabriken für chemische Präparate, Steingut-, metallene und plattirte Waaren-, Eisenfabrik, Seifensiedereien. Jährlich werden an 150.000 Ctr., theils roh, theils in verarbeiteten Waaren, von hier versendet. Zur Beförderung des Handels befinden sich hier 2 bedeutende Wechselcomptoirs und eine Börse. Barmen hat überhaupt 1700 Privatwohnhäuser, 221 Fabrikgebäude, Mühlen und Magazine, und enthält die schöne regelmäßig gebaute Stadt Gemarke, Sitz des Friedensrichters für die Bürgermeisterei Barmen, hat eine evangel. und eine kathol. Kirche, Taubstummeninstitut, höhere Stadtschule, evangel. Missionsschule, 720 Häuser und 3560 Bewohner; — den Flecken Wupperfeld (eine evang. Kirche, 1690 Bew.), die 3 Dörfer Hecklinghausen, Rittershausen und Wichlinghausen (hier eine evangel. Kirche), zusammen mit über 4000 Bew.; — ferner 11 Rotten, 39 Weiler, ein Hof, 6 Etablissements.

Digitized by Google

Elbeuf, Fabrik- und Manufakturstadt in der Normandie, im Depart. Nieder-Seine, Bez. Rouen, mit 9100 Ew, 4 St. von Rouen und 26 St. von Paris. Hier werden viele Tücher, Ratine und andre Zeuche von tuchartigem Gewebe verfertigt. Die Gattung derselben weicht denen von Louviers und Sedan in der Feinheit, steht ihnen aber in Dauer und Haltbarkeit der Farben nicht nach. Der Hauptabsatz derselben ist in Frankreich. Doch gehen auch viele kleine Partien nach Italien, Spanien und der Levante. Ferner sind hier eine Tapetenfabrik, Spitzen- und Strumpfwebereien. Elbeuf hatte sonst den Titel einer Duchépairie; Stammhaus einer gleichnamigen Linie des Hauses Lothringen.

Elbing, 1) Kreis des Reg.-Bez. Danzig, preuß. Prov. Westpreußen, vortreffliches und ergiebiges Land für Ackerbau und Viehzucht, von der Nogat und ihren kleinern Armen durchschnitten, enthält auf 12 QM. in 2 Städten, 222 Dörfern und Colonien 47.700 Bewohner und die gleichnamige Hauptstadt an dem schiffbaren Fluße Elbing, welcher aus dem Drausensee, 2 Stunden von der Stadt entsteht, ins frische Haff mündet und durch den Kraffuhlcanal mit dem Weichselarme Nogat verbunden ist. Elbing ist mit Wällen und Mauern umgeben, hat mehre Vorstädte, 9 Kirchen für den evangelischen, eine für den katholischen und eine für den mennonitischen Ritus, eine Synagoge, Gymnasium mit einer ansehnlichen Bibliothek; mehre Elementarschulen und wohlthätige Anstalten, in 2110 Häus. 22.200 Einw., worunter gegen 4500 Katholiken, Mennoniten und Juden. Sitz eines Kreis-, Intendantur-, Hauptsteuer- ꝛc. Amts; ferner eines lutherischen und reformirten Superintendenten, eines Land- und Stadtgerichts zweiter Classe ꝛc. Handel und Gewerbe aller Art beleben die Thätigkeit der Bewohner. Sie unterhalten Fabriken und Manufakturen in Baumwolle, Tuch, Barchent, Segeltuch, Leinwand, Taback, Leder, Hüten, Kraftmehl, Stärke, ansehnliche Seifen- und Zuckersiedereien, Blau- und Waidaschbrennereien, Kupferhammer, Schiffswerfte, Störfang ꝛc. Die Stadt besitzt über 20 Seeschiffe. Die Hauptausfuhrartikel sind: Borsten, Pferdehaare, Federposen, Nutzholz aller Art, Korn, Butter, Pott- und Waidasche, Branntwein, Wolle, Seife, Obst u. s. w. Elbing wurde 1237 von Lübeckern erbaut und schon im 15. Jahrh. war sie ein Hauptmitglied des Hansabundes. Sie verlor dann von ihrer Wohlhabenheit, ist aber in unsren Tagen wieder eine der blühendsten Städte der preuß. Lande.

Elbingerode, Stadt und Hauptort eines Amtes im hanöverschen Fürstenthum Göttingen, ist nach dem großen Brande 1753 gut hergestellt, liegt 1623 Fuß über der Ostsee, an der Bode, hat 340 von Fachwerk gebaute und mit Schindeln bedeckte Häuser, 3000 Einw., eine luth. Kirche, Eisensteingruben- und Hüttenbau, Ketten- und Nagelschmieden, Holzarbeiten.

Elche, Stadt im spanischen Königreich Valencia; hat in 2600 H. 17.400 Bew. In der Nähe sind viel Palmen (35.000 Frucht tragende, gegen 9000 unfruchtbare), mit 140.000 Arroben Datteln jährlichen Gewinns.

Elchingen, Dorf im Landgericht Günzburg des baierschen Oberdonaukreises; hat ein Schloß und 500 Ew.; war sonst reichsunmittelbares Benediktinerkloster, welches 2 QM. und 5300 Ew. besaß; fiel 1802 an Pfalzbaiern, wurde 1803 sekularisirt und bildete ein Landgericht von 3 QM. mit 8900 Ew., kam 1818 zum Theil an Würtemberg.

Digitized by Google

Eroberung der Brücke und Schlacht den 14. Oct. 1805 durch den franz. Marschall Ney (s. d.), später Herzog von Elchingen.

Eldorado (span.), ein geträumtes Goldland in Süd-Amerika, von dem zuerst ein Spanier Orellano, ein Begleiter des Pizarro, fabelte und das nachher bei Dichtern, z. B. in Voltaire's „Candide", einen Ort alles Glücks und aller Reichthümer bezeichnete. Wahrscheinlich gab der See Pariana, dessen Ufer, aus Talkstein bestehend, im Sonnenschein wie Gold und Silber glänzen, Veranlassung der Sage von demselben, und der Glaube daran hielt sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Eleganz (v. lat.), 1) Zierlichkeit im Aeußern, in Kleidern, Meublés ꝛc.; 2) besonders auch in schönen Künsten, was den Eindruck des Wohlgefälligen macht; daher 3) (Rhetor.), Correctheit und lichtvolle Bestimmtheit des Ausdrucks; besonders zeigt sich die Eleganz in der feinen Auswahl unter synonymen Wörtern und Redensarten, in der Stellung der Worte mit Beobachtung der rhetorischen Betonung, des Wohlklangs und des Numerus, sodaß die Worte in ganzen Sätzen einen Rhythmus geben. Elegant, 1) zierlich, nett, modemäßig; 2) als Hauptwort: Stutzer, Zierling. Bekannt ist die zu Leipzig erscheinende „Elegante" (wie Müllner kurz die Zeitung für die elegante Welt nannte), eine alte Dame, die besonders unter der Redaction Methus. Müllers an Reizen eher gewonnen als verloren hat, und daher trotz ihrer zahlreichen jüngern Schwestern, welche der Muttersprache angemessener ihre Rede an die gebildete Welt richten, noch immer eine Menge Verehrer findet.

Elegie. Die elegische Dichtungsart finden wir schon in den frühesten Zeiten bei den Joniern im Gebrauche. Sie wurde durch die Doppelflöte der Lydier veranlaßt, welche diese bei kriegerischer Musik brauchten und welche Herodot unstreitig durch den Ausdruck der männlichen und weiblichen Flöte bezeichnet. Die elegische Versart sollte gleichsam eine Nachahmung der lydischen Doppelflöte bei der Kriegsmusik seyn, indem man dem volltönenden Herameter den weichen weiblichen Pentameter zugesellte. Damit stimmt überein, daß die ältesten Lieder in der elegischen Versart Kriegs- und Schlachtgesänge waren. Dergleichen Lieder sangen die ionischen Sänger Kallinos und Tyrtaios. In dieser frühesten Periode (um 700 bis 600 v. Chr.) brauchte man also den Herameter und neu erfundenen Pentameter zu Kriegsgesängen; der Name Elegie war aber noch nicht gewöhnlich. Der Kolophonier Mimnermos schuf eine neue Gattung von Liedern, wozu er den Herameter und Pentameter brauchte. Er sang darin die Freuden und die Schmerzen der Liebe und ward so der Erfinder des Liebeselegie, welche später Philetas und Kallimachos und unter den Römern die bekannten Elegiker ausbildeten. Simonides aus Keos brauchte die elegische Versart häufig zu seinen Wehklagen und Trauerliedern und daher die Benennung Elegie selbst, welches griech. Wort nichts Anders als eine Wehklage bedeutet, indem man es von Ach! Ach! rufen ableiten muß, weil die Trauernden sich oft der Interjection Ach! Ach! zu bedienen pflegten. Simonides nannte eigentlich alle seine Trauerlieder Elegien, sie mochten nun aus Herametern und Pentametern oder aus andern Versarten bestehen; weil er aber am liebsten jene Versart zu seinen Grabschriften und Todtenepigrammen brauchte, so nannte man ein solches kleines Gedicht Elegeion, und da diese am häufigsten auf Denkmälern gesehen und gelesen wurden, so fing man an, die ganze Gattung des Versmaßes, das seitdem beständig zu

Digitized by Google

Inschriften gebraucht und das eigenthümliche Versmaß der epigrammatischen Gattung bei den Griechen ward Elegie zu nennen. Alte Classiker, von denen Gedichte oder Fragmente übrig: Tyrtäos, Mimnermos, Philetas, Kallimachos u. A. Vgl. Chr. Schneider, über das elegische Gedicht der Hellenen, in Daub's und Creuzer's „Studien", 4 Bde., Frankf. 1808. Mit dem größten Gedeihen verbreitete diese Dichtungsart sich auch auf dem römischen Boden, wo sie, nach dem Muster des Mimnermos und der alexandrinischen Dichter, besonders in Augusts Zeitalter, für den Ausdruck sanfter Empfindungen bestimmt blieb. Classiker: Tibull, Messala, Properz, Ovid, Albinovanus. Die moderne Aesthetik nimmt die Elegie als eine lyrische Dichtungsart, die ein Gefühl süßer Wehmuth, folglich ein gemischtes Gefühl von Freude und Traurigkeit ausdrückt; sey dieses Gefühl nun aus dem Andenken an ein entschwundenes Gut, oder aus dem Verlangen nach einem künftigen, oder aus der Vorstellung eines gegenwärtigen, aber als beschränkt und vergänglich gedachten Gutes entstanden. Daher der Anfang von Schwermuth, der in der Elegie überall hervortritt, sodaß sie nicht unschicklich einem von Thränen unterbrochenen Lächeln verglichen worden. Sie theilt mit den übrigen lyrischen Dichtungsarten den Charakter der Subjektivität, ist aber individueller als irgend ein anderes lyrisches Gedicht. Der Umstand, daß der Elegiker aus dem Zustande der Empfindung schon in den der Betrachtung übergeht, verleiht seinem Gedicht einen Charakter der Ruhe und Beharrlichkeit, den das elegische Versmaß der Alten (regelmäßig wechselnde Herameter und Pentameter) vortrefflich bezeichnet. Die neuere Elegie bedient sich gewöhnlich der trochäischen Verse mit abwechselnden weiblichen und männlichen Endreimen. Doch auch der fünffüßige gereimte Jambus steht mit ihrem Wesen nicht im Widerspruche. Eine Unterart der Elegie ist die Heroide (s. d.), die den Schmerz einer getrennten oder nicht erhörten Liebe in Briefform darstellt. Neuere Classiker: italienische: Ariost, Alamanni, Menzini; französische: Desboulières, de la Suze; englische: Hammand, Shenstone, Gray, Mason, Beattie, Jernigham; deutsche: Klopstock, Gemmingen, Weiße, Klamer Schmidt, Hölty, Kleist, Gotter, Göthe, Nicolai, Voß, Stolberg, Matthisson, Salis, Schiller, Heydenreich, Jacobi, Kosegarten, Neubeck, Manso, Tiedge, Schlegel. Sammlungen: „Oden und Elegien der Deutschen" (Zürich 1765); „Elegien der Deutschen", herausgegeben von Klamer Schmidt (3 Thle., Lemgo 1776).

Elektra, Tochter von Agamemnon und Klytämnestra, Schwester von Orestes und Iphigenie. Nach ihres Vaters Ermordung durch Aegisth brachte sie ihren 11jährigen Bruder zu Strophios, um in ihm einen Rächer des Vaters heimlich zu erziehen (s. Orestes), wofür sie von Aegisth die schmachvollste Behandlung erfuhr und nach Euripides an einen verarmten edlen Mycener vermählt wurde, der sie jedoch unberührt ließ. Als sie erfuhr, ihr Bruder sey in Tauris geopfert worden, ergriff sie einen Opferbrand im Tempel und würde ihre Schwester Iphigenie damit getödtet haben, hätte nicht das Erscheinen des Orestes den Unfall verhindert. Nachher vermählte sich Elektra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades, und wurde durch ihn Mutter von Medon und Strophios. Sie wurde neben ihrem Vater zu Mycene begraben.

Elektricität ist der Inbegriff der Eigenschaften, welche Stoffe durch einige Berührung oder Reibung erhalten (auch andern wohl mit-

Digitized by Google

Eroberung der Brücke und Schlacht den 14. Oct. 1805 durch Marschall Ney (s. d.), später Herzog von Elchingen.

Eldorado (span.), ein geträumtes Goldland in [illegible] dem zuerst ein Spanier Orellano, ein Begleiter des [illegible] das nachher bei Dichtern, z. B. in Voltaire's „Cand[illegible] Glücks und aller Reichthümer bezeichnete. Wahr[illegible] Pariana, dessen Ufer, aus Talkstein bestehend, im[illegible] und Silber glänzen, Veranlassung der Sage. [illegible] Glaube daran hielt sich bis zu Anfang des v[illegible]

Elegenz (v. lat.), 1) Zierlichkeit im [illegible] bles ꝛc.; 2) besonders auch in schönen K[illegible] Wohlgefälligen macht; daher 3) (Rhe[illegible] Bestimmtheit des Ausdrucks; beſonders[illegible] nen Auswahl unter synonymen Wört[illegible] lung der Worte mit Beobachtung d[illegible] klangs und des Numerus, sodaß [illegible] Rhythmus geben. Elegant, [illegible] dann Hauptwort: Stutzer, Zierling. [illegible] günstigen „Elegante“ (wie Müllner kur[illegible] eine alte Dame, die besonde[illegible]ednen Stoffen Reizen eher gewonnen als [illegible]rschiedene reibende jüngern Schwestern, welc[illegible]vorigen Behandlung die die gebildete Welt richte[illegible] Erscheinungen zeigen. So

Elegie. Die ele[illegible]mit Pelzwerk oder auch mit ei- sten Zeiten bei den [illegible]lange sehr stark und sie wird frei- pelflöte der Lydier [illegible]ven, dann abstoßen. Ist sie stärker noch und welche Herod[illegible]weren Körpern, z. B. einer frei an einem weiblichen Flöte[illegible] Siegellackstange, auch der Fall. Berührt man Nachahmung d[illegible]per mit der Hand oder durch Metall, so wird sie man dem [illegible]gen, dann abgestoßen und bei abermaliger Berührung zugesellte. [illegible]gezogen und abgestoßen u. s. f. Sowie man durch Reibung Versart [illegible] Erscheinungen erhält, so kann man elektr. Erschütterungen auch die ionis[illegible] hervorbringen. Auch durch Schmelzen werden bisweilen elektr. riode [illegible] erregt. So zeigen Schwefel und gedörrtes Holz derg'ei- neu [illegible], wenn jener geschmolzen in ein aus diesem Stoffe bereitetes Gefäß aber [illegible] wird; auch Schwefel und Metall, wenn jener in einem Gefäße G[illegible] diesem genommen wird, nachdem er darinnen ist abgekühlt worden, [illegible] dem Schmelzen, nicht aber während er im Gefäße ist; auch ge- schmolzene in zinnernen Pfannen abgekühlte Chocolade zeigt elektrische Erscheinungen. Man leitet diese von der Reibung an den Wänden der Gefäße her, da in der Ruhe stehende Stoffe diese Erscheinungen nicht geben, sondern erst nach dem Ausgießen, wobei freilich wohl Reibung stattfindet. Auch mehre Steine, der Boracit, einige Topase u. s. f., besonders aber der Turmalin bringen durch Erwärmung elektrische Erscheinungen hervor. Der Turmalin zeigt die elektrischen Erscheinungen ebenfalls, wenn er erkältet wird, und zwar nach einer Richtung hin, sodaß seine Elektricität gleichsam Polarität hat, indem er nicht allenthalben elektrisch sich beweist. So hat auch jedes Stück des zerschnittenen Steines seine elektrischen Pole, d. h. Enden der elektrischen Wirkungslinie, wodurch die Erscheinungen Aehnlichkeit mit den magnetischen erhalten. Auch Erleuchtung bemerkt man besonders im Dunkeln an ihm. Vielleicht

Digitized by Google

in ihm ein Uebergang von der Elektricität zu dem Magnetis-
mehr davon. Bei den andern angeführten Steinarten sind
Erscheinungen schwächer, doch scheinen sie wenigstens bei
nfalls Polarität zu haben. Auch der Diamant zieht
und ist unter eintretenden Umständen fähig, im Dun-
e Ursache der Elektricität, insofern sie etwa in ei-
gen sollte oder insofern sie darin zu liegen scheint,
Ursache der Elektricität, nennen wir Elektrici-
irkendes (Electricum, Electrogonon). Der
Körper Wirksamkeit zeigt; heißt der elek-
rpers (Admosphaera electrica). Elektri-
so behandeln, daß er elektrische Erschei-
n Körper mittelst der Elektricität ein-
h oder eine metallene, ja auch eine
ivgold belegte geschlossene Röhre
und versehe sie an dem einen
äben, woran hakenartige Zacken
esem Ende der herumgedrehten Glas-
er Zacken der Glasscheibe sehr nahe kom-
lle elektrische Erscheinungen der Glasscheibe
. Oder man nehme einen Metallstab und halte
; mit dem andern Ende berühre man die Scheibe oder
mit einem gläsernen Stabe, und man wird an dem Glas-
ne elektrischen Erscheinungen bemerken. Man füge an den glä-
nen Stab eine metallene Kugel, so wird aus der Scheibe oder der
Röhre, wenn die Kugel genähert wird, ein Funken dahin schlagen, aber
ohne daß Derjenige, welcher den Glasstab am andern Ende hält, Et-
was empfindet. Die Röhre, der Stab und die Kugel werden also elek-
trisch, indem sie elektrische Eigenschaft durch Mittheilung (communicatio
electrica) erhalten. Man nimmt hierbei gewöhnlich eine Mittheilung
eines eigenen Elektricitätsstoffes an. Eigene Elektricität der Röhre ist
nicht da, sondern sie empfängt sie von der Scheibe, welche sie in dem-
selben Maße verliert. Andere Stoffe dienen nicht zur Fortpflanzung
der Elektricität, wie man an dem Glase sieht. Auch die Seide und die
sehr trockene Luft verhält sich hierbei wie Glas. Die Erde hingegen
pflanzt die Elektricität fort oder nimmt den Stoff in sich auf. Ist nun
der der Mittheilbarkeit der Elektricität fähige Körper nicht durch
Aufhängung an Seide u. m. dgl. von der Erde und andern der Mit-
theilbarkeit fähigen Körpern abgesondert oder, wie man zu sagen pflegt,
isolirt oder insulirt (isolatus, insulatus), so gibt er, so zu sagen, den
aufgenommenen Elektricitätsstoff wieder an die Erde ab, daher ist das
Isoliren nothwendig. Auch ein Mensch ist der Mittheilung fähig. Man
nehme ein kleines auf Glasfüßchen ruhendes Tischchen (die Glasfüße
können nur abgeschliffene Weingläser seyn), lasse einen Menschen darauf
stellen und gebe ihm ein an der metallenen Röhre hängendes metallenes
Kettchen in die Hand, so wird der Mensch elektrische Erscheinungen zei-
gen; z. B. ein anderer Mensch wird mit dem Finger elektrische Funken
aus ihm ziehen können, welche auch Metallstäbe thun werden; seine
Haare werden sich emporsträuben; von einem Andern berührt, werden
Beide, er und der Andere, an den sich berührenden Theilen ein prickel-
des Gefühl empfinden, und so mehr. Alle Körper und vielmehr Stoffe,

Digitized by Google

welche durch die Mittheilung der Elektricität eines elektrischen Körpers, insofern jene Stoffe isolirt sind, die Fähigkeit erlangen, elektrische Erscheinungen zu zeigen, werden Leiter (conductores) genannt, alle, welche, wenn sie auch etwa den elektrischen Stoff annehmen sollten, doch keine elektrischen Erscheinungen zeigen, sich also selbst isoliren oder absondern, heißen Nichtleiter (Non conductores). Diesen müssen jene, damit sie (jene durch Mittheilung) elektrische Erscheinungen zeigen können, von andern Leitern trennen. Jene nennt man, wiewohl nicht ganz richtig, da sie nur durch Mittheilung, aber nicht aus sich selbst durch Reibung elektrische Erscheinungen zu zeigen scheinen (man kann sie wirklich elektrisch machen), unelektrische Stoffe (materiae anelectricae), auch durch Mittheilung elektrische Stoffe (materiae symperielectricae), diese, da sie durch Reibung aus sich selbst elektrische Erscheinungen geben, eigentlich elektrische, an sich elektrische, selbst elektrische Stoffe (materiae electricae vel idio electricae). Die Art der Wirkung der Fähigkeit elektrische Erscheinungen zu zeigen, hervorzubringen, nennt man Vertheilung der Elektricität und sagt, diese Körper zeigten Elektricität durch Vertheilung. Fassungsvermögen oder Kapacität für Elektricität ist das Vermögen, Erscheinungen von bestimmter Größe zu geben, insofern die Zeitdauer der Erscheinungen mit ihrer Stufe in ihrem Grade in Eins genommen wird, oder, wie man sich kürzer fassen kann, sie ist das Vermögen, eine bestimmte Menge elektrischen Stoff im freien Zustande zu enthalten. Intensität der Elektricität ist die Stärke des elektrischen Wirkenden in einem gleichen (als unendlich klein anzunehmenden) Zeitraume. Jemehr Kapacität ein Körper also hat, desto mehr elektrisirt kann er werden, aber desto weniger elektrischen Stoff in gleichen Zeiträumen verlieren; jemehr Intensität er zeigt, desto schneller wird er in gleichen Zeiträumen Elektricität verlieren. Kapacität also geht auf die Menge des elektrischen Wirkenden in einem Körper schlechthin, Intensität auf das aus ihm in gleichen Zeiträumen freiwerdende und Wirkungen hervorbringende Elektrischwirkende. So belege man ein gläsernes walzenförmiges, mit einem Boden versehenes Gefäß, z. B. ein großes Zuckerglas, auf beiden Seiten mit Staniol (Blattzinn) jedoch nicht bis oben hin, sondern etwa nur bis auf dreiviertel seiner Höhe. Den obern Theil des Glases beziehe man mit Siegellack und verschließe die Oeffnung mit einem gläsernen oder pappenen Deckel, welcher ebenfalls mit Siegellack überzogen seyn und in der Mitte eine Oeffnung haben muß, worin ein oben weit hervorragender, zu dem innern Boden des Glases gehender und so mit der innern Belegung in Verbindung stehender Metallstab hineinpasset, welcher oben einen metallenen Knopf hat. Das Wesentliche dieses Werkzeuges ist Belegung von außen und innen, welche nicht mit einander in Verbindung stehet. Nun verbinde man den Knopf der Flasche mit dem Hauptleiter der Scheibe und die äußere Belegung mit dem Reibzeuge durch metallene Ketten. Nimmt man nun nach einigen Drehungen der Maschine den Auslader und bringt den Kopf desselben an den Knopf der Flasche, den andern an die äußere Belegung, so entsteht ein starker Schlag. Die ganze Vorrichtung heißt die geladene Flasche, leydner Flasche (weil Cunäus in Leyden und Mussenbroek ebendaselbst die Versuche fast um eben die Zeit als der Erfinder Kleist machten), Kleist'sche Flasche, elektrische Flasche, Ladungsflasche, Verstärkungsflasche (Phiola vel lagena electrica, armata, leydensis, kleistiana

Digitized by Google

u. s. w. Ladung (Oneratio) heißt die Mittheilung entgegengesetzter Elektricitäten an ihrer äußern und innern Fläche. Der hier angeführte Versuch heißt der Kleist'sche, Mussenbroek'sche, Leyden'sche Versuch oder die Entladung. Je größer sie ist, je größer können ihre Wirkungen bei übrigens gleichen Umständen werden. Auch hat man elektrische Platten, welche ebenfalls auf beiden Seiten, jedoch, damit nicht die Elektricitäten sich vereinigen und so werden wie die Flaschen, nicht bis an den Rand hin belegt sind. Eine andere Art, die Flasche zu laden, ist, mit dem Einen Hauptleiter den Knopf derselben zu verbinden und von der äußern Belegung eine Kette zur Erde hinabhängen zu lassen, oder umgekehrt. Belegung (Tegumentum) heißt der über die Oberfläche eines Nichtleiters verbreitete Leiter. Man nehme ein Glas, belege es mittelst Wachs auswendig mit Blattzinn, fülle es zur Hälfte mit Wasser, lade es, gieße das Wasser aus, nehme die äußere Belegung ab, klebe eine neue darauf, gieße frisches Wasser hinzu und die Flasche wird ihre Ladung behalten haben. Die Entladung kann durch mehre sich anfassende Menschen geschehen, von denen jeder einen Schlag erhalten wird, wenn der vordere den Kopf, der am äußersten Ende aber die äußere Belegung berühret. Auch geschieht sie, wenn diese Menschen sich nicht anfassen, sondern je zwei mit einem Leiter gemeinschaftlich in Verbindung stehen, z. B. ihre Finger in dasselbe Wasser tauchen oder denselben Draht fassen. Nur eine unterbrochene, wenngleich aus den verschiedenartigsten Leitern bestehende Leitung zwischen der äußern und innern Belegung gehört zur Entladung. Sind die leitenden Körper durch Nichtleiter unterbrochen, aber einander sehr nahe, so geben aus ihnen Funken gegen einander hervor, welches bei Menschen als Leiter eine widrige Empfindung macht. Daher heißen diese Funken schneidende Funken. Man hat Mittel, den Schlag so zu verstärken, daß er ein Thier tödtet. Durch Anwendung der Spitze kann man die Flaschen ohne Schlag durch Ausströmung entladen. An der Luft entladen sich die Flaschen durch unmerkbare Ausströmung nach und nach von selbst. Eine Verbindung mehrer Flaschen, welche auf einmal geladen und entladen werden können, heißt eine elektrische Batterie (suggestus phialis leydensibus pluribus una explodentibus, suggestus electricus). Man nehme einen Kasten, belege inwendig dessen Boden mit Blattzinn, lasse diese Belegung mit der Erde in leitender Verbindung stehen, setze die Flaschen hinein. Anstatt die einzelnen Metallstäbchen mit einem Knopfe zu versehen, lasse man sie, einige Zolle weit über der Flasche gelegen, in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zusammenlaufen, bringe sie in einen gemeinschaftlichen Stabe zusammen und versehen diesen mit einem Knopfe, so hat man eine Batterie, welche wie eine einzelne Flasche kann geladen werden. Die Stärke der Batterien und der einzelnen Flaschen wird nach Quadratfüßen-Belegung bestimmt, sowie die Wirksamkeit der Maschinen gegen einander in dem Verhältnisse der von ihnen in gleichen Zeiten geladenen Quadratfuß der Belegung stehen. Die Wirkungen der Batterien sind heftig. Man kann mittelst ihrer Metalle, selbst schwerflüssige schmelzen, Thiere auf der Stelle tödten, und so mehr. Es gibt ein Größtes, worüber die Flasche oder Batterie nicht geladen werden kann. Wenn die Leitung unterbrochen ist, so erscheinen die Funken, wie schon angeführt worden, vervielfältiget, worauf die Blitztafel, Blitzkette und der-

Digitized by Google

gleichen mehr beruhen. — Außer den physikal. Lehrb. überhaupt s. m. Priestley's „Geschichte der Elektricität", a. d. Engl. durch Krünitz (Berlin 1772, gr. 4.); in Bezug auf Franklin's Theorie aber Franklin's „Brief von der Elektricität", deutsch von Wilke (Leipzig 1758). Symmer's Abhandlung über s. dualist. Ansichten, welche übrigens auch jedes physikal. Lehrbuch entwickelt, steht in den „Philos. transact." (1760, Vol. LI). Auch wird die ganze Lehre abgehandelt im 2. Bde. der neuesten Ausg. von Gehler's „Physikal. Lexik."

Elektricität, thierische, s. Galvanismus.

Elektrisirmaschine ist eine Vorrichtung, sowohl Elektricität zu erregen als auch die Fähigkeit, elektrische Erscheinungen zu zeigen und andern Körpern mitzutheilen. Man hat sehr vielerlei Elektrisirmaschinen ausgedacht, sowohl in Hinsicht der Gestalt als in Hinsicht des Stoffes. In Ansehung der Gestalt theilt man sie in Scheiben-Maschinen und in Kugel- und Walzenmaschinen, nach der Gestalt des zu reibenden Stoffes. Die Hauptbestandtheile aller sind, der zu reibende Körper, das Reibzeug, wodurch er gerieben wird, das reibende Zeug und der Hauptleiter oder erste Leiter (Conductor). Der passendste Stoff ist Glas. Nach dem Stoffe des zu reibenden Körpers nennt man die Elektrisirmaschinen, Glasmaschinen, Zeugmaschinen u. s. f. Auch des Schwefels (die erste Maschine — Otto's Guerike — war eine Schwefelkugel), des Peches, des mit Bernstein-Firniß überzogenen gedörrten Holzes, der mit Bernsteinfirniß oder Kopalfirniß überzogenen Pappe, des Siegellackes, Gummilackes, hat man sich bedient, wie des wollenen Zeuches und Harzes. Glas ist aber am Besten, denn es ist reinlicher, härter und also dem Abreiben weniger unterworfen, zieht die Feuchtigkeit, welche zu den Leitern gehört, theils nicht so leicht an, theils läßt es dieselbe leichter durch bloßes Abwischen fahren und gibt sehr deutliche Erscheinungen. Auch ist ihm eine passende Gestalt ziemlich leicht zu geben. Die Kugelmaschinen, kugelähnlichen (sphäroidischen) Maschinen und Walzen- (Cylinder-) Maschinen haben alle Das mit einander gemein, daß sie aus hohlen runden Körpern bestehen. Die letzten sind die vorzüglichern, weil eine größere Fläche auf einmal kann gerieben werden in gleicher Zeit, und weil es schwer ist, die Kugelgestalt und die Gestalt des Sphäroids so genau herauszubringen, daß die gleichmäßige Reibung nicht gehindert wird. Die Walzenmaschinen bestehen aus einer gläsernen Walze, welche an den Enden aber nicht in Kreisflächen, sondern in Bogenflächen ausgeht und inwendig, um die Feuchtigkeit abzuhalten, mit Harz überzogen ist. In der Mitte der Bogenflächen findet sich eine eingekittete, mit einem kleinen Loche (woraus die beim Herumdrehen erwärmte Luft, damit sie die Walze nicht sprenge, einen Ausweg findet) versehene, messingene Kapsel, worin der Hals der Walze gefaßt ist und die Enden der nicht durch die Walze gehenden Achse, um welche die Walze mittelst einer Kurbel oder eines Rades umgedrebt wird. Die Achse ruht auf gläsernen oder hölzernen Säulen, welche so vorgerichtet sind, daß die Walze um die Achse herum wagerecht gedreht wird, ohne eine andere Bewegung anzunehmen. Das Reibezeug ist an der dem Leiter abgekehrten Seite der Walze angebracht und besteht aus einem auf jeder Seite etwa zwei Zoll (oder minder oder mehr nach der Größe der Walze) gegen die Walze gerechnet, kürzern, nach der Krümmung der Walze ausgehöhlten, gedörrten, mit Bernsteinfirniß getränkten Nußbaumholze, wor-

Digitized by Google

auf ein mit Haaren ausgestopftes seidenes, mit Leder überzogenes Kissen angebracht ist. In das Leder wird Kienmaier's Quickbrei mittelst Schmalz oder Kakaobutter eingerieben. An den Enden und den Seiten des Kissens, welche dem Leiter nicht zugewendet ist, befindet sich ein breites Stück Wachstaffent, womit als Ueberschlagslappen die Walze bedeckt wird. Das Kissen wird an die Walze durch seidene Schnüre, welche aus der hölzernen Haube eines Glasfußes hervorgehen oder durch Stahlfedern angedrückt. Das Kissen wird dadurch isolirt, daß es auf gläsernen Säulen ruht. Der Hauptleiter ist von Messingblech oder von trockener, inwendig mit Pech überzogener, auswendig mit Staniol bedeckter Pappe und besteht aus einer, auf gläsernen Säulen ruhenden, hohlen Walze mit bogenförmigen Endflächen. Ueberhaupt muß der Hauptleiter allenthalben abgerundet seyn, ohne hervorspringende Ecken und Kanten. Man kann den Leiter auch mit Siegellack oder mit Firniß überziehen. In der Mitte der von der gläsernen Walze abgekehrten Endfläche befindet sich eine kleine metallene Röhre mit einem metallenen, mit einer Oese versehenen Knopfe, in der Mitte der der Maschine zugekehrten Endfläche eine eben solche Röhre oder ein Stab, woran ein Querstab befestigt ist oder auch eine in dem Durchschnitt der Bogenfläche wagerecht gehende metallene Fläche; an beiden sind Zacken von Metall (wie bei einem Harken), welche vorn ganz spitz ausgehen. Dieses letzte Stück heißt der Kamm oder Zuleiter (Collector). Die Zacken daran führen den Namen Saugspitzen. Da der Hauptleiter von der übrigen Maschine abgesondert ist, so kann man auch eine solche Vorrichtung treffen, daß er nicht von der gläsernen Walze, sondern von dem Reibzeuge seine Elektricität erhält. Die Glasscheibenmaschinen thun verhältnißmäßig wohl noch größere Wirkung als die Walzenmaschinen, indem eine völlig gleiche und stete Reibung stattfinden kann, da die Walze fast nie so eingerichtet werden kann, daß allenthalben der Durchmesser der Breite derselben und jede um sie herumgehende auf ihrer Achse senkrecht stehende Linie ein Kreis ist. Auch wird bei den Glasscheibenmaschinen in derselben Zeit eine größere Fläche, und es werden beide Seiten gerieben. Die gewöhnlichen Glasscheibenmaschinen bestehen aus einer Scheibe, welche senkrecht steht und um ihre Achse gedreht wird. Mehr Wirkung aber erhält man durch die Verbindung mehrer Scheiben. Bis jetzt hat man erst zwei Scheiben versucht. Die größte Glasscheibenmaschine, wie überhaupt die kräftigste aller bekannten Maschinen ist wohl die von Cuthberson verfertigte, von Martin van Marum verbesserte und gebrauchte Maschine im Teyler'schen Museum zu Harlem, welche aus zwei $7\frac{1}{2}$ von einander abstehenden Glasscheiben, bei deren jeder der Durchmesser der Scheibe 64 Zoll beträgt, und welche an acht Kissen, jedes $15\frac{1}{2}$ Zoll lang gerieben wird. Um diese Maschine zu drehen, werden 2, bei längerer Dauer auch wohl 4 Männer erfordert. Ihre Wirkungen setzen in Erstaunen. Eine sehr scharfe Stahlspitze, dem ersten Leiter genähert, zog einen Funken von $\frac{1}{2}$ Zoll Länge heraus; dieselbe Spitze, so auf dem Leiter befestigt, daß sie 3 Zoll hervorragte, strömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnfaden, in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den ersten Leiter brachte, so konnte man in einer Minute 800 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40

Digitized by Google

Fuß weit um die Maschine elektrisirt. Eine Batterie, die aus 125 Flaschen besteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieser Batterie zerspaltet einen Cylinder von Buchsbaumholz, 4 Zoll hoch und ebenso stark im Durchmesser, wozu nach van Marum's Berechnung eine Kraft von 9850 Pfund erfordert wird. Die Mittheilung der Elektricität geschieht: 1) durch Berührung eines elektrischen Körpers mittelst eines Leiters, oder durch Zusammenhang eines Leiters mit einem elektrischen Körper; 2) durch bloße Nähe. Es findet aber hierbei mancherlei Unterschied statt. Spitzen erhalten in größerer Entfernung von einem elektrischen Körper mehr Elektricität als runde oder flache Körper (wie man bemerkt hat, auch eine Spitze eher als zwei oder drei Spitzen) und geben sie auch eher von sich oder verlieren sie, wenn sie elektrisch sind, ohne Geräusch und Funken. Runde oder glatte Körper dagegen nehmen die Elektricität nicht allmählig auf, sondern auf einmal, wobei Geräusch und Funken stattfinden. Deßhalb darf auch am Hauptleiter keine Ecke, Kante oder Spitze seyn, sondern Alles muß Rundung, Flachheit und Glattheit besitzen. Der eigentliche Unterschied der Leiter und Nichtleiter scheint darin zu bestehen, daß die Nichtleiter sich selbst isoliren und nur an den Stellen, wo sie elektr. Körper berühren, elektr. werden, da ein isolirter Leiter auf seiner ganzen Oberfläche elektrisch wird, wenn er auch nur an einer Stelle seiner Oberfläche seine Elektricität, je nachdem er besserer oder schlechterer Leiter ist, mehr oder weniger gänzlich verliert. Ein Hauptleiter ist bei der Maschine nicht wohl zu entbehren, weil ein solcher im isolirten Zustande sogleich, fast augenblicklich die Elektricität annimmt und sie auf seiner Oberfläche verbreitet, sich damit gleichsam gesättiget, auch sie fast auf einmal von sich gibt, daher auch die elektrischen Erscheinungen des Hauptleiters stärker sind als die der Maschine. Die vorzüglichsten Leiter sind: 1) Metalle und Metallgemische und zwar in folgender Ordnung: Gold, Silber, Kupfer, Messing, Eisen, Zinn, Quecksilber, Blei u. s. w. 2) Erze, besonders metallreiche; 3) Kohlen; 4) tropfbare Flüssigkeiten, außer Oel und Wasser; 5) der Mensch und die Thiere; 6) die meisten Salze, besonders die metallischen und Salzauflösungen; 7) Eis über und nicht unter 20° R. und Schnee; 8) Dämpfe von Wasser; 9) manche Steine; 10) der Guerike'sche luftleere Raum, worin man ein helles Leuchten bemerkt, nicht aber der gänzlich luftleere, wie Versuche bewiesen haben. Einen gänzlich vollkommenen Leiter kennt man nicht, so wenig als einen gänzlich vollkommenen Nichtleiter. Es gibt auch Körper, welche ebensowohl durch gewöhnliche Behandlung elektrisch werden als auch Etwas leiten, sodaß die Nichtleiter in die Leiter durch unmerkbare Uebergänge übergehen und man zwischen beiden keine scharfe Grenzlinie ziehen kann. Diese Mittelkörper nennt man Halbleiter, auch schlechte Leiter (Conductores deterioris conditionis), auch wohl unvollkommene Leiter, welches ein schlechter Name ist, da man keine gänzlich vollkommene Leiter kennt. Zu diesen gehören trockenes nicht gedörrtes Holz, Elfenbein, verschiedene Steinarten, Papier, Pergament u. s. f. Der Nichtleiter (Non-conductores) sind viele. Es gehören vorzüglich dazu Siegellack, welches noch weniger als Glas leitet, daher sein Gebrauch zum Ueberziehen metallischer Theile u. s. w. bei der Elektrisirmaschine, Glas, viele Edelsteine, besonders Diamanten und andere harte Steine, Harz, Schwefel, gedörrtes Holz, Erdharz, Oel, Wachs, Seide, Baumwolle, Felle und Haare, Federn, Zucker,

Digitized by Google

Metalloxyde, sehr kaltes Eis, Asche, trockne Luft u. s. f. Durch das Glühen und starke Erwärmen bekommen manche Körper die leitende Eigenschaft, z. B. Glas, Holz, Harz, Luft u. s. f. Man bemerkt aber einen Unterschied bei den elektrischen Ausflüssen, wie Versuche gezeigt haben. Doch stimmen sie darin überein, daß elektrische Körper unelektrische Körperchen anziehen und Leitern ihre eigene Elektricität mittheilen. Es folgen nachstehende Gesetze aus den verschiedentlich angestellten Versuchen: 1) Körper, welche gleichartig oder gleichnamig elektrisch sind, stoßen sich ab; 2) Körper, welche ungleichartig oder ungleichnamig elektrisch sind, ziehen sich an; 3) mitgetheilte Elektricität wirkt hierbei wie ursprüngliche; 4) der geriebene Körper und das Reibzeug haben immer ungleichartige Elektricitäten; 5) die beiden Arten der Elektricität heben einander auf, wenn sie zusammen kommen; vorausgesetzt, daß die Menge oder Größe nicht zu verschieden ist. Da die beiden Arten der Elektricität sich als entgegengesetzte Größen verhalten, so kann man, wenn man die eine plus oder positiv nennt, die andere minus oder negativ nennen und jene mit +, diese mit — bezeichnen. (Auch hier wollen wir uns dieser Bezeichnungsart bedienen, und die Elektricität des durch Quickbrei geriebenen Glases mit +, die seines Reibzeuges oder die der mit Pelzwerk geriebenen Siegellacks mit — bezeichnen.) Sonst nannte man jene Glaselektricität, diese Harzelektricität, welches aber unrichtig ist, da Glas mit einigen Stoffen gerieben —, Harz mit einigen Stoffen gerieben + Elektricität bekommen. Es scheint daß wenn zwei Körper an einander gerieben werden, derjenige, welcher am meisten elektrisch, also am wenigsten leidend ist, + E., der andere — E. bekomme. Aber es scheinen Versuche mit Seide Dem zu widersprechen, indem sie oft durch Reibung mit Metallen — E. bekommen. Doch hat auch Glattheit und Rauhheit, Trockenheit und Feuchtigkeit der Oberfläche der zu leitenden Körper Einfluß, ja wie es scheint, die Farbe; denn ein weißer und ein schwarzer mit der Hand oder am Fuße durch Tragen geriebener Strumpf bekommen verschiedene Elektricitäten, wobei sie sich aufblasen, genähert mit Gewalt aneinander fahren und dann sogleich schlaff werden. Glas erhält, durch Metalle gerieben, immer + E., durch Pelzwerk gerieben — E., Harz mit Metall oder mattem Glase gerieben + E., mit polirtem Glase, Fellen, Wolle oder Papier gerieben — E., Schwefel durch Metalle + E., durch die Hand, Glas, Siegellack — E. u. s. w. Man sieht aus diesen Versuchen auch, daß + E. und — E. gänzlich verschiedene Lichterscheinungen geben. Aus dem + E. elektrischen Körper scheint nach dem nicht elektrischen ein Ausfluß eines strahlenden Stoffes statt zu finden; dahingegen dem — Elektrischen ein solcher Ausfluß aus dem leitenden Körper scheinbar mitgetheilt wird. Der spitze Körper, welcher hiernach elektrischen Stoff (scheinbar) empfängt, zeigt an seinen Spitzen einen leuchtenden Punkt oder Stern. Jene Gestalten, welche durch Stäubung entstehen und wobei + E. stets den Stern oder die strahlige Gestalt, — E. aber die wolkige gibt, heißen Lichtenberg'sche Gestalten (Figurae Lichtenbergicae). Auf das Anziehen und Abstoßen beruhen manche elektrische Spielwerke. Eins der bekanntesten ist das elektrische Glockenspiel. Die einfachste Einrichtung desselben ist, wenn vom Knopfe des Hauptleiters ein metallener Stab wagerecht hängt, an dessen beiden Enden an metallenen Ketten metallene Glocken hängen; in der Mitte aber eine metallene Glocke an einem seidenen Faden und zwi-

Digitized by Google

Eroberung der Brücke und Schlacht den 14. Oct. 1805 durch den franz. Marschall Ney (s. d.), später Herzog von Elchingen.

Eldorado (span.), ein geträumtes Goldland in Süd-Amerika, von dem zuerst ein Spanier Orellano, ein Begleiter des Pizarro, fabelte und das nachher bei Dichtern, z. B. in Voltaire's „Candide", einen Ort alles Glücks und aller Reichthümer bezeichnete. Wahrscheinlich gab der See Pariana, dessen Ufer, aus Talkstein bestehend, im Sonnenschein wie Gold und Silber glänzen, Veranlassung der Sage von demselben, und der Glaube daran hielt sich bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Eleganz (v. lat.), 1) Zierlichkeit im Aeußern, in Kleidern, Meublés ꝛc.; 2) besonders auch in schönen Künsten, was den Eindruck des Wohlgefälligen macht; daher 3) (Rhetor.), Correctheit und lichtvolle Bestimmtheit des Ausdrucks; besonders zeigt sich die Eleganz in der feinen Auswahl unter synonymen Wörtern und Redensarten, in der Stellung der Worte mit Beobachtung der rhetorischen Betonung, des Wohlklangs und des Numerus, sodaß die Worte in ganzen Sätzen einen Rhythmus geben. Elegant, 1) zierlich, nett, modemäßig; 2) als Hauptwort: Stutzer, Zierling. Bekannt ist die zu Leipzig erscheinende „Elegante" (wie Müllner kurz die Zeitung für die elegante Welt nannte), eine alte Dame, die besonders unter der Redaction Methus. Müllers an Reizen eher gewonnen als verloren hat, und daher trotz ihrer zahlreichen jüngern Schwestern, welche der Muttersprache angemessener ihre Rede an die gebildete Welt richten, noch immer eine Menge Verehrer findet.

Elegie. Die elegische Dichtungsart finden wir schon in den frühesten Zeiten bei den Joniern im Gebrauche. Sie wurde durch die Doppelflöte der Lydier veranlaßt, welche diese bei kriegerischer Musik brauchten und welche Herodot unstreitig durch den Ausdruck der männlichen und weiblichen Flöte bezeichnet. Die elegische Versart sollte gleichsam eine Nachahmung der lydischen Doppelflöte bei der Kriegsmusik seyn, indem man dem volltönenden Herameter den weichen weiblichen Pentameter zugesellte. Damit stimmt überein, daß die ältesten Lieder in der elegischen Versart Kriegs- und Schlachtgesänge waren. Dergleichen Lieder sangen die ionischen Sänger Kallinos und Tyrtaios. In dieser frühesten Periode (um 700 bis 600 v. Chr.) brauchte man also den Herameter und neu erfundenen Pentameter zu Kriegsgesängen; der Name Elegie war aber noch nicht gewöhnlich. Der Kolophonier Mimnermos schuf eine neue Gattung von Liedern, wozu er den Herameter und Pentameter brauchte. Er sang darin die Freuden und die Schmerzen der Liebe und ward so der Erfinder des Liebeselegie, welche später Philetas und Kallimachos und unter den Römern die bekannten Elegiker ausbildeten. Simonides aus Keos brauchte die elegische Versart häufig zu seinen Wehklagen und Trauerliedern und daher die Benennung Elegie selbst, welches griech. Wort nichts Anders als eine Wehklage bedeutet, indem man es von Ach! Ach! rufen ableiten muß, weil die Trauernden sich oft der Interjection Ach! Ach! zu bedienen pflegten. Simonides nannte eigentlich alle seine Trauerlieder Elegien, sie mochten nun aus Herametern und Pentametern oder aus andern Versarten bestehen; weil er aber am liebsten jene Versart zu seinen Grabschriften und Todtenepigrammen brauchte, so nannte man ein solches kleines Gedicht Elegeion, und da diese am häufigsten auf Denkmälern gesehen und gelesen wurden, so fing man an, die ganze Gattung des Versmaßes, das seitdem beständig zu

Digitized by Google

Inschriften gebraucht und das eigenthümliche Versmaß der epigrammatischen Gattung bei den Griechen ward Elegie zu nennen. Alte Classiker, von denen Gedichte oder Fragmente übrig: Tyrtäos, Mimnermos, Philetas, Kallimachos u. A. Vgl. Chr. Schneider, über das elegische Gedicht der Hellenen, in Daub's und Creuzer's „Studien", 4 Bde., Frankf. 1808. Mit dem größten Gedeihen verbreitete diese Dichtungsart sich auch auf dem römischen Boden, wo sie, nach dem Muster des Mimnermos und der alexandrinischen Dichter, besonders in Augusts Zeitalter, für den Ausdruck sanfter Empfindungen bestimmt blieb. Classiker: Tibull, Messala, Properz, Ovid, Albinovanus. Die moderne Aesthetik nimmt die Elegie als eine lyrische Dichtungsart, die ein Gefühl süßer Wehmuth, folglich ein gemischtes Gefühl von Freude und Traurigkeit ausdrückt; sey dieses Gefühl nun aus dem Andenken an ein entschwundenes Gut, oder aus dem Verlangen nach einem künftigen, oder aus der Vorstellung eines gegenwärtigen, aber als beschränkt und vergänglich gedachten Gutes entstanden. Daher der Anfang von Schwermuth, der in der Elegie überall hervortritt, sodaß sie nicht unschicklich einem von Thränen unterbrochenen Lächeln verglichen worden. Sie theilt mit den übrigen lyrischen Dichtungsarten den Charakter der Subjektivität, ist aber individueller als irgend ein anderes lyrisches Gedicht. Der Umstand, daß der Elegiker aus dem Zustande der Empfindung schon in den der Betrachtung übergeht, verleiht seinem Gedicht einen Charakter der Ruhe und Beharrlichkeit, den das elegische Versmaß der Alten (regelmäßig wechselnde Hexameter und Pentameter) vortrefflich bezeichnet. Die neuere Elegie bedient sich gewöhnlich der trochäischen Verse mit abwechselnden weiblichen und männlichen Endreimen. Doch auch der fünffüßige gereimte Jambus steht mit ihrem Wesen nicht im Widerspruche. Eine Unterart der Elegie ist die Heroide (s. d.), die den Schmerz einer getrennten oder nicht erhörten Liebe in Briefform darstellt. Neuere Classiker: italienische: Ariost, Alamanni, Menzini; französische: Deshoulières, de la Suze; englische: Hammand, Shenstone, Gray, Mason, Beattie, Jernigham; deutsche: Klopstock, Gemmingen, Weiße, Klamer Schmidt, Hölty, Kleist, Gotter, Göthe, Nicolai, Voß, Stolberg, Matthisson, Salis, Schiller, Heydenreich, Jacobi, Kosegarten, Reubeck, Manso, Tiedge, Schlegel. Sammlungen: „Oden und Elegien der Deutschen" (Zürich 1765); „Elegien der Deutschen", herausgegeben von Klamer Schmidt (3 Thle., Lemgo 1776).

Elektra, Tochter von Agamemnon und Klytämnestra, Schwester von Orestes und Iphigenie. Nach ihres Vaters Ermordung durch Aegisth brachte sie ihren 11jährigen Bruder zu Strophios, um in ihm einen Rächer des Vaters heimlich zu erziehen (s. Orestes), wofür sie von Aegisth die schmachvollste Behandlung erfuhr und nach Euripides an einen verarmten edlen Mycener vermählt wurde, der sie jedoch unberührt ließ. Als sie erfuhr, ihr Bruder sey in Tauris geopfert worden, ergriff sie einen Opferbrand im Tempel und würde ihre Schwester Iphigenie damit getödtet haben, hätte nicht das Erscheinen des Orestes den Unfall verhindert. Nachher vermählte sich Elektra mit dem innigen Freunde ihres Bruders, Pylades, und wurde durch ihn Mutter von Medon und Strophios. Sie wurde neben ihrem Vater zu Mycene begraben.

Elektricität ist der Inbegriff der Eigenschaften, welche Stoffe durch einige Berührung oder Reibung erhalten (auch andern wohl mit-

Digitized by Google

theilen), jenen Stoffen nahe gebrachte, nicht zu schwere Körper anzuziehen und abzustoßen und dabei eine mehr oder weniger bemerkbare Veränderung der Bestandtheile, wenigstens in vielen Fällen bei organischen Körpern auch eine mehr oder minder zu beobachtende Reizung hervorzubringen. Der Name Elektricität kommt her von Elektron, dem hellenischen Worte für Bernstein. An diesem Stoffe bemerkte man nämlich zuerst die Eigenschaft, daß er, mit der trockenen Hand oder mit Wollenzeuche gerieben, leichte Körper anzog und dann wieder abstieß. Vielleicht war es Thales von Milet, welcher diese Entdeckung machte oder doch sie zuerst den Hellenen bekannt machte; denn er soll, nach Diogenes Laertius, behauptet haben, daß auch die unorganischen Körper beseelt seyen, und soll zum Beweise dieser Behauptung den Magnet und den Bernstein angeführt haben. Vielleicht ist die Entdeckung noch älter und von den Phöniciern, welche frühe schon Bernstein einführten, gemacht worden. Wenn man nämlich Bernstein oder eine Siegellackstange mit einem trockenen wollenen Lappen reibt, so werden von dieser Stange sehr bald leichte Körper erst angezogen und dann abgestoßen, welches Anziehen und Abstoßen unter obwaltenden günstigen Umständen fortdauert. Man hat bemerkt, daß bei verschiedenen Stoffen zur Hervorbringung der elektrischen Wirkungen verschiedene reibende Stoffe erforderlich sind; wie denn bei der gehörigen Behandlung die meisten, besonders starren Stoffe elektrische Erscheinungen zeigen. So reibe man z. B. mit einem Katzenfelle, mit Pelzwerk oder auch mit einem wollenen Lappen eine Siegellackstange sehr stark und sie wird freihängende leichte Körperchen anziehen, dann abstoßen. Ist sie stärker noch gerieben, so ist das mit schweren Körpern, z. B. einer frei an einem seidenen Faden hängenden Siegellackstange, auch der Fall. Berührt man den abgestoßenen Körper mit der Hand oder durch Metall, so wird sie wiederum angezogen, dann abgestoßen und bei abermaliger Berührung nochmals angezogen und abgestoßen u. s. f. Sowie man durch Reibungen elektr. Erscheinungen erhält, so kann man elektr. Erschütterungen auch durch Metalle hervorbringen. Auch durch Schmelzen werden bisweilen elektr. Erscheinungen erregt. So zeigen Schwefel und gedörrtes Holz dergleichen, wenn jener geschmolzen in ein aus diesem Stoffe bereitetes Gefäß gegossen wird; auch Schwefel und Metall, wenn jener in einem Gefäße aus diesem genommen wird, nachdem er darinnen ist abgekühlt worden, nach dem Schmelzen, nicht aber während er im Gefäße ist; auch geschmolzene in zinnernen Pfannen abgekühlte Chocolade zeigt elektrische Erscheinungen. Man leitet diese von der Reibung an den Wänden der Gefäße her, da in der Ruhe stehende Stoffe diese Erscheinungen nicht geben, sondern erst nach dem Ausgießen, wobei freilich wohl Reibung stattfindet. Auch mehre Steine, der Boracit, einige Topase u. s. f., besonders aber der Turmalin bringen durch Erwärmung elektrische Erscheinungen hervor. Der Turmalin zeigt die elektrischen Erscheinungen ebenfalls, wenn er erkältet wird, und zwar nach einer Richtung hin, sodaß seine Elektricität gleichsam Polarität hat, indem er nicht allenthalben elektrisch sich beweist. So hat auch jedes Stück des zerschnittenen Steines seine elektrischen Pole, d. h. Enden der elektrischen Wirkungslinie, wodurch die Erscheinungen Aehnlichkeit mit den magnetischen erhalten. Auch Erleuchtung bemerkt man besonders im Dunkeln an ihm. Vielleicht

Digitized by Google

findet sich in ihm ein Uebergang von der Elektricität zu dem Magnetismus. Unten mehr davon. Bei den andern angeführten Steinarten sind die elektrischen Erscheinungen schwächer, doch scheinen sie wenigstens bei dem Boracit ebenfalls Polarität zu haben. Auch der Diamant zieht leichte Körper an und ist unter eintretenden Umständen fähig, im Dunkeln zu leuchten. Die Ursache der Elektricität, insofern sie etwa in einem eigenen Stoffe liegen sollte oder insofern sie darin zu liegen scheint, überhaupt die materielle Ursache der Elektricität, nennen wir Elektricitätsstoff oder Elektricitätwirkendes (Electricum, Electrogonon). Der Raum, worin ein elektrischer Körper Wirksamkeit zeigt; heißt der elektrische Wirkungskreis dieses Körpers (Admosphaera electrica). Elektrisiren nennt man, einen Körper so behandeln, daß er elektrische Erscheinungen zeigt, aber auch in einem Körper mittelst der Elektricität einwirken. Man hänge einen Metallstab oder eine metallene, ja auch eine mit Metallblatt oder Staniol oder Musivgold belegte geschlossene Röhre wagrecht an blauen seidenen Fäden auf und versehe sie an dem einen Ende mit einem Stabe oder mehr Stäben, woran hakenartige Zacken befestigt sind, und nähere sie mit diesem Ende der herumgedrehten Glasscheibe so, daß die Spitzen der Zacken der Glasscheibe sehr nahe kommen, so wird die Röhre alle elektrische Erscheinungen der Glasscheibe ebenso wie diese zeigen. Oder man nehme einen Metallstab und halte ihn in der Hand; mit dem andern Ende berühre man die Scheibe oder die Röhre mit einem gläsernen Stabe, und man wird an dem Glasstabe keine elektrischen Erscheinungen bemerken. Man füge an den gläsernen Stab eine metallene Kugel, so wird aus der Scheibe oder der Röhre, wenn die Kugel genähert wird, ein Funken dahin schlagen, aber ohne daß Derjenige, welcher den Glasstab am andern Ende hält, Etwas empfindet. Die Röhre, der Stab und die Kugel werden also elektrisch, indem sie elektrische Eigenschaft durch Mittheilung (communicatio electrica) erhalten. Man nimmt hierbei gewöhnlich eine Mittheilung eines eigenen Elektricitätsstoffes an. Eigene Elektricität der Röhre ist nicht da, sondern sie empfängt sie von der Scheibe, welche sie in demselben Maße verliert. Andere Stoffe dienen nicht zur Fortpflanzung der Elektricität, wie man an dem Glase sieht. Auch die Seide und die sehr trockene Luft verhält sich hierbei wie Glas. Die Erde hingegen pflanzt die Elektricität fort oder nimmt den Stoff in sich auf. Ist nun der der Mittheilbarkeit der Elektricität fähige Körper nicht durch Aufhängung an Seide u. m. dgl. von der Erde und andern der Mittheilbarkeit fähigen Körpern abgesondert oder, wie man zu sagen pflegt, isolirt oder insulirt (isolatus, insulatus), so gibt er, so zu sagen, den aufgenommenen Elektricitätsstoff wieder an die Erde ab, daher ist das Isoliren nothwendig. Auch ein Mensch ist der Mittheilung fähig. Man nehme ein kleines auf Glasfüßchen ruhendes Tischchen (die Glasfüße können nur abgeschliffene Weingläser seyn), lasse einen Menschen darauf stellen und gebe ihm ein an der metallenen Röhre hängendes metallenes Kettchen in die Hand, so wird der Mensch elektrische Erscheinungen zeigen; z. B. ein anderer Mensch wird mit dem Finger elektrische Funken aus ihm ziehen können, welche auch Metallstäbe thun werden; seine Haare werden sich emporsträuben; von einem Andern berührt, werden Beide, er und der Andere, an den sich berührenden Theilen ein prickelndes Gefühl empfinden, und so mehr. Alle Körper und vielmehr Stoffe,

Digitized by Google

welche durch die Mittheilung der Elektricität eines elektrischen Körpers, insofern jene Stoffe isolirt sind, die Fähigkeit erlangen, elektrische Erscheinungen zu zeigen, werden Leiter (conductores) genannt, alle, welche, wenn sie auch etwa den elektrischen Stoff annehmen sollten, doch keine elektrischen Erscheinungen zeigen, sich also selbst isoliren oder absondern, heißen Nichtleiter (Non conductores). Diesen müssen jene, damit sie (jene durch Mittheilung) elektrische Erscheinungen zeigen können, von andern Leitern trennen. Jene nennt man, wiewohl nicht ganz richtig, da sie nur durch Mittheilung, aber nicht aus sich selbst durch Reibung elektrische Erscheinungen zu zeigen scheinen (man kann sie wirklich elektrisch machen), unelektrische Stoffe (materiae anelectricae), auch durch Mittheilung elektrische Stoffe (materiae symperielectricae), diese, da sie durch Reibung aus sich selbst elektrische Erscheinungen geben, eigentlich elektrische, an sich elektrische, selbst elektrische Stoffe (materiae electricae vel idio electricae). Die Art der Wirkung der Fähigkeit elektrische Erscheinungen zu zeigen, hervorzubringen, nennt man Vertheilung der Elektricität und sagt, diese Körper zeigten Elektricität durch Vertheilung. Fassungsvermögen oder Kapacität für Elektricität ist das Vermögen, Erscheinungen von bestimmter Größe zu geben, insofern die Zeitdauer der Erscheinungen mit ihrer Stufe in ihrem Grade in Eins genommen wird, oder, wie man sich kürzer fassen kann, sie ist das Vermögen, eine bestimmte Menge elektrischen Stoff im freien Zustande zu enthalten. Intensität der Elektricität ist die Stärke des elektrischen Wirkenden in einem gleichen (als unendlich klein anzunehmenden) Zeitraume. Jemehr Kapacität ein Körper also hat, desto mehr elektrisirt kann er werden, aber desto weniger elektrischen Stoff in gleichen Zeiträumen verlieren; jemehr Intensität er zeigt, desto schneller wird er in gleichen Zeiträumen Elektricität verlieren. Kapacität also geht auf die Menge des elektrischen Wirkenden in einem Körper schlechthin, Intensität auf das aus ihm in gleichen Zeiträumen freiwerdende und Wirkungen hervorbringende Elektrischwirkende. So belege man ein gläsernes walzenförmiges, mit einem Boden versehenes Gefäß, z. B. ein großes Zuckerglas, auf beiden Seiten mit Staniol (Blattzinn) jedoch nicht bis oben hin, sondern etwa nur bis auf dreiviertel seiner Höhe. Den obern Theil des Glases beziehe man mit Siegellack und verschließe die Oeffnung mit einem gläsernen oder pappenen Deckel, welcher ebenfalls mit Siegellack überzogen seyn und in der Mitte eine Oeffnung haben muß, worin ein oben weit hervorragender, zu dem innern Boden des Glases gehender und so mit der innern Belegung in Verbindung stehender Metallstab hineinpasset, welcher oben einen metallenen Knopf hat. Das Wesentliche dieses Werkzeuges ist Belegung von außen und innen, welche nicht mit einander in Verbindung stehet. Nun verbinde man den Knopf der Flasche mit dem Hauptleiter der Scheibe und die äußere Belegung mit dem Reibzeuge durch metallene Ketten. Nimmt man nun nach einigen Drehungen der Maschine den Auslader und bringt den Kopf desselben an den Knopf der Flasche, den andern an die äußere Belegung, so entsteht ein starker Schlag. Die ganze Vorrichtung heißt die geladene Flasche, leydner Flasche (weil Cunäus in Leyden und Muſſenbroek ebendaselbst die Versuche fast um eben die Zeit als der Erfinder Kleist machten), Kleist'sche Flasche, elektrische Flasche, Ladungsflasche, Verstärkungsflasche (Phiola vel lagena electrica, armata, leydensis, kleistiana

Digitized by Google

u. s. w. Ladung (Oneratio) heißt die Mittheilung entgegengesetzter Elektricitäten an ihrer äußern und innern Fläche. Der hier angeführte Versuch heißt der Kleist'sche, Mussenbroek'sche, Leyden'sche Versuch oder die Entladung. Je größer sie ist, je größer können ihre Wirkungen bei übrigens gleichen Umständen werden. Auch hat man elektrische Platten, welche ebenfalls auf beiden Seiten, jedoch, damit nicht die Elektricitäten sich vereinigen und so werden wie die Flaschen, nicht bis an den Rand hin belegt sind. Eine andere Art, die Flasche zu laden, ist, mit dem Einen Hauptleiter den Knopf derselben zu verbinden und von der äußern Belegung eine Kette zur Erde hinabhängen zu lassen, oder umgekehrt. Belegung (Tegumentum) heißt der über die Oberfläche eines Nichtleiters verbreitete Leiter. Man nehme ein Glas, belege es mittelst Wachs auswendig mit Blattzinn, fülle es zur Hälfte mit Wasser, lade es, gieße das Wasser aus, nehme die äußere Belegung ab, klebe eine neue darauf, gieße frisches Wasser hinzu und die Flasche wird ihre Ladung behalten haben. Die Entladung kann durch mehre sich anfassende Menschen geschehen, von denen jeder einen Schlag erhalten wird, wenn der vordere den Kopf, der am äußersten Ende aber die äußere Belegung berühret. Auch geschieht sie, wenn diese Menschen sich nicht anfassen, sondern je zwei mit einem Leiter gemeinschaftlich in Verbindung stehen, z. B. ihre Finger in dasselbe Wasser tauchen oder denselben Draht fassen. Nur eine unterbrochene, wenngleich aus den verschiedenartigsten Leitern bestehende Leitung zwischen der äußern und innern Belegung gehört zur Entladung. Sind die leitenden Körper durch Nichtleiter unterbrochen, aber einander sehr nahe, so geben aus ihnen Funken gegen einander hervor, welches bei Menschen als Leiter eine widrige Empfindung macht. Daher heißen diese Funken schneidende Funken. Man hat Mittel, den Schlag so zu verstärken, daß er ein Thier tödtet. Durch Anwendung der Spitze kann man die Flaschen ohne Schlag durch Ausströmung entladen. An der Luft entladen sich die Flaschen durch unmerkbare Ausströmung nach und nach von selbst. Eine Verbindung mehrer Flaschen, welche auf einmal geladen und entladen werden können, heißt eine elektrische Batterie (suggestus phialis leydensibus pluribus una explodentibus, suggestus electricus). Man nehme einen Kasten, belege inwendig dessen Boden mit Blattzinn, lasse diese Belegung mit der Erde in leitender Verbindung stehen, setze die Flaschen hinein. Anstatt die einzelnen Metallstäbchen mit einem Knopfe zu versehen, lasse man sie, einige Zolle weit über der Flasche gelegen, in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zusammenlaufen, bringe sie in einen gemeinschaftlichen Stabe zusammen und versehen diesen mit einem Knopfe, so hat man eine Batterie, welche wie eine einzelne Flasche kann geladen werden. Die Stärke der Batterien und der einzelnen Flaschen wird nach Quadratfüßen-Belegung bestimmt, sowie die Wirksamkeit der Maschinen gegen einander in dem Verhältnisse der von ihnen in gleichen Zeiten geladenen Quadratfuß der Belegung stehen. Die Wirkungen der Batterien sind heftig. Man kann mittelst ihrer Metalle, selbst schwerflüssige schmelzen, Thiere auf der Stelle tödten, und so mehr. Es gibt ein Größtes, worüber die Flasche oder Batterie nicht geladen werden kann. Wenn die Leitung unterbrochen ist, so erscheinen die Funken, wie schon angeführt worden, vervielfältiget, worauf die Blitztafel, Blitzkette und der-

Digitized by Google

gleichen mehr beruhen. — Außer den physikal. Lehrb. überhaupt s. m. Priestley's „Geschichte der Elektricität", a. d. Engl. durch Krünitz (Berlin 1772, gr. 4.); in Bezug auf Franklin's Theorie aber Franklin's „Brief von der Elektricität", deutsch von Wilke (Leipzig 1758). Symmer's Abhandlung über s. dualist. Ansichten, welche übrigens auch jedes physikal. Lehrbuch entwickelt, steht in den „Philos. transact." (1760, Vol. LI). Auch wird die ganze Lehre abgehandelt im 2. Bde. der neuesten Ausg. von Gehler's „Physikal. Lexik."

Elektricität, thierische, s. Galvanismus.

Elektrisirmaschine ist eine Vorrichtung, sowohl Elektricität zu erregen als auch die Fähigkeit, elektrische Erscheinungen zu zeigen und andern Körpern mitzutheilen. Man hat sehr vielerlei Elektrisirmaschinen ausgedacht, sowohl in Hinsicht der Gestalt als in Hinsicht des Stoffes. In Ansehung der Gestalt theilt man sie in Scheiben-Maschinen und in Kugel- und Walzenmaschinen, nach der Gestalt des zu reibenden Stoffes. Die Hauptbestandtheile aller sind, der zu reibende Körper, das Reibzeug, wodurch er gerieben wird, das reibende Zeug und der Hauptleiter oder erste Leiter (Conductor). Der passendste Stoff ist Glas. Nach dem Stoffe des zu reibenden Körpers nennt man die Elektrisirmaschinen, Glasmaschinen, Zeugmaschinen u. s. f. Auch des Schwefels (die erste Maschine — Otto's Guerike — war eine Schwefelkugel), des Peches, des mit Bernstein-Firniß überzogenen gedörrten Holzes, der mit Bernsteinfirniß oder Kopalfirniß überzogenen Pappe, des Siegellackes, Gummilackes, hat man sich bedient, wie des wollenen Zeuches und Harzes. Glas ist aber am Besten, denn es ist reinlicher, härter und also dem Abreiben weniger unterworfen, zieht die Feuchtigkeit, welche zu den Leitern gehört, theils nicht so leicht an, theils läßt es dieselbe leichter durch bloßes Abwischen fahren und gibt sehr deutliche Erscheinungen. Auch ist ihm eine passende Gestalt ziemlich leicht zu geben. Die Kugelmaschinen, kugelähnlichen (sphäroidischen) Maschinen und Walzen- (Cylinder-) Maschinen haben alle Das mit einander gemein, daß sie aus hohlen runden Körpern bestehen. Die letzten sind die vorzüglichern, weil eine größere Fläche auf einmal kann gerieben werden in gleicher Zeit, und weil es schwer ist, die Kugelgestalt und die Gestalt des Sphäroids so genau herauszubringen, daß die gleichmäßige Reibung nicht gehindert wird. Die Walzenmaschinen bestehen aus einer gläsernen Walze, welche an den Enden aber nicht in Kreisflächen, sondern in Bogenflächen ausgeht und inwendig, um die Feuchtigkeit abzuhalten, mit Harz überzogen ist. In der Mitte der Bogenflächen findet sich eine eingekittete, mit einem kleinen Loche (woraus die beim Herumdrehen erwärmte Luft, damit sie die Walze nicht sprenge, einen Ausweg findet) versehene, messingene Kapsel, worin der Hals der Walze gefaßt ist und die Enden der nicht durch die Walze gehenden Achse, um welche die Walze mittelst einer Kurbel oder eines Rades umgedreht wird. Die Achse ruht auf gläsernen oder hölzernen Säulen, welche so vorgerichtet sind, daß die Walze um die Achse herum wagerecht gedreht wird, ohne eine andere Bewegung anzunehmen. Das Reibezeug ist an der dem Leiter abgekehrten Seite der Walze angebracht und besteht aus einem auf jeder Seite etwa zwei Zoll (oder minder oder mehr nach der Größe der Walze) gegen die Walze gerechnet, kürzern, nach der Krümmung der Walze ausgehöhlten, gedörrten, mit Bernsteinfirniß getränkten Nußbaumholze, wor-

Digitized by Google

auf ein mit Haaren ausgestopftes seidenes, mit Leder überzogenes Kissen angebracht ist. In das Leder wird Kienmaier's Quickbrei mittelst Schmalz oder Kakaobutter eingerieben. An den Enden und den Seiten des Kissens, welche dem Leiter nicht zugewendet ist, befindet sich ein breites Stück Wachstaffent, womit als Ueberschlagslappen die Walze bedeckt wird. Das Kissen wird an die Walze durch seidene Schnüre, welche aus der hölzernen Haube eines Glasfußes hervorgehen oder durch Stahlfedern angedrückt. Das Kissen wird dadurch isolirt, daß es auf gläsernen Säulen ruht. Der Hauptleiter ist von Messingblech oder von trockener, inwendig mit Pech überzogener, auswendig mit Staniol bedeckter Pappe und besteht aus einer, auf gläsernen Säulen ruhenden, hohlen Walze mit bogenförmigen Endflächen. Ueberhaupt muß der Hauptleiter allenthalben abgerundet seyn, ohne hervorspringende Ecken und Kanten. Man kann den Leiter auch mit Siegellack oder mit Firniß überziehen. In der Mitte der von der gläsernen Walze abgekehrten Endfläche befindet sich eine kleine metallene Röhre mit einem metallenen, mit einer Oese versehenen Knopfe, in der Mitte der der Maschine zugekehrten Endfläche eine eben solche Röhre oder ein Stab, woran ein Querstab befestigt ist oder auch eine in dem Durchschnitt der Bogenfläche wagerecht gehende metallene Fläche; an beiden sind Zacken von Metall (wie bei einem Harken), welche vorn ganz spitz ausgehen. Dieses letzte Stück heißt der Kamm oder Zuleiter (Collector). Die Zacken daran führen den Namen Saugspitzen. Da der Hauptleiter von der übrigen Maschine abgesondert ist, so kann man auch eine solche Vorrichtung treffen, daß er nicht von der gläsernen Walze, sondern von dem Reibzeuge seine Elektricität erhält. Die Glasscheibenmaschinen thun verhältnißmäßig wohl noch größere Wirkung als die Walzenmaschinen, indem eine völlig gleiche und stete Reibung stattfinden kann, da die Walze fast nie so eingerichtet werden kann, daß allenthalben der Durchmesser der Breite derselben und jede um sie herumgehende auf ihrer Achse senkrecht stehende Linie ein Kreis ist. Auch wird bei den Glasscheibenmaschinen in derselben Zeit eine größere Fläche, und es werden beide Seiten gerieben. Die gewöhnlichen Glasscheibenmaschinen bestehen aus einer Scheibe, welche senkrecht steht und um ihre Achse gedreht wird. Mehr Wirkung aber erhält man durch die Verbindung mehrer Scheiben. Bis jetzt hat man erst zwei Scheiben versucht. Die größte Glasscheibenmaschine, wie überhaupt die kräftigste aller bekannten Maschinen ist wohl die von Cuthberson verfertigte, von Martin van Marum verbesserte und gebrauchte Maschine im Teyler'schen Museum zu Harlem, welche aus zwei $7\frac{1}{2}$ von einander abstehenden Glasscheiben, bei deren jeder der Durchmesser der Scheibe 64 Zoll beträgt, und welche an acht Kissen, jedes $15\frac{1}{2}$ Zoll lang gerieben wird. Um diese Maschine zu drehen, werden 2, bei längerer Dauer auch wohl 4 Männer erfordert. Ihre Wirkungen setzen in Erstaunen. Eine sehr scharfe Stahlspitze, dem ersten Leiter genähert, zog einen Funken von $\frac{1}{2}$ Zoll Länge heraus; dieselbe Spitze, so auf dem Leiter befestigt, daß sie 3 Zoll hervorragte, strömte 6 Zoll lange Strahlen aus. Ein 6 Fuß langer Zwirnfaden, in einer Entfernung von 38 Fuß vom Leiter gehalten, wurde von ihm angezogen. Wenn man einen andern Leiter an den ersten Leiter brachte, so konnte man in einer Minute 800 Funken von 24 Zoll Länge und eines Federkiels Dicke ausziehen. Die Luft wird 40

Digitized by Google

Fuß weit um die Maschine elektrisirt. Eine Batterie, die aus 125 Flaschen besteht, wird durch 160 Umläufe der Scheiben geladen, und ein Schlag dieser Batterie zerspaltet einen Cylinder von Buchsbaumholz, 4 Zoll hoch und ebenso stark im Durchmesser, wozu nach van Marum's Berechnung eine Kraft von 9850 Pfund erfordert wird. Die Mittheilung der Elektricität geschieht: 1) durch Berührung eines elektrischen Körpers mittelst eines Leiters, oder durch Zusammenhang eines Leiters mit einem elektrischen Körper; 2) durch bloße Nähe. Es findet aber hierbei mancherlei Unterschied statt. Spitzen erhalten in größerer Entfernung von einem elektrischen Körper mehr Elektricität als runde oder flache Körper (wie man bemerkt hat, auch eine Spitze eher als zwei oder drei Spitzen) und geben sie auch eher von sich oder verlieren sie, wenn sie elektrisch sind, ohne Geräusch und Funken. Runde oder glatte Körper dagegen nehmen die Elektricität nicht allmählig auf, sondern auf einmal, wobei Geräusch und Funken stattfinden. Deßhalb darf auch am Hauptleiter keine Ecke, Kante oder Spitze seyn, sondern Alles muß Rundung, Flachheit und Glattheit besitzen. Der eigentliche Unterschied der Leiter und Nichtleiter scheint darin zu bestehen, daß die Nichtleiter sich selbst isoliren und nur an den Stellen, wo sie elektr. Körper berühren, elektr. werden, da ein isolirter Leiter auf seiner ganzen Oberfläche elektrisch wird, wenn er auch nur an einer Stelle seiner Oberfläche seine Elektricität, je nachdem er besserer oder schlechterer Leiter ist, mehr oder weniger gänzlich verliert. Ein Hauptleiter ist bei der Maschine nicht wohl zu entbehren, weil ein solcher im isolirten Zustande sogleich, fast augenblicklich die Elektricität annimmt und sie auf seiner Oberfläche verbreitet, sich damit gleichsam gesättiget, auch sie fast auf einmal von sich gibt, daher auch die elektrischen Erscheinungen des Hauptleiters stärker sind als die der Maschine. Die vorzüglichsten Leiter sind: 1) Metalle und Metallgemische und zwar in folgender Ordnung: Gold, Silber, Kupfer, Messing, Eisen, Zinn, Quecksilber, Blei u. s. w. 2) Erze, besonders metallreiche; 3) Kohlen; 4) tropfbare Flüssigkeiten, außer Oel und Wasser; 5) der Mensch und die Thiere; 6) die meisten Salze, besonders die metallischen und Salzauflösungen; 7) Eis über und nicht unter 20° R. und Schnee; 8) Dämpfe von Wasser; 9) manche Steine; 10) der Guerike'sche luftleere Raum, worin man ein helles Leuchten bemerkt, nicht aber der gänzlich luftleere, wie Versuche bewiesen haben. Einen gänzlich vollkommenen Leiter kennt man nicht, so wenig als einen gänzlich vollkommenen Nichtleiter. Es gibt auch Körper, welche ebensowohl durch gewöhnliche Behandlung elektrisch werden als auch Etwas leiten, sodaß die Nichtleiter in die Leiter durch unmerkbare Uebergänge übergehen und man zwischen beiden keine scharfe Grenzlinie ziehen kann. Diese Mittelkörper nennt man Halbleiter, auch schlechte Leiter (Conductores deterioris conditionis), auch wohl unvollkommene Leiter, welches ein schlechter Name ist, da man keine gänzlich vollkommene Leiter kennt. Zu diesen gehören trockenes nicht gedörrtes Holz, Elfenbein, verschiedene Steinarten, Papier, Pergament u. s. f. Der Nichtleiter (Non-conductores) sind viele. Es gehören vorzüglich dazu Siegellack, welches noch weniger als Glas leitet, daher sein Gebrauch zum Ueberziehen metallischer Theile u. s. w. bei der Elektrisirmaschine, Glas, viele Edelsteine, besonders Diamanten und andere harte Steine, Harz, Schwefel, gedörrtes Holz, Erdharz, Oel, Wachs, Seide, Baumwolle, Felle und Haare, Federn, Zucker,

Digitized by Google

Metalloxyde, sehr kaltes Eis, Asche, trockne Luft u. s. f. Durch das Glühen und starke Erwärmen bekommen manche Körper die leitende Eigenschaft, z. B. Glas, Holz, Harz, Luft u. s. f. Man bemerkt aber einen Unterschied bei den elektrischen Ausflüssen, wie Versuche gezeigt haben. Doch stimmen sie darin überein, daß elektrische Körper unelektrische Körperchen anziehen und Leitern ihre eigene Elektricität mittheilen. Es folgen nachstehende Gesetze aus den verschiedentlich angestellten Versuchen: 1) Körper, welche gleichartig oder gleichnamig elektrisch sind, stoßen sich ab; 2) Körper, welche ungleichartig oder ungleichnamig elektrisch sind, ziehen sich an; 3) mitgetheilte Elektricität wirkt hierbei wie ursprüngliche; 4) der geriebene Körper und das Reibzeug haben immer ungleichartige Elektricitäten; 5) die beiden Arten der Elektricität heben einander auf, wenn sie zusammen kommen; vorausgesetzt, daß die Menge oder Größe nicht zu verschieden ist. Da die beiden Arten der Elektricität sich als entgegengesetzte Größen verhalten, so kann man, wenn man die eine plus oder positiv nennt, die andere minus oder negativ nennen und jene mit +, diese mit — bezeichnen. (Auch hier wollen wir uns dieser Bezeichnungsart bedienen, und die Elektricität des durch Quickbrei geriebenen Glases mit +, die seines Reibzeuges oder die der mit Pelzwerk geriebenen Siegellacks mit — bezeichnen.) Sonst nannte man jene Glaselektricität, diese Harzelektricität, welches aber unrichtig ist, da Glas mit einigen Stoffen gerieben —, Harz mit einigen Stoffen gerieben + Elektricität bekommen. Es scheint daß wenn zwei Körper an einander gerieben werden, derjenige, welcher am meisten elektrisch, also am wenigsten leidend ist, + E., der andere — E. bekomme. Aber es scheinen Versuche mit Seide Dem zu widersprechen, indem sie oft durch Reibung mit Metallen — E. bekommen. Doch hat auch Glattheit und Rauhheit, Trockenheit und Feuchtigkeit der Oberfläche der zu leitenden Körper Einfluß, ja wie es scheint, die Farbe; denn ein weißer und ein schwarzer mit der Hand oder am Fuße durch Tragen geriebener Strumpf bekommen verschiedene Elektricitäten, wobei sie sich aufblasen, genähert mit Gewalt aneinander fahren und dann sogleich schlaff werden. Glas erhält, durch Metalle gerieben, immer + E., durch Pelzwerk gerieben — E., Harz mit Metall oder mattem Glase gerieben + E., mit polirtem Glase, Fellen, Wolle oder Papier gerieben — E., Schwefel durch Metalle + E., durch die Hand, Glas, Siegellack — E. u. s. w. Man sieht aus diesen Versuchen auch, daß + E. und — E. gänzlich verschiedene Lichterscheinungen geben. Aus dem + E. elektrischen Körper scheint nach dem nicht elektrischen ein Ausfluß eines strahlenden Stoffes statt zu finden; dahingegen dem — Elektrischen ein solcher Ausfluß aus dem leitenden Körper scheinbar mitgetheilt wird. Der spitze Körper, welcher hiernach elektrischen Stoff (scheinbar) empfängt, zeigt an seinen Spitzen einen leuchtenden Punkt oder Stern. Jene Gestalten, welche durch Stäubung entstehen und wobei + E. stets den Stern oder die strahlige Gestalt, — E. aber die wolkige gibt, heißen Lichtenberg'sche Gestalten (Figurae Lichtenbergicae). Auf das Anziehen und Abstoßen beruhen manche elektrische Spielwerke. Eins der bekanntesten ist das elektrische Glockenspiel. Die einfachste Einrichtung desselben ist, wenn vom Knopfe des Hauptleiters ein metallener Stab wagerecht hängt, an dessen beiden Enden an metallenen Ketten metallene Glocken hängen; in der Mitte aber eine metallene Glocke an einem seidenen Faden und zwi-

Digitized by Google

schen den Glocken ebenfalls an seidenen Fäden Klöpfel. Die mittlere metallene Glocke muß mit der Erde in Verbindung stehen mittelst einer metallenen Kette. Die äußern Glocken werden elektrisch, ziehen die Klöpfel an und stoßen sie wieder ab. Die Klöpfel theilen dann ihre Elektricität der mittleren Glocke mit, werden dadurch unelektrisch und wieder von den äußern Glocken angezogen; ein Spiel, das immer fortdauert, da in der mittlern Glocke, welche nicht isolirt ist, eben deßwegen keine Anhäufung von Elektricität entstehen kann. Auf eine ähnliche Art verhält es sich mit den andern Spielereien. Bei den wenigen Spuren von Kenntniß elektrischer Wirkungen, welche bei den Alten schon um 600 v. Chr. Geb. gefunden werden, läßt sich vor dem 17. Jahrh. Wenig oder Nichts auffinden, was eine Bekanntschaft mit den elektrischen Erscheinungen verrieth. Wilhelm Gilbert war wohl der erste Neuere, welcher vor oder um 1600 bemerkte elektrische Erscheinungen in dem genannten Jahre bekannt machte. Otto v. Guerike etwa um 1670 verfertigte zuerst eine sehr unvollkommene Elektrisirmaschine. Um dieselbe Zeit machte Boyle wichtige elektrische Versuche, sowie um 1709 Hawksbee, welcher besonders Lichterscheinungen bemerkte und eine vollkommene Elektrisirmaschine erfand. Vorher hatte Wall schon Funken bemerkt (um 1708); Gray (1728 u. f.) entdeckte Mittheilung der Elektricität, elektrisirte Menschen und Thiere, erfand die Anwendung isolirter metallener Walzen und das Lichtströmen aus Spitzen. Du Fay entdeckte (nach 1733) zuerst, daß es zweierlei Arten Elektricität gebe. Desaynliers (nach 1742) gab Gesetze bei Elektricität an und machte die Eintheilung in Leiter und Nichtleiter schärfer. Bose, Winkler, Gordon in Deutschland verbesserten nach Hawksbee und Hausen (1743) die Elektrisirmaschine. Um 1740 fing man auch an, Elektricität auf chemische und namentlich auf Verbrennungsversuche anzuwenden, besonders in Deutschland. Um 1745 wurde die geladene Flasche von Kleist erfunden; ohne hiervon zu wissen, scheint sie Cunäus in Leipzig nacherfunden zu haben. Mussenbroek stellte Versuche damit an. Gralatt erfand die Batterien. Nach Grays und du Fay's Entdeckungen verfertigte Nollet (etwa 1746) ein Elektrometer. Dieses thaten auch Waitz und Ellikot; Kanton beschrieb das seinige um 1753. Kanton entdeckte auch, daß es einen elektrischen Wirkungskreis gebe. 1746 trug Kratzenstein seine Theorie vor. Um und vor 1751 wurde Benj. Franklin's Theorie bekannt; er machte viele Versuche über die entgegengesetzten Elektricitäten, entdeckte den Blitzableiter und trug viel zur Kenntniß der Elektricität bei. Wilke und Aepinus hatten, nächst Kanton, viel Verdienst um die Elektricität. Symmer baute 1759 auf seine Versuche eine dualistische Theorie. 1775 verbesserte Volta den Elektrophor oder erfand ihn vielmehr in seiner jetzigen Gestalt, nachdem schon Wilke 1762 etwas Aehnliches erfunden hatte. 1778 u. f. erwarb Cavallo sich ein großes Verdienst durch gründliche Darstellung des Bekannten und Erfindung manches Neuen, z. B. die Elektricitätssammler, und später (1783) erfand Volta der Condensator. 1787 erfand Bennet den Duplicator. Seit 1782 wurden viel chemische Zusammenstellungen, z. B. des Wassers, durch Beihülfe der Elektricität gemacht. Coulomb erfand etwa um oder vor 1797 seine elektrische Wage. 1791 fing eine neue Epoche an. Galvani entdeckte den Metallreiz. Volta behauptete 1796, 1797, daß diese Erscheinungen von dem elektrischen Reize der Metalle, welche auf einander liegen, herkomme. 1800 erfand Volta die

Digitized by Google

elektrische oder galvanische Säule. Es wurden jetzt viele Versuche angestellt, besonders chemische, worunter die Wasserzersetzung das meiste Aufsehen gemacht hat. Van Marum, mit der großen Teyler'schen Maschine, hat schöne chemische Versuche gemacht, unter andern die Wasserzersetzung (nach 1800) durch gewöhnliche Elektricität und hierdurch die Einerleiheit des elektrischen Stoffes und des in der Säule sich befindenden sehr wahrscheinlich gemacht. Es sind schon viel Erklärungen der elektrischen Erscheinungen versucht worden. Alle lassen sich in zwei Hauptabtheilungen bringen: 1) die Erklärungen, welche ein eignes materielles elektrisches Wirkendes annehmen; 2) diejenigen, welche ein solches verwerfen und Elektricität nur als Wirkung dem Stoffe überhaupt zukommender Kräfte betrachten. Der ersten Meinung sind fast alle ältern Naturforscher. So nahmen Gilbert und Boyle elektrische ausströmende Körperchen mit sich fortreißende Ausflüsse an. Du Fay (nach 1733) war der Erste, welcher anstatt einer Flüssigkeit zwei annahm, ohne jedoch etwas Näheres darüber zu bestimmen. Von da an kann man die Eintheilung der elektrischen Materialisten in zwei Haupttheile annehmen; a) diejenigen, welche nur einen elektrischen Stoff annehmen; b) diejenigen, welche zwei elektrische Stoffe annehmen (Dualisten). Jene bestimmten sich entweder nicht näher darüber oder machten den Elektricitätsstoff zu einem Urstoffe oder erklärten ihn (wie Nollet und später noch Beseke) für das Phlogiston, Elementarfeuer u. dgl. mehr. Boulanget hielt die feinen Theile der Luft, welche durch Reiben von den gröbern abgesondert würden und auf der Oberfläche der geriebenen Körper sich anhäuften, für die Ursache der Elektricität. Nollet nahm einen ausströmenden, aus den benachbarten Körpern der Luft z. B. wieder ersetzt werdenden, elektrischen Stoff an, welche beide Ströme sich durch den Stoß gegen einander entzündeten; den elektrischen Körpern legte er doppelte Zwischenräume zum Ausströmen und zum Anziehen bei. Franklin hat die unitarische Hypothese am scharfsinnigsten durchgeführt (1751). Nach ihm gibt es einen eignen elektrischen, durch alle Körper verbreiteten Stoff, welcher eine mit viel eigenthümlicher Rückstoßungskraft versehene Flüssigkeit ist. Andere Körper ziehen diesen Stoff an und derselbe verliert dadurch seine Ausdehnung (wie z. B. Kohlenstoffsäure dadurch, daß sie vom Wasser eingesogen wird). Jeder Körper ist fähig, eine bestimmte Menge (= x) des elektrischen Stoffes zu binden, welcher gleichförmig in ihn vertheilt wird. Robert Symmer trug die dualistische Meinung zuerst in einer vollkommenen Gestalt vor (1760). Kratzenstein gab dieser Meinung noch eine wissenschaftlichere, aber durch chemische Hypothesen etwas veränderte Gestalt. Wilke nennt + E. Feuer, — E. eine Säure, Förster hält + E. für den Wärmestoff, — E. für den Brennstoff; Karsten das + E. für mit reinem Feuer verbundene Luft, — E. für mit einer Säure verbundenen Brennstoff. Voigt in Jena nimmt einen allgemeinen verbreiteten elektrischen Stoff an, welcher aus zwei andern Stoffen zusammengesetzt sey; er nennt ihn den gepaarten und seine Bestandtheile den männlichen (+ E.) und den weiblichen (— E.) Stoff. Hiermit verbindet er atomistische Vorstellungen und erklärt zugleich dualistische. Viel Verdienst um die Darstellung dieser Lehrmeinung hat der Hofrath Mayer in Göttingen. Henley hält den elektrischen Stoff für eine Art von Feuerstoff, obgleich aus unstatthaftem Grunde; de la Metherie glaubt, es sey eine Art von brennbarem Gase; de

Digitized by Google

Sauſſure iſt faſt derſelben Meinung und läßt es aus Feuerſtoff und noch einem Beſtandtheile zuſammengeſetzt ſeyn; Candy hält ihn für reines Feuer, Elementarfeuer oder Feuerſtoff; Weſtrumb ſuchet Phosphorſäure in dem elektriſchen Stoffe; Gren hält den elektriſchen Stoff für einerlei mit gebundenem Lichtſtoffe, aber ebenfalls aus unzureichenden Gründen, und von dem Lichtſtoffe glaubt er, es ſey derſelbe aus Wärmeſtoff und Brennſtoff zuſammengeſetzt. Auch van Marum glaubt, daß in dem elektriſchen Stoffe Wärmeſtoff enthalten ſey, welches das Schmelzen der Metalle ſehr wahrſcheinlich machen würde, wenn nicht Thermometerverſuche dagegen zu ſprechen ſchienen. Gardini glaubt, der elektriſche Stoff beſtehe aus reinem Brennſtoffe und reinem Feuer; Schrader läßt ihn aus Sauerſtoff, Lichtſtoff und Wärmeſtoff beſtehen. Brugnatelli hält den elektriſchen Stoff für eine eigene Säure, welche ſich auch mit den Metallen zu verbinden im Stande ſey. Seine Verſuche laſſen ebenfalls vielen Zweifel übrig. De Luc glaubt, der elektriſche Stoff beſtehe aus einem ſchweren Stoffe und einer nur fortleitenden Flüſſigkeit, ſowie der Waſſerdampf aus Waſſer und Wärmeſtoff beſteht. Peart, welcher allenthalben einen thätigen und einen leitenden Stoff annimmt, und jenen in Aether und Brennſtoff (Phlogiſton) abtheilet, leitet aus dieſen auf Nichts oder doch auf nicht viel gegründeten Annahmen die elektriſchen Erſcheinungen ab, wozu freilich viel Scharfſinn gehört, wobei aber wenig Gewinnſt für die Wiſſenſchaft zu finden iſt. Nach Winterl ſind die Grundſtoffe der Elektricität die Urſachen der Sauerheit und der Aetzbarkeit, und zwar iſt + E. der wahre Sauerſtoff, d. i. der in der Säure bildende Stoff (Principium aciditatis), — E. der wahre Aetzſtoff. Von Arnim nimmt an, elektriſirt heiße ein Stoff, wenn er im Verhältniß ſeiner attractiven Kraft zu der attractiven Kraft eines andern mehr oder weniger frei wirkende repulſive Kraft gebunden habe. Kein verſtändiger Leſer wird uns wohl einen Vorwurf darüber machen, wenn wir die Träumereien der neuen dogmatiſchen Schule übergehen; einer Schule, welche, Pantheiſten und Idealiſten vereinend, in einem myſtiſchen Nebel ihre Lehrmeinungen einhüllt, Aberglauben und Unglauben verbindet, und endlich in — das endloſe Nichts ſich auflöſet. Doch ſie hat ſchon jetzt den wahren Ausſpruch Cicero's beſtätiget: Opinionum commenta delet Dies, naturae judicia confirmat!

Elektromagnetismus. Die von Oerſted 1820 gemachte Entdekkung von der Wirkung eines die Pole einer Volta'ſchen Säule verbindenden oder eine aus Zink, Flüſſigkeit und Kupfer conſtruirte, galvaniſche Kette entladenden Drahtes auf die Magnetnadel zeigte den längſt geahnten Zuſammenhang zwiſchen den elektriſchen und magnetiſchen Kräften, und veranlaßte die eifrigſte Erforſchung dieſes Gegenſtandes, woraus für die Naturwiſſenſchaft eine ganz neue Lehre, die des Elektromagnetismus, entſtanden iſt. Pfaff in Kiel hat dieſelbe geſchichtlich dargeſtellt (Hamb. 1824). (Vgl. Magnetismus.)

Elektrometer (Elektroskop oder Elektricitätsmeſſer) nennt man ein Werkzeug, mit welchem man ſchätzen oder meſſen kann, ob ſich die Elektricität in einem Körper verſtärke und ob ſie eine poſitive oder negative ſey. Sehr einfach iſt das Fadenelektroskop. Dieſes beſteht aus zwei Kügelchen von Kork oder Holundermark, die an den beiden Enden eines leinenen Fadens hängen. Werden ſie an einen elektriſirten Körper angehängt, ſo gehen ſie, jemehr deſſen Elektricität zunimmt, auch

Digitized by Google

desto weiter auseinander. Genauer ist das Quadratelektrometer von Henley. Es bestehet dieses Elektrometer aus einem Halbkreis von Elfenbein oder Glas, der in Grade eingetheilt und an einer senkrechten Säule von nicht gedörrtem Holz, am Besten von Burbaum befestigt ist. Ein Korkkügelchen hängt vom Mittelpunkt des Halbkreises pendelartig und parallel mit der Säule herab. Wird nun das Elektrometer durch irgend eine passende Vorrichtung auf einen elektrisirten Körper, z. B. auf den Conductor der Elektrisirmaschine gesetzt, so nimmt es auch dessen Elektricität an, Säule und Pendel werden dann ebenfalls gleichartig und gleich stark elektrisch, daher dieses von jener abgestoßen wird. Das Pendel steigt nun an dem graduirten Kreisbogen hinauf, um so höher, je stärker die Elektricität ist, deren Zunahme sich dann an den Graden messen läßt. Außer diesen beiden Elektrometern hat man auch Elektrometer von Goldblättchen, Strohhälmchen und noch viele andere, unter denen auch solche sind, durch welche man die Zunahme der Elektricität in der atmosphärischen Luft bemerken kann. Daß man ein Elektrometer auch gebrauchen kann, um zu erforschen, ob ein anderer Körper positiv oder negativ elektrisirt sey, leuchtet Einem bald ein. Man darf z. B. nur das Fadenelektrometer positiv elektrisiren und dann in die Nähe des Körpers bringen, dessen Elektricitätsart man erforschen will. Ist sie auch positiv, so gehen die Kügelchen noch weiter auseinander; ist sie aber negativ, so gehen die Kügelchen zusammen. Das Fadenelektrometer benutzte du Fay (1736); Waitz hing (1745) an die Enden der Fäden kleine Metallplättchen oder Gewichte. Kanton erfand (1753) das Korkelektrometer; Henley (1772) das Quadratelektrometer. Langenburher, Cavallo, Achard, Adams, le Roy und d'Arcy, Lane u. A. haben nachher noch andere Arten und Cavallo ein Taschenelektrometer erfunden. S. Biot's „Lehrbuch der Experimentalphysik", 2 Bd., S. 215 fg.

Elektrophor, Elektricitätsträger, heißt ein Werkzeug, vermittelst dessen man wiederholt eine geraume Zeit hindurch elektrische Wirkungen hervorbringen kann. Er bestehet aus 2 Theilen. Der erste Theil ist wieder aus 2 Stücken zusammengesetzt. Das erste Stück ist der Teller oder die Schüssel oder die Form eine leitende (metallene oder belegte) vollkommen runde, völlig glatte, mit einem Rande versehene Platte. Hierin wird eine nicht leitende Substanz gebracht, welche das zweite Stück, den Kuchen, ausmacht. Dieser Kuchen besteht am Besten aus einer eingegossenen Masse von feinem Siegellacke mit etwas venet. Terpenthin vermischt oder aus Schellack, Kolophonium und venet. Terpenthin, welches zusammengeschmolzen durch einen erhitzten Durchschlag geseiht und auf die Form so gegossen wird, daß es dieselbe etwa einen viertel Zoll dick allenthalben gleich hoch bedeckt und eine völlig glatte Oberfläche bildet. Der zweite Theil ist der Deckel oder das Schild, oder der Leiter oder die Trommel, eine vollkommene isolirte, völlig runde und glatte, um ein paar Zoll schmäler als der Kuchen seyende (metallene oder belegte) Platte. Die Isolirung geschieht durch seidene Fäden oder durch einen gläsernen Handgriff. Man verbinde den Teller durch eine von ihm herabhängende Kette mit der Erde und reibe den Kuchen mit Flanell und Katzenfell oder durch Peitschen mit einem Fuchsschwanze. Man setze nun den Deckel wagerecht darauf, mittelst des Handgriffs und hebe ihn ab, so gibt er außerhalb des Wirkungskreises keine elektrischen Erscheinungen. Man setze ihn wieder darauf und berühre ihn mit

Digitized by Google

dem Finger, so erhält man einen kleinen Funken und nachher scheint keine Spur von Elektricität mehr in ihm vorhanden zu seyn. Hebt man ihn nun auf, so erhält man einen Funken und der Teller hat die entgegengesetzte Elektricität des Kuchens. Berührt man den Deckel nach dem Auflegen und zugleich die Form, so erhält man eine kleine Erschütterung. Auflegen, Berühren, Abheben und Entladen des Deckels läßt sich Tagelang wiederholen, ja bisweilen hat eine einzige Reibung zugereicht, um die Wirkung Monate lang zu erhalten. Entladet man den Deckel nach dem Abziehen mittelst des Knopfes einer Flasche oder einer Batterie zu wiederholtenmalen, so werden diese dadurch geladen. Der Deckel hat, so lange er mit dem Kuchen in Verbindung stehet, die gleichnamige Elektricität desselben; außerhalb des Wirkungskreises des Kuchens die entgegengesetzte. Als den Erfinder (1775) des beständigen Elektricitätsträgers kennt man Volta aus Como, damaligen Professor zu Pavia. Da aber schon Wilke 1769 eine Vorrichtung angegeben hatte, durch welche man die Belegungen einer Glastafel nach geschehener Ladung von der Tafel selbst trennen und alle Theile besonders untersuchte konnte, welche mit der gewöhnlichen Errichtung des Elektrophors, eine große Aehnlichkeit besitzt und die vorhergegangenen mancherlei Versuche von Wilke, Aepinus und Beccaria mit geladenen Glastafeln und die dabei bemerkten Erscheinungen zur Erfindung des Elektrophors Veranlassung gegeben hatten, so hat man die Ehre dieser Erfindung Wilken zu- und Volta abschreiben wollen. Einen doppelten Elektrophor, welcher dazu dient, um bei Elektricitäten die positive und negative auf eine bequeme Art gleich neben einander zu haben, hat Lichtenberg (1781) zu Göttingen erfunden. Einer der größten bekannten Elektrophore ist der in Göttingen durch den dasigen Mechanikus Klindworth verfertigte. Die Scheibe von Harzcomposition hatte 7 und der Deckel 6 pariser Fuß im Durchmesser. Der Deckel war masiv, wog 76 Pfund und wurde durch einen Flaschenzug auf- und niedergelassen. Ueber die Theorie dieses Instrumentes s. Biot's „Lehrbuch der Experiment.-Physik", 2 Bd., S. 230 fg.

Elementarbildung, die erste und einfachste, der menschlichen Natur angemessene, sittlich-geistige Entwickelung des Menschen im Kinde als Grundlage jeder spätern Unterweisung und Ausbildung. Schon der früheste Unterricht soll den Menschen nicht als eine leidende Kraft behandeln und ihn bloß kenntnißreich machen wollen, indem er hauptsächlich sein Geständniß in Anspruch nimmt: sondern die menschlichen Anlagen in ihm, zwar sinnlich, aber nach der Idee des Guten und Wahren und Schönen, mit logisch-psychologischer Kunst wecken, beschäftigen und üben. Ein Hauptmittel der Elementarbildung ist daher der Elementarunterricht in Elementarschulen. Vgl. Pestalozzi und Wechselseitiger Unterricht.

Elementargeister, Geister, die nach dem Wahn des Mittelalters den 4 Elementen vorstanden und in ihnen herrschten; so: Gnomen in der Erde, Undinen (Niren) in dem Wasser, Sylphen in der Luft, Salamander in dem Feuer.

Elementarphilosophie, Elementarlehre der Philosophie, diejenige philosophische Grundwissenschaft, welche allem Philosophiren vorausgehen muß, wenn dasselbe nicht ein zweckloses Umherirren im Reiche der Ideen seyn soll. Sie geht von der Einheit und Selbstständigkeit

Digitized by Google

des Ichs aus und entwickelt sodann den Umfang und die Gesetze des Vorstellungsvermögens nach seinen wesentlichsten Funktionen, dem Empfinden, Begreifen und Denken, die sie als Aeußerungen ebenso vieler untergeordneter Kräfte, der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft auffaßt und in ihrer Wirksamkeit darstellt. Durch sie lernt folglich der Philosoph die Grenzen, über welche hinaus keine Erkenntniß mehr möglich ist und die allgemeinen Grundsätze kennen, welche allein die Auflösung der höchsten Aufgabe aller Philosophie hoffen lassen.

Elementarwelt, eine physikalische Spielerei, indem man vier unvermischbare Flüssigkeiten von verschiedener Schwere, nämlich Quecksilber, zerflossenes Weinsteinsalz (Wasser mit Kali in höchster Sättigung), Bernsteinöl und Weingeist in ein wohl verschlossenes cylindrisches Glas (Elementarglas) thut und nun, indem nach jedesmaligem Schütteln diese Flüssigkeiten sich immer wieder, die leichtern auf den schwerern schwimmend, absondern, die vier Elemente der Alten symbolisch darzustellen glaubt.

Elemente, 1) (Phys. und Chem.), die Urstoffe der Körper, die, jeder mit besondern Eigenschaften versehen, in ihrer Verbindung alle übrigen Körper zusammensetzen. In dieser Annahme bleibt immer viel hypothetisch. Von jeher haben sich die Naturforscher mehr bemüht, Elemente in den Körpern aufzusuchen, als wirklich dargestellt. Doch hat lange Zeit die von Empedokles aufgestellte Elementarlehre sich erhalten, nach welcher es eigentlich nur zwei Grundeigenschaften, jede aber in zwei Gegensätzen gibt, namentlich Warm und Kalt, Trocken und Feucht, und wornach Feuer und Luft, Erde und Wasser als die vier Elemente unterschieden wurden. Plato brachte sie mit höhern Weltansichten in Verbindung. Nach ihm waren der Schöpfer des Weltalls, die Form, nach welcher, und die Materie, aus welcher er schuf, die drei der Schöpfung selbst vorausgehenden Urwesen; die Elemente aber ein Produkt dieser Schöpfung. Der höchste Verstand setze nämlich die Elemente aus der in Dreiecken gebildeten Materie zusammen, die Erde aus einem gleichseitigen, die übrigen Elemente aus ungleichseitigen Dreiecken, die alle in einander verwandelt werden können; durch diese geringste Zahl von Dreiecken wird hiernach das Feuer gebildet, dessen Grundfigur die Pyramide ist, die Grundfigur der Luft hingegen das Dodekaedron, die des Wassers das Ikosaedron, die der Erde der Cubus. Aristoteles fügte diesen 4 Elementen noch ein fünftes, überirdisches, das des Aethers zu, wodurch den 4 Elementen erst Bewegung verliehen würde; zwei von denselben (Feuer, Erde) nach unten. Die Elementarqualitäten gegeben nun, nach dieser Ansicht, auf alle aus den Elementen gebildeten Körper über. Hiernach erhielt, nach Hippokratischer Lehre, auch der menschliche Körper 4 Elementarfeuchtigkeiten: gelbe Galle, schwarze Galle, Blut, Schleim. In neuerer Zeit versuchten die Alchemisten den von ihnen verworfenen vier Elementen des Alterthums chemische Elemente zu substituiren; besonders stellten die Paracelsisten Salz, Schwefel und Quecksilber als solche auf. Andere legten rein hypothetische Elemente den Körpern unter, wie besonders Stahl das Phlogiston. In neuester Zeit ist die Ansicht herrschend geworden, als Elemente alle Körperstoffe anzuerkennen, die in chemischer Zerlegung sich nicht mehr ungleichartig zeigen. Fast jedes chemische Lehrsystem stellt hiernach in etwas verschiedener Art die Ele-

Digitized by Google

mente auf. Diejenigen Chemiker, welche die Imponderabilien den Stoffen gleich stellen, reihen solche, namentlich Wärmestoff, Lichtstoff, elektrisches und magnetisches Fluidum (die sie auch wohl nur als ein Element oder auch das Elektrische als Grundlage der positiven und negativen Elektricität ansehen) den Elementen an. — Wir kennen bis jetzt folgende elementarische Bestandtheile:

I. Unwägbare. 1) Positive und negative Elektricität; 2) positiver und negativer Magnetismus; 3) Wärmestoff; 4) Lichtstoff.

II. Wägbare. 5) Sauerstoff (Orygen); 6) Wasserstoff (Hydrogen); 7) Stickstoff; 8) Kohlenstoff; 9) Schwefel; 10) Phosphor; 11) Borarstoff; 12) Jod; 13) Salzsäure; 14) Flußsäure.

Metalle. A. Alkalische Metalle. 15) Kalimetalloid; 16) Natrummetalloid; 17) Ammonium; 18) Barytmetalloid; 19) Strontian; 20) Kalk; 21) Talk.

B. Erdige Metalle. 22) Alaunmetalloid; 23) Kiesel; 24) Zirkon; 25) Yttermetalloid; 26) Glycium; 27) Tantalium oder Columbium.

C. Eigentliche Metalle. 28) Platin; 29) Gold; 30) Wolfram; 31) Quecksilber; 32) Palladium; 33) Blei; 34) Rhodium; 35) Silber; 36) Bismuth; 37) Uranium; 38) Kupfer; 39) Nickel; 40) Molybdän; 41) Arsenik; 42) Mangan; 43) Eisen; 44) Kobalt; 45) Zinn; 46) Zink; 47) Antimonium; 48) Tellurium; 49) Chromium; 50) Titanium; 51) Iridium; 52) Osmium; 53) Cerium oder Demetrium.

D. Problematische Metalle. 1) Junonium; 2) Erythronium; 3) ein von Trommsdorff angekündigtes, und 4) ein von John im Granmanganerz entdecktes Metall.

2) In der Mathematik sind Elemente, die mit jeder, auch noch so kleinen, endlichen Größe unvergleichbaren Theile einer Linie, Fläche oder eines Körpers; 3) Elemente einer mathematischen Wissenschaft, die Hauptsätze, aus welchen alle besondere Sätze abgeleitet werden; sie unterscheiden sich von den Folgesätzen durch die Verbindung mit einem Begriffe, der in den vorherigen Lehrsätzen noch nicht angewendet war; 4) Elemente in dem mathematischen Lehrvortrag, eine Sammlung der Grundlehren mit den wichtigsten Folgesätzen innerhalb eines vorgezeichneten Umfangs; von dieser Art waren die Elemente des Euklid (s. d.); 5) (Liter.), Elemente einer Kunst oder Wissenschaft, die Anfangsgründe derselben; sie stehen etwas höher als Rudimente, die allerersten Anfangsgründe; 6) (Musik), die Töne, auf deren Verbindung alle Musik beruht, auch wohl die Melodie, der Rhythmus und die Harmonie.

Elemente, nach einer neuern Schule. Die meisten Chemiker unserer Zeit halten die Einfachheit, das heißt Unzerlegbarkeit eines Stoffs für den wesentlichen Begriff eines Elements, und weil sie bei ihren Versuchen nach und nach eine Menge (über funfzig) solcher einfachen, d. h. durch ihre Kunst bisher unzerlegbaren Stoffe oder Materien vorfanden, so glaubten sie sich berechtigt, die Alten eines Irrthums zu zeihen, wenn sie nur vier Elemente annahmen und daraus die Welt mit ihrer ganzen Mannigfaltigkeit hervorgehen ließen. Allein der neueste Standpunkt der Naturwissenschaft widerspricht dieser Ansicht der Alten nicht, und die vier Elemente werden durch ihn wieder in ihre alten Rechte eingesetzt. Nicht die letzten einfachsten Stoffe der Körper, auf welche die chemische Analysis stößt und daselbst ihre Grenze findet, son-

Digitized by Google

dern die ersten einfachsten und allgemeinsten Materien oder Substanzen, welche die Natur hervorgebracht, und woraus sie das Mannigfaltige durch Entwickelung hervorgehen läßt, nannten die Alten Elemente, und es schadet diesem Begriffe nicht, wenn sie die Elemente für unzerlegbar hielten. Durch diese neuern Fortschritte der Chemie sind wir in letzter Hinsicht freilich zu einer andern Ueberzeugung gelangt, und wir können jetzt aus Erfahrung von der Zersetzbarkeit der Luft, des Wassers und mancher Erdarten sprechen. Allein diese Erfahrung thut dem Begriffe der Alten von der Einfachheit der vier Elemente keinen Eintrag; denn es gibt noch einen andern Begriff von Einfachheit, als die oben erwähnte, unter den meisten Chemikern gangbare. Einfach nannten die Alten das Wasser, weil sie fanden, daß kein Theil desselben vom andern verschieden, daß der kleinste Dunsttheil noch eben solches Wasser sey als eine große Wassermasse, welche daher eine einfache, d. h. durchaus gleichartige Materie seyn müsse. In gleichem Sinn war ihnen die Luft und jede Erdart einfach. Und zu diesem Begriffe von Einfachheit ist die Naturwissenschaft auf ihren gegenwärtigen Standpunkt an der Hand der Erfahrung wieder zurückgekehrt. Nicht unzerlegbare Stoffe sind die ersten Anfänge (Elemente) der Natur, sondern völlige gleichartige (identische) Substanzen, woraus sie das Mannigfaltige auf analytischem und synthetischem Wege (durch Zersetzung und neue Combinationen) erzeugt. Das sogenannte Zersetzen des Wassers in Sauerstoff- und Wasserstoffgas, ist keine mechanische Theilung, sondern eine Entzweiung und Umwandlung der gleichartigen Substanz des Wassers in Stoffe von ganz andrer und entgegengesetzter Qualität, die folglich kein Wasser mehr sind, und dieses kann und darf daher auch nicht als ein mechanisches Gemenge aus Sauerstoff und Wasserstoff betrachtet werden, in welchem die verschiedenartigen Theile räumlich neben einander liegen. Eine gleiche Bewandniß hat es mit allen chemischen Zersetzungen, woraus dann folgt, daß auch die chemische Synthesis (Verbindung, Vereinigung) verschiedener Stoffe, die sich polarisch entgegengesetzt sind, zu einer dritten, von beiden verschiedenen Substanz nicht als ein mechanisches Vermengen dieser Stoffe, sondern als ein gegenseitiges Assimiliren (Verähnlichen) und daher Identificiren (Vergleichartigen) gedacht werden müsse. So vereinigen (synthesiren) sich Alkali (Lauge) und Säure zu einem Neutralsalze (z. B. Natrum und Salzsäure zu Kochsalz), in welchem dann kein Theilchen weder sauer noch alkalisch ist, sondern durch die ganze Substanz bis auf die kleinsten Theilchen herrschen die Eigenschaften des Neutralsalzes. Diese Beispiele werden hinreichen, um den rechten Begriff der Einfachheit der (physischen) Elemente, sowie den ihrer Zersetzbarkeit (Zerlegbarkeit) ins Licht zu stellen — Wenn nun die Chemiker von Elementen sprechen, so meinen sie — nicht Erde, Feuer, Wasser und Luft, sondern die durch ihr Kunst vor der Hand nicht weiter zerlegbaren Stoffe, in welche die genannten Grundsubstanzen, sowie die meisten Körper, analysirt werden können. Bei den Physikern sollte dagegen künftig nur von diesen vier Grundsubstanzen als Elementen die Rede seyn, indem sie die chemischen Elemente zweckmäßiger mit den Worten Stoffe, Grundstoffe bezeichnen würden. Die erste Grundlage zu einer wissenschaftlichen Theorie der Elemente verdanken wir dem geistreichen und scharfsinnigen Naturforscher Oken, welcher die uralte Idee einer Weltmaterie, Urmaterie (eines kosmischen oder Urelements) nicht nur wieder in Anregung gebracht (was auch Schelling u. A. vor ihm gethan haben), sondern

welche die Natur hervorgebracht, und woraus sie das Mannigfaltige auch in Uebereinstimmung mit dem gegenwärtigen Bildungsstande der Naturwissenschaften, scharfsinnig und folgerichtig durch seine Theorie des Lichts und der Wärme entwickelt hat. Urelement heißt nämlich dasjenige, welches die allgemeine Grundlage, die erste Quelle, gleichsam die Mutter aller andern Elemente ist. Das Urelement ist das Feuer. Im Feuer unterscheidet man Licht und Wärme, welche in uns die Empfindung des Leuchtens oder Sehens und das Gefühl der Wärme hervorbringen. Licht und Wärme sind aber Thätigkeiten der Natur, welche für sich nicht existiren können und daher auch ein Seyn erfordern, ein Substrat, einen Stoff, welcher wärmt und leuchtet. Dieser Stoff ist also die Materie des Feuers, die Urmaterie, auch Aether genannt, welcher durch den unendlichen Weltraum verbreitet ist, und da die wesentlichste Eigenschaft aller Materie die Schwere ist, so enthält der Aether auch die erste Ursache des Schwerseyns oder die Urkraft der Schwere aller materiellen Dinge. Als ruhend gedacht oder abgesehen von Licht und Wärme, ist der Aether eine vollkommen gleichartige, unendlich feine, Alles durchdringende Materie — eine materielle Einheit; als thätig gedacht, oder als wärmender, leuchtender und schwermachender Stoff ist er eine Dreiheit, nämlich insofern er die drei Urkräfte der physischen Welt oder materiellen Natur enthält. Man kann daher recht eigentlich (ohne bildlichen Ausdruck) sagen, der Aether oder das Feuer sey das erste Organ der Allmacht des Schöpfers, insofern sich diese in der physischen Welt offenbart; denn Schwere ist Grund alles Seyns, Licht und Wärme die ersten Ursachen aller Thätigkeit und Bewegung, und daher alles Lebens in der Natur; und wo die Schwere fehlte, da wäre kein Seyn, wo Licht und Wärme fehlten, kein Leben, und nur der Tod könnte herrschen. Demnach ist der Aether oder das Feuerelement gleichsam das allgemeine Material oder das Nichts, woraus Gott die Welt geschaffen hat; denn dem Nichts ist das Etwas entgegengesetzt, und nur von besondern Dingen brauchen wir den Ausdruck Etwas, nicht von dem Allgemeinen, in welchem noch nichts Besonderes gedacht wird. Aus Aether sind also die Weltkörper gebildet, aus ihm sind sie vermittelst der schaffenden Urkräfte des Lichts und der Wärme hervorgegangen. Die Weltkörper theilen sich in Sonnen und Planeten; in jenen ist Licht und Wärme vorherrschend, in diesen die Schwere oder die schwere Materie. Die Sonnen sind daher in sich selbst belebt — selbstleuchtend und dadurch wärmend, die Planeten empfangen ihr Leben oder vielmehr das Anfachen ihrer Lebenskraft von der Sonne durch Erleuchtung und Erwärmung. Jeder Planet, wie unsere Erde, besteht aus drei Elementen, aus Luft, Wasser und Erde, welches die irdischen Elemente sind, im Gegensatz mit dem Ur- oder Mutterelement, welches das himmlische oder kosmische, d. h. Weltelement, genannt werden kann. Wenn nun diese drei irdischen oder planetischen Elemente ätherischen Ursprungs oder aus dem Feuerelement entstanden sind, so müssen sie die Zeichen ihrer Abkunft an sich tragen, d. h. die drei Urkräfte des Feuers müssen sich, und zwar jede besonders, in ihnen offenbaren. So ist es wirklich. Das Erdelement, d. h. die Erdarten und Metalle, sind vorzugsweise schwer, weniger ist es das Wasser, noch viel weniger die Luft. Dem Wasser hat das Licht seinen Charakter eingeprägt, welches sich nicht sowohl in seiner Durchsichtigkeit offenbart, als vielmehr im Selbst-

Digitized by Google

leuchten des Meeres oder auch im Uebergewicht des Sauerstoffs im Wasser, welcher die eigentliche Quelle alles auf dem Planeten entstehenden Lichts ist. Die Luft endlich könnte man das irdische Feuerelement nennen, da sie nicht nur in Zuständen der Steigerung ihrer Thätigkeit (z. B. beim Nordlicht) ebenfalls selbst leuchtet, sondern auch das eigentliche Wärmeorgan für die Planeten oder die Werkstätte alles Temperaturwechsels für letztere ist. Will man daher die Elemente nach ihrer Abkunft benennen, so ist Erde das Schwerelement, Wasser das Lichtelement, Luft das Wärmeelement; die Gesammtheit der irdischen Elemente also das in seine Bestandkräfte zerlegte Feuer. Untersucht man die Elemente hinsichtlich ihrer eigenthümlichen Thätigkeit oder ihres Lebens, so findet sich, daß die Luft das idioelektrische (aus eigner Kraft elektrische) Element, daß in ihr die Elektricität (der Elektrismus) die vorherrschende Thätigkeit, das eigentliche Leben sey. Das Wasser ist auflösend und vermittelnd alle chemischen Vorgänge — Trennungen und Verbindungen polarisch (gegensätzlich) zu einander sich verhaltender Stoffe; daher ist Auflösung und Tendenz zu chemischen Veränderungen das eigenthümliche Leben des Wassers. Im Erdelement endlich ist die Cohäsion wirksam, welche in ihrer ursprünglichen Thätigkeit als Krystallisationsproceß erscheint, in den Metallen aber (sinnlich) erkennbar im Eisen vornehmlich) sich als Magnetismus offenbart. Auch von diesen Thätigkeiten der Elemente, nämlich vom Magnetismus und der Cohäsion, als Leben des Erdelements, von der Auflösung und dem Chemismus, als Leben des Wassers, und vom Elektrismus als Luftleben, läßt sich die Verwandtschaft mit der Urthätigkeit oder dem Leben des Aethers (dem Feuer) nachweisen. In Beziehung auf Cohäsion, Dichtigkeit und Wahrnehmbarkeit durchs Gefühl unterscheiden sich die Elemente durch folgende Bestimmungen von einander: der Aether ist, als die ins Unendliche ausgedehnte Grundmaterie unbestimmbar dünn, ohne Cohäsion mechanisch unfühlbar und daher unwägbar, Alles durchdringend und daher selbst durchdringlich. Die Luft ist das dünnste unter den irdischen Elementen, daher, überall oben, umgibt sie die Erde als Atmosphäre von allen Seiten; sie hat keine Cohäsion, ist aber undurchdringlich, daher wägbar, wie die beiden folgenden Elemente, elastisch-flüssig oder gasig. Das Wasser ist flüssig, unelastisch, gegen 800 Mal dichter und daher schwerer als die Luft, und sein Gewicht gilt als Einheit, um nach ihr durch Vergleichung die Dichtigkeit oder das specifische Gewicht aller Körper zu bestimmen. Vor Jahrtausenden umgab das Wasser die ganze Erdoberfläche, jetzt noch mehr als die Hälfte derselben; auch hat es einen schwachen Grad von Cohäsion, welche aber das Gewicht eines Tropfens nicht übersteigt. Die Erde ist fest, schwerer als Wasser, nämlich in Gestalt von Steinen, z. B. Kiesel- und Kalksteine 2 bis 3 Mal, in den Metallen aber 7 bis 28 Mal schwerer als Wasser. Fest ist das Erdelement durch die in ihm wirksame Cohäsion, deren verschiedene Arten und Grade durch die Ausdrücke hart, weich, biegsam, zäh, dehnbar (streckbar), spröde u. s. w. unterschieden werden. Durch die Verbindung des Lichts mit der Materie (die für sich finster ist) entstehen die Farben. Daher erscheint alle Materie gefärbt, daher hat jedes Element seine eigenthümliche Farbe. Roth ist die Farbe des Feuers, Blau die Farbe der Luft, Grün ist die Wasserfarbe (das Meer erscheint grün, wie die Atmosphäre blau), Gelb die Erdfarbe. Weiß ist die eigenthümliche Farbe

Digitized by Google

des Lichts, Schwarz die Farbe der Finsterniß. — Wie nun die Elemente die ersten Substanzen der Natur und die vollständige Grundlage der ganzen Körperwelt sind, so sind die Farben der Elemente die Grundfarben des ganzen Farbenreichs; und wie der Aether das Urelement, die Materie aller Materien ist, so ist das Licht der Urgrund aller Farben, denn nur das Licht färbt die Materie so mannigfaltig, als es letztere auf mannigfaltige Weise durchdringt oder sich mit ihr verbindet. Unter den 3 irdischen Elementen ist die Luft das Zeugende, das Wasser das Gebärende, die Erde und alle irdische Körper das Erzeugte und Geborene. Denn die Luft ist es, welche die zeugende Kräfte des Lichts und der Wärme zunächst von der Sonne in sich aufnimmt, um sie, vermittelnd, dem Wasser und der Erde mitzutheilen; sie ist das freieste, thätigste, mithin vorzugsweise das erregende, belebende Element unter den genannten dreien. Aus dem Wasser ist alles Feste hervorgegangen, aus ihm hat sich nicht nur das ganze Mineralreich niedergeschlagen, sondern das Meer ist auch die erste Geburtsstätte der organischen Welt. Aus dem Bisherigen wird Jeder leicht den Schluß ziehen, daß die physischen Elemente auch das Enthaltende der chemischen sind. Es kann keine andern Grundstoffe geben als diejenigen, welche aus der Zersetzung der Luft, des Wassers und der Erde hervorgehen. Diese Grundstoffe sind Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff und Kohlenstoff, und es ist daher die Zahl der chemischen Elemente der Zahl der physischen gleich. Wasser ist zersetzbar, in Sauerstoff und Wasserstoff, Luft in Stickstoff und Sauerstoff auch etwas Kohlenstoff, in den Erden und Mineralien kommen alle 4 Grundstoffe vor. Im Wasser ist der Sauerstoff überwiegend oder herrschend, in der Luft der Stickstoff, in den Erden der Kohlenstoff. Unter diesen 4 Grundstoffen betrachten einige Physiker den Sauerstoff und Wasserstoff, als die beiden Urstoffe oder chemischen Urelemente, sodaß alle andern Stoffe oder chemischen Elemente nur Modificationen oder verschiedene Combinationen dieser 2 Urstoffe waren. Diese Annahme hat auch viel Wahrscheinlichkeit, da es fast außer Zweifel gesetzt ist, daß der Stickstoff ein in bestimmtem Verhältniß mit Sauerstoff synthesirter, combinirten, Wasserstoff, der Kohlenstoff aber ein terrificirter Wasserstoff ist, welcher mit dem Sauerstoff den gleichen Gegensatz bildet, wie der eigentliche Wasserstoff. So gibt die Theorie der Elemente die anschaulichste Erkenntniß des Charakters der Natur, welcher Einheit in der Mannigfaltigkeit und Mannigfaltigkeit in der Einheit ist. Vgl. Okens „Naturgeschichte für Schulen" (Leipzig 1821) im Eingange.

Elenn (Elennthier, Elennhirsch, cervus alces L., Zool.), Art aus der Gattung Hirsch; lebt vorzüglich im nördlichen Europa, Asien und Amerika, jedoch nicht in ganz kalten Ländern, in dicken, finstern, sumpfigen Wäldern. Seine Farbe ist bräunlich-grau. Sein schaufelförmiges Geweih mit 14 Zacken hat oft ein Gewicht von 60 Pfund. Es ist so groß als das größte Pferd und wiegt an 6 Centner. Es ist erstaunlich schnell und kann in einem Tage wohl 50 Meilen laufen. Seine Haut ist so dick, daß kaum eine Kugel hindurch geht. Es nährt sich von Blättern und Baumknospen, und kommt in der Lebensart sehr mit dem Rennthiere überein, läßt sich auch, wie dieses, zähmen und herdenweise auf die Weiden treiben. Sein Fleisch ist schmackhaft, seine Haut eine schätzbare Handelswaare, seine Knochen werden zu allerhand Dingen wie Elfenbein verarbeitet, und aus seinen braunen Klauen Ringe und Hals-

Digitized by Google

länder gemacht. Wo die Elenns häufig sind, jagt man sie in Kesseljagden, wie die Hirsche, oder mit Elennsfinder, einer starken Art Jagdhunde, welche das Wild im Walde aufstöbern und dem auf dem Wechsel angestellten Schützen zutreiben, oder auch wohl das Elenn stellen, sodaß der Jäger sich hinanschleichen kann. Daß dieses Thier mit der fallenden Sucht behaftet sey, und Ringe, aus seinen Klauen gearbeitet, dagegen helfen, ist ein altes, längst widerlegtes Mährchen.

Elenn-Antilope (Zool.), (Elenna, capisches Elenn, Elenn-Gems, antilope orcas L., hippelaphus orcas, cemasi alces, Zool.), Art aus der Gattung Gems; hat gerade, nur wenig zurückgebogene, glatte, mit einer spiralförmigen Erhöhung umwundene Hörner, graues Haar, mit einer langen Mähne an dem Rücken und einer Wamme am Halse, am Schwanze einen Haarbüschel; wird bis 1000 Pfund schwer, größer als ein Pferd, ist durch Fell, bestes Büffelfell, Fleisch, Fett (wie Butter), Geweih sehr geschätzt; wird auch gezähmt und ungemein fett. Sie leben heerdenweise im südlichen Afrika.

Eleonore von Guienne, eine Tochter Wilhelms IX. von Aquitanien, geb. 1122, erbte nach ihres Vaters Tode das Herzogthum Guienne, welches damals aus Gascogne, Saintonge und Poitou bestand, und vermählte sich mit König Ludwig VII. von Frankreich, den sie auf dem zweiten Kreuzzuge nach dem gelobten Lande begleitete. Die französischen Schriftsteller beschuldigen sie bei dieser Gelegenheit großer Ausschweifungen mit einem Ungläubigen, und selbst eines verbotenen Briefwechsels mit Saladin. Ludwig, hiervon unterrichtet, überhäufte sie mit Schmähworten und konnte nur mit Mühe bewogen werden, von der Scheidung abzustehen. Dennoch erfolgte sie nach seiner Rückkehr aus dem gelobten Lande 1152, worauf Eleonore den Herzog Heinrich II. von der Normandie heirathete, der nachher König von England wurde. Doch auch diese Verbindung war nicht glücklich; denn eifersüchtig auf ihren Gemahl, verleitete sie ihre Kinder, gegen denselben die Waffen zu ergreifen, und wurde deßhalb von ihm ins Gefängniß gesetzt, worinnen sie 16 Jahre zubrachte; denn erst bei dem Tode ihres Gemahls (1183) erhielt sie durch ihren Sohn Richard Löwenherz die Freiheit wieder. Während des Kreuzzugs dieses Königs war sie Regentin von England, hatte großen Theil an der Ernennung Johanns ohne Land zum König von England, und starb 1204, nachdem sie sich die letzte Zeit in die Stille eines Klosters zurückgezogen hatte. Ihre hinterlassenen Briefe zeugen von großem Verstande.

Eleonore de Guzmann, eine der schönsten Frauen Spaniens, war die Tochter von Don Pedro Nunez de Guzmann, und Witwe von Don Juan de Velasco. Alfons IX. von Castilien liebte sie so sehr, daß er mehrmals im Begriff stand, seine Gemahlin zu verstoßen und ihr willig die Zügel der Regierung überließ. Nach dessen Tode (1350) bemächtigte sich aber die Königin der Herrschaft, ließ Eleonore 1351 zu Sevilla gefangen nehmen, und in ihrer und ihres Sohnes Peters des Grausamen Gegenwart erdrosseln. Sie hinterließ vom König Alfons 2 Söhne, Heinrich Trastamare, der nachher König wurde, und Friedrich, Großmeister von St.-Jago.

Eleonore von Oestreich, Königin von Frankreich und Portugal, Tochter Philipps I., Erzherzogs von Oestreich und Königs von Spa-

Digitized by Google

nien, und Johanne's von Castilien, war eine Schwester Karls V. und Ferdinands I., und wurde zu Löwen 1498 geboren. Sie vermählte sich zuerst 1519 mit König Emanuel von Portugal, und nach dessen Tode mit Franz I. von Frankreich (im Juni 1530) und ging deßhalb nach seinem Tode in die Niederlande und von da 1556 nach Spanien, wo sie auch den 18. Febr. 1568 zu Talavera starb. — 2) Eleonore von Portugal, Königin von Dänemark, bekannt durch ihre Zärtlichkeit für ihren Gemahl Waldemar III., über dessen Verlust sie sich (1281) zu Tode grämte. — 3) Eleonore von Portugal, eine Tochter Eduards I., vermählte sich 1550 mit dem Erzherzog Friedrich IV. von Oestreich, wurde Kaiserin und Mutter des Kaisers Maximilian I.

Elephant, im mittlern Afrika und in Südasien einheimisch. Kein anderes Landthier kömmt ihm an Größe bei. Seine Höhe beträgt zwischen 14 und 17, seine Länge über 17 Fuß. Die plumpen Beine sind oben und unten fast von gleicher Dicke, die meist graue, nackte und runzlichte Haut ist nur dünn mit einzelnen kurzen Haaren besetzt. Aus der obern Kinnlade der Männchen stehen zwei Eckzähne hervor, 7 bis 8 Fuß lang, und jeder zuweilen gegen 200 Pfund schwer (das bekannte Elfenbein). Die Augen sind klein aber lebhaft. Das Bewunderungswürdigste in dem Baue des Elephanten ist der Rüssel, die Fortsetzung der Nase. Er kann ihn drei Ellen weit ausstrecken und bis auf anderthalb Ellen wieder einziehen. Dieses künstliche Werkzeug dient ihm nicht nur zu vielen natürlichen Verrichtungen, nämlich zum Athemholen, Riechen, zum Schöpfen des Trinkwassers, zum Emporbringen des Futters nach dem Maule und zum Kampfe, sondern er kann es auch wie eine Hand zu mancherlei künstlichen Verrichtungen gebrauchen, z. B. Knoten aufzulösen, Geldstücke aufzuheben ꝛc. Dazu macht ihn besonders die hakenähnliche biegsame Spitze geschickt. Zugleich besitzt er so viel Gewalt darin, daß er starke Bäume damit ausreißen kann. Die auf dem Rücken wohl daumenstarke Haut ist dennoch gegen Insektenstiche empfindlich. Der nach Verhältniß ziemlich dünne Schwanz läuft unten spitz zu, ist 2 bis 3 Fuß lang und am Ende mit einem Büschel von schwarzen, glänzenden Haaren besetzt, die so dick sind, wie mittelmäßiger Bindfaden. Uebrigens stehen auf dem ganzen Schwanze starke Borsten. Das Weibchen trägt etwa anderthalb Jahr und wirft ein Junges von der Größe eines wilden Schweins. Die Brüste sitzen zwischen den Vorderfüßen. Das Junge saugt mit dem Maule, indem es den Rüssel auf die Schulter der Mutter legt. Der Elephant wächst bis in das 30ste Jahr und wird hundert bis zweihundert Jahr alt. Man trifft Heerden von mehren Hunderten an. Ihr Aufenthalt ist in Wäldern und wasserreichen Gegenden. Sie schwimmen selbst durch reißende Ströme, mit aufgehobenem Rüssel. Wenn sie ausruhen liegen sie auf dem Bauche mit hinten hinausgestreckten Hinterbeinen. Sie leben bloß von Baumblättern und Gräsern. Nicht nur Reis, sondern auch Tabakspflanzen lieben sie. Wenn sie davon berauscht und eingeschlafen sind, so lassen sie sich leicht überwältigen. Sonderbar ist auch ihre Begierde nach bitzigen Getränken und ihr Gefallen an erquickenden Düften und Wohlgerüchen. Sind sie einmal gefangen, so zeigen sie sich auch bald zahm und gelehrig. In ihrem Vaterlande werden sie als Lastthiere gebraucht; doch mehr zum Staat als des Nutzens wegen, weil ihre Unterhaltung sehr viel kostet. Seit der Einführung des Feuergewehrs taugen sie nicht

Digitized by Google

mehr zum Kriege. Von der Klugheit und Gelehrigkeit der Elephanten gibt es viele unterhaltende Anekdoten. In Europa ward vor Kurzem von Wildfaith der gelehrigste Elephant gezeigt, der je gesehen worden ist. Er tanzt kosakisch, schießt ein Pistol nach einer Scheibe ab, macht mit einem Netze den Vogelsteller, bedient Gäste mit Wein und Braten, putzt seines Herrn Stiefeln u. dgl. (S. „Der Freimüthige", 1829, Nro. 48.) Einige Völker essen das Fleisch. Rüssel und Beine werden für Leckerbissen gehalten. Die asiatischen Elephanten unterscheiden sich nicht wenig von den afrikanischen. Die asiatische Gattung hat einen länglichen Kopf, eine eingedrückte Stirn und kleinere Ohren; bei den afrikanischen hingegen ist der Kopf rundlich, die Stirne gewölbt und die Ohren ähneln einer sehr großen flachen Schüssel. Auch findet sich zwischen beiden noch eine Verschiedenheit an der Krone der Backzähne. In Afrika werden die Elephanten nicht gezähmt, sondern nur des Elfenbeines wegen gefangen und geschossen. In Alterthum bediente man sich der Elephanten im Kriege und belastete sie mit großen Thürmen, die zehn, funfzehn, sogar dreißig Krieger in sich faßten, die dem Feinde, ohne selbst Gefahr zu befürchten zu haben, mit Pfeilen oder Wurfspießen großen Schaden verursachen konnten. Außerdem richteten die Elephanten auch selbst unter den Feinden Schaden an. Die Größe ihres Körpers und ihr ungewöhnliches und schreckliches Brüllen verbreitete unter Menschen und Pferden Furcht und Entsetzen. Alles, was ihnen nahte, zertraten sie mit den Füßen oder ergriffen es mit ihrem Rüssel, schleuderten es in die Luft oder überlieferten es Denen, die in den Thürmen waren. Standen ihnen Elephanten entgegen, so pflegten sie sich auch wohl untereinander selbst anzugreifen, das mit desto größerer Wuth geschah, wenn sie verwundet wurden. Als die Griechen und Römer zuerst die Elephanten sahen, jagten ihnen diese großen Schrecken ein. Indessen fand man bald Mittel, den Schaden, den sie stiften konnten, zu verhüten. Man suchte ihnen den Rüssel abzuhauen und sie in die Füße zu verwunden, wodurch sie besonders wild gemacht werden konnten, sodaß sie umkehrten und unter ihrem eigenen Heere Verwüstungen anrichteten. Man ließ sie von gepanzerten Soldaten oder Kataphrakten angreifen, die an den Armen, auf den Schultern und auf dem Helm mit starken eisernen Stacheln versehen waren, um nicht von dem Rüssel des Elephanten ergriffen werden zu können. Man schickte auch leichte Reiterei gegen sie, welche, indem sie vor dem Elephanten gleichsam im Fluge vorbeiritt, ihn mit ihren Wurfspießen verwundete und bisweilen tödtete. Die, welche darauf saßen, beunruhigte man mit Schleudern. Man setzte auch die Elephanten durch fürchterliche, ihnen unbekannte Töne in Verwirrung, grub verdeckte Graben und suchte sie dahin zu locken. Endlich wenn die Elephanten einzudringen drohten, öffneten die Soldaten die Glieder, ließen sie durch und fielen sie dann von allen Seiten an, sodaß sie gefangen wurden. Julius Cäsar ließ Elephanten nach Italien bringen, um seine Soldaten an den Anblick derselben zu gewöhnen und die Art, wie man gegen sie kämpfen mußte, desto besser kennen zu lernen. War die Armee in Schlachtordnung gestellt, so wies man den Elephanten bald vor, bald hinter der Fronte seinen Platz an, im letztern Falle öffneten sich die Glieder, wenn die Elephanten hervortreten sollten. Man stellte sie auch bisweilen zwischen die Geschwader der Reiterei.

Digitized by Google

Elephanta, Insel in der britisch-vorderindischen Provinz Aurungabad, zur Präsidentschaft Bombai gehörig; liegt mitten im Meerbusen von Bombai. Sie besteht aus 2 felsigen Bergen, durch ein bebautes Thal geschieden. Die höchst merkwürdigen Höhlen sind durch eine Wache von Seapoys geschützt; die größere bildet ein großes Gemach, welches so in den Felsen gehauen ist, daß 4 Reihen dieser Säulen stehen geblieben sind, welche die Decke zu tragen scheinen und prächtige Säulengänge bilden. Sie ist 228′ (n. A. 230′) lang und 150′ (120′) breit. Am obern Ende befinden sich die Götterbilder von Brama, Wischnu und Schiwa 15′ hoch. An den Felsenwänden sind in Basrelief kolossal vielfache indische Fabeln abgebildet. Das Ganze ist offenbar ein dem Schiwa geweihter Tempel. Ueber das Alterthum desselben läßt sich nichts Bestimmtes sagen; nur so viel scheint gewiß, daß diese Felsengrotte lange vor Christi Geburt ausgehauen worden sey, und zwar zu einer Zeit, wo die indische Kunst schon einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hatte. Vgl. die Kupfer zu Niebuhr's „Reisen", 11. Bd. 5. Pl., und Heeren's „Ideen ꝛc.", 1. Th. 2. Abth. S. 312, 3. Aufl. Den Namen hat die Insel von einem ungeheuern, in schwarzen Felsen gehauenen Elephanten, am Fuße des Hauptberges, der erst seit 1814 Kopf und Hals verloren hat. In seinem Innern befindet sich ebenfalls eine 190′ breite und lange Höhle. Die beschriebene Höhle (Gharipur) und der unterirdische Tempel (Trimurti) machen die Insel zum Hauptwallfahrtsort der Hindus aller Klassen.

Elephanten-Orden (Ordensw.), königl. dänischer Orden, gestiftet, nach Einigen, von Kanut VI. zu Ende des 12. Jahrh. nach seiner Rückkehr von Jerusalem; n. And. von Christian I., wahrscheinlicher aber im 15. Jahrh. und von Christian I. nur 1458 erneuert; vom Papst 1462 und 1464 bestätigt. Er hieß damals Brüderschaft der Jungfrau Maria, das Ordenszeichen stellte diese vor, und die Zahl der Ritter war 50. 1693 gab ihm Christian V. seine jetzige Gestalt. Nach ihm sollen den Elephantenorden nur 30 Personen, außer den königl. Prinzen, die den Orden im 20. Jahre bekommen, erhalten, jeder Ritter soll evangelischer Religion seyn und außer dem Elephantenorden keinen andern Orden tragen. Man trägt ihn an einem breiten, hellblauen, gewässerten Bande an der rechten Hüfte, an Festtagen aber an einer Kette, deren Glieder abwechselnd Elephanten mit blauen Decken und goldne Ketten sind, und er besteht aus einem weißen Elephanten mit rothem Thurm auf demselben. Die Decke derselben ist blau und roth verziert. Der Stern hat einen aus Diamanten gebildeten Lorbeerkranz und ein Kreuz aus fünf Perlen bestehend, in einem roth und gelb gefaßten Felde, in sich; er wird auf der linken Brust getragen. Die Festkleidung ist weiße Seide, nebst rothem Mantel und einem runden Federhut. Wahlspruch: Magnanimi pretium.

Elephantenpapier, so genannt von der Größe der Bogen, die 3 Ellen lang und ebenso breit sind. Auf ähnliches Papier druckt man jetzt in England, der Stempeltaxe zu begegnen, die Zeitungen. Am 19. Januar 1829 brachten die Herausgeber der „Times" einen Bogen zum Vorschein, welcher alle bisher bekannten Zeitungsformate übertrifft. Man berechnete, daß derselbe ungefähr 150.000 Wörter enthielt und daß man mit dem Inhalte, nach der gewöhnlichen Art zu drucken, mehr als einen dicken Octavband hätte füllen können. S. „Morgenblatt", 1829, Nro. 54.

Digitized by Google

Elephantiasis, eine Hautkrankheit in den heißen Zonen, von der schon der persische Arzt Abubeker Mahomet Rhazis Kenntniß hatte. Entweder befällt sie den ganzen Körper oder bloß einzelne Theile desselben, ist in ihrem Verlaufe mit heftigem Fieber begleitet und am Ende todtbringend. Da die Füße dabei unförmlich aufschwellen, knotig werden und dunkelgefärbt aussehen, so hat man aus diesem einen Vergleich mit den Füßen des Elephanten gezogen und ihr diesen Namen gegeben. In Colombia ist diese Art Aussatz unter dem Namen San-Lazaro-Uebel verbreitet.

Eleusinische Geheimnisse waren die wichtigsten und merkwürdigsten Mysterien der Alten. Die außerordentliche Größe des Tempels, worin sie gefeiert wurden, die Pracht der Feste selbst, das Ansehen der Personen, die ihnen vorstanden, und die lange Dauer und der ausgebreitete Ruf derselben erheben sie über alle andere gottesdienstliche Feierlichkeiten des Alterthums. Die ältesten und zuverlässigsten Schriftsteller sagen, daß die Göttin Ceres selbst die Mysterien zu Eleusis eingesetzt habe, oder daß die Athener es wenigstens von jeher geglaubt hätten. Die Sage ging nämlich: als Pluto die Proserpina geraubt hatte, suchte die Göttin diese ihre Tochter in allen Ländern und Meeren und langte so endlich zu Eleusis in Attika an. Hier wurde sie so freundschaftlich aufgenommen, daß sie aus Dankbarkeit ihnen ein doppeltes Geschenk, mit der Kunst des Ackerbaues und mit der Einsetzung der Mysterien machte. So viel kann man behaupten, daß sie in dem Zeitalter, wo die Bewohner von Attika Ackerleute wurden und feste Wohnsitze wählten, entstanden sind; und gewiß ist es, daß sie die ältesten und eben deßwegen die ehrwürdigsten in Griechenland und daß sie der Ceres und Proserpina gewidmet waren. Bei ihrer ersten Entstehung waren sie natürlich Das nicht, was sie nachher in den aufgeklärtesten Zeiten Griechenlands waren, wo so viele Personen und Maschinen zu ihrer Feier gebraucht wurden. Vermuthlich waren sie ursprünglich ein National- und Erntefest, zu dem in den ältesten Zeiten allein Athener, nachher auch andere Griechen, zugelassen wurden. Der Zweck derselben war, der Ceres überhaupt für die Erfindung der Gesetze und der Früchte, insbesondere für die gesegnete Ernte eines jeden Jahres, zu danken, sich an den ehemaligen alten Zustand zu erinnern und des gegenwärtigen sich zu freuen; alte Feindschaften aufzuheben; neue Gesetze und Unternehmungen zu verabreden. Damals wurden sie auch wohl nur unter freiem Himmel begangen, weil man noch keine Tempel hatte. Mit dieser Vermuthung über den ersten Zweck der Eleusinien stimmt Cicero überein. Der Ort, wo sie gefeiert wurden, war der Tempel der Ceres zu Eleusis. Perikles ließ ihn von pentelischem Marmor durch den Iktinus und andere Künstler erbauen. Er stand auf einem oben abgeebneten Felsen und war gegen Osten gerichtet. Nach dem Zeugniß des Strabo war er so groß, daß er wenigstens 20 bis 30.000 Menschen fassen konnte. Um den Tempel herum befand sich ein Hof, der mit einer Mauer umschlossen war. Hier wurde wahrscheinlich der unten zu beschreibende Fackeltanz angestellt. Hinter dem Tempel war eine Erhöhung in dem Felsen, die 8 bis 9 Fuß über den Boden des Tempels hervorragte und die 270 Fuß lang und an einigen Stellen 44 Fuß breit war. An ihrem nördlichen Ende sieht man noch Spuren einer Kapelle, zu der man mittelst mehrer Stufen hinaufstieg. Dieser erwähnte Gang diente ver-

Digitized by Google

muthlich zu den mystischen Schauspielen und scheint der Länge nach in drei Gänge getheilt gewesen zu seyn, wovon die beiden ersten die Gegend der Prüfungen, den Tartarus, vorstellten, der dritte aber, mit Erde beschüttet und mit Gebüschen und Wiesen geschmückt, die elisäischen Gefilden abbildete. Von diesem stieg man sodann zu der Kapelle empor, wo jene Bildsäule stand, deren Glanz die Einzuweihenden blendete. Unter der Menge von Personen, die den Eleusinien vorstanden, sind folgende zu merken: 1) der Hierophant. Dieser war der wichtigste und angesehenste Priester und wurde nur aus dem alten und edlen Geschlechte der Eumolpiden genommen, deren Stammvater die Mysterien selbst gestiftet haben soll. Seine Geschäfte waren, bei den kleinen Mysterien die Einzuweihenden in den eleusinischen Tempel einzuführen, und Die, welche hinlänglich geprüft waren, in die letzten und großen Geheimnisse einzuweihen. Zu seiner Würde mußten seine Kleidung, sein Putz und seine persönlichen Eigenschaften passen. Seine Stirn war mit einem Diadem umwunden und die Haare wallten kunstlos über die Schultern herab. Er mußte das erste männliche Alter zurückgelegt haben, und wo nicht schön, doch wenigstens ohne sichtbare Gebrechen seyn. Auch auf die Schönheit seiner Stimme nahm man Rücksicht. Er und seine Familie, die Eumolpiden, waren die Hüter und Ausleger ungeschriebener Gesetze, wonach muthwillige Schänder der Gottheit und der Religion gerichtet wurden. Sein Leben mußte heilig und sein Wandel unsträflich seyn; nach seiner Wahl durfte er nicht mehr heirathen. Um desto besser die Neigung zur Befriedigung der Sinnlichkeit zu unterdrücken, mußte er und die übrigen Priester der Ceres sich mit dem Safte von Schierling waschen, welchem man eine kühlende und niederschlagende Kraft zuschrieb. Seine Stelle erhielt er lebenslänglich; er durfte aber, sobald er Hierophant geworden war, keiner andern Gottheit dienen, doch durfte er Staatsämter verwalten. Bei den heiligen Mysterien selbst erschien der Hierophant als Weltschöpfer und hatte Sinnbilder an sich, die auf die Allmacht deuteten. Auf den Hierophantten folgte 2) dem Range und der Würde nach, der Fackelträger. Er war, wie seine symbolischen Attribute zeigten, das Bild der Sonne und trug ebenfalls das Haupt mit einem Diadem umwunden. Sein Geschäft war, die Einzuweihenden zu reinigen und in der fünften Nacht der Mysterienfeier, worin man das Herumirren der Ceres am Aetna vorstellte, die übrigen Fackelträger anzuführen. Seine Würde dauerte auch lebenslänglich; einigen Inschriften indessen zufolge war sie auf gewisse Jahre eingeschränkt; er durfte aber heirathen. Auf den Fackelträger folgte 3) der heilige Herold, welcher den Einzuweihenden Stille gebot und allen Unheiligen, welche durch die Gesetze von den Mysterien ausgeschlossen waren, Flucht und Entfernung befahl. Solcher Herolde gab es mehre. Sie waren dem Merkur heilig und trugen daher auch dessen Attribute. Sie wurden ebenfalls aus einer einzigen sehr alten und edlen Familie gewählt, nämlich aus der Nachkommenschaft des Keryx, den Einige für den jüngsten Sohn des Eumolpus, die Familie selbst aber für Nachkommen Merkurs hielt. 4) Der letzte männliche Bediente bei den Mysterien war der Altardiener. Vermuthlich wegen der Unwichtigkeit dieser Bedienung geben uns die alten Schriftsteller fast gar keine Nachricht über seine Geschäfte und Pflichten. Eusebius sagt bloß, daß er das Bild des Mondes an sich getragen habe. Alle diese Priester hatten unter einan-

Digitized by Google

der gemeinschaftliche Unterscheidungszeichen. Ihr Haupt war mit Myrthen bekränzt und ihr Kleid ein Purpurgewand. Ihr eigentlicher Name war ein Geheimniß für das Volk; nur bei ihrem Ordensnamen durfte man sie nennen. Außer diesen Personen hatte noch der zweite Archont, der Basileus, den Auftrag, alle Unordnung während der Feier der Mysterien zu verhüten, und wenn einige vorfielen, sie nach Endigung derselben zu bestrafen; ferner opferte er im Namen des ganzen Volks und trug dessen Wünsche und Bitten den Göttern vor, und gebot allen Ungeweihten und mit schweren Verbrechen Belasteten, sich zu entfernen. Nach dem Schlusse der Mysterien hielt er in einem zu Athen befindlichen Tempel, Eleusinion genannt, über Diejenigen Gericht, die die Feier und Heiligkeit der Mysterien durch irgend Etwas gestört hatten. Bei diesem Geschäfte hatte er vier vom Volke gewählte Gehülfen, von denen zwei aus dem Geschlecht der Eumolpiden und des Keryx, die beiden andern aus den gemeinen athenienssischen Bürgern gewählt waren. Ausserdem hatte auch der Hierophant, Daduchos, Gierokeryx und Altardiener mehre Unterdiener, denen die kleinern Geschäfte bei den Prozessionen und den Feierlichkeiten oblagen. Unter diesen niedern Priestern sind zu merken: 1) der Jakchagogus, welcher wahrscheinlich an dem Tage, wo die große Prozession mit der Bildsäule des Bakchus oder der Jakchus aus Athen nach Eleusis sich begab, die Aufsicht über das Betragen der Mystä hatte; 2) der Hydranus, welcher die Aufzunehmenden reinigen mußte; 3) die Spondophori, welche die Libationen besorgten; 4) die Pyrphori, welche das Feuer trugen; 5) die Panages, welche in die innersten Geheimnisse der Ceres Eingeweihte gewesen zu seyn scheinen, die dem Dienste der Göttin gewidmet waren und eine strenge Keuschheit beobachteten; 6) der Liknophorus, welcher die mystische Wanne trug; 7) der Hieraules, welcher die heilige Flöte spielte; 8) die Neokori, welche die Eingänge des eleusinischen Tempels verzieren und die äußern Altäre zu den Opfern zubereiten mußten; ins innere Heiligthum durften sie niemals eindringen. Endlich gab es auch Priesterinnen zu Eleusis, die Porphyr Bienen nennt, und denen Pollux die Gemahlin des zweiten Archonten, die Basilissa, zur Oberpriesterin gibt. Von der Anzahl, dem Range und den Verrichtungen dieser Priesterinnen aber wissen wir so viel als Nichts. Gewöhnlich unterscheidet man die Mysterien zu Eleusis in die kleinen und großen. Die Einweihung zu den Mysterien selbst geschah des Nachts. Die Einzuweihenden hatten die Häupter mit Myrthen umkränzt und mußten beim Eintritt ihre Hände mit geweihtem Wasser waschen. Auch wurde Allen öffentlich verkündigt, daß sie sich den Geheimnissen nicht anders als mit reinen Händen, reiner Seele und reiner griechischen Mundart nähern sollten. Alle Einzuweihenden mußten auch, damit ja keiner ohne vorhergegangene Reinigungen sich einschleichen möchte, gewisse Worte oder Formeln aussprechen, die man Jedem während der Reinigung bekannt gemacht hatte. Clemens von Alexandrien erwähnt zwei solcher Formeln. Die eine heißt: Ich habe aus dem Tympanum gegessen, aus dem Kymbalon getrunken und ein mit mystischem Geräthe angefülltes Gefäß (im Griechischen Kernos) getragen. Die zweite heißt: Ich habe gefastet und aus dem heiligen Becher getrunken; ich habe den Becher aus der Kiste genommen, und da ich ihn gebraucht hatte, in den Korb und aus dem Korbe wieder in die Kiste gelegt. Nun wurde dem Einzuweihenden während der Mysterienfeier der Ge-

Digitized by Google

nuß gewisser Speisen, nämlich der Fische, Bohnen, Aepfel und Pfirsichen verboten, er durfte nicht einmal den Stamm oder Baum, der jene Früchte getragen hatte, berühren, sowie auch nicht Leichname. Der Anfang der Mysterien fiel den 15. des Monats Boedrómion. Während derselben war jede gerichtliche Klage aufs Strengste verboten und jede Ergreifung eines schon verurtheilten Schuldners wurde aufgeschoben. Das Fest dauerte 9 Tage. Der erste Tag hieß eine Sammlung, weil sich an diesem Tage die Einzuweihenden versammelten. Der andere Tag hieß ans Meer ihr Eingeweihten, vielleicht, weil sie sich an diesem Tage im Meere waschen und reinigen mußten. Am dritten Tage wurde wahrscheinlich geopfert, nämlich ein äronischer Fisch und Gerste von Rharium, einer Feldflur bei Eleusis. Diese Opfer wurden für so heilig gehalten, daß selbst die Priester keinen Antheil davon bekamen. Am vierten Tage wurde eine feierliche Prozession angestellt, wobei man den Kalados oder den heiligen Korb der Ceres auf einem geheiligten Wagen führte. Dieser sollte denjenigen Korb vorstellen, worin Proserpina die gepflückten Blumen legte als sie Pluto entführte. Das nachfolgende Volk rief dabei: Heil dir Ceres! Alsdann folgten Frauenzimmer mit Körben auf den Köpfen, in welchen Seesam, gekrämpfte Wolle, einige Körner Salz, eine Schlange, Granatäpfel, Rohr, Epheuzweige, Kuchen, Mohn ꝛc. waren. Die Prozession geschah am Abend. Der fünfte Tag hieß der Fackeltag, weil in der ihm folgenden Nacht die Einzuweihenden Paarweise und schweigend mit brennenden Fackeln umhergingen. Oft kehrten sie bei ihrer Wanderung nach der geheiligten Stätte zurück und bei jedem neuen Beginnen des Zuges beflügelten sie ihre Schritte. Dabei schwenkten und wandten sie ihre Fackeln durcheinander und überzogen sie oft einer dem andern. Diese Wanderungen sollten die der Ceres abbilden, als sie ihre Tochter mit der am Aetna angezündeten Fackel suchte. Von den beim Umherschwenken abspringenden Funken sagte man, daß sie zur Reinigung der Seele beitrügen und ein Symbol des zu hoffenden Lichts wären. Der sechste Tag war der glänzendste unter allen, wovon nachher. Am siebenten Tage wurden Spiele zu Ehren der Göttinnen angestellt, wobei sich berühmte Kämpfer aus verschiedenen Districten Griechenlands einfanden. Der Preis des Sieges war ein Maß Gerste, welche auf den Feldern von Eleusis gewonnen worden war. Der achte Tag hieß Epidauria, weil einst um des Aeskulaps willen, der von Epidaurus nach Athen kam und gern in die Mysterien eingeweihet seyn wollte, diese noch einmal wiederholt wurden. Dieß geschahe also auch in der Folge, und Solche, die noch nicht aufgenommen worden waren, wurden an demselben eingeweihet. Der neunte und letzte Tag hieß irdene Gefäße, weil man zwei solcher Gefäße angefüllt, das eine gegen Morgen, das andere gegen Abend zu stellen pflegte. Nach Hersagung gewisser mystischer Worte wurden sie umgestoßen und der auf die Erde fließende Wein als ein Trankopfer geopfert. Im Allgemeinen waren die mystischen Vorstellungen weiter nichts als dramatische Vorstellungen der Geschichte der Ceres und Proserpina, der Qualen des Tartarus und der Freuden Elysiums, welche alle mit der größten Kunst und einem betäubenden, zum höchsten Grade der Begeisterung erhebenden Eindruck auf die Einzuweihenden aufgeführt wurden. Nach Clemens stellte man dabei die Gewaltthätigkeit vor, womit Jupiter der Ceres die letzten Gunstbezeugungen abgezwungen hatte; den Zorn der wider Ju-

Digitized by Google

piter aufgebrachten Ceres, die daher Bremo genannt wurde; die Zeichen der Neue Jupiters, der einem Widder die Geschlechtstheile abnahm und der Ceres in den Schoß warf, um sie glauben zu machen, daß er selbst sich impotent gemacht habe. Ferner die Geburt der Proserpina, wie sie erzogen und Beischläferin ihres eigenen Vaters ward. Dieser näherte sich seiner Tochter in Gestalt einer Schlange, blieb anfangs zwar unentdeckt, wurde aber nachher erkannt. Ferner erschien Proserpina, wie sie mit ihren Gespielinnen in einem Korbe Blumen sammelte, wie Pluto sie entführte und sie durch die gespaltene Erde in seine Wohnung brachte. Zuletzt trat die trostlose, ihre Tochter suchende Ceres auf, welche Länder und Meere durchirrte und endlich bei Eleusis die erste Linderung ihres Schmerzes fand. Alles Dieses wurde wahrscheinlich in den ersten fünf Tagen des Festes vorgestellt. Der sechste Tag wurde mit einer feierlichen Prozession von Athen nach Eleusis eröffnet. Die Einzuweihenden und die Diener des Tempels nämlich holten von Athen die Bildsäule des Jakchus, des Jupiters und der Ceres Sohn, welcher die Göttin mit der Fackel in der Hand begleitete, als sie die Proserpina suchte. Die Statue des Gottes war mit Myrthen umkränzt und hielt eine Fackel in der Hand. Die Begleiter trugen auch Myrthenkränze. Der Weg, auf welchem sie von Athen nach Eleusis gingen, hieß der heilige Weg, seine Länge betrug 100 Stadien; das Thor, wodurch man aus Athen kam, hieß das heilige. Die Anzahl der Begleiter dieser Prozession belief sich oft auf 30.000. Die Luft ertönte weit und breit von dem Namen Jakchus. Der Zug ging abgemessen nach dem Schalle der Instrumente und dem Gesange heiliger Lieder und hielt von Zeit zu Zeit inne, weil Opfer gebracht oder Tänze aufgeführt wurden. Die Bildsäule wurde in den eleusinischen Tempel gebracht und nachher mit den nämlichen Feierlichkeiten wieder zurückgetragen. Auf dem Rückwege pflegte man bei einem heiligen Feigenbaume auszuruhen. Ein Ruheplatz war auch eine über dem Flusse Kephissos gebauete Brücke, wo man zur Lust mit den Vorübergehenden Scherz zu treiben pflegte. Mit dem Anbruche der Nacht fing nun die Einweihung in die Mysterien an. Der zweite Archont ordnete mit Opfern und Gebeten die Vorbereitungen dazu. Die Einweihenden traten sodann in den heiligen Bezirk, wo sie die Diener des Tempels in ihrer priesterlichen Kleidung vorfanden. Der Hierophant stellte den Demiurg, Weltschöpfer, der Fackelträger die Sonne, der Altardiener den Mond und der heilige Herold den Merkur vor. Sobald sie eingetreten waren, rief der heilige Herold mit lauter Stimme aus: Hinweg von hier alle Ungeweihten, alle Gottlosen, Alle, deren Seelen mit Verbrechen befleckt sind! Nun mußte sich jeder bei Todesstrafe entfernen, der kein Recht, dazubleiben, hatte. Die Einzuweihenden mußten sich nochmals auf die Felle der geschlachteten Opferthiere stellen und sich reinigen lassen. Aus einem heiligen Buche, das in einem steinernen Behältnisse, Petroma genannt, aufbehalten wurde, las man hierauf das Ritual der Einweihung ab und erfüllte den Tempel mit heiligen Lobgesängen auf die Ceres. Dann folgten diejenigen Vorstellungen, welche die Schicksale der abgeschiedenen Seelen, die Oerter der Finsterniß und des Lichts, die Freuden der Seligen und die Qualen der Verdammten abbildeten. Die Schrecken des Orkus machten den Anfang und begannen mit einer Art von Vorspiel. Eine dicke Finsterniß ergoß sich um die Einzuweihenden, ein dumpfes Getöse verkündigte den Anfang der

Digitized by Google

schrecklichsten Scenen. Die Erde schien unter ihren Füßen zu brüllen; zwischen Donnerschlägen und Blitzen zeigten sich halbsichtbar Schreckgestalten- und Gespenster; sie erfüllten die Nacht mit dem grausendsten Geheule und den jammervollsten Wehklagen. Ueberhaupt hörte man Töne und Stimmen von allerlei Art, besonders Angsttöne und Jammergeschrei, dergleichen wohl der Schmerz den Verdammten auspressen konnte. Der Hierophant erklärte diese verschiedenen Erscheinungen durch die stärksten Schilderungen. Oft wurden auch die Einzuweihenden bei den Haaren ergriffen, zu Boden geworfen und geschlagen, ohne in der Finsterniß den Thäter entdecken zu können. Nun näherten sich die Einzuweihenden bei dem Schimmer eines schwachen Lichts der Gegend der Unterwelt, wo die Seelen gereinigt wurden, bis sie zum Wohnsitze der Seligkeit gelangten. Unter den noch — aber gemäßigter — fortdauernden Klagstimmen erschallte insbesondere die bittere Reue der Selbstmörder. Auf einmal zeigte sich ihnen der furchtbare Tartarus. Mit entsetzlichem Krachen öffneten sich eherne Pforten und zwischen dem Geraſſel der Ketten und dem Gewimmer der Leidenden erschallten von Zeit zu Zeit die furchtbaren Worte: Lernet, durch unser Beispiel gewarnt, die Götter verehren, gerecht seyn und Dankbarkeit üben! Die Einzuweihenden sahen hier, wie alle Verbrechen, auch die verborgensten, von den Göttern bestraft wurden, und wie die Furien, mit Geißeln bewaffnet, die Schuldigen umhertrieben. Wenn so durch diese erschütternden Scenen, die unaufhörlich durch die tönende Stimme des Hierophanten unterbrochen wurden, der gleichsam das göttliche Strafamt zu führen schien, die Einzuweihenden, ganz betäubt, ihre Stirn mit Angstschweiß bedeckt, an allen Gliedern zitternd, kaum wußten, wo sie vor Schauder und Schwindel ihren Fuß hinsetzen sollten: da eröffneten sich ihren Blicken auf einer andern Seite die glänzenden Bilder Elysiums. Ein wunderbares Licht erhellte die Scene und zeigte die anmuthigen Haine und die lachenden Wiesen, wo die Seligen sich mit festlichen Tänzen vergnügten, wo die süßesten Stimmen sich in die entzückendsten Concerte ergossen. Erstaunt und außer sich, sahen sie nun vom Hierophanten den Vorhang eröffnen, der das Allerheiligste verbarg. Hier erblickten sie die Bildsäule der Göttin in glänzendem Lichte und mit ihren reichsten Zierrathen geschmückt. Wenn nun die Einzuweihenden alles Dieses gesehen und gehört hatten und mit frohen Hoffnungen erfüllt worden waren, dann wurden sie entlassen. Die Absicht bei allen den wundervollen Vorstellungen, die man, wie wir gesehen haben, den Einzuweihenden zeigte, war wohl keine andere, als auf eine recht sinnliche Art die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, von Belohnungen und Strafen, unter das Volk zu verbreiten, das die Schriften der Philosophen über diese Gegenstände nicht lesen konnte. Bloß in den eleusinischen Mysterien und den bakchischen Orgien trifft man diese Lehre an, wie aus Plutarchs Trostschreiben an seine Frau unter andern erhellet. Ganz verschieden von diesen kleinen Mysterien, die gewöhnlich schlechtweg Mysterien genannt werden, waren die *großen Mysterien*, welche die eigentlichen, keinem Menschen, als den Eingeweihten (Epopten) bekannten Geheimnisse, d. h. die geheimen Lehren, enthielten, die der Hauptzweck der ganzen Anstalt waren. Denn jene Spielereien, welche den Hauptinhalt der kleinen Mysterien ausmachten, durften die Eingeweihten größtentheils Jedem entdecken, und sie ließen es auch in der That nicht

Digitized by Google

an fürchterlichen und zugleich einladenden Beschreibungen fehlen. Aber Das, was im Innersten des Allerheiligsten der Hierophant nur einigen Wenigen enthüllte und dessen Geheimhaltung unter den fürchterlichsten Strafen geboten war, Das machte den eigentlichen Zweck, den Hauptgegenstand der ganzen Mysterien aus, Das verdiente eigentlich den Namen der großen Mysterien. Diese wahren nun wahrscheinlich jünger als die kleinen; denn was auch ihr endlicher Zweck seyn mochte, so liegt es doch in der Natur der Sache, daß ein solcher Zweck erst zu einer Zeit gedacht werden konnte, wo Griechenland schon einen gewissen Grad von Aufklärung hatte; ein Zeitpunkt, der wenigstens über den ersten Anfang der Mysterien hinausgesetzt werden muß. Man unterscheidet die großen und kleinen Geheimnisse durch eigne Benennungen. In den erstern sah man nicht bloß, sondern man erlangte auch Unterricht und die Wissenschaft des eigentlichen Zwecks derselben. Man hatte darin allein den Vorzug, ins Allerheiligste oder Innerste des Tempels zu kommen und Alles zu sehen, was profanen, selbst den nur in die kleinen Mysterien eingeweihten, Augen verborgen war. Seneca sagt: gewisse Heiligthümer werden nicht auf einmal mitgetheilt; Eleusis hält Etwas zurück, was es nur Denjenigen zeigt, die sich abermals ihren Geheimnissen nahen. Den meisten Eingeweihten werden einige Geheimnisse entzogen und in dem innersten Heiligthume verschlossen. Nach Meiners war der eigentliche Gegenstand der großen Geheimnisse und ihre Beschaffenheit folgende. Sowie die Vorhänge, sagt er, von dem Allerheiligsten des Tempels weggenommen wurden, so wurde auch von den Augen der Epopten der Schleier des Aberglaubens weggerissen, den die Fabeln der Dichter und die Volksreligion vor denselben gewebt hatten. Man unterrichtete sie ohne Zurückhaltung in der wahren Geschichte der Götter, und sagte ihnen ungescheut, daß alle Götter Griechenlands weiter nichts als schwache sterbliche Menschen gewesen wären. Die kleinen sowohl als die großen Mysterien wurden alle Jahre, nur nicht in demselben Monat, gefeiert. Von den kleinen behauptet es Herodot, Isokrates, Aristides u. A. ausdrücklich; von den großen Mysterien aber sagt Meursius, daß sie nur alle 5 Jahre gefeiert worden wären; allein aus Plutarch und dem Scholiasten des Aristophanes und Suidas kann man beweisen, daß man alle Jahre Diejenigen in die großen Mysterien einweihte, die man für würdig befunden hatte.

Eleusis, nächst dem 100 Stadien entfernten Athen die ansehnlichste Stadt in Attika und stark befestigt, dem Meerbusen von Salamis gegenüber, wo jetzt Lessina liegt; ward nach Einigen zu den Zeiten des Ogyges erbaut, hatte aber nach Andern von der Ankunft der Ceres in dieser Gegend den Namen erhalten. Sie war der Hauptort eines kleinen Reichs, das vom König Erechtheus mit Athen vereinigt wurde. Im Gebiete der Stadt war 2 kleine, der Ceres und Proserpina geheiligte Flüsse merkwürdig, worin die Priester allein das Fischfangsrecht hatten und deren salziges Wasser bei den Feierlichkeiten der Einweihung in die (eleusinische) Geheimnisse gebraucht wurde. Der große Tempel der Ceres und Proserpina auf einem Hügel in der Nähe des Meeres ward nach Eusebius unter Pandion's II. Regierung erbaut. Rund umher und auf dem Hügel selbst standen mehre heilige Gebäude, Capellen, Altäre u. s. w.; auch reiche Bürger aus Athen besaßen hier schöne Landhäuser.

Digitized by Google

Elevation, Aufneigung, heißt die Lage einer geraden Linie, welche unter einem gewissen Winkel, dem Elerationswinkel, über die Horizontalebene fortgeht. Diesem entgegengesetzt ist der Depressionswinkel, Abneigungswinkel, unter welchem sich eine gerade Linie unter der Horizontalebene neigt. Dasselbe gilt von auf- und abneigenden Flächen. — Elevation des Geschützes, die Richtung desselben, wenn die Mündung höher steht als das Bodenstück. Sie wird angewendet, wenn man entweder einen hohen Gegenstand beschießen oder mittelst eines Bogenschusses einen mit dem Kernschuß nicht zu erreichenden Gegenstand treffen will.

Elfen (Alfen), in der altnordischen Sagenlehre kleine, kaum fußhohe gute und böse Geister oder Elfen des Lichts (Liosalfar) und der Finsterniß (Schwartalfar), die bald sichtbar, bald unsichtbar umherschweifen. Jene wohnen im Himmel (Alfheim), diese, zu denen der Alv oder das Nachtmännchen gehört, unter der Erde. Der Glaube an sie ist fast durch alle Volksmythologien in Europa verbreitet, und lyrische und dramatische Dichter haben davon einen ergötzlichen Gebrauch gemacht. — Elfentanz, Reihentanz der Elfen; wo die zierlichen Lichtelfen auf den Spitzen der Grashalmen und Blumen tanzten, da wuchs, nach alter Sage, Alles schöner und üppiger, während unter den Füßen der Nachtalfen das Gras verdorrte.

Elfenbein (ebur), ein harter, dichter und fester Stoff, von weißlicher Farbe, welcher eine feine Politur annimmt und der Fangzahn des Elephanten ist. Das indische Elfenbein verliert seine Farbe und wird gelb, hingegen das von Achem und Ceylon behält sie. Doch sind die Fangzähne des afrikanischen Elephanten wegen ihrer Größe den ceylonischen vorzuziehen. Das am meisten geschätzte Elfenbein muß rein, weiß, ohne Flecken und Streifen und von vorzüglicher Dichtigkeit, mithin bedeutend schwer seyn. Man verarbeitet es zu Billiardballen, Claviaturen, Knöpfen aller Art, zu Blättchen für Miniaturgemälde u. a. Kunstwaaren, besonders zu Dieppe in Frankreich. Um es in dieser letztern Absicht vorzubereiten und von seinen obigen Theilen zu reinigen, wird es mit dem Safte von Lauch oder einer andern absorbirender Mischung angefeuchtet. Die Elfenbeinspäne können auf eine ähnliche Weise, wie das Hirschhorn, in Gallerte verwandelt werden; durch Brennen in einem Tiegel erhält man ein schwarzes Pulver, das u. d. N. gebranntes Elfenbein, schwarzer Mohr, Beinschwarz, zur Malerei benutzt wird. Das Elfenbein läßt sich färben; schwarz wird es durch eine Kupferauflösung und eine Abkochung von Campeschenholz; grün durch eine Auflösung von Grünspan; roth durch Kochen in Kalkwasser mit Brasilienholz. Das gegrabene Elfenbein ist von den Zähnen des Wallrosses. Das unverarbeitete kommt meist über London in Handel. Schon Homer erwähnt des Elfenbeins. In den blühenden Zeiten der Kunst verfertigte man daraus halberhabene Arbeiten, Geräthe ꝛc. mit dem Meißel; ja auch große, selbst kolossale Bildsäulen, wie der olympische Zeus und die Athene im Parthenon zu Athen (Werk des Phidias), wurden nicht selten aus Elfenbein und Gold zusammengesetzt. Wenig Kunstwerke dieser Art sind übrig, wohl weil das Elfenbein in der Erde leicht calcinirt und vermodert.

Elfenbeinküste, s. Zahnküste.

Elfkarleby, schwedischer Hüttenort auf einer Insel der Dalelf, in der Provinz Upland, mit einer Eisenfabrik, Lachsfang. In der Nähe

Digitized by Google

der schöne 40 bis 50 Fuß tiefe Wasserfall der Dalelf, Elfkarlebyfall genannt.

Elfsborg, schwedische Landeshauptmannschaft oder Län, in West-Göthaland, am Wenersee, ist sehr gebirgig, hat auf 245 QM. 185.600 Bewohner und die Hauptstadt Wenersborg.

Elfwedal, Kirchspiel in der Vogtei Oswan Siljan in der schwedischen Provinz Falulän, hat berühmte Porphyrbrüche (sonst jährlich mit 10.000, jetzt mit 6000 Thaler Gewinn). Der König von Schweden bekam 1825 daher eine Vase von 9 Fuß Höhe, 12 Ellen Mündungsweite, mit Raum für 3300 Bouteillen Flüssigkeit und von 55 Schiffspfund Schwere; sie ist im königl. Lustgarten zu Rosendal aufgestellt.

Elgin (Murray), eine Grafschaft in Mittel-Schottland, liegt an der See, hat auf 26 QM. 29.500 Bewohner, und die gleichnamige Hauptstadt, in 1000 Häusern 5320 Bewohner, hat einen Hafen, Lachsfang, Viehhandel.

Elginsche Marmors (Elgin Marbles), eine Sammlung trefflicher Denkmäler der griechischen Bildhauerkunst aus dem Zeitalter des Perikles, welche Lord Elgin (1799 britischer Gesandter in Konstantinopel) 1800 fg. J. auf seiner Forschungsreise durch Griechenland sammelte. Er sah hier nämlich mit höchstem Bedauern viele Kunstdenkmale Griechenlands von dem Vandalismus der Türken zerstören, engagirte, da das engl. Ministerium in seinen Antrag, davon so viel wie möglich für England zu retten, nicht einging, einige vorzügliche Gehülfen, wie Tita Lusiori, Balestra, Ittar, und den berühmten Kalmücken Feodor Iwanowitsch, in Rom und Neapel und sendete sie nach Athen. Dort ließ er durch Architekten die merkwürdigen Ruinen messen und zeichnen, schaffte von dem Minerventempel, dem Parthenon, Theseustempel, der Akropolis u. a. Gebäuden viele schätzbare Statuen, Inschriften, architektonische Zierrathen u. a. weg und ließ Das, was nicht wegzubringen war, in Gyps abformen, zeichnen und auf andere Weise der Zerstörung entreißen. Außerdem fand er in geöffneten Grabhügeln mehre köstliche Vasen, unter andern eine große marmorne, die eine kleinere bronzene umschloß, und in der, au ßer Asche und einem Thränenfläschchen von ausgezeichneter Arbeit, ein goldener Myrthenzweig lag (vielleicht Aschenkrug der Aspasia), erwarb sich durch Aufgrabungen, Einreißung gekaufter neuerer Gebäude großes Verdienst um die Kenntniß von Athen, gewann hierbei aber auch manche wichtige Alterthümer, z. B. den Grabstein des Sokrates und eine große Anzahl Münzen, Cameen, Intaglio's, Bronzen ꝛc. So brachte Lord Elgin die erste Kunstsammlung in der Welt zusammen. Er ist vielfach über den Vandalismus, mit dem er zu Werke gegangen, auch in England und selbst im Parlament getadelt worden, jedoch offenbar mit Unrecht, da die Türken fortwährend die schönsten Kunstwerke zerstörten und die werthvollsten Statuen zu Mörtel zerstießen oder zu Kanonenkugeln verbrauchten. Das Wegschaffen ist daher nicht zu tadeln, die Art, wie man dabei verfuhr, aber auf die Rechnung Derjenigen zu schreiben, die in Abwesenheit seiner und der Künstler, die das Wegschaffen leiteten, oft höchst gewaltsam und unvorsichtig verfuhren. Die Kunstwerke wurden 1814 nach England geschafft. Leider verunglückte ein Schiff mit den köstlichsten Denkmälern bei der Insel Cerigo, und geschickte Taucher vermochten hiervon nur wenig zu retten. 1816 kaufte das englische Parlament die Sammlung für 35.000 Pf.

Digitized by Google

St. (210.000 Thlr.) und verleibte sie dem britischen Museum ein. Die vorzüglichsten Stücke unter ihnen sind meist vom Parthenon genommen, ein Herkules, Ilissus, 2 Parzen, das Pferd der Nacht, die Sonnenpferde ꝛc. Elgin wollte sie anfangs restauriren lassen; doch Canova rieth davon ab, indem er es für Entweihung dieser Meisterstücke hielt, daran Etwas zu ändern, und so sind sie geblieben, wie man sie fand. Die Resultate von Elgin's Forschungen erschienen in „Memoiren über des Lord Elgin Erwerbungen in Griechenland" (1811).

Elias, ein berühmter Prophet des alten Testaments, aus Thisbe in Galiläa, lebte unter der Regierung Ahab's und Jesabel, denen er 912 eine große Hungersnoth verkündete, welche 3 Jahr und 6 Monat anhielt. Nach den Berichten des alten Bundes that er große Wunder und fuhr 895 v. Chr. in den Himmel.

Eliδiren, ausstoßen, wegwerfen, verschlucken, besonders einen Buchstaben (Vocal), des Wohlklangs oder Sylbenmaßes wegen, z. B. sel'ge; und Elision, die Ausstoßung, Verschluckung.

Elieser, ein berühmter Rabbiner, welchen die Juden gewöhnlich zum Zeitgenossen Christi machen, der aber nach dem P. Morin ins 7. oder 8. Jahrh. gehört, hinterließ ein Buch unter dem Titel: „Capitel oder heilige Geschichte", welches Wilhelm Vorstius ins Latein. übersetzte und mit Noten 1644 herausgab.

Elimination, in der Analysis das Verfahren, wonach man eine Größe, die sich in mehren von einander unabhängigen Gleichungen befindet, herausschafft, sodaß dadurch eine oder mehre Gleichungen erhalten werden, in der die weggeschaffte Größe sich nicht mehr befindet.

Elio (Don Felix), spanischer General; zeichnete sich in dem spanischen Insurrectionskriege aus; 1810 von der Regentschaft zum Generalcapitain des Vicekönigreichs Rio de la Plata in Südamerika ernannt, widersetzte er sich lebhaft dem Streben nach Unabhängigkeit in dieser Provinz, unternahm selbst einen Angriff auf Buenos-Ayres, ward aber zurückgeschlagen und von den Insurgenten in Monte-Video zwei Mal eingeschlossen. Nach Europa 1814 zurückgekehrt, erklärte er sich sogleich für die absolute Monarchie und gegen die Cortes, und wirkte dem liberalen Streben, oft nicht ohne Grausamkeit, entgegen, die er besonders, zum Generalcapitain von Valencia ernannt, in dortiger Provinz verübte. 1820, beim Ausbruch der Revolution, sprach sich daher die öffentliche Meinung stark gegen ihn aus, er ward verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und 1822 zu Valencia erdrosselt. Die, welche das Kriegsgericht ausgemacht haben, das ihn verurtheilte, sind nach der Restauration von der Amnestie ausgenommen und werden als Mörder angesehen und verfolgt. So schwankt das Urtheil mit der Macht, und oft gilt zu verschiedenen Zeiten und Orten eine Handlung bald für Tugend, bald für Verbrechen.

Elis, eine Landschaft im Peloponnes, die jetzt den südlichen Theil der Landschaft Chiarenza und den nördlichen der Landschaft Belvedere, im heutigen Morea, ausmacht. Das alte Elis grenzte gegen Morgen an Arkadien, wovon es der Erimanthusfluß trennte, gegen Mittag an Messenien, wo der Fluß Neda die Grenze machte, gegen Abend an das ionische Meer und gegen Mitternacht an Achaja, von dem es das Flüßchen Larissus (jetzt Kalogrea) schied. Die Hauptvorgebirge und Baven von Süden gegen Norden waren die kyparissische Bay, die sich in Elis

Digitized by Google

bei Pylus endigte; der chelonatische Meerbusen, welcher bei dem kleinen Vorgebirge Ichthys anfing, und mit der westlichen Landspitze des Peloponnes, Namens Chelonates, endigte; das Vorgebirge Hyrmina, das bei der Bay, die jetzt Golfo di Chiarenza heißt, anfing; und das Vorgebirge Araxos in Achaja, wobei sich diese Bay endigte. Unter den Flüssen war der vornehmste der Fluß Alpheus überhaupt — der größte in Peloponnes —; dann der Peneus und die schon erwähnten Grenzflüsse. Homer nennt noch den Jardanos und Minyrios, die sich beide oberhalb Pylus vereinigten und nachher die Namen Akidon und Anigros führten. Unter den elischen Gebirgen sind merkwürdig: das Gebirge Minthe, östlich von Pylus, Kronion bei Olympia, Pholoe gegen Norden an der arkadischen Grenze und Skollis, Homers olenische Felsen, an der Grenze von Achaja. Die Landschaft Elis wurde in 3 Theile getheilt; der südliche hieß Triphilia, der mittlere Pisatis, der nördliche Elis oder Köle-Elis. Am nördlichsten lag die Stadt Elis, im mittlern der berühmte Zeustempel nahe am Flusse Alpheus. Seit uralten Zeiten wohnte hier ein Volk, die Kaukonen genannt, deren erster König Aethlius ein Enkel des Deukalion war. Sein Sohn hieß Endymion und sein Enkel Epeos, der Stammvater der Epeer, dessen Sohn Eleos dem Lande Elis den Namen gab. Damals besaß Pelops den mittelsten, Salmoneus den untersten Theil von Elis. Des Eleos Sohn war der bekannte Augias. Zur Zeit des trojanischen Krieges hatte Nestor, des Neleus Sohn, den südlichen, den andern aber hatten vier Fürsten inne. Nach dem Einbruche der Herakliden erhielt Orylos dieses Land. Die Eleenser standen nachher den Spartanern gegen die Messenier bei, und dafür halfen ihnen diese wiederum Triphilien und Pisatis erobern. Späterhin ward Elis ein demokratischer Freistaat. Lange Zeit hindurch genossen die Bewohner von Elis einer ungestörten Ruhe, und nachdem durch die feierliche Stiftung der olympischen Spiele das ganze Land gleichsam dem Zeus geheiligt worden war, so hatte man eine so große Achtung dafür, daß wenn fremde Truppen dasselbe betraten, sie die Waffen ablegten und sie nur erst beim Herausmarschiren wiedernahmen. Auch die Einwohner selbst brauchten keine Waffen zu tragen und durften sich allen Kriegsdiensten entziehen. So stellten sie z. B. gegen den Xerres keine Truppen. Ueberhaupt erhielten die Einwohner Priesterrechte und schafften deßwegen den Sklavenstand ab. Diese Vorrechte hörten nun freilich mit der Zeit auf. Schon im peloponnesischen Kriege und nachher im ätolischen ergriffen sie oft die Waffen. Besonders waren sie geschworne Feinde der Arkadier; mit den Aetoliern aber standen sie häufig in Bündnissen. Ungeachtet aber der geführten Kriege und der innern Zwistigkeiten zwischen den einzelnen Städten, war das Land sehr bevölkert und eines der reichsten in Peloponnes. Der Boden war sehr wasserreich, hatte schöne Viehweiden und vortrefflichen Ackerbau, weil die Einwohner nicht nur arbeitsam waren, sondern weil auch die Regierung selbst sehr viele Rücksicht auf die Landbauer nahm. Sie hatten in ihren Dörfern eigene Gerichtshöfe, welche ihre Processe in der letzten Instanz entschieden und waren nicht genöthigt, ihre Arbeiten zu unterbrechen und in die Städte eines Processes wegen zu kommen. Sogar viele reiche Eleenser wohnten lebenslang in der Ruhe auf dem Lande, und mannigmal hatte seit zwei bis drei Generationen Niemand von ihnen einen Fuß in die Stadt gesetzt. Bei der Einführung der demokratischen Verfassung verbanden sich die Städte in einen Bund,

Digitized by Google

unter denen Elis bald die mächtigste ward und die andern unterjochte; doch behielten sie wenigstens den Schein der Freiheit. Alle Einwohner machten zusammen acht Stämme aus, die durch ein Collegium von 90 Senatoren regiert wurden, welche ihre Stellen lebenslang behielten und wenn einer starb, die erledigte Stelle durch ihr Ansehen Demjenigen zu verschaffen wußten, den sie wünschten. Dadurch entstand freilich der Nachtheil, daß die oberste Macht nur in den Händen einer sehr kleinen Anzahl von Personen war. In den nachherigen Zeiten bemühete man sich auch, eben dieses Fehlers wegen, die Volksregierung einzuführen.

Elisa, ein berühmter Prophet, Schüler des Elias, aus Abelmehola, lebte unter den israelitischen Königen Joram, Jehu, Joahas und Joas, verrichtete mehre Wunder und soll, ungefähr 100 Jahr alt, zu Samaria (830 v. Chr.) gestorben seyn.

Elisabeth die Heilige, von Thüringen, eine der trefflichsten Charaktere des Mittelalters, ein Ideal zarten Frauensinns, mit hoher Religiösität, anspruchloser Milde, freudiger Entsagung und ausdauerndem Muthe im Unglück gepaart. Sie entsproßte dem Ehebündnisse Andreas's II., Königs von Ungarn, mit der Gertrude, einer gebornen Herzogin von Meran (1207 zu Presburg). Schon in ihrer Kindheit unschuldvollen Tagen ward sie zur Gemahlin des 11jährigen Ludwig, des Landgrafen von Thüringen, Hermanns Sohne, erlesen und aus den Gefilden ihrer Heimath auf die Wartburg verpflanzt, wo sie an Hermanns kunst- und gesangliebendem Hofe zur blühenden Jungfrau heranwuchs, und 1221, trotz mehrer feindlichen Einwirkungen zur Hintertreibung dieser Verbindung, vermählt wurde. Ihr Bund war die Einigung zweier gleichgestimmten Seelen, denen nur die liebende Treue und Eintracht, welche wechselseitige Wohlfahrt zu erhöhen strebt, tägliches Bedürfniß wurde. War Ludwig auf dem Waffenfelde ein Muster ritterlicher Hochherzigkeit, so war Elisabeth ein nachahmungswürdiges Vorbild stiller Häuslichkeit, und wenn ihr Gemahl dem Reiche und den Diensten seines Kaisers angehörte, so lebte sie daheim den sorgsamen Tugenden eines geräuschlosen Familienlebens, ganz den Pflichten ihres selbstgewählten Berufes, des Wohlthuns und der Güte. Bei der damaligen Hungersnoth und Seuchen, von denen Deutschland und Thüringen heimgesucht wurde, sah man Elisabeth, die seelenvolle, als eine liebreiche Mutter der Armen und wohlwollende Helferin der Nothleidenden, ihren fürstlichen Schmuck und ihr Silbergeschirr dahin geben, um nur die Armen um ihre offene Tafel versammeln, die Kranken, in besonders errichteten Spitälern, mit den Mitteln der Arzneikunde laben, die Nackenden kleiden, und den Hülfsbedürftigen überhaupt helfen zu können. Selbst in ein dürftiges Gewand gehüllt, übte sie sich in Versagungen, das Wohlseyn Anderer zu befördern; und wenn sie Alles verschmähte, was die Erde ihr Köstliches darbot und worauf sie gemäß ihrer Geburt und ihres Ranges die gegründetsten Ansprüche hatte, so war sie nicht minder die gefühlvollste und zärtlichste Gattin, die sorgsamste und liebendste Pflegerin und Erzieherin ihrer Kinder. Und doch sollte dieses edelschöne Gemüth durch harte Leiden noch mehr geläutert und geprüft werden. Durch den Tod Ludwigs, welchen ein hitziges Fieber auf einem Kreuzzuge (1227) zu Otranto im Neapolitanischen hinwegraffte, wurde Elisabeth in die bejammernswürdigste Lage versetzt. Ihr Schwager, Heinrich Raspe, welcher die Zügel der Landesregierung ergriffen und die Vormundschaft über des

Digitized by Google

Verstorbenen Kinder übernommen hatte, vertrieb die trauernde 22jährige, durch ihre Schönheit und Geist gleich ausgezeichnete Witwe von der Wartburg, entzog ihr alle Unterstützung und verbot sogar den Einwohnern Eisenachs, der Heimathlosen eine Freistätte zu gönnen. Sie sah sich nun selbst dahin gebracht, ihr Brot von mildthätiger Hand in Bettlergestalt, mitten im Winter, für sich und ihre vaterlosen Kinder erflehen zu müssen, bis sie von dem Bischofe von Bamberg, ihrer Mutter Bruder, aus diesem erbarmungswürdigen Zustande herausgezogen wurde, der ihr das Schloß Bottenstein zum Asyle darbot. Ganz dem Himmlischen zugewandt, wies sie alle Bewerbungen um ihre Hand von sich. Rückkehrenden Rittern aus dem gelobten Lande, denen sie ihr Leid und ihre erlittenen Kränkungen klagte, gelang es, den Landgrafen zu vermögen, die Elisabeth zurückzuberufen und sie in den Besitz ihrer rechtmäßigen Einkünfte zu setzen. Da sie aber den Ueberrest ihres Lebens in heiliger Stille zuzubringen wünschte, so begab sie sich 1229 in die Stadt Marburg, nahm den Schleier und zog sich in ein Kloster zurück, wozu sie früher schon ihren Pallast umgeschaffen hatte, allwo jeder Arme und Nothleidende Zutritt fand und von ihren eigenen Händen Verpflegung genoß. Am 19. Nov. 1231 starb sie hierselbst, im 24. Jahre ihres erbaulichen Lebens. Die staunende Bewunderung ihrer Zeitgenossen erklärte sie schon bei ihren Lebzeiten für heilig, und Gregor IX. kanonisirte sie 4 Jahre nach ihrem Tode. An ihrem Begräbnißorte ward in der Folge eine schöne Kirche gebaut und ihr zu Ehren ein herrliches Denkmal errichtet, welches zu den kostbarsten Ueberresten der gothischen Plastik gehört, gegen Ende Nov. 1810 nach Kassel, später aber wieder nach Marburg zurückgebracht wurde. Durch die Vermählung ihrer Tochter Sophie mit Heinrich V., Herzog von Brabant, welche die Mutter Heinrichs des Kindes war, wurde Elisabeth die Stammmutter des fürstlich-hessischen Hauses. Durch Theodorich von Thüringen, doch trefflicher von Karl. Wilh. Justi (Zürich 1797) ist das Leben Elisabeths der Heiligen beschrieben.

Elisabeth, König'n von England, war die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, wurde am 8. Sept. 1533 geboren. Nach Heinrichs Tode bestieg Elisabeths ältere Schwester Maria den Thron, von welcher sie aus Neid über ihre größere Schönheit, Einsicht und Humanität gefangen gesetzt wurde, und nur ihrem überaus klugen Betragen hatte sie es zu verdanken, daß man ihr das Leben nicht entriß. Ununterbrochen beschäftigte sie sich mit den Wissenschaften; wich jedem Gespräche über religiöse Gegenstände, um nicht anstößig zu werden, aus, da man sie ohnehin schon der Vorliebe für die Protestanten beschuldigte. So wurde sie in der Schule der Noth und des Leidens gebildet und zu der großen Rolle vorbereitet, die sie zu übernehmen vom Schicksal bestimmt war. Den 17. Nov. 1558 starb Maria, die England mit eisernem Scepter regiert hatte, und neue Hoffnungen gingen für die Nation auf, als Elisabeth wie ein liebliches Gestirn, unter brausendem Jubel des Volks, in Tower einzog. Mit großer Pracht ließ sie sich 1559, aus Politik, durch einen katholischen Bischof krönen, doch säumte sie nicht, diejenige Religion, woran ihr Glaube geknüpft war, bald öffentlich zu bekennen. Kurz nach ihrer Thronbesteigung ließ Philipp II., König von Spanien, ihr seine Hand antragen, sie schlug aber diese, sowie die meh-

Digitized by Google

rer mächtigen Fürsten aus. Die Religionsstreitigkeiten, die überall ausbrachen, nahmen Elisabeths ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und in kurzer Zeit hatte die Lehre der Reformirten ebenso viel Geister gewonnen als Derer waren, die dem Katholicismus treu blieben. Mit umsichtiger Klugheit benutzte die Königin diese Stimmung ihres Volks, berief ein Parlament, welches die Religion in England auf die noch jetzt herrschende Weise festsetzte und einführte. Ihr hoher Regentengeist entwickelte seine Schwingen bei diesen Vorgängen und es gelang ihr, sich zum Oberhaupte der anglikanischen Kirche zu setzen im Geistlichen sowohl als im Weltlichen. Diejenigen Prälaten, die sich den Neuerungen widersetzten, wurden von ihren Pfründen verjagt, daher denn die meisten gehorchten. Nachdem bereits so viel gewonnen war, erließ Elisabeth eine Menge Gesetze, um die Ausübung der katholischen Religion zu untersagen. Die hiergegen Handelnden waren beim ersten Betretungsfalle mit einer harten Geldstrafe belegt, dann mit Confiscation ihrer Güter und endlich mit Gefangenschaft, in der die Opfer nicht selten einen schmähligen Tod fanden. Die ausgewanderten Priester, welche in ihr Vaterland etwa zurückkehrten, behandelte sie als Majestätsverbrecher, und einige derselben kamen theils in schrecklichen Gefängnissen, theils durch andere Martern um. Die Vertheidiger der Königin behaupten, daß solche und ähnliche Grausamkeiten nur erst dann verübt wurden, nachdem Papst Pius V. einen Bannstrahl (1575) auf das Haupt derselben schleuderte, jeden Engländer seiner Pflichten gegen sie entband, ja sogar dieselben aufforderte, die Krone auf ein anderes Haupt zu setzen. Diesen Ermahnungen, durch Jesuiten ins Geheim verbreitet, glaubte sie am Besten durch Strenge begegnen zu können; sie hielt für nöthig, Furcht einzuflößen, damit der Geist des Aufruhrs und der Widerspenstigkeit nicht von Neuem erwache. Ihr Thron war noch keineswegs befestigt; sie dachte daher, für die Ruhe des Staats dürfe wohl einiges Blut fließen. Während Elisabeth nun unaufhörlich beschäftigt war, ihrem Reiche einen dauerhaften innern Frieden zu bereiten, machte sie sich im Auslande furchtbar. Die Königin von Schottland, Maria Stuart, war an Franz II., König von Frankreich, vermählt und nahm den Titel einer Königin von England als Nachkömmlingin Heinrichs VIII., an. Sie zwang dieselbe, diesem Titel zu entsagen. Sie wies die Irländer in ihre Schranken, die heimlich, im Solde Roms und Spaniens, Unruhen zu erregen bemüht waren. Sie sandte Heinrich IV. Truppen nach Frankreich, ihm sein eignes Königreich von den Liguisten erobern zu helfen. Sie verhinderte den Fall Hollands in die Gewalt Philipps II. durch ihre thätige Unterstützung, und setzte sich in höchste Achtung dadurch, daß sie die Souveränität über Holland, die ihr die Stände anboten, mit edler Großmuth ablehnte. Ihr Haß gegen die Katholiken fand aber zu dieser Zeit neue Nahrung. Der Papst excommunicirte sie nämlich und erregte durch Emissäre im Vereine mit dem Könige von Spanien und der Königin von Schottland Unzufriedenheit und Streitigkeiten in der Kirche. Maria bereitete sich durch dieses Verhalten unendliche Leiden für die Zukunft. Leichtsinn und verhängnißvolle Schicksale brachten in der Folge diese unselige Königin so weit, daß sie aus Schottland nach England entfloh und bei der Elisabeth um ein Asyl nachsuchte. Diese bewilligte ihr einen Aufenthalt, aber nur mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie sich von der Beschuldigung des Mordes ihres Gemahls reinige, den ihr die Welt zuschrieb. Bis dahin ließ sie

Digitized by Google

sie in Verwahrung halten. Mächtige Parteien bildeten sich in London zu Gunsten der gefangenen Königin. Der Herzog von Norfolk büßte mit seinem Leben den Entwurf, Marien als katholischer Herzog heirathen zu wollen. Er bereitete sein Unternehmen durch Umtriebe zu einer Revolution vor, die Marien den Thron von England selbst verschaffen sollte. Allein sein hingeopfertes Leben schlug keineswegs die Verehrer der Gefangenen nieder; nur desto eifriger, desto heftiger wurde ihr Beginnen. Sogar machte man jetzt Anschläge auf die Person der Elisabeth. Fünf entschlossene Mörder verbanden sich durch heilige Eide, ihr Leben zu enden. Aber das Komplott wurde entdeckt, sowie auch, daß sie an Marien geschrieben hatten; doch konnte man diese Fürstin keines eigentlichen Verständnisses mit den Mördern zeihen. Indeß veranlaßte dieser Vorfall die Elisabeth, nach Enthauptung der fünf Rebellen heftiger als bisher auf die Entscheidung des Processes der Maria zu dringen; und als ob Alles gegen diese Unglückliche sich verschworen hätte, mußte auch noch ein Brief des Königs von Spanien, an sie gerichtet, in der Elisabeth Hände fallen. Der Brief enthielt eine dringende Ermahnung fernerer Standhaftigkeit, Versicherungen von Schutz und Beistand, und schloß mit der hoffnungsreichen Aussicht für die Gefangene, bald Diejenige in ihrer Macht zu haben, die für jetzt sie unterdrücke. Nicht mehr bedurfte es, eine so gefürchtete Nebenbuhlerin aus dem Wege zu räumen; und trotz den Vorstellungen und Einreden der Gesandten von Frankreich und Schottland, mußte die unglückliche Maria das schöne Haupt auf den Henkerblock legen. Der 18. Febr. 1587 war der Tag dieses Gräuels. Elisabeth verlor außerordentlich in der öffentlichen Meinung durch diese Hinrichtung und es fruchtete ihr Nichts, daß sie betrübt erschien; daß sie bekannt machte, man habe ihren Befehlen vorgegriffen, dieselben übereilt ausgeführt ꝛc.; Nichts, daß sie sogar ihren Staatssekretair verhaften ließ; ihr Volk und die Welt richteten diese That und sie blieb in ihrem Schuldbuche haften. Philipp II. hatte währenddem wirklich einen Einfall in England vorbereitet, und 1588 erschien die sogenannte „unüberwindliche Flotte" auf der See. Aber Sturm und Ungewitter kämpften für Elisabeth; die Flotte zerstob vor den erzürnten Meereswellen, und was diese nicht verschlangen, fiel den Engländern in die Hände. Die Königin hielt über diesen Sieg zu London einen Triumphzug nach Art der alten Römer. Man schlug eine Münze mit der etwas hochtönenden Umschrift: venit, vidit, vicit, auf der einen Seite, und auf der andern Pax femina facti. Elisabeth war auf die Nachricht dieser ungeheuern Rüstungen Spaniens in das Lager vor Tellebury gereist, um in Person den Muth der Soldaten zu entflammen. Sie sagte ihnen, sie werde an ihrer Spitze fechten, und obgleich sie nur die schwachen Kräfte eines Weibes habe, so besitze sie doch die Seele eines Königs. Drake und mehre andere Seefahrer hatten wichtige Eroberungen in Amerika, von ihr aufgemuntert, gemacht; die Marine befand sich im glänzendsten Zustande unter ihrer Regierung; die Irländer, die lange Widerstand wegen der Religion geleistet, vermehrten die Zahl ihrer Eroberungen; der Graf Esser, ihr Günstling, der als Vice-König diese Provinz revoltiren wollte, um sich, wie man sagt, für eine Ohrfeige zu rächen, die ihm die Königin in der Hitze eines Zanks soll gegeben haben, wurde gefangen genommen und, des Hochverraths überwiesen, hingerichtet. So vereinte sich Alles, ihre Regierung, die freilich mit hoher Weisheit geführt wurde,

Digitized by Google

zu einer glänzenden und glücklichen zu machen. Sie beweinte indeß mit schmerzlichen Thränen den Tod ihres Lieblings, und diese Thränen arteten in Wuth und nachher in bittern Kummer und Schwermuth aus, als folgender Vorfall sich ereignete. Die Königin hatte nämlich dem Grafen die Hälfte eines Ringes verehrt, dessen andere Hälfte sie selbst behielt, mit dem Bedeuten, ihr, wenn vielleicht seine Neider ihn einst verdächtig machen könnten, diese Hälfte zuzusenden, dann werde sie ihn auf der Stelle von Allem freisprechen. Mit Sehnsucht sah sie in den Tagen seines Prozesses dieser Sendung entgegen; sie erwartete mit peinlicher Angst, mit befangenem Gemüthe einen Boten von ihm, allein vergebens, und sie unterzeichnete sein Todesurtheil, weil sie sich beleidigt fühlte und verschmäht glaubte. Nachmals wurde die Gräfin Nottingham tödtlich krank, und gefoltert von Gewissensbissen, eröffnete sie der Königin, daß sie beauftragt gewesen sey, den bewußten Ring zu überreichen, aus Haß gegen den Günstling aber ihn zurückbehalten habe. Elisabeth war untröstlich; sie verschmähete jede Hülfe und eine fürchterliche Schwäche brachte sie bald an den Rand des Grabes. Das Ministerium befragte sie um ihren Nachfolger, sie bezeichnete den König von Schottland, ihren nächsten Verwandten und starb am 3. April 1603, 70 Jahre alt, nach 44jähriger Regierung. Oft und vielfach hatte das Parlament sie bestürmt, sich einen Gemahl zu wählen, aber stets vergebens; sie antwortete einst bei einer solchen Gelegenheit, ihr größter Ruhm würde es seyn, wenn auf ihrem Grabmale folgende Inschrift prangte: „Hier ruht Elisabeth; sie lebte und starb als Jungfrau." — Die Regierung Elisabeths bietet eins der schönsten Gemälde aus der englischen Geschichte dar. Unter ihrer Obhut breitete sich der Handel der Nation in alle Weltgegenden aus; Manufakturen wurden errichtet, die Gesetze befestigt und die Polizei verbessert. Als Feindin eines übertriebenen Luxus bei dem Volke, gab sie weise und nachahmungswerthe Verordnungen über die Kleider, die Waffen, das Pferdegeschirr, die Wagen ꝛc. Auf der andern Seite war sie es wieder, die 1561 die ersten seidenen Strümpfe trug, die man in England sah. Die Finanzen verwandte sie gewissenhaft nur zur Vertheidigung des Staats, und selbst ihre Günstlinge konnten sich keiner ins Große gehenden Geschenke erfreuen. Die damals fast ganz Europa überziehenden Religionskriege wußte sie geschickt in ihrem Reiche zu verhindern, ohne doch im mindesten nachzugeben oder Religionsfreiheit zu gestatten. Bei allem Werthe, den sie auf ihre königl. Rechte legte, bei aller Strenge, womit sie die Gesetze aufrecht erhielt, besaß sie dennoch die ungetheilte Zuneigung ihres Volkes. Sie äußerte oft, sie würde niemals von ihrem Volke etwas glauben, was nicht Vater und Mutter gerne von ihren Kindern glauben möchten. Sixtus V. setzte sie, ungeachtet seines Hasses, unter die drei eigentlichen Regenten, die es damals in Europa gab. Der ausgezeichnete Ruhm aber, den sich Elisabeth durch die Umsicht und Klugheit ihrer Regierungsweise, ihre tiefe Politik, ihre unermüdliche Thätigkeit, ihren Muth, ihre Ausdauer in den verwickeltsten Angelegenheiten, ihre Sparsamkeit, die dennoch weit vom Geize entfernt war, erwarb, ward leider verdunkelt und getrübt durch das Blut der unglücklichen Maria. Uebrigens verband sie mit einer umfassenden Kenntniß der Geographie und Geschichte die Kenntniß von 6 bis 7 verschiedenen Sprachen, die sie sprach oder verstand. Sie lieferte mehre Uebersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen. Ihre Uebertragung des Horaz wurde lange

Digitized by Google

Zeit in England sehr geschätzt. Sich Schriftstellerin genannt zu wissen, war ihr ebenso behaglich als ihre Schönheit bewundern zu hören. Selbst als sie ein Alter von beinahe 70 Jahren erreicht, schmeichelte man ihr nur sehr unvollkommen, wenn man ihre Talente und Vorzüge rühmte und ihre Schönheit vergaß. Ihr Leben ist mehrmals beschrieben und bietet in jeder Beziehung reichen Stoff zu Kenntniß des menschlichen Herzens und Geistes dar. S. „Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit"; aus dem Engl. der Lucie Aikin (2 Tble. Halberst. 1819).

Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans, einzige Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, geboren zu Heidelberg 1652, erhielt an dem Hofe ihrer Tante, der nachmaligen Kurfürstin Sophie von Hanover, eine vortreffliche Erziehung und ward als blühende Jungfrau in ihrem 19ten Jahre nicht aus Neigung, sondern als ein Opfer der kalt reflektirenden Politik, Gemahlin des Herzogs Philipp von Orleans. Ohne gerade schön zu seyn, waren ein durch Offenheit, Munterkeit und Witz ausgezeichneter Geist und ein männlich einfacher Charakter ihre unvergänglichen Vorzüge. Ihr bleibt der Ruhm, ein halbes Jahrhundert hindurch die Einwirkung der franz. Sitten am Hofe Ludwigs XIV. erfahren, ohne dadurch ihren deutschen Charakter verändert zu haben. Obgleich von der Maintenon gehaßt, war sie von Ludwig XIV. sehr hoch geschätzt, den sie häufig auf die Jagd begleitete. Deutsche Gelehrte blieben stets ein besonderer Gegenstand ihrer Vorliebe, und mit Leibnitz war sie in beständigem Briefwechsel begriffen. 1722 starb sie zu St.-Cloud. In den von ihr herrührenden deutschen Briefen hat sie sich und den Hof Ludwigs XIV. sehr treffend geschildert. Einen Auszug davon liefert uns Prof. Schütz in dem „Leben und Charakter der Herz. Elisab. Charl. v. Orleans" (Leipzig 1820) mitgetheilt.

Elisabeth Woodwill, Königin von England, Gemahlin Eduards IV., Tochter Richards von Woodwill und Jacquelinens von Luxemburg, war Hofdame bei der Königin Margarethe, Gemahlin Heinrichs VI, und zog wegen ihrer Schönheit und Klugheit die Augen der Höflinge auf sich. Nur kurze Zeit an den Ritter Gray verheirathet, der 1455 sein Leben in einer Schlacht verlor, zog sich Elisabeth nach Crafton in Northamtonshire zurück, wo sie Eduard IV. 1464 auf einer Jagd kennen lernte und ihr, da sie auf keine andere Weise in seine Anträge willigen wollte, mit seiner Hand die Krone anbot. Eine geheime Ehe verband sie, indeß der Graf von Warwick in des Königs Namen um die Prinzessin Bona von Savoyen, Schwester der Königin von Frankreich, warb, welches die Empörung dieses Grafen und auf einige Zeit auch die Gefangenschaft Eduards IV. zur Folge hatte. Ueber ihren Gemahl übte sie bis zu seinem Tode eine unumschränkte Herrschaft aus, benutzte diese zur Erhebung und Bereicherung ihrer Familie und Kinder aus der ersten Ehe und gebar ihrem Gemahl noch mehre Kinder, die aber nach dessen Tode 1483 ihres Gemahls Bruder, der Herzog Richard v. Gloucester, aus dem Wege räumte. Sie selbst wurde vom Thronräuber Richard III. in ein Kloster gesteckt, wo sie 1486 starb. 2) Elisabeth von England, Tochter der Vorigen und Eduards IV., geb. zu Anfange des Jahres 1416, ward schon als Kind an den damaligen Dauphin, nachher Karl VIII., versprochen, vermählte sich aber mit Heinrich, Graf von Richmond, den 18. Januar 1486, nachdem er kurz zuvor als Heinrich VII. zum König von England gekrönt worden war. Die allgemeine Freude, die das Volk bei dieser Gelegenheit zeigte,

Digitized by Google

erkältete jedoch des Königs Liebe, der in ihr eine Nebenbuhlerin erblickte. Sie gebar ihm 4 Kinder, und starb 1502.

Elisabeth von Oestreich, Königin von Frankreich, Tochter Kaiser Maximilians II. und Mariens von Oestreich, vermählte sich den 26. Nov. 1570 mit König Karl IX. von Frankreich, an dessen Gräuln sie jedoch keinen Theil nahm. Wegen ihrer Schönheit allgemein bewundert, verdiente sie die Achtung der franz. Nation auch durch ihre Tugenden. Nach dem Tode ihres Gemahls begab sie sich nach Wien und starb daselbst in einem von ihr gestifteten Kloster 1592 im 39. Jahre ihres Lebens.

Elisabeth Farnese, Königin von Spanien, einzige Tochter Herzogs Odoardo II. von Parma und Erbin von Parma und Piacenza, geb. 1692, vermählte sich 1714 mit Philipp V. von Spanien und führte von dieser Zeit an, nachdem sie die Prinzessin Ursini entfernt, fast allein die Regierung, die kurze Zeit ausgenommen, wo Philipp V. zu Gunsten seines ältesten Prinzen Ludwig die Regierung niedergelegt hatte; denn als dieser noch in demselben Jahre (1724) starb und Philipp die Regierung von Neuem übernahm, herrschte sie nach wie vor. Sie gebar Philipp V. 7 Kinder und starb 1766.

Elisabeth Petrowna, Kaiserin aller Reußen, Tochter Peters des Großen und Katharina I., war den 29. Dec. 1710 geboren. Diese berühmte Tochter Peters des Großen hatte durch eine Leutseligkeit, die ihr alle Herzen gewann, sich auch besonders die Liebe der Offiziere und Gemeinen bei den Garde-Regimentern erworben. L'Estocq, damals ihr Wundarzt, später russischer Geheimer Rath und römischer Reichsgraf, war ihr wirksamer Vertrauter bei ihrem Bestreben, den Thron ihres unsterblichen Vaters zu besteigen. Man hatte dazu einen zweifachen Entwurf gemacht. Der erste war: durch Hülfe der Krone Schweden, welcher große, wiewohl unbestimmte Vortheile versprechen würde, sich des Reiches zu bemächtigen. Der andere: bei der feierlichen Wasserweihe am 6. Jan. 1742 die alsdann versammelte petersburger Besatzung durch Geschenke zu gewinnen. Der franz. Gesandte, Marquis de la Chetardie, der um ihre Anschläge wußte, versorgte sie mit ansehnlichen Geldsummen. Entdeckungen, die ihr die Regentin Anna (23. Nov. 1741) machte, bewogen den L'Estocq, auf die Beschleunigung des Vorhabens zu dringen, und beredete sie, anstatt den 6. Jan. des folgenden Jahrs abzuwarten, den Entwurf, der schon zum Theil der Regentin verrathen war, früher und gleich in der folgenden Nacht auszuführen. Sie betete und that Gelübde, legte den Katharinenorden an, setzte sich in ihren Schlitten, hinter welchem ihr damaliger Kammerjunker, Graf Woronzow, und L'Estocq standen, und fuhr nach dem Regiment-Hause der preobraschenskischen Grenadiere, die der Tochter Peters I. augenblicklich huldigten. Durch etwa zwei oder drei Hundert derselben nach dem kaiserlichen Pallaste begleitet, schickte man mehre Abtheilungen aus, die Grafen Ostermann, Münnich und Golofkin in Verhaft zu nehmen. Die Wache in dem kaiserlichen Pallaste huldigte ihr. Auf erhaltenen Befehl nahm ein Commando von Grenadieren die Regentin, ihren Gemahl, Herzog Anton Ulrich, und den jungen Iwan gefangen und brachten sie in den Pallast der Prinzessin Elisabeth. Durch diese Revolution, welche den Czar Iwan als blödsinnig vom Throne stieß, bekleidete sich Elisabeth mit dem kaiserlichen Purpur. Der 1743 gegen die Regierung der Kaiserin gemachte Anschlag zur Wiederherstellung des Prinzen Iwan und seiner Mutter

Digitized by Google

ward entdeckt und hart bestraft. Es waren vornehme Personen, selbst Damen, mit in der Sache verwickelt. Auch gab der Vorfall Gelegenheit zu einer Mißhelligkeit zwischen dem russischen und römisch-kaiserlichen Hofe. Allein die Freundschaft wurde nach Ablauf einiger Jahre so vollkommen wieder hergestellt, daß ein ansehnliches russisches Heer, welches die Kaiserin zum Vortheile des östreichischen Hauses gegen die Krone Frankreich nach Deutschland sandte, die Endigung des östreichischen Erbfolgekrieges (1747) und die Beschleunigung des aachner Friedens bewirkte. Das J. 1748 bezeichnet den Fall des Geh. Rath L'Estocq, der das vornehmste Werkzeug der kaiserlichen Thronbesteigung gewesen war. Ihn stürzte der Graf Bestucheff, der zehn Jahre später das nämliche Schicksal hatte. Da sie früher ihre Hand dem Prinzen von Holstein-Gottorp zugesagt, und dieser 11 Tage nach dem Verlöbniß verblich, blieb sie unvermählt. An dem 1756 ausgebrochenen Krieg nahm Elisabeth aus gekränkter Eitelkeit, da sich Friedrich II. Anspielungen auf ihre Person erlaubt hatte, jedoch ohne großen Nutzen lebhaften Antheil und war eine treue Bundesgenossin ihrer Alliirten. Sie starb den 5. Jan. 1762, 51 Jahre alt. In ihrer letzten Krankheit gab sie Befehl zur Befreiung von 13 bis 14.000 Unglücklichen, die wegen Contrebande in Verhaft waren. Auch wollte sie die Abgaben so sehr verringern, daß die Einkünfte dadurch wären um anderthalb Millionen Rubel vermindert worden. Ihre Güte erstreckte sich noch auf Diejenigen, die Schulden halber eingekerkert waren, und sie ließ aus ihrer eignen Kasse allen Denen ihre Schulden bezahlen, die unter 500 Rubel schuldeten, wodurch denn eine unzählige Menge die Freiheit erhielten. Bemerkenswerth ist es überdieß, daß Elisabeth das Gelübde gethan und gehalten, daß sie kein Todesurtheil sanctioniren wolle, welches allerdings in einem Lande Großmuth zu nennen ist, welches wenigstens damals Revolutionen so sehr ausgesetzt war. Schade nur, daß bei so viel natürlicher Güte, als diese Züge andeuten, ihre Minister und Günstlinge so viel Gewalt über sie hatten, daß oft durch deren Einfluß eine Verweisung nach Sibirien härter wurde als selbst der Tod. Gewöhnliche Hofintriguen wurden zuweilen, gleich als wären es gefährliche Umtriebe, behandelt und bestraft, und oft war ein einziges Wort hinreichend, eine Strafe wie ein Verbrecher zu erhalten. Die Universität zu Moskau und die Akademie der schönen Künste zu Petersburg verdanken ihr ihre Entstehung. Ihr Aeußeres war außerordentlich schön. Sie übertraf selbst ihre Mutter Katharina, besonders im bewundernswürdigen Ebenmaß der Glieder. Ihre Gesichtszüge waren zwar etwas groß, aber wie mit Sanftmuth gleichsam übergossen, die durch die Anmuth ihrer Bewegungen und die Lebhaftigkeit ihrer Unterhaltung, die dabei fast immer schmeichelnd und herzlich war, bis auf die höchste Stufe der Liebenswürdigkeit erhoben wurde. Doch war sie eifersüchtig auf andere Schönheiten neben ihr, wobei sie oft ihre angeborene Sanftmuth verleugnete. Ihr Charakter war ohne alle Kraft; sie war zum Herrschen bestimmt, fand es aber gemächlicher, sich beherrschen zu lassen. Ein ungemessener Hang zu Vergnügungen verdrängte jede andere Beschäftigung. Eine ihrer Eigenheiten war auch die, daß keine ihrer Damen Moden früher tragen durfte, als bis sie dieselben abgelegt hatte; doch ließ sie hiermit nicht lange warten; denn sie soll jedes Kleid nebst völligem Zubehör nur Einmal getragen haben, und man fand nach ihrem Tode nahe an 30.000 Roben in ihren Schränken. Aus ihrer Verbindung mit dem Feldmarschall Razumoffsky hatte sie 2 Söhne und eine Tochter.

Digitized by Google

Elisabeth von Frankreich (Philippine Marie Helene), Schwester des unglücklichen Ludwigs XVI., geb. zu Versailles den 5. Mai 1764, war des letzte Kind von Louis, Dauphin von Frankreich, und von Marie Josephine von Sachsen, seiner zweiten Gemahlin. Elisabeth zählte nur erst drei Jahre, als sie ihre Eltern verlor. Schon in diesem zarten Alter zeigte sie eine Anhänglichkeit an ihren Bruder, den damaligen Herzog von Berry, nachherigen Ludwig XVI.; eine Anhänglichkeit, die sich in den folgenden Leidenstagen dieses Bruders so himmlisch schön bewährt und so bewunderungsvoll standhaft bewiesen hat. Ihre frühere Jugend bietet in ihr ein Muster der Folgsamkeit, Herzensgüte und Gelehrigkeit dar, und mit Leichtigkeit machte sie seltene Fortschritte in Wissenschaft und Kunst; besonders aber in ihrem Lieblingsstudium, der Geschichte. Heiter entflohen unter unschuldvollen Freuden ihre Tage, und ihr erster Schmerz war die Trennung von einer geliebten Schwester, welche ihrem Gemahle, dem Prinzen von Piemont, ins Ausland folgte. Auch für sie, die nun 21jährige Jungfrau, hatte man einen Gemahl in dem sicilian. Herzog v. Aosta, Infanten von Spanien, erwählt, welches Bündniß jedoch nicht statt fand, zu herzlicher Freude der jungen Prinzessin. Die Freundschaft zu ihrem Bruder füllte fortwährend ihr ganzes Gemüth, und Wohlthun, ländliche Freuden und wissenschaftliches Streben machten ihre Erheiterungen aus. Der Ausbruch der Revolution störte für immer diese Beschäftigungen der Ruhe und des Glückes. Mit ahnungsreicher Bangigkeit hatte Elisabeth die Zusammenberufung der Stände vernommen, und leider nur zu bald offenbarte sich ein Geist in deren Verhalten, der Elisabeth zur aufopferndsten Theilnahme an ihres theuern Bruders Geschick aufforderte. Am verhängnißvollen 6. Oktober war sie es, die dem König die Festigkeit einflößte, welche er an diesem Tage zeigte; am andern Morgen begleitete sie ihn nach Paris und war an seiner Seite auf dem Rathhause. Ihr heller Verstand sah ein, daß Alles verloren war, besonders da sie sich nicht leugnen konnte, daß viele falsche Maßregeln ergriffen wurden. Mit Resignation ergab sie sich dem Unvermeidlichen und folgte dem König auf der Flucht, wurde aber zu Varennes gleich ihm eingeholt und nach Paris zurückgebracht. Am 20. Juni 1792 befand sie sich neben ihrem Bruder, als einige Wüthende sie für die Königin hielten und sie ermorden wollten, welches sie nicht verhinderte, um den Tod von derselben durch den ihren abzuwenden. Offiziere von den Nationalgarden erkannten und retteten sie. Standhaft widersetzte sie sich am 10. Aug. dem Vorschlage, den Pallast zu verlassen, obschon der König sie inständigst darum bat. Allein endlich folgte sie ihm in die Nationalversammlung; hier schauderte sie bei dem Sterberöcheln der braven Schweizer und dem Geklirre der Waffen, hörte mit dem Gefühle der Vernichtung die Absetzung ihres Bruders und die 2 Tage dauernden Debatten über die Wahl eines festen Gefängnisses für ihre Familie und sie. Der Tempel wurde ausgewählt, und Elisabeth brachte, sich selbst vergessend, dem geliebten und ach! so unglücklichen Könige und den Seinen jede Tröstung, die ihr reiches Herz ersann; jede Erhebung im Leiden, die ihr die Religion bot, mit innigster Zärtlichkeit dar und schien keinen Gram zu empfinden als nur den um die königliche Familie. Sowie sie vormals am Hofe das Vorbild der Tugend und Güte gewesen, war sie jetzt dasjenige der Geduld und Ergebung. In der Krankheit, die bald die königliche Familie befiel,

Digitized by Google

zeigte sie, was ein schönes Gemüth für die Erleichterung eines Kranken, wenngleich von allen äußern Mitteln verlassen, vermag. Kein Schlaf kam während dieser Tage in ihr Auge. Bald mußte sie ihren Bruder und späterhin Marien Antoinetten das Blutgerüst besteigen sehen. Mit Gelassenheit sah sie demselben Schicksal entgegen. Am. 9. Mai 1794 riß man sie des Abends 7 Uhr aus ihrem bisherigen Gefängnisse, dem Tempel, schleppte sie in die Conciergerie und daselbst sogleich in ein außergerichtliches Verhör vor den Vicepräsidenten des Revolutionstribunals, Deliege. Den nächsten Morgen führte man sie dem versammelten Tribunale zu, vor welchem sie mit standhafter, hoher, ungebeugter Würde erschien. Auf die Frage ihres Standes und Namens erwiederte sie: „Ich heiße Elisabeth von Frankreich und bin die Tante eures Königs". Diese muthvolle Antwort, in dem Augenblick ausgesprochen, wo sie in unrettbarer Hülflosigkeit in den Händen ihrer blutgierigen Henker sich befand, machte selbst diese verwirrt und es erfolgte eine augenblickliche Stille. Bald jedoch wurde ihr nebst 24 andern Schlachtopfern das Todesurtheil gesprochen. Sie endete an demselben Tage, den 10. Mai 1794, ohne Klage oder Vorwurf, mit Gleichmuth, an der Hand der Nothwendigkeit. Ihre Richter hatten die Grausamkeit, zu verordnen, daß sie die Hinrichtungen der 24 Gefährten mit ansehen mußte. Elisabeth besaß, ohne gerade schön zu seyn, eine einnehmende Gesichtsbildung und besonders ein rührend mildes blaues Auge, dem man Zutrauen nicht versagen konnte. Ihr Charakter war sanft, sogar demüthig in den Zeiten des Glücks und der Hoheit, erhob sich aber im Sturmesdrange der Widerwärtigkeiten zu einer Standhaftigkeit, die selbst das Blutgerüst nicht erschüttern konnte. Zu Paris erschien 1802 eine Lebensbeschreibung der Prinzessin Elisabeth von Mad. Guerard in 2 Bändchen. Der franzöſ. Staatsminister Ferrand hat eine sehr anziehende Lobrede auf Elisabeth geschrieben und 14 Briefe angehängt; kostbare Denkmäler ihrer himmlisch reinen Tugend, der Schönheit ihres Gemüths, der liebenswürdigen Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, der Festigkeit ihrer Seele und ihres vortrefflichen Urtheils. Ihr Bruder, König Ludwig XVIII., hat in Uebereinstimmung mit den Kammern des Reichs ihr ein Monument setzen lassen.

Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Prinzessin aus dem Hause Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. den 8. November 1715 zu Braunschweig, wurde am 12. Juni 1733 mit dem Kronprinzen von Preußen zu Salzdalum vermählt. Ihr herrlicher Charakter, ihre Tugenden und ihr gebildeter Geist machten sie zum Gegenstande der allgemeinsten Verehrung. Auch ihr hoher Gemahl, fühlte sich von dieser Verehrung durchdrungen, obgleich er, da seine Wahl nicht frei gewesen war, sein ganzes Leben in Entfernung von ihr zubrachte. Einen Beweis dieser Achtung zollte er ihr bei seiner Thronbesteigung 1740, indem er sie selbst nach Berlin begleitete und sie in einer feierlichen Audienz dem versammelten Hofe als Königin vorstellte. Er schenkte ihr das Schloß Schönhausen, wo sie die Sommerzeit zubrachte. In seiner Sterbestunde, den 16. August 1786, gedachte er ihrer noch mit immer gleichen Empfindungen und verordnete in seinem Testamente, daß ihren bisherigen Einkünften jährlich 10.000 Rthlr. zugesetzt werden sollten. Friedrich bediente sich als Grund dieses Vermächtnisses der Worte: „daß sie ihm nie das mindeste Mißvergnügen während seiner

Digitized by Google

Regierung verursacht und daß sie durch ihre unerschütterliche Tugend die Achtung einer ganzen Welt verdiene". Ihr Leben floß dem Anscheine nach ungetrübt unter Wohlthaten und Lectüre dahin; die Hälfte ihrer Einkünfte war in Pensionen für arme Familien und sonstige ständige Almosen verschrieben und eingetheilt. Um ihr mitleidsvolles Herz befriedigen zu können, entbehrte sie nicht selten Bequemlichkeiten, entsagte aber immer gern und willig Freuden und Entbehrlichkeiten. Ein Zug diene hier als Beispiel. Die Königin war eine Liebhaberin von Perlen. Einst zeigten Juweliere ein Halsband bei ihr vor, welches von seltener Schönheit war. Sie wünschte es zu besitzen, allein der Preis war hoch, ihre Einkünfte durch die vielen Pensionen, die sie gab, beschränkt. Sie entließ die Juweliere. Am andern Morgen brachten ihre Damen das Halsband wieder herbei, weil sie wünschten, die geliebte Gebieterin möge sich diese Freude nicht versagen. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen, schien aber in Gedanken zu rechnen, wandte sich dann schnell und entschlossen ab und sagte: „Thut es hinweg, ich will es nicht wieder sehen, denn wie vielen Armen kann ich dafür aus der Noth helfen". Sie starb, beweint von einer unendlichen Menge, am 13. Jan. 1797. In ihren Mußestunden übertrug sie mehre Werke aus dem Deutschen ins Französische; und an eigenen Schriften, aber alle in französischer Sprache, hat man von ihr: „Méditation à l'occasion du renouvellement de l'année, sur les soins que la providence a pour les humains etc." (Berlin 1777); Réllexions pour tous les jours de la semains" (Berlin 1777); Réflexions sur l'état des affaires publiques en 1778, adressées aux personnes craintives" (Berlin); „La sage révolution" (Berlin 1779). Tiefes Gefühl und ein heller Blick charakterisiren diese Werke.

Elisabethorden, königl. baier. weiblicher Orden, von der Kurfürstin Elisabeth Auguste 1766 zum Besten von Nothleidenden gestiftet. Die heilige Elisabeth ist die Schutzpatronin dieses Ordens. Die Damen müssen katholischer Religion seyn und ihren und ihres Mannes Adel mit 16 Ahnen beweisen. Die Fürstinnen des Hauses und anderer fürstlicher Häuser, die Oberhofmeisterin, sämmtliche Hofdamen und noch 6 andere verehelichte oder verwitwete Damen sind Mitglieder desselben. Ordenszeichen: ein weiß emaillirtes, mit einer Krone verschenes Kreuz, das auf der einen Seite die heilige Elisabeth, auf der andern den Namenszug der Stifterin zeigt. Die Verbindlichkeiten dieses Ordens sind, für einander im Leben und Tode zu bitten und jährlich eine Seelenmesse lesen zu lassen. Beim Empfange des Ordens werden 4 Ducaten für die Armen erlegt, und so oft man vergißt, den Orden zu tragen, bezahlt man zur Strafe einen Ducaten.

Elisabeth-Theresienorden (Elisabeth-Theresianische Militairstiftung), von der Kaiserin Elisabeth Christine, Witwe Karls VI., 1750 für 20 Offiziere vom Obersten aufwärts, die dem Hause Oestreich 30 Jahre treu gedient hatten, gegründet, 1771 von Maria Thereſia geändert und für 21 Ritter bestimmt. Ordenszeichen: ein mit Gold eingefaßter Stern, mit 8 halb roth, halb weiß eingefaßten Spitzen. In der Mitte auf einem Oval eine goldene Kaiserkrone und die Namenszüge E C und M T, darunter die Umschrift: M. Theresia parentis gratiam perennem voluit. Das Kreuz wird an einem schwarzseidenen Bande am Knopfloch getragen. Es sind 3 Klassen, die 1000, 800 und 500

Digitized by Google

Gulden Pension erhalten. Jeder kann, ohne Unterschied der Religion oder des Standes, den Elisabeth-Theresienorden erhalten.

Eliten, bei den französischen Cavallerieregimentern eine aus ausgesuchten braven Leuten bestehende Compagnie, auch durch die Uniform und Bärmützen ausgezeichnet, den Grenadieren der Infanterieregimenter entsprechend.

Elixir (arab., Pharm.), in älterer Zeit sehr gewöhnlicher Name eines sehr concentrirten, dunkeln, mehr oder minder undurchsichtigen, nicht ganz dünnflüssigen Auszugs mehrer wirksamen Arzneikörper, die zum Theil noch jetzt unter dieser Benennung in Apotheken aufgenommen sind. Bekannt sind Fr. Hoffmann's und Stoughton's Magenelixire. Jenes (elix. vuacerale Fr. Hoffmanni) wird bereitet, indem die Extracte des card. ben., cent. min., cort. chinae, myrrh. aq., in Malaga oder Ungarwein aufgelöst und ein wenig tinct. caryophyll. aromat. und tinct. croci hinzugesetzt wird. Stoughton's Magenelixir besteht aus absynth., gentian. rubr., rhabarb., cascarilla und cort. aurant., welche zusammen mit Weingeist infundirt werden.

Elle, bekanntes Längenmaß von 2 Fuß oder 24 Zoll. Ihre Größe ist nach der Größe der Zölle höchst verschieden. Die vorzüglichsten Ellen sind: Berliner Elle, 295 6 par. Linien; Brabanter Elle, 306,5 par. Linien; Breslauer Elle, 243,8 par. Linien; Dresdner Elle, 250,9 par. Linien; Frankf. a. M. Elle, 239,2 par. Linien; Hamb. Elle, 254,4 par. Linien; Leipziger Elle, 250 6 par. Linien; Nürnberger Elle, 292,4 par. Linien; Prager Elle, 262,6 par. Linien; Rigaer Elle, 242,9 par. Linien; Warschauer Elle, 273 par. Linien; Wiener Elle, 344,5 par. Linien. Ueber das Verhältniß der verschiedenen Ellen zu einander s. Nelkenbrecher's „Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichtskunde" 14. Aufl., Berlin 1828.

Ellenborough (Edward Law, Lord), geb. 1748 zu Great Salkeld in Cumberland, Oberrichter des Tribunals der Kingsbench in London, war ein Rechtsgelehrter, bei welchem Geburt, Naturgaben, Kenntnisse, Glück, Verbindungen und Gelegenheit sich vereinigten, den Platz, welchen er im gesellschaftlichen Leben einnahm, merkwürdig zu machen. Sein Vater, D. Edmund Law, Bischof von Carlisle, ein gelehrter Theolog, ließ ihn auf der trefflichen Carthause in London unterrichten; dann studirte er in Cambridge so fleißig, daß er 1771 eine Medaille vom Kanzler derselben, und 1773 einen Preis erhielt. Als er sich den ersten akademischen Grad eines Baccalaureus erworben hatte, widmete er sich in Lincolns-Inn zu London der Rechtsgelehrsamkeit. Bald erhielt er Ruf, und nach einiger Zeit, nebst Scott, unter den Sachwaltern den Vorrang. Auch Erskine fing damals seine glänzende Laufbahn an; aber Law war anerkannt an Rechtsgelehrsamkeit ihm überlegen. Sein Ruf an den Gerichtsschranken erwarb ihm die Freundschaft des Sir F. Buller, eines Unterrichters am Tribunal der Kingsbench, dessen Verwendung ihm a silk gown zu Wege brachte. Dem engl. Sachwalter ist das seidene Gewand eine Auszeichnung, welche es ihm zur Vorschrift macht, bei Processen, wo mehr als Ein Advokat für eine Partei angenommen wird, als Ankläger oder Vertheidiger, die Hauptrolle zu spielen und sich nie zu einer untergeordneten herabzulassen (he must lead or do nothing): ein kühnes Unternehmen für einen so jungen Mann, als Law damals war. Allein er übertraf noch seinen Ruf. Als Warren Hastings 1785 aus Bengalen zurück kam, um dem über ihn ver-

Digitized by Google

hängten Processe beizuwohnen, suchte er einen gerichtlichen Vertheidiger. Der berühmte Erskine schlug den Antrag ab; Law nahm ihn an. Dazu gehörte großer Muth; denn die Ankläger waren Burke, Fox, Sheridan und andre nicht unbedeutende Männer. Law hatte zu Gehülfen Plomer und Dallas, verdiente, aber damals wenig bekannte Sachwalter. Aber trotz der anscheinenden Ueberlegenheit der Gegenpartei siegten sie. Law wich dem berühmten Burke keinen Fingerbreit und antwortete ihm so kühn, daß ihn das hohe Parlamentstribunal mehre Male zur Ordnung verwies. Erst im fünften Jahre des Processes konnte er die Defension anfangen. Er ging die lange Anklage mit prüfendem Scharfsinne durch, zeigte ihre Unhaltbarkeit und that dar, daß Hastings ein verfolgter, schuldloser Mann sey. Das Ansehen, die Schönrednerei und den hohlen Wortkram seiner Gegner bekämpfte Law mit einer nüchternen, logischen, allen Prunk verachtenden und klaren Auseinandersetzung, welche ihre Wirkung nicht verfehlte; denn nach acht langen Jahren, in welchen dieser Rechtsstreit 148 Tage einnahm, fanden sich nicht mehr als 29 Lords zum Urtheilsspruche ein, von welchen 21 Warren Hastings (s. d.) für nicht schuldig und nur 8 wegen eines oder etlicher Klagpunkte für schuldig erklärten. Dieser Staatsproceß gründete sein und seiner Gehülfen Glück. Law besonders stieg schnell. Er wurde 1801 (ohne Generalsachwalter gewesen zu seyn) zum Generalfiscal ernannt und zum Ritter geschlagen. Als 1802 Lord Kenyon starb, machte ihn der König zum Oberrichter des Gerichts der Kingsbench und erhob ihn zum Pair, bei welcher Gelegenheit er der Titel Ellenborough von einem Fischerdörfchen annahm, wo seine Vorfahren lange gewohnt hatten. Als Lord Grenville an die Spitze des Ministeriums trat, gab er ihm einen Sitz im geheimen Staatsrathe, welches einiges Murren erregte, weil man es für unconstitutionell hielt. Im Parlamente war er Widersacher der irländ. Katholiken; er sagte, sie genössen die ausgedehnteste Duldung und strebten nur nach politischer Macht; aber so lange sie mit dem römischen Stuhle verbunden blieben, könne er nicht zugeben, daß sie einen Zweck erreichten, welcher die Wohlfahrt des Landes zu Grunde richten würde. 15 Jahre lang stand er seinem Amte als Lordoberrichter des Tribunals der Kingsbench vor; die außerordentlichen damit verbundenen Mühewaltungen schadeten seiner Gesundheit. Der Buchhändler Hone hatte die berüchtigten 3 Parodien herausgegeben, worin die christliche Religion verspottet wird. Die gerichtlichen Verhandlungen über die ersten fanden unter Abbot statt, die über die beiden letzten unter Ellenborough. Beide Richter hielten in ihren Erläuterungsreden an die Jury die Parodien für Schmähschriften; dennoch erklärten die Geschwornen Hone nicht für schuldig und die Anwesenden, allem Anstande Trotz bietend, jauchzten darüber. Lord Ellenborough, der sich schon vorher unpäßlich befand, wurde durch dieses Ereigniß tief erschüttert. Nach einer langen Kränklichkeit legte er seine Aemter nieder und starb am 13. Dec. 1818 im 70. Jahre.

Ellerich, Stadt mit 3 Kirchen und einem Hospital im Kreise Nordhausen, Reg.-Bez. Erfurt, preuß. Provinz Sachsen, liegt an der Zorge, hat in 460 Häusern 2800 Bewohner, welche sich vorzüglich mit der Wollenweberei und Gerberei beschäftigen, außerdem aber noch eine Papier- und 4 Oelmühlen unterhalten. Nicht weit von der Stadt ist die Kelle, eine bekannte Alabasterhöhle.

Digitized by Google

Ellingen, Stadt im bair. Rezatkreise, an der Rezat, hat nahe an 1000 Bewohner, ein Schloß, großer Garten, gute Schulanstalten ꝛc. Sie ist der Hauptort der fürstlich Wrede'schen Herrschaft Ellingen (die noch 19 Dörfer, 16 Weiler und mehre Mühlen und einzelne Höfe enthält, und 1815 vom König dem Feldmarschall Wrede zur Dotation seiner Fürstenwürde als bair. Thronlehn verliehen wurde), der Sitz eines Herrschaftsgerichts.

Elliot (Georg August), Lord Heathfield, aus einem altadeligen Geschlechte Schottlands, geb. 1717 oder 18 zu Stobbs, zeichnete sich schon früh unter seinen Geschwistern durch einen schönen Körperbau, seltene Geistesgaben und ein lebhaftes Temperament vortheilhaft aus. Mit Eifer legte er sich in seiner Jugend auf Mathematik und bezog schon im 14. Jahre die Universität zu Edinburg, wo er das Studium der Mathematik und aller damit verwandten Wissenschaften fortsetzte. Von dort ging er auf die Ingenieurschule La Fère in der Picardie, verließ hierauf den Continent und nahm 1735 beim Ingenieur-Corps zu Woolwich Dienste, um die Theorie mit der Praxis zu verbinden. 1737 verließ er dasselbe und trat unter die reitende Grenadiergarde. Obschon ihm der Friede zum Selbststudium Zeit genug gönnte, so nahm er doch noch die Nacht zu Hülfe und überließ seinem Körper nur vier Stunden Ruhe. Sein Verdienst wurde anerkannt, sodaß er bald zur Würde eines Obrist-Lieutenants emporstieg. In dieser Eigenschaft begleitete er in einem Alter von 26 Jahren Georg II. (Mai 1743) nach Deutschland, wo er sich in dem östreichischen Erbfolgekriege und namentlich in der Schlacht bei Dettingen durch seine Tapferkeit und Geistesgegenwart so rühmlich auszeichnete, daß ihn der König zu seinem General-Adjutanten ernannte. Nach dem Frieden (1748) kehrte er nach England zurück, und bei wieder ausgebrochenem Kriege erblicken wir ihn 1757 im Gefolge des Herzogs von Cumberland in Deutschland bei der alliirten Armee, wo er gleichsam die Schatzkammer der wichtigsten Entwürfe und Plane war. 1758 errichtete er in London ein Regiment leichter Reiterei und kam im darauf folgenden Jahre als Chef desselben in Münster zum Heere. Jetzt nahm er an allen Hauptereignissen, die zwischen dem Rhein und der Mosel vorfielen, Theil, wurde während dessen zum General-Major ernannt und hatte nun schon so viele Beweise von seiner persönlichen Tapferkeit als seinen theoretischen Kenntnissen geliefert, daß man ihm und dem Grafen Albemarle die im Entwurfe begriffene Unternehmung auf Cuba anvertraute. Hier machte er im Juli mit Albemarle die wichtige Eroberung der Stadt Havannah durch Sturm, bei welcher Gelegenheit man seinem Muthe und seiner Menschenliebe alle Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Nach dem hubertsburger Frieden trat er als General-Lieutenant 1775 als Oberbefehlshaber der englischen Truppen in Irland und kurz nachher als erster Gouverneur von Gibraltar auf; und hier war es, wo er sich den Lorbeerkranz des Nachruhms errang. Als 1779 Spanien an dem zwischen Großbritannien und dem mit den amerikanischen Colonien verbündeten Frankreich ausgebrochenen Kriege Theil zu nehmen sich unterfing, war das Augenmerk der bourbonischen Höfe vorzüglich auf Gibraltar gerichtet. Schon vor der förmlichen Kriegserklärung wurde Stadt und Festung zu Wasser und zu Land von spanischen und französischen Truppen eingeschlossen. Die Besorgnisse dieser dreijährigen im Lager von St.-Roch getroffenen fürchterlichen

Digitized by Google

Anstalten, wurden allgemein, nur Elliot und sein Untergouverneur Boyde blieben unerschüttert. Endlich, als die Werke der Belagerer nach ihren Einsichten die höchste Vollkommenheit erreicht hatten, faßte Elliot den Entschluß, wenigstens einen Theil derselben zu zerstören; dieser Angriff (27. Nov. 1781) gelang auch dergestalt, daß in einer halben Stunde 2 Batterien von zehn Mörsern und drei, jede von 6 Kanonen, mit allen Approchen und Traversen in Asche lagen, Kanonen und Mörser wurden vernagelt und der Feind ganz muthlos sah in seinem Lager dem Brande ruhig zu; sein schlecht gerichtetes Geschütz that den Engländern wenig Schaden, und vor Anbruch des Tages war das siegreiche Corps schon wieder in der Festung. Im Juni 1782 kam der Herzog von Crillon, oberster Befehlshaber der span. Armee, der die Festung Minorca von den Engländern eben erobert hatte, mit bedeutender Verstärkung vor Gibraltar an, sodaß eine Armee von mehr als 30.000 Mann versammelt war. Crillon ließ nun gleich Kanonier-Schaluppen bauen und Kasematten mit unglaublicher Mühe in den Felsen hineinarbeiten. Zehn schwimmende Batterien, nach Erfindung des franz. Ingenieurs d'Arçon und nach einer ganz neuen Erfindung mit zwei gegen Kugeln und Bomben geschützten Verdachungen, welche im Ganzen 147 metallene und 150 eiserne Kanonen (jede von 36 Mann bedient) führten, sollte die Furcht der Belagerten erhöhen. Ueber die Ankunft des Grafen von Artois und des Herzogs von Bourbon verdoppelte sich zwar die Hoffnung im Lager der Belagerer, aber ebenso stieg auch der Muth des belagerten Helden. Es war am 13. Sept. 1782, als Morgens um 8 Uhr diese 10 Batterien der Festung sich entgegenstellten. Elliot, von unerschütterlichen Muthe durchdrungen, ermunterte nur seine Krieger zur Standhaftigkeit und nahm seinen Posten zum Angriff-Commando auf einer Bastion, welche dem Feuer der Belagerer ganz ausgesetzt war. Von der Erfindung der Feinde benachrichtiget, mußte Elliot auf Mittel sinnen, ähnliche Schutzmauern demselben entgegenstellen zu können, dazu war ihm ein deutscher Nagelschmied (Schwänkendiek), welcher sich in der Festung befand, behülflich. Es war ein Ofen erbaut worden, worin 4000 Kugeln glühend gemacht und auf die beweglichen Wälle geschleudert wurden. Sie wurden mit solcher Geschicklichkeit geworfen, daß Nachmittags schon Rauch und um Mitternacht drei Batterien völlig und die andern theilweise in Flammen standen. Nach Tagesanbruch wurde man erst deutlich gewahr, welche grausame Verwüstungen durch die glühenden Kugeln angerichtet worden waren. Hierbei zeigten sich nun die Belagerten so menschenfreundlich, daß der Capitain Curtis mit eigener und seiner Leute Hand und selbst mit Lebensgefahr 13 Offiziere und 344 Gemeine vom Tode rettete. In der Festung hingegen waren nur 1 Offizier, 2 Unteroffiziere, und 10 Gemeine getödtet; 5 Offiziere, 2 Unteroffiziere und 62 Gemeine verwundet worden. Nun verbreitete sich in ganz Europa Elliots Ruhm, und der König, welcher das Verdienst des Helden erkannte, lohnte es ihm dadurch, daß der Untergouverneur Boyde ihm auf königl. Befehl den Bathorden auf derselben Bastion überreichte, wo er sich dem feindlichen Feuer so muthvoll ausgesetzt. Die drei Bataillons, welche bei der Belagerung in der Festung waren, erhielten eine Regimentsfahne mit dem Motto: „Mit Elliot Ruhm und Sieg." Die Belagerer versuchten zuletzt noch einen Angriff auf der Landseite, welcher aber ebenso wie alle frühere mißlang. Da

Digitized by Google

Elliot durch Lord Howe immer mit Lebensmitteln versehen wurde, gaben sie gar alle Hoffnung, die Festung zu nehmen, auf. Die franz. Prinzen verließen das Lager und der Graf Artois konnte den dem Großfürsten Paul von Rußland versprochenen Degen Elliots nicht überreichen. Elliots Wohlthätigkeit, Heldenruhm und Menschenliebe machten ihn in Deutschland, in Cuba und auf seinem Ruhmesfelsen zum Angebeteten seiner Zeitgenossen. Selbst seine Feinde konnten ihm den Namen eines großmüthigen Kriegers nicht nehmen. Er ließ mit Bewilligung des Königs auf die Zerstörung der schwimmenden Batterien eine silberne Denkmünze prägen, welche er den tapfern Mithelfern sandte. Auf der Vorseite befindet sich der Felsen von Gibraltar und die schwimmenden Batterien mit der Umschrift: per tot discrimina rerum. Auf der Rückseite ein Lorbeerkranz mit den Namen der tapferen Vertheidiger, als Umschrift das deutsche Wort: Brüderschaft. Nach Abschluß des Friedens wurde Elliot von Gibraltar abgerufen und bei seiner Rückkehr nach England zum Lord von Heathfield und Mitglied des Parlaments ernannt. In demselben Augenblick, als er nach Gibraltar zurückkehren wollte, um die Festungswerke (wegen neuen Uneinigkeiten) zu besichtigen, nöthigte ihn eine eintretende Schwäche (1796), eine Reise in das aachner Bad zu machen. Den 8. Juni angekommen, starb er daselbst am 6. folgenden Monats schon am Schlagflusse auf seinem Lieblingsaufenthalte Kalkofen in der Gegend von Aachen. Seine Leiche wurde nach England gebracht und ihm auf Gibraltar ein Monument errichtet, wozu der König selbst die Zeichnung entwarf.

Ellipse, 1) eine rhetorische Figur, vermöge deren wir in dem Zustande heftiger Gemüthsbewegung sonst wesentliche Vorstellungen aus dem Zusammenhange der Rede weglassen. Dahin gehört das bekannte Virgil'sche: „Quos ego — —." Oft wird sie durch ganze Sätze durchgeführt. So sagt in Schillers „Räubern" Karl Moor: „Es ist Alles so finster — verworrene Labyrinthe — kein Ausgang — kein leitendes Gestirn — wenns aus wäre mit diesem letzten Athemzuge — aus, wie ein schales Marionettenspiel." — 2) Eine ovale Linie, eine kreisförmige Linie, die sich von dem Cirkel dadurch unterscheidet, daß die Punkte derselben nicht alle gleichweit von dem Mittelpunkte abstehen, daß die Diameter und Radien nicht einander gleich sind, sondern daß es vielmehr einen längsten und einen kürzesten Durchmesser dieser Linie gibt. Man hat verschiedene Arten, ovale Linien zu zeichnen. Eine derselben ist: man befestigt an die beiden Ende eines Fadens zwei Stecknadeln und steckt sie in beliebiger Weite ins Papier, nur muß der Faden etwas länger als die Entfernung beider Nadeln seyn. Mit dem Zeichnenstift spannt man nun den Faden rundherum aus, indem man sogleich nach dieser Ausspannung zeichnet, so ergibt sich auf eine mechanische Weise die Ellipse. (S. Kegel.)

Ellnbogen, 1) Kreis im Königreiche Böhmen, an Sachsen und Baiern grenzend; hat 56½ QM., 194.000 Bewohner; ist gebirgig (Erzgebirge), mit schönen Thälern, wird bewässert durch die Eger, Sztrela u. a., bringt Holz, mancherlei Metalle; man fertigt viel Spitzen, Zeuche, Papier u. s. w. 2) Distrikt darin, auch der eigentliche ellnbogner Kreis genannt; umfaßt den größten Theil dieses Kreises; 3) Hauptstadt darin, liegt auf einem steilen Felsen an der Eger; hat 259 Häuser, 1600 Bewohner, altes festes Schloß, Porzellanfabrik.

Digitized by Google

Ellora, Dorf in der Nähe von Dowletabad (Vorder-Indien), wird bloß von Braminen bewohnt, gehört dem Nizam, hat in den Bergen umher eine Menge indischer Tempelhöhlen. Die merkwürdigste, die Kailas, ist 247 Fuß lang, 150 breit, 100 hoch. Innen sind 5 große Gemächer durch Säulenreihen getheilt, Thore, Fenster und Treppen sind in schönem Verhältniß. Außerhalb der Höfe sind 3 von regelmäßigen Säulen getragene Gallerien, die sie umschließen und einen 420 Fuß langen, aus dem Felsen gehauenen Raum bilden. Dort sind 42 Riesenfiguren aus der indischen Mythologie und außerdem noch über 1000 Figuren in Basrelief ausgehauen. In dem großen Tempel ist ein kleinerer, 142 Fuß lang, 61 breit, in Pyramidenform, ausgehöhlt. Außerdem sind noch viele, minder große Nebentempel vorhanden. Die Sage schreibt die Erbauung derselben den Söhnen Pandu's zu, die, als ihr Vater im Glücksspiel die Welt an Kuru verlor und sich in die Einsamkeit Ellora's zurückgezogen hatte, den Felsen als Tempel Krischna's auszuhöhlen begannen und den Gott gebeten haben sollen, ein ganzes Jahr Nacht seyn zu lassen, um beim Wiedertagen die Welt desto mehr mit ihrem Bau zu überraschen. Dieß geschah und als es tagte, strömten so viele Menschen herbei, daß sie mit 7 Mill. derf. die Kuru's zu bekriegen beschlossen. Auf jeden Fall ist der Tempel sehr alt, wahrscheinlich lange vor Alexanders Einfall, in tiefem Frieden von einem glücklichen Volke erbaut. S. des engl. Capitains Seely: „The wonders of Ellora" (Lond. 1824). Derselbe erzählt folgenden merkwürdigen Umstand: Indische Soldaten bei der englischen Armee in Aegypten 1799 riefen, als sie mehre der Bildwerke in den dortigen Tempeln erblickten, mit Erstaunen aus: Hindus müßten früher Aegypten bewohnt haben.

Ellwangen, Hauptstadt des würtembergischen Jaxtkreises und Sitz eines Oberamtes, an der Jaxt, mit 410 Häusern, 2400 Bewohnern, Schloß, mehren Kirchen, Rathhause, dem in eine Kaserne verwandelten Jesuitenkollegium; Sitz der Regierung und Finanzkammer des Kreises, katholisches Gymnasium, Lyceum, katholisches Seminar, Wallfahrtskirche auf dem Schönberge, Gypsmühle, sieben stark besuchte Jahrmärkte. — Die vom König Friedrich I. 1812 gestiftete katholische Universität ward 1817 mit der Universität Tübingen vereinigt. — Sie war sonst die Hauptstadt einer gefürsteten Propstei, die auf 7 Q.M. über 20 000 Bewohner in einer Stadt, einem Marktflecken, 20 Pfarrdörfern, 180 Weilern und einzelnen zerstreuten Höfen hatte und dem Fürst-Propst 80.000, sowie dem Capitel von 12 Mitgliedern über 30.000 Gulden jährlich einbrachte. 1802 kam das Stift als Entschädigung an Würtemberg.

Elmina, Stadt im Reiche Fantye in Ober-Guinea (West-Afrika); hat 10.000 Bewohner, unter ihnen geschickte Goldschmiede, steinerne Häuser, ist Hauptniederlassung der Niederländer in dieser Gegend, Sitz eines Gouverneurs; hat Hafen und Fort. In der Nähe Kaffeebau.

Elmsfeuer (St.-, eigentlich St.-Heleneufeuer, Physik), Name, den die Schiffer einem Lichtglanze geben, der sich zuweilen in dunkeln Nächten an den Mastbäumen oder Segelstangen blicken läßt, entweder doppelt oder auch einfach (dann nur Helene) benannt. Es ist eine elektrische Erscheinung und entspricht dem Leuchten von metallenen Stangen auf Thürmen und andern Höhen bei entstehenden Gewittern. Es wird gewöhnlich, zumal das doppelte, für ein gutes Zeichen genommen, daß man von Stürmen Nichts zu befürchten habe.

Digitized by Google

Eloge, Elogia, Panegyrikus, Lobreden, die dichterische Darstellung der Verdienste einer Person oder des Werthes einer Sache. Außer den allgemeinen Eigenschaften der redneriſchen Schreibart ſind dem Panegyriker vornehmlich Unparteilichkeit und Mäßigung zu empfehlen. Es liegt in dem Begriffe des Lobes, daß es alles Verdienſtliche an dem Gegenſtande zuſammenfaſſe und hervorhebe, das minder Werthvolle aber ſchonend in den Hintergrund ſtelle oder ganz verdecke. Aber es verfehlt ſeinen Zweck, ſobald es das Unbedeutende als bedeutend, die Schwäche als Kraft, das Schlechte als gut darſtellt. Ein einziger Verſtoß gegen die Wahrheit macht mißtrauiſch gegen alles Andere. Sie machen beſonders in der franz. Literatur einen eignen Zweig der Beredtſamkeit aus. Im Zeitalter Ludwigs XIV. finden wir ſchon Eloges, welche die Stelle der Biographien vertraten und von der franzöſiſchen Akademie ſehr begünſtigt wurden. Aber leider! zeigt ſich in allen dieſen Darſtellungen mehr Pomp als Wahrheit. Mit Fontenelle aber, welcher 1731 zwei Bände Lobreden berühmter Männer herausgab, erhielten ſie erſt ihre wahre und einflußreiche Bedeutung. Thomas, d'Alembert und Laharpe waren die ausgezeichneten Männer, welche auf dieſer einmal betretenen Bahn mit Ruhm fortſchritten. Die deutſche Literatur beſitzt in Engel's „Lobrede auf Friedrich II." ein noch unübertroffenes Muſter panegyriſcher Beredtſamkeit.

Elſaß, 1) ſonſt deutſche, dann franz., ſchöne und fruchtbare, Landſchaft; grenzt an den Rhein, die Schweiz, Deutſchland, Lothringen und Wasgau, theilte ſich ſonſt in Ober- und Nieder-Elſaß, wird zu 184 QM. berechnet; reich an Metallen (Silber, Kupfer, Eiſen), Holz, Wein, Feldfrüchten, Porzellanerde u. dgl.; theilt ſich jetzt in die Depart. Ober- und Nieder-Rhein. Die Einwohner (760 000) reden noch großentheils deutſch. 2) (Geſch.) Der Name Elſaß kommt entweder von dem Fluß Ill her und bedeutet Illſaß, oder heißt ſo viel wie Alemannenſaß, Wohnſitz der Alemannen, im Gegenſatz zu dem der benachbarten Sueven. Er kam etwa zu Karls des Großen Zeiten auf. In früherer Zeit war Elſaß Wohnſitz der Mediomatrici, dann der Tribocci. Unter den Römern gehörte das Land etwa ſeit 50 v. Chriſti zu Germania prima. Um 450 wurden die Römer von germaniſchen Nationen verjagt und u. Ein. kam Elſaß an die Alemannen, u. And. an die Burgunder, wo dann Nieder-Elſaß zu Auſtraſien, Ober-Elſaß zu Burgund gehörte. Später ging es in das große fränkiſche Reich über, bei deſſen Theilung unter Ludwig dem Frommen 817 es an Kaiſer Lothar kam. Schon unter Ludwig iſt es ein Herzogthum geworden. Bei der neuen Theilung unter Lothar's Söhne fiel Elſaß an Ludwig d. Deutſchen und dann an deſſen Sohn Karl d. Dicken. Als dieſer die Kaiſerkrone niederlegte, kam Elſaß an ſeinen Vetter und Nachfolger Arnulf, der es ſeinen Söhnen Suentibold und Ludwig hinterließ. Nach Ludwig's Tod erhielt es Karl d. Einfältige, König der Weſtfranken. Herzog Gieſelbert vertheidigte Elſaß gegen den ſächſiſchen Kaiſer, Otto den Gr., kam aber im Rhein um, und Otto's Nachkommen beſaßen es nun ruhig, vereinten es mit Schwaben und Alemannien und ließen es durch einen Landvogt und Grafen regieren. Später führten die Herzoge von Schwaben den Titel Herzoge von Elſaß und nach Einigen ſeit dem Jahre 1210, vielleicht noch früher, die Grafen von Habsburg und die Grafen von

Digitized by Google

Ellora, Dorf in der Nähe von Dowletabad (Vorder-Indien), wird bloß von Braminen bewohnt, gehört dem Nizam, hat in den Bergen umher eine Menge indischer Tempelhöhlen. Die merkwürdigste, die Kailas, ist 247 Fuß lang, 150 breit, 100 hoch. Innen sind 5 große Gemächer durch Säulenreihen getheilt, Thore, Fenster und Treppen sind in schönem Verhältniß. Außerhalb der Höfe sind 3 von regelmäßigen Säulen getragene Gallerien, die sie umschließen und einen 420 Fuß langen, aus dem Felsen gehauenen Raum bilden. Dort sind 42 Riesenfiguren aus der indischen Mythologie und außerdem noch über 1000 Figuren in Basrelief ausgehauen. In dem großen Tempel ist ein kleinerer, 142 Fuß lang, 61 breit, in Pyramidenform, ausgehöhlt. Außerdem sind noch viele, minder große Nebentempel vorhanden. Die Sage schreibt die Erbauung derselben den Söhnen Pandu's zu, die, als ihr Vater im Glücksspiel die Welt an Kuru verlor und sich in die Einsamkeit Ellora's zurückgezogen hatte, den Felsen als Tempel Krischna's auszuhöhlen begannen und den Gott gebeten haben sollen, ein ganzes Jahr Nacht seyn zu lassen, um beim Wiedertagen die Welt desto mehr mit ihrem Bau zu überraschen. Dieß geschah und als es tagte, strömten so viele Menschen herbei, daß sie mit 7 Mill. derf. die Kuru's zu bekriegen beschlossen. Auf jeden Fall ist der Tempel sehr alt, wahrscheinlich lange vor Alexanders Einfall, in tiefem Frieden von einem glücklichen Volke erbaut. S. des engl. Capitains Seely: „The wonders of Ellora" (Lond. 1824). Derselbe erzählt folgenden merkwürdigen Umstand: Indische Soldaten bei der englischen Armee in Aegypten 1799 riefen, als sie mehre der Bildwerke in den dortigen Tempeln erblickten, mit Erstaunen aus: Hindus müßten früher Aegypten bewohnt haben.

Ellwangen, Hauptstadt des würtembergischen Jaxtkreises und Sitz eines Oberamtes, an der Jaxt, mit 410 Häusern, 2400 Bewohnern, Schloß, mehren Kirchen, Rathhause, dem in eine Kaserne verwandelten Jesuitenkollegium; Sitz der Regierung und Finanzkammer des Kreises, katholisches Gymnasium, Lyceum, katholisches Seminar, Wallfahrtskirche auf dem Schönberge, Gypsmühle, sieben stark besuchte Jahrmärkte. — Die vom König Friedrich I. 1812 gestiftete katholische Universität ward 1817 mit der Universität Tübingen vereinigt. — Sie war sonst die Hauptstadt einer gefürsteten Propstei, die auf 7 Q.M. über 20 000 Bewohner in einer Stadt, einem Marktflecken, 20 Pfarrdörfern, 180 Weilern und einzelnen zerstreuten Höfen hatte und dem Fürst-Propst 80.000, sowie dem Capitel von 12 Mitgliedern über 30.000 Gulden jährlich einbrachte. 1802 kam das Stift als Entschädigung an Würtemberg.

Elmina, Stadt im Reiche Fantye in Ober-Guinea (West-Afrika); hat 10.000 Bewohner, unter ihnen geschickte Goldschmiede, steinerne Häuser, ist Hauptniederlassung der Niederländer in dieser Gegend, Sitz eines Gouverneurs; hat Hafen und Fort. In der Nähe Kaffeebau.

Elmsfeuer (St.-, eigentlich St.-Helenenfeuer, Physik), Name, den die Schiffer einem Lichtglanze geben, der sich zuweilen in dunkeln Nächten an den Mastbäumen oder Segelstangen blicken läßt, entweder doppelt oder auch einfach (dann nur Helene) benannt. Es ist eine elektrische Erscheinung und entspricht dem Leuchten von metallenen Stangen auf Thürmen und andern Höhen bei entstehenden Gewittern. Es wird gewöhnlich, zumal das doppelte, für ein gutes Zeichen genommen, daß man von Stürmen Nichts zu befürchten habe.

Digitized by Google

Eloge, Elogia, Panegyrikus, Lobreden, die dichterische Darstellung der Verdienste einer Person oder des Werthes einer Sache. Außer den allgemeinen Eigenschaften der redneriſchen Schreibart sind dem Panegyriker vornehmlich Unparteilichkeit und Mäßigung zu empfehlen. Es liegt in dem Begriffe des Lobes, daß es alles Verdienstliche an dem Gegenstande zusammenfasse und hervorhebe, das minder Werthvolle aber schonend in den Hintergrund stelle oder ganz verdecke. Aber es verfehlt seinen Zweck, sobald es das Unbedeutende als bedeutend, die Schwäche als Kraft, das Schlechte als gut darstellt. Ein einziger Verstoß gegen die Wahrheit macht mißtrauiſch gegen alles Andere. Sie machen besonders in der franz. Literatur einen eignen Zweig der Beredtsamkeit aus. Im Zeitalter Ludwigs XIV. finden wir schon Eloges, welche die Stelle der Biographien vertraten und von der französiſchen Akademie sehr begünstigt wurden. Aber leider! zeigt sich in allen diesen Darstellungen mehr Pomp als Wahrheit. Mit Fontenelle aber, welcher 1731 zwei Bände Lobreden berühmter Männer herausgab, erhielten sie erst ihre wahre und einflußreiche Bedeutung. Thomas, d'Alembert und Laharpe waren die ausgezeichneten Männer, welche auf dieser einmal betretenen Bahn mit Ruhm fortschritten. Die deutsche Literatur besitzt in Engel's „Lobrede auf Friedrich II." ein noch unübertroffenes Muster panegyriſcher Beredtsamkeit.

Elsaß, 1) sonst deutsche, dann franz., schöne und fruchtbare, Landschaft; grenzt an den Rhein, die Schweiz, Deutschland, Lothringen und Wasgau, theilte sich sonst in Ober- und Nieder-Elsaß, wird zu 184 QM. berechnet; reich an Metallen (Silber, Kupfer, Eisen), Holz, Wein, Feldfrüchten, Porzellanerde u. dgl.; theilt sich jetzt in die Depart. Ober- und Nieder-Rhein. Die Einwohner (760 000) reden noch großentheils deutsch. 2) (Gesch.) Der Name Elsaß kommt entweder von dem Fluß Ill her und bedeutet Illsaß, oder heißt so viel wie Alemannensaß, Wohnsitz der Alemannen, im Gegensatz zu dem der benachbarten Sueven. Er kam etwa zu Karls des Großen Zeiten auf. In früherer Zeit war Elsaß Wohnsitz der Mediomatrici, dann der Tribocci. Unter den Römern gehörte das Land etwa seit 50 v. Christi zu Germania prima. Um 450 wurden die Römer von germaniſchen Nationen verjagt und n. Ein. kam Elsaß an die Alemannen, n. Aud. an die Burgunder, wo dann Nieder-Elsaß zu Austrasien, Ober-Elsaß zu Burgund gehörte. Später ging es in das große fränkiſche Reich über, bei dessen Theilung unter Ludwig dem Frommen 817 es an Kaiser Lothar kam. Schon unter Ludwig ist es ein Herzogthum geworden. Bei der neuen Theilung unter Lothar's Söhne fiel Elsaß an Ludwig d. Deutschen und dann an dessen Sohn Karl d. Dicken. Als dieser die Kaiserkrone niederlegte, kam Elsaß an seinen Vetter und Nachfolger Arnulf, der es seinen Söhnen Suentibold und Ludwig hinterließ. Nach Ludwig's Tod erhielt es Karl d. Einfältige, König der Westfranken. Herzog Giselbert vertheidigte Elsaß gegen den sächsischen Kaiser, Otto den Gr., kam aber im Rhein um, und Otto's Nachkommen besaßen es nun ruhig, vereinten es mit Schwaben und Alemannien und ließen es durch einen Landvogt und Grafen regieren. Später führten die Herzoge von Schwaben den Titel Herzoge von Elsaß und nach Einigen seit dem Jahre 1210, vielleicht noch früher, die Grafen von Habsburg und die Grafen von

Digitized by Google

Egesheim den Titel Landgrafen von Elsaß. Rudolf von Habsburg brachte diesen Titel mit dem Herzogthum Schwaben an das Haus Oestreich; dieses gab ihn hingegen später unter Kaiser Karl IV. wieder auf, behielt jedoch den Titel Landvögte von Schwaben. Elsaß war schon früher ein Reichslehn und es führten bald die Herren von Lichtenberg, bald der Bischof von Strasburg, bald die Herren von Oettingen, bald Oestreich, bald Luxemburg die Landvogtei dem Titel nach oder in der That, bis 1408 Kaiser Ruprecht von der Pfalz dieselbe seinem Sohne Ludwig übertrug, dessen Nachkommen sie bis 1558 besaßen, wo Kaiser Ferdinand I. sie dem Hause Pfalz abnahm und auf das Haus Oestreich übertrug. Im 30jährigen Kriege bemächtigte sich Herzog Bernhard von Weimar Elsaß und hoffte es als eigenes Fürstenthum zu besitzen, doch vereitelte sein Tod diesen Plan. Im münsterschen Frieden (1648) ward es mit Allem, was das Haus Oestreich sowohl als das deutsche Reich (10 freie Reichsstädte) bisher daselbst gehabt hatten, an Frankreich abgetreten, doch wurde den übrigen Reichsständen, welche darin Besitzthümer hatten, ihre Verbindung mit dem deutschen Reiche und unmittelbare Reichsfreiheit ausdrücklich vorbehalten. Allein in der Folge suchte Frankreich seine Besitzungen im Elsaß zu erweitern, im ryswicker Frieden 1697 blieb die Stadt Strasburg und alles Uebrige, was am linken Ufer des Rheins von Frankreich eingenommen war, in franz. Händen. Indessen hatten noch mehre Reichsstände, Würtemberg, Zweibrücken, Baden, Hessen-Darmstadt, Speier u. s. w., wichtige Besitzungen im Elsaß. Diese deutschen Besitzungen sah nach dem Ausbruch der franz. Revolution die erste Nationalversammlung als eine von der Natur selbst angewiesene Eroberung für Frankreich an; sie wollte nicht länger innerhalb des Gebietes von Frankreich eine fremde Staatsgewalt bestehen lassen, und versprach den deutschen Ständen zwar Entschädigung, aber nur wenige zeigten Bereitwilligkeit, und so ward diese Sache ein Hauptgrund des nachher zwischen Frankreich und Deutschland entstandenen Krieges. Durch den pariser Traktat vom 20. Nov. 1815 wurde ein Stück des Elsasses, namentlich Landau, von Frankreich getrennt und wieder mit Deutschland vereinigt. S. „Resumé de l'histoire de l'Alsace, par M. V." (Paris 1825) u. „Nouv. descript. histor. et typogr. des deux départ. du Rhin, par J. F. Aufschlager" (Strasburg 1825).

Elsebeerbaum (crataeg. torminal.), ein 50 — 60 Fuß hoher Baum von 1 — 1½ Zoll Dicke in 100 Jahren, wird 200—300 Jahr alt; hat festes, schweres, zähes, gelblich weißes Holz mit braunrothen und schwarzbraunen Streifen; geherzte, eiförmige, eingeschnittene, spitzlappige, gesägte Blätter; die Blüthen sind sperrige Schirmtrauben an den Spitzen der Zweige, mit fünf milchweißen Baumblättern; die Früchte sind oval und bei der Reife im Oktober graubraun mit weißen Punkten. Er ist im Mittel-Europa heimisch, verlangt jedoch guter Boden, ist daher selten und wird in Gartenanlagen als Zierbaum cultivirt. Das Holz wird vom Schreiner, Bildhauer, Drechsler und Formschneider gesucht, auch zu Flöten benutzt.

Elsfleth, 1) Amt im Kreise Oldenburg des Herzogthums gl. Namens; hat 7600 Bewohner. 2) Darin Marktflecken an der Weser, am Einflusse der Hunte in dieselbe; hat 292 Häuser, 1600 Bewohner, Hafen, Schifffahrt. Bis 1820 wurde hier ein Zoll gegeben, welcher jährlich gegen 45.000 Gulden einbrachte.

Digitized by Google

Elshaimer oder Elsheimer (Adam), ein berühmter deutscher Maler, geb. zu Frankfurt 1574, gest. 1620. Er reiste in Deutschland umher, von da nach Italien, wo er fleißig studirte. Er lieferte nur Darstellungen von kleinem Umfange, belebte sie aber mit historischen und mythologischen Gegenständen oder mit alten Denkmälern Roms. Besonders war er in Nachtstücken glücklich, wo die Gegenstände entweder vom Mondschein oder von dem Lichte der Fackeln beleuchtet werden. Er studirte mit außerordentlichem Fleiße die Natur, und so brachte ihn die viele Zeit, welche er hierzu verwendete, nach und nach nur immer tiefer in Armuth. Er wurde Schulden halber angeklagt und soll im Gefängnisse gestorben seyn. Er war der Erste, der mit kleinen Gemälden einen erhabenen Styl zu vereinigen wußte. In den Gallerien zu Dresden, München und Berlin befinden sich mehre seiner Werke.

Elster (corvus pica L.), Art aus der Gattung Rabe; ist schwarz, mit mannigfachem Schimmer, der Bauch und die Schulterfedern weiß; der Schwanz lang und keilförmig, von der Größe einer Taube; kommt in weißen, gelben und andern Abarten vor, fliegt schwer, ist scheu, geschwätzig, liebt glänzende Sachen, lernt Worte nachsprechen; lebt in Europa, im nördlichen Asien, Amerika paarweise; frißt Mäuse, Aas, Gewürm, Insekten, Obst, Wurzeln, auch bisweilen junges Geflügel; nistet auf hohen Bäumen. Macht 2) bei Cuvier eine eigene Gattung der rabenartigen Vögel aus unter dem Namen: Pica, mit dem Unterscheidungszeichen, daß sie kleiner als die Krähen ist und die Oberkinnlade mehr als die untere gebogen hat.

Elster, 1) große Elster, weiße Elster, Fluß, entspringt im Vogtlande bei dem Dorfe Elster auf der böhmischen Grenze und ergießt sich unterhalb Merseburg, nach einem Laufe von 28 Meilen, bei Beesen in die Saale. Flußgebiet 70 QM., mittlere Breite 33 Schritt. 2) Schwarze Elster, entspringt oberhalb Kamenz in der Oberlausitz in 2 Quellen und fällt oberhalb Wittenberg in die Elbe.

Elsterwerda, Stadt im Kreise Liebenwerda des Reg.-Bez. Merseburg der preußischen Provinz Sachsen am Einflusse der Pulsnitz in die schwarze Elster; hat ein Schloß und 1000 Bewohner. Vermittelst des dasigen Elsterkanals wird jährlich viel Holz nach Gröbel an der Elbe geflößt und von da weiter nach Meißen und Dresden verführt.

Elten, Flecken unweit des Rheins, mit einer katholischen Pfarrkirche, 174 Häusern, 1460 Bewohnern, 2 Jahrmärkten und einem Nebenzollamt erster Klasse; war sonst Sitz des reichsfreien adeligen Frauenstifts gleichen Namens, welches 968 von dem Grafen Wichmann von Zütphen gegründet und mit vielen Gütern ausgestattet worden. 1803 wurde es säcularisirt als erbliche Besitzung an Preußen zur Entschädigung gegeben, 1806 an Frankreich abgetreten und dem Großherzogthum Berg überwiesen, 1810 dem franz. Reiche einverleibt und 1815 wiederum Preußen zugetheilt. Es gehört jetzt zum Kreise Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf der Provinz Jülich-Kleve-Berg.

Elterlein, Stadt im erzgebirgischen Kreis des Königreichs Sachsen, Amt Grünhain, 164 Häuser, 1170 Bewohner, Bergbau, Spitzenklöppeln, Nagelschmieden, Schuhmacher, Posamentierer. Geburtsort der Barbara Uttmann, welche den Bewohnern des Erzgebirges das Spitzen-

Digitized by Google

klöppeln lehrte. In der Gegend findet man Magnesia, Achate und Porzellanerde.

Eltern, eigentlich Vater und Mutter im Verhältniß zu ihren in Einer Ehe erzeugten Kindern, bisweilen aber auch Großeltern in Bezug auf die Enkel, der Stiefeltern auf ihre Stiefkinder. Das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern wird und ist bestimmt durch die Liebe und Zärtlichkeit, welche die Natur jenen gegen diese, und der Dankbarkeit und der Ehrfurcht, welche sie diesen gegen jene einflößt. Die ehelichen Kinder sind berechtigt, von ihren Eltern Ernährung und eine standesmäßige Erziehung zu fordern, so lange sie nicht im Stande sind, sich selbst zu ernähren. Tritt jedoch dieser Fall ein, so hört die Verbindlichkeit der Eltern auf, und sie können die in einer solchen Lage der Kinder denselben fortwährend gegebenen Alimente wiederfordern, wenn sie sich dieß besonders bedungen haben; denn außerdem wird eine Schenkung vermuthet. Zunächst sind Vater und Mutter zur Ernährung und Erziehung verpflichtet und bei Armuth derselben die Großeltern; im Gegentheil sind aber auch die Kinder ihre dürftigen Eltern zu ernähren schuldig. Eheliche Kinder und deren Eltern haben ein gegenseitiges Erbrecht, was nach der Concurrenz von Miterben und nach den verschiedenen Landesgesetzen verschieden ist. Der Vater eines unehelichen Kindes ist, wenn seine Vaterschaft außer Zweifel gesetzt ist, dasselbe zu ernähren, nicht aber auch ihm eine standesmäßige Erziehung zu geben verpflichtet; sollte der Vater nicht ausgemittelt werden können, so muß die Mutter, im Nothfall müssen die öffentlichen Versorgungsanstalten für die Ernährung und Erziehung des Kindes sorgen. Rücksichtlich der Erziehung müssen die Eltern für die moralische und physische Bildung der Kinder Sorge tragen, zu welchem Zweck sie dieselben selbst einer gelinden Strafen unterwerfen (elterliche Gewalt) oder deren Bestrafung dem Gericht anheimstellen können. Das Recht über Leben und Tod ist in den christlichen Staaten dem Vater genommen, ebenso das Recht, die Kinder wegen Verbrechen mit Verlust der Freiheit oder andern schweren Strafe zu belegen, sie zu veräußern oder zu verpfänden. Doch haben sich zuweilen Regenten ein solches Recht angemaßt und Peter der Große konnte, wie aus seiner Declaration an die russische Geistlichkeit und an die bürgerlichen und militärischen Stände seines Reichs hervorgeht, nicht begreifen, wie man ihm das Recht, seinen Sohn zu richten, streitig machen könne, da doch dasselbe jedem Vater freistände. Kinder sind dagegen ihren Eltern Gehorsam und Ehrfurcht schuldig, und Verbrechen gegen die Eltern werden hart bestraft; sie können eine beschimpfende Klage oder eine peinliche Anklage wider sie nicht erheben und sie überhaupt nur insoweit ausklagen, daß sie nicht ganz verarmen. Die elterliche Gewalt hört auf durch den Tod und von Rechtswegen, wenn z. B. der Vater unerlaubte Handlungen gegen seine Kinder begeht, durch Emancipation, Arrogation und Adoption.

Elvas, Hauptstadt einer Correicao in der portug. Provinz Alemtejo, sehr starke Festung, vom Grafen von Lippe-Bückeburg angelegt, auf einem Granitfelsen, casemattirten Wällen und den zwei Forts Nostra Semora da Graca und S. Lucia, Arsenal, reiches Hospital, Lazareth für 2000 Kranke; hat 16.000 Bewohner. Dabei die Wasserleitung los Arcos de Armoreiro, durch welche das Wasser 1¾ Stunden weit in eine große Cisterne (v. 17.500 QFuß), zum Theil unter dem

Digitized by Google

Walle, geführt wird. Davon hat der Marschall Beresford den Titel eines Herzogs von Elvas.

Ely, 1) Stadt in der engl. Grfsch. Cambridge, auf einem Hügel in den Morästen der Ouse, welche die gleichnamige Insel bilden, hat 1068 Häuser und 6000 Bewohner, eine Cathedrale, die vornehmste Zierde der Stadt, eine stattliche Warte und einen 200 Fuß hohen Thurm, bischöflicher Palast ꝛc. — 2) Flecken und Kirchspiel in der südschottisch. Grfsch. Fife am nördl. Ufer des Frith of Forth; 128 Häuser, 900 Bewohner, die Bettzeuche, weiß und blau gewürfelte Leinwand fertigen und Korn ausführen. Der Hafen ist vortrefflich. Im hiesigen Sande werden oft Rubinen gefunden. In der Nähe die Höhle Cave of Macduf.

Elydorische Malerei ist eine äußerst feine Oelmalerei, die dadurch bewirkt wird, daß der Künstler seine Arbeit stets unter Wasser bedeckt erhält und durch das Wasser mit Oelfarben malt. Der Erfinder dieser Malerei ist Vincent de Montpetit, aus Bourg-en-Bresse, in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Die Neuheit gab dieser Erfindung einen großen Reiz; daher ihr Urheber viel Beschäftigung erhielt und sogar einige Sachen verfertigte, die unter den Juwelen des Königs aufbewahrt wurden. In einem ähnlichen Geschmack arbeiteten Olivier und Blarambert. Dieser lebte ums Jahr 1760 zu Paris, hielt sich an die Manier des Watteau und malte theatralische Auftritte von 5 bis 6 Figuren, mit einem so zarten Pinsel und so fein, daß man sie in einen Ring fassen konnte.

Elysium, Elyseische Felder, nach dem Glauben der Alten der glückliche Aufenthalt nach dem Tode. Homer, Hesiod und Pindar liefern die Vorstellungen, die das Alterthum davon hatte. Man setzte das Elysium gegen Abend, weil es in das Gebiet der Unterwelt gehörte, und Alles, was dahin gehörte, war mit Nacht umgeben. Je weiter aber die Vorwelt den Westen kannte, desto weiter zurück setzte sie diesen glücklichen Aufenthalt. Homer suchte die Unterwelt schon bei Neapel und Kumä; Hesiod ungleich weiter auf den glücklichen Inseln im Ocean. Pindar aber, und nach ihm Virgil, wiesen dem Elysium unter der Erde seinen Platz; da nämlich bei ihnen, um jene uralten Fiktionen beizubehalten, die Länder der Erde schon zu bekannt waren. Ueberdem dachte man sich nach Westen zu den Weg schief unter die Erde laufend. Nach dem Homer wurde auch die Vorstellung vom Elysium immer mehr ausgebildet. Hesiod ist schon weiter, und noch weiter Pindar. Die classische Stelle beim Homer („Odyssee", 4r Ges., 563—564) sagt: Elysium ist ein Feld an den Enden der Erde, wo die Menschen sehr glücklich wohnen. Weder Schnee noch Winter, noch Regen ist daselbst, sondern ein stets angenehm blasender Zephyr weht zur Kühlung für die darin Wohnenden vom Ocean her. Hier wohnte Rhadamanthus, seitdem er die Oberwelt verlassen hatte. Hierher zu kommen, machte Proteus dem Menelaus Hoffnung. Also waren damals der Bewohner Elysiums noch sehr wenige. Hesiod setzt die glücklichen Inseln neben die Wohnung des Oceanus und weist den Heroen, die dieses Leben verlassen haben, daselbst Wohnungen an, die ihnen vom Jupiter bestimmt sind, wo sie ohne Sorge glücklich leben sollen. Der fruchtbare Boden bringt ihnen dreimal des Jahres die schönsten Früchte. Ungleich weiter ist Pindar in der trefflichen Stelle („Olymp." 2., 105—143): In dieser

Digitized by Google

Welt wird geübte Tugend belohnt. Tag und Nacht genießen die Frommen einer immerwährenden Sonne und leben fern von aller Mühseligkeit. Um ihren Unterhalt zu gewinnen, beackern sie weder die Erde, noch befahren sie das Meer, sondern thränenlos bringen sie ihre Tage in der Gesellschaft der Götter zu. Wer dreimal im Leben den Versuchungen zu Ungerechtigkeiten widerstanden hat, gelangt zur Stadt Saturns, die auf einer der glücklichen Inseln liegt. Sanft durchwehen sie die Winde des Oceans, goldne Blumen sprossen hervor und werden von den Seligen zu Kränzen und Armbändern verpflochten. Denn so gebeut ihnen Rhadamanthus, der Beisitzer des Saturnus, dessen Gericht nebst ihnen Kadmus, Peleus und Achilles bilden. In einem Fragmente beim Plutarch schildert Pindar diesen Aufenthalt noch näher. Blumige Wiesen, von ruhigen wellenlosen Flüssen durchwässert, schattige Platanen und Bäume mit goldnen Früchten umgeben ihre Stadt. Hier sind Pferderennen, Glücksspiele, Musik, Gespräche über Vergangenes und Gegenwärtiges ihre Vergnügungen. Sie leben in vollem Genusse der Glückseligkeiten aller Art, und ein lieblicher Wohlgeruch verbreitet sich durch alle diese Gegenden; denn mannigfaltig gemischte Weihrauchdämpfe lodern da von den Altären der Götter empor. Ganz nach diesen Vorbildern zeichnete Virgil das so liebliche Bild Elysiums, wo er auf den reizendsten Schattenplätzen die alten Heroen ihre Lieblingsbeschäftigungen fortsetzen und unter Gesang und Saitenspiel die Helden, welche fürs Vaterland starben, die Priester der Weisheit sich vergnügen läßt. Jedes Volk setzt die Beschäftigungen und Vergnügungen, welche in diesem Leben ihm die angenehmsten sind, in das künftige bessere Leben und entfernt daraus alle Arten von Mühseligkeiten. Bei den Griechen waren Ackerbau und Schifffahrt mühsam und gefahrvoll. Hesiod läßt daher im dem dortigen Himmel dreimal ernten, ohne daß man säet. Pindar verbannt beide aus dem Elysium; dagegen sind die Freuden desselben Opfer, Tanz, Gesang und Leibesübungen. Noch ungleich mehr sind die Ideen im Pindar gegen Homer in Rücksicht Derer ausgearbeitet und entwickelt, die im Elysium ihren Aufenthalt haben. Im Homer treffen wir nur den einzigen Rhadamanthus dort an. Die übrigen Schatten, auch die der edelsten Menschen, schweben in einem kläglichen Zustande zwischen den Bestraften des Tartarus umher. Selbst Achilles klagt, daß der elendste Zustand der Welt besser sey als der im Schattenreiche. Die Verdammten leiden nur körperliche Strafen und die Guten finden keine Belohnung. Kein eigentliches Schattengericht, kein Elysium ist noch da. Hesiod ist schon um eine Stufe weiter. Seine Heroen sind im Elysium und ernten dreimal. Noch weiter geht Pindar und nach ihm Virgil. Jeder Gute findet dort seinen Lohn. Die Gottlosen dulden auch Seelenmartern, sowie die Seligen höhere Ruhe, der Götter Umgang genießen. Pindar war ein Pythagoräer. Nach den Grundsätzen seiner Philosophie kam Jeder, der in einem dreimaligen Leben gereinigt, den Bösen widerstanden hatte, nach Elysium. Ewige Sonne leuchtet ihnen, wie die verdammten ewige Dunkelheit quält. Die Teleten führten aber bald die Vorstellung ein, daß Elysiums Freuden nur für die Geweihten besonders bestimmt wären. Sie hatten also einen Himmel, der durch Glauben und Ceremonien, nicht durch Recht und Redlichhandeln verdient wurde. — 2) s. Paris.

Elz (Philipp Karl, Graf von), Kurfürst von Mainz; stammte aus

Digitized by Google

einer der ältesten und angesehensten Familien am Rheine und in Niedersachsen, widmete sich dem geistlichen Stande, wurde Domherr zu Mainz und Trier, dann kurmainzischer Rath und Hofpräsident und endlich 1732 Kurfürst. Er beförderte die Aufklärung, machte sich durch eine Bibelübersetzung verdient, verbesserte die Universität Mainz, war sehr thätig bei der Wahl Kaiser Karls VII. und starb den 20. März 1743.

Elze, Stadt im hanövr. Fürstenthum Hildesheim, Amt Poppenburg, an der Saal (Nette), die bald darauf in die Leine fällt, mit 190 Häusern, 1500 Bewohnern, Garnspinnerei. Sie ist die älteste Stadt des Fürstenthums, in der Karl der Große ein Bisthum stiftete, das von seinem Sohne Ludwig nach Hildesheim verlegt wurde.

Elzevir oder Elzvier. Diese Buchdruckerfamilie zu Amsterdam und Leyden hat sich durch schöne Ausgaben berühmt gemacht. Ihre Wirksamkeit fällt in die Jahre 1595—1680. Am bekanntesten sind: Ludwig, Mathias, Isaak (associirt mit Bonaventura), Johann und Daniel, abwechselnd zu Amsterdam und Leyden; sodann Peter Elzevir zu Utrecht, der jedoch weniger geleistet hat. Ludwig war der erste Buchdrucker, welcher den ersten Consonanten V von dem Vocal U unterschied. Abraham und Bonaventura veranstalteten die kleinen Ausgaben der Classiker in 12. und 16., welche heutiges Tages, wegen ihrer Zierlichkeit und Correctheit, noch gesucht werden. Daniel war einer der thätigsten aus dieser Familie. Wenngleich die Elzevire sowohl in gelehrten Kenntnissen als auch in Ansehung der griechischen und hebräischen Ausgaben von den Etiennen (Stephani, Buchdrucker und Buchhändler zu Paris) übertroffen wurden, so waren sie doch unübertrefflich in der Auswahl der Werke und in der Eleganz ihrer Schriften und Lettern. Ihre Ausg. des Virgil, Terenz, des N. Test., des Psalters u. a. m., mit rothen Lettern geziert, sind Meisterstücke der Typographie, sowohl wegen ihrer Correctheit als ihrer Schönheit für das Auge. Sie haben mehre Kataloge von ihren Ausg. herausgegeben. Der letzte ist von Daniel (1674, 12.) in 7 Abtheilungen, doch sehr vergrößert durch die Aufnahme fremder Schriften. S. Brunet's „Notice de la collect. d'auteurs etc. p. les Elzev." im 4. Bde. des „Manuel du libraire".

Email (encaustum), eine in Venedig erfundene Art Glas, womit sich Gold, Silber, Kupfer, auch Messing überziehen (emailliren) lassen. Man hat durchsichtiges, das nur auf dem Golde haftet, und undurchsichtiges Email von verschiedenen Farben; das beste heißt Lüstrefluß. Zum weißen Email läßt man 20 Theile Zinn und 6 Theile Blei oxydiren und schmelzt das Oxyd mit 20 Theilen reiner Kieselerde und 2 Theilen Kali oder statt dieser beiden Substanzen mit Krystallglas zusammen; das Färben geschieht mit Mineralfarben, welche beim Schmelzen zugesetzt werden. Man emaillirt Dosen, Ordenskreuze, Zifferblätter u. s. w. Beim Emailliren, welches der Emailleur, ein besonderer Künstler, verrichtet, wird die vorher gefertigte Email klar gestoßen, mit Schleim von Quittenkernen vermengt, auf das Metall aufgetragen und dann in einer Muffel eingebrannt, indem man das Metall in der Muffel auf einen Rost über glühende Kohlen legt, auch die ganze Muffel mit Kohlen umgibt. Bei zu starker oder zu schwacher Hitze springt die Email oder bekommt Blasen. Bei jedem emaillirten Stück muß die Email dreimal aufgetragen und eingebrannt werden; zum letzten Ueberzug nimmt man Lüstrefluß. Auf die Email kann gemalt werden. Das Gemälde wird

Digitized by Google

nicht auf einmal fertig gemacht, sondern die einzelnen Farben und Tinten werden in der Muffel auf dieselbe Art wie in die Email eingebrannt. Dieß ist um so nöthiger, da die bei der Emailmalerei gebrauchten Farben, Emailfarben, sich im Feuer sehr verändern, weil größtentheils Metalloxyde dazu genommen werden, welchen beim Gebrauch klarer Kieselsteine beigemengt wird.

Emailliren des Gußeisens (Hüttenk.) geschieht, wenn man gegossene Eisenwaaren mit einer Glasur bedeckt, um sie gegen die Einwirkung der Säuren zu schützen. Dasselbe gehört zu den Fabrikgeheimnissen. Die gewöhnlichere Art besteht aus Kieselerde, Bleioxyd, Natron oder Kali, Salpeter und Borax; der Hauptbestandtheil der bleifreien ist Feldspath. Die Bestandtheile des Email werden zerpulvert genau untereinandergemengt, in Tiegeln bei einer starken Hitze geschmolzen, und die geschmolzene Masse zerstoßen, gemahlen, geschlämmt, als Brei in die Gefäße gegossen, diese so lange herumgeschwenkt, bis sie inwendig gänzlich damit überzogen sind, worauf das Ueberflüssige abläuft, die Gefäße getrocknet und dann in Muffelöfen bis zur Rothglühhitze erwärmt werden, wobei das Email in Fluß geräth.

Emaille-Malerei, Schmelzmalerei. Diese unter dem Namen Emaux de Limoges bekannte Malerei war in Frankreich schon im 12. Jahrh. berühmt; Richard, Prior zu St.-Victor in Paris, der 1164 zu dieser Würde gelangte und 1173 starb, erwähnt emaillirte Tafeln de opere Lemovicino. Späterhin gewannen diese Malereien an Vollkommenheit, und in der Folge kamen die Werke nach Italien, wo man ähnliche verfertigte. In Frankreich müssen die Emaillemaler um 1416 schon eine Zunft ausgemacht haben. Ein gewisser Jean Gerry, ein Emaille-Maler, blühete um 1355, und Joh. Baptiste Massé, geb. 1687, der Sohn eines reichen Juweliers, machte in dieser Kunst, unter Leitung seines Lehrers Chatillon, so bedeutende Fortschritte, daß er sich bald zum Range eines der ersten Emaillemaler empor schwang. Vorzüglich scheint aber diese Malerei früh in Griechenland geblühet zu haben, und in England gewann sie durch die Bemühungen der Griechen an Vollkommenheit. Es scheint jedoch, daß, wenn man größere Kunstwerke dieser Art haben wollte, man sich der franz. Künstler aus Limoges bediente; denn das Grabmal von Walter de Merton, Bischofs von Rochester, ist zu Limoges verfertigt und in der Kathedralkirche von Rochester 1276 aufgestellt. Die Engländer nennen ein emaillirtes Kunstwerk Amiled, von dem französischen Worte Email oder Enamel. Schon im J. 1197 werden dergleichen Arbeiten erwähnt. Im 14. Jahrh. hat wahrscheinlich die Emaillemalerei in England ansehnliche Fortschritte gemacht, denn es werden in den Inventarien der Kirchen viele Kunstwerke mit emaillirten Figuren erwähnt. Ein merkwürdiges, aus den Zeiten Eduards III., ist eine kleine silberne und vergoldete Altartafel, die in 16 Feldern die Geschichte des Heilandes enthält. Die Emaillirung soll sehr schön seyn. Da man diese Tafel zusammenlegen kann, so hat der Künstler auch außerhalb einige Figuren von Heiligen angebracht. Zwei andere kostbare emaillirte Kunstwerke waren das Krucifix von Gneyth oder Neyth, und das Krucifix, das Ralph, Lord Newill und John Newill, dem König der Schotten, David II., abnahmen und es dem Grabe des heiligen Cuthbert verehrten. Es stand in der Kathedrale von Durham auf einem Piedestal, das mit großen Diamanten, Rubinen, Turkissen und Sma-

Digitized by Google

ragden besetzt war. Zur Seite sahe man goldene Statuen der heiligen Jungfrau und des Apostels Johannes. Der tüchtigste Meister in der Emaillemalerei, der unter Karl I. in England lebte, war Jean Petitot den einige Petit nennen, aus Genf geboren 1607, gestorben zu Vivis 1691. In seiner frühen Jugend machte er die Bekanntschaft mit Bordier, der sich ebenfalls auf die Emaillemalerei legte und ihm hülfreiche Hand leistete. Petitot malte den Kopf und die Hände, Bordier die Haare, Draperien und den Hintergrund. Beide wußten das Emaille so geschmeidig zu machen, daß sie es über einen Haspel winden konnten. Zu den merkwürdigsten Arbeiten des Petitot gehört ein Bildniß der Gräfin v. Southampton, Rachel de Rouvigny, nach einem Oelgemälde des van Dyk. Dieß bewundernswürdige Kunstwerk soll das Höchste seyn, was jemals die Emaillemalerei in Europa hervorgebracht hat; es befand sich zu seiner Zeit im Kabinet des Herzog von Devonshire. Es ist 9¾ Zoll hoch, 5¾ Zoll breit und mit der Jahrzahl 1642 bezeichnet. Petitot wird für den Ersten gehalten, welcher zeigte, wie man Gesichter auf Emaille malen müsse; dergleichen er auch nur vorzüglich malte. — Zu den berühmtesten neuern Emaillemalern in Paris gehören Kanz, Pasquier, Soiron, Mad. Kugler u. A. Auch P. Chartier und Alex. Chaponiere gehören hierher, welcher Letztere sich doch zuletzt ganz der Kupferstecherei widmete und viele mit der Jahrszahl 1786 versehene Werke hinterlassen hat. — In Berlin hat Samuel Blesendorf, der 1706 starb, unter Friedrich I., die Malerei auf Emaille zuerst aufgebracht. In neuern Zeiten haben die Engländer die Erfindung gemacht, Kupferstiche mit mineralischen Farben auf Töpferwaare, Steingut und emaillirte Kupfergeräthe abzudrucken und die Farben einzubrennen, welches auch der Oberlandschaftsrendant Herzberg in Breslau 1778 mit gutem Erfolge versucht hat. — Es verdient noch bemerkt zu werden, daß man es in der alten Kunst, mit Schmelzfarben zu malen, so weit brachte, daß man große historische Malereien in Emaille ausführte. Ein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist der Herkules zu den Füßen der Omphale von Durand, der in Diensten des Herzogs von Orleans stand. Uebrigens ist es ein großer Irrthum, wenn die Erfindung dieser Malerei dem Jean Tontin, einem franz. Goldschmied, der um's Jahr 1632 lebte, zugeschrieben wird, da sie weit älter ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellet.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen; daher 1) in der Philosophie das Emanationssystem, eine weit verbreitete Ansicht des Alterthums, wornach in stufenweise herabsteigenden Entwickelungen alle Dinge aus dem höchsten Wesen flössen, sodaß das ganze Universum im Allgemeinen und im Besondern eine Offenbarung (Emanation) des Ewigen sey. Sie liegt den Religionssystemen der Indier zum Grunde, welche ein höchstes Wesen, den Parabrama, annahmen, aus welchem, als erster Entäußerung, die hohen Götterkräfte, Brama, Wischnu und Schiwen, aus diesen aber eine Menge höherer und niederer Dewetas entstanden; ferner dem der Perser, welche an ein höchstes, unerschaffenes Wesen, Zeruane akherene, glaubten, aus dem zuerst zwei entgegengesetzte Urkräfte, Ormuzd und Ahriman, aus diesen aber wieder die Amscharpands und Erzdews, die Izeds und Ferwers, sowie die Dews der niedern Stufe sich entwickelten; der Aegypter, die einen Urgott hatten, und zwei höchste Emanationen desselben, Kneph oder Amun, als sein

Digitized by Google

nicht auf einmal fertig gemacht, sondern die einzelnen Farben und Tinten werden in der Muffel auf dieselbe Art wie in die Email eingebrannt. Dieß ist um so nöthiger, da die bei der Emailmalerei gebrauchten Farben, Emailfarben, sich im Feuer sehr verändern, weil größtentheils Metalloxyde dazu genommen werden, welchen beim Gebrauch klarer Kieselsteine beigemengt wird.

Emailliren des Gußeisens (Hüttenk.) geschieht, wenn man gegossene Eisenwaaren mit einer Glasur bedeckt, um sie gegen die Einwirkung der Säuren zu schützen. Dasselbe gehört zu den Fabrikgeheimnissen. Die gewöhnlichere Art besteht aus Kieselerde, Bleioxyd, Natron oder Kali, Salpeter und Borax; der Hauptbestandtheil der bleifreien ist Feldspath. Die Bestandtheile des Email werden zerpulvert genau untereinandergemengt, in Tiegeln bei einer starken Hitze geschmolzen, und die geschmolzene Masse zerstoßen, gemahlen, geschlämmt, als Brei in die Gefäße gegossen, diese so lange herumgeschwenkt, bis sie inwendig gänzlich damit überzogen sind, worauf das Ueberflüssige abläuft, die Gefäße getrocknet und dann in Muffelöfen bis zur Rothglühhitze erwärmt werden, wobei das Email in Fluß geräth.

Emaille-Malerei, Schmelzmalerei. Diese unter dem Namen Emaux de Limoges bekannte Malerei war in Frankreich schon im 12. Jahrh. berühmt; Richard, Prior zu St.-Victor in Paris, der 1164 zu dieser Würde gelangte und 1173 starb, erwähnt emaillirte Tafeln de opere Lemovicino. Späterhin gewannen diese Malereien an Vollkommenheit, und in der Folge kamen die Werke nach Italien, wo man ähnliche verfertigte. In Frankreich müssen die Emaillemaler um 1416 schon eine Zunft ausgemacht haben. Ein gewisser Jean Gerry, ein Emaille-Maler, blühete um 1355, und Joh. Baptiste Massé, geb. 1687, der Sohn eines reichen Juweliers, machte in dieser Kunst, unter Leitung seines Lehrers Chatillon, so bedeutende Fortschritte, daß er sich bald zum Range eines der ersten Emaillemaler empor schwang. Vorzüglich scheint aber diese Malerei früh in Griechenland geblühet zu haben, und in England gewann sie durch die Bemühungen der Griechen an Vollkommenheit. Es scheint jedoch, daß, wenn man größere Kunstwerke dieser Art haben wollte, man sich der franz. Künstler aus Limoges bediente; denn das Grabmal von Walter de Merton, Bischofs von Rochester, ist zu Limoges verfertigt und in der Kathedralkirche von Rochester 1276 aufgestellt. Die Engländer nennen ein emaillirtes Kunstwerk Amiled, von dem französischen Worte Email oder Enamel. Schon im J. 1197 werden dergleichen Arbeiten erwähnt. Im 14. Jahrh. hat wahrscheinlich die Emaillemalerei in England ansehnliche Fortschritte gemacht, denn es werden in den Inventarien der Kirchen viele Kunstwerke mit emaillirten Figuren erwähnt. Ein merkwürdiges, aus den Zeiten Eduards III., ist eine kleine silberne und vergoldete Altartafel, die in 16 Feldern die Geschichte des Heilandes enthält. Die Emaillirung soll sehr schön seyn. Da man diese Tafel zusammenlegen kann, so hat der Künstler auch außerhalb einige Figuren von Heiligen angebracht. Zwei andere kostbare emaillirte Kunstwerke waren das Crucifix von Gneyth oder Neyth, und das Crucifix, das Ralph, Lord Newill und John Newill, dem König der Schotten, David II., abnahmen und es dem Grabe des heiligen Cuthbert verehrten. Es stand in der Kathedrale von Durham auf einem Piedestal, das mit großen Diamanten, Rubinen, Turkissen und Sma-

Digitized by Google

ragden besetzt war. Zur Seite sahe man goldene Statuen der heiligen Jungfrau und des Apostels Johannes. Der tüchtigste Meister in der Emaillemalerei, der unter Karl I. in England lebte, war Jean Petitot den einige Petit nennen, aus Genf geboren 1607, gestorben zu Vivis 1691. In seiner frühen Jugend machte er die Bekanntschaft mit Bordier, der sich ebenfalls auf die Emaillemalerei legte und ihm hülfreiche Hand leistete. Petitot malte den Kopf und die Hände, Bordier die Haare, Draperien und den Hintergrund. Beide wußten das Emaille so geschmeidig zu machen, daß sie es über einen Haspel winden konnten. Zu den merkwürdigsten Arbeiten des Petitot gehört ein Bildniß der Gräfin v. Southampton, Rachel de Rouvigny, nach einem Oelgemälde des van Dyk. Dieß bewundernswürdige Kunstwerk soll das Höchste seyn, was jemals die Emaillemalerei in Europa hervorgebracht hat; es befand sich zu seiner Zeit im Kabinet des Herzog von Devonshire. Es ist 9¾ Zoll hoch, 5¾ Zoll breit und mit der Jahrzahl 1642 bezeichnet. Petitot wird für den Ersten gehalten, welcher zeigte, wie man Gesichter auf Emaille malen müsse; dergleichen er auch nur vorzüglich malte. — Zu den berühmtesten neuern Emaillemalern in Paris gehören Kanz, Pasquier, Soiron, Mad. Kugler u. A. Auch P. Ebartier und Alex. Chaponiere gehören hierher, welcher Letztere sich doch zuletzt ganz der Kupferstecherei widmete und viele mit der Jahrszahl 1786 versehene Werke hinterlassen hat. — In Berlin hat Samuel Blesendorf, der 1706 starb, unter Friedrich I., die Malerei auf Emaille zuerst aufgebracht. In neuern Zeiten haben die Engländer die Erfindung gemacht, Kupferstiche mit mineralischen Farben auf Töpferwaare, Steingut und emaillirte Kupfergeräthe abzudrucken und die Farben einzubrennen, welches auch der Oberlandschaftsrendant Herzberg in Breslau 1778 mit gutem Erfolge versucht hat. — Es verdient noch bemerkt zu werden, daß man es in der alten Kunst, mit Schmelzfarben zu malen, so weit brachte, daß man große historische Malereien in Emaille ausführte. Ein Hauptwerk in dieser Hinsicht ist der Herkules zu den Füßen der Omphale von Durand, der in Diensten des Herzogs von Orleans stand. Uebrigens ist es ein großer Irrthum, wenn die Erfindung dieser Malerei dem Jean Tontin, einem franz. Goldschmied, der um's Jahr 1632 lebte, zugeschrieben wird, da sie weit älter ist, wie aus dem Vorhergehenden erhellet.

Emanation, der Ausfluß, das Ausfließen; daher 1) in der Philosophie das Emanationssystem, eine weit verbreitete Ansicht des Alterthums, wornach in stufenweise herabsteigenden Entwickelungen alle Dinge aus dem höchsten Wesen flössen, sodaß das ganze Universum im Allgemeinen und im Besondern eine Offenbarung (Emanation) des Ewigen sey. Sie liegt den Religionssystemen der Indier zum Grunde, welche ein höchstes Wesen, den Parabrama, annahmen, aus welchem, als erster Entäußerung, die hohen Götterkräfte, Brama, Wischnu und Schiwen, aus diesen aber eine Menge höherer und niederer Dewetas entstanden; ferner dem der Perser, welche an ein höchstes, unerschaffenes Wesen, Zeruane akherene, glaubten, aus dem zuerst zwei entgegengesetzte Urkräfte, Ormuzd und Ahriman, aus diesen aber wieder die Amscharpands und Erzdews, die Izeds und Ferwers, sowie die Dews der niedern Stufe sich entwickelten; der Aegypter, die einen Urgott hatten, und zwei höchste Emanationen desselben, Kneph oder Amun, als sein

Digitized by Google

reinstes Ebenbild, als den Inbegriff seines ganzen Wirkens, und die Urmaterie, den Gegensatz des höchsten Geistigen, die ewige Urmacht, sowie Kneph das ewige Urlicht; aus ihm entwickelte sich das Princip alles Lebens und aller Thätigkeit, Phtha, und nun begann durch fortgesetzte Evolutionen die Schöpfung des Universums und der Geisterwelt. Die Ansicht hat großen Einfluß auf die Philosophie der ältern griechischen Philosophen gehabt, wie man besonders an den Pythagoräern und Platonikern bemerkt. 2) In der theologischen Dogmatik, die Vorstellung und Lehre von der Dreieinigkeit, vermöge welcher Sohn und heiliger Geist als Ausflüsse der Gottheit angesehen werden. 3) In der Naturlehre die Newton'sche Hypothese, nach welcher das Licht für eine eigene Substanz, und die Lichtstrahlen für ausfließende Theilchen dieser Substanz aus leuchtenden Körpern gehalten werden.

Emancipation, eine gerichtliche Handlung bei den Römern, wodurch solche, die unter der Gewalt eines Andern standen, aus derselben entlassen wurden, vorzüglich der Sohn oder die Tochter aus der Gewalt des Vaters. Es waren dabei folgende Gebräuche üblich. Der Vater brachte seinen Sohn vor den Prätor oder einer andern Magistratsperson (apud quem legis actio erat). Hier verkaufte er ihn per aes et libram, wie man sich ausdrückte, dreimal an einen seiner Freunde, welcher pater vinidciarius genannt wurde, weil er den Sohn, wenn er zum dritten Mal verkauft worden war, wieder an den natürlichen Vater zurückverkaufen mußte (remanicipare). Bei dieser Handlung war ein Libripens zugegen, welcher eine eherne Wage in der Hand hatte, auch 5 römische Bürger als Zeugen, die über das mannbare Alter schon hinaus waren, und ein Antestatus, welcher, wie man glaubt, darum so genannt wurde, weil er die Zeugen durch Berührung ihrer Ohrspitzen zum Zeugen aufrief. In Gegenwart dieser Zeugen übergab der natürliche Vater (mancipabat, i. e. manu tradebat) seinen Sohn dem Käufer, mit den Worten: Mancupo tibi hunc filium, qui meus est. Der Käufer, der eine eherne Münze (Sestertium) in der Hand hielt, antwortete: Hunc ego hominem ex jure Quiritium meum esse ajo; isque mihi emptus est hoc aere aeneaque libra. Darauf schlug er mit der Münze an der Wage, gab sie dem natürlichen Vater als einen Kaufschilling und setzte dann den Sohn wieder auf die gewöhnliche Art in Freiheit. Da nun nach den römischen Gesetzen ein Sohn, wenn er wieder in Freiheit gesetzt worden war, in die Gewalt des natürlichen Vaters zurückfiel, so wurde der Scheinverkauf und die Loslassung zum zweiten und dritten Mal wiederholt. Das dritte Mal geschah entweder noch an dem nämlichen Tage und vor den nämlichen Zeugen oder an einem andern Tage und vor andern Zeugen. Zum dritten Male gab der Käufer den Sohn nicht los; denn dadurch würde er gewissermaßen das Recht eines Patrons (jus patronatus) über denselben erhalten haben; sondern er verkaufte ihn an den natürlichen Vater zurück, welcher ihn dann unmittelbar mit allen den Formalitäten, die bei Loslassung eines Sklaven gewöhnlich waren, in Freiheit setzte. Dieß hieß Libra et aere liberatum emittere. So wurde der Sohn sein eigener Herr (sui juris factus est). Der oben angeführte Ausdruck und die Gewohnheit, per aes et libram verkaufen, hat daher seinen Ursprung, weil die alten Römer, ehe sie gemünztes Geld hatten und auch nachher, als die Asses noch ein Pfund wogen, ihr Geld nicht zählten, sondern wogen. — Bei

Digitized by Google

der Entlassung einer Tochter oder eines Enkels aus der väterlichen Gewalt beobachtete man dieselben Gebräuche, aber mit dem Unterschiede, daß die Emancipation nur einmal vorgenommen wurde. In spätern Zeiten beobachtete man dieses Ceremoniel wegen den damit verbundenen Beschwerlichkeiten nicht mehr. Athanasius verordnete, daß es für einen Vater zur Loslassung seines Sohnes genug sey, wenn er einem Richter ein kaiserliches Reskript vorzeigte, und Justinian befahl, daß der Vater zu einem rechtmäßigen Magistrat gehen und, mit Einwilligung seines Sohnes vor demselben erklären sollte, daß er ihn aus seiner Gewalt entlasse. Die Formel war: Hunc sui juris essa patior, meaque manu mitto. — Heutzutage versteht man unter Emancipation die ausdrückliche und gesetzliche Erklärung eines Vaters vor der Obrigkeit, daß er sein Kind aus der väterlichen Gewalt entlassen wolle. Sie hängt zwar von dem Willen des Vaters ab; doch ist zu ihrer Gültigkeit auch die Einwilligung der Kinder — Adoptivkinder ausgenommen — und die obrigkeitliche Bestätigung erforderlich. Sie kommt jetzt selten vor, da Kinder gewöhnlich durch den Tod ihres Vater oder durch Anstellung einer eignen Haushaltung und, sind es Töchter, durch Verheirathung aus der väterlichen Gewalt kommen; darum ist sie aber keinesweges aufgehoben. — In dem englischen Staatsrecht heißt Emancipation die Befreiung der katholischen Einwohner Großbritanniens, besonders Irlands von der Beschränkung ihrer bürgerlichen und kirchlichen Rechte, welche 1829 erfolgte. S. Mehres im Art. Whiteboys und Orangemen.

Emanuel der Große, König von Portugal seit 1495. In seiner Regierung fallen die Entdeckungsreisen des Vasco da Gama (1497), des Admirals Cabral (1500), des Amerigo Vespucci (1501 u. 1503), sowie die Heldenthaten des großen Albuquerque, durch welche der Weg nach Ostindien (vorbereitet durch Bartholom. Diaz's Entdeckung des Caps 1486) gefunden, die portug. Herrschaft in Goa befestigt, Brasilien, die Molukken u. s. w. entdeckt wurden. Portugals Handel stieg unter Emanuel zu einer nie gekannten Höhe; Amerikas Schätze flossen nach Lissabon und Emanuel's Regierungsjahre wurden „Portugals goldenes Zeitalter" genannt. Er starb am 13. Dec. 1521, 52 J. alt, beweint von seinen Unterthanen, verwünscht aber von den Mauren, die er verjagt, und von den Juden, die er zur Taufe gezwungen hatte. Zum Denkmal der Entdeckungen ließ Emanuel das Mönchskloster zu Belem erbauen, wo er auch begraben liegt. Er war ein Freund der Wissenschaften und der Gelehrten; auch hinterließ er Memoiren über Indien.

Embargo (spanisch), eine Verhinderung, insbesondere Beschlag der Schiffe und Waaren, die verschifft werden sollen. Die Regierung verordnet einen Beschlag auf Schiffe der eignen Unterthanen in der Absicht, um die Schiffe oder die Matrosen zu Kriegsdiensten zu gebrauchen, oder um bei geheimen Unternehmen jede Mittheilung zu hindern; sind es aber Schiffe der Unterthanen eines feindlichen Landes, um dem Feinde den Nachtheil zuzufügen, der nach dem Kriegsrecht erlaubt ist.

Emblem (v. griech. Emblema), 1) eigentlich eingelegte Arbeit, der crusta, dünnen auf dem Getäfel aufgelegten Platten von Holz und Stein, entgegengesetzt; 2) Sinnbild eines geistigen Gegenstandes durch leicht verständliche Anschaulichkeit; so ist der Säemann das Emblem eines Jugendlehrers, der Oelbaum das Emblem des Friedens.

Embonpoint (Corpulenz) ist der Zustand kraftvoll blühender Ge-

Digitized by Google

fundheit, wie ihn sich der Mensch gewöhnlich zu wünschen pflegt. Der Körper pflegt in diesem Zustande in der Regel säftereich, stark, ja sogar fett zu seyn, ohne durch den letztern Umstand auf irgend eine Weise belästiget zu werden. Es ist fast eine allgemein gemachte Erfahrung, daß das schöne Geschlecht mehr Anlage zum Embonpoint als die Männer hat. Wenn der Organismus den Wendepunkt des Lebens überschritten hat, bei Frauen, wenn sie keine Kinder mehr bekommen, und in den dreißiger Jahren bei Männern, findet man mehr Embonpoint, als bei den Kindern, welche im sechsten, siebenten ꝛc. Jahre durch Wachsthum mager werden, bis endlich im höhern Lebensalter die Magerkeit und Trockenheit wieder überhand nimmt. Der Genuß sehr reichlicher und nahrhafter Speisen und Getränken, eine mäßige, mehr kalte als warme Luft ist dem Embonpoint sehr günstig. Erreicht er aber einen zu hohen Grad von Corpulenz, so geht er in Krankheit über.

Embryo, der, die Frucht oder der Keim, welcher sich zu einem organischen Körper in der Hülle des ersten Entstehens entwickelt; auch eine Leibesfrucht, die noch nicht 3 Monate alt ist. **Embryulkie**, die Kunst ihres Hervorziehens. **Embryologie**, die Lehre von den Zuständen der Leibesfrucht. Ueber das Pflanzen-Ei hat neue Beobachtungen angestellt: Treviranus: „Von der Entwickelung des Embryo und seiner Umhüllung im Pflanzen-Ei.“ M. K. Berl. 1815. S. Fötus.

Emden, die erste Handelsstadt des Königreichs Hanover, im Fürstenthum Ostfriesland, liegt am Einfluß der Ems in den nordseeischen Meerbusen Dollart, besteht aus der alten Stadt Faldern und 2 Vorstädten, 2445 Häuser, 12.500 Einw., 7 Kirchen für Deutsch-Reformirte, Französisch-Reformirte, Lutheraner, Katholiken, Mennoniten, ein Gymnasium, naturforschende Gesellschaft, Handelskammer, Bank, Assekuranzgesellschaft, Synagoge, reiches Waisenhaus, seit 1823 eine Gesellschaft für bildende Kunst und vaterländische Alterthümer, die eine Sammlung von Gemälden, meistens aus der niederländischen Schule und von alten ostfriesischen Malern (Backhuisen aus Emden, H. v. Coninxloo, Martin Faber) u. a. Denkmale aus der Vorzeit des Vaterlandes aufgestellt hat. Emden unterhält Zwirn- und Oelmühlen, Strumpfstrickerei, Fabriken in Segeltuch, Seife, Nadeln, Leder, Baumwollenzeuch, Taback, Kolophonium ꝛc., Schiffswerfte, Branntweinbrennereien, Tauschlägereien, starker Gemüsebau, Schifffahrt (jährlich laufen 1000 Schiffe ein), Heringsfischerei (die 1300 Menschen und über 50 Bluysen beschäftigt, ungefähr 13.000 Tonnen liefert), beträchtlicher Handel mit Boden- und Industrieerzeugnissen, Colonialwaaren, durch 460 große und kleine Handlungshäuser, befördert durch den sichern Freihafen Delf, dem es aber oft an Wasser fehlt und in den die Schiffe bei hohem Wasser kommen können, wenn sie nicht über 12—13 Fuß tief gehen, und die ½ Stunde von der Stadt entfernte Rhede, auf der die größten Schiffe ankern können und zu welcher von der Stadt ein 1769 neu gegrabenes Fahrwasser führt. Zwischen Emden und Aurich ist ein schiffbarer Canal und auf demselben eine Treckfahrt. Der Magistrat hat jährlich von den Gütern der Stadt, Zöllen und Accise 50.000 Thaler Einkünfte, die vorzüglich auf die kostbare Erhaltung der Seedeiche und Schleusen verwendet werden. Emden war vor 1808 preußisch, dann holländisch, 1810 Hauptst. des französ. Departements Ostems und gehört seit dem 15. Dec. 1815 mit ganz Ostfriesland zu Hanover. Bedeutender war Emdens Betrieb-

Digitized by Google

samkeit unter Preußen, wegen der damaligen Handelsfreiheit Ostfrieslands, doch ist der Seehandel noch immer sehr wichtig und sieht nach der Vereinigung der Ems und des Rheins, sowie der Austiefung der Oberems, einer höhern Blüthe entgegen. Bei den zunehmenden Einengungen des Dollart durch neue Landbedeichungen ist wahrscheinlich, daß die Unterems künftig mehr Tiefe erhalten werde, als sie jetzt hat.

Emeritus nannten die Römer denjenigen Krieger, welcher seine gesetzlich bestimmte Zeit ausgedient hatte. Dieser brauchte sich nicht wieder enrolliren zu lassen. Bei gefährlichen Kriegen mußte er aber wieder dienen. Unter den Kaisern standen sie übrigens, gleich den Veteranen der ältern Zeiten, in großem Ansehen. Der neuere Sprachgebrauch bezeichnet mit dieser Benennung einen im Staatsdienste grau gewordenen Diener, der aus Rücksicht seines Alters, mit Belassung seines vollen Gehaltes, in den Ruhestand (pro emeritio erklärt) gesetzt wird. Der Emeritus unterscheidet sich von dem Pensionirten, daß der Jahrgehalt des Letztern mehr als eine bloße Gnadensache zu betrachten, und geringer als die früher bezogene Besoldung ist.

Emetika (vom griech., Brechmittel) sind Arzneistoffe, deren man sich bedient, um Erbrechen zu erregen. Gewöhnlich gebraucht man hierbei den Brechweinstein (Tartarus emeticus), eine dreifache Verbindung aus Weinsteinsäure, Kali und unvollkommnem Spießglanzoxyd, den man erhält, wenn man den gereinigten Weinstein mit Spießglanzoxyd kocht, wobei die freie Weinsteinsäure auf das Spießglanzoxyd wirkt und sich damit sättigt. Durch Vivisektionen bewies Magendie in neuerer Zeit, daß sich der Magen beim Erbrechen im Zustande der Passivität befindet, und daß diese Erscheinung theils von der Zusammenziehung der Bauchmuskeln und des Zwergfells, theils von den ziehenden Bewegungen abhängt, welche die Speiseröhre auf den Magen ausübt, theils noch davon, daß die Lungen mehr nach der Gegend des Magens hingezogen werden. Diese zusammengesetzte Muskelbewegung wird das Brechmittel aber nur durch eine eigenthümliche Einwirkung auf das Nervensystem veranlassen können. Auf diese Art lassen sich auch andere, Erbrechen erregende Umstände, z. B. manche Gemüthsbewegungen, Ekel ꝛc. erklären. Gewöhnlich werden die Brechmittel, um schädliche Stoffe aus dem Magen schnell zu entfernen, gegeben. Daher bewähren sie bei Vergiftungen, bei Unverdaulichkeiten, bei gastrischen Krankheiten ꝛc. ihre heilsame Kraft. Anhäufungen von Schleim, Pseudohäuten (im Croup) und Eiter in der Luftröhre und in den Lungen werden sehr häufig durch Brechmittel entfernt. Beim Anfange einer Krankheit hat man sich ihrer als Abkürzungs- oder Unterbrechungsmittel, bisweilen mit vielem Erfolge, bedient. Uebrigens ist bei Anwendung solcher Mittel große Vorsicht zu gebrauchen, daher nicht mit Unrecht die Apotheker Brechmittel, ohne Vorschrift des Arztes, nicht verabreichen dürfen.

Emigranten, Emigrés (Ausgewanderte). Wiewohl mehrmals zahlreiche Bewohner eines Landes, wegen Religionsverfolgungen, wie z. B. die Hugenotten in Frankreich (vornehmlich im 17. Jahrh.) und die Protestanten in Salzburg (1732), oder wegen andrer Ursachen sich zu dem Entschluß genöthigt sahen, ihre Heimath zu verlassen (s. Auswanderung und Refugiés): so pflegt man unter der Benennung Emigranten doch vorzugsweise die Ausgewanderten zu verstehen, die in den ersten Jahren der Revolution Frankreich verließen. Die erste Emigration (die

Digitized by Google

des Grafen von Artois, der Familie Polignac u. A.) fand statt nach dem 14. Juli 1789, und zwar auf Befehl des Königs. Seitdem wanderten aus sowohl die Feinde der neuen Ordnung als auch die Opfer politischer Verfolgung, theils mit einiger geretteten Habe, theils völlig hülflos. Männer und Weiber, Kinder und Greise, Priester und Edelleute bildeten ein ebenso buntes als ungleichartiges Gemisch. Die meisten flüchteten in der Hoffnung, ihr Vaterland in Kurzem nach hergestellter Ordnung wiederzubetreten, und blieben daher anfangs größtentheils in den Grenzländern. Unter ihnen erblickte man die äußerste Verderbtheit neben der edelsten Selbstverleugnung; Personen aus den ersten Geschlechtern, an alle Gemächlichkeiten eines genußreichen Lebens gewöhnt, ertrugen mit Hingebung und Würde Entbehrungen und ergriffen geringe Erwerbszweige. Mit Unrecht erklärte man alle Diejenigen für Nichtswürdige und Feige, die ihr Vaterland zur Zeit der Gefahr seinem Schicksal überließen. Wo das Laster herrscht und die Tugend ein Verbrechen ist, darf der Gutgesinnte Nichts hoffen. Zu leugnen ist jedoch nicht, daß der größere Theil jener ersten Emigranten aus Weichlingen und aller Anstrengung und Thätigkeit entwöhnten Menschen bestand, die durch ein sittenloses Betragen gar bald für Alles, was Emigrant hieß, ein ungünstiges Vorurtheil erweckten. Dieß, noch mehr aber die Besorgniß, Frankreichs Rache zu erregen, war der Grund, daß ihnen bald in vielen Ländern der Aufenthalt versagt, in andern nur mit Einschränkung zugestanden wurde. An der Spitze der Emigranten standen die königl. Prinzen Condé, Provence und Artois, von denen der Erstere einen Theil der Flüchtlinge vereinigte, um gemeinschaftlich mit den verbündeten Heeren zur Wiederherstellung der alten Ordnung mitzuwirken. Zu Koblenz hatte sich ein eigner Gerichtshof gebildet, der die Justizsachen des sogen. auswärtigen Frankreichs entschied. Allein Dumouriez's Eindringen in die Niederlande und Holland vertrieb sie aus diesen Provinzen mitten im Winter und in dem kläglichsten Zustande; Frankreichs Schreckenssystem aber, sowie die blutigen Vorfälle in Lyon und Toulon vermehrten ihre Anzahl täglich. Das Condé'sche Corps trat zuletzt in russischen Sold und löste sich in dem Feldzuge von 1799 auf. Als Napoleon an die Spitze der Regierung trat, erhielten, bis auf wenige Ausnahmen, sämmtliche Emigranten die Erlaubniß, in ihr Vaterland zurückzukehren, von der jedoch manche, die im Auslande bereits sich niedergelassen hatten, keinen Gebrauch machten. Die Constitution Ludwigs XVIII. enthielt zwar die ausdrückliche Bestimmung, daß die Emigranten kein Recht haben sollen, ihre ehemaligen Güter zurückzufordern; dieß hinderte sie indeß nicht, mit Entschädigungsansprüchen hervorzutreten, die oft Veranlassung zur Störung der öffentlichen Ruhe wurden. Die Kammern bewilligten ihnen daher 1825, auf Villèle's Antrag, als Entschädigung in Renten ein Capital von 1000 Mill. Fr. für die verkauften Emigrantengüter. (Vgl. Frankreich.) S. Ant. de St.-Gervais „Hist. des émigrés français depuis 1789 jusqu'en 1828" (Par. 1829, 3 Bde.). Auch die „Mém. de Fauche-Borel" (Par. 1829, 3 Bde., m. Kpf.) enthalten Beiträge zur Gesch. der Emigrat.

Eminenz (eminentia), 1) (Anat.), Hervorragung, besonders an einem Knochen; eminirend, hervorragend. 2) Im 7. Jahrh. Titel der Bischöfe; als diese den Titel reverentia erhielten, Titel der seither illustrissimi und reverendissimi genannten Cardinäle, durch eine Ver-

Digitized by Google

ordnung des Papstes Urban VIII. 1630; war auch Titel der 3 geistlichen Kurfürsten und des Großmeisters von Malta. Die von alten fürstlichen Häusern abstammenden Cardinäle haben das Prädicat Se. Hochfürstl. oder Durchlaucht. Eminenz.

Emir, d. i. Herr, Fürst, war ursprünglich so viel als Sultan. Dann ward es ein Beiname der Araber, die von Mohammeds Tochter Fatima abstammen, auch Sherifs, Heilige, heißen und den Emir-Baschi oder Nakib-Sherif, den Verwahrer von Mohammeds Fahne, zum Vorsteher haben, der Diejenigen, die ihre Abstammung hinlänglich beweisen, in die Rolle der Emirs schreiben läßt und ausschließlich das Recht hat, sie zu richten und zu bestrafen. Sie tragen als Auszeichnung einen Turban von meergrüner Farbe, genießen manche Vorrechte und Freiheiten, leben aber in drückender Armuth, weil sie träge und ausschweifend sind. — Emir ist auch die Benennung der Anführer der arabischen Stämme, sie mögen von Mohammed abstammen oder nicht. Auch wird das Wort Emir zu gewissen Aemtern gesetzt; z. B. Emir Achor, Stallmeister; Emir Hadschiy, Anführer der Pilger auf den Caravanen nach Mekka, welchen Namen gewöhnlich der Pascha von Damask erhält.

Emma, s. Eginhard.

Emmat, Fluß im helvetischen Canton Bern, entspringt an den Grenzen von Luzern, fällt unterhalb Solothurn in die Aar; führt Goldsand mit sich. Er bildet das schöne Emmenthal, mit mehr als 36.000 Einw., welche guten Käse (emmenthaler Käse) fertigen.

Emmerich, im Kreise Rees, Reg.-Bez. Düsseldorf, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, am Rhein, ward schon von den Römern als Colonie angelegt. Der Graf Otto III. von Geldern und Zütphen befestigte sie 1247 durch Mauern; der Herzog Reinhold III. von Geldern verpfändete sie 1355 an den Grafen Johann von Kleve und trat sie 1402 förmlich an den Grafen Adolf I. von Kleve ab, um sich dadurch aus seiner Gefangenschaft zu lösen. Die Stadt gehörte zum Hansabunde. Sie wurde dadurch 1598 von den Spaniern, 1600 von den Holländern, 1613 von den Spaniern eingenommen. Von 1614 — 72 hatten die Holländer die Stadt im Besitz, welche dann vom franz. König Ludwig XIV. erobert und späterhin dem Kurfürsten von Brandenburg übergeben wurde. Die Stadt ist der Sitz eines Land- und Stadtgerichts, Hauptzollamts, hat 2 kathol. Pfarr-, 2 evangel. und eine mennonitische Kirche, Progymnasium, Seminar, kathol. und evangel. Waisenhaus, in 830 Häusern nahe an 5000 Bewohner, Tuch-, Wollenzeuch-, Strumpf-, Hutmanufakturen, Perlgraupen-, Essig-, Oel-, Seifefabriken, Wachsbleiche, Posamentiranstalt, Gerbereien, Schifffahrt, einigen Handel und einen sichern und bequemen Hafen, der 40 große Schiffe fassen kann.

Emmerich (Joseph), Kurfürst von Mainz, geb. den 12. Nov. 1707. Sein Vater war Ferdinand Damian, Freiherr v. Breitbach zu Bürresheim, und starb 1747 als trierischer Geheim-Rath. Emmerich Joseph wurde nach dem Tode Johann Friedrich Karls den 5. Juli 1762 zum Kurfürsten gewählt und regierte bis zu seinem Tode (11. Juni 1774), auf eine so löbliche Weise, daß er allgemein geliebt wurde. Verbesserung der Gerechtigkeitspflege, Bezahlung alter drückender Schulden, Erbauung mehrer schönen Gebäude und Verbesserung der Universitäten Mainz und Erfurt, wo er selbst protestantische Professoren der Theolo-

Digitized by Google

gie anstellte, erwarben ihm in den Jahrbüchern des Kurfürstenthums Mainz einen unvergeßlichen Namen.

E moll (Musik), eine der 12 weichen Tonarten der jetzigen Musik; hat ein Kreuz vorgezeichnet, welches f in fis verwandelt.

Empedokles, einer der berühmtesten Anhänger der Philosophie des Pythagoras, der mit dem Anaxagoras zu gleicher Zeit und noch mit oder nach dem Pythagoras lebte. Er war um 460 v. Chr. aus der Stadt Agrigent in Sicilien gebürtig und wird von Einigen auch für einen Schüler und Vertrauter des Pythagoras ausgegeben, welches aber eine falsche Sage zu seyn scheint, die man vermuthlich aus seiner Bekanntschaft mit einigen Pythagoräern und aus der großen Verehrung schloß, die er überall in seinen Schriften gegen Pythagoras äußerte. Ebenso unrichtig ist es, daß er in die pythagorischen Geheimnisse eingeweiht und nachher wegen leichtsinniger Ausbreitung gewisser Geheimnisse wieder herausgestoßen worden sey. Dem Pythagoras suchte er nicht nur in seinen Lehren, sondern auch in seinen Handlungen und seinem Aeußern nachzuahmen. Ebenso wie jener, war er ein Feind aller Unterdrückung, aller niederträchtigen Erhebung über Andere. Die Agrigentiner boten ihm die Krone an, aber er schlug sie aus und vermochte sie dahin, die Aristokratie abzuschaffen und eine Demokratie einzuführen. Dennoch suchte sich Empedokles fast noch mehr als Pythagoras durch sein Aeußeres von seinen Zeitgenossen zu unterscheiden. Durch seinen Reichthum unterstützt, kleidete er sich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit ansah. Seine Mitbürger nahmen keinen Anstoß daran, sondern verehrten ihn mit der unbeschränktesten Hochachtung, da sie in ihm den Wiederhersteller und Beschützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, der sein Vermögen zur Verbesserung der Stadt oder zur Ausstattung armer Mädchen anwandte, lieben und den berühmten Dichter und Redner, den großen Arzt, den Vertrauten der Götter (wofür sie ihn hielten), den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beschwörer bewundern mußten, den der Lauf der Natur hemmen und selbst dem Tode gebieten konnte. Empedokles schrieb nicht in Prosa, sondern in Versen, die nach Aristoteles's Zeugniß ein homerischer Geist belebte, die besonders in feurigen und kühnen Bildern fortströmten, aber eben deßwegen an Klarheit und Deutlichkeit verloren. Wir haben noch einige Fragmente davon, in denen wir so viel Wohllaut und Dichtergeist finden, als man nur in den besten homerischen Gesängen und außerdem in keinem andern griech. Dichter antrifft. Als philos. Forscher übertraf er aber seine Zeitgenossen weniger als an dichterischem Feuer und vielleicht auch an Mannigfaltigkeit von Kenntnissen. Er nahm vier unveränderliche Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde als den Urstoff aller Dinge an. Alle Entstehung sey nur Zusammensetzung von schon vorhanden gewesenen Theilen, aller Untergang oder Tod nur Auflösung des vorher Vereinigten. Die, die Zusammensetzung und Auflösung der Dinge bewirkenden Urkräfte nannte er Freundschaft (oder Liebe) und Feindschaft. Indessen war er in seinen Behauptungen gar nicht beständig, und oft hatte er offenbare Widersprüche. So spricht er oft nur von zwei, auch wohl nur von einem Elemente; verwechselt die beiden genannten Grundkräfte und läßt die Dinge durch die Feindschaft entstehen, durch die Eintracht zerstört werden, wie auch Heraklit behaup-

Digitized by Google

tete; anderer Widersprüche zu geschweigen. Seine Meinungen über die allgemeinen Eigenschaften der Dinge waren auch manchmal sonderbar. — Von der Ursache der verschiedenen Dichtigkeiten der Körper und der verschiedenen Leichtigkeit und Schwere derselben lehrte er Nichts in seinen Schriften. Die Erde hielt er für unbeweglich aus folgendem Grunde. Den Himmel hielt er für eine feste krystallene Masse, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts oder für den Rückschein einer andern Sonne, die ihr entgegengesetzt stehe und den Himmel erleuchte. Er sprach von zwei Halbkugeln, die beständig sich um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zusatze von Feuer bestehe. Diese letzte war die Nacht. Ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlassenen Luft gleichsam zusammengefroren war und sein Licht von der Sonne erhielt. Das Licht, das uns die äußern Gegenstände sichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen, wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen stellte er das Licht als eine feurige Materie vor, die den Raum zwischen Himmel und Erde erfüllte. Eine Gottheit, d. h. ein über Alles erhabenes allmächtiges, weises und gütiges Wesen, nahm er ebenso wenig als die übrigen ältern Weltweisen an; sondern er ließ alle Götter, ebenso wie Menschen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern entstehen und wieder aufgelöst werden. Davon nahm er nicht einmal das luftige oder geistige Wesen aus, das er doch für die Ursache des Lebens, Empfindens und Denkens aller Wesen und für die Urquelle aller Götter, Dämonen und Seelen hielt. Die Götter wären ihm bloß größere Massen aus dem geistigen Wesen als die Seelen, doch leugnete er, daß sie an Gestalt menschenähnlich wären. Die Dämonen unterschieden sich vornehmlich von den Göttern durch ihre Fehlbarkeit und Sündbarkeit. Er lehrte wahrscheinlich zuerst unter den Griechen, daß die Dämonen gewisser Vergehungen wegen auf der Erde in die Materie eingekerkert worden wären. Solche gefallene Dämonen wären auch die Seelen der Menschen selbst. Sie müßten so lange aus einem Körper in den andern wandern, bis sie rein genug wären, um zu ihrem vorigen seligen Zustande wieder gelangen zu können. Das Wesen der Seele erklärte er aus allen vier Elementen und den beiden Grundursachen zusammengesetzt, weil sie sonst die aus ihnen zusammengesetzten Dinge nicht erkennen könne. Empfindungsvermögen und Verstand waren ihm eine und dieselbe Kraft. Die Sinnenkenntnisse verwarf er als trüglichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Prüferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode werde die menschliche Seele nicht nur Thiere, sondern auch Pflanzen und Gewächse beleben, die er sich auch mit Empfindung und Denkkraft begabt dachte. Endlich kamen sie in die Versammlung und an den Tisch der Götter und lebten da, von allen Beschwerden und den sterblichen Leibern befreiet in vollkommener Seligkeit, die er sich aber ebenso sinnlich, wie die Seelen körperlich dachte. Ueber die Thiere und Gewächse scheint er ziemlich sorgfältige und weitläufige Untersuchungen angestellt zu haben. Was ihre Entstehung betrifft, so glaubte er, daß der Zufall nach unzähligen unglücklichen Versuchen endlich solche Geschöpfe hervorgebracht habe, die fortdauern u. andere ihnen ähnliche hervorbringen könnten. Ebenso zufällig erklärte er auch die Bildung der einzelnen Theile des thierischen Kör-

Digitized by Google

gie anstellte, erwarben ihm in den Jahrbüchern des Kurfürstenthums Mainz einen unvergeßlichen Namen.

E moll (Musik), eine der 12 weichen Tonarten der jetzigen Musik; hat ein Kreuz vorgezeichnet, welches f in fis verwandelt.

Empedokles, einer der berühmtesten Anhänger der Philosophie des Pythagoras, der mit dem Anaxagoras zu gleicher Zeit und noch mit oder nach dem Pythagoras lebte. Er war um 460 v. Chr. aus der Stadt Agrigent in Sicilien gebürtig und wird von Einigen auch für einen Schüler und Vertrauter des Pythagoras ausgegeben, welches aber eine falsche Sage zu seyn scheint, die man vermuthlich aus seiner Bekanntschaft mit einigen Pythagoräern und aus der großen Verehrung schloß, die er überall in seinen Schriften gegen Pythagoras äußerte. Ebenso unrichtig ist es, daß er in die pythagorischen Geheimnisse eingeweiht und nachher wegen leichtsinniger Ausbreitung gewisser Geheimnisse wieder herausgestoßen worden sey. Dem Pythagoras suchte er nicht nur in seinen Lehren, sondern auch in seinen Handlungen und seinem Aeußern nachzuahmen. Ebenso wie jener, war er ein Feind aller Unterdrückung, aller niederträchtigen Erhebung über Andere. Die Agrigentiner boten ihm die Krone an, aber er schlug sie aus und vermochte sie dahin, die Aristokratie abzuschaffen und eine Demokratie einzuführen. Dennoch suchte sich Empedokles fast noch mehr als Pythagoras durch sein Aeußeres von seinen Zeitgenossen zu unterscheiden. Durch seinen Reichthum unterstützt, kleidete er sich prächtig und trug Gewänder und Schmuck, dergleichen man damals als Zeichen der königlichen Würde oder einer göttlichen Heiligkeit ansah. Seine Mitbürger nahmen keinen Anstoß daran, sondern verehrten ihn mit der unbeschränktesten Hochachtung, da sie in ihm den Wiederhersteller und Beschützer ihrer Freiheit, den allgemeinen Wohlthäter, der sein Vermögen zur Verbesserung der Stadt oder zur Ausstattung armer Mädchen anwandte, lieben und den berühmten Dichter und Redner, den großen Arzt, den Vertrauten der Götter (wofür sie ihn hielten), den Verkünder der Zukunft und den mächtigen Beschwörer bewundern mußten, den der Lauf der Natur hemmen und selbst dem Tode gebieten konnte. Empedokles schrieb nicht in Prosa, sondern in Versen, die nach Aristoteles's Zeugniß ein homerischer Geist belebte, die besonders in feurigen und kühnen Bildern fortströmten, aber eben deßwegen an Klarheit und Deutlichkeit verloren. Wir haben noch einige Fragmente davon, in denen wir so viel Wohllaut und Dichtergeist finden, als man nur in den besten homerischen Gesängen und außerdem in keinem andern griech. Dichter antrifft. Als philos. Forscher übertraf er aber seine Zeitgenossen weniger als an dichterischem Feuer und vielleicht auch an Mannigfaltigkeit von Kenntnissen. Er nahm vier unveränderliche Elemente, Feuer, Wasser, Luft und Erde als den Urstoff aller Dinge an. Alle Entstehung sey nur Zusammensetzung von schon vorhanden gewesenen Theilen, aller Untergang oder Tod nur Auflösung des vorher Vereinigten. Die, die Zusammensetzung und Auflösung der Dinge bewirkenden Urkräfte nannte er Freundschaft (oder Liebe) und Feindschaft. Indessen war er in seinen Behauptungen gar nicht beständig, und oft hatte er offenbare Widersprüche. So spricht er oft nur von zwei, auch wohl nur von einem Elemente; verwechselt die beiden genannten Grundkräfte und läßt die Dinge durch die Feindschaft entstehen, durch die Eintracht zerstört werden, wie auch Heraklit behaup-

Digitized by Google

tete; anderer Widersprüche zu geschweigen. Seine Meinungen über die allgemeinen Eigenschaften der Dinge waren auch manchmal sonderbar. — Von der Ursache der verschiedenen Dichtigkeiten der Körper und der verschiedenen Leichtigkeit und Schwere derselben lehrte er Nichts in seinen Schriften. Die Erde hielt er für unbeweglich aus folgendem Grunde. Den Himmel hielt er für eine feste krystallene Masse, die Sonne für den Abglanz des göttlichen Lichts oder für den Rückschein einer andern Sonne, die ihr entgegengesetzt stehe und den Himmel erleuchte. Er sprach von zwei Halbkugeln, die beständig sich um die Erde bewegten, einer lichtvollen und einer andern, die größtentheils aus Luft und einem kleinen Zusatze von Feuer bestehe. Diese letzte war die Nacht. Ein ihr ähnlicher Körper war der Mond, der aus der vom Feuer verlassenen Luft gleichsam zusammengefroren war und sein Licht von der Sonne erhielt. Das Licht, das uns die äußern Gegenstände sichtbar macht, ließ er bisweilen aus den Augen, wie aus Feuerquellen fließen; bisweilen stellte er das Licht als eine feurige Materie vor, die den Raum zwischen Himmel und Erde erfüllte. Eine Gottheit, d. h. ein über Alles erhabenes allmächtiges, weises und gütiges Wesen, nahm er ebenso wenig als die übrigen ältern Weltweisen an; sondern er ließ alle Götter, ebenso wie Menschen und Thiere, durch blinde Kräfte aus ewigen Naturkörpern entstehen und wieder aufgelöst werden. Davon nahm er nicht einmal das luftige oder geistige Wesen aus, das er doch für die Ursache des Lebens, Empfindens und Denkens aller Wesen und für die Urquelle aller Götter, Dämonen und Seelen hielt. Die Götter waren ihm bloß größere Massen aus dem geistigen Wesen als die Seelen, doch leugnete er, daß sie an Gestalt menschenähnlich wären. Die Dämonen unterschieden sich vornehmlich von den Göttern durch ihre Fehlbarkeit und Sündbarkeit. Er lehrte wahrscheinlich zuerst unter den Griechen, daß die Dämonen gewisser Vergehungen wegen auf der Erde in die Materie eingekerkert worden wären. Solche gefallene Dämonen wären auch die Seelen der Menschen selbst. Sie müßten so lange aus einem Körper in den andern wandern, bis sie rein genug wären, um zu ihrem vorigen seligen Zustande wieder gelangen zu können. Das Wesen der Seele erklärte er aus allen vier Elementen und den beiden Grundursachen zusammengesetzt, weil sie sonst die aus ihnen zusammengesetzten Dinge nicht erkennen könne. Empfindungsvermögen und Verstand waren ihm eine und dieselbe Kraft. Die Sinnenkenntnisse verwarf er als trüglichen Schein; die Vernunft war ihm die einzige Richterin und Präferin von Wahrheit und Irrthum. Nach dem Tode werde die menschliche Seele nicht nur Thiere, sondern auch Pflanzen und Gewächse beleben, die er sich auch mit Empfindung und Denkkraft begabt dachte. Endlich kamen sie in die Versammlung und an den Tisch der Götter und lebten da, von allen Beschwerden und den sterblichen Leibern befreiet in vollkommener Seligkeit, die er sich aber ebenso sinnlich, wie die Seelen körperlich dachte. Ueber die Thiere und Gewächse scheint er ziemlich sorgfältige und weitläufige Untersuchungen angestellt zu haben. Was ihre Entstehung betrifft, so glaubte er, daß der Zufall nach unzähligen unglücklichen Versuchen endlich solche Geschöpfe hervorgebracht habe, die fortdauern u. andere ihnen ähnliche hervorbringen könnten. Ebenso zufällig erklärte er auch die Bildung der einzelnen Theile des thierischen Kör-

Digitized by Google

pers, z. B. die Höhlen des Bauchs und der Eingeweide durch einen gewaltsamen Durchbruch des Wassers durch den eben gebildeten Leib, die Nasenlöcher durch heftige Luftströme, die an gewissen Theilen des Gesichts Oeffnungen gemacht haben. Eben diese Zufälligkeit lehrte er auch bei der Zeugung der Thiere. Zu seinen sonderbarsten Meinungen gehört aber die, daß die Pflanzen nicht bloß lebende und empfindende, sondern auch vernünftige, des Begehrens und Verabscheuens fähige, kurz, ganz den Menschen ähnliche Geschöpfe wären; eine Meinung, die so sonderbar ist, daß man gar nicht einsieht, auf welchen Wegen Empedokles und andere Philosophen, die sie behaupteten, darauf gekommen seyn müssen. Ebenso sonderbarlich ist es, daß Empedokles die Pflanzen nach ganz andern Gesetzen als Menschen und Thiere entstehen ließ. Er ließ hier nicht den Zufall die schon erwähnte Rolle spielen, sondern nahm eine bildende und erhaltende Natur als die Schöpferin und Pflegerin derselben an. Der Stoff dazu war Feuer und Erde. Die letztere bildete die Wurzeln, das erstere brachte den Stamm, die Blätter, Blüthen und Früchte hervor. Aus der geglaubten Gleichartigkeit der Pflanzen und Thiere lassen sich verschiedene Ausdrücke erklären, die er von den Thieren auf die Pflanzen übertrug. So nannte er z. B. den Samen derselben Eier und sie selbst viergebärend; den noch nicht ausgewachsenen Pflanzen gab er den Namen Jungen und sagte, daß sie noch nicht zeugen könnten, weil ihnen der Same noch fehle. Den Hauptunterschied zwischen Pflanzen und Thieren setzte er darin, daß er in den Pflanzen beide Geschlechter vereinigt annahm. Seine auf uns gekommenen Schriften sind: „De natura", in griechischen Hexametern, wovon noch Fragmente übrig sind, die Sturz (Lpz. 1804, 8.) herausgab; das ihm beigelegte Gedicht in Jamben: „De spaera" (Ausg. von Heberich, Dresd. 1711, 4.) wird für unecht gehalten. Der Sage nach soll sich Empedokles aus Stolz in den Aetna gestürzt haben; wahrscheinlich aber kam er bei Untersuchung des Kraters um. S. auch „Memoire sulle vita e filosofia d'Empedocle", von Dominico Scina (Palermo 1825).

Empfängniß ist die innige Vereinigung der Elemente, die beide Geschlechter im Akte der Zeugung liefern und aus welcher ein neues Leben hervorkeimt. Wie noch in keinem Zweige der Naturwissenschaft, hat man hier die scharfsinnigsten Hypothesen gewagt, um dem forschenden Geiste Etwas vorzuhalten, was ihn über den wichtigsten Gegenstand seines Forschens, über seine Entstehung, nur einigermaßen befriedigte, und die verschiedenen Zeugungstheorien, die man zu den verschiedensten Zeiten aufgestellt hat, sind ein edles Dokument für den menschlichen Verstand, wenn sie auch alle leider! Gegengründe zulassen, sodaß auch hier noch immer gilt, was einst Haller sang: „In's Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist!" — Die Zeichen der Empfängniß sind nur unsicher und beruhen hauptsächlich auf gewissen Gefühlen, die aber häufig auch unbeachtet bleiben, etwas später leichten Unpäßlichkeiten, besonders Uebelkeiten und andern Zeichen der angehenden Schwangerschaft.

Empfängniß der Maria (Dogm. und Kirchengesch.), ein Gegenstand dogmatischer Streitigkeiten durch mehre Jahrhunderte. Schon im neunten Jahrhundert stellte Paschasius Radbert das Dogma auf, Maria sey ohne Erbsünde empfangen worden, und von der Mitte des zwölften (1140) feierte man ein besonderes Fest (8. Dec.) in dieser

Digitized by Google

Beziehung. Bernhard von Clairvaux bestritt die Lehre und nach ihm viele Dominicaner. Dagegen nahmen die Franciscaner sie in Schutz, und dieser Streit erreichte vom 13. Jahrhundert an eine solche Heftigkeit, daß er eine feindselige Stellung dieser beiden Orden gegen einander zur Folge hatte und mannigfaltigen Einfluß auf die Angelegenheiten der Kirche bis gegen die Zeit der Reformation hin noch äußerte. Die Reformatoren bestritten die unbefleckte Empfängniß (immaculata conceptio Mariae), das Concilium zu Basel und das tridentinische aber haben sie zugegeben, jedoch nicht zum Glaubensartikel erklärt.

Empfindung (Aesth.), das mit Bewußtseyn verbundne Gefühl einer Veränderung in uns, oder die Wahrnehmung unsers eignen Zustandes, er sey nun durch äußere Gegenstände hervorgebracht, oder eine Wirkung unsrer eignen Seele. Die Empfindungen setzen immer unser Begehrungsvermögen in Thätigkeit und sind also theils angenehm, wenn der Gegenstand, der sie verursachte, Neigung zu sich, oder mangenehm, wenn er Abscheu gegen sich erweckt; doch gibt es auch gemischte Empfindungen. Empfindungen bestimmen uns gewöhnlich zu Handlungen durch die Neigung oder Abneigung zu den Gegenständen. Alle Empfindungen, wenn sie auch noch so stark und lebhaft sind, geben nur dunkle Vorstellungen, diese können aber zu klaren erhoben werden. Empfindungen sind es, worauf vorzüglich der Dichter wirken soll, und er hat dazu zwei Wege, entweder, daß er die Empfindung selbst fühlt und darstellt, oder den Gegenstand, der sie in ihm erweckt hat, mit aller Kraft und Lebendigkeit schildert. Beide kann er abwechselnd betreten, aber nie wird es mit Glück geschehen, nie wird er sein Ziel erreichen, wenn er nicht selbst eine feine, zarte, aber doch tiefe, lebendige, kräftige, festhaltende Empfindsamkeit (Gefühl) besitzt. Kein Dichter hat wohl je ein reicheres, reineres, edleres Gemüth besessen, keiner hat wohl diese Himmelsgabe so niemals entweiht, keiner hat wohl weniger seine wahren Empfindungen übertrieben, keinem ist es wohl so gelungen, auch in das Herz seiner Zuhörer „Flammen zu strömen", als unsrem Klopstock. — Empfindelei ist das Spiel mit geheuchelten oder übertriebenen, durch unwichtige Gegenstände geweckten Empfindungen. In Werken der Redekünste ist sie, wie im gemeinen Leben, ekelhaft und macht oft das wahre Gefühl Andern verdächtig. Es gab in der deutschen Literatur eine Periode in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die die J. M. Miller'schen Romane, namentlich der „Siegwart", herbeiführte, wo diese Empfindelei Mode war, und wo man nur von Thränen, Mondschein, Vergißmeinnicht ꝛc. sprach, bis sie der Sturm- und Drangperiode, durch Göthe's „Götz" aufgeregt, weichen mußte.

Emphyteusis (griech., hineinsäen, einpflanzen), Erbzinsgut, ein Grundstück, dessen Nutzungsrecht unter der Bedingung, es zu kultiviren und eine jährliche Abgabe (Kanon, Erbzins) an den Verleiher zur Anerkennung seines Obereigenthums zu entrichten, überlassen wird. Auch wird der darüber abgeschlossene Konsensualkontrakt und das Recht an dem zur Verbesserung überlassenen Gute mit diesem Namen belegt. Die Emphyteusis, deren Einführung sich von den Römern herschreibt, welche die dem Staate zugefallenen Grundstücke der Besiegten den Staatsbürgern und andern Personen gegen eine verhältnißmäßige Abgabe zur Verbesserung und Benutzung überließen, kann durch einen Vertrag, letzten Willen und durch Verjährung erworben werden. Der Erbzins-

Digitized by Google

herr bleibt Eigenthümer der emphyteutischen Sache und kann als solcher den Erbzinsmann von jeder dem Kontrakt zuwiderlaufenden Verfügung abhalten, sie jedoch den Rechten desselben unbeschadet, veräußern und von jedem unrechtmäßigen Besitzer zurückfordern. Der Erbzinsmann erhält die Nutzungs- und Eigenthumsvortheile an dem fremden Grundstücke (jus domino proximum) verbunden mit dem Rechte, über dasselbe unter Lebenden und auf den Todesfall zu verfügen; hat er aber vor seinem Tode Nichts darüber bestimmt, so geht es an die Intestaterben über. Dagegen ist er verpflichtet, das Gut zu verbessern, die darauf liegenden Lasten zu tragen, die bedungene jährliche Abgabe an den Erbzinsherrn zu entrichten und ihm die vorhabende Veräußerung des Grundstücks anzuzeigen, da er zwei Monate lang das Verkaufsrecht hat und im Falle einer Veräußerung ein Lehngeld (Lehnwaare, laudemium) erhält. Das emphyteutische Gut kann durch den Ablauf der Zeit, auf welche es verliehen war, durch Absterben der Familie des Nutzungseigenthümers, durch dreimalige und bei kirchlichen Erbzinsgütern durch zweimalige Unterlassung der Bezahlung des Kanons, wenn sie aus böser Absicht oder großer Nachlässigkeit geschah, durch Verjährung u. s. w. verloren gehen. — Von der Emphyteusis sind die ursprünglich deutschen Erbzinsgüter (bona censitica) unterschieden, welche wie Erbpachte, ohne daß ihre Verbesserung ausdrücklich zur Bedingung gemacht und eine Art von Eigenthum übertragen wird, verliehen werden. Sie dürfen auch in der Regel nur auf die Nachkommen des ersten Erwerbers vererbt und ohne Einwilligung des Eigenthümers gar nicht veräußert werden. Da die davon zu entrichtende Abgabe nicht, wie bei der Emphyteusis, als ein Zeichen der Anerkennung des Obereigenthums des Verleihers gegeben wird, so steht sie auch gewöhnlich mit den Nutzungen des Grundstücks im Verhältnisse.

Empirie (griech.), die Erfahrungskunde, oder die Kenntniß, die man aus der Erfahrung schöpft.

Empiriker, Einer, der Etwas ohne wissenschaftliche Grundsätze, bloß durch Versuche, Uebungen und Erfahrungen gelernt hat, besonders ein solcher Arzt, der die Heilkunde bloß nach seinen gemachten Erfahrungen treibt. — **Empirismus**, die Kenntniß und Denkart, die sich bloß auf Erfahrung bezieht, besonders die Art zu philosophieren, welche sich nur auf Erfahrungskenntniß so stützt, und daraus alle Vernunfterkenntniß ableitet, im Gegensatze des Rationalismus (s. d.).

Emplastration (franz., Baumz.), Art des Oculirens (s. d.) wobei man ein Stück Rinde mit einem Auge ausschneidet, und sie auf eine von Rinde entblößte Stelle des zu veredelnden Bäumchens setzt.

Emplekton (griech., Bauk.), Mauerwerk, das bei den Römern aus zwei regelmäßig verbundenen Stirnmauern und einer Ausfüllung zwischen diesen von willkürlich durch einander geworfenen, mit Mörtel vergossenen Steinstücken bestand. Bei den Griechen bestand auch die Ausfüllung aus regelmäßigen Steinschichten, die jedoch mit den Steinmauern nicht unmittelbar verbunden waren, weßwegen diese Art Mauerwerk dem in regelmäßigem Verbande aufgeführten an Festigkeit nachstand. Auch noch in dem Mittelalter kommt solches Mauerwerk vor und zeigt in den noch stehenden Ruinen ungemeine Festigkeit. In neuester Zeit hat man bei Gelegenheit des preuß. Festungsbaues am Rhein, eine ähnliche Art Mauerwerk mit Glück wieder angewendet.

Digitized by Google

Emporkirche, die in der Höhe angebrachter Sitze in einer Kirche, gewöhnlich Chor genannt.

Emporkömmling (parvenu), Der, welcher durch einen plötzlichen, nicht durch Verdienst bewirkten Glückswechsel aus einem niedern und ärmlichen Zustand in einen höhern und glänzendern versetzt wird.

Ems, Marktflecken und berühmter Badeort in der Wetterau, im Herzogthum Nassau, an der Lahn, welche, zwischen Bergen und Steinklippen hinrauschend, anmuthige Thäler und Auen bewässert. Die ersten Brunnengebäude wurden 1783 errichtet. Zwei Badehäuser dienen auch den Gästen zu Wohnungen. Jedes derselben hat mehre Hauptbäder, die in kleine Bäder abgetheilt sind; auch sind in jedem besondere Trinkbrunnen, überhaupt 7: das Kränchen, der Kessel- und Wappenbrunnen, der Mittel- oder Kurbrunnen, das Marienbrünnchen, der Spring- und Wilhelmsbrunnen oder das kalte Kränchen und die 1812 entdeckte Zwillingsquelle. Die Namen der Bäder sind: die alten, die Neuen, die Fürsten- und landgräflichen Bäder, die Bubenquelle und das Rondelbad. Die stärksten Quellen sind im alten, ehemals hessendarmstädtischen Hause. Das Mineralwasser hat 18—44° Réaum. Wärme. Der Mittel- oder Kurbrunnen ist der wärmste. Das Fürstenbad ist prächtig aus inländischem Marmor erbaut. Am Kränchenborn füllt man jährlich gegen 50.000 Krüge zur Versendung. Die Wasser gehören zur Gattung der alkalisch-salinischen und haben noch außerdem viel Luftsäure. Das Wasser des Kränchenborns wird, sowie des Kurbrunnens, häufig auswärts verführt. Ems ist heilsam bei chronischen Katarrhen, Schleim, Husten, Verstopfungen der Lungen, in allerlei Magenübeln von Säure und Schleim, Verstopfungen in den Eingeweiden des Unterleibes, Hämorrhoiden, Schleim und Gries in den Urinwegen, Gicht, steifen Gliedern u. s. w. Auch rühmt man es bei Augenbeschwerden. Jenseits der Lahn, am Spieß, ist die betäubende Hundsgrotte, ähnlich der von Neapel. Selbst in der Lahn sprudeln warme Quellen auf; und es ist da ein Pferdebad angelegt. Entferntere Punkte für Lustreisen sind: Dausenau, in einer herrlichen Gegend, mit einem Mineralbrunnen und einer starken Apfelbaumzucht; Nassau, in einer höchst reizenden Umgebung, mit der alten Burg Hartenstein; Koblenz und Ehrenbreitstein an dem unvergleichlichen Rheinthale ꝛc. S. Thilenius's „Ems und seine Heilquellen" (Wisbaden 1816) und Vogler, „Die Heilquellen zu Ems" (Koblenz 1821).

Ems, Fluß in der preußischen Provinz Westfalen; entspringt bei Hövelhof, wird bei Emsbühren schiffbar, theilt sich in die Oster- und Westerems und ergießt sich durch den Dollart in die Nordsee. An der neuen Schifffahrtsverbindung der Nordsee mit dem Rheine durch die Ems und Lippe, zu welcher sich Hanover und Preußen im Tractat d. d. Wien, den 19. Mai 1815, vereinbart haben, wird fortwährend gearbeitet. Hanöverischer Seits waren im Dec. 1829 die Arbeiten so weit vollendet, daß die Schifffahrt von Ostfriesland bis an die preußische Grenze betrieben werden kann. Preußischer Seits ist die Schiffbarmachung der Lippe ihrer Vollendung nahe, und so wird Deutschland ein Monument aufzuweisen haben, das den ersten Kanälen Europa's an die Seite gesetzt werden kann, sowie es dann den Seehandel beider Kronen unabhängig von allem fremden Einfluß machen und zugleich den Binnenhandel in hohem Grade beleben wird.

Digitized by Google

Emser (Hieronymus), ein ausgezeichneter katholischer Theolog aus den Zeiten der Reformation, geb. 1477 zu Ulm aus einem adeligen Geschlechte, studirte in Tübingen und Basel und legte sich besonders auf das bürgerliche und kanonische Recht; er ward 1500 Sekretär und Capellan beim Cardinal Raymund v. Gurk, lehrte dann in Erfurt und Leipzig die classischen Sprachen, bis ihn 1504 Herzog Georg als Sekretär nach Dresden rief, wo er 1527 starb. Er war einer der eifrigsten Gegner Luthers und hinterließ viele lateinische und deutsche Schriften, die jetzt sehr selten sind. Am Vorzüglichsten ist seine Kritik über Luthers Uebersetzung des neuen Testaments.

Emser Punktation, s. Nuntien.

Emulsion (emulsio, Pharm.), durch Zusammenreiben bewirkte milchartige Verbindung öliger oder harziger und schleimiger Substanzen mit Wasser. Die aus Mandeln, durch Zusammenstoßen der geschälten Mandeln, mit 12—16 Theilen Wasser mittelst Filtriren bereitete gibt die bekannte, zum Getränk dienende Mandelmilch; auf gleiche Art werden aus andern ölig-schleimigen Samen, Mohn-Hanfsamenmilch u. a. bereitet.

Enallage (griech.), die Verwechselung, Wort- und Zeitvertauschung, eine Figur, nach welcher ein Redetheil für den andern, und bei Zeitwörtern eine Zeit für die andere gesetzt wird.

Enantiosen (enantioses, v. griech.), nach Pythagoras zehn Principien alles Seyns, wovon jedes wieder in zwei Gegensätze zerfällt, namentlich; endlich, unendlich; gerade, ungerade; Einheit, Vielheit; rechts, links; Männliches, Weibliches; Ruhendes, Bewegliches; rechtlinig, krumm; Licht, Finsterniß; gut, böse; Quadrat, ungleichseitiges Viereck.

Enceinte (franz.), Umfassung, besteht aus allen denjenigen Werken, welche eine Festung zunächst umgeben, und ihre Hauptfigur wird durch die Linie gebildet, welche den Hauptwall vom Hauptgraben trennt und Hauptlinie oder Magistrale heißt.

Enclaven, Gebietstheile, welche von einem Staate ganz eingeschlossen sind, sodaß man von diesen aus nur durch das einschließende Land in ein fremdes Gebiet kommen kann. Haben beide Staate verschiedene Souveraine, so werden theils die Souverainetätsrechte des enclavirten Staats durch das, durch besondere Verträge bestimmte Enclavenrecht und die Uebermacht des einschließenden Staats beschränkt, denn z. B. ein großer Staat wird das Recht des freien Durchgangs durch die Enclaven in Anspruch nehmen, wenn dieß der einzige Weg oder doch der kürzeste ist, um in sein anderes Gebietstheil zu gelangen; theils kann dieß für den Handel und Verkehr der Enclaven einen äußerst nachtheiligen Einfluß haben, wenn der einschließende Staat die Ein- und Ausfuhr erschwert. In neuerer Zeit sind die Enclaven, bei der Einführung des Grenzzolls im preußischen Gebiete, sehr zur Sprache gekommen, indem das Anhaltsche fast ganz, das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen zum Theil, das kleine Amt Allstädt u. a. kleine Gebietstheile von Preußen ganz umschlossen sind und die Preußen die Wahl hatte, dieselben mit Zolllinien zu umschließen oder indirect auch von ihnen Zoll zu beziehen. Es wählte das letztere, erbot sich jedoch, den Staaten, die es traf, den Zoll von jeder Quantität Zollwaaren, von welchen man annehmen konnte, daß sie eine dem umschlossenen Gebietstheile gebraucht wurden, wieder heraus zu

Digitized by Google

zahlen. Der Fürst v. Schwarzburg-Sondershausen ging sogleich in diese Idee ein und schloß mit der preuß. Regierung einen Vertrag unterm 18. Oct. 1819, wonach ihm der Betrag der Verbrauchssteuer, der auf die Bewohner der schwarzburg. Enclaven fällt, vergütet wird. Anhalt-Köthen aber nahm das Verfahren der preuß. Regierung als eine Beleidigung und Verletzung seiner Souverainetätsrechte an und trug seine Beschwerden darüber den zu Wien versammelten Deputirten der deutschen Staaten vor. Es glaubte auch, daß seine Rechte verwahrt wären, da diese Deputation in der 29. Plenarsitzung vom 13. März 1820 die Immunitäten der deutschen Schifffahrt auf den Hauptströmen, im Sinne der Bundesacte von 1815, bestätigte. Weil indessen die Bundesacte nirgends bestimmt, daß den Staaten Eingangs- und Durchgangsabgaben von ein- und durchgehenden Waaren zu erheben verboten seyn solle, so fand Preußen in jenem Beschlusse, den es selbst mit hatte fassen helfen, Nichts, was mit seinem angenommenen Abgabesystem in Widerspruch stände, und erhob seine Zölle nach wie vor. Ein Vorfall mit dem Schiffe des köthenschen Kaufmanns Friedheim machte, daß der Herzog von Köthen seine Klage unterm 13. Aug. 1820 vor den deutschen Bundestag in Frankfurt brachte. Als nämlich gedachtes Schiff den 16. Juni 1820 an das preuß. Elbgrenzzollamt Mühlberg gelangte, forderte dieses den Zollsatz für die Ladung, der nach seiner Instruction auch von den in die Enclaven gehenden Waaren zu erheben befohlen ist, und da Friedheim sich solche zu bezahlen weigerte, wurde das Schiff vom Zolle mit Beschlag belegt. Der Bundestag beauftragte, bei der darüber vorgebrachten Klage des Herzogs v. Köthen, durch Stimmenmehrheit die Gesandten von Baiern und Kurhessen, hierüber und über die Gegenbemerkungen der preuß. Gesandschaft ein Gutachten abzustatten. Die Gegenbemerkungen, welche die preuß. Gesandtschaft in der 17. Sitzung des Bundestages abgab, enthielten, daß die freie Bestimmung der Größe der Abgaben von ein- und durchgehenden Waaren zu den Souverainetätsrechten jedes Regenten gehöre, daß die Schifffahrtsabgaben, wovon in der Bundesacte die Rede sey, ganz verschieden von der Verbrauchssteuer wären, daß die von seiner Regierung ergriffene Maßregel ein nothwendiges Mittel gegen den Schleichhandel sey, und sein Hof sich stets geneigt erklärt habe, die Enclaven für dieß Ungemach und den Schaden, der ihnen etwa daraus entstehen könnte, zu entschädigen. Daher gehöre diese Sache gar nicht vor den Bundestag, sondern dem Herzoge v. Köthen könne bloß gerathen werden, sich mit der preuß. Regierung auf eine billige Weise zu vereinigen. Dieß that der Herzog v. Anhalt-Bernburg, als er am 22. Juli 1826 dem preuß. Zollsysteme beitrat; seinem Beispiele folgte Anhalt-Dessau, zuletzt auch Anhalt-Köthen, wodurch der freie Verkehr zwischen Anhalt und Preußen hergestellt wurde. (S. Zollvereine.)

Encombrement (franz., Schiffsw.), die Unbequemlichkeit, welche leichte Waaren in den Schiffen verursachen, weßwegen deren Fracht nicht nach dem Gewichte, sondern nach dem Raume, den sie einnehmen, berechnet wird.

Encyklopädie (v. griech., Liter.) Zusammenstellung der zu einer umfassenden intellectuellen Bildung gehörigen Kenntnisse. Sie ist allgemeine, wenn sie sich auf das ganze Feld der Wissenschaften erstreckt, oder particulare Encyklopädie, wenn sie sich nur auf einen Zweig des Wissens beschränkt. Letztere kann man so viele aufstellen, als man ein-

Digitized by Google

zelne Wissenschaften unterscheidet, wenn solche nur in einer Schrift, oder in einem Lehrvortrage umfassend (encyklopädisch) dargestellt werden. In beiden Fällen kann die Verbreitung über ihre Gegenstände mit mehrer oder mindrer Ausführlichkeit geschehen, je nachdem in ihrer Abfassung entweder das Bestreben, Nichts zu umgehen, worüber Belehrung und Aufschluß erfordert werden dürfte, oder gegenseitig die Rücksicht vorherrscht, daß nur das Wesentliche und was den Haltepunkt, das leitende Princip für jede Wissenschaft bildet und was zunächst ein wissenschaftliches oder sonstiges Interesse hat, in einer gedrängten Uebersicht dargeboten werde. In einer zweiten Hinsicht sind Encyklopädien als Lehrschriften von einander verschieden, indem ihre nächste Bestimmung ist, entweder zur Unterweisung für noch ganz Unkundige, als Elementarbücher zu dienen, oder mit einer Wissenschaft nicht ganz Unbekannten ein Handbuch zum Nachschlagen darzubieten, um dahin gehörige Notizen in einem leichten Zusammenhange mitzutheilen, das Bekannte in das Gedächtniß zurückzurufen und zugleich den Kreis ihres Wissens zu erweitern. Die Ansprüche, die man an eine Encyklopädie macht, sind: daß sie die betreffenden Notizen mit einer solchen Bestimmtheit geben, deren der Gegenstand überhaupt fähig ist; daß sie solche auf eine Weise und in einer Form ertheilen, die Demjenigen, für den sie bestimmt ist, verständlich wird; daß nicht leicht Etwas umgangen sey, worüber nach Vermuthung eine Nachweisung begehrt werden dürfte; daß man die verlangte Belehrung und Zurechtweisung auch wirklich da finde, wo man sie sucht; daß überall, wo eine wissenschaftliche Notiz durch eine andere erläutert wird, auch hierauf hingewiesen werde, und daß dann die eine die andere so ergänze, daß im ganzen Gebiete, worüber sich die Encyklopädie verbreitet, keine fühlbare Lücke bleibe. Der äußern Form nach unterscheidet man: a) systematische Encyklopädien, nach einem logischen Princip geordnete eigentliche Lehrschriften; sie entsprechen ihrem Zweck bei übrigens angemessener Abfassung als Encyklopädien um so mehr, wenn sie mit einer speciellen Uebersicht der Gegenstände, welche vorgetragen werden, und der Ordnung, wonach solches geschieht, insbesondere aber mit gut angelegten Sachregistern versehen sind; sie haben den Vorzug, daß zusammengehörige Gegenstände auch in ihrem Zusammenhange und in ihrer Folgeordnung vorgetragen werden, obgleich hieraus oft auch eine Einseitigkeit der Darstellung hervorgeht; für den ersten Unterricht sind sie unstreitig die empfehlungswerthesten. b) Alphabetische Encyklopädien, Realhandwörterbücher. Diese sind besonders in neuerer Zeit beliebt geworden. Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie nur rhapsodische und oberflächliche Kenntnisse verleihen; daß sie diese auf ungleiche Weise, wohl von verschiedenen Standpunkten aus, bald nach ältern, bald nach neuern Ansichten vortragen; daß sie vielfältige Lücken lassen, dagegen eins und dasselbe an mehren Orten wiederholen, einen Artikel in den andern einschachteln und wohl dann selbst ganz verschiedenartig darstellen, zumal wenn Mehre an der Abfassung derselben Theil nehmen, oder wenn bei bändereichen Werken ein großer Zeitraum, zwischen der Erscheinung der frühern und der spätern Bände verstreicht. Die Schwierigkeit, allen diesen Mängeln auszuweichen, hat auch in der That bisher immer nur unvollkommene Leistungen dieser Art verstattet, und es wird auch immer ein, allen reellen Erfordernissen Genüge leistendes Realwörterbuch zu liefern eine Aufgabe bleiben, deren Lösung um

Digitized by Google

so schwieriger ist, je verschiedenartiger die Bedürfnisse und die Anforderungen sind, welche jeder Einzelne, der dasselbe benutzen möchte, daran macht. Ihr entschiedener Vorzug vor systematischen Lehrschriften besteht aber in der Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit man, wenn sie von den berührten Mängeln sich, wenigstens im Wesentlichsten, frei erhalten, daraus Nachweisungen über Gegenstände erhalten kann, wenn für irgend einen Lebenszweck, oder irgend ein Lebensverhältniß eben ein momentanes Interesse an solchen aufgeregt ist, wo es dann dem Leser überlassen bleibt, für das Bedürfniß weitere Belehrung aus andern verwandten Artikeln zu entnehmen. Sie führen zugleich, indem jeder betreffende Gegenstand nicht bloß in der nächsten Verbindung und Einfügung in ein wissenschaftliches System, sondern auch in seinen anderweitigen Beziehungen zur Betrachtung kommt, zu einer freiern, unbefangenern Ansicht desselben, erleichtern dadurch häufig die Benutzung der Erkenntniß für das praktische Leben, und regen, wenn der Gegenstand ein problematischer ist, den Geist zu eigner Thätigkeit an. Auch haben sie den großen Vorzug vor den systematischen Encyklopädien, daß sie wegen der dargebotenen Leichtigkeit, sich über einzelne Artikel belehren zu können, selbst bei den nicht wissenschaftlich gebildeten Ständen Eingang finden und so auch unter ihnen nützliche Kenntnisse verbreiten. — Das Bedürfniß, das ganze Feld wissenschaftlicher Kenntnisse, besonders solcher, die ein allgemeines (humanistisches) Interesse haben, zu überschauen, trat erst in neuerer Zeit mit dem immer weiter fortschreitenden Anbau der Wissenschaften ein, indem dadurch insbesondere die innere Verkettung der Wissenschaften unter sich und der Vorschub, den eine der andern leistet, immer einleuchtender wurde. Für die älteste Zeit können indessen die Aristotelischen Schriften für eine Art von Encyklopädie gelten. Auch der Geist des Zusammentragens, welcher in der alexandrinischen Schule herrschte, führte bald auf entferntere Versuche dieser Art hin, und bei den Römern lieferten Varro und Plinius der Aeltere (jener in verlorenen Schriften, „Rerum humanarum et divinarum antiquitates“ und „Disciplinarum libri IX“, dieser in „Historia naturalis“) ähnliche Werke. Ferner können die spätern Sammlungen der Griechen Stobäus und Suidas, und vorzüglich des Marcianus Capella, hierher gezogen werden. Unterdeß waren dieß immer nur noch Vorarbeiten. Der Ruhm, mit Bewußtseyn Encyklopädien unternommen zu haben, gebührt dem Mittelalter, welches mit eisernem Fleiße nicht nur eine beträchtliche Menge von Encyklopädien einzelner Wissenschaften, Summae, auch Specula genannt (z. B. die „Summa theologiae“ des Thomas von Aquino), u. a., sondern auch eine Universalencyklopädie lieferte, wie sie noch nicht gesehen worden war. Es war der unverdrossene Dominicaner Vincenz von Beauvais (Bellovacensis), welcher um die Mitte des 13. Jahrh. die ganze Summe von Kenntnissen des Mittelalters in einem Werke von beträchtlicher Größe („Speculum historiale, naturale, doctrinale“, dem ein Ungenannter wenige Jahre später ein „Speculum morale“ in gleicher Form beifügte) in wörtlichen und treuen Auszügen aus den Werken der Schriftsteller selbst darstellte: ein wahrer Schatz für die literarische Charakteristik des Mittelalters, und selbst in mehrfacher wissenschaftlicher Rücksicht (z. B. der profanen Kritik) nicht ohne Werth. (Neueste Ausg. zu Douay 1624, in 4 Bdn. Fol.). Mit der fortschreitend wachsenden Erweiterung und Vervollständigung der wissenschaftlichen Erkenntniß und Erfahrung wurde

Digitized by Google

das Bedürfniß dringender, den Vorrath des menschlichen Wissens in bequeme Uebersichten zu bringen, oder encyklopädisch darzustellen. Einen Versuch der Art machte der freisinnige Bestreiter der Scholastik, Joh. Ludw. Vives aus Valencia (geb. 1492, st. 1540), mit vielumfassender gelehrter Belesenheit, mit oft kühner, oft des Selbstvertrauens zu viel verrathender Selbstständigkeit im Urtheil, ohne einseitige Vorliebe für das classische Alterthum, gedankenreich und hellsehend, wenn gleich von Vorurtheilen des Zeitalters nicht entbunden; sein Werk hat bleibenden geschichtlichen Gehalt („Opera omnia", Basel 1555). Nur dürftige Umrisse zeichnete Paul Skalich aus Agram (geb. 1534, st. 1577) in seiner „Encyclopaedia s. orbis disciplinarum tam sacrarum quam profanarum" (Basel 1559. 4.). Theodor Zwinger aus Bischofszell im Thurgau (geb. 1533, st. 1588) brachte einen ansehnlichen Vorrath von Stoff, besonders philosophischen und ethischen Inhaltes, zusammen, und benutzte die Vorarbeit des Konr. Lykosthenes als Grundlage („Theatrum vitae humanae, 4. XIX.", Basel 1565. 4 Bd.); der Jesuit Laurentius Beyerlink aus Antwerpen (geb. 1578, st. 1627) hat dieses Werk bedeutend vermehrt, und die damalige Klostergelehrsamkeit in ihrem ganzen Umfange nach alphabetischer Folge ziemlich vollständig geschildert („Theatrum magnum vitae humanae h. e. rerum divinarum humanarumque syntagma catholicum" (Köln 1636). Merkwürdig ist der älteste wissenschaftlich geordnete Stammbaum der menschlichen Kenntnisse und Künste, welchen Nik. Bergeron (st. 1584) entworfen und Christophle de Savigny ausgeführt und bekannt gemacht zu haben scheint („Tableaux accomplis de tous les art libéraux etc." (Paris 1619). Francis Baco (s. d.) (geb. 1560, st. 1619), voll Achtung für des Menschen geistige Hoheit und sittliche Bestimmung und überzeugt von der Mangelhaftigkeit des bisherigen wissenschaftlichen Lebens, suchte das gesammte Gebiet des menschlichen Wissens mit hellem Blicke aufzufassen, die darin vorgefundenen Gebrechen zu rügen und die höheren Forderungen zu begründen und geltend zu machen. Von seinem beabsichtigten Systeme einer umgestalteten Wissenschaftskunde, „Magne restauratio", sind zwei inhaltschwere Abtheilungen ausgearbeitet worden, die Methodik des menschlichen Erkennens oder Grundriß des Ursprunges und Zusammenhanges der menschlichen Kenntnisse („De dignitate er augmentis scientiarum" 1605; deutsch von J. H. Pfingsten) und die „Einleitung in die Erfahrungsphilosophie", welche den Zustand der Wissenschaft beschreibt, die Nothwendigkeit der Beobachtung hervorhebt und die Anforderungen des forschenden Geistes und die Mittel, um ihnen zu genügen, erörtert („Novum organon scientiarum", London 1620; deutsch v. G. W. Bartoldy, Berlin 1733). Ihm folgte Charles Sorel (st. 1674) mit einigen Abweichungen. Joh. Heinr. Altstedt aus Herborn (geb. 1588, st. 1638) schematisirte die sich darbietende Kenntnißmasse in fleißigen Ausübungen und leistete damit seinem Zeitalter dankbarwerthe Dienste „Cursus philos. Encycl." Herborn 1620; „Scientiarum omn. Encycl. etc." ebend. 1630); Peter Merderlin (geb. 1582, st. 1661) brachte das Werk in einen Auszug. Johann Daniel Major aus Breslau (geb. 1634, st. 1693), Professor in Kiel, ein geistreicher Vielwisser und fruchtbarer Schriftsteller, machte auf wissenschaftliche Schwächen und neue Ansichten und Forschungswege, besonders in der Naturkunde, aufmerksam („Genius errans etc." Kiel 1677); D. G. Morhof, ebenso reich an Gelehrsamkeit als an Scharfblick und gesunder

Digitized by Google

Urtheilskraft, brachte durch seinen „Polyhistor" die mannigfaltigsten Kenntnisse, Methoden und Hülfsmittel, um sie zu fördern, in Umlauf. Sammlerfleiß ist zu achten an Thomas Corneille's „Dict. des arts et des sciences"; noch mehr an des gelehrten James Harris zu London (st. 1736) „Lexicon technicum etc." London 1704; und vorzüglich an Vicenzio Coronelli's aus Venedig (st. 1718) unbeendet gebliebenem ungeheuern Unternehmen einer allgemeinen, namentlich in Beziehung auf Weltkunde sehr reichhaltigen, Encyklopädie. Joh. Chr. Lange aus Leipzig (geb. 1669, st. 1756) kündigte in Gießen Vorlesungen über allgemeine Wissenschaftskunde an und brachte (1716—20) eine wissenschaftliche Revisionsanstalt, societas recognoscentium, in Vorschlag. Joh. Theod. Jablonsky (geb. 1654, st. 1731) schloß Theologie, Geschichte und Geographie von seinem encyklopädischen Wörterbuche, dem ersten in Deutschland, aus: „Allgemeines Lexikon der Künste und Wissenschaften", Leipzig 1721 fg. In dem von J. A. von Frankenstein aus Leipzig (geb. 1639, st. 1733), P. D. Longolius (geb. 1704, st. 1779) und von Karl Günth. Lodovici aus Leipzig (geb. 1707, st. 1773) ausgearbeiteten Zedler'schen großen vollständigen „Universal-Lexikon aller Wissenschaften und Künste" (Halle u. Leipz. 1732—50, 64 Bd.; Supplem. 1751—54, 4 Bd., Fol.) sind viele brauchbare Notizen und besonders gute Beiträge zur Genealogie enthalten. Den Briten leistete ähnliche Dienste Ephraim Chamber's „Cyclopaed. or a univ. dict. of arts and sciences", London 1728. Inzwischen war das Bedürfniß, die wissenschaftlichen Kenntnisse, zur Erleichterung der Selbstbelehrung und des Unterrichtes, in gedrängte und bequeme Uebersichten zu bringen, nicht unberücksichtigt geblieben. Frankreich gab den Ton an mit: „La science des personnes de la cour, de l'épée et de la robe commencée par Chevigny"; auch erschien des Jesuiten Claude Buffier (geb. 1661, st. 1737) „Cours des sciences pour formés le language l'èsprit et le coeur", Paris 1732; Beide wurden von Condillac's „Cours d'etudes" (Paris 1776) verdrängt. Gründlicheres leisteten Deutsche: J. A. Ernesti, ausgezeichnet durch Reinheit des lateinischen Ausdrucks, beschränkte sich auf Mathematik, Philosophie und Beredtsamkeit: „Initia doctrinae solidiorus", Leipz. 1736; J. G. Sulzer versuchte den innern Zusammenhang der Kenntnisse und ihre eigenthümliche Beschaffenheit in den einzelnen Bestandtheilen anzudeuten: „Kurzer Begriff aller Wissenschaften", Frankf. und Leipz. 1745, umgearbeitet von C. J. Koch, Berlin 1793; J. M. Geßner stellte die Studien der Philologie, Geschichte und Philosophie dar: „Primae lineae isagoges in eruditionem universam", Göttingen 1757. Meist flüchtiger und flacher, oft wortbreit sind die Umrisse und Belehrungen in: Joh. Heinr. Sam. Formey (geb. 1711, st. 1797) „Principes élément. des belles lettres", Berlin 1759; und Jak. Friedr. von Bielefeld (geb. 1716, st. 1770) „Les prémiers traits de l'érudition universele" Leyden 1767. Mehr innern Gehalt haben J. J. Eberts (geb. 1737, st. 1805) „Unterweisung in den philosophischen Wissenschaften" (Frankf. u. Leipz. 1773); J. A. H. Reimarus's (geb. 1729, st. 1814) und J. G. Büsch's „Encyklopädie der historischen, philosophischen und mathematischen Wissenschaften (Hamburg 1775) und G. S. Klügel's (geb. 1739, st. 1812) „Encyklopädie der gemeinnützigsten Kenntnisse" (Berlin 1782); anderer dürftiger Grundrisse von Ch. H. Schmid 1787; J. H. F. Meinecke; J. F. Zöllner, nicht zu gedenken. Unter den neuern sehr ungleichen

Digitized by Google

Arbeiten sind zu nennen: J. H. Bahle „Grundzüge einer allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften" (Lemgo 1790); J. J. Eschenburg „Lehrbuch der Wissenschaftskunde" (Berlin 1792); S. S. Witte „Allgemeine akademische Encyklopädie und Methodologie (Göttingen 1793); W. Tr. Krug „Versuch einer systematischen Encyklopädie der Wissenschaften" (Wittenberg 1776); J. Chr. Hefter „Philosophische Darstellung eines Systems aller Wissenschaften oder allgemeine Wissenschaftslehre" (Leipz. 1806); H. A. Töpfer „Encyklopädische General-Karte" (Leipzig 1806); C. Ch. Erhard Schmid (geb. 1761, st. 1813) „Allgemeine Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften" (Jena 1810); C. A. Schaller „Encyklopädie" (Magdeburg 1812); G. B. Jäsche „Einleitung zu einer Architektonik der Wissenschaften" (Dorpat 1816). Wie in diesen Bestrebungen, bewährt sich der dem Deutschen eigenthümliche männliche, eifrige und liebevolle wissenschaftliche Geist in Anordnung und Richtung der Studien für das heranwachsende Geschlecht und gibt den vaterländischen Hochschulen einen unbestreitbaren Vorzug. Die Erfahrungen, welche stimmberechtigte Gelehrte über den zweckmäßigen Weg zur humanistischen Geistesbildung im 15., 16. und 17. Jahrhundert bekannt gemacht hatten, Ansichten, Rathschläge, Warnungen und Winke, theils allgemeinern, größtentheils philosophischen Inhaltes, sind in mehre Sammlungen gebracht worden, von welchen folgende als die reichhaltigern zu beachten sind: „H. Grotii et alior. dissertationes de studiis bene instituendis (Amsterdam 1645); „G. J. Vossii et al. diss. d. st. b. inst." (Utrecht 1658); „Th. Crenii Consilia et methodi aureaea studiorum optime instituendorum" (Rotterdam 1662); „De philologia, studiis liberalis doctrinae, in formatione et educatione litt. generosorum adolescentum tractatus G. Budaei, Th. Campanellae, Joach. Pastorii, J. A. Bosii, J. Schefferi et G. A. Bargaei, quos coll. Th. Cranius" (Leyden 1696). Noch umfassender ist in neuern Zeiten auf gediegene Vorbereitung und wissenschaftliche Geistesbildung der Studierenden hingearbeitet worden; Das bezeugen mehre der oben angeführten encyklopädischen Lehrbücher und unter andern noch Mertens „Hodegetischer Entwurf" (Augsburg 1779); F. J. Koch „Hodegetik" (Berlin 1792); B. Steinhoff „De ratione studii recte constituenda" (Harderwyk 1800); Georg Nikolaus Brehm „Akademische Propädeutik" (Leipzig 1796); Ch. D. Beck „Grundriß zu hodegetischen Vorlesungen" (Leipzig 1808); J. G. Kiesewetter „Lehrbuch der Hodegetik" (Berlin 1811); vor allen Fichte „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (Jena 1795) und F. W. Schelling „Vorlesungen über das akademische Studium". Dagegen erstrebte der franz. Nationalsinn gesellschaftliche Verallgemeinerung geistiger Thätigkeit und wissenschaftlicher Kenntnisse, wenigstens ihrer Endergebnisse; die verschiedenartigsten Menschenclassen, besonders die höheren, mit Ueberlegenheit der Bildung gerne prunkend, wurden von Theilnahme an wissenschaftlichen Angelegenheiten ergriffen und suchten für ihre vielseitige Wißbegierde Befriedigung. Diese aus folgenreichen Reibungen und Umstaltungen des gesellschaftlichen Lebens hervorgegangene Richtung, welche Gleichgültigkeit und Kampflust gegen vermeint veraltete Vorurtheile und Empfänglichkeit für Neues erzeugte, benutzten gewandte und das scheinbar Zeitgemäße für allein gültig erachtende Männer und leisteten der bald vorherrschenden vernünftelnden Eitelkeit und über Alles absprechenden Selbstgenügsamkeit des Geistes

Digitized by Google

dürfnis nur allzubereitwillig und mit reißend schnellem Erfolge Vorschub. (Vgl. Encyklopädie, Französische.) D'Alembert's und Diderot's „Dictionnaire encyclopédie" folgte Felice mit einem noch weitläufigern encyklopädischen Wörterbuch, und noch weit aussehender ist die pariser „Encyclopédie méthodique, ou par ordre des matières", seit 1782, die bis auf 157 Quartbände Text und 51 Quartbde. Kpfr. gediehen ist. Nach Panckoucke, des Vaters, Falliment, brachte Agasse, Eigenthümer des „Moniteur", den Verlag dieser „Enc. méth." an sich. Auch erscheint in Paris seit 1826 eine „Encyclopédie progessive" nach Guizot's Entwurf. Spanien hat eine noch fortdauernde Uebersetzung der „Enc. méth." Bemerkenswerth sind auch die selbstständigen Werke B. Geronym Feyjoo „Teatro crit. universal" (1756) und Lor. Hervas „Idea del universo" (Cesena und Foligno 1778). In Neapel erschien 1788 eine italienische Bearbeitung des „Dictionnaire encyclopédique". Vorzüglich ist des Italieners G. P. Pivati „Dizionario scientifico e curioso sacro-profano" (Venedig 1746—51, 10 Bde., Fol.). Ueberaus zahlreich und durch mannigfache Eigenthümlichkeiten hervortretend sind die Encyklopädien Großbritanniens; nur einige können hier namhaft gemacht werden: 1) G. Clerg's „Encyclopaedia Britannica", wovon die 6. und letzte Aufl. (vollendet 1823) manche Verbesserungen erhalten hat. Die erste Aufl. (1788) hatte 10 Quartbde.; die 4. (1810) und 5. (1815), sowie die neueste, haben 29 Quartbände. 2) Dazu gehört das zur 4. und 5. Aufl. gelieferte, gleichfalls in Edinburg erschienene von Napier herausgegebene Suppl. von 6 Bdn. „Rees Encyclopaedia", 39 Thle. in 79 Bdn., 4., mit 6 Supplementbdn. u. vielen Kupf., 4., Lond. 1802—20 (ist besonders im technischen Fache das vollständigste Werk dieser Art und ward in Amerika prächtig nachgedruckt). 3) „Edinburgh Encyclopaedia", 1810 fg., 18 Bde., 4., vorzüglich der Naturwissenschaft und der Technologie gewidmet, und von D. Brewster in Edinburg geleitet. 4) „Encyclopaedia Londinensis", herausg. v. John Wilkes; seit 1796. 5) „Encyclopaedia Edinensis", seit 1816, herausg. von J. Millar; soll aus 6 Quartbdn. bestehen. 6) „Encyclopaedia metropolitana", London, 4., seit 1815. 7) „Methodical Cyclop.", von Mitschel, London 1823, 12. (noch unvollendet). 8) Nicholson's „British Encyclopaedia", in 6 Bdn., 1809. 9) Gregory's „Dictionary of arts and sciences", 2 Bd., 4. 10) „Encyclopaedia Perthensis", 23 Bde, 8., 2. Aufl. ohne Jahrzahl. Außer diesen sind in Großbritannien eine Menge kleinerer von Matson, Willich, Enfield, Kendal ꝛc. erschienen. Auch die Deutschen lieferten mehre Werke dieser Art, unter denen sich besonders Krünitz's (st. 1796) „Oekonomisch-technologische Encyklopädie", seit 1774 (vom 74. Bande an von Friedr. Jakob und Heinrich Gustav Flörke und gegenwärtig D. Korth fortgesetzt) auszeichnet. Sie ist bis auf 150 Bde. gediehen und rückt ihrer Beendigung langsam näher; man hat von ihr einen ebenfalls bändereichen Auszug von Schütz. Die in Frankfurt a. M. von 1778—1805 in 23 Bdn., 4., ersch. „Deutsche Encyklopädie, oder allgemeines Wörterbuch aller Künste und Wissenschaften", zuerst von Köster (st. 1802), und später von J. F. Roos (st. 1804) herausgegeben, blieb unvollendet (A bis Ky, nebst 1 Bande Kpf., Fol.). Wegen seiner allgemeinen Verbreitung nennen wir hier auch das bekannte Hübner'sche „Staats-, Zeitungs- und Conversations-Lexikon", das zuerst Regensb. 1742 auftrat, in seiner 31. Aufl. von F.

Digitized by Google

A. Rüder, nach einem erweiterten Plane auf 4 Thle. angelegt, zu Leipzig in 4 Bdn. 1823—28 erschienen ist. Dieses gab zu dem mit so glänzendem Erfolge durchgeführten Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" Veranlassung, dessen 7. Aufl. in 12 Bdn. auch u. d. T. „Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie" (Zweiter durchgesehener Abdruck, Leipzig 1830) erschien. Seit März 1832 erscheint bei Brockhaus in Leipzig heftweise ein „Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur", als Supplementband zu allen frühern Aufl. des „Conversations-Lexikons" aber auch als für sich bestehendes Werk, soll 20—25 Hefte à 8 Bogen stark werden und Ostern 1833 fertig seyn. Nach einem umfassenderen Plane ist das „Encyklopädische Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" (Altenburg) vom Hauptmann Pierer angelegt, das 1824 begonnen wurde. Ihm hauptsächlich zum Grunde liegt die bei Basse in Quedlinburg seit 1828 erscheinende „Taschenencyklopädie", welche ihrer Vollendung nahe ist. 1824—1830 erschien zu Köln das „Rheinische Conversations-Lexikon" in 12 Bänden, nach dem Plane des Brockhaus'schen Lexikons; die vorliegende Ausgabe des „Neuen Rheinischen Conversations-Lexikons" seit 1829 nach einem umfassenderen Plane. Die imposanteste encyklopädische Unternehmung unserer Zeit ist aber die von J. S. Ersch (st. 1828) und J. G. Gruber unternommene deutsche „Encyklopädie der Wissenschaften und Künste", in 4., mit Kupf. und Kart., die zu Leipzig seit 1818—32 in 33 starken Bänden hervorgetreten ist. Brockhaus hat jüngst dieses deutsche Nationalwerk an sich gebracht und wird dasselbe rasch zu seiner Vollendung fördern. Die erste Section, A—G, wird vom Prof. Gruber in Halle, die zweite, H—N, wurde vom Prof. Hassel in Weimar und von Wilh. Müller in Dessau, nach deren Tod aber von Kirchenrath Hoffmann in Jena geleitet, die dritte, O—Z, wird von den Prof. Meier und Kämtz in Halle herausgegeben, und die Herausgeber werden von den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands kräftig unterstützt. Die kleineren, für augenblickliche, beschränktere Bedürfnisse berechneten encyklopädischen Versuche, deren Frankreich, Großbritannien und Deutschland eine beträchtliche Anzahl haben, werden hier mit Stillschweigen übergangen, obgleich ihr Einfluß auf Verbreitung literarischer Bildung im gesellschaftlichen Leben nicht unbeachtet zu lassen seyn dürfte. Unter den neuesten encyklopädischen Zeitschriften sind Jullien's „Revue encyclopédique" und Fétussac's „Bulletin universel des sciences et de l'industrie (in monatl. Bdn., nach 8 Sect. geordnet) zu bemerken.

Encyklopädie (Französische). Encyklopädisten heißen vorzugsweise in der franz. Literatur die Herausg. und Mitarbeiter der großen alphabet. Encyklopädie aller Wissenschaften und Künste, deren Plan Diderot entwarf, sowie auch Diejenigen, welche sich ihnen anschlossen und zu ihren philosoph. und krit. Grundsätzen bekannten, z. B. Helvetius. Bouterwek sagt von diesem Unternehmen: „Da sich Diderot mit Lebhaftigkeit für alles Wissenswürdige interessirte, konnte er auch seine literar. Beschäftigungen nicht auf ein gewisses Fach einschränken. Mathematik, Physik, Philosophie und schöne Literatur zogen ihn abwechselnd an. Ein so encyklopäd. Kopf wie Diderot mußte es seyn, der auf den Gedanken gerieth, ein summarisches Archiv aller Kenntnisse, die sich der menschliche Geist bis um die Mitte des 18. Jahrh. erworben, in der Form eines universellen Realwörterbuchs zu veranstalten". Ein so ent-

Digitized by Google

hyastischer Mensch wie Diderot mußte es seyn, der sich von der Ausführung dieses Gedankens durch keine Schwierigkeiten abschrecken ließ, und im Eifer für seinen Plan auch auf den Schaden nicht achtete, den ein solches Werk durch Begünstigung der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit stiften könne. In den philos. und ästhet. Artikeln wurde nun gar, als die vielversprechende Encyklopädie zu Stande kam, die besondere Vorstellungsart der Bearbeiter dieser Artikel als der Kanon der Wahrheit angenommen, damit die Encyklopädisten um so bequemer Dasjenige in die Welt einführen konnten, was bei ihnen vorzugsweise Philosophie hieß. Auf den literar. Geschmack, vornehmlich der Franzosen, aber auch andere Nationen, haben die Encyklopädisten großen Einfluß gehabt. Geglättete Correctheit, Eleganz des Styls, mit Nachahmung der Natur und moralischen Zwecken verbunden, war das Höchste, was die Encyklopädisten in der Kunst ansahen und zur Bestrebung aufstellten. Sowie sie die Poesie bloß durch den Verstand auffaßten, so sollte die Erzeugniß der Reflexion seyn, und ihre Ansicht wurde vermöge des Ansehens, welches sie sich erworben hatten, für die franz. Kunst und Poesie sehr beschränkend, und allen freien Aufflug hemmend. Noch größeres Ansehen gewannen sie durch ihre dem damaligen Geschmack der Nation ganz angemessene Philosophie; ja es ist kaum ein Beispiel vorhanden, daß die Gelehrten einer Nation einen solchen politischen Einfluß gewonnen hätten, als die franz., namentlich die franz. Encyklopädisten. Aber ihre Philosophie war auch durchaus Modephilosophie, Philosophie für das gemeine Leben, dem Witze und der Unterhaltung huldigend. Anstatt mit festem Schritte sein Ziel zu verfolgen, vernünftelte man in kühnen Sprüngen hin und her, und glaubte am Ziele zu seyn, wenn man eine Meinung verfechten konnte, in der etwas Neues und Auffallendes lag. Dieses Gemisch von Philosophie und schöner Literatur behagte noch mehr, da Männer wie Mably, Condillac, Mercier, Raynal, Buffon, Helvetius, Diderot, d'Alembert, über die Religion und bürgerlichen Verfassungen Meinungen vortrugen, wegen derer die Encyklopädie ein Mal von der Polizei mit Arrest belegt wurde. Doch nur die Drucker, nicht die Verf. wurden bestraft, und bald nachher mußte die Regierung den Druck wieder erlauben, weil sie zu schwach war, ihn zu verhindern. Den Encyklopädisten, welche übrigens durch ihre Verbindungen mit den angesehensten Cirkeln der damaligen Zeit die in ihrer Allgemeinheit anwendungslosen Ansichten über Freiheit, Gleichheit und Urrechte leichter verbreiteten, wird daher ein vorzüglicher Einfluß auf die franz. Revolution beigelegt. Daß es in Frankreich, sagt ein einsichtsvoller Deutscher, den sogenannten Philosophen (mit welchem Namen man jedoch Gelehrte, die sich mit sehr verschiedenen Zweigen des menschlichen Wissens beschäftigten, belegte, und von welchen nur einige den Atheismus und Materialismus für das Höchste in der philosophischen Weisheit anpriesen) gelang, sich der öffentlichen Meinung zu bemächtigen und dadurch eine politische Macht zu werden, welche den Umsturz des Staats mit bewirken half, dieß war nicht die Folge der Kraft und Evidenz der Speculationen jener Philosophen, sondern der Taktik, welcher sie sich bedienten, um beim Volke ein Ansehen zu erhalten, und der Schwäche des Widerstandes, der ihr von der Regierung entgegengesetzt wurde. Encyclop. ou diction. raisonné des sciences, des arts et des métiers p. une société de gens de lettres mis en ordre p. Diderot et quant à la partie mathémat. p.

Digitized by Google

d'Alembert" (Par. 1751—72, 28 Bde., Fol.), Suppl. (Amst., Par., 1776—77, 5 Bde., Fol.), „Table des matières" (Par. 1780, 2 Bde., Fol.) (zus. 35 Bde.); ferner Genf 1777, 4. (39 Bde.); Tables dazu Lyon 1780, 6 Bde., 4.; Lausanne und Bern 1778 (81), 36 Bde., 3 Quartbde. Kpfr. Es erschien davon ein „Esprit de l'Encyclopédie", und Courtin wollte sie durch seine „Encyclopédie moderne" ergänzen.

Encyklopädie der Wissenschaften, diejenige Darstellung aller Wissenschaften, aus welcher der Inhalt, die Verwandtschaft und die Hauptabtheilung jeder einzelnen Wissenschaft leicht erkannt werden können. Es ist möglich, diese Darstellung auf mehr als eine Art und dennoch zweckmäßig zu geben, denn es kommt dabei auf die besondern Ansichten an, die man haben kann, und auf die Eintheilungspunkte, welche sogar willkürlich genommen werden können, ungeachtet es auch wesentliche und also nicht willkürlich zu nehmende oder wegzulassende Eintheilungspunkte gibt. Wir haben bei der hier folgenden Darstellung die Absicht der Deutlichkeit und Leichtverständlichkeit vor Augen gehabt. Diesem nach theilen wir das gesammte Gebiet der Wissenschaften in zwei Hauptabtheilungen oder Fächer und nennen die erste Abtheilung die anthropologische, die zweite aber die ontologische. Mit dem Worte: anthropologische Wissenschaften bezeichnen wir alle diejenigen, welche den Menschen seinen geistigen und moralischen Eigenschaften nach zum Gegenstand haben. Ontologische Wissenschaften sollen diejenigen heißen, welche Alles, was Ding genannt und hierdurch vom Geistigen und Moralischen im Menschen unterschieden wird, zum Gegenstand haben. Wir sind genöthiget, die Ausdrücke: anthropologisch und ontologisch in dieser erweiterten Bedeutung zu gebrauchen, weil weder die Sprache des geselligen Lebens, noch die Sprache der Schule brauchbarere Ausdrücke hat. Es begreift nun sowohl die anthropologische Abtheilung als auch die ontologische jede vier große Abtheilungen oder Fächer unter sich. Die anthropologische nämlich enthält: 1) die Philosophie; 2) die Geschichte; 3) die Geographie; 4) die Staatswissenschaft oder Politik. Die ontologische enthält unter sich: 1) die Mathematik; 2) die Physik; 3) die Naturgeschichte; 4) die Technologie. Aus der nachfolgenden Angabe und Beschreibung des Inhaltes und der Theile jeder dieser acht Wissenschaften, wird zugleich die Verwandtschaft und die Abstammung einer jeden erhellen. Sowie daraus auch hervorgehen wird, daß selbst diejenigen Wissenschaften, welche vielleicht künftig noch gefunden oder überhaupt als besondere Wissenschaften aufgestellt werden könnten, jetzt aber vielleicht nur als Theile einer Hauptwissenschaft behandelt werden, leicht und ungezwungen ihren Platz in dieser allgemeinen Darstellung der Wissenschaften erhalten können. I. Die anthropologischen Wissenschaften. 1. Die Philosophie ist die Kenntniß der ursprünglichen und um deßwillen nothwendig genannten und allgemeinen Eigenschaften und Verhältnisse des Menschen. Die Philosophie ist die höchste und schwerste von allen Wissenschaften; hieraus ist ihr gegenwärtiger, noch ziemlich unvollkommener Zustand begreiflich. Eben dieses ist auch die Ursache, daß ihr Inhalt und ihre Theile von verschiedenen Schriftstellern verschieden angegeben werden. Wir betrachten die Philosophie in dem Zustande, in welchem sie sich in Deutschland gegenwärtig befindet. Ihre Theile sind demnach folgende: a) Kritik der reinen Vernunft, oder auch: Kritik des Erkenntnißvermögen des Menschen. Dieser erste und vorzüg-

Digitized by Google

lichste Theil wurde der Philosophie unlängst durch unseren Kant gegeben. Es wird in diesem Theile die Frage untersucht, ob es Grundsätze für das Denken und Handeln gibt, welchen der Name: nothwendige und allgemeine Wahrheiten beigelegt werden kann. Diese Frage wird bejahet und es wird hieraus der große, sowohl unmittelbare als mittelbare Einfluß bewiesen, welchen die Philosophie, theils auf den Inhalt, theils auf die Bearbeitung aller anthropologischen und ontologischen Wissenschaften hat. b) Logik. Sie enthält die Grundsätze, in deren Befolgung die Denkkraft des Menschen sowohl im Selbstforschen und im Aufstellen eigener Gedankenreihe, als auch im Auffassen und Prüfen der Gedankenreihen Anderer, und auch im Beobachten und Beurtheilen alles Dessen, was zum Gebiete der Wahrheit gehört, regelmäßig und richtig angewendet wird. c) Metaphysik. Sie gibt die allgemeinen und insofern auch nothwendigen Eigenschaften alles Dessen an, was je in den Kreis unserer Wahrnehmung, Beobachtung und Nachforschung kommen kann. — Da hierunter alle Dinge nicht weniger begriffen sind als der Mensch selbst, so werden auch alle ontologischen Wissenschaften der Metaphysik und durch diese der Philosophie lehnpflichtig. Auch gehört eben deßwegen eine Abtheilung der Metaphysik in der That zu den ontologischen Wissenschaften. Da aber der erste und wichtigere Theil derselben rein anthropologisch ist, so wird die Metaphysik nicht getrennt, sondern sie wird als ein Ganzes behandelt und ganz der Philosophie zugezählt. Die drei bis jetzt genannten Theile der Philosophie werden die spekulative Philosophie genannt, weil sie sich bloß mit der Frage beschäftigen: Was ist wahr? ohne Rücksicht auf Leben, Handeln und Anwendung zu nehmen. Die Theile der Philosophie aber, welche nun genannt werden sollen, heißen praktische Philosophie, weil sie die Frage beantworten: Was soll und was darf der Mensch thun, und wie soll er leben? d) Moral und Naturrecht, oder die Lehre von des Menschen ursprünglichen Pflichten und Rechten. Dieser Theil der Philosophie wurde von den Griechen und wird noch gegenwärtig von mehren Forschern nur als einzige Wissenschaft behandelt. In Deutschland aber nimmt und behandelt man ihn als zwei von einander verschiedene Wissenschaften, und sieht die Moral, welche auch Ethik, Pflichtenlehre, Tugendlehre, Sittenlehre genannt wird, als die Lehre von den ursprünglichen Pflichten, das Naturrecht, auch philosophische Rechtslehre genannt, als die Lehre von den ursprünglichen Rechten des Menschen (oder von Menschenrechten) an. e) Das Verhältniß des einzelnen Menschen und des Menschengeschlechtes zur Gottheit wird zuweilen aus der Moral, wohin die Betrachtung desselben der Hauptsache nach gehört, weggenommen und u. d. N.: natürliche Religion, Naturtheologie, Vernunftreligion als besondere Wissenschaft bearbeitet. 2) Die Geschichte. Die Geschichte beantwortet, soweit es sich thun läßt, die Frage: Welches war der Anfangszustand des Menschengeschlechts; wie waren die vorübergegangenen Zustände desselben beschaffen; und wie haben die verschiedenen Zustände gewirkt, bis endlich der gegenwärtige Zustand des Menschengeschlechts mit seinen Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten eingetreten ist? — Es gibt, wie aus dieser gedrungenen Darstellung der Sache erhellt, eigentlich nur Eine Geschichte, d. h. nur einen einzigen Inbegriff von Kenntnissen, aus welchem die aufgegebene Frage beantwortet werden kann; und wir haben daher den

Digitized by Google

Inhalt der eigentlichen Geschichte, die man auch allgemeine Geschichte, Universalgeschichte, Geschichte der Menschheit, Culturgeschichte und dergleichen benennt, angegeben. Weil aber der Umfang der Kenntnisse, welcher zur Bearbeitung dieser Geschichte gehört, allerdings so beträchtlich ist, daß eines einzigen Menschen Leben nicht hinreichen würde, diese Kenntnisse alle sich gründlich zu erwerben, so haben einzelne Forscher einzelne Abtheilungen der allgemeinen Geschichte bearbeitet, und daraus entstehen die verschiedenen Namen der sogen. besonderen oder Specialgeschichte; dergleichen folgende aus ihrem Namen leicht zu erkennende sind: Literaturgeschichte oder Geschichte der Forschung in den Wissenschaften; Kirchengeschichte oder Geschichte des Religionswesens, insbesondere aber der christlichen Religion; Geschichte des bürgerlichen Zustandes; Geschichte jeder einzelnen Wissenschaft oder Kunst; Geschichte des Kriegswesens; Geschichte dieses oder jenes einzelnen Landes oder vielmehr dieser oder jener einzelnen Nation, z. B. der Griechen, Römer, Italiener, Franzosen, Engländer, Deutschen; endlich sogar Geschichte dieses oder jenes einzelnen merkwürdigen Mannes oder auch dieser oder jener einzelnen merkwürdigen Begebenheit. — Die Geschichte hat eine sehr nothwendige Neben- oder Hülfswissenschaft, welche, je nachdem man sie von der einen oder der andern Seite betrachtet, Kritik, historische Kritik, Alterthumskunde, Philologie u. s. w. genannt wird. — Es gibt nämlich Zeitalter, aus welchen nur unvollkommene, ihrer Glaubwürdigkeit nach sehr bedenkliche, durch mündliche Fortpflanzung und Abschreiben sehr verstümmelte, oft mit wenig Sorgfalt abgefaßte Nachrichten sich erhalten haben. Diese Nachrichten sind überdieß zum Theil in fremden Sprachen, zum Theil sogar in todten Sprachen gegeben und können also ohne Kenntniß dieser Sprachen nicht einmal benutzt werden. Es macht daher der Inbegriff der Kenntnisse, welche zur Benutzung jener Nachrichten gehören, den Gegenstand des Bestrebens und Forschens einzelner Männer aus, welche sich unter dem Namen: Alterthumskenner, Antiquare, Philologen, um die Geschichte und um die Geschichtforscher verdient machen, wenn sie gründlich arbeiten und ihre Kenntnisse mittheilen. 3) Die Geographie. Sie ist die Darstellung des Zustandes des Menschengeschlechtes in einem gegebenen Zeitalter. Gewöhnlich wählt man hierzu das gegenwärtige und macht zu Punkten der Unterabtheilungen die einzelnen Nationen, welche den Erdboden bewohnen. — Die sogenannte alte Geographie enthält die Kenntnisse über die Erde und die Menschen, welche sich aus den Schriften der Griechen und Römer ausheben lassen; und die mittlere Geographie diejenigen, die sich in den Schriftstellern des Mittelalters — etwa vom 7. bis in das 15. Jahrhundert der neuen Zeitrechnung — befinden. Wichtig ist die Eintheilung in Elementargeographie und Hauptgeographie. Jene besteht in der Geschicklichkeit, sich leicht und sicher auf dem Erdboden und in den Landcharten zurecht finden zu können. Diese Geschicklichkeit wird bei jeder Hauptgeographie vorausgesetzt. Die eigentliche Hauptgeographie ist Das, was wir bereits angegeben haben. Allein man kann auch jeden einzelnen Inbegriff von geographischen Kenntnissen, welcher zum Gebrauche der großen Staatsmänner, der Kaufleute, des Soldaten, der Naturforscher u. s. w. besonders zusammengetragen wird, Hauptgeographie nennen, ob diese Geographieen gleich im Grunde nur besondere Theile der eigentlichen oder Hauptgeographie sind, z. B. die sogenannte politische

Digitized by Google

Geographie. Die mathematische Geographie ist eine auf geometrischen Prinzipien beruhende Kenntniß, sich leicht und sicher auf dem Erdboden zurecht finden zu können; sie ist aber nur für Astronomen und Schiffahrer brauchbar. Die physische Geographie beschäftigt sich nur mit den Naturmerkwürdigkeiten der Erdkugel und ihrer Bewohner, mit den letzteren und namentlich mit dem Menschen, nur insofern, als sich Eigenschaften an ihnen zeigen, welche von der Beschaffenheit des Wohnorts herrühren. 4) Die Staatswissenschaft. Die Griechen nannten diese Wissenschaft Politik; in den neuern Zeiten führt aber nur ein einzelner Theil der Staatswissenschaft den Namen Politik. Es ist in der geistigen und körperlichen Natur des Menschen gegründet, daß die Menschen nicht zerstreut auf dem Erdboden leben, wie sie des Platzes wegen gegenwärtig noch immer könnten, sondern daß sie nahe zusammen gehen und in die engste Verschlingung miteinander kommen. So bilden sich einzelne Ganze, welche bürgerliche Gesellschaften, Staaten, Reiche, Länder, Völker, Nationen u. s. w. genannt werden. Es muß in jedem solchen einzelnen Ganzen eine Regierung vorhanden seyn und also errichtet werden, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten, d. h. die Angelegenheiten des Ganzen, besorgt, weil diese Besorgung sich nicht mit den Geschäften, die jeder Einzelne für sich zu führen hat, verträgt. Eine Menschengesellschaft nun, die eine Regierung unter sich errichtet hat, heißt ein Staat. Die Regierung des Staats erfordert aber sehr viele Kenntnisse, sehr viele Geschicklichkeiten, sehr viele Personen. Alle Diejenigen, welche nun theils jene Kenntnisse und Geschicklichkeiten haben, theils angestellt sind, sie auszuüben, heißen Staatspersonen, die Kenntnisse selbst aber, wissenschaftlich begründet, abgetheilt und aufgestellt, heißen Staatswissenschaften. Diese können auf sehr mannigfache Weise betrachtet, eingetheilt und dargestellt werden. Wir wählen zu gegenwärtiger Darstellung und Eintheilung diejenige, aus welcher am Leichtesten hervorgeht, was der künftige Staatsdiener sich davon aneignen muß, theils nur als Nebensache. a) Theologie, oder Kenntniß der Sätze und Gebräuche der Staatsreligion. Es ist hiermit beinahe in allen Staaten auch das sogenannte Schulwesen verbunden, weil der Unterricht in der Staatsreligion als der wesentlichste Theil des Unterrichtes für Kinder angesehen wird. Für alles Dieses zusammengenommen ist auch der Name Cultus in Gewohnheit gekommen. In christlichen Staaten wird Folgendes hierzu gerechnet: aa) die Kunst, die Bücher der Bibel zu verstehen und auszulegen: Exegese. bb) die wissenschaftlich geformte Aufstellung der aus der Bibel (in katholischen und griechischen Ländern auch noch aus der kirchlichen Erklärung und Sanction) genommenen Glaubenssätze über das Verhältniß des Menschen zur Gottheit: die Dogmatik. cc) die aus eben diesen Quellen besonders ausgehobenen Lebensvorschriften: die theologische oder christliche Sittenlehre. dd) die Kenntniß der Entstehung, Ausbildung und Feststellung der Glaubenslehren, Lebensregeln, Religionsgebräuche und der verschiedenen darauf sich beziehenden Einrichtungen in christlichen Ländern: die Kirchengeschichte. ee) die Kenntniß der noch vorhandenen Religionsgebräuche und Erlernung dieser Kunst, diesen Lehren und Gebräuchen, theils bei öffentlichen Versammlungen, theils bei andern vorkommenden Veranlassungen, Eingang, Beifall und Werthschätzung zu verschaffen: Liturgik, Katechetik, Pastoraltheologie, Polemik, Kanzelberedtsamkeit und dgl. b) Ju-

Digitized by Google

risprudenz. Sie würde eigentlich in Kenntniß der Verfassungen, Einrichtungen, Anstalten und Gesetze bestehen, welche im Staate nöthig sind, damit alle Geschäfte und Angelegenheiten auf das Zweckmäßigste betrieben, und vorkommende Verwickelungen und Schwierigkeiten auf das Schnellste und Richtigste entschieden werden könnten. Allein dieser Haupttheil der Jurisprudenz oder Rechtswissenschaft ist fast noch gar nicht bearbeitet, unterliegt auch außerordentlich vielen Schwierigkeiten, sodaß man gegenwärtig unter dem Worte: Jurisprudenz nur Kenntniß der genannten Verfassungen, Einrichtungen, Gesetze des Vaterlandes oder höchstens noch einiger weniger Länder, besonders der benachbarten, versteht. Diesemnach hat die Jurisprudenz in den meisten deutschen Ländern folgende Abtheilungen: aa) die Kenntniß des Inhaltes des Gesetzbuches oder Landrechts in den Ländern, wo ein solches vorhanden ist; außerdem aber die Kenntniß der einzelnen Gesetzsammlungen und Gesetzbücher, nach deren Inhalte vor den Gerichten entschieden wird. Es gehört hierher: das römische Gesetzbuch (corpus juris romani s. Justinianei c. annexis); die altdeutschen Gesetzbücher (jus germanicum); die Provinzialrechte; die Statuten einzelner Orte; die Gerichts- oder Prozeßordnungen. Dieß Alles zusammengenommen wird das jus civile oder das bürgerliche Recht genannt. — bb) die Kenntniß der für besondere Geschäfte vorhandenen Einrichtungen und Gesetze, z. B. das Handelsrecht; Wechselrecht; Seerecht; Bergwerksrecht oder Bergrecht; Forstrecht; Kriegsrecht u. dgl. cc) Kenntniß der Lehnverfassungen und Gesetze (jus feudale). dd) Kenntniß der rechtlichen Einrichtungen und Verordnungen, welche nach den Lehrsätzen des Christenthums entschieden werden: das Kirchenrecht (jus canonicum). ee) Kenntniß der Verbindlichkeiten, welche der Regent eines Landes theils ursprünglich hat, theils bei Antritt der Regierung ausdrücklich übernimmt; das Staatsrecht (jus publicum). ff) Kenntniß der Verfügungen und Gesetze, welche in Ansehung begangener Verbrechen Statt finden; das Strafrecht oder peinliche Recht (jus criminale). c) Finanz- oder Kameralwissenschaft ist die Kenntniß, das Geld, dessen die Regierung bedarf, leicht und schonend zu erheben und zweckmäßig zu verwenden. d) Polizeiwissenschaft ist die Kenntniß der Einrichtungen und Maßregeln, welche nöthig sind, um öffentliche Sicherheit, Ruhe, Ordnung, Anständigkeit zu erhalten und zu befestigen. e) Politik wird gegenwärtig genannt die Kenntniß und Besorgung der Angelegenheiten des Vaterlandes mit andern Staaten, insbesondere auch Dessen, was nöthig ist, das Vaterland in Sicherheit, Achtung und gutem Vernehmen mit denselben zu erhalten. f) Kriegswesen und Kriegswissenschaft. Dieser Inbegriff von sehr vielen und sehr verschiedenartigen Kenntnissen und Geschicklichkeiten, welche beinahe aus jedem einzelnen Gebiete der Wissenschaft zusammen getragen werden müssen, macht einen wichtigen Theil der Staatswissenschaft aus, damit man die Kräfte des Vaterlandes und der andern Staaten richtig zu schätzen im Stande ist, um sie, wenn Kraftanwendung mit Gebrauch der Waffen, d. h. Krieg, unvermeidlich ist, so zweckmäßig als möglich gebrauchen zu können. Diese sogenannte Kriegswissenschaft ist aber noch verschieden von der eigentlichen Feldherrnkunst, Taktik, Strategie u. dgl., welche mehr einem Spiele und dessen Theorie, als einer Wissenschaft ähnlich ist, von Kenntnissen aber besonders arithmetische, geometrische

Digitized by Google

und geographische voraussetzt. II. Die ontologische Wissenschaften. 1) Die Mathematik. Sie ist die Wissenschaft oder Kenntniß von den Eigenschaften der Größen. Aus dieser Kenntniß geht die Kunst hervor, gegebene Größen bestimmen, d. i. berechnen oder messen zu können. — Man gibt der Mathematik zwei Hauptabtheilungen und theilt sie in reine und angewandte Mathematik ein. a) Die reine Mathematik stellt nichts weiter als ein Mannigfaltiges, das entweder als ein Mannigfaltiges in der Zeit oder als ein Mannigfaltiges im Raume betrachtet wird, unter den Begriff: Größe, erhält dadurch einen ganz reinen Gegenstand, welcher als Größe behandelt werden kann, und nimmt mit demselben alle Behandlungen, Bestimmungen und Versuche zu Bestimmungen vor, welche bei wirklichen Größen, d. i. Dingen, nur irgend gefordert werden mögen. Der Begriff: Größe, bloß auf ein Zeitmannigfaltiges angewendet, gibt den Inhalt der Arithmetik; der Begriff: Größe, bloß auf ein Raummannigfaltiges angewendet, gibt den Inhalt der Geometrie. Arithmetik und Geometrie machen den vollständigen Inhalt der reinen Mathematik aus. Die Algebra, welche gewöhnlich auch eine mathematische Wissenschaft genannt wird, ist keine besondere Wissenschaft, sondern besteht in der Kunst, die Größen und Größenbegriffe und Sätze auf eine gewisse, zweckmäßige Art so zu bezeichnen und dieser Bezeichnung sich so zu bedienen, daß die Aufgaben beinahe bloß durch diese geschickte Bezeichnung gelöst werden. — Ebenso wenig ist die Analysis eine besondere mathematische Wissenschaft; sondern sie ist die Kunst, mit Kenntnissen, welche Arithmetik und Geometrie darbieten, Aufgaben über Größen zu lösen und also nur eine Anwendung der Kenntnisse, welche Arithmetik und Geometrie darbieten. b) Die angewandte Mathematik betrachtet gewisse allgemeine Eigenschaften der wirklichen Dinge, z. B. die Schwere, Undurchdringlichkeit, Beweglichkeit und gewisse allgemeine Gesetze in den Veränderungen dieser Dinge, als Größen und behandelt sie dann, als wären es bloße Größen. Hierdurch werden der Naturforschung und dem Geschäftsleben unaussprechlich große Dienste geleistet, und es ist eigentlich um dieser Anwendbarkeit Willen, daß die reine Mathematik so große und verdiente Lobsprüche erhält. Denn in sich selbst hat kein einziger Satz der Arithmetik und Geometrie Antheil an der Erkenntniß der Dinge, sondern die Sätze der reinen Mathematik sind, in Rücksicht auf die vorhandenen Dinge selbst, nur formale Wahrheit. 2) Die Physik oder Naturlehre. Sie ist die Kenntniß von den Grundeigenschaften aller Dinge und von den Gesetzen ihrer Veränderungen. Diese Grundeigenschaften werden zum Theil in der Metaphysik dargestellt und dann in der Physik größtentheils durch Benutzung mathematischer Kenntnisse weiter verfolgt. Diese Abtheilung der Physik heißt die allgemeine Naturlehre und macht den ersten Theil der ganzen Physik aus. Der zweite Theil oder die besondere Naturlehre beschäftigt sich mit allen den Eigenschaften der Dinge und mit den Eigenheiten ihrer Veränderungen, welche nicht durch Metaphysik erkannt werden können, sondern nur durch Beobachtung und Versuche (Erfahrung genannt) zu entdecken sind. Dahin gehört die Chemie, ob sie gleich gegenwärtig noch als eine besondere Wissenschaft angesehen wird. Sie ist nämlich die Kunst, viele Naturdinge zu zerlegen oder sie zu zersetzen, um dadurch Kenntnisse von ihnen zu erhalten,

Digitized by Google

welche ohne dieses Geschäft nicht erhalten werden könnten. Sie ist also nur eine besondere, viel Kenntniß und Geschicklichkeit voraussetzende Art, mit den Dingen zu experimentiren, da die eigentlich-physikalischen Experimente vorgenommen werden, ohne die Dinge zu zerlegen oder zu zersetzen, aufzulösen u. dgl. 3) Die Naturgeschichte, oder besser, Naturbeschreibung. Sie besteht in Kenntniß der Eigenschaften der Dinge, an welchen sich diese voneinander unterscheiden. Diese Eigenschaften werden Kennzeichen genannt. — Da alle Naturprodukte sich an den drei Kennzeichen: organisch, nichtorganisch, belebt, deutlich unterscheiden lassen, so bringt man die Naturprodukte nicht nur selbst unter drei große Abtheilungen, Reiche genannt, sondern man wendet eben diese Eintheilungspunkte auch auf die Naturbeschreibung an. Diese Theile der Naturbeschreibung heißen Mineralogie, in welcher von den nichtorganischen, Botanik, in welcher von den organischen, aber nichtbelebten, d. i. von den Pflanzen, und Zoologie, in welcher von den organischen und belebten Dingen, d. i. von den Thieren gehandelt wird. Der Körper des Menschen ist ein vollkommener Thierkörper. Seine Krankheiten können zweckmäßig behandelt werden, wenn man diesen Thierkörper genau kennt und wenn man die Eigenschaften und Kräften kennt, welche sich, besonders in den Pflanzen, doch aber auch in Mineralien und selbst in Thierkörpern befinden. Aufmerksamkeit, Beobachtung und Versuche haben daher dem Menschen zu einer Kunst geholfen, welche Heilkunst genannt wird und ihren Namen davon hat, daß es ihr gelingt, sehr viele Krankheiten zu heben, d. i. zu heilen. Der Inbegriff von Kenntnissen, welche zur Ausübung dieser Kunst gehört, heißt die Heilkunde oder Theorie der Heilkunst und hat folgende Theile: a) Anatomie und Physiologie. Sie ist die, auf Zerlegung der Thierkörper gegründete, Kenntniß aller einzelnen Theile dieses Körpers und Verrichtungen und Zusammenwirkung dieser Theile in dem Zustande, welcher das (thierische) Leben genannt wird. b) Pathologie, auch Nosologie und Therapie genannt, ist die Lehre von den Ursachen, von dem Sitze, von den Kennzeichen und von der Hebung der Krankheiten. c) Materia medica wird die Kenntniß der Heilmittel und deren Wirkungen genannt, sowie die Kenntniß von deren Zubereitung durch die Apothekerkunst oder Pharmacie. d) Chirurgie heißt die Kunst, örtliche Uebel an Theilen des Körpers, wo Hände und Instrumente hinkommen können, entweder zu heilen oder von dem Körper gewaltsam zu trennen; ja dieses selbst mit ganzen Gliedmaßen zu thun, um dadurch den Körper noch am Leben zu erhalten. 4) Technologie ist ein Begriff von Kenntnissen, theils auf Mathematik, theils auf Physik, theils bloß auf Chemie gegründet, durch deren Hülfe die Erzeugung, Bearbeitung, und Benutzung der Naturdinge, den Absichten und Bedürfnissen des Menschen weit entsprechender vorgenommen werden kann als ohne diese Kenntnisse möglich wäre. Fast in keinem einzigen Falle werden zwar die nöthigen Kenntnisse nur aus einer einzigen von diesen Wissenschaften genommen, sondern fast immer liefert eine jede derselben einen Beitrag dazu. Dessen ungeachtet aber ist es möglich und nützlich, wenigstens die vorzüglichsten technologischen Beschäftigungen nach dem Hauptbeitrage einzutheilen, welchen diese oder jene der genannten drei Wissenschaften leistete, und diesem zufolge hat die Technologie a) eine mathematische oder mechanische, b) eine chemische, c) eine physikalische Abtheilung. In irgend eine die-

Digitized by Google

ser Abtheilungen kann jedes Gewerk, jedes Handwerk, jede Manufaktur u. dgl. gebracht werden.

Encyklopädische Tafeln (Lit.) sind Versuche, die sämmtlichen Wissenschaften und ihre Unterabtheilungen in eine solche Ordnung zu bringen, daß ihr Zusammenhang daraus ersichtlich wird. Sie sind, wenn dabei einem logischen Princip gefolgt werden soll, großen Schwierigkeiten unterworfen, weil die Verkettung der Wissenschaften durch zu viele und zu verschiedene Fäden bewirkt wird. Ein neuerer Versuch dieser Art ist der von Gruber in seiner Abhandlung über encyklopädisches Studium, welche als Einleitung dem 2 Bd. der von Ersch und ihm herausgeg. „Allgem. Encyklopädie" vorgesetzt ist. Vgl. auch A. Töpfer's „Encyklopädische Generalkarte" (Leipz. 1806), und G. B. Jäsche, „Einleitung zu einer Architektonik der Wissenschaft" (Dorpat 1816).

Ende des Risico, in der Handlungswissenschaft die Zeit, wo die Gefahr für den Versicherer aufhört. Nach den englischen Assecuranzgesetzen währt diese auf das Casco bis 24 Stunden, nachdem das Schiff vor Anker gelegen hat, auf Güter, bis sie wohlbehalten am Bestimmungsort angekommen; nach den hamburger, wenn die Güter unbeschädigt ans Land gebracht sind, auf das Casco, bis die ganze Ladung gelöscht ist.

Endemie (vom Griech., unter dem Volke einheimisch), eine bestimmte Krankheitsform, welche viele Bewohner einer Stadt, Gegend, oder eines ganzen Landstrichs zu jeder Zeit des Jahres überfällt, und in der geographischen oder physischen Lage einer solchen Stadt oder Gegend, oder in der Wohnung, Beschäftigung, den Sitten und der Lebensart des Volks ihren Grund hat. Endemische Krankheiten kommen also das ganze Jahr hindurch unter den Einwohnern vor, ohne Rücksicht auf Wechsel der Jahreszeiten und Witterung, weil diejenigen Einflüsse, von welchen sie herrühren, immer fortdauern. So hat jeder Welttheil, jedes Klima, jeder Landstrich seine endemischen, ihm eigenthümlichen Krankheiten. So haben die Tropenländer (die südlichen und heißen Länder) besonders eigne Krankheiten der Haut, Ausschläge mancherlei Art, weil die beständige Hitze die Verrichtungen der Haut in größerer Thätigkeit erhält und die Säfte nach der Oberfläche des Körpers hinzieht. In nördlichen Ländern kommen auch Ausschläge, aber von andrer Art vor. So ist allen nördlichen Polargegenden, vorzüglich in Norwegen, der schlimme Aussatz, die Radesyge, eigenthümlich, von der daselbst gewöhnlichen Kälte und Nässe, welche die Haut zu krankhaften Aeußerungen geneigt macht. Heiße und feuchte Gegenden sind die Erzeugerinnen der heftigsten Typhen und Faulfieber, wie wir an dem in den westindischen Inseln und an den Meeresküsten von Amerika einheimischen gelben Fieber sehen. Den höher und trocken liegenden, besonders nördlichen Ländern sind die Entzündungskrankheiten vorzüglich eigen. In Gegenden, welche dem Luftzuge sehr ausgesetzt sind, besonders in gebirgigen Orten, findet man jederzeit Rheumatismen, Katharrhe und das ganze Gefolge von Uebeln, welche in schneller Unterdrückung der Hautfunctionen ihren Grund haben. In großen und volkreichen Städten trifft man die meisten Lungensüchtigen an. In Gegenden, welche feucht und doch nicht allzu warm sind, z. B. an Sümpfen oder an großen Flüssen, herrschen die Wechselfieber. In kalten und feuchten Gegenden. z. B. in England, Schweden, Holland u. s. w., hat man am ersten und häufigsten den

Digitized by Google

Croup bemerkt u. s. w. Manche Krankheiten, welche in einer Gegend einheimisch herrschen, können jedoch auch in andern einzeln und selbst epidemisch sich zeigen, wenn Witterungs- und andre Einflüsse denen gleich kommen, welche an jenen Gegenden Ursache der Endemie sind, wenn also jenes Klima gleichsam auf einige Zeit in diese Gegend versetzt wird. So sehen wir z. B., daß bei nasser und kalter Witterung der Croup selbst in höher gelegenen Gegenden vorkommt; die Wechselfieber zuweilen in Orten, wo sie Jahre lang selten sind, doch auch wieder viele Menschen befallen; daß Faulfieber und bösartige Typhen zuweilen in allen Ländern wüthen u. s. w. Endemische Krankheiten können auch unter günstigen Umständen ein ansteckendes Gift erzeugen und sich dadurch nach andern Gegenden und Ländern, deren Lage und Verhältnisse dazu geeignet sind, verbreiten; dieß lehren die traurigen Erfahrungen bei den Wanderungen der Krankheiten, die Verbreitung des Aussatzes von den Morgenländern nach Europa, die Erscheinung des gelben Fiebers an den spanischen und italien. Seeküsten, welches durch Schiffe aus Westindien und Amerika dahin gebracht wurde u. s. w. Es ist nicht ohne Nutzen, die endemische Beschaffenheit der Länder, Gegenden und selbst die Städte zu untersuchen; man kann dann eher Vorkehrungen treffen, die Krankheit zu vermeiden und die Nachtheile der Lage dieses Ortes zu verbessern. Als z. B. der Leibarzt des Papstes Clemens XI, Lancisi, die Sümpfe in den Gegenden von Pesaro u. a. m. austrocknen ließ, hörten die Krankheiten, die von den Ausdünstungen derselben entstanden waren, sogleich auf. Auch ist es für die Heilung mancher hartnäckigen Krankheiten sehr günstig, wenn die Kranken ihren gewöhnlichen Wohnort mit einem ihrer Krankheit entgegengesetzten vertauschen können. So reisen z. B. die Engländer gern nach dem südlichen Frankreich, vorzüglich in die wegen ihres Klima unvergleichliche Gegend von Nizza, um sich in jenen gemäßigten und angenehmen Gegenden von den in ihrem kältern und nebelvollen Lande gewöhnlichen Brustkrankheiten, von Hypochondrie und Lebensüberdruß zu heilen. So ist den Schwindsüchtigen die Vertauschung der ungesunden, mit Ausdünstung, feinen Sandtheilchen und Staub angefüllten Stadtluft mit der reinen Landluft sehr heilsam ꝛc.

Endery (Andrewa), 1) kumükisches Fürstenthum in Kaukasien, am Flusse Kasma. — 2) Hauptstadt darin, am Altasch, Residenz eines Kumükenfürsten; hat 3000 Häuser und 15.000 Einw.; trieb sonst ansehnlichen Handel mit Sklaven und Mädchen, jetzt Reiß- und Weinbau.

Endlich, 1) der Zeit nach begrenzt; 2) (Math.), ist eine Größe, die mit der Einheit unmittelbar oder mittelbar vergleichbar ist, eine zählbare Menge, eine begrenzte Linie, Fläche oder körperliche Ausdehnung, wenn sie auch nicht meßbar ist; auch kann eine Größe aus unendlich vielen Theilen bestehen und doch endlich seyn; so hat z. B. eine geometrisch abnehmende Progression, ins Unendliche fortgesetzt, eine endliche Summe.

Endor, Stadt im halben Stamme Manasse, diesseits des Jordan, 4 Milliarien im S. von Nain, bekannt durch die Zauberin (Hexe von Endor), die der König Saul, in der höchsten Noth und von den Philistern gedrängt, besuchte und der er des Samuels Geist zu citiren befahl (Samuel, 28.). Das Weib machte ihre Beschwörungen und verkündigte Saul auf sein Befragen, sie sähe einen alten Mann, mit einem seidenen

Digitized by Google

Mantel angethan. Saul neigte sich vor ihm und fragte ihn um sein Schicksal. Das Phantom verkündigte ihm Unglück und Tod, wie auch wirklich erfolgte. Man hat die Stelle oft als biblischen Beweis für die Möglichkeit der Geistererscheinungen citirt; dennoch beweist sie Nichts, denn es ist keineswegs gesagt, daß Saul den Geist wirklich gesehen habe, sondern nur, daß ihm die Zauberin gesagt, sie sähe ihn. Dieß schließt also keineswegs die Möglichkeit eines Betrugs aus, welcher um so leichter erfolgen konnte, da Saul früher die Zauberer verfolgt hatte und die Hexe daher Ursache fand, Saul zu hassen und ihm Böses zu verkündigen.

Endreime (Bouts-rimes), ein Scherz der neueren Reim-Poesie. Man schreibt dem Dichter die Reime vor und überläßt es seiner Einbildungskraft, den übrigen Körper diesem Gerippe anzufügen und ihm so viel Seele einzuhauchen als er vermag. Da die Auswahl gewöhnlich die seltsamsten Reime und Ausdrücke trifft, so werden diese Kinder der Laune meist burlesk.

Endymion war nach Einigen ein Hirte, nach Andern aber ein Jäger, nach noch Andern ein König von Elis, wohin er sich mit einer Colonie aus Thessalien begeben hatte. Jupiter erlaubte ihm, sich Etwas von ihm zu erbitten, und Endymion ersuchte ihn um einen immerwährenden Schlaf, ewige Jugend und Unsterblichkeit. Der Gott gewährte ihm diese Bitte, um ihn für seine Gerechtigkeitsliebe zu belohnen. Nach Andern nahm er ihn gar in den Himmel auf; weil er sich aber daselbst in die Juno verliebte, so versenkte er ihn in einen ewigen Schlaf. Er war ein Jüngling von so außerordentlicher Schönheit, daß selbst die jungfräuliche Luna (s. Diana), deren Sprödigkeit sonst kein Gott und kein Sterblicher besiegen konnte, von seinen Reizen gefesselt wurde und die Macht der Liebe empfinden mußte. Indessen verschloß sie, ihrer Würde eingedenk, ihre Leidenschaft in ihren Busen und erlaubte sich nichts als einen verstohlenen Kuß, der dem schönen Jünglinge selbst verborgen bleiben mußte. Wenn er in dem einsamen Gebirge Latmus in Karien, wohin ihn die Göttin entführt hatte, seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd oblag und beim nächtlichen Schimmer des Mondes das Wild in den Wäldern umhertrieb, bis er vor Müdigkeit einschlummerte: dann hielt Luna die Rosse vor ihrem Wagen an und senkte sich langsam aus der Höhe bis zu den Lippen des schönen Schläfers hernieder, die sie mit heißer Liebe küßte. So genoß Endymion schlafend ein Glück, das weder Göttern noch Sterblichen je zu Theil geworden war.

En escharpe beschießen, s. Escharpe.

Enfilade, Streichfeuer, wenn man eine feindliche Truppenlinie oder eine Verschanzung der Länge nach beschießen oder bewerfen kann, sodaß mit einem einzigen Schuß ein ganzes Glied oder eine Reihe Soldaten niedergestreckt wird, auch der Ort selbst, welcher vermöge seiner Lage die Anwendung eines Streichfeuers erlaubt. Man sucht dieses Feuer so oft und so viel als möglich gegen den Feind anzubringen, der sich dagegen entweder durch Erdaufwürfe, oder durch eine veränderte Stellung zu decken sucht. — Das Enfiliren feindlicher Batterien und Positionen gewährt zwar allerdings eine größere Wirkung als der gerade und der schräge Schuß; hat aber auch den Nachtheil, daß die Truppen, vorzüglich Infanterie, in der Flanke schwerer zu treffen sind als von vorn. Einen Beweis von der außerordentlichen Wirksamkeit des

Digitized by Google

enfeuers gibt die bekannte Schlacht bei Zorndorf, wo von der preu
n Batterie, welche das russische Quarree enfilirte, Ein Schuß 30
n theils tödtete, theils außer Stand zu fechten setzte. Die reitende
erie ist besonders im Stande, während des Treffens eine solche
ng zu nehmen, daß sie den Feind enfiliren kann, indem sie sich
rts über den Flügel hinaus zieht und hier dem Feinde in die
e feuert.

ngadin, 12 Meilen langes, von der Berninakette eingeschlosse
Thal im Gotteshausbund des helvetischen Kantons Bünden, 6500
über die Meeresfläche erhaben, theilt sich in Ober- und Unter-En
, enthält viele Gesundbrunnen und 8000 Einw., mit romanischer
che und guter Viehzucht. Viele wandern im Sommer, verschiedene
äftigung treibend, aus.

ngel, waren nach der Ansicht der Hebräer, höhere von Gott ge
ne Wesen, die seinen Thron als eine Art von himmlischem Rath
ben (1 Kön. 22, 19. u. Hiob 1, 6.) und von ihm zur Verkün
g und Vollziehung seines Willens in außerordentlichen Fällen auf
rde gesandt wurden. Im Allgemeinen personificirt die Bibel unter
n Namen Alles, was sich als Werkzeug der göttlichen Vorsehung
r sichtbaren, leblosen und lebendigen Natur denken läßt (Ps. 78,
104, 4.; 1 Mos. 18, 2. vgl. 22.; 19, 1.; Mal. 2, 7.). Im Be
en bezeichnet sie dadurch Zwischenwesen zwischen der Gottheit und
Menschen. Man dachte sie sich vor dem Exil als in menschlicher
lt erscheinend (1 Mos. 18, 8.; Richt. 13, 6.). Im N. T. tritt
ch besonders hervor, daß sie die ihnen ursprünglich eigene morali
Güte nicht allein behielten, sondern zum Theil durch Mißbrauch
freiheit verloren, sodaß sie aus guten Geschöpfen böse und selbst
heber der Sünde und alles Elends unter den Menschen geworden
Jene werden Engel des Herrn (Matth. 22, 30. Apostelg. 12, 7.),
unreine Geister, Geister der Bosheit (Matth. 12, 43.) und
erster der Satan, Diabolus (Ephes. 6, 12.), Beel Zebub ge

Obgleich die Bibel von der Zeit ihrer Schöpfung und von der
rn Beschaffenheit ihres Wesens schweigt, so ist doch in den christ
Kirchen die Lehre von den Engeln ein wichtiger Glaubensartikel.
tholische Kirche läßt nur die Namen der 3 in der Bibel vor
den Erzengel, Gabriel, Raphael und Michael, gelten. Die Mög
des Daseyns der Engel wird nun zwar nicht bestimmt zu leug
n; jedoch ist, nach vielen protestantischen Theologen, immer zu
htigen, ob nicht vielleicht Alles, was die Bibel von ihnen sagt,
bilosophische und bildliche Zeitidee als historische Wahrheit sey.
Amon, Cherubim, Seraphim.

gel (Johann Jakob), wurde 1741 zu Parchim in dem Herzog
Mecklenburg-Schwerin geboren. Sein Vater, Senior des Par
n Ministeriums und Pastor, war ein gelehrter und denkender
nd seine Mutter, die bei dem Tode des Sohnes noch am Leben
hnete sich als eine sehr geistvolle, edeldenkende und überaus wohl
frau aus. Schon früh bemerkten die Eltern und besonders sein
r Brasch, ein reicher Kaufmann in Parchim, die auffallendsten
einer außerordentlichen Geisteskräfte. Er zeigte nicht nur ein
starkes und schnelles Gedächtniß, sondern auch einen für sein
hst seltenen Beobachtungsgeist und Witz. Bis in sein 9. Jahr

Digitized by Google

besuchte er die damals sehr herabgekommene Schule seiner Vaterstadt, alsdann aber brachte ihn der Vater nach Rostock zu seinem Bruder, der damals Professor der Philosophie daselbst war. Hier erhielt er meistentheils Unterricht von Studenten, doch besuchte er auch die öffentliche Schule. 1758 starb sein Oheim, und Engel verfertigte auf den Tod desselben ein Trauergedicht, das schon seine künftige Größe als Schriftsteller ahnen ließ. Bald darauf bezog er die Akademie zu Rostock und widmete sich 2 Jahre hindurch ganz den theologischen Wissenschaften. Hierauf aber ging er nach Bützow, wo er sich mehr auf Philosophie, besonders auch auf Physik und Mathematik legte und 1763 Doctor der Philosophie wurde. Als in eben diesem Jahre das Friedensfest nach dem siebenjährigen Kriege gefeiert wurde, so hielt er in der Bützowschen Stadtkirche eine Friedensrede, die auch gedruckt erschien. Sie fand einen ganz außerordentlichen Beifall und erwarb ihm die Achtung und Liebe aller Einwohner der Stadt. Er würde sich jetzt noch näher zu einem Predigtamte vorbereitet haben, wenn nicht damals der Superintendent, Karl Heinrich Zachariä, alle Die verketzert und von geistlichen Aemtern zu entfernen gesucht hätte, die sich nicht völlig nach seinen Grillen und sonderbaren Meinungen bequemten. Engel ging daher um 1765 nach Leipzig. Hier legte er sich noch weiter auf die Philosophie, besonders aber auch auf das Studium der griechischen und der neuern Sprachen und bildete sich zum eigentlichen Gelehrten. Aber die außerordentliche Anstrengung schwächte seinen sonst festen Körper und zog ihm die Leiden der Hypochondrie zu. Durch schriftstellerische Arbeiten, besonders Uebersetzungen, durch Privatunterricht und späterhin durch einige öffentliche Vorlesungen sicherte er sich seinen Unterhalt. Er wurde durch seine Schriften bald rühmlichst bekannt und erwarb sich die Freundschaft vieler gelehrten und verdienten Männer. Er erhielt darauf fast zu gleicher Zeit einen vierfachen Ruf, nach Göttingen als Professor auf der dortigen Universität, nach Gotha als Bibliothekar, als Erzieher eines jungen Grafen nach Paris und nach Berlin als außerordentlicher Professor der Moralphilosophie und schönen Wissenschaften an dem Joachimsthal'schen Gymnasium. Diesem letztern gab er den Vorzug, weil es seine Mutter, die ihn nicht gerne zu weit von sich entfernt sahe, so wünschte. In Berlin lehrte er von 1776 bis 1787 mit dem größten Beifalle, ward zum Mitgliede der dortigen königlichen Akademie der Wissenschaften ernannt und schrieb mehre seiner allgemein bekannten Werke. Späterhin wurde er Lehrer des jetzigen Beherrschers der preußischen Monarchie in der Philosophie, in der Aesthetik und andern Wissenschaften. Auch den übrigen Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses ertheilte er Unterricht. Dadurch wurde er dem Könige Friedrich Wilhelm II. bekannt, der ihn 1787 zum Oberdirektor des berlinischen Theaters ernannte, wozu er, als Verfasser der „Mimik", vor allen Andern tüchtig schien. Er verwaltete diesen Posten, bei welchem ihm Ramler als Mitdirektor zugesellt war, bis 1794, wo mancherlei Umstände, besonders der vielfache Verdruß, der mit diesem Amte verbunden war und den seine wankende Gesundheit nicht länger ertragen konnte, ihn nöthigte, denselben niederzulegen. Er begab sich mit dem Entschlusse, nie wieder nach Berlin zurückzukehren, nach Schwerin, wo er ruhig und sehr eingezogen lebte und sich bloß auf den Umgang mit seinem Bruder, dem Doctor der Medicin, Karl Christian Engel, und noch einigen wenigen Freunden einschränkte.

Digitized by Google

Hier schrieb er seinen „Fürstenspiegel" und einige andere später gedruckte Schriften. Aber bald nach dem Regierungsantritte des jetzigen Königs, Friedrich Wilhelm III., erhielt er 1798 ein Einladungsschreiben, nach Berlin zurückzukehren. Es wurde ihm außer dem Gehalte von der Akademie der Wissenschaften noch eine ansehnliche Pension zugesichert, und so konnte er dem Rufe eines Königs, um dessen frühere Bildung er sich verdient gemacht hatte und den er innig ehrte und liebte, nicht widerstehen. Da indessen seine Gesundheit sehr geschwächt und er deßwegen außer Stande war, einen Posten zu bekleiden, der eine regelmäßige und ununterbrochene Thätigkeit erfordert hätte, so sollte er bloß den Musen leben, sich um die Akademie der Wissenschaften noch verdienter machen und als Schriftsteller nützen. Dieser Forderung seines erhabenen Gönners that er gewissenhaft ein Genüge. In Berlin genoß er jetzt, sowie vorher, die Achtung der vorzüglichsten Köpfe und stand mit ihnen in genauer Verbindung. Hätte seine Kränklichkeit nicht seiner Thätigkeit und der gemeinnützigen Anwendung seiner seltenen Talente große Hindernisse in den Weg gelegt, so würde er einen weit ausgebreitetern Wirkungskreis erhalten haben. Er arbeitete indeß als Schriftsteller fast über seine Kräfte und beschleunigte dadurch sein Ende. Seine 78jährige Mutter, die nicht wußte, daß seine Gesundheit so sehr zerrüttet war, lud ihn zu einem Besuche bei sich ein, weil sie ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen wünschte. Er setzte sich über alle Bedenklichkeiten hinweg, machte unter den heftigsten Schmerzen die Reise, kam ganz erschöpft in seiner Vaterstadt Parchim an und starb nach einem 4wöchentlichen Aufenthalte daselbst den 28. Juni 1802, von Allen beweint, die ihn genauer kannten, und bedauert von allen Verehrern seiner classischen Schriften. Sein Charakter verdient, trotz mancher ihm anklebenden Flecken, viel Achtung. Er war ein edler, menschenfreundlicher Mann; und wenn Redlichkeit, Wahrheitsliebe, Freimüthigkeit, Sinn für alles Gute und Schöne und fester Wille es möglichst zu befördern; wenn kindliche Liebe, Wohlthätigkeit und unveränderliche Treue in der Freundschaft Züge eines schätzenswerthen Charakters sind, so besaß ihn Engel. Zudem war er einer der hellsten und scharfsinnigsten Gelehrten, der in jedem Fache, welches er bearbeitete, sich Ruhm erwarb. Ihm verdankt die Kritik des Geschmacks und der Kunst, die spekulative, praktische und populaire Philosophie in Deutschland überaus viel von ihren neueren Fortschritten. Seine Schauspiele verdienen denen von Lessings bester Manier an die Seite gesetzt zu werden. Plan und weise Verbindung der Scenen, Wahrheit und abstechende Gruppirung der Charaktere, Natur und treffende Darlegung der Gesinnungen und Gefühle und ein meisterhafter, eleganter Dialog sind ihnem in vorzüglichem Maße eigen. Gleiche Festigkeit des Styls, gleiche Wärme des Herzens und wohlthätige Gesinnungen entzücken in seinen prosaischen Aufsätzen. Die seltene Gabe, zu erzählen, die Kunst, den Kopf und das Herz des Lesers immer zugleich zu beschäftigen, die feinen Bemerkungen über Sitten und Menschen, der ungezwungene Witz, die schalkhafte Satyre und die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die er in seinem „Philosophen für die Welt" bearbeitet hat, alles Dieses erhebt ihn zu einer glänzenden Stufe unter den Bearbeitern und Förderern unsrer schönen Prosa. Ihm gebührt der Ruhm, unter den Ersten gewesen zu seyn, welche dieselbe zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit brachten. Seine Reden gehören zu den vortrefflichsten

Digitized by Google

Mustern der deutschen Beredtsamkeit. Seine „Ideen zu einer Mimik" und andere theoretische Schriften geben ihm den Rang unter unsern feinsten und scharfsinnigsten philosophischen Kunstrichtern. Sein „Lorenz Stark" wird immer eins der vollendetsten Meisterstücke seyn und heißen. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu Berlin 1801—1806. 8.

Engelbert I., Erzbischof und Kurfürst von Köln, mit den Beinamen des Großen und Heiligen, ein Sohn Engelbert's, Grafen v. Berg und Altena, und Margaretha's, aus dem gräfl. Hause v. Geldern, ward 1185 geboren. Ausgestattet mit allen Gaben geistiger und körperlicher Schönheit, einem trefflichen Herzen und einem hellen Verstande, entwikkelte eine zweckmäßige Erziehung diese herrlichen Keime zur vollsten Blüthe. Sich dem Priesterstande weihend, verlieh man ihm frühzeitig mehre Pfründen, und dem 18jährigen Jüngling trug man, von seinen liebenswürdigen Eigenschaften angezogen, die bischöfl. Würde von Münster an; aber sein jugendliches Alter vorschützend, lehnte er sie mit einer edeln Uneigennützigkeit ab. Der hohe Ruf seines sittlichlautern Lebens und seiner vielseitigen Kenntnisse verbreitete sich allmählig durch ganz Deutschland, sodaß ihn Köln 1216 zu seinem Erzbischofe erwählte. Engelbert unterzog sich diesem gewichtvollen Amte, weil er einen besondern Beruf in seiner Brust dazu fühlte; denn wilde Bewegungen gesetzloser Willkür, welche allenthalben die Grenzen der Ordnung überschritten hatten, machten eines so kraftvollen und eines so umsichtsvoll weisen Regenten nothwendig. Zu einem der ersten Reichsfürsten erhoben und ausgezeichnet durch seltene Gelehrsamkeit, umfassend tiefgehende Kenntniß vieler Sprachen, war er als Freund und Beschützer der Wissenschaften und Künste Gegenstand der Bewunderung seiner Zeitgenossen. Von seiner Liebe zur plastischen Kunst ist der bewunderte kölner Dom, dessen Entwurf aus seinem (?) Geiste hervorging, der preiswürdigste Zeuge. Rastlos thätig wirkte er in seinen Landen durch eine weise und gerechte Regierung. Die Folge verheerender Kriege, tiefe Armuth und große Schulden, drückten das Volk, aber unter seiner Herrscherweisheit, welche 9 segensvolle Jahre das kölnische Erzstift beglückte, erhob sich Alles zum blühendsten Wohlstande, und die Gerechtigkeit, welche in jenen stürmischen Zeiten der Willkür und frechsten Gesetzlosigkeit fast ganz verschwunden war, trat in ihrer vollsten Kraft wieder in ihre vorigen Rechte ein. Gleicher Milde hatte sich auch die, durch seines Bruders Tod unter sein Scepter gekommene, Grafschaft Berg zu erfreuen. Zwar gerieth er über diese Besitznahme mit dem limburger Herzoge Wallram, dessen Sohn Heinrich seines verstorbenen Bruders Tochter zur Gemahlin hatte, in Streit, der aber 1220 dahin verglichen wurde, daß Engelbert die Grafschaft behalten, seiner Nichte einen Jahrgehalt geben, nach seinem Tode aber das Land unter Heinrichs Herrschaft kommen solle. Mit jedem Tage stieg Engelbert's Ruhm und Ansehen im deutschen Reiche; dem Kaiser Friedrich II. setzte er zu Aachen die deutsche Königskrone auf, und dieser Monarch fühlte sich bald von seinen herrlichen Geistesvorzügen so eingenommen, daß er ihm die Erziehung seines Sohnes Heinrich anvertraute und ihn, als er nach Italien zog, zum Reichsverweser ernannte. Auf dieser Stufe entfaltete Engelbert alle Kernzüge seines Geistes: mit weiser Allgewalt lenkte er das Staatsruder in jener wildbewegten Zeit, wo Empörung und Herrschsucht die meisten Großen entflammte und das Fehdewesen mit allen seinen Gräueln die Gauen

Digitized by Google

des friedlichen Bürgers verwüstete. Unter seiner Aegide sah man allmählig wieder Ordnung und Sicherheit erstehen, die Justiz in ihrer ganzen Strenge walten, und die Unterdrückten fanden Schutz und Hülfe, nahten sie sich den Stufen seines Thrones. Ungeachtet so vieler und mannigfacher Sorgen war sein Herz der Sitz der reinsten Frömmigkeit, und seine inbrunstvolle Geisteserhebung zu Dem, vor dessen Antlitz alle Erdenglorie nur Staub ist, war ihm Erholung unter den drückenden Lasten seines schweren Amtes. Nicht minder glänzte er als Muster durch Eifer in Erfüllung seiner Hirtenpflichten, seine majestätische Pracht beim Gottesdienste und sein Streben zur Bildung des Volkes, indem er die damals in jugendkräftigem Alter aufblühenden Franziskaner- und Dominikaner-Orden, welche sich als vorzügliche Lehrer auszeichneten, auf alle Weise beförderte. Lange sollten sich indessen Köln und Deutschland dieses trefflichen Fürsten nicht freuen. Denn als er auf des Papstes und des Kaisers Befehl dem Grafen Friedrich v. Isenburg seine empörenden Bedrückungen gegen das seinem Schutze anvertraute Reichsstift Essen ernstlich vorhielt, entrüstete dieses den raubsüchtigen Grafen dergestalt, daß er auf der Stelle den Tod Engelbert's beschloß. Als dieser von Soest in Westfalen, wo er sich mit Friedrich gütlich unterredet hatte und ihm sogar großmüthig einen Jahrgehalt aus seinen eigenen Renten angeboten, wenn er das Stift nicht mehr kränken wolle, wieder nach Köln kehrte, wurde er von dem freundschaftheuchelnden, mordgierigen Grafen am Abend des 7. Nov. 1225 bei Gevelsberg am Hohlwege überfallen. Die Seinen retteten sich durch die Flucht; er aber wurde ereilt, und mit vielen Wunden bedeckt starb der große Engelbert, seinen Mördern vergebend, im 41. Jahre seines Lebens. Ganz Deutschland entrüstete sich ob dieser Gräuelthat und fluchte voll tiefstem Abscheu dem Mörder. Vom Kaiser erfolgte die Achtserklärung, und der Papst schleuderte den Bannstrahl auf Friedrich und seine Gehülfen. Die Gerechtigkeit ereilte sie Alle, und der Graf, seiner Ehren und Güter beraubt, ward durchs Rad hingerichtet zu Köln am 8. Nov. 1226. Engelbert wurde noch im nämlichen Jahre auf einer Nationalsynode zu Mainz in die Zahl der Märtyrer aufgenommen, und sein Andenken feiert die katholische Kirche jährlich an seinem Todestage. Seine Gebeine ruhen in einer prächtigen silbernen Grabtumba im kölner Dom. Heisterbach, Surius, Gelenius u. A. sind seine Biographen.

Engelbrecht Engelbrechtson, berühmter Dalekarlier, befreite im 15. Jahrh. seine Landsleute vom dänischen Joche und erschien, nachdem er viele Schlösser hatte in Rauch aufgehen lassen, an der Spitze der Bauern vor Stockholm. Umsonst begehrte er vom König Erich die Verabschiedung der Fremdlinge und die Besetzung der Aemter durch Eingeborene, erhielt aber doch einen Waffenstillstand und das Versprechen, daß ihr Begehren binnen Jahresfrist vollführt seyn sollte. Die Fremdlinge blieben aber an ihren Stellen und der König entwich nach Dänemark. Der Erzbischof von Lund vermochte kurz darauf die Schweden, den König wieder anzunehmen; da er aber fortfuhr, mancherlei Bedrückungen sich zu erlauben, ergriffen sie von neuem die Waffen, erwählten Engelbrecht zu ihrem Anführer und bemächtigten sich selbst Stockholms. Mitten in diesen Zügen fiel Engelbrecht in eine Krankheit und wurde nach Einigen in dem Schlosse eines schwedischen Adeligen, der schon früher sein Feind gewesen war, ermordet, oder fiel als Opfer der Eifer-

Digitized by Google

sucht Karl Knutson's, Anführers der Insurgenten. Lange Zeit lebte er im Andenken der Schweden als Märtyrer der Freiheit fort; denn obwohl die bürgerlichen Unruhen, die Engelbrecht angeregt hatte, Schweden fast ein Jahrhundert hindurch verwüsteten, so führten sie doch die glückliche Regierung Gustav Wasas und Schwedens Unabhängigkeit herbei.

Engelsbrüder, eine schwärmerische Sekte in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., deren Urheber Gichtel (s. d.) war. Sie glaubten, man müsse den Engeln schon im Leben ähnlich zu werden suchen, priesen deßwegen Arbeitslosigkeit und eheloses Leben. Sie theilten sich in vollkommene (Melchisedeck'sche Priester) und unvollkommene (fleischliche) Engelsbrüder. Jene enthielten sich der Ehe, wenigstens des ehelichen Umgangs, und aller irdischen Beschäftigung, und hungerten, ohne zu betteln, bis ihnen Jemand Etwas reichte. Diese erhielten und ernährten Jene und glaubten dadurch an ihren Verdiensten Theil zu bekommen. Nächst Gichtel war Johann Wilhelm Ueberfeld zu Leyden der Hauptbeförderer der Partei. Sie verbreiteten sich von den Niederlanden, wo ihr Hauptsitz war, nach andern Gegenden und leben noch in Ueberresten zu Altona fort.

Engelsburg, s. Rom.

Engelschall (Joseph Friedrich), zu seiner Zeit geschätzter deutscher Dichter, Schriftsteller und Zeichner, welcher fast Alles, was er war, durch sich selbst, ohne fremde Anleitung wurde. Sohn des Superintendenten zu Marburg, geb. daselbst 1739, verlor er früh seinen Vater und 12 Jahr alt das Gehör. Doch besiegte er alle Schwierigkeiten, die sich seiner Liebe zu den Wissenschaften entgegenstemmten, und wählte besonders Philosophie und schöne Künste zu seinen Hauptstudien, übte sich nebstdem auch fleißig im Zeichnen und Malen. Von den Alten war Homer sein Lieblingsschriftsteller; die Werke L. v. Hagedorn's, Winckelmann's und Lessing's bildeten hauptsächlich seinen Kunstgeschmack. Als Dichter und durch prosaische Aufsätze in Tageblättern erwarb er sich die Freundschaft eines Wieland, Weiße, Kästner, Gökingk, v. Bibra, Meusel u. A. Besonders wurden die Meusel'schen Kunstjournale und das „Journal von und für Deutschland" mit seinen Geisteserzeugnissen bereichert. Erst 1788 erhielt Engelschall ein öffentliches Amt, indem er außerordentlicher Professor der Philosophie und schönen Literatur, sowie Lehrer der Zeichnenkunst bei der Universität zu Marburg wurde. Mehre seiner schönsten Gedichte und durchdachtesten Abhandlungen erhielten jetzt ihr Daseyn. Seine Gemälde und Zeichnungen waren beliebt. Er starb 1797.

Enger, eine unbedeutende Stadt im Kreise Bünde des Reg.-Bez. Minden, preuß. Provinz Westfalen, mit einer sehr alten Kirche, in der sich ein von Kaiser Karl IV. 1377 errichtetes Denkmal des sächsischen Herzogs Wittekind des Großen befindet, dessen Gebeine 1822 von Herford hierhergebracht wurden. Die Stadt zählt in 150 Häusern 1440 Bewohner, die vorzüglich Leinweberei, Flachsbau und Handel mit Garn treiben.

Engern, im Mittelalter ein Theil des Herzogthums Sachsen, der diesseits der Weser im heutigen Westfalen lag und wahrscheinlich das Innere Westfalens: Ravensberg, Minden, Mark, umfaßte; doch kennt man seine eigentlichen Grenzen nicht genau. Der Name kommt indeß

Digitized by Google

noch, außer in dem preußischen, in den Titeln des Königs und der Herzoge von Sachsen und sonst auch in dem der Kurfürsten von Köln vor.

Engers (Kunostein-Engers oder Zoll-Engers), merkwürdiges Dorf am Rhein, im Kreise Neuwied des Reg.-Bez. Koblenz, preuß. Provinz Niederrhein, gehörte früher zur Grafschaft Wied. 1357 erlaubte Kaiser Karl IV. dem Grafen Wilhelm von Wied, dieß Dorf mit Graben, Mauern, Thürmen und Pforten zu einer geschlossenen Stadt zu machen. Es wird noch jetzt wohl als Marktflecken betrachtet. Die Schenken von Engers führten im 13. Jahrh. darnach den Namen. Das Dorf hat eine kathol. Kirche, nahe an 1000 Bewohner, Sandsteinbrüche und 2 Jahrmärkte. Nachdem der Erzbischof Kuno von Trier dem Grafen von Isenburg-Wied den Ort abgenommen hatte, erbaute er hier 1368 zum Schutz des Rheinhandels ein festes Schloß, Kunostein genannt, das 1632 von den Franzosen, 1633 von den Schweden, 1635 von den Kaiserlichen erobert und 1758 niedergerissen wurde. In dessen Stelle legte der Kurfürst Johann Philipp von Walderdorf ein modernes Schloß hart am Rhein und dabei einen Park an, der durch die von Koblenz hierher verlegte Landes-Baumschule 1821 vergrößert worden ist. Dazu gehört der zu einem Park umgeschaffene Renne- oder Friedrichsberg über dem Dorf Sayn, auf welchem sich Spuren eines röm. Pfahlgrabens befinden. Bei Engers liegt in der Mitte des Rheins eine Sandbank, die für schwer beladene Schiffe und Flöße leicht gefährlich wird.

Enghien (Ludw. Ant. Heinr. von Bourbon, Herzog von), das berühmteste und interessanteste der zahlreichen Schlachtopfer Bonaparte's, in dem der Name des großen Condé als dessen würdigen Nachkommen er sich gezeigt hatte, erlosch, ward als Sohn Ludwig Heinrich Josephs von Bourbon und der Ludovike Therese Mathilde von Orleans 1772 geboren. Mit dem angenehmsten Aeußern und einer lebhaften Neigung zu körperlichen Uebungen verband er die erwünschtesten Eigenschaften des Geistes und Herzens, welche eine vortreffliche Erziehung noch erhöhte. 1788 ward er zum Ritter des Ordens vom heil. Geiste geschlagen und nahm einige Tage darauf seinen Sitz im Parlament ein. Seine Anrede hatte allgemeinen Beifall. In dem nämlichen Jahre begleitete er den Prinzen von Condé nach Dünkirchen und 1789 verließ er Paris, um es nie wieder zu sehen, als bis ihn am 21. März 1804 eine Schar von Polizeisoldaten einem Blutgerichte überlieferte. Er durchreiste verschiedene europäische Länder bis 1792, in welchem Jahre er nach Flandern kam, um unter den Befehlen seines Vaters den damaligen Feldzug mitzumachen. Da aber das Corps des Herzogs von Bourbon aufgelöset wurde, ging er zu dem Condé'schen im Breisgau. Diese an Zahl geringe, aber an muthigen talentvollen Männern reiche Armee verließ er nicht eher, als bis sie 1801 erlassen wurde. Unvergeßlich werden die Wunder der Tapferkeit bleiben, welche diese Schar 1793 that. Hier sah man drei Geschlechter von Helden kämpfen und sich mitten in den Gefahren immer vermehren. Am 12. Sept. führte der Prinz seine Abtheilung über den Inn und zeigte viel militärische Kenntnisse beim Angriff auf die weissenburger Linien. Am schönsten zeigte er sich aber als Condé's würdiger Sprößling in dem Gefecht bei Berstheim. Er war kaum 21 Jahr alt, und doch bewunderten die ältesten Offiziere, die dabei waren, wie geschickt und treffend er seine Bewegungen ausführte. Der

Digitized by Google

Prinz von Condé that an der Spitze seines Fußvolks Wunder der Tapferkeit, sein Sohn und Enkel befehligten die Reiterei, und Letzterer bald allein, da sein Vater gleich im Anfange des Gefechts durch einen Sábelhieb so verwundet worden war, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Unmittelbar nach dem Gefecht begab er sich nach Hagenau, um sich von dem Zustande seines Vaters zu überzeugen, über welchen er in kindlichbanger Besorgniß war. Doch das Glück wollte, daß ihm sein Vater erhalten werden sollte. Mit seinem Großvater besuchte er die republikanischen Soldaten und Offiziere, die man in diesem Gefechte zu Gefangenen gemacht hatte. Jedermann weiß, daß die Agenten des Convents damals jeden Condé'schen Soldaten, der in ihre Hände fiel, unmenschlich hinrichten ließen, und die republikanischen Soldaten glaubten, daß man das Vergeltungsrecht an ihnen üben werde. Wie erstaunten sie, als sie aus dem Munde beider Fürsten den Befehl an die Wundärzte vernahmen, für diese ebenso zu sorgen wie für ihre eigene Soldaten. Die übermäßigen Strapatzen dieses Feldzugs warfen den Herzog von Enghien am Ende desselben auf ein Krankenlager. Das Jahr 1794 zeichnete sich dadurch für ihn aus, daß er den h. Ludwigs-Orden erhielt und daß sich seine Liebe zur Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort entspann, die ihn bestimmte, seinen beständigen Sitz in Ettenheim zu nehmen. Es ist ungewiß, ob zwischen ihnen eine geheime Verbindung statt gefunden habe; wenigstens scheint kein förmlicher Act darüber aufgenommen worden zu seyn. Unstreitig setzte der Prinz sich vor, diese Verbindung über lang oder kurz für eine rechtmäßige erklären zu lassen. Wie fern mag ihm der Gedanke gewesen seyn, daß ein furchtbarer und früher Tod ihn an diesem Vorhaben hindern würde. Und das treffliche junge Paar war einander so werth! Im Julius reiste der Herzog von Bourbon nach England und trennte sich zum ersten Mal von seinem Sohne. Wie viel bitterer würden die Thränen seines Abschieds gewesen seyn, wenn sie in der Zukunft hätten lesen können, daß es ein Abschied für die Ewigkeit war! Der Prinz von Condé übergab 1796 den Oberbefehl über seine Truppen seinem Enkel, der auch in diesem Feldzuge sich in seinem Glanze zeigte. Kaum hatten ihn die Republikaner durch ihren Uebergang über den Rhein im Juli eröffnet, als Enghien ihnen entgegen ging. Am 26. nahm er eine Mühle und andere wichtige Posten, die in ihre Hände gefallen waren, wieder ein; am 27. schlug er sich hartnäckig einen ganzen Tag im Gehölze von Schonter; aber der Abfall der schwäbischen Reichstruppen, welche seinen rechten Flügel unterstützen sollten, nöthigten ihn, sich gegen Offenburg zurückzuziehen. Am dritten Tage darnach brach er aus dem Kinchthale hervor, und rückte durch seine Vereinigung mit Condé wieder in die Schlachtlinie ein. Vom 28. dieses Monats bis zum 14. Sept. errang der Herzog mehrmals wichtige Vortheile, besonders bei Oberkamlach, in der Nacht vom 12. auf den 13. Sept. Auch das Gefecht bei Schussen, am 30. Sept., war ehrenvoll für ihn. Eine der glänzendsten Thaten in diesem Feldzuge, die 18 Tage lange Vertheidigung der münchner Brücke, verbreitete den Ruf der Tapferkeit des Herzogs in dem ganzen republikanischen Heere, sodaß viele Offiziere des Moreau'schen Corps dem Verlangen nicht widerstehen konnten, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Nach dem Vertrag von Leoben ging das vom wiener Hofe entlassene Condé'sche

Digitized by Google

Corps nach Rußland und blieb bis 1799 dort. Als er nach Schwaben zurückgekommen war, wurde dem Herzog die Vertheidigung von Konstanz aufgetragen. Da aber der russische Fürst Korstschakow sich in Zürich hatte überrumpeln lassen und die Republikaner unter Massena vorwärts drangen, zog sich das Condé'sche Corps, das den Rückzug der Russen deckte, wieder über den Rhein und behauptete seinen alten Ruhm in dem dabei vorgefallenen Gefecht. Auch kann hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie der Prinz sich bei Rosenheim mit nicht mehr als 2000 Mann gegen die ganze Division Lecourbe 7 Stunden hielt und diesen General nicht mehr als eine Stunde Land gewinnen ließ. — Nie schwächte das kriegerische Handwerk in der Brust des jungen Helden die Gefühle der Menschlichkeit. In eben diesem Gefecht bei Rosenheim fand er einen jungen republikanischen Husaren verwundet auf dem Felde liegen; er ließ ihn aufheben, auf sein eignes Bett legen, von seinem Wundarzt besorgen und nach einigen Tagen an die franz. Vorposten abgeben. Das kurze Leben dieses liebenswürdigen und großmüthigen Prinzen ist voll solcher Züge. Zufolge des luneviller Friedens wurde das Conde'sche Corps zum zweiten Male abgedankt. Der Prinz von Condé begab sich nach England, und Enghien ging auf die dringenden Einladungen des Cardinals Rohan mit der Prinzessin Charlotte nach Ettenheim zurück. Als durch die politischen Umstände die Besitzungen des Cardinals unter badische Herrschaft gekommen waren, erhielt er auf seine Bitte die Erlaubniß, fortwährend in Ettenheim zu bleiben. Hier lebte der Prinz als bloßer Privatmann, mit der Pflege seiner Blumen und der Jagd beschäftigt, Alles beglückend was ihn umgab, als die Begebenheiten des Jahres 1804 eintraten. Um diese Zeit umgaben den ersten Consul Nachstellungen aller Art, doch der Prinz enthielt sich jeder Theilnahme an denselben, obwohl er darum gewußt haben kann. Indeß hatte Bonaparte durch die Bekenntnisse eines gewissen Querelle und den von dem Gewürzkrämer Philipp ausgelieferten Briefwechsel der Herren Michaud und Marguerite mit dem königl. Prinzen, ziemlich verworrene Anzeigen erhalten, daß Letztere einen Plan entworfen hätten, sich des franz. Throns zu bemächtigen, daß Pichegru, die Herzoge von Polignac u. A. an der Spitze der Unternehmung ständen, daß England sie kräftig unterstütze. Auch vermuthete seine geheime Polizei, der Prinz sey verkleidet in Paris gewesen, was sich jedoch schon vor der Verhaftung des Prinzen widerlegte. Staatsrath Réal, der die Untersuchung jener Verschwörungssache führte, ließ sich durch einen nach Ettenheim geschickten Spion täuschen, der ihm sagte, daß der Prinz öfter geheime Reisen mache und daß er den General Dumouriez (es war der Marquis Thumery) bei sich habe. Bonaparte glaubte also, sich des Prinzen bemächtigen zu müssen, den er als Mitglied des Bundes ansah, und aus dessen Papieren er näheres Licht zu erhalten hoffte. Zu dem Ende ward der General Ordoner nach Strasburg geschickt, welcher die Verhaftung des Herzogs und aller Personen seines Gefolges einem Escadronchef von der Gendarmerie übertrug. Nachdem dieser am 14. März durch einige Gendarmen die Lage des Hauses, welches der Herzog bewohnte, hatte auskundschaften lassen, ließ er in der darauf folgenden Nacht dasselbe durch 3—400 M., theils Soldaten, theils Gendarmen, umringen. Der Herzog wollte sich vertheidigen. Aber die Uebermacht war zu groß, und so wurden der Herzog, von Thumery, den man für Dumouriez gehalten

Digitized by Google

hatte, ein Oberst von Grundstein, ein Lieutenant Schmidt, ein Abbé, Namens Weinbrunn, und 5 Domestiken verhaftet und nach Strasburg geführt. Dieß geschah mit solcher Eilfertigkeit, daß man den Gefangenen nicht einmal erlaubte, sich völlig anzukleiden. Am Morgen des 18. ward die Reise mit dem Herzog nach Paris fortgesetzt; als man am 20. gegen Abend vor den Thoren der Hauptstadt ankam, fand man den Befehl vor, den Gefangenen nach Vincennes zu bringen, wo er nach einem Consularbeschluß (Cambaceres hatte jedoch anfangs widersprochen) durch eine Militaircommission gerichtet werden sollte. Murat war Gouverneur von Paris; daher lag ihm ob, diese Commission zu ernennen. Auch er soll dagegen beim ersten Consul Vorstellungen gemacht haben. Präsident der Commission, die sich am Abend des 20. zu Vincennes versammelte, war der General Hulin. Die Gendarmen commandirte Savary. Erschöpft von Hunger und Ermüdung, war der Prinz kaum auf einem elenden Lager eingeschlafen, als man ihn um 11 Uhr in der Nacht weckte. Er fand 8 Offiziere zum Kriegsgericht versammelt. Die Richter, anfangs unschlüssig, fällten um 4 Uhr zwar das Todesurtheil, weil der Prinz eingestand, daß er die Waffen gegen Frankreich getragen habe und daß er von England monatlich 950 Guineen bekomme; allein der Präsident Hulin war eben im Begriff, auf des Prinzen Verlangen, der eine Privataudienz bei dem ersten Consul wünschte, deßhalb noch an Bonaparte zu berichten, als Savary, der hinter des Präsidenten Stuhle stand, erklärte, das Geschäft der Commission sey geendigt. Darauf ließ Savary schon um 4½ Uhr Morgens den 21. März das Urtheil im Graben des Schlosses durch Gendarmes d'Elite vollziehen. Der letzte Augenblick kam; der Herzog stand und sprach mit unerschütterlicher Fassung zu den Gendarmen: „Wohlan, meine Freunde!" In diesem Augenblicke fiel der Prinz. Hulin fuhr eben durchs Thor von Vincennes, um sich zum Kaiser zu begeben und diesen um Gnade zu bitten, als ihn der Knall der Carabiner belehrte, daß es zu spät sey. Nach der Restauration ward Enghiens Leichnam ausgegraben und bei ihm noch Uhren, Geld ꝛc. gefunden. Dieß widerlegt die Fabel von Beraubung des Leichnams nach der Execution. Ebenso ungegründet ist die Sage, daß Murat bei derselben gegenwärtig gewesen sey, und daß er und Andere den Herzog mit Worten gemißhandelt hätten. — Fleury de Chaboulon, vormals Napoleons Cabinetssecretair, erzählt: „Josephine und ihre Tochter Hortense beschworen den Consul Bonaparte, dem Herzog das Leben zu lassen. Cambaceres und Berthier stellten ihm die schreckliche Nutzlosigkeit der Verurtheilung vor. Er schien zu schwanken, als schon die Todesnachricht ankam. Ein so schnelles Verfahren hatte Bonaparte selbst nicht erwartet; er hatte sogar dem Hrn. Réal befohlen, den Herzog zu verhören". Napoleon hat in s. „Mémoires etc." Talleyrand beschuldigt, daß er ihm den Brief des Prinzen erst nach der Hinrichtung gegeben habe; allein der Prinz hat keinen Brief geschrieben. Talleyrand hatte bloß die geheime Expedition nach Ettenheim und Offenburg gewußt und deßhalb an den badischen Staatsminister geschrieben. Caulaincourt (s. Vicenza) führte die Expedition nach Offenburg aus und sandte Talleyrand's Schreiben nach Karlsruhe. Savary's Schrift „Sur la catastrophe de M. le duc d'Enghien" (Paris 1823), welche auf Talleyrand den Verdacht der Theilnahme warf, veranlaßte mehr als 20 verschiedene Schriften. Talley-

Digitized by Google

rand hat sich bei dem König Ludwig XVIII. gerechtfertigt. Dupin hat die Actenstücke bekanntgemacht und das Gesetzwidrige in dem Verfahren der von Murat ernannten Militaircommission aufgedeckt. Der General Hulin hat dieß selbst öffentlich zugegeben. Nach ihm fällt die Schuld der Beschleunigung der Vollziehung des Urtheils ganz auf Savary. Vgl. „Hermes", Nr. XXII. Ludwig XVIII. und die Kammern haben dem Herzoge ein Denkmal in der Kirche zu Vincennes setzen lassen.

England (Anglia, nach den Angelsachsen so genannt), 1) bisweilen für britisches Reich, britische Macht überhaupt; 2) südlicher Theil von Großbritannien (s. d.), liegt zwischen 11° 40′ — 19° 21′ Ost. und 49° 55′ — 58° 38′ NBr., begreift das Königreich England an sich (2388 QM.), das Fürstenthum Wales, die Insel Man und die Normannischen Inseln, zusammen 2770 QM. Das eigentliche England grenzt im N. an Schottland (durch die cheviotischen Gebirge damit verbunden und durch die Flüsse Tweed-Esk und Solway davon getrennt), im O. an die Nordsee, im S. an den Canal, im W. an den Ocean, Wales und das irische Meer. Die Oberfläche ist größtentheils wellenförmig eben, nur im S. und W. findet man höhere Berge. An der Südseite Englands streichen die an Frankreichs Nordküste unter das Meer gehenden Ardennen als Kreideberge bei Dover wieder empor und ebenso, aber steiler mit dem Vorgebirge Landsend die Cornwallgebirge und ziehen durch die Mitte des Landes in nördlicher Richtung. Sie theilen sich in mehre Zweige, neigen sich nach der Westküste, machen die westl. Grafschaften gebirgig und schließen sich fast an das Gebirge von Wales an, dessen höchster Gipfel, der Snowdon, sich 3456 Fuß über das Meer erhebt. Englands Hauptgebirge ist der Peak, dessen Kette sich durch die Grafschaften Derby, Lancaster und York erstreckt, und besonders in Derbyshire äußerst anziehende Partien mit den merkwürdigsten Höhlen, darunter die berühmte, mit den schönsten Stalaktiten bedeckte Höhle von Castleton, bildet. In der 150 Fuß großen Höhle bei Bonwen findet man Knochen und Hörner von Thieren aus uralter Zeit. Die höchsten Gipfel des an Wundern der Natur reichen Peakgebirges sind der 4050 Fuß hohe Wharn und der 3987 F. hohe Ingleborough. Der Boden ist im Ganzen sehr fruchtbar, doch findet man in einigen Gegenden Sümpfe und Torfmoore, besonders in Lincoln; hier und in Norfolk enthält er Marschländer; er eignet sich wegen der herrlichen Wiesen und Weideplätze mehr zur Viehzucht als zum Kornbau, auch findet man noch 7 Mill. Acres Haiden und unangebaute Gegenden. Ganz vorzüglich ist die Bewässerung des Bodens, sowohl durch die Natur als durch die Kunst. Die Abdachung ist vom hohen Innern überall zum Meere, mit Ausnahme von Wales, dessen Boden sich meist zum Innern hinabsenkt. Unter 50 schiffbaren Flüssen sind die vornehmsten: die Themse (Thames), welche bei Hentley, an der Grenze von Berkshire, diesen Namen erhält, da sie vorher die Isis heißt; der Trent, welcher nach seiner Vereinigung mit der Ouse den Namen Humber erhält; die Severne und die Mersey. Diese Flüsse sind zum Theil durch kostbare (93) Canäle verbunden; davon die vorzüglichsten: 1) der Canal von Oxford, der die Themse mit dem Trent und der Mersey verbindet; 2) der Themse- und Saverne-Canal; 3) der Bridgewater-Canal (vgl. Bridgewater) zur Verbindung der Steinkohlengruben unweit Manchester, vermittelst der Mersey mit der Themse; 4) der Canal

Digitized by Google

Wolverhumpton verbindet den Oxford-Canal mit der Saverne; 5) der Leeds-Canal geht mitten durch Yorkshire, nördlich von der Stadt Leeds, verbindet die Mersey bei Liverpool mit der Aire, folglich mit der Ouse und dem Trent oder die Städte Liverpool und Hull; er ist 99 engl. Meil. lang, 42 Fuß breit, 5 F. tief, geht über und durch 523 F. hohe Berge, hat 90 Schleusen und läuft über 90 Bogen; er kostete über 260.000 Pf. St. und verdankt besonders Wedgwood's Bemühungen sein Daseyn; 6) der Great-Trunk-Navigation verbindet die irische See mit der Nordsee; 7) der neue Regenten-Canal, erst in den letzten Jahren eröffnet; 8) der 1825 eröffnete Grand-Junction-Canal, welcher viele Canäle der innern Provinzen und die Themse, Saverne, Mersey und Trent verbindet. An Seen ist England nicht reich; die größten liegen im nördl. Theile. Der größte Landsee ist das Winander-Meer, mit lieblichen Partien, vorzüglich auf der größten seiner Inseln. Noch reicher an romantischen Gegenden ist der See Derwent-Water, von schönen Wiesenflächen und steilen Felsen umgeben. Die besuchtesten Mineralquellen sind zu Bath, Bristol, Tunbridge, Buxton, Matlock, Scarborough und Cheltenham. Zahlreiche Buchten bilden an den Küsten treffliche Häfen, als Portsmouth, Plymouth, Falmouth am Canal, Newcastle, Hull, Yarmouth, Colchester an der Nordsee, Liverpool und Bristol am irischen Meere. Die Luft ist feucht und dick, aber meist gemäßigt und gesund. Hitze und Kälte, nasses und trocknes Wetter wechseln beständig ab; die Sonne kommt zuweilen in einigen Wochen nicht zum Vorschein. Die warmen Seewinde schützen England auch gegen lang anhaltenden Frost und Schnee. Man rechne überhaupt nur 20 Frosttage und (die Gebirge ausgenommen, wo es etwas rauher ist) höchstens 12 Grad Kälte, sowie das Zufrieren der Themse, auch 16 — 18 Grad Hitze sind selten, aber heftige Stürme im Winter häufig. Daher bleiben auch die Schafe beständig unter freiem Himmel und nur in kalten Winternächten werden Strohhütten für sie errichtet; auch die Kühe bleiben nur bei rauher Witterung des Nachts in Ställen. Im Sommer 1831 ward auch England von der asiatischen Cholera heimgesucht, am bestimmtesten wird der Ausbruch zu Sunderland am 7. Nov. desselben Jahres angegeben. In London, wo sie am 7. Febr. 1832 ausbrach, trug sie einen sehr milden Charakter. Die feuchte Atmosphäre trägt zu Englands großer Fruchtbarkeit und zu dem herrlichen Grün der Wiesen viel bei. Die Naturerzeugnisse sind fast alle Gegenstand der Cultur geworden; Raubwild ist gar nicht, Speisewild wenig vorhanden, in den Flüssen und Meeren ein großer Reichthum von Fischen, Austern und Hummern. Tang und Farbenmoose sind häufig, Holz nirgends überflüssig, doch noch Eichenwälder in Sussex. Fast alle Metalle werden in England gefunden und der Bergbau daher eifrig betrieben; Silber nicht häufig, reichlicher Kupfer; Zinn ist sehr ergiebig und das beste in Europa, es ward schon in den ältesten Zeiten gesucht; außerdem gewinnt man Blei und vieles Eisen, das jedoch zu feinern Arbeiten nicht tauglich ist), Wasser- und Reißblei. Unter den andern Mineralien sind allerlei edle Steine (Achat, Amethyste), Zink, Antimonium, Kobalt, die beste Walkererde, Porzellanerde, Töpferthon und Pfeifenerde, Stein-, Quell- und Seesalz (für den Bedarf nicht hinreichend), treffliche Bausteine, Schwefel, Vitriol, Alaun, Schiefer, Kreide, Alabaster, Granit, Porphyr, Marmor, Feuersteine, vorzüglich Steinkohlen in unerschöpflichen

Digitized by Google

Gruben (den Mangel an Brennholz ersetzend) zu bemerken. Die Einw. beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau und wenden viel Sorgfalt auf denselben. Die Bestellung des Ackers geschieht größtentheils mit Drillmaschinen. Gerste wird viel gewonnen und ist von vorzüglicher Güte; Korn, Weizen sind kaum hinlänglich für die Bevölkerung, und in Jahren, wo das Getreide nicht geräth, wird die Einfuhr aus andern Ländern nöthig; hinlänglich werden gebaut treffliche Gartengewächse, Flachs, guten Hopfen, wenig Hanf, Safran, Süßholz, Rhabarber, Obst von vorzüglicher Größe, aber wässerig; statt des Weins, welcher wegen des vielen Regens und der häufig bedeckten Luft fehlt, breitet man Cider. Die Viehzucht liefert vorzüglich gute Pferde (zum Theil arabischer Race, treffliche Renner, auch schwere Lastpferde), treffliches Rindvieh, so stark und kraftvoll, wie in wenigen Ländern der Erde, besonders Mastvieh, daher $\frac{1}{3}$ des Bodens für Farrenkräuter verwendet wird; viele und sehr gute Schafe, die nach den spanischen und sächsischen Electoralschafen die beste Wolle geben; gute Schweine in Menge, überhaupt über 29 Mill. Stück größeres Vieh; ferner große und starke Hunde, viel Kaninchen, vieles Federvieh, besonders Gänse, die man bis zu einer Schwere von 30 Pfunden mästet; Fischerei wird, mit Ausnahme des Heringsfangs, nicht mit Anstrengung betrieben.

Die Engländer sind Nachkommen der alten Angeln und Sachsen, die sich aber mit Normannen, Dänen, Franzosen und Caledoniern vermischt haben, leben in dem größten Theile von England, in den schott. Niederlanden, den Orkneys u. in andern brit. Besitzungen. Ihre Sprache, über den größten Theil von England, das südliche und östliche Schottland und die orkadischen Inseln verbreitet, ist eine sehr ausgeartete germanische Tochter und in der commercirenden Welt überall bekannt; in Wales, Cornwall und Cumberland haben sich Nachkommen der kymrischen Belgen erhalten, die sich Kymri und ihre Sprache Kymraig nennen. Die Engländer haben einen starken Körperbau und sind sehr arbeitsam. Der gemeine Mann ist trotzig und wild; die Gebildeten haben einen edeln Anstand und viel Freimüthigkeit. Fleischspeisen, besonders Rindfleisch, sind ungemein beliebt, die Landleute nähren sich nur von Eiern, Speck, Kartoffeln und andern Gartenfrüchten. Sie lieben starke Biere, Punsch, Rum oder Branntwein mit kaltem Wasser vermischt, Cider (statt des Weins) und Thee, von dem und von Butterbrot viele tausend arme Menschen die Woche hindurch leben. Die starken Genüsse und die dicke Luft des Landes erzeugen den Spleen, eine tiefe Melancholie, in der sich Viele das Leben nehmen. Reinlichkeit und Nettigkeit sind National-Tugenden. Selbst Bäuerinnen, durchgängig schöne Gestalten, die nur im Alter oft zu stark werden, sehen in ihrem Putz gewisser Maßen vornehm aus. Ein feiner Strohhut, mit farbigem Bande geschmückt auf einer kleinen schneeweißen Haube, steht den artigen bescheidenen Gesichtern sehr gut. Dazu kommen große weiße musselinene Halstücher, ein Rock von durchgestepptem Zeuche von einer hellen Farbe, blau oder rosenroth bei den geschmackvolleren, und ein vorn offenes, kattunenes langes Kleid, hinten künstlich mit Nadeln aufgesteckt, als blendend rein, bis auf die feinen weißen, gewöhnlich gewebten Strümpfe. Das Hausgeräthe wird selbst bei den niedern Ständen sehr reinlich gehalten. Statt der seltenen Oefen unterhält man Feuer in Kaminen. Sehr gewöhnlich ist der Gebrauch der kalten Bäder und neuerlich auch der Seebäder, besonders in

Digitized by Google

Brighton. Hinsichtlich des Charakters unterscheiden sich die Engländer von andern Nationen durch Freisinn, Geringschätzung jeder Art von Gewalt, durch Gemeingeist und Anhänglichkeit an die alte Form; aber auch durch Parteigeist, Stolz und Verachtung alles Ausländischen, grobes und trotziges Betragen, Neigung zum Sonderbaren und Hang zu Uebertreibungen in politischen, religiösen und moralischen Dingen. Verstandestiefe und Genialität bilden ihren intellectuellen Charakter. Menschlichkeit und edles Billigkeitsgefühl bezeichnen ihren moralischen Charakter im Zustande der Ruhe; unlenkbare, Alles übertreibende Heftigkeit im Zustande gewaltsamer Empfindung. Sie sind nicht gesellig, nicht mit Gefälligkeit zuvorkommend; aber eine zutrauliche Bitte macht sie äußerst dienstfertig; sie verlangen Zutrauen und suchen es zu verdienen. Nur wo sie Noth und Gefahr sehen, bedenken sie sich keinen Augenblick zu helfen. Trotz ihrer Ungeselligkeit besuchen sie, um der Staats-, noch mehr aber um der Handels-Interesse willen, unaufhörlich Clubbs und Kaffeehäuser, und können ihre geschäftigen Zusammenkünfte nicht ohne Tafelfreude beschließen. Das Wohlleben ist bei ihnen in allen Ständen gemein und eine Folge ihrer Reichthümer, für deren Erwerbung ihre Thätigkeit sich um so lieber hingibt, ihre ausgezeichnete Erfindungsgabe sich um so lebendiger zeigt und ihr Speculationsgeist um so unternehmender ist, je mehr Geld und Güterbesitz ihnen zugleich einen großen Einfluß in die politische Verfassung geben; daher die in England gangbare Phrase: „der Mann ist so und so viel Pfund werth" (he is worthy 1000 P.), anstatt er ist so und so viel Pfund reich. Ihre Redlichkeit, mit ihrer Wahrheitsliebe verbunden, macht sie leichtgläubig und ihr politischer Charakter neugierig, daher ihre ungeheure Zeitungs- und Journal-Lesewuth, die alle Stände mit dem Gange der politischen Welthändel und mit den tausenderlei Gerüchten darüber stets bekannt macht. Ihren Muth und ihre Tapferkeit haben sie in unsern Tagen so herrlich erprobt, daß dadurch Englands Militär-Ruhm weit über Alles, was man davon bisher erkannte, erhoben ward. Fast alle ihre National-Vergnügungen haben Bewegung und Stärkung des Körpers zur Absicht. Hierzu gehören das Boseln, wobei auf einem kurzen reinen Rasen schwere Kugeln nach einem Ziele geworfen werden; die Ballspiele, von welchem sie mehre Arten haben und große Freunde sind; das Springen, Ringen, um die Wette Laufen u. s. w. Das Wetten ist unter ihnen sehr gewöhnlich und auch dazu geben ihnen ihre Belustigungen Gelegenheit. Das Pferderennen (s. d.), um deßwillen sie die schnellsten Reitpferde auf der Erde ziehen; das Hahnengefecht, wozu man den stärksten und zornigsten Hähnen noch Sporne an die Beine befestigt; die Ochsenhetzen, die nicht minder grausam als die spanischen Stiergefechte sind; und ihre Boxer von Profession, die sich mit Fäusten oft bis auf den Tod schlagen, sättigen ihre Wettlust noch nicht und sie wetten selbst über die unsinnigsten Einfälle. Bessere Züge in ihrem Charakter sind: ihre Religiösität, ihre Achtung für das Talent und ihre Geneigtheit, die Bemühungen geschickter Männer zu unterstützen und zu belohnen, sowie ihre Neigung zum Mitleid, zum Wohlthun und zur Menschenliebe, die sie selbst gegen Ausländer und Missethäter zeigen. — Die herrschende Religion ist die Episcopalkirche (s. Englische Kirche), zu welcher sich die Regentenfamilie und die höchsten Staatsbeamten bekennen müssen. Alle übrige Religionsverwandte genießen freie Duldung; man findet daher

Digitized by Google

Katholiken (608.000, unter 4 apostol. Vicarien), Lutheraner, Independenten, Arminianer, Socinianer, Quäker, Methodisten, Mennoniten, Herrnhuter und (15.000) Juden.

Der Kunstfleiß der Engländer hat eine Ausdehnung und Höhe erreicht, wie man bei keinem andern Volke auf der Erde findet. Seinen Manufakturen und Fabriken verdankt es einen Theil seiner Macht und seines Reichthums. Die verführerische Außenseite wird der innern Güte der Waare aufgeopfert, und der hohe Preis der Waaren ist gewöhnlich eine Folge des hohen Arbeitslohnes. Ein niedriger Preis hängt oft von kostbaren Maschinen ab, und die Vollkommenheit beruht nicht bloß auf der Theilung der Arbeit und der Geschicklichkeit der Arbeiter, sondern zugleich auch auf der Vortrefflichkeit der Werkzeuge. Unter den sehr zahlreichen englischen Fabriken stehen die Wollfabriken oben an, die 1814 in diesem Theile des britischen Reiches über 400.000 Einwohner beschäftigten. Der Hauptsitz dieser Fabriken ist in Yorkshire, besonders zu Halifax, wo allein 100.000 Stück Chalons jährlich verfertigt werden, und Leeds, wo auch der Hauptmarkt der Wollenwaaren ist. Insbesondere ist merkwürdig Bath wegen der feinen Zeuche (Bath Coatings, in Deutschland unter dem Namen Bergen op Zooms bekannt), die auch zu Manchester, Leeds verfertigt werden; Coventry wegen der Tamies und des Plüsches, Nottingham wegen der Strümpfe, Beinkleider und Teppiche, Norwich wegen der schwarzen Zeuche und Flore, Kendal wegen der Strümpfe; feine melirte Tücher werden in den Grafsch. Somerset, Wilt, Dorset und Gloucester in Menge verfertigt. Die Baumwollen-Fabriken, besonders zu Manchester und in der umliegenden Gegend, auch zu Liverpool ꝛc., beschäftigen in England über 500.000 Arbeiter. Einzelne Seidenwaaren, z. B. blaue und schwarze Zeuche, Atlasse ꝛc., die in London, Coventry, Manchester, Norwich ꝛc. verfertigt werden, übertreffen sogar die französischen Artikel von dieser Sorte; seidene Strümpfe werden auch nach der Levante ꝛc. ausgeführt, die meisten seidenen Bänder liefert Warwickshire. Alle diese Materialien werden auch mit einander vermischt, oder mit Kameelhaar verarbeitet. Noch berühmter als alle diese Artikel sind die Metallwaaren, von denen in England 70.000 Arbeiter für 400 000 Pf. St. Stahl- und plattirte Waaren, 200.000 Arbeiter für 10 Mill. Pf. St. Kupfer- und Messingwaaren liefern. Die wichtigsten Fabrikplätze sind Birmingham, Sheffield, London, Salisbury ꝛc. und die gelieferten Waaren sind alle Arten von Gewehr, Knöpfe, Messern, Gabeln, Scheren, Klingen, Sensen, Feilen, Quincaillerie-Waaren ꝛc. Die Leder-Fabriken bereiten Leder und daraus verfertigte Handschuhe, Dosen, Brieftaschen, Etuis ꝛc. Nicht unbeträchtliche Handelsartikel sind Uhren und mathematische Instrumente. Die Glas- und Spiegel-Fabriken zu London, Liverpool, Bristol, Newcastle ꝛc., liefern nicht hinlängliche Waare, daher werden böhm. Glas und franz. Spiegel eingeführt. Desto wichtiger ist die Ausfuhr des Steinguts von Newcastle und Burslem, das selbst dem schönen Porzellan von Liverpool und Worcester Abbruch thut. Bekannt sind auch wegen ihrer Schönheit und Güte, selbst in entfernten Ländern, die Hüte, Bleistifte, Arbeiten von Gold, Silber, Elfenbein, Mahagoniholz, Wagen ꝛc.; die Leinwanddruckereien (in und bei London, in die selbst die Holländer weiße ostindische Leinwand schicken), das Diamantschleifen, die Tabacke, das Papier ꝛc. In Allem dürften wohl 3 Mill. Menschen in England von den Fabriken Unterhalt ziehen.

Digitized by Google

Der Handel Englands ist über die ganze Erde verbreitet. Der innere Handel ist durch Natur und Kunst überaus begünstigt. Die zahlreichen schiffbaren Flüsse, die vielen Baien und Häfen, die Dampfbootschifffahrt auf den Kanälen, eine sichere Küstenfahrt ꝛc. befördern den Handel ungemein. Die Landstraßen sind unstreitig die vollkommensten und besten in Europa, ja auf der Erde, und mit denselben die ganze Posteinrichtung und Art zu reisen. Alle Heerstraßen sind ohne Ausnahme Kunststraßen; auf Hauptstraßen noch außerdem die Geleise mit gegossenen eisernen Rinnen ausgelegt, worin die Räder laufen. Sie enthalten in England 18.329 engl. Meilen. Der Küstenhandel allein beschäftigt über 3000 Schiffe. — Der äußere Handel Englands wird im großen Ganzen mit so überwiegendem Nutzen betrieben, daß er die erste Quelle des National-Reichthums ist. Ihn befördert des Reiches glückliche Lage für den Handel überhaupt, seine Handelsverträge mit fast allen seefahrenden Nationen, seine Handels-Consulate in allen bedeutenden Handelsplätzen, seine Assecuranz- und Handelsgesellschaften und die öffentl. und Privat-Banken. — Die Ausfuhr-Artikel sind: Zinn, Blei, Alaun, Salz, Steinkohlen, Saffran, Pferde; — vornehmlich aber Fabrikate: Hüte, Baumwollengarn, Leinwand, Leder, Bier (Porter), Zucker, Branntwein, Cider, Seife, Glas, Porzellan, Wedgewood, Stahl-, Eisen- und Messingwaaren, Stahl- und Messinginstrumente; eingesalzene Fische, Austern, Kaninchenfelle, und endlich eine außerordentl. Menge von Colonialwaaren und fremde Artikel. — Einfuhr: Wein (obschon franz., span., selbst Rheinwein, in großer Menge nachgeahmt werden), Butter (aus den Niederlanden), Südfrüchte, Schiffsbauholz, Bretter und Planken, Eisen (aus Schweden); Gold, Silber, Kupfer, Queckſilber, Taback, Wolle (sächs. und span.), Flachs, Hanf, Talg, Pelzwerk, Matten, Pech, Theer (aus Rußland), Oel, Schmelztiegel, Tauwerk, Segeltuch, Apothekerwaaren, Leinwand und Leingarn (zum Weiterversenden), Colonialwaaren aller Art (der bedeutendste Gegenstand des Transito- und Speditionshandels), rohe Seide (aus Bengalen, China und Italien), Wachs, Pottasche, Mineralwasser ꝛc. (Mehres s. unter Weltbandel.) Seit dem Frieden hat der Handel ab- und das Elend der Fabrikarbeiter zugenommen, bis in neuerer Zeit die Anknüpfung von Handelsverbindungen mit dem ehemals spanischen Amerika denselben wieder belebten. Uebertriebene Speculationen führten jedoch Ende 1825 und Anfangs 1826 eine unerhörte Handelskrise herbei, die indeß zum großen Theil glücklich vorübergegangen ist. — Das jetzige Münzwesen verdankt seinen Ursprung der Königin Elisabeth, die 1560 dasselbe gänzlich umschuf, und seit der Münzacte vom Jahr 1666 und der allgemeinen Umprägung im Jahr 1695 hat kein Staat auf der Erde einen so vollkommenen Münzfuß als Großbritannien. Die Goldmünze hält 22 Karat, und die Silbermünze 14 Loth 14 $^2/_5$ Grän, von grobem Courantgeld bis auf die geringste Scheidemünze; denn die Münzkosten werden nicht durch Schlagsatz und Verminderung der Münze, sondern durch eine von der Nation bezahlte Abgabe von 15.000 Pf. Sterling gedeckt. Man rechnet nach Pf. Sterl., Schilling Sterl. und Pfennig Sterling. 12 Pences machen 1 Schill., 20 Schill. 1 Pf. Sterl. Pfunde Sterling sind nur eingebildete Münzen und werden nicht geprägt. Der Schilling beträgt an 33 Kreuzer, und das Pf. Sterl. 11 Gulden oder etwas über 6 Thlr. nach dem 20 Gulden Fuß. Die kupfernen oder Scheidemünzen sind Half Penny (ein halber Penny) und Farthing ($^1/_4$

Digitized by Google

Penny); die Silbermünzen sind Stücke von 1, 2, 3, 4 Pences, gewöhnlich aber ein Schilling und halber Schilling oder ein Stück von 6 Pences, eine Krone (Crown) von 5 Schill. und eine halbe Krone; im Gold Guineen von 21 Schill. in ganzen, halben, doppelten und fünffachen Stücken; auch Viertel-Guineen vom König Georg I. Die Münzen werden nur im Tower zu London geprägt und ihre Ausführung ward 1718 bei schwerer Strafe verboten. Eine der gewöhnlichsten Devisen auf engl. Münzen ist: Posui Deum adjutorem meum, die seit Eduard III. 1360 üblich ist. Die Gold- und Silbermünzen sind meistens mit dem großbritannischen Wappen, die Kupfermünzen mit der personificirten Britannia bezeichnet. Die ausländischen Münzen werden im großen Handel als eine Waare nach dem Gewicht (al marco) angenommen; nur die portug. Goldmünzen, wovon man Stücke zu 9, 18, 36 Schill., auch zu 3½ Pf. Strl. hat, laufen auch in einzelnen Stücken ein, obgleich sie 4 pCt. geringhaltiger sind, und daher in den öffentlichen Fonds und Kronkassen nicht angenommen werden. — England im engern Sinne begreift 40 Shires oder Grafschaften mit 12. Mill. Bew.; hierzu kommen noch Wales, welches in 12 Shires getheilt ist, mit 760.000 Seelen, die Insel Man und die normannischen Inseln, 23 QM., 53.000 E., im Canale: Jersey, Guernsey, Sarke und Alderney, franz. Aurigny, das einzige, was England von seinen ehemaligen Eroberungen in Frankreich gerettet hat. — Ueber die Unterrichtsanstalten Englands s. Colleges, London und Großbritannien; in diesem letztern Artikel wird auch das Wesentliche über Bevölkerung, Volksverfassung, Adel, Staatsverfassung, Volksfreiheiten, Regierungsverfassung, bürgerliche und peinliche Gesetzgebung, Land- und Seemacht, Staatseinkommen und Staatsschuld u. s. w. gesagt werden.

England, Gesch. bis 1603. Wenn wir die ungewissen und dunkeln Sagen von einem Handelsverkehr der Phönizier mit den britischen Inseln, von wo sie Zinn geholt haben sollen, abrechnen, so verdanken wir die älteste eigentlichen Kunde von England den Römern, deren Herrschsucht auch das entfernte Britannien (s. d.) nicht ganz entgehen konnte. Julius Cäsar war der erste Römer, welcher kurz vor Chr. Geb. daselbst landete und einen Theil der wilden Einwohner, die zum großen Völkerstamme der Celten gehörten, unterjochte. Erst unter Kaiser Claudius faßten die Römer festen Fuß auf der Insel (42 n. Chr.) und unterwarfen sich unter Vespasian den ganzen südlichen Theil (Britannia romana, 79 n. Chr.). Um die römische Provinz gegen die Einbrüche der Nord-Briten (Scoten oder Picten) zu sichern, ließen Hadrian und Septimus Severus zwei von einander verschiedene Erdwälle anlegen (Hadrians- und Severuswall). Konstantinus Chlorus st. in Britannien unter den Anstalten zu einem Feldzug gegen die Scoten (306) und sein Sohn, Konstantin der Große, ward dort zum Augustus ausgerufen. Das Land, in welchem die Römer während ihrer Herrschaft 33 Städte gegründet und Ackerbau, selbst Weinbau, eingeführt hatten, war aber nicht bloß den Angriffen der zurückgedrängten Scoten und Picten, sondern auch den Plünderungen der Sachsen und anderer deutschen Seeräuber an den östlichen Küsten ausgesetzt, und schon Konstantin d. Gr. ernannte deßhalb einen eigenen Comes litoris saxonici. Als unter Honorius der Einbruch der nordischen Völker ins weströmische Reich erfolgte (412), zog man die Legionen wieder nach Italien und gab end-

Digitized by Google

lich unter Valentinian III. (446) die entfernte Provinz England völlig auf. Ihr unglücklicher Zustand nach dem Abzug der Römer ward noch durch innere Fehden unter den nunmehrigen Oberhäuptern der verschiedenen Distrikte vermehrt. Dieß bewog endlich die Briten, bei den wiederholten Einfällen der Scoten und Picten, einen ihrer Häuptlinge, Vortiger von Dumonia (Devon und Cornwall), zu ihrem gemeinschaftlichen Herzog zu wählen (445). Allein entweder zu ihrer Vertheidigung oder auch wohl zur Unterdrückung der andern Häuptlinge, rief dieser die Sachsen zu Hülfe. Sie landeten mit 3 Schiffen unter Hengist und Horsa (449), warfen, mit den Briten vereinigt, bei Stamford die Picten und Scoten auf ihre eigenen Grenzen zurück und erhielten die Insel Thanet (Tanetos) zur Wohnung. Die Leichtigkeit des Erfolgs und die Schwäche der Briten brachten die Sieger auf den Gedanken, sich das Land selbst zu unterwerfen; und nachdem auf einer Flotte von 18 Schiffen andere Schwärme, Sachsen, Angeln, Jüten und andere Norddeutsche, besonders Friesen, nachgekommen waren, so fingen sie an, ihren Plan auszuführen. Sie machten Frieden mit den Picten und Scoten und ihr Glück lockte noch immer mehre Scharen an, gleiche Eroberungen zu machen. Die Briten wurden nach einem Kampf von 130 Jahren entweder zur Auswanderung nach der gallischen Küste (Bretagne) gezwungen, oder westlich nach Cumberland und Cornwallis, oder in die Gebirge von Wales gedrängt. In diese Zeit fällt auch der fabelhafte König Arthur (s. d.), der als Vertheidiger seines Landes gegen die Sachsen fiel. Durch die bewaffnete Niederlassung der deutschen Ankömmlinge entstanden nach der Unterdrückung der Nation nach und nach die 7 kleinen Königreiche Kent (456), Sussex (491), Westsex (495), Essex (527), Northumberland (546), Ostangeln (575), Mercia und Westangeln (582), welche in einer gewissen Verbindung mit einander blieben, indem gewöhnlich der mächtigste und gefürchtetste von den regierenden Königen ein Uebergewicht über die andern behauptete, daher sie später die Heptarchie (Heptarchia Anglo-Saxonica) genannt wurden. Sie führten oft unter sich Kriege, worin die kleinern von den größern (Mercia, Northumberland) unterdrückt wurden, bis Egbert, König von Westsex, durch das Glück der Waffen die Heptarchie in eine Monarchie (827) vereinte, welcher er den Namen Anglia (Englaland, England) beilegte, wiewohl man Britannien schon seit dem 6. Jahrh. so nannte, um es von Alt-Sachsen in Deutschland zu unterscheiden. Aus den Königreichen wurden Provinzen, doch nach deutscher Art, mit voller Freiheit. Sie gaben Tribut und waren Lehen, durften sich aber ihre Fürsten, die sogar noch den Königstitel führten, selber wählen. Die durch die genannte Vereinigung bewirkte Ruhe im Innern ward jedoch bald durch äußere Feinde gestört. Denn schon unter seiner Regierung und noch mehr nach seinem Tode (838) erschienen die Normänner aus Dänemark (s. d. Gesch.) an den englischen Küsten. Die Sachsen waren durch das Christenthum, das früh (596) durch den heiligen Augustinus in England ausgebreitet worden war, entwildert, aber auch geschwächt worden. Die päpstliche Gewalt gründete und das Ansehen des geistlichen Staats erhob sich. Schon unter Offa, König von Mercia, der ein Verbrechen versöhnen wollte, war der Petersgroschen aufgekommen (793), und ihn führte Ethelwolf, Egberts Sohn, in ganz England ein. Die Sachsen wurden leicht die Beute der Dänen. Unter Ethelwolf

Digitized by Google

(851) ließen sich letztere auf der Insel Thanet und Sheppey, an der Themse, nieder, und verwandelten London und Canterbury in Aschenhaufen, setzten ihre Verheerungen unter Ethelbald, Ethelbert (858) und Ethelred (866) fort, und als des Letztern Bruder, Alfred d. Gr. (s. d.) allein zur Regierung kam (871), sah er bis auf Westsex, den alten Stammsitz seines Hauses, England in den Händen der Dänen und sich selbst vor ihnen nicht sicher, ja er war sogar genöthigt, eine Zeitlang sich vor ihnen zu verbergen. Es gelang ihm indessen, sich von ihnen zu befreien und sie nach Northumberland zu drängen und seine klugen Vorkehrungen (Festungen, Flotten, stehende Miliz) setzten es in Sicherheit. Allein unter seinen Nachfolgern (Eduard dem Aeltern 900, Athelstan 925, Edmund 941, Edred 946, Edwy 955, Edgar 959, Eduard dem Märtyrer 975, Ethelred II. 978) verfielen, ungeachtet vieler oft glücklicher Kriege mit den Dänen, die Vertheidigungsanstalten des Reichs; die Anzahl der Klöster vermehrte sich außerordentlich; die weltlichen Großen wurden argwöhnisch über den Vorzug der hohen Geistlichkeit, und die Könige konnten gegen letztere ihr Ansehen nicht behaupten. Den Dänen in Northumberland und dem Könige Sweyn von Dänemark, der zu verschiedenen Malen landete, blieb fortwährend das übrige England zinsbar. In der Verzweiflung ward unter Ethelred's schwacher Regierung der Entschluß ausgeführt (1002, Nov.), sich dieser lästigen Gäste durch ein allgemeines Blutbad zu entledigen, wovon die Folge Sweyns verheerender Einfall und die hierauf folgende Besitznahme des größten Theils von England war. Zwar erkämpfte sich Ethelred, der in der Normandie neue Kräfte gesammelt hatte, wieder die Krone; allein sein Sohn, Edmund Ironside (1016), mußte den Thron mit Canut dem Großen theilen, der sich Mercia, Ostangeln und Northumberland vorbehielt und nach Edmunds Ermordung England mit Dänemark vereinigte (1017). Man rühmt die Weisheit und Billigkeit seiner Regierung, nach welcher er keinen Unterschied zwischen der bezwungenen Nation und seinen angebornen Unterthanen machte. Vermöge Testaments bekam sein Sohn, Harold Harefoot (Hasenfuß), den englischen Thron (1037), den kurz nachher der andere, Hardicanut, bestieg (1039), nach dessen Tode sich England unter Magnus, König von Dänemark, 1042 wieder befreite. Ein Prinz aus dem angelsächsischen Stamme, Eduard der Bekenner (vgl. d.), bestieg den Thron. In der Normandie erzogen, brachte er schon viel Normannisch-Französisches nach England hinüber und bereitete so die folgende Periode der engl. Geschichte vor. Er veranstaltete eine noch sehr mangelhafte Sammlung aus den Gesetzen der Sachsen und Dänen, welche das gemeine Recht (Common Law) genannt wurde. Nachdem dieser Eduard, der letzte angelsächsische König (1066) ohne Kinder verstorben war, bewarben sich sein Schwager Harald, Graf von Kent, ein Liebling des Volks, und Wilhelm (s. d.), Herzog von der Normandie, um den Thron; Beide behaupteten durch den Wunsch des letzten Königs dazu berufen zu seyn. Die Waffen entschieden bald für Wilhelm; er landete mit einem mächtigen Heere, an welches sich nach dem Geiste der damaligen Zeit viele tapfere Abenteurer freiwillig, von dem schon berühmten Namen gelockt, angeschlossen hatten, bei Pevensey und siegte in der bald darauf erfolgten Schlacht bei Hastings, den 14 Okt. 1066, in welcher sein Nebenbuhler blieb. Das Loos der Ueberwundenen war hart. Wilhelm, nun der Eroberer

Digitized by Google

genommen, vertheilte ganz England in 60 000 Lehne, wovon er die meisten seinen normännischen Rittern übergab; die meisten sächsischen Edlen verloren ihre Besitzungen oder mußten sie doch unter harten Bedrückungen als Lehn vom Könige nehmen; selbst den Kirchen und Klöstern erging es nicht besser, und nirgend zeigte sich das Feudalwesen in einer furchtbarern Gestalt als hier. Diese gewaltsame Umwandlung der bisherigen Verfassung, die grausamen Jagdgesetze, die Strenge, womit die sächsische Sprache und Sitten von den französischen verdrängt wurden, reizten die unglücklichen Sachsen mehre Male zu fruchtlosen Empörungen; ihr Loos wurde dadurch nur härter. Aber diese unnatürliche Härte konnte unmöglich auf die Dauer bestehen, und der Widerstand des Volks, ja selbst der Edlen und der Geistlichkeit, den sie unaufhörlich reizte, ist der vorzüglichste Grund, weßhalb in England so frühe schon und bald nach dem Tode Wilhelms 1087 die Rechte des Volks gegen die Könige eifrig vertheidigt wurden und die ersten Spuren jener freien Verfassung sich zeigen, deren England sich jetzt erfreut. Da Wilhelm als Herzog der Normandie Lehnmann des Königs von Frankreich war, der über die zunehmende Macht seines Vasallen eifersüchtig werden mußte; so nahmen von dieser Zeit an die Kriege zwischen Frankreich und England, die beinahe 40 Jahre gedauert haben, ihren Anfang. Wilhelm'n folgte sein zweiter Sohn Wilhelm II., der ebenso streng regierte, dann der dritte Sohn, Heinrich I., der von seinem ältesten Bruder Robert den Besitz der Normandie mit Gewalt erzwang und den Engländern verschiedene ihrer alten Freiheiten wiedergab, übrigens aber seiner Habsucht und Herschbegierde Alles aufopferte. Heinrichs einziger Sohn war bei einem Schiffbruche verunglückt; er ernannte daher mit Zustimmung der Nation seine Tochter Mathilde, Witwe des deutschen Kaisers Heinrich V., zu seiner Nachfolgerin (hierdurch wurde die weibliche Thronfolge in England eingeführt, aber auch veranlaßt, daß England nachher beständig von fremden Geschlechtern beherrscht worden ist) und vermählte sie mit Gottfried Plantagenet, Herzog von Anjou Maine, aus welcher Ehe Heinrich II., der Stifter des englischen Hauses Anjou oder Plantagenet, entsproß, welcher nach 10jährigem Streit mit Stephan von Blois, Enkel Wilhelms des Eroberers, endlich 1154 den Thron bestieg. Heinrich II., ein Fürst von ausgezeichneten Talenten und Tapferkeit, besaß beim Antritt seiner Regierung, außer England, die Normandie und Bretagne, von väterlicher Seite noch Anjou, Touraine und Maine, und durch seine Ehe mit Eleonore (s. d), geschiedenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, Guienne und Poitau, wozu er durch eine leichte Eroberung noch 1172 Irland fügte. Diese weitläufigen französischen Besitzungen aber verwickelten ihn und seine Nachfolger in ewige Fehde mit den Königen von Frankreich. Unglückliche Streitigkeiten mit der Geistlichkeit, deren Vorrechte er einzuschränken suchte, und die häufigen Empörungen seiner von ihrer Mutter Eleonore selbstaufgereizten Söhne, verbitterten besonders die letzten Jahre dieses ausgezeichneten Fürsten. Die Regierung seines heldenmüthigen Sohnes Richard Löwenherz (s. d.) 1189—99, ging in beständigen Unruhen vorüber. Der Kreuzzug, welchen er 1189 mit Philipp August von Frankreich unternahm, endete fruchtlos durch die Eifersucht der beiden Fürsten. Auf der Rückreise ward Richard von einem Herzoge von Oestreich gefangen genommen, mußte sich mit großen Summen lösen, und seine Krone seinem

Digitized by Google

treulosen Bruder Johann wieder entreißen. Er blieb bei der Belagerung einer kleinen Burg Chalûs in Frankreich. Seines jüngern Bruders Johann ohne Land (s. d.) elende Regierung, 1199—1216, legte den ersten Grund zu der heutigen englischen Verfassung. Um sich des Throns zu versichern, hatte er seinen Neffen Arthur, Sohn seines ältern Bruders Gottfried, ermordet und sich dadurch den Bannfluch des Papstes zugezogen. Er übergab nun, den Papst zu versöhnen, seine Krone in die Hände des päpstlichen Legaten, um sie als ein Lehn des römischen Stuhls zu empfangen. Diese Handlung empörte alle Stände des Reichs, welche schon seit längerer Zeit durch unaufhörliche und willkürlich ausgeschriebene Auflagen erbittert waren, und sie nöthigten den elenden Johann, eine Urkunde zu unterzeichnen, 1315, die Magna charta libertatum (s. d.) noch jetzt die Grundlage der englischen Freiheit, der erste Vertrag, in welchem die Zustimmung der Stände, damals freilich nur noch Geistlichkeit und Adel, zu den Steuern als Gesetz aufgestellt wurde. Auch die Freien vom Bürgerstande erhielten schon bedeutende Vorrechte. Gern hätte der König, vom Papste unterstützt, diesen Vertrag zurückgenommen, aber das Volk vertheidigte auch mit den Waffen seine Freiheit, und nur Johanns Tod kam einem Bürgerkriege zuvor, in welchem Viele sich schon auf die Seite des gelandeten Dauphins, nachmaligen Ludwig VIII., geschlagen hatten. Unter den nachfolgenden Fürsten des Hauses Plantagenet bildete sich die englische Verfassung mit raschen Schritten aus. Der schwache Heinrich III., Johanns Sohn, 1216—72, ein Spielball seiner Barone, gab Gelegenheit zu häufigern Ständeversammlungen, welche nun schon 1265 den Namen Parlamente annahmen und zu welchen auch die Deputirten der Städte gezogen wurden. Sein trefflicher Sohn Eduard I., 1272—1307, eroberte zwar Wales und besiegte Schottland, welches nun eine Zeitlang von England abhängig blieb, bedurfte aber eben zu diesen Unternehmungen der häufigen Geldunterstützungen der Stände, zu deren Bewilligung von nun an auch die städtischen Abgeordneten nothwendig erachtet wurden. Eduard II., 1307—27, von Günstlingen beherrscht, ward nach einer elenden und unruhigen Regierung von seiner eigenen Gemahlin Isabella gefangen genommen und ermordet. Die Regierung seines Sohnes Eduards III., 1327—77, gehört zu den glänzendsten in der englischen Geschichte. Er und sein tapferer Sohn Eduard, gewöhnlich von seiner Rüstung der schwarze Prinz genannt, siegten in mehren Schlachten in Frankreich: bei Crecy 1346, worauf das wichtige Calais sich ergeben mußte und bis ins 16. Jahrhundert bei England blieb, und bei Poitiers 1356, in welcher letztern der König Johann von Frankreich gefangen wurde und als Gefangener in London starb; zu gleicher Zeit siegte auch seine heldenmüthige Gemahlin, Philipp von Hennegau, über die Schotten und nahm den König David Bruce gefangen. Natürlich bedurfte der kriegerische Eduard häufig der Unterstützung des Parlaments, und dieß erhielt unter seiner Regierung 1343 dadurch seine letzte Ausbildung, daß es, unter der Form der beiden Häuser als gesetzgebendes Corps von England, zusammentrat; der kleinere Landadel hatte sich schon früher, man weiß nicht genau wann, an die Städtedeputirten angeschlossen. Unter eben dieser Regierung erhob sich auch der als ein früher Vorläufer der Reformation erkannte Joh. Wiklef (s. d.), eigentlich J. v. Wikliffe, nach seinem Geburtsorte so benannt (geb.

Digitized by Google

1324). Gewandt und gelehrt, aber zugleich höchst leidenschaftlich, griff er die katholische Kirche und die Vorrechte der Geistlichkeit an und vertheidigte sowohl in Schriften als mündlich zu Rom die Rechte des Königs gegen die Päpste; auch übersetzte er die Bibel in die Landessprache. So lange Eduard lebte, schützte er ihn kräftig gegen die Verfolgungen Roms; unter seinem Sohne ward Wiklef zwar als Ketzer verurtheilt, starb indeß ruhig 1384 oder 87; sein Leichnam ward auf Befehl des Papstes Martin V. 1428 ausgegraben und verbrannt. Eduard der schwarze Prinz war leider früh gestorben 1376 und sein Sohn Richard II., der nun zur Krone gelangte, 1377—99, ließ sich von unwürdigen Günstlingen so sehr beherrschen, daß der erbitterte Adel mit Freuden den Herzog Heinrich von Lancaster, einen nahen Verwandten des Königs, in seiner Empörung unterstützte und ihn unter dem Namen Heinrich IV. auf den Thron setzte; Richard ward im Gefängniß ermordet. Mit dem Hause Lancaster beginnt eine wahre Heldenperiode der englischen Geschichte, welche bis zur Thronbesteigung Heinrichs VII. Tudor sich erstreckt, in den eigentlichen Geschichtsbüchern zwar genauer und ausführlicher, von Niemand aber geistvoller und anschaulicher ist dargestellt worden, als von Shakspeare in der Reihe seiner historischen Stücke von Richard II. an bis auf Richard III. Nur drei Könige zählt das Haus Lancaster auf dem Englischen Thron: Heinrich IV. von 1399—1414, dessen Regierung von immerwährenden Empörungen der eifersüchtigen Großen, besonders des sich dem Throne ebenso nahe verwandtglaubenden Hauses York, beunruhigt ward; Heinrich V., 1414—21, der nach einer wüst und leichtfertig verschwendeten Jugend das Muster eines ritterlichen Königs ward. Seine Siege in Frankreich, wo er zum Nachfolger des schwachen Karls VI., dessen Tochter er heirathete, ernannt ward, werden wir bei Frankreich (s. d.) erwähnen. Er starb leider zu früh, um seinen Thaten die Krone aufzusetzen, und sein Sohn und Nachfolger Heinrich VI., 1421—60, schien von der Natur zu ewiger Unmündigkeit bestimmt. Er bestieg als Kind von 9 Monaten, 1421, den Thron von England und Frankreich und lebte bis 1471, um alle seine Besitzungen in Frankreich, mit Ausnahme von Calais, mehre Male selbst die Krone Englands und endlich das Leben im Gefängniß auf gewaltsame Weise zu verlieren. Ein solcher König, schwach an Jahren und Gemüth, war nicht geeignet, sich in einer Zeit zu behaupten, wo bei dem aufgeregten Kampfe aller Leidenschaften in den Großen des Reichs, der männlichste Fürst nur mit Mühe seine Würde bewährt hätte. Richard, der tapfere Herzog von York, machte als Nachkomme Eduards III. Ansprüche auf die Krone, und erzwang es, als Protektor des Reichs anerkannt zu werden; als er 1460 bei Wakefield blieb, ward sein Sohn Eduard IV. in London als König anerkannt. Furchtbare Kämpfe entspannen sich nun zwischen den beiden Häusern Lancaster, für welches die Königin Margaretha von Anjou, der tapfere Warwick und eine Zeitlang selbst Eduards Bruder, der Herzog von Clarence, gefochten, und dem Haus York, welches mit Eduard IV. den Thron bestiegen hatte. Diese, wegen der Feldzeichen der beiden Häuser, die Kriege der rothen (Lancaster) und der weißen Rose (York) genannt, rafften auf dem Schlachtfelde, auf Schaffotten und in Kerkern die Blüthe des englischen Adels, die meisten alten und mächtigen Häuser, ja selbst die Häuser Lancaster und York bis auf wenige Per-

Digitized by Google

synen dahin. Die Königin Margaretha hatte zuerst das Zeichen zu blutigen Hinrichtungen der Besiegten gegeben und das Haus York folgte ihrem Beispiele mit unerhörter Grausamkeit. Eduard ließ seinen eignen Bruder Clarence ermorden, und als er selbst nach einem ausschweifenden Leben 1482 gestorben war, schwang sich sein Bruder, der an Leib und Seele mißgeschaffene Richard III., 1483 auf den Thron, nachdem er seine beiden Neffen und Mündel, Eduard V. und dessen Bruder, Söhne Eduards IV., im Tower hatte ermorden lassen. Nur zwei Personen waren noch, außer dem Könige, aus den streitenden Häusern am Leben: Elisabeth, eine Tochter Eduards IV., und Heinrich Lancaster, genannt Tudor, weil er von väterlicher Seite von Owen Tudor, einem welschen Edelmann abstammte, welcher die Witwe Heinrichs V. geheirathet hatte. Heinrich war nach der Bretagne entflohen, von wo er mit einer geringen Macht, auf den Wunsch vieler mit den Grausamkeiten des finstern Richard unzufriedenen Großen, in Wales landete, großen Anhang fand und 1585 in der Schlacht bei Bosworth seinen Gegner besiegte, der nach einer tapfern Gegenwehr auf dem Schlachtfelde blieb. Heinrich VII. ward sogleich mit der leichten Krone, welche Richard in der Schlacht getragen, gekrönt, allgemein als König anerkannt und vereinigte, wenigstens scheinbar, die streitigen Rechte der Häuser Lancaster und York durch sein Vermählung mit Elisabeth von York, Tochter Eduards IV. Hier enden die großen bürgerlichen Kriege Englands, während welchen zwar Frankreich verloren ging, der größte Theil des alten Heldengeschlechter ausgerottet ward, aber auch, bei so ungewisser Thronfolge, die Stimme des Parlaments außerordentlich an Gewicht zunahm, die bürgerliche Freiheit aufzublühen anfing und so die nun folgenden Zeiten der Bildung und des Wohlstandes vorbereitet wurden. Nur insofern entsprach Heinrichs VII. Regierung, 1485—1509, dem Bedürfniß der Zeit, daß er durch Unterdrückung des Adels die innere Ruhe erhielt; sein unersättlicher Geiz aber, sein Argwohn mit Grausamkeit verbunden, waren nicht geeignet, ihm die Liebe des Volks zu erhalten. Zweimal war er in Gefahr, die Krone zu verlieren. Er hatte den jungen Grafen Eduard v. Warwick, Sohn des Herzogs v. Clarence, in den Tower gesetzt, und bald zeigte sich ein von den Anhängern des Hauses York unterrichteter Betrüger, eines Beckers Sohn, Lambert Simnel, welcher sich für den aus dem Gefängniß entflohenen Eduard ausgab, auch in Irland so großen Anhang fand, daß er in Dublin, unter dem Namen Eduard VI. zum König ausgerufen wurde. Als er aber mit den Irländern in England landete, ward er 1487 geschlagen und zum Beweis, wie wenig man ihn fürchte, zum Küchenjungen in der königlichen Küche gemacht. Viel ernsthafter war der zweite Versuch dieser Art, der an vielen Höfen, besonders aber bei der Herzogin von Burgund, einer Schwester des letzten Königs, große Unterstützung fand, sodaß noch immer ein Schatten der Ungewißheit geblieben ist, ob hier Wahrheit oder Betrug im Spiele war. Ein junger Mann, von welchem Heinrich VII. freilich beweisen zu können glaubte, daß er eigentlich Perkin Warbeck, der Sohn eines getauften Juden sey, zeigte sich am Hofe von Burgund und ward von der Herzogin selbst als ihr Neffe Richard, Herzog von York, empfangen, der wie er behauptete, dem von Richard III. gesendeten Mördern seines Bruders Eduards V. entsprungen sey. Von Frankreich und Burgund unterstützt, begab sich der an

Digitized by Google

gebliche Richard von York nach Schottland, wo er eine günstige Aufnahme fand. Von da durch Heinrich's Einfluß vertrieben, ging er nach Irland und landete endlich in Cornwallis, wo aber seine Anhänger bald zerstreut, er selbst gefangen und zwei Jahre darauf, 1499, hingerichtet wurde, weil er auch im Tower noch Verschwörungen angezettelt haben sollte. Seines Sohnes Heinrich's VIII. lange und tyrannische Regierung, 1509—47, fällt in die Zeiten der Reformation, die auch unter ihm die ersten Fortschritte machte. Zuerst eifriger Anhänger des Papstes, vertheidigte er selbst die katholische Lehre gegen Luther und erhielt dafür vom Papste den Titel: Beschützer des Glaubens. Unzufrieden mit seiner Gemahlin Katharina von Spanien, Witwe seines früher verstorbenen Bruders Arthur, wünschte er sich von ihr zu trennen, und als der Papst seine Einwilligung versagte, ging er insofern zu den Grundsätzen der Reformation über, daß er sich für das Oberhaupt der engl. Kirche erklären ließ, alle Klöster aufhob, die Kirchengüter einzog, gewisse Sätze als unverbrüchlich zu haltende Lehren aufstellte und nun mit eben der tyrannischen Strenge gegen die echten Katholiken wie gegen die wahren Freunde der Reformation mit Feuer und Schwert wüthete. Anna Boleyn (Mutter Elisabeths), die Heinrich, nachdem er sich von Katharina 1532 scheiden lassen, geheirathet, ward 1536, als er ihrer überdrüssig, ohne allen Grund der Untreue beschuldigt und hingerichtet. Ihre Nachfolgerin Johanna Seymour, Mutter Eduard's VI., starb nach der Entbindung 1537. An ihre Stelle trat bald Anna, Prinzessin von Kleve, von welcher er sich jedoch schon 1540 scheiden ließ, um sogleich eine andere, Katharina Howard, zu heirathen, welche, als der Untreue überführt, 1542 enthauptet ward. Seine letzte Gemahlin Katharina, Witwe eines Lords Latimer, hatte das Glück, ihn zu überleben. Ebenso launenhaft wie in seinem Privatleben, war Heinrich auch in seinen öffentlichen Verhältnissen, und ließ sich, von seiner Eitelkeit verführt, zu den verschiedensten Bündnissen bald mit Spanien, bald mit Frankreich und dem Kaiser, immer zum Vortheil Anderer hinreißen. Heinrich suchte, wie sein Vater schon gethan hatte, die königliche Gewalt zu vergrößern. Unter diesem war das erste große Kriegsschiff in England gebaut worden. Heinrich VIII. schuf die erste Flotte, mußte aber, um sie zu bemannen, fremde Seeleute von den Schiffen der Hansestädte, Genueser und Venetianer, welche damals die erfahrensten Seeleute waren, in Sold nehmen. Er errichtete ein Admiralitätsamt und wies für seine Marine Besoldungen an. Nach seinem Tode folgten ihm seine 3 Kinder nach einander in der Regierung. Eduard VI., 1547—53, war bei seiner Thronbesteigung erst 9 Jahre alt. Unter ihm, oder vielmehr unter der Regentschaft des Herzogs von Somerset, ward die protestantische anglikanische (bischöfliche) Kirche vorzüglich durch den Erzbischof von Canterbury, Th. Cranmer (s. d.), gegründet. Um sie auch in der Folge vor Gefahren zu sichern, überredete man den jungen, höchst schwachen König, dessen baldiger Tod vorauszusehen war, seine eifrig katholische Halbschwester Maria, Katharina's Tochter, von der Thronfolge auszuschließen und diesen einer jungen Verwandtin, Johanna Gray, zuzusichern. Es geschah; indeß betrat Maria nach des Königs Tode, 1553 den Thron ohne Widerrede, den Johanna wider ihren Willen 10 Tage lang inne gehabt und wofür sie bald nachher als Theilnehmerin

Digitized by Google

einer Verschwörung hingerichtet wurde. Maria hatte im Sinne, mit Strenge und unter Verfolgungen den Protestantismus auszurotten. Th. Cranmer und viele Andre wurden hingerichtet, Tausende flüchteten außer Landes. Diese Handlungsart, ihre von dem Volke verabscheute Ehe mit Philipp II. von Spanien und der Verlust von Calais, Englands letzte Eroberung in Frankreich, welches die Franzosen mitten im Winter 1558 überrumpelten, trieben die Erbitterung aufs Höchste, als ihr Tod die Regierung Elisabeth's (vgl. d.) herbeiführte, welche von 1558 bis 1603 dauerte. Durch Festigkeit im Handeln und kluges Benutzen der Umstände hob sie den Staat zu einer bis dahin ungewöhnlichen Größe und gründete seine nachherige Macht. In den Grundsätzen der Reformation erzogen, führte sie die noch jetzt bestehende Einrichtung der Hochkirche ein. Freilich aber befriedigte sie damit nicht die Ansichten Vieler; sie ließ sowohl die bischöfliche Würde als Vieles von den Aeußern der katholischen Kirche bestehen, und Beides mißfiel höchlich den mit den freiern Grundsätzen Calvin's vertrauten Engländern. Seitdem bildete sich, anfangs im Stillen, der in der Folge so blutig ausgebrochene Gegensatz der Episkopalen oder Conformisten, d. h. Derer, die sich die bischöflichen Einrichtungen gefallen ließen, und der Nonconformisten oder Presbyterianer, in der Folge vorzüglich Puritaner genannt, welche auf Gleichheit in der Kirche drangen und die überflüssigen Ceremonien und die Gewalt der Bischöfe abgeschafft wissen wollten. Elisabeth ermunterte den Kunstfleiß der Nation, beförderte besonders die Wollenmanufakturen, auch durch Aufnahme vieler vom festen Lande wegen der Religion Vertriebenen, und begünstigte den auswärtigen Handel. Um die noch vorhandenen Mängel kennen zu lernen, reiste sie öfters im Lande umher. Dadurch, daß sie die Reformirten in Frankreich und die Niederländer gegen Spanien unterstützte, verschaffte sie sich Ansehen im Auslande. Ihre Verhältnisse mit Spanien nöthigten sie, eine größere Seemacht als ihre Vorgänger zu unterhalten. 1603 bestand ihre Flotte aus 42 Schiffen, mit 8500 Seeleuten bemannt. Die größten britischen Seeleute dieser Zeit waren Franz Drake, der, zuerst nach Magellan, die Reise um die Erde machte, und Walther Raleigh (s. d.), der die erste engl. Colonie in Nordamerika gründete. Philipp II., König von Spanien, den Elisabeth auf mehr als eine Art gereizt hatte, rüstete 1588 vergebens die große Flotte (vgl. Armada), welcher der Papst den Namen der unüberwindlichen gegeben hatte, gegen sie aus. Ohne eine förmliche Seeschlacht, wurde mehr als die Hälfte dieser Flotte, durch Stürme und Angriffe auf einzelne Schiffe, vernichtet. Elisabeth selbst regierte oft hart und willkürlich. Ihr Charakter verrieth sie durch die Hinrichtung der, obschon nicht ganz ohne eigne Schuld, unglücklichen Königin Maria von Schottland. Mit Elisabeth (vgl. Essex) starb 1603 die Reihe der Regenten aus dem Hause Tudor aus. Jakob VI., König von Schottland, der unglücklichen Maria Sohn, folgte Elisabeth 1603, von ihr zum Nachfolger ernannt; er nahm den Titel Jakob I. an und eröffnete die Reihe des Hauses Stuart auf dem englischen Thron. Er brachte Schottland an England und vereinte beide als zwei verschiedene Reiche und mit verschiedener Verfassung unter dem Titel Großbritannien. (S. daher Englands folgende Geschichte unter d. Art.)

Englische Bank, s. Bank (englische) und London.

Englische Bibliotheken, s. Englische Literatur.

Digitized by Google

Englische Bühne. Wie überall, entsprang auch in England das Schauspiel zunächst (im 12. Jahrh.) aus der Religion und schloß sich ihr zuerst an, wenngleich auch einige Spuren dramatischer Spiele (wie die, welche in Wales den Namen interludes führen) noch auf die Römerzeit hinweisen. Und so waren denn die Moralities und Mysteries hierin das Ursprüngliche. Für das Erste hält man die Wunder der heil. Katharina. Aus Frankreich wurden im 14. Jahrh. grobe Scherzspiele eingeführt; sie verleugnen ihre auswärtige Abkunft nicht und nehmen nur allmählig eingebornen Volkswitz und Carricaturzüge der Gegenwart in sich auf. Diese aus den Mysterien hervorgegangenen Schauspiele und Tragikomödien, und die Moralitäten, welche in den Maskes lange fortdauerten, die nach französischen Vorbildern gestaltete Interludes und Schwänke, Intertainements, behaupteten sich bis in die Mitte des 16. Jahrh., in einzelnen Erscheinungen noch länger. Sie dienten zur Belustigung des Hofs; unter Heinrich VIII. leitete die Gefährlichkeit, 1538, bei theologischer Spaltung und Unentschiedenheit des Zeitalters religiöse Gegenstände zu bearbeiten, den dramatischen Geschmack auf das Weltliche hin. In R. Wever's Moralität „Justy Juventus", B. Hawkins, kündigt sich der Uebergang zu diesem neuen Tone vornehmlich an, und J. Heywood dramatisirte drollige Charaktere und satyrische Possen, die in offenem Gegensatze mit den Mysterien stehen. Auf kurze Zeit gewannen unter Maria die Mysterien wieder die Oberhand. Mit der Regierung Elisabeth's begann eine allgemeinere literarische Regsamkeit; die Werke der alten Classiker, zum Theil schon lange und immer häufiger übersetzt und liebgewonnen, verbreiteten sich in der Lesewelt; die Freude an Literatur und Poesie ging vom Hofe in die gebildeteren gesellschaftlichen Kreise über; die Königin, der Hof und das Volk fanden an der Bühne Vergnügungen; dramatische Spiele wurden auf Universitäten und Schulen herkömmlich; es entstanden viele Schauspielhäuser (von 1570 bis 1629 belief sich ihre Zahl auf 17) und Privattheater; die Blüthe der dramatischen Kunst war entschieden, und die Richtung derselben auf vaterländ. Geschichte und Nationalisirung des aus der Fremde eingeführten Stoffes, bei aller Achtung für classisches Alterthum, wurde vielfach beurkundet. Die beiden ältesten Denkmäler des neu gestalteten dramat. Geschmackes sind: Das Lustspiel „Gammer Gurtons needle", 1560, in Alexandrinern, eine derb witzige Posse aus dem häuslichen Leben, v. B. Dodsley; und Sacville's antik romant. Trauerspiel mit allegorischen Ebben: „Gorbodue", 1561, in reimlosen Jamben, dessen Stoff aus der altbritischen Geschichte entlehnt ist. Geschichtliche Schauspiele, gemischt aus dem Tragischen und Komischen, oft im Novellentone, meist in antiker Kunstform, aber ohne bindende Regelmäßigkeit, überhaupt roh und unbeholfen, nicht arm an kräftigen und geistreichen Zügen, waren die gewöhnlichen; einige der bekannteren dramat. Dichter aus diesem Zeitalter, seit 1565, sind: Th. Preston, Rich. Edwards, der prunkende John Lilly und später George Peele; als vorzüglich gelungen sind hervorzuheben „Der Flurschütz von Wakefield", „Der Köhler von Croydon" und die von Th. Skyd fortgesetzte „Spanische Tragödie" deren Verfasser unbekannt sind. George Gascoigne, ein guter Liederdichter, übersetzte mehre griech. Stücke und Ariosto's „Verwechselungen" in das Englische; Christopher Marlow, st. 1593, Schäferliederdichter, dramatisirte vaterländ. Begebenheiten („Eduard II.", kunstlos aber treu

Digitized by Google

und einfältig), Wundersagen des Mittelalters („Faust") und charakteristische Familienauftritte und zeichnete sich durch gut gehaltenen Dialog aus. Das altenglische Theater hatte nun wohl zwar Maschinerien, aber keine eigentliche Decorationen. Denn in einiger Entfernung von den Wänden hingen Teppiche. Im Hintergrunde war eine über die erste erhöhete Bühne. Man spielte am Tage. Parterre war unter freiem Himmel. Tracht war die gewöhnliche, etwa Federbüsche auf den Hüten und Rosen auf den Schuhen. Knaben spielten Frauenrollen. Musik war in den Zwischenacten nicht. Unter diesen Verhältnissen erfolgte die eigenthümlich herrliche Gestaltung der dramatischen Bühne durch William Shakspeare, geb. 1564, st. 1616, welcher als Schriftsteller, s. 1589, auftrat. Begabt mit scharfem Tiefblick und sicherer Beobachtungskunst, seiner selbst bewußt und von heiliger Sehnsucht nach dem Höhern in das Gebiet des Idealen getragen, und doch mit seinem historisch-poetischen Sinn an die Gegenwart hingegeben, auf der Grenzscheide zweier Zeitalter die großartige Kraft des Mittelalters erfassend und hinblickend auf die sich gestaltende und mit reger Beweglichkeit zu gebietrischer Alleingültigkeit heraufstrebende Zukunft, stand der große Mensch da; die Naturgesetze des herrschenden Zeitgeistes offenbarten sich dem geweihten Seher. Das in seiner Wechselhaftigkeit schwer ergründbare Geheimniß des menschlichen Gemüths schloß sich ihm auf; die Räthsel der gegenseitigen Wirkung des Eigenthümlichen in allen Widerstrebungen und Einklängen wurden gelöst; der Seelenmaler verkörpert das innere Leben, vermählte das Sichtbare mit dem Unsichtbaren und verwirrte in kunstreichen Phantasiespielen der Töne der Welt, um ihre Harmonie wieder herzustellen. Er waltet mit überlegener Genialität über den gesammten Reichthum des Lebens, wie es in Vergangenheit und Gegenwart abgespiegelt ist, umfasset alle seine Schöpfungen mit gleicher Liebe und will nicht scheiden, was die Natur verbunden hat. Daher verschmelzen Ernst und Scherz, Gutes und Böses in einander und die Wirklichkeit scheint überall im Kunstgebilde durch; die geistige Lebensbetrachtung versinnlicht sich in der Handlung; das Wort wird Ausleger der mit dem Begriffe ringenden Gefühles. Oft bricht Ironie, selbst im Schmerze durch und die Ergießung üppigen Witzes, doch nie auf Kosten der Menschheit, wird nicht gehemmt. Seine Sprache, aus dem Leben entnommen und viel Veraltetes enthaltend, ist überaus reich, groß und zart, kräftig und anmuthig, würdig und volksthümlich, überall angemessen und bündig; die Prosa hat durch ihn zuerst Kunstgestalt gewonnen; sie wechselt mit meist zehnfüßigen, in Schlußzeilen oft gereimten Jamben, nach Verschiedenheit der Stände, Charakteren, Lagen und Verhältnisse, durchaus selbst in Unregelmäßigkeiten, die Eigenthümlichkeit des Redenden ausdrucksvoll versinnlichend. Außer den 34 allgemein ihm zuerkannten Stücken gibt es vielleicht noch manche, die mehr oder weniger seinen Einfluß erfuhren. Ueber andre ist man fast gewiß, daß Shakspeare sie geschrieben, und unter uns hat Tieck angefangen, mehre vorzuziehen. Dahin rechnet Schlegel den „Perikles, Prinz" von Tyrus", den „Londner verlor'nen Sohn", „Thomas Lord Cromwell", „Sir John Oldcastle", „Ein Trauerspiel in Yorkshire". Manche Stoffe scheint er umgearbeitet zu haben. Bei diesem Meisterthum ist es wohl nicht befremdlich, daß er, durch die gesammte drama-

Digitized by Google

tische Poesie der Engländer mehr oder weniger durchkömt, ohne doch je erreicht zu werden. Unter Shakspeare's Zeitgenossen erfreuten sich J. Marston, der fruchtbare Th. Heywood (sein bürgerliches Trauerspiel: „Die durch Güte getödtete Frau", kunstlos und leicht, und übrigens noch 220 Stücke) Th. Middleton, Th. Decker, Will. Rowley, Anthony Brewer u. A. eines großen, doch vorübergehenden Beifalls und wurden durch den hochbegabten Meister zur Nacheiferung ermuntert. Bedeutsamere literarische Wichtigkeit haben: Ben Johnson, geb. 1574, st. 1637, gelehrt und kunstgerecht, Shakspeare's genialer Naturfreiheit gesetzliche Regelmäßigkeit entgegenstellend; seine Lustspiele, meist satyrisch, zeichnen sich durch wackere Charakterzeichnung aus; steifer sind die im alterthümlichen Style gehaltenen Tragödien, wie seine „Catilina" und „Sejanus" beweisen, sinnreich mehre Vor- und Zwischenspiele und Masken. Francis Beaumont, ward geboren 1585 und starb 1615, und John Flechter, geboren 1576, starb 1626, arbeiteten gemeinschaftlich, wie damals von Vielen und von Shakspeare geschah, 51 Schauspiele und außer diesen hinterließ jeder eins, das ihm ausschließlich gehört, heitere Komödien, gelungene Tragikomödien und kalte Tragödien; romantische Regelmäßigkeit herrschet darin vor, die Anordnung ist auf Wirksamkeit geschickt berechnet, die Charakteristik ansprechend wahr, die Sprache schön. „Die zwei edeln Vettern", „Der Ritter von der brennenden Mörserkeule", „Die treue Schäferin", sind bei Schlegel ausführlicher beurtheilt. Grg. Chapman, geb. 1578, st. 1635, Uebersetzer der Homer'schen Ilias, 1611, ein gebildeter Nachahmer des Terenz, wirkte zur Veredelung der Sprache, des Dialoges und des ganzen dramatischen Tones mit: „Die Thränen der Witwe", nicht ohne komisches Talent. Philipp Massinger, geboren 1585, starb 1669, legte seine Plane regelmäßig an und ist einer kräftigen Sprache mächtig; James Shirley, st. 1666, hatte dramatischen Takt und war glücklicher im Lustspiele als in der Tragödie. In dieser Reihe alter Dichter herrscht eine gewisse Raschheit und Natürlichkeit, die aus Unstätheit und Unordnung des Dialogs hervorgeht, in welchem eine große Vorliebe für Wortspiele sichtlich ist. Ihr Styl ist meist gewandt und gebildet, zuweilen mit einem Beischmack von Zwang und Verwickelung, oft gesucht kurz, aber gehoben durch glücklich hingeworfene Bilder, durchaus fast gefärbt mit einer unverkennbaren Treuherzigkeit und Zierlichkeit. Der Haß der Finsterlinge gegen das Schauspiel, den nur gewaltsame Maßregeln in Schranken gehalten hatte, brach bei dem Sturze der königlichen Macht, 1648, ungestüm hervor; die Schauspielhäuser wurden geschlossen, als Ausnahmen nur sittliche Darstellungen und musikalische Unterhaltungen erlaubt; die dramatische Kunst, auf einigen ritterlichen Landsitzen im Stillen gepflegt, war Kennzeichen royalistischer Gesinnung. Mit der Wiederherstellung der königlichen Regierung, 1660, wurde die Bühne in ihre alten Rechte eingesetzt und gewann an allgemeinerer Wirksamkeit und an äußerem Glanze. William Davenant, geb. 1605, st. 1668, welcher in der republikanischen Zeit die Entbehrung des Schauspieles durch musikalische Unterhaltungen mit dramatischem Gesang gemildert und so die Entstehung der Oper vorbereitet hatte, übernahm die Leitung des Hoftheaters in Rutlandhouse, vervollkommnete das Decorationswesen und besetzte die sonst von Knaben dargestellten weiblichen Rollen mit Frauenzimmern. Seine dichterischen Leistungen waren unbedeutend; er befleißigte sich in seinen

Digitized by Google

zahlreichen Arbeiten einer französirenden Correctheit, zu deren Begünstigung auch die von Kath. Philips, geb. 1681, st. 1664, besorgten Uebersetzungen einiger Corneille'scher Trauerspiele beigetragen haben mögen. Die Regierung, überhaupt dem öffentlichen Prunke und den ihn veredelnden Künsten geneigt, wurde durch Gegensatz ihrer und der republikanischen Ansichten und Maßregeln zum Schutze der Nationalbühne bestimmt. Die Zahl der Schauspielhäuser vermehrte sich in rascher Steigerung; unter den vorzüglich berühmt gewordenen sind das von Tennis-Court in Lincoln's-inn-Fields, 1695, seitdem es von Betterton und Congreve geleitet wurde, und in Drurylane, auf dem Hay-Market und in Covent-Garden die bemerkenswertheren. Die dramatischen Dichter, nach verschiedenartigen Richtungen ihr Kunstziel verfolgend, vermehrten sich in gleichem Verhältnisse mit der neu belebten Theilnahme des Publikums; der schöpferischen Herrlichkeit des unerreichbaren heimathlichen Vorbildes haben sich nur Wenige genähert; die Mehrheit ist in ihren Bestrebungen durch zwangvolle Absichtlichkeit oder durch Zeitgeschmack bestimmt worden; Manche sind bei seltenen Anlagen zu keiner künstlerisch-reifen Durchbildung gelangt. Thomas Otway, geb. 1651, st. 1685, ist von großer Naturkraft beseelt, aber ungleich in seinen Kunstwerken, deren Anlage oft fehlerhaft oder nachlässig ist; in den Trauerspielen, von welchem sich das bürgerliche, „Die Waise", und das heroische, „Das gerettete Venedig", auf der Bühne erhalten haben, offenbaret sich tiefes Gefühl, das Leben der Leidenschaft wird veranschaulicht, der redmerische Ausdruck erschüttert; die Lustspiele, reich an Witz und Laune, verletzen oft den gesellschaftlichen Zartsinn. Nathan Lee, geb. 1657, st. 1693, bildete sich, ohne kühne Selbstständigkeit aufzuopfern, nach Shakspeare und Fletcher; seine 11 Trauerspiele, großen Theils alterthümliche Stoffe darstellend, athmen großartige, oft in wilde Ueberspannung ausartende Begeisterung. Dryden, dem Reimverse leicht entflossen, gab einen verkehrten gehaltlosen Ton an und arbeitete ebenso übereilt als dürftig; den Spott, welchen J. Sheffield, Duc of Buckingham, st. 1721, ein geistvoller heiterer Liedersänger, in seiner Schauspielprobe („The rehearsal"), reichlich über ihn ausgoß, hat er von Rechtswegen verdient; und sein Nebenbuhler, Th. Schadwell, geb. 1640, st. 1692, ist ihm, bei sonst sehr beschränktem dichterischen Verdienste, in launiger Natürlichkeit sichtbar überlegen. Von jetzt an wurden Tragödie und Komödie streng abgesondert von einander gehalten; die letztere, der Widerschein der öffentlichen Sitten des Zeitalters und damit in sich selbst mannigfaltiger und lebendiger, wurde in Prosa unverhältnißmäßig glücklicher als die Tragödie, meist in unregelmäßigem Kunststyle, oft mit ausgelassener, der Züchtigkeit u. des Anstandes wenig eingedenkender Lustigkeit bearbeitet. Mit Uebergehung des George Etherege, eines nur allzu treuen Sittenmalers der verdorbenen vornehmen Welt, der leichtfertigen Aphra Behn, st. 1689, und der natürlich heitern, aber ebenfalls schlüpfrigen Susanne Centlivre und Anderer wird aufmerksam gemacht auf George Fraquhar, geb. 1678, st. 1707, geistreich, gewandt, vielseitig, gefällt in seinen 8, den Anstand verletzenden, anziehenden, und trefflich dialogisirten Lustspielen durch gewöhnlich etwas derbe Lustigkeit und naturgemäße Charakterzeichnung. William Wicherley, geboren 1640, starb 1715, zeichnet Sitten mit sicherer Hand und legt Verwickelungen geschickt an, ist heiter, ohne gröbere Unsittlichkeit, und trifft den geschliffenen

Digitized by Google

Welton. John Vanbrugh, st. 1726, ist erfinderisch, mäßig, zweideutig und bezweckt sittliche Wirksamkeit; er versteht die Kunst, zwiefache Verwickelungen miteinander zu verbinden, und dialogisirt gut, häufig etwas breit. William Congreve, geb. 1671, st. 1729, als Lyriker durch die Cantate auf den Cäcilientag am bekanntesten, legte in das Komische mehr Feinheit und bezaubert durch anmuthige Leichtigkeit der Darstellung, epigrammatischen Witz und schöne Sprache; sein „Old bachelour", 1693, und „Love for love", 1695, gelten als classisch; das Trauerspiel „The mourning bride", 1697, brachte große Wirkung hervor; auch für die Oper hat er gearbeitet. Richard Steele, geb. 1675, st. 1729, Addisson's vertrauter Freund, und durch Zeitschriften mächtig einwirkend auf die geistige Bildung des Zeitalters, suchte, unter der Königin Anna, die Bühne zur Sittenschule zu gestalten und verfällt oft in einen predigthaften Ton. Ebenso wenig kann der Schauspieler Colley Cibber, geb. 1671, st. 1757, eine höhere Stelle unter den dramatischen Schriftstellern in Anspruch nehmen; er hat sich nach Vanbrugh gebildet, ist ohne komische Kraft, hält auf Regelmäßigkeit und weiß die nicht allzu spröden Zuschauer zu unterhalten. Die beiden größten Schauspieler des 18. Jahrh. schrieben Schwänke; der kaustische Samuel Foote, geb. 1719, st. 1777, satyrisch-humoristische Charakterzeichnungen, mit nachher oft persönlicher Beziehung auf die gleichzeitige Wirklichkeit, sind meist sehr nachlässig in der Anlage und Ausführung; David Garrik, geb. 1716, st. 1779, Shakspeare's begeisterter Verehrer, schilderte Thorheiten mild satyrisch in belebten kleinen dramatischen Spielen. George Colman, geb. 1733, st. 1794, Uebersetzer des Terenz, brachte Ereignisse aus dem Familienleben auf die Bühne, welche ohne hoch-komisches Salz, und ohne den Anstand zu beleidigen, Unterhaltung gewähren. Richard Cumberland hat Welterfahrung und Menschenkenntniß, welche in seinen lebendig treuen Sittengemälden unverkennbar sind; unter den Lustspielen steht „Der Westindier" in allgemeiner Achtung; als Tragiker hat er weniger geleistet. Arthur Murphy, geb. 1730, st. 1805, Uebersetzer des Tacitus, arbeitete fleißig, und immer Correctheit erstrebend, für die Bühne, auf welcher sich „Die chinesische Waise" erhält; seine Lustspiele haben entschiedene Vorzüge vor den Tragödien. Richard Brinsley Sheridan, geb. 1752, st. 1816, der berühmte Parlamentsredner, zeichnete sich als witziger Komiker aus; sein Singspiel „The duenna" 1775 ist nächst der Gay'schen Bettleroper das gelungenste unter den englischen. Der tragischen Dramatiker sind viele; aber nur von sehr wenigen ist die zum lebendigen Genuß bestimmte öffentliche Kunst bereichert worden. Nicolas Rowe, geb. 1673, st. 1718, schließt sich an Shakspeare an, und ist auf keine andere Regelmäßigkeit bedacht, als welche mit diesem Muster sich vereinbaren läßt; die Handlung ist belebt, das Pathos kräftig, die Sprache schön, weniger genügt die Charakterzeichnung; „Tamerlan" erhält sich in amtlicher Herkömmlichkeit auf der Bühne. Unter seinen Gedichten finden sich treffliche Lieder, und seine Uebersetzung des „Lukan" wird in Ehren gehalten; Addison's „Cato" ist ein frostig französirendes Stück, das vom römischen Nichts hat. Thomson ist sehr correct, aber mehr für Leser als Zuschauer. Ebenso wenig ausgezeichnet ist Young. George Lillo, geb. 1693, st. 1739, moralisirt in seinen bürgerlichen Trauerspielen, unter welchen „Der Kaufmann von London" 1791 das berühmteste ist; die Singspiele bedeuten wenig. An Moore,

Digitized by Google

dem Verfasser des „Spielers", rühmt man Charakteristik und Situationen, an Brooke's Stücken leidenschaftliche, oft declamatorische Sprache, an Claren Hill Regelmäßigkeit und Correctheit, jedoch ohne leidenschaftliche Stärke. In den neuesten Zeiten ist auch in England die dramatische Kunst immer mehr in Verfall gerathen. Die herrschende Richtung auf das äußere bürgerliche Leben und seine Verhältnisse, besonders Handel ꝛc., ist freilich ganz folgerecht dieselbe geblieben, wenn auch die Stürme der letzten Jahre hier Manches gehindert haben. Wie die Rückkehr zu den alten Sangweisen, oder bestimmter zu reden, die Rückkehr zu Wahrheit, Einfachheit und Kraft, die durch das Abweichen von fremden Formen und das Suchen im innersten Gemüthe bedingt war, im Ganzen glückliche Folgen für die Dichtkunst hatte, so konnte auch das Drama erweckt werden, wenn man wieder auf den alten Weg zurückkehrte; aber freilich haben während unsers Zeitraums nur erst Funken aus der reichern Vorzeit herübergeleuchtet, die noch keinen dramatischen Dichter weckten, der auch nur neben den bleichern Gestirnen jener Zeit sich zeigen könnte. Wir sehen bei einem Rückblick in die nächst vorher gegangenen Zeiträume, wie seit länger als einem Jahrhundert das englische Drama fast ganz aufgehört hatte, als nach Dryden's und Otway's mißlungenen Versuchen, Addison, Thomson und Johnson noch unrühmlicher verunglückten. Congreve's, Young's, Home's Trauerspiele sind fast die einzigen aus dem vorigen Jahrhundert, die halb noch im Andenken leben, aber in allen Zügen sich als die Werke einer schwächern, gefallenen Zeit verrathen, wo selbst die Verehrung Shakspeare's abgenommen hatte. Endlich kehrte man zu der alten Quelle zurück. Neue Ausg. von Massinger, Beaumont und Fletcher, 1812, Ford, 1811 und andern ihrer Zeitgenossen kamen dem erwachten Bedürfnisse entgegen und es erschienen zahllose Trauerspiele, erklärte Nachahmungen der alten Muster. Den Reigen führte die mit vorzüglicher Dichtergabe ausgestattete Schottländerin Johanne Baillie, die seit 1802 Trauerspiele herausgab, deren jedes eine besondere Leidenschaft schildert, worauf sie Lustspiele nach gleichem Plane folgen ließ: einem Plane, der dem Geiste Fesseln anlegte, worin er sich bei aller Anmuth in einzelnen Stellungen nicht leicht und frei bewegen konnte. Dazu kam das verkehrte Bestreben, in ihren Trauerspielen den Styl der alten einheimischen Dichter mit der Manier der sogen. classischen Schriftsteller zu verschmelzen. Aehnliche Nachahmungen des altenglischen Sck-auspiels, alle nicht ohne Verdienst, gaben Coleridge „Gewissensqual", Maturin „Bertram und Manuel", Cornwall „Mirandola" und Milmann „Focio", „Der Fall von Jerusalem" u. a., John Tobin „Honey-moon"; aber nur die Letztgenannten und die Schottländerin möchten sich im Andenken erhalten, nie werden sie jedoch ihre Muster erreichen, so lange sie zu offenbare Nachahmer sind, nicht sowohl mit dem Geiste ihrer Vorbilder wetteifern, als nur ihre Eigenheit nachbilden, nicht schreiben, wie jene jetzt schreiben würden, sondern wie sie selber, nach ihrer Meinung, vor 200 Jahren geschrieben haben könnten. Daher in allen diesen Versuchen Aengstlichkeit und Mühseligkeit. In die Reihe der neuesten Schauspieldichter sind nun auch Byron und Scott getreten. Jener gab seit 1817, wo er zuerst mit „Manfred" auftrat, „Falieri", „Sardanapal", „Die beiden Foscari", „Kain", 1822, und „Werner", 1822, aber es fehlt, bei trefflichen Einzelnheiten, allen an dramatischer Wirkung und

Digitized by Google

Mannigfaltigkeit der Charakterzeichnung. Scott erinnerte in seinem „Halidon-hill", 1822, an die alte Bemerkung, daß gute Erzähler fast nie gute Schauspieldichter gewesen sind. Blickt man indeß auf alle jene Versuche zurück, worin wenigstens die Ahnung sich ausdrückt, welcher Weg zu den alten Lorbeerkränzen führe, so darf man glauben, daß eher Fortschritte als Rückschritte zu erwarten sind, und wenn die Ahnung in begabtern und muthigern Geistern zur Klarheit geworden ist, die Kränze noch errungen werden. — Ebenso dürftig war in unserm Zeitraume die Aernte auf dem Felde des Lustspiels, wo man bei Rückternheit und Schwäche, welche sich in allen Bestrebungen zeigten, sich doch lieber den Witz und die Lebendigkeit, die man in Farquhar's und Vanbrugh's alten Lustspielen, bei allen widrigen Auswüchsen findet, gefallen ließ. Geistreiche Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des englischen Theaters s. in Tieck's „Dramaturg. Blättern", Bd. 2. Vgl. auch den Art. London, Theater.

Englisches Horn (Corno anglese), ein veraltetes hölzernes Blasinstrument, ist eigentlich eine etwas vergrößerte Oboe, mit fast halbrunder Biegung. Da es aber in dieser Form nicht gebohrt werden kann, so ist das Instrument aus zwei, mit Leder überzogenen Theilen zusammengesetzt.. Es steht eine Quinte tiefer als die Oboe und hat also den Umfang vom eingestrichenen (kleinen) f bis zum zweigestrichenen g. Der Ton ist etwas heiser und roh, weßhalb es auch wohl beim Orchester nicht eingeführt worden ist.

Englische Kirche (anglikanische Kirche, Episkopalkirche). Zur Zeit der Reformation in Deutschland zerfiel Heinrich VIII. von England, obgleich er sonst der Reformation sehr abgeneigt war und selbst gegen Luther schrieb, mit dem Papste, der in eine Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien nicht willigen wollte, nannte sich Oberhaupt der englischen Kirche (1533) und löste so das schon früher etwas lockere Band, welches England an Rom knüpfte. Die Bischöfe wurden beibehalten und die Lehre blieb unverändert. Ein Feind Luthers, wie des Papstes, verfolgte Heinrich die Protestanten wie die Katholiken. Unter Heinrichs Sohn, Eduard VI., trat Thomas Cramner, Erzbischof von Canterbury, freier hervor; fremde Theologen wurden gerufen und Liturgie und Lehrbegriff verändert, auch ein Glaubensbekenntniß von 42 Artikeln (1553) entworfen. Doch in eben diesem Jahre starb Eduard, und seine Nachfolgerin, Maria, eine eifrige Katholikin, stürzte wieder um, was gebaut worden war, und **Cramner** (s. d.) mußte den Scheiterhaufen besteigen. Erst unter Elisabeth (1558) ward die Reformation in England vollendet. Die englische Kirche hielt sich unter den geheimen Ankämpfen der Stuarte auf dem englischen Thron, welche den Katholicismus herstellen wollten, gründete sich fester unter den Stürmen der Revolution **Cromwells** (s. d.), wies die Angriffe der **Dissenters** standhaft zurück und erhob sich vollends zur herrschenden unter Karl II., durch die **Uniformitätsacte** 1662 (eine Verordnung des Parlaments, welche Uebereinstimmung aller Geistlichen mit den Satzungen der bischöflichen Kirche forderte, und in Folge deren 2000 Prediger, welche diesem Gebote sich nicht fügen wollten, genöthigt wurden, ihre Stellen niederzulegen, doch wieder aufgehoben unter Wilhelm III. 1689 durch das Toleranzedict) und 1678 durch die Testacte (Testeid, Eid, welcher Allen, die ein bedeutendes öffentliches Amt erhalten oder Parlamentsmitglieder wer-

Digitized by Google

den wollen, unter Anderm zu schwören gebietet, daß sie die Brotverwandlungslehre und die Anbetung (!) der Heiligen verwerfen, und welcher mithin Katholiken und Alle, die ihn zu schwören sich weigern, von diesen Posten entfernt) (er ist 1829 aufgehoben, s. Großbritannien). Die Lehre der englischen Kirche ist protestantisch, mehr lutherisch als reformirt, die Kirchenverfassung hierarchisch. Sie setzt die Prädestination in den verborgenen, unabänderlichen Rathschluß Gottes, zufolge dessen er die in Christo Erwählten von der Verdammniß befreit und selig macht, und hält es in der Lehre vom Abendmahl mit Calvin. Ihre symbolischen Bücher sind: a) die 1552 von Cranmer und Ridley entworfenen 42 und 1562 auf 39 beschränkten Artikel des Glaubens; b) das Buch der Homilien, eine Postille, die jetzt nicht mehr zum Vorlesen in den Kirchen gebraucht, aber wie die Artikel von jedem Geistlichen unterschrieben wird; c) das allgemeine Gebet- und Ritualbuch (Common prayer-book, deutsch von Küper, Lond. 1820), eine vollständige Kirchenagende, zuerst unter Eduard VI. eingeführt, 1645 durch die Presbyterianer verdrängt, 1672 vermehrt und wieder zur Vorschrift der Liturgie gemacht, unverändert bis jetzt in gottesdienstlichem Gebrauch und nächst der Bibel am höchsten geachtet; d) das Buch der Kirchengesetze, Verordnungen und Synodalacten, seit 1604 gesetzkräftig. Die darin angeordnete Kirchenverfassung macht, wie die katholische und griechische, die in ununterbrochener Folge von den Aposteln bis jetzt fortgepflanzte Weihe der Bischöfe zum Hauptmerkmal der wahren Kirche und schreibt daher den englischen Bischöfen außerordentliche Geistesgaben zu, welche sie den Geistlichen durch die Ordination mittheilen. Darum nennt sich die englische Kirche auch die bischöfliche (Episkopal-) Kirche. Die Priesterweihe drückt einen unauslöschlichen Charakter auf und macht zu allen Kirchenämtern und Pfründen, außer den eine besondere Consecration erfordernden Bisthümer, ohne Examen, tüchtig; doch muß ihr wenigstens 6 Monate die Weihe zum Diaconat mit einem Examen vorangehen, welches höchst leicht und das einzige ist, das dadurch für alle Stufen der engl. Hierarchie bestanden wird. Diaconen können nur Hülfsprediger werden; erst die Priesterweihe macht sie zu wahlfähigen Pfarrern (parsons). An der Spitze der Kirche steht der König mit dem Parlamente. Er ernennt die Erzbischöfe und die Bischöfe, von denen wieder, wie auch von den Universitäten und von Patronen, die Besetzung der andern geistlichen Stellen abhängt. Den höchsten Rang haben die Erzbischöfe von Canterbury (Primas von ganz England und erstes Parlamentsmitglied, hat 17 Bisthümer unter sich und den Rang nach den königl. Prinzen, krönt den König) und der Erzbischof von York, ebenfalls mit dem Titel Primas von England, welcher 4 Bisthümer unter sich und den Rang nach dem Lordkanzler hat und die Königin krönt. Kein Bisthum hat unter 1000 Pf. Sterl. Einkünfte, das reichste ist Durham mit 10.000 Pf. St. und das geringste soll Landaff seyn. Die Erzbischöfe halten geistliche Obergerichtshöfe, an die von den bischöflichen appellirt werden kann, consecriren die Bischöfe, ertheilen Dispensationen von Kirchengesetzen und gehen im Range den Herzögen vor. Der geistliche Obergerichtshof (court of arches, Gewölbegericht), der Präroga-tivhof, der Testamente bestätigt und vollzieht, der Audienzhof, zu persönlichen Anbringen an den Erzbischof, und der Court of peculiars, zur Aufsicht über die von der bischöflichen Inspection eximirten Pfarrer, sind

Digitized by Google

die unter dem Erzbischof von Canterbury stehenden Behörden. Die Bischöfe und nach ihnen die Dechanten und Archidechanten bilden die hohe Geistlichkeit. Der Bischof, oder statt dessen ein Archidechant, verrichtet die Ordination der Geistlichen und die Confirmation der Kinder (oft mehre Tausende auf einmal) und soll aller 3 Jahre seinen Sprengel bereisen. Die niedere Geistlichkeit bilden die Pfarrer, Rectoren, Vicare und Curaten. Die Rectoren sind noch gut besoldet, lassen aber ihre Stellen durch Curaten verwalten, die nur 30—50 Pf. St. Gehalt haben. Unter 10.000 Pfarrern sind 6155 solche Stellen. Ein Mantel, ein langer vorn geschlossener Rock und ein kleiner Kragen oder Ueberschlag sind die Amtskleidung der Geistlichen. Sonst bestanden auch noch nach der Reformation die Convocationen der engl. Geistlichkeit. Da die Universitäten für die Vorbereitung zum Predigtamte gar Nichts und für das theologische Studium viel zu wenig thun, die Bischöfe nach den Gaben und Kenntnissen der Ordinanden nicht fragen, Patronatspfarren meist erkauft, königl. und Stiftspfründen fast nur nach Familien-Connerionen verliehen werden; so bleibt es dem Zufalle überlassen, ob geistliche Aemter in geeignete Hände fallen. In theologischer Gelehrsamkeit und praktischer Amtstüchtigkeit steht daher der englische Clerus im Ganzen dem protestantischen anderer Länder und dem deutschen katholischen nach. Bildung gibt ihm das in den mittlern und höhern Ständen Englands allgemeine Studium der alten Classiker; die Käuflichkeit der Manuscripte von Predigten überhebt aber die Trägeren unter den Geistlichen der Nothwendigkeit, selbst Theologen und Homileten zu seyn, da die an feste Formen gebundene Liturgie nur eine gute Lunge erfordert. Eine längere Liturgie, wie sie vorgeschrieben ist, und wie sie in dem allgemeinen Gebetbuche (Common prayer-book) steht, und welche meist aus Gebeten und Anreden der Geistlichen und Antworten der Gemeinde besteht, und dann die Predigt, welche gewöhnlich, ohne Declamation, gelesen wird, machen den übrigen Gottesdienst aus, wobei eine feierliche Stille herrscht. Die Kirchen sind einfach. Gegen Osten steht ein weißbedeckter Tisch, über welchen 2 Tafeln von Stein oder hartem Holze hängen, auf denen die 10 Gebote und die 3 Artikel des christlichen Glaubens stehen. In der Mitte befindet sich die Kanzel. Die Orgeln sind meist groß und schön. Für den Volksunterricht thut die Kirche soviel wie Nichts. Die strenge Sonntagsfeier haben die Dissenters (s. d.) in Großbritannien mit der englischen Kirche gemein. Die Amtshandlungen der Prediger von diesen wurden bisher, weil ihnen die bischöfliche Ordination fehlte, nicht für gültig angesehen. Die Glieder der engl. Kirche in den Colonien und im Auslande stehen unter dem Bischof von London; doch haben vor einigen Jahren Ostindien, in Calcutta, und Westindien, in Jamaica, eigene Bischöfe erhalten.

Englische Krankheit (rhachitis), wurde zuerst in Niederengland zwischen 1612 und 1620 beobachtet; daher der Name. Sie befällt Kinder zur Zeit des Zahnausbruchs und Zahnwechsels, nicht leicht vor dem 6. Monat, noch seltener erst nach dem 10. Jahre, meist auch nur Kinder, auf welche venerische, skrophulöse oder skorbutische Stoffe als Erbübel übergegangen sind, die schlecht genährt, an ungesunden feuchten Orten auferzogen werden, wenig in die freie Luft gelangen, und deren Körperkräfte nicht gehörig entwickelt werden. Die Kinder bleiben schwächlich, wachsen langsam, der Kopf wird groß, die Nähte des Schädels

Digitized by Google

schließen sich nicht oder spät, der Geist entwickelt sich entweder zu schnell, oder auch gar nicht, der Unterleib, besonders die Leber, schwillt an, die Glieder bleiben dagegen mager, das Fleisch schwach, die Zähne kommen langsam hervor und verderben bald. Allmählig fangen die Knochen an aufzuschwellen, zumal an den Gelenken (nach einem gemeinen Ausdruck: die Kinder zahnen durch die Glieder), Hände und Füße werden krumm, das Becken schief, das Rückgrath gekrümmt. Zuletzt sterben die Kinder, wenn die Krankheit ihre volle Höhe erreicht, wassersüchtig, oder auch abzehrend, oder unter Convulsionen. Häufig hebt sich aber auch die Krankheit zu Ausgang der Kinderjahre, läßt jedoch mehr oder minder Verkrüppelung zurück. Das Mehrste in der Behandlung leistet zweckmäßige Diät, Beseitigung der die Krankheit unterhaltenden Einflüsse, Bäder, Reiben mit wollenen Tüchern, mehr animalische Kost, mäßiger Genuß von Wein und bitterem Bier, viel Bewegung, wobei jedoch die Füße geschont werden u. s. w. Seit die physische Erziehung der Kinder auch in niedern Ständen besser ist, gehört die Krankheit unter die immer seltner werdenden.

Englische Kunst nennen wir Alles, was die Engländer im Fache der bildenden Künste leisteten. Das in so mancher Hinsicht reich begabten England ist in diesem Punkt arm, und der göttliche Funken, der allein den höhern Künstler macht, scheint in dem feuchten britischen Klima verloschen zu seyn. Der Zustand der Kunst hängt dort sehr mit der Geschmacklosigkeit, die in der Regel dem Engländer beiwohnt, zusammen. Kein englischer Maler, Bildhauer, Stein- oder Stempelschneider, kein englischer Componist wird unter den Künstlern, die Europa hervorgebracht genannt. Die Geschichte der Malerei in England bis zu Heinrich VII. kann nur die Alterthumsforscher interessiren. Dieser Monarch begünstigte nur die Baukunst und vernachlässigte die übrigen Künste. Heinrich VIII. begann eine Sammlung von Gemälden anzulegen; allein die Kirchenunruhen, die sich zu seiner Zeit ereigneten, hinderten die Fortschritte der Kunst, ebenso unter seinen Nachfolgern Eduard VI. und Maria. Elisabeth beschützte den Zucchero und einige andere niederländische Maler bloß in der Absicht, um ihr eigenes Portrait zu vervielfältigen. Jakob I. beschützte die Künste nicht. Die günstigere Zeit war diejenige von Karl I., diesem großmüthigen Beschützer und Kenner, dessen Skizzen die Ehre verdienten, von Rubens verbessert zu werden. Er verlieh Vandyk den Titel eines englischen Bürgers, vermehrte die Sammlungen von Heinrich VIII. und kaufte die berühmten Cartons von Rafael. Die schönen Künste theilten das Schicksal und das Exil der Stuarte. Der geschätzteste Maler an dem wollüstigen Hofe Karl's II. war Sir Peter Lely, der den Vandyk nachstrebte, aber seine historischen Gemälde durch wenig schickliche Nebensachen entstellte. Sir Godfrey Kneller war der einzige ausgezeichnete Maler während der Regierung Wilhelm's III. und Anna's. Unter der Regierung Georg's I. wurden die Künste vernachlässigt, und Pope, sowie die übrigen Gelehrten, konnten bloß den Namen Jarvis der Nachwelt überliefern. Nach diesem Verfall wurde die Malerei von Georg II. von neuem aufgemuntert, oder vielmehr von der Königin Caroline. Um diese Zeit erschien Hogarth; seine Gemälde sind sehr geistreich, allein schlecht gezeichnet und von schlechter Farbe. — Eine englische Schule der Malerei pflegt man nicht anzunehmen, weil, wie aus dem Gesagten hervorgeht, früher kein

Digitized by Google

dortiger Künstler sich so sehr ausgezeichnet hat, daß er eine Folge von berühmten Schülern gehabt hätte. Erst die Mitte des vorigen Jahrh. sah zu London, unter Reynold's Leitung, eine Art von Malerschule entstehen, wo auch 1769 eine Malerakademie errichtet wurde. Das Colorit der englischen Malerschule ist zwar nicht so glänzend, wie das der Venetianer und Florentiner, doch erinnert es an die lombard. Schule. Reynold, West (s. d.), Gros, Borugs, Brown, Westall, Opie ꝛc., und in neuester Zeit Lawrence (s. d.), Wilkie und Dawe zeichnen sich als Meister aus, und ihre Leistungen excelliren durch Schönheit der Formen, Wahrheit des Ausdrucks und Annäherung an das Erhabene; indessen kommt die englische Schule den Malerschulen anderer Nationen bei weitem nicht gleich. Vorzügliches leistet sie im Portrait. In der Landschaftsmalerei zeichnete sich Hairsborough und Wilson aus. Barry ertheilte vortrefflichen Unterricht in der Malerei, allein er brachte mittelmäßige Gemälde hervor. Am glücklichsten sind die englischen Zeichner, wenn sie, dem Ideal entsagend, sich mit der Nachahmung gemeiner Natur begnügen (man denke an den Humoristen Hogarth, s. d.); und dieß ist denn auch wohl Ursache, daß die Skulptur in England noch niedriger steht als die Malerei, weil erstere mehr dem Ideal als der mechanischen Nachahmung angehört. Einige der besten englischen Bildhauer sind: Cibber, welcher die beiden trefflichen Statuen am Eingang des Bedlamhospitals zu London, den stillen Wahnsinn und die Raserei darstellend, verfertigte; Gibbons, st. zu London 1721, zeichnete sich besonders in schön gearbeiteten und fleißig vollendeten Ornamenten aus, seine Blumen und Vögel sind unübertrefflich zart; Wilton arbeitete besonders im graziösen Styl; ebenso Rysbrack, dessen weibliche Gebilde höchst anmuthig sind; Nolkens hatte gute Stellungen, aber wenig Correctheit. Die ausgezeichnetsten Bildhauer Englands neuester Zeit sind Flarman (s. d.), Chantrey, Gahagan und Westmacot. — Englische Schaumünzen, die als Kunstwerke zu betrachten wären, gehören zu den Seltenheiten. Dagegen gedeiht Alles, was zu den mechanischen Künsten gehört, und wobei der berechnende Verstand vorherrscht, die Phantasie aber eine untergeordnete Rolle spielt, nirgends besser als auf den britischen Inseln. Die englischen Architekten Inigo Jones und Christoph Wren (s. dd.) sind große Männer in ihrem Fache; die Leistungen der englischen Kupferstecher- und Holzschneidekunst sind im Technischen, wie es scheint, noch immer unübertroffen. Reich an Prachtwerken, zu denen Typographie und Chalkographie mit ihrem Luxus sich vereinigen, ist Großbritannien, wo die Sceneries einen eigenen Zweig der Literatur ausmachen. Aber während in einigen Werken dieser Art eine bis zum Uebertriebenen gesteigerte Zierlichkeit, die an Geleckheit grenzt, bemerklich ist, findet man in vielen andern, besonders in den dort beliebten Blättern in schwarzer Manier, eine Vernachlässigung des Details und ein Streben nach Effect, das vielfältige Ausstellungen zuläßt. Nicht zu verwechseln mit der leichtern Waare dieser Art sind die Arbeiten in Schabmanier von Earlon, Pither, Dixon, Green u. s. w. Als das Höchste der Kupferstecherkunst hat man die Blätter von Rafael's Cartons gepriesen, die Thom. Holloway und Webber vollenden. Bei diesen Blättern muß man die Meisterschaft in der Handhabung des Aetzens bewundern, die ihnen erlaubt, häufig Radirungen stehen zu lassen. Raimbach, Smith, Middiman, Byrne, Jam. Mason, Jam. und

Digitized by Google

Charl. Heath, Will. Woolet, Will. Sharp, John Burnet, John Browne sind allen Sammlern als ehrenwerthe Meister mit Grabstichel und Radirnadel bekannt, deren Werke nur wegen der so hoch gestellten Preise seltener in die Liebhabercabinette des Festlandes eindringen. Was Lasinio für Italien ist, sucht Moses für das reichere England zu seyn, durch zierliche Umrisse, u. a. nach M. Retsch's Umrissen zu Göthe's „Faust", nur sind seine Nachstiche ausländischer Muster keineswegs mit der Strenge und Correctheit ausgeführt, die solche Verpflanzungen entschuldigen könnte. Der in England beliebten Nettigkeit kam die neue Erfindung der Siderographie zu Hülfe, die zu größern Werken noch nicht angewandt worden ist. Die festländischen Optiker, Mechaniker und Metallarbeiter aller Art achten sich für geehrt, wenn man die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes ihren englischen Vorbildern an die Seite setzt. — Am schlechtesten ist es hingegen mit der englischen Musik (vgl. d. bes. Art. hierüber) bestellt. Nicht einen einzigen Componisten besitzt England, welcher sich europäische Berühmtheit erworben hat, und die Concerte in London können sich in Besetzung der Instrumente u. s. w. nicht mit denen der deutschen Hauptstädte zweiten und dritten Ranges messen. Dennoch lieben die Engländer die Musik, und Händel, Haydn, Rossini, K. v. Weber, Ferd. Ries u. m. A. haben in London die ehrenvollste Aufnahme und Anerkennung gefunden, ja viele Deutsche u. A. sind von englischen Universitäten zu Doctoren der Musik creirt worden. Wie es mit der englischen Oper steht, geht hieraus von selbst hervor. Es fehlt an guten Sängern, und dieß läßt daher, bei allem Aufwande der Scenerie und der Garderobe, die Oper nur einen höchst mittelmäßigen Grad der Vollkommenheit erreichen. Oft fehlen die Personen zu den wichtigsten Partien; so mußte man bei Aufführung des „Freischütz" auf einem londoner Theater die Rolle des Kaspar theilen und einen ihn spielen, einen andern ihn singen lassen, weil kein Bassist existirte, dem man Beides zu übertragen gewagt hätte. — Im besten Zustande unter allen Kunstfächern ist das engl. Theater. Zwar bewirkte die Geschmacklosigkeit des englis. Volkes, daß noch vor wenigen Jahrzehnten der Brutus im Costume eines englischen Obersten und der Oedipos mit Allongeperücke und in französischer Tracht mit gesticktem Kleide und den Galanteriedegen an der Seite gespielt wurde. Zwar kommen noch jetzt Farçen auf die ersten Theater Londons, die man auf dem schlechtesten Theater des Festlandes nicht dulden würde (z. B. die Rolle eines naiven Landmädchens als Gans völlig durchgeführt), doch hat das Genie Shakspeare's u. a. großer Männer nicht verfehlt, auch große Schauspieler zu wecken, die ihre Rollen charakteristisch und wahr darstellen, und Garrik, Kemble, Kean, Mistriß Siddon u. A. gehörten unter die größten, noch unübertroffenen Schauspieler Europas. In neuester Zeit ist jedoch das englische Theater, wie das Theater in ganz Europa, in Verfall. Vgl. Englische Bühne. — Der Dichter Allan Cunningham bearbeitete mit glücklichem Erfolge für die von Murray herausgeg. „Family library" seit 1829 die Lebensgeschichten der berühmtesten britischen Maler, Bildhauer und Architekten.

Englische Literatur und Wissenschaft. Das romanisirte England verwilderte gänzlich durch die alle bisherige gesellschaftliche Einrichtungen und Anstalten verwüstenden Eroberungen der Angelsachsen (449). Christliche Missionarien streuten in Irland (450) und in Eng-

Digitized by Google

land (seit 596) neuen Samen geistiger Bildung aus, welcher in dem durch seine Lage gegen räuberische Einfälle geschützteren Irland zuerst fruchtbares Wachsthum gewann; die klösterliche Unterrichtsanstalt in Armagh und die jüngere auf der schottischen Insel Iona oder Iholmhill erzogen eifrig fromme, und für Ausbreitung des Christenthums, auch in entfernteren Gegenden ungemein thätige und mehre mit guten Kenntnissen ausgestattete Geistliche, während das Kloster Bangor in Flintshire und das gleichnamige auf der bretagnischen Küste für Aufbewahrung einiger Ueberbleibsel der frühern wissenschaftlichen Bildung gesorgt zu haben scheint. Mit dem von Rom nach England gesandten Theodorus aus Tarsus, st. 690, Erzbischof von Canterbury, 670, begann ein neues literarisches Leben; er führte einen Vorrath von Büchern ein, unter welchen die Werke Homers und des Chrysostomus gewesen seyn sollen, und die im Abendlande gebräuchlichen encyklopädischen Schriften des Martin Capella, Boethius und Cassiodorus sich gewiß befanden, römische Tonkunst und strenge Kirchenzucht; seine Begleiter Hadrian und Benedictus, st. 689, unterstützten ihn kräftig; der Letztere stiftete das Kloster Wermouth in Northumberland, welches unter dem folgenden Vorsteher Ceolfried, st. 706, auch eine Abschrift von Produkten und eine Kosmographie besaß. Die Schulen vermehrten sich; neben denen in ältern Bischofssitzen und Abteien entstanden die zu Westminster, Worcester, Malmesbury, York, Croyland u. s. w., meist mit beträchtlichen Bücherssammlungen versehen, welche auch Werke römischer Classiker, des Virgilius, Ovidius, Cicero enthielten; ihr Ruhm wurde durch Aldelm, Bonifacius, den Apostel der Deutschen, Beda, Alkuin ꝛc. im 8. und John Scotus Erigena im 9. Jahrhundert verherrlicht und vom Auslande dankbar anerkannt. Das Fortschreiten der literarischen Bildung hemmten die verheerenden Einfälle dänischer Abenteuerer, welchen der edle Alfred, 871—901, der Begründer gesetzlicher Ordnung und wahrer Volksentwickelung, der Wiederhersteller geistigen Strebens, einsichtsvoll und beharrlich Einhalt that und in höherem Sinne und mit gedeihlicherm Erfolge, als Karl der Große, den gesellschaftlichen Zustand vervollkommnete. In der Ausführung seiner Entwürfe hatte er an Asser aus Wales, Bischof von Sherburn, st. 609 ?, einen treuen und eifrigen Gehülfen. Damals scheint Oxford eine gute Unterrichtsanstalt erhalten zu haben. Mannigfaltige Kenntnisse, auch medicinische, waren im Umlauf. Diese gingen während der dänischen Oberherrschaft zwar nicht ganz unter; aber sie wurden doch immer dürftiger und seltener, und der Feudaldespotismus der normannischen Dynastie, 1066, bedrückte auch den Klerus so hart, daß ein Stillstand in der literarischen Thätigkeit eintreten mußte. Seine innere Schicksale, durch welche sich, nicht ohne harte Reibungen der politischen Parteien, im Kampfe mit der Geistlichkeit und unter vielfachen Gewaltthaten ritterlicher Rohheit und der Regierungswillkür, die Nationalverfassung allmählig ausbildete, sowie seine äußere Verhältnisse zu Frankreich und Schottland, waren für Künste und Wissenschaften sehr ungünstig. Der Klerus war im Alleinbesitze belehrter Kenntnisse; talentvolle Männer beschäftigten sich mit der scholastischen Philosophie, und gegen Ende des 13. Jahrh. erhob sich der vielumfassende Geist R. Bacon's, eines Selbstdenkers und Forschers von seltener Eigenthümlichkeit, über die herkömmliche Unfruchtbarkeit der Dialektik und versuchte in die Geheimnisse der Natur einzudringen. Wiklef's Be-

Digitized by Google

reben, dem Studium der Theologie eine neue Richtung zu geben, blieb nicht ohne Erfolg, unter den Historikern zeichnen sich mehre durch gewissenhafte Wahrheitsliebe und hellen Scharfblick aus; Erdkunde wurde nicht vernachlässigt. Die Nationalpoesie nahm in Schottland, dem Vaterlande der Ballade, welches herrliche Ueberbleibsel alter Volksgesänge bewährt, in der ersten Hälfte des 14. Jahrh., in England etwas später und abhängiger von ausländischen Vorbildern, eine regelmäßige Kunstgestalt an. Auf Englands Volksthümlichkeit, Sprache und Nationalliteratur wirkte fremde Oberherrschaft nachtheilig ein. Durch die normannischen Könige (s. Englische Sprache) wurde die franz. Sprache am Hofe, bei Gerichten und im Geschäftsleben herrschend; die angelsächsische erhielt sich unter dem Volke, welches daher von aller Theilnahme an der Geistesbildung der höhern Stände ausgeschlossen war. Die Literatur des Hofes und der Ritter verschmolz mit der nordfranzösischen zu einem Ganzen und behauptete sehr lange ein unzweideutiges Uebergewicht. Nachdem sich im Verlaufe mehrer Jahrh. die beiden Sprachen einander langsam genähert hatten, ging aus ihrer Verschmelzung endlich die neuenglische, eine Mischung der germanischen und romanischen, hervor; während der Regierung Eduards III., 1327—1350, war ihre Gültigkeit als Landessprache am Hofe und in dem gesammten Geschäftsleben entschieden, und die Nationalliteratur verfolgte ihre selbstständigere Entwickelung. Der Einfluß auf Bildung und Literatur, welchen bis gegen die Mitte des 15. Jahrh. Hof und Adel ausschließlich behauptet hatten, erlosch während des verächtlich wilden Parteienkampfs zwischen der rothen und weißen Rose, 1453—1485, und wurde Eigenthum des inzwischen erstarkten Bürgerstandes. Von Heinrich VII., nach langen Zerrüttungen im Innern geordnet, verfiel es durch des launisch-despotischen Heinrichs VIII., st. 1547, selbstsüchtige Umstaltung des Kirchenwesens in neue heftige, alle gesellschaftliche Verhältnisse berührende Parteireibungen; die Gewaltthätigkeiten der Regierung regten eine immer tiefer wurzelnde Abneigung gegen Machtwillkür und die fortan im Stillen, aber um so fester, allgemeiner verbreitete Sehnsucht nach gesetzlicher Sicherstellung einer gesellschaftlichen Verfassung an. Die Stimmung erbielt und erklärte sich bei dem schnellen Wechsel der entgegengesetzten Regierungsgrundsätze unter Eduard VI., 1547, und Maria, 1553; der mit allen Schwächen weiblicher Eitelkeit ausgerüsteten, blutbefleckten, jedoch vermittelst musterhafter Staatswirthschaft um innern Wohlstand und äußeres Ansehen ihres Volkes hoch verdienten Elisabeth, 1558—1603, gelang die festere Gestaltung des politischen Lebens, und das Bewußtseyn vaterländischen Selbstgefühls war fruchtbar an großen Erfolgen. Die schon früher erwachte Achtung für altclassische Literatur wurde vorherrschend und verschmolz mit erstarkender Volksthümlichkeit, welche sich durch Fremdartiges weder verdrängen noch beeinträchtigen ließ; die Kunstthätigkeit der Einbildungskraft übte sich nach altclassischen und nach italienischen Mustern und fand ihren reinsten Ausdruck auf der in voller Selbstständigkeit gestalteten Bühne; Philologie, Geschichte, Mathematik wurden eifrig bearbeitet; was auf Gewerbfleiß und Handel Einfluß hat, gewann Eingang und sorgsame Pflege. Die von keiner Kraft unterstützten Unternehmungen Jakobs I., durch welchen Schottland mit England in engere, 1706 vollendete, Verbindung trat, wirkten nicht erfolgreich auf die Nationalliteratur ein; unter seinem unglück-

Digitized by Google

lichen Sohne Karl I., 1625, erlag das Gemeinwesen unter traurigen Verirrungen und schwerem Ungemach eines im leidenschaftlichen Gegendrucke ungemäßigten Fanatismus; nur seltene Kraft des Geistes und Reinheit des Gemüths hielten sich über dem wilden Gewirre der stürmischen Zeit. In dem, für Literatur und Kunst ungünstigen, republikanischen Jahrzehnt, von 1649 bis 1660, wurden Britanniens Seemacht, Welthandel und Staatssystem begründet, und inwieweit die Volksgesinnung an Gediegenheit gewonnen hat, kann aus dem Gange der spätern Entwickelungen des öffentlichen Lebens ersehen werden. Seit Zurückrufung des Stuarten Karls II. auf den väterlichen Thron, 1660, bis zur Entweichung Jakobs II., 1688, und Wilhelms III. von Oranien constitutionneller Regierung, unter Anna, 1702, und besonders unter den Königen der hanöverschen Dynastie, seit 1714, haben Staatsverfassung und Nationalcharakter, bei fortwährenden Kämpfen um Recht und Freiheit, eine Reife erreicht, welche im Laufe eines Jahrhunderts vielfach bewährt, dauerhafte Sicherheit gegen alle Hemmungen und Gefahren zu verbürgen scheint. Aus den Gegensätzen zwischen prunkender Sinnlichkeit und wilddüsterer Frömmelei, zwischen willenlos höfischem Knechtsinn und trotzigem Uebermuthe, zwischen Verachtung und Mißbrauch der Obergewalt, sind besonders Freiheitsliebe, Sicherheit der öffentlichen Meinung, fortschreitende Verallgemeinerung der geistigen Bildung und humoristische Kühnheit in Behauptung der Volksgerechtsame erwachsen. Der Antheil, welchen das Volk durch seine Vertreter an den Verhandlungen über die innere Staatsverwaltung nimmt; die verfassungsmäßige Oeffentlichkeit im Reden und Schreiben, das treue Festhalten des Herkömmlichen auf der einen, die rüstige Erstrebung des Besseren und Zeitgemäßen auf der andern Seite, der, wo nicht im Steigen erhaltene, doch gegen härtere Verletzungen geschützte, Wohlstand des Gemeinwesens, und der seit Jahrhunderten herrschende, immer neue Kräfte entwickelnde Handelssinn haben entscheidenden Einfluß auf das gesammte Leben, auf Wissenschaft und Kunst und Erfolge gehabt, deren Beschaffenheit nur nach diesem Maßstabe gewürdigt werden kann. In dem britischen Nationalcharakter, soweit er auch geistigen Aeußerungen wahrnehmbar ist, brechen vaterländisches Hochgefühl und richtiger Verstand, leidenschaftliche Heftigkeit neben milder Menschlichkeit, kalte Einfachheit neben genialer Sonderbarkeit zu Tage. Die Literatur, vorbereitet, und im Einzelnen glänzend seit dem 16. Jahrh., hat erst mit dem 18. Jahrh. sich fester gestaltet und vervollständigt. Encyklopädische Polyhistorie ist ihr fast fremd, genaue Untersuchung und Beurtheilung des Einzelnen, und Vorliebe für das Technische und Gemeinnützige eigenthümlich. Die beiden Universitäten blieben in ihrem alterthümlichen Zuschnitte, und es wären nur als Fortschritte zu bemerken, daß sowohl in Oxford als Cambridge einige Theile der Naturwissenschaften eifriger als früher gepflegt wurden, und die Lehrart einige Verbesserungen erhielt. Jede dieser Universitäten blieb ihrem alten Charakter auch darin treu, daß in Oxford vorzugsweise classische Literatur, in Cambridge dagegen mit Vorliebe Mathematik getrieben wurde; aber man hat selbst in Großbritannien beiden Anstalten in dieser Hinsicht eine so verderblich einseitige Richtung vorgeworfen, daß man behauptete, in Oxford, wo mathematische Kenntnisse zu Erlangung eines akademischen Grades gar nicht erforderlich sind, sey

Digitized by Google

es schwer, einen Lehrer für Mathematik zu finden, während in Cambridge bei den Prüfungen der junge Theolog oft nicht im Stande sey, einen Satz aus dem griechischen Testamente zu erklären. Die Ursachen der Fortdauer dieser mangelhaften Einrichtung sind zum Theil, wie so viele andre Mißbräuche in England, in dem Interesse des Aristokratismus und der herrschenden Kirche, deren Mitglieder ausschließend Antheil an den akademischen Pfründen haben, gegründet, da bei einer zeitgemäßern Gestaltung der Universitäten jene Pfründen, einträgliche Stellen ohne Amtsarbeiten, eine andre Bestimmung erhalten könnten. Es zeigte sich dieß recht auffallend, als 1816—18 der von dem Parlament ernannte Ausschuß zur Untersuchung über den Unterricht der niedern Stände in der Hauptstadt, nach später erhaltenen Erweiterungen seines Auftrags, unter des geistreichen Schottländers Brougham Vorsitz, auch die Verwaltung der Gelehrtenschulen und der Colleges (s. Collegien und Universitäten) auf den Universitäten in den Kreis seiner Untersuchungen ziehen wollte, bis das Oberhaus, als schon manche Mißbräuche aufgedeckt waren, dieser Einmischung in die Erziehung der höhern Stände sich entgegensetzte. Bei einer unbefangenen Würdigung der englischen Hochschulen möchten die Vortheile ihrer Einrichtung doch von den Nachtheilen überwogen werden. — Die theils durch freigebige Unterstützung der Regierung, theils durch die Bemühungen gebildeter Männer gegründeten Vereine für Wissenschaften und Künste wurden gefördert, gemeinnütziger gemacht und durch neue vermehrt. Die königl. Gesellschaft (Royal society) in London, seit dem Tode des trefflichen Banks unter des Chemikers Davy, st. 1829, Vorsitze, gibt jährlich ihre Denkschriften („Philosophical transactions") heraus, und mit ihr wetteifert der gleichnamige Verein in Edinburg, welcher aus 2 Classen, der physischen und literarischen, besteht, und seit 1821 Walter Scott zum Präsidenten hat. Von den neugestifteten wissenschaftlichen Vereinen nennen wir als die wichtigsten: die Werner'sche naturhistorische Gesellschaft zu Edinburg, die geologische Gesellschaft, die naturforschende Gesellschaft zu Cambridge, seit 1820, die Gartenbaugesellschaften zu London und Edinburg, die naturgeschichtliche zu Glasgow, seit 1809, die entomologische Gesellschaft, die Gesellschaft für Baukunst zu London, die sämmtlich Denkschriften herausgeben. Dazu kamen neuerlich die 1820 gestiftete Astronomical-society zu London und 1821 die Royal literary society, deren Zweck die Beförderung der Literatur durch Unterstützungen und Preise ist. Unter diesen gemeinnützigen Vereinen sind vorzüglich auch die seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in London von Privatpersonen gestifteten Anstalten auszuzeichnen, welche durch öffentliche Vorlesungen über verschiedene Wissenschaften verdienstlich wirken. Die älteste ist die Royal institution, seit 1800, die seit 1818 eine gehaltreiche Zeitschrift („Journal of science, literature and the arts"), unter des Chemikers Brande Leitung, herausgibt. Sie ist in der Geschichte der neuesten englischen Literatur besonders darum merkwürdig, weil der Chemiker Humphry Davy hier in seinen Vorlesungen seit 1806 seine für die Wissenschaft hochwichtigen Entdeckungen vortrug. Ihr folgte 1807 die nach einem ähnlichen Plane eingerichtete London institution, worauf andre Anstalten der Art eröffnet wurden, unter denen die Royal society of literature Ehrenmünzen und Jahresrenten für ausgezeichnete Gelehrte stiftet. — Die gelehrten Zeitschriften wirkten, vielfach eingreifend, auf

Digitized by Google

den wissenschaftlichen Verkehr, und besonders erhoben sich in dem Zeitraume, den wir überschauen, die kritischen Zeitschriften zu einer früher nicht erlebten Bedeutung und Trefflichkeit (von ihnen später). Der neuen allgemeinen encyklopädischen Werke der Engländer haben wir in dem Art. Encyklopädie gedacht. — Um unter den Förderungsmitteln der Literatur auch der Bibliotheken zu erwähnen, so ist zwar von der Stiftung neuer öffentlicher Anstalten der Art Nichts kund geworden, dagegen erhielt das britische Museum zu London durch die seltene Sammlung des verstorbenen D. Burney, welche die Regierung 1818 für 13.000 Pf. St. kaufte, einen Zuwachs, der außer 14.000 Bdn. gedruckter Bücher (worunter besonders eine Sammlung griech. Dramatiker sich auszeichnet, zu deren Bildung, da jedes Schauspiel einzeln gebunden ist, gewöhnlich zwei Exemplare jeder Ausgabe, und zuweilen seltene Ausgaben, geopfert werden mußten), auch mehre Handschriften enthielt, z. B. die ehedem von Stowuley besessene Handschrift der „Ilias", wichtige Handschriften der griech. Redner und des griech. Testaments aus dem 10. und 12. Jahrh. Ein andrer kostbarer Theil dieser Bibliothek ist eine in ihrer Art einzige Sammlung von politischen Zeitungen von 1603 bis auf unsere Zeit, aus 7000 Bdn. bestehend. Neuerlich ward das Museum auch durch die Bibliothek Georgs III. bereichert. Von allen Begünstigungen des literarischen Verkehrs aber wirkte die segensreichste, die Preßfreiheit seit 1694, auch in unserm Zeitraume fort; sie blieb ein Palladium, das Niemand gewaltthätig anzutasten wagte, und das Wort, das Mackintosh in seiner beredten Vertheidigung Peltier's gegen die Anklage des ersten Consuls Bonaparte 1803 vor der Kingsbench sprach, gilt nach 30 J. noch immer unter wunderbar verwandelten Zeitumständen: „Eine Zuflucht freier Erörterung ist noch unverletzt; noch in eine Stelle in Europa, wo der Mensch seine Vernunft über die wichtigsten gesellschaftlichen Angelegenheiten frei darf sprechen lassen, wo er kühn sein Urtheil über die Handlungen der stolzesten und mächtigsten Tyrannen verkünden darf. Englands Presse ist noch frei. Sie wird bewacht von der freien Verfassung unserer Väter, sie wird bewacht von den Herzen und Armen der Engländer, und wir glauben es sagen zu dürfen, soll sie fallen, so wird sie nur unter den Trümmern des britischen Reichs fallen". Und wenn auch dieses Bollwerk der Landesfreiheit, wie es die Briten mit Recht nennen, weder durch bestimmte Gesetze — nirgends geben die schwankenden Preßgesetze der Willkür mehr Spielraum — noch selbst durch die Geschworenen — die bei dem Gericht über Preßvergebungen nicht mit den gewöhnlichen die Unparteilichkeit sichernden Vorsichtsmaßregeln gewählt werden — geschützt wird, so sind es eben die Herzen und Arme der Engländer, es ist die Achtung der Machthaber von der öffentlichen Meinung und die Furcht vor der Gefahr, die auf einem gewissen Punkte mit der Mißbilligung des Volks verbunden seyn würde, was jenes Bollwerk so fest macht.

Nach diesen einleitenden Betrachtungen wenden wir uns zur Uebersicht des Ertrags in den einzelnen Gebieten der Literatur. A) Philologie. In Großbritannien fand die Philologie erst nachdem der Protestantismus vorherrschend geworden war, allgemeineren Eingang. Ein Thomas Morus (geb. 1480), Erasmus Freund, Uebersetzer einiger Lucian'schen Dialogen, Verf. der „Utopia" und geistreicher lat. Gedichte, konnte von den Zeitgenossen nicht verstanden und gewürdigt werden. Im Zeitalter der

Digitized by Google

Königin Elisabeth wurden die Alten gelesen, übersetzt und nachgeahmt; ihre Wirksamkeit beschränkte sich aber auf ästhetische und stylistische Benutzung; doch gewannen sie bald überwiegendes Ansehen in Unterrichtsanstalten. Der philologischen Arbeiter waren sehr wenige: der schott. Hist. Thomas Dempster und sein Landsmann Will. Bellenden, ein fleißiger und in der römischen Literatur wohl erfahrner Sammler, lebten im Auslande. Der lebhaftere Verkehr mit den Niederlanden und die durch politische Reibungen angerregte geistige Selbstthätigkeit förderten den Anbau humanistischer Studien, zunächst auf den Universitäten; in Oxford wirkten unter anderen der wackere Joh. Selden und Franz Rous, Thomas Gataker. Fr. Junius (geb. 1589, st. 1672), Bibliothekar des Grafen Arundel, verdient um altgerman. Literatur, bearbeitete meisterhaft einen schwierigen Theil der alten Kunstgeschichte. Seit dem Ende des 17. Jahrh. wächst der Eifer für humanistische Studien sehr merklich und ist fruchtbar an reifern Erzeugnissen; die philologische und praktisch politische Bildung treten in Wechselwirkung und unterstützten sich gegenseitig; die allgemeinere Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten macht empfänglich für die geistigen Erfahrungen, Bestrebungen und Ansichten der in gesellschaftlicher Entwickelung hochstehenden Griechen und Römer, fördert das Verstehen ihrer Aeußerungen und findet in denselben tiefe Bedeutung und fruchtbare Anwendbarkeit auf die Gegenwart. Die Beschäftigung mit den alten Classikern gilt als bewährtes, unerschöpflichreiches Bildungsmittel für Alle, welche sich eignen und ertüchtigen sollen zum Wirken im Staate; vom zarten Alter an wird der Knabe an sie gewiesen und gewöhnt; der ihnen befreundete Jüngling schwelget in ihrem Genusse und ringet mit begeisterter Anstrengung nach dem Vorzuge, sich den alleingültigen Mustern im Aufstreben des Geistes und in dem freien Gebrauche des Wortes zu nähern; dem Geschäftsmanne bleibt der unvertilgbare Eindruck, welchen das in beglückendem Zauber sich bewegende Jugendleben hinterläßt, und er bewahret mit fester Treue die Achtung für Das, dem er die Erziehung seinen geistigen Daseyns verdanket. So gestaltet sich ein großer Wirkungskreis für philologische Arbeiter; die Strenge der Forderungen, welche an sie gehen, wird mit dem Fortschreiten der geistigen und gesellschaftlichen Bildung gesteigert, die Richtung ihrer Anstrengungen wird ernster und umfassender, das Ergebniß gehaltvoller, der Wetteifer in befriedigenderen Leistungen durch mannigfache Erfolge verherrlicht. Zur Verbesserung eines griechischen Wortschatzes trug Robertson Hill bei (1676); zu der Gründlichkeit eines lateinischen, Thomas Holyacke (1677), und einige Jahre früher Fr. Goudmann, welche 1693 das cambridger Wörterbuch verdunkelte. Die Neigung, die früher nur schwach auf das Hebräische ging, richtete sich allmählig im 17. Jahrh. auch auf andre asiatische Sprachen, und Bedwell, Eduard Pococke, John Greaves, Edm. Castle, Aler. Huisch, Sam. Clarke, Thomas Hyde, Dudley Loft, Walton (die letztern Sechs Herausgeber der londner Polyglotte), John Lightfoot, John Selden, Thomas Goodwin, John Spencer, John und Richard Pearson, Ant. Scattergood erörterten und erläuterten die Alterthümer der Araber von mehren Seiten und nach mehren Richtungen. Eine syrische Sprachlehre schrieb Will. Beveridge. Samaritanisch verstand Rob. Huntington, Persisch Greaves, Castle, Hyde, welche Sprachlehren, Wörterbücher und andres hierher Gehörige bekanntmachten, und Ed. Bernard wußte die Alphabete

Digitized by Google

von 29 Sprachen aufzustellen. Im 18. Jahrh. erörterten griech. Metrik Richard Dawes, Thomas Burgeß, die Mundarten Mich. Mattaire; mit griech. Grammatikern und Lexikographen beschäftigte sich John Toup. Wort- und höhere Kritik, einzeln oder auch beide zusammen, trieben Rich. Bentley (s. d.), der an Combination, Scharfsinn und Reichthum der Kenntnisse, wie durch logische Kunst der Fürst der Kritiker geworden, Markland, John Taylor. Classiker wurden herausgeg. v. Barter, Bentley, Cunningham, Gataker, Gale, Hudson, Creech, Rowe, Simson, Gregory, Wakefield, Daves, Zach, Pearce, Hearne, Wasse, Barnes, Clarke, Upton, Mangey, Heath, Musgrave, Tyrwhitt, und gegen Ende des Jahrh. der geniale Porson (s. d.), ein Geistesbruder Bentley's: ausgezeichnet durch Kenntnißfülle, scharfe Urtheilungskraft und, bei oft schneidendem humoristischen Witz, milde Menschlichkeit; in ihm war die glücklichste Divinationsgabe mit strenger Besonnenheit und kritisch gewissenhafter Genauigkeit, feste Rücksicht auf grammatische und metrische Grundsätze und planmäßiger Forschungsgeist mit freiem Selbstgefühl und kühner Erhebung über alte Herkömmlichkeiten vereinigt. Die bedeutendsten Namen der neuesten Zeit sind: Butler (Herausgeber des Aeschylus), Dr. Burney (Metriker), Blomfield (s. d.), Barker (Grammatiker und Lexikograph), Gaisford, Dobree, Monk, Elmsley, Kidd und der paradoxe Payne Knight. Der Vorwurf, den man der Methode des Studiums der classischen Literatur auf den engl. Hochschulen lange gemacht hat, daß man sie nämlich nicht mit dem freien Geist umfasse, der sie allein zur wahren Grundlage der geistigen Bildung machen kann, sondern ängstlich an Einzelnheiten hänge, wie in der griech. Literatur an der Prosodie und kleinlichen grammatischen Forschungen, dieser in Großbritannien selbst vor mehren Jahren am lautesten gewordene Vorwurf scheint dadurch bestätigt zu werden, daß die britischen Gelehrten auch in neuern Zeiten, gegen Deutsche, Franzosen, Niederländer und Italiener, verhältnißmäßig nur wenig in der Kritik der Classiker geleistet haben. — Während auf den engl. Universitäten hauptsächlich die griech. Sprache getrieben, das Lateinische aber verhältnißmäßig zurückgesetzt wurde (woher denn die Erscheinung zu erklären seyn dürfte, daß zeither der lat. Styl der Gelehrten, besonders zu Oxford, in sehr bösen Ruf gekommen ist), fand auf den schottischen Universitäten gerade das Gegentheil statt. Der Grund davon liegt theils in dem Mangel an Aufmunterung, welche die Aussicht auf Beförderung zu einträglichen Kirchenpfründen, wobei Kenntniß des Griechischen die Bedingung ist, in England geben muß, theils aber auch in der, auf den bedeutendsten schottischen Universitäten üblichen Lehrweise, die den Fortschritten im Sprachstudium nicht so förderlich ist, als die Privatunterrichtsweise auf den engl. Hochschulen, da man auf den schottischen noch nicht, wie in Deutschland, philologische Seminarien hat. Erst in neuern Zeiten ist auch in Schottland, wo unter den Kennern der lat. Sprache sich vorzüglich Gregory auszeichnete, ein lebhafterer Eifer für das Studium des Griechischen erwacht, den besonders Andrew Dalzel, Prof. der griech. Literatur zu Edinburg, bekannt durch die 1821 nach seinem Tode erschienenen Vorlesungen über die alten Griechen und seine Collectanea majora oder minora (Edinburg 1802 fg.), und der gleichfalls verst. Prof. Young in Glasgow entzündeten. Unter den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der classischen Literatur ist hier die von Valpy unternommene neue Ausg. des griech. Wörterbuchs von Heinr.

Digitized by Google

Stephanus zu erwähnen, deren Ausstattung jedoch gleichfalls nicht das günstigste Zeugniß für den gegenwärtigen Zustand der classischen Gelehrsamkeit in England ablegt. Die von demselben Verleger seit 1819 unternommene Sammlung der Classiker (Regent's Classics) zeichnet sich nur durch ein schönes Aeußere, nicht aber durch selbständigen kritischen Werth aus. Ueber die Verwandtschaft der griech., lat. und gothischen Sprache hat Jamieson im „Hermes Scythicus" (1814) Untersuchungen angestellt. Hebräisch trieben seit dem Anfange des 18. Jahrh. Lowth und Kennicott mit Fleiß und Geschmack, Arabisch Channing, White, Jones, Tow, Gladwin, Davy, Sulivan, Gaudin, Nott, Ouseley, Champion, Scott. Die Sprachen des Orients überhaupt, todte und lebende, wurden ein Gegenstand regern Studiums, jemehr die durch Reisen zu Wasser und zu Lande wachsende Weltkunde denselben auch ein praktisches Interesse verlieh, in neuerer Zeit besonders durch die Missionsanstalten. Die Erforschung der phönicischen und palmyrenischen Sprachen förderte Swinton, der koptischen Wilkins und Woide, der armenischen William und George Whiston. In Hinsicht auf das Indische und seine Mundarten ist durch Holwell, Jones (s. d.), Wilford, Leyden ꝛc. und die Gesellschaft in Calcutta überhaupt ein Schatz von Kenntnissen in Umlauf gebracht, dessen unermeßlich tiefe Ausbeute erst im Fortgange der Zeit zu Tage kommen wird. Die hebräische Sprache fand in neuern Zeiten wenig Bearbeiter, welche an Lowth's oder Kennicott's Vorzüge hätten erinnern können. Den wichtigsten Ertrag auf diesem Felde lieferte Boothroyd in seiner hebr. Bibel nach Kennicott's Text mit Anmerkung., die 1810 begonnen und 1816 vollendet wurde. Desto bedeutender war die Ausbeute der Bearbeitung andrer morgenländischen Sprachen, wozu Englands politische Verhältnisse so vielfache Aufforderungen gaben und die reichsten Hülfsmittel lieferten, und was britische Gelehrte hier seit 20 J. geleistet haben, gehört zu den glänzendsten Blättern ihres literarischen Ehrenkranzes. So lieferte Karl Wilkins, der erste Europäer, der das Sanskrit mit Erfolg lernte und die Sanskritliteratur dem Abendlande bekanntmachte, eine Grammatik derselben (London 1808), die sich durch ihre Gründlichkeit vor andern Werken auszeichnet, welche früher schon Colebrooke (nach der im Sanskrit geschriebenen Sprachlehre Saraswata) zu Calcutta, und später Carey (nach den in Bengalen gewöhnlichen Sprachlehren) herausgegeben hatten. Masden gab (1812) ein treffliches Wörterbuch und eine Grammatik der malayischen Sprache heraus. Morrison lieferte eine chinesische Sprachlehre (Serampore 1815, 4.) und später ein chinesisches Wörterbuch. Lockert bearbeitete zwei arabische Elementarwerke über die arabische Wortfügung (Calcutta 1814, 4.). Gladwin (1801), Rousseau (1805) und vorzüglich Lumsden lieferten persische Sprachlehren, und Wilkins gab Richardson's persisch-arabisch-englisches Wörterbuch mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen (1806, 4.) heraus. Zur Kenntniß des gemeinen Hindostanischen gaben Gilchrist, Hadley (1809) und später Shakspeare (1813 und 1817) durch Sprachlehren und Wörterbücher Anleitung, und Carey lehrte (1805) den bengalischen Dialekt. Viele ausgezeichnete Aufsätze über indische Sprachgelehrsamkeit und Literatur, besonders von Colebrooke, einem der ersten Kenner der Sprachen und Sitten Indiens, enthalten die seit 1799 in Calcutta erscheinenden und in England nachgedruckten „Asiatic researches", welche die Denkschriften des von dem trefflichen Will. Jones gestifteten Gelehrtenvereins zu Calcutta liefern.

Digitized by Google

Den Bemühungen dieser Gesellschaft und ihres thätigen Präsidenten, John Anstruther, verdankt man auch, außer vielen Uebersetzungen aus dem Sanskrit und andern morgenländ. Sprachen, die ersten in den Ursprachen gedruckten indischen Werke, die aus den Druckereien zu Calcutta und Serampore hervorgingen. Zu den wirksamsten Beförderungsmitteln des morgenländ. Sprachstudiums in Großbritannien gehört das 1805 auf Veranlassung des Marquis v. Wellesley, als damaligen Gouverneurs von Indien, gestiftete, trefflich eingerichte ostindische Collegium (East-India college) zu Hertford, wo man die dem Dienste der Compagnie sich widmenden jungen Leuten sowohl in allgemeinen, historischen und statistischen Kenntnissen, als auch in den Grundbegriffen der morgenländ. Sprachen unterrichtet, worin sie sich dann in der, bloß für Sprachstudium bestimmten Lehranstalt zu Fort-William bei Calcutta weiter fortbilden.

B. Alterthumskunde. Blicken wir aus dem philologischen Gebiete zunächst auf den Ertrag, den in unserm Zeitraume die Kunde des classischen Alterthums gewonnen hat, so begegnen uns zuerst die schätzbaren, Denon's Werk ergänzenden Untersuchungen, die Lord Elgin's Gesandtschaftssecretair, William Hamilton, in dem ersten Theile seiner Bemerkungen über verschiedene Theile der Türkei („Aegyptica", 1809) uns mittheilt. Ueber Griechenlands Urzeit hat Herbert Marsh („Horae pelasgicae", 1815) Forschungen angestellt, den Ursprung und die Sprache der Pelasger betreffend, in welchen er sich als feinen Kenner zeigt. Die Gesellschaft der Dilettanti gab 1809 aus verschiedenen Sammlungen in Großbritannien gewählte Proben alter ägyptischer, etrurischer, griechischer und römischer Skulptur in schönen Abbildungen nebst Beschreibungen heraus, worauf sie 1817 ein ähnliches Werk über die, noch nicht abgebildeten Alterthümer Attikas, die Ueberreste der Baukunst in Eleusis, Rhamnus, Sunium ꝛc. enthaltend, folgen ließ. Leake, dem wir auch schätzbare Untersuchungen über Griechenland (1814) verdanken, lieferte eine Topographie von Troja (1802) und ein Werk über die Alterthümer von Ithaka; Stuart's und Revett's Werk über Athens Alterthümer ward 1816 von Wood aus deren Nachlaß mit dem 4 Bde. ergänzt. Von den „Antiquities of Ionia" erschienen bis 1822 3 Bde. Combe beschrieb die im britischen Museum befindlichen alten Marmordenkmale (1812—15) und Gefäße von gebrannter Erde (1810), sowie auch 1814 die alten Münzen dieser Sammlung. Auch von Elgin's Marmordenkmalen (s. d.) erhielt man 1816 Abbildungen. Moses lieferte 1814 eine Sammlung antiker Vasen, Altäre, Dreifüße ꝛc. Herculanums Alterthümer wurden in archäologischen und philologischen Abhandlungen von Drummond und Walpole („Herculanensia", 1810) erläutert.

C. Theologie. In diesem Studium haben die Briten nicht sonderlich viel geleistet, theils aus Umständen, welche im Art. Englische Kirche angegeben, theils weil der englische Freiheitsgeist auch in den Parteien der Puritaner, der Episkopalen und später der Methodisten ungezügelt auftrat, und diese Leidenschaftlichkeit, verbunden mit dem auf den bürgerlichen Verkehr gerichteten Sinne, scheint keine der stillen und andächtigen Pflege und Gotteserkenntniß vortheilhafte Stimmung zu seyn. Aus ihr aber wird eben darum begreiflich, daß auch dieß Studium unter den Engländern eine Einseitigkeit gewinnen mußte, die es bis jetzt noch gehindert hat, zur Mündigkeit und Reife zu gelan-

Digitized by Google

gen Jener erwähnte Streit führte nur auf zwei, durch das gemeinsame Band der (verhältnißmäßig mehr betriebenen) Philologie verbundene Gebiete; einmal nämlich auf Patristik und Kirchengeschichte, worin sich John Fell, Beveridge, Wharton, Durell, Cave, Usher, Bingham verdient machten (davon weiter unten), dann in das Feld der Auslegung. Hier arbeiteten Poole, Pococke und mehre oben genannte Männer. Jakob I. ließ von 47 Gelehrten die sogenannte Königsbibel ausarbeiten. An Dogmatik, als Darstellung des höhern christlichen Lebens, inwiefern der Einzelne durch das unter der Form des Christenthums gegebene Ganze bestimmt wird, kam es um so weniger, da dieß eben die theoretische Seite oder das Wissen um das christliche Gefühl nach allen Seiten hin war. Vielmehr war früh schon durch Hobbes und Cherburg der Deismus ausgebreitet, dem sich John Templer, Eduard, Graf v. Clarendon, William Howel widersetzten. Im 18. Jahrh. waren Tindal, Tolland, Collins, Woolston, Morgan, Chubb, Shaftesbury, Bolingbroke Deisten, und fanden an Chandler, John Butler, Lardner ihre Gegner, die sich des Christenthums annahmen. So fortdauernd ist das Schwanken nach beiden Seiten bis auf die neueste Zeit gewesen, daß noch immer die Streitigkeiten der Dissenters und die Beweise der christlichen Religion die merkwürdigsten theologischen Erscheinungen sind. Trotz der Bemühungen Sim. Patrick's, Lowth's, Clarke's, Hammand's, Pyle's, Whitby's, Doddridge's, Locke's u. A. war die Wissenschaft der Auslegung nicht gründlich ausgebildet. Im 18. Jahrh. sammelte John Mill, mit Widerspruch Whitby's, erst Varianten, nach ihm Kennicott, Letzterer aus masoretischen Handschriften. Grabe war bei Herausgabe der siebzig Dolmetscher, Robert Holmes bei seinem kritischen Apparat dazu unterstützt. Unter den neuern Theologen zeichnet sich Herbert Marsh, Bischof zu Peterborough, aus, und hat sich um das theologische Studium in Cambridge, wo er ein Lehramt verwaltet, sowohl durch die Bearbeitung der Eichhorn'schen „Einleitung", als auch durch eine Uebersicht der gesammten theolog. Wissenschaften und andere Werke verdient gemacht. Ueber die literarische Wirksamkeit der Bibelgesellschaft, s. d. Vortreffliche Kanzelredner hat es zu jeder Zeit gegeben (s. Engl. Prosa); von den neuern nennen wir die Bischöfe Porteus und Horsley; doch vgl. Engl. Kirche.

D. Jurisprudenz. Die Literatur der Rechtsgelehrtheit beschränkte sich hauptsächlich auf Erläuterung des engl. Landrechts für das praktische Bedürfniß, ohne sich auch nur in diesem Gebiete häufig auf den theoretischen Standpunkt zu stellen. Von rechtsgeschichtlicher Wichtigkeit sind die, von einem Ausschusse des Unterhauses herausgegebenen, alten Verordnungen. Eine neue verb. Ausg. van Hale's „Geschichte des engl. Landrechts" (Common law) gab Runnigton, 1820, und von Blackstone's „Erläuterung des Landrechts" Christian, 1809, heraus. Die Sammlung der vollständigen Statuten von Tomlins ward bis in die letzten Regierungsjahre Georgs III. fortgesetzt, und der Gebrauch dieser Masse durch die Register von Raithby und Ruffhead erleichtert. Chitty gab eine neue verm. Ausg., 1813, von Beawes Handelsgesetzbuche und ein eignes Werk über die Jagd- und Fischereigesetze, 1816, Williams eine geschätzte Anleitung für Friedensrichter, 1812, und ein brauchbares Wörterbuch der in der Rechtssprache üblichen Ausdrücke, 1816, und Ludlow Holt eine Darstellung der Gesetze über Schmähschriften (Libel

Digitized by Google

law) mit einer sehr schätzbaren Geschichte dieser Gesetze, ihrer allmählig erfolgten Abänderungen und den merkwürdigsten Rechtsfällen. Beredte Erläuterungen dieser Gesetze, die bekanntlich die eigentlichen Preßgesetze bilden, findet man in der von Ridgway besorgten Sammlung der gerichtlichen Reden Erskine's. Die Reinigung des engl. Strafgesetzbuches, oder vielmehr der angehäuften Masse einzelner Strafgesetze, von dem Roste alter und neuer Barbarei und von dem Vorwurfe des Widerspruchs zwischen Gesetz und Ausübung, war vorzüglich des geistreichen und edeln Romilly Angelegenheit, der nicht ermüdete, durch seine Reden im Parlamente (die 1820 gesammelt wurden) und durch besondere Schriften, wie seine Bemerkungen über die engl. Strafgesetze, 1810, seinen Zweck zu erreichen. Die wiederholten Anträge, die er seit 1810 machte, hatten endlich den Erfolg, daß ein Ausschuß des Parlaments jene Gesetze zum Gegenstande einer Untersuchung machte, und der lesenswerthe Bericht desselben („Report from the select Committee on Criminal laws", London 1819) ist gewissermaßen eine Fortsetzung seiner Bemühungen. (Vgl. Großbritannien. V. Bürgerl. und peinl. Gesetzgeb.)

E. Medicin und Chirurgie. Auch die Arzneikunde beschränkte sich auf den Gebrauch, und ihr Studium ging auf beiden Universitäten, Oxford und Cambridge, von der allgemeinen Grundlage der Philologie Mathematik und Logik aus, im Leben erst sich weiter fortbildend. Hier hat es jedoch, wie dieß unter den Engländern in jeder Wissenschaft ist, nicht an einzelnen großen Köpfen gemangelt, welche, besonders in der Anatomie, große Entdeckungen gemacht haben. Schon unter Karl I. machte Harvey bedeutende Erfahrungen über den Blutumlauf. 1651 beschriebt Wharton alle Drüsen und entdeckte die Speichelgänge in den Backendrüsen, Claydon Haver die glandulas mucilagiosas, Francis Glisson die Irritabilität; Bidloo gab Abbildungen des menschlichen Körpers mit Text von Cowper; Sydenham verwarf viel Hypothetisches im Praktischen, als Antiphlogistiker. Große Aerzte waren die Hunters und Cruikshank. Einen vollständigen Unterricht bildete erst Edinburg. Merkwürdige Anatomiker sind die beiden Monroe, Praktiker Mead, Hurham, Pringle, Heberden, Baker, Darwin, Brown, Jenner, der Erfinder der Brutalimpfung, Currie. Die Chirurgie ward erst 1745 von den Barbiergeschäften getrennt und Prüfungen unterworfen. Außer den Vorlesungen, welche darüber gehalten werden, gibt es auch noch Schulen genug, worin Cheselden, Poll, Nourse, Sharp, Hunter, Bell ꝛc. sich gebildet haben. In der Entbindungskunst war 1763 Smellie berühmt, und Aitkin, 1789, durch sein Lehrbuch. (Vgl. übrigens Englische Medicin und Chirurgie in einem bes. Art.)

F. Mathematik und Astronomie wurden wegen ihrer Brauchbarkeit für das Leben, besonders für die Schifffahrt ꝛc., von den Engländern sehr betrieben. Ueber algebraische Gleichungen schrieb, wiewohl unbemerkt und wirkungslos, schon 1579 Thomas Harriet. 1614 machte John Neper Logarithmen bekannt, die 1624 Henry Briggs verbesserte. 1622 stiftete Smile einen Lehrstuhl zu Oxford für Geometrie und Astronomie, Cutler einen für Mechanik; und überhaupt ward Mathematik die Grundlage aller Studien. 1655 schrieb John Wallis über die Lehre vom Unendlichkleinen. Leslie gab eine Geometrie, geometrische Analyse und Trigonometrie heraus. Großer Kenner der griech. Geometrie und

Digitized by Google

Herausgeber mehrer griech. Mathematiker war Barrow, der auch 1662 die ersten Gründe der Analysis des Unendlichen entwickelte. Er war Vorgänger Newton's, der 1669 die Theorie unendlicher Reihen erfand, die Fluxionenrechnung ꝛc. In der praktischen Mechanik war Wren, der Baumeister der St.-Paulskirche, ausgezeichnet durch manche Erfindung. In der Optik herrschten Gregory, Barrow, Newton. 1675 beobachtete Halley in St.-Helena die Länge und Breite der Sterne unter dem Südpol. Hook deutete schon auf Newton'sche Anziehung. Flamsteed kannte 2866 Fixsterne. Vince schrieb eine Astronomie und über die Gravitation. Aber immer mehr ging Alles auf Besserung der Schifffahrt und Fabriken hin, und die Theorie, besonders die höhere Mathematik, trat ganz zurück. Nur Mac Laurin war noch großer Algebraist. Clarke schrieb über Entdeckungen im Meere. Smith 1738 war Optiker, wie Bradley 1762. Wollaston gab ein Sternenverzeichniß, Maskelyne machte sich um praktische Astronomie verdient. In der Schiffbaukunst waren Bartow und Robertson berühmte Theoretiker, und 1792 ward dafür eine Gesellschaft errichtet, da Frankreich England überbieten zu wollen schien. — Es ist auffallend, daß man in dem Verzeichnisse der Gelehrten, welchen seit 60 Jahren die höhere Mathematik ihre Fortschritte dankt, keinen britischen Namen findet, und Newton's Vaterland lange schweigend zusah, während so große Fragen verhandelt wurden und unter ihren nächsten Nachbarn Lagrange und Laplace der Wissenschaft Erweiterungen gaben, wie sie seit Newton und Leibnitz nicht erhalten hatte. Man hat den Grund dieses Zurückbleibens oder dieser Rückschritte in der Anhänglichkeit an die synthetische Methode der alten Geometer, statt der rein analytischen, suchen wollen, vorzüglich aber möchte auch hier die Schuld an dem zeitherigen Zustande des öffentlichen Unterrichts auf den Universitäten liegen, von welchen die eine, wo noch vor kurzem die Lehren des Aristoteles als unfehlbar galten, die Mathematik nie gepflegt, und die andre sie lange nur einseitig und nach einer, den Geist nicht weckenden, bloß das Gedächtniß übenden Lehrweise behandelt hat. Erst seit einigen Jahren regt sich auch in diesem Gebiete ein freierer wissenschaftlicher Geist. In der angewandten Mathematik hingegen hielten die Briten mit den übrigen, die Wissenschaft pflegenden Völkern mehr gleichen Schritt. Die praktische Astronomie zählt mehre geachtete Namen mit Maskelyne und Pond an der Spitze, während die Theorie von Vince, 1814, u. A. bearbeitet wurde. In der Optik machten Herschel, Wollaston, Dalton und besonders Brewster über die Polarisation des Lichts wichtige Entdeckungen. Die Mechanik, die in der Anwendung nirgends so hoch stieg als in England, fand in Robison, 1804, und Olinthus Gregory, 1815, gründliche Bearbeiter.

G. Naturwissenschaften. Für diese war zwar bereits 1518 zu Oxford vom Cardinal Wolsey ein Lehrstuhl errichtet, zwei Jahre früher war schon ein Kräuterbuch erschienen, dem 1550 Turner's und 1597 John Gerard's Kräuterbuch folgten; aber einzig und ganz dem englischen Geiste gemäß wirkte Francis Baco v. Verulam 1605 auf sie. Auch er verwies, wie Göthe sagt, in Allem lediglich an die Erfahrung, an das Weite und die grenzenlose Empirie, und veranlaßte dadurch eine solche Methodenscheu, daß Unordnung und Wust als das wahre Element angesehen ward, in welchem das Wissen einzig gedeihen könne; freilich nicht ohne Widerspruch Bodley's, der dagegen Alles auf Maximen zu-

Digitized by Google

rückführte. Sein Zeitgenosse Will. Gilbert beschäftigte sich besonders mit dem Magnet und machte schätzbare Entdeckungen z. B. Glaselektricität; so auch Will. Barlow; 1645 entstand die Gesellschaft der Unsichtbaren zu London und Oxford, welche die Naturwissenschaft zum Gegenstand ihrer Untersuchungen machte. Hier wurde, nach Göthe's Schilderung, viel Merkwürdiges erkundet; aber die Furcht vor Autorität (nullius in verba war ihr Wahlspruch), die Richtung auf das Wirkliche, Gegebene durch Bacon, bewirkte auch hier eine Spaltung der Theorie und Praxis, und veranlaßte allerlei Hypothesen ohne Methode der Erfahrung und rationale Behandlung. Robert Boyle (s. d.), Hook, Isaak Newton (s. d.), diese geniale, tüchtige Natur, bei der doch manches Wahnbild einschlich, Halley, der über die Abweichungen der Magnetnadel so viel Erfahrungen machte, John Woodward zeichneten sich besonders aus. Einen botanischen Garten stiftete 1632 zu Oxford Dauby, ein Naturaliencabinet 1662 Cradescant, Vater und Sohn, ein andres Will. Courton. 1629 beschrieb John Parkinson 3800 Pflanzen, und im folgenden Jahre gab Thomas Johnson ein englisches Pflanzenverzeichniß. Will. Horn's britische Flora erschien 1650 und wurde später von John Hill umgearbeitet. Ebenso beschäftigten sich mit Botanik Rob. Morison, John Ray 1690, Thomas Millington, der die befruchtende Kraft der Staubfäden entdeckte, welche nachher Nehem, Grew und Sam. Morland erwiesen und bestätigten. In der Zoologie arbeiteten rühmlich Walt. Charlton, 1668—71, Fr. Willoughby, st. 1672, John Ray, geb. 1628, st. 1705. Im 18. Jahrh. lehrte Wilson die Elektricitätsverstärkung, Watson und Franklin entdeckten die positive und negative Elektricität. Auch Cavendish (s. d.) machte herrliche Entdeckungen hierüber und war durch seine Entdeckung des Oxygens 1774 eigentlicher Vater der antiphlogistischen Chemie, deren Entdeckung sich die Franzosen gern zuschreiben möchten. Crawford gab eine neue Theorie der thierischen Wärme. Indeß blieben alle Erfindungen besonders auf das Empirische gerichtet. So lehrte Steph. Hales das Seewasser trinkbar machen, maß die Luftreinigkeit durch Kerzen, erfand Luftkisten für Kriegsschiffe, Gefängnisse ꝛc. In der Chemie entschied sich Will. Higgins für das antiphlogistische System. Kirwan, Priestley, Hatchet, Davy, einer der geistreichsten Chemiker, experimentirten emsig. Forscher in der Naturgeschichte waren John Hill, John Fr. Miller. Elisabeth Blackwell trieb 1741 Botanik. Nur allmälig folgte Linné. John Hill 1756 war der Erste, hierauf John Miller. Endlich kaufte Smith Linné's Cabinet und stiftete die Linné'sche Gesellschaft. Aiton, königl. Gärtner zu Kew, pflegte als Kenner die schönsten exotischen Gewächse und machte sich durch die classische Beschreibung des Pflanzengartens, dem er vorstand, sehr verdient. Curtis gab ein botanisches Magazin heraus, George Edwards 1743—51 eine Naturgeschichte der Vögel, Thomas Pennant 1763—83 eine Zoologie, John Latham ein Natursystem aller Vögel, Adams schrieb über die Infusionsthierchen, deren er 359 verschiedene beschrieb, John Ellis über Korallen und Zoophyten, Thomas Mertyn eine Conchyliologie, A. Trembley Naturgeschichte von Madera und Barbados, Law'on Naturgeschichte der Carolinen. — In dem Grade, als die Beschäftigung mit der höhern Mathematik abnahm, erhielten die Naturwissenschaften desto eifrigere Verehrer, und vor 50 Jahren drei Briten, Blak, Cavendish und Priestley, durch ihre merkwürdigen Entdeckungen den Grund zur

Digitized by Google

neuen Chemie legten (s. Chemie), die Lavoisier's Namen trägt, so war es in unserm Zeitraume dem trefflichen Humphry Davy (s. d.) vorbehalten, eine neue Umwandlung der Wissenschaft zu begründen, als er, seit 1806, durch Anwendung einer starken galvanischen Batterie die Zersetzung der Alkalien und Erden bewirkte, und dadurch zu der wichtigen Entdeckung führte, daß sie oxydirte metallische Substanzen sind. Er und seine Landsleute, Dalton, Leslie (durch schätzbare Untersuchungen über die Natur der Wärme, 1804), Brande, Thomson, Brewster, haben seitdem fortgefahren, die Wissenschaft durch Entdeckungen und Erörterungen weiterzubringen, und unter einem Volke, das, seiner angebornen Stimmung nach, immer der Ausübung und dem Nützlichen den Vorzug von bloßer Forschung gibt, in einem Manufacturlande, wo man bei schwerem Abgabendruck stets auf Ersparung von Aufwand und Menschenkräften hinarbeiten muß, konnte eine umfassende Anwendung der Chemie zu technischen Zwecken nicht ausbleiben. — Die Naturgeschichte ward in mehren Theilen lange so sehr vernachlässigt, daß die Briten hinter den Franzosen und Deutschen zurückblieben, was in der Pflanzenkunde im Allgemeinen noch immer der Fall ist, obgleich die vaterländische Botanik fortdauernd gepflegt wurde, und die hohen Vorzüge, welche den englischen Pflanzengärten sehr förderlich waren, da hier jährlich die seltensten ausländischen Pflanzen erzogen und von hier aus über das feste Land verbreitet werden. Die Schätze dieser Gärten wurden durch viele Abbildungen, z. B. das treffliche Kupferwerk von Andrews („The botanist's repository", 1797—1808, 5 Bde. 4.), bekanntgemacht. Zu dem bedeutendsten Gewinn für die Wissenschaft müssen Sowerby's „English botanik" mit 2592 Kupf., 1814 mit dem 36. Bde. vollendet; die Fortsetz. der trefflichen „Flora Londinensis" von Curtis durch Hooker (1816), Smith's „Flora Britannica" (1808—4, 3 Bde.), Hooker's „Flora von Schottland" (1821) und Greville's „Kryptogamen Schottlands" (1822), Dickson's „Kryptogamen Britanniens" (1811) und Turner's „Moose Irlands" (1804) gezählt werden. Die Zoologie ward durch Bewick's „Vierfüßler und Vögel Englands" (1811—16), Donovan's Werke über die Fische (1808), die Insekten (1809) und Conchylien (1810) Britanniens, und die Beschreibung der britischen Vögel von Graves (1816) gefördert, während viele Reisende die Thierkunde durch neue, in außereuropäischen Ländern einheimische Gattungen und Arten bereicherten. Die Mineralogie und Geognosie (oder Geologie, wie die englischen Naturforscher sie gewöhnlich nennen), sind neue Wissenschaften in England, deren Pflege von Schottland ausging und in England in den letzten Zeiten besonders durch die eifrige Thätigkeit der geologischen Gesellschaft (s. oben) und die Stiftung eigner Lehrstühle für diese Wissenschaften in Oxford und Chambridge befördert wurde, wiewohl einige englische Geologen (besonders Buckland in Oxford) bei ängstlicher Rücksicht auf die Mosaische Urkunde in ihren Ansichten befangen sind. Unter den schottischen Mineralogen folgte Jameson (s. d.) in Edinburg, der seit vielen Jahren der thätigste unter ihnen war, und die von ihm gestiftete Schule, lange Werner's Lehre, wiewohl sich schon früher laute Stimmen gegen die „freibergische Geognosie" erhoben; in neuern Zeiten aber hat sich die edinburgische Schule theils zu Hauy's Krystallographie, theils, wie Jameson selbst, zu dem von Mohs aufgestellten Systeme bekannt. Er, Hibbert und Macculloch haben vorzüg-

Digitized by Google

lich zur geognostischen Kenntniß Schottlands und seiner Inseln beigetragen, und dem letztgenannten verdankt man eine gute geologische Charte Schottlands. Unter den Mineralogen in England sind noch Clarke und Daubeny in Oxford zu erwähnen. Conybeare lieferte (1822) eine Geologie Englands, und Smyth eine geologische Charte von England und Wales. Hutton's Theorie von der vereinigten Wirksamkeit des Wassers und Feuers bei der Erdbildung wurde (1802) von Playfair in wissenschaftlicher Gestalt aufgestellt, aber obgleich er ihr keine Anhänger gewann, so neigen sich doch die neuern und britischen Geologen mehr zur vulkanistischen als zur neptunistischen Lehre, und ganz zu jener Macculloch, Hall und G. Mackenzie, Verf. einer geognostischen Reise durch Island. Ueber die organischen Ueberreste gaben Parkinson (1804 und 1822), sowie Buckland (1823) Werke heraus.

H. Philosophie. In Großbritannien entwickelte und befestigte sich philosophische, religiöse und politische Denkfreiheit seit der Mitte des 17. Jahrh. und nahm und behielt eine entschieden praktische Richtung theils auf Alles, was gesetzliche Anordnung und technische Vervollkommnung des öffentlichen Lebens betrifft, theils auf Religion und auf Bestimmungsgründe des sittlichen Handelns. Mit Recht wird Francis Bacon, Lord von Verulam, geb. 1561, st. 1628, als Reformator der Philosophie in seinem Zeitalter gepriesen, in Auffassung der Idee einer großen Wiederherstellung der Wissenschaft und in der Forderung, nicht aus Begriffen durch Schlüsse, sondern auf Erfahrung oder Wahrnehmung durch Induction das Gebäude der menschlichen Erkenntniß aufzuführen. Sein Einfluß auf das Philosophiren war besonders in England entscheidend. Vornehmlich wurden durch Th. Hobbes seine Ansichten mit Strenge und Consequenz verfolgt. Dieser wandte sich besonders zu Staatsrecht und Politik. Tiefer, als der Holländer Hugo Grotius, drang er in die zur wissenschaftlichen Sicherstellung eines Staatsrechtes erforderlichen Grundansicht ein (1674), indem er einen empyrischen Naturzustand voraussetzte und von dessen angeblicher Umstaltung zum gesellschaftlichen Rechtsverhältniß die, auch aus Drangsalen und Gräueln der Zeit erklärbare Theorie des unbeschränkten Monarchismus ableitete, überreich an Paradoxien und Excentricitäten, wie an neuen Gesichtspunkten und geistvollen Andeutungen. Sein beschränkten praktischen Einfluß äußerndes System wurde von Algernon Sidney wie James Harrington und Richard Cumberland bestritten. In Oxford herrschte indeß Scholastik, in Cambridge Neuplatonismus. Thomas Gale verschmelzte die Philosophie mit Theologie, Henry More, st. 1687, mit Kabbala. Neuplatoniker und Christ war Ralph Cudworth, st. 1686. Währenddem trat der Urheber des in Großbritannien vorherrschend gebliebenen populairen Sensualismus auf: John Locke, geb. 1632, st. 1704, ein heller praktischer Kopf, gebildet durch das Carteſius'sche System. Er unterwarf die Quellen der menschlichen Erkenntniß einer freien Untersuchung, gab die in dem Intellectualsysteme metaphysisch vorausgesetzten angebornen Ideen auf und leitete alle materielle Erkenntniß, ohne die formelle zu berücksichtigen, von sinnlicher Erfahrung und von Reflexion ab, hiernach die Kriterien der Wahrheit bestimmend. Er hat das Verdienst, viele neue scholastische Vorurtheile beseitigt und das Spiel mit abstracten Begriffen und den von willkürlicher Systemsucht damit getriebenen Mißbrauch gehemmt, mehre logische und in sprachlichen Mißverständnissen liegende Irrthümer nach-

Digitized by Google

gewiesen, manche Dunkelheit in Vorstellungen aufgeklärt zu haben; die Erfahrungsseelenlehre verdanket ihm festere Bezeichnung ihres Gebietes und viele geistreiche Beobachtungen; die von Grundsätzen des Eudämonismus abhängige praktische Philosophie ihre folgenreiche Anwendung auf öffentliches und häusliches Leben. Aber eigenthümlicher Tiefe der Speculation war seine Schule durch Einkerkerung der Vernunftthätigkeit in die Schranken der Erfahrung hinderlich; der Eifer für die verkannte Metaphysik erkaltete; ein auf keine reinen Vernunftprincipien gestützter Eklekticismus erhob sich; bei Vielen war der Uebergang zu Materialismus und leichtfertigen Skepticismus unvermeidlich. Locke's Empirismus hatte deßhalb mancherlei Reactionen zur Folge. Vornehmlich versuchte Sam. Clarke, indem er eine nothwendige Uebereinstimmung der geoffenbarten und natürlichen Religion, durch Vernunft begründet, annahm, das Daseyn Gottes aufs Neue zu demonstriren, auch die moralische Freiheit gegen den Empirismus zu sichern. Dagegen schlug George Berkeley einen entgegengesetzten Weg ein. Indessen war der von ihm aufgestellte Idealismus, nach dem die Wirklichkeit der Körperwelt ein leerer Wahn ist, kein Schutzmittel gegen den Skepticismus, sondern führte nur tiefer hinein. Dieß faßte vornehmlich David Hume auf. Noch nie war der philosophische Skepticismus mit einer so furchtbaren Kraft, Gründlichkeit und Consequenz aufgetreten, nie mit so viel Klarheit und Eleganz dargestellt worden, als in dem von ihm aufgestellten, wodurch zugleich alle Grundlagen des religiösen Glaubens die heftigsten Erschütterungen erlitten. Gegen Hume's Skepticismus trat der Schottländer Thomas Reid, st. 1796 als Prof. zu Glasgow, auf, der in seinem „Versuche, die Gesetze des erkennenden Geistes zu erforschen", die Seelenthätigkeiten auf wenige einfache, durch Thatsachen erkannte Gesetze zurückführt, deren Untersuchung in einer allgemeinen Thatsache endigt, die keine weitere Erörterung zuläßt, als daß es eben unserer Natureinrichtung so gemäß ist, und der daher die letzten Gründe unsers Glaubens an das Daseyn einer Außenwelt in einem ursprünglichen instinctartigen Grundsatz unsers Wesens findet. Es bedurfte dieses Rückblicks, da alle Denker, die sich in England bis auf unsere Zeit mit speculativer Philosophie beschäftigt haben, zu einer der beiden Schulen zu zählen sind, an deren Spitze Locke und Reid stehen, und da das System des Letztern in neuern Zeiten unter dem Namen der schottischen Metaphysik eine weitere Verbreitung, besonders in Schottland, erhalten hat. Dazu trug vorzüglich der geistreiche Schottländer, der ehemalige Prof. zu Edinburg, Dugald Stewart, starb 1828, bei, der 1812 Reid's „Versuch über die Seelenvermögen" mit einer Lebensgeschichte des Verfassers neu herausgab, und seine Ansichten zugleich in eignen, viel verbreiteten Werken, deren Schreibart oft dunkel, schwerfällig und weitschweifig ist, zu begründen suchte. Die englischen Metaphysiker folgen meist der Lehre des in Locke's Fußstapfen getretenen Hartley, starb 1757, der alle Seelenthätigkeiten aus den Gesetzen der Ideenverbindung abzuleiten suchte. Kant's Lehre fand in England fast gar keinen Eingang. In der Moralphilosophie ging man in neuern Zeiten nicht — wie im Anfang des 18. Jahrh. mit so geringem Erfolge — auf die höchsten Gründe der Sittlichkeit zurück, sondern hielt sich auch in dem Erfahrungskreise, wie z. B. Palay und Gisborne. Die philosophische Geschmackslehre (Philosophy of criticism bei den Engländern) ging ebenfalls nicht aus diesem Kreise, weder bei Knight noch

Digitized by Google

ei Alison und Beattie, welche über die Natur und Grundsätze des Geschmacks schrieben; nur Stewart ging in seinen Untersuchungen über enselben Gegenstand, sowie über das Schöne und Erhabene in tiefere Gründe ein.

I. Geschichte. Auch hier neigt sich der Brite wiederum zur Geschichte im engeren Sinne hin, als dem Organismus des Staats, besonders seiner eignen. Denn von patriotischem Interesse, man möchte agen von Nationalstolz, gingen dort die bessern Geschichtschreiber aus. Raph. Holinshead sammelte 1577 und 1587 die Chroniken von England, Schottland und Irland. 1587 trug Harrison aus geschriebenen Urkunen eine Geschichte von England zusammen, und Commelin sammelte ie englischen Geschichtschreiber des Mittelalters, nach ihm Henry Smile nd Will. Camden. Eine allgemeine Weltgeschichte hatte 1614 Walt. Raleigh angefangen, aber wegen kalter Aufnahme nicht fortgesetzt. Annalen des A. und N. T. gab 1650 Usher, eine Chronik 1652 Ed. Simon heraus, wie Thomas Pierce Robinson's Annalen. Um Chronologie machte sich 1649 und 1672 John Marsham verdient, nicht Newton. Indeß wurden immer Quellen der englischen Geschichte gesammelt durch Roger, Twysden, Selden, Fell, Gale. Englische Kirchengeschichte bearbeitete Cave 1674 in synoptischen Tafeln und eine Literaturgeschichte der Kirchenschriftsteller. Von englischen Bischöfen und Erzbischöfen gab Warton's "Anglia sacra" Nachricht. Fuller's „Berühmte Männer von England", Wood's "Athenae Oxonienses" sind nicht zu vernachlässigen. Auch gehören hierher Beveridge, Warton, Duvell, Usher, welche Kirchenversammlungen, Kirchengesetze, Gebräuche und Alterthümer mannigfach erläuterten. 1730 lieferte eine Gesellschaft die allgemeine Weltgeschichte, aus welcher Guthrie und Gray 1764—1767 einen Auszug machten. Die römische Geschichte bearbeiteten Ferguson und Goldsmith, die griechische derselbe Goldsmith, Gillies und Mitford, den Verfall des römischen Reichs Gibbon, die Geschichte Karls V. und der Entdeckung von Amerika Robertson. Auswärtige neuere Staatengeschichte lieben die Engländer nicht, aus Stolz. Erst in den Zeiten der bedrohlichen Napoleonischen Dynastie sahen sie sich danach um. Für die innere eigne sammelte Rymer (st. 1714) nach Urkunden, wie Manning, Astle, Fenn, Lodge, Morgan, Howard, Harley, Sommer, Macki; Kriegsalterthümer der Römer in Britannien, Leroy. Though, Carle und Smollet bearbeiten diese Stoffe noch roh. Diese übertraf weit Hume, der aber, überreich geworden, sie nur bis auf Wilhelm III. führte. Neuerer Zeit sind Dalrymple's Memoiren von Großbritannien, Cunningham's, Turner's und Lingard's Geschichte von England nicht unwichtig. Für Biographie dient die "Biographia Britannica", der „Britische Plutarch", Johnson's „Leben der englischen Dichter", Mason's „Biographie Gray's", das "Ann. Obituary" ꝛc. Eine Geschichte der Musik gab Burney und Hawkins. Fanner, Granger, Berrenhouth schrieben über die Gelehrten in allen drei Reichen, Mackenzie über die gelehrten Schotten, über deren Dichter Irving, über Irland Campbell, über die Schicksale der Arzneikunde Aikin, über die Fortschritte der Botanik Pultney. Heraldiker waren Bolton, Gillim, Gore; Numismatiker Evelyn; Geographen des Inlandes Camsden, Purchas-Harcour. Zahlreich sind überhaupt ihre Reisebeschreiber, wie Herbert, Gage, Brown, Jessellyn, Fryer, Burnet, Ovington, Maundrel, Waser, Smith, wie ihre Welt- und

Digitized by Google

Entdeckungsreisen. Geachtet ist Anderson's und Macpherson's Handelsgeschichte. Chartenverbesserer waren Moll, Jeffery, Faden, Dury, de la Rochette, Kitchin, Dalrymple, Rennel, Arrowsmith. Ausländische Geographie ist dagegen meist schlecht bestellt; selbst für Büsching konnte man keine Theilnahme wecken. Unter den unzähligen Reisebeschreibern nennen wir Churchill, Campbell, Steens, Dalrymple, Hawkesworth, Commodore Byron, Wallis, Corderet, Cook, Mulgrave, Portlock, Dixon, Vancouver, Clarke, Parry. Für einheimische Statistik arbeiteten Pennant, für Staatswirthschaft Stewart, Smith, Price. Unter den Quellensammlungen sind zuerst die, von einem Ausschusse des Hauses der Gemeinen (Record committee) seit Anfang dieses Jahrhunderts herausgegebenen, für Staatsgeschichte und öffentliches Recht wichtigen Urkunden, aus den britischen Staatsarchiven, und die (von 1807—11) in 15 Quartbänden erschienene Folge alt-englischer Chroniken zu erwähnen. Auf gleiche Weise hat man angefangen, die alten Geschichtswerke über Schottland in alt-schottischer Sprache herauszugeben. Für die Geschichte der einzelnen Landestheile ward fleißig gesammelt; vielen Grafschaften und den bedeutendsten Städten wurden eigne Schriften gewidmet, die Alterthümer derselben und selbst die Geschichte der berühmtesten Kathedralkirchen zum Theil in Prachtwerken dargestellt, deren mehre von der königlichen Gesellschaft der Alterthumsforscher herausgegeben wurden. Eine Sammlung trefflich gestochener Bildnisse geschichtlich denkwürdiger Männer und Frauen Britanniens nach echten Original-Bildern ward von Lodge in 20 Heften vollendet (3. Aufl. 1829). Ueber Schottlands Alterthümer wurden ähnliche Werke, z. B. von Chalmers und Walter Scott (über die Alterthümer des schottisch-englischen Grenzbezirks) geliefert. Turner's „Geschichte der Angelsachsen" (1807), der später (1814—15) eine „Geschichte Englands von der normännischen Eroberung bis zu Heinrich V." folgt, hat in der frühern angelsächsischen Zeit Vieles aufgehellt. Des katholischen Priesters Lingard „Geschichte von England" (6 Bde., 4., 2. Aufl. 1815 und 12 Bde., 8., 1828) ist ein höchst verdienstliches Werk, dem indeß von Protestanten einseitige Befangenheit meist ohne Grund vorgeworfen wird. Fox hinterließ in seiner „Geschichte der ersten Regierungsjahre Jakobs II." (1818) ein Bruchstück. Millar, Moore, Lord Russel (1823) und Hallam („Constitutionalhistory of Engl.", 3 Bde., 1829) bearbeiteten die Geschichte der Staatsverfassung. Zu Schottlands Geschichte wurden in unserm Zeitraume nur Beiträge geliefert, die theils in Bearbeitungen einzelner Zeiträume, theils in schätzbaren Denkschriften mithandelnder Personen u. a. Urkunden bestehen. Die Zeit vor dem 11. Jahrhundert suchte Pinkerton, nicht frei von kühnen Voraussetzungen, aufzuhellen, bei weitem aber das vorzüglichste Werk lieferte (3. Aufl. 1819) der gründliche Malcolm Laing in seiner Geschichte Schottlands von Jakobs II. Besteigung des englischen Thrones bis zur Vereinigung beider Reiche, deren erste Bände eine kritische Untersuchung des Antheils der Königin Maria an ihres Gemahls Ermordung enthalten. Den Aufstand von 1745 erzählt Home (1802) nicht ganz unparteiisch, und über die Geschichte und Verfassung des schottischen Hochlands, für welches jenes Ereigniß in seinen nächsten Folgen so wichtig wurde, gab Stewart (1822) schätzbare neue Aufschlüsse. An Home schließt sich Smollet an. Irlands Geschichte fand keinen würdigen Bearbeiter, da weder Gordon

Digitized by Google

noch Plowden, die sie zu erzählen versuchten, etwas Bedeutendes zu leisten vermochten, dagegen war Parnell's „Geschichte der Strafgesetze gegen die irländischen Katholiken" (1808) ein brauchbarer Beitrag. So ist in der Landesgeschichte eine Masse aufgehäuft, die den Geist erwartet, der sie bewege und gestalte. — Darstellungen der gesammten geschichtlichen Zeit oder einzelne Abschnitte derselben, wie deren die deutsche Literatur einige treffliche aufzuweisen hat, blieben in England, gewöhnliche Lehrbücher abgerechnet, selten. Unter diesen allgemeinen Werken ist kaum Etwas auszuzeichnen; selbst Hallam's „Geschichte des Mittelalters" kann, einzelne schätzbare Ausführungen ausgenommen, mit ähnlichen deutschen Werken die Vergleichung nicht aushalten. Gillies gab (1807) die Fortsetzung seiner „Geschichte von Griechenland" in einem Gemälde der Weltgeschichte von Alexander bis Augustus. Zur Bearbeitung der früher weniger beachteten Geschichte neuerer Staaten regen fortdauernd die Zeitereignisse auf, und man verdankt dieser Theilnahme mehre Aufklärungen, die theils in den englischen Zeitschriften zerstreut, theils in besondern Werken enthalten sind. Ausgezeichnet sind es Lords John Russel „Memoirs of the affairs of Europe from the peace of Utrecht" (London 1824, 4., 2. Th. 1829). Zu den trefflichen Beiträgen zur Geschichte der neuern Zeit gehört Southey's Werk über den Krieg mit Spanien und Portugal (1822), der früher 1810—19) bereits Brasiliens Geschichte erzählt hatte. Cavanah Murphy gab (1816) in Verbindung mit Gillies, Shakspeare und Horne ein vorzügliches Werk über das mohammedanische Reich in Spanien heraus, das besonders auch für die Geschichte der arabischen Baukunst wichtig ist. Die Geschichte des indischen Reichs der Briten fand zwar noch keinen würdigen Geschichtschreiber; aber außer den trefflichen Beiträgen in dem „Asiatic annual register" (1799—1807) findet man u. a. auch brauchbaren Stoff in Malcolm's „Geschichte von Persien" (1815) verdankt. — Wir haben bereits angedeutet, daß die Thätigkeit der britischen Geschichtsforscher sich vorzüglich dem Sammeln widmete, und diese Richtung des literarischen Fleißes zeigt sich auch in den zahlreichen einzelnen Biographien, die wir in unserm Zeitraume finden, mehr als es mit dem Streben, etwas Würdiges in dieser Gattung zu leisten, vereinbar ist. Die meisten betreffen berühmte Briten. Zu den vorzüglichsten sind Coxe's, auch für die gleichzeitige Geschichte wichtige, „Denkwürdigkeiten des Herzogs von Marlborough", Stewart's Biographien des Geschichtschreibers Robertson (1801) und des Philosophen Th. Reid (1803), Ritchie's „Leben David Hume's" (1807) und d'Israeli „Life and charakter of Charles I." (2 B., 1828) zu rechnen. Auf Biographien berühmter Gelehrten beschränkt sich fast auch der Ertrag der Literaturgeschichte, worin es so sehr an allgemeinen Uebersichten fehlt, daß man, um das Bedürfniß zu befriedigen, bei den Deutschen zu borgen angefangen hat. Das vorzüglichste Werk ist hier noch Watt's „Biblioth. brit." (Glasgow, seit 1819). (Vgl. Englische Prosa.)

K. Geographie und Statistik. So groß die Verdienste der Briten um Geographie auch in neuern Zeiten waren, so bestanden doch ihre Beiträge zur gesammten Erdkunde hauptsächlich in wichtigen Reisebeschreibungen. Von allgemeinen geographischen Werken erschien auch in diesem Zeitraume, wie früher, wenig, was für das Ausland von Werth

Digitized by Google

wäre oder auch nur mit Mentelles und Malte-Brun's Schriften wetteifern könnte, welchen Pinkerton's (1811) und Playfair's (1808—14) geographische Werke, die gewöhnlichen Hülfsbücher, an sorgfältiger Ausführung nicht gleichkommen. Zu den besten gehören das allgemeine geographische Wörterbuch: „The edinburgh gazetteer" (1818—22, 6 Bde.) und Hamilton's ähnliches Werk über Indien (1815; n. A. Lond. 1828, 2 Bde.). — Um die alte Geographie erwarben sich der verdienstvolle Rennel durch seine Erläuterungen des Rückzugs der 10.000 Griechen (1816) und sein System der Geographie Herodot's, und Vincent durch sein Werk über den Handelsverkehr der Alten mit Indien (1807) große Verdienste. Die Kunde des Inlandes wurde fleißig bearbeitet; fast von allen Theilen des Reiches erschienen topograph. Schilderungen, z. B. die Beschreibung sämmtlicher Grafschaften in England und Wales („Beauties of England and Wales") von Briton, Brayley u. A. in 25 Bde., 1801—16 und Lyson's „Magna Britannia", seit 1806, ohne vieler einzelnen zu erwähnen. Wichtig sind die von der Ackerbaugesellschaft herausgegebenen neuen Uebersichten vom Zustande des Ackerbaus in allen Grafschaften, die 1813—16 in 60 Bdn. erschienen. Während der Kriegsjahre, wo ein großer Theil des Festlandes den reiseeinstigen Briten verschlossen war, wurde die Kunde des Vaterlandes, besonders der malerischen Gegenden von Westmoreland und Wales, auch durch mehre Reisebeschreibungen verbreitet. Unter den neuesten statistischen Werken ist Lowe's Schrift über den Zustand von England, die K. H. von Jakob (Leipzig 1823) verdeutschte, auszuzeichnen. Schottland ward durch die Bemühungen seiner fleißigen Statistiker, Sinclair, Chalmers und Playfair, bekannter, und zur Kenntniß des Zustandes der Hochlande gaben die Schriften der hochländischen Gesellschaft („Transactions of the Highland society") die schätzbarsten Beiträge. Ueber Irland erhielt man vorzüglich durch Newenham (1808) und Wakefield (1812) statistische Kunde. Unter den neuesten Reisebeschreibungen der Engländer zeichnen sich einige, z. B. Elphinstone's Nachricht von Kabul (1815), Pottinger's Reisen in Beludschistan und Sind (1816), Hall's Beschreibung der Lu-Tschu-Inseln (1817) und des Bisch. Heber „Narrat. of a journ. through the Upper Prov. of India 1824 fg." (3 A., Lond. 1828, 3 Bde.) auch durch das Verdienst der ersten Aufklärung über kaum bekannte Erdgegenden aus. Mehre s. m. in d. Art. Reisen. Eine allgemeine Sammlung von Reisebeschreibungen gab Pinkerton (1808 fg.) in 17 Bdn., 4., wovon der letzte (1814 eine Literatur der Reisebeschreibungen enthält.

L. Staatswissenschaften. England hat sich immer des alten Ruhms würdig gezeigt, zuerst freisinnige Ansichten über Staatsverwaltung und das Verhältniß zwischen Machthaber und Volk begründet zu haben, welche sich während der heftigen Gährungen, woraus die Freiheit des Bürgerlebens hervorging, geläutert hatten. Der Einfluß der großen Bewegung, welche die franz. Revolution (vergl. den Art Frankreich, Geschichte) in Europa weckte, war in dem Gebiete dieser Wissenschaften besonders wirksam, aber obgleich während dieses Zeitraums in England, wo man früher die Lehre vom göttlichen Rechte der Könige und der Pflicht des leidenden Gehorsams der Völker mit Wort und Hand glücklich bekämpft hatte, die ganz entgegengesetzte Lehre vom göttlichen Rechte des Volks und dem leidenden Gehorsam gegen daſſelbe,

Digitized by Google

lbst von verständigen und wohlmeinenden Männern auf einige Zeit erfochten ward, so behauptete doch die besonnene Forschung, welche neen allgemeinen Grundsätzen auch die Ergebnisse der Erfahrung in ihre Betrachtung aufnahm, bald wieder ihre alten Rechte, und aus der Bewegung der Geister, die zu einer allseitigen und fruchtlosen Erörterung eführt hatte, ging der Gewinn hervor, daß die Grundlagen der politischen Wissenschaften strenger untersucht wurden, und was diese Prüfung estand, der Ueberzeugung sich desto fester aufdrang. Besonders mußten ie Zeitumstände vielfältige Veranlassung geben, die Grundsätze der Staatswirthschaft, die erst Adam Smith aus dem Zustande der Kindheit rhoben hatte, zu erörtern, und die Lage, worin mehre europäische Staaten durch jene Begebenheiten geriethen, warf oft ein helleres Licht uf viele dunkle Gebiete jener Wissenschaft, wie denn u. A. die Lehre om Gelde, und besonders vom Papiergelde, von der Besteuerung und iele Fragen der Handelspolitik gründlicher als zuvor erläutert wurden. llen dieser Anregungen und Begünstigungen ungeachtet, waren jedoch ie Staatswissenschaften in England während jenes Zeitraums nicht igentlich Lieblingsbeschäftigung, und es erschien daher auch kein Werk, as als glänzendes Denkmal des gewonnenen höheren wissenschaftlichen Standpunktes gelten könnte, den man meist nur aus den Parlamentsverhandlungen, besonders den Berichten (Reports) der Ausschüsse, aus en Erörterungen in den politischen und kritischen Zeitschriften und Gelegenheitsschriften, die eben deßhalb in England so häufig bleibenden Werth für die Wissenschaft haben, erkennen kann. Gründliche Bearbeiungen einzelner Theile der Staatswissenschaft findet man u. a. in den Schriften des scharfsinnigen Malthus über Bevölkerung und über die Getreideeinfuhrgesetze, in Thornton's Werk über Großbritanniens Papiercredit (1802), in Ricardo's Untersuchungen über Staatswirthschaft und Besteuerung (1819). Mill und Macculloch folgen den Grundsätzen Ricardo's.

M. Am Schlusse dieser Uebersicht erwähnen wir der britischen Journal-Literatur, welche sich täglich mehrt. Für ältere und neuere wissenschaftliche und schöne Literatur ist durch eine Menge von Zeitschriften gesorgt, welche wenngleich nach den verschiedensten Grundsätzen und Ansichten redigirt, doch in der Regel darin zusammenstimmen, daß sie sich fern vom Ton der Schule und des Systems halten und dafür mehr zu Beziehungen auf die Verhältnisse des Staats und des Lebens geneigt sind. Es ist hier selbst bei rein wissenschaftlichen Produkten gar nicht gleichgültig, ob der Kritiker ein Whig oder Torry, ob er der herrschenden oder einer andern Kirche angehört. Mehre der ältern beurtheilenden Zeitschriften, wie das seit 1749 bestehende „Monthly review", das „Critical review" (seit 1765), gingen in unsern Zeitraum hinüber; aber während das Letztere aufhörte, hob sich das Ersterere in neuern Zeiten und zeichnet sich durch Freisinn und Unparteilichkeit mehr als früher aus; alle wurden jedoch überflügelt, als 1802 das „Edinburgh review" begann, von welchem an 12.000 Exemplare abgesetzt werden, und dem 1809 das in London erscheinende „Quarterly review" als Nebenbuhler zur Seite trat. Wie es in frühern Zeiten, z. B. bei den oben genannten beiden ältern Zeitschriften, gewöhnlich war, huldigten auch die neuern kritischen Wortführer einer politischen Partei, deren Ansichten und Bestrebungen freilich oft einen unfreundlichen Einfluß auf die litera-

Digitized by Google

lischen Urtheile haben. Beide unterscheiden sich von allen frühern Anstalten durch viele gründliche Abhandlungen, aber oft über Gegenstände, wozu die beurtheilten Werke nicht selten nur einen entfernten Anlaß geben, besonders aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, durch höchst gebildeten Styl und eine in frühern Zeiten ungewöhnliche Strenge. Das „Quarterly review" nahm ganz den Plan seines Vorgängers an, und theilt jetzt mit ihm die Gunst des Publikums, aber in ihren politischen Ansichten sind beide Gegenfüßler, da die schottische Zeitschrift die Grundsätze der alten Whigpartei verficht, die englische hingegen den Tories anhängt. Das „Quarterly review" hat hinsichtlich der Darstellung, die anfangs etwas schwerfällig war, erst später seinen Nebenbuhler erreicht, seine Abneigungen aber pflegt es noch immer weit rauher als dieses, und oft bosbaft auszusprechen. Diesen beiden einflußreichen Sprechern scheint das 1822 begonnene, von den Gelehrten in Cambridge besorgte „Cambridge quarterly review" nachstreben zu wollen. Unter den übrigen bloß beurtheilenden Zeitschriften erwähnen wir noch des „British review", einer Vierteljahrschrift, die oft gute Aufsätze enthält, des „British critic" von orthodoxen Anhängern der bischöflichen Kirche und des „Ecclectic review", das jetzt nach weit gemäßigtern Grundsätzen als früher die Ansichten der protestantischen Dissenters geschickt verficht. Das neue „Retrospective review" soll die Aufmerksamkeit auf ältere, unverdient vergessene Werke richten, die seit der Wiederherstellung der Wissenschaften erschienen sind. Nach einem andern Plane, als jene Zeitschriften, wird die seit 1817 in London erscheinende „Literary gazette" geleitet, die wöchentlich ein Mal ausgegeben wird und außer beurtheilenden Anzeigen, welche meist reichliche Auszüge geben, auch viele literarische Nachrichten und Beiträge zur Unterhaltung liefert. Wo politische Fragen berührt werden, ist diese Zeitschrift eine strenge Anhängerin der Tory-Grundsätze. Im Plan und selbst im Aeussern ist eine Nachahmung derselben das seit 1822 erscheinende „London museum". Der gleichfalls erst 1822 aufgetretene „Monthly censor" will sich nicht bloß auf eine Auswahl aus dem Ertrage der Literatur beschränken, sondern die gesammte einheimische und ausländische Literatur umfassen. Ueber letztere berichten 2 Quartal-Zeitschriften: das treffliche „Foreign review and continental miscellany" (London, b. Black, 1828) und das „Quarterly foreign review" (London, b. Treuttel und Würz). Die Zeitschriften vermischten Inhalts, die Magazines, sind in der Geschichte der englischen Literatur wichtig, da sie für Forschungen aller Art den Weg geöffnet und zu allgemeiner Verbreitung von Kenntnissen viel beigetragen haben. Vor 1731 waren fast alle Zeitschriften politischen Inhalts. Zu jener Zeit entstand die älteste aller englischen Zeitschriften, das „Gentleman's magazine", das seitdem ununterbrochen fortdauert und besonders viele Beiträge zur Alterthumskunde Großbritanniens liefert. Es enthält, wie die meisten seiner Nachfolger, auch Beurtheilungen neuer Schriften. Unter den übrigen vermischten Zeitschriften heben wir hervor: das 1796 von Priestley, Price, Rees, Aikin, Morgan, Godwin, Holcroft gegründete, seit vielen Jahren von Richard Philipps herausgegebene „Monthly magazine", das immer auffallend eine Parteifarbe im Politischen wie im Religiösen trug, aber unter Anhängern freisinniger Grundsätze noch sehr verbreitet ist; das „New monthly magazine", das bei seiner Eröffnung (1814) sich jenem schroff

Digitized by Google

ntgegenstellte, aber unter des Dichters Thomas Campbell's Leitung seit 1821 sich zu freien Ansichten bekannt und überhaupt an Werth gewonnen hat; das seit 1817 an die Stelle des ältern (seit 1739 bestandenen) „Scotch magazine" getretene reichhaltige „Edinburg magazine and literary miscellany"; Blackwood's „Edinburgh magazine", durch strenge literarische Urtheile und entschiedene Torygrundsätze ausgezeichnet: das „London magazine", das sich unter John Scott sehr hob, der aber im Duell mit einem Abgeordneten des Redacteurs von Blackwood's „Magazine" erschossen wurde; und das 1822 begonnene „Brighton magazine", wo man reichhaltige Auszüge aus den Parlamentsreden findet. In den Zeitschriften allgemeinern Inhalts ist auch das, seit 1758 jährlich erscheinende „Annual register" zu zählen, das eine Staaten- und Literaturgeschichte enthält, und das seit 1780 von Stockdale nach fast gleichem Plane herausgegebene „New. annual register". Eine reichhaltige Sammlung von wichtigen Flugschriften: „The pamphleteer", gibt Valpy Heftweise heraus. Ueberblicken wir die für ein wissenschaftliches Gebiet ausschließend bestimmten Zeitschriften, so finden wir seit 1710 auch eine der classischen, biblischen und morgenländischen Literatur gewidmete, das von Valpy herausgegebene „Classical journal", das oft auch Wiederdrücke älterer philologischer Abhandlungen, selbst von Ausländern, liefert. Mit Indiens Angelegenheiten und der morgenländischen Literatur beschäftigt sich seit 1816 das schätzbare „Asiatic journal". Hauptsächlich den Naturwissenschaften, der Astronomie, Mechanik und Erdkunde ist, außer dem oben genannten „Quarterly journal", das von Brewster und Jameson in Vierteljahrsheften herausgegebene reichhaltige „Edinburgh philosophical journal" gewidmet. Länger bestehen das von Tilloch besorgte „Philosophical journal", Thomson's „Annals of philosophy, or Magazine of chemistry, meneralogy, mechanics, natural history, agriculture and the arts", und das jetzt von D. Sims herausgegebene „Botanical magazine". Bei dem Ueberblicke der theologischen Zeitschriften ist es auffallend, aber aus dem geringen Eifer, womit die bischöfl. Kirche, ihre Unerschütterlichkeit vielleicht überschätzend, zeither ihren Vortheil bewachte, leicht erklärlich, daß gegen eine in ihrem Sinne, jedoch nach gemäßigten Grundsätzen, mit Geist und Gewandtheit geschriebene Zeitschrift: „The christian observer", mehre ausgezeichnete, von Dissenters herrührende Zeitschriften erschienen. So ist das „Monthly repertory", das aus dem ältern „Protestant dissenters magazine" entstand, und besonders in dem beurtheilenden Theile vorzüglich ist, meist unter den Unitariern verbreitet. Das „Evangelical magazine", früher außerordentlich verbreitet, wird besonders von protestantischen Dissenters aller Art unterstützt, seit einiger Zeit von einem Ausschusse unter Burder's Vorsitze besorgt, und empfiehlt sich durch schätzbare Missionsnachrichten. In gleichem Geiste, und gleichfalls sehr beliebt, ist das „New evangelical magazine", das in dem literarischen Theile bedeutender als jenes ist. „The christian instructor or congregational magazine", das Biographien, Predigten, Abhandlungen und Urtheile liefert, bekennt die Grundsätze der Independenten. „The methodist magazine" ist fast ausschließlich für Wesley's Anhänger bestimmt, und die beispiellose Verbreitung desselben kann bei der großen Anzahl von Methodisten in Großbritannien, die man schon 1817 auf mehr als 190.000 anschlug, nicht befremden.

Digitized by Google

Englische Malerkunst, s. Englische Kunst.

Englische Medicin und Chirurgie. Die Grundzüge des englischen Nationalcharakters bezeichnen zugleich jene der englischen Medicin. Freiheit ist vor Allem das Element, in dem die Engländer sich bewegen, und eine ungebundene Freiheit auch ist es, die wir in der Erlernung wie in der Ausübung der Medicin im großen Inselreiche wiederfinden. Die Regierung hat freilich ihre officiellen Unterrichtsanstalten in Oxford, Edinburg, Glasgow, Dublin u. s. w. Niemand aber ist deßhalb gezwungen, in ihnen seine Weisheit zu holen. Er kann für sein Geld pupil in irgend einem Hospitale werden, hier sich ausbilden, er kann als Apothekergehülfe nebenher einige (neuerlich indeß doch für diese Fälle genau bestimmte) Vorlesungen hören, er kann in der Marine, in der Armee als Wundarzt dienen — ja er braucht Alles dieß nicht einmal, wenn er sich durch andere Mittel, als Erfahrung und Gelehrsamkeit bieten, in das medicinische Vertrauen des Publikums einzuschleichen weiß — und so treiben denn die graduirten Doctoren neben den Apothekerärzten, den Surgeons und den Quacksalbern collegialisch ihre Praxis fort! Daß auf diese Art an eine gewisse Einheit in der englischen Arzneiwissenschaft — wie sie etwa sehr merkbar in jener der Franzosen stattfindet — nicht zu denken sey, leuchtet ein. Hierzu kommt noch, daß selbst auch die öffentlichen Krankenanstalten nicht, wie bei uns auf dem Continente, unter der Regierung stehen, weil das englische Gouvernement überall nicht Alles und zu viel regiert, sondern auf dem Beutel und der Fürsorge der Bürger beruhen, daher nicht nach einem gemeinschaftlichen Zwecke geleitet werden und ein gemeinschaftliches Resultat liefern können. — Wie aber ferner der gepriesenen englischen Freiheit auf der andern Seite eine Aristokratie zügelnd gegenübersteht, die wohl in keinem Lande der Welt mächtiger und drückender ist, so finden wir auch eine medicinische Aristokratie in England, die gewiß höchst wichtig ist für die Medicin, besonder für die Literatur. Diese Aristokratie bilden vornehmlich das College of physicians und das College of surgeons in London. Die eigentlichen Mitglieder (Fellows) dieser Gesellschaften bilden eine wahre Ministerialmacht; sie ertheilen die Befugniß, in oder nahe bei London die Praxis auszuüben — können daher von diesem Mittelpunkte der reichsten Erfahrung Die verdrängen, die sie gerade nicht in ihrer Nähe wünschen — und unzählig sind die Chikanen, welche die Nichtmitglieder erdulden müssen, wenn sie auf die Ehre Anspruch machen, in das Collegium aufgenommen zu werden, oder nur selbst ihre Arbeiten und Erfahrungen in die Archiv dieser Gesellschaften („Med. chir. transact.“) niedergelegt zu sehen. Wir überlassen es sachverständigen Lesern, zu entscheiden, ob und wie eine solche wissenschaftliche Aristokratie von Einfluß auf die Cultur der Wissenschaft sey. — Höchst wichtig ist ferner für den Zweck dieses Art. die Tendenz im Charakter der Engländer nach dem Praktisch-Brauchbaren; hier ist es denn auch, wo wir die Philosophie derselben in Anspruch zu nehmen haben. Das noch heute in England herrschende System ist der Locke'sche Empirismus, ein System, das den Satz behauptet: Wissenschaft könne nur auf Erfahrung beruhen, wie alle unsere Begriffe zuletzt darauf beruhen, und z. B. angeborene Begriffe nicht anzunehmen sind. Wie wichtig ein solches philosophisches System für die Medicin sey, leuchtet ein, denn es macht aller Hypothese und Theorie von vorn herein den Gar-

Digitized by Google

nus. Trifft es nun vollends auf eine so rein praktische Tendenz, wie die im Kopfe des Engländers, der das cui bono als ewiges Motto auf alle seine Gedanken und Handlungen setzt, so läßt sich denken, welche rein praktische Physiognomie die Arzneiwissenschaft hier annehmen werde. Und hier kommen wir auf den Hauptzug der Charakteristik der englischen Medicin. „Vom Empirismus aus", so ruft uns jedes englische Buch von Harvey an bis auf heute zu, „müssen wir Aerzte ausgehen, wenn wir etwas wahrhaft Brauchbares liefern wollen; Untersuchungen müssen wir anstellen am lebenden Körper (Physiologie, Pathologie) wie am todten (pathologische Anatomie); von diesem philosophischen Grundsatze ausgehend, haben unsere Harvey, Highmore, Glisson, Warthon, Willis, Lower, Ridley, Cowper, Douglas, Cheselden, Monro, J. und W. Hunter, Cruikshank, J. Bell, Darwin u. A. die Welt mit ihren Entdeckungen über die Natur und den Bau des menschlichen Körpers bereichert; den hohen Werth praktischer Erfahrung, keinen andern anerkennend, beobachtete der zweite Hippokrates, unser Sydenham, und so wurden unsere Huxham, Fothergill, Cullen, Brown, Armstrong, Bateman, Scudamore, Willan u. a. große Aerzte. So machte unser Jenner die große Entdeckung der Vaccine". Sind dieß, wiefern wir nicht irren, sprechende Züge in der Charakteristik der Medicin der Engländer, so behaupten wir auch, daß sie sich, wie natürlich, überall auch im Einzelnen wiederfinden. Schon die wortreichen und unbeholfenen Titel der meisten engl. medicin. Werke deuten auf jenes cui bono, und die Ausführung derselben beweist es noch deutlicher. Was wir Deutsche eine logisch-systemat. Eintheilung eines wissenschaftlichen Werks nennen, das wird fast überall bei den englischen Aerzten vermißt, und eine oft ermüdende Reihe von Cases, die meisten quantitativ den größten Theil des Buches ausfüllen, muß hier logische Anordnung und tieferes Eindringen in den abgehandelten Gegenstand ersetzen. Aber es sind diese langweiligen Krankengeschichten (oft selbst Krankenjournale) der Engländer wenig nützlich, weil die Krankheiten durch unmäßiges Blutlassen und Arzneigeben erst künstlich gemacht und einseitig nach vorgefaßten Ideen beobachtet und beurtheilt sind. Auch hier zeigt sich ihr Nationalstolz. Ein geistreicher deutscher Schriftsteller nennt die Engländer „die politischen Selbstlauter Europas"; diese Bezeichnung paßt auch mutatis mutandis für die englische Aerzte. — Die Leistungen und Erfahrungen des Continents dringen sehr schwer über den Canal, weil die Engländer sich wenig Mühe geben, sie zu erhalten, wie sie ja auch in merkwürdiger Unbekanntschaft mit den Sprachen ihrer Mitvölker leben. Daher findet man so selten, ja fast niemals, in ihrer medicinischen Literatur auf die Deutschen, Franzosen ꝛc. Rücksicht genommen. — Die Therapie der englischen Aerzte ist wegen ihrer Eindringlichkeit berühmt, und sie bildet den geraden Gegensatz zu jener der Franzosen. Der Engländer ist energisch und durchgreifend in allen seinen Maßregeln, und so auch in denen, die er, die Krankheit zu bezwingen, nimmt; er darf um so energischer seyn, da er mit robusten Naturen, die sich fast ausschließlich von Fleisch und starkgewürzten Bieren nähren, zu thun hat, daher die mächtigen Dosen aller Heilmittel, wie sich die Auswahl derselben überhaupt schon im Reiche der stärksten therapeutischen Mittel bewegt, wie des Aderlasses, Kalomel, Opium, Jalappe ꝛc. Dieser Therapie verdanken wohl die schrecklichsten pathologischen Desorganisationen, die die Eng-

Digitized by Google

länder so häufig beschreiben, ihr Daseyn größtentheils. Ebenso energisch und durchgreifend ist die Chirurgie der Engländer, die wohl den ersten Rang einnimt, wenn es nur auf Muth, Kühnheit und operative Kunst ankommt. Für das Gebiet der Wundarzneikunst, die neuerlich in der englischen Arzneiwissenschaft offenbar das Uebergewicht über die Medicin gewonnen hat, könnten wir als Repräsentanten eine große Reihe bewährter Namen nennen, wenn uns nicht der Raum beschränkte; auf Männer wie z. B. Bell, Cheselden, Pott; unter den Neuern Abernethy, Alanson, C. Bell, Brodie, Astley, Cooper, Home, Howship, Lawrence, Travers u. v. A. hat wohl jede Nation Recht, stolz zu seyn, auch wenn sie die Leistungen andrer anerkennt. — Endlich mag als einer der Hauptzüge, durch welche die englische Medicin sich auszeichnet, noch der Reichthum von Erfahrungen angeführt seyn, der sich in der medicin. Literatur der Engländer über die Krankheiten fremder Welttheile niedergelegt findet. Nur eine seefahrende Nation, die, wie die englische, unter allen Himmelsstrichen heimisch ist, hat so viele und reiche Gelegenheit, die in fernen Klimaten herrschenden Krankheiten zu beobachten, und man ist längst gewohnt, über diese Krankheiten die Lind, Rollo, Clars, Jackson, Hillary, als Lehrer zu studiren. (Vgl. Deutsche Medicin und Chirurgie und Französische Medicin und Chirurgie.)

Englische Musik. In den ältesten Zeiten finden sich dürftige Spuren von Musik in England. Durch die Barden, von den Celten aus Frankreich nach England und Schottland gebracht, erhielten sie die ersten Begriffe vom damaligen, aber bloß in den sogenannten Bardenliedern bestehenden Gesang. Im 12. Jahrh. zeigte Richard I., König von England, seine Talente in der lyrischen Composition in dem mit Blondel (s. d.) verfertigten, bekannten Gesange: ein anderer Liebling Richards, Gaucelm, Troubadour und zugleich sein Begleiter in dem heiligen Krieg, hinterließ ein Gedicht auf seines Wohlthäters Tod, nebst der Musik, wo er sowohl für das Gedicht als auch die Musik bedeutenden Beifall einerntete. Diese Melodie ist nach Burney die älteste, welche bis auf jetzige Zeiten aufbewahrt worden ist. Das Original befindet sich im Vatikan unter den von der Königin von Schweden demselben vermachten Handschriften. Die vorherrschenden Instrumente waren in dieser Zeit-Periode die Harfe mit 25 Saiten und die Violin. Die Harfe stand am meisten in Ansehen, daher die romantischen Dichter sie den Fürsten und Großen des Reichs in die Hand legten, wie Homer und die anderen griech. Barden der Lyra ihren Heroen und Weisen. So verglich auch der Sänger seine Geliebte mit einer Harfe, um ihr die größte Schmeichelei zu sagen. Eine wichtigere Periode für die englische Musik begann in der letzten Hälfte des 14. Jahrh., in welcher Chaucer's Genie sich entwickelte. Aus den Anspielungen in seinen Werken auf Vokal- und Instrumental-Musik läßt sich beweisen, welche Macht die Reize der Musik auf das Gehör und das Herz der Zuhörer ausübte. Auch waren zu des Dichters Zeit Orgeln zur Erhöhung des feierlichen Gottesdienstes sehr im Schwunge. Eine mehrstimmige Musik ist aus einer so entfernten Periode, als Chaucer's Zeit ist, nicht vorhanden; aber aus mehren Stellen in seinen Gedichten scheint zu erhellen, daß zu seiner Zeit mehrstimmige Kirchengesänge nicht ungewöhnlich waren. 1463 wurde das erste Mal zu Oxford dem John Hambois die Würde eines Doctors der Musik ertheilt. Wurde früheren Künstlern die Krone der

Digitized by Google

Ehre und des Ruhmes, selbst die höchste Bewunderung der Monarchen owohl als auch besonders die Gunst der Frauen durch ihren Gesang u Theil, so ist es erfreulich, eine Epoche erstehen zu sehen, wo der Tonsetzer mit dem Gelehrten und den für Literatur und allgemeine Wis-enschaft rühmlich thätigen Genie eine gleiche Würde theilt. Nach dem rsprünglichen Zwecke dieser Promotion war die Ertheilung musikalischer Grade nur auf wissenschaftliche Candidaten allein beschränkt; d. h. solche, welche die Lehre der Akustik in Beziehung auf die Lehren der Harmonie nd die Verhältnisse der tiefen und hohen Töne kannten und die Fähig-eit besaßen, gewisse Bücher im Boethius auszulegen, hatten Ansprüche ntweder den Grad eines Baccalaureus oder eines Doctors der Musik u erhalten. Eine Unterscheidung zwischen den freien und mechanischen Künsten reicht schon bis ins 4. Jahrh. herauf. Aber wie die Wissen-chaften gelehrt wurden, beweist augenscheinlich die Abhandlung über die-elben von dem berühmten Alkuin, dem Lehrer Karl's des Großen. In en meisten Schulen gingen die öffentlichen Lehrer nicht über Gramma-k, Rhetorik und Logik hinaus; nur wenige ließen sich auf Arithmetik, Musik, Geometrie u. s. w. ein und nahmen dann das Studium des Cassiodorus und Boethius vor. Dieß zeigt der den Musikbeflissenen vor-eschriebene Plan. Unter dieser Gattung von Musikern, welche in Ox-ord und Cambridge ihre Ausbildung erhielten, gehörte John Hambois, in Mann von großer Gelehrsamkeit. Seine Kenntnisse in der Harmonie und seine Geschicklichkeit in der Bildung der Consonanzen nd in der Vorbereitung und Auflösung der Dissonanzen übertraf Alles, essen sich ein Musiker seiner Zeit rühmen konnte. Während die Italie-er die Melodie verfeinerten und die Niederländer der Harmonie ein eues und besseres Gepräge gaben, nützten die Engländer mit nachah-enswerthem Eifer ihre Fortschritte in beiden Theilen der Kunst. Und wirk-ich wurden auch schon im 15. Jahrh. nicht nur 4-, 5- und 6stimmige Messen, sondern auch weltliche Gesänge von 2 oder 3 Stimmen in England hervorgebracht, deren Contrapunkt zu ihrer Zeit sich mit dem des andern Landes auf eine Stufe stellen konnte. Unter den englischen Tonkünstlern des 16. Jahrh. verdienen nahmhafte Auszeichnung: D. Robert Fayrfax, Doctor der Musik von Oxford und Cambridge, er unter Heinrich VII. und Heinrich VIII. blühte, welcher Letztere selbst owohl Componist als auch ausübender Musiker war; er hat geistliche Texte in Musik gesetzt, welche alle in der königlichen Capelle noch vor-anden sind. Sir Thomas Phelyppes, John Traverner, D. Tye, John Shephard, John Marbeck und Robert Parsons. Keinem Tonkünstler es 16. Jahrh. verdankt der Gottesdienst der englischen Kathedralkirchen ehr als John Marbeck, Organisten von Windsor. Seine Compositio-en werden noch bis auf heutige Zeit in den Kirchen gehört. Die Haupt-heile der h. Schrift oder Kirchenhymnen, welche von Engländern in teinischer Sprache in Musik gesetzt waren, entstanden unter der Re-ierung der Maria. Mit Elisabeths Thronbesteigung wurde eine Schule es Contrapunktes gestiftet, die man den ersten Europa's beizählte. Um eselbe Zeit blühten noch William Cornish als Kirchencomponist, John ygon, Prior und nachheriger Abt des Augustinerklosters in Canterbury; theridge aus Thame in Oxfordshire, war Mitglied des Corpus-Christi-ollegiums und bekleidete die Würde eines königlichen Professors; als friger Katholik entfernte ihn Elisabeth von dieser Stelle, worauf er sich

Digitized by Google

mit dem Unterricht in der Musik beschäftigte und sich damit ein bedeutendes Vermögen erwarb. Unter Elisabeth bob ein neues Zeitalter für Kunst und Wissenschaft in England an. Während dieser Regierung erreichte die mehrstimmige Composition wie Kanon der Fuge in England einen Grad der Vollkommnung, wie wenige auswärtige Länder darboten. Die Regentin selbst besaß bedeutendes musikalisches Talent; einen Beweis davon führt man in einem aufbewahrten Notenbuche der Königin an, welches Compositionen von Tallis, Bird, Giles, Farnaby und D. Bull enthält, deren welche so schwer sind, daß sie von künstlerischer Fertigkeit der Königin im Spinett oder Clavierspiel zeugen. Obschon die Kirchenmusik im Anfange dieser Regierung an den Puritanern eifrige Widersacher fand (s. Neal's „History of Puritans"), so verbreitete sich doch die Kunst allgemein durch Compositionen von D. Bull, Tallis, Bird, Giles, Farrant, Cawston, Takland, Taverner und andern trefflichen Contrapunktisten. Der musikalische Gottesdienst der königlichen Capelle war glänzend und für die damalige Zeit stark besetzt, sie enthielt außer den Sängern, Orgel, Hörner (cornets), Posaunen ꝛc. Der Protestantismus aber nicht zufrieden, allen äußern Prunk bei der Feier des Gottesdienstes zu entfernen, wünschte sogar die schönen Künste (Malerei, Tonkunst) aus ihren Kirchen entfernt zu sehen. Deßhalb gab Elisabeth ein Edikt, welches folgendermaßen schließt: „Und wir geben dem Inhaber dieser Macht, jedwede singende Männer oder Knaben aus jeder Capelle, unsere eigene Hof- und St.-Paulscapelle allein ausgenommen, hinwegzunehmen. Geg. zu Westminster den 8. Tag des März im 2. J. unserer Regierung." 1562 erhielten die Kirchen zuerst die Psalmen mit Noten, und 17 J. später erschienen ihre Melodien, die mit Harmonie versehen von Will. Damon. Die ersten vollständigen Ausgaben der Psalmen erschien 1594. Man muß sich aber unter diesen Psalmen ja keine schönen Choräle vorstellen, sondern die meisten gleichlebenden Geschichtschreiber erklären diese Melodien als schaal, und um vielleicht einen passenden Vergleich zu finden, dem unmusikalischen Synagogengesange ähnlich. Aus obigem von der königlichen Capelle Gesagtem ist genug hervorgegangen, wie hoch die Musik gediehen war, und als der größte damals lebende Contrapunktist ist der mehrerwähnte Tallis noch anzuführen. Auffallend muß es für den strengen Beobachter der Geschichte der Musik seyn, daß, wenn man die italienischen Werke mit den englischen vergleicht, klar hervorleuchtet, daß diese jenen in der Melodie sowohl wie in der Harmonie und andern musikalischen Arbeiten, wenn auch nicht voran, doch gleich waren. Am berühmtesten ist Tallis's „Gesang von vierzig Stimmen". Das Meiste seiner Werke besteht aus Litanieen, Anthemen u. s. w. Er starb 1585. Bird, ein Schüler Tallis's, scheint seinen Lehrer ganz ersetzt zu haben; denn Peacham nennt ihn in seinem „Complote Gentleman" den Phönix der Andacht in seinen Motetten. Seine „Cantiones Sacrae", wie auch seine „Gradualia", sagt dieser Schriftsteller, sind englisch und göttlich. Wood rühmt ihn noch als trefflicher Mathematiker; er starb 1623. Wenn Tallis in seinem Schüler Bird glücklich war, so war es dieser kaum weniger in seinem Zöglinge Thomas Morley. Dieser ausgezeichnete Tonkünstler erwarb sich gleichen Ruhm durch seine Compositionen als durch seine Abhandlung: „Einfache und leichte Einleitung in die praktische Musik." Morley's Todtenamt (Burial Service), welches für das Erste nach der Re-

Digitized by Google

formation gehalten ist, wird noch immer in der Westminsterabtei aufgeführt. D. Burney sagt, daß er diese Seelenmesse bei dem Tode Georgs II. mit höchst feierlicher Wirkung aufführen hörte. Die weltliche Vokalmusik hielt indessen mit der geistlichen nicht gleichen Schritt, denn die Worte und Musik eines Buches von Gesängen für 3, 4 und 5 Stimmen (1571) sind wahrhaft barbarisch und alle, welche damals erschienen, zeugen weder von Genie noch Wissenschaft. Acht bis zehn Jahre später verbreitete sich aber doch ein besserer Geschmack durch die Anmuth eines Palestrina u. s. w. in dieser Gattung, und theilte der Kammermusik der Engländer einen höheren und vollkommneren Styl mit. Unter diesen doch nicht glänzenden Umständen für die Kammermusik trat nun der berühmte und gründliche D. John Bull auf, welcher die Welt mit seinen Talenten erleuchtete. Von wahren Musikkennern ist allgemein zugestanden worden, daß Bull's Instrumentalcompositionen so vollstimmig und reich gearbeitet sind, daß die Sebastian Bach'schen sich mit den seinigen vergleichen lassen. Er ist zu Hamburg, aber wahrscheinlicher zu Lübeck (wie alt ist unbekannt) gestorben. Das einzige im Druck vorhandene Werk dieses Tonsetzers sind Lektionen fürs Virginal in vermischten Sammlung u. d. T.: „Parthenia" und ein Anthem „Deliver me, o god!" in Bernard's „Sammlung geistlicher Musik". Unter den Verbesserern der Singcomposition verdienen noch Folgende genannt zu werden Thom. Weelkes, Ge. Kirbyn, John Wilbye und Thom. Bennet. Durch die Bemühungen genannter und noch vieler anderer, zu ihrer Zeit sehr berühmter Männer bildeten sich die Engländer einen eignen Styl in der geistlichen und weltlichen Musik; er gegen die Mitte des 17. Jahrh. fing der italienische Geschmack an, sich den englischen Nationalmelodien merklich mitzutheilen und dadurch ihre Wirkung sehr erhöht. Unter der Regierung Jakob's und Karl's I. scheint die Aufmerksamkeit des Hofes sich auf das dramatische Gebiet beschränkt zu haben, sowie das Drama selbst größtentheils auf die Palläste der Fürsten, und die Musik in demselben sich auf beiläufige Gesänge (Songs), Ouverturen und Zwischenspiele beschränkten. Jakob I., 1603 zur Krone gelangend, gewährte einer Schauspielergesellschaft ein Privilegium, worin dramatische Zwischenspiele, aber keine sogenannten Masken (welche sich ausschließend auf Unterhaltung und Schmeichelei der Höfe beschränkten) begriffen waren. Nichts destoweger gewann diese letztere Art scenischen Darstellung endlich Zugang unter dem Volke und war die unstreitige Vorläuferin der Oper in England. Der Stile recitativo erschien hier zuerst in einer Maske, ganz in Reimen von Ben Johnson geschrieben 1617. Der glückliche Erfolg dieses Versuchs ermunterte denselben Verfasser, sogleich ein Stück von derselben Art, aber mit mehr Gelegenheit zum Recitativ, zu schreiben. Es hieß „The vision of delight" und wurde am Hofe gegeben. Es bestand aus Recitativen, Arien, Chören und Tänzen und bildete eine völlige Oper. Jedoch war die Musik der Bühne jener Zeit keineswegs auf Masken allein beschränkt. Fast jedes Trauer- und Lustspiel wurde mit Gesängen geschmückt. Die Stücke Shakspeare's, Johnson's, u. s. w. sind reich an diesen lyrischen Zierden, und es kann die Einführung derselben in das regelmäßige Drama bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinauf verfolgt werden. An den erhöhten Effekten (reliefs) hatte Instrumentalmusik ihren Antheil. Im zweiten Akte des „Kaufmanns von Venedig" erscheint der Mohrenkönig unter dem Schalle von Zinken oder Hörnern,

Digitized by Google

und im fünften Akt heißt es: „Und laßt nun die Musik ins Freie schallen". Viel Lärmen um Nichts" gibt Musik zur Maskerade. Auch endigen einige Shakspeare'sche Trauerspiele mit einem Todtenmarsch. Während Karl I. und der vorhergehenden Regierung wurden eine mannigfaltige Menge einzelner Gesangstücke geschrieben, von denen die meisten in den Sammlungen der Zeit gedruckt erschienen. Der fast einzige musikalische Herausgeber oder Verleger dieser Zeit war John Playford. Die bewunderten Compositionen von Lawes druckte er 1653 u. d. T.: „Ayres and dialogues", in Fol. 1657 erschien Matthew Locke zuerst als Autor. Opern wurden (weil sie verboten wegen des oft unmoralischen Inhaltes) unter dem Titel: „Unterhaltungen in Declamation und Musik nach der Manier der Alten", aufgeführt. Diese Erlaubniß wurde 1675 von Sbadwell benutzt, und er schrieb eine Oper, betitelt „Psyche", welche Locke componirte und in Partitur herausgab. So verdankt auch England Locke das erste herausgegebene System des Generalbasses. Es erschien 1673 u. d. T. „Melothesia". Als Locke die Morgenmesse (wo er die gewöhnliche Monotonie vermied) componirte, gehörte er zur königlichen Capelle und war Protestant; später ging er zur katholischen Kirche über und ward Organist bei der Katharina von Portugal, Gemahlin Karl's II. von England, und st. 1677. Unter Karl II. war in England der französische Geschmack vorherrschend, durch Lulli's Einfluß. Pelham Humphrey wurde vom Könige nach Paris gesandt, um unter dem großen Lulli zu studiren. Sein Gesang zur Laute wurde ebenso bewundert als seine Antheme, und man sagt, der berühmte Capitain Henry Cook sey, weil man sein Schüler (Humphrey) als Lautenist über ihn stellte, aus Gram hierüber gestorben. Während Composition und Execution fortschritten, blieben auch der Vortrag und das Studium der Theorie nicht zurück. „Short directions for the performance of cathedral service" (Kurze Anweisungen zur Ausführung des Kathedraldienstes), Oxford 1661, war das erste didaktische Werk, das nach der unglücklichen Rückkehr des Stuart'schen Hauses erschien. 1667 erschien Christoph Simson's „Compendium oder Einleitung in die praktische Musik". Unterdessen setzten die tiefen und gelehrten Arbeiten von Kepler und Kircher ꝛc. die Lehre vom Schall in ein neues Licht, welches durch Lord Keeper North und Lord Brouncker, D. Wallis und D. Holder und durch Newton's Scharfsinn noch weiter verbreitet wurde. Nur erschien ein Mann, desgleichen noch in England nicht gewesen und auch bis jetzt noch keiner mit solchem Genie hervorgetreten ist. Es war Heinrich Purcell, geb. 1658. Wise und Humphrey hatten dem italienischen Geschmack gehuldigt. Ihrem Beispiele folgte Purcell mit dem größten Glück. Collonna's, Graziani's und Stradella's ꝛc. Werke waren seine Muster. Seine Genie umfaßte mit gleichem Glück jedwede Gattung der Composition. Seine Fugen, Nachahmungen, sein Contrapunkt sowohl als seine Opern zeugen von außerordentlichem Genie und der feurigsten Einbildungskraft. (Er starb 1695.) Obschon die neuern Instrumente in England die ältern und an Wirkung ärmern verdrängten, so war doch bloße Instrumentalmusik sehr selten, und sie nahm erst im Anfange des 18. Jahrhunderts ihren Anfang. Die talentvollsten Männer nach Porcell waren D. Arne und D. Arnold. Ihnen folgten Boyce, ein Schüler des berühmten D. Pepusch, eines Deutschen, und Batischill. Verschwiegen kann nicht werden, daß kein englischer Compo-

Digitized by Google

ist das Verdienst und den Ruhm um die englische Oper in dem Grade heilt, wie D. Arne, dessen Opern, namentlich: „Rosamund jugement f Paris", „Elisa", „Artaxerxes" ꝛc., mitunter noch heutzutage über die Bühne gehen. Als Aesthetiker verdient Avison genannt zu werden. Ausgezeichnete musikalische Geschichtforscher sind Burney, D. der Musik, welcher zwar durch seine oft sehr irrigen Urtheile viele Widersacher gehabt. Hingegen ist die Geschichte der Tonkunst von Hawkins viel gediegener und wohl classisch zu nennen. Die neueste Geschichte der Tonkunst ist von D. Busby, welche von Michaelis (Leipzig 1822) übersetzt erschien.

Englische Pferde (blood-horses, chevaux de race) wurden aus der Vermischung einheimischer mit arabischen, persischen und nordafrikanischen Hengsten gewonnen. Das in Großbritannien gewöhnliche Wettrennen (s. d.), ein Nationalfest der Pferdeschau, durch die Preise, welche die Regierung aussetzte, wer die schönsten Pferde zu ziehen verstände und durch die Sucht der Großen und Reichen den besten Renner zu besitzen, mochte er auch kosten, was er wollte, brachte die Pferdezucht in England in einem außerordentlichen Flor. Man kaufte Stuten von edler Abkunft und schönem Gebäude, um Füllen davon zu ziehen, oder berühmte Hengste, von denen ein Sprung mit 10, 20, 60, ja mit 100 Guineen bezahlt wurde. Da nun dieser Gewinn 30—40 Mal des Jahres möglich war, so glaubte man nicht zu theuer kaufen zu können. Noch Andre speculirten auf den Gewinn der Summen, die beim Rennlauf gewettet wurden. So soll der Eigenthümer des Eclipse mit diesem Wettrenner 50.000 Guineen gewonnen haben, und manches Pferd, das sein Herr mit 2—3000 Guineen erkaufte, brachte ihm binnen wenig Jahren 10—12.000 Guineen ein. Das Ausland suchte mit Begierde engl. Pferde zu kaufen; dieß trug noch mehr zur Vervollkommnung der engl. Pferdezucht bei. Indeß war die Ausfuhr der Hengste verboten, und wenn auch einzelne auf das feste Land kamen, so wußte man die Zucht davon nicht gehörig einzurichten, oder man hatte in England Pferde von der zweiten oder dritten Güte gekauft, welche oft den einheimischen Schlag, wie dieß in der Normandie der Fall war, verschlechterter. Obgleich in England die Pferdezucht überall gleich blühend ist und der Unterschied der Provinz keinen Unterschied in der Pferdezucht macht, so unterscheidet man doch zwei von einander verschiedene Schläge, die keine vortheilhafte Vermischung zulassen, von dem dritten, welcher die eigentlichen englischen Pferde umfaßt. Die erste, in England einheimische, Art von 4 Fuß bis 4 Fuß 4 bis 5 Zoll Höhe, von starkem Bau, kleinem Kopf, dickem Halse und sehr schlanken Beinen. Da diese Race in den Gebirgsländern Wales, Cornwales, Devonshire und Schottland ohne besondere Sorgfalt gezogen wird, so schätzt man sie als sehr sichere Bergläufer, welche kaum zu ermüden sind. Die zweite Race, welche die Zug- und Lastpferde ausmacht, zeichnet sich durch Muskelkraft und starken Bau aus. Sie scheint flandrischen Ursprungs und durch sorgfältige Zucht sehr vervollkommnet zu seyn. Die dritte Gattung ist die zahlreichste. Sie ist durch mehre fremde Racen veredelt und liefert fast alle Jagd-, Reit-, Kutsch- und Cavalleriepferde. An Ebenmaß und Gestalt sind die Renner (race-horses, chevaux de course) darunter die schönsten. Mancherlei Abstufungen fähig, stammen sie entweder von einer berühmten englischen Wettläufer-

Digitized by Google

Stute, aus fremdem Geschlechte oder von zwei edlen Mischlings-Pferden. In der Regel haben sie eine Höhe von 4 Fuß 7 bis 10 Zoll; ihr Kopf ist stark und glatt, ihre Augen groß, ihre Ohren lang, ihr Hals ist lang, die Brust hoch und schmal, der Bauch ist ein wenig hervorstehend, die Gelenke an den Beinen sind stark, der Bau des Rückens fast gerade gestreckt, die Schenkel sind muskulös und lang; übrigens sind sie von kräftigen Formen, feiner Haut, durch die man beinahe jede Ader sieht, und die man statt der Striegel nur mit scharfen Bürsten berührt. Ihre Farbe ist gewöhnlich dunkelbraun, rothbraun mit Abzeichen am Kopfe und weißen Flecken an den Füßen. Durchaus eigenthümlich ist ihnen die Senkung des Vorderbugs und die fast horizontale Lage des Beckens, sodaß beide einen Winkel bilden, dessen Spitze höher und dessen Oeffnung weiter geöffnet ist als bei jeder andern Race. Dieser Bau ist dem schnellen Laufe des Pferdes äußerst günstig, doch wird es zum Reiten weniger als zum Wettlaufe gebraucht. Nächst den Rennern stehen die Jagdpferde (hunters, hunting-horses) am höchsten im Preise, welche bisweilen mit 300 Guineen bezahlt werden. Zur Zucht werden normännische Stuten und ein Wettrenner genommen. Eine besondere Art Pferde, ponies, gallomays ꝛc. genannt, gebraucht man zu Einspännern. Von kleiner Gestalt, werden sie von gemeinen Ackerpferden gezeugt, kommen weder im Winter noch Sommer in einen Stall, laufen aber geschwind und haben einen sanften Gang; daher man sie auch zu Reitpferden für Frauen und Kinder braucht.

Englisches Pflaster nennt man bekanntlich jetzt einen mit Hausenblase und peruvianischem Balsam überzogenen Taffent. Ehemals dienten die Häute der Goldschläger, wenn sie unter dem Hammer abgenutzt waren, zu Pflastern oder eigentlich zu Vereinigung kleiner Wunden. Aber schon in der Mitte des 12. Jahrhundert hat man, wenigstens in der Levante, eine sehr dünne Haut auf gleiche Weise bei Wunden gebraucht.

Englische Poesie. Ein so ganz auf öffentliches Leben und Bürgerlichkeit in höherem Sinne gestelltes Volk, wie das englische, zumal mit dem tiefen, ja schwerfälligen, starren Ernste, der ihm eigen ist, wird sich in der Poesie mit andern Völkern, im Ganzen genommen, nicht messen können, obwohl es auch hier glänzende Genien geben wird, als deren Inbegriff wir den einzigen Shakspeare nennen, der alle Elemente seines Volks in sich zusammenfaßt, selbst das eigenthümlichste, am trefflichsten von ihnen ausgebildete, den Humor. Aber eben dies Hervortreten des Humors zeigt auch wieder, daß die Poesie zurückweichen mußte, indem das Komische, dessen (der neuern Zeit angehöriges) Element der Humor ist, theils das Widerspiel der herrschenden Richtung einer Zeit, theils das der Poesie ist. Darum erlischt der Humor dort nie, und setzt sich, so zu sagen, fast in ein Gleichgewicht mit der Wissenschaft; wohl aber tritt die Poesie nicht selten weit zurück. Schon die überwiegende Neigung, die sich seit den frühesten und in den angeblich besten Zeiten kund gibt, zu einer Art derselben, nämlich der beschreibenden, welche in den letztern Zeiten sogar noch der geographisch-topographischen Richtung der Nation dienen mußte, verräth die Einseitigkeit, welche der Poesie fremd ist. Dazu klingt, bewußt oder auch bewußtlos, Shakspeare überall durch, wo noch etwa Poesie waltet, und, wenn einige die Seite derselben, durch welche sie an die Sprache rührt, mehr

Digitized by Google

ausbildeten, so wirkte theils hierin die Zeit mehr, theils möchte es doch wohl dem Gemüth an Frische, Tiefe und Zartheit der Anschauung fehlen. So viel über die englische Poesie im Allgemeinen. — Die Quelle der englischen Poesie war eine doppelte; die französische auf der einen und der an den Grenzen von England und Schottland einheimische, im Kreise des Volkes fortdauernde, germanische Balladengesang auf der andern Seite; in den jambischen Balladen, von welchen viele den dänischen nahe verwandt sind, wurden Heldenthaten, bürgerliche Abentheuer und Ereignisse, auch Naturgefühle ausgedrückt; sie nahmen unwillkürlich Manches, besonders metrische Formen, von den Provenzalen an. Die Volkssänger (Harpers), die ihre Lieder mit der Harfe oder Geige begleiteten, nannten sich bald Minstrels nach dem normannischen Menestrier (Ministerialis) und bildeten eine unter Richard II. 1390 anerkannte und bei gänzlicher Ausartung sehr spät (1597) aufgehobene Zunft. Von den bis in das 12. Jahrh. hinauf reichenden Balladen sind mehre, durch einfache Naturschönheit und kindliche Innigkeit ausgezeichnet, erhalten und als Kleinodien des Mittelalters zu betrachten. Sammler von altromantischer Poesie sind Th. Percy, Jos. Ritson und Gg. Ellis, deren Ausgaben zu London 1801, 1803 und 1812 erschienen. Unter den dichterischen Erzeugnissen der älteren Zeit sind vorzüglich bemerkenswerth, außer Robert von Gloucester's „Chronik" in gereimten Alexandrinern, 1275, eins der ältesten Rittergedichte vom K. Horn, aus angelsächsischer, vor 1350: „B. Ritson"; vor allen andern aber des orforder Geistlichen Robert Longland, gen. Pierce Plowman, 1362, allegorisch-satyrische Gedichte und Crede in langen reimlosen Zeilen mit angelsächs. Alliterationen. Eine neue Dichtzeit brach an, als sich die Dichter von den Minstrels durch Gelehrsamkeit und Nachbildung fremder, auch zum Theil altclassischer Muster, zu unterscheiden suchten und einen kunstreicheren Ton angaben. John Gower, st. 1402, ahmte in seinen lateinischen Gedichten den Ovid nach und schrieb ein allegorisch-romantisches Werk: „Gedächtniß der Liebenden", in 3 Büchern, wovon das erste, Speculum meditantis, französisch, das zweite, Vox clamantis, lateinisch, und das dritte, Confessio amantis, englische verfaßt ist. Gottfr. Chaucer (s. d.), st. 1400, der „Morgenstern der englischen Poesie", gab der dichterischen Sprache, sowie der Prosa, eine festere Kunstgestalt, namentlich jener ihren Wohllaut, und zeichnet sich durch Freiheit der Weltansicht und Fruchtbarkeit der Darstellung aus; französische und italienische Muster waren seine Vorbilder. Es erschienen nun viele Lehrgedichte, Allegorien und gereimte Chroniken; geachtet waren die Arbeiten von Thomas Occleve, st. 1420; noch mehr die des Benediktiners John Lydgate, st. 1430, der nach italienischen Mustern moralisirte, satyrisirte und historisirte; er hinterließ Märchen und Erzählungen, Uebersetzungen des Boccaccio und Columella's Geschichte der Zerstörung Troja's. Juliane Barnes oder Berners, Priorin des Klosters Sopewell bei St. Albans, schrieb über Jagd in Reimen, über Fischerei und Wappenkunde. — Schottland, mit England seit 1050 in engerer Wechselwirkung stehend und von diesem Staate auf kurze Zeit, 1291—1307, abhängig, hielt in seiner Literatur mit der englischen gleichen Schritt, bewahrte jedoch darin mehr vaterländische Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit, wenngleich der Einfluß des vorwaltenden französischen Tones nicht abgewehrt werden konnte. Vortreffliche Balladen, anmuthige kleine Erzäh-

Digitized by Google

lungen und schöne Lieder waren in üppigem Ueberflusse vorhanden und erheiterten und veredelten das hier länger als in England fortdauernde Ritterleben. John Barbour, Archidiakon zu Aberdeen, st. 1396, feierte in einem historischen Epos, welches später in 20 Bücher abgetheilt worden ist, die Großthaten des Nationalhelden der neuern Zeit, Robert Bruce, 1306—21, dem die Schotten ihre Befreiung von der englischen Obermacht verdankten; er folgt meist gewissenhaft treu der wahren Geschichte, bisweilen sie ausschmückend mit vergrößernder Phantasie, oft ausströmend vaterländisches Hochgefühl; seine vierfüßigen Jamben sind nicht ohne Wohllaut, die veraltete Sprache hat einige Züge gediegener Kraft. Die Achtung für dieses echte Nationalwerk dauert bis auf heutigen Tag fort. Er hatte einen Nebenbubler in dem blinden Minstrel Harry oder Heinrich, 1361, welcher die Ritterthaten des Will. Wallace besang. Als Liederdichter zeichnete sich König Jakob I., st. 1437, neben vielen ritterlichen Sängern aus. Während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. sind die Schotten ungleich reicher an berühmten Dichtern als die Engländer; ihrem Robert Henryson, einem Fabulisten und Erzähler; Gawin Duglas, 1521, dem Uebersetzer der Virgil'schen „Aeneide", mit gedankenvollen Prologen; Will. Dunbar, st. 1530, ausgezeichnet durch malerische Beschreibungen; David Lindsey, st. 1567, von dem zwei gehaltreiche allegorisch-historische und mehre kleine Gedichte sich erhalten haben; A. Scott, einem heiteren Liedersänger, u. m. A. haben die Engländer nur wenige bedeutende Namen entgegen zu stellen. Der derb witzige Satyriker John Skelton, st. 1529, verspottete die damalige Sittenlosigkeit in Knittelversen. Th. Wyat, st. 1541, und sein Freund, der ritterliche Henry Howard, Earl of Surrey, führten das Petrarchische Sonett ein und erwarben sich um zartere Behandlung der Sprache nicht geringes Verdienst; Dieser behauptete merklichen Vorzug im Ausdrucke edler und inniger Gefühle; Jener war glücklich in der Horazischen satyrischen Epistel und in altenglischen Volksliedern. John Heywood, st. 1565, erregte als witziger Epigrammatist und Erzähler Aufsehen und wirkte zur Veredlung der Nationalbühne wacker mit. Da Heinrich VIII. selbst Verse, besonders Sonette, machte, so wurde dieß begreiflich Hofton. Mehre verfaßten geistliche Lieder, welche zur Reinigung der Volkssprache beitrugen, in Hinsicht auf Kunst geringen Werth haben. Reicher und gediehener ist die Ausbeute auf dem Felde der Poesie seit der Königin Elisabeth. Philipp Sidney, st. 1586, ein thätiger Staatsmann und tapferer Krieger, geistig hochgebildet und mit Musterwerken des classischen Alterthums, der Italiener und Spanier vertraut, nimmt unter den Begründern des guten Geschmackes eine wohlverdiente Stelle ein, wenn er schon von fremden Vorbildern abhängt, zwischen Regelmäßigkeit der alten Classiker und romantischer Weltansicht schwanket und in Sprache und Rhythmik gleichartiger Festigkeit und Reife ermangelt. Seine Petrarchischen Sonette sind hoch gelungen; der unvollendete, im Kunststyle Montemayor's, mit eingeschalteten Eklogen und Liedern, in üppiger Prosa abgefaßte labyrinthische, politisch-allegorische Schäferroman „Arcadia" (London 1609) beurkundet Gelehrsamkeit, tiefes Gefühl und schöpferische Einbildungskraft und hat in sprachlicher und metrischer Hinsicht großen Werth; „Die Vertheidigung der Poesie", in ungleicher Prosa, ist als die erste ästhetisch-kritische Abhandlung, die besonders die Regeln des Drama zu entwickeln versucht, zu beachten. Edm. Spenser

Digitized by Google

(s. d.), st. 1596 hat das Verdienst, den von Chaucer begonnenen Kunstbau dichterischer Darstellung und Sprache fortgesetzt und für Britanniens poetische Nationalliteratur neue Bahnen gebrochen und ein höheres Ziel erstrebt zu haben. Seine Idyllen schildern Natur und Hirtenleben in romantischem zart naivem Tone. In seinem romantischen Epos: „Die Feenkönigin", in neunzeiligen, von ihm erfundenen und nach ihm gen. Stanzen, ist er Ariostisch reich an Erfindung, verschwenderisch bis zur Verwirrung; die Sprache hat Würde und Anmuth. Thomas Sakville, st. 1608, wollte eine Reihe rührender Gemälde aus der britischen Geschichte in allegorischer Einfassung darstellen, beendete aber nur die sinnvolle Einleitung in edler Sprache und eine Legende, und überließ die Ausführung schriftstellerischen Freunden, R. Baldwin und Gge. Ferrers, die ihre von Andern fortgesetzte Arbeit auf Auszüge aus Chroniken beschränkten. Phineas Fletcher, st. 1610, schloß sich in dem allegorisch-moralisirenden Gedichte, „Die Purpurinsel", an Spenser und erweiset in seinen Fischeridyllen Gefühl und Phantasie. Um diese Zeit lebte Shakspeare (s. d.), dessen Riesengeist nicht allein in der Geschichte der Englischen Bühne (s. d.) Epoche macht, sondern auch in andern Gattungen der Poesie, und namentlich der lyrischen, vergleichlos in seiner Zeit dasteht. Sam. Daniel, st. 1619, der erste bessere engl. Historiker, beschrieb in wohlklingenden Stanzen, rhetorisirend wie sein Muster Lucanus, den Kampf zwischen den Häusern York und Lancaster in 8 Büchern, dichtete Heroiden und sprachlich. In Correctheit und Eleganz wurde er nicht erreicht von dem fruchtbaren Mich. Drayton. John Donne, st. 1631, belehrte in 7 Satyren über Laster und Thorheiten freisinnig und nicht ohne Witz, in etwas derber Sprache; er überläßt sich mehr der Betrachtung, als daß er Charaktere schildert. Joseph Hall's, st. 1656, Satyren in 6 B. enthalten mehr Sittengemälde und sind, bei aller Rauheit der Sprache, oft gut versificirt; durch Bilderreichthum und sprachliche Schönheit zeichnen sich Will. Browne's, st. 1645, Idyllen in Marino'scher Manier aus und verrathen ebensoviel plastisches Talent als Kunstfleiß. Während der bürgerlichen Unruhen und der fanatischen Independenten-Herrschaft erfolgte, wie immer in krampfhaft heftigen Bewegungen des gesellschaftlichen Zustandes, eine Wiedergeburt des Nationalgeistes und eine nachhaltige Umstaltung der Literatur. Hochbegabte Männer faßten das Wesen der redenden Kunst aus neuen Gesichtspunkten auf, und schufen mit wundersam belebter Kraft Musterwerke der in ungewohnter Richtung und mit eigenthümlicher Macht des Ausdruckes kühn aufstrebender Phantasie. Unter diesen Zöglingen und Pflegern eines neuen dichterischen Zustandes gebührt dem glatt geschmeidigen Edmund Waller (s. d.), st. 1687, eine Stelle wegen seines Verdienstes um Correctheit und vollendeten Wohllaut der Sprache und des Rhythmus; seine Gelegenheitsgedichte, von welchen das Lob Cromwell's (1658) und die Bewillkommnung König Karls II. (1660) des Dichters politischen Wankelmuth am Lautesten bezeugen, sind Erzeugnisse klug berechnenden Verstandes; das leichtere Lied gelang ihm vorzüglich; im erzählenden und didaktischen Gedichte treten nur einzelne Stellen hervor. Reinheit und Gefälligkeit des Ausdrucks machen auch seine Reden beachtungswerth. Abraham Cowley (s. d.), st. 1667, eifriger Royalist, reif an gründlicher Gelehrsamkeit, guter lateinischer Dichter, wackrer Naturfor-

Digitized by Google

scher, gebildet nach Pindar und Horaz, gab für die höhere Lyrik den Ton an. In seinen philosophischen Oden waltet sittliche Betrachtung vor; sie haben Gedanken, Fülle und Kräftigkeit der Empfindung, oft gelehrten und zu viel allegorischen Schmuck, auch epigrammatisches Beispiel, immer Spuren des Strebens nach heimathlicher Eigenthümlichkeit; die Sprache ist vortrefflich. Auch im Anakreontischen Ausdrucke heiteren Lebensgenusses und in der Elegie wurde er Muster. Das unvollendete religiöse Epos „Davideis" ist eine kalt geschichtliche Darstellung. John Denham (s. d.), starb 1668, stellte in „Cooper's Hill" (1643), besonders auch in Hinsicht auf Sprache, das erste classische Vorbild der moralisirenden Landschaftsmalerei auf, welche Dichtart später die beliebteste in England geworden ist; unter seinen übrigen Gedichten zeichnet sich die Elegie auf Cowley's Tod aus; die dramatischen Versuche sind unbedeutend. John Milton (s. d.), st. 1674, von früher Jugend an Bewunderer Shakspeare's, dessen große Weltansicht er in sich aufnahm, wirkte durch die Schöpfungen seines kräftig frommen Geistes wenig auf die Mitwelt als auf die Nachkommenschaft, die ihm verdiente Bewunderung zollt. In seinen Werken spiegeln sich Eindrücke der Zeitverhältnisse, Studien der alten Classiker und der Italiener und Eigenthümlichkeiten eines großen, freien inneren Lebens treu und sinnvoll ab; feierlich ernste Betrachtung waltet vor; die Sprache erhebet sich in seinen Arbeiten fortschreitend zu reif männlicher Würde. Sein religiöses Epos „Das verlorene Paradies", voll lyrischer Kraft und Wärme wie Klopstock's „Messias", oft auch zum Lehrton übergehend, gilt als unerreichtes Meisterwerk in der engl. Poesie, so wenig es auch als Ganzes allen Ansprüchen der Kritik genügen kann. John Wilmot, Earl of Rochester, st. 1680, ein geistreicher Wüstling, beherrschte die Sprache mit anmuthiger Leichtigkeit; er ist ein frohsinniger Liedersänger, und seine Satyre gegen die Menschheit und die Armseligkeiten, welche sie drücken, hat viel Kühnes. Wentworth Dillon, Earl of Roscommon, st. 1684, bleibt achtungswerth wegen Sorgfalt im Mechanismus der Sprache und Rhythmik, obgleich er weder als Lyriker, noch als Lehrdichter, noch als Uebersetzer hervorstehendes Talent verräth. Samuel Butler (s. d.), starb 1690, verspottete im unbeendeten „Hudibras" muthwillig launig die Independenten; den Grundgedanken zu seiner Carricatur verdankt er dem „Don Quixote"; die Sittenmalerei in flandrischem Style, die Bilder und Vergleichungen, die drollige Sprache haben heimathliche Eigenthümlichkeit; seine ernsten Satyren, Erzählungen und mehre Aufsätze, zum Theile in trefflicher Prosa, sind reich an Witz und gesunden Einfällen. Die neuere Dichtkunst beginnt mit dem überaus thätigen, feinsinnigen und strenge Correctheit erstrebenden John Dryden (s. d.), st. 1701, welcher ohne kräftig warme Selbstständigkeit im sittlichen Glauben und bürgerlichen Leben, als nüchtern besonnener und zünftig einsichtsvoller Künstler, an der festeren Begründung der Regelmäßigkeit des dichterischen Geschmacks und Styles arbeitete und einen schulgerechten Kunstton geltend machen wollte. Seine Prosa hat musterhafte Reinheit und Einfachheit; in der ästhetischen Kritik, welche er als vermeint unbefangener Eklektiker bearbeitete, erregte sein dialogischer „Versuch über die dramatische Poesie" (1668) das meiste Aufsehen. John Pomfret, st. 1703, glücklich in der Beschreibung und Epistel. Im Pope'schen Zeitalter herrschte geschmackvolle Correctheit; viele treffliche Künstler wetteiferten in dichterischer

Digitized by Google

thätigkeit, und es gestaltete sich die Nationalliteratur zu classischer Festigkeit. Matthew Prior (s. d.), st. 1721; gab der Sprache und Versification vollendeten musikalischen Wohllaut, und vereint Gedankenfülle mit kunstvoller Zartheit und Anmuth. Vorzüglich gelang ihm die Erzählung und Ballade; unter den Liedern haben viele epigrammatische Feinheit und natürlichen Witz. Rich. Blackmore's (s. d.), st. 1729, dichterische Versuche haben sprachliches Verdienst, sein didaktisches Gedicht „Die Schöpfung", behauptet sich noch immer in einigem Ansehen. John Gay (s. d.), st. 1732, bewahrte bei vertrauter Freundschaft mit Pope sein Naturgefühl und behauptete, mit beharrlichem Mißtrauen gegen sich selbst, in mannigfaltigen Leistungen siegreiche Ueberlegenheit. Er ist der erste gute Fabeldichter unter den Engländern. In seinen Liedern spricht sich herzliches Gefühl aus; die Balladen sind alterthümlich einfach; die scherzhaft parodirenden Eklogen bezaubern durch naive Wahrheit der Darstellung; im beschreibenden Gedichte beurkundet sich seltenes Geschick in malerischen Schilderungen; den Episteln fehlet Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit; unter den dramatischen Arbeiten gilt die Balladenoper („The Beggar's opera", 1727) als classisch. Chope Granville, Lord Landsdown of Biddiford, st. 1735, sang angenehme Lieder. Thomas Tickel, st. 1740, treuer Freund Addison's, dessen Tod er in einer herrlichen Elegie betrauerte, fleißiger Mitarbeiter am „Zuschauer", verfaßte lyrische, elegische und satyrische Gedichte, und zeichnete sich durch Balladen, von welchen „Colin und Lucy" als die beste gilt, aus. Alexander Pope (s. d.), st. 1744, wirkte wie Dryden und ganz nach dessen Grundsätzen, auf Geschmack und Kritik und wurde sehr jung (seit 1709) als Muster und Meister anerkannt, sodaß nicht zu verwundern ist, wenn er den Versuchungen der Eitelkeit und literarischen Herrschlust bisweilen unterlag. Seine Bildung verdankte er dem Studium der Alten, die er als ewige Vorbilder im Reiche des Schönen verehrte, und der Werke Spenser's, Waller's und Dryden's, nach denen er Sprache und Rhythmus oder den vaterländischen Kunstausdruck gestaltete. Er hatte philosophischen Geist, mehr Verstand als Phantasie, mehr Witz als Gefühl, und konnte daher nichts Höheres erstreben, als helle Bestimmtheit der Vorstellungen und kunstgemäße Richtigkeit des sie versinnlichenden Ausdruckes; hierauf beschränkt sich sein von Zeitgenossen oft überschätztes Verdienst. Pope hat mit bewundernswerther Fruchtbarkeit, mit seltenem Kunstfleiße und vielfach mit glänzendem Erfolge in fast allen Dichtarten gearbeitet. Isaak Waats, st. 1748, stellte religiöse und sittliche Betrachtungen lyrisch dar in correctem Ausdruck, selten mit warmem Gefühl. James Thomson (s. d.), st. 1784, beseelt von tiefem Kraftgefühl für fromme Sittlichkeit, Freiheit und Vaterland, schilderte in harmonischer, mit eigenthümlicher Freiheit beherrschter Sprache die Schönheiten der Natur malerisch treu nach den Jahrszeiten, unter welchen er den Winter zuerst, 1726, in geistvolle, die ganze Mannigfaltigkeit seiner Gebilde umfassende Betrachtung zog. Im sittlichen Ernste, keineswegs im Verdienste um dichterische Kunst und Sprache, kann ihm Aaron Hill, st. 1749, zur Seite stehen; seine beste Arbeit, das Lehrgedicht „The arth of acting" verräth eine sehr beschränkte Ansicht vom Wesen der Kunst und mißfällt durch prunkerische Verkünstelung des Ausdrucks. Ambrose Philips, st. 1749, stieß mit seinen 6 Eklogen auf ganz entgegengesetzte Weise an, indem sie theils zu wörtlich natürlich sind, theils ein fremdartiges romantisches

Digitized by Google

Pathos haben; und dennoch gehören sie zu den besseren und enthalten viele malerisch schöne Stellen. Will. Collins (s. d.), st. 1756, dichtete bilderreiche und rhythmisch sorgfältig ausgeführte Oden, von welchen „The passions" die berühmteste; seine persischen Eklogen glänzen in morgenländischem Prunke; die Sprache hat durch ihn gewonnen. Gilbert West, st. 1756, hat durch seine metrische Uebersetzung einiger Pindar'schen Hymnen und durch seine Gedichte zur Veredelung der lyrischen Sprache mitgewirkt. Eduard Moore, st. 1754, durch seinen „Spieler" (1753) berühmter dramatischer Schriftsteller, ist einer der wenigen guten britischen Fabeldichter. John Dyer (s. d.), st. 1758, nimmt unter den beschreibenden didaktischen Dichtern eine der ersten Stellen ein; die Schilderung von „Grongar-Hill" (1727) ist Erzeugniß gedankenvoller, tief gefühlter, oft lyrischer Betrachtung; kälter und dürftiger sind „The ruins of Rome" (Lond. 1740). In dem technischen Lehrgedichte von Bearbeitung der Wolle entfaltet sich reiche Kunst in Belebung eines unfruchtbaren Stoffes durch malerische Darstellung. Der Schotte Allan Ramsay, st. 1758, erneute die schottische Nationalpoesie und dichtete treffliche Lieder und Erzählungen, von welchen „Der Mönch und die Müllerin" die vorzüglichste ist, versuchte sich auch im Schäferspiel. Die vorherrschende Richtung blieb nun didaktisch-beschreibend; zugleich entschied sich die öffentliche Meinung für die altvaterländische Ballade; und die Satyre wurde nicht vernachlässigt. Mehre Dichter zeichnen sich durch Eigenthümlichkeit des Tones aus. William Shenstone (s. d.), st. 1763, spricht in gefühlvollen Tibull'schen Elegien und in Liedern und Balladen eine schwermüthige Stimmung aus; in dem malerischen Idyll „Pastoral ballad" (4 Bd.) erhebt er sich oft mit lyrischer Kühnheit; seine Sprache ist etwas nachlässig. Rob. Dodsley, st. 1764, als Sammler geachtet, verfaßte erotische Lieder und Oden. Charles Churchill (s. d.), st. 1764, satyrisirte beißend, witzig und mit patriotischem Eifer in schönen Versen, stark rhetorisirend, gewöhnlich persönlich und in unmittelbarer Beziehung auf Zeitverhältnisse; seine heitersten Darstellungen sind die Verspottung der ausgearteten Schauspieler und des Aberglaubens. Edward Young (s. d.), st. 1765, ist reich an tiefen Empfindungen, gehaltvollen Gedanken, neuen und kühnen Bildern; seine Feierlichkeit artet nicht selten in erkünstelte Ueberspannung aus; die Sprache hat üppige Fülle und prunkende Kraft, nicht immer Correctheit; wir haben von ihm zwei Hauptwerke, sieben sententiöse Satyren: „Love of fame", und „Nachgedanken" oder lyrisch erhabene, sittlich religiöse Betrachtungen über Vergänglichkeit des Irdischen und menschliche Standhaftigkeit, Tod und Unsterblichkeit, das Gefühl ergreifend und den Verstand mit überraschenden Ansichten beschäftigend. Dav. Mallet, eigentlich Malloch, st. 1765, zeichnete sich als Erzähler und Balladendichter, auch als Tragiker und in Prosa durch Bacon's Biographie aus. Michael Bruce, st. 1767, ist trefflicher Elegiker und beurkundet reiche Anlage und Kunstbildung in dem beschreibenden Gedichte: „Lochleven". James Grainger, st. 1767, vereint in dem Lehrgedichte „The sugar-cane" umfassende Sachkenntniß mit kräftiger Naturmalerei und kunstvoller Mannigfaltigkeit; die Ode an die Einsamkeit und die Ballade „Bryan und Bereene" gelten als vortrefflich; die Uebersetzung des Tibull hat anerkannten Werth. Der philosophische Arzt Mark Akenside, st. 1770, belebte in dem unbeendeten Lehrgedichte in 3 B., „The pleasures of imagination", einen abstrakten

Digitized by Google

Gegenstand der psychologischen Forschung durch lyrische Fruchtbarkeit der Phantasie und versinnlicht seine Betrachtungen in blühender, vollendet schöner Sprache. Der vielwissende Wüstling Christopher Smart, st. 1771, zeigt mannigfaltige dichterische Anlagen, deren reifere Ausbildung durch Druck der Lebensverhältnisse erschwert wurde. Die Lehrgedichte, mehre Oden, Balladen und Epigramme sind geeignet, seinen Namen gegen Vergessenheit zu schützen. Thomas Gray (s. d.), st. 1772, wird als der feurigste, in Empfindung und Ausdruck gehaltvollste Lyriker und gemüthliche zarteste Elegiker gefeiert; auch bearbeitete er altenglische Sagen überaus glücklich. John Cunningham, st. 1773, ist als einfacher Idyllendichter bemerkenswerth. Die fortan steigende Theilnahme der kunstliebenden Lesewelt an altvaterländischen Dichtwerken wurde durch Macpherson's „Ossian" und Thomas Percy's treffliche Sammlung und Bearbeitung alter Balladen geweckt und genährt. Th. Chatterton (s. d.), st. 1770, bildete den Ton und die Sprache des 15. Jahrh., auch Kenner täuschend, nach. Oliver Goldsmith (s. d.), st. 1774, nimmt unter den Lieblingsschriftstellern der britischen Nation eine vorzügliche Stelle ein. Seine Epistel „The traveller" (1765), das plastisch hervortretende, das Gefühl ergreifende Gemälde „The deserted village" (1770), mehre Balladen und Lieder sind Meisterstücke, Erzeugnisse kräftig wahrer Empfindung, reicher Geistesbildung und fruchtbarer Phantasie; die Sprache ist frei lebendig und gediegen harmonisch. Der weltberühmte Roman „The Vicar of Wakefield" (1766) ist eins der anziehendsten, in Sittenschilderung, Erzählungston und Sprache vollendetsten Familiengemälde. In John Ogilvies lyrischen, beschreibenden und didaktischen Gedichten herrschen überspannte Reflexion und oft mühsam erkünstelter Schmuck. Aehnliche Ueberladung und selbst allegorische Verzierung, ist an John Langhornes, st. 1779, Oden zu tadeln; gelungener sind seine didaktischen Episteln, Elegien, Lieder und Sonette. John Armstrong, st. 1779, ein humoristischer Arzt, verfaßte zwei Lehrgedichte, die schlüpfrig lüsterne „Economy of love" (1738) und die gehaltvolle classisch correcte „Art of preserving health" (1744). Thomas Penrose (vergl. den Art.), st. 1779, erhebet sich durch Eigenthümlichkeit in Ansicht, Darstellung und Sprache über seine Zeitgenossen; die lyrischen Gedichte athmen kühne Begeisterung, im reichsten Maße, „The flights of fancy" und gehen oft in Dithyramben über; die Elegien sind naturwahrer Ausdruck des innigsten Gefühles. Richard Glover (s. d.), st. 1785, classisch gebildet, warm eifrig für die Sittlichkeit, Recht und Freiheit und des edlen Ausdrucks mächtig, erlangte frühzeitig durch ein Gedicht auf Newton Berühmtheit, welche bald gerechtfertigt und gesteigert wurde. Das historische Gedicht „Leonidas" in 12 Gesängen spricht eine kräftig republikanische Gesinnung aus und enthält malerisch-treue Schilderungen, ohne als Epos gelten zu können; schwächer ist die Fortsetzung „Atheniad". Seine Trauerspiele, „Boadicia" mit Chören und „Medea" ermangeln, bei würdiger rhetorisirender Haltung, innerer dramatischer Lebendigkeit. Auch als Parlamentsredner stand er in verdientem Ansehen. Geachtete Lyriker dieser Zeit sind: John Logan, st. 1788, voll begeisterten Gefühles; Will. Jul. Mickle, st. 1789, Uebersetzer der „Lusiade", 1775, männlich kräftig und harmonisch; Thomas Warton, st. 1790, vielfach literarisch verdient, zeichnet sich durch reife Correctheit aus; ebenso sein Bruder Joseph Warton, st. 1800, der Uebersetzer Virgils; der schottische Naturdich-

Digitized by Google

ter Rob. Burns, st. 1796, heiter, malerisch und den wahren Volkston treffend. Von den zahlreichen beschreibenden und didaktischen Dichtern werden ausgehoben: Will. Mason, st. 1797, von dem wir auch Oden, Elegien und gut angelegte sprachlich schöne Trauerspiele im griechischen Kunststyle („Elfrida") haben, zeigt große Correctheit und malerisch-schöne Darstellungskunst in „The english garden"; Will. Cowper (s. d.), st. 1800, Uebersetzer der Homer'schen Gedichte, geschmackvoll und geistreich, namentlich im „The task", 6 Bücher ꝛc.; Erasmus Darwin (s. d.), st. 1802, der berühmte Naturforscher, versinnlicht und belebet die Natur mit künstlerischer Kühnheit einer fruchtbaren Einbildungskraft; der schottische Denker James Beattie, st. 1753, brach in „Minstrel or the progress of genious", im Spenser'schen Geiste gedichtet, für die britische Romantik die Bahn; Will. Hayley, st. 1820, veranschaulicht gründliche Sachkenntnisse bilderreich und in schöner Sprache; auch haben wir Oden, Episteln und Trauerspiele von ihm. Unter den neuern Satyrikern ist der als Peter Pindar bekannt gewordene Arzt John Wolcoot (s. d.), st. 1819, ebenso sehr ausgezeichnet durch schalkhafte Ironie und burleske Derbheit als durch treffliche Sprache und Versification. Als Epiker kann des gedankenvollen Nordamerikaners Joel Barlow (s. d.), aus der Provinz Connecticut nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrh. traten nach und nach die Sänger auf, die jetzt Englands Dichterruhm gründen. Man hat selbst in England bei dem Wiederaufleben der vaterländischen Dichtkunst, die nichts Anderes als die entschiedene Richtung nach dem Romantischen ist, wohl von einer Einwirkung deutscher Art und Kunst sprechen wollen, wenn man aber erwägt, daß zur Zeit jenes Wiederauflebens nur so wenig von der neuern deutschen Dichtung bekannt war, ja selbst jetzt im Ganzen nur so wenig bekannt ist, daß der Geist deutscher Kunst schwerlich vollständig hat erkannt werden können, was sich auch bis auf diese Stunde aus den Aeußerungen englischer Kritiker deutlich entnehmen läßt, und daß die nähere Vertrautheit Einzelner, z. B. Coleridge's, mit deutscher Literatur hier nichts entscheidet, so möchte man an einen solchen Einfluß kaum glauben, und eher geneigt seyn, hier nichts als das Wiederaufwachen des, eine Zeitlang niedergedrückten, aber nie zu erdrückenden innersten Wesens aller neuern Bildung, eben des Romantischen, zu erblicken. Es erging auch bei dieser Wiedererweckung, wie immer, der schöpferische Dichtergeist eilte dem beurtheilenden Geiste weit zuvor, und einer der begabtesten unter den neuern Sängern, Wordsworth, mochte bei dem Blicke auf den Zustand der englischen Kritik wohl Recht haben, als er bei seinen früher herausgegebenen Dichtungen den Wahlspruch wählte: Neque te ut miretur turba, labores — daß nicht der Haufen auf dich schaue, dahin strebe! In dem Verlauf von 20 Jahren hat sich aber — wie man besonders in dem „Edinburgh review" und „Quarterly review" bemerken kann — auch der Geist der Kritik geläutert, und schon lange ist man ziemlich zu der Ansicht von dem verkehrten poetischen Streben der nächst vorhergegangenen Zeiträume gelangt, und immer mehr scheint sich der Gesichtskreis zu erweitern und aufzuhellen, wo nicht Parteiansichten ihn trüben. Die englischen Kritiker haben im Anfange der neuen poetischen Zeit, wo einer von ihnen bei dem freien Flügelschlag der Muse von „Abtrünnigen vom herrschenden System der Poesie und Kritik" sprach, und noch

Digitized by Google

„Pope's treffende und feine Eigenheit" für das Höchste in der Poesie hielt, einige der damals aufgetretenen Dichter, nämlich Wordsworth, Coleridge und Southey, wozu später noch Wilson kam, mit dem Namen der Seeschule (Lak school) bezeichnet, weil besonders die Ersten die reizenden Umgegenden der Seen in Westmoreland in ihren Gesängen schilderten. Die Bezeichnung ist jedoch so wenig in einer besondern Eigenheit gerade jener Dichter gegründet, daß in unserer Uebersicht darauf nicht geachtet werden kann. Folgt einiges Nähere über jene Dichter. William Wordsworth, geb. 1770, ließ schon 1793 eine poetische Beschreibung seiner Fußreise durch Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien („Descriptive sketches in verse") und bald nachher eine Epistel („An evening walk") drucken. Beide Gedichte enthalten schöne malerische Beschreibungen, aber die Darstellung ist ganz abweichend von dem Style, den er später annahm. Seine lyrischen Balladen, 1798, sind, wie Coleridge sagt, ein Versuch, ob Gegenstände, die ihrer Natur nach der gewöhnlichen poetischen Verzierungen nicht empfänglich sind, sich in der Sprache des gewöhnlichen Lebens anziehend darstellen ließen. In diesen Gedichten findet man zuerst die Eigenheiten des Styls, welche Wordsworth und seine Freunde auszeichnen. Er gab 1807 eine Sammlung vermischter Gedichte heraus, welchen er in der neuen Ausg., 1815, eine Vorrede und einen Anhang beifügte, worin er darzuthun suchte, daß der von ihm angestimmte einfache Ton auf alle Dichtungsarten anwendbar sey. Es ist nicht zu leugnen, daß er mit einem reichen Gemüthe, einer schöpferischen Phantasie und einem zarten und reinen Gefühle begabt ist, aber selbst seine wohlwollendsten Beurtheiler haben es nicht verhehlen können, daß er in seinem Streben nach Einfachheit im Ausdrucke, besonders in seinen erzählenden Gedichten, nicht selten in Spielerei verfällt und matt wird. 1814 gab er, als Bruchstück eines lange versprochenen Gedichts („The recluse"), eine durch Gegenstand und Darstellung originelle Dichtung „The excursion" heraus, der im folg. J. „The white Doe of Rylstone", gleichfalls ein Bruchstück des größern Werks, sich anschloß. Darauf folgten, außer kleinern Gedichten, „Peter Bell", 1819, und „The waggoner", 1819, zwei poetische Erzählungen, ein Sonettenkranz („The river Dudoon"), nebst einigen andern Dichtungen, 1820, und endlich die Beschreibung seiner neuen Reise durch Italien, sowie die Sammlung seiner Dichtungen (London 1822, 4 Bde., 12.), welche jedoch das erwähnte beschreibende Gedicht „The excursion" nicht enthält. — Walter Scott, geb. 1771, der Sänger des Ritterthums, sang gleich in der ersten der erzählenden Dichtungen, die seinen Ruhm begründet haben, dem „Lied des letzten Minnesängers" (1805; übersetzt von Storck, Bremen 1820) im Geiste der alten Romanze, und zeigte schon hier jene ergreifende Treue in der Beschreibung der Sitten, der Gewohnheiten und der Lebensweise der Vorzeit, jene Lebendigkeit in der Schilderung von Charakteren, Ereignissen und landschaftlicher Natur, worin ihm unter allen britischen Dichtern Niemand gleichkommt. Auch seine Sammlung von Balladen und lyrischen Gedichten wurde beifällig aufgenommen. Auf sein Gedicht „Marmion, a tale of Floddenfield", 1808, war die öffentliche Aufmerksamkeit um so gespannter, da der Dichter selbst verkündigte: „es enthalte zugleich seine beste und schlechteste Poesie". Sein hierauf erschienenes „Fräulein vom See" ist das populairste unter allen seinen Wer-

Digitized by Google

ken. (Ueber seine Waverley-Novellen, s. d.) — Ganz anders als bei Scott zeigt sich in Lord Byron (s. d.), st. 1824, ein Dichtergenie, der jenem an ureigner Kraft gewiß überlegen war und überhaupt zu den kräftigsten unserer Zeit gehörte, aber auch ein Gemüth, das durch wilde Leidenschaftlichkeit und finstere Weltanschauung in der Harmonie gestört wurde, welche die Grundbedingung künstlerischer Ausbildung und Erhebung ist. Den Umfang seines dichterischen Vermögens hat er am meisten in seinen erzählenden Dichtungen, und vorzüglich in dem, durch Reichthum der Schilderungen und Kraft der Sprache am höchsten stehenden „Childe Harold", 1812, gezeigt. Bei der lebendigsten Phantasie und dem feurigsten Gefühle aber konnte er doch, der ruhigen Anschauung ermangelnd, und bei dem durchaus subjectiven Wesen seiner Poesie, seinen Charakteren kein kräftig hervortretendes Leben verleihen, noch sie zu selbstständigen, scharf gezeichneten Gestalten ausbilden, was denn sich auch in den Schauspielen zeigen mußte, worin er sich in der spätern Zeit versuchte. — Thomas Campbell, der durch seine „Freuden der Hoffnung", 1798, und noch mehr durch das erzählende Gedicht „Gertrud von Wioming", 1809, sich bekanntmachte, wendet unter allen neuern Dichtern die meiste Sorgfalt auf den Ausdruck, wodurch er aber, den freien Erguß des Gemüthes hemmend, oft ängstlich wird; wogegen auf der andern Seite hohe Harmonie des Versbaus, ergreifende Sanftheit in rührenden Stellen zu seinen Vorzügen gehören, und besonders seine kleinern Gedichte den Leser durch reiche Phantasie und Gedankenfülle fortreißen. — Robert Southey, geb. 1774, k. großbrit. Hofpoet, nach Scott einer der fruchtbarsten erzählenden Dichter, ist glücklich in der Schilderung reicher und ruhiger Scenen, wie die Natur sie darbietet oder seine Phantasie sie schafft, nur sind seine Gemälde oft bunt überladen, und er hat vor allen neuern Dichtern oft durch Flitterschimmer und Geschmacksverirrungen sich versündigt. Durch sein episches Gedicht: „Jeanne d'Arc", 1796, zog er in einem hohen Grade die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich. Gierig gelesen wurden auch „Thalaba" und „Roderich". Die meisten seiner übrigen dichterischen Werke sind auf alte Ritterromane gegründet, wie „Amadis von Gallien", „Palmerin von England" und „Arthur". Eine seiner neuesten Dichtungen ist die seltsame „Vision of judgment" auf Georg's III. Tod, in Hexametern, 1822, welche Lord Byron, den er darin als das Haupt der satanischen Schule bezeichnet hatte, Anlaß zu einem heftigen Angriffe gab. — S. T. Coleridge hat bei ausgezeichnetem Talente, besonders zur Schilderung des Furchtbaren und tiefer Blicke ins Menschenherz, sich ebenso oft als Southey, dem er sonst an poetischem Geiste überlegen ist, zu Abentheuerlichkeit und Tändelei hinreißen lassen. — John Wilson, ein Dichter von vorzüglichen Anlagen, singt in seinen erzählenden und beschreibenden Gedichten, besonders „The isle of palms", 1816, und „The city of the plague", 1816, in der von Wordsworth angestimmten Weise, und nimmt, wie dieser, seinen Stoff aus den Gefühlen des Volks und den Freuden des abgeschiedenen Lebens, und wenn auch, besonders wo er sich zu fröhlichen Gegenständen wendet, die Zartheit seiner Empfindung entzückend ist, so vergreift er sich doch nicht selten bei dem Streben nach Einfachheit und Kraft des Ausdrucks. — Thomas Moore, ein Irländer, geb. 1780, hatte sich schon durch seine umschreibende Uebersetzung des Anakreon, 1803, und seine Episteln und Oden,

Digitized by Google

1806, den Ruf einer seltenen Zartheit und Melodie des Versbaues erworben, als er später auch den Vorwurf unsittlicher Lüsternheit, den man seinen jugendlichen Liedern macht, mied. Er hat in seinen Volksgesängen den alten Ruhm und das neue Elend seines Vaterlandes, dessen größter Dichter er unstreitig ist, mit kräftiger und inniger Bruststimme gesungen. Seinen höchsten Ruhm verdankt Moore seinem großen orientalischen Gedichte: „Lalla Rookh (1. Aufl. 1817, 8. Aufl. 1818). Der orientalische Schimmer und Schmelz dieses Gedichts wirkt so blendend, daß man nur erst nach öfterm Lesen den echten Gehalt unter diesem Ueberwurfe von Blumen, Perlen und Edelsteinen deutlich herausfühlen kann. Aber bei zu viel Schimmer, bei oft erkünsteltem Witze und zu bunter Schilderung spricht er selten kräftig zum Herzen. — George Crabbe, zwar nicht frei von Manier in seinen Schilderungen, ist der treueste und lebendigste Nachbildner der Natur und der feinste Beobachter des Menschenherzens und seiner geheimsten Regungen, in einer einfachen und klaren Sprache, wenn auch die Kleinmalerei zuweilen in Kleinlichkeit fällt, und die Darstellung zu tief mit dem Gegenstande sinkt. — Unter den übrigen Dichtern der neuesten Zeit sind noch zu nennen: Samuel Roger, Bankier in London, Lehrdichter („Pleasures of memory", „Italy") in schöner einfacher Sprache; Leigh Hunt, phantasiereich und tieffühlend, doch nicht frei von falschem Schimmer, vorzüglich bekannt durch die Erzählung „Rimini", 1816; Bary Cornwall, ein vielversprechender Dichter, der zuerst 1820 durch sein erzählendes Gedicht: „Sicilian story" sich Auszeichnung erwarb; Percy Bisshe Shelley, st. 1822, von vorzüglicher Anlage bei aller Verkehrtheit, besonders durch „The revolt of Islam" bekannt; Bernard Barton und Wiffen, beide Quäker, glücklich in lyrischen Gedichten, und der Letztere auch Uebersetzer des „Befreiten Jerusalems" in neunzeiligen Stanzen; James Montgomery, ein religiöser Lehrdichter mit elegischer Natur; die Naturdichter Clare und Hogg. Ferner der Schotte Allan Cunningham, geb. 1790, bildete sich nach Burns's Nationalgesängen und Scott's Erzählungen. Seine Balladen und Volkslieder fanden großen Beifall, und wenn auch sein Landsmann Hogg an Tiefe und Originalität ihn übertrifft, so hat doch Keiner seit Burns den Ton des altschottischen Gesangs glücklicher getroffen, das Leben und den Charakter des Volks treuer aufgefaßt und anziehender geschildert.

Englische Prosa. War gleich die lateinische Sprache unter kirchlichen Geschäftsmännern herrschend, so fand die angelsächsische doch frühe schriftstellerische Pflege und Anwendung. Als 570 Augustin von Rom kam, brachte er mit der christlichen Religion auch den Keim zu Wissenschaften und Kunst und das altrömische Alphabet mit, wie es sich bereits zur kleinen Currentschrift gebildet hatte. Nach Warton („Hist. of the english poetry") hat sich aus dieser Zeit ein einziges Sprachdenkmal erhalten, ein kleines metrisches Stück von Caedmon, st. 680, in Alfred's Uebersetzung der Kirchengeschichte des Beda. Der gelehrte Benediktiner Aldelm, st. 709, Abt von Malmesbury und Bischof von Shirnburn, von dem lateinische Gedichte vorhanden sind, scheint erbauliche Volkslieder, mit Einmischung griechischer und lateinischer Wörter, verfaßt zu haben. König Alfred führte Volksschulen ein, die ersten in Europa, ehrte die Landessprache und bereicherte sie durch verdienstliche Arbeiten. Er übersetzte die Psalmen, Beda's Kirchengeschichte u. a. m.

Digitized by Google

Der Benediktiner Elfrich, st. 1005, schrieb eine angelsächsische Sprachlehre; übersetzte in die Landessprache das alte Testament, Homilien, Legenden, Gregor d. Gr. u. a. m. Diesem Zeitalter scheint auch ein auf uns gekommenes kriegerisches Volkslied anzugehören, welches Langenbeck („Scriptt. Dan.“) aufbewahrt hat. Wie Glück und Herrschaft der Waffen, wechselte mehrmalen die Volkssprache und erfuhr widerholte Mischungen; aus der von der lateinischen nie ganz verdrängten Landessprache und überwiegend mehr aus der angelsächsischen, dänischen und normannisch-französischen, welche seit Wilhelm der Eroberer, 1066, bei Hof und Gerichten herrschte, gestaltete sich die englische Sprache, und die Prosa ist seit dieser Zeit im Werden begriffen. Die Prosa, im 14. Jahrh. zu Briefen, geschichtlichen und selten zu wissenschaftlichen Darstellungen gebraucht, blieb bis zum Ende des Zeitraums unbeholfen und roh; so zeiget sie sich in der vielgelesenen Reisebeschreibung des J. Mandeville, st. 1371, welcher viele Jahre (1332—53) in Asien herumgezogen war und Wunderdinge berichtete; und Chaucer's Prosa stand unverhältnißmäßig tief unter seinen dichterischen Arbeiten; doch brach dieselbe zu weiterer Vervollkommnung die Bahn. Im 16. Jahrh. wurde sie vorbereitet durch Uebersetzungen der Bibel und mehrer Werke des classischen Alterthums, welche langsam Einfluß gewannen; vorherrschend waren bereits verwirrte Ritterromanee in unbeholfener halb toll gewordener Sprache. Das Zeitalter der Königin Elisabeth war für den Anbau der Prosa nicht unfruchtbar; mehre Reiseberichte der Seefahrer, geschichtliche und politische Flugschriften, auch wissenschaftliche Untersuchungen (z. B. von Ed. Wright 1599), traten in schlichter, allgemein verständlicher Landessprache hervor, die Staatsberedtsamkeit fing an, sich zu entfalten und Ph. Sidney im Lehrstyle und Shakspeare im Dialog stellten Muster auf, welche lange unerreicht blieben. Walther Raleigh, st. 1618, ein angenehmer Dichter und um Erweiterung der Länderkunde sehr verdient, entwarf mit sittlich edler Gesinnung ein sinnvolles und beredtes Gemälde der älteren Weltgeschichte, welches anerkannten sprachlichen Werth hat. Unter den Historikern in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. sind in Hinsicht auf Styl, Daniel, John Habingdon, st. 1654, der in seiner „Geschichte K. Heinrich's VIII.“ durch nüchterne Einfachheit sich auszeichnende Freidenker Edw. Herbert, Lord Cherbury, st. 1648, und die Schotten David Home, der geistreiche warme William Drummond, st. 1649, wegen seiner vielseitig trefflichen schottischen Geschichte, und John Spotswood, st. 1639, dessen Geschichte der schottischen Kirche in Ansehung des Stoffes und Vortrages gleich gehaltvoll ist, vorzüglich zu beachten. Jos. Hall stand als Kanzelredner in Achtung. Die folgenreiche Einwirkung der bürgerlichen Unruhen auf geistige Ansichten erwies sich auch für die Prosa fruchtbar; Das beurkunden Cowley, Milton und Butler. Der paradoxe scharfsinnige Dialektiker Thomas Hobbes, st. 1679, Uebersetzer des Thukydides (1628), machte die Ergebnisse seiner Forschungen über den Menschen und über das Staatsrecht in der Landessprache bekannt. James Harington, st. 1677, idealisirte die Freiheit des bürgerlichen Lebens; Algernon Sidney, hinger. 1683, vertheidigte die Rechte der Menschheit im Staatsleben mit kräftiger Ueberzeugung. Bulstrode Whidelocke, st. 1676, bewahret in seinen historischen Darstellungen die besonnenste Ruhe und Unbefangenheit, und diese geben auch dem Vortrage ein eigenthümliches Gepräge. Edward Hyde, Earl of Clarendon,

Digitized by Google

l. 1674, erzählt die Begebenheiten des Bürgerkriegs höchst anziehend, n einer für sein Zeitalter classischen Sprache. — Gegen das Ende des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde die Prosa reiferer Vollkommenheit immer näher gebracht; der Ausdruck im Lebensverkehr verfeinerte sich, die herrschenden Vorstellungen wurden geläutert und fester bestimmt, die geistigen Forderungen mit erhöheten Leistungen gesteigert; die Staatsberedtsamkeit gewann an zeitgemäßer Kraft, die wissenschaftliche Thätigkeit an Umfang und Gemeinnützigkeit, der Nationalsinn an Lebendigkeit und Tüchtigkeit. Ohne der sehr zahlreichen Schriftsteller von herkömmlicher oder nach dem Maßstabe materieller Wichtigkeit zu würdigender Güte zu erwähnen, können fortan nur die Vorbilder, welche allgemeinere Gültigkeit und Wirksamkeit gehabt haben, bemerklich gemacht werden. John Tillotson, st. 1694, war der erste musterhafte Kanzelredner, einfach ernst und kalt verständig, in sorgsam correcter Sprache. Ihn übertraf in Gediegenheit und Schönheit des Ausdrucks William Temple, st. 1698, ein tiefblickender Staatsmann, gebildet im Geiste der großen Alten; er zeichnete die politischen Denkwürdigkeiten seiner Zeit auf und erörterte Staatsverhältnisse in Verhandlungen und Briefen hell, kräftig und lehrreich. John Locke, st. 1704, Begründer der auch heute nicht erloschenen Erfahrungsphilosophie, fand mit seiner anspruchslos gefälligen und faßlichen, aber freilich oft zur Ungebühr gedehnten Darstellung ein sehr ausgebreiteres Publikum. Wenn die Untersuchung der Grenzen des menschlichen Erkenntnißvermögens den Denker anzog, so hatten die freisinnige rationalistische Darstellung des verfassungsmäßigen Staatslebens, in Nord-Amerika praktisch geehrt, und der gehaltvolle Grundriß einer auf Grundsätze zurückgeführten Kindererziehung auf die Theilnahme der Bürger und Familien gerechten Anspruch. Sein Freund Antony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury, st. 1713, classisch gebildet, durch redliche Selbstbeobachtung ein glücklicher Ausleger der menschlichen Bestrebungen und Gemüthsstimmungen, hat sich einen hellen und sinnvollen Ausdruck seiner Ansichten angeeignet, und war der Erste, dem stylistische Schönheit in wissenschaftlichen Darstellungen gelang, wenn er gleich bisweilen Ueberkünstelung nicht vermied. — Eine neue Periode der veredelten populairen Prosa beginnt mit den, fast ein volles Jahrhundert herrschend gebliebenen, sittlich gesellschaftliche Belehrung im weitesten Umfange bezweckenden, Wochenschriften, welche die fruchtbarste Wechselwirkung zwischen Leben und Literatur förderten, viele sonst nur dem gelehrten Stande vorbehaltene Betrachtungen zum Gemeingute der für Bildung Empfänglichen werden ließen, folglich die Theilnahme an den Ergebnissen geistiger und literarischer Thätigkeit verallgemeinerten, den Kreis der Lesewelt erweiterten, und das Bestreben, durch Helligkeit, Bestimmtheit, natürliche Anmuth der Darstellung und des Ausdrucks den Bedürfnissen und Forderungen derselben zu genügen, regsam erhielten. Die erste Veranlassung dazu scheint 1704 der Vielschreiber D. Defoe, gegeben zu haben; Epoche machte Rich. Steele mit dem „Tatler" (1709), an welchen sich die von ihm und Addison herausgegebenen „Spectator" (1711) und „Guardian" (1713) anschlossen; die wackersten Schriftsteller arbeiteten mit; unter den spätern Wochenschriften sind S. Johnsons „Rambler" (1750) und „Idler" (1758) die berühmtesten. Rich. Steele trug den geistreichen, nachlässig gefälligen Gesellschaftston in die Schriftsprache über,

Digitized by Google

und stellte die Ergebnisse mehr umsichtiger als tiefer Beobachtung in leichten Umrissen, Belehrung mit Unterhaltung vereinend, für recht Viele anziehend dar. Jos. Addison, st. 1789, als Dichter besonders durch die Feier des Sieges bei Hochstedt (1704) und durch das von seinen Zeitgenossen überschätzte Trauerspiel „Cato" (1713) bekannt, ist Classiker in der Prosa; er schreibt mit immer gleicher Besonnenheit correct, ohne die Natürlichkeit zu verletzen, anmuthig, ohne gekünstelten Schmuck, gemeinverständlich mit Würde, überall wohllautend. Jonathan Swift, st. 1775, gebildet von W. Temple, ein kynischer Humorist von seltener Eigenthümlichkeit; er gehört weniger dem Vaterlande als der Menschheit an und trägt doch alle Malzeichen der Nationalität; ließ sich in das politische Gewirre hineinziehen und arbeitete darin mit Ueberspannung des Eifers, bis ihn der losen Speise ekelte; verachtete das Menschengeschlecht und bot alle Kräfte seines reichen Geistes auf, um das Ungemach des gesellschaftlichen Lebens zu mildern; strafte die unheilbaren Schwachheiten des Volkes und kämpfte ritterlich mit den Waffen des witzigsten Spottes und beißender Ironie für dessen Rechte oder Ansprüche auf ein besseres Daseyn; goß die Zornschale über alle Gegenstände des Mißfallens aus und war voll Zartgefühls und durchdrungen von der Allmacht der edelsten Liebe. Seine Gedichte sind zum Theil Ausdruck der innigsten Empfindung, zum Theil vortreffliche Satyren und Parodien, zum Theil witzige Schnurren im Volkstone. Unter den zahlreichern und wichtigern, durch überströmende Fülle neuer Ansichten und Verbindungen, und durch kräftig reiche sinnvoll gestaltete Sprache ausgezeichneten prosaischen Schriften, haben die satyrischen, das kirchengeschichtliche „Tale of a tub" (1704), die im Rabelais'schen Geiste empfangenen epischen „Lemuel Guillivers travels" (1727), die größte Berühmtheit; gehaltvoll sind die Briefe, kindlich einfach die Volkspredigten hochwichtig für die Landesgeschichte, aber in örtlichen und persönlichen Anspielungen, deren auch in den übrigen Schriften sehr viele sind, der Nachwelt oft dunkel, die politischen Aufsätze. Durch den Moralphilosophen Francis Hutcheson, st. 1748, gewann der Lehrvortrag an Heiligkeit und eindringlicher Wärme; Henry Saint John, Viscount Bolingbrocke, st. 1751, geistreicher Erfahrungsphilosoph, leidenschaftlich einseitig und absprechend, hat im Style redneriſche Kräftigkeit, keine ruhige Klarheit, in der Sprache viel Leichtigkeit; Gge. Berkeley, st. 1752, versuchte seinen christianisirten psychologischen Idealismus in platonisirenden Dialogen zu veranschaulichen. Mary Worthley Montagu, st. 1762, stellte in ihren Nachrichten von Konstantinopel (1717) Muster des reizend nachlässigen, beschreibenden und erzählenden Briefstyles auf. Gge. Lyttleton, st. 1773, berühmt durch die geistreichen „Todtengespräche" (1765), zeichnete sich in der „Geschichte König Heinrichs II." durch sorgsame Feile und strenge Correctheit aus. Dormer Stanhope, Graf von Chesterfield (s. d.) machte sich durch gehaltvolle und stylistisch treffliche Aufsätze bemerkbar. Die höchste Vollendung in dialektischer Darstellung und reicher, kräftiger und gewandter Sprache wird von Einheimischen, für welche die Betrachtungsweise und ihre Kunstgestaltung unvergänglichen Werth behält, einstimmig den gegen das Cabinet, die Staatsverwaltung des Herrn von Bedford und viele Große gerichteten, schonungslos freimüthigen, geistreich bitteren, von umfassender politischer Kenntniß und vielgeübtem festen Blick zeugenden „Briefen

Digitized by Google

des Junius" zugestanden; wer ihr Verfasser sey, hat noch nicht genügend ausgemittelt werden können. James Harris, Lord Malmesbury, st. 1780, ein wackerer, um Sprachforschung und Auffassung des Geistes des classischen Alterthums wohlverdienter Denker, dialogisirte seine Untersuchungen über Schönheit und höchstes Gut, logisch scharf bestimmt, und wurde von Richard Hurd, der Cicero zum Vorbild wählte und sittliche und politische Angelegenheiten in Betrachtung zog, wenigstens nicht übertroffen. Henry Home Lord, Kaimes, st. 1782, als Begründer einer wissenschaftlichen Theorie der Aesthetik, Moralist, Politiker und Bearbeiter der Geschichte der Menschheit geachtet, drückt die Ergebnisse seiner Forschungen bündig und in edler Einfalt aus. S. Johnson (s. d., st. 1784, überaus reich an gelehrten Kenntnissen, literarischen Erfahrungen und gesellschaftlichen Beobachtungen, an Kraft des Urtheiles und Witzes, erlangte gewichtvollen Einfluß auf sein Zeitalter und übte ein fast beispielloses kritisches Stimmrecht aus. Dichterruhm erwarben ihm die Juvenal'sche Satyre auf die Laster der Hauptstadt, ein moralisches Lehrgedicht, mehre Oden und Kleinigkeiten. Entschiedene literarische Ueberlegenheit wurde ihm zugestanden, nachdem er sich als Kenner der Muttersprache bewährt und auf die mannigfaltigste Weise die Lesewelt zu belehren und zu unterhalten begonnen hatte. Der schottische sympathetische Moralphilosoph Adam Smith (s. d.), st. 1790, erörterte die schwierigsten und dunkelsten Untersuchungen der Staatswissenschaft mit lichtvoll anschaulicher Bestimmtheit in reicher und ebenso faßlicher Sprache; seine Grundsätze sind im ganzen gebildeten Europa beherzigt worden; Benjamin Franklin (s. d.), st. 1790, als Mensch und Staatsmann gleich merkwürdig, Muster für Mitwelt und Nachkommenschaft, groß durch Geist und Willen, durch Wort und That, erhob sich zum Range eines Volksschriftstellers im edelsten Sinne, belehrte, warnte, rügte in Sprachen, Bildern und Erzählungen, dem Bedürfnisse und der Empfänglichkeit der auch die Ungebildeten umfassenden gemischten Lesewelt angemessen zusagend, Allen verständlich und nutzbar und zugleich durch Neuheit, Mannigfaltigkeit, kindliche Natürlichkeit und herzliche Eindringlichkeit den Anforderungen des spröderen Geschmacks vollauf genügend; „Die Sprüchwörter des alten Heinrich" und „Die Weisheit des guten Richard" sind von hocherfreulicher sittlicher Wirksamkeit begleitet gewesen; die wissenschaftlichen und technischen Aufsätze, sowie die Briefe, haben alle Vorzüge der Klarheit und gediegenen Einfachheit, welche den Darstellungen eines hellsinnigen, kräftigen, durch Erfahrung und sittlichen Glauben erzogenen, unverdorbenen Naturmenschen eigenthümlich zu seyn pflegen. Edmund Burke (s. d.), st. 1797, hochbegabt mit Scharfblick und Urtheilskraft, Früchte ernster Studien und gründlich freier Beobachtung, des Worts und der Sprache mächtig, begeisterter Vertheidiger der nordamerikanischen Freiheit, einer der feinsten und tiefsten politischen Denker und ein anziehender Geschichtschreiber, zeichnet sich durch Composition und Ausdruck als classischer Schriftsteller aus und bezaubert durch seine Darstellung, selbst wenn er die Grenzen der Mäßigung mit Ungestüm und mit harter Bitterkeit überschreitet. Der Schotte Hugh Blair, st. 1800, anspruchslos überzeugender Kanzelredner und trefflicher Kunstrichter der schönen redenden Künste, in fleckloser schlichter Sprache; Adam Ferguson, st. 1816, ausgezeichnet durch ungetrübte Ruhe und würdige Popularität in seinen inhaltreichen

Digitized by Google

philosophischen und historischen Arbeiten. In der Staatsberedtsamkeit, im Roman und in der Geschichtschreibung hat die britische Literatur einen so gehaltvollen Reichthum und eine nach mehren Seiten hin so folgereiche Wichtigkeit, daß der Entwickelungsgang derselben besonders nachgewiesen und eine Uebersicht der Schriftsteller, welche ihn bestimmt haben, hiermit gegeben wird. A. Englische Staatsberedtsamkeit. Großbritannien war bis gegen Ende des 18. Jahrh. vermöge seiner Verfassung im Alleinbesitze der Staatsberedtsamkeit. Der rohe Anfang derselben zeigte sich im Parlamente während Heinrich's VIII. Regierung, und das Studium der alten Classiker mußte auf sie einwirken, aber der gewaltsame Despotismus ließ kein Gedeihen zu. Unter Elisabeth wurde sie durch erwärmte Vaterlandsliebe gefördert; allgemeinere Achtung für Literatur und Vervollkommnung der Landessprache brachten ihr einigen äußern Gewinn. Neben mehren Parlamentsrednern erregte P. Wentworth (1576) Aufmerksamkeit; Anreifung männlicher Kraft war mit dem Uebergewichte des Alleinwillens der zum Herrschen berufenen Königin unvereinbar. Jakob's I. unbeholfene Einseitigkeit und Schwäche ermuthigten und berechtigten zu kühnerer Entschlossenheit, welche mit dem schwankenden Cabinetssystem Karl's I. wuchs und in der mit religiöser Ueberspannung erstarkenden öffentlichen Meinung Unterstützung und Ermunterung fand; bebarrlicher Widerspruch gegen Willkür und Anmaßungen der Regierung äußerte sich kunstlos und fortschreitend härter; neue Ansichten und Forderungen, gesellschaftliche Naturerzeugnisse einer sich umgestaltenden Zeit, bedurften keines Schmuckes der Darstellung, um ihres Sieges über gemißbrauchte veraltete Herkömlichkeit gewiß zu seyn. Frömmelnde Schwärmerei und wilder Fanatismus, im Zeitalter des republikanischen Despotismus vorherrschend, hemmten die Fortbildung der von Geistesfreiheit und Kunstsinn abhängigen Beredtsamkeit; sie verarmte bei üppiger Thatenfülle des öffentlichen Lebens; der Selbstständigkeit der Gesinnung und des Worts wurden vom tückischen Trotz mit Gewalt Fesseln angelegt. Unter den Rednern dieses Zeitalters behauptet Milton, dessen reiner Seelenadel sich nie verleugnet die erste Stelle. Ein neues Leben der Staatsberedtsamkeit begann mit Wiederherstellung der königlichen Macht (1660), deren gesetzmäßige Begrenzung durch die jüngsten Erfahrungen vorbereitet war und durch Unvorsichtigkeiten und Verkehrtheit des für geschichtliche Belehrungen unempfänglichen Hofes beschleunigt wurde; die Redner beobachteten Anstand und Mäßigung bei ihrer Freimüthigkeit; die Sprache nahm gefälligen Wohllaut und sorgfältigere Correctheit an; Edmund Waller führte den Musterton ein; die Beredtsamkeit beschränkte sich auf Belehrung des Verstandes und wurde noch nicht als schöne Kunst im Geiste der Alten bearbeitet; Shaftesbury stand auf der höchsten Stufe, welche damals erreicht wurde. In neuern Zeiten vermehrte sich die Oeffentlichkeit der Parlamentsverhandlungen, und sie werden seit 1742 unter amtlicher Aufsicht bekanntgemacht. Fortschreitend vervollkommnete sich seitdem die Beredtsamkeit, eignete sich Kunstcharakter an und nimmt eine bedeutende Stelle in der Geschichte der Nationalliteratur ein. Die Reihe der berühmten Parlamentsredner in dem größern Theile des 18. Jahrh. ist beträchtlich. Der für das Wohl des Vaterlandes wirksame kenntnißreiche Minister Rob. Walpole, st. 1745, sprach nach lichtvoller Anordnung mit überzeugender Gründlichkeit und einfacher Kraft, fast

Digitized by Google

alles Kunststrebens im Ausdrucke ermangelnd. Die Redner der Opposition, Will. Pulteney, Graf von Bath, und besonders John Campbell, Herzog von Argyle, st. 1743, waren ihm in rednerischer Wärme, Correctheit, Eleganz und Stärke der Sprache sehr überlegen. Will. Pitt, Graf von Chatam, st. 1778, eröffnet das goldne Zeitalter der Staatsberedtsamkeit; bei vielumfassender Einsicht und praktisch-philosophischer Geistesbildung, beseelten ihn vaterländische Hochherzigkeit und rücksichtslose Wahrheitsliebe; seine Darstellung weckt und unterhält die Theilnahme durch bündige Folgerichtigkeit und überraschend neue Wendungen und hinterläßt einen ebenso günstigen Gesammteindruck, als sie in Einzelnem befriedigt; denn der Periodenbau ist harmonisch und der Ausdruck correct und kräftig schön. Eine seiner erschütterndsten Reden war seine letzte, die er (8. April 1778) fast sterbend im Parlamentsoberhause begann, um zu aussöhnenden Maßregeln gegen Amerika zu rathen, und in welcher er ohnmächtig niedersank. Seine Reden sind gedruckt in den „Anecdotes of the R. Hon. W. Pitt, Earl of Chatam, with his speeches in Parliament from the year 1736 to the year 1778" (Lond. 1792, 2 Bde., 4.). Mit ihm eröffnet sich eine Reihe der ausgezeichnetsten Redner. Edmund Burke (s. d.), geb. in Irland 1730, gest. 1797. Er war zuerst durch eine philosophische Schrift über das Schöne und Erhabene bekannt und kam 1765 durch den Minister Rockingham ins Parlament. Seine erste Rede machte einen solchen Eindruck, daß der edle Lord Cavendish mit dem Ausrufe aufsprang: „Großer Gott, was ist dieß für ein Mensch!" Philosophische Tiefe und beißende Satyre vereinigen sich im Charakter seiner Reden, von denen sehr viele einzeln gedruckt wurden; gesammelt sind sie: „Speeches of E. B." (Lond. 1816). Die Anklagereden gegen Hastings waren der Triumph seiner Rednergaben, konnten aber doch die Freisprechung nicht hindern. Sein persönlicher Charakter war rein, aber sein politisches Leben schwankend, daher er in der letzten Zeit auch als Redner an Ansehen verlor. Seine Gedanken schienen in dem engen Kreise einer Furcht vor der franz. Revolution befangen zu seyn, in welcher er auch ihre höhern und bessern Tendenzen gänzlich verkannte. Man nannte ihn zuletzt nur die Eßglocke, weil, wenn er auftrat, das Haus leer zu werden anfing. — Richard Brinsley Sheridan (s. d.), auch ein Irländer, geb. zu Dublin 1751, bekannt durch witzige Lustspiele, trat 1780 ins Parlament, wo er durch Zierlichkeit des Ausdrucks und Witz seinen Platz unter den ersten Rednern nahm. — William Pitt (s. d.), der zweite Sohn des großen Chatam, geb. 1759, gest. 1806. Mit 21 Jahren, 1781 trat er ins Parlament und 2 Jahre darauf ward er Minister, was er mit kurzen Unterbrechungen bis an seinen Tod blieb. Scharfe Logik, Sachkenntniß, die Gründe der Gegner genau aufzufassen und Schritt vor Schritt zu bekämpfen, Leichtigkeit des Ausdrucks, gute Wahl des Gesichtspunktes und feine Bemerkungen zeichnen seine Reden aus. Aber sie sind mehr für den Verstand als für das Gemüth berechnet, und die politischen Grundsätze, auf welchen das Raisonnement ruht, können dem Vorwurfe der Einseitigkeit nicht entgehen. Feindseligkeit gegen Frankreich und Aufrechthaltung seines Ansehens als Minister ist seine Grundansicht, und mit einer solchen ist Großartigkeit der Politik und selbst echte Beredtsamkeit unvereinbar. In dieser Hinsicht stand ein vieljähriger Gegner, Karl Jakob Fox (s. d.), gest. 1806, weit über ihm, welcher auch als Redner ihm durch Um-

Digitized by Google

fang des Talents, Kraft des Ausdrucks und Edelmuth seiner Politik weit überlegen war. An classischer Bildung waren sich Beide gleich, aber Fox würde unfehlbar als Minister größer gewesen seyn und sich als Staatssecretair (was er 1782 wurde) behauptet haben, wenn er regelmäßiger in seinem Privatleben gewesen und nicht bei Georg III. in den Verdacht gekommen wäre, die Befugnisse der Krone geringer zu achten als die Vortheile des Volks. Pitt's Reden wurden nur zuweilen durch den Ausdruck des Zornes belebt (seine Gegner nannten ihn den zornigen Knaben), Fox wußte die edelsten Gefühle des menschlichen Herzens anzuregen. Den Wein liebten Beide gleich sehr, und Sheridan noch mehr. Es war daher oft ein sonderbares Schauspiel, den halbberauschten Pitt zu hören, wie er mit Gewandtheit die Angriffe beantwortete, die sein beinahe trunkner Gegner gemacht hatte, und nach ihnen Sheridan, der nie ins Parlament ging, ohne einige Flaschen geistiger Getränke zu sich zu nehmen. Fox und Sheridan haben nie eine Rede vorher schriftlich entworfen, noch eine nachgeschriebene durchgesehen, sondern es den Geschwindschreibern überlassen, sie, wie sie solche nachgeschrieben, in Druck zu geben. — Neben ihnen glänzte Thomas (später Lord) Erskine (s. d.), gest. 1823, vorzüglich als Vertheidiger Hardy's, Horne Tooke's u. A. gegen die Anklage des Hochverraths und zu Gunsten der Preßfreiheit; nur warf man ihm vor, daß er zu viel von sich selbst spreche, und nannte ihn daher den Doctor Ich. Mit diesen Männern und einigen ihrer Freunde scheint die Schule der eigentlichen Redner für einige Zeit ausgestorben zu seyn, und man hat mehr Werth auf eine klare Auseinandersetzung der Gründe und Gegengründe als auf Beredtsamkeit im strengern Sinne des Worts gelegt. Rob. Stewart, Visc. Castlereagh, und nach dem Tode seines Vaters Marquis Londonderry (s. d.), gest. 1822, hat seinen Einfluß mehr durch seine gefälligen diplomatischen Formen und seinen Eifer für die Macht der Krone als durch seine Rednergaben erlangt und behauptet. Er sprach zwar mit Leichtigkeit, aber mit einer oft geschraubten Zierlichkeit; seine Reden sind weder durch gründliche Sachkenntniß noch durch tiefe Gedanken ausgezeichnet. Nur selten erhob er sich über das Mittelmäßige. Sein Nachfolger als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, George Canning (auch Irländer, geb. 1770; s. d.), stand auch als Redner viel höher, wie er überhaupt als Minister durch aufgeklärte Gesinnung, durch Eifer für das wahre Wohl seines Landes, durch Sinn für echte Freiheit und Gerechtigkeit, durch Festigkeit ohne Härte, alle Parteien für sich gewann und der erste würdige Nachfolger des großen Chatam geworden ist. An seinen Reden hatte man sonst viel auszusetzen; man fand darin eine gesuchte Gelehrsamkeit, einen steifen Witz und vorzüglich eine Heftigkeit, welche ihn oft zu Entschuldigungen nöthigte. Aber sein Betragen als Minister deckt diese Fehler zu und hat sie zum Theil wirklich verwischt. Canning arbeitete seine Reden aus, ward aber oft von dem Feuer der Beredtsamkeit hingerissen; daher arbeitete er nachher die für den Druck bestimmten als ein literarisches Product, und schnitt jene Sarkasmen weg, die seinen Reden so oft zur Würze dienten. Zu den Rednern der Opposition gehörten: Tierney; Sir Samuel Romilly, geb. 1757, hatte sich in seiner parlament. Wirksamkeit besonders die Verbesserung der Criminalgesetze zum Ziel genommen; er ist durch Sir James Mackintosh ersetzt worden, dessen Anträge in dem Parlament

Digitized by Google

auf Milderung der alten blutigen Strafgesetze zum Theil durchgegangen und zum Theil aber im Oberhause verworfen wurden. Jetzt ist Sir Rob. Peel, geb. 1750, mit einer Consodilation, d. h. Zusammenstellung und Umarbeitung der Gesetze über die Criminalgerichte und einzelne Classen von Verbrechen, beschäftigt, was höchst nöthig und dringend ist. Sir Robert gehört zu den beliebtesten Rednern des Parlaments. Unter den Anhängern der Fox'schen Schule müssen noch die 2 reichsten Brauer Englands, der 1815 verstorb. Whitbread (s. d.), einer der achtungswerthesten Männer und im Parlamente ein freimüthiger, aber gemäßigter und über jeden Parteigeist erhabener Redner, und Sir Francis Burdett, seit 1807 der beständige Repräsentant für Westminster, genannt werden. Geistreich, aber früherhin oft ungemäßigt in seinen Reden, ist Burdett bei dem Volke Einer der beliebtesten. Seine excentrische Art sich auszudrücken, gab seinen Gegnern oft Blößen, die sie zu benutzen nicht versäumten. Der beste Staatsredner ist gegenwärtig wohl Lord Brougham, Kanzler von England; er besitzt alle dazu erforderliche Eigenschaften, Fülle der Sprache, Kraft und Biegsamkeit der Stimme, körperliche Beredtsamkeit; aber so umfassende Kenntnisse ihm zu Gebote stehen; so glänzend sein Vortrag, so treffend sein Witz, so schlagend sein Spott — seine furchtbarste Waffe —, so mächtig seine Ueberlegenheit im Wettkampfe der Erörterung ist, so ermangelt doch seine Darstellung nicht selten der Correctheit und Einfachheit, und es ist etwas in seinem Vortrage, das die Rede und den Redner zu sehr in den Vorgrund bringt. Seine Reden sind nicht ganz unvorbereitet; seine Darstellung verräth es, und er selber behauptete einst die Nothwendigkeit, diejenigen Theile einer Rede, welche die kräftigste Wirkung machen sollen, sorgfältig auszuarbeiten. Vielleicht gerade darum, weil er einzelnen Theilen viel Sorgfalt widmet, aber zu wenig auf ihre innige Verschmelzung in ein Ganzes sieht, machen seine Reden zuweilen nicht den tiefen Eindruck, der sie zu Mustern erheben würde. Als eigentlicher Volksredner muß hier noch William Cobbet genannt werden, dessen kräftiger, kecker Ausdruck, mit einer gewandten und scharfen Dialektik, ihm in den Volksversammlungen stets einen außerordentlichen Einfluß verschafft haben. Keiner verstand es, wie er, die Ueberzeugung des gemeinen Mannes zu lenken und die Einbildungskraft desselben zu erhitzen. Wer eine genaue Geschichte der engl. Parlamentsberedtsamkeit entwerfen wollte, würde in Hansard's „Parliamentary historie of England from the earlist period to the year 1803" (35 Bde.), und in den beiden Fortsetzungen dieses Werks: „Parliamentary debates 1803—20" (41 Bde.) und Neue Folge der „Parliamentary debates", von der Regierung Georg's IV. an, die reichhaltigsten Materialien dazu finden. Vgl. auch Hegewisch's „Geschichte der englischen parlamentar. Beredtsamkeit (Altona 1804). — B. Der englische Roman beschränkte sich anfangs fast ausschließlich auf ritterliche Abenteuer, oder auf die bisweilen allegorisirte Schäferwelt, meist übereinstimmend mit dem Gange, welchen dieser Theil der Literatur bei andern Nationen gehabt hat. Der Ton war langweilig ernst, die Darstellung in der Regel dürftig breit, die Sprache entweder vernachlässigt alterthümlich, oder hochfahrend prunkend, überhaupt geschmacklos. Eine andere Richtung wählte der Vielschreiber Daniel Defoe (s. d.), st. 1731, in seinem weltbekannten „Robinson Crusoe", von ihm

Digitized by Google

selbst ein, sittliche Belehrung bezweckender, bürgerlicher Telemach genannt, oder in den wunderbaren Abenteuern eines auf menschenleerer Insel lebenden Seefahrers, wobei die wahren Schicksale des schottischen Bootsmannes Alex. Selkirk zu Grunde liegen mögen; die Erzählung ist durch Mannigfaltigkeit und Natürlichkeit sehr anziehend und machte in ganz Europa großes Glück. Der Familienroman, vorbereitet durch bürgerliche Erzählungen und häusliche Schilderungen in Steele's und Addison's „Wochenschriften", ging aus Samuel Richardson, st. 1761, einem geachteten Londner Buchdrucker, der ohne humanistisch gelehrte Bildung, seine im bürgerlichen Verkehr und Umgang erworbene Menschenkunde, besonders mannigfache Erfahrungen über weibliche Gesinnung, und die früh ausgebildete Fertigkeit im Briefschreiben auf ihn übertrug, um zur sittlichen Veredlung seines Volkes schriftstellerisch mitzuwirken. Seine Romane in wohlgesetzten Briefen, deren Ton oft pedantische Einförmigkeit hat, stellen idealisirte Charaktere auf, in welchen nur Einzelnes mit der Wirklichkeit übereinstimmt, und Ereignisse und Lebensgemälde von anziehender Anschaulichkeit und malerischer Vollständigkeit in kleinen Zügen. Der „Pamela" lag eine wahre Begebenheit zu Grunde; für „Clarissa" hat sich die Stimme des Publikums mit Recht entschieden; „Ch. Grandison" ist, bei sichtbarer Uebertreibung in der Sittenzeichnung, am sorgfältigsten gearbeitet und drückt die Eigenthümlichkeit dieser Gattung in ihren Fehlern und Vorzügen am vollständigsten aus. Henry Fielding (s. d.), st. 1754, ausgestattet mit gelehrten Kenntnissen und mit vielseitiger Welterfahrung, der Frucht eines leichtsinnigen Wandels, bekannt durch 18 scherzhafte Lustspiele und durch die Gaunergeschichte „Jonathan Wild", arbeitete dem sittlichen Pedantismus in Richardson's Romanen entgegen und schilderte die menschliche Natur in ihrer wahrhaften Gebrechlichkeit und Mischung des Guten und Bösen; seine Erzählung hat dramatisches Leben und besonders große Wahrheit und Mannigfaltigkeit in der Darstellung der gewöhnlichen Volkssitten; in der Betrachtung läßt er sich gehen, wie Richardson, aber sie ist reicher an eigenthümlichen Ansichten und Beobachtungen und wird, obschon nicht selten etwas breit, durch Witz und gutmüthigen Spott gehoben. Die Sprache hat angemessene Mannigfaltigkeit des Umgangslebens, und hält sich rein von fremdartiger Ausschmückung und Verkünstelung. Sein „Joseph Andrews" ist ein komisches Gegenstück zur „Pamela"; sein gelungenstes Werk: „Thom. Jones", erhält sich fortwährend in der Gunst der Lesewelt. Laurence Sterne (s. d.), st. 1768, class. Humorist, der scharf und tief die Gemüthsgeheimnisse erspäht, und doch innige Liebe zur Menschheit und kräftige Achtung für Sittlichkeit und Tugend bewahrt hat, unerschöpflich in neuen Verbindungen und Naturbildern, heiter naiv bis zum Drolligen und die Herzen ergreifend mit kindlicher Einfachheit und Wahrheit des Gefühles, ordnet Alles der moralisirenden Phantasie unter, deren Fülle nach allen Richtungen überströmt und der Empfindung wie dem Verstande gleiche Nahrung gibt. Von seinen Schriften sind, außer Predigten im vertraulichen Hausvatertone, die gefeiertsten: der in Laune, Tiefe der Gedanken, Feinheit der Deutungen und Winke unerreichbare „Tristram Shandy" und das zartsinnige „Sentimental Journey through France and Italy". T. Smollet (s. d.), st. 1771, malt die Sitte nach dem Leben, wie er sie mit Umsicht beobachtet hat, ausgezeichnet glücklich im Niedrig-Komischen, gehaltvolle Reflexion hinzufügend, oft muthwillig bis zur Anstößigkeit,

Digitized by Google

oft persönlich-satyrisch bitter. Von seinen Romanen sind die geachtesten: „Roderic Random", „Peregrine Pickle" und „The expedition of Humphrey Klinker". Auch hat er den „Don Quixote" übersetzt, das „Kritische Review" begründet und eine „Geschichte Englands" verfaßt, welche in stylistischer Hinsicht sehr geschätzt wird. James Ridley führte mit glänzendem Erfolge morgenländische Märchen ein. Von dem geistreichen H. Walpole (s. d.), Earl of Oxford, st. 1797, wohlverdient um Geschichte der vaterländischen Literatur und Kunst, auch als eigenthümliche Tragiker zu beachten, empfing der romantische Novellenton verjüngtes Leben. Aus der großen Schar der neuern Romanschriftsteller, deren Werke durch Betriebsamkeit deutscher und französischer Uebersetzer meist sehr allgemein bekannt geworden sind, können hier nur Einige ausgehoben werden: Henry Mackenzie, R. Cumberland, Francisca Burney d'Arblay, hervortretend durch sittlichen Adel und milde Menschlichkeit; Elisabeth Inchbald, geb. Simpson, st. 1821, rühmlich thätig für dramatische Literatur; Charlotte Smith, geb. Turner, Charlotte Lenox, geb. Ramsay, Anna Radcliffe, dem Horace Walpole im romantischen Novellenton nacheifernd; Maria Edgeworth, in häuslichen Charaktergemälden meisterhaft; Hannah Moore, Johann und Anna Maria Porter, die geistvolle, vielgelesene Lady Morgan, der vielen Nachahmer Scott's nicht zu gedenken. Seine Waverley-Novellen (s. d.) bilden einen glänzenden Zeitabschnitt auf diesem Felde der Literatur. Neben ihm stehen der Amerikaner Washington Irving, ihm geistverwandt und doch eigenthümlich, und der nationalere Cooper, der nur in der Form seiner Romane an das engl. Vorbild erinnert. An Scott erinnert auch der von ihm „Caledoniens Zierde" genannte Allan Cunningham. Seine „Traditional tales of the english and scottish peasantry" (2 Bde., London 1822), zum Theil verdeutscht von Lindau (Leipzig 1823), zeigen ihn in dieser auf mündliche Ueberlieferung gegründeten Darstellung des schottischen Volkslebens auf einer hohen Stufe und gaben ein günstiges Zeugniß von der Lebendigkeit und Fruchtbarkeit seiner Phantasie und der Kraft seines Pinsels. Ein umfassenderes Gebiet als in seinen frühern Erzählungen betrat Cunningham in seinem Romane: „Paul Jones" (3 Bde., London 1826), der das abentheuerliche Leben des tapfern amerikan. Seemanns mit vielen erdichteten Abentheuern verwebt; aber so viel schöpferische Kraft und reiche Erfindungsgabe Cunningham hier verräth, so viele Mängel hat die Anlage und Ausführung des Plans. Hatte er in diesem Werke bei der Behandlung des Wunderbaren seinem Muster, Walter Scott, nicht glücklich nachgestrebt, so schweift er in „Sir Michael Scott" (3 Bde., London 1828) in das Gebiet des Märchenhaften, und es fehlt diesem „Zauberroman" bei allen glänzenden Einzelnheiten an einer bestimmten Grundidee. — C. In der geschichtlichen Kunst sind die Briten seit der Mitte des 18. Jahrh. Muster für alle neuere Völker geworden. Es lag im Wesen ihres öffentlichen Lebens, daß geschichtl. Darstellungen im Geiste der großen Alten aufgefaßt und durch ähnliche Verhältnisse, wie diese, bedingt, in der Zeit gesellschaftlich-geistiger Reife gedeihen konnten. Das Volk, wie es in Britannien keineswegs in der Minderzahl durch Inhaber geistiger Einsicht und politischen Willens vertreten wird, war in Folge vielfacher Erfahrungen, mit steigendem Wohlstande und mit sicher gestellter Theilnahme am Gemeinwesen, zu bürgerlichem Selbstgefühle erwachsen; auf jedes spätere Geschlecht vererbte

Digitized by Google

sich gesteigerte Achtung für das Vaterland und für dessen Gesammtwohl; immer allgemeiner wurde die Ehrfurcht für die Vergangenheit, in welche zurückgeblickt werden mußte, um das Werden und die Eigenthümlichkeit des jetzigen Daseyns zu erkennen, und die vererbten schwer errungenen Wohlthaten der Verfassung zu würdigen. Daher wurden Chroniken und vaterländischen Schauspielen großer Werth zugestanden; und wenn auch die Geschichtbücher fast aller Kunstvorzüge ermangelten, so fanden sie doch einen ausgebreiteten dankbaren Leserkreis und genügten dem aufgeregten und fortschreitend gesteigerten Bedürfnisse. In der Mitte des 17. Jahrh. übertraf Milton alle bisherigen Leistungen in Bearbeitung der vaterländischen Geschichte und bezeichnete die Bahn, welche erst nach Verlauf eines Jahrhunderts mit glänzendem Erfolge betreten wurde. Die nächstfolgenden Geschlechter fanden in Erinnerungen und Erörterungen der eben vorübergegangenen verhängnißvollen Zeit hinreichende Befriedigung und wurden dadurch ermuntert, festzuhalten an dem Errungenen; Wer an Verhandlungen über das Gemeinwesen Theil nehmen wollte, fühlte sich zur Landesgeschichte hingezogen, und zwischen dem Studium des classischen Alterthums und dem Nationalleben trat eine immer innigere Wechselwirkung ein. Temple Stanyan verfaßte eine gut geordnete Geschichte Griechenlands, 1707, und Lawrence Echard, st. 1730, eine beifallswerthe römische, 1707; die erste, wenigstens durch Vollständigkeit des Stoffes ausgezeichnete, allgemeine Weltgeschichte wurde von Mehren bearbeitet; und Bolingbrocke äußerte in seinen „Briefen über historisches Studium" freisinnige Zweifel und Ansichten, welche gegen herkömmliche Mißbräuche warnen konnten. Philipp, st. 1790, und Charles Yorke, st. 1770, bearbeiteten, verbunden mit mehren Studirenden in Cambridge, die Geschichte des peloponnesischen Krieges gründlich genau, in anziehender Darstellung. Thomas Blackwall, st. 1757, der richtigere Vorstellungen über Homer, 1735, verbreitete, beschrieb das Leben des Kaisers Augustus, 1753, sowie Conyers Middleton, st. 1750, vorher die Geschichte des Cicero und seines Zeitalters reichhaltig, und nicht unverdienstlich war die neuere Geschichte Englands von dem unbefangenen White Kennet (in der Collect 1706), vollständig von dem fleißigen, aber etwas höfischen Lawr. Echard, 1707, freimüthiger und mit Eifer für Volksrechte von John Oldmixon, 1735, sehr sorgfältig und musterhaft zuverlässig von Thom. Carte, 1747, bearbeitet worden, als der von Frankreich ausgegangene historische Kunstgeschmack in Britannien herrlich gestaltet, besonders durch die Schotten gepflegt und zur Herrschaft in Europa gefördert wurde. Die Reihe der Meister dieser neuen historischen Kunstschule eröffnet David Hume, st. 1776, ein tiefer Denker, mit seinem kritischen Skepticismus Vorläufer Kant's, vielseitig und auch durch reiche Menschenbeobachtung gebildet. In der Reife des männlichen Alters unternahm er die psychologisch-pragmatische Bearbeitung der vaterländischen Geschichte, strenge Gewissenhaftigkeit in der Forschung und unbestechliche Gerechtigkeit und ruhigen Gleichmuth in der Darstellung als höchste Pflicht anerkennend, deren Erfüllung durch Anfeindungen aller Parteien ihm bezeugt wurde. Er faßte das Streben der Menschen, unabhängig vom Erfolge, die Sittlichkeit der Handlungsweise, oft verdunkelt in der Erscheinung und entstellt in mißdeutenden Meinungen, demnächst Staatsverfassung und bürgerliches Leben in's Auge, beherrschet mit großem Geiste den Stoff und bleibet sich in kalter

Digitized by Google

Vernunftmäßigkeit und prüfender Zweifelhaftigkeit fast unwandelbar gleich; und diese Gemüthsstimmung spiegelt sich auch in milder Einfachheit der Sprache ab. Die Geschichte der Stuart'schen Periode ist in Hinsicht auf Wirksamkeit des Kunsttones der gelungenste Theil, die Tudor'sche der freimüthigste, die Geschichte der älteren Zeit der dürftigste. Ed. Burke beschrieb die Niederlassungen der Europäer in Amerika, 1757, mit Einsicht und Geist sehr befriedigend und fing an, ein treffliches gezeichnetes Gemälde der neuesten Weltbegebenheiten zu entwerfen. William Robertson, st. 1793, sittlich-edel, classisch gebildet und reich an gelehrten Kenntnissen, arbeitete in lebendig einfachem, stylistisch gediegenen und zauberisch fesselnden Vortrage für das durch Phantasie zu gewinnende Gemüth und ist Muster in der Kunst, durch vorbereitende Einweihung auf den rechten Standort und durch Anordnung und Verbindung den geschichtlichen Stoff zu lichtvoller Ansicht zu erheben und die theilnehmende Betrachtung gleichmäßig festzuhalten; das angemessene Urtheil füget sich in natürlichem Zusammenhange der Thatsache an. Der Schotte Rob. Henry, st. 1790, ist nicht bloß als fleißig ordnender Sammler achtungswerth; auch Anordnung und Sprache haben das Verdienst der Klarheit und edlen Schmucklosigkeit. Eine neue, auf die Volksgesinnung stark einwirkende Gestalt erhielt die neuere vaterländische Geschichte, vermittelst urkundlicher Aufschlüsse über das Verhältniß des Hofes zum Staate, durch die Schotten John Dalrymple, st. 1810, Verfasser eines wackerer Werkes über den Lehnbesitz in England, welcher in anspruchlosem Geschäftsstyle den Zeitraum 1680 bis 1702 beschrieb, und James Macpherson, verdient um Erläuterung des kaledonischen Alterthums, der in gedrängtem Vortrage, mit vorwaltender politischer Betrachtung die Geschichte von 1660 bis 1714 darstellte. Die schottische Geschichte bearbeiteten Gilbert Stuart, st. 1787, der den gesellschaftlichen Zustand Europa's im Mittelalter und die politische Geschichte seines Vaterlandes seit der Reformation bis zum Tod der Königin Maria, sowie die protestantische Kirchengeschichte desselben, einsichtsvoll, gründlich, vollständig und gemeinfaßlich veranschaulichte; und der fleißige Forscher Daniel Dalrymple, dem viele Bereicherungen aus Quellen und eine gehaltvolle Zusammenstellung in schottischen Jahrbüchern 1034 bis 1304, welche auch stylistischen Werth hat, zu verdanken sind. Edward Gibbon aus Putney in Surry, st. 1794, durch classische Studien und französische Literatur gebildet, hat sich durch das berühmte Werk über den Verfall und Untergang des römischen Reiches von Trajan bis 1453 eine Stelle unter den classischen Historikern Britanniens erworben; es ist das Erzeugniß gelehrter, vielumfassender Forschung, welche oft nicht ohne Einseitigkeit neue Entdeckungen beabsichtigt und eigenthümliche Ansichten zu machen sucht, und vorzüglich die genauere Kenntniß des Mittelalters begründet und gefördert hat; die Darstellung ist ungemein anziehend und reich an Ueberraschungen, die Anordnung sorgsam, nicht ganz frei von Künstelei, die Sprache üppig und gern epigrammatisirend; der Gesammteindruck bleibet sich nicht gleich, das Malerische in einzelnen Schilderungen hat meist künstlerische Vollendung. Ueberhaupt vereinigen sich die Stimmen in dem Endergebnisse, daß bei allen wohlbegründeten Ausstellungen gegen Verfahren, Ton und Urtheil, die historische Literatur durch ihn eine vollwichtige Bereicherung gewonnen hat. Robert Watson's „Geschichte der spanischen König Philipp II. und III." empfiehlt sich mehr durch

Digitized by Google

männliche Einfachheit des Ausdruckes als von Seiten der in Beziehung auf persönliche und nationelle Individualität sehr mangelhaften Composition. Die viel gelesenen, angenehmen Darstellungen der Geschichte Griechenlands von J. Gast und J. Gillies wurden durch Will. Mitford's ungleich gehaltvollere, von politischem Scharfblicke zeugende Arbeit übertroffen. Thomas Somerville schildert in einem ungeschminkt nüchternen Tone, mit rechtlicher Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit, immer die Volksstimmung und öffentliche Meinung berücksichtigend, an rechter Stelle kühn freimüthige Belehrung einschaltend, die folgenreichsten Abschnitte der neueren englischen Geschichte. William Roscoe (s. d.) hat sich mit überaus inhaltreichen, in Hinsicht auf Darstellungskunst anspruchlosen, doch keineswegs nachlässigen biographischen Werken um vollständig und genaue Kenntniß des Cultur- und Literaturzustandes Italiens am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrh. hoch verdient gemacht. (Vgl. Mehres s. im Art. Englische Literatur und Wissenschaft, I. Geschichte.

Englische Sprache. Die Geschichte der engl. Sprache theilt sich in vier Perioden, wo Hauptveränderungen in dem politischen Zustande Englands auf die Sprache einwirkten, nämlich a) die Einwanderung der Angelsachsen, b) der Einfall der Dänen, c) der Einfall der Normannen, und d) die Einwanderung der franz. Cultur und Sitten. Vor den Angelsachsen waren zwar die alten Briten im Lande, deren Nachkommen jetzt in dem Fürstenthum Wales wohnen und noch ihre eigene, die kymrische oder walische Sprache haben; aber es sind von derselben zu wenige Wörter noch in der engl. Sprache vorhanden, als daß sie in Rücksicht der Sprache bei einer kurzen Uebersicht betrachtet zu werden verdienten. Die britisch-sächsische Periode fängt mit der ersten Einwanderung der Angelsachsen 449 an und dauert bis zu dem Einfall der Dänen 787. Diese aus dem heutigen Friesland und dessen Nachbarschaft ausgewanderten Angelsachsen vertrieben und ermordeten zwar nicht alle Einwohner, sie machten sie aber zu Leibeigenen und führten ihre angelsächs. Sprache ein. Da die Angelsachsen ein rohes und kriegerisches Volk waren, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie weder Buchstaben hatten noch kannten. Erst von 750 an, als das Christenthum unter ihnen Wurzel gefaßt hatte, erhielten die Angelsachen den ersten Vorschmack von Kenntnissen und Wissenschaften. Sie nahmen das römische Alphabet an; da sie aber in ihrer Sprache einen Laut hatten, welcher ein Mittellaut zwischen dem t und d war, den die Römer nicht kannten und folglich auch kein Zeichen für denselben hatten; so entlehnten ihn die Priester (denn fast diese nur allein konnten schreiben) aus dem Griechischen, an dessen Stelle in der Folge das th kam. Die dänisch-sächsische Periode hebt mit den Einfällen der Dänen um 787 an und erstreckt sich bis auf die Einwanderung der Normannen 1066. Es vereinigten sich hier zwei Umstände, welche die bisherige alte angelsächsische Sprache gar sehr veränderten. Die Angelsachsen hatten bisher in der Cultur beträchtlich zugenommen und ihre Kenntnisse hatten sich erweitert, die Sprache war also mit verfeinert und folglich auch verändert worden; sie vermischte sich nun mit der dänis., und diese letztere konnte desto leichter mit der angelsächs. zusammen fließen, weil sie mit derselben genau verwandt war. Alle die alten schriftlichen Ueberbleibsel, welche man gewöhnlich angelsächsisch nennt, sind eigentlich dänisch-angelsächsisch. Die normännisch-sächsische

Digitized by Google

Periode fängt mit der Einwanderung der Normannen 1066 an, und dauert bis nach dem Anfang des 13. Jahrh. Der Grund dieser normännisch-sächsischen Mundart war das Sächsisch-Dänische, das aber nun mit dem Französischen vermischt war. Die franz. Sprache wurde überhaupt in diesem Zeitraum, besonders bei der vornehmen Volksclasse, sehr gemein, und die Ausbildung der Landessprache geschah durch Vermischung mit der französischen. Die französisch-sächsisch-englische Periode beginnt mit dem 13. Jahrh. und geht bis auf die gegenwärtige Zeit. Die in der vorigen Periode mit dem Normännischen vermischte dän.-sächs. Sprache vereinigte sich jetzt mit der neuern franz., und auch nach und nach mit der latein., und bildete sich durch Hülfe beider zu der heutigen englischen aus. Die normänn.-sächs. Sprache blieb in der vorigen Periode eine verachtete Volkssprache, und das Normännische war die Hof- und höhere Gesellschaftssprache. Da aber nun der Bürgerstand mehr Ansehen und Gewalt erlangte, so hob sich auch die vorher verachtete Volkssprache; sie wurde nach und nach die höhere Gesellschaftssprache und konnte dahr um so viel eher ausgebildet werden. Allein, da die Volkssprache in den obern Klassen die normänn. Mundart herrschend fand, so wurde sie hier immer mehr mit dem Französischen vermischt; und da in der Folge franz. Sitten und Cultur immer mehr Eingang in England fanden: so ging die Vermischnng immer weiter und erstreckt sich nicht bloß auf die Aufnahme neuer Wörter, sondern auch auf die Endigung der alten, auf die ganze Vorstellungs- und Verbindungsart. Kurz der Grund der Sprache blieb sächsisch, aber die Fortschritte derselben, ihre Ausbildung, Berichtigung und Verfeinerung waren französisch. So wurde denn die engl. Sprache eine Mischung von Britischem, Lateinischem, Angelsächsischem, Altdeutschem, Dänischem, Normännischem und neuerem Französisch; durch religiöse Verhältnisse, worin England eine geraume Zeit mit Italien stand, kamen auch italienische, durch Ausbreitung der Künste und Wissenschaften griech. Kunstwörter aller Art, durch den Handel eine Menge andrer ausländischer Wörter in die Sprache, die deßhalb eine der gemischtesten ist, die es geben kann. Sie hat 22.000 Worte; von diesen sind 4000 altbritisch, 1000 deutsch, 15.000 lateinisch und griech., die übrigen zusammengesetzt oder von zweifelhaftem Ursprung. Sie wird in dem größten Theile Englands und in dem ebenen Theile Schottlands gesprochen; in den gebirgigen Gegenden Schottlands hingegen, in Irland und den engl. Provinzen Wales und Cornwallis herrscht noch eine der alten britischen verwandte Sprache. Die Mundarten sind theils nach den Gegenden, theils nach den Graden der Bildung Derer, die sie sprechen, sehr verschieden. Die ausgebildetste unter denselben ist zugleich Schriftsprache (engl. Sprache im engern Sinne). Lange ermangelte die engl. Sprache grammatikalischer Regelmäßigkeit und allgemein gültiger Bestimmtheit; diese wurde eingeleitet durch die Bibelübersetzung (London 1535) und mannigfach unterstützt durch zahlreiche Uebersetzungen alter Classiker im 16. Jahrh. Milton klagte noch über ihre Rauhigkeit und Härte. Besonderes Verdienst um Wohllaut und Anmuth der Sprache haben Waller und Dryden; die Zeit ihrer reifern Ausbildung und gesetzlichen Festigkeit beginnt im 18. Jahrh. mit Swift, Addison, Pope, Sam. Johnson und Steele (sogenanntes goldenes Zeitalter der engl. Sprache). Seitdem ist sie durch eine Reihe der vortrefflichsten Schriften zu einer der gebildetsten und zugleich kräftigsten Sprachen erhoben

Digitized by Google

worden. Weder so polternd wie die holländische, noch so weibisch wie die französische, ist sie ebenso bedeutend wie die lateinische, steht wegen Zusammensetzung ihrer Wörter nur wenig unter der griechischen, und erreicht nur die deutsche nicht an Universalität. Das beste und reinste Englisch soll in Dublin gesprochen werden. Die Zahl der Sprachlehren, sowohl von Eingebornen als in neuern Zeiten von Ausländern, und unter diesen am fleißigsten und verdienstlichsten von Deutschen, bearbeitet, ist sehr beträchtlich. Von den älteren sind die von J. Wallis (Oxford 1653), B. Johnson (London 1706) und N. Bailey bemerkenswerth; unter den neueren zeichnen sich neben mehren andern aus jene von Murray, Allen und Gran. Für Deutsche ist K. F. Ch. Wagner's Sprachlehre (2 Thle., Braunschweig 1819—22) die vorzüglichste. Die älteren Wörterbücher wurden entbehrlich durch Sam. Johnson's Werk (London 1745), vollständigere Ausg. von Todd. Adelung gab es in einem Auszuge für Deutsche (Leipzig 1783) heraus, wozu später ein deutsch-englischer Theil von Küttner und Nicholson kam. Bailey's „Eng.-deut. und deutsch-engl. Wörterbuch" ist in A. Wagner's neuer Bearbeitung (Jena 1822, 2 Bde.) das reichhaltigste, und auch zum Verständniß der älteren Schriftsteller, besonders Shakspeare's, das brauchbarste geworden. Um die richtige Bestimmung der Aussprache machte sich, außer Elphinstone, Sheridan und Nares, vorzüglich verdient John Walker, dessen Werk in einigen 20 Auflagen, auch Leipzig 1826, erschien. Ueber die Synonymen schrieben H. L. Piozzi (1794) und Thom. Taylor (1817). Zu beachten sind Sam. Pegge's „Anecdotes of the english langue" (1802) und die neueren Arbeiten von Horne, Toot, Edm. Malone, H. John Todd u. A. Für die schottische Sprache: J. Jamieson (1818); für das Irische: Chr. Vallancey und Brien.

Englischer Tanz, s. Anglaise.

Englische Theorie und Kritik. Ueber die Gestaltung der schönen Redekünste, namentlich der Poesie, in England haben Theorie und Kritik wenig vermocht; denn sie ging aus dem National-Leben frei hervor und konnte durch Grundsätze und Vorschriften einer Schule nicht regiert werden; daher haben Schriften dieses Inhalts, wenn sie sich nicht als selbstständige Kunstwerke geltend machten, nur sehr beschränkte geschichtliche Bedeutung; für Ausbildung der Prosa sind sie am wirksamsten gewesen. Im 16. Jahrh. ist Ph. Sidney's sinnvolle Schutzschrift für die Dichtkunst merkwürdig, welche ihren geistigen Genuß und höheren sittlichen Werth hervorhebt. Gegen Ende des 17. Jahrh. erregten Dryden's dramatische Kunstbetrachtungen einiges Aufsehen; sie deuteten auf französirende Regelmäßigkeit hin, und diese fand manchen Lobredner (Th. Rymer) und mehrfachen Widerspruch, der sich jedoch kräftiger im Nationalsinne als in schriftlichen Aeußerungen bewährte. Als geistvoller Aesthetiker ist W. Temple nicht zu übersehen. Im 18. Jahrh. weckten und nährten die Wochenschriften die Theilnahme an Angelegenheiten des literarischen Geschmackes; Pope gab einen kritischen Ton an, der die Dryden'schen Grundsätze veredelte und mit Berücksichtigung der Volkseigenthümlichkeit erneute und über ein Menschenalter, doch weniger im Leben als in Büchern, vorherrschte. Den entschiedensten Einfluß auf die öffentliche Meinung über National-Literatur gewann Sam. Johnson, der sein Hauptaugenmerk auf das Sprachliche richtete und bei großer Fülle gehaltvoller Bemerkungen und glücklicher

Digitized by Google

Witzstreiche nur zu oft von beschränkten Ansichten über Dichtergeist und von tiefgewurzelten Vorurtheilen geleitet wurde. Hugh Blair verallgemeinerte die Ergebnisse der philosophischen Forschungen über schöne Redekünste in seinen Vorlesungen und belegte sie mit reichen Nachweisungen aus der National-Literatur. Die Beschäftigung mit der Theorie der redenden Künste blieb ausschließlich den Philosophen vorbehalten, welche seit Shaftesbury und Hutcheson das Schöne aus dem Gefühle für das Sittlich-Güte psychologisch zu erklären suchten. Von den zahlreichen Schriftstellern, welche die Lösung dieser Aufgabe, meist von fast gleichen Grundansichten ausgehend, unternahmen, sind die bekanntesten: J. Harris, Edm. Burke, A. Gerard, H. Home, G. Campbell, H. Beattie, J. Priestley, Reid, Stewart u. A. Vgl. Englische Poesie und Englische Prosa.

Englische Waaren, s. England (geogr.).

English Harbour, einer der besten Häfen Westindiens auf der britischen Insel Antigua, doch mit einem so schmalen Eingange, daß die Schiffe bugsirt werden müssen. Er hat ein Fort zur Vertheidigung, und das Gestade ist mit Docken, Werften und Magazinen bedeckt, auch ist ein Arsenal und Hospital vorhanden.

Englisiren (Pferdew.), das Abstutzen des Schweifs eines Pferdes, was besonders von England aus üblich worden ist. Eigentlich wird dadurch das Thier einer nutzbaren Körperzierde beraubt; doch glaubt man für diese Operation, welche mit dem Zerschneiden der beiden Sehnen, womit das Pferd den Schweif an den Leib zieht, beginnt, darin eine Rechtfertigung zu finden, daß nur wenige Pferde einen schönen Schweif haben und behalten und ihn gut tragen, daß das Wedeln des Pferdes mit dem Schweife den Reiter belästigt, daß er bei übelm Wetter sich leicht beschmutzt und von Zugpferden dann auch Wagen leicht verunreinigt werden, daß Jagdpferde in Gebüschen leicht damit hängen bleiben ꝛc.

En gros (fr., Hdlsw.), im Großen oder im Ganzen, in Stücken, Ballen oder Kisten und Fässern zum Verkauf dienend; dem Detailhandel entgegengesetzt. Engroist, Engrossist (Großhändler, Grossirer). Die Kaste in der Kaufmannschaft, welche die Waaren nur in Massen einiger Bedeutsamkeit verkauft und einzukaufen gewohnt ist. Sie sucht ein gesammeltes eigenes oder in ihrer Disposition befindliches fremdes Kapital auf diese Art zu benutzen, begnügt sich oft mit sehr kleinem Gewinn und muß oft auch mit einigem Schaden in Werth gesunkene Waaren veräußern und den Debitanten billige Zahltermine setzen. Diese ehrenwerthe Klasse der Kaufleute pflegt bald von Municipalitäts-, bald von Staatswegen mehre Vorrechte zu genießen und speculirt gewöhnlicher auf die Einfuhr fremder, als auf die Ausfuhr inländischer Waaren.

Enharmonisch (v. gr.), 1) bei den Griechen die Tonleiter, in welcher das Tetrachord oder die Quarte so getheilt war, daß die zwei ersten Intervallen kleiner als halbe Töne waren; 2) jetzt enharmonisches Klanggeschlecht (genus enharmonicum), eine Folge von Tönen, welche noch kleiner als unsere halben Töne sind. Da diese in unser System nicht eingehen, so hat man sich dieses Namens nur bei Verwechslung der Töne, die in unserm Tonsystem dieselben Stufen behaupten und für unser Ohr gleichklingend sind, z. B. gis, as, cis und des, bedient. Man nennt daher enharmonische Verwechslungen die Ver-

Digitized by Google

tauschung der Kreuze und b Töne, welche bei schnellen Ausweichungen in entferntere Töne geschieht.

Enkaustik (vom Griech.), Enkaustische Malerei, Wachsmalerei. Diese bei den Alten üblich gewesene Art der Malerei hat vom Einbrennen ihren Namen, weil die Farben dabei eingebrannt wurden. Den Erfinder dieser Malerei kennt man nicht; gewiß ist es aber, daß unter den Griechen Polygnotus, Nikanor und Arkesilaus, welche alle Künstler aus Paros waren, schon enkaustische Gemälde verfertigt haben. Anfänglich gab es nur zwei Arten der Enkaustik. Die eine geschah mit Wachs, welches wie es scheint, vorher mit Farben gemischt und alsdann durch Hülfe eines Pinsels aufgetragen und vermittelst gewisser Instrumente, die man Cauteria nannte, vertheilt wurde. Pausias, ein Maler aus Sikyon, hatte hierin eine vorzügliche Stärke und verfertigte über aus kostbare Gemälde in dieser Art. Die andere geschah auf Elfenbein, in welches vermittelst eines glühenden Spitzmeißels die Züge eines Gemäldes eingebrannt und eingegraben, nachher aber auch Farben aufgetragen wurden. Dieser Spitzmeißel hieß bei den Griechen Kestron und bei den Lateinern viriculum auch veruculum; die Kunst selbst aber ward daher Kestrosis genannt. Zu diesen beiden Arten der Enkaustik kam zu der Zeit, als man die Schiffe zu malen anfing, eine dritte, die mit zerschmolzenem Wachs, das man mit dem Pinsel auftrug, ausgeführt wurde. Diese bei den Schiffen gebrauchte Malerei konnte weder von der Sonne, noch von dem Seesalze, noch von dem Winde vernichtet werden. Anfangs gebrauchte man sie zur Verzierung der Kriegsschiffe, mit der Zeit aber ward sie so gemein, daß man auch Kauffahrteischiffe ebenso ausschmückte. Ohne Zweifel hatte diese dritte Art der enkaustischen Malerei mit den beiden ersten Gattungen eine Aehnlichkeit; unterschieden muß sie aber doch gewesen seyn, entweder in Ansehung der Art, wie man die Farben auftrug und vertheilte, oder in Ansehung der Materien, deren man sich bei der Composition der Farben bediente. Vitruv thut einer vierten Gattung der enkaustischen Malerei Erwähnung, die bei Gemälden, womit man die Wände ausschmückte, gebraucht wurde, um den Farben mehr Festigkeit und Dauerhaftigkeit zu geben, als man ihnen bei der Wassermalerei geben konnte. Diese letzte Gattung war mit der ersten nahe verwandt, die jedoch vornehmlich bei Gemälden von mittlerer Größe scheint ausgeübt worden zu seyn. Die Art und Weise, wie man bei der vierten Art der Enkaustik verfuhr, war folgende: Man überzog die Wand oder das Mauerwerk, wenn es ganz trocken geworden war, mit einer Grundfarbe, auf welche das Gemälde aufgetragen wurde. Ueber dieses zog man mit einem Borstenpinsel carthaginensisches Wachs, das mit wenig Oel versetzt zu werden pflegte, oder man legte vielleicht sehr dünne Wachsschichten auf das Gemälde. In beiden Fällen bediente man sich eines eisernen Gefäßes voll glühender Kohlen, wodurch das Wachs weich und eben dadurch fähig gemacht wurde, in die Farben eindringen zu können. Alsdann wurde es geglättet, indem man es mit einem Wachsstock und mit reiner Leinwand rieb, ebenso wie die marmornen Statuen polirt wurden. Die Enkaustik dauerte bis in das Mittelalter, besonders zu Konstantinopel, fort, bis sie endlich nach Einigen im 5. Jahrhundert, nach Andern noch weit später verloren ging. Um 1752 brachte zuerst der Graf Caylus in Frankreich die Enkaustik wieder in Anregung. Auch Viem, Breitscher, Bar. Taube in

Digitized by Google

Mannheim, der Maler Kabau in Berlin und Reifenstein (s. d.) haben neulich Versuche der Art gemacht. Was sich hierüber sagen läßt, ist in Göthe's „Winckelmann und sein Jahrhundert"; von Meyer, S. 563 fg., gesagt. Ob unter den mancherlei erfundenen Methoden der neuern Wachsmalerei (s. „Jacobsons technologisches Wörterbuch", Artikel: Enkaustik und Wachsmalerei) eine sey, welche die altgriechische wiedergebe, ist zu bezweifeln. Uebrigens gibt es Wachsgemälde, die völlig das Ansehen eines Oelgemäldes und auch die Lasur eines solchen haben. 2) Bei den Alten auch im weitern Sinne die Kunst, Farben auf irdene und andre Gefäße einzubrennen. Bei den Neuern auch so viel wie: Porzellan-, auch Glasmalerei.

Enken, 1) in der Gärtnerei so viel wie Impfen. 2) beim Weinbau eine Art, den Weinstock zu veredlen; man nimmt im Februar oder März einen Zweig von einem guten Weinstock, löst beim Abschnitt die Schale etwas los, bohrt in einen alten starken Weinstock ein Loch, schiebt den Zweig hinein, verklebt die Stelle mit Baumwachs und umbindet sie mit Moos.

Enkhuyzen, Stadt und Festung an der Zuyderse, im niederländischen Gouvernement Nord-Holland; hat 2600 Häuser, 14.000 Einwohner, Schiffbau, Seesalzsiedereien, Häringsfang, Kanonengießerei, Handel, Hafen. Hier beginnt der Kanal von Enkhuyzen; er führt an der Zuyderse über Horn und Alkmaar nach Petten an der Nordsee.

Enkratiten, eine Religionspartei in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche, deren Ursprung man von Tatian ableitet und an deren Spitze Severus stand. Sie enthielten sich der Beiwohnung, aßen kein Fleisch, verwarfen die Paulinischen Briefe und erklärten die Evangelien allegorisch. (Vergl. Irenäus „Gegen die Ketzer", 1. 28.) Da es möglich ist, daß mehre Christen ganz unabhängig von einander auf die Enthaltungen gekommen waren; so darf man es nicht wagen, alle Enkratiten von Tatian abzuleiten und noch weniger alle Behauptungen späterer Enkratiten ihm beizulegen. Die Enkratiten verloren sich nachher wahrscheinlich unter den Montanisten.

Enkriniten, Seelinien, Lilienstein, Versteinerungen von untergegangenen Thiergeschlechtern.

En ligne (franz.), in Linie, bei Truppen Linienaufstellung in der gewöhnlichen Fronte, bei Cavallerie jetzt 2, bei Infanterie 2—3 Mann hoch; besonders bei Cavallerieangriffen heißt diese Aufstellung en muraile; entgegengesetzt ist dieser Linienaufstellung die Colonne (s. d.).

Enneper- (auch Emper-) Straße (die sogen.) erstreckt sich in einer Länge von 2 Meilen von Hagen bis Gevelsberg, in der preußischen Provinz Westfalen und ehemals Grafschaft Mark, und hat ihren Namen von dem Flusse Ennepe (Empe) erhalten. In seiner ganzen Länge ist dieser Fluß so mit Wasserwerken besetzt, daß neue Werke anzulegen nicht mehr möglich ist. Es befinden sich hier alle Arten von Hämmern, als Roh-, Stahl- und Stabhämmer, Raffinerie- und Reckhämmer, Sensenhämmer, Breithämmer und eine große Anzahl von Schleif- und Polirmühlen. Die Stahlfabrikation wird in der Grafschaft Mark auf beinahe eine Million Thaler angeschlagen, wovon der mehrste auf der enneper Straße verfertigt wird. Ein andres Hauptfabrikat sind die weißen Sensen- und Strohmesser, wovon jährlich an 30.000 Dutzend, zum Werth von 200.000 Thalern, verarbeitet werden. Außerdem wer-

Digitized by Google

den Feilen, Sägen, Spaten, Pfannen, Messer, Amboße, Caffeemühlen fabricirt und in alle Theile der Welt verführt.

Ennius (Quintus), ein berühmter römischer Dichter der frühern Zeit, aus Rudiä in Calabrien, 239—169 vor Christi, des Plautus und Statius Zeitgenosse; hielt sich in Sardinien auf, wo ihn der ältere Cato kennen lernte; dieser brachte ihn um 550 nach Rom, wo er bald den angesehensten Männern (den Scipionen, dem Fulvius Nobilior ꝛc.) befreundet wurde. Ihm verdankte die lateinische Sprache einen großen Theil ihrer Bildung. Meistens die Griechen nachahmend, versuchte er sich fast in allen Dichtungsarten. So schrieb er: „Scipio", ein Epos in trochäischem Versmaß; „Annales" d. i. Geschichte der Römer vom Ursprung bis auf seine Zeit, 18 Bücher in (erst von ihm gebildeten) Hexametern; ein Lehrgedicht: „Epiarmus"; Epigramme, eine Uebersetzung des Euphemeros; „Saturae". Von seinen (dem Euripides nachgebildeten) Tragödien sind noch 23 Titel und einige Fragmente übrig, so auch von 3 Komödien. Seine Bruchstücke hat gesammelt Hesselius (Amsterdam 1707, 4.).

Enontekis, Dorf im russischen Lappmark, im Gouvernement Finnland, am Torneo auf einem 1341 Fuß hohen Berge; hier scheint im Sommer die Sonne 49 Tage lang, ohne unterzugehn.

Enos, türkische Stadt an der Mündung der Maritza in den Meerbusen Enos oder Bori Korfusi, in der rumelischen Sandschakschaft Galipoli; hat 7750 Einwohner, Hafen, Handel mit Wolle, Baumwolle, Häuten, Safran, Seide, Wachs, Kupfer, Kameel- und Pferdehaaren.

Ens, 1) östreichischer Fluß, entspringt im Salzburger Kreise, fällt bei der Stadt Ens in die Donau, und theilt Oestreich in das Land ob und unter der Ens. 2) Land ob der Ens, westlicher Theil des Erzherzogthums Oestreich, mit den Flüssen: Donau, Inn, Ens, Salza, Traun und Steyer; 347½ QM. groß, mit 826.400 Einwohnern; ist in 5 Kreise: Hausruck-, Traun-, Inn- und Mühlviertel, und den Salzach-Kreis getheilt; gebirgig durch die norischen Alpen (Spitzen: Großglockner 10.982, Viehbachhorn 11.058, Hochhorn 10.854 Fuß und andere, viele mit ewigem Schnee und mit Eisfeldern) und durch den Böhmerwald. Die Einwohner treiben fleißig Ackerbau, bauen Obst (mit Weinbereitung), Futterkräuter, haben Viehzucht (Alpenwirthschaft), Holz; fertigen Salz (zu Hallein) und treiben Bergbau (Gold, Silber, Eisen und andere Metalle), sowie Fabrikation, besonders in Eisenwaaren, Wollen- und Baumwollenzeuchen, irdenen Geschirr (Schmelztiegel). Die Hauptstadt ist Linz. 3) Land unter der Ens, östlicher Theil von Nieder-Oestreich, hat 361 QM. und 1.182.600 Einwohner, meist Deutsche, wenig Slawen, größtentheils Katholiken (doch haben die andern Parteien freie Uebung und eigne geistliche Behörden). Man treibt Ackerbau, weniger Viehzucht, mehr Wein-, Obst- und Gemüsebau (der Bergbau ist unbedeutend), vorzüglich aber Fabrikwesen in vielerlei Zweigen und ausgebreiteten Handel, welchen die Donau, Ens und March befördern. Das Land hat, wie das vorige, Landstände und erbliche Landesämter, und ist durch die norischen Alpen (Spitzen: Oetscher 6060, Schneeberg 6521 Fuß u. a.) und durch die cetischen Gebirge (Spitze: der Kalenberg) gebirgig, bewässert von der Donau, Ens, Traun, Morawa, hat mildes Klima und theilt sich in die Stadt Wien (Hauptstadt) und die Viertel ob und unter dem Mannhartsberge, ob und unter dem

Digitized by Google

Wienerwalde. 4) Stadt im Traunviertel, beim Einfluß der Ens in die Donau, auf einem hohen Berge; hat Schloß (Ensburg, Ensegg), 580 Häuser, 3000 Einwohner, Leinwand-, Band- und Kattunmanufakturen, Eisen- und Stahlfabriken, jährliche Messe.

Ensemble (franz.), 1) das Ganze, ohne Rücksicht auf seine einzelnen Theile (Detail). Wenn man bei Beurtheilung eines Gegenstandes der schönen Künste auf die Wirkung hinsieht, die alle Theile zugleich auf uns machen, ohne auf das Einzelne Rücksicht zu nehmen, so sagt man: das Ensemble ist dabei so oder so beobachtet; z. B. bei einem Gemälde: sobald man auf die Empfindungen hinsieht, welche die Vereinigung aller Gegenstände bewirkt, es sey nun in Hinsicht auf den Geist desselben, oder in Absicht der Harmonie der Farben, der Haltung, des Hellen oder Dunkeln ꝛc., wenn die Darstellung der einzelnen Künstler zu einem Ganzen zusammenwirkt; daher man auch häufig von einer Schauspielergesellschaft überhaupt sagt, sie haben ein gutes Ensemble, oder sie bilden kein Ensemble. Im ersten Falle passen die Schauspieler nach ihrer Persönlichkeit gut zusammen und haben sich mit einander, was man sagt, eingespielt; in letzterm Falle findet das Gegentheil Statt. Gewisse Darstellungen in der Kunst wirken als Ganzes. Dieses ist der Fall bei gewissen Landschaften in der Malerei, wo die einzelnen Gegenstände gar nicht wirken, doch zusammen eine reizende Ansicht gewähren. Umgekehrt gibt es Werke, wo das Einzelne die Hauptsache ist, z. B. in Komödien, wo öfters das Ganze keiner Aufmerksamkeit werth, aber der einzelnen Charaktere wegen wichtig ist. 2) (Musik), mehrstimmige Musikstücke, in welchen mehre Stimmen zusammen singen. Sie kommen vor in großen Vocalmusiken, d. i. in Oratorien oder Opern, besonders aber in letztern. Vornehmlich gehören dahin Quintette und Finale's, in welchen die Stimmen obligat sind; da hingegen Duette, Terzette, auch Quartette einerseits, sowie Chöre andrerseits gewöhnlich nicht Ensemble's genannt werden.

Entbindung (Med.), der Gebärenden geleistete Beistand, insofern er zur Erleichterung einer natürlichen Geburt dient, oder bei Hindernissen der Geburt selbst bewirkt. Bei völlig naturgemäßer Geburt beschränkt sich der Beistand auf bloße Wachsamkeit, daß Nichts übereilt werde und Nichts eintrete, was den Gang der Natur stören, oder Mutter und Kind in irgend einer Art gefährden könnte. Von jeher ist daher auch die Entbindung meist Frauen (Hebammen) überlassen worden, die durch ihre Gegenwart bei mehren Geburten sich nach und nach einige Erfahrung erworben hatten, was in Geburtsfällen gewöhnlich zu leisten oder zu vermeiden sey. In neuerer Zeit ist in allen gehörig organisirten Staaten dafür gesorgt, daß Hebammen auch mit den allgemeinen Grundsätzen bekannt werden, die sie bei ihrem Geschäft leiten müssen, und daß sie auch zu selbigen eine verständige Anleitung erhalten. Nur in seltenen Fällen, wo Handlungen oder eine operative Hülfe erforderlich ist, die mehre Vorkenntnisse und selbst Körperkraft voraussetzen, als man gewöhnlich aus der niedern Volksclasse hervorgezogenen Weibern zutrauen kann, auch männlichen Muth und Entschlossenheit fordern, wird in neuerer Zeit die Entbindung von Geburtshelfern bewirkt, die, um den Beistand umfassend zu leisten, auch ärztliche und chirurgische Kenntnisse besitzen müssen, es ist mithin die Entbindungskunst, als Inbegriff alles Dessen, was sowohl bei natürli-

Digitized by Google

chen Geburten als auch in widernatürlichen Geburtsfällen, zum Heil für Mutter und Kind zu bewirken und zu berücksichtigen ist, ein Theil der Arzneikunde. Sie geht von Kenntnissen aus, die zwar in das allgemeine Gebiet ärztlicher Wissenschaft gehören, aber auf die Entbindung unmittelbar und in nächster Anwendung sich beziehen, und hat als Entbindungswissenschaft (Entbindungskunde) ihren theoretischen und als eigentliche Entbindungskunst (Vertrautheit mit Dem, was in schwierigen Geburtsfällen zu bewirken, und Fertigkeit, es zu verrichten) ihren praktischen Theil. Zu jenen Kenntnissen gehören: a) zuvörderst genaue Bekanntschaft mit den an der Geburt zunächst Theil nehmenden Körpertheilen und den Abnormitäten, welchen dieselben häufig ausgesetzt sind, wobei hauptsächlich das Becken und seine Mißgestaltungen in Betracht kommen; dann b) die Vorgänge bei der Schwangerschaft, während ihrer ganzen Dauer, die Zeichen und Andeutungen einer natürlichen Geburt, aber auch in den dabei eintretenden Gefahren; c) der Inbegriff alles Dessen, was bei eintretender Geburt, und in ihren verschiedenen Perioden, nach vorkommenden Umständen, zu thun und zu unterlassen ist, auch d) die Fürsorge, deren das geborene Kind sogleich nach der Geburt und in den ersten Tagen nach derselben bedarf, sowie endlich e) die angemessene Behandlung der Entbundenen als Wöchnerin. Zur erforderlichen Ausübung der Entbindungskunst gehört eine in Entbindungsanstalten und in Assistenz bei schwierigen Geburtsfällen erlangte Uebung in Dem, was in eintretenden Fällen technisch zu verrichten ist; außerdem sind eine dauerhafte Gesundheit, muthige Entschlossenheit, ausdauernde Geduld, wohlwollende Denkungsart und ein hoher moralischer Sinn vorzugsweise Eigenschaften eines rechten Geburtshelfers. Empfehlungswerthe Lehrschrift: A. E. von Siebold, „Lehrbuch der theoret. prakt. Entbindungskunde", 1 theoret. Theil, 4. Aufl., Nürnb. 1824; 2 prakt. Theil, 3. Aufl., ebend. 1821; Zeitschrift für dieselbe: dessen „Journal für Geburtshülfe, Frauenzimmer- und Kinderkrankheiten", Frankf. a. M., seit 1813 bestehend.

Entbindungsanstalt, eine öffentliche Anstalt, welche zum Zufluchtsort für verlassene Schwangere während der letzten Zeit der Schwangerschaft, zur Entbindung und zur Abwartung des Wochenbetts, zugleich aber auch als praktische Lehranstalt zur Bildung von Geburtshelfern und Hebammen (als Entbindungsschule) benutzt wird. Die erste Entbindungsanstalt von größerem Umfang, zugleich Entbindungsschule, ward zu Strasburg 1728 errichtet. Unter die vorzüglichsten unserer Zeit gehören das Hospice des accouchemens zu Paris; aber auch in London, Petersburg, Kopenhagen u. a. europäischen Hauptstädten sind große musterhafte Anstalten dieser Art. In Deutschland war die zu Wien 1748 eingerichtete die erste. Außer diesen zeichnen sich in Deutschland auch die zu Berlin, Göttingen, Würzburg, Leipzig, Bonn u. m. a. aus.

Entbindungskunst, 1) s. unter Entbindung. 2) (Geschichte). Spuren der Entbindungskunst in rohen Anfängen finden wir zuerst bei den Hebräern um die Zeit Jacobs (1. Buch Moses 35, 17). Auch bei den Aegyptern wurde die Entbindungskunst von eignen Weibern ausgeübt (2. Buch Moses 2, 18—21), so auch bei den Griechen, hier unter dem Namen Erhalterinnen (die Mutter des Sokrates, Phäranete, war eine Hebamme); doch leisteten zu Hippokrates's Zeiten, in schwierigen und chirurgischen Fällen, auch schon Männer bei Geburten Beistand;

Digitized by Google

etwas später wird Herophilos als Lehrer der Geburtshülfe zu Athen genannt. Auch bei den Römern standen eigne Weiber als Medicae Gebärenden bei; doch ließ u. a. Kaiser August bei einer schweren Geburt seiner Gemahlin Livia den Arzt Antonius Musa zu Hülfe rufen. Celsus gedenkt mehrer geburtshülfl. Operationen, des Wendens auf den Kopf und die Füße, des Zerstückelns der todten Kinder. Der Kaiserschnitt sollte schon nach einem Gesetz des Numa (lex regia) bei verstorbenen Schwangern und Gebärenden zur Rettung der Frucht gemacht werden; Plinius gedenkt dessen zuerst mit Bestimmtheit. Zu Anfang des 2. Jahrh. schrieb Moschion das erste Hebammenbuch (Gynaecia). In den Schriften des Galen, Aëtius, Paulus Aegineta, findet sich Vieles für Geburtshülfe. Letzterer (um die Mitte des 7. Jahrh.) beschäftigte sich vorzugsweise damit und erhielt den Namen: medicus obstetrix. Bei den Arabern wurde die Geburtshülfe bloß von Weibern geleistet, und Aerzte nur als Rathgeber bei Geburten zugezogen. Abulkasem (im 12. Jahrh.) beschreibt die damals gebräuchlichen Instrumente. In neuerer Zeit führte besonders die Ausbildung der Anatomie zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Entbindungskunst. Der erste Kaiserschnitt an einer Lebenden ward von einem Ungelehrten (einem Schweineschneider), Nuffer, 1500, an seiner eigenen Frau, mit glücklichem Erfolg verrichtet. Das erste wissenschaftliche Hebammenbuch: „Der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten" (1513), verfaßte Eucharius Rößlin zu Worms. Später machte in Deutschland besonders Justine Siegesmundin, kurfürstl. brandenb. Hof-Wehmutter, durch von ihr selbst verfaßte „Hebammenbuch" (Berlin 1690, 4., neueste Aufl., Berl. 1769) Aufsehen. Von Geburtshelfern der neuern Zeit zeichneten sich theils durch eigene Erfindung, theils durch thätige Förderung der Entbindungskunst durch Lehre und Uebung aus: in Holland besonders E. von Deventer (welcher zuerst mathematische Bestimmungen auf die Entbindungskunst anwandte) und F. Palfyn (Erfinder der Geburtszange, 1723); in Frankreich Mauriceau, M. de la Motte, Levret, Baudelocque; in England, F. Chamberlain, Smellie; in Dänemark, Sartorph; in Rußland, J. von Mohrenheim; in Deutschland, Röderer, Stein, Boer, Wigand, Osiander, A. E. von Siebold, Jörg u. A.

Entbindungsurtheil (sententia absolutoria, absolutorium, Rechtswiss.), das Endurtheil, durch welches a) im Civilprozeß der Beklagte von der wider ihn erhobenen Klage entweder gänzlich, sodaß dem Kläger das in Anspruch genommene Recht aberkannt und der Beklagte der geforderten Leistung nicht schuldig erklärt, oder nur insoweit davon freigesprochen wird, daß die wider ihn erhobene Klage in der angebrachten Art nicht Statt findet, und b) im Criminalprozeß der Angeschuldigte entweder gänzlich für unschuldig erklärt, oder nur von der wider ihn erhobenen Untersuchung losgesprochen wird, z. B. in Mangel mehren Verdachts oder Beweises. Erfolgt keine gänzliche Freisprechung, so wird das Entbindungsurtheil absolutio ab instantia (Entbindung von der Instanz, vorläufige Freisprechung) genannt, außerdem abs. a causa, Entbindung von der Sache.

Entdeckung, die Auffindung von etwas bisher Unbekanntem, was jedoch schon vorhanden war. Vgl. **Erfindung**.

Ente, bezeichnet, außer das Linné'sche Geschlecht Anas, eine aus diesem geschiedene Gattung mit vielen Arten, von denen wir nur die ge-

Digitized by Google

meine Ente anführen. Sie hat fast geraden Schnabel mit rundlichem Nagel, violet grünen oder blauen Spiegel, das Männchen einen schwarzgrünen Kopf, weißes Halsband, am Schwanze einige zurückgerollte Federn. Das Weibchen ist lerchengrau mit weißlichem Strich über den Augen. Man theilt sie in die wilde und zahme Art. Beide haben Lebensart, Hauptkennzeichen und Begattung gemein. Jene bewohnt Europa, Asien und Amerika, doch meist nördlich, liebt Seen, einsame Flüsse, lebt paarweise im Sommer, im Herbste gesellschaftlich, ist scheu, fliegt (mit Pfeifenton), taucht und schwimmt gut, geht schlecht, läßt sich zähmen, nistet meistens in Deutschland im April auf bloßer Erde, in Sümpfen während der Gattungszeit, oder auch auf Bäumen, z. B. in alten Krähennestern, legt 10—16 olivengrüne Eier und brütet sie in 4 Wochen; streicht aber im Winter von einem Teiche zum andern, frißt Wasserthiere, auch Schlangen, Gesäme, Getreide, ist deßhalb auch schädlich; wird wegen des schmackhaften Fleisches gefangen und geschossen (vgl. unten); die Eier sind ebenfalls schmackhaft. Abänderungen der wilden Ente sind die Störente, Schmalente, Roßente und Schildente. — Die zahme oder Hausente unterscheidet sich durch größere Verschiedenheit in Farben, frißt fast Alles, bedarf daher nur geringen Futters, wird mit Vortheil in wasserreichen und sumpfigen Gegenden gezogen, brütet 4 Wochen; die Jungen bedürfen nicht bedeutender Wartung, doch immer frischen Wassers; werden von den Chinesen in besonders dazu an den Ufern der Flüsse gebauten Hütten erzogen, wo man die Eier durch künstl. Wärme ausbrüttet, die Jungen sorgfältig füttert und sie dann auf Sampanen aufzieht; dieß geschieht das ganze Jahr, die 3 Wintermonate ausgenommen, besonders zu Kanton; Einige kaufen dort bloß Eier, Andere lassen sie ausbrüten, Andere ziehen Junge, Andere warten die Alten u. s. w. Das Entenfleisch gehört zu den zwar beliebten Fleischbeköstigungen, doch erfordert es gute Verdauungskraft, da es unter den Fleischspeisen von Geflügel etwa Das, was Schweinefleisch unter denen von vierfüßigen Thieren ist. — Wilde Enten werden am gewöhnlichsten durch Anschleichen, auch auf dem Anstande geschossen. Die Jagd auf junge Enten ist indessen die nützlichste und angenehmste. Auf kleinen beschränkten Brüchern kann man diese Jagd allein, oft mit einem einzigen Hunde, auf großen mit Schilf bewachsenen Seen, Teichen und Waldbrüchern dagegen nicht anders, als mit Hilfe mehrer Jäger und Hunde, betreiben. Am einträglichsten aber sind unstreitig in Holland und in andern wasserreichen Gegenden die eigentlichen Entenfänge und Entenherde. Die beste Zeit zum Fange ist der Spätherbst. S. die classischen neuern Jagdschriften eines Bechstein, Aus dem Winkell, Jester u. A.

Enterbung (lat. exhaeredatio, Rechtsw.), die in einem Testamente erfolgte ausdrückliche Erklärung des Erblassers, daß ein Notherbe ganz von der Erbschaft ausgeschlossen seyn soll. Wer auf diese Weise nicht förmlich enterbt und auch nicht zum Erben eingesetzt ist, der ist prätorirt. Jede Enterbung und Präterition fordern eine rechtsgültige Enterbungsursache (causa exhaeredationis). Nach dem römischen Nov. 115 cap. 3. sind die Ursachen, aus welchen Kinder von ihren Eltern enterbt werden können, folgende: a) wenn sie sich thätlich an ihren Eltern vergreifen; b) wenn sie ihnen eine grobe Injurie zufügen; c) wenn sie, außer bei Majestätsverbrechen, eine Criminalanklage gegen

Digitized by Google

sie erheben; d) wenn sie sich unter Verbrecher begeben und an deren Gewerbe Theil nehmen; e) Lebensnachstellungen; f) wenn der Sohn mit seiner Stiefmutter in Blutschande lebt; g) wenn er den Vater wegen eines Polizeivergehens anzeigt und ihm dadurch einen großen Vermögensverlust zuzieht; h) wenn er sich weigert, sich für den im Schuldgefängniß befindlichen Vater zu verbürgen; i) wenn er ihn aus der Kriegsgefangenschaft nicht losgekauft hat; k) wenn die Kinder sich der Ketzerei schuldig machen; l) wenn sie sich wider den Willen der Eltern unter die Schauspieler begeben und mit diesen leben, vorausgesetzt jedoch, daß die Eltern nicht selbst dieß Gewerbe treiben; m) wenn sie dieselben an der Errichtung eines Testaments verhindert haben; n) wenn sie sich ihrer wahnsinnigen Eltern nicht angenommen haben, und o) wenn eine Tochter, ungeachtet sich ihr eine Gelegenheit zu einer anständigen Verheirathung darbot und die Eltern sie ausstatten wollten, nicht heirathet und sich einer ausschweifenden Lebensart ergibt. Die Kinder können ihre Eltern aus 8 Ursachen enterben, von welchen die vorstehend unter c, e, i, k, m, n genannten hier im umgekehrten Verhältniß Anwendung finden und außerdem Ehebruch des Vaters mit der Schwiegertochter und Lebensnachstellungen des einen Elterntheils gegen den andern (Nov. 115, cap. 4.). Andere Vergehungen berechtigen nicht zur Enterbung; ob die erfolgte Aussöhnung die Wirkung der einen oder andern Ursache aufhebe, ist streitig. Dem widerrechtlich Ausgeschlossenen steht die querela inofficiosi testamenti zu. Die Enterbung kann auch aus guter Absicht (E. bona mente facta) geschehen, doch muß sowohl dieß als jede andere Enterbungsursache ausdrücklich im Testamente bemerkt werden. S. Zachariä, „Geschichte der Testamente und der Enterbung nach röm. Recht", Breslau 1816.

Enterlooper (Seew.), 1) ein Privatschiff, welches zum Schaden der Handelsgesellschaften entfernte Küsten besucht und verbotenen Handel treibt; 2) ein Schiff, welches, ohne Zoll zu entrichten, sich in den Häfen schleicht.

Entern bedeutet ein Schiff mit Gewalt ersteigen, um sich desselben zu bemächtigen, indem das angreifende Schiff sich mit Enterhacken an das feindliche anhängt, daß die Mannschaft auf das feindliche Schiff springen kann. Gewöhnlich geschieht dieß durch Kaper gegen Kauffahrteischiffe, die meistens nicht viel Mannschaft und Geschütz haben. Bei Kriegsschiffen wird der Kampf gewöhnlich durch Kanonenfeuer entschieden. Das Enterbeil ist eine Streitart, die auf einer Seite wie ein Beil und auf der andern wie eine Pike spitzig gebildet ist, und deren man sich beim Entern zum Handgemenge, Zerhauen der Taue ꝛc. bedient.

Entfremdung (amotio, Rechtsw.), 1) die Entwendung solcher Sachen, die einem Verwandten gehören. Dieser Diebstahl wird nur auf vorgängige Anklage des Bestohlenen untersucht und geringer bestraft, doch muß dann nicht ein Grund zur Ausnahme vorhanden seyn, welches z. B. der Fall ist, wenn dadurch absichtlich Sachen der Concursmasse entzogen werden sollen; 2) so viel wie Diebstahl.

Entführung (Rechtsw.), die Wegführung einer erwachsenen Person wider Wissen und Willen Derer, die über sie eine väterliche, vormundschaftliche oder derartige Gewalt haben. Das deutsche Criminalrecht bezeichnet durch Entführung das Verbrechen einer Mannsperson, welche

Digitized by Google

sich einer unbescholtenen Jungfrau, oder einer Ehefrau widerrechtlich und auf einer deren Geschlechtsehre gefährdende Art bemächtigt hat und dieselbe der Verfügung ihres Vaters, Vormundes, Ehemannes ꝛc. entzieht. Den Entführer traf sonst die Todesstrafe und Confiscation seines Vermögens, jedoch mit Vorbehalt des Pflichttheils, wenn er bereits Kinder hatte. Dieses confiscirte Vermögen fiel der Entführten, wenn sie den Entführer nicht ohne die elterliche Einwilligung heirathete, außerdem aber ihren Eltern, sowie bei einer Nonne dem Kloster zu. Nach dem neuern Gerichtsgebrauche treten jedoch diese Strafen nicht mehr, sondern Gefängniß-, Festungs- und Zuchthausstrafe, nach Befinden von mehren Jahren, ein, und die Strafe richtet sich nach der Beschaffenheit der dabei angewendeten Mittel, nach dem Verhältnisse der entführten Person, nach dem Zwecke und nach den Folgen der Entführung.

Entglasung (Chem.), die Veränderung, welche Glas erleidet, wenn es, mit Sand und Gyps umgeben, gelinde geglüht wird; es verflüchtigt sich dann etwas Kali, die Masse krystallisirt sich unvollkommen (faserig), wird undurchsichtig und so hart, daß sie am Stahle Funken gibt. Die entglaste Masse nennt man Reaumursches Porzellan.

Enthaltsamkeit, die Fertigkeit, einem Genuß aus Achtung gegen das wirkliche oder vermeintliche Sittengesetz zu entsagen. Vgl. Fasten und Cölibat.

Enthauptung, 1) (Decollation, Rechtsw.), Trennung des Kopfes vom Körper. Als Todesstrafe wird sie durch das Schwert, sicherer aber durch das Beil oder die Guillotine vollzogen. In neuerer Zeit hat man die Behauptung geltend zu machen gesucht, daß im getrennten Kopf das Bewußtseyn noch einige Zeit erhalten bleibe. Die Beweise dafür deuten aber bloß eine bis zur Verlöschung der thierischen Wärme rückständige Muskel- und Nervenerregbarkeit an, wie dieß bei andern gewaltsam getrennten Körpertheilen auch der Fall ist. Vgl. Todesstrafen.

Enthusiasmus (v. griech., Psychol.), ein lebhaft aufgeregtes Gefühl, in dem der Geist von der innigsten Theilnahme an einem Gegenstand, der seinem Streben zusagt, ergriffen ist. Er gehört unter die Affecte, und der Mensch ist in ihm unfrei, ebenso wie im Zorn (seinem Gegensatz), aber er fühlt sich in ihm auch als freies Wesen gehoben, nicht gehemmt, da nur das Edle und Vollkommene Enthusiasmus erwecken kann. Ist jedoch diese Vollkommenheit nur eine vermeintliche, so wird der Enthusiasmus zur Schwärmerei, wovon sich indessen Der, welcher in dieser Gemüthsstimmung sich befindet, selbst nicht überzeugt. Nur lebhafte Geister sind des Enthusiasmus fähig; ein schlaffes träges Gemüth geräth so wenig in Enthusiasmus als in Zorn. Lebensreife stumpft die Fähigkeit, in Enthusiasmus versetzt zu werden, ab, weil sie die Kluft zeigt, welche zwischen der Ideenwelt und der kahlen Wirklichkeit liegt, wenn diese sich im Laufe der Zeit dem Verstande in der Erfahrung aufdringt. Von Begeisterung (s. d.) unterscheidet sich der Enthusiasmus wohl dadurch, daß er oft mehr einen fortdauernden Zustand andeutet. Wenigstens sind Begeisterte es nur zu gewissen Zeiten, Enthusiasten (s. d.) können es aber auf längere Zeit, ja lebenslang seyn.

Enthusiasten, 1) (Kirchengesch.), religiöse Parteien, oder auch einzelne Individuen, welche mehr in starken religiösen Gefühlen als in klarer Erkenntniß sich wohl fühlen und gemeiniglich der Schrift noch ein inneres Licht zur Seite stellen, so fern sie noch nicht ihre Ansichten weiter

Digitized by Google

verbreiten bemüht sind; 2) so viel wie Mystiker, Fanatiker; besonders die im 17. Jahrh. in England entstandenen schwärmerischen Secten Lenters, Lavellers, Familisten ꝛc.; 4) so viel wie Betbrüder, auch räumer, Schwärmer. Vgl. Enthusiasmus.

Enthymema (griech.), ein rhetorischer Schluß ohne die vollständige orm des logischen Syllogismus; besonders ein Schluß aus dem Gegenteil oder überhaupt eine Sentenz in Gegensätzen; z. B. was du weißt, nn nutzlos seyn, aber was du nicht weißt, schädlich.

Entladen der Geschütze. Zuweilen bleiben Geschütze sehr lange laden, die Kugel rostet ein und man fürchtet sie herauszuschießen, um s Rohr nicht zu sprengen. Daß nur von Kanonen die Rede seyn kann, ersteht sich von selbst, denn die Granaten können, des großen Spielaums wegen, nicht füglich in den Haubitzen einrosten. Ist die Ladung och nicht sehr alt, so versucht man sie mit dem Dammzieher (was der rätzer beim kleinen Gewehr ist) herauszuziehen, da die Kartuschen über er Kugel zugebunden sind; glückt dieß nicht, so sucht man mit der Vogelzunge (welches ein flaches, löffelartiges, eingekerbtes Blech ist) zu lüften, und dann hat das Herausziehen keine weitern Schwierigkeiten. Die Kartätschen werden mit der Rothschraube herausgezogen, indem man diese n dem hölzernen Bodenspiegel einschraubt. Es ist nöthigt, daß man vorer Wasser in das Zündloch gießt, um Unglück bei der Arbeit zu verhüten. Sind aber die Kugeln bereits eingerostet und will die Vogelzunge nicht fassen, so muß der Rost durch Weinessig oder Baumöl, den man in das Rohr laufen läßt, erweicht werden; will die Kugel nicht lose werden, so wird Wasser in das Zündloch gegossen und die Ladung angezündet; anfänglich wird sie aus dem Zündloche herausbrennen, aber späterhin doch auf die Kugel wirken und diese im Rohre etwas vortreiben; ist sie aber einmal locker gemacht, so kann sie mit der Vogelzunge vollends ausgeladen werden.

Entomologie (griech., bedeutet ein Thier mit Einschnitten oder Abtheilungen des Körpers) ist derjenige Theil der Naturgeschichte, welcher sich mit Betrachtung der Insekten beschäftiget; daher ein Sammler und Kenner der Insekten Entomolog. Entomolithen, Versteinerungen von Insekten, besonders in Bernstein; sie unterscheiden sich von den jetzt lebenden sowohl durch Artverschiedenheit, als insbesondere durch Größe.

Entr' acte (Entre-acte, fr.), 1) der Zwischenact, die große Pause, welche in der Aufführung dramatischer Werke einen Hauptabschnitt in der Handlung bezeichnet, weil gewöhnlich Etwas dazwischen geschieht, was des Zuschauers Einbildungskraft sich vorstellen soll; 2) Tonstück oder Ballet, welches man zwischen den Acten oder Aufzügen eines Schauspiels oder einer Oper aufführt. Am besten eignet sich dafür eine anspruchslose Musik, die dem Charakter des Ganzen nicht widerspricht.

Entrée (fr.), 1) Eintritt, Eingang; 2) (Musik), soviel wie Einleitung; daher 3) ein kurzer Einleitungssatz bei dem Concert, von ernsthaftem Charakter und langsamer Bewegung, von willkürlicher Taktart; 4) ein dem Allegro in der Symphonie ähnlicher Satz, womit ein Ballet eröffnet wird.

Entre Minho e Duero, s. Minho.

Entre Rios, einer der Platastaaten, so benannt, weil er zwischen den Strömen Parana und Uraguay liegt, ein durchaus fruchtbares, aber ebenes Land von 1500 QM. Größe, des einen reichen Körnerbau und

Digitized by Google

Viehzucht hat und in die beiden Bezirke Parana und Uraguay getheilt wird. Die Zahl der Einwohner, die sich eine demokratische Verfassung gegeben und dem Staatenbunde von la Plata angeschlossen haben, beträgt über 45.000. Die Hauptst. ist Parana.

Entresole (fr., Bauk.), ein niedriges Stockwerk zwischen dem Erdgeschoß und der ersten Etage oder zunächst dem Dache; sie dient gewöhnlich zu Wohnungen der Dienerschaft, zu Garderoben ꝛc.

Entsagung der Erbschaft (Ausschlagung der Erbschaft), das Nichtannehmen einer angefallenen Erbschaft; dieß kann ausdrücklich (repudiatio), oder stillschweigend, besonders dadurch, wenn der Erbe binnen der bestimmten Zeit keinen Gebrauch von seinem Rechte macht (omissio hereditatis), geschehen. Wer dieß thun will, muß befugt seyn, über das Seinige zu disponiren; nach geschehener Entsagung hat ein Anerbieten zur Annahme ebenso wenig den bezweckten Erfolg, als das willkürliche Aufgeben des schon Erworbenen. Ausnahmen finden jedoch sowohl rücksichtlich der geschehenen Entsagung, als rücksichtlich des Entsagungsrechts Statt.

Entsatz einer belagerten Festung heißt eine Kriegsbewegung gegen dieselbe, wodurch das feindliche Belagerungs-Corps genöthigt wird, die Belagerung oder Blokade der Festung schleunigst aufzuheben. Der Zweck einer augenblicklichen Entsatzung kann unter andern seyn, den Platz in Angesichte des Belagerers, oder indem man diesen mittelbar entfernt, mit neuen Vertheidigungsmitteln zu versehen, oder etwa darin entbehrliche Kriegsmittel aus dem Platze an sich zu ziehen. Es findet aber eine gänzliche Entsatzung der Festung Statt, wenn durch irgend eine Kriegsoperation der Belagerer entweder seiner Angriffsmittel entnommen, oder seine durch den Festungsangriff bedingte Stellung ernstlich bedroht wird. In beiden Fällen vorausgesetzt, daß das Entsagungs-Corps mindestens in Vereinigung mit dem Vertheidiger des Platzes, das Belagerungs-Corps an Stärke übertreffe, nur das Jene miteinander in Einverständniß getreten seyen. Wird der Belagerer hingegen durch die, von der Besatzung angewandten, dem Platze eigenthümlichen, Vertheidigungsmittel nach einer gewissen Dauer zum Abzug genöthigt; so tritt hier eine Aufhebung der Belagerung von Seiten des Angriffs ohne Entsatz ein.

Entschädigung (Rechtswissens.), 1) das Aufheben oder Vergüten (Acquivalent) eines zugefügten Schadens; 2) Das, wodurch dieß geschiehet. Die Größe der Entschädigung wird entweder nach dem besondern Werth der Sache für den Beschädigten (Affectionswerth, pretium affectionis) oder nach dem gemeinen, gewöhnlichen Werth derselben beurtheilt; ersteres kommt jedoch nur dann in Betracht, wenn die Beschädigung eine absichtliche, boshafte, nicht aber bloß fahrlässige war. Sie wird gefordert durch die Entschädigungsklage. Nach römischem Rechte hatte diese Klage mancherlei Namen und Bestimmungen, die jedoch jetzt nur einen geschichtlichen Werth haben. Sie geht auf Wiederherstellung des vorigen Standes, oder, wenn dieß nicht möglich ist, auf eine verhältnißmäßige Vergütung. Sowohl auf die Erben des Beschädigten, als gegen die Erben des Beschuldigers geht diese Klage über, und überhaupt kann sie nicht nur der Beschädigte selbst, sondern Jeder, der aus der Beschädigung eines andern Nachtheil erleidet, anstellen.

Entsetzen (Aesth.) ist ein hoher Grad des Schreckens, der plötzlichen Furcht vor einer großen Gefahr; aber auch das im höchsten Grade

Digitized by Google

Unmoralische, das Frevelhafte, Unerhörte kann Entsetzen erregen, und diese Art ist es vorzüglich, welche der Dichter erwecken kann. Bloß physische Gegenstände, wenn sie auch in der Wirklichkeit noch so entsetzlich, wenn sie auch noch so wahr und lebendig geschildert wären, vermögen in den Schilderungen dieses Gefühl fast nie hervorzubringen; die Bewunderung der Kunst des Dichters, das ästhetische Wohlgefallen daran wird hier fast immer, wenn er nicht ins Ekelhafte malte, das Entsetzen überwinden. Aber mit unwiderstehlicher Gewalt ergreift uns die Schilderung des Moralisch-Ungeheuren, und um somehr, mit der größrer Kraft, Wahrheit und Kunst es der Dichter darstellte, und vorzüglich gehört diese Empfindung ins Gebiet der tragischen Dichtkunst. Entsetzen erregt die Erscheinung der Eumeniden, die den Muttermörder Orestes verfolgen; Entsetzen erregt es, wenn der in die öde, kalte, stürmische Nacht von seinen Töchtern hinausgestoßene alte Lear diese seine Töchter verflucht; Entsetzen erregen die Reden Philo's im zweiten Gesange des „Messias". Fällt aber irgend eine wirkliche Handlung dabei vor, so muß es der tragische Dichter lieber nur erzählen lassen, weil sonst die Empfindungen des Ekels und Abscheues zu stark werden; schon ein Alter sagte, „Medea solle nicht auf der Bühne ihre Kinder tödten." Unter den deutschen Schriftstellern hat vorzüglich Klinger das Entsetzliche mit gewaltiger Kraft und Wahrheit dargestellt in einigen Scenen seines „Rafael d' Aquillas".

Entspäntgut (entspântes Gut), ein Gut, aus dessen Besitz der zahlungsunfähige Schuldner durch die gerichtliche Förmlichkeit, daß aus dem Hause ein Span und von dem Grundstücke ein Erdenkloß genommen und gerichtlich niedergelegt wird, entsetzt wird.

Entthronung, in der Staatswissenschaft die Absetzung eines Regenten, meist in Folge bürgerlicher Unruhen, oder der ehrgrizigen Umtriebe ehrsüchtiger Verwandten oder Umgebungen des Regenten, das Ziel und der Wendepunkt der meisten Revolutionen.

Entvölkerung, in der Staatswissenschaft die abnehmende Bevölkerung (s. d.) eines Staats. Mehr als Kriege, die zwar Schweden in dem 17. und Anf. des 18. Jahrhunderts entvölkerten, sind bürgerlicher Druck (wie in der Türkei und Persien) und die Vertheilung großer Länderstrecken an nur Wenige Schuld an der Entvölkerung der Staaten, wie Preußen und Frankreich durch ihre zunehmende Bevölkerung in den Kriegen von 1792—1815 am besten bewiesen haben. Der Egoismus unserer Zeit befürchtet jetzt vielmehr Uebervölkerung, und Mancher insbesondere, der dem Weine hold ist, auch wohl, daß ein Anderer die ihm nach seiner Meinung gebührende Flasche ausleeren möchte, wogegen denn freilich eine allgemeine Verstöpselung und Versiegelung gut wäre. Mancher ist auch wohl so eifersüchtig, daß er diese Verstöpselung auf die Bevölkerungsorgane selbst ausdehnen möchte (s. Infibulation).

Entwicklung (evolutio), eigentlich das Auseinanderwickeln, und dann der Verwickelung entgegengesetzt. 1) Das Heraustreten des Mannigfaltigen, das irgendwo gleichsam verschlossen liegt; so einer Pflanze, eines Thieres nicht nur in seinem anfänglichen Entstehen aus seinem Keime, sondern auch in seinem allmähligen Weiterbilden. 2) In der Philosophie die Auseinandersetzung, Erklärung und Verdeutlichung eines

Digitized by Google

Gegenstandes, von dem man vorher nur eine dunkle, unausgebildete Vorstellung hatte, oder von dem nur ein Entwurf vorhanden war. Die Entwickelung eines Begriffs geschieht durch Zergliederung in seinen Merkmalen. Dieß ist der Weg der Wissenschaft. Die Kunst dagegen entwickelt auf anschauliche Weise. So werden z. B. Charaktere, die der Dichter darstellt, durch Aufführung der dieselben bildenden Züge, und zwar im Handeln, entwickelt.

Entwöhnen, überhaupt von einer Gewohnheit oder Neigung zurückbringen; besonders ein säugendes Kind, ihm die Mutter- (Ammen-) Milch entziehen. Ein Kind entwöhnt sich selbst von der Mutterbrust vor dem 5—6. Jahre nicht. Gewöhnlich wird es aber entwöhnt, wenn es ½—¾ Jahr alt ist, nachdem die ersten Zähne (Milchzähne) zum Vorschein gekommen sind. Ueber die Zeit hinaus, wann die Kinder gehen gelernt haben, ist die Milch keine hinlänglich kräftige Nahrung mehr für sie. Das Entwöhnen gelingt am besten, wenn man Kindern schon vor demselben allmählig, neben der Muttermilch, noch eine andere Kost gereicht hat. Gewöhnlich gehören nur 2—3 Tage dazu, um sie die Mutterbrust vergessen zu lassen. Schwächliche Kinder werden mit Vortheil etwas länger gestillt. Die an entwöhnten Kindern bemerkte Abmagerung findet nur dann Statt, wenn Säuglinge, wie häufig, mit Muttermilch überfüllt wurden, und ist ihnen nicht zum Nachtheil. Man sagt dann gewöhnlich, daß sie das Milchfleisch verlieren. Die Stelle der Muttermilch vertritt am besten Zwieback mit Zucker und nicht zu fetter, vielmehr mit Wasser verdünnte Kuhmilch vermischt.

Entwurf, 1) die noch unvollendete Vorstellung oder Darstellung eines praktisch auszuführenden Gegenstandes, nur im Ganzen und nach seinen Haupttheilen gedacht; besonders aber 2) der erste Versuch der Darstellung, welche man auszuführen die Absicht hat. Der Entwurf geht aus der Erfindung unmittelbar hervor; durch ihn hält man die Erfindung fest und macht die weitere Ausbildung der Theile in ihrem richtigen Verhältnisse zum Ganzen möglich. Er ist unvollkommen nur in Beziehung zu der noch nicht geschehenen Entwickelung der Theile. Häufig verliert aber ein geistreicher, in glücklicher Stunde gemachter Entwurf durch die Ausführung, besonders in den bildenden Künsten, wo die Arbeit der Ausführung gewöhnlich länger dauert. Maler und Bildhauer unterscheiden den noch sehr unvollkommenen Entwurf, Brouillon, und den mehr ausgebildeten, Dessin; vgl. Skizze.

Entzifferungskunst, s. Dechiffrirkunst.

Entzündung, 1) (Physik), Ausbruch in Flammen, von Körpern, die man wegen ihrer Fähigkeit, bei hoher Temperatur (Erhitzung) sich zu entflammen, als entzündliche, entzündbare Körper unterscheidet, und dieß sowohl durch Mittheilung (Anzünden), als durch Selbstentzündung (s. d.). 2) (Med.), eine der häufigsten Krankheitsformen; tritt in einzelnen Organen, theils rein und einfach, theils mit verschiedenen Krankheiten complicirt, auf. Die wesentlichsten Erscheinungen an einem entzündeten Theile sind: a) größere Blutansammlung und vermehrte Röthe, b) Verwandlung nicht blutführender Gefäße in blutführende, c) Anschwellung und Härte, d) vermehrte Wärme (Hitze), e) erhöhte Energie des Pulses und Uebergang von pulsirender Bewegung in Gefäße, worin gewöhnlich kein Klopfen wahrgenommen wird, f) veränderte Qualität des Blutes, g) erhöhete Empfindlichkeit, Schmerz. Das Wesen

Digitized by Google

ıd die nächste Ursache der Entzündung glaubt man in einem qualitativ ıd quantitativ veränderten Verhältniß der Bildungsthätigkeit und deren räger, des Gefäßsystems überhaupt, verbunden mit einer abnormen endenz zur Production zu finden. Anlage zur Entzündung bietet vorglich eine zu schwache oder zu kraftvolle Körperconstitution dar, sowie eine genthümlichen Entwickelungen günstige Lebensepoche, ferner der Genuß vieler reizender und stark nährender Nahrungsmittel, zu häufiger Geauch spirituöser Getränke ꝛc. Unmittelbare Veranlassungen sind: große nstrengung, Verletzungen einzelner Theile, Einwirkung von Contagien ıd Krankheitsstoffen auf sie ꝛc. Je nachdem man nun die Erscheinungen on verschiedenen Gesichtspunkten auffaßt, ergeben sich verschiedene Eineilungen. Man unterscheidet hiernach äußere und innere, active und assive, adhäsive, suppurative, offenbare und verborgene, sthenische und sthenische, sporadische und epidemische Entzündung, so auch nach der Veranlassung erysipelatöse, rheumatische, gichtische ꝛc. Am wichtigsten ist er Unterschied nach der Dauer und dem Charakter der Entzündung, onach man eine acute, schneller verlaufende, und, eine chronische, langam verlaufende, eine synochische, wobei alle Symptome energischer auftretend eine abnorm gesteigerte Tendenz der Bildungsthätigkeit verrathen ınd eine typhöse unterscheidet, in der die weniger stark hervortretenden Symptome und eine besonders vorwaltende Empfindlichkeit auf eine abnorm gesunkene Bildungsthätigkeit hindeuten. Eine eigenthümliche Art der Entzündung in Bezug auf ihre Entstehung ist noch die metastatische Entzündung, mit deren Auftreten ein früherer anderer krankhafter Zustand aufhört. Die einzelnen Entzündungen selbst benennt man nach den Orten ihres Vorkommens und spricht daher von Gehirn-, Augen-, Hals-, Herz-, Magen-, Lungen-, Darm-, Leberentzündung ꝛc. Der Verlauf der Entzündung zeigt einen regelmäßigen Typus und eine bestimmte Reihefolge der Erscheinungen. Der Ausgang einer jeden Entzündung ist: a) Zertheilung (resolutio), Aufhören der Entzündung ohne Folge, als der günstigste, b) Eiterung, c) unter besondern Verhältnissen Verhärtung und Verwachsung, d) Wassersucht, e) Brand als der schlimmste Ausgang. Die Gefahr hängt von dem Grade der Entzündung, dem Orte, den sie einnimmt, und den einwirkenden Ursachen ꝛc. ab. Die Behandlung muß, wo möglich, immer auf Zertheilung gerichtet seyn; zugleich müssen die veranlassenden und unterhaltenden Momente entfernt werden. Hierauf wirken kühles, ruhiges Verhalten, kühlende, mehr schwächende Diät, überhaupt die antiphlogistische Heilmethode, nebst den angemessenen topischen Mitteln, wenn die Entzündung eine äußere ist.

Entzündungsfieber (febris inflammatoria, Med.), Fieber, welches gewöhnlich Entzündungen, besonders innerer Theile, begleitet, wenn solche rein und die Lebenskräfte noch frisch sind. Es ist bei demselben eine allgemeine Anregung und ein Streben der Natur vorwaltend, einen fremden Reiz zu bekämpfen und zu entfernen. Es tritt aber auch ohne örtliche Entzündung ein und ist dann die erhöhte Form eines gewöhnlichen einfachen Fiebers. In ihm liegen zwar die Muskelkräfte danieder, ebenso die Verdauung; aber die Irritabilität des Herzens und des Gefäßsystems ist erhöht. Der Puls ist lebhaft, voll, doch auch in vielen Fällen (besonders bei Lungen- und Darmentzündungen) klein und unterdrückt, hebt sich aber dann nach dem Aderlaß. Der Athem und die Haut sind heiß; alle Fiebersymptome gehen geregelt; die Krankheit steigt,

Digitized by Google

wenn sie nicht gehemmt und überhaupt complicirt wird, zu einer gewissen Höhe und entscheidet sich, wenn die Natur im Kampfe nicht unterliegt, durch einen kritischen Schweiß und Harn auf ein oder mehre Male, gewöhnlich binnen 8 und 14 Tagen, spätestens in der dritten Woche. Die Hauptmittel sind Aderlässe und andere Blutentziehungen, gelinde Abführungen, Kühle und überhaupt antiphlogistische Mittel.

Entzündungstheorie. Daß eine gewisse Masse von Pulver sich nicht auf einmal, sondern nach und nach entzündet, ist einleuchtend, man hat daher den Entzündungsmoment von dem Zusammenbrennungsmomente wohl zu unterscheiden. Ein ganz rundes Pulverkorn verbreitet sein Feuer rund um sich in einer Entfernung von 8 Durchmessern des Korns. Der Durchmesser des Entzündungskreises wird daher 16 Durchmesser des Korns, und da die Entzündung nach allen Seiten gleichförmig wirkt, so entsteht daraus das Verhältniß von $1 : 16^3 = 1 : 4000$ (ungefähr), d. h. der Raum, den das Pulver vor der Entzündung einnimmt, verhält sich zu dem ausgedehnten Raume nach der Entzündung wie 1 zu 4000. Das gekörnte Pulver wird sich daher schneller entzünden als das Mehlpulver, und je kleiner und runder die Pulverkörner sind, desto schneller wird die Entzündung vor sich gehen. Soll nun die Zusammenbrennung mit der Entzündung so nahe als möglich zusammenfallen (um die größte Wirkung zu erhalten), so müssen die Körner mit der Ladung in Verhältniß stehen, d. h. man muß aus Pistolen mit kleinerem Pulver schießen als aus Kanonen. Durch die Entzündung des Salpeters wird die in demselben enthaltene Lebensluft entbunden, ohne welche kein Verbrennen möglich ist, und diese vermehrt die durch den Schwefel erzeugte Flamme; da sie aber ihrer Heftigkeit wegen diese Flammen ausblasen und verlöschen würde, so dienen die Kohlen dazu, das Feuer zu unterhalten. Die Gelehrten sind endlich darüber einig geworden, daß durch die Explosion bei der Verbrennung des Pulvers eine elastische Flüssigkeit (Gas) erzeugt wird, welche sich überdieß durch die dabei obwaltende Hitze noch (um 4 Mal) vermehrt. Sie wirkt auch nach allen Seiten gleichförmig und treibt folglich den ihr den mindesten Widerstand leistenden Körper (die Kugel) mit einer gewissen Geschwindigkeit vor sich her. Die Gestalt des Raums, in welchem das Pulver verschlossen ist, hat auf die Wirkung desselben Einfluß; im kugelförmigen Raum geschieht die Entzündung und das Zusammenbrennen am Schnellsten, noch schneller, wenn die Entzündung von dem Mittelpunkte ausgeht. Kugel- und birnenförmige Kammern würden bei Haubitzen und bis in die Mitte der Ladung vorgerückte Zündlöcher bei Kanonen die Wirksamkeit des Pulvers am Meisten begünstigen. Da aber die mechanische Einrichtung der Geschütze Beides verbietet, so muß man sich schon mit der Wirkung des Pulvers, wie sie ist, begnügen. Ueberdieß stimmen alle Gelehrten darin überein, daß die Kugel sich nicht merklich im Rohre bewegt habe, bevor die ganze Pulvermasse entzündet sey, und was kann man mehr verlangen? Nur wenn die Ladungen so übertrieben stark genommen werden, daß ein Theil derselben schon hinreichend ist, die Kugel aus dem Rohre zu treiben, dann wird das Uebrige und zwar unentzündet mit herausgeschleudert.

Envoyés, s. Gesandte.

Eon de Beaumont (Charles Geneviève Louise Auguste André Timothée d'), unter Ludwig XV. Stallmeister, Chevalier, D. der Rechte,

Digitized by Google

arlamentsadvocat, Offizier, königlicher Censor, Diplomat ꝛc. bis 1777. kannt u. d. Namen Chevalier d' Eon, war zu Tonnerre 1728 geb. länzende Eigenschaften setzten ihn in den Stand, eine bedeutende Rolle der Welt zu spielen; noch größeres Aufsehen erregte er durch das eheimniß seines Geschlechts. Ludwig XVI. gab ihm nämlich nur unter r Bedingung die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich, daß er in ukunft Frauenkleider trüge. Man weiß jetzt Folgendes von diesem onderling. Als Advocat studirte er in seinen Mußestunden Politik und höne Wissenschaften und schrieb einen „Essai historique sur les différentes situations de la France, par rapport aux finances", dem 2 de. „Considérations politiques sur l'administration des peuples anciens et modernes" folgten. Diesen Werken verdankte er die Auszeichnung, vom Prinzen von Conti, der an der Spitze des geheimen Ministeriums Ludwigs XV. stand, dem Könige zu einer schwierigen Sendung n den russischen Hof vorgeschlagen zu werden. Sein einschmeichelndes betragen gewann ihm die Gunst der Kaiserin Elisabeth, und er leitete t St.-Petersburg 5 Jahre lang den geheimen Briefwechsel zwischen der Kaiserin und seinem Könige. Ein Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, die Verzichtleistung des Letztern auf englische Hülfsgelder, das Versprechen, die zu Gunsten Preußens und Englands in Liefland und Kurland versammelten 80.000 M. zur Unterstützung Frankreichs und Oestreichs marschiren zu lassen, endlich Elisabeths Zustimmung zum versailler Vertrage vom 1. Mai 1756 waren die Ergebnisse der klugen Unterhandlungen des Chevaliers. Um diese Dienste zu belohnen, ernannte ihn der König zum Lieutenant bei den Dragonern und zum Gesandtschaftssecretair in Petersburg, und schenkte ihm eine goldne Dose mit einem Bildniß. Der Chevalier fuhr in seinem Eifer fort und wirkte um Sturze des Großkanzlers Bestuscheff, sowie zur Erhebung des Grafen Woronzoff an Jenes Stelle, welcher ganz für Frankreich gestimmt war. Nun ward er Dragonercapitain und empfing einen Jahrgehalt von 2400 Livres. Bald darauf nöthigte ihn seine geschwächte Gesundheit, um seine Zurückberufung zu bitten. Gewohnt, stets gute Nachricht zu melden, überreichte er dem Könige den Beitritt der Kaiserin zum neuen Vertrage vom 30. Dec. 1758. Er betrat jetzt die kriegerische Laufbahn, auf der er sich bei Hörter, Hultrop, Eimbeck und Osterwick hervorthat. Nach dem Frieden vertauschte er den Degen wieder mit der Feder und folgte als Gesandtschaftssecretair dem Herzoge von Nivernois nach London. Hier wußte er sich in den Besitz wichtiger Papiere zu setzen, von denen er eine Abschrift nach Versailles schickte. Das Ludwigskreuz belohnte diesen wichtigen Dienst. Als der Herzog nach Frankreich zurückging, blieb der Chevalier als Resident, später als bevollmächtigter Minister in London. Alles schien ihm günstig, als geheime Ränke plötzlich sein Glück vernichteten. Frankreich hatte einen unvortheilhaften Frieden mit England geschlossen, dessen Unterhändler nicht wünschen konnten, ihr Betragen ans Licht gezogen zu sehen. Der Chevalier war Ludwigs XV. geheimer Vertrauter, stand mit diesem in unmittelbarer Verbindung und konnte über das Geschehene die gefürchtete Aufklärung geben: Grund genug, ihn zu stürzen. Er ward seines Dienstes entlassen und lebte zu London 14 Jahre lang in einer Art von Verbannung. Der König hatte zwar in seine Ungnade gewilligt, setzte ihm aber dennoch bis auf weitere Anstellung ein Jahrgeld von 1200 Li-

Digitized by Google

vres aus. D'Eon blieb auch jetzt seinem Vaterlande ergeben und schlug die glänzendsten Anerbietungen von englischer Seite aus. Der König erfuhr dieses edelmüthige Betragen, wünschte ihn wieder anzustellen, aber der Chevalier bestand hartnäckig darauf, daß zuvor seine Unschuld öffentlich anerkannt werden sollte. Darüber starb Ludwig XV., und jetzt dachten Maurepas und Vergennes um so ernstlicher an seine Zurückberufung, als die Streitigkeiten und Wetten, welche sein Geschlecht in London verursachte, einen schicklichen Vorwand an die Hand gaben, seine, wie sie meinten, übertriebene Hartnäckigkeit zu überwinden. D'Eon folgte jedoch erst 1777 der Einladung des Ministers Vergennes und erschien in Versailles, wo der Minister ihn mit Auszeichnung empfing, ihm aber den Befehl wiederholte, sich ferner der weiblichen Kleider zu bedienen. D'Eon reiste indeß, ohne diesen Befehl zu beachten, nach Tonnerre, und erschien erst zur Zeit einer zweiten Reise nach Paris als Chevalière d'Eon. Diese Veränderung zog ihm in der Oper einen lebhaften Streit zu. Man fürchtete die Folgen und schickte ihn nach Dijon, wo er mit Achtung behandelt wurde. 1783 begab er sich auf die Einladung des Barons Breteuil nach London. Inzwischen brach die französische Revolution aus. Er kehrte zurück, bot der Regierung seine Dienste an, ward zurückgewiesen, ging wieder nach England, und ward als Abwesender auf die Emigrantenliste gesetzt. Von jetzt an war sein Leben eine Reihe von Unfällen. Aller Hülfsmittel beraubt, sank er in die größte Dürftigkeit, aus der er sich durch seine Geschicklichkeit in der Fechtkunst zu ziehen suchte. Aber Alter und Krankheiten hinderten ihn daran, und ohne den Beistand großmüthiger Freunde würden seine letzten Tage noch trauriger gewesen seyn. Zu diesen gehörte der erste Chirurgus Ludwigs XVIII., Elisée, der ihm bis zu seinem Tode, 1810, Hülfe leistete, und auch am 23. Mai der Section des Leichnams beiwohnte. Die Angabe dieses Zeugen, womit andre ebenso unverwerfliche Zeugnisse übereinstimmen, lassen keinen Zweifel übrig, daß der Chevalier d'Eon einzig dem männlichen Geschlechte angehörte. Welche politische Gründe einen Militair und Ritter des St.-Ludwigsordens haben bewogen können, Frauenkleider anzulegen, ist unbekannt. Sonderbarer Weise hinterließ er in seinen Schriften auch nicht eine Andeutung des Grundes dieses räthselhaften Umstands. Seine sämmtlichen Werke, größtentheils politischen und geschichtlichen Inhalts, erschienen unter dem Titel: „Loisirs du Chevalier d'Eon". 13 Bde., 1775.

Eos, die Göttin der Morgenröthe, s. Aurora.

Epakten (griech.), 1) die Ueberschußtage des Sonnenjahrs über das Mondenjahr. Jenes beträgt 365, dieser 354 Tage, folglich sind die jährlichen Epakten 11 Tage; 2) auch die Zahl, welche anzeigt, wie viel Tage von dem letzten Neumond bis zum ersten Januar verflossen sind. Fällt z. B. der Neumond auf den neunten December, wie im Jahr 1825, so ist die Epakte 22, weil beim Anfang des Jahres 1826 das Mondesalter 22 Tage betrug. Fällt der Neumond aber auf den ersten Januar selbst, so ist die Epakte für dasselbe Jahr Null, und wird in den Kalendern durch ein Sternchen angezeigt. Nach den Epakten wird in der christlichen Kirche das Osterfest bestimmt, wovon dann auch die übrigen veränderlichen Feste abhängen. Vgl. Ostern.

Epaminondas, einer der größten Feldherren des Alterthums, welcher sein Vaterland Theben auf kurze Zeit zu dem Gipfel der Macht

Digitized by Google

nd des Glückes erhob. Von den ehemaligen Königen Böotiens stam-
iend, lebte er ohne Vermögen. Jung wohnte er mit seinem Freunde
)elopidas (s. d.) einer Schlacht gegen die Arkadier bei, in welcher
r durch ungemeine Kaltblütigkeit und Tapferkeit hervorragte. Heimge-
ehrt trieb er außer den gymnastischen Uebungen auch noch alle diejeni-
gen, durch welche der Verstand aufgeklärt und das Herz veredelt wird.
Er studirte mit ungemeinem Fleiße die Beredtsamkeit und die Staatskunst,
unterrichtete sich aus den Werken der Dichter, Geschichtschreiber und
Weisen, und nahm ungeachtet seiner Armuth, den Pythagoräer Lysis in
ein Haus, um von ihm die Grundsätze der Tugend und Weisheit zu
ernen. Auch aus der äußern Anmuth und Gefälligkeit des Umgangs
machte er sich ein eigenes Studium; er hatte es weit in der Musik ge-
bracht und war ein ebenso liebenswürdiger Gesellschafter bei einem fröh-
lichen Mahle, als er auf dem Kampfplatze ein tapferer Streiter war.
Denn er hatte sich aus den Beispielen großer Männer ein schönes Ideal
von männlicher Tugend gebildet, welches er so glücklich zu erreichen
strebte, daß von ihm auch nicht ein einziger unedler Zug auf die Nach-
welt gekommen ist. Sein erstes öffentliches Geschäft war eine Gesandt-
schaft in Sparta, wohin die Thebaner ihn nebst Andern auf Einladung
der Lacedämonier geschickt hatten, um den zwischen beiden Staaten aus-
gebrochenen Krieg durch Verhandlungen zu enden. Aber gleich die Rede,
mit welcher er auftrat, erregte allgemeine Bewunderung. Die Sparta-
ner hatten verlangt, daß alle Städte Griechenlands frei für sich seyn
sollten, und doch wollten sie selbst die Herrschaft über die Städte und
Dörfer in Lakonien und Messenien nicht aufgeben. Mit Recht also stritt
auch Epaminondas für aller böotischen Städte Abhängigkeit von The-
ben. König Agesilaus sagte endlich hitzig: „Sprich, ob die böotischen
Städte frei seyn sollen!" — „Wenn die lakonischen es seyn werden",
antwortete Epaminondas kühn. Auf diese Worte löschte Agesilaus den
Namen der Thebaner aus dem Friedensvertrage, und die Versammlung
ging auseinander. Der Krieg ward fortgesetzt, und Epaminondas bekam
den Oberbefehl. Mit 6000 Mann schlug er ein doppelt so starkes in
Böotien eingedrungenes feindliches Heer bei Leuktra (378 v. Chr.). Er
selbst machte den Hauptangriff auf den feindlichen Phalanx, während
sein Freund Pelopidas an der Spitze der heil. Schar demselben in die
Flanke fiel. Die Spartaner verloren ihren König Kleombrotus und
4000 Mann. Zwei Jahre darauf wurden Epaminondas und Pelopidas
zu Böotarchen ernannt. Beide drangen in den Peloponnes ein, bewirk-
ten den Abfall mehrer mit Lacedämon verbundenen Völker, und befrei-
ten die Messenier, deren Stadt sie wieder aufbauten. Darauf zog Epa-
minondas mit dem Heere vor Sparta, welches jedoch Agesilaus so ge-
schickt und tapfer zu vertheidigen wußte, daß Epaminondas, da der Win-
ter herankam, und die Athenienser sich gegen Theben erklärten, nach
Verheerung des platten Landes Lakonien räumte. Pelopidas und Epa-
minondas hatten bei dieser Gelegenheit ihre Böotarchenwürde vier Mo-
nate über die gesetzliche Zeit behalten, um nicht mitten in ihrem Glücke
abzutreten. Elende Neider verklagten sie deßhalb zu Hause, und beru-
fen sich auf das Gesetz. „Das Gesetz verurtheilt mich, sagte Epami-
nondas mit seiner gewöhnlichen Würde; gut, ich verdiene den Tod.
Nur verlange ich, daß man niederschreibe: die Thebaner haben den

Digitized by Google

Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lacedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden; weil er das Vaterland gerettet, weil er Lacedämon belagert hat, welches sich glücklich schätzte, seinem Untergange zu entkommen; und weil er Messene wieder aufgebaut und mit starken Mauern verwahrt hat." Das Volk klatschte ihm lauten Beifall zu, und die Ankläger gingen beschämt von dannen. Epaminondas schien indessen über diese Undankbarkeit seiner Landsleute so wenig empfindlich, als er durch sein Glück stolz geworden war. Er blieb der nämliche sanfte, ruhige und bescheidene Mann, den er vorher gewesen. Seinen Freunden sagte er einmal bei einer Gelegenheit: Das freue ihn am meisten, daß seine Eltern seine Siege noch erlebt hätten. Nachdem er Pelopidas, der von dem Tyrannen zu Pherä gefangen gehalten wurde, durch sein bloßes Ansehen befreit hatte, brach ein neuer Krieg zwischen Lacedämon und Theben aus. Man stellte von beiden Seiten ungewöhnliche zahlreiche Heere auf. Epaminondas drang wieder in den Peloponnes ein und rückte plötzlich vor Sparta, das er von Vertheidigern entblößt glaubte. Allein Agesilaus hatte von seinem Zuge Nachricht erhalten, war zurückgeeilt und stand, als er ankam, bereit, ihn zu empfangen. Die Thebaner griffen dennoch an und drangen bis in die Mitte der Stadt; aber der von Verzweiflung erhöhte Muth der Spartaner nöthigte sie zum Rückzuge. Dieses fehlgeschlagene Unternehmen wieder gut zu machen zog Epaminondas mit 33.000 Mann nach Arkadien, wo die größte Macht der Feinde stand. Hier kam es zu der Schlacht bei Mantinea. Den Sieg zu erlangen, wandte Epaminondas die feinste Feldherrnkunst an, die Griechenland bisher gesehen hatte. Der Angriff geschieht mit der größten Erbitterung. Der Flügel, den Epaminondas selbst anführt, schlägt die Feinde zuerst in die Flucht. Er verfolgt sie mit allzukühner Hitze, und sieht sich endlich rings von einem Trupp Spartaner eingeschlossen, deren Wurfspiese mit fürchterlicher Stärke ihm gegen Schild und Harnisch prasseln. Lange hält er kämpfend den bedrohenden Tod von sich ab, und streckte eine Menge von Feinden mit eigener Hand zu Boden. Da trifft ihn endlich ein feindlicher Wurfspieß, dessen eiserne Spitze in seiner Brust stecken bleibt, und wirft ihn nieder. Die Ehre, seinen Körper zu haben, verdoppelt das Blutbad um ihn her, und seine Streitgefährten haben endlich den traurigen Trost, ihn in sein Zelt zu tragen. Hier zerflossen seine Freunde in Thränen, und stellten sich klagend um sein Lager her. Die Aerzte erklärten, er werde sterben, sobald man das Eisen aus der Wunde ziehe. Er sprach noch Einiges; am meisten fürchtete er, sein Schild möchte in den Händen der Feinde geblieben seyn. Man zeigte ihm denselben; er küßte ihn als der Begleiter seines Ruhms und seiner Gefahren. Nun schien er über den Ausgang der Schlacht unruhig. Man sagte ihm, die Thebaner hätten gesiegt. Gut, stöhnte er; dann habe ich genug gelebt. „Laßt doch Daiphant und Jolidas herkommen." Man sagte ihm, beide treffliche Hauptleute seyen auch erschlagen. „O, dann rathet den Thebanern Frieden zu machen!" — Nun ließ er sich das Eisen heraus ziehen; und als einer seiner Freunde in der Trostlosigkeit des Schmerzes ausrief: „Du stirbst, Epaminondas! o daß du wenigstens Kinder zurückließest!" so erwiederte er mit dem letzten Athemzuge seines Lebens: „Ich hinterlasse ja zwei un-

Digitized by Google

derbliche Töchter, die Siege bei Leuktra und Mantinea". So starb der große Mann am 12. Juni 363 v. Chr. und mit ihm sank Thebens Macht und Größe. Auf dem Schlachtgefilde wurden nachher diesem großen Feldherrn zwei Denkmäler errichtet, das eine ein Triumphzeichen, das andere ein Grabmal. Sie standen nahe bei einander. Das Grabmal bestand in einer einfachen Säule, woran sein Schild hing, den er bei seinem Leben immer in seinem Hause um sich hatte. Drei Städte stritten sich um die Ehre, der Geburtsort des Soldaten zu seyn, der ihm die Todeswunde beigebracht hatte, nämlich Athen, Mantinea und Sparta.

Epée (Charles Michel, Abbé de l'). Dieser Wohlthäter der Taubstummen, geboren 1712 zu Versailles, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und betrat, da er das bei Gelegenheit der Jansenistischen Religionsstreitigkeiten eingeführte Formular nicht unterzeichnen wollte, für einige Zeit die Laufbahn des Rechtsgelehrten; späterhin wurde er Prediger und Kanonicus zu Troyes. Seine Bekanntschaft und geistige Uebereinstimmung mit dem berühmten Bischof Soane zog ihm den Unwillen des Erzbischofs von Paris zu, der dem Abbé für einige Zeit die Ausübung des Beichtstuhls, sogar gegen seine Zöglinge untersagte. Der Gedanke, Taubstummgeborene mittels einer Zeichensprache geistig der menschlichen Gesellschaft wiederzugeben, ward von ihm zwar nicht zuerst aufgefaßt, doch war derselbe, seiner Versicherung nach, in ihm ohne äußere Anregung entstanden. Schon zu Ende des 16. Jahrhunderts hatte ein spanischer Benedictinermönch, Pedro de Ponce, ein Paar taubstummgeborne Kinder des Connetable von Castilien mit solchem Erfolge unterrichtet, daß diese nicht allein Lesen und Schreiben, sondern auch Rechnen, Religion und mehre Sprachen lernten, und sogar einige Kenntnisse in der Physik und Astronomie erwarben. Auch in England, der Schweiz u. a. wurden glückliche Versuche mit Taubstummen gemacht, und 1748 kam ein Spanier, Pereira, nach Paris und stellte der Akademie der Wissenschaften einige von ihm gebildete Taubstumme vor, die durch ihre Kenntnisse allgemeines Erstaunen erregten. Keiner von diesen Lehrern hatte jedoch über die Art, wie er seinen Unterricht einrichtete, Etwas bekanntgemacht, und es gab hierüber, außer den Werken von J. P. Bonet und Ramirez (beides Spanier), nur unvollkommene Nachrichten. So ist es erklärlich, daß de l'Epée gewissermaßen Erfinder dieser Unterrichtsmethode wurde, die er zuerst an 2 taubstummgeborenen Schwestern versuchte, und mit einem so glücklichen Erfolge gekrönt sah, daß er sich entschloß, sein ganzes Leben diesem Geschäfte zu widmen. Der edle Mann wurde ein wahrer Vater der Unglücklichen, für deren Ausbildung er in einer, einzig auf seine Kosten gegründeten, Anstalt Sorge trug. Hier verwendete er seine ganze Einnahme und Alles, was ihm menschenfreundliche Gönner, z. B. der Herzog von Penthièvre, zukommen ließen, zur Erziehung und Ernährung seiner Zöglinge, für deren Bedürfnisse er mit solcher Aufopferung sorgte, daß es ihm selbst oft am Allernothwendigsten fehlte, und er einmal, im bereits vorgerückten Alter, einen Winter ohne Feuerung zubrachte, nur um seine Kinder, die, während er oft mehr als ärmlich einherging, stets gut gekleidet waren, keinen Mangel leiden zu lassen. Diese Aufopferung für die leidende Menschheit ging bei ihm so weit, daß seine Vermögensumstände dadurch in

Digitized by Google

Unordnung geriethen und er deßwegen manchen Verdruß von seinen Verwandten hatte; dennoch ließ er die Kaiserin Katharina II., die ihn unterstützen wollte, bitten, ihm lieber, statt Geschenke, einen Taubstummen aus ihrem Reiche zu senden. So brachte ihn auch sein Mitleiden mit einem taubstummen Jünglinge, den er 1773 auf der Straße von Peronne mit Lumpen bedeckt fand, in viele Verdrießlichkeiten. Er glaubte nämlich, in diesem Verlassenen den ausgestoßenen Erben der reichen gräflichen Familie Solar zu entdecken, nahm ihn zu sich und forderte dessen Rechte zurück. Es entstand ein Proceß, und das Chatelet erkannte 1781 den Taubstummen als Grafen an und setzte ihn in dessen Rechte ein; 1792 aber, als Epée und der Herzog von Penthièvre (die einzige Beschützer des armen Joseph Solar) gestorben waren, wurde das Urtheil umgestoßen, wodurch der junge Mann seiner Ansprüche verlustig erklärt, ins tiefste Elend gerieth und gezwungen ward, als gemeiner Cuirassier Dienste zu nehmen. (Er starb nach kurzer Zeit im Hospitale.) Bouilly hat diesen Stoff u. d. T.: „L'abbé de l'Epée", zu einem Schauspiele benutzt, welches mehr dialogisirte Erzählung als Drama ist, aber lauter Unwahrheit enthält. Kotzebue bearbeitete dasselbe u. gl. T. für die deutsche Bühne. Laharpe erzählt den Proceß in seiner „Corresp. littér., III, 1801, S. 170 fg. Der Abbé de l'Epée starb den 23. December 1789. Ungeachtet seiner vielfältigen Bemühungen war er doch nie so glücklich, seinen Lieblingswunsch, Gründung einer Taubstummenanstalt auf öffentliche Kosten, zu erreichen, und erst sein Nachfolger, der Abbé Sicard, der die Unterrichtsmethode noch um Vieles verbessert hat, gelangte dahin. Man hat von l'Epée mehre Schriften über den Unterricht der Taubstummen sowohl als über die von ihm befolgte Methode, von denen eine auch ins Deutsche übersetzt ist. Unter allen gelehrten Gesellschaften Europa's hat sich allein die philanthropische in Paris durch die Aufnahme dieses seltenen Menschen unter ihre Mitglieder geehrt.

Eperies (Preschow, Bressow), Stadt und Hauptort der scharoscher Gespannschaft, an der Toriſſa oder Tarcsa, in Ungarn; mit den Vorstädten 876 Häuser, 7400 Einwohner; mit Tuch- und Leinewandwebereien, unirtem und katholischem Bischof, lutherischem und katholischem Gymnasium, Districtualtafel und Districtcollegium. In der Nähe ein Schwefelbad, Sauerbrunnen und der Kalvarienberg.

Epernay, Stadt an der Marne im Departement Marne, unweit Rheims, 750 Häuser und 5000 Einwohner, der Hauptsitz des Handels mit Champagner. In den wegen ihrer Größe und Einrichtung merkwürdigen Kellern des Handlungshauses Moet waren vor 1814 gewöhnlich zwischen 4—500.000 Bout. Champagner vorhanden.

Ephemeriden sind Schriften, in welchen Tagesvorfälle nach der Ordnung der Tage aufgezeichnet werden; Zeitungen und andere periodische Blätter; Schriften, worin die tägliche Witterung aufgezeichnet ist. Deßgleichen sind Ephemeriden astronomische Tafeln, worauf die täglichen Stellungen der Sterne und die übrigen Erscheinungen am Himmel verzeichnet sind. — Ephemerisch nennt man Das, was nur einen Tag währt. — Ephemeron, in der Pflanzenlehre, die Zeitlose, d. i. eine im spätern Herbst blühende Giftpflanze. — In der Thierlehre sind Ephemeren Eintagsfliegen. Es gibt nämlich kleine Fliegen oder Mücken, die ein so kurzes Daseyn haben, daß mehre Geschlechter an Einem Tage geboren werden und sterben.

Digitized by Google

Ephesus, diese, nach Justin von den Amazonen, nach Strabo von Androchus, dem Sohne des Kodrus, erbaute Hauptstadt von Jonien in Kleinasien, innerhalb des Taurus, lag am schiffbaren Kayster, unweit des Meeres, war der Mittelpunkt alles Handels von Vorderasien, wozu der geräumige Hafen Vieles beitrug. Obgleich Zerstörungen des Kriegs und selbst Erdbeben sie mehre Male vernichteten, so wurde sie doch immer wiederhergestellt. Sie war berühmt wegen des zwischen der Stadt und dem Hafen gelegenen und zu den Wunderwerken der Welt gerechneten Dianentempels oder Artemision, welcher mehrmals zerstört worden. Der große Bau des ersten Tempels (im ionischen Style), der die Könige Asiens in Wetteifer setzte, fällt in die Zeit der Herrschaft des Krösus in Lydien, der selbst die Kosten für mehre Marmorsäulen bestritt. Das Gebäude ward auf Sumpfboden auf unterirdischen Gewölben erhoben. Zehn Stufen führten zum Tempelgeschoß hinauf. Ktesiphon von Kreta und sein Sohn Metagenes waren die ersten Baumeister dieses Tempels, Demetrius und Pronius von Ephesus sollen, 220 J. später, denselben erst völlig geendet haben. Dieses Wunderwerk zerstörte der berüchtigte Herostrat, 356 v. Chr., am Tage der Geburt des macedonischen Alexander. Aber die Göttin gewann dabei, denn der neue Tempel, der sich über den Trümmern des alten erhob, überbot diesen an Pracht und Ausdehnung. Die Epheser boten nämlich Alles auf, den neuen Tempel zum herrlichsten von ganz Jonien zu machen. Die Frauen dieser Stadt gaben all' ihr Geschmeide; aus allen Städten Asiens flossen die Schätze zu diesem Zwecke nach Ephesus. Zum Baumeister wurde derselbe Mann erwählt, der Alexandrien erbaut hatte. Plinius gibt diesem Tempel 425 Fuß Länge, auf 220 Breite; die Säulen, deren 127 Geschenke der Könige waren, hatten 60 Fuß Höhe; 36 derselben waren mit gehöhlten Streifen, die übrigen glatt. Von jenen 36 war eine von dem berühmten Skopas selbst behauen und diente zum Muster. Die Pforten waren von Cypressenholz; die Decke war von Cedernholz und die Treppe, welche zum Dach führte, aus einem einzigen Weinstock. Der Altar war des größten Meisters der bildenden Kunst (Praxiteles) größtes Werk. Höchst merkwürdig waren die zahllosen Bildsäulen und Gemälde von den berühmtesten Meistern Griechenlands, welche das Innere des Tempels ausschmückten. Das Bild Alexander's, den Praxiteles mit dem Blitz bewaffnet dort aufstellte, ward allein auf 20 Talente Goldes geschätzt. Die Opfer und Gaben, die der Göttin in diesem Tempel niedergelegt wurden, sollen alle Schätzung überstiegen haben und der Bau selbst in Rücksicht der Symmetrie seiner Theile, seiner Vollkommenheit und Pracht ein Werk gewesen seyn, von dem man sagen durfte, „die Sonne sieht auf ihrer ganzen Bahn nichts Schöneres, nichts Vollkommeneres". Der Tempel war Jahrh. hindurch der unverletzte Schutzort für Leben und Gut, und kein Eroberer wagte die Hand daran zu legen. Xerxes's Benehmen galt Allen zum Beispiel der Achtung für die ephesische Diana. Nero endlich überwand die Scheu; er nahm einen großen Theil der Schätze an Statuen, an Gold und Silber aus dem Tempel. 262 n. Chr., unter der Regierung des Gallienus, kamen die Gothen und plünderten das Heiligthum. Es versank völlig, sowie das Christenthum Ausbreitung gewann. Vor diesem beugte sich und verschwand die große Diana von Ephesus, „die Kommende", wie sie der Hellene hieß,

Digitized by Google

denn sie war gekommen — aus weiter hyperboreischer Fremde, wenn man die Sage von den Amazonen berücksichtiget — während die Mumiengestalt und die schwarze Farbe der Göttin nach Aegypten weisen. Der Tempel sank durch ein Erdbeben in Trümmer und Staub, und christliche Schriftsteller sahen hierin das Vorzeichen von dem Verfalle des Heidenthums. Hirt hat über diesen Tempel geschrieben. Noch sieht man prächtige Reste von ihm, ein Aufenthalt der Hirten mit ihren Heerden. In Ephesus sind der Philosoph Heraklit, der Bildner Agasias und die Maler Apelles und Parrhasius geboren. Paulus schrieb hier seinen Brief an die Korinther und von Rom aus an die Epheser. Ebenso lebte auch der Apostel Johannes hier lange Zeit und starb auch hier; auch für den Sterbeort der jungfräulichen Gottesgebärerin Maria wird Ephesus von Einigen angegeben. 431 und 449 fanden hier Kirchenversammlungen Statt. Ephesus sank erst, als es von den Persern im 4. Jahrh. geplündert und unter den Byzantinern vernachlässigt wurde. Aus seinen Trümmern erhob sich unter den spätern Byzantinern eine neue Stadt, Aisaluk, welche unter den Saracenen mächtig wurde. Die Ebene von Ephesus ward der Tummelplatz zwischen Beiden und für die Fehden, welche die Türken unter sich selber kämpften. Theodor Laskaris bemächtigte sich des neuen Ephesus 1206, die Mohammedaner aber setzten sich zur Zeit der Regierung des Andronikus, des Paläologen, abermals darin fest. Tamerlan berief nach der Schlacht von Angora alle einzelnen Haufenführer, die in Kleinasien hauseten, nach Ephesus. Einen Monat lang plünderte und kehrte man die neuere Stadt von unterst zu oberst. Später nahm Mohammed I. unbestrittenen Besitz von den aus zwei Jahrtausenden aufgehäuften Trümmern. Die Ebene versumpfte indeß immer mehr und mehr, Krankheiten folgten, und so sank das neue Ephesus, d. i. Aisaluk, zum ärmlichsten Dorfe herab. In unsern Tagen wurden die wenigen griech. Familien, die da noch wohnten, ausgerottet. Die Samier rächten die Ihrigen an den türk. Bewohnern von Aisaluk; und so kam es, daß jetzt über den Trümmern und in der nächsten Umgegend des einst so herrlichen Ephesus, der üppigsten, reichsten, größten der ionischen Städte, kein menschliches Wesen eine bleibende Lagerstätte aufgeschlagen hat. Zwischen den Ruinen ruht hie und da ein Nomade in seinem Zelt. Jeder, der da kommt, ist Herr auf diesem herrenlosen Boden.

Epheu (hedera helix), ein rankender Strauch in ganz Europa und Asien, der oft 30—50 Fuß hoch an Bäumen und Mauern klettert, zuweilen 4—5 Zoll dick und wohl 200 Jahr alt wird. Die Blätter sind nach dem verschiedenen Alter von mancherlei Gestalt. Blüthen sieht man nur an sehr alten baumartig gewordenem Epheu (h. arborea); die runden, erbsengroßen Beeren reifen im April oder März. Als Schmarotzerpflanze ist der Epheu schädlich, doch in Gartenanlagen beliebt, um nackte Stellen, besonders Wände, Felsen, in deren Ritzen er sich mit seinen Wurzeln einfügt, damit zu bekleiden. Die Alten widmeten ihn dem Bacchus; die in dessen Mysterien Eingeweihten trugen Epheukränze, so auch die Kissophoren, Priester und Volk an Festen des Gottes, auch Bacchus selbst auf Münzen von Tarsus und Maronea. Epheuranken dienten häufig zu Einfassungen von Vasen und Trinkgeschirren, auch waren sie architektonische Zierde.

Digitized by Google

Ephoren, obrigkeitliche Personen zu Lacedämon, deren Einsetzung nach der gewöhnlichen Meinung vom Könige Theopompus 745 v. Chr. geschah, welcher das königliche Ansehen durch sie zwar beschränkte, aber auch zugleich sicherer und dauerhafter machen wollte, ob er gleich den letzten Endzweck nicht erreichte, da die Ephoren ihre Macht bald so ausdehnen wußten, daß die Könige fast ganz von ihnen abhingen. Die Ephoren hatten den Namen von ihrem Amte; denn sie waren im eigentlichen Sinne Aufseher, weil ihre Sorgfalt sich auf alle Theile der Staatsverwaltung erstreckte. Ihre Anzahl belief sich auf fünf, und damit sie ihre Gewalt nicht mißbrauchen möchten, wurden sie alle Jahre neu erwählt. Ihr Amt traten sie mit dem Anfange des Jahres an, welcher auf den nächsten Neumond nach dem Herbstäquinoctium fiel, und der Erste von ihnen ertheilte dem Jahre seinen Namen. Daher pflegte man, um das Jahr einer Begebenheit zu bestimmen, nur anzugeben, unter welchen Ephoren sie vorgefallen war. Das Volk wählte sie aus den Bürgern jedes Standes und betrachtete sie dann als seine Vertheidiger gegen die Anmaßungen der königlichen Gewalt. Deßwegen war es auch immer bedacht, ihre Vorrechte zu vermehren, welche bald, besonders durch die Bemühungen eines gewissen Asteropus, der Oberhaupt in diesem Collegium war, so hoch stiegen, daß sie endlich die höchsten Staats-Geschäfte alle in sich vereinigten, z. B. die Handhabung der Gerechtigkeit, die Aufrechthaltung der Sitten und Gesetze, die Aufsicht über die andern Obrigkeiten und die Vollstreckung der Beschlüsse der Volksversammlungen. Ihr Gerichtshof befand sich auf dem Markte. Hierher begaben sie sich täglich, um in gewissen Klagen das Urtheil zu sprechen und die Streitigkeiten der Bürger zu entscheiden. Ein vorzügliches Geschäft der Ephoren war auch die Aufsicht über die Erziehung der Jugend. Ferner hatten die Ephoren das Recht, die Obrigkeiten zur Rechenschaft von ihrer Verwaltung anzuhalten; Magistratspersonen, welche gegen die Gesetze handelten, auf eine Zeitlang zu suspendiren oder ins Gefängniß zu werfen, bei dem obern Gerichtshof zu belangen und sogar auf Leib und Leben anzuklagen. Selbst über die Könige erstreckte sich ihre Macht. Die executive Macht war ganz in ihren Händen. Sie beriefen die allgemeine Volksversammlung und sammelten darin die Stimmen. An die Ephoren wandten sich ferner die Abgesandten der feindlichen und verbündeten Nationen; sie besorgten die Werbung der Truppen, ertheilten den Befehl zu ihrem Abmarsch, sandten dem Feldherrn Vorschriften zu, die er genau befolgen mußte, gaben ihm Zwei aus ihrer Mitte zu Ausspähern seines Betragens mit, unterbrachen ihn bisweilen mitten in seinen Siegen und riefen ihn zurück, sowie es das Beste des Staats oder ihr eigner Nutzen verlangte. — Bei uns heißt Ephorus ein Aufseher, auch Vorgesetzter irgend einer öffentlichen Anstalt, z. B. einer Universität; besonders wird es von den geistlichen Vorgesetzten gebraucht; daher Ephorie: der Bezirk von mehren unter der Aufsicht eines Superintendenten stehenden Pfarreien u. s. f., und Ephorat dieses Amt selbst, Oberaufsicht.

Ephraem, Diakon zu Edessa, von seinen Bewunderern Lehrer der Welt und Prophet der Syrer genannt, war geboren zu Nisibis in Syrien von Eltern, die vom Ertrage des Feldbaues lebten. Frühe von diesen in den Lehren des Christenthums unterrichtet, faßte er dessen Geist mit

Digitized by Google

voller Seele auf und ließ sich von ihm in seiner Denk- und Handlungsweise leiten. Ungefähr 18 Jahre alt, empfing er die Taufe. Seit dieser Zeit beschloß er, sich der stillen Beschaulichkeit des Einsiedlerlebens zu widmen. Anfangs verweilte er bei einem alten Anachoreten, der sein Führer und Vorbild auf dem neubetretenen Pfade seines Lebens wurde. Ohne wissenschaftliche Bildung, da er bei seinen Eltern sich nur mit dem Landbau beschäftigte, ersetzte sein richtiger und lebhafter Verstand, die Liebe zum Wahren und Schönen diese Lücke, und die Lektüre der Bibel bildete ihn zu einem der achtbarsten, selbst von den gelehrtesten Kirchenvätern als solchen verehrten Lehrer. Eine geraume Zeit lebte er in einer Ordensgemeinschaft mit einem edlen Einsiedler Julian in der vertrautesten Verbindung, die aber bald durch dessen Tod getrennt wurde. 350 befand sich Ephraem in Nisibis, als diese Stadt von Saphor, dem Beherrscher von Persien, belagert wurde; er ermunterte in dieser trüben Zeit durch seinen Rath und Beistand den dasigen Bischof Jakob, bis dessen Tod er die Stadt verließ und nach Edessa ging, wo er die meiste Zeit seines Lebens zubrachte. Hier ward er Diakon; höherer Aemter hielt er sich für unwürdig; man vermochte ihn auch nicht zur Annahme derselben zu bringen. Als Diakon beschäftigte er sich mit Bekehrung der Heiden. Innigkeit des zarten Gefühls, welches sich oft in Thränen ergoß, verbunden mit der Gluth apostolischen Eifers und christlicher Liebe, verliehen seinen Reden eine nachhaltige Fruchtbarkeit und eindringende Kraft. Auch als Dichter religiöser Hymnen glänzt Ephraem's Name. Diese poetischen Ergießungen zeichnen sich durch eigene dichterische Schönheiten aus und wurden von den Syrern statt der sonst gebräuchlichen alten Harmonius'schen Lieder in den Kirchen abgesungen. In seinen spätern Jahren besuchte er noch seinen alten Freund, den heil. Basilius, in Cäsarea, mit dem er in innigster Verbindung stand. Ephraem lebte indeß, immer mehr sich von Edessa zurückziehend, unfern der Stadt in einer einsamen Zelle, Alle belehrend und erbauend, die sich ihm nahten. Als aber kurz vor seinem Tode die Stadt von einer großen Theuerung heimgesucht wurde, eilte der edle Greis gleich hin, um die Noth der Bedrängten zu lindern; und da er selbst kein Vermögen besaß, vermochte er durch die Kraft seiner eindringenden Beredtsamkeit viele Reiche dahin zu bewegen, daß sie das Schicksal der Schmachtenden linderten. Nach verschwundener Theuerung zog sich der ehrwürdige Diakon unter den Dankesbezeugungen von ganz Edessa in seine vorige Einsamkeit wieder zurück, wo einige Wochen nachher der Tod sein segenvolles Wirken (379 n. Chr.) endete. Ganz Edessa beweinte sein Hinscheiden, und den orientalischen, sowie der römische Kirche ist sein Andenken heilig. Ephraem hat über die ganze Bibel Auslegungen geschrieben, welche, die Erklärung der geschichtlichen Bücher des alten Testaments und der Propheten ausgenommen, im Zeitstrome verloren gegangen sind. Er hat viele Schriften verschiedener Häretiker widerlegt, einige Biographien frommer Einsiedler, 76 Ermahnungen, viele Predigten und sehr viele Gedichte verfaßt, welche letztere aber mehrentheils nicht bis auf uns gekommen sind. Sowohl alte als neuere Sprachforscher versichern, daß seine Schriften in der griechischen Dolmetschung sehr verlieren, und die lateinische, nach ihr vorgenommene, Uebersetzung hat wenig von der eigenthümlichen Kraft der Urschrift. Solchen Werth legte das Alterthum auf seine Schriften, daß sie schon 14 Jahre nach seinem Tode in den Kirchen

Digitized by Google

Syriens öffentlich nach den göttlichen Büchern verlesen wurden, ja selbst in den griechischen und lateinischen Uebersetzungen in andern Ländern. Des Lobes dieses Mannes, der sich selbst für gering hielt, sind alle Schriften seiner und der nachfolgenden Zeiten voll. Pater Benedikt besorgte die Ausgabe der syrischen und Assemanni die der übrigen Werke. Gedruckt erschienen sie zu Rom 1732—46, 4 Bde., Fol.

Ephraimiten, Spottname der vom Juden Ephraim in preuß. Münzplätzen während des 7jährigen Krieges von 1756 an mit sächsischen Stempeln von 1753 geschlagenen ganzen, halben und Viertelgulden, wo die Mark fein, 14 Thaler werth, bis zu 45 Thaler ausprägt wurde. Sie verloren bald bedeutend am Curs und wurden nach dem hubertsburger Frieden ganz verschlagen.

Epicharmus aus Kos, ein Philosoph der pythagoräischen Schule, lebte in der zweiten Hälfte des 5. Jahrh. v. Chr. zu Syrakus und dichtete dort seine berühmten, für uns verloren gegangenen Lustspiele. Ihre Zahl wird auf 52 angegeben, und von 40 sind uns die Titel aufbehalten. Der Tyrann Hiero vertrieb ihn aus Syrakus, seiner philosophischen Grundsätze und einiger Anspielungen in seinen Komödien wegen. Er endigte sein Leben im hohen Alter in seinem Geburtslande. Die sicilische Komödie des Epicharmus, früher als die attische ausgebildet, erwuchs aus den Mimen, welche auf dieser Insel als eine Art von Volkspoesie einheimisch waren. Er ordnete die einzelnen unzusammenhängenden Bilder und Scenen, welche die mimische Poesie darstellte, zu fortlaufenden Handlungen, wie in der Tragödie. Seine Komödien galten lange als Muster ihrer Gattung und zeichneten sich durch philosophische Menschenkunde ebenso sehr aus wie durch scharfen Witz und lebendigen Dialog. Man bezeichnet auch die sicilische Komödie im Gegensatz der attisch-ionischen als die dorische.

Epichirema (Epicheirema) heißt in der Logik und Rhetorik ein Schluß, dessen Prämissen man sogleich ihren Grund zusetzt, sodaß dadurch ein abgekürzter zusammengesetzter Schluß (Polysyllogismus) entsteht.

Epicykel (Epicyclus, Astron.), ein Kreis, dessen Mittelpunkt in der Peripherie eines andern Kreises herumgeht. Nach dem Ptolemaischen System, wornach die Erde die Mitte der Sonnenbahn und der Planetenbahnen einnimmt, sollten sich die Sonne und die Planeten in solchen Epicykeln um ihre Bahn (circulus deferens) bewegen, und daraus erklärte man die Ungleichheiten des Laufs derselben, besonders auch das Stillstehen und Rücklaufen der Planeten. Um die Ungleichheiten des Mondlaufs zu erklären, nahm man zu einem zweiten Epicykel auf dem ersten seine Zuflucht.

Epicykloide, in der Geometrie diejenige krumme Linie, welche ein in der Ebene eines Kreises befindlicher Punkt beschreibt, indem dieser Kreis auf dem Umfange eines andern in derselben Ebene mit ihm liegenden Kreises sich um seinen Mittelpunkt dergestalt bewegt, daß die Bogen, die auf beiden Kreisen zwischen zusammengehörigen Berührungspunkten liegen, gleich groß sind. Die Bewegung des einen Kreises kann auch auf der innern Seite des unbewegten geschehen, wo die Curve dann auch Hypocykloide genannt wird.

Epidaurus, eine der angesehensten Städte in Argolis, auf einer kleinen Landspitze am saronischen Meerbusen der Insel Aegina gegen-

Digitized by Google

über. Jetzt heißt sie Pidavre. Die Insel Aegina gehörte sonst den Einwohnern von Epidaurus. Sie hatte starke Mauern, die sie bisweilen gegen feindliche Angriffe schützten, rund umher gab es viele Weingärten, und die Berge waren mit Eichenwäldern geschmückt. Auf dem Gebirge Arachnäon, in einem ringsum von den Bergen Thition und Kynortion umgebenen Haine, 40 Stadien oder 1½ französische Meilen von der Stadt, befand sich der berühmte Tempel des Aeskulap, in welchem die Kranken aus allen Gegenden herbeiströmten, um sich Genesung zu holen. Ein Collegium von 180 Bürgern besorgte die Staatsverwaltung der Stadt und ihres Gebiets. Aeskulap selbst wurde nach den Erzählungen der Einwohner hier von einem Schäfer auf einem Berge gefunden. Aus Dankbarkeit gegen seine wohlthätigen Kuren baute man ihm den Tempel und verehrte ihn göttlich, sodaß von Epidaurus aus der Dienst des Aeskulap sich weiter über Griechenland verbreitete. Die Epidaurier feierten ihm auch jährlich zu Ehren verschiedene Feste, die mit vieler Pracht begangen wurden. Vorzüglich ist aber der Tempel merkwürdig. Er war einer der schönsten Griechenlands und mit großer Pracht nach dem Muster des kyrenäischen in der Stadt Lebena auf Kreta erbauet worden. Am Eingange des Tempels über der Thüre las man die schönen Worte: „Der Eintritt steht nur schönen Seelen offen". Die Bildsäule des Gottes, ein Werk des Trasymedes von Paros, war von Elfenbein und Gold. Aeskulap saß auf seinem Throne, mit einem Hunde zu seinen Füßen; in der einen Hand hielt er einen Stab und die andere streckte er über eine Schlange aus, welche sich nach derselben emporzurichten schien. In den Thron selbst waren die Thaten einiger argolischen Helden geschnitzt, z. B. der Sieg Bellerophon's über die Chimära, und Perseus, wie er der Meduſa das Haupt abschlägt. Im heiligen Haine um den Tempel befand sich ein prächtiges Schauspielhaus, worin die Zuschauer an gewissen Festen zu sitzen pflegten. Polyklet war davon Erbauer. Nahe dabei hatte derselbe auch eine marmorne Rotunda von reizender Schönheit aufgeführt, deren Inneres nachher von dem Maler Pausias verziert wurde. Unter andern Gemälden dieses Künstlers befand sich ein Amor daselbst, der, ohne Bogen und Pfeile, bloß eine Leier in Händen hielt. Ein anderes stellte die Trunkenheit in Person eines Weibes dar, deren Gesichtszüge hinter einer gläsernen, soeben geleerten Flasche durchschienen. In der Gegend umher befanden sich eine Menge Säulen, welche die Namen der geheilten Personen, ihre Krankheiten und die Heilmittel, wodurch sie gesund geworden waren, anzeigten. Vergl. Aeskulapius.

Epidemie oder epidemische Krankheit (griech., unter dem Volke) bedeutet einen Krankheitszustand, welcher in einem Orte oder in einem Striche Landes nur eine Zeitlang herrschend ist. Eine Epidemie entsteht allezeit von vorübergehenden äußern Einflüssen, welche auf das ganze Volk wirken und in dem Körper der Menschen allmälig solche Veränderungen hervorbringen, wodurch endlich die bestimmte Krankheit entsteht. (Vergl. Einflüsse auf den menschlichen Körper.) So scheinen manche Epidemien von einem eignen, durch bestimmte Winde herbeigeführten Stoffe in der Luft zu entstehen, wie z. B. die in der Richtung von Ost nach West wandernde Influenza u. a. m. Auch Mangel an Nahrungsmitteln, schlechte Beschaffenheit derselben, schädliche Beimischungen u. s. w. können Epidemien erzeugen. Schlechte Getrede-

Digitized by Google

und Obſtjahre nöthigen die Menſchen, zu andern Nahrungsmitteln, zu Surrogaten, z. B. zu Baumrinden ſtatt des Kornes, wie in Schweden, Norwegen u. ſ. w., ihre Zuflucht zu nehmen, wodurch Krankheiten erzeugt werden; dem Mutterkorn unter dem Roggen ſchreibt man die Entſtehung der Kriebelkrankheit zu; ſchlechte Gerſte, viele Beimiſchung des Döberichs oder Tollkorns (Lolium temulentum) macht das daraus bereitete Bier für die Geſundheit ſchädlich und erregt bei Allen, die es genießen, krankhafte Zufälle. In Anſehung des Gemüthszuſtandes können traurige Begebenheiten, z. B. Krieg, Belagerungen, Erdbeben u. ſ. w., durch die das Nervenſyſtem angreifenden Wirkungen die Entſtehung der epidemiſchen Krankheiten ſehr begünſtigen, oder dieſelben wenigſtens bösartiger machen. Die Epidemie fängt zuweilen mit einzelnen Kranken an, zuweilen befällt ſie plötzlich viele Menſchen auf einmal, was gewöhnlich dann geſchieht, wenn eine Art von Witterung oder Wind plötzlich in die entgegengeſetzte übergeht. Wenn z. B. nach lange herrſchendem Weſt- oder Südweſtwinde mit warmer Witterung plötzlich Nordoſtwind eintritt, ſo hört man ſogleich die Menſchen über Huſten, Schnupfen, Rheumatismen u. dgl. klagen. Im Anfange iſt eine Epidemie gemeiniglich gelinde, allein jemehr ſie ſich ausbreitet, deſto gefährlicher wird ſie; gegen das Ende wird ſie gewöhnlich wieder gutartiger. Ihre Beendigung ereignet ſich oft ſo allmälig, als ſie anfing, doch zuweilen auch plötzlich. Manche Menſchen werden gar nicht von der herrſchenden Epidemie befallen. Wahrſcheinlich liegt die Urſache davon in ihrer Körperbeſchaffenheit, die den herrſchenden Einflüſſen entgegengeſetzt iſt und ſie fähig macht, denſelben länger als Andre zu widerſtehen. So findet man auch oft, daß Menſchen mit chroniſchen Krankheiten, Hypochondriſten u. A. m., von der epidemiſchen Krankheit befreit bleiben. Nicht ſelten verwechſelt man die Begriffe der Epidemie und anſteckender oder contagiöſer Krankheit. Erſtere iſt urſprünglich nicht anſteckend, ihre Entſtehung und Verbreitung hängt von allgemeinen Einflüſſen ab, und in der Regel erzeugt ſie keinen anſteckenden, durch Berührung mit einem andern Körper die nämliche Krankheit in demſelben erregenden Stoff. Nur unter beſondern Umſtänden, vorzüglich wenn die Krankheit ſehr bösartig wird, und viele Kranke dieſer Art in einem engen Raume beiſammenliegen, kann ein anſteckender Stoff in ihnen erzeugt werden, welcher einen Dunſtkreis um den Kranken bildet, und in ſolchen Perſonen, welche dieſem nahe kommen, dieſelbe Krankheit zu erregen im Stande iſt. Doch können auch hier Täuſchungen vorfallen, und bei Ununterrichteten tritt meiſtens die Furcht vor der Anſteckung zu früh und ohne Grund ein. So wird z. B. oft einer Anſteckung zugeſchrieben, was bloß Folge einer widrigen Erſchütterung des Nervenſyſtems beim Anblick eines Kranken, vielleicht unter ekelhaften Umgebungen, iſt, wodurch die Krankheit, zu welcher der Körper ſchon geneigt iſt, deſto ſchneller zum Vorſchein kommt.

Epidermis, die Oberhaut, ſ. Haut.

Epigeneſie, auch die Epigeneſe, ein griechiſches Wort, für welches im Deutſchen kein genügenderer Ausdruck, als Geſtaltung, Formation, gefunden zu ſeyn ſcheint, bezeichnet eine Entſtehungsweiſe organiſcher Körper, wobei ſich die im Manne und Weibe liegenden, keine künftige Geſtaltung verrathenden Bedingungen zur Befruchtung, nach ihrem Zuſammentreffen und ihrer innigen Vermiſchung im Weibe, zu

Digitized by Google

einem der Gattung ähnlichen Körper und Wesen, in einer gewissen Zeit allmälig ausbilden. Sie ist der Zeugungsannahme ohne Begattung (generatio aequivoca), sowie der Annahme gewisser vorgebildeter (präformirter), im Weibe oder Manne liegender, zu ihrer fernern Ausbildung aber einer Erschütterung bedürfender Keime (evolutio) entgegengesetzt; welche beide Theorien noch ihre Anhänger haben, wiewohl sie Blumenbach durch seine Schrift über den Bildungstrieb und das Zeugungsgeschäft, worin er die Epigeneste erwies, widerlegt hat. Ersterer, sagt er, ist allen organischen Wesen gemein, aber seine jedesmalige Eigenthümlichkeit hängt von der Beschaffenheit des Stoffes ab, den er auszubilden hat, woraus denn erklärbar wird, daß jede Gattung sich selbst, und nur sich, fortpflanzt, daß das Weizenkorn nur Weizen, der Zeugungsstoff des Schafes nur Schafe, der Zeugungsstoff des Menschen nur Menschen hervorbringen kann. (S. Bildungstrieb.) Aber dieser Trieb kann in der Vollendung der geforderten Gestalt gestört werden. Die Ursachen dazu sind sehr mannigfach. Rühren sie von den Individuen her, die den Zeugungsstoff hergaben, so entstehen daraus erbliche Fehler, Krankheiten; Störungen der Ausbildung vor der Geburt bringen angeborne Uebel, Mißgeburten hervor; treten nach der Geburt, in den verschiedenen Entwickelungsperioden, Störungen ein, so werden daraus erworbene Uebel, Krankheiten.

Epiglottis, der Kehldeckel, oder knorpelige Deckel über der Luftröhre.

Epigonen, s. Theben.

Epigramm, bei den Griechen eine Aufschrift auf Tempeln, Grabmälern und Bildsäulen. Da diese in wenigen bedeutungsvollen Worten die Neugier rege machten, so trug man den Namen auf jene kleinen Gedichte über, die einen hervorstechenden, oft witzigen Gedanken auf die möglichst kürzeste Art versinnlichen und die wir im Deutschen Sinngedichte nennen. Sie erregen ebenso, wie jene Aufschriften, die Aufmerksamkeit auf irgend einen einzelnen Gegenstand, und halten sie mehr oder weniger hin, um sie mit Einem Male zu befriedigen. Da der äußere Umfang dieser Gattung von Gedichten sehr klein ist, so bedarf sie auch keines künstlichen Plans, noch eines großen Aufwandes von Gedanken und Wendungen; aber auf die Beschaffenheit und Rundung beider kömmt desto mehr an. Oft ist nur ein zufällig und lebhaft geweckter Hauptgedanke in einem Sinngedicht; und dieser verträgt dann vielfache Wendungen, unter welchen der Dichter die vortheilhaftesten zu wählen hat. Bald besteht alles Verdienst des Epigramms in seiner Einfachheit und Naivetät, bald in der satyrischen Lebhaftigkeit, bald in einer anscheinenden Mißhelligkeit, bald in der Neuheit, Feinheit und Reichhaltigkeit des Gedankens selbst oder seiner Einkleidung. Die Form richtet sich überhaupt nach dem Charakter des Hauptinhalts und der Beschaffenheit des Hauptgedankens. Vornehmlich aber fordert man auch von dieser Dichtart: Einheit des Inhalts, ohne unnütze und müßige Erweiterung; Kürze des Ausdrucks, besonders in der Darstellung oder dem Aufschlusse des Gedankens; lebhafte Andeutung und Vergegenwärtigung dieses Gedankens und verhältnißmäßige Zusammenstimmung desjenigen Theils, der die Erwartung erregt, mit dem, der sie befriedigt, sowohl in Ansehung der Gedanken als des gewählten Ausdrucks. Das Daseyn dieser beiden Bestandtheile ist jedoch bei solchen Sinngedichten

Digitized by Google

minder nothwendig, welche bloß Darlegung eines Gegenstandes oder der dadurch erregten Empfindung sind. Es gibt übrigens, der Form nach, mancherlei Gattungen des Sinngedichts. Zuweilen ist diese Form ganz einfach und bloß darstellend (so war dieses Gedicht in seinem ersten Ursprunge), zuweilen ist sie pragmatisch, indem sie jener Darstellung ihre Anwendung, wie einem Beispiele, schlechthin beigesellt; zuweilen schildernd, sowohl für Handlung als Empfindung; bald durchaus leidenschaftlich; bald künstlich gewandt und vermittelst der Wendung zwei Gegenstände gleichsam in Eins verknüpfend; oft eben durch diese Wendung eine Zeitlang täuschend und erst ganz am Ende befriedigend; oft auch bloß ein rascher und kurzer Gedanke, der eben durch seine schnelle Wirkung eindringlicher wird. Was man gewöhnlich die Spitze oder den Aufschluß eines Sinngedichts (acumen, pointe) nennt, ist im Allgemeinen nichts Anders als der Punkt, auf den die ganze Darstellung hinwirkt, um den Gegenstand oder den Hauptgedanken in einem neuen starken und auffallenden Lichte zu zeigen. Ist indeß ein Sinngedicht bloße Darlegung oder Erzählung, so muß die Wirkung schon in dem Gegenstande selbst liegen und nicht erst durch den Witz des Dichters hineingebracht werden. Sinnreich muß dieser Schluß allemal seyn, wenn gleich nicht immer witzig und scharf zugespitzt; auch muß er innere Erheblichkeit und Interesse haben und so vortheilhaft als möglich ausgedrückt seyn. Die äußere Form des Epigramms ist gleichfalls sehr mannigfaltig; ihre Wahl hängt von der Willkür des Dichters und der Beschaffenheit des Inhalts ab. Dieser wird gewöhnlich nur geradehin von dem Dichter selbst entweder betrachtend oder schildernd oder leidenschaftlich vorgetragen; oft aber auch in eine kleine Erzählung oder in einen kurzen Dialog eingekleidet. Sinngedichte von den letzten beiden Arten pflegen selbst durch ihre Form an Lebhaftigkeit und Eindrang zu gewinnen; und den erzählenden wird am Schlusse gemeiniglich eine kurze treffende Betrachtung oder Folgung beigefügt. Die Versart ist an sich willkürlich; sie kann aber mit zur vortheilhaften Wirkung beitragen, wenn sie dem Charakter der Schreibart angemessen, auch mit dem Gedanken und dessen Wendung so viel wie möglich zusammenstimmend ist. Bei den Griechen und Römern war das elegische und iambische Sylbenmaß für das Sinngedicht das gewöhnlichste; das erstere wird oft auch von neuern deutschen Dichtern gewählt und das letztere, mit abwechselnder und ungleicher Verslänge, pflegt man sich in mehren neuern Sprachen zu bedienen, in welchen dann auch der Reim zur Beförderung der Sinnlichkeit des Gedankens und zur Ründung der ganzen Form sehr behülflich und fast unentbehrlich ist. Die älteste Sammlung von Sinngedichten ist die griechische Anthologie oder Blumenlese, worin die schönsten Stücke mehrer Dichter aufbehalten wurden, und die von Meleager, Philippus, Agathias, Konstantinus Kephalas und Maximus Planudes zusammengetragen ist. Der fruchtbarste Epigrammen-Dichter des Alterthums war Martial; an Feinheit der Wendung steht ihm in verschiedenen kleinen Gedichten Catull nicht nach; die Nachahmungen des Martial von Ausonius sind von ungleichem Werth. Neuere Classiker: italienische, Alamanni, Loredano, Casoni, Guarini, Zappi; französische, ein reicher Vorrath, zusammengetragen in zwei Sammlungen: „Recueil des épigrammes franç. p. Martinière" (2 Thle., Amst. 1820) und „Nouvelle anthologie franç." (2 Thle., Paris 1769); die vorzüglichsten

Digitized by Google

sind: Morat, Saint-Gelais, Gombaud, Maynard, J. B. Rousseau, Senece, Panard, Piron; englische: Waller, Butler, Dryden, Prior, Swift, Pope ꝛc.; deutsche: Opitz, Gryphius, Logau, Lessing, Göthe, Voß, Hagedorn, Kästner, Göckingk, Bürger, Blumauer, Herder, Schiller, Pfeffel, Gebrüder Schlegel, Haug, v. Eimen, Weißer, Kyaw u. a. Eine reiche Ernte ist in den epigrammatischen Anthologien von Haug, Weißer und Schütz enthalten. Herder's „Zerstreute Blätter" und Jakobs's „Tempe" geben einen schönen Kranz griechischer Blumen dieser Art. Die ersten deutschen Epigramme erschienen im 13. Jahrhundert unter dem Namen Priameln.

Epigraphe, die Ueberschrift oder Aufschrift, z. B. an einem Gebäude, von einem Buche (Motto). — Epigraphik, die Kenntniß der Inschriften oder Inschriftskunde, eine, besonders von Holländern (Martin Smet, Jahn Gruter) und Italienern (Scip. Maffei) begründete historische Hülfswissenschaft. Neuere Sammlungen sind: „Inscriptt. latinarum select. collectio", von Orelli (Zürich 1828, 2 Bde.); „Corpus inscript. graec.", von Boeckh (Berlin 1828, 3. H.), und „Sylloge epigrammatum Graecorum ex marmoribus et libris etc.", von F. G. Welcker (2. Aufl., Bonn 1828). — Epigraphische Seite heißt die Seite einer Münze, auf welcher sich das Bild und die Schrift befinden; monepigraphisch, wenn sie nur Schrift, anepigraphisch, wenn sie nur Bilde hat.

Epiktet (Epiktetos), ein berühmter stoischer Philosoph unter Domitian's und der folgenden Kaiser Regierung, um das J. 90 n. Chr. geboren, von geringem Stande, Sklave des Epaphroditus, eines Freigelassenen und Hofbeamten des Kaisers Nero, und aus Hierapolis in Phrygien gebürtig. Die stoische Philosophie erlernte er von einem gewissen Rufus; ob aber vor oder während seiner Leibeigenschaft, ist nicht bekannt. Sein Stoicismus half ihm zur Freiheit und erwarb ihm die Achtung und Liebe seines Herrn. Denn als er ihm einmal aus Muthwillen den Schenkel stark quetschte, sagte Epiktet ganz gelassen: „Nimm Dich in Acht, Du wirst mir das Bein zerbrechen"; und als Dieses wirklich geschah, fügte er lächelnd hinzu: „Habe ich Dir es nicht gesagt, daß Du mir das Bein zerbrechen würdest?" Diese Standhaftigkeit erwarb ihm die Freiheit. Er blieb jederzeit sehr arm, ob er gleich Gelegenheit genug hatte, sich diesem Zustande zu entziehen. Als Domitian alle Philosophen aus Rom verbannte, traf auch den Epiktet dieses Schicksal. Er begab sich nach Nikopolis in Epirus und breitete daselbst die Lehren der Stoa sowohl durch seinen Unterricht als durch seinen Wandel aus. Unter Hadrian scheint er wieder nach Rom zurückgekehrt zu seyn; wenigstens weißt man, daß dieser Kaiser ihn seines Vertrauens würdigte. Unter seinen Schülern sind besonders Arrian, Rusticus und Favorinus bekannt. Der Hauptgegenstand seiner philosophischen Vorträge war die Moral mit aller Strenge der Stoiker. Arrian sammelte die Aussprüche Epiktets, seines Lehrers; wir besitzen sie u. d. T.: „Enchiridion". Außer diesem Handbuche besitzen wir von ihm noch 3 Bücher philosophischer Gespräche (deutsch mit Anmerkungen von Schulz, Altona 1801, Thle.). Von beiden Werken, besonders von dem „Enchiridion", gibt es viele Ausgaben. Schweighäuser hat (Leipzig 1799 fg., 5 Bde.) sie zusammen herausgegeben. Als einen Beweis der großen Verehrung, die Epiktet allgemein zu Theil ward, erzählt man, daß nach seinem Tode seine Studirlampe für 3000 Drachmen verkauft ward.

Digitized by Google

Epikur, ein griech. Philosoph, Stifter der nach ihm benannten Schule, geb. zu Gargettus bei Athen, 342 vor Chr., von armen Eltern, indem sein Vater, Colonist auf Samos, durch Kinderunterricht und seine Mutter durch das Geschäft einer weisen Frau ihren Unterhalt verdienen mußten, besaß einen fähigen Kopf, bei kränklichem Körper, und war so lernbegierig, daß er schon in seinem 12. Jahre sich nach Athen in den Lehrsaal des Grammatikers Pamphilius begab. Als er einst von diesem den Vers Hesiod's hörte, worin das Chaos als das erste aller geschaffenen Dinge angeführt wird, warf er die Frage auf: Wer denn das Chaos geschaffen habe, da es doch das erste gewesen sey? Der Grammatiker verwies ihn an die Philosophen, welche Epikur von jetzt an mit Eifer besuchte. Er hörte den Xenokrates und Theophrast und Andere, doch oberflächlich. Athen genügte ihm nicht; um seinen Geist zu bilden und Kenntnisse einzusammeln, durchreiste er verschiedene Länder. In seinem 32. Jahre eröffnete er eine Schule in Lampsakus, welche er endlich in dem 37. Jahre nach Athen verlegte. Er lehrte in seinem Garten eine Philosophie, welche durch ihre Herablassung zu den Bedürfnissen des sinnlichen verfeinerten Menschen, durch die Abstreifung des Aberglaubens und seine Geselligkeit eine große Anzahl von Anhängern zu jeder Zeit gefunden hat. Sie ist ihm das Bestreben, durch Vernunft Glückseligkeit des Menschen zu bewirken. Ethik macht daher ihren Haupttheil, Physik und Kanonik (Logik) Nebentheile aus. Diese Glückseligkeitslehre hat in ihrem Materiellen wenig Eigenthümliches, nur die Form ist dem Epikur eigenthümlich. Epikur's Philosophie ist ein mit sittlichen Ideen verwebter, durch die atomistische Physik und derselben angepaßte Theologie unterstützter Eudämonismus, der consequent durchgeführt auf Immoralität führet. Sein Leben ist tadellos, nur daß Stolz und Eitelkeit und Herabwürdigung des Charakters und Verdienstes Anderer in seinen literarischen Verhältnissen ihn beherrschten. Er erreichte ein Alter von 72 Jahren, starb 270 v. Chr. Von seinen zahlreichen Schriften ist uns wenig übrig geblieben. Fragmente einer Schrift über die Natur sind bei den Nachforschungen zu Herculanum aufgefunden und von Orelli (Leipzig 1818) herausgegeben worden. Sonst kannte man seine Philosophie nur aus dem Gedichte des Lucrez und den Nachrichten, die uns Cicero, Plinius u. A. davon aufbehalten haben, und aus 2 Briefen, welche Schneider (Leipz. 1813) verbessert herausg. hat. — Vergnügen ist, nach Epikur's Lehre, das höchste Gut des Menschen, vermöge der allgemeinen Erfahrung von den Trieben und Empfindungen der Thiere. Doppeltes Vergnügen in Bewegung und Ruhe der Seele oder durch angenehme Empfindungen und durch Mangel unangenehmer. Schmerzlosigkeit, die durch Befriedigung der natürlichen nothwendigen Begierden entsteht, ist der Endzweck des Menschen. Alle Empfindungen sind an sich gleich an Werth; in Beziehung auf Stärke, Dauer und Folgen sind sie aber sehr verschieden. Es ist daher eine Auswahl und Leitung der Begierden durch Vernunft, und Freiheit oder Unabhängigkeit von der Natur (welche Epikur auf eine unphilosophische Art erklärte) zur Erwerbung der Glückseligkeit erforderlich. Die Tugend hat durch ihre Folgen Werth, weil sie unzertrennlich mit Vergnügen verbunden ist. Verträge sind die Quelle des Rechts, und Vortheil der Verpflichtungsgrund ihrer Erfüllung. Zuweilen äußerte Epikur Behauptungen aus einer reinern Quelle durch dieselbe Inconsequenz, welche auch seinen Gegnern Lob-

Digitized by Google

preisung seines Lebens abnöthigte. — Die Naturlehre Epikur's ist zum Theil der Ethik untergeordnet und darauf berechnet, den Vernunftglauben an Vorsehung und Unsterblichkeit als Störer der Glückseligkeit zu zernichten. Hierzu konnte er nichts passender finden als die Atomenlehre, welche er noch mit manchen Hypothesen vermehrte und sie noch mehr auf das Einzelne der Naturerscheinungen anwandte. Die Atomen haben außer der Schwere noch eine abweichende Bewegung. Durch mechanische Bewegung der Atomen in dem Leeren entstanden Aggregate oder Körper und die ganze Welt, welche ebenfalls ein Körper ist. Die Welt ist zu unvollkommen und stellt uns nichts als Scenen des Elends, der Zerstörung und Vergänglichkeit dar (was sich besonders am Menschen offenbart), daß sie nicht als das Werk einer verständigen Ursache gedacht werden kann. Eine solche Entstehung der Welt ist auch unbegreiflich und streitet mit der Seligkeit der Götter. Die Zweckmäßigkeit der Welt ist nur zufällig. — Die Seele ist, nach Epikur, wegen ihrer Mitleidenschaft ein Körper, und zwar ein feinerer in einem gröbern. Ihre Bestandtheile sind Wärme, Luft, Hauch und ein namenloser Stoff, woraus das Empfinden entsteht; der letzte ist in der Brust, die übrigen sind in dem ganzen Körper verbreitet. Körper und Seele sind auf das innigste vereinigt, die letzte entsteht und vergeht mit dem Körper. Unsterblichkeit der Seele streitet mit allen Bedingungen eines unvergänglichen Seyns. Die von Plato behauptete Immaterialität bestreitet Epikur noch besonders. Der Tod ist kein Uebel. — Die Theorie des Vorstellens ist Demokritisch und beruhet auf der Lehre von den Ausflüssen der Körper und den in der Luft herumflatternden Bildern. Hieraus entstehen die Anschauungen, welche den Objekten durchaus entsprechen, und die Vorstellungen der Einbildungskraft, welche sich von den erstern durch größere Feinheit, zufällige Zusammensetzung und geringere Verbindung mit den Objekten unterscheiden. In den sinnlichen Vorstellungen ist allezeit Erkenntniß des Objekts. Aus denselben entstehen die Begriffe, auch die allgemeinen, welche der Empfindung vorgreifen, doch mit einem Beitrage des Verstandes. Alle Vorstellungen der Sinne und der Phantasie sind wahr, weil sie den ausfließenden Bildern entsprechen, nicht bewiesen noch widerlegt werden können. Die Sinne urtheilen nicht; die Urtheile sind wahr oder falsch; ihr Kriterium ist die sinnliche Vorstellung. Es gibt keine nothwendigen Denkgesetze, sonst würde es ein Fatum geben. Dieses war seine Kanonik. — Die Consequenz des ganzen Epikur'schen Systemes scheint eher auf Atheïsmus als Theïsmus zu führen, wie schon die Alten richtig einsahen, und daher hielten einige Stoiker, wie Posidonius, den Epikur für einen verstellten Atheïsten. Allein er ist doch ein inconsequenter Theïst, behauptet das Daseyn von Göttern und spricht von ihrem Wesen mit dogmatischer Keckheit ab. Das Daseyn derselben beweist er aus der Allgemeinheit der religiösen Vorstellungen und Begriffe seiner Theorie des Erkennens gemäß. Sie sind Aggregate von Atomen in menschlicher (als der vollkommensten) Gestalt, doch haben sie nur ein Analogon vom menschlichen Körper; sie sind ewige, unvergängliche und selige Wesen, als solche der Verehrung würdig, obgleich sie in seliger Ruhe und Abgeschiedenheit ohne allen Einfluß in der Regierung der Welt leben. — Wenn Epikur's Philosophie auf der einen Seite alles Ideale in dem menschlichen Geist niederdrückte, so verwahrte sie ihn doch auch gegen den Aberglauben, freilich auf Kosten des vernünftigen

Digitized by Google

Glaubens. — Unter den Griechen sind die bekanntesten Epikuräer: Metrodorus, dessen Bruder Timokrates, Kolotes, Polyaenos und Leontens mit seiner Gattin Themista, alle aus Lampsakus, Metrodorus aus Stratonikea, die Hetäre Leontion, Polystratos, Apollodor, Zeno von Sidon, Diogenes Laërtius, Phädrus und Philodemus Gadara. Epikur's Schule dauerte lange ohne bedeutende Veränderung fort. Unter den Römern fand der Epikureïsmus eine große Schar von Anhängern, unter denen Celsus, Plinius der Aeltere und Lucrez, weil er so leicht und bequem war, den Neigungen keine Gewalt anthat, Furcht und Aberglauben entgegenwirkte, aber auch Frivolität beförderte. Wenige zeichneten sich unter ihnen als philosophische Köpfe aus, und diese Wenigen, wie Lucrez, gingen keinen Schritt über das System ihres Anführers hinaus. — Das Wort Epikuräer bezeichnet jetzt überhaupt einen Lebemann, der in sinnliche Genüsse das einzige Lebensglück setzt. Ferner auch Schimpfwort bei den Juden, so viel wie liederlicher Mensch oder auch Ketzer.

Epilepsie (Fallsucht, böses Wesen, Schwerenoth), Krankheit, die vornehmlich in periodisch wiederkehrenden Convulsionen des ganzen Körpers, oder doch des größten Theils der Bewegungsorgane besteht. Zuweilen beginnt der Anfall mit dem Gefühl des Anwehens einer kalten Luft (epileptischer Hauch, aura epileptica), oder eines von den Füssen zum Kopfe aufsteigenden elektrischen Schlages (epilepsia pedisymptomatica). Darauf folgt ein plötzliches Hinfallen, gewöhnlich mit einem Schrei, die Daumen sind eingeschlagen, andere Theile bewegen sich aber mehr oder weniger, es tritt völlige Bewußtlosigkeit und Unempfindlichkeit ein, das Athemholen ist häufig unterbrochen, ängstlich, ächzend, stöhnend, der Mund schäumt, das Gesicht verzieht sich, die Zähne knirschen, die Augen verdrehen sich, die Harn- und andere Ausleerungen erfolgen unwillkürlich, die Augen stehen mit erweiterter unbeweglicher Pupille offen und sind gegen das Licht unempfindlich, an welchem Umstand man die Verstellung erkennt. In 10 bis 20 Minuten ist der Anfall gewöhnlich vorüber; wie von einem tiefem Schlafe erwacht der Kranke, ohne von dem Geschehenen etwas zu wissen; auch empfindet er weiter nichts Unangenehmes, als Müdigkeit und etwa Schmerzen in den Gliedern. Zuweilen treten die Anfälle in einer Stunde 9—10 und mehre Male ein, bei Andern kommen sie nur alle Monate, im Wechsel des Mondes, halbjährig und in längern Zeiträumen wieder. Die nächste Ursache ist in einer eigenen Verstimmung des Nerven-, vorzüglich des Gangliensystems begründet. Die Anlage dazu ist öfters angeboren, öfters bedingt durch einen starken Muskel- und Knochenbau (habitus epilepticus), und gern bricht sie in der Epoche der Geschlechtsentwickelung aus. Besondere Ursachen sind organische Fehler im Gehirn oder Rückenmark (epilepsia cerebralis, medullaris), heftige Gemüthsbewegungen, Genuß zu vieler geistiger Getränke und Samenverschwendung, besonders durch Onanie, Ueberladung des Magens, auch andere Reize im Unterleib, worunter auch Würmer (e. abdominalis), andere vorhandene Krankheiten ꝛc. Die Heilung ist im Allgemeinen schwierig und gelingt nur dadurch, daß heftige und ungewöhnliche Reize und die veranlassenden Ursachen wo möglich entfernt werden, meist auch nur im jugendlichen Alter; doch begünstigt die Heilung der Epilepsie von Kindern und jungen Leuten häufig auch der Eintritt in das mittlere Lebensalter. In den Anfällen selbst sorge man nur dafür, daß der Kranke sich nicht beschädigen kann; alles Dazwischenauf

Digitized by Google

brechen, Zuriechengeben u. s. w. nutzt nichts, als den Anfall früher zu beendigen, ihn aber desto früher wiederkehren, die Krankheit selbst unheilbarer zu machen. Zu den zu Verhütung der Wiederkehr der Anfälle gepriesenen Mitteln gehören Pomeranzenblätter, Baldrianwurzel, Eichenmistel, Arnica, Zinkblumen, Bismuthtalk, Dippels Oel, der Fliegenschwamm, Belladonna, Kupfersalmiak u. a. In neuester Zeit ist besonders der Galvanismus von J. F. Most sehr gepriesen worden, der auch ein Krankeninstitut für Epileptische errichtet hat.

Epilog, eine Nach- oder Schlußrede, deren Zweck ist, um den Lesern oder Hörern am Ende eines Werkes noch einige Bemerkungen mitzutheilen. Als Gegensatz von Prolog (s. d.) (Vorwort), ist er gewöhnlich bei Schauspielen gebräuchlich. Mehre dramat. Schriften Shakspeare's haben außer den Prologen auch Epiloge, worin der Poet um Nachsicht für die Mängel des Stücks und der Darstellung selbst bittet, theils ihnen den Standpunkt andeutet, von welchem herab er sein Werk betrachtet haben will. So ist denn der Epilog zuweilen ein Supplement zum Werke selbst, um eine nicht klar ausgesprochene Idee darin näher zu bestimmen und auszusprechen. Auch belegen wir nicht selten die größtentheils versificirte Abschiedsrede einer Schauspielergesellschaft ans Publikum mit dem Namen Epilog.

Epimenides, aus Kreta gebürtig, lebte 5—600 v. Christi, der Sage nach ein Vertrauter der Götter und untrüglicher Seher in die Zukunft; im Grunde war er wohl freilich weiter Nichts als ein einsichtsvoller, aber schwärmerischer Mensch, der durch seine Talente und seine strengen Sitten blendete und eine vorzügliche Geschicklichkeit besaß, die dunkelsten Träume und Vorbedeutungen auszulegen und aus den vorhergehenden Ursachen auf die Zukunft zu schließen. Die Kreter erzählten von ihm, daß er in seiner Jugend einst in einer Höhle von tiefem Schlafe überfallen worden sey, welcher nach Einigen 40 Jahre, nach Andern noch länger gedauert habe. Bei seinem Wiedererwachen habe er zum größten Erstaunen Alles in seiner Vaterstadt verändert gefunden, und aus seines Vaters Hause habe man ihn als einen Betrüger wegjagen wollen, bis er endlich durch die unwidersprechlichsten Beweise dargethan habe, daß er der wahre Besitzer desselben sey. (Diese Sage, die wahrscheinlich daher entstanden ist, daß Epimenides seine erste Jugend an einsamen Oertern verlebte, sich mit der Erforschung der Natur beschäftigte und durch Fasten, Schweigen und Nachsinnen seine Einbildungskraft zur Schwärmerei spannte, um dadurch, daß er den Willen der Götter zu erkennen vorgab, über den Willen der Menschen zu herrschen, liegt Göthe's herrliche Dichtung: „Des Epimenides Erwachen", zur Jahresfeier der leipziger Völkerschlacht, zum Grunde, in welcher der Dichter mit der ihm eigenen Heiterkeit und Kraft sinnbildlich die großen Erfolge vaterländischer Erhebung feierte.) — Epimenides gelangte zu einem solchen Ruhme von Weisheit und Heiligkeit, daß ganze Völker, wann öffentliche Landplagen ihnen den Zorn der Götter zu verkündigen schienen, es als das größte Glück ansahen, von seiner Hand nach den heiligen Gebräuchen gereinigt und den Göttern wieder wohlgefällig gemacht zu werden. Als daher Athen nach Drakon's Zeiten von innerlichen Unruhen zerrüttet, durch mehre Niederlagen von seinen Feinden erschüttert, und von ansteckenden Krankheiten heimgesucht wurde, so ließen die Athener, weil die Orakel erklärten, die Stadt habe

Digitized by Google

sich durch die Entheiligung der Tempel, in welchen die Anhänger des Kylon ermordet worden waren, den Zorn der Götter zugezogen und müsse wieder entsündigt werden, wenn das Unglück aufhören sollte, diesen berühmten Mann aus Kreta kommen, um durch ihn mit den Göttern wieder versöhnt zu werden. Man empfing ihn mit Hoffnung und Furcht. Er nahm gleich einige ganz schwarze und weiße Schafe, führte sie in den Areopagus, ließ sie daselbst los und befahl gewissen Personen, ihnen nachzufolgen und sie an den Orten, wo sie sich niederlassen würden, der Gottheit des Ortes zu opfern. Dieß geschah, und man errichtete zum Andenken der nun vollbrachten Aussöhnung an den Orten Altäre, wo das Opfer verrichtet war. Er verordnete auch, daß verschiedene größere und kleinere Tempel erbauet werden sollten. Außerdem machte er noch verschiedene, und man kann sagen, heilsame Veränderungen in den heiligen Gebräuchen. Er machte die meisten einfacher und weniger kostbar, stellte die barbarische Sitte der Weiber ab, sich bei den Leichenbegängnissen das Gesicht zu zerfetzen, und suchte überhaupt die Athener zu den Grundsätzen der Einigkeit und Billigkeit zurückzuführen. Wegen des großen Vertrauens, das man in ihn setzte, gelang es ihm in der That, die Ruhe wieder herzustellen. Er reiste ab, und der laute Dank des ganzen Volkes folgte ihm nach. Einige alte Schriftsteller schreiben diesem Manne ein außerordentliches Alter von 154—157, ja sogar 299 Jahren zu. Nach Plutarch zählten ihn Einige gar statt des Periander unter die 7 Weisen. Die Lacedämonier rühmten sich, daß sein Leichnam bei ihnen begraben sey; sie hatten ihm auch ein Ehrendenkmal errichtet, und er soll bei ihnen einen Tempel erbauet haben. Dagegen zeigte man auch zu Argos vor dem Tempel der Minerva sein Grabmal, und erzählte, daß die Lacedämonier ihn in einem Kriege mit den Konssiern gefangen, und weil er ihnen Nichts als Böses prophezeiet, hingerichtet, die Archiver aber seinen Leichnam beerdigt hätten. Ueber ihn s. Heinrich, „Epimenides aus Kreta" (Lpz. 1801).

Epimetheus, s. Pandora.

Epinal, Hauptstadt des franz. Departements Wasgau oder Vogesen und eines Bezirks desselben, liegt an der Mosel, hat eine Bevölkerung von 8000 Seelen in 1100 Häusern, Sitz der Regierungsbehörden, Cattun- und Leinweben, Fayancefabrik, Papiermühlen.

Epinay (Louise, Frau v.). Diese durch Rousseau's Liebe und Anklagen bekanntgewordene geistreiche Frau war die Tochter des H. Tardieu Desclavelles, der im Dienste Ludwigs XV. sein Leben in Flandern verlor und seine Familie in sehr mittelmäßigen Umständen hinterließ. Dieß und die Gewogenheit, welche Desclavelles am Hofe genoß, machte, daß man einige Sorge für die Tochter trug und sie mit einem H. Delalive de Bellegarde, dem man eine Generalpächterstelle gab, verband. Die Verschwendung des jungen Mannes verkümmerte doch bald seiner Gattin das Glück, welches ihr durch diese Verbindung hatte gesichert werden sollen. Während der Tage des Glanzes und der Jugend machte sie die Bekanntschaft des Philosophen von Genf, der, leicht beweglich in seinen Gefühlen, wie er stets war, nicht ermangelte, der minder schönen als anmuthigen und geistreichen Frau seine ganze Zuneigung mit einer Glut zu widmen, deren Tiefe und Stärke er selbst in seinen „Confessions" schildert. Auch Mad. d'Epinay war nicht unempfindlich für die Huldigung ihres „Bären", wie sie ihn wegen mancher seiner

Digitized by Google

Eigenheiten zu nennen pflegte, und sie that in jener Zeit so viel sie möglich war, um ihm eine seinen Wünschen entsprechende Existenz zu verschaffen. In ihrem Park von la Chevrette, im Thale Montmorency, räumte sie ihm ein Häuschen (die so berühmt gewordene Einsiedelei) ein, und hier war es, wo der Verfasser der „Neuen Heloise" in seiner romanesken Liebe zu Mad. d'Epinay so lange glückliche Tage verlebte, bis er auf den, von ihm selbst bei seiner Freundin eingeführten bekannten Baron Grimm glaubte eifersüchtig werden zu müssen, und nun, in Folge dieses von ihm keineswegs verhehlten Gefühls, zwischen ihm und Mad. d'Epinay erst Kälte, dann ein Widerwille eintrat, der sich nur zu schroff in den Bekenntnissen des Philosophen ausspricht. Eine Vertheidigung des spätern Benehmens der Frau v. Epinay gegen Rousseau findet sich in Grimm's „Correspondence", woselbst auch Nachricht über einige von ihr geschriebene Werke gegeben wird, deren berühmtestes „Les conversations d'Emilie" ist, in welchem die Verfasserin in einem etwas kalten, aber wohlgeregelten Style die Lehren der Moral für Kinder so geistreich als anziehend entwickelt, und für welches sie 1783 von der Akademie den durch Monthion (damals Kanzler beim Grafen Artois) für nützliche Schriften dieser Art ausgesetzten Preis erhielt, während Mad. Genlis, die sich gleichfalls durch ein Buch: „Adele und Theodor", darum bewarb, zurückstehen mußte. Außerdem hat man von ihr „Lettres à mon fils" und „Mes moments heureux". Ein Auszug ihrer anziehenden Memoiren und ihres Briefwechsels, ihre Verhältnisse zu Duclos, Rousseau, Grimm, Holbach, Lambert u. A. betreffend, erschien in Paris in 3 Bdn. (1818). Sie geben das treueste Bild der ebenso verfeinerten, als in den Geschlechtsverhältnissen verderbten Sitten unter den höhern Ständen Frankreichs während der Regierung Ludwigs XV. Mad. d'Epinay starb 1783.

Epiphaneia (Religionsgesch.), Göttererscheinungen, Erscheinungsfeste. Die Götter besuchten und verließen, nach dem Glauben der Alten, ihre Lieblingsörter; man feierte daher dieß Kommen und Gehen durch Hymnen. Die Zeit, während welcher die Gottheit an einem Orte weilte, hieß Theoreneia, man dachte sich den Gott als Gast beim Opfermahle. Die Gegenwart war theils unsichtbar, theils sichtbar, durch Blendwerke, oder bildliche Darstellungen, selbst durch lebende, als Götter verkleidete Menschen; berühmt ist in letzterer Hinsicht die Procession zu Alexandria. Die Götter erschienen auch außer ihren Tempeln Solchen, von welchen sie laut angerufen wurden, doch nur den Frommen; Flehende durften sich (wie überhaupt bei religiösen Handlungen) nicht umsehen, um nicht etwa die von hinten nahende Gottheit zu erblicken. Das Wort und die damit verbundenen Vorstellungen gingen in den christlichen Cultus über, daher wird das Fest der Erscheinung Christi, das auf den 6. Januar fällt, das Epiphaniasfest, und die nachfolgenden Sonntage Epiphaniassonntage oder Sonntage nach Epiphanias genannt. Die erste Kirche benannte mit diesem Namen auch den Tag der Geburt Christi. Wegen des darauf gelegten Textes heißt das Fest auch das der heiligen drei Könige. Dieser Tag ist zugleich der Festtag des in Frankreich und Deutschland in geselligen Zirkeln üblichen Bohnenkönigsfestes (s. d).

Epiphanius (der heilige), berühmter griech. Kirchenvater, geb. um 320 zu Bezanduk in Palästina, ging in früher Jugend nach Aegypten,

Digitized by Google

so er von Einsiedlern unterrichtet ward und sich dem eifrigen Studium der heil. Schrift ergab. Durch vorzügliche Talente begünstigt, machte er auf dem Gebiete der Wissenschaften schnelle Fortschritte, und außer der griech. Sprache, in der er schrieb, war er des Syrischen, Hebräischen, Aegyptischen und zum Theil auch des Lateinischen mächtig. Zurückgekehrt in sein Vaterland, baute er hier ein Kloster, ward später dessen Abt und endlich 367 Bischof zu Salamina auf Cypern. Epiphanius erscheint als Bischof in vieler Hinsicht in der Geschichte in einem nicht günstigen Lichte. Zwar setzte er durch seine kraftvollen Bemühungen den Irrthümern des Arius und Apollinarius vor Cypern einen Damm; aber sein mehr glühender als erleuchteter Eifer riß ihn meistens zu unzerechten Verkennungen und Verfolgungen vieler großer und frommer Männer seiner Zeit hin. So erklärte er sich für den Paulinus gegen Meletius, auf dessen Seite doch fast der ganze Orient sich befand. Bei einer Anwesenheit in Jerusalem ordinirte er eigenmächtig, ohne des dasigen Bischofs Johann Erlaubniß, den Paulinus, Hieronymus's Bruder, zum Priester, durch welche Handlung er sich den ganzen Unwillen jenes Bischofs zuzog. Am heftigsten aber und mit blindem Eifer zeigte er sich in Verfolgung der Origenisten, und da er als Metropolit von Cypern auf einer Synode die Schriften des Origenes verdammt hatte, wollte er dieses Anathema auch allen andern Bischöfen abnöthigen. Aufgereizt durch Theophilus, Bischof von Alexandrien, einem gleißnerischen Heuchler, reiste er sogar nach Konstantinopel, den heil. Chrysostomus (s. d.) zur Annahme seines Beschlusses gegen Origenes zu bringen. Hier erregte er wieder durch einige den kirchlichen Kanons zuwiderlaufende Handlungen allgemeinen Unwillen, und im Aufbrausen seines feurigen Temperaments wollte er in der Apostelkirche das Anathema öffentlich gegen Origenes und seine Anhänger aussprechen. Chrysostomus, sein Alter und seine Frömmigkeit ehrend, behandelte ihn mit zartester Schonung und widerrieth ihm dieses ernstlich. So kehrte er unverrichteter Sache wieder zurück und fand auf dem Meere sein Grab (404). Vor dem Zeugenverhöre seiner Zeitgenossen erscheint Epiphanius achtungswürdiger als in Dem, was die Geschichte von ihm aufgezeichnet, und in seinen Werken, so schätzbar diese auch seyn mögen. Letztere gab am besten heraus und mit gelehrten Anmerk. Petavius, Paris 1622, 2 Foliobde. Die bekannteste unter seinen Schriften ist sein „Panarion", ein für die Religionsgeschichte sehr wichtiges Werk und zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes. Epiphanius hatte viel Verstand, Gelehrsamkeit, Fleiß und glühenden Eifer; er zeigt manchmal Scharfsinn, mit dem aber das Urtheil nicht immer Schritt hielt, und an Geschmack fehlt es ihm ganz. Seine Schreibart ist schlecht, seine Schlußfolge öfters falsch, doch ist er oft auch gründlich. Unverkennbar aber ist seine Wahrheitsliebe, seine Demuth, seine Gottseligkeit.

Epiphonema, die einer Schilderung oder Darstellung angehängte Sentenz oder Lehre, auch der Schlußsatz in einer Rede; besonders insofern er sich aus dem Vorhergehenden natürlich ergibt und einen Nachdruck in sich enthält.

Epiphora. Diese redneriſche Figur unterscheidet sich dadurch von der Anaphora (Anapher), daß diese die emphatische Wiederholung eines Worts am Anfange, Epiphora aber mit Nachdruck verbundene Wiederholung eines Worts am Ende mehrer Sätze ist. So wiederholt sich z. B.

Digitized by Google

in Klopstock's Schlachtsang am Schlusse mehrer Strophen der Ausruf: „Der Alles ausführt".

Epirus, jetzt Kanina, eine große Landschaft in Griechenland. Gegen Norden trennten es die kerauniſchen Gebirge von Illyrien, gegen Süden die ambrakiſche Bay von Aetolien und Arkarnanien, gegen Osten das Gebirge Pindus von Theſſalien und Macedonien, und gegen Abend beſpülte es das ioniſche Meer. Die östliche Grenze iſt ungewiß; denn manche epirotiſche Völker rechnet man auch zu Theſſalien und Macedonien. Epirus war eines der älteſten Länder, das die Griechen bewohnten. In den älteſten Zeiten wohnten hier die Gräci, welche ſich nachher bei der deukalioniſchen Ueberſchwemmung auf die phokiſchen Gebirge retteten und den Namen Hellenen erhielten. Hier befand ſich das älteſte Orakel Griechenlands, das zu Dodona (ſ. d.); doch weiß man nicht gewiß, ob es pelasgiſch oder helleniſtiſch war. Aus dieſen Zeiten borgte auch die Mythologie ihre Höllenflüſſe von dem epiriſchen Acheron und Kokytos. In der Folge ſcheinen die aus Theſſalien vertriebenen Pelasger ihre Wohnſitze daſelbſt aufgeſchlagen zu haben. Von hier aus gingen ſie wenigſtens nach Italien über. Nachher theilten ſich die Völker von Epirus in drei Hauptſtämme, die wieder mehre kleinere unter ſich begriffen. Von ihnen erhielten auch die drei Provinzen des Landes den Namen. Die Chaonier wohnten gegen Norden, und zu ihnen zählten ſich ehemals die Elymioten, Oreſter und Pelagonier. Merkwürdige Städte in ihrem Gebiete waren Antigonia, Orikum und Elymia. Den mittlern Theil hatten die Theſproter innen, zu denen man auch die Kaſſiopäer und Olintaner zählte. Kaſſiope, Kichyros (ehemals Ephyra) und Pandoſia waren bekannte Oerter derſelben. Den untern ſüdlichen Theil nahmen die Moloſſer ein, bei denen Ambracia merkwürdig iſt: und hinter ihnen wohnten die Athamaner, die ſich auch zu Theſſalien zählten. Ihre Hauptſtadt war Argithea. Im peloponneſiſchen Kriege wurden die Epiroten noch als Barbaren angeſehen. Das Land von Epirus war ziemlich gebirgig, nach der Seeküſte hin beſonders angenehm und fruchtbar. Unter den Flüſſen ſind der Kokytos und Acheron beſonders merkwürdig. An der Seeküſte befanden ſich mehre gute Häfen. Die Pferde von Epirus waren außerordentlich ſchnell im Laufen; die großen Hunde daſelbſt brauchte man zur Bewahrung der Herden. Der mächtigſte König von Epirus war Pyrrhus, der 275 v. Chr. die Römer in Schrecken ſetzte. Nach Philipp's II. Beſiegung von der macedoniſchen Oberherrſchaft durch die Römer befreit, leiſteten ſie ſpäter dem Antiochus und Perſeus gegen die Römer Beiſtand; ſie wurden aber von Paulus Aemilius beſiegt, ihre Städte geplündert und 150.000 Menſchen zur Sklaverei verdammt. Mit dem Untergange Roms hatte Epirus ein gleiches Loos, bis es von den Türken unter Amurat II. 1432 erobert wurde. Schüttelte auch gleich Kaſtriot, genannt Skanderbeg, der letzte Sprößling des königlichen Stammes von Epirus, das Joch des halben Mondes ab; ſo wurde das Land ſeiner Väter doch unter Mahomed II. 1466 wieder erobert. Arnauten bewohnen es größtentheils und in den neueſten Zeiten war es der Schauplatz der Thaten Ali Paſcha's (ſ. d.). Vgl. Albanien.

Epiſcenium, das Vordertheil der Bühne.

Epiſche Dichtungsart oder epiſche Poeſie, die erzählende Dichtungsart (ſ. Poeſie), welche das poetiſche Ereigniß als etwas Vergangenes der Einbildungskraft ruhig darſtellt. Sie hat verſchiedene Unter-

Digitized by Google

arten. Die höchste ist die, welche man gegenwärtig vorzugsweise das Epos oder Epopöie nennt: ein erzählendes Gedicht, dessen Inhalt ein poetisches Ereigniß ist, welches sich auf Welt, Menschheit, das Leben der Nationen oder eines Volks bezieht, am frischesten und herrlichsten, wenn sein Stoff die Sage ist, die mit der Urgeschichte des Volks und seinem Ursprunge zusammenhängt. Von geringerm Umfange und beschränkterer Bedeutung ist dasjenige epische Gedicht, dessen Inhalt sich mehr auf das Leben einzelner Menschen bezieht, wodurch auch der Tod des Ganzen beschränkter und lyrischer wird. Man könnte dieses zweckmäßiger als das erstere, Heldengedicht nennen. Hierher gehören die meisten romantischen Epopöien, und selbst Homer's „Odyssee" im Verhältniß zur „Iliade"; auch die meisten neuern Epopöien, welche einen religiösen oder mythischen und historischen Stoff behandelt haben, besonders die letztern, welche sich mehr an die Gedichte anschließen. Ferner gehören zu der epischen Poesie der Roman, aus den romantischen Epopöen entsprungen, und die poetischen Erzählungen, Novellen, Balladen (s. d.), welche Begebenheiten, Schicksale, Situationen, ja zuletzt nur einzelne Momente aus dem Leben des Individuums ernst oder scherzend schildern, und durch ihren Ton mehr oder weniger in die lyrische Poesie (s. Lyrik) übergehen. Die allgemeinen Eigenschaften der epischen Poesie lassen sich aus der obigen Bestimmung ableiten. Was aber als Charakter des epischen Gedichts gewöhnlich angeführt wird, kommt den einzelnen epischen Gedichten nur in dem Maße zu, als sich dieselben durch Umfang und Inhalt dem vielumfassenden Epos (s. d.) oder dem sogenannten Heldengedichte nähern. Ueberhaupt beruhen die größten Verwirrungen und Willkürlichkeiten der ästhetischen Theorien darauf, daß man die Gattung (episches Gedicht, epische Poesie) und ihre Eigenthümlichkeiten mit der Art, z. B. das antike und romantische, immer zu verwechseln pflegt, sonst würde man z. B. nicht Göthe's „Hermann und Dorothea" ein Epos nennen können.

Episcopal, was zum Bischof oder dessen Amte gehört. Episcopalen, Bischöfliche, welche die Einsetzung von Bischöfen in der englischen Kirche vertheidigen, den Presbyterianern entgegengesetzt. Episcopat, höchstes (episcopatus summus), das Recht der nichtkatholischen Fürsten, über die Kirche als eine äußerliche Gesellschaft zu befehlen; es heißt polizeilich, das Recht der Aufsicht über die Kirche, damit die Wohlfahrt des Staates durch sie nicht leide; kirchlich, indem es die Direction und Beschützung der Kirche betrifft.

Episode (griech. Epeisodion) bedeutet, der Zusammensetzung des Wortes nach, eigentlich Etwas, was auf einen Gesang folgt, und man bezeichnete anfangs die Zwischenhandlung zwischen den Chören in den dramatischen Stücken damit, als diese gesungenen Chöre noch die Hauptsache waren. Jetzt versteht man darunter Zwischenhandlungen, die nicht eigentlich nothwendig zur Haupthandlung gehören, und die an schicklichen Stellen angebracht werden; sie haben hauptsächlich ihren Platz in Heldengedichten, doch auch in dramatischen. Die Episoden dürfen aber der Haupthandlung nicht ganz fremd seyn, sondern sollen immer in einiger Verbindung mit derselben stehen, und dazu dienen, die ganze Handlung oder den Charakter der handelnden Personen, mehr ins Licht zu setzen. Man kann auch nicht Episoden nach Gefallen anbringen wo man will, und vorzüglich ist es sehr fehlerhaft, den Gang der Haupthandlung da-

Digitized by Google

durch zu unterbrechen; nur wo diese etwas ruht, dürfen sie eingeschoben werden. Dergleichen Episoden finden sich bei allen großen epischen Dichtern, in Klopstocks „Messias" ist z. B. eine herrliche Episode, die Liebe Semida's und Eidli's, und sehr kunstvoll in die Haupthandlung verflochten und herrlich aufgelöst. Ganz gegen die Regeln der Kunst ist es aber, wenn Etwas, das nothwendig zur Haupthandlung gehört, als Episode eingeschaltet wird; denn eine Episode ist immer etwas Zufälliges, was ebenso gut wegbleiben konnte, und wenn sie fehlte, würde doch in dem vorausgesetzten Falle die Haupthandlung ganz unverständlich bleiben. Daher ist es zu bedauern, daß Wieland in seinem „Oberon" Das, was eigentlich den ganzen Knoten schürzt, die Geschichte des Streits zwischen Oberon und Titania, nur von Scherasmin (im sechsten Gesange) erzählen läßt; denn wenn dieser nun nicht den Einfall bekäme — man sieht so nicht ein, warum er ihn hat und woher er es weiß — dieses zu erzählen, so wäre das ganze Gedicht ohne Zusammenhang, und man wüßte gar nicht, warum sich Oberon Hüon's so annähme. Auch muß man sich hüten, nicht zu viele Absprünge zu machen, und mitten in der Erzählung der einen Episode abzubrechen und zu einer andern hinzueilen, wie dieß wohl in den romantischen Heldengedichten der Italiener geschieht, denn darüber verliert man den ganzen Faden der Handlung. In der epischen Dichtungsart hat begreiflich die Episode bei weitem größern Spielraum und häufigere Anwendung als in der dramatischen, wo sich Alles auf eine gegenwärtige Handlung zusammendrängt. (S. Erzählung und Epos.) Man hat diesen Ausdruck auch auf die Malerei übertragen, und nennt so eine Nebenpartie, besonders des historischen Gemäldes; im gemeinen Leben jede Abschweifung von dem Hauptgegenstande im Denken und Sprechen. — Episodisch daher, abschweifend.

Epispastische Mittel, Mittel, welche, auf der Haut angebracht, durch ihren Reiz eine leichte Entzündung daselbst bewirken und so als ableitend oder die Lebensthätigkeit aufregend oft von großem Nutzen sind, z. B. das spanische Fliegenpflaster ꝛc.

Epistel, so viel wie Brief (s. d.); insbesondere poetischer Brief, ein Gedicht in Briefform, das bald eine Reihe von Gefühlen, bald endlich eine Begebenheit darstellt, folglich bald einen lyrischen, bald einen didaktischen, bald einen epischen Charakter hat, und daher nicht mit Unrecht den gemischten poetischen Formen, d. h. denjenigen beigezählt wird, für die es kein gemeinschaftliches Princip gibt und die deßwegen weder eine dichterische Gattung für sich bilden, noch einer der eigentlichen Hauptgattungen der Poesie untergeordnet werden können. Die Alten bedienten sich in der Epistel des Hexameters, die Neuern wählen meist den vier-, fünf- oder sechsfüßigen Jambus oder den Alexandriner, ohne eigentliche Strophenabtheilung. — Unter den Römern ist Horaz in dieser Gattung Muster. Unter den Neuern haben die Franzosen und unter diesen vorzüglich Boileau, J. B. Rousseau, Chapelle, Voltaire, Gresset u. A. die Epistel bearbeitet; unter den Engländern verdienen Addison und Gay Erwähnung; unter den Deutschen haben sich Gryphius, Canitz, Günther, v. Haller, Ebert, Voß, Opitz, Flemming, Tscherning, Gleim, Wieland, Utz, Bodmer, v. Nicolai, Michaelis, Gotter, Blum, Göckingk, Pfeffel, Bürde, Kl. Schmidt, Köpken, Manso, Tiedge in dieser Gattung ausgezeichnet. 2) Werden die in dem N. Test. enthaltenen Briefe der Apostel und die Abschnitte aus denselben, über welche an Sonn- und

Digitized by Google

Festtagen gepredigt wird, ebenfalls Episteln genannt. Man nennt diese Abschnitte auch Perikopen.

Epistolae obscurorum virorum (Briefe unbekannter Männer, mit dem Doppelbegriffe des Verfinsterns), eine satyrische Briefsammlung, welche zuerst 1510 erschien, angebliche von damals bekannten Geistlichen und Professoren in den Rheingegenden und namentlich zu Köln, in barbarischem oder Küchenlatein geschrieben, worin nebst verschiedenen theolog. Streitigkeiten auch die Ausschweifungen der Geistlichen damaliger Zeit scharf gerügt werden. Ulrich v. Hutten hat, nebst andern Gelehrten, daran gearbeitet. Aelteste Ausg. von Ald. Manutius (Köln 1515, 4.). 1517 wurden diese Briefe schon durch eine päpstl. Bulle unter die Zahl der verbotenen Bücher gerechnet. Man hat sie 1827 zu Leipz. und zu Hanover von Neuem herausgeg. Jene, von E. Münch, enthält noch andre Beitr. zur Literatur-, Sitten- und Kirchengesch. des 16. Jahrh., u. a. „Julius exclusus", „Philalethes" etc. Er hält Hutten für den Hauptverf. der „Epp". Mohnike hält dafür den Wolfgang Angst zu Hagenau. S. Ersch's „Encyklop.", IV, 106.

Epitaphium (griech.), Grabschrift, Grabmal.

Epithalamien (griech.), Lieder, welche im alten Griechenland Knaben und Mädchen vor dem Schlafgemache der Braut (Talamos) absangen. Sie tanzten dabei, schrieen laut und machten durch Stampfen mit den Füßen ein großes Getöse, um dadurch das Geschrei der Braut zu übertäuben. Bei den Römern warf man noch dabei Nüsse umher, um das Getöse zu vergrößern. Damit kein Frauenzimmer der Braut zu Hülfe kommen möchte, so hielt Einer von den Freunden des Bräutigams bei der Thür Wache. Der Gesang vor dem Brautgemach hieß Hymenäus und enthielt theils Lobeserhebungen des Bräutigams und der Braut, theils Wünsche für ihr Wohl. Am Morgen darauf kamen die Knaben und Mädchen noch einmal zurück und sangen Braut und Bräutigam zum Aufstehen ermunternde Zurufungen; im Gegensatz davon hießen die den vorigen Abend gesungenen Lieder in Schlaf bringende Lieder.

Epizootien, epidemisch herrschende Krankheiten der Hausthiere, s. Thierarzneikunde.

Epoche (griech.), 1) (Astron.), die Constellation und das Zusammentreffen eines Planeten, oder die Bahn eines Sterns, auch der Ort, den ein Himmelskörper zu einer bestimmten Zeit einnimmt. 2) (Aera, Chron.), Zeitraum, der eine neue Zeitrechnung, Jahresberechnung anhebt, z. B. die Epoche nach Christi Geburt, nach Erschaffung der Welt, die Olympiaden, nach der Erbauung Roms, oder überhaupt, welche eine wichtige Veränderung bezeichnet, z. B. die Epoche in der Geschichte von der Völkerwanderung bis auf Karl d. Gr. und von diesem bis auf die Reformation; daher Gegenstand der Aufmerksamkeit, der Bewunderung, deßhalb der Ausdruck: Epoche machen, sich merkwürdig machen, Aufsehen erregen. (Vgl. Aera.)

Epoden (griech.) sind dem Worte nach Nach- oder Zusätze zu den Oden. Das Wort scheint in zweierlei Bedeutung vorzukommen: 1) wenn es von ganzen Gedichten gebraucht wird, wo es dann einen Anhang zu einer schon vollendeten Sammlung zu bezeichnen scheint, z. B. die Epoden des Horaz. Denn daß Horaz mit dieser Benennung eine eigne Art von Oden, etwa Verwünschungsoden habe bezeichnen wollen, ist nicht erweislich. 2) Scheint Epodos besonders bei den Griechen diejenigen Verse

Digitized by Google

bezeichnet zu haben, in welchen, wie bei unsern Duetten, auf dem tragischen Theater ein Chor in den Gesang Einzelner einstimmt und denselben zum Schluß bringt. Was der erste Sänger oder das erste Chor sang, hieß Strophe; der Gegengesang des zweiten, Antistrophe; beider Sänger oder Chöre, Epodos. Dieser Epodos hatte sein eigenes Sylbenmaß und eine willkürliche Anzahl von Versen, daher Epodische Verse, welche das Eigenthümliche haben, daß jedesmal auf einen sechsfüßigen jambischen Vers ein vierfüßiger folgt.

Epopee, oder vielmehr Epopöie, s. Epische Dichtungsart, Epos und Heldengedicht.

Epopten, Anschauer, d. i. Eingeweihte, die Allem, was bei den Mysterien oder Religionsgeheimnissen der alten Griechen vorging, beiwohnen durften.

Epos, die Benennung einer Classe von Gedichten aus der erzählenden Gattung, oder vielmehr ein erzählendes Gedicht selbst. Nicht leicht sind irgend einer Gattung willkürlichere und zufälligere Regeln aufgebürdet worden als der epischen, zumal wenn man es unter dem prächtiger klingenden Titel Epopöie als gleichbedeutend mit Heldengedicht aufstellte. Wilhelm von Humboldt bestimmte die Epopöie als eine solche dichterische Darstellung einer Handlung durch Erzählung, welche unser Gemüth in den Zustand der lebendigsten und allgemeinsten sinnlichen Betrachtung versetzt. „Man braucht nur", sagt er, „diesen Zustand genau zu entwickeln, um zugleich zu allen jenen wesentlichen Eigenschaften der Epopöie: der reinen Objectivität, der lebendigen Sinnlichkeit, der vollkommenen Totalität, und der Abwesenheit aller solcher Parteilichkeit, welche die Freiheit der Ansicht verhinderte, von selbst zu gelangen. Die Hauptmerkmale in dieser Definition sind der Begriff der Handlung und der Erzählung. Vorzüglich ist der letztere wichtig, von welchen auch die ganze Gattung ihren Namen hat. Streng genommen hätte man aus diesem ihr ganzes Wesen ableiten können". Hierzu bemerken wir, daß es nicht eigentlich eine Handlung ist, welche das Epos darstellt (denn dieses gehört dem Drama an), sondern Begebenheiten. Begebenheiten sind aber etwas Vergangenes, und das Vergangene läßt sich bloß erzählen. Was nur erzählt wird, ist eben damit schon in eine mildernde Ferne gerückt, wirkt nicht so eindringend mächtig auf die Empfindung als das Gegenwärtige im Drama, läßt der Betrachtung eben dadurch mehr Spielraum, gestattet mehr Ruhe. Somit ergibt sich als Charakter des Epos: ruhige Darstellung des Fortschreitenden (denn Erzählung kennt nichts Stehendes, bloß Schilderndes, Beschreibendes, sondern ist ihrer Natur nach im immerwährenden, aber stetigen Fortschreiten begriffen). Demnach erscheint der Dichter in seiner ganzen Darstellung in besonnener Fassung, ruhiger Haltung, und dieser sein Seelenzustand spiegelt sich in dem Gedichte wieder, welches nie auf eine Weise, wie das Drama, erschüttert, sondern das Gemüth ruhiger anspricht. Damit aber die Einwirkung nicht der gehörigen Kraft ermangele, wird die lebendigste Anschaulichkeit erfordert, welche nicht anders als mittelst durchgängiger Umständlichkeit und schöner Entfaltung erreichbar ist. Der Gang des Epos ist keine Reise, wo man ein vorgesetztes Ziel mit unruhiger Ungeduld zu erreichen bemüht ist, sondern gleicht mehr einer zur Lust am schönen Tage auf dem ruhigen See unternommenen Fahrt, wo man sich in behaglicher Gemüthlichkeit der Gegenständen hingibt,

Digitized by Google

und gern bei jedem verweilt, ohne ungeduldiges Weiterstreben, wofern nur die Gegenstände nicht an sich Dessen, was einen Geist anziehen und ein Herz bewegen kann, ermangeln. Die Umständlichkeit und Entfaltung des Epikers halten uns an einzelnen Punkten fest. Sollen sie es aber auf die rechte Weise, so darf die Umständlichkeit keine todte seyn, sie darf keinen bloß malerischen Anstrich haben, sondern Alles muß als werdend, fortschreitend vorgestellt werden. (S. Poesie, Kunst, Malerei.) So beschreibt uns Homer den Schild des Achilles nicht, sondern führt uns in die Werkstatt des Künstlers, und wir sehen ihn im allmäligen Entstehen. Ruhe selbst wird Bewegung, das Todte spricht uns wie lebend an, und dadurch wird die Einbildungskraft unaufhörlich beschäftigt, das Gemüth in sanfter Bewegung erhalten, denn Leben regt das Leben an. Zu der epischen Entfaltung stehen dem Dichter mancherlei Mittel zu Gebot, ausmalende Beiwörter, Gleichnisse, Reden, Episoden. Jean Paul hat hierüber treffende Worte in seiner „Vorschule der Aesthetik" gesagt. „Der Epiker, er fliege von Land in Land, zwischen Himmel und Erde und Hölle auf und ab: er muß wenigstens den Flug und Weg abmalen. Dem Epos ist langsame Breite erlaubt. Wie lange zürnt Achilles! Wie lange stirbt Christus! Daher die Erlaubniß der ruhigen Ausmalerei eines Achillesschildes, daher die Erlaubniß der Episode. Die geforderte Menge der Mitspieler hält, wie die Menge der Uhrräder, den Gang der Maschine an; denn jede Nebenfigur will Raum zu ihrer Bewegung haben. Insofern Romane episch sind, haben sie das Gesetz der Langsamkeit vor und für sich. Der sogenannte rasche Gang gebührt dem Theater, nicht dem Epos. Yorik's Reise besteht in drei Tagen; das fünfte Buch des „Don Quixote" füllt ein Abend in einer Schenke. Nur dann schleicht die Handlung, wenn sie sich wiederholt; sie stockt nur dann, wenn eine fremde statt ihrer geht; aber nicht dann, wenn die große in der Ferne in immer kleinere in der Nähe, gleichsam der Tag in Stunden, auseinanderrückt." In diesem letztern liegt die Anforderung an Einheit, und mit Recht wird diese ebensowohl an das Epos als an jedes andre Kunstwerk gemacht. Nach A. W. Schlegel soll die Einheit des epischen Gedichts keine so scharf begrenzte seyn als im Drama; allein darf der Dichter seinen Plan nach Willkür ins Unbestimmte hin ausdehnen? Maß und Ziel müssen wohl auch hier seyn, wenn die Erzählung nicht lästig werden soll. Wenigstens muß sich Alles in klare Umrisse für die Einbildungskraft gefällig runden, wenn auch die dramatische Einheit hier nicht herrschen kann. Wirklich ist daher, wie auch Humboldt bemerkt, der Schluß des epischen Gedichts nicht nothwendig ein wirkliches Ende, über das hinaus sich nun Nichts mehr hinzufügen ließe, aber alle einzelne Theile des Ganzen müssen darin auf befriedigende Weise zusammenkommen. In dem Epos fällt zugleich auch jene künstlich verknüpfte Verwickelung, Entwicklung und Auflösung weg, die dem Drama eignet; im Epos ist keine immer steigende Spannung und Befriedigung gleichmäßig über das Ganze verbreitet. Daher kommt es, daß sich in dem Epos keine Empfindung ausschließend oder auch nur mit auffallendem Uebergewicht unserer Seele bemeistert, und daher wieder die ruhig betrachtende Stimmung, in die das Gedicht versetzt. Mag das wilde Spiel des Kampfes entzweiter Interessen noch so schrecklich toben und alle Kräfte streitend in Bewegung setzen: der Erzähler, und mit ihm der Hörer oder Leser, schwebt mit Gleichmuth über

Digitized by Google

der bewegten Welt, ohne eigne Leidenschaft. Ruhig, wie er alle Schicksale sich entwickeln läßt, stellt er ohne vorgreifende Theilnahme an Einzelnen alle Charaktere und Personen dar, und läßt sie handeln, denn er weiß, daß das Verhängniß in seiner Welt wohnt, denn jedes zum Ganzen dient, und das mancherlei Hebel und Werkzeuge braucht. So führt er uns in ruhiger Bewegung, aber im festen geraden Gange, immer langsam und betrachtend seinem Ziele entgegen. Einfach und ruhig, wie er selbst, ist seine Darstellung, schlicht und einfach sein Ausdruck, sodaß auch hier das Ganze dem stillen Strome zu vergleichen ist, der auf seiner spiegelnden Fläche Leiden und Freuden hinwegträgt, während aus ihm der unendliche Himmel wiederschimmert. Von dieser Art ist das große Epos, und das Homerische ist wenigstens dieser Theorie nicht entgegen. Freilich gleichen ihm andre desto weniger. In der neuern Theorie und Praxis der Epopöie hat man ihr nämlich das Herrische, das Wunderbare und den großen Umfang als wesentlich zugewachsen. Ob es ihr wesentlich sey, darüber s. Heldengedicht, Maschinen und Wunderbar; hier nur eine Bemerkung noch: Unglaube an das Himmlische hat uns die Epopöie, wie Herder sagt, fast geraubt; kann uns da eine willkürliche Mythologie, kann uns die kalte Allegorie der „Henriade" retten? Was sollen wir aber dann thun? Wenn nicht alle Dichter wie Göthe in seinem echt Homerischen Epos „Hermann und Dorothea" verfahren, unsern Unglauben gefangen geben unter die Poesie. In ihr soll Alles nur möglich erscheinen. Wird daher nur nächst der psychologischen jene Wahrscheinlichkeit nicht verletzt, die auf dem innern Zusammenhange der Begebenheit beruht, so kann man wohl auch jene gestatten. Indeß bleibt es gewiß, daß das Wunderbare des Epos nicht eben vornehmlich in Einmischung höherer Wesen bestehe, und daß deren Erzwingung, wo kein Volksglaube sie mehr bestätigt, nichts als Mißverstand ist.

Epsom (Epsham), Marktflecken mit 2600 Ew., schönen Landhäusern, in der engl. Grafschaft Surry. Hier berühmtes Mineralwasser, das häufig als Epsomer Wasser verfahren wird, und Bittersalz zum Hauptbestandtheil hat, das, durch Krystallisation geschieden, auch als Epsomer Salz, noch gewöhnlicher als Englisches Salz bekannt ist.

Equipage heißt alles Geräth, was zu einem gewissen Vorhaben, z. B. einer Reise, einer Belagerung ꝛc. gebraucht wird, im engern Sinne eigene Kutsche und Pferde.

Erasmus (Desiderius), einer der merkwürdigsten, gelehrtesten und größten Männer seiner Zeit, geb. zu Rotterdam am 28. Octob. 1467, der uneheliche Sohn eines Holländers, Namens Gheeraeds, aus Gouda, und der Tochter eines Arztes, war bis in sein 9. Jahr Chorknabe im Dome von Utrecht, studirte dann auf der Schule zu Deventer mit ausgezeichnetem Fleiße die Alterthumswissenschaften, wobei ihm sein leichtfaßliches Gedächtniß so sehr zu Hülfe kam, daß er in Kurzem fast den ganzen Terenz und Horaz auswendig herzusagen im Stande war. Nach dem Tode seiner Eltern, die er im 14. Jahre verlor, zwangen ihn seine Vormünder, in den geistlichen Stand zu treten. Er begab sich in das Kloster canon. regul. zu Stein bei Tergau, wo er 1486 Profeß that und sich einige Zeit mit der Malerei beschäftigte, in welcher Kunst er ansehnliche Fortschritte machte. Nachdem er 1492 vom Bischof von Utrecht die Priesterweihe empfangen hatte, reisete er nach Paris, um

Digitized by Google

m Collegium von Montaigu seine theologischen und humanistischen Stu-ien fortzusetzen. Hier befiel ihn, als Folge seines kärglichen Lebens-unterhaltes, eine Krankheit. Nach seiner Genesung verließ er Paris und widmete sich in Orleans den Rechtswissenschaften. Von hier machte Erasmus eine Reise nach England, wo er, da der hohe Ruf seiner Belehrsamkeit ihm schon vorausgeeilt war, die Bekanntschaft der vor-nehmsten und gelehrtesten Männer, eines Thom. Morus, Joh. Coletus, Linacrus u. A. machte, die ihn mit Beweisen ihrer Hochschätzung über-häuften. Auf der Universität zu Cambridge lehrte er einige Zeit mit großem Beifalle, unternahm dann mit 2 Söhnen des königl. Leibarztes Boerus eine Wanderung nach Italien, erhielt 1500 zu Turin die Doc-torwürde der Theologie und ging dann nach Bologna, wo er die Hör-säle der vornehmsten Professoren besuchte. Hier wurde er wegen seines weißen Scapuliers für einen Arzt der Pestkranken angesehen und mit Steinwürfen verfolgt, die sein Leben in Gefahr setzten. Dieser Vorfall war die Veranlassung, daß er bei dem Papste um die Freiheit bat, sein Ordenskleid abzulegen, welches Vorrecht er auch von Julius II. erhielt und später von Leo X. bestätigt wurde. Nach einem einjährigen Auf-enthalt begab er sich nach Venedig zu dem berühmten Buchdrucker Aldus Manutius und förderte hier 2 Tragödien des Euripides sowie die Ko-mödien des Plautus und Terenz zu Tage. Nicht lange nachher berief ihn der schottische Prinz Alexander, Erzbischof von St.-Andrews, nach Padua, um sich von ihm in der Beredtsamkeit unterrichten zu lassen. Als er endlich Rom betrat, empfingen ihn Gelehrte, Fürsten, Cardinäle, selbst der Papst mit Hochachtung und ausgezeichneter Freundschaft. Be-sonders gewann er die Zuneigung des Cardinals Johann von Medicis, nachherigen Leo X., der ihm auch als Papst die redendsten Beweise sei-ner Gewogenheit gab. Aber alle Versuche, ihn an Rom zu fesseln, scheiterten an seiner Liebe zum Erzbischof Alexander, mit dem er nach England zurückkehrte, wo dieser sich von ihm trennte und Erasmus beim Großkanzler Morus und andern hohen und gelehrten Personen die gün-stigste Aufnahme fand. Zu Oxford verwaltete er kurze Zeit die Profes-sur der griech. Sprache. Darauf ging er nach Flandern, wo ihn Erz-herzog Karl zu seinem Staatsrath erhob. Auf die Nachricht, daß in Basel unter der Aufsicht Johann Amerbach's die Schriften vieler Kir-chenväter im Druck erscheinen sollten, begab er sich nach dieser Stadt und nahm an diesem Unternehmen den thätigsten Antheil. Auch leitete er hier die Herausgabe seiner Werke bei Froben. Wegen der Religions-veränderung in Basel ging er später nach Freiburg, kehrte aber nach 6 Jahren wieder zurück und starb zu Basel am 12. Juli 1536. Sein Grab befindet sich daselbst im reformirten Münster. „Am Studirpulte sterben ist mein Wunsch", schrieb er an einen seiner Freunde; daher schlug er auch jede höhere Würde in der Kirche sowohl als im Staate mit edler Freimüthigkeit aus. Papst Paul III. wollte ihm den Cardinals-hut und die Propstei Deventer verleihen. Kaiser Karl V., die Könige Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII., Ferdinand in Ungarn, Sigis-mund von Ungarn suchten ihn in den schmeichelhaftesten Schreiben an ihre Höfe zu ziehen und wollten ihm Jahrgehalte ertheilen, er aber schlug Alles aus. Auch war kein gelehrter und wissenschaftliebender Fürst in Europa, der, mit ihm Briefe zu wechseln, sich nicht zur größten Ehre gerechnet hätte. Seine Vaterstadt suchte sein Andenken durch eine

Digitized by Google

prächtige Bildsäule zu verherrlichen. Erasmus war von Person klein, hatte eine schwache Körperconstitution, ein blaues Auge und ein ernsthaftes und gutes Aussehen. Er vereinigte mit ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit ebenso viel geläuterten Geschmack und treffenden Witz. Aeußerst bescheiden betrug er sich in den damaligen stürmischen Zeiten theologischer und wissenschaftlicher Kämpfe. Er bestritt das Unwesen des Mönchthums und des Aberglaubens und war ein aufgeklärter Bekenner des Katholicismus. Groß und dauernd sind seine Verdienste um die Wissenschaften und um die griech. Sprache. Seine Schriften werden noch immer wegen ihres gehaltvollen Inhalts und anmuthigen Styls geschätzt und gelesen. (Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Leclerc, Leyden 1703, 10 Bde., Fol.; sein Leben von Burigny, verd. deutsch von Henke, Halle 1782, 2 Bde.) Außer seinen geschätzten Ausgabe verschiedener Classiker und seinen übrigen philolog. und theolog. Schriften führen wir nur sein bekanntes Buch zum Lobe der Narrheit und seine Colloquia an. S. Adolf Müller's von der philosoph. Facultät zu Berlin gekrönte Preisschrift: „Leben des Erasmus von Rotterdam" (Hamburg 1828).

Erato (vom griech. Eros, Liebe), die Muse der liebeeinflößenden Gesänge, Erfinderin der Dicht-, Tanz- und Tonkunst, nach Einigen Mutter des Thamyras, beim Virgil die Muse, welche der Helden Thaten besinget. Viel hat sie mit Terpsichore gemein, dieselben Attribute, dasselbe Gewand, öfters auch eine Kithara und das Plectrum.

Eratosthenes, der erste systematische Geograph unter allen Griechen, Grammatiker, Philosoph, Dichter und Mathematiker, geb. zu Kyrene in Afrika um 275 v. Chr., des Kallimachus und Zeno Schüler, ward wegen seiner Gelehrsamkeit so sehr geschätzt, daß ihn Ptolemäus Evergetes als Aufseher der Bibliothek nach Alexandria berief. Alles, was vorher einzeln und fragmentarisch von ältern Gelehrten über die Kenntniß der Erde gesammelt worden war, vereinigte er mit seinen Untersuchungen, verglich damit die Nachrichten neuerer Reisenden, verbesserte und ergänzte daraus das Alte. Seine Geographie umfaßte die ganze damals bekannte Erde, bestimmte auch schon viele Orte nach ihrer Polhöhe, die man damals durch den Gnomen oder durch die beobachtende Größe des längsten Tages u. s. w. zu finden suchte. Dieses machte ihm möglich, eine neue Tafel von der Erde nach seiner Vorstellungsart zu entwerfen. So fehlerhaft auch diese Tafel noch ist, so muß man doch seinen Scharfsinn und die viele Mühe bewundern, mit der er Alles zur möglichsten Genauigkeit zu bringen suchte. Ob er schon eine wirkliche Gradmessung vollbracht, bleibt ungewiß. Im Ganzen genommen hatte Eratosthenes um die Geographie sehr viel Verdienste; seine Fehler sind mehr die Schuld seines Zeitalters als Folge seines Mangels an Beurtheilungskraft. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch seine Untersuchungen über die Größe der Erde, die nach ihm 250.000 Stadien im Umfange hat; auch um die Sternkunde machte er sich verdient und beobachtete zuerst die Schiefe der Ekliptik. Er starb 192 v. Chr., angeblich eines freiwilligen Hungertodes, weil Augenschwäche ihn am Lesen hinderte. Er schrieb sehr viel; indeß ist von seinen Schriften bloß eine vollständig übrig: „Katasterismoi", die von den Sternbildern handelt, von J. Kr. Schaubach, mit Commentar, Göttingen 1795. Von seinen geographischen Werken, die lange in vorzüglichem Ansehen standen, hat

Digitized by Google

ie wenigen Ueberreste G. K. Fr. Seidel gesammelt und herausgegeben, öttingen 1798.

Erbach, eins der ältesten und erlauchtesten Geschlechter Deutschands, welches die Grafenwürde hat und, nach seiner Behauptung, von Eginhard und Emma, Kaiser Karl's d. Gr. Tochter, abstammt, urkundlich aber erst 1146 vorkommt. 1532 erhob Kaiser Karl V. Eberhard von Erbach zum Reichsgrafen und sein Besitzthum in Franken, mit Bewilligung des Kurfürsten von der Pfalz, zu einer Reichsgrafschaft. Der Urenkel desselben, Albrecht (st. 1647), theilte die Besitzungen in 2 Linien: Erbach-Erbach und Erbach-Fürstenau; erstere starb 1731 aus und ihr Landestheil fiel an letztere, die sich in die noch blühenden 3 Linien theilte: Erbach-Erbach (gestiftet von Georg Wilhelm, st. 1757), Erbach-Fürstenau (gestiftet von Philipp Karl, st. 1736) und Erbach-Schönberg (gest. von Georg August, st. 1758). Sie hießen ehemals Schenken v. Erbach und bekleideten bis 1806 das Erbschenkenamt bei dem Kurfürsten von der Pfalz, welcher sich auch immer die Oberlehnsherrlichkeit über Erbach vorbehalten hatten. Das Haus Erbach hatte im fränkischen Grafencollegium 2 Stimmen. 1802 wurden die Grafen von Erbach durch Reichsdeputationsrecess mediatisirt und kamen als Standesherren unter den Großherzog von Hessen wegen der Grafschaften Erbach und Breuberg (9 QM. mit 31.000 Einw. in 2 Städten, 4 Marktfl., 81 Dörfern, auf dem Odenwalde, gebirgig, reich an Korn, Wein, Holz ꝛc.) und unter dem König von Baiern das Mediatgericht Eschau (2 QM., 2500 Einw.). Von diesen Besitzungen hat Schönberg 3¼ QM. mit 11.950 Bew.; regierender Graf: Emil Christian (kathol.), geb. 1789, kaiserlich-östreich. Major und Kämmerer; Residenz: Schönberg. Fürstenau 3½ QM mit 9850 Bew.; reg. Graf: Albrecht August Ludwig (luther.), geb. 1787, königl. würtemberg. Generalmajor; Residenz: Fürstenau. Erbach 4¼ QM. mit 11.950 Bew.; reg. Graf: Karl Friedrich Ludwig Wilhelm (luther.), geb. 1782, königl. baier. Oberst der Cavallerie und Flügeladjutant des Königs; Residenz: Erbach, und Roth im Würtembergischen. Die 3 Linien haben gemeinschaftliche Landescollegien zu Michelstadt. An der Mümling in der großherzogl. hessischen Provinz Starkenburg liegt das Städtchen Erbach mit dem gleichnamigen Stammschloß des Hauses, worin ein Rittersaal, viele höchst merkwürdige griech., röm. und altdeutsche Alterthümer, u. a. in der gothisch verzierten Begräbnißcapelle Eginhard's und Emma's Sarg aus dem Kloster zu Seligenstadt, gute Gemälde und Zeichnungen aus der neuen Schule, merkwürdige Gewehrkammer mit Wallenstein's und Eppelin's von Gailing Rüstung.

Erbadel, s. Adel.

Erbämter, eine Eigenthümlichkeit der germanischen Verfassung, von welcher das Alterthum nur wenige Spuren zeigt, welche sich meist auf priesterliche Familienämter beziehen. In dem deutschen Gefolge entwickelte sich die Sitte, auch persönliche und häusliche Dienstleistungen bei dem Führer, welche Griechen und Römer durch Sklaven und Freigelassene verrichten ließen, als Auszeichnungen den Angesehensten der Getreuen zu übertragen. Daraus entstanden die großen Hof- und Kronämter des innern Hauswesens (Major domus, High Stewart, Camerarius, Kämmerer); der Küche (Seneschall, Dapifer, Truchseß); des Kellers (Schenk, Cellarius, Baticularius, Pincerna, Butler); des Marstalls (Marschall,

Digitized by Google

Comes stabuli, Connétable), alle zugleich mit einer obern Anführerstelle im Heere verbunden. In den Dienstmannschaften der Fürsten, Bischöfe, Aebte wiederholte sich diese Einrichtung, welche durch das Lehnwesen erblich und vervielfältigt wurde. Im deutschen Reiche waren Erbämter diejenigen, deren Inhaber bei der Kaiserkrönung die Erzämter der Kurfürsten als Vicarien verwalteten. Anfangs vergab der Kaiser die Erbämter in Gegenwart der Reichsstände und versah sie mit Einkünften; in der Folge aber wurden sie erblich, doch erhielten sie erst später den Namen Reichserbämter. Karl IV. verband nicht nur in der goldenen Bulle die 4 älteren weltlichen Erzämter ausschließlich mit einigen reichsständischen Häusern, sondern er ernannte auch die Familien für die Reichserbämter. Die Kurfürsten konnten, wenn der Mannsstamm der Familie ein anderes fürstliches, gräfliches oder wenigstens reichsherrliches Geschlecht mit dieser Würde belehnen. Mit der Verleihung derselben war in der Regel kein Land verbunden. Der Senior der Familie verwaltete das Erbamt, doch stand ihm frei, die Verwaltung desselben dem nächst folgenden Agnaten zu übertragen. So war der älteste Graf von Pappenheim Erbmarschall, d. i. Vertreter des Kurfürsten von Sachsen, als des Erzmarschalls, und der zweite Erbmarschall der älteste unter den Grafen Löser; Erbkämmerer für Brandenburg der Graf von Hohenzollern, Erbschatzmeister für Braunschweig-Lüneburg der Graf von Sinzendorf, Erbschenk für Böhmen der Graf von Altbann, Erbtruchseß (Erbküchenmeister) für Pfalzbaiern der Graf Truchseß von Waldburg. Außerdem gab es noch mehre nicht an Erzämter geknüpfte Erbämter, so Erbpostmeister (Erb-General-Oberpostmeister), welches die Fürsten von Thurn und Taxis besaßen, Obrist-Hof- und Feldpostmeister, welches die Grafen von Paar inne hatten, Erbthürhüter (Freiherren von Werthern in Thüringen), Erbfischmeister (Grafen von Wernigerode, u. Anh. die Herzoge von Würtemberg, oder die Stadt Basel), Erbmünzmeister (Grafen von Springenstein seit 1672), Erbcapellan (der Propst von St.-Pölten). Einige Erbämter, wie der Erbvorschneider (Herzog von Luxemburg), sind wohl nur die Erfindung späterer Schriftsteller. Wie der kaiserliche Hof hatten auch fast sämmtliche Kurfürsten, Erzbischöfe, Bischöfe, Herzoge und andere Reichsstände, ihre Erbmarschälle, Erbschenke, Erbdroste, Erbjägermeister, Erbkämmerer, Erbhofmeister, Erbküchenmeister. Am auffallendsten war dieß in Oestreich, wo jede Provinz (Oestreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Tirol) ihre eigenen Erbämter hatte. Die merkwürdigsten unter diesen waren, außer den schon erwähnten, Erbsilberkämmerer, Erbspielgraf (der die Aufsicht über die öffentlichen Vergnügungen hatte), Erbstallmeister, Erbstabelmeister, Erbzeugmeister. Baiern hat 4 neue erbliche Oberkronämter (den Kronoberstbofmeister, Oberstkämmerer, Oberstmarschall und Oberstbofmeister) errichtet.

Erbauung, eigentlich das Aufrichten irgend eines Gebäudes; daher figürlich die Erweckung erhebender Empfindungen und Gesinnungen in dem Gemüthe eines Andern, oder die Gewinnung derselben durch Andere, insbesondere in religiöser Hinsicht. Hat es aber bei der bloßen Anregung guter Gefühle sein Bewenden, und wird keine bleibende Wirkung erzeugt, so kann man nicht von Erbauung sprechen; denn es wird Nichts in uns auferbaut. Wenn dieß geschehen soll, so müssen wir über die Dinge, die unser Gefühl bewegen, nachdenken, danach gewisse Grundsätze bilden und Entschließungen fassen. Dazu gehört aber absichtliche

Digitized by Google

Sammlung des Gemüths. Denn wer sich mit jenen zufälligen Anregungen begnügt, wird wenig an Veredlung gewinnen, indem er dann erst in Gefahr steht, bloß von zufälligen Eindrücken sich lenken zu lassen. Nur wer sich über die Sphäre des Sinnlichen erhebt, das innere Heiligthum der Seele erspäht, seine Vorstellungen von der Bestimmung des Menschen berichtigt, und mit Hülfe der sie begleitenden Gefühle Entschließungen faßt, die er von Neuem immer belebt, nur Der wird verädelt. Demnach ist Erbauung ebenso wenig Erleuchtung allein, als Rührung allein, und wer erbauen will, muß sich ebenso wenig bloß zu dem Verstande, als bloß zu dem Herzen oder zu der Einbildungskraft wenden, sondern muß den ganzen Menschen bearbeiten. Natürlich muß bei dieser Bearbeitung das religiöse Element das vorherrschende, das überwiegende seyn. Von Gott, dem Urquell alles Wahren und Guten, gehen alle Betrachtungen aus, auf ihn führen sie alle zurück. Die Offenbarungen Gottes sind aber nicht nur in der Schrift, sondern auch in der Natur aufgethan. Diese Erbauung zu bewirken gibt es 3 Wege: Verstand, Herz und Sinnlichkeit; und nach der eigenthümlichen Verschiedenheit der zu bearbeitenden Personen richtet sich nun die Art und Weise, auf die man denselben beikommen kann. Gott selbst wirkte, wie uns die Bibel erzählt, nach dieser Verschiedenheit durch jeden dieser Wege. Bald überzeugte er den Verstand, bald rührte er das Herz, bald erschütterte er die Sinnlichkeit, doch so, daß der ganze Mensch aufgeregt wurde. Auch in diesem Fache haben sich die Extreme berührt. Es gab Zeiten, wo man auf dem Gebiete des Glaubens ausschließend den Verstand beschäftigen wollte, und es glich die Aufklärung dem Sonnenlichte eines kalten Wintertages, der bloß erleuchtet aber nicht erwärmt. Zu einer andern Zeit, namentlich in unsern Tagen, finden Viele das Heil der Welt wieder in bloßer Anregung von Gefühlen, und erzeugen somit die immer mehr um sich greifende Empfindelei, Ueberspannung, Schwärmerei. Aber die Wahrheit liegt mitten inne. Das geheime, innere geistige Leben, was man Mystik nennen kann, ist allerdings dem wahren Christenthume nicht fremd, und wohl fehlte Kant darin, daß er das Wesen der Religion einzig und allein in der Pflichterfüllung bestehen ließ. Religion ist etwas ganz Andres, was mehr empfunden als ausgesprochen werden kann, weil das Gefühl ebenso viel Antheil daran hat als der Verstand, dem die Sprache dient. Es ist das Gefühl der Verwandtschaft mit Gott; aber Thorheit ist es, sich diese Verwandtschaft näher versinnlichen zu wollen. Verstand und Herz haben also bei der Erbauung gleichen Antheil. Zur Beförderung dieser Erbauung ist bereits in der christlichen Kirche eine öffentliche Anstalt errichtet; doch nicht jeder Geistlicher in der Kirche kann die Zuhörer in gleichem Grade erbauen, und auch von den letztern wird nicht jeder auf gleiche Art erbaut. Jede Classe, jede Gegend, fast jeder einzelne Mensch hat einen gewissen Kreis von Ideen und Empfindungen, in welchem er sich bewegt, und ist auch zu einer Zeit fähiger und empfänglicher für die Erweckung und Mittheilung religiöser Einsichten und Gefühle, als zu einer andern. Daher muß nothwendig mit der kirchlichen Erbauung die Privaterbauung verbunden werden, die in stiller Einsamkeit zu Hause, allein, oder im Kreise der Familie geschieht. Die geregelte Privaterbauung aber greift ohne Zweifel am tiefsten ein, wenn sie die Frucht eignes Nachdenkens und einer freien Geistesthätigkeit ist. Allein der größte Theil der Menschen steht noch nicht auf einer solchen Stufe der

Digitized by Google

Bildung, diese religiösen Selbstbetrachtungen anzustellen und zu pflegen; daher für diese gute Erbauungsschriften nöthig sind. Auch dem gebildeten, mit einer gründlichen Kenntniß der Religion ausgerüsteten und an Durchforschung übersinnlicher Gegenstände gewöhnten Christen wird eine solche Lectüre höchst willkommen seyn; indem z. B. ein mit speculativen Dingen anhaltend beschäftigter Mann am meisten der Gefahr ausgesetzt ist, das rege Gefühl des Religiösen zu schwächen, wo nicht gar zu verlieren. Was nun den Inhalt eines guten Erbauungsbuchs betrifft, so ist natürlich die Zusammenstimmung mit dem echten Geiste des Christenthums das Haupterforderniß. Anlangend die Form, so muß diese Klarheit, Lebendigkeit, Herzlichkeit, Würde, Schönheit in sich vereinigen. Und da wiederum der durch diese Schriften zu bewirkende Einfluß auf die Erhebung und Stärkung des ganzen inwendigen Menschen zum Theil durch die Verschiedenheit des Alters, Geschlechts und Standes, der Gemüthsart, des Gefühlvermögens, der Lebensverhältnisse u. s. f. bedingt wird, so ist es nöthig, solchen Schriften die möglichste Individualität zu geben. Denn was die Empfindungsweise des Einen anspricht, ihr wohlthut, greift darum nicht in gleichem Grade in das eigenthümliche Gefühlsvermögen eines Andern ein. Immer wird der einzelne Christ unter den Schriften, welche den Zweck der Erbauung befördern sollen, diejenigen auswählen, die seinem Geiste und Herzen zusagen. Wer nun bei Lesung einer solchen Schrift so in den Gegenstand hineingezogen wird, daß er ihrem erquickenden Eindrucke, ihrer erwärmenden und tröstenden Kraft, ihrem belebenden und beseligenden Einflusse sich mit Innigkeit überläßt, sodaß er durch dieselbe über sich selbst erhoben und gleichsam in eine andre Welt versetzt wird, aus der er mit dem Entschlusse geistiger und moralischer Erhebung zurückkehrt, der ist durch sie erbaut. Veranlassungen, durch solche Schriften sich zu erbauen, gibt das tägliche Leben. Und je öfter sich der Mensch bei Krankheiten, Verlusten an Ehre u. s. w. tief gekränkt und erschüttert fühlt, je mehr er im Gewühl der Geschäfte, beim Zusammenseyn mit verführerischer Reisegefährten, im Drange der Umstände u. s. f. befürchten muß, den großen Zweck seines Daseyns aus dem Auge zu verlieren, desto begieriger wird er sich nach Schriften umsehen, die den religiösen Sinn schärfen, die Einfalt des Herzens sichern, dem Glauben und dem Gewissen immer kräftigere Stützpunkte geben.

Erbeinigung, ein erbliches Bündniß unter mehren hohen adeligen Familien, welches die Sicherheit (aber nicht die Erbfolge, s. Erbverbrüderungen) und gegenseitige Hülfsleistung betraf.

Erbfolge, der Eintritt in alle Rechte und Pflichten eines Verstorbenen. Der Rechtstitel ist das Erbfolgerecht, welches entweder gesetzlich auf der Erbfolgeordnung, oder auf einem Testament (letzten Willen) oder auf einem Vertrage beruht. Die rechtliche Besitznehmung heißt Antretung der Erbschaft, die ausdrücklich oder stillschweigend geschieht. — Erbschaft, das Erbe ist der Inbegriff aller einem Verstorbenen zugehörig gewesenen Sachen (Güter, Rechte, Pflichten, die nicht mit seinem Leben erloschen sind). Auch wird Erbe, Allodium, dem Lehn, Feudum, entgegengesetzt. Der Erbe kann nach freier Wahl die Erbschaft antreten oder ausschlagen (benef. deliberandi und inventarii); wofern er nicht ein Notherbe ist, welcher die ihm angefallene Erbschaft nicht ausschlagen darf. (S. Fideicommiß und Substitution.) Die ab intestato nach

Digitized by Google

er 118. und 127. Novelle Justinians, succedirenden Personen theilt doch in 4 Classen. Die erste begreift alle eheliche Descendenten, wo die es ersten Grades nach den Köpfen (in capita), die der entfernteren nach dem Antheile ihres Ascendenten (in stirpes), in den Nachlaß sich heilen. In Ansehung des Erbtheils der Unehelichen, der legitimirten nd adoptirten Kinder muß man die Gesetze selbst vergleichen. In der . Classe succediren, wenn Niemand aus der ersten vorhanden ist, die ächsten Ascendenten des Verstorbenen, dessen vollbürtige Geschwister, n die von den Gesetzen ihnen bestimmten Antheile. In der 3. succedi- en die Halbgeschwister des Verstorbenen und die Kinder derselben, doch, wenn consanguinei, Halbgeschwister, die mit dem Erblasser einen Vater, uterini, die mit ihm eine Mutter haben, zusammen erben, so nehmen Erstere die paterna, d. h. die Güter, welche der Erblasser von seinem Vater, und Letztere die materna, d. h. die Güter, welche der Erblasser von seiner Mutter besaß, voraus. In der 4. Classe erben alle übrige heliche Verwandte als Intestaterben, sodaß der dem Grade nach nächste Verwandte den entferntern ausschließt. Nach deutschen Rechten können Erbverträge über Erbschaften Vielerlei bestimmen; dahin gehören Erb- ecesse u. a. m. Das römische Recht kannte sie nicht. S. Dalwigk's „Versuch einer philos.-jurist. Darstellung des Erbrechts nach Anlegung des römischen Rechts und neuerer Gesetzbücher".

Erblehn (lat. feudum hereditarium) nennt man Lehngüter, die entweder gleich den Allodialgütern frei veräußert, und wie diese ver- pfändet und vererbt werden können, oder in welche beide Geschlechter, wenn auch mit einem Vorzug des männlichen, der Erst- oder Jüngstge- burt fähig sind. Ein solches Erblehn ist daher wirkliches Eigenthum (wodurch es sich von der Emphyteuse [s. d.] unterscheidet), und nur beschränkt durch die Leistung eines jährlichen Zinses (Erbzinses), daher auch Erbzinsgut. Merkmal der Erblichkeit ist, daß von den Erben bei Fortsetzung dieses Verhältnisses eine Abgabe an den Gutsherrn für die neue Verleihung (Erblehnwaare, Laudemium) entrichtet wird.

Erbliche Krankheiten nennt man Krankheiten, welche von den Eltern auf die Kinder fortgeerbt werden, sodaß hier erblich so viel heißt, als die Anlage zu irgend einem gesundheitswidrigen Zustande mit dem Organismus selbst, zur Welt bringen. Schädliche Einwirkungen auf die Mutter während der Schwangerschaft tragen sehr viel zur Ausbil- dung erblicher Krankheit bei. Die Skroffeln, Flechten, Blutungen, vor- züglich aus den Lungen, die Hämorrhoiden, die Schwindsucht, Gicht, der Gries und Stein, Skirrhus und Krebs, die Geistes- und Gemüths- krankheiten, hysterische und hypochondrische Beschwerden, Schlagfluß, Epilepsie und organische Krankheiten einzelner Theile, vorzüglich des Herzens, welche als constitutionnelle, von prädisponirenden Ursachen er- zeugte Krankheiten erschienen, rechnet man gewöhnlich zu den erblichen. Um die Entstehung und Ausbildung erblicher Krankheiten zu vermeiden, heirathe 1) Der, welcher eine erbliche Anlage besitzt, keine Person von derselben Anlage, sondern von entgegengesetzter Constitution; 2) richte man von der Geburt an alle Umstände, unter denen das Kind lebt, so ein, daß die ererbte Anlage bekämpft wird; 3) sucht man die Gelegenheitsur- sachen, welche die Entstehung der erblichen Krankheiten begünstigen, zu vermeidend.

Erbmänner, ehemals Patricier der Stadt Münster, aus denen

Digitized by Google

der Magistrat daselbst gewählt ward. Sie führten mit dem Domstift Münster vor dem Reichskammergericht einen von 1557 bis 1709 (also 152 Jahr) dauernden Proceß über das vom letztern verweigerte Recht, in das Domcapitel eintreten zu können; eines der interessantesten Documente deutschen Schlendrians und deutscher Langsamkeit. Die Erbmänner gewannen denselben.

Erbpacht, diejenige Art der Verpachtung, da dem Pächter, nach Erlegung eines gewissen Erbstandgeldes, gegen ein jährlich abzuführendes, nie zu steigerndes Pachtgeld, ein Gut oder Grundstück mit den Erbstandrechte für sich, seine Erben und Nachkommen erblich und auf ewige Zeiten verpachtet wird, so lange sich der Erbpächter in Entrichtung des Erbpachtgeldes nicht säumig finden läßt, in welchem Fall Letzterer von dem Obereigenthümer des Erbpachtgutes entsetzt werden kann. Der Erbpacht ist dem Zeitpacht entgegengesetzt und kommt dem Emphytense nahe. In neuerer Zeit hat man den Erbpacht bei Domainen sehr zweckmäßig gefunden und beginnt in vielen Staaten, denselben in Bezug auf diese einzuführen.

Erbsünde. Sowie uns die Offenbarung versichert, daß die ersten Menschen durch die natürliche Einrichtung ihres Körpers und Geistes zu ihrer natürlichen und durch besondere Gaben des Schöpfers zu ihrer übernatürlichen Bestimmung tauglich waren, so belehrt sie uns auch, daß schon die ersten Menschen durch eine gesetzwidrige Handlung diese zweifache Tauglichkeit für sich und für ihre Nachkommen verloren haben. (S. 1. B. Mos., C. 1—3.) Sie hörten nicht auf, moralische Wesen zu seyn, das natürliche Bild Gottes, nach welchem sie geschaffen waren, wurde nicht ganz zerstört, aber verunstaltet; sie behielten noch Erkenntniß- und Willenskraft, behielten Freiheit; aber alle diese Kräfte wurden in Verwirrung gesetzt und eben dadurch geschwächt. Diese wirkliche Verschlimmerung, die Herabsetzung unter den einfachen Naturzustand, fühlen wir wirklich noch an uns; denn weit entfernt, daß unser niederes Erkenntniß- und Willensvermögen das höhere auf eine positive Art unterstützt, wie es in dem Stande der Gnade war; weit entfernt, daß sie sich nur passiv und lenkbar dagegen verhalten, wie es im Naturzustande war, so stehet an uns das niedrige Erkenntniß- und Begehrungsvermögen gegen das höhere in einer continuirlichen Empörung, wir müssen es bekämpfen. Man nennt diese Unauglichkeit, dieses ererbte Verderben concupiscentia, das Materiale der Erbsünde. Daß ein Erbübel an uns wirklich vorhanden sey, leugnet Niemand; die Philosophen selbst haben es zu allen Zeiten auch ohne Offenbarung erkannt und die Gegner der eigentlichen Erbsünde geben es zu. Dieses unleugbare Erbübel allein reicht schon hin, die Nothwendigkeit einer höhern Hülfe, die Unentbehrlichkeit der Offenbarung zu beweisen. Dieser ganz eigenthümlich ist nun die Lehre von der Erbsünde, deren Weisheit darin bestehet, daß wir an Adams Sünde Theil nehmen, daß wir wegen unirer Descendenz von jenem sündigen Paare nicht nur die besondern, den ersten Menschen verliehenen Gnaden und die daraus hervorgehende Tauglichkeit zu unirer übernatürlichen Bestimmung verloren haben, sondern auch, daß schon von Geburt aus wegen und durch Adams Sünde Etwas in uns liege, wodurch wir des göttlichen Wohlgefallens unwürdig und seines wirklichen Mißfallens würdig sind. Wenn es irgend eine Offenbarungslehre gibt, welche sehr mißverstanden und mit aller Heftigkeit bekämpfet worden ist, so ist

Digitized by Google

gewiß diese; der Grund davon liegt theils in der Unbegreiflichkeit
selben, zum Theile in der großen Abneigung, irgend etwas Ueberver-
nftiges gelten zu lassen, sowie in der Bemühung, alle Offenbarungs-
ren zu naturalisiren. Eine persönliche oder wirkliche Sünde (pecatum
uale) war die Erbsünde nur für die ersten Menschen, nicht für uns,
raus widerlegen sich manche Einwürfe gegen dieselbe, da man zwischen
Offenbarung und der Vernunft Widersprüche aufweisen will, als
nn wir schon vor unsrer Existenz persönlich gesündigt hätten, oder als
nn uns eine fremde Sünde als eine persönliche imputirt würde. Denn
s Wort Sünde wird hier, in Beziehung auf uns, in einer weitern
deutung genommen, insofern man darunter etwas in dem Menschen
rhandenes oder ihm Mangelndes versteht, wodurch der menschliche Geist
n Gott abgewendet und ihm mißfällig wird. Die Erbsünde besteht ferner
ht darin, daß wir das Beispiel unsrer Uraltern nachahmen und wie sie
t dem Sittengesetze abweichen; denn nach der christlichen Offenbarung
die Erbsünde so allgemein, daß sie auch Denjenigen anklebet, welche
h unfähig sind, diesem Beispiele zu folgen, wie bei Kindern, die doch
h der Offenbarungslehre ebenfalls der Erbsünde unterliegen. („Denn
r wird rein seyn von der Unreinigkeit! Keiner, wenn er auch nur
ien Tag auf der Erde lebte". Hiob.) Im neuen Bunde redet Jesus
oh. 3, 3 ff.) von dem allgemeinen Verderb'n der Menschen und von
Nothwendigkeit einer Wiedergeburt von oben herab. Von den Apo-
n hat Paulus (Gal. 3, 22; 5, 17; Röm. 3, 22 f.; 12, 7; 8, 5)
über die Erbsünde am bestimmtesten erklärt, und daß wir nur durch
ium wieder gerettet, begnadigt, Gott gefällig werden können. Von
t Kirchenvätern der ersten Jahrh., welche sich über die Erbsünde
gesprochen, nennen wir Justin, Irenäus, Tatian, Tertullian, Gregor
t Nazianz, vorzüglich Augustin. Ferner ganze Kirchenversammlungen,
lche hiedurch, wie jene Männer, den Glauben ihrer Zeit beurkunden.
nn als Pelagius (s. d.) diese Lehre zu bestreiten anfing, machte er
ßes Aufsehen (ein sicheres Zeichen der Neuerung); die Bischöfe ver-
imelten sich in Afrika (weil dort Pelagius seine Meinung verbreitete),
in wiederholten Concilien zu Carthago seine Lehre als irrig verwor-
wurde. Spätere Secten, wie die Socinianer, Mennoniten ꝛc., wider-
achen ebenfalls der Erbsünde, theils aus exegetischen, theils aus Ver-
ftgründen. Die ausgemachten Offenbarungslehren, welche die Lehre
t der Erbsünde nothwendig voraussetzen, sind: die Nothwendigkeit der
ösung durch Jesum für alle Menschen, sowie die Nothwendigkeit einer
tigen Wiedergeburt durch das Wasser und den heil. Geist (vgl. Taufe
Erlösung). Falsch ist es, daß durch diese Lehre die Gerechtigkeit
Güte Gottes verdunkelt werde, vielmehr leuchtet die eine wie die
ere Eigenschaft Gottes eben aus dieser Lehre sehr deutlich hervor,
nn nicht willkürliche Begriffe unterschoben werden, wenn man sie, wie
auch seyn muß, mit der Wiederbeseligungsanstalt in Verbindung setzt.
e christliche Offenbarung hat sich zwar deutlich und bestimmt darüber
lärt, daß es eine Erbsünde gibt; allein über die Art, wie dieselbe
alle Menschen fortgepflanzt wird, hat sie sich nicht erklärt, wie wir
n auch bei vielen andern Dingen sowohl in der sinnlichen als über-
ulichen Welt nur wissen, daß sie sind, ohne zu wissen, wie sie sind,
l zu unserm physischen und moralischem Behufe das Zweite nicht im-
t nothwendig ist. Kant und seine Anhänger setzen an die Stelle der

Digitized by Google

Erbsünde ein Radical-Böses; Schelling nähert sich mehr dem Manichäismus. Viele Protestanten denken sich unter Erbsünde diejenige in unsrer geistig-sinnlichen Natur überhaupt bedingte Schwäche zur Erkenntniß und Uebung des Guten, durch deren Bekämpfung und Besiegung wir uns zum wahren Tugendleben, dessen Ideal Christus ist, emporarbeiten.

Erbunterthänigkeit, ein Theil des Eigenthums, oder die Gewalt des Gutsherrn, welche er nach aufgehobener Leibeigenschaft, über seine Bauern noch behält. Auf der Erbunterthänigkeit beruhen: das Dienst- und Schutzrecht und gewisse Einkünfte, z. B. für Erlaubnißscheine zum Dienste außer dem Herrngut, das lytrum personale für die persönliche Freisprechung; das lytrum reale für die Freisprechung des unbeweglichen oder beweglichen Eigenthums; das jus detractus oder Abzuggeld, das der Freigesprochene außer jenen Abgaben erlegt, wenn er in ein fremdes Herrngut zieht. Heirathete z. B. in Schlesien ein unterthäniges Bauermädchen in ein fremdes Herrngut und besaß sie 1000 Thlr. Vermögen, so zahlte sie: lytrum personale 3 Thlr., lytrum reale 10 p. C., jus detractus 10 p. C., also zusammen 203 Thlr. — Friedrich Wilhelm III. hat den 10. Sept. und 9. Oct. 1807 die Erbunterthänigkeit aufgehoben; die Patrimonialgerichtsbarkeit blieb. Das Leibeigenthum hatte schon Friedrich II. aufgehoben.

Erbverbrüderungen waren im Mittelalter, wo sie entstanden, Verträge freier Familien, sich im Falle ihrer Erlöschung einseitig, gegenseitig oder mehrseitig ein Erbrecht zuzusichern; sind noch jetzt nach dem Untergange der deutschen Reichsverfassung der wichtigste praktische Gegenstand des Staatsrechts unserer Fürstendynastien, und ein Beweis, wie sehr sich solches nicht aus Staatsgrundsätzen, sondern aus Besitzergreifung zuerst ausbildete. Durch die großen Secularisationen und Mediatisationen in unserm Jahrhundert ist der Gegenstand vieler Erbverbrüderungen factisch verschwunden. Hätte der Rheinbund fortgedauert, so würde auch dieß staatsrechtliche Erbe unserer Ahnen aus unserer künftigen Fürstengeschichte verschwunden seyn. Die directen Entsagungen in Friedensschlüssen mit noch bestehenden Staaten und in Verträgen von noch fortdauernden Staaten haben auch künftig Gewicht. In Ermangelung solcher Entsagungen ist das alte Recht der Erbverbrüderungen, bis auf die von den betreffenden Staaten anerkannten Veränderungen, auch noch jetzt unter unsern Dynastien gültig. — Das Nämliche scheint aus Rechtens in den mediatisirten Dynastien in Ansehung aller Hausverträge und Erbverbrüderungen bis zum aufgelösten Reichsverbande. War die Erblichkeit unserer Herzog- und Fürstenthümer in den Familien, die sie einmal vom Kaiser und Reich lehnbar besaßen, eine Folge der Anarchie, die schon damals das Herkommen zum Rechte zu stempeln beflissen war, und zugleich des Einflusses der mächtigern Wahlherren: so war dieß ebenso sehr bei den Erbverbrüderungen der Fall, die unstreitig in freien Gütern (Allodien) nur der Zustimmung der Agnaten bedurften, welche mit den Contrahenten einer Erbverbrüderung gemeinschaftliche Ahnen hatten, die den Gegenstand einer Erbverbrüderung bereits besessen, im Lehn aber, außer innerer Zustimmung, auch der Genehmigung des Kaisers und Reichs, unter gewissen herkömmlichen oder gesetzlichen Förmlichkeiten. Frankreichs Monarchie wurde groß und mächtig durch die Weisheit der Könige, die großen Lehen zur Krone zu ziehen, wenn sie erledigt waren, durch Eroberung von den mächtigsten Kronvasallen, die

Digitized by Google

um Theil in England herrschten, und von den Herzogen von Burgund, ann durch Heirathen, Testamente und Erbfolgeverträge mit manhen Vasallen. — Deutschlands Monarchie ging in Deutschland und in Italien unter (1806), weil unsere Kaiser und unsere Fürsten ein gar u getheiltes Interesse hatten, und das erlauchte Haus der Habsburger is zum Anfang unsers Jahrhunderts freilich sich und seinen Stamm, ber nicht seine Kaiserwürde, aus erledigten Reichslehen zu bereichern eflissen war. Es hat seit dem Tode Kaiser Karls VI. fast ganz Schlesien, die ganzen spanischen Niederlande, Lothringens Rest, die Grafschaft Falkenstein und das ganze östreichische Schwaben verloren und nichts gewonnen als Salzburg und die erweiterte Souverainetät über Trient und Brixen, mit dem ehemaligen baierischen Innviertel und einem kleinen Theile Passaus. Ja es hat seinen großentheils bestrittenen, jedoch vom Erzhause nicht aufgegebenen Ansprüchen auf Altwürtemberg, auf die Lausitz, auf einzelne Theile des Königreichs Baiern und im Allgemeinen auf alle Rheinbundstaaten, zur Zeit des presburger Friedens (1806) entsagt. In Deutschland ist ihm indeß noch verblieben das Rückfallsrecht des Breisgaus, nach Abgang des Mannsstammes der badischen Dynastie mit Einschluß der 3 Markgrafen zu Hochberg, und in Italien erneuern sich die Ansprüche der Häuser Oestreich und Sardinien auf Parma und Piacenza, kraft des aachener Friedens von 1748, nach Abgang des Mannsstammes des Erbprinzen Karl Ludwig von Lucca und Parma, oder wenn solcher zur Krone Spaniens oder beider Sicilien berufen werden sollte. — Glänzender sind die Aussichten zur Vergrößerung durch die bestehenden Erbverbrüderungen beim Hause Hohenzollern. Wenig versprechen zwar die Aussichten der ältern Stammlinie in den Abtheilungen von Hechingen und Sigmaringen, die im Jahr 1575 eine Erbeinigung unter sich, und im Jahr 1692 mit der brandenburgischen Secundogenitur abschlossen, welche der ältern Linie die Erbfolge einräumte. Das Haus Oestreich hat in Deutschland keine Erbverbrüderungen mehr. Das preußische Haus hingegen steht außer Hohenzollern mit folgenden Fürstenhäusern in Erbverbrüderungen: A. Mit dem großherzoglichen Hause Mecklenburg, über dessen damaligen Staatenbesitz, kraft des wittstocker Vergleichs von 1442. Das Haus Brandenburg entsagte damals seinem gegründeten Rückfallsrecht auf die Herrschaft Stargard, die das jetzige strelitzische Staatsgebiet auswachte, um größere Hoffnungen für die Zukunft zu erwerben. Es gehören also nicht dazu die Fürstenthümer Schwerin, Ratzenburg, die Commenden Mirow und die Herrschaft Wismar, endlich die in diesem Jahrhundert erworbenen lübischen Dörfer auf der Insel Poel auf der Rhede von Wismar. B. Die oft erneuerte Erbverbrüderung mit den beiden Häusern Sachsen und Hessen erhielt ihre jüngste Bestimmung durch den naumburger Vertrag vom J. 1614. Sie ist auf den ganzen Umfang aller damaligen und zukünftigen Länder gerichtet; denn der Vorbehalt, daß die Länder auf der rechten Seite der Oder zu Gunsten der Herzoge von Pommern davon ausgenommen seyn sollten, ist durch das Erlöschen dieses Hauses erledigt worden. C. Das Haus Anhalt hatte die verwickeltsten Lehns- und Territorialverhältnisse mit dem Magdeburgischen und Halberstädtischen. Beides wurde bei der persönlichen Freundschaft der betheiligten Häuser Brandenburg und Anhalt, im Vergleiche

Digitized by Google

von 1681, zum Besten derselben und ihrer Unterthanen durch die Anerkennung des anhaltischen Souverainetätsgesetzes von der einen und der Erbfolgehoffnung des Hauses Brandenburg von der andern Seite ausgeglichen, und auch später ward ihren vormaligen höchst verwickelten Grenzstreitigkeiten ein Ziel gesetzt. D. Kraft des jüngsten Erbvertrags der Dynastie Preußen gebührt ihr durch Vertrag, nach Abgang beider Linien des Hauses Nassau im Mannsstamme, die Erbfolge in Luxemburg und Nassau. E. Da die Grafschaft Pyrmont ein paderbornisches Lehn ist, und Paderborn mit seinen Zubehörungen durch den Schluß der Reichsdeputation von 1803 an Preußen gelangte, so scheint sie ein preußisches Lehn geworden zu seyn, das indeß durch den tilsiter Frieden zum Vortheile Waldecks, als damaligen Rheinbundstaates, erloschen seyn dürfte. — In keinen Erbverbrüderungen befindet sich das Haus Wittelsbach, ausgenommen mit der herzoglichen Linie von Baiern, vormals die birkenfelder genannt, deren Erbfolgefähigkeit der teschener Friede von 1773 und die vom Könige Maximilian 1818 gegebene Verfassung bestätigten. Indeß soll nach ältern Verträgen der Häuser Baiern und Brandenburg, wenn des letztern Mannsstamm vor dem bairischen erlischt, das Fürstenthum Mörs an die Dynastie Wittelsbach zurückfallen. Auch hat sich das jetzt mit Baiern vereinigte Würzburg, 1808, bei Gelegenheit eines Staatsvertrags mit Meiningen, den Rückfall gewisser Lehen an Baiern, auf den Fall des Aussterbens des Sachsen-Ernestinischen Mannsstammes, vorbehalten. Das Haus Sachsen (Wettin), bestehend aus 2 Hauptlinien, der Ernestinischen und Albertinischen, steht durch den schon erwähnten naumburger Vertrag in Erbverbrüderung mit den Häusern Hessen und Brandenburg. Alle östreichischen Lehns- und Anwartschaftsrechte auf die Oberlausitz der Albertinischen Linie und andre Theile der sächsischen Landeshoheit überhaupt wurden durch den presburger Frieden gänzlich aufgehoben, da die sächsischen Linien damals sämmtlich Mitglieder des Rheinbundes waren. Zwar haben die Häuser Braunschweig und Sachsen 1389 eine Erbverbrüderung geschlossen; da sie aber seitdem niemals von Neuem bestätigt worden ist, so scheint sie, wie so mancher ältere deutsche Staatsvertrag, durch Nichtachtung der Erben der Contrahenten unkräftig geworden zu seyn. Von einer bestimmten Aufhebung derselben ist indeß Nichts bekannt. Uebrigens hat das Haus Sachsen seine, aus einer kaiserlichen Anwartschaft herrührenden Erbschaftsansprüche an die jülich-bergischen Lande, seit der Erlöschung des eigenthümlichen Regentenstammes derselben (1609), noch nicht förmlich aufgegeben, zugleich behaupten Sachsens Staatsrechtslehrer, daß dieses Haus auf Anhalt Anwartschaftsrechte habe, welches freilich von anhaltischer Seite, bis auf die Lehnbarkeit von Walter-Rienburg, geleugnet worden ist. Die Erbfolgerechte zwischen den bisherigen 4 Linien des Gesammthauses Sachsen-Gotha sind gerade jetzt, da die Gotha-Altenburgische Linie mit dem Herzoge Friedrich IV. ausgestorben ist, streitig geworden, und es hat sich wenigstens soviel ergeben, daß in den mancherlei in diesem Hause geschlossenen Erbverträgen von 1634, 1672, 1680, 1791 keine bestimmte und klare Entscheidung aufgestellt worden ist. Auch hat der jüngste Theilungsreceß vom 15. November 1826 für künftige Fälle Nichts entschieden. — Das Haus Braunschweig, in seinen beiden Regentenlinien, hat nur in der jüngern seinen Staatenumfang durch folgende Erwerbungen in Deutschland seit 1689 erweitert: durch

Digitized by Google

das lauenburg'sche Amt Neuhaus, das Land Hadeln, Bremen und Ver-
den, Osnabrück, Hohenstein, Hildesheim, Lingen, einen Theil von
Eichsfelde, Goslar, Plesse, Bentheim, Meppen und Ostfriesland, und
die Staaten der alten Erbhuldigung mit Braunschweig, mit jenen spä-
ter erworbenen in einem Staatskörper verbunden, ohne die bisherigen
Hausverträge beider Linien durch passendere Verfügungen umzugestalten.
In Hinsicht des alten Staatsvertrags mit Sachsens Dynastie von 1389
haben wir schon das Nöthige bemerkt und fügen nur hinzu, daß das
Haus Braunschweig Lehnrückhaltsansprüche auf denjenigen Theil des
Stadt- und Butjadinger-Landes besitzt, welchen das Haus Oldenburg
vom Aeltesten des Hauses Braunschweig zu Lehn trägt. — Das königl.
würtembergische Regentenhaus befindet sich jetzt weder activ noch passiv
in irgend einer Erbverbrüderung, und es hat der presburger Friede den
Rückfall von Altwürtemberg, wenn der Mannsstamm der würtembergi-
schen Dynastie vor der habsburgischen Dynastie erlöschen sollte (nach der
durch Vertrag mit dem Kaiser Rudolf II. vom Jahr 1599 bestimmten
Einschränkung), ausgetilgt, daher Cap. 2, §. 7 der Verfassungsurkunde
von Würtemberg die weibliche Erbfolge des letzten Sprößling im Manns-
stamm, in der sich dann erneuernde Linealerbfolge mit Primogenitur,
verfügen konnte. — Die Dynastie Baden hat einen gemeinschaftlichen
Ursprung mit den Häusern Habsburg, Zähringen und Lothringen; erstere
beide erloschen im Mannsstamm, und das Haus Baden erhielt dessen
ungeachtet Nichts aus dem Nachlasse der Zähringer. Alle badische Be-
sitzungen sind jünger als die Trennung der Dynastie von ihren Ahnen,
also durchaus kein Stammgut. Das Haus Baden war also wohl be-
rechtigt, in der Verfassungsurkunde vom 22. August 1818, durch Be-
stätigung des Hausgesetzes vom 4. October 1817 zu verfügen, daß die
weibliche Erbfolge des letzten Sprößlings im Mannsstamme der Nach-
kommen beider Ehen des Großherzogs Karl Friedrich in dem vereinten
Staatskörper des Großherzogthums stattfinden solle. Es ist schon ange-
führt worden, daß die wiener Congreßacte dem Hause Oestreich den
Rückfall des Breisgaus bedungen hat, wenn gedachte männliche Nach-
kommenschaft des Großherzogs Karl Friedrich aussterben sollte. Die
Erbverbrüderungen des in 3 Regentenlinien geschiedenen Hauses Hessen
mit den Häusern Brandenburg und Sachsen sind schon erwähnt. Ge-
meinschaftlich ist den Linien Kassel und Darmstadt die Erbfolge in Wal-
deck nach dem Absterben des Mannsstamms in diesem Fürstenhause, in
dem mediatisirten isenburgischen Lande und in der Grafschaft Dietz im
Nassauischen. Einseitig ist dagegen dem Hause Hessen-Kassel die Erb-
folge im Schauenburg-Lippeschen versprochen worden. — Das Regenten-
haus Oldenburg hat in allen seinen Zweigen den König Friedrich I. von
Dänemark zum Ahnherrn, und es hat die Einverleibung Holsteins mit
Dänemark (1806) das Erbfolgegesetz der lex regia zum Nachtheil der
männlichen Agnaten der Nebenlinie Augustenburg und Beck, welche nicht
vom König Friedrich II., dem Erwerber der absoluten Monarchie, ab-
stammen, in Ansehung der Herzogthümer Schleswig und Holstein, wohl
nicht abändern können, wenn auch jenes Gesetz in der Erbfolge von
Lauenburg anwendbar seyn sollte. — Was insbesondere die Linie Olden-
burg betrifft, so hat die Linie Holstein-Eutin die Vertauschung Holsteins
mit Oldenburg nie genehmigt, vielmehr ihr sogar widersprochen. Da der
nun verlorne Weserzoll einen Bestandtheil des Herzogthums Oldenburg

Digitized by Google

ausmachte, so hat es keinen Zweifel, daß seine Surrogate, die Ämter Wildeshausen, Vechta und Kloppenburg, mit dem Erbfürstenthum Oldenburg, nach dem Reichsdeputationsschlusse von 1803, gleiche Verhältnisse leiden, dagegen die Autonomie des Fürstenstammes regierender Linie, in Hinsicht Birkenfelds, der Herrschaft Jever und einiger südlichen Landesgrenzungen des Amts Vechta, die erst im vorletzten Jahrzehend erworben wurden, klar scheint. Noch besitzt dieß Haus aus Ueberweisung des Kaisers Alexander die Enclave der vormals souverainen Bentinkschen Herrschaft Knyphausen. (Vergl. Standesherren.) — Zwischen den beiden nassauischen Regentenlinien, nämlich der königl. niederländischen und der herzoglich nassauischen, ist der Hausvertrag von 1783 über ihre deutschen Erblande, in Folge der großen Staatsumwälzung ihres Besitzthums, modificirt worden. Beide haben sich einander in ihren deutschen Erblanden die Erbfolge versichert und dem Hause Preußen die Erbfolge nach dem Erlöschen des Mannsstamms der Nassauer versprochen. — Die beiden Regentenlinien des Hauses Mecklenburg haben ihren jüngern Hausvertrag als den hamburger Vergleich von 1701. Es ist das einzige Regentenhaus, das 23 aufeinanderfolgende Fürstengenerationen seines Stammes zählt. Seine Erbeinigung mit dem Hause Pommern ist bekannt. — Ebenso diejenigen des Hauses Anhalt, das seinen Ansprüchen auf das von Hanover an Dänemark abgetretene Lauenburg ebenso wenig als das Haus Mecklenburg entsagt und sogar beide wider einen Protest beim deutschen Bundestage 1816 eingelegt hat. Die schriftliche Gesammtung dieses Hauses ist vom Jahre 1603. — Seit 1713 stehen beide Regentenlinien des Hauses Schwarzburg zu Sondershausen und Rudolstadt in einer Gesammtung, die über alle Interessen der beiden Linien, das Seniorat, die Erbfolge u. s. w. verfügt, und ihre ältern Landeshoheits- und Grenzveränderungen mit den Häusern Sachsen und Preußen sind gänzlich verglichen worden. Unbekannt ist im Publicum die sogenannte Erbeinigung über gewisse Landestheile vom Jahr 1433 mit dem mediatisirten Hause Stolberg. In einem Theile des Schwarzburgischen gebührt dem Hause Sachsen nach Staatsverträgen die Erbfolge. — Die etwaigen böhmischen Lehnsverhältnisse dieses und des Hauses Reuß, sowie die der andern Rheinbundsfürsten, hat der presburger Friede zum Vortheil aller damaligen Rheinbundsfürsten aufgehoben. Alte und neue Hausverträge bestimmen übrigens die Dynastie- und Erbschaftsrechte der 4 regierenden fürstlich reußischen Linien. — Das fürstliche Haus Liechtenstein steht in seinen beiden Hauptlinien in einen Erbschaftsgesammtung, deren geringstes Object das unmittelbare Fürstenthum, verglichen mit den reichen Mediatherrschaften, ist. — Eine streitige Erbeinigung verbindet die beiden Häuser Lippe-Detmold und Schauenburg-Lippe, die gemeinschaftlichen Ursprungs sind. Die Grafschaft Lippe ist freies Allodium der edeln Herren und Fürsten zu Lippe, aber hinsichtlich des Amtes Blomberg, im Besitze von Lippe-Schauenburg, ist streitig, ob dieß Haus souveraine oder standesherrliche Rechte hat. Der Antheil des Hauses Lippe-Schauenburg ist kurhessisches Lehn. Die Erbfolgeverträge des Hauses Waldeck mit Hessen von 1483 und 1685 sind bekannt. Waldeck ist die letzte der vielen Dynastien in Hessen, alle übrige sind längst erloschen oder mediatisirt worden, die wenigen Reichsritter ausgenommen, welche zuletzt der Rheinbund um ihre Unmittelbarkeit brachte. — Die so sehr umgeänderten deutschen Regie-

Digitized by Google

enverhältnisse nach aufgelöstem Reichsverbande (1806) machen eine allgemeine Umformung der alten Haus- und Erbverträge nöthig, die theils dunkel, theils auf sehr veränderte Verhältnisse nicht mehr passen. Diese Umbildung ist ebenso sehr im Interesse der Dynastien als der Regierten, welchen nicht angenehm seyn kann, wenn durch Aussterben ihrer Regenten, bei dem jetzigen Stande der Erbverträge, der bisher verbundene Staatskörper in Gefahr geräth, voneinandergerissen zu werden. Nicht alle neue Verfassungen haben diese Gefahr gründlich abgewandt, und manche Erbfolgeverträge sind seit Jahrhunderten nicht von Neuem umgestaltet worden, so sehr sich auch der Länderbesitz verändert hat. Eine Hauptquelle künftiger Territorialstreitigkeiten der Souveraine des deutschen Bundes ist der Mangel einer gesetzlichen Bestimmung, was eine unstandesmäßige Heirath sey, und auf welche Art die Erbfolge den Kindern aus solchen Ehen dennoch durch Anerkennung der Agnaten und Erbverbrüderten rechtmäßig zufallen könnte. Selbst unter der vorigen Reichsverfassung fehlte hierüber ein bestimmtes Herkommen und durchaus alles deutliche Recht.

Erbvertrag, 1) eigentlich ein Vertrag über den künftigen Nachlaß eines noch lebenden Menschen (lat. pactum successorium, de hereditate deferenda). Sie betreffen entweder das Vermögen des einen der Contrahenten (p. de her. propria) oder des eines Dritten (p. de her. tertii); wie sich von selbst versteht, können nur jene den dereinstigen Erblasser in der Verfügung über sein Vermögen beschränken, diese dagegen nur für die Contrahenten von Wirksamkeit seyn. Sie sind rein deutschen Ursprungs und waren nach römischem Rechte ganz ungültig. Die Gültigkeit der Erbverträge rücksichtlich der Form und Einwilligung wird nach den Regeln der Verträge beurtheilt. Einzelne Arten der Erbverträge sind die Erbverbrüderungen (s. d.), die Einkindschaft (s. d.) und die Erbverträge unter Eheleuten in den Ehepacten. — 2) Uneigentlich ein Vertrag über den Nachlaß eines schon Verstorbenen (h. de hereditate jam delata). Zu diesem gehören die Erbrecesse (Urkunden über die vertragsmäßige Auseinandersetzung mehrer Erben in Ansehung eines auf sie vererbten Nachlasses), welche die Natur eines gewöhnlichen Vertrags haben.

Ercilla y Zuniga (Don Alonso de), der dritte Sohn eines spanischen Rechtsgelehrten, Fortunio Garcias. Seine Mutter, welche den Namen Zuniga auf ihn vererbte, kam nach dem frühen Tode ihres Gatten mit diesem Sohn an den Hof der Kaiserin Isabella, Gemahlin Karls V. Dieser junge Alonso war Page bei dem Infanten Don Philipp und begleitete ihn auf seiner Reise durch die Niederlande und einige Theile Deutschlands und Italiens, und 1554 zu dessen Vermählungsfeier mit der Königin Maria nach England. Als bald nachher, um den Aufruhr der Bewohner Araucos, an der Küste von Chile gelegenen Landstrichs, zu dämpfen, ein Heer nach America gesandt wurde, nahm Ercilla y Zuniga Theil an dem Zuge. Die Schwierigkeiten, mit denen die Spanier zu kämpfen hatten, der Heldenmuth, mit welchem die Araucaner den ungleichen Kampf bestanden, und mit Menge großer Thaten, welche diesen Krieg auszeichneten, begeisterten den jungen und tapfern Ercilla zu dem Gedanken, ihn zum Gegenstand eines Epos: „La Araucana", zu machen. An Ort und Stelle begann er das Gedicht, jedoch nicht vor 1558, und Stücke leder mußten ihm zuweilen den

Digitized by Google

Mangel an Papier ersetzen. Nachher hätte Ercilla durch falschen Verdacht einer Aufruhrstiftung beinahe das Leben verloren. Schon stand er auf dem Blutgerüste, als seine Unschuld erkannt wurde. Tief gekränkt ging er nun nach Spanien zurück und machte eine Reise durch Frankreich, Italien, Deutschland, Böhmen und Ungarn. 1570 vermählte er sich in Madrid mit Maria Bazan, deren Reize und Tugenden er in mehren Stellen seines Gedichts erhebt. Seine Verdienste wurden nicht belohnt; denn er starb in großer Zurückgezogenheit und Armuth in Madrid. Zeit und Umstände seines Todes sind ungewiß; doch muß er noch 1596 gelebt haben, da Mosquera, in seinem Werke über die Kriegszucht, von ihm als seinem Zeitgenossen spricht. Er hinterließ keine eheliche Kinder, aber zwei natürliche Söhne und eine Tochter. Die „Araucana" ist ein historisch-episches Gedicht in Oktaven, in welchem sich Ercilla, einzelne Erdichtungen und Episoden abgerechnet, genau an die Wahrheit der Begebenheiten gehalten hat, daher auch das Gedicht sehr oft den Ton der Geschichte annimmt. Voltaire's Urtheil über dieß Gedicht (in seinem „Essai sur la poésie épique") beweist, daß er es nicht gelesen hat. Cervantes setzt es im 6. Capitel seines „Don Quixote" den besten Epopöen der Italiener an die Seite. Ein gewisser Don Diego de Santistevan Osorio, aus Leon geboren, hat es fortgesetzt und die weitere Geschichte des Krieges mit den Araucanern besungen. Lope de Veja hat aus der Epopöe des Ercilla den Stoff zu seinem Stücke: „Das besiegte Arauca", genommen. — Die „Araucana" erschien zuerst 1569 in 15 Ges., die 2. Abth. 1578; das Ganze in 3 Abtheil. 1590, enthält 37 Ges. (neue Ausg. Madrid 1776). Dieses Heldengedicht ward ins Italienische und 2 Mal ins Französische (jedoch abgekürzt) übersetzt (Paris 1824).

Erdäpfel oder Kartoffeln (Solanum tuberos., L., franz. pomme de terre). Diese Frucht stammt aus Virginien, woher sie der Engländer Franz Drake 1586, nach Andern Walter Raleigh 1585, zuerst nach England brachte. Von England und Irland kam sie nach Frankreich, wo sie 1616 als Seltenheit an der königlichen Tafel verspeiset wurde. In Deutschland wurde sie 1650, und zwar zuerst im Voigtlande, allgemeiner aber erst seit dem 18. Jahrhundert angepflanzt. Ihrer Natur nach gehört sie, wie alle Nachtschattenarten, zu den narkotischen Pflanzen, doch ist bei gehöriger Reife von dem Genuß der Knollen Nichts zu besorgen. Ihr chemischer Bestand ist Stärkemehl und Zucker. Der Nutzen des Kartoffelsyrups als Zuckersurrogat hat seine Bedeutung verloren. In England baute man 1829 eine besondere Art, die sogenannten ewigen Erdäpfel (everlasting Potatoe), deren Knollen man nicht eher aussticht, als bis man sie braucht, sodaß man um Weihnachten frische hat.

Erdare, s. Erde.

Erdbahn, s. Erde.

Erdbeben, die fürchterlichste und zerstörendste aller Naturerscheinungen, die jedoch in ihren schwächsten, dann auch wohl nur daher in dadurch verursachten Pendelbewegungen erkennbaren Aeußerungen, gemeiner und verbreiteter ist, als man gewöhnlich glaubt. In ihren geringern Graden beschränken sich die Erdbewegungen auf bloße leichte Schwankungen oder auch stoßende Erschütterungen (Erdstöße). Sie hängen mit den Vulkanen (s. d.) nach Ursache und Art der Wirkung

Digitized by Google

ıfammen, erſtrecken ſich auf einen größern Umkreis als jene. Nicht gleich
t jedoch dieſer ſogenannte Erſchütterungskreis. Gewiſſe Gegenden ſchei-
en durch den Bau ihres Bodens zuſammen zu gehören, ſie ſind in
emſelben Erſchütterungskreis. Allein öfters geſchiebt es, daß ein Erd-
eben den größten Theil eines großen Continents oder gar mehre durch-
äuft, und an dem einen Ort ſtärker und heftiger, am andern ſchwächer
ch äußert. Im Mittelpunkt des Kreiſes ſind auch die Wirkungen am
hrecklichſten. Das große Erdbeben, welches 1755 Liſſabon in Portu-
al faſt ganz umſtürzte, ließ ſich durch ganz Europa bis in den höchſten
Norden, es ließ ſich in Grönland, Weſtindien und Afrika verſpüren.
Nicht alle Erdbeben haben aber dieſe Art von Ausbreitung, bei welcher
ie Stöße als Halbmeſſer des Kreiſes fortlaufen, ſondern manche er-
recken ſich in einer beſtimmten Richtung Hunderte von Meilen, wie
as 1601 von Aſien durch ganz Europa hin ſich dehnende. Der Her-
ang der Sache iſt etwa folgender: Ein unterirdiſches Geheul erhebt
ch oder ein dumpfes Rollen, das oft mit plötzlichem tiefem Fallen der
Queckſilberſäule des Barometers verbunden iſt; aber in demſelben Au-
enblicke faſt, kaum eine Sekunde liegt manchmal zwiſchen inne, fängt
hon der Boden zu wanken an, das Erdbeben bricht aus. Die Luft iſt
abei zuweilen ganz heiter, meiſt aber dumpfig und ſchwül. Oder das
Erdbeben erſcheint auch bei Sturm und Regen. Die Erſcheinung auf
er Oberfläche, wenn die Erde ſo krampfhaft ihre Glieder regt und
chüttelt, iſt verſchieden. Bald gehen die Stöße und die wellenförmige
Erhebung des Bodens wagerecht hin, wie das Wallen des Meeres, bald
ind ſie ſenkrecht, indem ein Theil des Landes ſinkt oder ſich em-
orhebt, bald im Kreiſe, wo dann die Felſen und Erdmaſſen zu tanzen
cheinen. Dieſe Unterſcheidung macht man wenigſtens in Italien nach
en bisherigen Erfahrungen. Die Erdwellen ſind größer oder klei-
ıer, man hat ſie ſchon auf 10 Fuß Länge geſehen. Wenn die aufge-
riebene und geſpannte Kruſte der Erde reißt, ſo klaffen Abgründe tief
inab und laſſen in die Eingeweide der Erde blicken; oft ſchießt aber
araus ein ziſchender Waſſerſtrom oder eine gifthauchende Dampfwolke
der ein blaues Feuer hervor. Zuweilen platzt der Boden ſo weit, daß
anze Thäler entſtehen und Berge geſpalten werden; an einer Seite da-
egen bläht ſich, wie durch die Wirkung der Vulkane, das Land zu
Berge auf, der bald ſtehen bleibt, bald einſtürzt. Hiedurch und durch
as Abreißen höherer Erdmaſſen werden Thäler und Ebenen zugeſchüt-
et und ſchauerliche Grabhügel gebildet. Oder der Stoß wirkt gewalti-
er aus der Tiefe herauf, ſchleudert das Land aus der Grundfeſte und
ırft es an einen andern Ort. Ganze Berge werden zertrümmert oder
inken in den Boden, ganze Landſtriche werden erhoben. Große Verän-
erungen begeben ſich nicht ſelten mit den Waſſern; Seen und Sümpfe
ntſtehen, weil ein Damm dem Lauf der fließenden Gewäſſer entgegen-
ehäuft wird, Flüſſe und Bäche ergießen ſich in die gehäufte Erde und
erſchwinden, oder ſie graben ſich bloß ein neues Bette, oder ſie ver-
rocknen ganz. Ebenſo entſtehen neue. Gegenden werden verſetzt. Von
en Menſchenwerken, der Cultur, der Gebäuden u. ſ. w. bleibt oft keine
Spur. Krachend ſtürzen ſie über einander und in wenigen Sekunden
t das Werk der Jahrhunderte vernichtet. So wurde Liſſabon 1755,
o Lima und Callao im ſüdlichen Amerika 1746, ſo Meſſina in Sicilien
783, ſo Guatemala 1774, ſo viele Städte in Peru 1797, ſo endlich

Digitized by Google

erst vor zwei Jahren eine Menge von Städten im südlichen Theil des chinesischen Reichs umgekehrt. Allein der ganze Hergang braucht nicht mehr Zeit als die Leser, um diese Schilderung mit den Augen zu durchlaufen. Er ist die Arbeit von einigen Minuten. Dagegen können mehre Stöße nach geraumem Unterbrechen erfolgen. Verwandelte 1783 Ein Stoß fast ganz Calabrien und einen Theil Siciliens in eine Einöde, so dauerte es doch nachher noch einige Monate fort, um die Verwüstung zu vollenden; in Syrien tobte ein anderes (1759, welches Damascus fast vernichtete) 6 Wochen, das von Lissabon fast ein Jahr. — Wo das Meer in der Nähe liegt, da wirkt auch dieses mit zum allgemeinen Elend. Das Wasser des Tajo stieg (1755) 30 Fuß höher als sonst und strömte so schnell zurück, daß das Strombette einen Augenblick trocken lag. Nach 4 Minuten zeigte sich dasselbe Schauspiel. Es wiederholte sich dreimal. An demselben Tage sah man bei Madeira (azorische Insel), bei Guadeloupe und Martinique (Westindien) die nämliche Erscheinung. Der östliche Ocean wogte fürchterlich bei dem Erdbeben von Lima und Callao (1746), er schoß Sekunden weit hoch über das Land weg und schleuderte die kleineren Fahrzeuge aus dem Hafen in das Land jenseits der Stadt, die großen verschlang er. Die Erdbeben erschüttern also auch den Meeresboden. — Die Geschwindigkeit, mit welcher die Stöße laufen, ist der des Schalles gleich. Fast in demselben Augenblick empfand man 1803 die Stöße eines Erdbebens in Algier, Griechenland, Konstantinopel, Bucharest, Kiow, Moskau. Ebenso 1830 im ganzen südlichen Rußland, besonders aber in der Wallachei, Moldau, Beßarabien. Die Meinung, daß Erdbeben nur in den heißen Ländern zu fürchten seyen, ist durch traurige Erfahrungen widerlegt. Lappland (1758), Grönland und Norwegen (1623) haben schon bedeutende Erschütterungen erlitten. Das Erdbeben, durch welches 1827 (16. Nov.) S. Fé de Bogota in Südamerika zerstört wurde, hatte die Richtung nach Nordosten und wurde fast um dieselbe Zeit zu Ochotsk in Sibirien verspürt. — Vulkanische Ausbrüche und Erdbeben sind häufig mit einander verbunden. Im Süden von China gibt es eine Menge Vulkane, die schon durch ihre in Erdbeben übergehenden Ausbrüche Flüsse und Seen gemacht und Tausende von Menschen getödtet haben. Schon die alte Geschichte erzählt von Untergang vieler Städte und Landstriche durch Erdbeben, von Verwüstung anderer. Doch ist kein einzelnes Erdbeben auch von den schrecklichsten bekannt, welches dem neuesten in China (1830) zu vergleichen wäre. Es sollen 12 große Städte, eine Unzahl Dörfer und im Ganzen 500.000 Menschen umgekommen seyn. — Ebenso wenig als von den Vulkanen ist man der Ursache von den Erdbeben ganz gewiß. Wenigsten sind bis jetzt mehre dabei zusammenwirkende entdeckt worden, ohne daß man sagen könnte, daß dieß die einzigen seyen. Diese sind, mit einigen Worten bezeichnet, Erdfälle, Veränderung der Anziehung (Schwere), Elektricität, Dämpfe und Luft. Durch anhaltende Dürre kann es nämlich geschehen, daß im Innern der Erdrinde ein ausgetrocknetes Land sich spaltet und zerbröckelt, daß es in Stücken durch die geöffneten Spalten hinunterfällt und die oberen Lagen nachzieht, auf andere dagegen erschütternd drückt. Doch erklärt diese Möglichkeit nur vergleichungsweise sehr kleine Erderschütterungen. — Wenn es auch wahr ist, daß von einer Gegend sich die Richtung der Schwere plötzlich

Digitized by Google

eränderu kann, so erklärt diese Voraussetzung immer noch die wenigsten rdbeben. — Daraus, daß bei vielen dieser furchtbaren Verheerungen nverkennbare Spuren von Thätigkeit der Elektricität sich gezeigt haben, bloß man unbilligerweise auf alle, während doch gewiß ist, daß bei elen auch keine ferne Andeutung hievon erscheint, und glaubte, das ufgehobene Gleichgewicht der Elektricität sey die stille Ursache der ächtigen Wirkung. Wenn nämlich die Elektricität der Erde und die er Atmosphäre das Gleichgewicht verloren hat, so sucht sie dasselbe wie- er herzustellen, wodurch Ausbrüche entstehen müssen. So wenig alle iese Ansichten zu verwerfen sind, so genügen sie doch auch nicht einmal usammengenommen ganz. Am meisten Gewicht legt die bekannteste Er- lärung in die Wagschale, die aus eingeschlossener Luft oder Dämpfen. euchtigkeit, ja ganze Wasseransammlungen sind bekanntlich in geräumigen der kleineren Erdhöhlen eingeschlossen und werden stets von Oben herab enährt. Ebenso sicher ist die Annahme von irgend wie entstehendem nterirdischem Feuer. Im Lauf der Zeit muß es sich wohl zuweilen reffen, daß die feindlichen Stoffe zusammengerathen. Die Wirkung ist atürlich eine Ausdehnung des Wassers in Dämpfen, welche einen Aus- eg suchen. Häuft sich der Dampf, so ist ihm endlich kein Felsen mehr u schwer, kein Riegel verschließt ihn, er bricht zerstörend Bahn, bis er n die Luft ausströmt. Von den gewaltigen Wirkungen des Dampfes berzeugt uns ja heutzutage die Mechanik, die uns Tausende von Men- chenhänden und Pferden erspart, indem sie Wasser und Feuer in ihre Stelle treten läßt. — 1829 den 31. März und folgende Monate wur- den die Provinz Murcia und ein Theil von Valencia in Spanien und 1831 einen Theil von Mittelitalien durch Erdbeben heimgesucht. — Wie gegen Gewitter, so hat man auch gegen Erdbeben sich durch eigene Vorkehrungen sichern zu können geglaubt. Bertholon de St.-Lazare gründete auf die Idee, daß das Erdbeben seiner Natur nach ein unter- irdisches Gewitter sey, den Vorschlag, ganze Gegenden durch Erdbeben- ableiter zu schützen, nämlich durch lange eiserne Stangen, die oft so tief wie möglich in die Erde eingegraben und an beiden Enden mit einer Krone von Spitzen versehen werden. Wiedeburg („Ueber die Erdbeben", Jena 1783) schlug Pyramiden oder kegelförmige hohe Ge- bäude vor, um das Gleichgewicht atmosphärischer und unterirdischer Elek- tricität herzustellen. Auch zu Erdbebenmessern sind von Dom. Salsano Vorschläge geschehen, nach denen auf mechanische Weise bei einem ent- standenen Erdstoß mit einem Pinsel auf einem Papier, das über eine gehörig gestellte Bousole gelegt ist, die Richtung desselben abgezeichnet, zugleich durch Anschlagen an eine Glocke die geringste Erdbewegung an- gedeutet werden soll. Preuschen hat in einer eignen Schrift (Heidelberg 1783) ähnliche Vorschläge gethan.

Erdbeere, beliebte Frucht von ursprünglich rother Farbe, die in den Gartenerdbeer-Sorten auch verschiedentlich nuancirt ist. Die schmack- hafteste ist die Ananas-, die größte die Riesenerdbeere in Chile, welche wie ein kleiner Apfel groß wird. Die Alten kannten sie nur als wilde in Wäldern, wo sie fast unter allen Himmelsstrichen wächst. Nächst dem Weinstock pflanzt sich keine nutzbare Pflanze so leicht fort, wie der Erdbeerstock, besonders durch seine Ausläufer, die er fortgehend macht. Am besten wird er jedoch durch Setzlinge vermehrt, die immer in einer Spirallinie um den Stock herum sich bilden. Verpflanzt man

Digitized by Google

diese im Julius oder August, so tragen sie gewöhnlich schon das folgende Jahr; auch kann man Erdbeeren leicht durch Samen ziehen, den man beim Waschen reifer Erdbeeren als Abfall erhält. Die Stöcke verlangen, wenn sie gut tragen sollen, gute Erde und hinreichende Feuchtigkeit und wollen häufig neu angepflanzt seyn. Von großen Sorten thut man wohl, die tragbaren Stengel an Stäbchen zu binden. Ihre Benutzung ist nur auf die Zeit ihrer Reife, im Sommer, vom Junius an, eingeschränkt; sie werden entweder für sich, oder mit Zucker, oder mit Wein, oder auch mit Milch genossen; doch bereitet man auch aus dem gepreßten Saft künstliches Eis, als Erdbeeren-Gefrornes. — 2) (Med.) Das noch zarte Erdbeerenkraut gibt guten Thee. Ehemals war es, wie die Erdbeerwurzel (herba, radix fragariae), als zusammenziehendes Mittel officinell. Nach Ein. soll der Genuß der Erdbeere ein Mittel zur Entdeckung der Gegenwart des Bandwurms seyn.

Erdbohrer, ein Instrument, welches beim Bergbau zu Versuchsarbeiten, besonders auf Steinkohlen- und Braunkohlenflötzen, auf Steinsalzlagern, auf Salzquellen, auch wohl zur Aufsuchung gewöhnlicher Quellen angewendet wird. Es besteht aus mehren Stangen, die aneinandergeschraubt werden können, und an welchen die, entweder scharfen oder hohlen Bohrstücke, auch durch Einschrauben befestigt werden. Die oberste Stange ist mit mehren Knöpfen versehen, um ein Seil darum schlingen oder um ihn vermittelst eines, mit einer Gabel versehenen Hebels in die Höhe heben zu können. Das Instrument wirkt durch den Fall und wird dabei vermittelst eines Schlüssels immer um ein Achtel seiner Peripherie gedreht. Bei größern Tiefen werden Maschinen zum Heben durch Drehen angewendet. Man hat neuerlich eine über 700 Fuß betragende Tiefe mit dem Erdbohrer erreicht, und aus dem Bohrloche Salzsoole durch Saugpumpen gehoben.

Erdbrände, nicht vulkanische, in der Erde selbst veranlaßte, oder doch unterhaltene Entzündungen brennbarer Stoffe. Sie sind theils oberflächlich, in Flammen ausbrechende, theils tiefer nur glimmend sich erhaltende. Jene beruhen auf Selbstentzündung von Asphalt und Naphtha. Es brechen auf der Oberfläche der Erde bis zu 5 Fuß hohe leichte und hüpfende Flammen aus, die sich, wenn sie schwach und niedrig sind, ausblasen lassen, jedoch gleich wieder auflodern, wenn sie aber mächtiger sind, nur durch Ausgießen mit Wasser auf einige Zeit verlöscht werden. Dergleichen finden sich sehr viele in der Nähe des kaspischen Meers (bei Baku), in Italien bei Pietra Mala und an vielen Orten, in Frankreich bei Barthelemi u. m. Das Brennmaterial bei ihnen ist wahrscheinlich in hoher Temperatur entwickeltes Kohlenwasserstoffgas, das bei Berührung der Luft sich selbst entzündet. Diese tiefer brennenden (eigentlichen) Erdbrände beruhen entweder auf Selbstentzündung schwefelkiesreicher Steinkohlenlager (seltener Braunkohlenlager), oder entstehen durch Verwahrlosung in Steinkohlengruben. Solche Brände dauern gewöhnlich eine lange Reihe von Jahren hindurch. Ein Steinkohlenflötz bei Duttweiler, 1660 entzündet, war 1780 noch nicht erloschen. Auch bei Planitz, unweit Zwickau, glimmt ein Steinkohlenbergwerk schon mehre hundert Jahre. Von einem neuen Braunkohlenbrande auf dem Westerwalde berichten die „Rheinischen Blätter" 1819. Verloschene Erdbrände hinterlassen die pseudo-vulkanischen Fossilien, als Erdschlacken; sie kommen von schwarzer, brauner, rother und gelblicher Farbe vor und enthalten Kieselthon, Kalk und Eisenoxyd.

Digitized by Google

Erde nimmt A. in ihrem kosmischen Verhältniß als weltkörperliche Masse (Erdkörper) in dem Planetenstreich des Sonnensystems zwischen Venus und Mars die dritte Stelle ein. Der nächste sinnliche Anschein lehrt uns, wie die Alten, die Erde als eine ungeheure, unebene Fläche betrachten. Versetzen wir uns aber in eine russische Steppe, in eine afrikanische Wüste, auf's hohe Meer. Um uns her ist eine ungeheure durch Nichts unterbrochene Ebene verbreitet. Die Begrenzung unserer Aussicht bietet bloß der Himmel dar, der rings an die Erde zu stoßen scheint. Auf allen Seiten aber ist es gleich weit bis an dieses Ende, wir stehen im Mittelpunkt eines Kreises. Wie kommt Das? Nur dann ist es erklärt, wenn wir uns auf einer Kugel stehend denken, von der man kein Stück durch eine Ebene abscheiden kann, das nicht ein vollkommener Kreis wäre. So werden wir schon für die Kugelgestalt der Erde gestimmt. Noch mehr, wir wandern fort durch die Wüste, bis endlich bewohntes Land, oder gar eine Stadt, oder auch ein Gebirg in unsere Augen fällt, dem wir uns nähern; wir segeln weiter im Meere, es begegnet uns eine Küste, eine Insel, ein Leuchtthurm oder ein Segel. In allen Fällen machen wir die Bemerkung, daß die erhabenen Gegenstände, denen wir zurücken, uns zuerst mit der Spitze und dann immer weiter hinab sichtbar werden, als stiegen sie, oder wir eine Anhöhe hinan. Erst in ziemlicher Nähe erblicken wir, wenn auch noch undeutlich, den Fuß des Gebirges, das Ufer der Insel, den Grund des Thurmes, die Wurzel des Baumes, den Rumpf des Schiffes. Diese Erscheinung wird uns begreiflich, sobald wir denken, die Erde ist gekrümmt auf der Oberfläche. Dieß wird zur Gewißheit, sobald wir erfahren, daß es in Nord und Süd, in Ost und West, auf der ganzen Erde derselbe Fall ist. Sie muß einer Kugel wenigstens ähnlich seyn (ein sphärischer Körper). Schauen wir an den Himmel hinauf und suchen dort weitere Belehrung. Wir fassen in den weiten Gefilden der Sternwelt einen Stern ins Auge, der uns merkwürdig ist, den Polarstern, welcher unverändert seinen Glanz bewahrt, während andere unter unseren Gesichtskreis hinabsinken. Deßhalb ist er auch der treue Leiter der Schiffe. Wendet sich der Schiffer nach Norden, so schwinden hinter ihm Sterne, die er glänzen sah, am Himmel hinab, und endlich werden sie unsichtbar, während doch der Lauf ihrer scheinbaren Tagesbewegung von Ost nach Westen geht; dagegen steigt der Polarstern immer höher am Himmel herauf, und kommt seinem Scheitelpunkt näher. Wieder gegen Süden gewandt sieht er diesen Stern hinter sich sinken und dem Himmelsrande näher kommen, bis er unter demselben sich verbirgt, dagegen steigen vor ihm Sterne herauf, die er vielleicht nie gesehen. Wäre dieß auch möglich, wenn die Erde, eine weite horizontale (wagerechte) Fläche, vom Himmelsgewölbe umspannt würde? Nein. Sie muß zwischen Süd und Nord gekrümmt seyn. Andere Erfahrungen macht der Reisende nach Ost oder West gekehrt. Er fährt nach Morgen zu und sieht, wenn er mit guten Uhren versehen ist, daß die Sonne täglich früher aufgeht, und zwar um mehr, als es die Bewegung der Erde um die Sonne in gewissen Jahreszeiten mit sich bringt. Ebenso alle Sterne. Er segelt nach Westen, und der Fall ist umgekehrt, seine Uhren gehen zu früh, die Sonne und Sterne treten immer später herauf. Auch diese Erfahrung beweist, daß zwischen Ost und West die Erde eine gebogene Oberfläche hat. So kann man sich der Ueberzeugung nicht entziehen, sie ist wenigstens kugelähnlich.

Digitized by Google

Man sah die Planeten (die untern) durch die Sonne gehen, und erblickte den runden Körper derselben auf dem glänzenden Lichtgrund, man erkannte, daß eine Mondsfinsterniß nur entsteht, wenn die Erde zwischen Sonne und Mond stehend, auf den letztern Körper ihren Schatten fallen läßt, und auch dieser Schatten ist rund und zwar jedesmal, die Erde mag eine Lage haben, welche sie will. Alles dieß würde schon hinreichen, die Gestalt der Erde im Allgemeinen zu bestimmen. Auch bewogen einige von diesen Gründen den sinnigen Christoph Colon zu dem Glauben, daß die andere Halbkugel nicht leer seyn könne, daß es möglich seyn müsse, westlich steuernd nach Indien zu kommen. Der Erfolg ist bekannt und auch, daß seitdem hunderte von Seeleuten die Erde umschifft haben, der unwiderleglichste Beweis für ihre Gestalt, da die Reisenden ihre Richtung nicht ändern, sondern z. B. immer westlich oder immer östlich steuern und doch am Ende an ihrem Ausgangspunkte wieder anlangen. Daß die Abweichungen bald südlich, bald nördlich u. s. w. sind keine Einwendung dagegen. Natürlich muß der Seefahrer die ins Meer sich hinein streckenden Ländermassen umgehen, aber er kehrt nach jeder Ausbeugung in seine Hauptrichtung zurück. Man könnte doch noch glauben, die Erde habe die Gestalt eines Cylinders (Walze), weil man nach Norden und Süden die Erde noch nie, des Eises der Polarmeere wegen, umschifft hat. Allein man ist in diesen Richtungen weit genug vorgedrungen, um zu beweisen, daß sie auch dort gekrümmt sey. Die Art, wie unsere Erde diese runde Gestalt angenommen hat, leuchtet sehr wohl ein, wenn wir sie uns bei ihrer Entstehung als eine noch weiche, bildsame Masse denken, die, indem sie sich um sich selbst schwingt, vermöge der Schwere jeden Theil nach den übrigen treibt, woraus denn eine mittlere Richtung aller Theile nach dem gemeinschaftlichen Mittelpunkt entsteht, aus der die Gestalt der Kugel nothwendig folgt. Was blöde Unwissenheit von dem Herabfallen unserer Antipoden (s. Gegenfüßler) u. dgl. u. gegen die Kugelform der Erde hat einwenden wollen, erscheint als nichtig, wenn man erwägt, daß bei einer ungeheuern Kugel, wie die Erde, der Begriff von Oben und Unten ganz wegfällt, da Alles nach dem Mittelpunkte zustrebt, und daß, wenn von Unten und Oben die Rede seyn soll, die ganze Kugelfläche das Unten, die sie umgebende Atmosphäre aber das Oben ist. Wenn wir indeß die Erde unbedingt eine Kugel nennen, so ist das streng genommen nicht ganz richtig. Sie weicht von der Kugelgestalt ab, denn sie ist an den Polen eingedrückt und abgeplattet. Darauf wurde man zuerst durch die Abweichungen in den Schwingungen des Pendels, unter dem Aequator und nach den Polen zu, geführt. Man beobachtete, daß ein Pendel um so langsamer seine Schwingungen machte, jemehr er sich dem Aequator näherte, und schloß daraus zunächst auf die nach demselben zu abnehmende Schwerkraft. Diese aber ward dadurch erklärbar, weil einmal der Kreis der täglichen Umwälzungen am Aequator am größten, die Körper mithin schneller als an den Polen umgeschwungen werden, und dann, weil unter dem Aequator die Richtung der Schwungkraft gegen den Mittelpunkt gerade, nach den Polen zu aber nur schief entgegengesetzt ist. Man schloß aus diesen Beobachtungen richtig, daß die Erde eine an den Polen abgeplattete Kugel oder ein Sphäroid sey, und erklärte diese Gestalt sehr genügend durch die Erfahrung, daß die Theile einer weichen, um sich selbst geschwungenen Masse sich von den Polen wegdrängen und der Mitte zuströmen, wodurch

Digitized by Google

) nothwendig die Pole abplatten, und die Mitte erhöht wird. Verſſungen ſetzten die Sache außer Zweifel. (S. Maupertuis und ndamine; vgl. Gradmeſſungen.) Ein andrer wichtiger Geſtand bei der nähern Kenntniß der Erde war die Beſtimmung ihrer öße. Die Bemühungen der Alten in dieſer Rückſicht mußten, wegen s Mangels ausreichender Inſtrumente, fruchtlos bleiben. Erſt nach n J. 1615 kam man auf genauere Ergebniſſe. Ein Holländer, Willord Snellius, ſchlug zuerſt den einzig richtigen Weg ein und maß das tück eines Meridians von Alkmar bis Leyden und Bergen op Zoom rch Dreiecke. Der Wahrheit näher kamen nach ihm die Vermeſſungen icard's und die ſpäter von Maupertuis angeſtellten. Ihr kleinſter urchmeſſer beträgt etwa $1716\frac{1}{2}$, ihr größter etwa $1721\frac{1}{2}$, der ittlere Erddurchmeſſer alſo etwa 1719 geographiſche Meilen ieſe zu 3800 Toiſen gerechnet), nach ſchärferer Berechnung 6.532.660 oiſen, der Erdhalbmeſſer alſo etwa $859\frac{1}{2}$ (in gemeiner Annahme 30) geographiſche Meilen. Der Umfang der Erde wird gewöhnlich zu 400 geographiſche Meilen beſtimmt, ihre Oberfläche, mit Berückſichgung der Abplattung, 9.261.900 geographiſche Quadratmeilen, ihr ubiſcher Gehalt etwas über 2660 Millionen Cubikmeilen. Die Unebenheiten der Berge kommen hierbei nicht in Anſchlag, da der höchſte Berg icht $\frac{1}{1900}$ des Durchmeſſers der Erde und nicht mehr als auf eine Kugel on 6 Fuß im Durchmeſſer etwa ein Sandkorn von $\frac{1}{2}$ Linie beträgt. Von der Erdoberfläche nimmt Europa etwa den 54., Aſien den 14., Afrika den 17. und Amerika den 16. Theil ein. Die Südländer mögen zuſammen etwas größer als Europa ſeyn. Die Anzahl der Menſchen n allen 5 Welttheilen ſchätzt man auf 800 bis 1000 Millionen. Die Erde iſt als Weltkörper (Erdplanet) immerfort in einer doppelten Bewegung: in einer Kreisbewegung um ſich ſelbſt (einer rotirenden) und iner gleichen um die Sonne als ihren Mittelkörper (einer progreſſiven). a) Für ihre rotirende Bewegung bildet der kleinſte ihrer Durchmeſſer die Drehungslinie, wird alſo zur Erdaxe, deren Endpunkte an der Oberfläche die Erdpole bilden. Hiernach wird ihr größter von jedem ihrer Pole gleich weit abſtehender Umkreis für ſie ein Gleicher (Aequator, ſ. d.). Die Richtung, wohin dieſe Bewegung geht, wird als Oſten, die gegenſeitige als Weſten bezeichnet. In Folge dieſer Bewegung ſcheinen in der Gegend des Aequators, während dieſer Bewegung, die Sonne und alle Himmelskörper ſich von Oſten nach Weſten über die Erde weg zu bewegen. Die eine der Erdhälften (Hemiſphären) vom Aequator aus (und zwar, der Richtung von Weſten nach Oſten als Hauptrichtung, zur linken Seite) wird als nördliche, die entgegengeſetzte als ſüdliche Hemiſphäre unterſchieden. Von beiden bildet der entſprechende (Nord- und Süd-) Pol die Mitte. Beide Pole behaupten immer dieſelbe Richtung, mithin auch die Erdaxe (bis auf eine Unerheblichkeit von gegen 18″). Nach der völlig gleichmäßigen rotirenden Bewegung der Erde aber wird die Länge eines Tags beſtimmt (Tag und Nachtzeit als Eine gerechnet). Die Periode einer jeden Rotation iſt aber um etwas kürzer, als eine Tagsdauer nach gewöhnlicher Zeiteintheilung, nämlich nur 23 Stunden, 56 Minuten und etwa 6 Secunden, weil die Erde jeden Tag, nach Beendigung einer Rotation, noch 3 Minuten und etwa 54 Secunden bedarf, um denſelben Stand gegen die Sonne zu bekommen, wie den Tag zuvor, indem ſie während derſelben zugleich $\frac{1}{365}$ ihrer Bahn um die Sonne

Digitized by Google

zurückgelegt hat. Hieraus entsteht der Unterschied zwischen Sternenzeit und Sonnenzeit in der Tageseintheilung, weil die Erde gegen Fixsterne nach jener Zeit denselben Stand wieder hat, wie zuvor. Alle Abstände auf der Erdoberfläche werden, ebenso wie die Abstände am scheinbaren Himmelsgewölbe, nach Kreisbogen gemessen. Ein Bogen von einem Pol zum andern, also vom Betrag eines Halbkreises, wird als Meridian unterschieden. Jeder Ort der Erde, außerhalb der Pole, hat einen Meridian. Für alle (nördlich oder südlich) von ihm liegende Orte hat die Sonne zu gleicher Zeit ihren höchsten Stand erreicht, d. i. sie haben zu gleicher Zeit Mittag; ebenso haben auch alle andern Himmelskörper (oder auch alle Punkte am Himmelsgewölbe) an allen Orten eines Meridians zu gleicher Zeit ihre Culmination (s. d.). Jeder Meridian wird vom Aequator aus in der nördlichen und südlichen Hemisphäre besonders gemessen, nach Graden, auf deren jeden 15 geogr. Meilen gerechnet werden (obgleich wegen der Erdabplattung jeder Grad nach dem Pol zu etwas weniger größer wird). Man unterscheidet diese Grade hiernach, nördlich und südlich, als Breitengrade und zählt deren (der gewöhnlichen Abtheilung eines Viertelkreises gemäß) 90 vom Aequator an, für jede Hemisphäre (vgl. Breite). Im Gegensatz davon bezeichnet man als Länge (s. d.) die Entfernung, welche ein Ort in der Richtung von Westen nach Osten von einem bestimmten Meridian aus hat, der dann als erster Meridian betrachtet wird. Gewöhnlich nimmt man dafür den durch die Mitte der Insel Ferro, als der westlichsten der canarischen Inseln, gehenden. Auf dem Aequator beträgt ein Längengrad ebenfalls 15 geogr. Meilen. Wegen der Kugelform der Erde nehmen aber alle Parallelkreise von ihm nach den Polen zu in einem von der Kugelform dargebotenen Verhältnisse ab und müssen in der Nähe der Pole nur noch als unerhebliche Ringe gedacht werden. Es sind die Längengrade in jedem Breitengrade verschieden, werden aber in jedem, wie unter dem Aequator von 1—360 fortgezählt, so daß jeder $^1/_{360}$ des entsprechenden Parallelkreises ist. In diesen Parallelkreisen schwingen zugleich die ihnen entsprechenden Orte der Erdoberfläche, während der Umdrehung der Erde in einem von dem Aequator aus abnehmenden Verhältniß der Geschwindigkeit, die daselbst die größeste ist und in jeder Minute $3^3/_4$ geogr. Meilen beträgt. b) In der progessiven Bewegung der Erde um die Sonne wird, in einem Abstande von ihr zwischen 20.297.860 und 20.990.400 geogr. Meilen (gemeinhin im Mittel, aber zu gering, 24.000 Erdhalbdurchmesser, und da man 1000 astron. Meilen auf diesen rechnet, also in einem mittlern Abstand von 24 Mill. astron. Meilen), eine von einem Kreis nur wenig abweichende elliptische Bahn (Erdbahn) von 129.681.100 geogr. Meilen von ihr durchlaufen, und zwar dieß in 365 Tagen, 5 Stunden, 48 Minuten und etwa 37 Secunden Sonnenzeit, während sie sich in dieser Periode (wornach sich die Jahre der Erde, jedoch mit einer Zurechnung von 20 Minuten 34 Secunden, wegen Verrücken der Nachtgleichen, reguliren) 366 und fast $^1/_4$ Mal um sich selbst gedreht hat. Die Schnelligkeit dieser Bewegung übertrifft (das Licht und etwa die noch ungemessene der Elektricität ausgenommen) jede auf der Erde selbst bekannte und beträgt in jeder Secunde etwa $4^1/_{20}$ Meilen, täglich also 355.000 Meilen. Sie ist etwas schneller (bis zu etwa $^1/_{30}$), wenn die Erde in ihrer elliptischen Bahn der Sonne näher, als wenn sie ihr entfernter sich befindet, da sie dort 61′ 13″,

Digitized by Google

ier nur 57′ 11″ ihrer Bahn täglich durchläuft (vgl. Perihelium und Aphelium). Die Richtung der progressiven Erdbewegung ist von Osten nach Westen, doch nicht völlig der Richtung der rotirenden Erdbewegung entsprechend, sondern diese in einem Winkel von etwa 23½ Grad durchschneidend. Wegen Veränderung des Standes zur Sonne scheint diese täglich um etwas von Westen nach Osten weiter zu rücken und, wenn die Fixsterne beobachtet werden, in deren Nähe die Sonne an einem bestimmten Tage auf- und unterging, jeden Tag sich von denselben von Westen nach Osten zu entfernen. Hiernach bildet sich die scheinbare Sonnenbahn am Himmel, innerhalb gewisser, als Thierkreis unterschiedener Sternbilder (vgl. Ekliptik); immer aber befindet sich die Erde in der entgegengesetzten Seite, von der Sonne aus nach den Sternbildern zu, welche die Sonne ein halb Jahr später scheinbar durchläuft. Wegen der Schiefe der Erdbahn gegen den Aequator bilden sich zwei Durchschnittspunkte (Aequinoctialpunkte), auf deren jedem die Sonne, wenn die Erde sich in ihm befindet, den Erdbewohnern unter dem Aequator zur Mittagszeit in dem Scheitelpunkt (Zenith) steht, wo dann, weil hier die Richtung der Erdbahn von der des Aequators fast gar nicht abweicht, auf der ganzen Erde Tag- und Nachtgleiche eintritt. Zu zwei andern Zeiten ist die Erde der Sonne (einmal nördlich, einmal südlich) so schräg zugewendet, daß den Erdbewohnern unter einem Breitenkreis von 23½ Grad die Sonne einmal im Jahre in der Mittagsstunde in den Scheitelpunkt sich erhebt. Diese Punkte der Erdbahn (Ekliptik) werden als Solstitialpunkte unterschieden. Hiernach sind nicht nur für jede Erdhemisphäre die Zeiten des längsten und die des kürzesten Tages bestimmt, sondern es regulirt sich überhaupt, besonders für die über den 23½ Grad hinaus reichenden Breitengrade, die Sommer- und Winterzeit, die also auf beiden Erdhemisphären eine entgegengesetzte ist. Zugleich werden hiernach die Erdzonen abgegrenzt, nämlich die heiße, die südliche gemäßigte, die nördliche gemäßigte, die südliche kalte und die nördliche kalte. Die heiße Zone ist der Erdstrich, welcher 23½ Grad südlich und ebenso viel nördlich vom Aequator um die Erde läuft, und deren Bewohner jährlich 2 Mal die Sonne senkrecht über dem Scheitel haben. Ihre Grenzen zu beiden Seiten des Aequators sind die beiden Wendekreise, oder diejenigen Kreise, in welchen die Sonne ihre größte Entfernung von dem Aequator erreicht. Da die Sonne auf die Zone ihre Strahlen fast immer senkrecht herabwirft, so herrscht in ihr ein ewiger Sommer, und Tag und Nacht sind unter dem Aequator selbst immer gleich, an den Wendekreisen kaum um eine Stunde verschieden. Nach Beschaffenheit und Lage der Länder dieser Zone ist jedoch die Hitze nicht allenthalben gleich. Am brennendsten sind die Sandwüsten Afrikas, weit gemäßigter sind die glücklichen Inseln des Südmeers, und noch milder ist das Klima Perus. Hier gibt es Gebirge, auf deren Gipfel selbst die senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen den ewigen Schnee nicht wegzuschmelzen vermögen. Die beiden gemäßigten Zonen erstrecken sich von den Wendekreisen nach den Polen zu, enthalten das meiste bewohnte Land und haben ein ungleiches Klima. Die Hitze nimmt ab mit der Entfernung vom Wendekreise, und in gleichem Grade wird der Unterschied der Jahreszeiten und das Ab- und Zunehmen von Tag und Nacht immer größer, bis zu dem Punkte, wo am kürzesten Tage die Sonne innerhalb 24 Stunden gar nicht über dem Horizont erscheint, und am längsten

Digitized by Google

Tage in eben der Zeit gar nicht untergeht, sodaß es ein Mal im Jahre gar keinen Tag und ein Mal gar keine Nacht gibt. Der durch diesen Punkt, parallel mit dem Aequator und Wendekreise, laufende Kreis macht die Grenze der gemäßigten Zone nach dem Pole zu, und heißt der Polarkreis; es gibt einen südlichen und einen nördlichen. Die Entfernung vom Wende- bis zum Polarkreise, oder die Breite der gemäßigten Zone sowohl auf der südlichen als nördlichen Halbkugel, beträgt 43 Grade. Alles, was über die Polarkreise hinausliegt gegen die Pole zu, bildet die kalten Zonen; nur in der nördlichen gibt es noch Land, das ebenfalls bewohnbar ist, obgleich die organische Natur hier zu erstarren beginnt und weder Getreide noch Bäume, sondern nur Mooſe, Flechten und einiges Gesträuch hervorbringt. Die Entfernung vom Polarkreise bis zum Pole beträgt noch $23\frac{1}{2}$ Grad, aber bis zum Pole selbst ist noch kein Mensch vorgedrungen. Dem südlichen Pole, der noch unwirthbarer als der nördliche ist, weil sein Winter zugleich in die Zeit der Sonnenfernen fällt, hat sich Cook bis auf 71 Grad genähert; in die nördliche Zone ist man bis auf 80 Grad vorgedrungen. Das Charakteristische der kalten Zonen ist, daß Tag und Nacht mit der Annäherung an den Pol immer ungleicher werden, und Tage, ja Wochen lang die Sonne einmal gar nicht auf- und einmal gar nicht untergeht. — Die eigene Richtung der Erdbahn steht, wie die aller Planetenbahnen, mit der Richtung des Sonnenäquators in nächster Verbindung, die gegen sie nur einen Winkel von 7 Gr. 29 Min. macht. Außerdem ist sie von der gegenseitigen Attraction der Planeten abhängig, unter denen besonders Venus, als der nächste, und Jupiter und Saturn, als die größten, Einfluß haben; sie ist daher auch veränderlich, doch nur in mäßigen Grenzen. Auch die Aequinoctialpunkte fallen nicht jedes folgende Jahr genau in die vorigen Stellen, sondern rücken auf der Ekliptik vor, daher das eigentliche Jahr (die Wiederkehr der Erde zu demselben Aequinoctialpunkte) um den angegebenen Betrag die Zeit der Vollendung ihrer Bahn überschreitet. B. Dynamische Natur der Erde. Die Entstehung der Erde (Geogonie) ist ein Problem, das der menschliche Scharfsinn wohl nie zu lösen vermögen bedürfte. Lichtenberg zählt („Geol. Phantasien", in „Götting. Taschenb.„ 1795) 50 Hypothesen auf, deren keine befriedigt. Sie kommen entweder auf ein Zusammenballen einer in den Himmelsräumen unendlich fein zertheilten Masse zu einem Klumpen hinaus, wohin schon die älteste Annahme der Erdentstehung aus dem Chaos und aus Atomen nach Leukipp, Epikur, Demokrit gehört, oder auf Losreißung eines Theils der Sonne, entweder durch eine Explosion von ihr aus, oder auch durch einen vorbeistreifenden Kometen (wie bes. Buffon geltend zu machen suchte), oder auch auf Zusammenrücken und Vereinen mehrer sich nahen Körper (nach de Luc), oder auf Zertrümmerung oder Verrückung früherer großer Weltkörper (wie u. A. Leibnitz die Erde für eine ausgebrannte Sonne hielt). Naturwissenschaftlich leitet uns hierbei Nichts, als das sowohl an dem Erdkörper selbst, als durch das ganze Sonnensystem erkannte und auch den Bewegungen der Weltenkörper um einander zu Grunde liegende Gesetz der Gravitation. Die Schwere ist nämlich die allgemeinste Eigenschaft alles Körperlichen auf der Erde und ihrer selbst. Auf der Oberfläche der Erde ist der Fallraum der Körper in der ersten Secunde zu $15\frac{5}{8}$ rheinl. Fuß ausgemittelt (um $\frac{1}{60}$ größer, als derselbe in der Entfernung des Mondes von der Erde beträgt und als

Digitized by Google

dieser, als Erdmond, gegen die Erde gravitirt). Er ist geringer in den Aequatorialgegenden (wegen der vermehrten Schwungkraft der Erde in ihrer Umdrehung), vermehrt nach den Polen zu, aus gleicher Ursache geringer auf hohen Bergen, als in Niederungen. Aus diesem Gesetze, unter Vergleichung der Geschwindigkeit der Bewegung der Erde um die Sonne mit ihrer Entfernung von ihr und den Geschwindigkeiten der Bewegung und der Entfernung anderer Planeten von der Sonne, ist auch die Dichtigkeit der Erde als Weltkörper in Bezug auf andere abgeleitet (die Erde ist hiernach über 4 Mal dichter als der Sonnenkörper). Eine absolute Schwere aber kann der Erde gar nicht beigemessen werden, da die Schwere in der Mitte der Erde indifferent wird, indem sie nur auf gegenseitiger Gravitation der Massentheile unter sich beruht. Berechnungen, wie die von Marsenne, daß, wenn 1 Cubikfuß gemeine Erdart 100 Pfd. wiegt, die Erde (hier als fortgehend compact gedacht) gegen $3^1/_6$ Quadrillionen Pfund wiegen würde, sind leere Sätze. Außer der Schwerkraft sind der Magnetismus (als Erdmagnetismus), die Elektricität und der Bildungstrieb, der in einfachster Weise sich in der Krystallisation der Mineralien darlegt, als eigne Kräfte der Erde aufzustellen. Die ihr eigene Temperatur (Erdwärme), die, so weit wir in das Innere der Erde einzudringen vermögen, ziemlich dieselbe bleibt (= + 10° Reaum.), hängt wahrscheinlich mit innern Vorgängen zusammen, durch die ebenso Wärmestoff gebunden als wieder frei wird, der dann sich theils in vulkanischen Ausbrüchen, theils in heißen Quellen darlegt. C. Materielle Natur der Erde. Wir kennen die Erde materiell nur auf eine sehr geringe Tiefe. Die tiefsten Erdschachten reichen noch lange nicht so weit, als wir die größten Tiefen des Meeres annehmen müssen. Wenn wir aber auch diese der höchsten Bergerhebung über die Meeresfläche, als einem geringen Außentheil von Dem, was der Oberfläche des festen Erdkörpers noch als Berg- und Landmasse aufgesetzt ist, gleich schätzen und zwar zu einer geogr. Meile, den Erdhalbmesser von der Mitte der Erde bis zur Meeresfläche aber zu 860 geogr. Meilen anschlagen, so können wir materiell nur höchstens $^1/_{860}$ der Erdtiefe, mit welchem Betrag man nur etwa den Papierüberzug eines künstlichen Erdglobus von schon ansehnlichem Durchmesser vergleichen kann. Bei weitem tiefer aus dem Innern des Erdkörpers mögen die Erdmassen gelangen, welche die Vulkane auswerfen; doch bleibt auch hier die Tiefe, aus der sie kommen, durchaus unerforschbar, und schwerlich dürfte ein leitendes Princip sich darbieten, das entscheidende Gründe dafür aufstellte, daß die Erde bis auf ihre Mitte ein compacter Körper sey. Alle Erscheinungen auf der Erdoberfläche werden sich ebenso leicht erklären lassen, wenn man in dem Innern der Erde eine oder mehre größere Höhlungen voraussetzt. Ja, als Hypothese läßt sich wohl die Meinung vertheidigen, daß die Erde ebenso, wie eine convexe Außenfläche, auch eine concave Innenfläche habe, und daß diese von einem von ihr eingeschlossenen Lebens- und Lichtprincip ebenso zur Hervorbringung und Unterhaltung organischer Wesen Anregung erhalten könne, als jene von der Sonne aus. Die Kenntniß der materiellen Stoffe, welche den Erdkörper, so weit wir ihn in seiner Oberfläche (Erdrinde) kennen, ausmachen, und inwiefern sie zur Bildung desselben beitragen, ist Gegenstand der Geognosie, die Kenntniß derselben als Einzelnheiten

Digitized by Google

in ihrer Gesondertheit, die der Oryktognosie. In der Zusammensetzung derselben unter sich erhalten wir nun zwar Andeutungen, daß der Erdkörper schon Perioden hindurch bestanden habe, die sich mit Untergang und einer totalen Veränderung der frühern Oberfläche derselben endeten, oder Andeutungen von Erdrevolutionen. Unter den mehren Stoffen, die als Mineralien besondere Gegenstände der Naturbeschreibung sind, finden sich auch Formationen, die auf eine ehemalige organische Bildung hinweisen (Petrefacten), die, da sie zum Theil jetzt bekannten organischen Formen nicht entsprechen, uns auf eine Urwelt (s.d.) hinweisen; eben Erd- und Steinarten, zum Theil so geschichtet und in so fester Verbindung unter sich, daß sie als Ueberreste jener Urzeit (als Urgebirge) betrachtet werden müssen, auf welche sich dann andere, als Flötzgebirge, in Senkungen unter verschiedenen Winkeln und als aufgeschwemmtes Land an- und aufgesetzt haben, ist Andeutung, daß bei jenen Erdrevolutionen, wahrscheinlich in verschiedenen Zeitperioden, Zertrümmerungen in mancherlei Art Statt gefunden und große Wasserströmungen in Uebermächtigkeit mitgewirkt haben mögen. Andere Produkte haben Andeutungen, durch Feuereinwirkung entstanden zu seyn, wie auch die vulkanischen Produkte unbezweifelt solcher Art sind; andere, besonders Metalle in ihrem vererzten Zustande und in ihren Gängen zwischen den Urgebirgen und den Uebergangsgebirgen derselben zu der Flötzbildung, erscheinen als Produkte eines noch wenig erforschten innern chemischen Bildungsprocesses der Erde. D. Organische Natur der Erde. Schon in frühester Zeit wurde die Idee der Lebendigkeit der Erde gefaßt. Wenn man die innige Verknüpfung betrachtet, in der die Erde mit allen organischen Wesen auf ihr steht, die, insofern sie ihnen die materielle Grundlage ihres Daseyns, als Erdboden darbietet, als Erdbewohner in dem allgemeinsten Begriff zusammengefaßt sind, und wenn man erwägt, daß diese selbst nur in ihnen hierdurch verliehener Gemeinschaft unter sich bestehen können; so kann man nicht verkennen, daß jedem besondern Leben auf der Erde ein universelles Erdenleben zum Grunde liegt, in das jedes individuelle Daseyn aufgenommen ist, und von dem es sich nur relativ, wie Besonderes von Allgemeinem unterscheidet. Das Erdenleben geht aber selbst, als Eigenleben, in das Sonnenleben, als noch höheres Leben, ein, das sich nicht nur durch die Bewegung der Erde um die Sonne, sondern besonders auch durch die Lichtspendung, welche die Erde von der Sonne empfängt, in seiner Höhe geltend macht, indem alles Leben auf der Erde doch nur von Licht und der von derselben angefachten Wärme geweckt und unterhalten wird. Insbesondere aber ist es die eigene Art der Bildung der Erdoberfläche, die uns auf das Eigenleben der Erde hinweist, das gleichsam als Blüthe auf ihr hervortritt, für welches die luftige Umhüllung der Erde, als Erdatmosphäre, die erste Bedingung ist, zu welcher dann die Erde als Erdfeste einen Gegensatz bildet, ungeachtet die Atmosphäre selbst ein integrirender Theil der Erde ist. Eine zweite Bedingung alles organischen Lebens auf der Erde ist dann das Wasser der Erdoberfläche; dieß aber nicht sowohl in seinem Verharren auf einer Stelle, als in seiner steten Bewegung und besonders für Ausbildung höheren Lebens, in seinem steten Strömen aus Höhen in Niederungen, sowohl als atmosphärischer Niederschlag als der Erde selbst als Erdwasser entquollen. Die dritte Bedingung des organischen Lebens ist

Digitized by Google

ndlich das Feuer, das, vom Sonnenlicht nur primär angeregt, zu ielfach, auch mit dem Erdenleben selbst verflochten ist, um, auch ohne n Centralfeuer anzunehmen, als Grundlage desselben ausgeschlossen le.ben zu können, das auf das Wasser aber zunächst dadurch wirkt, daß s selbiges als Flüssigkeit, also auch fließbar erhält. Wenn wir sonach ie Erde von einem höhern Standpunkt aus als Erdorganismus is Auge fassen, so nehmen die Ungleichheiten der Erdoberfläche, die em ersten Anblick als eine Störung ihrer Kugelform erscheinen, und ch endlich in eine große Niederung, die bei weitem der größere Theil er Wassermasse auf der Erde als Meer einnimmt, verflachen, die Aufmerksamkeit auch besonders insofern in Anspruch, als das organische eben, nicht bloß von Pflanzen und Thieren, sondern hauptsächlich auch as des Menschengeschlechts in seiner höheren Entwickelung, in geselli;em Zusammentritt zu Gemeinden und Völkerschaften, mit dieser Erdildung in nothwendigem Zusammenhange ist, indem Menschen, nur für hre ersten Bedürfnisse des Wassers nicht zu entrathen, sich vorzugsweise mmer an den Ufern der Bäche, Flüsse, Ströme und den Meeresküsten nsiedeln. Die erste Anregung in neuerer Zeit, den Culturzustand der Menschen von den in der Erdbildung selbst begründeten, theils kosmichen Verhältnissen abzuleiten, hat Herder (in seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit") gegeben; noch ist aber diese Idee in ihrer ganzen Fruchtbarkeit nicht nach Verdienst gewürdigt, und noch immer wird die Bildung der Erdoberfläche, wie sie die natürliche Geographie darstellt (wornach zunächst als Festland zwei große zusammenhängende Massen als Ost- und Westseite, außerdem mehre größere oder kleinere, vom Meere umflossene Erhöhungen als Inseln unterschieden werden) als ein zufälliges Ergebniß betrachtet, ungeachtet bei aufmerksamer Beachtung aller Verhältnisse, auf welche die Erdbildung in ihrer Oberfläche Bezug hat, auf ungezwungene Weise das Endresultat hervorgeht, daß insbesondere der Abscheidung vom festen Lande und Gewässer in dem Zusammenseyn, sowie der Entgegenstellung beider Einheitsprincipe, eine Andeutung von Zweckmäßigkeit zum Grunde liege, und daß die allgemeine Länder- und Völkerkunde selbst, wie die Geschichte der Menschheit überhaupt, in der Anerkennung dieser Resultate erst eine naturphilosophische Begründung erhält. Chepret Dessaudraix stellt insbesondere in seinem: „La chef de phenoménes naturels" die Hypothese auf, daß unsere Erde ein Thier sey, welches durch seinen Schweiß, seine Bewegungen und Ausdünstungen jeder Art zu allen Naturerscheinungen Anlaß gäbe. Auch Wagner hat vor Kurzem diese Hypothese angenommen, und so auffallend dieselbe erscheint, so läßt sie sich doch nicht geradezu verwerfen. Vielleicht ist auch unsere Ebbe und Fluth ein blutähnlicher Kreislauf im Erdkörper. Die Zeit der Vollendung eines solchen Kreislaufes und der Größe der Erde, würden wenigstens in einem ganz guten Verhältnisse mit der Dauer des Umlaufs unserer Blutmasse und mit der Größe eines Thieres stehen. In der That scheint es ein zu stolzer Wahn, wenn eitle und kurzsichtige Menschen sich schmeicheln, daß der Erdball, oder wenn die denkenden Bewohner der übrigen Weltkörper sich einbilden wollten, daß ihre ungeheuren Wohnsitze einzig für sie und ihres Gleichen da wären. Indeß Ungeziefer, das sich auf einem Thierkörper von beträchtlicher Größe befindet, würde, mit Denkkraft begabt, freilich derselben Meinung seyn. Doch läßt sich hin-

Digitized by Google

gegen auf der andern Seite sagen, wie gerade das Dasein dieser Denkkraft beweis't, daß vor dem Schöpfer die Masse nicht gilt, sonst würde er dem Wallfische mehr Verstand ertheilt haben, als uns. Sonach stände die Erde, selbst als Thier angenommen, im Reiche der Wesen doch unter dem Menschen, und müßte ihm insofern nach seinen Zwecken dienen, was zwar ihre Selbstständigkeit, aber nicht ihren anderweitigen Dienst im höhern Weltplane ausschließt. S. „Bode's Anleitung z. phys. math. u. astron. Kenntniß der Erdkugel" (3te Aufl., Berlin 1820); von Hoff's (von der göttinger Akad. d. Wissensch.) gekr. Preißschrift: „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürl. Veränderungen der Erdoberfläche" (Gotha 1822, 2 Bd. m. K.); Alex. Brogniart „Tableau des terrains, qui composent l'écorce du globe", (Paris 1822, auch deutsch). S. Geologie.

Erden (Erdarten), als chemische Körper betrachtet, sind von weiße Farbe, im Wasser unauflöslich, für sich unschmelzbar, unentzündlich, feuerfest, und ohne Geruch und Geschmack. Die neuere Chemie hat sie als Oxyde von bisher ungekannten Metallen aufgestellt, weßhalb man sie als Sauerstoff haltende Verbindungen und nicht als einfache Körper ansehen muß. Man kennt Kieselerde, Thonerde, Zirkonerde, Talkerde, Glycinerde und Ittererde. 1) Kieselerde, die in allen zum Kieselgeschlechte gezählten Steinen vorkommt, läßt sich mit Kohlensäure nicht vereinigen, löset sich aber in fixen Alkalien und in Flußspathsäure auf. Im Opal ist sie nur mit Wasser verbunden. Mit Alkalien geschmolzen, gibt sie Glas. 2) Thonerde, Alaunerde, ein Bestandtheil des Töpferthones, Ziegelthones, Porzellanthones, ist sehr leicht, vereinigt sich mit allen Säuern zu Mittelsalzen, geht mit ätzenden Alkalien Verbindungen ein, keineswegs aber mit kohlensaurem Ammonium. Sie kommt im Alaun, Thonschiefer, Basalte, Feldspathe und der Porzellanerde als Bestandtheil vor. Im reinen Zustande gibt sie die Basis der Pastellfarben. Im Feuer schrumpft sie zusammen (worauf Wedgwood sein Pyrometer gründete), ja sie wird so hart, daß sie am Stahle Funken gibt. Auf der Beschaffenheit des Thones, d. i. auf dem Verhältnisse seiner Alaunerde zu der darin befindlichen Kieselerde, Eisenoxyd, Kalk, Kali ꝛc., beruht die Güte und Feinheit der verschiedenen Töpfergeschirre (s. Töpferkunst). 3) Die Zirkonerde, der Hauptbestandtheil des Zirkons und des Hyacinths, löset sich in keinem Alkali auf, gibt aber mit Säuern schrumpfende Salze. 4) Die Talkerde, Magnesia, Bittererde, ein Bestandtheil des Serpentins, des Talkes und des Bittersalzes, geht mit allen Säuern Verbindungen ein, auch mit kohlenstoffsauerm Ammonium; Kali und Natrum verbinden sich nicht mit ihr. Natürliche Auflösungen des Bittersalzes sind die Bitterwasser zu Epsom und zu Saidschütz. 5) Glycin oder die Süßerde, wegen des süßen Geschmacks ihrer Verbindungen mit Säuern, ist ein Bestandtheil des Smaragds und Berylls; sie vereinigt sich mit kohlensauern und ätzenden Alkalien. 6) Die Ittererde, ein Bestandtheil des Ittertantals, vereinigt sich mit kohlensauern, aber nicht mit ätzenden Alkalien. Die sogenannten alkalischen Erden, Kalk, Baryt und Strontian, suche man bei den Alkalien (s. d.). In der Oekonomie kommt die Oberfläche des Erdbodens oft als Erde in Betracht. Diese ist aber eine Mischung der verschiedensten Dinge; sie besteht aus Kiesel- und Thonerde, Kalk, aus Salzen und Resten organischer Körper. Die letztern bilden die sogenannte Dammerde, und sind

Digitized by Google

s allein, welche, nebst dem Kalk, dem Boden Fruchtbarkeit geben. Die Dammerde ist ein Kohlenstoff haltendes Produkt, durch Verwesung erzeugt, und geht als Nahrungsstoff mit dem Wasser in die Pflanzen. Sie macht den Boden dunkelfarbig, und darin liegt der Vorzug der schwarzen Gartenerde. Die übrigen Bestandtheile sind ziemlich gleichgültig, sobald sie nur fein genug zertheilt, nicht steinig und felsig sind, obgleich nicht zu leugnen, daß kalkiger Erdboden gedeihlicher ist als thoniger, und dieser besser als sandiger.

Erdenge, schmaler Strich Landes, der, zwischen 2 Meeren durchgehend, zwei Länder verbindet, z. B. zwischen Morea und Livadien.

Erdenutsch, Sandschak und Hauptstadt derselben im Ejalet Tschaldir (osmanisch Asien); die Stadt ist befestigt und wird für unüberwindlich gehalten.

Erdferne in Bezug auf den Mond, s. Apogäum.

Erdgeister, so v. w. Gnomen.

Erdharz, ein Körper, der in seinem Verhalten den vegetabilischen Harzen ähnlich ist, aber als Fossil in der Erde gefunden wird. Erdharze sind verbrennlich, und lösen sich auch zum Theil in Weingeist oder Oelen zu Firnissen auf. Sie scheinen vegetabilischen Ursprunges zu seyn, aber durch das Verschüttetliegen große Veränderungen erlitten zu haben. Hierher gehören der Bernstein, das Judenpech oder Asphalt, das elastische Erdharz.

Erdmandeln, die eiförmigen, länglichen Wurzelknollen von cyperus esculentus, von süßem, mandelartigem Geschmack; wachsen im Orient und im südlichen Europa wild, lassen sich aber leicht anbauen und als Mandeln benutzen. Christ empfiehlt sie, wie die Erdnuß (Lathyrus tuberosus Linn.), als Kaffeesurrogat.

Erdmannsdorf (Friedrich Wilhelm, Freiherr von), geboren 1736 zu Dresden, begab sich, nachdem er in Wittenberg Philosophie studirt hatte, nach Dessau. Der Fürst von Dessau, Leopold Friedrich Franz, wählte ihn zu seinem Gesellschafter auf seinen Reisen nach England, Frankreich, der Schweiz und Italien, welches letztere Erdmannsdorf schon 1761 besucht hatte. Sein Kunstsinn fand allenthalben reiche Nahrung und entwickelte sich besonders für die schöne Baukunst. Nach seiner Rückkehr benutzte er die eingesammelten Kenntnisse zur Verschönerung des dessauischen Landes, und das Schloß von Wörlitz, das Landhaus der Fürstin im Luisium, bezeugen den gebildeten Geschmack des Baumeisters; nicht minder hat er sich durch die Anlagen, womit der Fürst nach seiner Angabe die Gegend um Dessau verschönern ließ, ein bleibendes Gedächtniß in den Herzen Aller gestiftet, die sie besuchen. Auch die Gründung der chalkographischen Gesellschaft, 1796, war sein Werk, und gewiß lag es an seinem Eifer nicht, wenn sie den Erwartungen der Kunstfreunde nicht in vollem Maße entsprach. Unter den Werken, die aus dieser Anstalt hervorgingen, nehmen seine zu Rom gezeichneten architektonischen Studien eine vorzügliche Stelle ein. Er starb 1800. A. v. Rode schrieb das Leben dieses trefflichen Mannes (Dessau 1801).

Erdrosseln, 1) (Med.), die Todesart, wo der Tod wegen Zusammenschnürung der Jugularvenen und Zurückhaltung des Bluts im Gehirn, gewöhnlich sehr schnell, unter einer das Bewußtseyn aufhebenden Betäubung, erfolgt. Es hört zu den seltnern, doch unbezweifelten

Digitized by Google

Arten des Selbstmordes; das bekannteste Beispiel dieser Art ist Pichegru's zwar, jedoch wie es scheint grundlos, angefochtene Selbstentleibung. 2) (Rechtsw.), s. Todesstrafen.

Erdrücken der Kinder, eine der gewöhnlichen Verwahrlosungen neugeborner Kinder, welche Mütter und Säugammen sich zu Schulden kommen lassen, wenn sie solche des Nachts bei sich im Bette behalten und vom Schlafe überwältigt, sie durch die Last ihres Körpers erdrücken (oder auch ersticken). Nach londner Todeslisten betrugen nur die angegebenen Fälle dieser Art (nach Süßmilch) von dem Jahr 1686–1774 nahe an 5000. Das preußische Criminalrecht verpönt zur Verhütung dieses Uebels das nächtliche Beisichbehalten der Kinder unter 7 Jahren mit zweijähriger Zuchthausstrafe.

Erdschatten (Phys.), der abwärts von der Erde, während ihres Umlaufs um die Sonne, wegen Auffangen der Strahlen von der Erde nicht beschienene Theil des Himmelsraums; rückt gleichmäßig mit der Erde auf ihrer Bahn weiter. Er hat die Form eines Kegels. Seine Länge wird aus den Halbmessern der Sonne und der Erde und der Entfernung der Erde von der Sonne berechnet. Er reicht zwischen 3–4 Mal so weit, als der Abstand des Mondes von der Erde beträgt, und ist in diesem Abstande selbst noch fast drei Mal breiter, als der Mond.

Erdstrich, so viel wie Erdzone; s. Erde.

Erdumseglung, s. Reisen.

Erdwalze, 1) (Maschinenw.), eine starke, in Pfannen liegende Walze, welche mit Hebeln herumgedreht werden kann; man zieht Kähne und Schiffmühlen damit an das Land. 2) (Kriegsw.) Eine besonders bei den Türken, ihren Erfindern, übliche Art, die Festungen anzugreifen. Sie graben sich nämlich in einer bedeutenden Entfernung von der Festung und in bedeutender Ausdehnung in der Breite, gleich einer Parallele, in die Erde nach der Festung zu auf. Später gehen sie nun, indem sie immer die Erde als Deckung von sich vorwärts weiter schaufeln, auf die Festung los und werfen endlich die gewonnene Erde in den Graben der Festung, füllen ihn dadurch aus und stürmen so den Platz. Diese Angriffsweise ist wegen ihrer Einfachheit auch von mehren europäischen Ingenieurs zur Nachahmung vorgeschlagen worden, indessen außer einigen Beispielen in dem niederländischen Kriege (1578 vor Deventer von dem niederländischen Obersten Sonnay angewendet, 1592 vor Steenwyk) bis jetzt nicht praktisch ausgeführt worden. Langsamkeit und Gefährlichkeit stehen ihr hauptsächlich entgegen. Die berühmteste Anwendung ist vor Kandia, das die Türken mittelst der Erdwalze eroberten.

Erdwinde, eine senkrechte Winde, die zu Fortbewegung großer Lasten gebraucht wird, weil sie mehr Kraft äußert als die horizontale; denn man kann einen längeren Hebel bei ihr anbringen, als bei der letztern. Ihre Einrichtung ist sehr einfach; gewöhnlich ist die stehende Welle nicht einmal in ein Gerüste eingeschlossen, sondern inwendig hohl, und läuft an einem glatten in die Erde getriebenen Pfahl, indem sie sich dabei auf 2 dicht an denselben gelegte Bretter stützt, damit sie eine leichte und gleichförmige Bewegung hat. Mit dem Ende des Zugtaues sind einige 10 bis 12 Fuß Länge und 4½ Zoll starke Bäume an die Welle befestiget, um die letztere damit drehen, und so das Zugtau aufwinden zu können, während es durch ein unten an der Welle befindliches kleines Rad verhin-

Digitized by Google

ert wird, zu tief herunter zu sinken. Oben wird der zur Spindel die-
ende Pfahl durch zwei oder drei Linien, die an Pflöcker in der Erde
efestiget sind, gehalten, daß er bei dem Herumdrehen der 4½ Fuß
ngen Welle unbeweglich bleibt. Befindet sich die letztere hingegen in
nem Gerüste, so kann ihr unterer runder Theil nur 4 Fuß hoch seyn.
ie ganze Winde besteht dann aus der Welle, den Bodenstöcken, 2
rummhölzern, 2 Ständern, 2 Riegeln, einer Schwelle und einem Quer-
ück zu der Welle, und 2 Hebebäumen.

Erdzunge, ein schmales Stück Land, das sich weit in die See er-
recket.

Erebus (Myth.), der Sohn des Chaos und der Finsterniß, ver-
and sich mit seiner Schwester, der Nacht, und zeugte mit ihr den
ether und den Tag. Einige machen ihn zum Vater der Parzen. Er
ard in einem Fluß verwandelt und in den Tartarus gestürzt, weil er
en Titanen Hülfe geleistet; von ihm hat der Tartarus, besonders der-
enige Theil desselben, den man als den Aufenthaltsort der tugendhaften
Schatten bezeichnete, und von welchem diese zu den elisäischen Feldern
bergingen, den Namen Erebus erhalten.

Erechtheus, s. Erichthonius.

Eregri, Seestadt im Sandschak Boli des Ejalets Anatoli (osma-
ilsch Asien); hat 6000 Bewohner, welche Leinwand weben und mit Holz
andeln; am Meere ist ein alter Damm zum Anlegen der Schiffe und
ür die Werfte; berühmt ist der Wachtelfang mit Netzen und Falken;
onst Heraklea Ponti.

Eremit, Einsiedler. Verlangen nach Ruhe vor den Störungen ei-
ner geräuschvollen Außenwelt, Hang nach Unabhängigkeit und Selbst-
genuß, Menschenhaß, aber auch Liebe für die Wissenschaft und Sehn-
sucht nach dem Ewigen und nach einem vertrautern Umgange mit der
Gottheit führte zu allen Zeiten Menschen aus dem Getümmel der Welt in
die Einsamkeit. Die Juden hatten ihre Essäer und Therapeuten, und
schon in den ersten christlichen Zeiten finden wir in Aegypten, dem Va-
terlande jener jüdischen Sekten, Menschen, welche, aller andern Gesell-
schaft entsagend, sich in einsame Gegenden oder rauhe Einöden zurück-
zogen, um sich hier unter Bußübungen und Entbehrungen aller Art
einem frommen, beschaulichen Leben zu widmen. Sie hießen Anachore-
ten, wenn sie menschenleere Wildnisse zu ihrem Aufenthalte wählten; Ce-
nobiten aber, wenn sie, nach Art der durch sie veranlaßten Mönchsor-
den, in größeren Vereinen, aber getrennt von der übrigen Welt, bei-
sammen lebten. Als der erste christliche Einsiedler d. h. als der Erste,
der in völliger Abgeschiedenheit von der menschlichen Gesellschaft lebte,
nennt die Geschichte einen Paulus aus Theben in Aegypten, der, um
den Verfolgungen des Decius zu entgehen, um die Mitte des dritten
Jahrhunderts nach Christi noch als Jüngling in die Gebirge seines Va-
terlandes flüchtete, und hier bis in sein hundert und dreizehntes Jahr
entfernt von allem menschlichen Umgange lebte. Unter seinen zahlreichen
Nachfolgern verdient Antonius, ein Landsmann und Zeitgenosse des
Paulus, Erwähnung, der nicht bloß durch sein strenges Einsiedlerleben
und durch die ascetischen Uebungen, die er sich auflegte, sondern auch
durch die außerordentlichen Thaten, die er verrichtete, den Ruf des Hei-
ligen gewann. — Der Akademiker von Jouy zu Paris, hat mehre in das
Fach der Länder- und Völkerkunde schlagende beliebte Werke unter die-

Digitized by Google

sem Titel herausgegeben, z. B. „Der Eremit in Italien" deutsch, Dortmund 1828—29, 4 Thle.; auch erschien unter dem Titel zu Leipzig eine Zeitschrift, eine Blumenlese aus den übrigen Journalen.

Eremitage (lat., franz.), (Baukunst), Einsiedelei; in Parks und Gartenanlagen eine meist mit Stroh bedeckte, mit Baumrinde bekleidete, oder in Felsen gearbeitete Hütte, welche die Wohnung eines Einsiedlers nachahmen soll. Sie muß daher an einem einsamen, abgelegenen Ort, am besten von Wald und Bergen umgeben, angelegt werden. 2) Daher häufig Name von Lustschlössern, wo Monarchen vom Hofleben zurückgezogen leben; die merkwürdigsten sind: 3) (Geogr.), Lustschloß zu St. Petersburg, mit dem Winterpalaste verbunden, meist Residenz der kaiserlichen Familie; 4) königl. Lustschloß, ¾ Stunden von Baireuth (Baiern), hat schönen Garten mit jetzt vernachlässigten Kunstanlagen und Wasserwerken (3000 an der Zahl), ist angelegt vom Markgraf Georg Wilhelm 1718, vollendet vom Markgrafen Friedrich; 5) (Hdlgkt., Hermitage), eine der besten Sorten französischen rothen Bordeauxweins, der in Gebirgsgegenden erzeugt und über Bordeaux in Bouteillen ausgeführt wird.

Erethismus (v. gr., Med.), krankhaft erhöhte Erregbarkeit, Reizbarkeit und Beweglichkeit des Organismus, entweder im Gefäßsystem vorherrschend (e. arteriosus), wo dann auch unbedeutende Reize, heftiges Pulsiren, Hitze und Congestionen erregen, z. B. bei Menschen mit phthisischer Anlage, oder im Nervensysteme (e. nervosus), wo die Einflüsse sich durch unverhältnißmäßige Störungen im Nervensystem, Krämpfe, Verstimmung des Gemüthes u. s. w. andeuten, wie bei hypochondrischer und hysterischer Anlage.

Erfahrung überhaupt bedeutet die Summe von solchen Kenntnissen, welche wir zuerst durch Sinnesanschauungen erworben, durch Verstand gesichert und zu Beobachtungen erhoben, oder durch Versuche herausgebracht haben. Die Sinne liefern uns den Stoff zu der Erfahrung; allein einzelne Sinnesanschauungen, ohne Verbindung unter einander durch den Verstand, machen noch keine Erfahrung aus. Der Verstand muß erst einzelne Anschauungen unter gewisse Gesichtspunkte ordnen, hieraus Begriffe bilden, Schlüsse ziehen, und auf die Weise aus mehren einzelnen Anschauungen Beobachtungen machen; mehre Beobachtungen über eine und dieselbe Sache verdienen alsdann erst den Namen Erfahrung. — Erfahrung in der Arzneikunde ist die durch gehörige Beobachtungen und Versuche erlangte Fertigkeit, Krankheiten zu erkennen und zu heilen; sie setzt die historische Kenntniß ihres Gegenstandes voraus, weil man ohne diese nicht wüßte, worauf man die Aufmerksamkeit zu richten hat; sie setzt ferner Schärfe der Sinne, Lebendigkeit des Auffassungsvermögens, Beobachtungsgeist und Uebung des Verstandes im Selbstdenken voraus; Gaben, die nicht Jedem verliehen sind, welcher der Erfahrung sich rühmt. Es gibt daher auch neben der seltenen echten Erfahrung eine falsche, die das Eigenthum Vieler ist. Sie besteht aus einseitigen, unvollkommenen Beobachtungen, aus welchen falsche Schlüsse gezogen worden, oder welche ohne das Band des Verstandes nebeneinander gereiht sind. Wer nicht weiß, worauf er sehen soll, wer der Kunst zu sehen und über das Gesehene zu denken nicht mächtig ist, kann alle Länder der Erde durchreist haben, und kein einziges kennen; er kann tausend Kranke gesehen haben, und doch keine Kenntniß der Krankheit

Digitized by Google

haben. Nur zu oft ist Das, was man im gemeinen Leben mit dem Namen der Erfahrung beehrt, nichts weiter als die regellose Uebung, mechanische Fertigkeit in dem Aeußern der Kunst, ohne Einsicht und Grundsätze derselben. Einen Arzt, welcher viele Kranke gesehen hat, hält man für erfahren; ob er über Das, was er gesehen, auch gedacht hat, ob er so mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet war, daß er mit Nutzen darüber denken konnte, danach fragt der Pöbel nicht. Schon in den ältesten Zeiten, bald nach der Hippokratischen Schule, bildete sich eine besondere Schule der Aerzte u. d. N. der Empiriker. Die Spitzfindigkeiten der ältern Dogmatiker mußten bald Männer von einfachem Sinne, welche die Natur beobachteten, dahin bringen, daß sie zu ihr allein zurückkehrten und sich bloß an sie hielten. Herophilus, Serapion von Alexandria, Philinus aus Kos (etwa 250 J. v. Chr.) waren die vorzüglichsten Gustor dieser Schule. Sie drangen auf reine Beobachtung der Natur, auf sorgfältige echte Erfahrung, ohne künstliche Systeme, ohne weitere Nachforschung nach den verborgenen Ursachen. Späterhin näherten sich die Empiriker wieder den Dogmatikern, indem sie den Eylogitismus annahmen, d. h. die Kunst, aus vorhandenen bekannten Erfahrungen auf das Unbekannte zu schließen, das kein Gegenstand der Erfahrung ist. Geschieht dieser Uebergang von echter Erfahrung mittelst geläuterter Naturphilosophie, von einem hellen Verstande, durch richtige Schlüsse und vorsichtige Versuche unterstützt, so kommt hierdurch allein Erfahrung und Speculation in ein richtiges Verhältniß, und es wird ein harmonisches, der Kunst förderliches Werk daraus. Ohne diese Erfordernisse baut sich jeder Arzt nach einseitigen Beobachtungen und falschen Erfahrungen eine Brücke zur Speculation hinüber, auf welcher noch die meisten verunglückt sind. Die neuen Empiriker haben diesen Namen durch ihre Unwissenheit in den Kenntnissen, welche, um zur echten Erfahrung zu gelangen, vorausgehen müssen, durch ihre Verwegenheit in dem Verordnen der Mittel gegen Krankheiten, ohne diese gehörig zu kennen, in sehr übeln Ruf gebracht. Man bezeichnet jetzt gewöhnlich einen Menschen damit, der mit Unrecht den würdevollen Namen eines Arztes sich anmaßt, der aus Mangel an theoretischen medicinischen Kenntnissen bloß aufs Ungefähr nach dem Namen der Krankheit, oder nach einzelnen Zeichen Mittel verordnet, welche der gemeine Glaube oder einseitige Beobachtung und falsche Erfahrung gegen jene Zufälle für heilsam hält, ohne zu beurtheilen, ob sie der eigenthümlichen Beschaffenheit des Kranken und dem Charakter seiner Krankheit angemessen sind. Am schärfsten bezeichnet Zimmermann in seinem reichhaltigen Werke von der Erfahrung den Unterschied zwischen dem echten Arzt und dem Empiriker, nach dem jetzt gewöhnlichen Sinne des Worts.

Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie.

Erfelden, großherzoglich hessisches Dorf am Rhein; 550 Bew. Bei demselben die 56 Fuß hohe Schwedensäule zum Andenken des Rheinübergangs Gustav Adolphs im J. 1631.

Erfindung ist diejenige Art der Thätigkeit des menschlichen Geistes, mittelst welcher er auf eine eigenthümliche Weise etwas bis dahin noch nicht Vorhandenes hervorbringt. Sie zeigt sich in der Wissenschaft und in der Kunst im weitern Sinne, und unterscheidet sich von dem Entdecken, d. h. von dem Auffinden Dessen, was vorhanden, aber nur verborgen war; denn dieses ist mehr Sache des Zufalls und der Beob-

Digitized by Google

achtung. Indeß liegt den meisten Erfindungen ein Funk zum Grunde. Archimedes rief sein bekanntes ich fand es, als er im Bade bemerkte, daß er um so viel an eigener Körperschwere verlor, als tiefer in das Wasser er sich einsenkte und dieses räumlich verdrängte; aber er erfand das daraus abgeleitete hydrostatische Gesetz. Erfindung ist seltener die Frucht eines lange auf einen Gegenstand gerichteten Nachdenkens als das Ergebniß einer schnell zur Klarheit kommenden Idee; die Gunst des Zufalls hat dann oft ebenso viel Antheil an Erfindungen als wirkliche Geistesgenialität. Mit Ausnahme abstracter Wahrheiten, besonders im Bereich der höhern Mathematik, sind die meisten Erfindungen von Ungelehrten und Personen ohne eminenten Geist bewirkt worden; aber sie erhielten dann meist von genialen Menschen ihre höhere Vollendung und gingen so in das praktische Leben über. Gemeinnützige Erfindungen deutschen Ursprungs sind: die Buchdruckerkunst mit ihrer Vorläuferin, der Holzschneidekunst und dem Papier aus Lumpen; die Oel- und Glasmalerei; das Radiren, die sogenannte schwarze Kunst im Kupferstich und der Steindruck; der Meßtisch; die parabolischen Brennspiegel; das Planetensystem des Copernikus; die Luftpumpe; die Elektrisirmaschine; der Wegmesser; der Windmesser; die Camera obscura; der Storchschnabel; das Schießpulver; das Flintenschloß und die Windbüchse; die Töpfer-Glasur; das Porzellan und die Ziegelbrennerei; die Messing-Bereitung; die Härtung des Eisens zu Stahl, das Drahtziehen; die Taschenuhren; das Hörrohr; die Feuerspritzen; das Spinnrath, das Strumpfstricken und Spitzenklöppeln; das Berliner-Blau u. a. Farben; die Gradirung des Salzes; die Windmühlen; der Notendruck; die Aeolsharfe; die Orgel u. a. m. Der Italiener Veranzio beschrieb am Ende des 15. Jahrh. Hänge- und Kettenbrücken, das Tretrad, Zugböte, eiserne Mühlen u. a. Maschinen, die erst 300 J. nach ihm ins Leben traten. (S. s. „Machinae novae.“) In der neuesten Zeit haben Engländer, Franzosen und Nordamerikaner die Deutschen wenigstens in der Zahl von Entdeckungen übertroffen. Eine Geschichte der Erfindungen in den Wissenschaften und Künsten in alphabetischer Ordnung hat Donndorf versucht. Busch schrieb ein „Handb. der Erfindungen“ in 12 Bdn. Busch's „Alman. der Fortschr., neuesten Entdeckungen und Erfindungen ꝛc.“ setzte H. Leng: „Jahrb. der neuesten und wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen“ (Ilmenau 1824), fort. In Paris erschien ein „Dictionnaire des découvertes, inventions, innovations etc.“ in 17 Bdn. (1822—24). Vgl. das in Leipzig erscheinende Baumgärtner'sche „Magazin der neuesten Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen“. — 2) (Aesth.) Man kann erfinden, wenn ein bestimmter Zweck gegeben ist, wozu die Mittel sollen ausgedacht werden; man kann erfinden, wenn man einen gegebenen Stoff vor sich hat, und ihm eine beliebige Form geben will. Bei dem Redekünstler ist gewöhnlich das Letzte nicht der Fall; nur dem Geschichtschreiber, dem epischen, dramatischen und dem Romanen-Dichter, wenn sie einen Gegenstand aus der Geschichte wählen, dem Satyriker und oft dem Redner ist der Stoff gegeben, und die Form allein ist seiner Willkür überlassen. Oft aber schafft der Dichter auch den ganzen Inhalt seines Werks, wie, außer dem epischen, dramatischen und Romanen-Dichter, hauptsächlich der lyrische. In beiden Fällen ist es nöthig, daß er zuerst eine bestimmte Idee des Werks habe, das er eigentlich hervorbringen will; er muß wissen, was es werden und seyn soll, sonst kann es dieses nicht werden,

Digitized by Google

r wird seine Absicht gewiß verfehlen. Zwar ist es gerade nicht nöthig, aß er sich aller Regeln der Kunst dabei bewußt sey, wenn sie alle ihm m Augenblicke der Erfindung gegenwärtig wären, und er sie alle befol- jen wollte, so würde wahrscheinlich ein sehr gezwungenes Werk zum Vor- chein kommen. Aber, wie gesagt, dieß ist nicht nöthig, das Genie ist ich selbst Regel und Gesetz; erst aus den schon lange vorhandenen Kunst- oerken hat man die Regeln abgeleitet. Denn nur das Genie kann er- inden, und nur in der Begeisterung (s. d.). Die Erfindung gibt ämlich den eigentlichen Stoff des Werks, und sie ist also bei jedem öhern Kunstwerk der Rede das Wichtigste; wo die Erfindung, die Idee es Ganzen verunglückt ist, da mögen einzelne Theile schön seyn, allein s fehlt die alles belebende, erhaltende, in Einklang und Harmonie bein- ende Seele des Körpers. Aber nicht nur das Ganze, sondern auch ie einzelnen Theile müssen erfunden werden (s. Darstellung). Die Erfindung eines Kunstwerks ist gut, wenn sie natürlich, faßlich, leicht, chön, neu, dem Zwecke entsprechend ist. Ein Zufall kann wohl die Ge- egenheit und Veranlassung zu einer Erfindung werden, aber sonst darf erade der Künstler sie als sein eigenstes Werk, als seine Schöpfung be- rachten. Man hat zwar Regeln und Mittel zu und über Erfindungen eben wollen, allein das Genie bedarf ihrer nicht, und wo dieses fehlt, a wird mit allen Regeln und Hülfsmitteln Nichts erfunden, nur Etwas achgeahmt, höchstens leidlich nachgeahmt werden.

Erfindungskunst, Erfindungsmethode, s. Heuristik.

Erfrieren tritt ein, wenn äußere Kälte von mehren Graden un- er dem Gefrierpunkt auf den ganzen Körper oder einen Theil einwirkt. Bei ungewöhnlichen Kältegraden unter 20° reichen wenig Secunden hin, aß ein Außentheil (Nase, Ohren, Fußzehen) erfriere. Bei noch stärkerer Kälte von 30°, in Sibirien und den Polargegenden, schützt auch eine iemliche Körperbedeckung nicht gegen das Erfrieren von Gliedern, oder uch wohl den Tod durch Erfrieren in sehr kurzer Zeit. In gewöhn- icher Winterkälte sichert eine lebhafte Bewegung, bei nur einiger der Winterzeit angemessenen Körperbedeckung, gegen das Erfrieren, zumal wenn er Körper durch einige Nahrung, warmes, etwas gewürzhaftes, oder uch geistiges Getränk erkräftigt ist. Gemeinhin aber würdigt man eine ngewöhnliche Winterkälte von 15 und mehren Graden nicht nach ihrer ewöhnlichen Einwirkung, und es setzen sich daher Personen durch längern ufenthalt im Freien leicht dem Erfrieren aus, da ein einmal erkälteter heil durch noch stärkere Kältegrade eben nicht empfindlich mehr afficirt ird. Das Erfrieren tritt ein, wenn innere Körpersäfte in den Hautbe- eckungen wirklich in Eisform übergehen. Von da aus erfolgt auch, mit änzlicher Vernichtung der thierischen Wärme, ein gleicher Uebergang in ie tiefern Theile. Wenn aber dieß in einem großen Umfange des Kör- ers Statt hat, werden die noch flüssigen Säfte mehr nach den innern nd edlen Theilen getrieben, besonders nach dem Gehirn, und es stellt ch immer zunehmende, endlich unwiderstehlich werdende Schläfrigkeit ein. eberlassen sich dann Menschen derselben, so sind sie, wenn ihnen nicht ritig Hülfe zukommt, verloren. Sie verfallen zuerst in einen Zustand, er dem des Winterschlafs mancher Thierarten gleicht, der aber bald in inen apoplektischen Zustand, oder in Todtenschlaf übergeht. Die Hülfe, ie Erfrornen zu leisten ist, besteht darin, daß man sie in eine Tempera- ur bringt, die eben zureicht, um ein Aufthauen gefrorner Theile zu bewir-

Digitized by Google

ken. Man legt sie nackend in ganz kaltes Wasser; es bildet sich dann gewöhnlich eine leichte Eisrinde auf der Haut, und mit dieser thaut auch der Körper auf; oder man bedeckt sie mit Schnee, der nur so viel Kälte einem Körper unter ihm mittheilt, daß er nicht gefriert. Kehrt dann das Leben nicht wieder, so ist die Hülfe zu spät; auf Mittel, die das Leben, wie bei andern Scheintodten, anfachen, ist nicht zu rechnen, wenigstens nicht eher, bis einige Andeutungen von neuer Regsamkeit des entschlummerten Lebens sich zeigen. Ebenso stellt man auch erfrorne Glieder in ihren vorigen Zustand wieder her; man steckt sie so lange in Schnee oder eiskaltes Wasser, bis man sicher seyn kann, daß ein Aufthauen bewirkt ist. Höchst gewagt ist es, erfrorne Glieder sogleich an einen warmen Ofen oder am Feuer zu wärmen. In der Regel entsteht hieraus eine Entzündung des Theils, die in Brand übergeht und einen Verlust desselben nach sich zieht. Verabsäumt man bei erfrornen Gliedern die nöthige Vorsicht, so bleiben, wenn auch das Glied erhalten wird, doch gewöhnlich Frostbeulen zurück.

Erfrischungs-Inseln, ein neues Reich im südl. atlantischen Ocean (37° 6′ S. Br. und 14° 12′ W. L. von Paris); bestehend aus den drei Inseln Tristan d'Acunha, l' Inaccessible und Isle de Nossi-nuls; jetzt Erfrischungsinsel, Pintardsinsel und Lovellsinsel genannt. Ein amerikanischer Matrose, Jonathan Lambert, nahm 1811 durch ein Manifest vom 4. Febr., das sein erster Staatsminister, André Mills, ebenfalls ein amerikanischer Seemann, unterzeichnet hatte, diese öden Inseln für sich und seine Nachkommen in Besitz, indem er sich für den Herrn und Fürsten derselben erklärte. Durch den amerikanischen Minister aus Rio Janeiro erhielt er viele nützliche Gewächse und schuf so die öden Striche zu einem sehr vortheilhaften Erfrischungsorte für alle Seefahrer um. 1812 erhielt er auf sein Gesuch durch den Gouverneur auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ein Fahrzeug, nebst 5 sich freiwillig dazu erbietenden, gewerbfleißigen Familien, so wie Hornvieh, Schafe, Ziegen und andere der neuen Colonie nützliche Dinge. Die größte Insel, Tristan d'Acunha, ist etwa 6 englische Meilen lang und ebenso breit; sie hat einen 8000 Fuß hohen Pic, vortreffliches Wasser und zwei gute Häfen. Die üppige Vegetation ist der vom benachbarten Cap der guten Hoffnung gleich.

Erfurt, die alte Hauptstadt Thüringens, in einer trefflich angebauten Ebene, an der in mehren Armen hindurchströmenden Gera, ward vom heil. Bonifacius, der hier um 741 ein Bisthum, das aber das 8. Jahrh. nicht überlebte, angelegt, 805 von Karl dem Großen zum Handelsplatze mit den Sorben bestimmt. Sie gelangte im Mittelalter zu Ansehen und Reichthum, hatte die Stapelgerechtigkeit und große Vortheile von den Speditionen und dem Landhandel in Deutschland, da es fast in der Mitte desselben liegt. Es war zwar nie eine unmittelbare freie Reichsstadt gewesen, behauptete aber doch im Mittelalter, trotz der Ansprüche, welche Kurmainz auf die Landeshoheit machte, eine Art von Unabhängigkeit und schloß 1483 mit Sachsen ein ewiges Schutz- und Schirmbündniß, wodurch es sich zu einem jährl. Schutzgelde von 1500 meißn. Gülden verpflichtete. Durch den veränderten Gang des Handels, welcher sich nach Leipzig zog, durch die deutschen Kriege und die Streitigkeiten unter den deutschen Fürsten um den Besitz dieser Stadt und Landschaft sank Erfurts Flor. Nun gelang es Kurmainz, seine An-

Digitized by Google

sprüche geltend zu machen; die Stadt ward 1664 mit Hülfe französ. Kriegsvölker erobert; Sachsen leistete Verzicht auf die Schutzgerechtigkeit, und seit 1667 blieb Erfurt ein unbestrittenes Besitzthum der mainzischen Kurfürsten, die es, zugleich mit dem Eichsfelde, durch Statthalter regieren ließen, bis beide Ländchen 1802, zur Entschädigung für die an Frankreich abgetretenen Länder, von Preußen in Besitz genommen wurden. 1806, nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, ging Erfurt d. 16. Oct. durch Capitulation an die Franzosen über und kam unter französische Verwaltung, worauf es durch den tilsiter Frieden förmlich abgetreten wurde. 1808 hielt Napoleon daselbst (27. Sept. — 14. Oct.) eine Zusammenkunft mit dem russischen Kaiser; auch die Könige von Baiern, Sachsen, Westfalen und Würtemberg, der Fürst-Primas u. A. waren zugegen. Nach der für die Franzosen unglücklichen Schlacht bei Leipzig (1813) nahmen es Preußen nach einer harten Belagerung, wobei 188 Häuser zerstört wurden, im Decbr. durch Capitulation in Besitz. Die Franzosen zogen sich in die Citadelle und wurden dort von der Division Dobschütz belagert. Sie räumten die Citadelle erst nach dem pariser Frieden. Durch die wiener Congreßacte ist Erfurt mit seinem Gebiet wieder unter preuß. Hoheit gekommen. Es ist die Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks und eines Kreises desselben in der Provinz Sachsen, Festung zweiten Ranges, neuerdings durch mehre neu angelegte Werke bedeutend verstärkt, hat gegen Westen 2 Citadellen, nämlich den Petersberg innerhalb und die Cyriaksburg außerhalb der Stadt. Erfurt hat mit Einschluß der 6 Vorstädte 3056 Privathäuser und über 22.450 Einw., wovon die Mehrheit evangel. Glaubens. Unter den 5 Plätzen ist der Friedrich-Wilhelms-Platz durch geschmackvolle Anlagen geziert. Von den 18 Kirchen und Capellen sind 8 Kirchen dem kathol. Ritus geweiht. Merkwürdig ist der schöne kathol. Dom, berühmt wegen der 275 Ctr. schweren Glocke; das ehemalige Augustinerkloster, in welchem jetzt das Gymnasium ist, mit D. Luther's Zelle, die er von 1505 —12 bewohnte. Hier ist der Sitz der Regierung, eines Landraths, Superintendenten, geistl. Gerichts, Haupt-Steuer- und Rentamts, Landgerichts erster Classe, 4 Gerichtsämter ꝛc. Die königl Akademie der nützlichen Wissenschaften, ein Museum, 4 Bibliotheken und ein Kunst- und Naturaliencabinet unterhalten den wissenschaftlichen Geist. Die 1389 gestiftete Universität war zu Luther's Zeit eine der ersten in Deutschland, sank später, besonders durch den 30jährigen Krieg, und wurde 1816 aufgehoben. Jetzt hat Erfurt außer dem Gymnasium ein evangel. und ein kathol. Schullehrer-Seminar, ein pharmaceutisch-chemisches Institut, Blinden- und Taubstummeninstitut, Kunst- und Baugewerkschule, Muster- und Gewerkschule, Ursuliner-Kloster mit einer Erziehungsanstalt für Mädchen, mehre andre Unterrichtsanstalten, einen botanischen Garten, mehre Wohlthätigkeitsanstalten. Die Betriebsamkeit der Erfurter erstreckt sich auf Tabacks-, Papier-, Krap-, Rudel-, Graupen-, Band- und Baumwollenzeuchfabrikation; ferner auf Brennerei und sehr bedeutenden Gartenbau; wir erwähnen hierbei der vortrefflichen Gärten am rechten Ufer der Gera, außerdem bemerken wir noch 2 Pulver- und eine große Menge Zwirnmühlen. Hier wurde ein zweiter Seume, Chr. Sam. Schier (s. d.) geboren, welcher 33 Jahr alt d. 4. Dec. 1824 zu Köln starb. — Der Regierungsbezirk Erfurt besteht aus dem vormaligen Fürstenthum Erfurt (14 QM. mit 44.000 Bew.), Nordhausen,

Digitized by Google

dem preuß. Antheil des Eichsfeldes, Mühlhausen, dem von Sachsen abgetretenen Henneberg, dem Rest des neustädter Kreises und den Aemtern Langensalza und Weißensee, zusammen mehr als 64 QM. mit 22 St., 12 Mfl., 401 D., 275.000 Bew. in 9 Kreisen. — Der Kreis Erfurt (6 QM., 41.220 Seelen) ist eine Landschaft, die einer wellenförmigen Ebene gleicht, auf der sich einzelne Anhöhen erheben. Der Boden ist von außerordentlicher Fruchtbarkeit und erzeugt schönes Getreide, Obst, Gartenfrüchte und eine Menge Kräuter, die zu Arzneien benutzt werden. Vieh- und Bienenzucht sind bedeutend.

Ergebung, die auf dem Gefühle der Abhängigkeit von Gott und auf dem Glauben an die in seiner Vorsehung waltende ewige Weisheit und Liebe beruhende Bereitwilligkeit zur geduldigen Unterwerfung unter widrige Verhängnisse, die wir entweder physisch oder moralisch nicht abwenden konnten.

Erhaben, überhaupt über etwas Anderes hervorragend; in der Aesthetik das angewandte oder versinnlichte Unendliche. Das Unendliche, Unbegrenzte ist das absolut Erhabene selbst, allein das kann der Mensch nicht denken, darum bleiben die Gottheit und Ewigkeit für ihn auf immer unausdenkbare Vorstellungen; wenn er das Erhabene darin finden will, muß er es sich durch Bilder, durch anschauliche Begriffe versinnlichen. Das Erhabene ist nun von dreierlei Art: 1) das Erhabene der Ausdehnung (Mathematisch-, Optisch-Erhabene). Dergleichen sind z. B. das Himmelsgewölbe, das Weltmeer, die Alpen, die Kuppel der Peterskirche; aber nicht jede grenzenlose Ausdehnung ist erhaben, nicht eine weite, reiche Landschaft, weil das Auge hier zu sehr einzelne Theile unterscheidet, sie muß uns als Ein Ganzes erscheinen, nur eine einfärbige große Ausdehnung ist erhaben. 2) Die zweite Art des Erhabenen ist das Erhabene der sinnlichen Kraft. (Dynamisch-, Akustisch-Erhabene). Dergleichen ist z. B. ein wüthender Löwe, ein Wasserfall, ein tobender Vulkan. Vereinigen sich beide Arten, so wird die Erhabenheit noch größer; der mit furchtbaren Gewitterwolken überzogene Himmel ist erhabener als der heitere, blaue; das stürmische brausende Meer erhabener als das ruhige; aber oft schwächt auch die größere Ausdehnung das Erhabene; Jupiter, der durch seine Augenbraunen das Weltall erschüttert, ist erhabener, als wenn er dazu die Hände und Arme brauchte. Vorzüglich macht sich die Kraft dem Ohre bemerkbar, nur darf der Ton nicht plötzlich aufhören, sondern muß eine Zeitlang gehalten seyn, darum ist der Donner erhaben, aber nicht ein einziger Kanonenschuß. 3) Die dritte, letzte und höchste Art des Erhabenen ist endlich das Sittlich-Erhabene, das sich in Gedanken, Empfindungen und Gesinnungen findet und durch Worte und Handlungen zu erkennen gibt, die alle Kräfte der Natur zu besiegen vermag. Alle Kraft wird nach dem Widerstand gemessen, den sie überwindet; der Wille des Menschen ist also um desto erhabener, je mehr Hindernisse sich ihm entgegenstellen und je weniger sie ihn beugen. Selbst das Böse kann erhaben seyn, sobald es große Kraft verräth, wie z. B. Milton's und Klopstock's Teufel und des Letztern Philo. — Das Erhabene hat etwas Niederdrückendes, weil unser Gemüth vergeblich strebt, das Unendliche unter einer Anschauung, einem Bilde zu fassen, und wir hier unsere Ohnmacht und Eingeschränktheit fühlen; auf der andern Seite werden wir aber dadurch desto mehr erhoben, weil wir uns eines Vermögens bewußt werden, das alles Sinn-

Digitized by Google

iche weit übersteigt, und zu dessen Vorstellung selbst die Kräfte der Natur nicht Stoff genug hergeben. Das Erhabene gefällt, als ein wiewohl unvollkommenes Bild dieser inwohnenden, unermeßlichen Kraft; es gefällt, weil es in etwas das Verlangen nach der Anschauung des Unendlichen befriedigt. Das Erhabene kann freilich oft Furcht und Schrecken erregen, aber es ist nicht nothwendig; vor dem ruhigen Meere fürchtet sich Niemand; so ist auch nicht alles Furchtbare erhaben, z. B. giftige Insekten. — Die schönen Künste können das Erhabene darstellen, aber Regeln lassen sich darüber nicht geben; wem kein erhabener Geist zu Theil geworden ist, der wird auch nie etwas Erhabenes hervorbringen. Vorzüglich sind die schönen Redekünste zur Darstellung des Erhabenen geschickt, sie vermögen fast allein dem Sittlich-Erhabenen einen Ausdruck zu geben. Hier kann das Erhabene nun theils in den Gedanken, theils in dem Ausdruck liegen; gemeine Gedanken können freilich auch die höchsten Worte nie erhaben machen, sie werden dadurch nur burlesk; aber ein gewöhnlicher Gedanke kann allerdings durch eine neue Einkleidung erhaben werden. Aber hauptsächlich ist die Erhabenheit in den Gedanken zu suchen, und die Propheten und Dichter des alten Testaments (den Verfasser Hiob's, David, Jesaias) ausgenommen, sind wohl die erhabensten unter allen Dichtern Klopstock, Young und Milton. Die lyrischen Gedichte der höhern Art sind eigentlich die, für welche das Erhabene am passendsten ist; denn in den epischen stört es die Handlung oft zu sehr. Das Erhabene erfordert zwar einen edeln, aber sehr einfachen Ausdruck, jedes überflüssige Wort, jeder üppige Schmuck, jedes zu ausgemalte Bild würde seine Wirkung hindern. Dem Erhabenen steht entgegen das Gemeine, Frostige, Schwülstige und Abenteuerliche (s. d.).

Erhabene (erhobene) Arbeit, 1) von Figuren, Figuren oder Verzierungen, welche so auf einem Gegenstand angebracht werden, daß sie über die ebene Fläche desselben hervorragen. Vgl. Basrelief. 2) In der Stickerei eine Art zu sticken, durch welche die Stickerei höher wird; man legt entweder Stücken Tuch unter, oder man macht die Figur erst mit starkem Zwirn (verheftet sie) und legt alsdann die Goldfäden darüber, welche aber nicht durch das Zeuch durchgestochen, sondern mit Seide am Rande der Figur angenäht werden, daher man um die fertige Figur noch eine Goldschnur (Profel) näht. Ferner hat man unter diesem Namen eine Art Stickerei mit vollem Garn, besonders für Blumenguirlanden und Bouquets, bei welcher die Kelche und Blätter der Blume in fast natürlicher Erhabenheit nachgebildet sind.

Erhard (Christian Daniel), Oberhofgerichtsrath und Prof. des Criminalrechts zu Leipzig, geb. den 6. Febr. 1759 zu Dresden, studirte von 1778—81 zu Leipzig die Rechte und legte zugleich durch das Studium der Geschichte, der Philosophie und der Kunst den Grund zu einer vielseitigen Bildung. 1782 ward er D. der Rechte und akadem. Docent zu Leipzig, 1783 Beisitzer des niederlausitz. Landesgerichts, 1787 Prof. der Rechte, 1793 Mitglied der Juristenfacultät, 1795 Oberhofgerichtsbeisitzer, 1809 Oberhofgerichtsrath, Prof. des Criminalrechts und Domherr des Hochstifts Naumburg. 1801 ernannte ihn der Kaiser Alexander zum Correspondenten der Reichsgesetzgebungscommission zu Petersburg mit Gehalt; und mehre Akademien ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede. Er hat als Schriftsteller, Lehrer und Geschäftsmann sich ausge-

Digitized by Google

zeichnete Verdienste erworben. Seine Schriften verbreiten sich über wichtige Gegenstände des philosophisch. und positiven Rechts, die Rechtsalterthümer, Rechtsgeschichte und die Theorie der Gesetzgebung; überall hat er denselben neue Ansichten abzugewinnen gewußt. Seine deutschen Schriften haben vorzüglich Criminalrecht und Gesetzgebung zum Gegenstande. Das sächsische peinliche Recht brachte er zuerst in die Form eines Systems, und seine Anmerk. zur Uebersetzung des Pastoret haben wichtige Fragen der Criminalgesetzgebung zur Sprache gebracht. Seinen Ruf verbreitete sein Werk über Leopolds II. Gesetzgebung in Toscana. Sein „Versuch über das Ansehen der Gesetze" gab die Veranlassung, daß ihn k. preuß. Großkanzler Carmer ihn zur Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs für die preuß. Staaten aufforderte. Im ersten Bde. dieser Kritik (dem Fortsetzung unterblieb) hat er einen wichtigen Vorschritt in der wissenschaftlichen Behandlung der Gesetzgebungskunst gethan, welche er in der Form einer auf das allgemeine Recht und die Natur der bürgerlichen Geschäfte und Verhältnisse gegründeten Wissenschaft seit 1803 zuerst zum Gegenstande akademischer Vorlesungen machte. In seinen Anmerk. z. Algernon Sidney's Werke über die Regierungsformen, in mehren Abhandlungen, die er in der 1788 und 1789 von ihm herausgeg. Zeitschrift „Amalthea" geliefert hat, sowie in den Vorreden zu seiner Uebersetzung des Handelsgesetzbuchs und der Civilgerichtsordnung des franz. Reichs, und in seinen Abhandlungen „De arbitrio judicis" und „De motivis furti" hat er einzelne Ansichten über die wichtigsten Gegenstände der Gesetzgebung geliefert. Seine Uebersetzung des „Code Napoléon" (2. Aufl. 1811) ist allgemein für die vorzüglichste anerkannt worden. Seine letzte und vielleicht seine wichtigste Arbeit war der Entwurf eines Criminalgesetzbuchs für Sachsen; sie ist, so weit sie fertig war, von einem seiner Schüler, D. Friderici, herausgeg. worden. Er starb an der häutigen Bräune zu Leipzig den 17. Febr. 1813. Vielseitigkeit, Scharfsinn, Witz und Unterhaltungsgabe verband er mit den trefflichsten Gaben des Herzens.

Erhard (Johann Benjamin), D., ein scharfsinniger Denker, war praktischer Arzt zu Berlin, geb. 1766 zu Nürnberg. Sein Vater, ein armer Drahtzieher, der viel Anlage zur Tonkunst und Neigung zu Geistesbeschäftigungen hatte, suchte gleichen Sinn in dem einzigen Kinde zu erwecken. Der 11jährige Knabe verließ die lateinische Schule und wollte seines Vaters Gewerbe lernen, und sich in der Gravirkunst ausbilden. Er empfing Unterricht im Zeichnen, dann im Graviren, im Italienischen, Französischen und im Clavierspielen. Von Büchern entblößt, suchte er bei Trödlern Hülfe, um sich mit der Philosophie bekannt zu machen, fand aber nichts als latein. Lehrbücher aus der Wolfischen Schule. Jetzt erwachte wieder seine Neigung zum Lateinischen und Griechischen. Die Philosophie führte ihn zur Mathematik, worin gleichfalls Wolf's Schriften seine Führerinnen waren. So beschäftigte sich der Knabe bis in sein 13. J., wo er epileptische Anfälle bekam, die ihn alle Geistesanstrengungen aufzugeben nöthigten. Erst in seinem 16. Jahre konnte er, nach seiner völligen Genesung, zur Philosophie und Mathematik zurückkehren. 20 J. alt, lernte er den berühmten Wundarzt Siebold auf dessen Durchreise durch Nürnberg kennen, der sich wunderte, bei dem jungen Handwerker so viele arzneiwissenschaftliche Kenntnisse zu finden, und ihn zu bewegen suchte, sich in Würzburg dem Studium der Heilkunde zu widmen. Erhard blieb aber bei seinem Vorsatze, als Handwerker zu leben,

Digitized by Google

n er auch über bürgerliche Verhältnisse zu einer freisinnigen Ansicht ge-angt war. Bereits mit mehren philosophischen Systemen, auch mit Kant's Lehren bekannt, hatte er sich doch für das praktische Leben schon ls 14jähriger Knabe seine Lehrer gewählt, welchen er in der Hauptsache tets treu blieb. „Da der eine dieser Lehrer", sagt er in einem hand-chriftlichen Aufsatze, „ein Sklave, und der andre ein Kaiser war, Epiktet nd Mark Aurel, so war ich durch sie bestimmt, nichts in der Welt zu rlangen, als was das Schicksal mir aufdrang, indem mich beide lehrten, nicht in äußern Verhältnissen, sondern allein in meinem Innern mein Glück zu suchen". Als jedoch 1787 nach dem Tode seiner Mutter das Gewerbe seines Vaters 2 Familien nicht ernähren konnten, entschloß er ich, nach Würzburg zu gehen, um die Arzneiwissenschaft zu studiren. Er lieb hier 2 J. und erwarb sich dann 1792 zu Altdorf die medicinische Doctorwürde. Zur ärztlichen Praxis hatte er aus Gründen, die in seinen amaligen Ansichten lagen, keine Lust. Die franz. Revolution ließ ihn ürchten, daß auch Deutschland davon angesteckt werden könnte. Er war verlegen, welche Rolle er dabei spielen sollte, denn er haßte die aristo-kratische Partei um dessentwillen, was sie wollte, und die demokratische um dessentwillen, was sie that. Diese Stimmung erweckte in ihm den Wunsch, nach Nordamerika zu gehen. Allein 1793 durch einen Betrüger hintergangen, verlor er sein Vermögen und gerieth in große Verlegen-heit. In seinen Verhältnissen gestört, nahm er 1797 eine Anstellung in Anspach unter dem Minister v. Hardenberg an. Zwei J. später ging er nach Berlin, wo er die Erlaubniß zur ärztlichen Praxis erhielt, wel-cher er sich seitdem gänzlich widmete. Unter seinen medicin. Schriften nennen wir seine in Röschlaub's „Magazin" verdeutschte Abhandl. über die Idee der Arzneiwissenschaft, und seine „Theorie der Gesetze, die sich auf das körperliche Wohl der Bürger beziehen, und der Benutzung der Heilkunde zum Dienste der Gesetzgebung" (Tübingen 1800). Seine Ab-handlung: „Ueber das (von ihm unter jeder Bedingung verneinte) Recht des Volks zu einer Revolution" (Jena 1795) spricht die Ansichten aus, worauf ihn das Nachdenken über die großen Zeitereignisse führte. 1822 ernannte ihn der König zum Obermedicinalrathe, und der König der Niederlande verlieh ihm den Orden vom belg. Löwen. Er starb den 28. Nov. 1827.

Erhitzend werden in der Medicin solche Körper genannt, welche theils an der Stelle des Körpers, an welche sie gebracht werden, ein Gefühl von Brennen erregen, theils es bewirken, daß, wenn sie in größerer Menge in den Körper kommen, sich eine bedeutende Wärme über den-selben ausbreitet. Es gehört natürlich die äußere Wärme selbst vorzüglich hierher; alsdann beobachtet man diese Eigenschaft auch von den mehr-ten ausländischen und einigen inländischen Gewürzen und den ätherischen Oelen, die sich in ihnen befinden, sowie von allen Dingen, in welchen der Weingeist den Hauptgegenstand ausmacht. Da aber die größere Wärme eine einzelne Erscheinung ist, welche ihren nächsten Grund nur in den organischen Verhältnissen haben kann, und da die Wirkung der erhitzenden Dinge sich nicht bloß auf diese Wärme beschränkt, sondern da sie vielmehr neben derselben noch eine Menge andre Erscheinungen veran-lassen, so folgt von selbst, daß diese Bezeichnung weder von der ursprüng-lichen noch von der Totalwirkung entlehnt ist. Jene anderweitigen Folgen

Digitized by Google

aber, welche die erhitzenden Dinge haben, bestehen in lebhaftern Aufregungen, welche sie in dem Körper überhaupt, vorzüglich aber in dem materiellen Gefäßsystem erzeugen. Der Blutumlauf wird beschleunigt, die Respiration lebhafter, die Hautfarbe mehr geröthet, Schweiß bricht aus, Durst entsteht, die geistigen Thätigkeiten werden im Anfange aufgeregt, später unterdrückt, selbst Krämpfe entstehen nicht selten. So groß auch der Nutzen ist, den diese Mittel bisweilen haben, so viel Mißbrauch wurde zu verschiedenen Zeiten mit ihnen getrieben und Schaden gestiftet. Namentlich wollte man im 12. Jahrh. dem von Sylvius aufgestellten Systeme zufolge die Schärfen und Gifte, die man für Ursachen der mehrsten Fieberkrankheiten hielt, durch erhitzende Mittel aus dem Körper treiben, und verursachte dadurch, nach Sydenham's vollgültigem Zeugnisse, Verschlimmerung dieser Krankheiten. Die reizenden Mittel, welche in den neuesten Zeiten von den Aerzten, die sich zur Brown'schen Schule und zur Erregungstheorie bekannten, so verschwenderisch angewendet wurden, haben dieselbe Bedeutung und stifteten denselben Schaden in vielen Fällen, wo vielmehr beruhigende, mäßigende antiphlogistische Mittel an ihrer Stelle gewesen wären.

Erhöhungszeichen, s. Versetzungszeichen.

Erich, männlicher Vorname, so viel wie Ehrenreiche, oder der Treureiche, der Erprobte. Schweden zählte 14 Könige dieses Namens, von denen der letzte Erich XIV., Sohn Gustav Wasa's und Nachfolger desselben, 1560 zur Regierung kam. Ein schwacher, grausamer Regent, der im Wahnsinn oder vielleicht unter dem Scheine desselben manche Unthaten verübte. Besonders kränkte er seine Brüder, Johann von Finnland und Karl, die er gefangen setzte, und, nachdem er sie frei gelassen hatte, so lange quälte, bis sie die Waffen ergriffen und sich gegen ihn empörten. Durch Verrätherei bemächtigten sie sich Stockholms 1568, setzten den König gefangen und nöthigten ihn, dem Throne zu entsagen, den Johann bestieg. Erich wurde 1577 im Gefängnisse vergiftet. Bei seinen Grausamkeiten that er doch manches Gute, schätzte, förderte Künstler und Handwerker, nahm die Hugenotten mit offenen Armen auf, schaffte manche abergläubische Gebräuche in der Religion ab, und brachte Handel und Schifffahrt in Aufnahme; besonders sind auch seine gerichtlichen Anstalten alles Lobes werth. Er war der Schöpfer eines hohen Adels in Schweden, indem er gräfl. und freiherrl. Würden ertheilte. Lächerlich machten ihn seine schimpflichen Heirathshändel. Er bewarb sich gleichzeitig um Elisabeth von England und um die Prinzessin Christine von Hessenkassel, wodurch es kam, daß er keine von beiden erhielt. Auch um eine Tochter des Königs Christian II. von Dänemark und um die unglückliche Maria Stuart hielt er zu gleicher Zeit vergeblich an. Zu Ende heirathete er die Tochter eines schwedischen Bauern, die er feierlich zur Königin krönen ließ. S. Celsius's „Geschichte König Erichs XIV., a. dem Schwed. (Greifsw. 1776).

Erichthonius oder Erechtheus, Sohn des Dardanus und der Batea, und Enkel des Jupiter, war König in Troas. Er war der reichste Mann in seinem Gebiete, indem er auf seinen Weiden allein 3000 Stuten mit jungen Füllen hatte. In einige dieser Stuten verliebte sich Boreas, weßhalb er sich in ein Roß verwandelte. Sie gebaren von ihm 12 Füllen, die im Laufe über die Gefilde so leicht auf die Grashalmen traten, daß sie keinen davon zerknickten. Sie konnten sogar auf dem Meere

Digitized by Google

gehen. Erichthonius bekam das Reich von Troja, als sein Bruder Ilus ohne Kinder starb. Er heirathete nun die Astyoche, des Simois Tochter, und zeugte mit ihr den Tros. Nach Andern zeugte er diesen mit des Skamander Tochter, Kallirrhoe. — Ein andrer Erichthonius war König von Athen. Er war, nach der Mythe, ein Sohn Vulcans und der Atthis, der Tochter des Kranaus. Erichthonius wurde im Tempel der Athene von dieser Göttin selbst erzogen. Als er erwachsen war, stieß er den König Amphiktyon vom Throne und setzte sich darauf. Der Minerva ließ er eine Bildsäule, oder, nach Andern, einen Tempel auf der Burg errichten, und ordnete zu ihrer Ehre das Fest der Panathenäen an. Die Mythe von diesem Erichthonius wird verschieden erzählt. Man schrieb ihm selbst Drachenfüße zu, und weil ihn diese am Gehen hinderten, so erfand er einen vierrädrigen bedeckten Wagen, um darin zugleich seine Füße zu verbergen. Dafür setzte ihn Jupiter unter die Sterne, wo sein Bild der Fuhrmann ist.

Eridanus, der Po in Italien, ein mythologischer Fluß, dessen bei der Rückkehr der Argonauten erwähnt wird. Als Phaëthon, der auch Eridanus heißt, von Jupiters Blitzen erschlagen wurde, stürzte er hinein, und seine 3 Schwestern, die Heliaden, beweinten ihn hier so lange, bis sie in Pappelbäume verwandelt wurden. Auch als solche weinten sie noch, und diese Zähren verwandelten sich in dem Wasser des Flusses zu dem durchsichtigen Bernstein.

Erie, 597 QM. großer See in Nordamerika; 60 Meilen von NO. nach SW. lang, an 13 Meilen breit und bis 270 Fuß tief. Sein Spiegel ist 555 Fuß höher als das Meer; er steht mit dem Huron-See und mit dem Ontario-See, und durch den 120 Meilen langen Erie-Kanal im Freistaate New-York (der diesen mit den canadischen Seen und dem ganzen Norden verbindet und 6.210 000 Thaler gekostet hat) mit dem atlantischen Meere in Verbindung. Durch ihn geht die Grenze zwischen Ober-Canada und den nordamerikanischen Freistaaten.

Erigena (d. i. der Irländer, Johannes), auch mit dem Beinamen Scotus, einer der denkendsten und gelehrtesten Männer des 9. Jahrh., aus Irland gebürtig, in dessen Klöstern sich bis in diese Zeit die meiste Gelehrsamkeit und Wissenschaft erhalten hatte. Er ward von Karl dem Kahlen nach Frankreich berufen, mußte aber zuletzt ketzerischer Verfolgungen wegen wieder in sein Vaterland fliehen. Von Alfred dem Großen 877 nach Oxford berufen, st. er daselbst gegen 878. Seine Kenntniß der latein. und griech. (und nach Einigen selbst der arab.) Sprache, seine Liebe für Aristoteles's und Platon's Philosophie, seine Uebersetzung des Dionysius Areopagita, seine freimüthige und helle Denkart in den damaligen Streitigkeiten über die Gnadenwahl und das Abendmahl, seine würdige Ansicht von Philosophie, als Wissenschaft von den Gründen aller Dinge, die von Religion nicht verschieden seyn könne, sein philosophisches System (vorgetragen in seiner merkwürdigsten Schrift: „De divisione naturae", herausg. von Th. Gale, Oxford 1681), eine erneuerte Darstellung des Neuplatonismus, dessen Hauptsatz ist: Gott ist das Wesen aller Dinge; alle Dinge entwickeln sich aus der Fülle desselben und kehren in dasselbe zurück, waren merkwürdige Erscheinungen der Zeit und Produkte des Studiums und des Selbstdenkens, welche mehr gewirkt haben würden, wenn nicht sein Einfluß durch den Bannstrahl der Ketzerei wäre gehemmt worden.

Erinnyen, die Furien, s. Eumeniden.

Digitized by Google

Eriphyle, Tochter des Talaus und Gattin des Amphiaraus, die sie, bestochen durch ein vom Polyneikes ihr geschenktes Halsband, verrieth, sodaß er an dem Zuge der 7 Fürsten gegen Theben Theil nehmen mußte, wo er seinen Tod fand. Dafür tödtete sie ihr Sohn Alkmäon. Sie wurde aber vom Aeskulap ins Leben zurückgerufen. Jenes Halsband war von Vulkan verfertigt, und machte Alle, die es trugen, durch seinen Zauber unglücklich. Sophokles schrieb ein jetzt verlorenes Trauerspiel dieses Namens.

Eris (Contentio, Discordia), die Göttin der Zwietracht, Tochter der Nacht und Schwester der Nemesis und der Parzen. Da sie zu der Beilager des Peleus und der Thetis nicht eingeladen war, warf sie aus Rache einen goldenen Apfel, mit der Aufschrift: „der Schönsten" in das Zimmer der Götter und Göttinnen, wodurch zwischen Juno, Minerva und Venus ein Streit entstand, der auf Veranstaltung Jupiters durch den Hirten Paris, auf dem Berge Ida, zu Gunsten der Venus entschieden wurde, die ihn dafür mit der schönen Helena belohnte, um welche der trojanische Krieg entstand. Wo die Eris erscheint, da ist sie anfangs klein, bald aber nimmt sie zu und wächst empor, bis über die Wolken. Auf Darstellungen hat sie ein zänkisches Gesicht, den Apfel in der Hand; oft auch Schlangen in den Haaren. Doch kennt schon Hesiod eine gute Eris, d. h. edlen Wetteifer. — Erisapfel, Zankapfel.

Erisichthon, ein Sohn des Triopas, Königs in Thessalien, oder nach Andern des Myrmidon. Die Mythe erzählt von ihm, daß er einen der Ceres geheiligten Hain zu zerstören sich vorgenommen und den Anfang mit einer schönen und großen Eiche gemacht habe, welche von einer Dryade bewohnt wurde und in deren Schatten die übrigen Dryaden ihre Tänze anzustellen pflegten. Ungeachtet er bemerkte, daß der heilige Baum bebte und sein grünes Laub erblaßte, als er das furchtbare Beil ansetzte; ob er gleich das Blut der Nymphe häufig herausströmen sah, als er den ersten Hieb vollführt hatte: so fühlte sein hartes Herz doch kein Erbarmen; er wiederholte nun, wie rasend, noch stärker seine Streiche, und als selbst einer seiner Sklaven ihn von dem ruchlosen Unternehmen abmahnen wollte, schlug er ihm mit dem Beile den Kopf ab. Auch nicht die Unglück weissagende Nymphe, welche ihm seine Strafe vorher verkündigte, vermochte ihn zu schrecken. Die Eiche fiel, und mit ihr wurde die geistige Bewohnerin derselben des süßen Lebens beraubt. Die übrigen Dryaden klagten nun der Ceres den in ihrem Haine begangenen Frevel und forderten ihre furchtbarste Rache gegen den Verbrecher auf. Diese eilte auch auf den Schwingen des Windes herbei. Der scheußliche Hunger verließ auf Befehl der Göttin seine unwirthbaren Gebirge, umschattete mit seinen Flügeln den schlafenden Erisichthon und hauchte den vergifteten Athem in sein Inneres. Noch im Schlafe fühlte er schon die furchtbare Strafe der Göttin. Ein nie zu stillender Hunger wüthete in seinen Eingeweiden. Er erwachte und forderte zu essen; aber ob man ihm gleich so viel Speise vorsetzte, daß Hundert davon sich gesättigt haben würden, so hörten seine Klagen über Hunger doch niemals auf. Bald verzehrte er sein ganzes Vermögen und auch den Gewinn, den seine Tochter Mestra ihm einbrachte, welche sich als Sklavin verkaufen ließ, aber dem Käufer immer wieder entwischte und in einer andern Gestalt sich nochmals verkaufen ließ. Zuletzt, da er keine Nahrung sich mehr anschaffen konnte, fraß er sein

Digitized by Google

ignen Glieder auf, so weit er sie erreichen konnte, und starb dann den Tod der schrecklichsten Verzweiflung.

Eriwan, Khanat auf beiden Seiten des Araxes in Asien, ward von Persien (Iran) nach seinem unglücklichen Kriege mit Rußland 1826—28) im Frieden zu Turtmantschai (22. Febr. 1828) nebst dem Gebirge Ararat und dem armenischen Kloster Etschmiasin, an den letztern Staat abgetreten. Es ist ein gebirgiges Land von ungefähr 500 QM. mit 205.000 Einwohnern, die Kurden und wandernden Stämme eingeschlossen. Man nährt sich hauptsächlich von Seidenzucht, Getreide-, Obst-, Tabacks- und Weinbau. Die Hauptstadt Eriwan liegt am Zangiflus, unweit des Sees Eriwan, besteht aus der Alt- und Neustadt, hat ein Bergschloß mit dem Pallast des Statthalters der Provinz, in 3000 Häus. über 15.000 Bew., ist der Sitz eines armenischen Bischofs, unterhält Baumwollenweben und andere Gewerbe, ansehnlichen Handel.

Erkältung oder Abkühlung. Ein Körper erkaltet, wenn er einen Theil seines freien, fühlbaren Wärmestoffs verliert. Dieß kann geschehen entweder dadurch, daß dieser Theil der Wärme gebunden wird, wodurch er aufhört, auf das Gefühl zu wirken, oder dadurch, daß ein andrer, den erstern berührender Körper den freien Wärmestoff wegnimmt. So erkaltet unsere Atmosphäre nach einem Regen, weil ein Theil ihres Wärmestoffs zur Erzeugung der Dünste, die nachher aus der feuchten Erde aufsteigen, verbraucht, also gebunden wird, und ein heißer Stein, der der freien Luft ausgesetzt oder ins kalte Wasser geworfen wird, weil diese beiden Mittel ihm seine Wärme entziehen. Das Ueberströmen des Wärmestoffs aus dem wärmern in den kältern Körper dauert so lange, bis das Gleichgewicht in beiden hergestellt ist. In der Regel erkalten lockere Körper eher als dichte; doch ist dieß nicht durchgängig der Fall. Durch Vermehrung der Oberfläche eines Körpers, durch Schütteln, Umrühren, Anblasen u. s. w. wird die Erkältung befördert. Auch verliert ein Körper um so eher seinen Wärmestoff, je kälter der ihn berührende ist. — 2) Erkältung in medicinischer und diätetischer Hinsicht. Sie beruht auf einem dem Körper nachtheiligen Uebergange aus einer wärmeren Temperatur in eine kältere. Kräftige Naturen und die sich allmählig an schnellen Temperaturwechsel gewöhnt haben, ertragen aber auch die schnellsten Uebergänge. Der Russe geht aus seinem Dampfbade und wälzt sich nackend im Schnee, ohne sich zu erkälten. Personen, die nicht gewohnt sind, sich der Kälte auszusetzen, werden auch durch allmähliges Erkälten des Körper krankhaft afficirt. Gewöhnlich erfolgen aber doch Erkältungen nur bei schnellem Temperaturwechsel, am leichtesten, wenn der Körper vorher erhitzt wurde, entweder durch Aufenthalt in warmer Luft, durch Sonnen-, Ofenhitze u. s. w., oder, und dieß noch mehr, durch starke Körperanstrengung (Laufen, Tanzen u. s. w.); dann reicht auch eine bloß kühle Luft, deren Eindruck, wenn sie wehend, besonders als Zugluft, auf den Körper einwirkt, erhöht ist, zur Erkältung hin. Betrifft die Erkältung zunächst die äußere Haut, so wird die Hautausdünstung dadurch gehemmt, ebenso und mit noch größerer Gefahr die Lungenausdünstung, wenn eine kalte Luft in eine vorher erhitzte Lunge, besonders bei durch starke Körperbewegung erhöhterem Blutumlaufe gelangt. Aber auch andere innere Theile; besonders Magen und Gedärme, können Erkältungen unterliegen. Die Folgen solcher Erkältung innerer und edlerer Theile sind Entzündungen,

Digitized by Google

akute und chronische, daher auch Auszehrung als spätere Folge von Lungenerkältungen, besonders auch durch schnelles Trinken kalten Getränkes bei erhitzten Lungen (Hitztrunk) und dadurch zunächst bewirkter, chronischer Lungenentzündung, mit Bildung von skirrhösen Knoten in der Lungensubstanz sehr zu fürchten ist. Die gewöhnlichen Folgen von bloßer Hauterkältung sind Katarrh sind Rheumatismen, auch krampfhafte und andere Krankheiten, Diarrhöen ꝛc., nach der besondern Disposition eines jeden Körpers. Gewöhnlich hat jeder Mensch einzelne Körpertheile, deren Erkältung er zu scheuen besonders Ursache hat; meist sind dieß die Füße oder der Unterleib, bei andern der Kopf oder der Hals u. m. Der Erkältung begegnet man am leichtesten dadurch, daß man sich in körperlicher Thätigkeit erhält, dann durch mäßig, aber nicht zu warme Kleidung. Eine leichte Erkältung hebt man durch lauwarmes Getränk, Thee, Punsch u. a., mit sorgfältiger Wahrnehmung einer gleichmäßigen Transspiration. Menschen in späteren Jahren, zärtliche Personen, besonders Frauenzimmer, sind der Erkältung mehr ausgesetzt; kaltes Baden und Waschen härtet am besten dagegen ab.

Erkelenz, Kreis des Reg.-Bez. Aachen, preuß. Provinz Niederrhein, etwas mehr als 5 QM. groß, mit einer Stadt, 92 Dörfern ꝛc., 22 katholischen und 3 evangelischen Kirchen, einer höhern Bürgerschule, 40 katholischen und 4 evangelischen Elementarschulen, 32.500 Bewohnern, außer 1540 Evangelischen und 116 Juden, katholischen Glaubens. Der Kreis bildet eine größtentheils ebene Landschaft, in welcher die Schwalm entspringt, und die südwestlich von der Roer berührt wird. Der Boden ist im Allgemeinen fruchtbar und erzeugt Getreide aller Art, viel Flachs, Kartoffeln, Rüb- und Leinsamen, Hopfen und Futterkräuter. Die Viehzucht ist sehr bedeutend. Der Kreis zerfällt in 13 Bürgermeistereien und hat zum Hauptort die Stadt Erkelenz in einer großen Ebene. Sie war ehemals befestigt; ihre Werke wurden nach dem Friedensschluß von 1714 geschleift. Früher war Erkelenz gelderisch, seit 1719 gehörte es zum Herzogthum Jülich. Sitz der Kreisbehörde, eines Friedensgerichts, hat eine höhere Bürgerschule, katholische Kirche, in 295 Häusern 1800 Bewohner, die Leinwand-, Band-, und Hutfabrikation, Garnspinnerei, Brauerei, Spitzenklöppeln, starken Flachsbau und Handel mit Getreide und Leinsamen treiben.

Erkenntniß, I. ist die bestimmte Beziehung gegebener Vorstellungen auf einen Gegenstand, den wir im Bewußtseyn von der Vorstellung selbst und unserm Ich, als dem vorstellenden Subjekte, unterscheiden. Vorstellungen, die sich bloß auf unsern subjektiven Zustand beziehen, heißen Empfindungen. 1) Grade der Erkenntnisse sind: [1]) die unmittelbare, a) durch Vergleichung eines Gegenstandes mit dem andern, um zu wissen, ob sie einerlei oder verschieden sind. Erkenntniß im engern Sinne. b) Durch Begriffe, ist die Vorstellung eines Ganzen, das durch gemeinsame, mehren Gegenständen zukommende Merkmale, vom Verstande gebildet wird. Etwas durch Begriffe erkennen, heißt verstehen. c) Die Erkenntniß durch Begriffe wird zur Einsicht, wenn man nicht nur die Merkmale aufgefaßt hat, die ein Objekt mit andern Dingen gemein hat, sondern auch angeben kann, wodurch es von andern Objekten verschieden ist, und was daraus für die Einrichtung und den Gebrauch des Objekts folgt. d) Der höchste Grad der Einsicht ist das vollkommene Begreifen, wenn man Alles durch Begriffe erkennt, was

Digitized by Google

gen an einer Sache zu wissen nöthig hat, folglich eine Sache in allen möglichen Beziehungen übersieht. 2) Quellen der Erkenntniß sind [1]) die unmittelbare Erfahrung, Belehrung, Erzählung. Dieses ist die Erkenntniß a posteriori, oder die empirische, historische, die dann wieder intuitiv oder diskursiv ist; [2]) die reine Vernunft, wenn wir Etwas durch Schlüsse aus Principien erkennen, davon uns in der Erfahrung Nichts gegeben ist. Dieses gibt die rationale Erkenntniß a priori, z. B. wie ein Triangel, ein Quadrat ꝛc. beschaffen seyn müsse; a) nach bloßen Verstandesgesetzen, die philosophische Erkenntniß, und zwar aa) die formale, wenn sie sich mit den Gesetzen des Denkens selbst und ihrer Anwendung, ohne auf das Gedachte zu sehen, beschäftigt. Logik. bb) Die materielle, wenn sie sich nicht mit der Art, wie Etwas gedacht werden muß, sondern mit dem Gedachten selbst beschäftigt. Physik und Metaphysik. b) Nach Verstandesgesetzen, insofern sie sich in der Anschauung darstellen lassen, d. i. durch Construktion der Begriffe. Dieses ist das Wesen der mathematischen Erkenntniß. 3) Zwiefacher Weg zur Erkenntniß zu gelangen: a) der Weg der Analysis, durch Zergliederung der Begriffe. Auf diesem Wege findet man Nichts, als was schon in dem Subjekte des Begriffs enthalten ist. Analytische Erkenntniß. b) Der Weg der Synthesis, durch eigne und neue Verknüpfung der Begriffe a priori. Auf diesem Wege sucht man Prädikate zu Subjekten, die nicht schon in demselben enthalten sind, z. B. die Seelen der Menschen sind unsterblich. Der Begriff Unsterblichkeit liegt nicht in dem Begriffe des denkenden Ichs, sondern wird durch den Verstand damit verbunden. Auf dem analytischen Wege sucht man Erläuterung; auf dem synthetische Erweiterung der Erkenntniß. Die Möglichkeit synthetischer Erkenntnisse a priori wird von den Empiristen geleugnet, von den Rationalisten behauptet. Synthetisch erweiternd sind 1) alle Erfahrungsurtheile, z. B. einige Menschen sind schwarz. Ist der Begriff, z. B. von Negern, als schwarzen Menschen, aber schon durch die Erfahrung bestimmt, so gibt die Entwickelung des Begriffs wieder ein analytisches, d. i. erläuterndes Urtheil. 2) Alle mathematischen; 3) alle metaphysischen Urtheile; die Erfahrungsurtheile sind es a posteriori, die mathematischen und metaphysischen a priori. 4) Gegenstände der Erkenntniß. [1]) Die Materie des zu Erkennenden. a) Die Wissenschaft Dessen, was ist oder geschieht, gibt die theoretische Erkenntniß, und diese ist wieder aa) spekulativ hyperphysisch, wenn sie sich mit Gegenständen beschäftigt, die außer dem Gebiete möglicher Erfahrung liegen, z. B. Gott, die Geisterwelt; bb) contemplativ physisch, im weitern Sinne des Worts, begreift die Erkenntniß der Erfahrungsgegenstände a priori, A) der Körperwelt, als Gegenstände des äußern Sinnes, Physik im engern Sinne des Worts; B) die Gegenstände des innern Sinnes, empirische Psychologie. b) Die Wissenschaft Dessen, was seyn soll, gibt die praktische Erkenntniß. [2]) Die Form, d. i. die Art und Weise, wie die gegebene Materie der Erkenntniß von dem Vorstellungsvermögen aufgenommen, verknüpft und behandelt wird, welches die Logik lehrt. 5) Vollkommenheit der Erkenntniß ist von dopelter Art: [1]) die ästhetische, die sich auf Das bezieht, was in der Erkenntniß den Sinnen angehört, sie verlangt Mannigfaltigkeit der sinnlichen Anschauungen, Lebhaftigkeit, d. i. subjektive Deutlichkeit in concreto, und nur subjektive Wahrheit und Nothwendigkeit, nur Uebereinstimmung mit der gemeinen Denkungs-

Digitized by Google

weise, und den Erfahrungen und Gewohnheiten des gewöhnlichen Menschenlebens. 2) Die logische verlangt Allgemeinheit und sucht daher in dem gegebenen Vielen (Mannigfaltigen) immer Eins, d. i. die Begriffe durch Absonderung aller nicht gemeinsamen Merkmale, auf so viele Gegenstände als möglich auszudehnen. Sie verlangt Deutlichkeit in abstracto, d. i. durch Begriffe, objektive Wahrheit, d. i. Uebereinstimmung der Vorstellung mit dem Objekte der Vorstellung. Sie verlangt objektive Nothwendigkeit durch Gründe a priori. Die ästhetische Vollkommenheit sucht nur die Einbildungskraft zu befriedigen; die logische, die Forderung des Verstandes. Beide thun sich daher öfters Abbruch. Die schöne Kunst sucht sie zu vereinigen. Ein paar Beispiele mögen die Sache erläutern. Ein reicher Mann will eine Muschelgrotte in seinem Garten anlegen. Er wird daher alle Seeconchylien, die er auftreiben kann, in ihrer größten Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit darin zu vereinigen suchen. Lauter Tritonshörner, Nautiliten oder Seeohren würden ihn nicht befriedigen, auch würde er es widrig finden, wenn man jede einzelne Gattung beieinander lassen, und nicht, sowie sie am Ufer liegen, unter einander werfen wollte. Warum? er will nur die Einbildungskraft befriedigen, und dazu dient Mannigfaltigkeit und Unordnung. Der Conchyliensammler hingegen thut gerade das Gegentheil. Er hat einen Gesichtspunkt der Einheit, nach diesem rangirt er seine Conchylien, wie sie, nach bestimmten Merkmalen des Systems, zu einander gehören, Buccciniten, Nautiliten, Seeohren ꝛc. in ihre Fächer zusammen. Wollte nun Jener unter seine Farrago von Conchylien noch Erzstufen u. a. Mineralien mengen, so würde der Geschmack urtheilen: daß er die ästhetische Vollkommenheit verfehlt habe, weil er die Einbildungskraft zugleich ans Meerufer und in einen Bergschacht versetzen will, welches unmöglich ist. In einem systematisch geordneten Conchylienkabinette würde es ein Verstoß gegen die logische Vollkommenheit seyn, weil die Einheit durch diese Mannigfaltigkeit verletzt würde, die der Verstand in einer solchen Sammlung fordert. Ferner, mag der Dichter immerhin sagen: „Blutroth ging die Sonne unter in der Fluth des Oceans", weil er nur subjektive Wahrheit, d. i. die Sache so vorzustellen sucht, wie sie den Sinnen erscheint. Der Astronom würde nach Dem, was er für objektiv wahr erkennt, weder sagen dürfen, daß die Sonne untergehe, noch daß sie sich in die Fluthen des Oceans begrabe. II. Erkenntniß, ein gerichtliches Urtheil, ein Rechtsspruch.

Erkenntnißgrund. Alle theils a priori unleugbare, theils hinlänglich erwiesene Lehrsätze, oder auch allgemeine auf Induktion beruhende Erfahrungssätze, können Obersätze in einem Vernunftschlusse werden, und also zur Begründung eines neuen Satzes, einer neuen Erkenntniß dienen, weil jeder wahre Satz einen zureichenden, d. i. solchen Grund haben muß, aus dem seine Wahrheit erkannt werden kann, und heißen alsdann Erkenntnißgründe (principia cognoscendi). Was aus einem solchen richtig gefolgert wird, hat apodiktische Gewißheit.

Erkenntnißvermögen ist das Vermögen des Gemüths, das Daseyn und die Veränderungen der Gegenstände zu bestimmen. Es theilt sich 1) in das sinnliche (Sinnlichkeit); 2) in das vernünftige, Verstand in der weitern Bedeutung. Objektive Kenntniß kann nur durch Zusammenwirkung Beider erlangt werden.

Erker, in der Baukunst ein thurmähnlicher überhaupt Vorsprung

Digitized by Google

eines Gebäudes vom 2. oder 3. Stockwerke an, mit vielen Fenstern versehen, bestimmt, daß man aus demselben leichter die Straße hinab sehen kann. Die Erken stammen aus dem Orient und sind besonders in alten deutschen Städten gewöhnlich. Neuere Baupolizeien verbieten ihre Anlage, als der Aussicht der Nachbarhäuser und der Regelmäßigkeit der Straßen schadend.

Erklärung, s. Definition.

Erlach, eins der ältesten und edelsten Geschlechter in der Schweiz, aus Burgund herstammend, ist seit dem Anfange des 12. Jahrh. vorzüglich in den Annalen Berns berühmt. 1) Rudolf v. Erlach, Sohn Ulrichs, welcher die Berner 1298 in dem glorreichen Kampfe gegen den Adel und Albrechts Partei anführte. Rudolf dagegen befehligte in dem Streite Berns gegen den mächtigen Grafen von Nydau, und gewann die Schlacht bei Laupen 1339, welche das Schicksal des Freistaats befestigte. Der großmüthige Sieger wurde dann der Beschützer und Erzieher der jungen Grafen von Nydau und erhielt ihnen sorgfältig ihre Erbschaft. 1360 wurde er von seinem Eidam, Jobst von Rudenz, aus Unterwalden, ermordet. — 2) Johann Ludwig v. Erlach, geb. 1595, ausgezeichneter Feldherr und Staatsmann, hatte auf die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges, und später in franz. Diensten auf die Kriege unter Ludwig XIII. und XIV. großen Einfluß, und benahm sich allenthalben als Mann von Ehre, großer Einsicht und Tapferkeit. Er leistete Gustav Adolf und Bernhard v. Weimar, deren Freundschaft und Vertrauen er besaß, große Dienste. Nach dem Tode Bernhards trat er in franz. Dienste. Frankreich verdankte seiner Tapferkeit 1639 die Erwerbung von Breisach, den Sieg bei Lenz 1648, sowie die Erhaltung seines Heeres. Er st. zu Breisach 1650. — 3) Hieronymus v. Erlach, geb. 1667, erst in franz., dann in östr. Diensten, war einer der geschicktesten Generale seiner Zeit und insbesondere mit dem Prinzen Eugen sehr befreundet. Er starb 1748 auf seinem Landgute Hiadelbank. — 4) Karl Ludwig v. Erlach, geb. zu Bern 1726, hatte vor der Revolution in Frankreich gedient, wo er bis zum Marechal de Camp gestiegen war. 1793 wurde ihm von Bern der Befehl über die Landesbewaffnung gegen die Franzosen übertragen. Es gelang ihm am 24. Febr., den unentschlossenen Senat zu kräftigen Maßregeln zu bestimmen. Er erhielt uneingeschränkte Vollmacht, gegen Brune zu handeln. Allein bald wurde sie zurückgenommen, und nun griffen die Franzosen die Berner an. Erlach focht gegen Schauenburg ehrenvoll, aber, der Uebermacht erliegend, unglücklich, und ward auf dem Rückzuge, beim Empfange der Nachricht von der Einnahme Berns, von einem Landsturmbataillon ermordet. — 5) Rudolf Ludwig v. Erlach, geb. in Bern 1749, versuchte als Schultheiß von Burgdorf, vergebens Bern bei der franz. Invasion zu retten, verband sich 1801 mit Aloys Reding und Steiger zur Herstellung der alteidgenössischen Staatsordnung und wurde 1802 Oberbefehlshaber der Insurrectionsarmee. Als Napoleon durch sein Dazwischentreten und durch die Mediationsacte der Insurrection ein Ende gemacht hatte, trat Erlach in das Privatleben zurück und beschäftigte sich mit den Wissenschaften. Man hat mehre Schriften von ihm, und unter diesen einen „Code du bonheur“, welchen er Katharina II zugeeignet hatte.

Erlachen (Johann Bernard Fischer, Freiherr von), kaiserlicher Oberhaminspector zu Wien unter Joseph I und Karl VI., berühmt durch

Digitized by Google

Aufführung des kaiserlichen Lustschlosses zu Schönbrunn, des kaiserlichen Marstalls, der böhmischen Kanzlei u. a. m. Mehre von ihm angefangene Gebäude vollendete sein Sohn Esaias Emanuel. Er selbst starb in Wien 1724 und schrieb: „Entwurf einer historischen Architektur in Abbildung berühmter Gebäude des Alterthums" (1715—21, Fol.); „Gebäude der Stadt Wien in kleinen Median-Charten".

Erlangen, wegen seiner Regelmäßigkeit und Zierlichkeit eine der schönsten Städte Deutschlands, im Rezatkreise des baierischen Königstaats, in einer freundlichen Gegend und der Nähe Nürnbergs, mit weit von der Rednitz, in welche nahe dabei die Schwabach fällt. Die Stadt theilt sich in Alt- und Neu- oder Christians-Erlangen, welch letztere vom Markgrafen Christian Ernst 1686 angelegt und durch die aufgenommenen franz. Refugiés in Aufnahme gebracht wurde. Sie ist mit Mauern umgeben, hat 7 Thore, 820 Häuser, 3 luther., eine reformirte und seit 1788 eine kathol. Kirche, 11.600 Bewohner, Sitz eines Land- und Stadtgerichts, Leder-, Seife-, Stahlwaaren-, Handschuh- und andere Fabriken, Kattunmanufakturen, Färbereien, Kattun- und Leinwanddruckereien, Bleichen, Spiegelschleifen, Eisenhammerwerke. Die hier fabricirten Preßspäne sind von vorzüglicher Güte. Man bereitet hier auch das sogenannte Erlangerblau, das sich vom Berlinerblau nur dadurch unterscheidet, daß statt des Kali's Sode und statt des Blutlaugensalzes genommen wird. — Die Universität ward vom Markgrafen Friedrich von (Brandenburg-) Baireuth 1743 errichtet. Früher befanden sich an höhern Studienanstalten eine Ritterakademie und ein Seminarium daselbst. Zur Zeit des siebenjähr. Krieges, wo sich gegen 400 Studirende hier befanden, war die Universität blühend. Zu Ehren ihres Regenten, des Markgrafen Alexander, sowie dem ersten Stifter, heißt sie seit 1796 Friedrich-Alexanders-Universität. Von der Zeit an, als Baiern Regierung eine zeitgemäßere Dotation der Universität aussprechen, beginnt nicht allein Erlangens höhere Wichtigkeit als protestantische Landesuniversität in einem bedeutenden und verfassungsglücklichen Staate, sondern es wird auch bei zunehmender Zahl der Studirenden (circa 500, durch Herbeirufung geschickter und berühmter Lehrer, eines Stephani, Henke, Gros, Winer, Köppen, Rückert, Pfaff, Böttiger u. A., aus dem In- und Auslande, ein rein-wissenschaftliches Leben immer sichtbarer. Nicht wenig soll zu dieser frischen Blüthe der Universität die von der Universität selbst (durch einen Verwaltungsausschuß des königl. akademischen Senats) ausgehende und von der Regierung nur in letzter Instanz beaufsichtigte Verwaltung der Universitätseinkünfte (zwischen 60—70.000 Rthlr. jährlich) beitragen, sowie die Liberalität hoch gerühmt wird, mit welcher die Regierung und die Stände des Reichs noch außerdem außerordentliche Bedürfnisse decken. Dadurch wurde es möglich, daß der Universität überlassene schöne markgräfliche Palais, welches 1814 ganz abbrannte, und zur Aufbewahrung der durch Vereinigung der Altorfer bedeutend gewordenen Universitätsbibliothek von 100.000 Bdn. und andere Attribute der Hochschule bestimmt ist, fast ganz auszubauen, und ein Krankenhaus zu vollenden, wie es an Umfang und Zweckmäßigkeit wenig Universitäten, die nicht zugleich Residenzen sind, aufweisen dürfen. Dabei ist ein treffliches Consilium und in dessen Nähe Platz zu einem neuen botanischen Garten gewonnen. Nicht weniger hat die Anatomie mit ihrem Apparate ein passendes Local erhalten. Auch sind in Erlangen

Digitized by Google

mehre gelehrte Gesellschaften, als die physikalisch-medicinische, die ökonomische Gesellschaft, sonst auch die kaiserl. Akademie der Naturforscher, jetzt in Bonn.

Erlau, Hauptstadt der heveser Gespannschaft im ungrischen Kreise diesseits der Theiß, am Flusse Erlau, königl. Freistadt, welche in 1710 Häusern 17.400 Bewohner zählt, Deutsche, Magyaren und Raizen. Sie hat ein Schloß, Metropolitankirche, Clericalseminar, kathol. akademisches Lyceum mit einer juristischen und philosophischen Facultät, ferner ein Gymnasium, Bibliothek, Sternwarte. Erlau ist der Sitz eines Erzbischofs, welcher 160 000 Fl. Einkünfte haben soll. Dieses Amt bekleidet seit Februar 1827 der als epischer Dichter gefeierte Johann Ladislav Pyrker (geb. 1772), gewesener Patriarch von Venedig, sowie die damit verbundene Erbobergespannswürde der heveser Gespannschaft. Dieser würdige Prälat befördert eifrig in seinem großen Wirkungskreise Unterricht und Erziehung, Kirchenzucht und die Entwickelung ausgezeichneter Talente, vorzüglich unter den jungen Geistlichen. — Merkwürdig sind bei Erlau schwefel-, eisen- und salzhaltige Quellen auf beiden Seiten des Erlauflusses und warme Bäder. Die Bewohner leben theils hiervon, theils vom Bau eines rothen, dem Burgunder nahe kommenden Weines, jährlich über 120.000 Eimer, ferner von Tuchweberei, vom Handel mit Getreide, Wein, Mandeln und Kastanien.

Erlaucht, eigentlich mit Durchlaucht gleichbedeutend; ehedem der Titel derjenigen regierenden Reichsgrafen, die auf den Titel Excellenz einen Anspruch machen konnten, und insofern noch jetzt bei den mediatisirten Reichsgrafen gewöhnlich.

Erle (alanus), Baum zur 2. Classe, 4. Ordnung des Linné'schen Systems gehörend, hat männliche und weibliche Blüthen mit Kätzchen an ästigen Stielen, unter jedem korkartigen Schuppen als Frucht ein Zapfen mit 2 Samen ohne Flügel. Die gemeinsten Arten sind 1) die gemeine oder schwarze Erle, welche in 40—50 Jahren eine Höhe von 70—80 Fuß und eine Dicke von 1½—2 Fuß, zuweilen in 80 Jahren 100 Fuß Höhe und 3 Fuß Dicke erreicht. Der Baum wächst vorzüglich in moorigen, sumpfigen u. a. nassen Stellen in ganz Europa bis zum 70. Grad gegen Norden, wird am besten durch Pflanzung und Wurzelstücke fortgepflanzt. Sein Holz ist frisch orange, trocken weißgelblich, ziemlich hart, schwer, elastisch; die Blätter sind rundlich, stumpf, etwas ausgeschnitten, klebrig, mit spitzigen Sägezähnen am Rande; die Blüthen, traubenartig, beisammensitzend, schon im Herbst sichtbar, blühen im März auf; die Frucht reift im October. Nutzen des Holzes als Bauholz unter Wasser und in der Feuchtigkeit, als Nutzholz für Schreiner und Drechsler, als Brennholz und zu Kohlen; der Rinde zum Gerben, Gelb-, Braun- und Schwarzfärben; des Laubes zum Futter für Schafe und Kühe. Die Blätter werden gerühmt, um, äußerlich aufgelegt, Milchknoten bei Wöchnerinnen vorzubeugen. — 2) Die graue Erle, nordische, weiße Erle, Baum von 50—70 Fuß Höhe und 2 Fuß Dicke, geht schon im 80. Jahre ein. Sein Holz ist weißer, dichter, härter, feiner und zäher als an der vorigen; die Blätter sind eiförmig, spitzig, eckig, scharf gezähnt, unten weißfilzig. Einheimisch ist er in Schweden, Lappland und auf den süddeutschen und den Schweizer-Alpen. Das Holz wird als Nutz- und Brennholz mehr geschätzt als von voriger Art. — 3) Die Alpen-Erle, Strauch von 8—12 Fuß Höhe und 4—5 Zoll

Digitized by Google

Dicke, auf den höhern Gebirgen Süddeutschlands und der Schweiz, in trocknem, leichtem Boden, wächst langsam. Sein zähes Holz ist gutes Brennholz.

Erleuchtung, 1) (Dogmat.), die Wirksamkeit Gottes, nach welcher er den Menschen zur Erkenntniß der christlichen Religion führt. 2) (Malerk.), so viel wie Beleuchtung. **Erleuchtung der Straßen**, s. **Straßenbeleuchtung**.

Erleuchtungskreis, bei dunkeln Himmelskörpern, die dem Hauptkörper, von dem sie ihr Licht erhalten, zugewendete Seite. Es wird wegen Unerheblichkeit des Unterschieds diese als die eine Hälfte der Oberfläche berechnet. Bei der Erde (und im Verhältniß ebenso auch bei andern Himmelskörpern) ist der Mittelpunkt des Erleuchtungskreises immer der Ort, in dem die Sonne eben im Zenith steht. Es ändert sich daher der Erleuchtungskreis nicht nur nach dem Tages-, sondern auch nach dem Jahreswechsel.

Erlkönig, im Volksglauben mancher Gegenden ein fabelhaftes Wesen, das Kindern nachstellt, wohl verwandt mit den Elfenkönigen auf Seeland. Göthe hat diesen Volksglauben zu seiner bekannten Ballade fl. N. benutzt.

Erlösung, die Befreiung vom Drucke der Sünde durch Jesum. Dieser Druck wird theils der Erbsünde, theils der durch Schuld des Menschen begangenen Uebelthaten, theils der Schwachheit der Menschen im Erkennen göttlicher Dinge zugeschrieben, und das Geschäft der Erlösung mußte seyn: dem Menschen Mittel an die Hand zu geben, möglich vollkommen zu werden (Lehramt Christi) und dann die Folgen der Verderbniß, die Strafen, besonders den Tod wieder aufzuheben (Mittleramt, Erlösung im engern Sinne). Die Kirche nimmt an: da das höchste Wesen beleidigt sey, müsse die höchste Genugthuung gegeben werden; dieses könne nur geschehen durch Christus, als ein Wesen, das ebensowohl die göttliche als die menschliche Natur an sich trage. Diese Genugthuung sey gegeben durch sein Leben (weil es aus Gehorsam gegen Gott geführt wurde, thätiger Gehorsam), vorzüglich aber durch seinen Tod (leidender Gehorsam). Die Erlösung erstreckt sich auf alle Menschen (auch der Vorzeit), die an Jesum glauben, ist auch nur eine einzige und ewige und bezieht sich einzig auf das Verdienst Jesu.

Ermeland, Bisthum und Landschaft in Ostpreußen, die sonst den braunsberger und heilsberger Kreis Ostpreußens ausmachte, jetzt aber die 4 Kreise Braunsberg, Heilsberg, Rössel und Allenstein des königsberger Reg.-Bez. bildet. Noch führt ein kathol. Bischof in Ostpreußen von Ermeland den Namen, dessen Domstift zu Frauenburg und Residenzschloß zu Heilsberg ist.

Ermenonville, Dorf im Seinedepart., 10 Stunden von Paris, Landsitz des Herrn v. Girardin, bekannt durch seinen schönen, 2600 Morgen großen Park, in welchem Rousseau's Asche auf einer Pappelinsel ruht. Den Sommer über wallfahrten Eingeborene und Fremde, besonders Engländer, von Paris häufig dahin, um das Andenken Rousseau's zu feiern. Ermenonville diente einst den Bürgerkriegen zum Schlachtplatze; dann bewohnte hier die schöne Gabriele d'Estrées ein Jagdschloß, von dem noch ein Thurm steht, der den Namen dieser Geliebten Heinrichs IV. führt. Nach ihr bekam Ermenonville jener treue Waffengefährte Heinrichs, der den König nur 2 Tage überlebte, vom Schmerz über Navar-

Digitized by Google

ac's Frevelthat hinweggerafft. Noch merkwürdiger wurde Ermenonville in neuerer Zeit. J. J. Rousseau starb hier, wo er nur 6 Wochen gelebt hatte. Seine Gebeine wurden von der Pappelinsel ins Pantheon versetzt. Auch zeigt man zu Ermenonville die Plätze, wo der große Kaiser Joseph ausgeruht. Uebrigens ist der Schmuck der Kunst auf diesem schönen Landsitze nicht minder groß als der Reichthum der Natur. Der alte Girardin, Verf. eines guten Werks über schöne Gartenkunst, hatte in einem Laufe von 30 Jahren an 3 Mill. Franken auf die Verschönerung von Ermenonville verwandt. Seine 3 Söhne wollten den gemeinschaftlichen Besitz aufheben, daher wurde Ermenonville 1821 zum öffentlichen Verkauf ausgeboten. Schon hatte die sogenannte bande noire, welche alles Schöne und Merkwürdige zerstörte, um Geld und nutzbaren Boden zu gewinnen, das höchste Gebot gethan, als Herr Stanislaus v. Girardin, der liberale Deputirte der linken Seite (gest. 1827), mit 100.000 Fr. jene Gesellschaft überbot und dadurch das von ihm für 1½ Mill. Fr. erstandene väterliche Erbgut für die Freunde der Kunst, der Natur und historischer Denkmale fortdauernd erhielt. (S. Matthison's „Spaziergang nach Ermenonville"; a. d. Franz. (Strasb. 1808).

Ernährung, die Aufnahme der Nahrungsstoffe von Außen und Verwandlung derselben in organische Masse, welche zum Wachsthum und Wiederersatz der verlorenen Theile des organischen Körpers tauglich ist. Dieser Lebensact ist allen organischen Wesen eigen; am deutlichsten ist er am lebenden thierischen Körper, welcher auf einer höhern Stufe der Organisation steht, wahrzunehmen. Bei diesem lassen sich 3 Acte des Ernährungsgeschäft unterscheiden. Der erste, die Verdauung, fängt schon im Munde an, indem die Nahrungsmittel, mechanisch zertheilt und mit Speichel vermischt, den ersten Grad von Auflösung annehmen. Im Magen werden durch die eigenthümliche Lebenskraft desselben, und den speichelähnlichen Magensaft, die Nahrungsstoffe in ihre feinsten Theile zertheilt und in eine breiartige Masse, welche Chymus genannt wird, aufgelöst. Indem nun durch die Verdauungskraft die eigene Natur der Nahrungsmittel überwunden ist, wird der Chymus aus dem Magen zunächst in den Zwölffingerdarm ausgeleert, und in demselben, vermittelst der hinzufließenden Galle und der pankreatischen Flüssigkeit, eine Abscheidung der feinsten, eigentlich nährenden Stoffe von den gröbern und unbrauchbaren Theilen bewirkt, welche letztere durch die Gedärme abgeführt werden. Der feine Nahrungssaft, der in Gestalt einer weißen Flüssigkeit (Milchsaft, Chylus) sich von den gröbern Theilen absondert, wird durch den ganzen Zug der Gedärme hindurch von den unzähligen einsaugenden Aederchen aufgenommen, von denen immer mehre in einen Ast sich vereinigen, die Gekrösdrüsen bilden, bis sich alle in einem einzigen Stamme zusammenfinden, welcher am Rückgrathe heraufgeht und den eingesogenen Chylus enthält. Der zweite Act der Ernährung ist die Verwandlung des Chylus in rothes Blut. (S. Assimilation.) Der dritte Act ist die Ernährung im engern Sinne. Das Blut, welches mit frischem Nahrungsstoff versehen und in den Lungen mit dem belebenden Sauerstoffgas verbunden worden ist, vertheilt sich in dem Körper in unzähligen Adergeflechten und versieht alle Theile des Körpers mit frischer Lebensnahrung. In dem lebenden Körper findet eine beständige Umwandlung und ein unaufhörlicher Wechsel der körperlichen Stoffe statt. Die durch das Leben und seine Thätigkeit verbrauchten Stoffe werden als überäuerte, gleich-

Digitized by Google

ſam verbrannte Theile abgeſondert und auf verſchiedenen Wegen aus dem Körper geſchafft. Dagegen ſetzt ſich aus dem Blute der Faſerſtoff, in der erſten Stufe der organiſchen Bildung, als Zellgewebe vermöge der ihm inwohnenden Bildungskraft an und erſetzt das Abgegangene.

Erneſti, eine berühmte Gelehrtenfamilie, die vom 15. Jahrh. an Deutſchland mehre bedeutende Gelehrte gab. Die Stammväter waren Daniel und Johann Chriſtoph; Erſterer hatte 3 Söhne: Jakob Daniel, Johann Heinrich und Chriſtoph Theodor; der Zweite deren fünf, unter denen ſich beſonders Johann Chriſtian, Johann Friedrich Chriſtoph und Johann Auguſt auszeichnen. Johann Chriſtian war der Vater von Auguſt Wilhelm und Johann Friedrich Chriſtoph von Johann Chriſtian Gottlieb. — 1) Jakob Daniel E., älteſter Sohn von Daniel Erneſti, geb. zu Rochlitz 1640, ſt. 1707 zu Altenburg und hinterließ eine große Menge Schriften, unter welchen die vorzüglichſten: „Apanthismata, sive selectiores flores philologico-historico theologico-morales, in IV. libros divisi“ (Altenburg 1672, 8.). — 2) Johann Heinrich E., Bruder des Vorigen, Rector der Thomasſchule zu Leipzig, ſtarb 1729. Er iſt ebenfalls Verfaſſer mehrer gelehrten Werke: unter andern: „Dissertatio de pharisaïsmis in libris profanorum scriptorum accurrentibus“ (Leipz. 1690). — 3) Johann Auguſt E., Stifter einer neuen theologiſchen und philologiſchen Schule, geb. zu Tennſtädt in Thüringen 1707, ſtudirte zu Pforta, Wittenberg und Leipzig, legte ſie anfangs auf Theologie, nachdem er aber 1731 Conrector und 1734 an Geßners Stelle Rector der Thomasſchule zu Leipzig wurde, vorzüglich auf Philologie. 1742 ward er zum außerordentlichen Profeſſor der alten Literatur auf der hieſigen Univerſität, und 1756 zum ordentlichen Profeſſor der Beredſamkeit ernannt. Zugleich erhielt er 1759 eine ordentliche Profeſſur der Theologie. Beide Lehrſtellen verwaltete er bis 1770, da er erſtere niederlegte. Nach und nach ward er der erſte Profeſſor der theologiſchen Facultät, Domherr zu Meißen, Beiſitzer des Conſiſtoriums zu Leipzig, wie auch Präſident der fürſtlichen Jablonowski'ſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig, und ſtarb den 11. Sept. 1781. Durch gründliches Studium der Profan-Philologie hatte er ſich den Weg zur Theologie gebahnt, und wurde ſo zu einer richtigern Exegeſe der bibliſchen Schriftſteller und überhaupt zu liberalern Anſichten der Theologie geführt. Von ihm ging größtentheils die theologiſche Aufklärung, inſofern ſie ſich auf Philologie und richtigere grammatiſche Erklärung gründet, aus. Als gründlicher Kritiker und Grammatiker zeigte er ſich in ſeinen Ausgaben von Xenophon's „Memorabilien“, des Sokrates, Ariſtophanes's „Wolken“, Homer's Werken, dem Kallimachus, Polybius, Suetonius, Tacitus, vor Allen aber durch ſeine vortreffliche Ausgabe von Cicero's Werken (zuerſt Leipz. 1738). Er war der erſte Lehrer und Wiederherſteller einer wahren und männlichen Beredſamkeit in Deutſchland und verdient wegen ſeiner vortrefflichen Latinität den Namen eines Cicero der Deutſchen. „Opuscula orat.“ (Leyden 1762); „Oration.“ (Lpz. 1791); „Initia doctrin. solidioris“ (Lpz. 1736), oft wiederholt. Nicht minder zahlreich ſind ſeine theol. Schriften. — 4) Johann Chriſtian E., älteſter Sohn Johann Chriſtoph's, geboren 1695 zu Brücken in Thüringen, war Paſtor zu Kölleda und Zeh und ſtarb als Superintendent zu Langenſalza 1770, mehre theologiſche Schriften und Predigten hinterlaſſend; auch beſorgte er eine Ausgabe der ſchmalkaldiſchen Artikel. — 5) Günther Gottlieb E., geb. zu Le-

Digitized by Google

burg 1759, starb daselbst als Hofprediger 1797, hinterließ einen guten Katechismus; „Predigten über verschiedene Texte" (Hildburghausen 792) und „Predigten über die Sonn- und Festtagsevangelien des ganzen Jahres" (ebend. 1798, 8.). — August Wilhelm E., Sohn von Johann Christian, geb. zu Frohndorf bei Kölleda 1733, starb zu Leipzig 801 als Professor der Philosophie und Beredtsamkeit. Er gab den Livius (Leipzig 1801—1804, 3 Bde. 8. Ed. III.), Quintilian (ebend. 769, 8.), Ammianus Marcellinus (ebend. 1769, 8.), Pomponius Mela ebend. 1773, 8.) heraus, und schrieb: „Opuscula oratorio-philolo-ica" (Leipz. 1794, 8.) u. a. m.

Erniedrigungszeichen, s. Versetzungszeichen.

Ernst (Mor.), die Stimmung des menschlichen Gemüths, wenn der Geist sich mit Gegenständen beschäftigt, die ihm wichtig sind. Da das Leben selbst eine wichtige Sache ist, so ist auch die gewöhnliche Gemüthsstimmung eine ernste. Der Mensch (nach Schlegel eine ernsthafte Bestie) ist von Natur ernst, wenn er mit sich im Klaren ist, im verständigen Alter, wo er den Ernst des Lebens erkannt hat. Mangel an Ernst in wichtigen Angelegenheiten zeigt Flachheit, Beschränktheit und Mangel an Charakter an, feierlicher Ernst in unwichtigen Dingen Pedanterie. Ernsthaftigkeit ist Ernst, inwiefern er sich äußerlich durch Miene, Haltung und Benehmen andeutet; Ernstlichkeit dagegen bezieht sich mehr auf die Gesinnung und den Nachdruck, der aus dem Ernst hervorgeht. Auch hat Ernst in letzterer Beziehung die Nebenbedeutung der Wahrhaftigkeit im Gegensatz von Scherz oder Schein. Auch der Ernst kann übertrieben werden; wer des Scherzes gar nicht fähig ist, erweckt den Gedanken an Uebersättigung oder thierische Stumpfheit.

Ernst, I. Kurfürst von Sachsen, Sohn des Kurfürsten Friedrichs II. des Sanftmüthigen und der Erzherzogin Margarethe von Oestreich, geboren 1441; als Knabe von Kunz von Kaufungen (s. d. Art.) vom Schlosse zu Altenburg zugleich mit seinem Bruder Albert geraubt, aber glücklich gerettet, folgte er im Jahr 1464 seinem Vater als Kurfürst, während er die übrigen Lande mit seinem Bruder Albert gemeinschaftlich regierte. 1472 kaufte er für sich und seinen Bruder das Fürstenthum Sagan für 55.000 ungarische Goldgülden, sowie 1474 vom Freiherrn von Biberstein die Herrschaften Sorau, Beeskow und Storkow für 62.000 rhein. Goldgülden, nahm den Vogten von Plauen wegen Bedrückungen der Unterthanen, Plauen, Oelsnitz und Adorf, züchtigte Quedlinburg, das sich gegen seine Schwester, die Aebtissin Hedwig, empört hatte, sowie Halle, Halberstadt und Erfurt, und erhielt bei der Theilung 1485 mit seinem Bruder den Theil von Thüringen, den die Fürstenthümer Weimar, Eisenach und Gotha ausmachen, selbst dem Fürstenthume Altenburg, sowie die Aemter und Städte Torgau, Kolditz, Eilenburg, Grimma, Zwickau und Annaberg, einige Aemter im Voigtlande und die Distrikte von Eisenberg und Saalfeld. Er starb 1486 zu Kolditz, das er zur Residenz gewählt, und ward zu Meissen begraben. Von seiner Gemahlin Elisabeth, einer baierischen Prinzessin, mit der er sich 1461 vermählt, und die er durch den Tod 1484 verlor, hinterließ er 4 Söhne und 2 Töchter. Der älteste Sohn, Friedrich der Weise, und der jüngste, Johann der Beständige, folgten ihm als Kurfürsten in der Regierung. Er ist der Stifter der Ernestinischen Linie (vergl. Sachsen, Gesch.). — 2) Ernst des Frommen, Her-

Digitized by Google

zog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, geb. 1601 auf dem Schloß zu Altenburg, Sohn Herzogs Johann von Weimar und Dorothea Maria von Anhalt, trat zum ersten Mal auf als Obrist eines schwedischen Kavallerie-Regiments und zeichnete sich bald durch Tapferkeit und Menschlichkeit aus. Er zeigte dem schwedischen Heere den Weg über den Lech, indem er zuerst mit seinem Regiment durch den Fluß setzte. Er trug viel zur Eroberung der Städte Füßen und München bei und focht mit Muth und Umsicht in den Schlachten von Nürnberg und Lützen, in welcher letztern er, nach dem Falle Gustav Adolfs, den Sieg gegen den mit einem neuen Corps eben anrückenden Pappenheim allein errang. Er verließ auf einige Zeit die Bahn der Helden, als 1633 sein Bruder Bernhard, der den Oberbefehl über das schwedische Heer erhalten hatte, ihn beauftragte, das ihm überlassene Herzogthum Franken in seinem Namen zu regieren. In diesen Regierungsgeschäften entwickelte er große Regententugenden. Eine vorzügliche Fürsorge widmete er der Universität Jena. Nach mehren glücklich geleiteten Familienangelegenheiten begab Ernst sich wieder zum schwedischen Heere und half seinem Bruder Bernhard Landshut in Baiern mit Sturm erobern, verließ aber nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen (26. Aug. 1634) den Kriegsschauplatz gänzlich; denn eine still genährte Hoffnung, durch seine Vermittelung den Frieden zu beschleunigen, war nun gescheitert. Nachdem er in der Folge dem prager Frieden (20. Mai 1635) beigetreten war, veranstaltete er das bekannte große weimarische Bibelwerk und die Bibelschule. 1636 vermählte er sich mit Elisabeth Sophia, der einzigen Tochter des Herzoge Johann Philipp von Altenburg, und bezog zu Weimar das sogenannte französische Schloß, bis er durch den Erbtheilungsvertrag vom 13. Febr. 1640 das Herzogthum Gotha zu seinem beständigen Antheile erhielt. Er traf die vortrefflichsten Anstalten zur Wiederaufhilfe des durch den Krieg verwüsteten Landes: Kirchen- und Landesvisitationen, Schulverbesserungen, Anordnung der Landeskollegien und Reorganisation fast aller Behörden, zweckmäßige Polizeigesetze, eine neue Kirchenagende, eine verbesserte Konsistorialordnung, Einrichtung eines Landkircheninspectorats, dabei die Erbauung eines Residenzschlosses zu Gotha und die wohlthätigste Fürsorge für seine Unterthanen bei mehren erlittenen Unglücksfällen, milde Stiftungen für Witwen, Waisen und Arme, seine Versuche zur Schifffahrt auf der Werra bis zur Weser und auf der Unstrut und Saale bis in die Elbe, seine rastlosen Bemühungen zur Beilegung der synkretistischen Streitigkeiten zwischen den wittenbergischen und helmstädtischen Theologen, sowie zur Herstellung eines theologischen Senats, als eines Hülfsmittels zur Erhaltung der christlichen Religion, und vornehmlich um einen ewigen Frieden in der evangelischen Kirche herzustellen. Dieß und Mehres sind Beweise seiner weisen und thätigen Regierung. Die Anwesenheit des Abts Gregorius aus Abyssinien an Herzog Ernsts Hofe, das Interesse des Herzogs für diesen Mann und den Religionszustand in jenem fernen Lande, seine Briefe an den König von Aethiopien, die er dem Abt mitgab, die Sendung Joh. Mich. Wansleb's aus Erfurt nach Abyssinien, der vom Herzog eine besondere Vorschrift erhielt, um nicht nur die genauesten Nachrichten über dieses Land einzuziehen, sondern auch Alles zu thun, was zur Beförderung der christlichen Religion in seinen Kräften stehe, die Briefe des Patriarchen und Komos zu Alexandrien an den Herzog, sein Brief

Digitized by Google

echsel mit dem Zaar Alexei Michailowitsch zu Moskau, über die Ange-
egenheiten der evangelisch-lutherischen Gemeinde daselbst, des Zaars
Gesandtschaft nach Gotha, des Herzogs ängstliche Sorgfalt für die Er-
ehung seiner Kinder, die Stunden lang mit Psalmen, Sprüchen und
Gebeten ihr Gedächtniß füllen mußten, sind ebenso merkwürdige Er-
heinungen in seinem Leben, als sie ihn selbst am besten charakterisiren
nd den Beinamen des Frommen rechtfertigen, den er auch in seinem
äglichen Wandel verdiente. Drei Jahre vor seinem Tode (1672) kam
r durch das Ableben des Herzogs Friedrich Wilhelm III. zu Altenburg
um Besitze sämmtlicher altenburgischen Lande, von denen er einen Theil
n Weimar überließ, als die Ansprüche dieses Hauses die Ruhe seines
lters zu unterbrechen drohten. Er starb 1775 im 74. Jahre an einem
Schlagflusse, und hinterließ 7 Prinzen und einige Prinzessinnen. Sein
Testament ist ein Regentenspiegel, über welchen allen Prinzen Vorle-
ungen gehalten werden sollten. Die sieben Brüder sollten nach Ernst's
Bestimmung gemeinschaftlich regieren und der älteste das Präsidium im
Fürstenrathe führen; doch nach kurzer Zeit wurde jedem eine Alleinre-
gierung wünschenswerth, und sie theilten daher das Land in 7 Parcel-
en (Gotha, Koburg, Meiningen, Römhild, Eisenberg, Hildburghausen
nd Saalfeld), von denen jetzt noch Koburg, Meiningen und Hildburgh.
estehn. Ernst ist so Stifter des gothaischen Gesammthauses. S. des
Oberkonsistorialraths Gerlbke: „Actenmäßige Darstellung des Lebens
Ernsts des Frommen", Gotha 1810, 3 Bde. — 3) Ernst Ludwig,
Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, gewöhnlich Ernst II., Herzog
Friedrichs III. von Louise Dorothea von Meiningen Sohn, geb. 1745,
folgte 1772 seinem Vater, sorgte auf das trefflichste für sein Land durch
Abkürzung der Rechtshändel, Milderung der Strafgesetze, Vervollkom-
nung der Polizeieinrichtung, der Witwensocietät, Errichtung von Schul-
lehrerseminarien, der Sternwarte auf dem Seeberge, Vermehrung der
Hofbibliothek, Verbesserung der Gymnasien ꝛc. Für Belebung der Künste,
Wissenschaften, der Kunstfleißes, der Landwirthschaft scheute er keine
Kosten, aber durch die Einfachheit seines öffentlichen und Privatlebens
gab er das Muster weiser Sparsamkeit. Zwischen den vier Herzogen
des gothaischen Gesammthauses ward den 28. Juli 1791 zu Römhild
ein Successionsreceß geschlossen, durch den in Zukunft bei Erledigung
der Länder der einzelnen Nebenlinien, allen Streitigkeiten vorgebeugt
werden sollte. Ernst, der auch einen erhabenen Platz als wissenschaftlich
gebildeter Mann behauptete, starb 1804, und ihm folgte sein Sohn
August, mit dessen Bruder, Friedrich IV., der 1822 zur Regierung
kam und den 11. Febr. 1825 starb, der sachsen-gotha-altenburgische
Mannsstamm erloschen ist.

Ernstfeuer, ist diejenige Art Kunstfeuer, welche bloß zum Kriegs-
gebrauch dienen. Man begreift daher unter diesem Namen außer den
gewöhnlichen Stückpatronen und Kartätschen, Carcassen, die Brand- und
Leuchtkugeln für die Haubitzen und Mörser, den Granathagel, die Tra-
cheekugel, die Ladung der Steinböller, die Handgranaten und Pulver-
säcke. Endlich gehört auch noch die Verfertigung der Schlagröhrchen,
der Pechkränze und Pechfaschinen, der Brandstopinen und der Lärm-
stangen hierher.

Ernte die Zeit, wo reife Gewächse und Früchte eingesammelt
werden, auch das Geschäft des Einsammelns selbst, besonders aber das

Digitized by Google

Entnehmen und Einsammeln der Getreidefrüchte. Das Getreide wird entweder mit der Sichel von Schnittern abgeschnitten, welches hauptsächlich mit dem Wintergetreide und den Hülsenfrüchten geschieht, oder von Mähern mit der Sichel oder der Klopfsense gemähet, oder mit der Sense abgehauen. Das letztere führt zwar schneller zum Ziele doch werden dabei viel Körner ausgeschlagen; hauswirthschaftlicher scheint das Schneiden mit der Sichel, aber man verliert dabei viel Stroh. Deßhalb hat François Neufchateau vorgeschlagen, zuerst die Aehren abzuschneiden und in Säcke zu sammeln, und nachher das Stroh mit der Sense zu mähen. Diese Methode ist am vortheilhaftesten, aber auch mühsam, was ihrer allgemeinen Einführung wohl entgegensteht.

Erntefest, ein Gottesdienst, dessen Hauptzweck es ist, nach Beendigung der Ernte Gott für das eingeerntete Getreide zu danken; daher die bei diesem Gottesdienst gehaltene Predigt Erntedankpredigt, zum Unterschied von solchen Erntepredigten, welche an manchen Orten schon während der Ernte gehalten werden. In Weingegenden ist dieses Fest erst nach Beendigung der Weinlese. Das von Moses gestiftete Trompetenfest wird von Vielen für die Erntefeier der Israeliten gehalten, und die Jahrszeit, worin es gefeiert wurde, scheint diese Meinung zu bestätigen. Nach einigen Exegeten soll David seinen 8., 80. und 83. Psalm vorzüglich dazu bestimmt haben, bei solchen Festen gesungen zu werden.

Erntemonat, so v. w. **August** (s. d.).

Eroberungsrecht. Das allgemeine Staatenrecht beurtheilt das Eroberungsrecht nach den ersten Grundsätzen des Natur- und Völkerrechts und nach der Analogie positiver Gesetze. Eroberung ist entweder eine zueignende, mit Gewalt der Waffen vollzogene, Besitzergreifung einer Sache, auf welche der Eroberer sein Eigenthumsrecht beweisen kann, und dann darf er vermöge seines Vindikationsrecht die Sache in Besitz halten, bis das Gegentheil bewiesen ist; oder sie ist eine pfandrechtliche, mit Gewalt der Waffen vollzogene, Besitzergreifung, die ihm bloß das Recht eines Pfandinhabers ertheilt, das Recht nämlich, sie so lange in Besitz zu behalten, bis seine erweislichen Forderungen, wohin auch das Recht gehört, sich gegen künftige ungerechte Angriffe sicher zu stellen, befriedigt und alle verursachten Kosten ersetzt sind. Sobald die Gegenpartei eine friedliche Ausgleichung der rechtlichen Forderungen angenommen und Ersatz oder Sicherheit geleistet hat, muß die mit Gewalt der Waffen in Besitz genommene Sache, sey es ein Land, ein Hoheitsrecht oder ein anderer Gegenstand, dem rechtmäßigen Besitzer wieder zugestellt werden. Eroberung um bloßer Machtvermehrung willen ist Länderraub.

Eros, s. **Amor** und **Anteros**.

Erotiker, der Bedeutung nach, jeder Schriftsteller, dessen Stoff Liebe ist; jedoch belegt man in der griech. Literatur vorzugsweise die Classe der Romanschriftsteller und der Verfasser der milesischen Märchen mit diesem Namen. Sie gehören sämmtlich den spätern Perioden der griech. Literatur an, und leiden an sophistischer Spitzfindigkeit und Zierlust. Die vorzüglichsten sind Achilles Tatius, Heliodor, Longus, Xenophon von Ephesus, Chariton. Sammlung derselben: „Scriptores erotici graeci, cura Mitscherlichii“ (Zweibr. 1792—93, 3 Bde.).

Erotisch, was auf Liebe Beziehung hat. **Erotische Poesie** ist daher Liebespoesie. Gewöhnlich denkt man dabei an die leichtere lyrische

Digitized by Google

Haltung, wie z. B. Anakreon's Lieder, die sich mehr zum Spiel als zum Ernst neigt; vielleicht weil Amor sein ernstes Geschäft als Spiel betreibt. Naivetät ist dann ihr Haupteharakter. Sonst sind auch die Romane und die sogenannten Liebesgeschichten unter diesem Namen begriffen; auch obscöne Poesie; dahin gehört u. a.: „Erotopaeonia, s. priapeja veterum et rec. Veneri jocosae sacrum", Paris 1798.

Erotomanie, s. Geschlechtstrieb.

Erpenius (Thom.), auch van Erpen genannt, berühmter Orientalist, geb. 1584 zu Gorkum in Holland. Ausgestattet mit den glücklichsten Naturanlagen, sandte ihn sein Vater, welcher seine Lernbegierde zu den Wissenschaften wahrnahm, schon im 10. Jahre seines Alters nach Leyden, wo er die erste wissenschaftliche Bildung empfing. Der Erfolg seiner Studien war so glänzend, daß er die Aufmerksamkeit der Professoren der dortigen Hochschule auf sich zog. Auf Scaliger's Rath widmete er sich der Erlernung der orientalischen Sprachen, ohne das Studium der Theologie zu vernachlässigen. Nach Beendigung seiner akademischen Studien durchreiste er England, Frankreich, Italien und Deutschland, um mit auswärtigen Gelehrten in nähere Verbindung zu treten. Während seines Aufenthalts in Paris machte er die Bekanntschaft des großen Casaubonus, welcher ihm bis an sein Ende die lebhafteste Zuneigung schenkte. In Venedig vervollkommnete er sich in den türkischen, persischen und äthiopischen Sprachen. 1612 kehrte er mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit ausgerüstet in sein Vaterland zurück. In Leyden erhielt er 1613 den Lehrstuhl der arabischen Sprache. Nach dem Vorbilde Savary's ließ er mit vielen Kosten arabische Schriften gießen und legte den Grund zu einer wohleingerichteten Buchdruckerei. 1619 erhielt er die neuerrichtete Professur der hebräischen Sprache zu Leyden. Noch in demselben Jahre von den holländischen Staaten nach Frankreich geschickt, um einen Prof. der Theologie (Dumoulin oder Rivet) für die dasige Facultät zu gewinnen, ging er, obgleich durch die erste Reise seinen Zweck nicht erreichend, doch wieder nach Leyden zurück. Einige Zeit nachher erhielt er von den Generalstaaten das Amt eines Dollmetschers, welches ihm Gelegenheit gab, einige Briefe von türkischen Prinzen zu übersetzen und zu beantworten; welche Uebertragungen dem Sultan von Marokko durch die Feinheit des Styls seine Bewunderung abnöthigte. Sein Ruf als der gründlichste Kenner des Arabischen verbreitete sich in ganz Europa, und mehre Fürsten machten ihm die ehrenvollsten Anträge zu Anstellungen in ihren Landen, aber die Liebe zu seinem Vaterlande ließ ihn alle diese glänzenden Aussichten standhaft verschmähen. Den 13. Nov. 1624 starb er an einer ansteckenden Krankheit. Erpenius hat viele Werke hinterlassen; obschon nicht alle von besonderem Werthe, so muß man ihm doch Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man bedenkt, daß er aus sich selbst schöpfen mußte, daß er seine Nachfolger, ohne den heutigen Standpunkt der orientalischen Literatur zu vergleichen, meist alle übertraf, und was hätte man nicht billiger Weise von so einem kenntnißvollen Manne erwarten können, hätte ihn nicht das Schicksal so früh aus seinem reichen Wirkungskreise abgerufen? Erpenius's Werke sind theils bei seinen Lebzeiten, theils nach seinem Tode erschienen, und stehen bei den Kennern im höchsten Ansehen. Außer seiner „Grammaticaarabica", Leyden 1613 (die erste wissenschaftliche arabische Sprachlehre, umgearbeitet v. J. D. Michaelis, Göttingen 1781), seiner „Gram-

Digitized by Google

matica hebraica" u. a. grammatischen Werke, ist seine wichtigste und berühmteste Arbeit „Elmacini historia saracenica" (1625, Fol.). Ueberdieß wollte er eine Ausgabe des Koran mit latein. Uebers. und Anmerk., einen Thesaurus grammaticus für die arabische Sprache und ein arabisches Wörterbuch liefern, woran ihn der Tod hinderte.

Erregbarkeit (Physiol.), als Empfänglichkeit für gewisse Einflüsse (erregende Kräfte oder Potenzen), die dann das Leben in seiner ihm zukommenden Kräftigkeit anfachen und unterhalten, oder Erregung bewirken, ist die Grundlage des Brownianismus (s. **Brown**). Mit vielem Scharfsinn versuchten besonders mehre deutsche Physiologen und Aerzte (Jos. Frank, Röschlaub, Reil, Marcus, Kilian u. a. m.) die Blößen, welche die Brownsche Lehre gelassen hatte, durch eine eigne Erregungstheorie zu umkleiden und überhaupt die Lehre des Lebens, in seinen verschiedenen Zuständen, nach quantitativen Bestimmungen zu begründen. Nachdem diese sich in deutschen medicinischen Schulen etwa 10 Jahr lang unter verschiedenen Modificationen erhalten hatte, ist sie, besonders durch die moderne Naturphilosophie, verdrängt worden, ungeachtet sie Grundlagen enthält, die nicht so ganz unbedingt hätten aufgegeben werden sollen. Hufeland, obwohl kein Anhänger der Brownschen Lehre, erkannte doch mit hellem und unparteiischem Blick das viele Gute derselben, welches er zur Verbesserung der Heilmethoden, als auf welche nach seinem sehr wahren Urtheil aller Nutzen der Theorieen hinzogen werden müßte, in Anwendung brachte. (Vergl. **Asthenie**.)

Erröthen des Gesichts (Physiol.), auf ein überraschendes Gefühl, besonders das der Scham, oder das Bewußtseyn einer Schuld, deren Entdeckung man fürchtet, auch bei aufwallendem Zorn; beruht auf der Freiheit des Gefäßnetzes, das die Gesichtshaut durchzieht, auf der Verzweigung der feinern Nerven, die unmittelbar vom Gehirn aus sich darin verbreiten, und auf dem Antheil, den überhaupt das Gesicht in seinen Bewegungen an den Vorgängen des Gemüths nimmt. So kann man auch für einen Andern erröthen, eine Zartheit des Gefühls, womit diesem oft wenig gedient ist. Je feiner fühlend ein Mensch, je weniger er noch seiner Gefühle Meister, je zarter die Gesichtshaut ist: desto leichter erröthet er. Eine mehr mit Schrecken begleitete Gemüthsbewegung, die nicht aufregend, sondern niederdrückend wirkt, hat das Gegentheil, Erblassung zur Folge.

Errungenschaft (Collaboration, acquaessus conjugalis, Rechtsw.), der Inbegriff desjenigen Vermögens, welches durch den beiderseitigen Fleiß der Ehegatten und durch die Ersparnisse aus den Nutzungen der jedem derselben zugehörigen Güter zusammengebracht worden ist.

Ersch (Johann Samuel), der Vater der neuern deutschen Bibliographie, geboren zu Großglogau in Niederschlesien 1766, liebte schon in den Schuljahren Bücher- und Schriftstellerkunde. Diese Neigung wurde zu Halle (wo er sich der Theologie widmete) durch die Benutzung der dortigen Universitätsbibliothek noch mehr angeregt und erhielt zunächst durch Meusel's „Gelehrtes Deutschland", an welchem er bald einer der thätigsten Theilnehmer wurde, die besondere Richtung auf die neueste Zeit. Nächst dem literarischen Fache wurde durch die nähere Verbindung, in welche er mit Prof. Fabri kam, das geographische sein Lieblingsstudium. Mit Fabri ging er 1786 nach Jena, um dort mit demselben die schon in Halle angefangene allgemeine politische Zeitung für alle Stände zu

Digitized by Google

ſchreiben, welche nachher in Hammerdörfer's Hände kam. Letzterer und abri veranlaßten ihn zur fortwährenden Theilnahme an ihren Ueberſetzungen und andern geographiſch-ſtatiſtiſchen Arbeiten, und ermunterten n auch zu dem „Repertorium über die allgemeinern deutſchen Journale id andre periodiſche Sammlungen für Erdbeſchreibung, Geſchichte und e damit verwandten Wiſſenſchaften" (Lemgo 1790—92, 3 Bde.). Durch abri wurde er im Schütz'ſchen Hauſe eingeführt, und Schütz und Hufe nd erkannten in ihm den Bibliographen, der zur Ausführung ihrer dee eines allgemeinen Repertoriums der Literatur (1785—90) recht gentlich geſchaffen war; jenes Werk, welches 1793 erſchien, und dem 799 das Quinquennium von 1791—95, ſowie 1801 das von 1796—800 folgte, verzeichnet nicht nur ſämmtliche während jener Zeit einzeln rſchienene Schriften, ſondern ſelbſt alle in Journalen und andern perioiſchen Sammlungen abgedruckte kleinere Abhandlungen in ſeltener Vollſtändigkeit und Genauigkeit und nach einem ſorgfältig ausgearbeiteten Plane mit Nachweiſung ſämmtlicher Recenſionen, deren billigende oder mißbilligende Urtheile durch beſondere Zeichen angegeben ſind. Zu gleicher Zeit beſchäftigte den unermüdet thätigen Mann der große Entwurf ines allgemeinen Schriftſtellerlexikons der neuern Zeit, den er ſpäterhin arauf beſchränkte, die neueſte Literatur der europ. Nationen einzeln zu ehandeln. So entſtand ſein „Gelehrtes Frankreich". Die erſte Anlage u demſelben zu machen, ging er nach Göttingen, wo ihn das Anerbieten ines hamburger Freundes traf, die Redaction der „Neuen hamburger Zeitung" zu übernehmen, welche er mit Anfang 1795 antrat. Hier war eine Zeit, als Zeitungsſchreiber und Mitarbeiter an den Archenholz'ſchen Zeitſchriften, wiederum zwiſchen Bibliographie und Geographie nebſt neuer Geſchichte getheilt; doch vollendete er hier das zweite Quinquennium des Repertoriums und ſein „Gelehrtes Frankreich" (Hamb. 1797—1806, 3 Bde., mit 2 Suppl.). Endlich wurde er 1800 nach Jena als Theilnehmer an der „Allgemeinen Literaturzeitung" zurückberufen, und erhielt auch in demſelben Jahre das daſige Bibliothekariat. Neben den Geſchäften dieſes doppelten Berufs bearbeitete er hier das dritte Quinquennium des Repertoriums, folgte aber bereits 1803 einem Rufe nach Halle als ordentl. Prof. der Geographie und Statiſtik, zu welchem Amt er 1808 noch das Oberbibliothekariat erhielt. In dieſe Periode fallen, außer Vorleſungen über allgemeine Geographie, Statiſtik und die neueſte Tagesgeſchichte, und außer der Mitredaction der halliſchen „Allgem. Liter.-Zeitung", 2 große Unternehmungen, ſein „Handbuch der deutſchen Literatur ſeit der Mitte des 18. Jahrh. bis auf die neueſte Zeit" (Amſterd. und Lpz. 1812, 8 Thle. in 2 Bdn.; 2. Aufl. Lpz. ſeit 1822), und die „Allgem. Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte" (Lpz. 1818 fg., 4., 16 Thle., 1827). Durch erſteres Werk hat er die neuere deutſche Bibliographie im eigentlichen Sinne des Worts zuerſt techniſch begründet, und die Vollſtändigkeit, Genauigkeit, Anordnung und innere Einrichtung deſſelben macht es auf immer zu einem Muſter, wie die Literatur einer Nation gedeihlich regiſtrirt werden muß. Welche Vielſeitigkeit, Umſicht und Thätigkeit aber dazu gehörte, ein Werk von ſo unermeßlichen Umfang, als es die Encyklopädie iſt, ſo zu begründen und zu leiten, wie er es gethan hat, liegt zu ſehr am Tage, als daß es einer Darlegung bedürfte. Erſch ſtarb zu Halle den 16. Jan. 1826. Pölitz hat ihm in ſeinen „Jahrb. der Geſchichte und Staatskunſt" ein biographiſches Denkmal geſetzt.

Digitized by Google

Erscheinung (Phil.), 1) Alles, was in die Sinne fällt; 2) die sinnliche Erkenntniß überhaupt, oder auch der sinnliche Gegenstand, aber nur insofern er eine Vorstellung von ihm erweckt, nicht insofern er für sich besteht (vgl. Anschauung); 3) ein Naturereigniß eigner, aber bestimmter Art, z. B. die Erscheinung eines Kometen; 4) ein Sinnentrug (vgl. Phantom). Erscheinung (Fest der), so viel wie Epiphaniasfest (s. d.).

Erscheinungsbogen, in der Astronomie der Bogen, der die Tiefe der Sonne unter dem Horizonte mißt, den sie haben muß, wenn ein gewisser Stern am Himmel sichtbar werden soll. Man rechnet gewöhnlich für Venus 5° (doch wird sie zuweilen schon bei 2° sichtbar), für Mercur und Jupiter 10°, für Saturn 11°, für Mars 11½°, für Fixsterne erster Größe 12°, für dergl. 2. bis 6. Größe 13—17°, für Nebelsterne 18°.

Erschießen, Tödtung durch einen Schuß, insofern durch Verletzung eines wichtigen Lebensorgans oder Verblutung sogleich der Tod erfolgt; ohnedem ist die Schußwunde eine Verletzung, in deren Folge indessen der Tod auch eintreten kann. Beim Selbstmord durch Erschießen bedarf es keines geladenen Gewehrs, da, wenn der Lauf desselben in den Mund gerichtet ist, die Explosion hinreicht, um durch Zerreißung der Lungengefäße, Auseinandertreiben der Hirnschädelknochen, Zerreißungen und Erschütterungen des Gehirns, das Leben sogleich zu vernichten. Als Todesstrafe ist das Erschießen nur beim Militair oder im Kriege bei militairischen Executionen gewöhnlich. Vgl. Todesstrafen.

Erschlaffende Mittel, in der Medicin Mittel, die besonders durch Erweichung und Wärme die organische Spannung verringern, entweder als Heilmittel, insofern diese Spannung zu stark ist und einen krankhaften Reiz bewirkt, wie bei Entzündungen, auch Krämpfen, oder der Gesundheit zum Nachtheil, da, wo eine solche Spannung gefordert wird. So erschlaffen warme Getränke oder schleimige Nahrungsmittel den Magen. Als Heilungsmittel kommen sie besonders äußerlich in Betracht, oder auch als Einspritzungen.

Erschütterungsmaschinen, Vorkehrungen aller Art, die man in Vorschlag gebracht hat, um Personen, denen Bewegung in freier Luft, wobei besonders der Unterleib erschüttert wird, wie vorzüglich durch das Reiten, Bedürfniß ist, in der Stube den Mangel derselben zu ersetzen. Sie sind theils von der Art, daß die Personen, welche sich deren bedienen, mit Händen und Füßen sie selbst in Bewegung setzen, oder es werden dieselben auch mittelst Räderwerk oder sonst durch Andere bewegt. Beschreibung einer solchen und Abbildung unter dem Namen Gymnastikon, von dem engl. Mechaniker Francis Lowndes um 1796 erfunden, s. im „Journal des Luxus und der Moden", von Bertuch und Kraus, Weim. 1797, Septemberheft.

Erskine (Thomas), Lordkanzler, Redner und Rechtsgelehrter, geb. 1748 in Schottland. Als er seine erste Bildung zu Edinburg und St. Andrews erhalten hatte, trat er als Seecadet (Midshipman) in Dienst, ging aber 1768 unter die Landmacht und kam mit seinem Regimente nach Minorca. Früh verheirathet, sah er sich genöthigt, einen neuen Beruf zu wählen, studirte 1777 in Cambridge, dann in der Rechtsschule Lincolns-Inn zu London, und übte sich in der praktischen Rechtsgelehrtheit. Er ward 1778 Advocat, und seine erste Rede vor Gericht verrieth seine glänzenden Geistesgaben und bewies jenen männlichen Muth, wodurch er

Digitized by Google

sich zu allen Zeiten auszeichnete. Sein Ruhm ward durch seine Vertheidigung des Admirals Keppel, der nach der Schlacht bei Quessant vor ein Kriegsgericht gestellt wurde, noch fester begründet, und brachte ihn ins Parlament. Späterhin wurde er Geh.-Rath und Generalanwalt des Prinzen von Wales, verlor jedoch dieses Amt, als er (1792) den bekannten Thom. Paine vor Gericht vertheidigt hatte. 1802 erhielt er es mit andern Würden zurück. Im Parlamente saß er in den Reihen der Opposition, immer ein standhafter Verfechter der Rechte und Freiheiten des Landes. Während des franz. Krieges schrieb er eine Flugschrift über die Ursachen und Folgen desselben („A view on the causes and consequences of the present war with France", 1797), die 48 Auflagen erlebte. In dieser bewegten Zeit, wo das Mißtrauen der Machthaber selbst zu unwürdiger Kundschafterei führte, waren Hochverrathsanklagen nicht selten, die man, weil die Klagbegründung bei nicht klar vorliegendem Thatbestande durch künstliche Auslegungen versucht wurde, constructive treason (Hochverrathsdeutelei) nannte. Erskine hatte schon früher, durch seine glückliche Vertheidigung des Lords Gordon, diesem furchtbaren Hülfsmittel der Willkür einen Todesstoß versetzt, und im Revolutionskriege gab man ihm neue Gelegenheit, die Grundsätze, worauf die englische Volksfreiheit ruht, und die Schutzwehren der Verfahrung siegreich zu vertheidigen. Dieß geschah besonders 1794, zu einer Zeit, als die Gewalt der Machthaber und die aufgeregten Besorgnisse unter dem Volke die Vertheidigung besonders schwierig machten, durch den glänzenden Sieg, der Hardy und Horne Tooke von der Anklage des Hochverraths befreite. Mit gleichem Muth und gleich kräftiger Beredtsamkeit bekämpfte Erskine den Versuch der Machthaber gegen die Preßfreiheit, und seine Schutzreden für diesen herrlichen Vorzug seines Vaterlandes gehören zu dem Trefflichsten, was je in engl. Gerichtshöfen gesprochen worden ist. Diese Reden bilden eine vollständige Erläuterung des englischen Preßgesetzes und seiner allmäligen Ausbildung bis auf die von Fox eingebrachte Bill über Schmähschriften. („The Speeches of the Hon. Thomas Erskine — now Lord Erskine — when ad bar, or subjects connected with the liberty of the press and against constructive treasons" in 4 Bdn., 2. Aufl., London, 1813 gesammelt). Mehre Reden vermischter Art („Speeches of Lord Erskine when ad bar, on miscellaneous subjects") hat Ridgway gleichfalls (1810) herausgegeben. Als Redner zeichnet sich Erskine durch tiefe Kenntniß der Landesgesetze, und ebenso sehr durch Gründlichkeit der Erörterung als durch Kraft und Feuer der Darstellung aus. Er ward 1806, während Fox am Ruder saß, zum Pair erhoben, bei welcher Gelegenheit er in sein Wappen den Wahlspruch: Trial by Jury, aufnahm; die ihm zu gleicher Zeit übertragene Würde des Großkanzlers aber legte er im folgenden Jahre nach dem Wechsel der Machthaber nieder. Seitdem zeigte er seine Rednergabe nur zuweilen im Oberhause, blieb aber immer seinen Grundsätzen treu, die er auch in seinem 1822 herausgegebene Schreiben an Lord Liverpool, zu Gunsten der Griechen, wieder aussprach. Lord Erskine starb den 17. Nov. 1823 so arm, daß der König zwei Lords 500 Pf. anwies, um für die Erziehung der 3 Kinder desselben zu sorgen und die Witwe einigermaßen zu unterstützen. Diese, früher des Lords Maitresse, dann dessen Gemahlin, wurde aber so sehr vom hohen Adel vergessen, daß sie 1826 den Lord-Mayor um Unterstützung ansprechen mußte.

Digitized by Google

Erstarren der Leichen, eine Folge der entwichenen Lebenswärme; ist im natürlichen Zustande zugleich eine Andeutung des Todes bei Menschen und Thieren und mit Strecken der Glieder verbunden; erst in der nachfolgenden Fäulniß werden die Glieder wieder geschmeidig.

Erstgeburt, Das, was zuerst geboren ist, im Rechtswesen der Vorzug vor den übrigen Geschwistern wegen der frühern Geburt. Sie ist bei allen Völkern und zu allen Zeiten mit besondern Vorrechten verknüpft gewesen, und schon das alte Testament legt ihr große Vorzüge bei; so erhielt bei den Juden der erstgeborene Sohn doppeltes Erbtheil. Bei den ältern Völkern findet sich, daß der Erstgeborne gewöhnlich Thronerbe oder Familienhaupt wurde, und noch jetzt erkennen die christliche Monarchen den Erstgebornen als Thronfolger an. Immer gilt in den standesherrlichen und sehr oft in reichen Adelsgeschlechtern das Recht der Erstgeburt, um den Glanz und die Würde des Geschlechts zu erhalten. Eigen ist der Gebrauch bei einigen slawischen Völkern, z. B. bei altenburger Bauern, wo gerade der umgekehrte Fall stattfindet und der jüngste Sohn das Bauergut erhält. Auch im Mindenschen und Ravensbergischen herrscht dieser Gebrauch. Bei den Juden war die Erstgeburt von Menschen und Thieren dem Jehovah heilig und mußte ihm im Tempel dargebracht werden. Jede menschliche Erstgeburt mußte einen Monat alt dargestellt und nach einer Schätzung des Priesters, die jedoch 5 Seckel nicht übersteigen durfte, losgekauft werden (4 Mos. 18, 15).

Ersticken, Tod durch Hemmung des Athemholens bewirkt, entweder durch Entziehung oder auch nur Verdünnung der athmenbaren Luft (so werden Thiere unter der Glocke einer Luftpumpe getödtet) oder indem die Luft dadurch, daß derselben ihr Sauerstoffgehalt entzogen wird, die Fähigkeit verliert, das Athemholen fortzusetzen; so ersticken Menschen und Thiere in engen verschlossenen Räumen, worin keine Luftveränderung statt hat, oder worin durch Athmen, oder auch Verbrennung, der Sauerstoff verzehrt ist (jede Luft, worin keine Flamme mehr brennt, die in gewöhnlicher Luft brennen würde, ist auch erstickend), oder indem, statt atmosphärischer Luft, Stickgas, kohlensaures, brennbares oder ein ähnliches Gas eingeathmet wird. Im letzten Falle erlischt das Bewußtseyn um so schneller, mit je mehr reizenden Theilen die Luftart erfüllt ist, wodurch ein Lungenkrampf entsteht, der sich auch auf das Herz fortpflanzt und es zum Stillstehn bringt (in Kellern, wo Wein gährt, in Bergwerksgruben, wo sich Schwaden bilden, in seit langer Zeit ungereinigt gebliebenen Kloaken ꝛc.). Werden die Luftwege mechanisch verschlossen, so erfolgt Erstickung wegen Mangel an Erneuerung der Luft. Der Tod durch Ertrinken ist immer, der Tod durch Hängen oder Würgen dann durch Erstickung bewirkt, wenn nicht zugleich der Rückfluß des Bluts aus dem Gehirn durch die einwirkende Gewalt gehemmt wurde, wo dann der Tod noch früher durch Betäubung und Gehirndruck als durch Athmungshemmung erfolgt. Die nächste Folge der Erstickung ist jedoch nur Scheintod, der aber bald in wirklichen Tod übergeht; daher die Möglichkeit, Erstickte wieder ins Leben zu bringen, wenn die Hülfe bald erfolgt. Es kommt dabei besonders darauf an, athmenbare Luft in die Lunge zu bringen, dann den stockenden Blutumlauf wieder anzuregen, auch sonstige Reize, besonders in der Nase, oder (durch Tabacksklystiere) in dem Darmkanal oder auf der Haut (durch kalte Begießung oder Waschen mit Essig, Reiben, Bürsten ꝛc.) anzubringen.

Digitized by Google

wodurch die schlummernde Lebenskraft wieder geweckt wird. Nach Potel können erstickte Menschen und Thiere durch oxygenesirtes salzsaures Gas wieder zum Leben gebracht werden („Magazin all. neuen Erfind.", II. 10.). Auch in Krankheiten ist häufig die nächste Ursache des eintretenden Todes Erstickung, wenn die Luftwege, wie bei Halsentzündungen, oder durch einen fremden Körper (Knochensplitter) mechanisch oder krampfhaft verschlossen werden, in den höhern Graden der Lungenentzündung, bei Lungenerweiterungen, bei Ergießung von Wasser, Eiter oder Blut in die Brusthöhle, bei Lungenkrampf (bei Stickfluß) ꝛc.

Ertrag, das jährliche Product des Bodens; die ganze Quantität desselben heißt **Totalertrag**, auch der **rohe Ertrag**. Was nach Abzug aller nothwendigen Kosten, d. i. solcher, welche als Ursachen dieses oder des erneuerten Ertrags erkannt werden, übrig bleibt, ist der **reine Ertrag**. Um einen richtigen Begriff vom reinen Ertrage zu erhalten, muß man wohl unterscheiden, was in Beziehung auf die ganze Nation reiner Ertrag sey. Für den Grundherrn z. B. ist Das reiner Ertrag, was ihm als Rente für die Benutzung seines Bodens übrigbleibt, der gegeben wird. Für ihn sind der Arbeitslohn, der Capital- oder Unternehmergewinn, den er dem Pachter gestatten muß, nothwendige Kosten des Ertrags, ja oft rechnet er auch noch die Zinsen hinzu, welche ihm das Capital kostet, wofür er das Grundstück gekauft und in seinen gegenwärtigen Stand gesetzt hat. Er berechnet daher seinen reinen Ertrag ungefähr also: Mein Pachter bezahlt mir für mein Gut jährl. 1000 Thlr. Pachtgeld. Da ich nun 20.000 Thlr. an Kaufgeldern und Meliorationskosten gegeben habe, und dafür 800 Thlr. Zinsen alljährlich bezahlen muß, auch wohl an andern Unterhaltungskosten der Gebäude ꝛc. noch 100 Thlr. daraufgehen, so beträgt der reine Ertrag des Gutes für mich nicht mehr als 100 Thlr. — In Beziehung auf die Materie wird aber die Rechnung etwa so lauten: Der Totalertrag des Gutes beträgt jährlich 2000 Scheffel Roggen. Hiervon erhalten die verschiedenen Arbeiter 700 Scheffel, wovon sie jedoch zu ihrem nothdürftigen Unterhalte, wobei sie als Arbeiter ihrer Art immer fortbestehen können, nur 500 Scheffel verbrauchen: 200 dienen ihnen zum Ueberfluß und bilden also einen reinen Ertrag; der Pachter erhält für seine Mühe und die Zinsen seines Capitals 300 Scheffel als reinen Ertrag. Der Eigenthümer erhält 1000 Scheffel als Rente, gibt aber nur 100 Scheffel zur Unterhaltung seines Eigenthums jährlich davon aus, und da seine Existenz zur Wiedererzeugung der übrigen 900 Scheffel gar nicht gehört, die Ursachen der Erzeugung derselben vielmehr immer fortdauern, obgleich er auch nicht vorhanden ist, so bilden diese 900 Scheffel einen reinen Nationalertrag. Also ist der reine Ertrag für die Nation gleich 1250 Scheffeln Roggen, die sich nach der oben angegebenen Proportion unter die Arbeiter, den Grundherrn und den Pachter vertheilen. Das Wohl der Nation verlangt daher nicht sowohl einen großen Reinertrag des Grundherrn als vielmehr einen großen Reinertrag für die Nation, und ihm ist es gemäßer, daß derselbe unter alle Theilnehmer der Production vertheilt werde, als daß derselbe nur einer oder einigen wenigen Classen zu Theil werde. So befinden sich die Nordamerikaner besser, weil der reine Ertrag ihres Bodens größtentheils den Bearbeitern desselben zufällt, und der Grundherr nur eine geringe Rente davon erhält; die Russen, Polen, Ungarn u. s. w. befinden sich schlechter, weil

Digitized by Google

der Grundherr den ganzen reinen Ertrag des Bodens fast ganz al zieht, die Arbeiter aber von dem Producte ihrer Hände nicht mehr er ten, als was zur kärglichsten Unterhaltung ihrer Leibeskräfte dient. jedoch der Totalertrag so groß ist, daß nicht nur die Arbeiter so davon erhalten können, daß ihnen ein Reinertrag übrigbleibt, sond auch der Reinertrag für die Grundherrn und Pächter sehr groß ist, ist die Nation ohne Zweifel am glücklichsten daran. Vgl. d. A. Ei kommen.

Ertrinken beruht, als Todesart, auf **Ersticken** (s. d.); d tritt unter Umständen der Tod zuweilen sehr schnell, nachdem der K unter Wasser versenkt ist, zuweilen später ein. So lange Mensch die in Gefahr zu ertrinken gerathen, vermeiden, unter dem Wasser m gebliche Anstrengungen zum Einathmen zu machen, befinden sie sich in dem Zustande eines gewaltsamen Anhaltens des Athmens, welcher b gesunden Lungen wohl bis zu 1 Minute, schwerlich bis zu 2, verlän werden kann. Durch Einziehen von Wasser aber, auch nur von wenig Tropfen, in die Lungen, werden diese, da sie sich des ungewohnten Re zes durch Ausstoßen nicht entledigen können, in einen krampfhaften Zu stand versetzt, der sich auch dem Herzen mittheilt und schnell zum Au hören des Bewußtseyns führt. Häufig, zumal wo das Ertrinken mit einem unvermutheten Falle in das Wasser verbunden ist, ist auch ein Schlagfluß die unmittelbare Todesursache. Wenn Personen im Was mehre Minuten lang dem Ertrinken widerstanden, so schöpften sie ent weder in der Zwischenzeit, wo sie noch zur Wasseroberfläche gelangten, Luft ein, oder es waren Personen, denen, in seltenen Fällen, das eirun Loch in der Scheidewand der Vorhöfe des Herzens offen geblieben, und die dadurch gegen Ersticken etwas länger gesichert waren. Wiederbele bung Ertrunkener ist mit einiger Wahrscheinlichkeit nur dann zu erwar ten, wenn sie nicht über ¼ Stunde lang im Wasser gelegen haben, ob gleich man auch Fälle hat, daß auch nach 1 oder mehren Stunden noch die Rettung gelungen ist. Diese zu bewirken, muß man zuerst den Mund von Schleim und Schmutz befreien und den Körper dann vor sichtig (am besten auf den Armen, den Kopf etwas erhöht) an den Ort tragen, der zu den fernern Hülfsleistungen bestimmt ist. Das soge. Stürzen (den Kopf tief halten, damit das Wasser aus dem Munde komme) ist höchst schädlich, da hierdurch erst der Tod durch Erstickung erfolgen kann. Ebenso muß das Stoßen und Drücken auf die Herzgrube als nachtheilig unterlassen werden. Am bestimmten Orte angelangt, muß der Verunglückte so schnell als möglich entkleidet, in ein mäßig warmes Bett oder Bad gebracht, nach und nach mehr erwärmt und mit Flanell oder den bloßen Händen fleißig gerieben werden. Gibt er noch Lebenszeichen, so hält man ein Riechfläschchen unter die Nase oder bringt den Bart einer Feder in die Nase und in den Mund. Wenn aber nach 5 Minuten noch keine Lebenszeichen sich äußern, so schreitet man zu dem Einblasen von Luft. Dieß geschieht entweder vermittelst eines Blasebalges oder vermittelst einer Röhre, welche in die Nase des Leblosen gebracht, und in welche hineingeblasen wird, indem das andere Nasenloch zugedrückt wird; oder man kann auch mit dem Munde in die Nase blasen und den Mund des Verunglückten zuhalten. Während der Eine Luft einbläst, muß ein Anderer die Brust und den Unterleib reiben und sie abwechselnd sanft zusammendrücken, um die Respiration

Digitized by Google

achzuahmen. Während dieß geschieht, besorgt ein Anderer ein Tabacks-
ystier, und wenn sich in 4 Minuten keine Lebenszeichen einfinden, so
ird es angewandt, zugleich aber mit dem Einblasen von Luft fortge-
rtgefahren. Diese Mittel müssen stundenlang fortdauernd angewandt
erden. Bemerkt man aber die ersten Lebenszeichen, z. B. den anfan-
enden Schlag des Herzens, oder eine Bewegung der Augenlider und
es Augapfels, so hört man auf, Luft einzublasen, setzt jedoch den Ge-
rauch der übrigen Mittel so lange fort, bis der Verunglückte freier
thmet. Alsdann erst kann man dem Kranken ein wenig warmen Wein,
der aromat. Aufguß einflößen. So lange er nicht athmet, darf er nichts in
en Mund bekommen, weil dieß zu leicht in die Luftwege fließt. In den
ltnern Fällen, wo die Asphyrie complicirt ist, müssen diese Hülfsmittel nach
mständen modificirt werden, alsdann können auch bisweilen Aderlässe
ützlich seyn, welche jedoch, wie andere Mittel, nur von erfahrenen
erzten angewandt und verordnet werden dürfen. Will man sich von
er Wirklichkeit des erfolgten Todes überzeugen, so ist das von dem
erst. geh. Hofrath Stark in Jena empfohlene untrügliche Mittel zur
rforschung des Scheintodes zu empfehlen, welches in einem leichten un-
edeutenden Einschnitt in die Brusthöhle besteht, worauf im Fall des
Scheintodes sogleich Zeichen des Lebens erfolgen. S. „Allg. Anz. der
Deutschen", Nr. 105, 1829.

Erwärmende Mittel, s. **Erhitzend und Erkältung.**

Erweichende Mittel (emollientia), in der Medicin Mittel, die
ine widernatürliche Härte wegnehmen; fallen meist mit erschlaffenden
Mitteln zusammen; werden besonders äußerlich in flüssiger oder in Sal-
en- oder Breiform angewendet. Zu letzterm Zweck besonders **Erwei-
ende Species** (species emollientes, Pharm.), aus Pflanzen, die
iel Schleim enthalten, wie Malven, Althäen, Leinsamen und ähnliche
flanzen und Pflanzentheile, in Apotheken aufgenommen.

Erwerbung, einer der Hauptbegriffe in der philosophischen Rechts-
hre, ist überhaupt diejenige Handlung, durch welche ich Etwas für das
Meine erkläre. Sie ist 1) die ursprüngliche, die in der bloßen Bemäch-
gung solcher Dinge besteht, die nicht schon Eigenthum eines Andern
nd, wie z. B. die Fische in dem offenen Meere, die Früchte einer un-
ewohnten Insel ꝛc.; 2) die abgeleitete, aus dem Eigenthum eines An-
ern durch einen Vertrag, d. i. durch die Handlung der freien Willkür
weier Personen, wodurch das Seine des Einen auf den Andern über-
eht. Diese Art des Erwerbes ist a) einseitig, wenn Etwas durch ein
Geschenk der Andern, oder durch Beerbung zu dem Meinen wird; b)
oppelseitig, wenn die Uebertragung des Meinen auf den Andern nur
ine Art von Tausch ist, wie bei jedem Kauf, bei jeder Vermiethung,
y es meiner persönlichen Dienste oder meiner Habe. Z. B. verdienter
ohn, gesetzmäßige Zinsen ꝛc. Jeder rechtmäßige Erwerb setzt also vor-
us, daß dadurch die Freiheit eines Andern nicht beeinträchtiget, noch
as Seine des Andern wider seinen Willen verletzt werde. Wenn z. B.
iemand auf eine unbewohnte Insel käme, so hat er das Recht, die ganze
nsel für das Seine zu erklären, potior tempore, potior jure. Gegen
ie nachher Kommenden würde er sich, wenn er könnte, mit vollem
Rechte als den alleinigen Besitzer der Insel behaupten können. Ein andrer
all wäre es, wenn zwei zugleich auf einer solchen, Niemand gehörigen
nsel landeten. Denn hier würde die gleichzeitige Landung Beiden ein

Digitized by Google

gleiches Recht geben. Sie müßten sie also theilen, oder sich sonst in dem Genusse ihrer Güter vertragen. Aus diesem Grunde sind alle Monopolien verwerflich, sowie Alles, was durch Diebstahl, Betrug und Wucherkünste erworben wird, des verletzten Verhältnisses wegen zwischen dem Mein und Dein, kein rechtlicher Erwerb ist. S. Recht.

Erwin von Steinbach, berühmter Baumeister des 13. Jahrh.; leitete 28 Jahr lang den Bau des strasburger Münster und st. 1318.

Erz, ein aus dem Griechischen (s. Archi) entstandenes Wort, das bei uns als verstärkende Vorsylbe gebraucht wird, um das Vornehmste und Vorzüglichste seiner Art, sowohl in guter als böser Bedeutung zu bezeichnen. So ist in der Bibel der Erzengel der Vornehmste unter den Engeln, der Erzvater des Haupt der Familie. So gab es in dem ehemaligen deutschen Reich Erzämter, die vornehmsten Reichsämter, welche die Kurfürsten bei der Kaiserkrönung durch Stellvertreter verwalten ließen (vgl. Erbämter). Vor Kaiser Friedrich I. waren sie noch nicht erblich, schwankend blieb ihre Erblichkeit bis Kaiser Karl IV. in der goldenen Bulle 1336 dieselben mit dem Besitz der Erzstifter und Kurländer unabänderlich verband. Dem zufolge waren die 3 geistlichen Kurfürsten Erzkanzler, Mainz in Germanien, also am Einflußreichsten; Trier in Gallien und dem Königreiche Arelat; Köln in Italien. Der König und Kurfürst von Böhmen war Erzschenk. Mit dem Erztruchseßamt war anfangs Kurpfalz, dann Kurbaiern belehnt und beide führten daher den Reichsapfel im Schild. Das Erzmarschallamt war immer bei Kursachsen, daher die kreuzweis gelegten Schwerter im Wappen; das Erzkämmereramt immer bei Kurbrandenburg, weßhalb dieser ein Scepter im Wappen führte. Das Erzschatzmeisteramt bekam anfangs Kurpfalz, später Kurbraunschweig und dann wieder Kurpfalz, weßhalb beide die kaiserliche Krone im Wappen führten. Das Erzpannier- oder Erzbanneramt mit dem Reichsbanner im Wappen und der Verbindlichkeit, dem Kaiser das Reichsbanner vorzutragen, nahm der Herzog von Würtemberg, der damit belehnt war, später Kurfürst geworden wirklich als Erzamt. Für die neuen Kurfürsten wurden 1803 eine Menge neue Erzämter in Vorschlag gebracht. Auch für die Kaiserin gab es besondere Erzämter; so war der Abt und Fürst zu Fulda Erzkanzler, der Abt und Fürst zu Kempten Erzmarschall, der Abt zu St.-Maximin bei Trier Erzcapellan der Kaiserin. Noch jetzt gibt es mehre Würden mit der Sylbe Erz verbunden, so Erzhaus, ein jedes mit einer Erzwürde bekleidetes Haus, vorzugsweise das Haus Oestreich. — Erzherzog, der vornehmste unter den Herzogen, ein Titel der Prinzen des Hauses Oestreich, den sich Rudolf zuerst beilegte und in einer Urkunde von 1359 führt. Kaiser Friedrich III. machte den erzherzoglichen Titel durch ein Privilegium für Oestreich 1453 kanzleimäßig und sein Sohn Kaiser Maximilian I. bediente sich zuerst desselben beständig. — Erzpriester, ein Prälat höheren Ranges, der in mehren geistlichen Verrichtungen die Stelle des Bischofs vertritt; in den Provinzen Ost- und Westpreußen so viel als Superintendent. — Erzstift, der Kirchsprengel eines Erzbischofs. In böser Bedeutung findet man diese Vorsetzsylbe z. B. in Erzdieb, erzdumm, erzfaul, Erzschelm, Erztaugenichts ꝛc.

Erzählung ist die Mittheilung einer wirklichen oder erdichteten Begebenheit. Der Gegenstand der Erzählung wird daher immer als etwas Vergangenes angesehen, und unterscheidet sich dadurch von der

Digitized by Google

Beschreibung (s. d.). Der Erzählende will das Geschehene einem Andern mittheilen, der davon nichts weiß, oder er will ihm davon genauere Kenntniß verschaffen, oder ihn an das Gewußte erinnern, oder durch die Darstellung selbst ein bestimmtes Urtheil bei Andern hervorbringen. Von diesen Zwecken und von der Angemessenheit der Erzählung an das Geschehene (Wahrheit) nach Ursprung, Entwickelung und Wirkung der erzählten Begebenheit, hängt die Beschaffenheit der Erzählung, sowie der Werth derselben überhaupt ab. Damit hängt zusammen, ob der Erzählende sie selbst oder von Andern erfahren hat, weil im erstern Falle der Bericht gewöhnlich vollständiger und genauer ist. Die Untersuchung der Wahrheit unterliegt den Grundsätzen der historischen Kritik (S. Geschichte.) Aber oft ist auch die Uebung im Vortrage, ferner die Unterhaltung Andrer durch die Mittheilung Zweck, und hier kommt es nicht sowohl auf Wahrheit, sondern hauptsächlich auf die Form der Mittheilung, und im letztern Fall insbesondere auf das damit verbundene Interesse an, welches man durch geistreiche Darstellung einem selbst erdichteten Gegenstande zu geben weiß. In beiden Fällen unterscheidet man das Erzählen von dem bloßen Herzählen, d. i. von dem unverbundenen Aufzählen der Umstände der Begebenheit, nach äußerer Folge. Die wahre Erzählung soll eine Begebenheit deutlich und vollständig mittheilen. Klarheit, Objectivität und innerer Zusammenhang der wirkenden Umstände sind daher Haupterfordernisse derselben. Dieß gilt in noch höherm Grade von der poetischen Erzählung, als vollendeter, d. i. lebendiger und anschaulicher Darstellung einer ästhetischen Idee, unter der Form einer Begebenheit oder Handlung. Unter diesen Begriff gehört nicht bloß die in Versen oder in Prosa abgefaßte Erzählung von geringerm Umfange, welche gewöhnlich vorzugsweise poetische Erzählung genannt wird; sondern auch das große epische Gedicht (s. Epos), und der von jenem sonst unterschiedene Roman. — Was die Gegenstände der Erzählung anlangt, so umfaßt dieselbe nicht bloß menschliche Handlungen und Schicksale, sondern auch Wundereregnisse, welche mit dem Menschenleben in Beziehung gesetzt werden; sie ist um so reichhaltiger an jenen, je größer die Scene und der Zeitraum sind, welche sie umfaßt. Vermöge jenes Begriffs aber wird zu jeder poetischen Erzählung erfordert: 1) ein poetisches Ereigniß, d. h. eine Reihe von Erscheinungen, welche, durch eine zum Grunde liegende Idee verbunden, ein Ganzes bilden, worin ein individuelles und an sich vollkommenes Bild des Menschenlebens dargestellt werden kann. Man nennt dieß auch die Fabel der Erzählung, und es ergibt sich hieraus von selbst, daß dieser Stoff der poetischen Erzählung nicht schlechthin aus gemeinen Verhältnissen des täglichen Lebens oder aufgerafften historischen Thatsachen bestehen könne. Im Allgemeinen kann die Fabel der Erzählung sowohl aus Verhältnissen und Lagen als aus dem freien Willen der Personen entspringen; da aber in der erzählenden Darstellung die Handlung als Geschehenes und schon Vollendetes vorgestellt wird, so erscheint sie mehr als Begebenheit, und der Mensch abhängig von der äußern Ordnung, in welche er gestellt wird. Hier wird daher die Freiheit weniger als das Schicksal und selbst der Zufall wirken. Die Haupterfordernisse einer guten Fabel sind: anziehende Personen, Lagen und Verhältnisse, und eine anziehende, abwechselnde Folge der Veränderungen, was man auch den Verlauf der Begebenheiten nennt. Eine Verschiedenheit der Erzäh-

Digitized by Google

lungen in dieser Hinsicht besteht auch darin, daß das Interesse derselben bald mehr auf den Personen, und zwar ihrer Eigenthümlichkeit (Charakter) und ihren Schicksalen, bald mehr auf den Verhältnissen, in welchen sie auftreten, und auf dem Verlauf der Handlung (Fabel im engern Sinne) liegt, obwohl beide in einer vollkommenen Erzählung sich gegenseitig bestimmen und in Uebereinstimmung stehen müssen. Dem Umfange der Handlung und der Menge der Charaktere nach kann die Erzählung einfach oder zusammengesetzt seyn. Im letztern Falle vorzüglich wird ein poetischer Gegensatz, d. h. Verschiedenartigkeit der Charaktere, gefordert. Bei dem Verlaufe der Handlung aber lassen sich die Entstehung oder Anlage, die Verwickelung und die Auflösung oder Entwickelung unterscheiden. Auch bei einer zusammengesetzten Fabel muß die Verwickelung zu übersehen seyn, sich in einem klaren Bilde zusammenfassen lassen, und die Nebenhandlungen (Episoden) dürfen, dem allgemeinen Gesetz eines organischen Ganzen gemäß, die Aufmerksamkeit auf die Haupthandlung nicht vernichten, sondern müssen zur Entwickelung und Vollständigkeit des Ganzen hinwirken. In diesem Allen nun zeigt sich 2) die poetische Darstellung, welche hauptsächlich in der klaren und lebendigen Entwickelung des allmälig Geschehenen, mithin zugleich in der Anordnung der erfundenen Charaktere, Verhältnisse und Lagen sichtbar wird. Hierdurch ist jedoch nicht gefordert, daß der Erzähler immer mit dem eigentlichen Anfange der Begebenheit beginnen müsse, denn oft ist dieses das Unbedeutendste; oft fängt im Gegentheil der erzählende Dichter mit einem Momente der Handlung an, der den Leser oder Zuhörer sogleich in die Mitte derselben versetzt und begierig macht, den Anfang der Entwickelung weiter zu erfahren; wiewohl wir dieses darum nicht als nothwendige Regel jeder Erzählung anzusehen haben. Die Folge der Vorfälle und Veränderungen ist hier also keine chronologische oder bloß logische, sondern durch den Zweck einer poetischen Darstellung bestimmt. Sie hängt sonach von der Anschaulichkeit und Lebendigkeit der Darstellung ab. Erstere fordert eine klare Uebersicht der Ereignisse, wozu auch natürliche Abtheilungen und Ruhepunkte dienen. Hier darf aber das Eigenthümliche der erzählenden und epischen Darstellung nicht übersehen werden, welches sie von der dramatischen Darstellung unterscheidet. Da nämlich der Erzählende seinen Gegenstand als vergangen betrachtet, so verweilt er mit größerer Ruhe auf demselben. Daher ist der Erzählungston ruhiger und ausführlicher als der dramatische und lyrische, obwohl er weder die Erhebung des Gefühls ausschließt, noch in Geschwätzigkeit fallen darf. Er schildert die Gegenstände objectiver, d. h. unabhängiger von den Eindrücken, welche der Handelnde oder leidenschaftlich Bewegte von ihnen empfängt. Auch hat der erzählende Dichter darum einen größern und freiern Spielraum, denn er stellt für die Einbildungskraft, der dramatische Dichter zunächst für den Sinn dar. Was aber die mit der Anschaulichkeit verbundene Lebendigkeit der Darstellung betrifft, so besteht sie in der das Gefühl erregenden Entwickelung anziehender Gegenstände, und sie ist es eben, deren Wirkung die fortdauerde Theilnahme ist, welche der Leser oder Zuhörer an dem Erzählten nimmt. Diese fortdauernde Theilnahme äußert sich durch Besorgnisse des Lesers für die Personen, Mitfreude und Mitleid bei ihren Schicksalen, und die gespannte Aufmerksamkeit auf die Entwickelung, welche am Ende der Erzählung liegt; sie wird am sichersten anhalten, wenn die Thatsachen, bedingt

Digitized by Google

durch die Charaktere und den Ton des Ganzen, sich leicht und natürlich aneinanderreihen. Wenn wir übrigens von der höchsten Art des erzählenden Gedichts, des Epos, absehen, und bei der poetischen Erzählung im engern Sinne, welche Ereignisse und Vorfälle aus dem Leben einzelner Personen zum Gegenstande hat, stehen bleiben, dergleichen z. B. gewisse Novellen sind, so können sie, wie der Roman, sich dem Dramatischen durch dialogische Form, dem Lyrischen durch die Briefform annähern, die Grundform aber bleibt die monologisch erzählende. Dem Tone und Zwecke nach gibt es nicht nur ernsthafte und komischen Erzählungen, zu welchen letztern auch die humoristische gehört, und die satyrische gehören kann, sondern auch die idyllische und naive, romantische und phantastische (wohin das Märchen gehört), bürgerliche und psychologisch-sentimentale Erzählung. In der einen Art wird sich mehr die Phantasie, in der andern mehr die Welt- und Menschenkenntniß des Erzählers zeigen. Von dem Roman unterscheidet sich aber die poetische Erzählung im engern Sinne, wenn nicht durch die Versification, doch gewöhnlich durch geringern Umfang und Mangel an Episoden, daher sie sich nicht auf das ganze Leben einer Person erstreckt. Indessen gibt es auch hier Uebergänge. Ebenso grenzt die versificirte Erzählung, die oft nur die äußere poetische Form (Rhythmus und Reim) von der Dichtkunst entlehnt, um dem erzählten Stoffe dadurch eine wirksamere Fassung zu geben, an verschiedene andre Dichtungen, z. B. einestheils an das größere, romantische Epos, anderntheils an die Legende, Ballade, das Idyll ꝛc. Die gewöhnlichen Formen für dieselbe sind freie gereimte Jamben, mit Daktylen vermischten Ottaven ꝛc. Unter den kleinern Erzählungen der Italiener nennen wir die von Boccaccio, Tassoni, Berni, Casti ꝛc.; unter denen der Engländer die von Chaucer, Goldsmith, Dryden, Prior, Pope, Walter Scott, Byron ꝛc., unter denen der Franzosen die von Marot, Lafontaine, Moncrif, Piron, Grécourt, Gresset, Florian, Dorat, Boufflers und Marmontel, der jedoch nur durch seine Erzählungen in Prosa bekannt ist, und unter den deutschen Erzählungen die von Lessing, Wieland, von Thümmel, Schilling, Schulz, Lafontaine, Huber, St. Schütz, Steigentesch, Fouque, Contessa, Pfeffel, Langbein, Kleist, Rochlitz, Kind (besonders die metrischen). — Da im Drama nicht Alles vergegenwärtigt werden kann, so tritt oft auch die Erzählung in dasselbe ein, aber dieß muß vorsichtig und sparsam geschehen, wenn nicht das dramatische Interesse geschwächt werden soll. Wo aber die Erzählung im dramatischen Gedichte nothwendig ist, da bezieht sie sich gewöhnlich auf eingreifende Vorgänge, und muß lebhafter dargestellt und vorgetragen werden als die gewöhnliche Erzählung, weil wir hier gewöhnlich auch die Einwirkung des Ereignisses auf den Erzählenden wahrnehmen sollen.

Erzämter, s. Erbämter und Kurfürsten.

Erzbischof ist derjenige Bischof, welcher über mehre bischöfliche Diöcesen die Kirchenregierung hat. Er gelangt durch die Wahl des erzstiftlichen Kapitels zu seiner Würde. (Vergl. Concordat.) In den frühern Zeiten des Christenthums versammelten sich die Bischöfe und andere Geistliche bei dem Bischof der Hauptstadt, um sich über wichtige und zweifelhafte kirchliche Angelegenheiten mit ihm zu berathen. Bei diesen Versammlungen gestand man ihm wegen des Ansehens, das ihm seine Verbindung mit dem Hofe oder dem Statthalter der Provinz er-

Digitized by Google

ward, den Vorsitz und andere Ehrenrechte zu. Um seinen Vorzug vor den übrigen Bischöfen zu bezeichnen, nannte man ihn Erzbischof, d. i. Oberbischof (vom griech. Archi, erste Stelle, Oberherrschaft), und von seinem Aufenthaltsort, der Hauptstadt, erhielt er in der orientalischen Kirche den Titel Metropolit. Schon im Jahr 341 legte ihm die Synode zu Antiochien die Oberaufsicht über die ganze Diöces, die man seine Provinz nannte, und den Rang über die Geistlichkeit derselben bei, die in wichtigen Kirchensachen sein Gutachten einholen mußte. Aus diesen Ehrenvorzügen entstand nach und nach eine förmliche Gerichtsbarkeit und eine Menge anderer Vorrechte. Sie wurden aber im 9. und den folgenden Jahrhunderten, besonders durch die Pseudo-Isidorischen Dekretalen, wodurch die meisten derselben dem Papste vorbehalten wurden, sehr beschränkt, sodaß er jetzt nur noch folgende besitzt: die Gerichtsbarkeit über die Suffraganbischöfe in erster Instanz, in nicht peinlichen Fällen, und über deren Unterthanen in der Appellationsinstanz; das Recht der Zusammenberufung einer Provinzialsynode (welches alle drei Jahre wenigstens ein Mal geschehen soll), und den Vorsitz in derselben; die Oberaufsicht und den Vorrang über die Bischöfe seiner Provinz; die Visitation seiner Diöcesen; die Sorge für die Beobachtung der Kirchengesetze und Abstellung eingeschlichener Mißbräuche; die Ertheilung der Indulgenz; das Devolutionsrecht, d. h. das Recht, erledigte Pfründen zu vergeben, wenn dieses vom Bischof und Kapitel binnen der vorgeschriebenen Zeit nicht geschieht; die Vortragung des Kreuzes in allen Theilen der Provinz, welches Recht aber während der Anwesenheit des Papstes oder eines Legatus a latere nicht ausgeübt werden darf, und das erzbischöfliche Pallium (s. d.). Die Verhältnisse der Erzbischöfe haben sich in Deutschland, in Folge der französischen Revolution, sehr geändert; es sind jetzt nur noch die Erzbischöfe zu Wien, Prag, Salzburg, Olmütz, München, Bamberg und Köln vorhanden. Außer letzterem hat Preußen noch einen Erzbischof zu Gnesen im Großherzogthum Posen.

Erze nennt man die Metalle, welche durch eine chemische Verbindung mit andern Körpern, z. B. mit Sauerstoff, Säuren, Schwefel oder Arsenik ihre gewöhnlichen Eigenschaften verändert haben, und durch diese Verbindung unkenntlich geworden sind, sowie im Gegentheil die mit ihren metallischen Eigenschaften in der Natur vorkommende Metalle, gediegene Metalle heißen. Der Mineraloge betrachtet aber die Erze von einer andern Seite als der Hüttenmann. Der Erstere versteht unter Erzen immer nur einfache Fossilien oder Aggregaten gleichartiger Theilchen, ohne Rücksicht auf beigemengte Fossilien zu nehmen; allein der Hüttenmann nimmt auch Rücksicht auf die Körper, welche das Erz begleiten, oder auf die dem Erze beigemengte Gangart, welche sich durch Aufbereitungsarbeit selten ganz davon trennen läßt, und sieht sie mit als zum Erze gehörig an. Der verdienstvolle Lampadius theilt die auf den Hütten verarbeiteten Erze in zwei Hauptklassen ein, nämlich in sauerstoffleere und in sauerstoffhaltige Erze. Die sauerstoffleeren sind: a) gediegene: Silber, Gold, Quecksilber oder Arsenik, oder b) mit Schwefel, Arsenik, Kohlenstoff oder andern Metallen vererzt, z. B. Bleiglanz, Weißkupfererz, Silberamalgama. Die sauerstoffhaltigen theilt er ein: a) in gemeine oxydirte, in welchen das Metall bloß mit Sauerstoff verbunden ist, und in solche, welche b) das Metalloxyd auch noch mit einer

Digitized by Google

Säure verbunden enthalten. So sorgfältig man auch aber immer das Scheiden vornehmen mag, so ist es doch nicht möglich, alle Gangart von dem Erze zu entfernen, deßhalb nimmt man noch zu dem Pochen und Waschen seine Zuflucht. Auch Glockenspeise, Kanonenmetall, Bronze c. nennt man wohl Erz.

Erzerum (Arzrum), eines der größten und vielleicht das einträglichste aller Paschaliks des Osmanenstaats, in Asien, der südliche Theil von Hocharmenien, zwischen Tarabosan, Iran, Wan, Diabeckir und Sivas, enthält auf 1374 QM. ungefähr 460.000 Bewohner in 10 Sandschaks. — Die befestigte Hauptstadt, Erzerum, eine der beträchtlichsten Städte des türk. Reichs, am Fuß des mit ewigem Schnee bedeckten Taurus, in einer Ebene, welche von dem Euphrat durchschnitten wird. Die Stadt soll von Anatolius, einem griech. Feldherrn, unter der Herrschaft des jüngern Theodosius gegründet worden seyn, ist von einer doppelten Steinmauer und tiefen Gräben umgeben und hat im Süden eine Citadelle, in welcher der Pascha wohnt. Die Straßen sind schlecht, die Häuser meist von Stein gebaut mit platten, rasenbedeckten Dächern, worauf Vieh weidet. Auch die Basars, die mit allen Waaren des Morgenlandes gefüllt sind, haben nur zum Theil Bogenhallen und sind meist terrassenartig angelegt, wo man auf steinernen Stufen emporsteigt. Ueber die Straßen, welche dazwischen hindurchgehen, sind Brücken geschlagen. Die 20 Moscheen (wovon die größte ehedem eine griech. Kirche zu St. Stephan) bieten mit ihren bleibedeckten Domen und den unzähligen Minarets und vergoldeten Halbmonden in der Ferne einen prächtigen Anblick dar. Die Bevölkerung wird auf 100.000 Seelen angeschlagen. Es gibt daselbst viele Armenier (unter einem Erzbischof), eine kathol. Gemeinde (unter einem apostol. Vicar), keine Griechen. Die Bewohner nähren sich vorzüglich vom Handel (Erzerum ist für den gesammten türk. Handel mit Persien und Indien der Stapelplatz) mit Pelzwerk, indischen und persischen Waaren, fertigen Leder, baumwollene Waaren, Teppiche u. s. w. Ueberall in der Ebene wird Getreide gebaut; zahlreiche Dörfer liegen in derselben zerstreut, theils von christlichen Armeniern, den Nachkommen der alten Ureinwohner des Landes, theils von Türken bewohnt. Nur die Gebirge, welche treffliche Weideplätze darbieten, haben während des Sommers die räuberische Wanderstämme der Kurden inne. Im letzten russisch-türkischen Kriege kam, in Folge des Siegs der Russen unter dem Feldmarschall Grafen Paskewitsch von Eriwan im Juli 1829 über 50.000 Türken unter dem Seraskier, in der erzerischen Ebene, das Paschalik nebst der Hauptstadt (9. Juli) in russ. Gewalt, ward aber im Frieden zu Adrianopel, 14. Sept. 1829, dem Großsultan wieder zurückgegeben.

Erzeugung organischer Wesen. Dieser liegt der Satz zum Grunde, daß der Mechanismus der Natur nicht zureicht, um sich die Bildung eines organischen Wesens zu erklären, sondern daß wir genöthigt sind, diesen Mechanismus der Natur einer nach Zwecken wirkenden Ursache zuzuschreiben, sodaß also organisirte, d. i. nach Zwecken gebildete Wesen, nicht bloß als Naturprodukte, mechanisch wirkender, sondern auch als Naturprodukte, nach Zwecken wirkender Kräfte zu betrachten seyn. Man hat zwei Haupt- und zwei Nebenwege eingeschlagen, um sich die Möglichkeit einer organischen Erzeugung zu erklären. 1) Den Okka-

Digitized by Google

sionalismus, nach welchem man die oberste Weltursache bei jeder Zeugung, unmittelbar, die ihrer Idee gemäße Form der sich mischenden Materie geben läßt. Bei dieser Hypothese geht alle Natur verloren, mit ihr auch aller Vernunftgebrauch, über die Möglichkeit solcher Produkte zu urtheilen. Denn ein jedes organisirtes Wesen würde als ein unmittelbares Kunstwerk der göttlichen Allmacht, wozu die Natur nur den Stoff geliefert, aber zur Form gar nichts beigetragen hätte, zu betrachten seyn. 2) Der Prästabilismus hat zwei Nebenwege, auf dem er glaubt zum Ziele zu kommen, a) den Weg der Evolution. Auf diesem Wege sucht er das Problem dadurch aufzulösen, daß er jedes von seines Gleichen hervorgebrachtes Wesen als ein Edukt des ersten ansieht, und alle Keime aller organischen Wesen gleich bei der ersten Schöpfung entstehen und gleichsam eingeschachtelt in einander ruhen läßt, bis der Zeugungsakt einen oder den andern entwickelt. Eine ebenso unhaltbare Hypothese als der Okkasionalismus. b) Den Weg der Epigenesis (s. d.).

Erzgebirge, überhaupt Bergreihen von bedeutendem Umfange, die erzführende Lagerstätten in einiger Menge enthalten; Grauwacke, Grauwackenschiefer, Gneis, Glimmerschiefer sind nie an edeln Metallen reichsten Gebirge. 2) Das sächsische Erzgebirge, zieht sich vom Fichtelgebirg bis zu den Sudeten hin, liegt größtentheils im Königreich Sachsen, wo es sich nördlich nur allmälig abdacht, doch auch in Böhmen, wo es steil niedergeht. In geognostischer Hinsicht besteht es in seiner Hauptmasse aus der Gneis-Granitformation, und in dieser setzen die meisten Erzlagerstätten auf. Als auf- und eingelagerte Massen treten Porphyr und Basalt auf. Nach Sachsen zu folgt auf die Granit- und Gneisformation Thonschiefer, welchem wiederum Porphyr und Granit und Syenit aufgelagert sind; nach Böhmen zu legt sich auf eine weite Strecke das Braunkohlengebirge unmittelbar, und übrigens Thonschiefer an das Urgebirge. Es enthält die Quellen der Mulde, Elster, Pleiße u. a. Die höchsten Spitzen sind der sächsische Fichtelberg (in der rauhesten Gegend, wo man nichts als düstre Waldungen und Grubenbau sieht), 3731 Fuß hoch, und Schneekopf, der 3313 Fuß über die Meeresfläche emporsteigt. 3) So viel wie Erzgebirgischer Kreis, einer von den 5 Kreisen des Königreichs Sachsen, südlich an Böhmen grenzend, hat mit den Landen der Fürsten von Schönburg (11 QM.) beinahe 84 QM. und 517.000 meist luther. Bew. in 58 Städten, 13 Flecken und 700 Dörfern; enthält viel Holz und Mineralien, vorzüglich Silber; Hüttenwesen und Hammerwerke beschäftigen einen großen Theil der Bewohner; es gibt mehr als 12.000 Bergleute. Der Flachsbau ist vorzüglich, die Viehzucht ebenfalls sehr gut, und in neuern Zeiten hat man angefangen, Kartoffeln und Hafer mit Vortheil zu bauen. Der Kreis ist zugleich der Hauptsitz des sächs. Manufakturwesens, als der Spinnerei, des Spitzenklöppelns, Petinetnähens, der Kattun- und Blechwaarenfabrikation. (Vergl. Sachsen, geographisch-statistisch.) Der Kreis ist in 11 Aemter getheilt und hat zur Hauptstadt Freiberg (s. d.).

Erziehung kann bloß von Menschen gesagt werden, insofern sie sinnlich vernünftige Wesen sind. Das Thier wird nicht erzogen, sondern nur abgerichtet, d. i. zu gewissen mechanischen Fertigkeiten gewöhnt, und die Erziehung der meisten Menschen, z. B. aller Wilden, ist im Grunde nichts weiter als Abrichtung. Erziehung ist Ausbildung der ganzen Menschennatur zu dem für sie erreichbaren Grade der Vollkommenheit,

Digitized by Google

ach einer vorschwebenden Idee Dessen, was diese Vollkommenheit fordert. Die Natur selbst bildete den Menschen weit unvollkommener als sie das Thier bildete, dem sie den Instinkt gab, welcher sich sogleich mit dem Gefühl des Daseyns äußert, weil der Mensch durch sich selber werden sollte, was er werden kann und soll. So führt die Natur selbst auf die Nothwendigkeit der Erziehung, worin auch alle übereinstimmen. Und dennoch ist immer noch nichts unvollkommener, als gerade dieses erste Bedürfniß der Menschen, erzogen zu werden, welches daher kommt, weil die vorschwebende Idee menschlicher Vollkommenheit so unendlich verschieden ist als die Einsichten, Charaktere, Temperamente, Neigungen, Stände und Verhältnisse der Menschen selbst sind. Hier zeigt sich denn zuerst der doppelte große Gesichtspunkt, aus dem alle Erziehung betrachtet werden kann und muß: 1) Erziehung des Menschen zum Menschen, 2) Erziehung desselben zum Bürger. Bei der ersten müßte auf gar kein bürgerliches Verhältniß Rücksicht genommen werden, und die zweite erst anheben, wenn die erste vollendet wäre. Der gewöhnliche Gang der Erziehung aber ist, daß man mit der letzten anfängt und endet, und nur so beiläufig Excursionen in das Gebiet der ersten thut. Was nun 1) die Erziehung zum Menschen (zur Humanität) betrifft: so hat sie einen vierfachen Zweck. a) Der erste ist Wahrheit. In dieser Absicht sucht der Erzieher in dem jungen Menschen Sinn für alles Wissenswürdige zu erwecken und den Verstand an das Forschen zu gewöhnen, denn ist der denkende Geist erst einmal auf die Spur des Vergnügens gekommen, welches das Forschen nach Wahrheit und das Finden der Wahrheit gewährt, dann folgt der Trieb zum Unterrichte und zum Selbstdenken von selbst. b) Der zweite ist Recht und Pflicht. Um den Sinn dafür zu erwecken, richt der Erzieher den jungen Menschen aufmerksam auf die Vorzüge zu machen, die er als Mensch durch die Vernunft erlangt hat; so Achtung für seine Vernunft und das darin liegende Sittengesetz zu erwecken. c) Das dritte ist das Schöne sowohl als das Erhabene in der Natur und Kunst. Der Sinn dafür liegt schon in der Seele des Kindes und äußert sich früh. Der Erzieher darf ihn also nur verstärken und richten. Aus diesen drei Grundquellen wird denn auch der religiöse Sinn, d. i. die Achtung für das vollkommenste Subjekt der reinsten Sittlichkeit, für den Urgrund alles Wahren, alles Vernünftigen, alles Zweckmäßigen, Wohlthätigen und Schönen, und so eine Tugend entspringen, durch die es möglich wird, überall nach geprüften Grundsätzen der Vernunft zu denken und zu handeln; d. i. die Wirksamkeit des Vernunftgesetzes durch eigene innere Kraft zu erwecken und zu stärken. d) Gesundheit, Kraft und Gewandtheit des Körpers. Ein wichtiger, selbst für die geistige Bildung des Menschen, unentbehrlicher, aber oft versäumter Zweig der Erziehung, mit dem der Anfang aller Erziehung gemacht werden muß. Orandum est ut sit mens sana in corpore sano. Juvenal. 2) Die Erziehung zum Bürger sollte eigentlich auf jene gebauet seyn, und sie als vollendet voraussetzen, welche aber nur eine Idee ist, insofern jene nie vollendet wird, und der Mensch, so lange als er lebt, Erziehung zur Humanität bedarf. Sie muß daher mit jenen gleichen Schritt gehen, und theilt sich alsdann in so viele Theile, als sich Bestimmungen der Menschen für das bürgerliche Leben denken lassen. — Die Geschichte lehrt uns, daß es keine einigermaßen cultivirte Nation gab, welche sich nicht der Erziehung als eines hochwichtigen Gegenstandes, mit der besondersten

Digitized by Google

Sorgfalt hätte angelegen seyn lassen. Bei den Aegyptern, welche selbst die mit Sklavinnen erzeugten Kindern nicht aussetzen durften, besorgten die Priester die Erziehung und unterrichteten die Kinder, außer in der Religion, im Lesen, Schreiben, Rechnen; die physische Erziehung richtete sich ganz einfach nach der Natur, die durch ihr mildes Klima dem Menschen freiwillig die Hand bot. Bei den Persern, die einen hohen Werth auf eine zahlreiche Nachkommenschaft legten und unter den Völkern der alten Welt vielleicht die meiste Sorgfalt für die Erziehung trugen, besorgten dieselbe bis ins 6. Jahr ehrbare Frauen, dann die Magier (s. d.), welche nicht bloß durch Lehre, sondern noch mehr durch Beispiele zur Tugend anleiteten; vornehmlich ward die Lüge gehaßt. Herodot berichtet, daß man den Söhnen bis zum 20. Jahre besonders 3 Dinge lehrte: zu reiten, den Bogen zu führen und die Wahrheit zu reden. Ehrfurcht gegen die Eltern, in deren Gegenwart sich die Kinder nicht einmal niedersetzen durften, war die erste Tugend. Angelegenheit des Staats, wiewohl rauherer Art, war die Erziehung der Griechen, vor allen der Spartaner; merkwürdig ist, daß hier mehr als anderswo für die Erziehung des weiblichen Geschlechts gesorgt ward. Die jungen Griechinnen, welche, Lacedämon ausgenommen, eine von dem männlichen Geschlecht abgesonderte Erziehung genossen, wurden nicht bloß in Spinnen, Weben, Nähen, Stricken ꝛc., sondern auch in der Malerei, Dichtkunst, selbst der Philosophie unterwiesen und gingen verschleiert. In Lacedämon dagegen war die Erziehung gemeinsam. Jünglinge und Mädchen übten sich im Ringen und Laufen, im Werfen des Discus ꝛc., führten nackend Tänze auf, gewöhnten sich von früher Kindheit an Frost, Hunger ꝛc., lebten sehr einfach und waren schlecht bekleidet; jährlich wurden die Knaben, um sie abzuhärten, am Altar der Diana Orthyia gepeitscht. Jünglinge, die sich höheren Wirkungskreisen widmeten, besuchten den Unterricht der Philosophen. Wie im Anfang ihre Lebensart, so war auch die Erziehung der Römer streng und entweder für den Krieg oder für den Ackerbau berechnet, die Mütter säugten ihre Kinder selbst, die Väter unterrichteten sie, außer in ihren künftigen Berufsgeschäften, in den Gesetzen und Sitten des Landes. Mit dem Eindringen griechischer Cultur und dem immer größeren Emporblühen des allgemeinen Wohlstandes nahm auch die Erziehung eine bessere Form an; Schulen entstanden, Lehrer (Paedagogi), Grammatiker, Rhetoren und Philosophen traten auf; Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik wurden gelehrt, und den jugendlichen Gemüthern wurde Patriotismus und Pietät eingeprägt; mehre berühmte Väter, z. B. Cato Major, Augustus, nahmen sich thätig des Erziehungsgeschäfts an; körperliche Uebungen wurden nicht verabsäumt und die Söhne der Vornehmen zur Vollendung ihrer Bildung nach Athen und Marseille geschickt. Mit dem Verfall der Sitten verfiel auch die Erziehung. Die Erziehung bei den Deutschen glich im Wesentlichen der griechischen, Tapferkeit und Kriegertugenden nahmen den ersten Rang ein und waren mit Geradheit des Sinnes und Edelmuth des Herzens verbunden. Doch blieb vor Christus die Erziehung der Kinder des großen Haufens fast ganz der Natur überlassen. Das Christenthum leitete hinsichtlich der Erziehung nicht nur insofern eine neue, glücklichere Aera ein, als es diesem Mangel durch seine Priester abhalf und die Aufklärung des gesammten Menschengeschlechts sich zur Aufgabe machte, sondern dem ganzen Erziehungsgeschäft

Digitized by Google

durch seine reine Auffassung der Idee der Menschenbildung einen um so höhern Schwung gab, je mehr in ihm die religiöse Weltansicht vorherrschte. Vgl. Schulen. Die von Baco und Montaigne klarer angedeutete, von Rousseau, Locke, Basedow, Pestalozzi u. A. ihren Grundzügen nach ausgesprochene Idee einer allgemeinen, alle menschlichen Fähigkeiten umfassenden, naturgemäßen und harmonischen Menschenerziehung konnte erst gegen das Ende des 18. Jahrh. wirklich Wurzel schlagen und Blätter und Knospen treiben. Unter den Alten haben sich Plato, Aristoteles und Plutarch, unter den Neuern Vittorino von Feltre, Rochow, Resewitz, Campe, Salzmann, Olivier, J. Paul, Zachariä, Muhl, Fellenberg, Weiller, Herbart, Schwarz, Niemeyer, Wagner, Ewald, Graser, außer den obengenannten, theils als pädagogische Schriftsteller, theils als praktische Erzieher hervorgethan. S. Niemeyer's „Grundsätze der Erziehung" (3 Thle., 9. Aufl., 1827); Schwarz's „Erziehungslehre" (4 Thle., Leipz. 1802, 2. Aufl. 1817); J. J. Wagner's „Philosophie der Erziehungskunst" (Leipz. 1802); J. Paul's „Erziehungslehre"; Graser's „Divinität" (2 Thle., Hof 1811); Ewald's „Vorlesungen über Erziehungslehre und Erziehungskunst" (3 Thle., Manh. 1809—10); J. H. Campe's (u. A.) „Allgemeine Revision des gesetzl. Schul- und Erziehungswesens" (16 Thle., Braunschw. 1785—91) u. a. m.

Erziehung (physische). Ihr liegt insbesondere ob, die körperliche naturgemäße Ausbildung des Menschen zu befördern. Sie hat daher alle Hindernisse, welche der Thätigkeit der Natur entgegenstehen, zu beseitigen und Das, was die Gesundheit des Kindes erhalten und befestigen, was seine körperlichen Anlagen entwickeln kann, zu befördern. Die Hauptpunkte einer zweckmäßigen physischen Erziehung sind folgende: 1) Gleichmäßige und rechtzeitige Bildung aller körperlichen Anlagen und Thätigkeiten; daher kein System des Körpers vor dem andern begünstigt, keines vernachlässigt werden darf. Bei dem Kinde herrschen die Thätigkeiten des Unterleibes, der Verdauung, Einsaugung ꝛc. vor; man darf daher durch Ueberfüllung mit Nahrungsmitteln, durch öfteren Gebrauch der Lakrisäftchen u. dgl. die Thätigkeit dieser Systeme nicht noch mehr reizen. Dagegen muß frühzeitig angefangen werden, das Hautsystem in angemessener Thätigkeit zu erhalten. Dazu werden tägliches Waschen, öftere Wasser- und Luftbäder, gelindes Reiben der Haut, zweckmäßige, dem Zugang der Luft nicht ganz hinderliche Kleidung erfordert. Schon um der Reinlichkeit willen ist öfteres Waschen und Baden des Kindes eine Hauptsache in der physischen Erziehung; allein auch die Haut zu ihren Verrichtungen zu stärken, einen gehörige Grad von Empfindlichkeit in derselben zu erhalten, ist für das Bestehen der Gesundheit von größter Wichtigkeit, indem Schwäche und zu große Empfindlichkeit der Haut, welche, seitdem wir von Kindheit an die Hautpflege vernachlässigt haben, allgemeiner Fehler geworden ist, so leicht Störung ihrer Geschäfte und viele Kränklichkeiten zur Folge haben. 2) Frühzeitige Gewöhnung an Ordnung. Das Kind muß von den ersten Tagen an daran gewöhnt werden; alle Geschäfte des Organismus gehen dann leichter und ungestörter von Statten. Also Ordnung im Essen und Trinken, Schlafen und Wachen, Abwartung der Ausleerung ꝛc. Jede Unordnung stört das Ganze, jede Thätigkeit außer der Ordnung angestrengt (z. B. Verdauung ꝛc.) erfordert mehr Kraftaufwand. Unordentliche Menschen werden selten alt; die Störung der Harmonie ihrer körperlichen Verrichtungen

Digitized by Google

reibt sie bald auf. 3) Schutz gegen äußere Einflüsse, aber auch allmälige Gewöhnung an dieselben. Nicht alle äußere Einflüsse stehen in unserer Gewalt, vielen können wir nicht, oder doch nicht gänzlich entgehen, besonders den atmosphärischen, Hitze, Kälte ꝛc. Wir müssen daher suchen, den Körper mit ihnen vertraut und dadurch ihre Einwirkung weniger schädlich zu machen. Daher Gewöhnung an die Abwechselung der freien Luft, täglicher Genuß derselben und öfterer Aufenthalt in ihr, leichte, nicht zu warme Kleidung, Abhärtung gegen Hunger und Durst ꝛc. nothwendig ist. Nur darf die Abhärtung nicht in zu plötzlichen Uebergängen und nicht im Uebermaß geschehen. 4) Frühzeitige Uebung der körperlichen Kräfte und Bewegung des Körpers. Vorzüglich nützlich sind hier die gymnastischen Uebungen zur Entwickelung der körperlichen Gewandheit und Stärke, und selbst zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit, welches die ältern Völker, besonders die griechischen, so gut wußten als wir, aber besser befolgten. Man lasse von der ersten Kindheit an den Menschen seine Glieder mehr gebrauchen, das Kind lieber auf der Erde sich wälzen, als beständig getragen werden. Späterhin lasse man sie nach Verhältniß des Alters und der Gelegenheit alle gymnastische Uebungen vornehmen: ringen, laufen, klettern, werfen, baden, schwimmen ꝛc. Daß von den Regierungen die zu einer kräftigern Zeit als die gegenwärtige in das Leben gerufene Turnkunst untersagt und dadurch selbst der gewöhnlichen Gymnastik in den Augen Vieler der Stab gebrochen worden, ist so lange zu bedauern, bis dieselbe wieder erwacht. 5) Vermeidung einer zu frühen Geistesbildung. Wird der Geist zu früh angestrengt, so geschieht es nur auf Kosten der körperlichen Ausbildung. Ist der Körper gesund und gedeihlich herangewachsen, so hat die Empfänglichkeit des Geistes eben dadurch auch gewonnen, und das Lernen geht dann um so geschwinder, sodaß gar nichts dabei versäumt wird. Vor dem 7. oder 8. Jahre sollte man kein Kind zum eigentlichen Lernen anhalten. S. Friedländer „Ueber körperliche Erziehung", Leipz. 1811.

Es bezeichnet in der Musik die durch ein Versetzungszeichen mit einen kleinen halben Ton erniedrigte dritte Stufe in der diatonischen Tonleiter. Es dur und Es moll sind transponirte, nach den beiden Normaltonarten angenommene, Tonleiter.

Escadre (Geschwader), Anzahl von wenigstens 4 Kriegsschiffen, meist von einem Vice- oder Contreadmiral oder Commodore befehligt.

Escadron (Schwadron), eine Reiterabtheilung von 100 — 200 Pferden, in einigen Armeen wieder in 2 Compagnien getheilt. Man machen 4, auch 5, zuweilen 8 ein Regiment aus. Der Escadronchef ist meist ein Rittmeister (welcher Hauptmannsrang hat), zuweilen auch wenn die Escadron 2 Compagnien hat, ein Stabsofficier.

Escalade (Kriegsw.), der offene, gewaltsame, fast nur bei trockenen Gräben anwendbare Angriff einer Festung, wenn die mit Futtermauern versehenen Wälle durch angelegte Sturmleitern erstiegen werden. Ist der Feind wirklich in den Graben gedrungen, so wird er durch hineingeworfene Pechkränze, Brandtücher u. s. w. erleuchtet und von allen Seiten durch Granaden, Pulversäcke, Kartätschen und Gewehrfeuer beunruhigt.

Escarpe (Kriegsw., Skarpe, die innere Böschung), diejenige Böschung eines Grabens, die nach der Festung zu liegt.

Esche, die (Fraxinus), eine Pflanzengattung, die auf dem nur

Digitized by Google

Stamme Zwitterblüthen und auf dem andern bald männliche, bald weibliche Blüthen trägt. Sie ist schon an ihren großen Knospen zu erkennen; in Südeuropa sind diese dunkelbraun und bei uns schwarz. Die blühende Esche (Fraxinus ornus) wächst im südlichen Europa und um Triest. Sie zeichnet sich durch die ungleichpaarig gefiederten Blätter, die gestielte länglicheirunde Blättchen tragen, und durch die langen, vierblätterigen, weißen Blüthen aus. Sie gefällt in Gartenanlagen durch ihr schönes Laub, das nicht von Insekten leidet, und durch ihre herrlichen Blüthen. Man sieht sie von 20 — 25 Fuß. Da sie bei uns selten reifen Samen liefert, so pfropft oder okulirt man sie auf unsere Esche. Man erhält von ihr und andern in Südeuropa wachsenden Eschen das bekannte Manna der Officinen, das als ein klarer Saft hervorfließt und verdichtet. Unsere gemeine Esche (Fraxinus excelsior) findet sich in ganz Europa und im nördlichen Asien. Dieser Baum ist einer der höchsten unter den Laubhölzern. Seine ungleichpaarig gefiederte Blätter, die aus 9, 11, 13 oder 15 lanzetförmigen, langgespitzten Blättchen mit kurzen Stielen und Sägezähnen bestehen, und die Blüthen, welche keine Kronblätter haben, unterscheiden diese von der vorhergehenden Art. Das Holz beider ist zähe, weiß und sehr hart, und gibt ein gesuchtes Nutzholz für Wagner. Die Wurzel zeigt schöne Masern. Aus der Rinde bereitet man einen hellrothen Lack; sie wird als fiebervertreibend und färbend unter dem Namen deutsche China gebraucht. Die unreifen Früchte werden in England gekocht und mit Salz und Essig eingemacht.

Eschenbach (Wolfram von), dessen Blüthe in die erste Hälfte des 13. Jahrh. fällt, ist unter allen Dichtern des schwäbischen Zeitraums nicht allein einer der fruchtbarsten, sondern überhaupt der vorzüglichste. Voll Phantasie und Tiefsinn, reich und neu in der Darstellung, und ein gewandter und zierlicher Meister der Sprache und des Versbaues, erhebt er sich zu einer bedeutenden epischen Höhe. Von seinen persönlichen Umständen wissen wir nicht mehr, als daß er aus einem adeligen Geschlechte, wahrscheinlich aus der Oberpfalz, stammte. Er empfing zu Wenneberg den Ritterschlag und brachte sein Leben auf Ritterzügen zu, wobei er von seinem Dichtertalente und der Freigebigkeit der Fürsten lebte. Er glänzte unter den Dichtern auf der Wartburg. Gegen das Ende seines Lebens zog er sich auf den Wohnsitz seiner Väter zurück und wurde in der Frauenkirche des Marktes Eschenbach begraben. (S. über ihn das „Museum für altdeutsche Literatur und Kunst", herausgegeben von Hagen, Docen und Büsching, im 1. Bde.) Seine Gedichte sind theils von eigner Erfindung, theils nach franz. und provençalischen Mustern gearbeitet. Die vorzüglichsten seiner zahlreichen Werke sind: „Der Parcival", gedruckt 1477, 4., der auch in Müllers Sammlung befindlich ist; „Der Titurell, oder die Pfleger des Graals", gedruckt 1477, fol.; „Der Markgraf von Narbonne, Lohengrin" (herausgegeben von Görres, Heidelberg 1813); „Wilhelm von Oranse" und „Gottfried von Bouillon". Lieder von ihm in der Manessischen Sammlung.

Eschenburg (Joh. Joach.), ein ausgezeichneter vaterländischer Literator, wurde 1743 zu Hamburg geboren, wo sein Vater die Handlung trieb. Von seinem 10. Jahre an besuchte er das dortige Johanneum. 1764 ging er auf die Universität zu Leipzig und hörte dort die Vorlesungen des D. Ernesti, Winkler's, Gellert's, Morus's und Clodius's. Zu-

Digitized by Google

gleich genoß er des Umgangs mit Weiße, Zollikofer, Hiller und andern würdigen Männern und der genauern Freundschaft Schiebeler's, Engel's, Grave's, Michaelis's, Ebeling's u. A. Von Leipzig wandte er sich 1761 nach Göttingen, wo er die Vorlesungen von Heyne und Michaelis besuchte und die so reichhaltige Universitätsbibliothek benutzte. Eine schon in Leipzig angefangene Bekanntschaft mit dem damals auch in Göttingen studirenden Sohne des Abts und nachherigen Vicepräsidenten Jerusalem wurde Veranlassung, daß er eine Anstellung als öffentlicher, in herzoglichen Dienste stehender, Hofmeister am Collegium Carolinum in Braunschweig erhielt, wo er sich 4½ Jahre hindurch in dieser Lage theils mit der Leitung und Erziehung mehrer junger Leute von Stande, theils mit Vorlesungen über Literaturgeschichte und schöne Wissenschaften beschäftigte. 1773 wurde er zum Professor an diesem Institute ernannt, und nach Zachariä's Absterben 1777 erhielt er die dadurch erledigte Stelle. Seine Vorlesungen hatten jetzt die Theorie und Literatur der schönen Redekünste, die Archäologie, Mythologie und Kunstgeschichte, die Kenntniß der classischen Schriftsteller unter den Römern und Griechen, die Büchercunde und die philosophischen, besonders logischen Vorkenntnisse zu Gegenständen; auch gab er mehren jungen Engländern in der deutschen Sprache und Schriftstellerkunde Unterricht. 1793 ertheilte ihm der Herzog die Anwartschaft auf ein Kanonicat beim Stifte St.-Cyriaks, zu dessen Genuß er einige Jahre hernach gelangte. Früher schon, 1786, wurde ihm der Charakter eines herzoglich-braunschweigischen Hofraths beigelegt. 1808 wurde er von der italienischen Akademie zu Livorno, von der Maatschappy der niederländischen Letterkunde zu Leyden, von der königl. baierischen Akademie der Künste, und 1809 von der zweiten Classe des königl. Instituts der Wissenschaften und Künste zu Amsterdam zum auswärtigen Mitgliede ernannt. Als das zur Ausbildung künftiger Gelehrten und Geschäftsmänner bestimmte Carolinum in Braunschweig 1809 die Bestimmung einer königl. westfälischen Kriegsschule erhielt, wurde er mit einer Pension in Ruhe gesetzt. 1817 feierte er sein 50jähriges Amtsjubiläum und starb zu Braunschweig 1820 als Geh. Justizrath und Ritter des Guelfenordens. Eschenburg war ein Mann von sehr liebenswürdigem Charakter und vielseitiger Gelehrsamkeit. Deutschland verdankt ihm die nähere Bekanntschaft vieler guten engl. Schriftsteller im Gebiete der Aesthetik, wie z. B. Brown, Webb, Burnet, Fuesly und Hurd, die von ihm übersetzt und mit zum Theil sehr lehrreichen Zusätzen bereichert worden sind. Auch gab Eschenburg zu verschiedenen Zeiten in eignen Zeitschriften und Magazinen Bericht von den bemerkenswerthesten Erscheinungen in der englischen Literatur, wodurch die Liebe und Anerkenntniß der Geistesschätze dieses Inselvolks mächtig unter den Deutschen gefördert wurde. Das größte Verdienst erwarb er sich durch seine Uebertragung des Shakspeare (Zürich 1775—87, 14 Bde., Ebend. 1708—1806, 12 Bde.). So schwierig es war, einen Dichter von so wilder Imagination und Laune gut in unserer Sprache wieder zu geben, so überwand doch sein Fleiß die meisten dieser Schwierigkeiten glücklich, und wir erhielten durch ihn zum ersten Male eine Uebersetzung der sämmtlichen dramatischen Werke des englischen Dichters, welche, besonders nach Maßgabe damaliger Bildung unserer Sprache, sehr zu schätzen war, und deren Verdienst der Uebersetzer noch beträchtlich durch seine kritischen Anhänge erhöhte. Zwar wurde seine Ueber-

Digitized by Google

adurch um ein Großes erleichtert, daß ein Genie wie Wieland, ihm vorgearbeitet hatte; doch erstreckte sich diese Erleichterung nicht auf alle, wenngleich die vorzüglichsten Stücke, und es blieb Eschenburg dabei noch Manches ganz allein zu thun übrig. Uebrigens standen ihm bei Verfertigung derselben, durch seine vielfachen literarischen und geselligen Verbindungen, Hülfsmittel zu Gebote, die nicht leicht ein Andrer in diesem Maße haben dürfte, und seine eigene Bibliothek enthielt, schon vor beinahe 30 Jahren, bloß in Bezug auf Shakspeare mehr als 400 Bde., Kupferwerke nicht mit gerechnet. Ein großes Verdienst erwarb sich Eschenburg auch noch durch die Herausgabe seiner am Carolinum gehaltenen Lehrvorträge, seine „Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften, nebst einer Beispielsammlung dazu", sein „Lehrbuch der Wissenschaftskunde" (Berlin 1792, 3. Aufl. 1809), und sein „Handbuch der classischen Literatur" (7. berichtigte und fortgesetzte Ausgabe, Berlin 1825). Eschenburg gehört ferner zu den achtungswürdigen Schriftstellern, welche in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zur Beförderung der schönen Literatur der Deutschen und der genaueren Kenntniß ihrer, besonders älteren Dichterwerke kräftig mitgewirkt haben. Auch ist er selbst ein unverächtlicher, wenngleich nicht ausgezeichneter Originaldichter, unsere Anthologen haben ihre Sammlungen auserlesener Elegien, Lieder und Singgedichte mit mancher Blume von ihm zu schmücken Gelegenheit gehabt, und in kirchlichen Gesangbüchern findet man manches geistliche Lied, was Eschenburg's Namen trägt. Im 6. Supplementbande von Jördens's „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten" findet sich ein genaues Verzeichniß sowohl seiner eignen Werke als seiner Uebersetzungen und Herausgaben andrer Dichter früherer und späterer Zeit, wie z. B. Burkard Waldis, Boner u. A. m.

Escher von der Linth (Konrad), Staatsrath zu Zürich, bekannt durch die durch mühsame und kühne Bauwerke vollbrachte Entwässerung des Thales der Linth (s. d.), wovon er den Namen erhielt, und seine Arbeiten an der Gratt, wodurch er sich um die östliche Schweiz, besonders um den Canton Glarus, große Verdienste erwarb. Er starb zu Zürich 1823.

Eschweiler, schöne Stadt an der Inde und Dente, im Landkreis Aachen, preußische Provinz Niederrhein, mit einer katholischen Pfarrkirche und über 2500 Bewohnern, die sich meist von Manufakturen und Fabriken sowie vom Bergbau nähren. Es sind hier Seiden- und Sammetband- und Wollenzeuch-Manufakturen, Wachstuch-, Nähnadeln- und Eisendrahtfabriken, wovon letztere Eisendraht von den gröbsten bis zu den feinsten Sorten verfertigen; Leinwanddruckerei, Vitriolsiederei, Lohgerberei und ein Galmei- und Bleibergwerk. Auch werden hier Spitzen geklöppelt und Blonden gemacht. Merkwürdig ist die Nieselstein'sche Sammlung von Stufen, Versteinerungen u. a. Seltenheiten aus den Bergwerken der Gegend. In der Nähe eine Messingmühle, Walk- und Scheerfabrik ꝛc., vorzüglich aber wichtige Steinkohlenbergwerke, nicht nur allein die merkwürdigsten in Deutschland, sondern vielleicht in ganz Europa, weil hier nämlich 44 Flötze in einer Mulde liegen, die kleinen von 4—7 Zoll Dicke nicht gerechnet, weil sie keinen Namen haben und nicht bearbeitet werden. Die hier gewonnenen Steinkohlen gehören zu den Fettkohlen und werden zu Schmiedearbeiten und Gießereien, auch auf den Dampfschiffen des Rheins gebraucht. Dieses Bergwerk besteht

Digitized by Google

aus 16 Zechen, beschäftigt nahe an 800 Arbeiter und liefert jährlich 50.000 ein- und zweispännige Karren Kohlen.

Escoiquiz (Don Juan), Ferdinands VII. Vertrauter, geb. 1762 in einer altadeligen Familie von Navarra, war anfangs Page Karls III. Aus Neigung zu den ernsten Wissenschaften zog er den geistlichen Stand dem Militairdienste vor und empfing ein Kanonicat des Stifts zu Saragossa. Seine liebenswürdigen Eigenschaften erwarben ihm zahlreiche Freunde und Gönner am Hofe, und so fiel, als dem Prinzen von Asturien ein Lehrer gegeben werden sollte, die Wahl auf ihn. Er wußte bald die ganze Liebe des Prinzen zu gewinnen, für den er seinerseits eine wahrhaft väterliche Zuneigung hegte. Die Freimüthigkeit, mit welcher er sich 1797—98 gegen den König und die Königin über die Leiden, welche auf Spanien lasteten, äußerte, zog ihm die Feindschaft des Friedensfürsten zu, welcher es endlich dahin brachte, daß er nach Toledo verwiesen wurde. Der Prinz verlor seinen geliebten Lehrer mit großem Kummer und blieb durch einen geheimen Briefwechsel mit ihm in Verbindung. Escoiquiz suchte auch in der Verbannung durch Denkschriften, die er dem Könige einsandte, diesen über seinen Günstling aufzuklären; aber umsonst. Vielmehr gewann der Friedensfürst bei dem Könige ein immer entschiedeneres Uebergewicht über den Prinzen, welcher im März 1807 an Escoiquiz schrieb, daß er für seine Krone fürchte, und bei ihm Rath und Beistand suchte. Sogleich begab sich Escoiquiz nach Madrid, wo eben der Proceß vom Escorial stattfand. Er vertheidigte den Prinzen auf das kräftigste und wirkte dadurch entscheidend auf die Meinung des Volks ein. Als 1808 Ferdinand VII. den Thron bestiegen hatte, begnügte sich Escoiquiz mit der Stelle eines Staatsraths. Er rieth zu der Reise nach Bayonne, begleitete Ferdinand VII. dahin, zeigte in den Unterredungen mit Napoleon, der seinen Einfluß kannte und ihn daher vor Allen bearbeitete, ebenso viel Verstand und Festigkeit als Anhänglichkeit an seinen Fürsten, und rieth endlich diesem, der Krone nicht zu entsagen, was auch erfolgen möchte. Indeß fand diese Entsagung doch statt, und Escoiquiz folgte den Prinzen nach Valençay, ward aber bald von ihnen getrennt und nach Bourges verwiesen, wo er 4½ Jahr in der Zurückgezogenheit lebte. Erst im Dec. 1813 kehrte er nach Valençay zurück, als die eingetretenen Umstände Napoleon geneigt gemacht hatten, sich mit Ferdinand VII. und den Infanten zu versöhnen. Er nahm an allen Verhandlungen Theil, welche die Bourbons noch vor Napoleons gänzlichem Sturze wieder auf den spanischen Thron setzten. 1814 verließ er den Hof und zog sich nach Saragossa zurück. Man erfuhr bald, daß er in Ungnade gefallen sey. Er wurde sogar auf seines Königs Befehl gefangen gesetzt. Nach einiger Zeit ward er zurückgerufen, fiel aber zum zweiten Mal in Ungnade. Escoiquiz hat sich auch als Schriftsteller bekanntgemacht, und unter andern Young's „Nachtgedanken" und Milton's „Verlorenes Paradies" ins Spanische übersetzt. Seine Auseinandersetzung der Gründe, welche Ferdinand VII. bewogen haben, sich nach Bayonne zu begeben, ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte. Er starb in seinem Exil zu Ronda d. 19. Nov. 1820.

Escorial (el Escurial), ein in der spanischen Provinz Segovia, in einer rauhen Gegend gelegener Flecken (2000 E.), 1½ Meile von Madrid, woselbst König Philipp II., wegen eines Gelübdes, nach dem bei St.-Quentin 1557 erfochtenen Siege, jenes weltberühmte Kloster und

Digitized by Google

Schloß erbaute, welches man gewöhnlich u. d. N. Escorial versteht. Da die Schlacht am 10. Aug., dem Festtage des heil. Laurentius, gewonnen worden, so ward auch das Escorial diesem Heiligen geweiht. Dieses finstere, stolze Prachtgebäude, welches Philipps Charakter ausspricht, ist ein Viereck, wovon jede Seite 250 Schritte lang ist. Es hat 17 Abtheil., 22 große Höfe, 36.000 Fenster, 14.000 Thüren, ein Seminarium, treffliche Gemälde, und enthält eine Menge von Gebäuden, Höfen und Gärten, die mit Allem, was verschwenderische Pracht vereinigen kann, ausgestattet sind. 200 Mönche von dem Orden des heil. Hieronymus bewohnen die Klostergebäude. Sie trieben sonst die einträglichste Schafzucht. In der prachtvollen, nach dem Muster der Peterskirche in Rom erbauten Hauptkirche, welche 24 Altäre und 8 Orgeln in sich faßt, befindet sich unter dem hohen Altar eine Capelle, Pantheon genannt, das Begräbnißgewölbe der Regenten Spaniens. Ueber 50 Marmorstufen führen hinab, und das Thor ist sehr künstlich aus vergoldeter Bronze gearbeitet. Auch die Kuppel besteht aus Bronze, und der Fußboden aus Jaspis und Marmor. Das prachtvoll geschmückte Oratorium hat ein großes, ganz mit Diamanten und andern Edelsteinen geschmücktes Crucifix. In der Mitte des kostbaren Gewölbes steht ein großer massiv goldener Leuchter, und an den Wänden in 26 Nischen, die aufs prächtigste geschmückt sind, stehen ebenso viel schwarze marmorne Todtenurnen, theils schon mit den sterblichen Ueberresten verstorbener Könige und Königinnen Spaniens angefüllt, theils noch leer. Schon Karl V. machte den Entwurf zu diesem Bau, und Philipp II., III. und IV. führten ihn, nach Bramante's Zeichnung, aus; er soll 5 Mill. Duk. gekostet haben. Der königliche Pallast heißt S. Lorenze el Real. Philipp II. legte zugleich die berühmte doppelte Bibliothek des Escorial an, und sein Sohn vermehrte sie ansehnlich. Sie enthält große, zum Theil noch unbenutzte und unbekannte, vorzüglich arabische handschriftliche Schätze, wiewohl ein Theil derselben durch einen Brand 1671 vernichtet ward. (Vgl. Casiri.)

Escorte, die Begleitung entweder einer Person, oder eines Transports durch bewaffnete Mannschaft. Die Escorte einer hoher Person, als Ehrenbezeigung, geschieht meist durch ein Detachement Cavallerie, ebenso die Escorte eines Couriers; die Escorte von Gefangenen besteht meist aus Infanterie und Cavallerie zugleich, die Gewehre sind hierbei geladen, und auf jeden Gefangenen, der zu entspringen sucht, wird gefeuert. Escorte von Convoys marschiren mit Avant- und Arrièregarde, Hauptcorps und einer schützenden Kette von Tirailleurs zur Seite des Transports. Ueberfällen suchen sie durch häufige Seitenpatrouillen, besonders in durchschnittenem oder waldigem Terrain zu begegnen.

Escudillo d'oro, Goldpiaster oder Vinteno (Zwanziger), weil sie seit 1779 20 Real de Vellon gilt, eine spanische Goldmünze von Halbdukatengröße. Die älteren sind an Werth 1 Thlr. 8 gr. 6 pf., die neuern 1 Thlr. 7 gr. Conv. Zwei Escudillos machen 1 Escudo d'oro (2 Thlr. 14 gr.).

Escudo d'oro, Scudo d'oro, 1) eine spanische Goldmünze von Dukatengröße. Die von 1772 geschlagenen sind von 22, die neuern von 21 Karat; jene werden nur zu 2 Thlr. 14 gr., diese zu 1 Thlr. 12 gr. Conv. geschätzt. Der Escudo hält 2 Escudillo oder Vinteno in sich; 2 Escudos machen 1 Pistola, 4 eine Doppia, 8 ein Doblon oder Quadrupel. — 2) Eine portugiesische Goldmünze von Dukatengröße.

Digitized by Google

Das Gold ist 22 Karat fein; $65\frac{1}{10}$ gehen auf die rohe, $71\frac{1}{2}$ auf die feine Mark; der Werth ist 2 Thlr. 18 gr. Conv. Er gilt 1600 Reis; 4 machen einen Johannes, 8 einen Dobra. Auch gibt es halbe zu 800 Reis.

Escudo de Vellon sind in Spanien die halben Pesos, weil sie 10 Reales de Vellon gelten, sowie die ganzen 10 Reales Silber.

Es-dur, in der Musik diejenige harte Tonart, die den Ton Es als Grundton hat; es sind hier 3 b vorgezeichnet, die die Töne e, h und a in es, b und as verwandeln.

Esel (equus asinus L., Zool.), Art aus der Gattung Pferd, kenntlich an den langen Ohren, dem Haarbüschel am Schwanze, dem schwarzen Kreuze auf dem Rücken; lebt wild (wilder Esel eq. asin. onager) auf den Gebirgen der Tatarei und Persien heerdenweise, wandert unter Anführung der männlichen Thiere, im Winter südlich, im Sommer nördlich; ist silberweiß, an den Seiten röthlichbraun, größer als der zahme, auch schlanker, schneller, muthiger. Der zahme Esel ist grau, empfiehlt sich durch Genügsamkeit, Ausdauer und Geduld, besonders in gebirgigen Gegenden, die er sehr sicher durchgeht; sein Nutzen als Hausthier beschränkt sich hauptsächlich auf das Tragen schwerer Lasten. Sein Fell gibt Pergamenthäute, das des wilden Chagrin; das Fleisch ist eßbar, das des wilden im Morgenlande sehr geschätzt; er bringt sein Alter auf 30 Jahr. Beim Anblick eines solchen langöhrigen Kreuzträgers sollte man glauben, der Schöpfer habe in einer neckischen Laune eine Carricatur des Pferdes hingeworfen, oder auch eine in die Schöpfung pfuschende Gottheit habe ihm das schöne Roß nachbilden wollen, und so sey dieses lächerlich häßliche Geschöpf zu Stande gekommen. Vom wilden fallen übrigens aus Vermischung mit dem zahmen schöne Bastarde, geschickt zum Reiten und beliebter und theurer als Pferde; vom zahmen und dem Pferde fallen das Maulthier und der Maulesel. Man unterscheidet gewöhnlich 2 Varietäten des Esels: den Waldesel, die größere, besonders im Süden und Orient heimische, und den Steinesel, die kleinere, hellere, besonders im Norden heimische Art. Im Orient war und ist der Esel stattlicher, lebhafter und schneller als bei uns, wird auch weit mehr geschätzt und ist nicht wie bei uns das Symbol der Dummheit. Wirklich ist der Esel auch gar nicht so dumm, als man gewöhnlich meint, sondern zeigt, sich selbst überlassen, Verschlagenheit und List, welche die des Pferdes noch übertrifft. Im Alterthum war der Esel (besonders Eselinnen) wegen des sichern Tritts das gewöhnliche Reitthier, selbst für Frauenzimmer und Vornehme, welche letztere am liebsten scheckige (auch so gemalte), deren braunrothe Haut weiße Streifen auszeichneten, wählten. Doch auch zum Lasttragen, zum Ziehen am Pflug und in Mühlen wurden sie gebraucht. Der Esel gehörte zu den bedeutendsten Symbolen. Von ihm wurden Bacchus und Silen, der Welthelland, und unter den Propheten Jesaias und Zacharias getragen; in Bileams Geschichte findet man sogar einen redenden Esel, wie ein solcher auch in der Mythe des Bacchus vorkommt, der diesen, als er von der Juno rasend gemacht worden, durch das Wasser nach Dodona trug, weßhalb ihn der Gott in das Gestirn des Krebses versetzte und ihm die Gabe zu reden verlieh. Auch waren die Esel der Cybele heilig, weil, nach dem Mythus bei einem Göttermahle, Silens Esel der schlafenden Vesta Keuschheit, die durch Priaps Lüsternheit gefährdet war, jene auf-

Digitized by Google

eckend, rettete. Bei den Römern trug ein Esel der Cybele Heiligthümer, wurde ein Esel bei den Cynsualien und bei Vestafesten bekränzt; em Mars und Priap aber, sowie bei den Hyperboräern dem Weissagotte Apollo, geopfert.

Eselsbegräbniß (sepultura asinina s. canina) unehrliches Begräbniß, durch den Schinder unter den Galgen oder auf dem Schindanger. Auf diese Art wurden sonst Selbstmörder und werden noch jetzt Verbrecher, welche, nachdem sie eines die Todesstrafe zur Folge haben- den Verbrechens geständig oder überführt sind, sterben, begraben.

Eselsbrücke (pons asinorum) wird ein Buch genannt, welches zur Erläuterung kurzgefaßter und daher oft schwieriger Werke dient, also gleichsam als Brücke den Uebergang zur Wissenschaft für einen Unwissenden oder Einfältigen erleichtert. Ein solches ist z. B. unter andern für angehende Juristen Hopfners Commentar zu den Institutionen, oder auch jedes Reimlexicon für den Poeten kann man so nennen. Nicephorus Blemenydas oder Blemida im 13. Jahrh. soll durch eine Logik, worin er die syllogistischen Figuren, die Stellung des Mittelgliedes, desto besser im Gedächtniß zu behalten, mit gewissen Kunstwörtern bezeichnete, zu diesem Ausdruck Veranlassung gegeben haben.

Eselsfest (Kircheng. und Liturg.), eine religiöse Volkslustbarkeit, welche vom 6—16. Jahrh., wenn auch nicht allgemein und ohne Widerspruch der Verständigern, in Frankreich, Spanien und Italien üblich war. Man wollte dadurch die Flucht der Maria versinnbilden. Ein mit einem Chorrocke behagener, zum Knien abgerichteter Esel, auf welchem eine junge Dirne saß, wurde mit großen Ceremonien in die Kirche zu den Altar geführt. Alle Gesänge bei der Messe wurden mit einem Hinham (Ton des Esels) beendigt, und statt des Segens yate der Priester dreimal, indem das versammelte Volk, statt des Amen, ebenfalls yate. Man hatte ein besonderes Lied (halb lateinisch und halb französisch), mit dessen Absingung die Ceremonie endigte.

Es es (Musik), das nicht nur durch ein b um einen halben, sondern durch zwei b um einen ganzen Ton erniedrigte e, fällt also dann mit dem Ton d zusammen.

Eskimos, Volksstamm des nördlichen Amerika, der den Küstensaum am Polarocean, Grönland und die übrigen Inseln dieses Oceans bewohnt und zwar weit verbreitet ist, aber doch (selbst Grönland eingerechnet) wohl nicht mehr als 30.000 Individuen umfaßt. Sie weichen in Bildung und Habitus ganz von den übrigen Ureinwohnern Amerika's ab, stammen wahrscheinlich von den Finnen und sind vielleicht Stammverwandte der Lappen, Samojeden und der übrigen Völker des nördlichen Asien, denen sie in breitschulteriger Gestalt, in Farbe, in Größe und Lebensart gleich kommen. Sie nähren sich indeß weniger von der Jagd auf Landthiere, sondern meistens vom Fischfange, und die Robbe ist ihnen Das, was den Lappen und Samojeden das Rennthier. Zwischen ihnen und den Indianern herrscht eine ewige Feindschaft. Auf der Westküste Grönlands und in Labrador sind der größte Theil zum Christenthume übergetreten. Bei Denen, die noch Heiden sind, heißt das unendliche gute Wesen Ukkowwa, das böse Wittike. Andere nennen den guten Geist Torngarsuk, der böse aber ist ein weibliches Wesen ohne Namen. Uebrigens sind sie ein munteres, lebhaftes Volk, das trotz seiner kleinlichen Figur die größten Beschwerden zu ertragen vermag und

Digitized by Google

manche Kunstfertigkeiten besitzt, aber auch alle Fehler eines Naturvolks in sich vereinigt.

Eski-Sagra, türkische Stadt in Rumelien, Sdsch. Sofia, an der Tundscha, hat 20.000 Bewohner, Tapeten-, Leder- und Eisenwaarenfabr.

Eskindar, Iscodar, Chrysopolis der Alten, Stadt im Sandschak Kodschaili, des Ejalets Dschesair, asiatischen Theils; liegt Konstantinopel (als dessen Vorstadt es angesehen wird) gegenüber, am Eingange des Bosporus; ist Sitz eines Molla (mit vieler Gewalt), hat viele Paläste, Moscheen, Bazars und 33.400 Bewohner, welche Seide und Baumwolle weben, Leder fertigen und bedeutenden Handel treiben; die Karawanen aus allen Gegenden des türkischen Reichs sammeln sich hier; viele vornehme Türken lassen sich hier unter Cypressen begraben; in der Nähe ist der Leandersthurm (Kis-Kalesi) und der Berg Burgurlu, mit herrlicher Aussicht über Konstantinopel. S. Skutari.

Esma Allah (türkisch), die Namen Gottes. Außer dem Hauptnamen Allah hat Gott noch 99 Namen, die ebenso viel Eigenschaften und Vollkommenheiten bezeichnen, welche der Mensch nach dem Muhammedanismus in sich selbst auszubilden streben muß. Die Tesbichs oder Rosenkränze der Muhammedaner bestehen daher nach der Zahl dieser Namen aus 100 Kügelchen.

Esmenard (Joseph Alfons), geboren 1767 zu Pelissane in der Provenze; zu Anfange der Revolution ein Mitglied der Feuillans, nach deren Sturze er 1793 auswanderte; hielt sich nun abwechselnd in England, Italien und Konstantinopel auf. 1799 nach Frankreich zurückgekehrt, traf ihn aufs Neue, wegen einiger politischen Schriften, das Loos der Verbannung. Er begleitete späterhin den General Leclerc nach Domingo, ward nach seiner Rückkehr im Ministerium des Innern angestellt, ließ sich 1805 zu Paris nieder und ward 1810 Mitglied des Instituts. Kurz darauf aber von Napoleon verbannt, starb er an den Folgen eines Sturzes aus dem Wagen 1811. Seinen Hauptruhm als Schriftsteller dankt er dem Lehrgedicht: „La navigation" (Paris 1805). Er ist auch Verfasser einiger dramat. Werke: „Le Triomph de Trajan" (Paris 1807); „Ferdinand Cortez", componirt von Spontini 1809 u.

Esne (Asna, Esnai), Hauptstadt von Oberägypten, am Nil, in einer gut angebauten Gegend; hat hübsche Häuser, treibt ansehnlichen Handel (großer Kameelmarkt und die jährliche Sennaar-Karawane), fertigt Oel, hat bedeutende Alterthümer, besonders Ruinen von einigen Tempeln, mit mehren Thierkreisen. Merkwürdig sind die Höhlen in den benachbarten Bergen, mit Wandgemälden, welche alle Geschäfte des Landbaues, der Fischerei, der Jagd, Weinlese u. s. w. darstellen. Belzoni will von hier aus eine Straße durch die Berge nach dem rothen Meere entdeckt haben.

Es moll (Musik), weiche Tonart, die 5 b vorgezeichnet hat, welche e, h, a, d, g um einen halben Ton erniedrigen; wird fast nie als eigne Tonart, nur selten im Laufe der Modulation und zuweilen als dis moll gebraucht.

Esoterisch (griech.), geheim, bloß für Eingeweihte (Esoteriker) bestimmt. In den Mysterien der Alten gab es esoterische und exoterische Lehren; jene waren für die Geweihten oder Epopten, diese für die Ungeweihten. In der Folge wandte man diese Unterscheidung auf die Wissenschaften an, und nannte diejenigen Vorstellungs- und Lehrarten,

Digitized by Google

welche für gelehrte Kenner gehören, esoterische, diejenigen aber, welche der gemeinen Fassungskraft angemessen sind, exoterische, sodaß wir also eines durch wissenschaftlich, dieses durch volksmäßig ausdrücken können.

Espagnolet (Joseph Ribeira), s. Spagnolet.

Espen (Zeger Bernh. van), berühmter Schriftsteller des kanonischen Rechts, geb. 1646 zu Löwen, studirte anfangs scholastische Theologie, dann das Kirchenrecht, erhielt die Doctorwürde und lehrte dasselbe mehre Jahre mit großer Strenge. Mit den Jansenisten, besonders aber mit Quesnell, stand er in vertrauter Freundschaft, und diese Faction im Schoße der kathol. Kirche betrachtete ihn als ihr Orakel. Das utrechter Domcapitel befragte sich bei ihm: ob es ohne Beistimmung und Bestätigung des Papstes sich einen Bischof wählen könne, und van Espen bejate dieses gegen alle bestehenden kirchlichen Gesetze. Diese Anhänglichkeit an die jansenistische Partei und seine Weigerung, die Constitution Unigenitus anzuerkennen, erfüllten die Jahre seines Alters mit Bitterkeit. Seiner akademischen Würde verlustig erklärt, mußte er 1728 Löwen verlassen, flüchtete anfangs nach Mastricht, dann nach Amersford, wo er noch im nämlichen Jahre sein Grab fand. Ungeachtet mancher Verdienste um das Kirchenrecht, verdankt er die große Celebrität, worin er bei Vielen steht, einer Partei, zu deren Gunsten er schrieb. Seine merkwürdigsten Schriften sind: „Jus ecclesiasticum universum“ (Köln 1702, Folio; n. Ausg. ebd. 1771—79, 5 Bde., Folio; Mainz 1791, 3 Bde. 4.); „Opera ecclesiastica“ (2 Thle. Folio; Köln 1715, 2 Bde.; ebd. 1777—79, Folio).

Espinasse (Julie Jeanne Eleonore de l'), eine durch Liebenswürdigkeit wie durch Geistesanmuth gleich bewunderte Frau, geb. 1732 zu Lyon außer der Ehe, führte den Namen eines Bürgers dieser Stadt, ohne das Recht ihrer eigentlichen Abkunft in Anspruch zu nehmen, obgleich das Geheimniß ihrer Geburt fast allgemein bekannt war. Vier Jahre lebte sie in einem Kloster, dann ebenso lange bei ihrer Familie auf einem Schlosse in Burgund als Erzieherin, bis die Marquise Du-Deffand (s. d.) 1752 ihre Bekanntschaft daselbst machte und sie zur Gesellschafterin wählte. Seitdem glänzte sie als ein liebliches Gestirn in den feinsten Cirkeln der gebildeten pariser Welt. Die Verbindung beider Frauen wurde nach Verlauf von 10 Jahren, hauptsächlich durch die Eifersucht der Du-Deffand auf Juliens anerkannt werdende Vorzüge, wieder aufgelöst. Das Wenige, was der Espinasse von den Geschenken ihrer Mutter übrig geblieben, und eine Pension, welche sie sich durch Freunde vom Könige verschafft, setzten sie in den Stand, unabhängig leben zu können. D'Alembert, lange Zeit der Freund der Madame Du-Deffand, erklärte sich später gänzlich für die Espinasse, welche ihr Unglück sowohl als ihre Liebenswürdigkeit ihm theuer machte. Er folgte ihr, und bezog bald mit ihr für immer dasselbe Haus. Es ist wahrscheinlich, daß der Ruf und der Geist des Philosophen anfangs einen gebildeten Cirkel hier um sie zog, aber auch ebenso gewiß ist es, daß die Liebenswürdigkeit der Espinasse sie doch zu fesseln wußte. Ihre aus den angesehensten und vornehmsten Personen gebildeten geselligen Vereine sind allgemein bekannt. Bald wurde aber das Band, welches sie an d'Alembert knüpfte, durch die Liebe zu und von einem spanischen Jünglinge, Marquis von Mora, zerrissen. D'Alembert war großmüthig genug, allen Ansprüchen zu entsagen und beiden Liebenden zu ihrer

Digitized by Google

Verbindung behülflich zu seyn, als Mora erkrankte. Den Schmerz, den Espinasse hierüber empfand, wurde noch vor dem Tode ihres Geliebten, durch ihre Neigung zum Obristen Guibert, bekannt durch seine Verhältnisse mit Friedrich II., aus ihrer Seele verwischt. Dieser, welcher die Liebe nur als ein galantes Spiel betrachtete, fachte nun ihre Neigung um so stärker an, als er ihrer im eigentlichen Sinne verschmähte und sie für ihre Wankelmüthigkeit strafte. Die bei dieser Gelegenheit von ihr verfaßten Briefe, welche man nicht ohne innere Rührung aus den Händen legen kann, gaben dem Laharpe Gelegenheit, von ihr zu sagen: „Ich habe nie ein Weib gekannt, das mehr natürlichen Verstand, weniger Sucht, ihn geltend zu machen, und mehr Talent besessen, die Geistesgaben Anderer hervorzuheben. Sie gab Jedem seinen Platz, sodaß Jeder mit dem seinigen zufrieden war. Mit großer Gewandtheit vereint sie die liebenswürdigste Artigkeit, die den Ton der Theilnahme annimmt." Uebersetzt hat diese ihre Briefe Madame Spazier, 2 Bde. 1805. Espinasse starb 1776.

Espinel (Vicente), ausgezeichneter lyrischer Dichter Spaniens und berühmter Musiker, der die spanische Guitarre durch die Hinzufügung der fünften Saite vervollkommnet, wurde 1544 zu Ronda im Königreich Granada geboren. Frühe entwickelte sich sein herrliches Talent zur Poesie und seine Liebe zu den Wissenschaften. Er wählte sich den geistlichen Stand zu seiner Bestimmung, erhielt zu Madrid eine ansehnliche Pfründe und starb daselbst 1644. Seine Canzonen, Idyllen und Elegien, arm an Originalzügen, tragen indeß das Gepräge der Natürlichkeit und Lebhaftigkeit und einer sehr melodischen Diction; sie sind reich an vortrefflichen Bildern und malerischen Beschreibungen. Den Decimen, einer in Spanien sehr beliebten Dichtungsform, gab er metrische Politur, und sie werden daher nach ihm auch Espineles genannt. Am meisten bewundert wird sein Lobgedicht auf die berühmtesten Dichter Spaniens: „Casa di memoria" (Madrid 1591, 8.); auch übersetzte er mehre Oden des Horaz und dessen Epistel an die Pisonen. Sein classischer Roman „Leben des Markos de Obregon" (Barcelona 1618) ist ein Exempelbuch für junge Leute, sich bei geringem Vermögen im Gefolge reicher und vornehmer Personen mit Ehren zu behaupten.

Espinosa (Juan), berühmter spanischer Dichter, geb. zu Bellovado 1540, widmete sich in seiner Jugend mit Eifer den Studien, nahm dann Kriegsdienste und wurde Sekretär bei Don P. Gonzalez de Mendoza, Generalcapitain von Sicilien. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, starb er daselbst um 1594. Das bekannteste und geschätzteste seiner Werke ist: „Tratado en loor de los mujeres" (Mailand 1580, 4 — 2) Antonio E., classischer Dichter Spaniens, geb. zu Antequera 1582, trat in die Dienste des Herzogs von Medina-Sidonia, ward dessen Almosenier und starb als Rector zu San-Lucas-da-Barmada 1650. Unter seinen hinterlassenen Poesien ist die Perle das Lobgedicht auf den Herzog von Medina-Sidonia, welches zu Malaga 1625 erschien und seinem Verfasser die Krone des Ruhmes erwarb.

Espinosa de los Monteros, spanische Stadt am Ueda und am Abhange des cantabrischen Gebirges, in der Provinz Burgos, zählt 2250 Bew. Hier Schlacht am 11. und 12. Nov. 1808. 36.000 Franzosen unter Victor und Lefevbre schlugen 40.000 Spanier unter Romana und Blake, durch Umgehung beider Flügel und Durchbrechung

Digitized by Google

er Mitte. Verlust der Erstern 2000 M., der Letztern 12.000 M. und 0 Kanonen. Die spanische Nordarmee löste sich nach der Schlacht auf.

Espiritu Santo, eine der 19 Provinzen des Kaiserthums Brasilien, im östlichen Theile des Landes, umfaßt einen Flächenraum von ahe an 1800 QM. mit kaum 100.000 Bew., im N. an Bahia, im B. an Minas Geraes, im S. an Rio Janeiro und im O. an den Ocean grenzend; ist höchst fruchtbar an Reiß, Mais, Manioc, Zuckerohr, Baumwolle u. a. tropischen Erzeugnissen, aber nur erst an der Küste und an den Flüssen angebaut. Die Hauptstadt des Landes ist Vittoria.

Esplanade, ein Vorplatz, freier, ebener Platz vor einem großen Gebäude, oder vor einer Citadelle; auch die Abdachung oder schräg aufende Brustwehr an dem sogen. bedeckten Wege, in der Kriegssprache uch Feldbrustwehr, Feldlehne oder das Glacis genannt.

Espremenil (Jean Jacques Duval d'), geb. 1746 zu Pondichery n Ostindien, wo sein Vater Mitglied des obersten Raths dieser französ. Kolonie, später Präsident des Raths von Madras war. Der junge Espremenil ward seit 1750 in Frankreich erzogen und widmete sich den Rechtswissenschaften. Er wurde königl. Sachwalter am Chatelet, kaufte ich aber bald eine Stelle im Parlament zu Paris. Hier entwickelte er chöne Talente und freisinnige Grundsätze, und zeichnete sich als Vertheidiger des vom pariser Parlament über Lally-Tollendal (s. d.) ausgesprochenen, grausam vollstreckten, Todesurtheils aus. Er war ein nthusiastischer Vertheidiger der Freiheiten der Parlamente, er wünschte ie nicht nur erhalten, sondern erweitert, und das Schicksal des Staats ganz in die Hände jener Gerichtshöfe gelegt zu sehen. Sie allein sollen, seiner Meinung nach, die Stütze und der Schutz der Unabhängigkeit und öffentlichen Freiheit seyn. Deßhalb griff er die Minister und den Hof, welche die Parlamente zu beschränken suchten, mit Heftigkeit an, besonders als der Principalminister Brienne die Einregistrirung zwei neuer Steuern verlangte. In der königl. Sitzung am 24. Nov. 1787 sprach Espremenil mit hinreißender Beredtsamkeit vor dem König gegen die neuen Edikte, drang auf deren Zurücknahme und die Zusammenberufung der Generalstände. Doch der Monarch bestand auf der Eintragung beider Steuern. Nun durchbrach das Parlament alle Mäßigung, und Espremenil war eins der heftigsten Mitglieder desselben. Die Folge hiervon war seine Verhaftung mitten im Sitzungssaale und Verbannung nach der Insel St.-Margarete. Eine Veränderung im System der Regierung bewirkte seine Zurückberufung; der Adel von Paris wählte ihn zu seinem Abgeordneten in der Nationalversammlung, in welcher er nun die Grundsätze der alten Monarchie mit der nämlichen Kraft vertheidigte, welche er auf die Angriffe der Minister gezeigt hatte, zum größten Aerger der Volkspartei. Wie wechselnd war der Ruf und die Bemühung dieses Mannes! 1791 verließ er die Nationalversammlung nebst vielen ihrer Mitglieder, gegen Alles protestirend, was sie seit Vereinigung der Stände gethan. Den 10. Juli 1792 bei Erstürmung der Tuilerien von dem wüthenden Volke erkannt, ward er grausam mißhandelt, vom Maire Petion aber gerettet. Er zog sich nun auf sein Gut bei Havre zurück, in Hoffnung, hier vergessen zu werden; aber von den Schreckensmännern entdeckt, ward er nach Paris vor das

Digitized by Google

Revolutionstribunal geschleppt, das ihn am 23. April 1794 zum Tode verurtheilte, den er mit Gleichmuth erduldete. Er war ein rechtschaffener Mann, der aus Irrthum Unrecht that, und dessen Ansichten darum nicht minder Lob verdienen. Seine Schriften wurden zu seiner Zeit geschätzt.

Espressivo wird zuweilen in der praktischen Musik als Beiwort gebraucht, um auf die Verstärkung des Ausdrucks aufmerksam zu machen. Steht es zu Anfange eines Tonstückes (als Beiwort der Ueberschrift), so bezieht es sich auf das ganze Tonstück; es will dann der Componist damit bezeichnen, daß das ganze Tonstück besonders ausdrucksvoll und mit Gefühl vorgetragen werden soll.

Esprits. Diese franz. Benennung entspricht fast ganz unserer deutschen: Geister. Man gab sie, obwohl ehedem mehr als jetzt, allen den Flüssigkeiten, welche durch Destillation von Substanzen gewonnen wurden, die entweder weingeistige oder andre sehr flüchtige und stark riechende Bestandtheile enthalten. So liefert Wein, Bier, Cider, jedes seinen besondern Esprit, im Grunde freilich nichts Andres als Alkohol oder Weingeist. Ebenso läßt sich aus jeder Pflanze, die nicht ganz arm an ätherischem Oel ist, als Pfeffermünze, Lavendel, Orangeblüthen u. s. w., ein Esprit ziehen; ja selbst die Ergebnisse der Destillation mehrer mineralischer Substanzen, als des Salpeters, Vitriols, Grünspans u. s. w., wurden sonst unter die Esprits gerechnet. Jetzt bedient man sich jenes dieser Benennung, die so verschiedene Erzeugnisse umfaßt, lieber der bestimmtern, welche die neuere chemische Nomenclatur an die Hand gibt; doch kommt sie bei verkäuflichen Wassern und Arten von Spiritus häufig noch vor. (S. Alkohol, Branntwein.)

Esquire, abgekürzt Esq., ausgesprochen Skwair (von Escurie, Schildknappe), sind in England die nächsten nach den Rittern unter dem kleinen Adel. Den Titel erhalten die Söhne der Edelleute, die nicht den Titel Lord führen, die ältesten Söhne der Ritter, alle angesehene Leute des weltlichen Standes, die von ihren Einkünften leben, Parlamentsglieder, Rechtsgelehrte, reiche Kaufleute, Gelehrte, Künstler, Gutsherren u. Eine andere Art Esquires gehören zu des Königs Leibgarde und werden von ihm mit einem Halsbande und silbernen Sporn dazu ernannt.

Esquivel (Hyacinth), ein berühmter Dominicaner, geb. in Biscaya, wurde von seinem Orden 1625 als Missionär nach Manilla gesandt, predigte die Heilslehre Christi auf der Insel Formosa, ging dann nach Japan, ein Gleiches zu thun, und starb dort den Märtyrertod 1635. Wie in den Jahrbüchern der Kirche, so glänzt er auch in jenen der Literatur, welche er mit einem japanisch-spanischen Wörterbuch (Manilla 1634) und einem Wörterbuch der Sprachen der Eingebornen auf Formosa bereichert hat.

Esrah, einer der größten Schriftgelehrten des alten Bundes, von seinen Glaubensgenossen der Fürst unter den Lehrern des Gesetzes genannt, glänzend in der heiligen Geschichte als Wiederhersteller des förmlichen Jehovahdienstes in Jerusalem nach dem Exil, war der Sohn des Hohenpriesters Serajah und blühte um die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Während dem Exil wohnte er zu Babylon, wo er wegen seines ehrwürdigen Geschlechtes und seiner erhabenen Eigenschaften beim Könige Artaxerres Langhand in großem Ansehen stand. Dieser Monarch sandte ihn um 456 v. Chr. mit reichen Geschenken zum Tempelbau nach Jerusalem,

Digitized by Google

nd gab den Schatzmeistern der umliegenden Provinzen den Befehl, alles
öthige zum öffentlichen Gottesdienste ihm zu verabreichen und die Prie-
er von allen öffentlichen Abgaben zu befreien. Außerdem gab der Kö-
ig ihm noch ausgedehnte Vollmacht, den jüdischen Staat und die Kirche
u ordnen, Vorsteher und Richter anzustellen — Alles nach der Weisheit
eines Gottes. Angekommen mit einer großen Schar seiner Nation zu
erusalem, zeigte er sich rastlos thätig in Ausrottung verschiedener einge-
chlichenen Mißbräuche und Herstellung der gesetzlichen Ordnung, und
ach der feierlichen Einweihung der Stadt las er dem versammelten
Volke die heilige Gesetzurkunde vor. — Esrah soll mit Zuziehung des
Hohenpriesters Jojakim, des Raths der Aeltesten und der Schriftgelehrten
en Kanon der heil. Schrift bestimmt und geordnet haben. Unstreitig
st er der Verfasser des ersten Buchs, welches seinen Namen führt. Das
weite hat Nehemiah zum Verfasser, sie werden allgemein als kanonisch
erehrt, die beiden andern sind apokryphisch. Einige halten noch Esrah
ür den Stifter der Gesellschaft der Masorethen, die Ausleger des heili-
en Textes waren und sich bis ins 11. Jahrh. erhalten haben.

Eß (Karl van), geb. 1770 zu Warburg im Bisthum Paderborn,
am 1788 als Klostergeistlicher in die Benediktinerabtei Huysburg bei
Halberstadt, wo er später Lector und Prior, bei der Aufhebung der
Abtei aber 1804 Pfarrer zu Huysburg wurde. 1811 ernannte ihn der
Fürstbischof von Paderborn zum bischöfl. Commissair mit der Vollmacht
eines Generalvicars im Saale- und Elbedepart. In diesem Posten be-
wies er viel Anhänglichkeit an den römischen Stuhl. An der Uebersez-
ung der heil. Schriften des N. Test. (Sulzbach, bei Seidel), die unter
seinem und seines Bruders (Leander van Eß, geb. 1772, war Benedikti-
ner zu Marienmünster, dann kathol. Pfarrer zu Marburg, jetzt in Darm-
stadt privatisirend) Namen erschien, soll er den wenigsten Antheil gehabt
haben, und er sagte sich in der Folge davon los. Er schrieb 1810
eine „Geschichte der gewesenen Abtei Huysburg", und bei dem evangel.
Jubelfeste 1817 eine „Kurze Geschichte der Religion", welche von den
Domschülern zu Halberstadt zur Nachfeier des Reformationsfestes öffent-
lich verbrannt und von einigen Gelehrten daselbst einer Widerlegung
werth geachtet wurde. Er starb d. 22. Oct. 1824.

Eßbare Erde, weiche Erdmassen, welche nach Larmann, Pallas
und von Humboldt, mehre wilde Völkerstämme in bedeutender Menge
verzehren; gewöhnlich fein zertheilte thon- und kieselhaltige Erden, die
indessen wohl die Verdauungswerkzeuge mehr füllen und dadurch den
Hunger stillen, als wirklich nähren.

Eßling, Herrschaft und Dorf im Kreise unter dem Manhartsberge,
des Landes unter der Ens, im Erzherzogthum Oestreich, links an der
Donau. Schlacht am 21. und 22. Mai 1809 (s. Aspern). Von ihm
hatte Marschall Massena den Titel eines Fürsten von Eßling.

Eßlingen, Stadt und Sitz eines Oberamtes (von $4\frac{1}{2}$ QM. und
22.600 Ew.) im würtemberg. Neckarkreise, am Neckar, über den 2 stei-
nerne Brücken führen, mit Mauern, Thürmen und Zwingern umgeben,
4 Thoren, 5 Vorstädten, einer alten Burg, 1000 meistens hölzernen
Häusern, 5400 Ew., 5 Kirchen, worunter die Dionys- und Frauen-
kirche merkwürdig sind, Waisenhaus, Pädagogium, Haupt-Schullehrer-
Seminar, reichem Spital, Stift zur Bildung junger Leute in der Musik
ꝛc.; Wein-, Getreide-, Obst- und Gemüsebau, Lein- und Wollenweberei,

Digitized by Google

Handel. Die Stadt war sonst eine freie Reichsstadt und hatte eine mehr aristokratische als demokratische Verfassung. Das Gebiet enthielt auf 1½ QM. außer der Stadt, 15 Dörfer und 2 Höfe mit 3550 Ew. Die Stadt wurde mit dem Gebiete 1802 zu den Entschädigungen Würtembergs gezogen.

Essäer oder Essener, eine der ehemaligen drei jüdischen Hauptsecten, welche die der Pharisäer noch an Strenge und Enthaltsamkeit übertraf. Sie glaubten an ein künftiges Leben, leugneten aber die Auferstehung von den Todten. Sie heiratheten nie, erzogen aber fremde Kinder in den Grundsätzen ihrer Schule. Sie verachteten den Reichthum und besaßen Alles gemeinschaftlich. Die Strengsten unter ihnen schmachteten in ägyptischen Wüsten und führten hier unter mancherlei Uebungen und Kasteiungen ein stilles, beschauliches Leben. Sie verbreiteten sich allmählig über ganz Aegypten, Syrien und Palästina. Viele Aehnlichkeit mit ihnen hatten die Therapeuten, auch in Aegypten. S. Bellermann's „Geschichtl. Nachrichten aus dem Alterthum über die Essäer und Therapeuten" (Berl. 1821).

Esse (lat.), das Seyn, das Wesen, der Zustand; daher in seiner Esse seyn, sich in einem wohlbehaglichen Zustand befinden, wenn diese Redensart nicht aus à son aise verderbt ist.

Essek (Eszek, Osziek), feste Hauptstadt des Königreichs Slawonien und der Gespannschaft Verovitz, an der Drau, die nicht weit davon in die Donau fällt und über die eine hölzerne Brücke sowie ein 1777 vollendeter Damm über die Moräste nach Ungarn führt, in einer niedrigen, sumpfigen und ungesunden Gegend, mit 800 Häusern, 9400 meistens slawischen Bewohnern, 5 Thoren, 3 katholischen und einer griechischen Kirche, 2 katholischen Klöstern, einem Hospital. Die Stadt besteht aus 4 Theilen, der Festung, die allein nur gepflastert ist, 82 Bürgerhäuser, viele militairische Gebäude, z. B. das große Generalathaus (doch ist das Generalat der slawonischen Miliz nach Peterwardein verlegt worden) ꝛc. enthält; und 3 Vorstädten, die in einiger Entfernung von dem Glacis der Festung liegen, Obervaros mit 300 Häusern, vielen deutschen Bewohnern, dem Salzamt, Seidenfabrik und einem großen Kapuzinerkloster; Untervaros mit 400 Häusern und meist slawonischen Bewohnern; den Meierhöfen. Essek hat die Gerichtstafel für die 3 Gespannschaften Slawoniens, ein königl. Gymnasium, Hauptschule, Seidenweberei, starken Handel mit Getreide, Vieh, Häuten ꝛc. und 4 stark besuchte Jahrmärkte.

Essen (Diätet.), die Nahrungsstoffe mit den Händen dem Munde zuführen, im Gegensatz von Fressen bei Thieren, welche dieselbe mit nur wenigen Ausnahmen (Affen, Elephanten) unmittelbar mit dem Munde (Maule, Schnabel) fassen. Wie vielmal täglich zu essen der Gesundheit am zuträglichsten sey, hängt von Lebensart, Körperconstitution, Alter u. dgl. ab. In den mehrsten Fällen wird man sich am besten befinden, wenn man täglich nur eine Hauptmahlzeit hält, zu Mittag oder in einer frühern Abendstunde, aber, um dem Schwächezustand von Leerheit des Magens zu begegnen, dabei ein oder zwei Mal täglich eine leichtere Speise genießt. Ein Hauptpunkt, nicht bloß der Körper-, sondern auch der Seelendiätetik, ist es, nie bis zur völligen Sättigung, sondern nur zur Stillung des Naturbedürfnisses zu essen.

Essen, ummauerte Stadt an der Berne im Kreis Duisburg, Regierungs-Bezirk Düsseldorf, preußische Provinz Jülich-Kleve-Berg, sonst

Digitized by Google

er Sitz der Benedictiner-Frauenabtei und einer Commenthurei des deutschen Ordens, erhielt 1041 vom Kaiser Heinrich III. Marktgerechtigkeit. Hier wurden in früherer Zeit von den rhein. u. westfäl. Fürsten die Fürstentage und von den Bischöfen die Synoden gehalten. Die Stadt machte auf Reichsunmittelbarkeit Anspruch, ward aber zufolge eines Kammergerichtsurtheils 1670 der Hoheit der Aebtissin von Essen unterworfen, blieb jedoch von Huldigung und Steuern frei, durfte ihre eigenen Magistratspersonen wählen und stand unter dem Schutz des Königs von Preußen, als Herzog von Kleve. Essen ist der Sitz eines Bergamts, Land- und Stadtgerichts, hat 2 katholische und 2 evangelische Kirchen, Gymnasium, Kapuzinerkloster, Waisenhaus und Hospital. Unter den Kirchen ist der ehemalige Münster oder die Stiftskirche und die St.-Quirinskapelle, als die erste christliche Kirche in der Gegend, merkwürdig. In 816 Häusern wohnen ungefähr 5350 Menschen, wovon 2930 dem katholischen, 2200 dem evangelischen und 220 dem mosaischen Ritus folgen. Die Stadt hat Tuch- und Leinenmanufakturen, Wollenzeuchfärbereien, Vitriolsiederei, Gerbereien, Gewehr-, Eisen- und Stahlfabriken, in welchen letztern Dampfmaschinen, Apparate zur Gasbeleuchtung, Gußstahl ꝛc. fabrizirt werden. Ferner Ackerbau und Handel mit Colonial- und Materialwaaren, Wein, Wolle ꝛc., sieben Jahrmärkte, in der Nähe mehre Steinkohlengruben. — 2) Die gefürstete Abtei Essen ward 877 vom Bischof Alfred von Hildesheim und Grafen Luthard von Kleve gestiftet. Die Grafen von der Mark und seit 1495 die Herzoge von Kleve waren Schirmvögte der Abtei, wofür sie jährlich 600 alte goldne Schilde als Schutzgeld erhielten. Das Gebiet der Abtei umfaßte 2 QM. mit 14.000 Bewohnern und 50.000 Guld. Einkünften. Das Kapitel bestand aus 10 Prinzessinnen und Gräfinnen; die Aebtissin hatte als Reichsfürstin Sitz und Stimme auf der rheinischen Prälaten-Bank. In Folge des luneviller Friedens 1801 wurde das Stift säculariſirt und durch den Reichsdeputationshauptschluß vom 23. Februar 1803 als erbliche Besitzung an Preußen zur Entschädigung gegeben, 1807 von diesem an Frankreich abgetreten und sodann mit dem Großherzogthum Berg vereinigt. Durch die wiener Congreßacte erhielt Preußen das Ländchen zurück und nahm unter dem 5. April 1815 davon, als Grafschaft Essen, Besitz.

Essenz, im Allgemeinen das Wesen eines Dinges, bes. 1) (essentia, Pharm.), concentrirter, meist geistiger Auszug der wirksamen Theile eines oder mehrer, meist vegetabilischer Arzneikörper. 2) (Handelsw.), ein aus Pomeranzen-, Citronen- und Orangeschalen gepreßtes oder destillirtes Oel, welches vorzüglich in Frankreich bereitet wird. 3) (Weinh.), die beste Gattung des Tokaierweins.

Essequebo, 1) Fluß im brit. Guyana, der aus dem Innern herausströmt und eine 4 Meilen breite Mündung hat, aber wegen seines seichten Bettes und vieler Eilande, worunter Leguan, Walkenaam und Tiger in seiner Mündung belegen sind, gefährlich zu beschiffen ist; Ebbe und Fluth sind in demselben 20 Meilen aufwärts sichtbar. 2) Eine der Prov. des brit. Guyana, die sich längs dem gleichnamigen Flusse hinauf erstreckt und mit Demerary verbunden ist; höchst fruchtbar, immer mehr im Wohlstand wachsend, 1818 hatte sie bereits 1700 Weiße und 29.540 Neger, aber mit Demerary, wovon es der kleine Fluß Boravierri scheidet, einen gemeinschaftlichen Gouverneur. Die Colonie wurde

Digitized by Google

von den Engländern gegründet, 1667 an die Holländer abgetreten, von diesen 1743 als Colonie erneuert, 1781 von den Engländern erobert, aber zurückgegeben, und 1810 von neuem von denselben erobert und im pariser Frieden 1814 behalten.

Essex, Grafschaft in England, am deutschen Meere, hat 71 QM. und 236.000 Bewohner, ist eben, sandig, doch fruchtbar, wird durchflossen von der Themse, dem Stour, Lea u. s. w., hat gute Häfen und Busen; man treibt emsig Ackerbau (mit Gewinn von Weizen, Gerste und allerhand Gemüse, ferner Kardendisteln, Gewürzkräutern), Viehzucht (Butter und Rahm, Leckerei für die Londner), Fischerei (Austern an den Mündungen des Colne, Crouch, Blackwater), Baumwollenweberei; handelt mit diesen Erzeugnissen. Die Hauptstadt ist Colchester. — Essex oder Ostsex war eins der Reiche der Heptarchie in England. Es machte im Alterthume einen Theil von Kent aus und ward von einem edlen Sachsen, Ercenwin, man weiß nicht auf welche Veranlassung, in der Mitte des 6. Jahrh. gestiftet, erhob sich aber nie zu einem besondern Ansehen. Unter Ercenwins Nachfolgern bekannte sich Sabart zur christlichen Religion. Der letzte König war Suithred um 746, um welche Zeit es mit Westsex vereinigt wurde. — In den nordamerikanischen Unionsstaaten gibt es 4 Grafschaften dieses Namens, nämlich in Massachusetts, Neu-Jersey, Neu-York und Virginia.

Essex (Robert Devereux, Graf von), ein durch Gunst der großen Elisabeth von England und sein tragisches Ende berühmter Feldherr und Staatsmann, Sohn von Gautier Devereux, Grafen von Esser, und der Lettice Knelles, Verwandten Elisabeths, wurde den 10. Nov. 1567 zu Nethewood, einem väterlichen Schlosse in der Grafschaft Hereford geboren. Er zeigte in seiner frühesten Jugend so wenig geistige Anlagen, daß sein Vater alle Hoffnung aufgab, ihn je zum Staatsdienste heranbilden lassen zu können. In seinen letzten Augenblicken empfahl er ihn der Sorgfalt des Cecil, Lord von Burleigh. Im zwölften Jahre wurde Esser von Burleigh auf die Universität nach Cambridge geschickt, wo er sich durch Fleiß und leichte Fassungsgabe vor seinen Mitschülern in vorzüglichem Grade auszeichnete. Nach beendigten Studien zog er sich auf ein Landgut im walliser Lande zurück und lebte dort einige Zeit in großer Abgeschiedenheit. Siebzehn Jahre alt, erschien er zum ersten Male bei Hofe, wo sein glänzendes Aeußere sowohl als das Andenken an seinen verdienstvollen Vater ihm viele Freunde verschafften. Wahrscheinlich das Gerücht kennend, nach welchem Leicester an seines Vaters Tode Schuld sey, bezeigte er anfänglich großen Widerwillen, sich ihm zu nähern, wurde indeß zuletzt durch inständiges Bitten seiner Mutter und auf die wiederholte Einladung Leicesters dazu vermocht, daß er ihn 1585 nach Holland begleitete. Im folgenden Jahre erhielt er den Titel eines Cavalleriegenerals und legte bei der Schlacht von Zütphen den 22. Sept. 1586 große Beweise seiner Tapferkeit ab. Um ihn dafür zu belohnen, erhielt er vom Grafen Leicester den Ritterschlag. Bei seiner Rückkehr nach England schien die Königin mit seinen Diensten zufrieden und sehr geneigt ihn zu belohnen; denn als sie Leicester zum Range eines Großmeisters ihres Hauses erhoben hatte, bekam Esser die früher von Leicester innegehabte Stelle eines Großstallmeisters. Das Jahr 1587 war sehr glücklich für Esser, denn Elisabeth, welche bei Tilbury eine Armee versammelt hatte, um das von einem Einfalle der Spanier be-

Digitized by Google

drohte Königreich zu schützen, dessen Oberbefehl unter ihr Leicester führte, ernannte sie ihn zum General der Cavallerie. Seit diesem Augenblicke wurde er als Elisabeths Günstling betrachtet, umsomehr, da sie bald nachher ihn mit dem Orden des Hosenbandes schmückte. Es kann nicht auffallen, daß ein so rasches Steigen den Kopf eines jungen Mannes ein wenig verrückt habe, und daß Essex demzufolge, wie die Geschichtschreiber behaupten, mit einer außerordentlichen Hitze, die Gunst der Königin gegen den Charles Blount, nachmaligem Lord Montjoy, in Anspruch nahm. Diese Eifersucht verursachte ein Duell zwischen ihnen, in welchem Essex leicht am Knie verwundet wurde. Durch Elisabeths Vermittelung jedoch versöhnten sich die beiden Nebenbuhler und lebten in freundschaftlichen Verhältnissen. Im Anfange des Jahrs 1598 beging Essex einen wahrlich sonderbaren Schritt, indem er ganz gegen den Willen der Königin Theil an einem Feldzuge nahm, durch welchen John Norris und Francis Drake die Krone von Portugal wieder dem Don Antonio verschaffen wollten. Diese Unternehmung schien dem Essex zu ruhmvoll, um nicht diesem abenteuerlichen Zuge zu folgen; welches er auch ohne Einwilligung der Elisabeth that, die ihm deßhalb schriftlich Vorwürfe, aber ohne Bitterkeit machte. Bei seiner Rückkehr war Alles vergessen und die Königin überhäufte ihn mit Wohlthaten. Leicester war im vorigen Jahre gestorben; Essex, der ihm zum Theil seine Erhebung verdankte, zog sich jetzt durch manche Handlungen das Mißfallen Elisabeths zu, besonders als er eine heimliche Ehe mit der einzigen Tochter des Sir Francis Walsingham, Mutter von Sir Philipp Sidney, schloß. Immer zu Unternehmungen bereit, erhielt Essex 1591 durch die Königin den Oberbefehl eines Truppencorps, welches sie Heinrich IV. zu Hülfe schickte. Er zeichnete sich bei der Belagerung von Rouen aus; wegen der Operationen aber mit Heinrich uneins und vorausseh end, daß wenig Lorbeeren für ihn in diesem Kriege zu erringen seyen, schiffte er sich nach England ein, wo seine Gegenwart erforderlich war. Elisabeth war unzufrieden mit ihm, weil er aus eigenem Antriebe, um seinem Stolze zu schmeicheln, wie er aber sagte, um den Muth derselben anzufeuern, mehre Offiziere zu Rittern geschlagen hatte. Sie ernannte ihn jedoch 1593 zum Mitgliede des geheimen Raths. Diese Ehre vergrößerte die bereits bedeutende Zahl seiner Feinde noch mehr. Die Königin jedoch, ungeachtet aller gegen ihn geschmiedeten Kabalen, blieb ihm gewogen, und er war ihre Zuflucht bei dringender Gefahr. Als die Spanier im April 1596 Calais belagerten, zog sich bei Dover eine Armee zusammen, deren Oberbefehl Essex führte. Diese Unternehmung war zwecklos; um indessen den Muth der Truppen zu benutzen, wurden sie zur Belagerung von Cadix gebraucht, und Essex nebst dem Großadmiral Howard beförderten den Zug. Essex bewerkstelligte eine Landung, die Stadt wurde genommen und die Citadelle ging über. Er wollte diese Festung für England behaupten; das Kriegsgericht indeß nahm seinen Vorschlag nicht an. Am 10. August desselben Jahres lief er in Plymouth ein. Die Königin empfing ihn mit Lobeserhebung, und ungeachtet aller Zwistigkeiten, die durch den gebieterischen Ton des Essex herbeigeführt wurden, ward er 1597, um seine geleisteten Dienste zu belohnen, zum Großmeister der Artillerie befördert. Diese neue Gunstbezeugung genügte seinem Stolze und schien seinen Muth von Neuem zu entflammen. In Kenntniß gesetzt, daß die Spanier eine Unternehmung auf Irland be-

Digitized by Google

zweckten, bot er der Königin seine Dienste an und schwur, die spanische Flotte zu vernichten, oder sein Leben zu lassen. Er bekam den Oberbefehl, war aber kaum ausgelaufen, als ein heftiger Sturm ihn zur Rückkehren zwang, wodurch aus dem Feldzuge nichts wurde. Er begnügte sich den Spaniern eine der Azoren und drei aus der Havannah zurückkommende, reich beladene Schiffe zu nehmen. Essex fand bei seiner Rückkehr viele Stellen mit Leuten besetzt, die er nicht liebte; aufgebracht darüber, wollte er sich auf seine Güter zurückziehen, und Elisabeth wußte ihn nicht anders zu beruhigen, als indem sie ihm die Stelle eines Großmarschalls von England ertheilte. Als 1598 Burleigh starb, dem Essex, obgleich er eifersüchtig auf ihn war, stets mit der höchsten Achtung begegnete, indem er in ihm den Beschützer seiner Jugend nie verkannt, wurde er an dessen Stelle zum Kanzler der Universität Oxford ernannt und daselbst mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen. Dieses war der letzte Glückszufall seines Lebens. Sein Stolz, sowie die Zahl seiner Feinde nahm täglich zu, und er vergaß sich eines Tages, bei Gelegenheit eines Streits, über die Wahl einer nach Irland zu sendenden Person gegen die Königin so weit, daß er mit einer verächtlichen Miene ihr den Rücken drehte. Mit Recht über diese Anmaßung aufgebracht, gab sie ihm eine Ohrfeige, mit dem Bemerken: er könne sich hängen lassen. Essex legte die Hand an den Degen; der Großadmiral, welcher Zeuge dieses Auftritts war, sprang zwischen die Königin und ihn, der vor Zorn schäumend das Zimmer verließ. Der Großsiegelbewahrer forderte ihn auf, Elisabeth um Verzeihung zu bitten, wozu er sich aber nicht verstand. Später versöhnten sie sich indeß wieder, und am 12. März 1598 wurde er zum Vicekönig von Irland ernannt. Die ihm ertheilte Vollmacht war sehr ausgedehnt, und mit einem ansehnlichen Truppencorps reisete er ab. Er handelte dort ganz gegen den Willen der Königin und des geheimen Raths. Elisabeth, seinen Absichten nicht trauend, zog in England Truppen zusammen, deren Oberbefehl sie seinem ärgsten Feinde, dem Grafen von Nottingham, ertheilte. Essex, beunruhigt über diese Maßregeln und sich schmeichelnd, daß seine Gegenwart allein hinreichend seyn werde, den Zorn der Königin zu beschwichtigen, verließ ihrem ausdrücklichen Befehle zuwider Irland und kam vor Elisabeth. Sie gab ihm Hausarrest und zog ihn seines Betragens wegen in Untersuchung. Der Kummer hierüber verursachte bei ihm eine Krankheit, von der er jedoch durch das gütige Benehmen der Königin bald wieder hergestellt wurde. Er hielt sich eine Zeitlang ruhig und spielte sogar den Frömmler; sein Stolz indeß, sowie die bösen Rathschläge seiner Vertrauten, verleiteten ihn neuerdings, sein Mißvergnügen in wenig gemäßigten Ausdrücken zu äußern. Nach Maßgabe, wie sein Ansehen bei Hofe sank, gewann er dafür die Volksgunst und machte sich hauptsächlich die Puritaner zu Freunden. Mit Jakob, König von Schottland, dem vermeintlichen Erben der Krone Elisabeths, trat er in eine geheime Unterhandlung und leitete eine Verschwörung ein, wornach er am 7. Febr. 1601 seine Anhänger aufforderte, sich mit ihm in den Pallast der Königin zu drängen und sie zu zwingen, ein neues Parlament zu berufen und ein anderes Ministerium zu wählen. Der Anschlag vereitelte sich indeß, und er wurde auf Befehl der Königin gefangen genommen. Er sowohl, wie Southampton, wurde vor eine Jury, aus 25 Pairs bestehend, gestellt. Sein Urtheil war vorauszusehen, da Alles gegen ihn

Digitized by Google

prach, so sehr er sich auch bemühen mochte, seine Unschuld sowohl wie eine guten Absichten ins Licht stellen zu wollen. Nach der größten Unschlüssigkeit und im stärksten Kampfe mit ihrer zärtlichen Neigung für hn, unterzeichnete endlich Elisabeth sein Todesurtheil, nicht ohne vorher erwartet zu haben, daß er ihre Gnade in Anspruch nehmen würde. Seine Feinde waren indeß auch nicht müßig gewesen und hatten der Königin die Versicherung gegeben, er wünsche den Tod, verschmähe ihre Gnade, und sie werde, so lange er lebe, nie einen Augenblick sicher vor hm seyn. Man will behaupten, daß die Königin hauptsächlich deßhalb ndlich bewogen wurde, sein Urtheil zu bestätigen, weil sie hoffte, er verde ihr einen Ring, den sie ihm einst in einer vertraulichen Stunde mit der Versicherung gegeben hatte, daß unter allen Umständen sie ihm ei Zurücksendung desselben jedes begangene Unrecht verzeihen würde, vorzeigen lassen, was aber durch heimliche Ränke gegen Essex unterlieb. (S. Elisabeth, Königin von England.) Esser bestieg, nachem er vorher viel Reue und Frömmigkeit bewiesen hatte, am 25. Febr. 1601 im 34. Jahre seines Alters das Schaffott. Seinem Wunsche gemäß wurde er im Tower enthauptet. Er war tapfer, beredt, geistreich, gewandt, edelmüthig und sehr offen, dabei aber auch unbesonnen und von äußerst heftiger Gemüthsart. Sein Verhältniß zur Königin, die in ihrem hohen Alter sich noch so verliebt zeigte, daß sie ihm nicht selten lächerlich erschien, machte ihn so vermessen, daß er sich zuweilen Spötteien gegen sie erlaubte, die zuletzt ihr Herz einigermaßen von ihm abwandten. Manche haben das ganz vertraute Verhältniß des Geliebten ur Liebenden zwischen ihm und ihr bezweifeln wollen. Lord Oxford hat es bestimmt für Liebe erklärt. Henry Jones und Banks haben dieß Verhältniß zum Gegenstande der Tragödie gemacht.

Essig (acetum) ist das Produkt, welches durch die saure Gährung aus vegetabilischen Stoffen erhalten wird. Seine Güte hängt von dem größt-möglichsten Antheil reiner, nicht mit fremdartigen Theilen vermischter Essigsäure ab. So ausgebreitet sich nun die zur Essigerzeugung erforderlichen Stoffe in der Natur vorfinden, so mancherlei sind die erhaltenen Produkte, obgleich die reine Essigsäure sich immer gleich bleibt und die Verschiedenheit der Essige bloß von beigemischten Stoffen, als Extractiv, unzersetzten Zuckerstoff, Schleim, Kleber, Weinstein, den mehr oder weniger färbenden Theilen u. m. a. abhängt. Viele Substanzen gehen erst in die Wein- und dann in die Essiggährung über, andere hingegen fangen gleich mit der letztern an, wie es beim Satzmehl, der Gallerte, dem reinen Schleim, der thierischen Milch u. a. der Fall ist. Im Allgemeinen liefert eine langsame Gährung haltbarern Essig, als die zu rasche; ferner ist der Zutritt der Luft, welchen man bei der geistigen oder Weingährung zu vermeiden sucht, hier durchaus erforderlich. Unter den mancherlei Arten von Essigen, als dem Eideressig, Apfel- oder Birnessig, dem aus Honig bereiteten, dem aus abgekochtem Malz unter dem Namen Fruchtessig, dem aus Bier, aus der Milch oder den Molken, Milchessig, sowie aus einer Vermischung von Weinstein, Zucker, Branntwein und Wasser, als auch der von Läuterwasser unter dem Namen Branntweinessig erzeugte, steht der reine Weinessig oben an. Ein guter Essig muß von reinem Geschmack, starker Säure seyn, sodaß 1 Quentchen gereinigte Pottasche erforderlich ist, 2 doch zu sättigen; er darf keinen brennenden Geschmack nach Bertram-

Digitized by Google

wurzel, Kellerholz, spanischem Pfeffer u. dgl. haben, muß sich gut halten, nicht kahmig werden und von Mineralsäure, als der Schwefelsäure (Vitriolsäure), ganz frei seyn. Der Geruch sey lieblich, nicht dumpfig. Unter den Weinessigen ist der französische der beste; er wird über Bordeaux, aus Anjou, aus Bretagne über Nantes ꝛc. bezogen; den in der Gegend von Orleans hält man für den vorzüglichsten. Außerdem liefern die Rheingegenden einen guten starken Weinessig; vom Elsaß, ebenfalls Frankreich, den mehrsten in Oxhoften, à 65 hamburger Stübchen, oder in Tierçons; außer den französischen Weinessigen ist der ungarische der geschätzteste. Unter die zusammengesetzten Essige gehören die medicinischen, die Tafel- oder Tisch- und die Toiletten- und Parfümerieessige, welche durch kalte oder heiße Aufgüsse über starkschmeckende, oder wohlriechende vegetabilische Substanzen gewonnen werden, oder mit Vermischung der frisch ausgepreßten Säfte einiger Früchte mit gutem starkem französischem Weinessig sind, als der Himbeer-, Quitten-, Erdbeer-, Kirschessig u. m. a. Mehre französische Orte liefern die Tisch- und Parfümessige aller Art in bester Güte, besonders Paris, Dijon, Chalons u. e. a. Der Essig ist seit den ältesten Zeiten bekannt, schon 4 Mos. 6, 3. u. Ruth 2, 14. erwähnen seiner. Vor Erfindung des Pulvers bediente man sich seiner auch zum Sprengen der Felsmassen und bei Belagerungen, wie schon Plinius erwähnt. Das letzte Beispiel dieser Art kam bei dem Feldzuge Franz von Lothringens in Italien 1537 vor. (S. „Vollständige Unterweisung zur Essigsiederei", Frankfurt am Main 1812.)

Essigäther, Essignaphtha (aether aceticus), farblose, durchsichtige, höchst dünnflüssige, sehr flüchtige, leicht entzündliche, angenehm, eigenthümlich durchdringend, den borsdorfer Aepfeln ähnlich riechende, geistige Flüssigkeit von 0,82—0,84 specifischem Gewicht, zu den flüchtig reizenden, belebenden, nervenstärkenden Heilmitteln gehörig. Bereitung: 16 Th. trocknes essigsaures Blei, mit 9 Th. Alkohol und 6 Th. concentrirter Schwefelsäure übergossen, werden der Destillation aus einem mit Helm versehenen Kolben unterworfen, der erhaltene Aether wird mit Kali geschüttelt und rectificirt; besteht aus Kohlen-, Wasser- und Sauerstoff. Der Erfinder derselben war der Graf Lauraganis im J. 1759.

Estaing (Estain), Name einer Stadt im franz. Depart. Aveyron, Bezirk Espalion, hat eine Bevölkerung von 1400 Seelen, einiges Gewerbe und war sonst der Titel einer Grafschaft. Die Beherrscher derselben konnten das Wappen von Frankreich führen und ihre Diener in der königliche Livree kleiden, wahrscheinlich, weil ein Graf von Estaing 1214 den König Philipp August von Frankreich im Treffen bei Bovines unter Kaiser Otto IV. aus der Gefahr rettete und ihm wieder aufhalf, da ihn die Feinde schon vom Pferde gerissen hatten. — Ferner heißt so eine Stadt im franz. Depart. Maas, Bezirk Verdun, welche an der Orne liegt, über 2300 Bewohner zählt und sich von Wollzeug-, Hut-, Lederfabriken, Woll- und Baumwollspinnen ꝛc. nährt.

Estaires, eine an der Lys liegende Stadt von 2340 Bewohnern, im Bezirk Hagebruck des franz. Depart. Nord, unterhält Leinen- und Spitzenweben, Tabacksfabriken, Salzraffinerie u. s. w.

Estanges (Etanges), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks (17 QM. mit 46 500 Bewohnern) des franz. Depart. Seine und Oise, liegt am Flüßchen Etanges, hat 8000 Bewohner in 980 Häusern; hat

Digitized by Google

ert mit Wolle, Getreide, gewirkten Strümpfen ꝛc. Hier sind verschiedene Concilien gehalten worden, als: 1048, 1092, 1112 und 1130.

Etaples (Etaples), eine von 2000 Menschen bewohnte Stadt im Bezirk Montreuil des franz. Depart. Pas de Calais, liegt an der Mündung der Canche in den Canal, hat einen Seehafen, Handel, Seesalzbereitung und Heringsfischerei.

Este (sonst Ateste), Stadt in der östreich. Delegation Padua, im Gubernium Venedig, am Bachiglione und Canal Monfelice, bevölkert von 7580 Seelen, unterhält Seidenbau, Seidenspinnerei und Hutfabrik, treibt auch einigen Handel. Stammhaus des Hauses Este und mit diesem der Herzoge von Braunschweig und der Könige von Großbritannien. In der Nähe des euganeischen Gebirges zwei Wetzsteinbrüche. Noch heißt so ein Flecken bei Como, ein Flüßchen im Lüneburgischen und eine Grafschaft im Staat Kentucky der nordamerikanischen Union.

Este, eines der ältesten und berühmtesten Fürstenhäuser Italiens, wird von Muratori bis zu Bonifacius I., Grafen von Lucca und Herzog zu Toscana, zurückgeführt, der unter den Carolingern um 811 die genannten Staaten beherrschte. Seinen Nachkommen nahmen Hugo und Lothar, Könige von Italien, diese Lehen; allein Oberto I. erhielt sie unter Berengar II. und dem deutschen Kaiser Otto I. großentheils wieder und ward bei Letzterem Comes sacri palatii. Sein jüngster Sohn, Oberto II., ist der Stammvater des spätern Hauses Este. Seine Nachkommen erhielten vom Kaiser Este, Rovigo, Casal maggiore, Pontremoli und Obertenga zu Lehn, und Welf IV. wurde 1071 mit dem Herzogthum Baiern belehnt. Von diesem stammt das Haus Braunschweig ab, von jenem die spätern Herzoge von Modena und Ferrara. — Die merkwürdigsten Personen des Hauses Este in Italien sind: 1) Nicolaus II., welcher, nachdem seine Voreltern sich in den bürgerlichen Kriegen Italiens durch Waffenthaten an der Spitze der Guelfen ausgezeichnet hatten, durch Verlegung der Residenz nach Ferrara den Grund zum Aufblühen der Wissenschaften daselbst und zur Berühmtheit seines Hauses legte. Er st. 1388, ohne Kinder zu hinterlassen, weßhalb ihm sein Bruder Albert folgte, der bis 1393 herrschte. — 2) Nicolaus III., Markgraf von Este, Herr von Parma, Modena, Ferrara und Reggio, Albert's Sohn und Nachfolger, besiegte die Feinde, stellte 1402 die von seinem Vater gestiftete Universität zu Ferrara her, die während seiner Minderjährigkeit eingegangen war, und stiftete eine andre zu Parma. Durch Belohnungen zog er die ausgezeichnetsten Männer der Zeit an seinen Hof, u. A. Guarini von Verona, den Ahnherrn des bekannten Dichters, und Joh. Aurispa. Er st. 1441. — 3) Lionel, dem Vorigen, seinem Vater, auf den Thron folgend. Seine Regierung glänzt weder durch Eroberungen noch andre politische Ereignisse; aber kein Fürst des Hauses Este wurde wegen der Liebenswürdigkeit des Charakters, Anmuth des Geistes und Feinheit der Sitten von seinen Zeitgenossen mehr geschätzt als Lionel. Er beförderte Handel und Gewerbe Künste und Wissenschaften auf alle Weise, ja er selbst gab ein Muster von Beredtsamkeit in der latein. und ital. Sprache ab. Mit allen großen Männern Italiens stand er in Briefwechsel und trug mehr als irgend ein Fürst seiner Zeit zur Beförderung der alten Literatur bei. Er st. 1450. — 4) Bosio, sein Bruder und Nachfolger, unter dessen Scepter ebenfalls Handel, Ackerbau, Gewerbe und alle Künste des Frie-

Digitized by Google

dens blühten. Er erhielt 1452 vom Kaiser Friedrich III. den Titel eines Herzogs von Modena und Reggio und 1471 vom Papst Paul II. die Herzogswürde für Ferrara, welches er als päpstliches Lehn besaß. Er st. 1471. — 5) Hercules I., Niçolaus III. rechtmäßiger Sohn (beide Vorige hatte er außer der Ehe gezeugt), kam nun zur Herrschaft über Ferrara und Modena. Unruhen, die sein Brudessohn, Nicolaus, anstiftete, und ein unglücklicher Krieg gegen Venedig machten ihm viel zu schaffen. Nach einem ungünstigen Friedensschlusse (1484) blühten dennoch die Künste und Wissenschaften auch unter ihm aufs Herrlichste, ungeachtet der großen Umwälzungen, welche das übrige Italien erlitt. Bojardo (s. d.) war sein Freund und Minister, der junge Ariosto freute sich ebenfalls der herzogl. Gunst. Er st. 1505. — 6) Alfons I., des Vorigen Sohn, heirathete in zweiter Ehe Lucretia Borgia (Tochter des Papstes Alexander VI.), die durch Geist und Liebe zu den Wissenschaften ihr früheres, nicht sehr erbauliches Leben einigermaßen vergessen machte. Im Dienste seines Bruders, des Cardinals Hippolyt, stand Ariosto (s. d.), der große Dichter. Dieser Kirchenfürst ließ seinen natürlichen Bruder Julius, dessen Nebenbuhler in der Liebe er war, die Augen ausstechen, weil die von Beiden verehrte Dame die Augen einst schön genannt hatte. Alfons ließ diese Grausamkeit, über welche ganz Ferrara empört war, ungeahndet, aber Ferdinand, sein andrer Bruder, und der gemißhandelte Julius zettelten eine Verschwörung an, um ihn zu entthronen und sich desto sicherer an Hippolyt zu rächen. Sie wurde entdeckt, und beide Brüder, über deren Haupte schon das Beil des Henkers schwebte, mußten ihr Leben im Kerker beschließen. 1509 der Ligue von Cambrai beitretend, hatte Alfons Gelegenheit, seine Feldherrntalente zu entwickeln. Er vernichtete eine den Po hinaufgefahrene venetianische Flotte durch seine an beiden Ufern errichtete Batterien. Seine Weigerung, zugleich mit dem Papst Julius II. die Ligue zu verlassen, zog ihm den Kirchenbann sowie den Verlust der Städte Modena und Reggio zu. Er kämpfte nun mit seiner Schar in den Reihen der Franzosen und trug zu ihrem Siege bei Ravenna (1512) bei. Bald aber mußten die Franzosen Italien räumen, und Alfons stand verlassen und von allen Seiten bedroht. Unter Papst Leo X. dauerte das feindliche Verhältniß fort. Erst Hadrian VI. hob den Kirchenbann auf, und durch Kaiser Karl V. erhielt (nach Roms Eroberung 1527) Alfons seine frühern Besitzungen wieder, sowie auch die Bestätigung der Hoheitsrechte seines Hauses. Unter den Fürsten seiner Zeit ist keiner von so großen Dichtern gefeiert worden als Alfons, namentlich von Ariosto. Er st. 1534. — 7) Hercules II., sein Sohn und Nachfolger, zeigte die größte Anhänglichkeit an Karl V. und wußte sich auch durch eine Vermählung mit der Tochter Ludwigs XII. den Schutz Frankreichs zu sichern. Sein Bruder, der Cardinal Hippolyt der Jüngere, welcher die prächtige Villa d'Este in Tivoli erbaute, war der edelmüthigste Beschützer der Wissenschaften, den das Jahrhundert erzeugte. Hercules II. st. 1559. — 8) Alfons II., des Vorigen Sohn, st. 1597, hatte mit seinen Vorfahren sowohl den Sinn für Künste und Wissenschaften als den Hang zu prunkenden Festen gemein. Seine Bemühungen, sich die Krone von Polen zu erwerben, erschöpften seine Finanzen, weßhalb die Unterthanen gedrückt wurden. Tasso's (vgl. d.) 7jährige Gefangenschaft ist ein ewiger Flecken in seiner Regierung. Obgleich 3 Mal verheirathet, blieb er kinderlos;

Digitized by Google

eßhalb erwählte er zum Nachfolger — 9) Cäsar I., natürlichen Sohn eines Onkels, Alfons von Este, Markgrafen von Montecchio. Als dieser zur Regierung kam, erklärte Papst Clemens VIII. seine Erwählung für unrechtmäßig, und alle geistliche Lehen des Hauses Este für ein der Kirche wieder zuständiges Eigenthum. Cäsar trat nun Ferrara nebst den andern geistlichen Lehen an die apostol. Kammer ab. Glücklicherweise machte ihm der Kaiser das Erbfolgerecht in den Reichslehen nicht streitig; er behielt Modena und Reggio. Sein Tod erfolgte 1628. — 10) Alfons III., Sohn und Nachfolger des Vorigen, regierte anfangs mit eisernem Scepter, stiftete aber seit dem Tode seiner Gemahlin, Isabella von Savoyen, manches Nützliche, dankte 1629 ab und ging in ein tirolisches Capuzinerkloster, wo er 1644 starb. — 11) Sein Sohn und Thronfolger, Franz I., kaufte von Spanien das Fürstenthum Correggio und st. 1658. Seit dem Verluste Ferraras glänzte das Haus Este nur noch im Schimmer des alten Ruhmes. — 12) Alfons IV. war, wie sein Vater, Heerführer der Franzosen in Italien, schloß aber einen Separatfrieden mit Spanien und st. 1662. — 13) Franz II. regierte unter Vormundschaft seiner Mutter, Laura Martinozzi, Nichte des Cardinals Mazarino, überließ nach ihrem Tode die Regierung seinem natürlichen Bruder Cäsar und st. kinderlos 1694. — 14) Rinaldo, Sohn Franz I., ward mit dem Cardinalspurpur geschmückt, vertauschte aber nach des Vorigen Tod diese Würde mit dem Throne, heirathete Charlotte Felicitas von Braunschweig, Tochter des Herzogs von Hanover, und vereinte so die seit 1070 getrennten Zweige des Hauses Este. Seine Anhänglichkeit an das Haus Oestreich im span. Erbfolgekriege zwang ihn mehrmals seine Staaten zu meiden. Er st. 1737. Ihm folgte sein Sohn — 15) Franz III., welcher im fortgesetzten Kriege auf Frankreichs Seite trat, sich einige Verdienste um die Wissenschaften erwarb (Muratori und Tiraboschi waren seine Unterthanen und bezogen Jahrgehalte von ihm) und 1780 starb. — 16) Hercules III., Herzog von Modena, Reggio und Mirandola, zeichnete sich durch Geiz aus, weßhalb er die Liebe seines Volkes verlor. Vor den Franzosen mit seinen bedeutenden Schätzen 1796 nach Venedig flüchtend, verlor er durch den Vertrag von Campo Formio (17. Oct. 1797) seine Staaten, und mit seinem 1798 zu Triest erfolgten Tode erlosch der Mannsstamm des Hauses Este. Seine einzige Tochter, Maria Beatrix, war mit Erzherzog Ferdinand von Oestreich vermählt (eine Frucht dieser Ehe war die verstorbene Kaiserin von Oestreich), und der Erzherzog Ferdinand erhielt anfangs zur Entschädigung für Modena den Breisgau, st. 1816. Sein Sohn, Franz IV., ist Stifter des neuen Hauses Oestreich-Este und Herzog von Modena, das er 1814, nach Aufhebung des Königreichs Italien, erhielt. (S. Modena.)

Esterhas, Esterhaz, prächtiges Lustschloß mit einem schönen Garten, Bibliothek von 22.000 Bänden, Gemälde- und Kupferstichsammlung, Theater ꝛc., in der ödenburger Gespannschaft in Ungarn, unweit Eisenstadt und dem Neusiedler-See, dem Fürsten von Esterhazy gehörig.

Esterhazy von Galantha, eines der ältesten und mächtigsten Geschlechter Ungarns, welches seinen Ursprung bis ins 10. Jahrh. zurückleitet, wo Esteras (Estoraz, Ostoras), ein vorgeblicher Abkömmling Attila's, nachdem er um 969 in der Taufe den Namen Paul an-

Digitized by Google

genommen, als Stammvater dieser Familie genannt wird. 1421 erhielt Nikolaus von Esterhazy die Herrschaft Galantha im preßburger Comitat, woher der Beiname. 1626 erhielt eine Linie (der 3. und jüngste Zweig derselben), 1683 die 2 übrigen die gräfliche Würde. 1687 wurde die erstere in Hinsicht der Primogenitur und 1788 die ganze Familie in den Reichsfürstenstand erhoben. 1804 wurde der Fürst durch Erwerbung der sonst den Fürsten von Ligne gehörigen Grafschaft Edelstetten Reichsstand; jetzt ist diese Grafschaft mediatisirt und unter baierischer Hoheit. Die Einkünfte der Fürsten Esterhazy, welche auch Erbkämmerer des ödenburger Comitats sind, betragen 1.800.000 Fl. Standesherr: Fürst Nikolaus, geb. am 12. Dec. 1765, Magnat von Ungarn, östreichischer Feldmarschall; ward oft als Gesandter gebraucht, brachte, als 1797 die Franzosen die Erbstaaten des Kaisers bedrohten, eine allgemeine Bewaffnung seiner Unterthanen zu Stande, und erließ Denen, die unter den Fahnen blieben, alle rückständigen Steuern. Sein Sohn, Paul Anton, Erbprinz, geb. am 11. März 1786, ward 1810 vom Kaiser Franz II. dem französischen Marschall Berthier entgegengeschickt, als derselbe im Namen des Kaisers Napoleon um die Hand der Erzherzogin Marie Louise warb, war später östreichischer Gesandter im Haag, 1815 zu Rom, dann Botschafter zu London. Er ist seit dem 18. Juni 1812 mit der Prinzessin von Thurn und Taxis, Marie Therese, vermählt. Von berühmten Männern dieses Geschlechts nennen wir noch: Esterhazy von Galantha (Paul IV.), Vicekönig von Ungarn, geb. 1635, gab viele Beweise seines Muths und seiner treuen Anhänglichkeit an das Haus Oestreich, trug zur Befreiung Wiens 1683 bei, führte zur Belagerung von Ofen Truppen, die er auf seine Kosten geworben, war ein Beförderer der Wissenschaften und starb 1713. Sein Enkel, Nikolaus Joseph, Fürst von Esterhazy, geb. 1714, war Geheimrath und Generalfeldmarschall, ein aufgeklärter Beschützer der Wissenschaften, wurde mit mehren wichtigen Sendungen beauftragt und starb 1790.

Est, est, est, ein angenehmer Muscatellerwein von Monte Fiascone, benannt nach einer unter Weintrinkern bekannten Anekdote. Ein italienischer (n. A. ein deutscher) Edelmann beauftragte seinen Diener, auf der Reise vor ihm her zu gehen und an jedes Wirthshaus, worin guter Wein zu haben sey, anzuschreiben: „Est“; in Monte Fiascone, wo er den besten fand, schrieb er an: „Est, est, est“. Sein Herr blieb dort, trank sich todt und erhielt von dem Diener die Grabschrift: „Est, est, est, propter nimium est dominus meus mortuus est“.

Esther war vom Stamme Benjamin, eine Tochter des Abihail und Gemahlin des Königs Ahasverus, rettete durch ihren Einfluß das jüdische Volk, das dem Hasse des Haman geopfert werden sollte. — 2) Eine schöne Jüdin des 13. Jahrh., Geliebte Casimirs III. von Polen, der um ihretwillen den Juden große Vorrechte in Polen und Litthauen einräumte.

Esthland, Ehstland, auf Esthisch Wiroma (Grenzland), Gouvernement im europäischen Rußland, am finnischen Meerbusen; hat 324 QM., wovon 18½ Inseln sind; ist flach am Ufer, sandig und steinig, im Ganzen nicht sehr fruchtbar, hat Moorgegenden, wenig große Gewässer, viel Bäche, den Peipussee und viele Teiche und Busen. Die Bew. (Esthen, gegen 400.000, meist lutherischer Confession) gehören zu den Finnen, reden eigene Sprache, Esthnische Sprache („Sprach

Digitized by Google

bre", von A. W. Hupel, Riga und Leipzig 1780), sind sehr abergläu-
isch, bei guter Behandlung leicht zu lenken, sonst halsstarrig; waren
is vor einigen Jahren Leibeigene; sind sonst in geistiger Bildung sehr
ernachlässigt. Ihre Kleidung ist im Sommer das bloße gegürtete
emde; im Winter tragen Männer und Frauen braune oder schwärz-
che wollene Röcke ohne Futter. Die Schuhe bestehen aus einem Stück
ungegerbter Haut. Doch putzen sie den Kopf mit silbernen oder kupfer-
en Schnallen, Geldstücken ꝛc. Menschen und Vieh bewohnen dasselbe
Zimmer. Sie sind hart, vertragen Hitze und Kälte, lieben die Badstu-
en, Taback und starke Getränke. Der Ackerbau (vorzüglich Flachs-
nd Hanfbau), weniger Obstbau, ist vorzüglich, die Waldungen beträchtl-
ich, die Viehzucht groß; von Wild gibt es Wölfe, Bären, Füchse,
uch bisweilen Elenthiere. Das Gouvernement zerfällt in 4 Kreise;
as Wappen besteht aus 3 liegenden hellblauen Löwen in goldenem
Felde. Hauptstadt ist Reval. — Die Einw. kommen zuerst als Istävo-
nes bei Tacitus vor, wo sie näher an der Weichsel wohnten. Wie die
übrigen Ostseebewohner, lebten sie lange im Heidenthume, und erst 1158
amen bremische Kaufleute durch Sturm verschlagen nach Esthland, und
1190 predigte ein Mönch, Meinyard von Segeberg, das Evangelium in
wortiger Gegend. Später theilte Estland das Schicksal von Liefland
(s. d.), kam, wie dieses, im 13. Jahrh. unter die Herrschaft des deut-
schen Ordens, unter der es lange blieb, war der Tummelplatz der dä-
nischen, polnischen, schwedischen und russischen Waffen, bis es 1561 sich
freiwillig Schweden unterwarf und auch 1583 und im olivaer Frieden
1660 demselben verblieb. 1710 eroberten es die Russen und behielten
es 1721 im nystädter Frieden.

Estomihi, der letzte Sonntag vor den Fasten, benannt nach dem
aus Ps. 31, 3. genommenen Anfange der Messe.

Estrées (Gabriele d'), Herzogin von Beaufort, die Geliebte Hein-
richs IV. von Frankreich, geb. um 1571, war die Tochter Antoine
d'Estrées, eines Abkömmlings aus einem der ältesten adeligen Häuser
in der Picardie, der eine Zeit lang die Stelle eines Grand-maitre de
l'artillerie bekleidete und sich in der Vertheidigung von Noyon gegen
den Herzog von Mayenne auszeichnete, weßhalb ihn Heinrich IV. mit
dem Gouvernement der Provinz Isle-de-France belohnte. Der Zufall
führte Heinrich IV. am Ende Jahres 1590 nach dem Schlosse Coenu-
bres, um dort der Ruhe zu pflegen, als er hier von Gabriele mit den
Gefühlen, welche die Gegenwart eines Helden ihr einflößten, empfan-
gen wurde. Heinrich konnte solchen anmuthsvollen Reizen, welche sich
ihm in Gabrielen darstellten, nicht widerstehen, noch sich selbst den tiefen
Eindruck, den sie auf sein Herz gemacht, ganz verbergen. Doch vermied
er Alles sorgsam, was seine Leidenschaft hätte verrathen können, indem
ihn der Ruf der Ehre bald wieder aufs Feld der Thaten forderte. Aber
auch hier konnte er die Sehnsucht seines liebenden Herzens nach dem
Idol seiner Begeisterung nicht unterdrücken. Eines Tages verkleidete er
sich daher als Bauer und schlich sich, um die Gefeierte seines Herzens
sehen zu können, mit Lebensgefahr durch die feindlichen Wachen hin-
durch. Gabriele aber, welche ihr Herz schon an den Herzog von Belle-
garde verschenkt hatte, zögerte, des Königs Leidenschaft auf der Stelle
zu erhören, aber der Gedanke, wie viele Gnadenbezeugungen dieser huld-
volle Monarch ihrer Familie erwiesen habe, und die Erwägung der

herrlichen Gaben, welche ihren königlichen Gebieter ausschmückten, bewog sie am Ende, die liebende Neigung des Königs von ganzer Seele zu theilen. Der König, welcher sie gerne aus den Augen ihres Vaters wissen wollte, um das zärtliche Verhältniß, was unter ihnen bestand bequemer fortsetzen zu können, vermählte sie in der Folge an Demerval de Liancourt, einen Edelmann aus der Picardie. Diese Vorbereitung war ebenso nothwendig, um Gabrielen dem Thron, welcher ihr von dem König bestimmt war, zuzuführen, als die Trennung Heinrichs von seiner Gemahlin Margarethe von Valois. Zu diesem Zwecke erhob er die Grafschaft Beaufort zum Herzogthum und belehnte sie damit, um ihr einen Rang am Hofe zu verschaffen. Der Minister Sully war der heftigste Gegner von dem Plane, Gabrielen mit dem Diadem zu schmücken. Diese ward daher seine bittere Feindin und vergaß sich einst, angereizt durch die Gegner des Ministers, so weit, daß sie beim Könige dessen Entlassung forderte. Heinrichs Antwort darauf war ebenso edel als königlich. „Wenn ich eins von Euch beiden meiden muß", erwiderte er, „so will ich lieber zehn Geliebte wie Dich als einen Minister wie Sully verlieren". Und dennoch liebte er seine Gabriele so innig, daß er ihr einst in einem Augenblicke der Gefahr schrieb: „Wenn ich unterliege, so kennst Du mich zu gut, um fürchten zu dürfen, ich würde fliehen. Mein letzter Gedanke wird Gott, mein vorletzter mit Du seyn". Trotz des Königs festem Willen und Gabrielens Wünschen kam die Heirath zwischen Beiden nicht zu Stande. Denn mit Herannahung des Osterfestes des Jahres 1599 rieth des Königs Beichtvater, René Benoît, ihm, seine Geliebte 14 Tage vom Hofe zu entfernen. Gabriele brachte die Zeit bei dem reichen Banquier Zamet in Paris zu. Hier begab sie sich am grünen Donnerstage Nachmittags in den Garten des Banquier, wo sie nach dem Genusse einer Orange in krampfhafte Zuckungen verfiel, die so heftig waren, daß ihr schönes Antlitz durch die furchtbaren Schmerzen gänzlich entstellt und unkenntlich gemacht wurde. In diesem qualvollen Zustande starb sie am Oster-Vorabend den 10. April 1599. Nach ihrem Tode waren ihre sonst so lieblichen Züge so entstellt, daß sich das Auge bang von ihr wegwandte. Nicht unwahrscheinlich ist die Vermuthung, daß sie auf Betreiben der Gemahlin des Königs durch Jemand vergiftet worden. Von allen Geliebten Heinrichs IV. war sie die Einzige, welche er mit der leidenschaftlichsten Liebe auszeichnete; und selbst nach ihrem Tode trauerte er um sie, wie um eine verblichene Fürstin königlichem Blutes. Nie mißbrauchte sie aber auch weder durch Anmaßung oder Stolz die ihr geschenkte königliche Huld. Durch ihr liebreiches, sanftes und ränkefreies Betragen hatte sie sich die Achtung und Liebe aller Hofleute erworben, welche ebenso tief und aufrichtig als der König um ihren Verlust weinten. Sie hinterließ drei Kinder, die Herzoge Cäsar und Alexander Vendôme und Katharine Henriette, welche sich später mit dem Herzog von d'Elbeuf vermählte. — Die dramatische Muse hat das Schicksal der schönen Gabriele gefeiert, namentlich ist eine Tragödie von Sauvigny auf ihren Tod verfertigt worden. Ihrer vor einigen Jahren in Frankreich erschienenen Lebensgeschichte ist ein interessanter Briefwechsel zwischen ihr und ihrem königlichen Liebhaber beigefügt.

Estrées (Louis César, Herzog von), Marschall von Frankreich und Staatsminister, geboren zu Paris 1695, vorher u. d. N. des Ritters

Digitized by Google

on Louvois bekannt, focht zuerst unter dem Marschall von Berwick ge- n Philipp V. von Spanien. Er erhielt 1718 ein Regiment Caval- rie, diente 1719 bei verschiedenen Belagerungen an den Grenzen Spa- ens und hatte während der Minderjährigkeit seines Neffen die Stelle nes Capitain-Colonelle der Cent-Suisses (hundert Schweizer), der Leib- ache des Königs, inne. Als Stanislaus Leszinski Polen verließ und nter dem Schutze Frankreichs seine Residenz zu Weissenburg im Nie- er-Elsaß aufschlug, schickte der Regent, um ihm eine Ehrenbezeugung zu rweisen, das Regiment, welches der Ritter Louvois befehligte, dahin. Dieser junge liebenswürdige Obrist besaß jene Blüthe der Galanterie, ne Höflichkeit, welche die Zeichen der höchsten Achtung mit der Zu- orkommenheit der Freundschaft zu verbinden weiß. Er wagte es, nach er Hand der Tochter dieses unglücklichen Monarchen zu streben. Sta- islaus gab seine Einwilligung zu ihrer Verbindung, machte aber zur usdrücklichen Bedingung, daß der Ritter Louvois ein Herzogthum er- elt. Der Regent aber, welcher der Familie Letellier nicht hold war, eigerte sich hartnäckig, diese Gnade zu erweisen. Die Hoffnungen des Ritters wurden also getäuscht, die Prinzessin aber bewahrte stets ihre chtung einem Manne, der ihr Unglück zu lindern sich bemüht hatte. ach dem Tode des Regenten wollte die Herzogin von Bourbon, eine egitimirte Tochter Ludwigs XIV., ihre Tochter, welche in Plessis-le-Tours rzogen war, Ludwig XV. zur Gemahlin geben; die Marquise de Prie ber, die Geliebte des damaligen ersten Ministers, Herzogs von Bour- on, vereitelte durch ihre Intriguen die Vermählung, und der junge König heirathete die Tochter des Stanislaus. 1739 nahm der Ritter ouvois den Namen und das Wappen seiner Mutter, der Schwester des etzten Marschalls von Estrées, an und führte seitdem den Namen eines Grafen Estrées. Nach und nach gelangte er zu den Graden eines Mar- challs de Camp und General-Lieutenants, und zeichnete sich in Böhmen, wie am Rhein durch seine Tapferkeit vortheilhaft aus. 1744 bei dem Heere von Flandern angestellt, deckte er, während der Marschall von Sachsen in seinem Lager vor Courtrai war, die Grenze gegen die Un- ernehmung der Alliirten, welche 80.000 Mann stark, sich in der Um- ebung von Lille befanden, und nahm ihnen mehr als 1000 Mann und 00 Pferde ab. Bei der Schlacht von Fontenoy (1745) ging er zwei Mal an der Spitze eines Reitergeschwaders jene berühmte englische Co- onne an und war in der Zahl der Generale, welche die Leibwache des Königs befehligten, deren Angriff den glücklichen Ausgang dieses Tages ntschieden; später mit der Verfolgung des Feindes beauftragt, nahm r diesem noch 4000 Gefangene. Zum Ritter der königlichen Orden 1746) ernannt, fuhr er fort, in Flandern zu dienen, trug viel zum Siege der Schlachten bei Baucoux in demselben Jahre und Laufeld 1747) bei; auch verdankte man seinem kriegerischen Geiste die Ein- ahme von Mastricht, wodurch 1748 der flanderische Krieg zum Ruhme Frankreichs beendigt wurde. 1756 empfing er den Marschallsstab. 757 erschien er an der Spitze von 100.000 Mann in Deutschland. Er war mit den Worten von Ludwig XV. geschieden: „In den ersten Tagen des Juli werde ich den Feind über die Weser gejagt haben und mich anschicken, in Hanover einzudringen". Er hielt sein Wort und er- ocht hierauf gegen den Herzog von Cumberland am 26. Juli 1757 bei

Digitized by Google

Hastenbeck einen vollständigen Sieg. Die Hanoveraner schickten sich bereits an, das Kurfürstenthum zu räumen, als der Marschall durch die Ränke des Hofs abgerufen wurde und Richelieu an seine Stelle trat. Nach der Niederlage der Franzosen bei Minden 1759 wurde er wieder zum Heere geschickt, wo er aber nichts Hauptsächliches unternahm, sondern den General en Chef Contades mit seinem Rath unterstützte. Er starb 1771 ohne Nachkommen, gleich geschätzt als Held und Staatsbürger.

Estrella (Serra de), s. Serra de Estrella.

Estremadura, 1) Provinz im spanischen Königstaat, an Portugal grenzend, 674 QM. groß mit 430.000 Bew.; hat zwar Gebirge (Sierra de Bejar, S. de Gata und Zweige der S. de Guadalupe und der Sierra Morena) und die ansehnlichen Flüsse Tajo (mit den Nebenflüssen Tietar, Fresnede, Alagon, Herja, Ybor, Salor u. a.) und Guadiana (mit den Alcollarin, Burdalo, Suja, Alcarrache u. a.), ist aber doch im Ganzen unfruchtbar, da die kleinern Flüsse im Sommer austrocknen und die großen öden Ebenen sandig und baumlos sind. Einige Thäler sind fruchtbar (Vega, Plasentia, Caceres); das Klima ist heiß (die Nächte kalt), der Sommer regenlos. Die Bewohner treiben, selbst in den fruchtbaren Gegenden, den Acker- und Gemüsebau wenig, daher die Provinz arm ist, mehr aber Schaf- und Schweinezucht (gute Würste und Schinken); der gewonnene Wein wird zu Branntwein gemacht, Honig geräth und der Bergbau auf Silber war sonst sehr ergiebig, ruht aber jetzt fast ganz; die Industrie beschäftigt sich (bloß in den Städten) mit Bearbeitung von Wolle, Seide, Hanf, Leder. Die Provinz theilt sich in 8 Partido's, die Hauptstadt ist Badajoz. — 2) Provinz in Portugal, liegt am atlantischen Meere, hat auf 400 QM. 827.000 Bewohner, ist nördlich gebirgig, mit fruchtbaren Thälern, wenigen Meerbusen, vielen Vorgebirgen Carvoeiro, da Roca (die westlichste Spitze Europa's), südlich sehr sandig, haidig, auch morastig, mit rauhen Küsten und Vorgebirgen (Espichel); die Gebirge sind Fortsetzungen der Guadarrama-, Guadalupe- und Morenakette (Serra de Alvazere, Cabeça de Montachique, Serra de Cintra, S. de Arrabeida, S. di Grandola u. a.), wird bewässert vom schiffbaren, doch unsichern Tejo, mit seinen Nebenflüssen Zezere, Lamaraza, Sorraya und von Küstenflüssen Sado (Sadao), Lena u. a. Das Klima, besonders um die Hauptstadt Lissabon, ist angenehm; die Regenzeit trifft in den October; der Ackerbau wird vernachlässigt; um die Hauptstadt wird Gemüse gezogen, Wein (unter dem Namen Lisboa, S. Ubes) ist reichlich, sowie Flachs, Kastanien (tägliche Nahrung der Bew.), Südfrüchte und Olivenöl; Viehzucht ist auch unbedeutend; Ausbeute gibt der Fischfang; der Bergbau liegt fast ganz, einige Salzschlämmereien gibt es noch; die Industrie ist gering, bedeutender der Handel. Die Provinz theilt sich in 11 Correigaos.

Estremoz, Festung und Stadt in der portugiesischen Provinz Alentejo, hat großes Arsenal (für 20.000 Mann), mehre Forts, 1256 Häuser und 6600 Bewohner, welche berühmte Töpferwaaren (aus einer wohlriechenden Terra sigillata) für ganz Portugal fertigen.

Eszek, s. Essek.

Etampes, s. Estampes.

Etappen (verwandt mit dem Deutschen: Stapelplatz), die Verpflegung des Militairs durch tägliche Lieferung von Lebensmitteln, die

Digitized by Google

r auf dem Marsche oder im Felde an gewissen bestimmten Plätzen er-
ilten. Diese Plätze (Dörfer oder Städte) heißen Etappenörter. Ei-
ntlich ist Etappe ein Magazin, ein Vorrathsort, indem Städte und
örfer als natürliche Magazine für die Armeen angesehen werden. Ein
sonderer Etappencommandant besorgt dort, daß die Verpflegung
gelmäßig vorsichgeht, daß die Truppen den nöthigen Vorspann empfan-
n u. s. w. Meist ist derselben ein Offizier; doch steht ihm gewöhnlich
n dem Staate, zu dem die Etappe gehört, ein Civilist als Etappen-
mmissair zur Seite. Eine wesentliche Verbesserung haben die Etappen
rch den seit den letzten Feldzügen der Franzosen eingeführten Fuhrpark
wonnen. Durch die dem Etappencommandanten allgemein zugesicher-
n Vorrechte ist derselbe in den Stand gesetzt, neben dem obigen Beruf
ch hauptsächlich die militairisch-polizeiliche Ordnung seines Quartierbe-
irks sicher zu stellen. Die Etappenconventionen, welche Preußen
it 1816 mit mehren deutschen Staaten geschlossen hat, betreffen den
urchzug seiner Truppen nach seinen entlegenern Provinzen, deren Ver-
legung und ihre Vergütung.

Etat, eigentlich Zustand, Beschaffenheit, dann Staat, ferner Kosten-
rschlag und die darnach getroffenen Einrichtungen; so sollte jede
aushaltung ihren Etat haben, jeder Staat hat ihn aber (vgl. Budget).

Eteokles und Polynices (Myth.), des Oedipus und der Jo-
ste Söhne. Sie schlossen nach ihres Vaters Vertreibung einen Ver-
eich, 1230 vor Christi, nach welchem sie abwechselnd, ein Jahr um
s andere, über Theben herrschen sollten. Eteokles aber brach den
rgleich; sein Recht zu erkämpfen, flüchtete Polynices zum Adrastus,
önig von Argos, der mit ihm und noch 6 griech. Fürsten vor Theben
ckte. Es vertheidigte sich hartnäckig. Bei einem Ausfalle trafen beide
rüder auf einander und fielen durch Wechselmord. Jetzt ward Kreon,
r Gefallenen Oheim, Herrscher in Theben. Er verbot bei Todesstrafe
s Polynices Beerdigung. Antigone aber, des Unglücklichen Schwester,
r Stimme ihres Herzens folgend, ging dennoch hinaus, ihn zu be-
tten, ward entdeckt und auf Kreon's Spruch, jedoch ihm selbst zum
mmer, lebendig begraben; denn sein eigner Sohn Haimon, der sie
bte, gab sich an ihrer Seite den Tod. (Vgl. Theben.)

Ethik, die Wissenschaft desjenigen Theils der materialen Philoso-
ie, welcher sich mit den Gesetzen der Freiheit beschäftigt. So erklär-
n es die Alten, und man verstand unter diesem Worte die Sittenlehre
hilos. moralis) überhaupt, nannte sie auch die Lehre von den
lichten (de officiis); in der Folge hat man es rathsam gefunden, die-
n Namen auf die Lehre von den Pflichten, die nicht unter äußern
esetzen stehen, zu übertragen, und sonach bezeichnet Ethik Dasselbe mit
serm deutschen Worte Tugendlehre. Jetzt ist also die Ethik nur ein
heil der praktischen Philosophie, welche sich auf die innere, sowie ihr
derer Theil, die Rechtslehre, auf die äußere Freiheit sich bezieht.
5. Moral.)

Ethnographie (vom griech.), Völkerbeschreibung, Völkerkunde,
ßt die Geographie, wenn sie vorzüglich mit den Bewohnern der ver-
iedenen Länder bekannt zu machen sucht, deren Sitten, Gebräuche,
genthümlichkeiten im Körperbau und in der Mischung der besondern
istigen Kräfte, sowie ihre Culturstufe, beschreibt. Ethnographi-
e Geschichte, solche, deren Vortrag sich mehr nach den einzelnen

Digitized by Google

Ländern und Völkern, als nach der Zeitfolge (dann synchronistische Geschichte) richtet.

Etienne (St.-), Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks im Dep. Loire (Frankreich) mit 37.050 Bewohnern, an der Furens, hat 2 Friedensgerichte, Hospital, Handelsgericht, Mineurschule, große Gewehrfabrik (mit 11 Oefen, 47 Bohr-, 247 Spitz-, 104 Polirmühlen) und Eisenwaarenfabriken, vorzüglich aber Bandweberei, sonst oft jährlich für 10 Millionen Franken.

Etienne, s. Stephanus.

Etiquette (franz), 1) die Aufschrift, Anschrift an Etwas; daher 2) der an einen Beutel mit Geld gebundene Zettel, mit der Meldung, wie viel Geld darin enthalten sey; 3) die Angabe, wie es mit Festen und Lustbarkeiten am spanischen Hofe gehalten werden soll; daher 4) das auf Ueberlieferung oder geschriebene Vorschrift sich stützende Ceremoniel, nach welchem die Form des geselligen Umgangs unter den verschiedenen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft bestimmt ist. Die bürgerliche Ordnung sowohl als selbst in gewissem Betracht eine gesunde Philosophie fordert, daß Regeln festgestellt werden, nach welchen sich der in einem niedrigen Stande Lebende zu dem in höhern Ständen sich Bewegenden zu benehmen hat. Ohne diese conventionnelle Schutzmauer der höhern Classen der Gesellschaft, die, sobald sie nur nicht bis ins Lächerliche, Kleinliche und Kindische getrieben wird, sonach allerdings nothwendig und wohlthätig ist, würden bald Stolz, Anmaßung, Neid und Eigennutz das Band zertrümmern, auf welchem alle und jede staatliche und gesellige Einrichtung beruht, und selbst der Würdige mit dem Unwürdigen in der allgemeinen Gleichheitsschwindelei untergehen, wie wir dieß während einer kurzen Zeit in der franz. Revolution gesehen haben, wo auch, verführt durch in der Praxis unhaltbar sich erweisende Sätze von unbedingter Gleichheit, jede Schranke bürgerlicher Convenienz und Sonderung niedergerissen ward.

Eton, Dorf in der Grafschaft Buckingham (England); liegt an der Themse, Windsor gegenüber, hat 2500 Bewohner und eine berühmte von Heinrich VI. 1441 gestiftete lateinische Schule mit Propst, Vicepropst u. a. Lehrern, für 70 Scholaren und über 300 Pensionaire. Die Unterrichtsmittel sind hier reicher als auf andern englischen Schulen. Die Bibliothek ist vorzüglich.

Etruria, s. Wedgwood.

Etrurien, auch Hetrurien. Dieses reizende Land, westlich vom mittelländ. Meere, östlich von den Apenninen, nördlich vom Flusse Magra, südlich von der Tiber begrenzt, ist das Vaterland der kunstreichen Etrusker, die in der Geschichte des neuesten Kunstgeschmacks und in den wichtigsten archäologischen Untersuchungen aus dem Grunde der ältesten Vorzeit hervorgerufen worden sind. In diesem Lande, das jetzt, mit etwas veränderten Grenzen, Toscana heißt, auf dem Rücken der Apenninen und in Tuscium, siedelten sich die Pelasger, ein uralter griech. Volksstamm, an; ihre Geschichte hieß pelasgische Kunde, und ihre Schriftzüge wurden die Grundformen der römischen Schrift. Aus Kleinasien gesellten sich zu ihnen die Tyrrhener. Etrurien war nach den 12 Hauptstädten des Landes in ebenso viele Freistaaten getheilt, deren jeder einen Lucumo oder Landammann (zugleich Oberpriester und Feldherr) hatte; das Oberhaupt Aller hieß Lars oder Herr; daher die Benennung: Lo-

Digitized by Google

en, für Hausgötter. Bei dem Tempel der Volturna wurden die Landage von den Lucumonen gehalten und die allgemeinen Landesangelegenheiten in gemeinschaftliche Berathung gezogen. Etrurien stand in seiner chönsten Blüthe, als Rom erbaut wurde, dessen Schule es ward; die truster waren berühmt in der Architektur, Schiffbaukunst, Arzneikunde, Waffenschmiedekunst, Befestigungskunst, Taktik; besonders durch ihre chnischen Fertigkeiten in jeder Gattung der Bedürfnisse und des Luxus. Sie trieben einen ausgebreiteten Handel mit ihren Kunsterzeugnissen, nd besaßen blühende Colonien. Sie waren ein abergläubisches Volk, ei dem die Extispicien und Augurien oder die Orakel aus Eingeweiden nd Vogelflug galten. Von ihnen stammt auch der Glaube an Schutzeister her, indem sie behaupteten, jeder Mensch habe 2 Genien, einen uten und einen bösen. Alles war steif und ceremoniell; selbst das Wort Ceremonie stammt von der etruriſchen Stadt Cäre her. Die etrusische Kunst zeichnet sich durch das Geradlinige, Steife, Eckige und Uebertriebene aus; sie entstand aus der altgriech. Kunstform, welche dem chönen Styl der griech. Kunst voranging. Man nannte zwar den Demaratos aus Korinth, den Vater des Tarquinius, den Stifter der etruiſchen Kunst, indem er 2 Künstler, Eucher und Euchramus, mitgebracht abe; doch dieß ist allegorische Fabel. Jene Namen heißen Kunsthand nd Kunstlineal und deuten auf Töpfer oder Bildner aus weichen Stoffen und Zeichner. Auch wohnten später hier viele griech. Künstler. Der truriſche Kunststyl ist ohne Größe und Ideal, mager und trocken, steif nd hart, sehr fleißig, aber kleinlich ausgeführt. An dieser fleißigen lusführung, an den Figuren, mit parallel gefalteten, engen, in Zipfeln erorstehenden Gewändern, sowie an dem eignen alt-pelasgischen Alphaet der Etrurier erkennt man leicht ihre Kunstwerke; sie setzten über ede Gestalt den Namen, weil sie noch gar nicht verstanden, solche zu ndividualisiren. Der Parallelismus bezeichnet überhaupt jene Kunstpoche, man kannte noch keinen Gegensatz. Die Etrurier hatten äußerst eine Thonarten, welche sie zu großen Bildern benutzten; gebrannt hieen sie Terra cotta (s. d.). Aus denselben verfertigte man im 15. nd 16. Jahrh. die Majolicagefäße in Urbino, Faenza und Pesaro. Sogar die Statue des capitolin. Jupiter war aus solchem Thon geformt, er nachher roth gemalt und glasirt wurde. Berühmt sind die Zeichnungen auf den etruriſchen Vasen und Todtenurnen (vgl. Vase), auf welchen uns die Erde die schönsten Ideen und Skizzen griech. Künstler aufewahrte. Gewöhnlich sind sie roth auf schwarz, mit Arabesken geziert. Manche dieser Vasen sind vielfarbig; es befinden sich Genien darauf mit ehr großen Flügeln und in gewaltsamen Stellungen. Im Juni 1827 ntdeckten Otto v. Stackelberg, Kestner und Thürmer noch unversehrte Grottengemälde bei Corneto, dem alten Tarquinii. (S. „Aelteste Denkmäler der Malerei aus den Hypogäen von Tarquinii", 4., mit Steindruck.) Ferner bildeten die Etrusker Erzgüsse oder Bronzen; diese Kunst kam aus Lydien in Kleinasien zu ihnen. Man findet eine ungeeure Menge solcher Ritter- und Fechterfiguren in ihren Gräbern, sowie uch schön gearbeitete Pateren oder Schalen aus Bronze, welche man ei dem Tempeldienste, besonders bei den Extispicien gebrauchte. Die erühmte Wölfin, die den Romulus und Remus säugt, ist ein etruskiches Kunstwerk; dieß beweist schon ihr maskenähnliches Gesicht und hre heftige Stellung. Auch findet man noch viele etruriſche Gemmen,

Digitized by Google

oder geschnittene und andre Edelsteine, welche unten flach, oben aber schildförmig, als Käfer und Skarabäen mit Flügeldecken, geschnitten sind. Die Etrurier glaubten nämlich, wie die Aegyptier, der Käfer sey das männlichen Geschlechts; daher trug jeder Krieger gern einen solchen Ring, als Zeichen der Männlichkeit und Tapferkeit. S. Inghirami's „Monum. etruschi" (Fiesole 1826, 6 Bde., 4.) (genauer als Gori's „Museum Etruscum".) Schon aus der frühen Zeit, in welcher die Etrurier lebten, erklärt es sich, daß sie in der Kunst nie Das leisten konnten, was die spätern Griechen leisteten; sie gleichen einer frühgereiften Frucht, die in einer Ecke des Gartens von der Morgensonne beschienen, nie ganz die Süßigkeit ihrer Mitschwestern erlangen konnte, welche eine spätere, mildere Sonne genossen. In der Baukunst stammt die toskanische Säule von den Etruriern her; auch findet man noch manche Trümmer von ihren gewaltigen Mauern, wo die Steine in einander gepaßte Polygonen sind; man nennt dieß Cyklopenmauern; auch Gewölbe bauteten sie; die Stadtthore und die unterirdischen Schleusen von Rom sind etrur. Denkmäler. — Zur Zeit des Vejenter-Kriegs, 396 v. Chr. kam ein andres Volk aus Gallien und vertrieb die Etrurier aus ihren Pflanzstätten in Oberitalien; ein Theil von ihnen flüchtete in die Alpen, und die Rhätier erhielten dadurch ihr Daseyn. Endlich wurden sie ein Opfer der röm. Herrschsucht, behielten jedoch Sitten und Gesetze, die Wahl der Consuln und überhaupt billige Freiheit; nur Oberbefehlshaber gaben ihnen die Römer. Sie fielen dann, mit Rom zugleich, unter die Gewalt fremder Sieger. S. K. O. Müller's von der berl. Akad. gek. Preisschr.: „Die Etrusker", 2 Bde. (Bresl. 1828). Von dieser Zeit an ist die Geschichte Etruriens, oder, wie es in der Folge genannt wurde, Toscana, in die Geschichte Deutschlands und Italiens verwebt. (S. Toscana.)

Etsch (Adige), 1) Fluß in Tirol, entspringt im Vintsgau, an der Grenze von Graubünden, aus dem Reschersee, wird bei Brentano schiffbar, und fällt nach einem Laufe von 43 Meilen, bei Brondolo, in den venetianischen Meerbusen. 2) An der Etsch, Kreis im östreichischen Tirol; 64⅓ QM. groß, mit 164.100 Einw. und der Kreisstadt Bozen, bringt Wein, Obst, Südfrüchte, Seide, Holz.

Ettenheim, Stadt im Großherzogthum Baden, am Ettenbach; in 450 Häus. 2700 Einw., Garnhandel, Garn- und Hanfspinnen, Leinenwebereien. Dabei die aufgehobene Benedictinerabtei Ettenheimmünster (Ettenmünster). Hier ward 1804 der Herzog von Enghien (s. d.) aufgehoben.

Etymologie (Wortforschung), ein wichtiger Theil der Sprachlehre, der den Ursprung abgeleiteter oder zusammengesetzter Wörter aus einem gemeinsamen Stammworte erforscht, um die Begriffe desto genauer zu bezeichnen, die man mit den Wörtern selbst verbunden hat, wo es sich denn zeigt, wie man nach und nach, je nachdem sich der Kreis der Vorstellungen erweitert hat, auch auf Erweiterung der Zeichen bedacht gewesen ist, diese Vorstellungen zu unterscheiden, oder wie man das Zeichen der einen Vorstellung um der Aehnlichkeit willen, auf die andere übertragen hat. Ein Wörterbuch, das die Wörter einer Sprache in ihrer ganzen Genealogie darstellt, heißt ein Etymologicon. Ein solches Wörterbuch zu studiren, gewährt eine treffliche Uebung des Ver-

Digitized by Google

landes, zur Berichtigung der Begriffe. Oft ist das Stammwort längst rstorben und lebt nur noch in seinen Kindern, z. B. das Wort aber, wenn es so viel heißt als after, d. i. falsch, in den Wörtern Aberwitz, Aberglaube. Oder die ursprüngliche Bedeutung des Stammworts ging verloren und blieb nur noch in einer Nebenbedeutung übrig, die von der ersten abgeleitet war, z. B. die Bedeutung des lateinischen Wortes hostis als Fremdling; die Bedeutung des Wortes Herzog.

Eu, Diphthong, wird von den Deutschen, wie er geschrieben ist, doch sehr häufig falsch, wie ei, ausgesprochen, hält bei den Franzosen die Mitte zwischen öh und üh und tönt (nebst ew) im Englischen, mit wenigen Ausnahmen, wo er oh lautet, wie jüh oder uh. Die Griechen sprachen es wie eu und ev aus, welche letztere Aussprache in die lateinische und größtentheils in die deutsche Sprache überging.

Euböa, nach der alten Geographie, größte und reichste Insel des ägäischen Meeres, die nur durch den Euripos von Attika und Böotien getrennt war. Ihre ältesten Bewohner sollen Lelegen und Kureten gewesen seyn. In der Folge siedelten sich athenische Colonien an, die aber in steter Abhängigkeit von dem Mutterlande gehalten wurden. Philipp von Macedonien unterwarf sich die Insel; die Römer befreiten sie zum zweiten Male von dem macedonischen und von Mithridates Joche und gaben sie anfangs unter die Herrschaft der Athener, erhoben sie dann zu einem Freistaate und verleibten sie endlich unter Vespasian ihrem großen Reiche ein. Sie war fruchtbar; der Markt von Athen wurde zum Theil aus ihr versehen, auch besaß sie warme Bäder, Marmor- und Asbestbrüche, Kupfer, Eisen, und ihre Einwohner galten für gute Seeleute. Ihre Hauptstadt war Chalkis, andere Städte Eretria, Karystos und Histiäa, die in den frühesten Zeiten kleine Demokratien bildeten und beständig mit einander in Fehde lagen. Unter den Römern gehörte sie zur Provinz Achaja. Ueber den Euripos ging eine Brücke, welche die Insel mit dem Festlande verband. Jetzt Egribos oder Negroponte (s. d.).

Eudämonismus, Eudämonologie, die Glückseligkeitslehre oder das Lehrgebäude, welches die Glückseligkeit des Menschen zu seinem Hauptzwecke, zum letzten oder höchsten Bewegungsgrunde aller Pflichten und eines tugendhaften Wandels, und mithin zum höchsten Grundsatze der Moral macht. Diesem Eudämonismus wird der Moralismus oder die reine Tugendlehre entgegengesetzt, welche die Tugend als seinen Hauptzweck aufstellt, das Wollen des Guten um seiner selbst willen und ohne eigennützige Rücksichten. (Vgl. Egoismus und Epikur.) — Eudämonist, wer dieser Lehre zugethan ist.

Eudiometrie. Nur das Sauerstoffgas, das in der atmosphärischen Luft enthalten ist, kann den Verbrennungsproceß und das Athemholen unterhalten. Die Güte einer Luftmasse hängt demnach von der Menge des Sauerstoffes ab, den sie enthält, und die Kunst, diese Menge auszumitteln, wird Eudiometrie genannt. Um eine solche Luftgüteprüfung vorzunehmen, läßt man auf die zu prüfende Masse atmosphärischer Luft eine Substanz einwirken, welche die Eigenschaft hat, das Sauerstoffgas derselben zu verzehren und das Stickgas zurückzulassen. Man pflegt diese Substanzen eudiometrische Substanzen zu nennen, und dem Werkzeug gibt man den Namen Eudiometer (Luftgütemesser), welches von Priestley 1772 zuerst bekanntgemacht, nachher von Andern verbessert

Digitized by Google

wurde. Wasserstoffgas, Salpetergas, Phosphor, Eisenauflösung mit Salpetergas, Schwefelkali in Wasser aufgelöst, u. a. m. sind eudiometrische Substanzen. Ein Eudiometer mit Wasserstoffgas erfordert eine besondere Vorrichtung, um die Mischung durch den elektrischen Funken zu entzünden. Die andern Eudiometer bestehen aus Röhren mit einer Skale, worin man das zurückgebliebene Stickstoffgas messen kann. Bei dem Phosphor-Eudiometer wird die Röhre mit einer bestimmten Menge der zu prüfenden Luft gefüllt, ein Phosphorstängelchen hindurch gesteckt und das untere Ende durch Wasser gesperrt. Wenn keine Phosphordämpfe sich mehr bilden, so kann man durch die Skale den Abgang des Sauerstoffs bestimmen, der aber, weil das zurückgebliebene Stickgas etwas Phosphordämpfe in sich aufgelöst enthält, daher etwa $\frac{1}{40}$ mehr Volumen hat, um $\frac{1}{40}$ zu klein ausfällt, folglich um so viel vergrößert werden muß. Der neueste Luftgütemesser ist Döbereiners Platin-Eudiometer; s. dessen Schrift über „Neuentdeckte Eigenschaften des Platins" (Jena 1828).

Eudoxia (v. griech.), weiblicher Vorname, so viel wie die in gutem Rufe Stehende. Merkwürdig ist Eudoxia Fedorowna, Czarin von Rußland, Tochter des Bojaren Feodor Lapuchin. Sie war die erste Gemahlin Peters des Großen, der sie 1691 heirathete, und dem sie den unglücklichen Alexis Petrowitsch gebar. Durch Leforts Verleumdung wurde sie 1696 verstoßen, brachte den größten Theil ihres Lebens in Gefängnisse zu Schlüsselburg zu, erhielt 1727 von Peter II. ihre Freiheit wieder und starb 1731.

Euer, persönliches Fürwort der 2. Person; trat ungefähr im 9. Jahrh. an die Stelle des Du (s. d.); jetzt ungewöhnlich, außer in schriftlichen Titeln, wo es dem Niedern (z. B. Eure Edlen) und dem Höchsten (z. B. Eure Majestät) gegeben wird.

Eugen I., römischer Papst, von Geburt ein Römer, saß auf dem päpstlichen Stuhl von 655—668 und hinterließ denselben an Vitalian. — 2) Eugen II., ein Römer von Geburt, Papst nach Paschalis I., wurde gewählt den 5. Juli 824, führte die Wasserprobe ein, hielt eine Kirchenversammlung zu Rom und starb den 27. Okt. 827. — 3) Eugen III., von Pisa gebürtig, hieß früher Petrus Bernhardus, war Cisterciensermönch und Schüler des heil. Bernhard. Er wurde den 27. April 1145 gewählt, nach dem Tode Lucius II., mußte später bei den Unruhen, welche die Predigten Arnolds von Brescia in Rom erregten, 1147 nach Frankreich entfliehen, hielt daselbst mehre Kirchenversammlungen zur Beförderung der Kreuzzüge, kehrte 1148 nach Italien zurück und starb zu Tivoli den 8. Juli 1158. Er hinterließ 88 Briefe und einige Bullen. Anastasius IV. war sein Nachfolger. — 4) Eugen IV. (Gabriel Condolmero), geb. zu Venedig von armen Eltern, trat in den geistlichen Stand, zeichnete sich durch Kenntnisse aus, wurde Bischof zu Siena, 1408 Cardinal, wohnte der Kirchenversammlung zu Kostnitz bei und wurde nach Martins V. Tode den 3. März 1431 zum Papste gewählt. Er bestätigte anfangs die Kirchenversammlung zu Basel, da aber die versammelten Väter Beschlüsse gegen das päpstliche Ansehen faßten, gab er zur Auflösung und Verlegung des Conciliums nach Ferrara Befehl. Die versammelten Bischöfe weigerten sich dessen, luden den Papst vor ihr Gericht, setzten ihn 1439 ab und wählten den Her-

Digitized by Google

pg Amadeus VIII. von Savoyen an seine Stelle, der den Namen Fe
ix V. annahm. Dennoch behauptete sich Eugen IV. in Italien, ver
gte die Kirchenversammlung von Ferrara nach Florenz und 1442
ach Rom. Er starb den 23. Februar 1447.

Eugen (Franz) von Savoyen, gewöhnlich genannt Prinz Eugen, Generalfeldmarschall der kaiserlichen Heere, einer der größten Helden nd Staatsmänner Oestreichs, wurde zu Paris 1663 geboren und war in Urenkel Karl Emanuels des Großen, Herzogs von Savoyen. Sein Vater, der Graf von Soissons, welcher sich in Frankreich häuslich nie erließ, Generallieutenant und Gouverneur von Champagne war, hatte Olympia Manzini, eine Nichte des Cardinals Mazarin, geheirathet. Eugen war der jüngste von den aus dieser Ehe entsprossenen Söhnen nd, weil er von schwächlicher Natur zu seyn schien, dem geistlichen Stande bestimmt. Schon in seinem 7. Jahre besaß er zwei Abteien im Piemontesischen, weßwegen man ihn auch den Abbé von Savoyen oder urzweg den kleinen Abbé nannte. Er lernte unter der Leitung berühmter Gelehrten mit Leichtigkeit die lateinische und griechische Sprache, und n seiner zartesten Jugend schon sprach sich der Hang zu lehrreicher ektüre aus, der ihn auch in der Folge unter dem Geräusche der Waffen nie ganz verließ. Seine Umgebung bemerkte indeß sehr bald, daß hm der geistliche Stand wenig behage; denn von Belagerungen und Schlachten zu hören war seine liebste Unterhaltung; beim Schall iner Trommel oder Trompete funkelten seine Augen, und Nichts ging hm über den Genuß, Alexanders Thaten im Curtius zu lesen oder ein Bataillon Grenadiere aufmarschiren zu sehen. Nach dem Verluste seines Vaters, der starb als Eugen 10 Jahr alt war, wandte seine Mutter lle erdenkliche Sorgfalt auf seine Erziehung. Nichts konnte aber seine mit dem Alter fortschreitende Neigung zum Soldatenstande zurückdrängen; mit dem Zeitpunkte, wo er von seinen Handlungen nur sich selbst Rechenschaft zu geben hatte, ging er zum Könige, dankte ihm für die geistlichen Würden, die er ihm verliehen, und bat, ihn unter dem Heere anzustellen. Ludwig XIV. schlug ihm seine Bitte ab; dadurch glaubte er Prinz das Band der Dankbarkeit, das ihn an Frankreich knüpfte, errissen und hielt sich berechtigt, einem fremden Lande Dasjenige anzubieten, was sein Vaterland selbst von sich gestoßen hatte. Bald bot sich hm eine Gelegenheit dar, seinen Lieblingswunsch zu realisiren. Sultan Mohammed IV. hatte 1683 dem deutschen Kaiser den Krieg erklärt. Schon edrohten die Türken Wien, und Prinz Eugen eilte mit mehren französischen Prinzen nach dieser Kaiserstadt, wo er im Anfange des Sommers 683 ankam, vom Kaiser mit Auszeichnung empfangen wurde und nach inigen Tagen Rast zum Heere als Freiwilliger abging. In der entscheidenden Schlacht vor Wien, welche die Türken zwang, die Belagerung mit großem Verluste aufzuheben, zeichnete sich Eugen so hervorstrahlend aus, daß ihm der Kaiser das eben damals vakante Dragoner-Regiment Kufstein gab. Mit Verdruß hörte Louvois von den glänzenen Thaten des Prinzen und sagte zornig: „Er soll nie zurückkehren in ein Vaterland!" Der Prinz, dem diese Worte hinterbracht wurden, erwiderte: „Gewiß, ich werde zurückkommen, Louvois zum Trotz!" und virklich stand er mehre Jahre darauf mit einem siegreichen Heere in Frankreich. 1687 wurde er, nach der Schlacht bei Mohacz, Feldmarschal-Lieutenant. Als bald nachher der Krieg zwischen Frankreich u. Oest-

Digitized by Google

reich ausbrach, bewog er den Herzog von Savoyen zur Verbindung mit dem Kaiser und befehligte die Jenem zugeschickten kaiserl. Hülfsvölker in Savoyen. Er lehnte die großen Anerbietungen Frankreichs, ihn in seine Dienste zu ziehen, ab, und wurde vom Kaiser zum Generalfeldmarschall und, als der Krieg in Italien geendigt war, zum Obergeneral in Ungarn ernannt. Er rechtfertigte über die kühnsten Erwartungen hinaus das Zutrauen, das Kaiser Leopold I. ihm durch Verleihung dieses Oberbefehls bewiesen hatte. Unter seinen Vorgängern im Commando war Belgrad an die Türken verloren gegangen, und berauscht von diesem Erfolge, rückten sie mit barbarischem Stolze den östreichischen Staaten immer näher, ihre gewöhnlichen Verwüstungen verbreitend, als Eugens Erscheinen schnell die Scene änderte und ihre reißenden Fortschritte hemmte. Am 26. Juli 1697 kam er in Zenta, einem Flecken an der Theiß, an. Hier bewies sich sein wahrer Beruf zum Feldherrn auf eine ausgezeichnete Weise. Er stand nämlich nur durch den Fluß getrennt kaum eine Meile von der Hauptmacht des Sultans. Alles kam darauf an, den Feind den Fluß nicht passiren zu lassen. Kein Hinderniß hielt ihn ab, seine Truppen schnell zu sammeln, und Nachmittags 2 Uhr war jede Anordnung zur Schlacht getroffen, als gerade in diesem Augenblicke ein Courier mit einem vom Kaiser selbst unterschriebenen Befehle ankam: jedes Treffen sorgfältigst zu vermeiden. Allein er war nun schon zu weit vorgerückt, ein Rückzug war, ohne die Armee der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen, nicht möglich. Und was sollte aus seiner Ehre, aus seinem Ruhme werden, wenn er jetzt sich zurückzöge? Er hielt also den kaiserlichen Befehl geheim, beschloß, seiner redlichen Absicht sich bewußt, Nichts an seinem Entwurf zu ändern, hoffend, der Ausgang werde sein Betragen rechtfertigen. Um 6. Uhr Abends fing der eigentliche Sturm auf das Lager des Großveziers an, wobei der Prinz die Stürmenden selbst anführte und durch das Beispiel seiner hohen Heldentapferkeit das ganze Heer begeisterte. Der Sieg war unbegrenzt. Der Großvezier und 13 Bassa's lagen todt auf dem Wahlplatze, und der Großherr selbst, der sich wenige Tage zuvor noch für unüberwindlich gehalten hatte, konnte nur durch die Flucht sich retten. Eugen errang noch einige beträchtliche Vortheile in Bosnien, legte dann, da der Sommer vorüber war, seine glorreichen Truppen in die Winterquartiere und ging nach Wien, wo das Volk, sowie ganz Europa, ihn zwar zujauchzte, der Kaiser ihn aber sehr kalt empfing, weil er gegen seine Befehle gehandelt hatte. Seine Neider und Feinde suchten sogar den Helden vor ein Kriegsgericht zu bringen, welches jedoch der Kaiser nicht genehmigte, sondern vielmehr ihm bald sein Zutrauen wieder in einem solchen Grade schenkte, daß er ihn zum zweiten Male, und zwar mit geheimen unumschränkten Befehlen versehen, nach Ungarn sandte. Weniger reich an Großthaten war zwar dieser zweite Feldzug, da beide kriegführende Theile durch frühere Anstrengungen schon zu sehr erschöpft waren, und Eugens Siege wurden nur dazu benutzt, einen vortheilhaften Frieden herbeizuführen, der denn auch am 26. Jan. 1699 zu Karlowitz zu Stande kam. Zwei Jahre war es hierauf dem Helden vergönnt, im Schoße der Wissenschaften zu leben, als der spanische Erbfolgekrieg ausbrach, und er zu neuer Thätigkeit aufgefordert wurde. Eugen erhielt das Commando über das Heer in Italien, das er, 30 000 Mann stark durch die Engpässe Tirols in die blühenden Gefilde Italiens einführte.

Digitized by Google

Er täuschte die französischen Generale durch List und verstellte Märsche, und eroberte am 9. Juli 1701 nach einem sehr blutigen Kampfe die este Stellung von Carpi. Dieser Sieg machte ihn zum Meister eines roßen Strichs Landes, und der Feind mußte sich hinter den Oglio zuückziehen. Im August desselben Jahrs wagten die Franzosen einen Versuch ber diesen Fluß vorzudringen, wurden aber mit beträchlichem Verste wieder zurückgeschlagen. Nach einigen minder erfolgreichen Gefechten bezogen die Heere die Winterquartiere an den Ufern des Po. Eugen nahm sein Hauptquartier in Luzzara, Villeroi aber in Cremona. Das sorgloſe Betragen des Letztern, welcher nur in Bällen und Lustarkeiten seine Zeit verbrachte, gab dem unternehmenden Prinzen den Gedanken ein, Cremona zu überrumpeln. Er konnte die Stadt zwar icht behaupten und mußte sich zurückziehen, machte aber den Obergeeral Villeroi nebst mehren andern Befehlshabern zu Gefangenen. Der nächste Feldzug war wenig entscheidend; außer einer Schlacht am 5. August bei Luzzara, worüber beide Parteien das Te Deum anstimmen, wurden nur unbedeutende Gefechte geliefert und künstliche Demonstrationen gemacht. Die Heere bezogen endlich die Winterquartiere, nd Eugen eilte im December nach Wien, wo ihn Leopold zum Präsenten des Hofkriegsraths erhob. Kaum hatte der Prinz diesen Posten ngetreten, als ihm der Kaiser auch den Oberbefehl über das Heer in Deutschland anvertraute. Dort gewann er im Verein mit Marlborough, ls Befehlshaber der Engländer, die berühmte Schlacht bei Hochstädt (s. Blenheim), am 13. August 1704, wo die Franzosen und Baiern ine Totalniederlage erlitten, deren Folge war, daß die Franzosen ast keine Besitzung mehr in Deutschland behielten. Eugen ging nun ieder zum Heere nach Italien, wo er den Franzosen bei Cassano am 6. August 1705 ein heißes Treffen lieferte, wovon sich aber beide Theile den Sieg zuschrieben. Er wurde dabei durch einen Flintenschuß inter dem rechten Ohre und unter dem Kinn verwundet. Glücklicher ar er in der Schlacht bei Turin, am 7. Sept. 1706, eine der denkürdigsten im ganzen Kriege, überschüttete gleichsam den Prinzen mit Ruhm und befreite den Herzog von Savoyen aus der gefährlichsten Lage. Die Franzosen mußten sich zurückziehen, nahmen ihren Weg urchs Delphinat und räumten die ganze Lombardei, durch welches Ereigniß eine Capitulation zwischen dem Kaiser und Frankreich zu Stande am, deren Ratification am 4. März 1707 erfolgte. Auf kurze Zeit führte r das Commando über das Heer an der Mosel, begab sich aber bald on da zum alliirten Heere nach den Niederlanden. Nach einem siegeichen Gefechte bei Oudenarde unternahm Eugen, vereint mit seinem Siegsgefährten Marlborough, am 30. August 1708 die Belagerung von Lille. Am 22. Oct. ergab sich diese Stadt und am 8. Dec. auch die Citadelle nach einer tapfern Vertheidigung. Gent und Brügge wurden nnerhalb 12 Tagen den Franzosen ebenfalls noch entrissen und hiermit er Feldzug in Flandern beendigt, der einer der glänzendsten war, den ie Waffen der Alliirten geführt hatten. Nachdem die Truppen in die Winterquartiere verlegt waren, ging Eugen nach Wien, traf aber im April 1709 wieder im Haag ein. Auch in diesem Jahre waren die Niederlande der vornehmste Schauplatz seiner Kriegsthaten. Das Wichtigste n diesem Feldzuge war die Schlacht bei Malplaquet den 12. Sept., in welcher Eugen über den tapfern Marschall von Villars siegte und ge-

Digitized by Google

fährlich verwundet wurde. Auch hier behauptete er jene nur den gröbsten Geistern eigne Gemüthsruhe. Als seine Officiere in ihn drangen, daß er für seine eigne Person sorgen möchte, gab er ihnen zur Antwort: „Wozu ein Verband, wenn wir hier sterben sollen? Kommen wir davon, so ist dazu heute Abend Zeit genug". Eugen trat jetzt auf einige Zeit von dem Kriegsschauplatze ab, um nach Berlin eine wichtige Sendung zu übernehmen. Mit Auszeichnung wurde er daselbst empfangen und bei seiner Abreise mit einem mit Diamanten besetzten Degen beschenkt. Den neuen Feldzug in Flandern eröffnete Eugen mit der Belagerung und Eroberung von Quesnoi. Ein Fehler aber, den der holländische General Albemarle bei Denain beging, nöthigte den Prinzen, Quesnoi und mehre andere Städte wieder zu verlassen. Da endlich 1714 der Friede zu Stande kam, so genoß der Held einiger Ruhe, bis der Krieg mit den Türken sich erneuerte. Eugen schlug sie im August 1716 bei Peterwardein so, daß sie ihm das Lager überließen und im Oct. die Festung Temeswar übergaben. Im folgenden Jahre belagerte er Belgrad, wurde aber wieder von 100.000 Türken in seinen eigenen Verschanzungen belagert. Doch erfocht er im August einen vollständigen Sieg über sie, in welchem das ganze reiche türkische Lager dem Sieger in die Hände fiel. Belgrad ergab sich am folgenden Tage. Der passarowitzer Friede (1718) war die Frucht seiner Siege; er schloß ihn jedoch ungern; denn er hatte dem Kaiser gerathen, ganz Italien fahren zu lassen, wenn es seyn müßte, aber die Türken über den Hellespont zu jagen. 15 Friedensjahre hindurch, deren sich Oestreich nun erfreute, arbeitete Eugen mit gleichem Eifer im Cabinet. Noch einmal trat der Prinz 1733 am Rheine auf, die Franzosen nahmen aber gleichsam vor seinen Augen Philippsburg weg, und man bemerkte, daß nur noch der Schatten des vorigen Helden Eugen übrig sey. Er kehrte nach Wien zurück, wo er plötzlich am 21. April 1736 starb. Sein Nachruhm wird dadurch noch erhöht, daß er nicht nur mitten im Waffengeräusche die Wissenschaften liebte und beförderte, sondern auch oft die Stelle eines Gesandten zum größten Vortheile seines Hofes verwaltete. Auch als Privatmann erscheint er in dem günstigsten Lichte; denn er war Feind aller Ausschweifungen und Cabalen, und seine Redlichkeit machte alle Verleumdungen kriechender Hofleute fruchtlos. Eugen war klein von Statur, aber dabei gut gebaut. Sein Gesicht war etwas lang und braun, seine Augen schwarz und voll Feuer. In Geschäften war Eugen stets ernsthaft. Er liebte seine Krieger, sorgte für ihren Unterhalt, manchmal durch außerordentliche Mittel, schoß aus seinem Vermögen Geld vor, wenn er etwa zu lange vom Hofe ausblieb. Dafür und wegen so vieler Siege liebte ihn auch das Heer ungetheilt; sie nannten ihn gewöhnlich nur ihren Vater und hielten sich unter seiner Anführung beinahe für unüberwindlich. Durch Lektüre hatte der Prinz seinen von Natur schon sehr fähigen Geist noch mehr ausgebildet; sein Verstand war höchst scharfsinnig und durchdringend, seine Beurtheilungskraft richtig, besonders in der Auswahl der Menschen. Er sprach eigentlich wenig, aber klar, treffend und überzeugend, jedoch war in Gesellschaften der Held der angenehmste Mann, galant, munter, witzig. Nie schmähte er über Andere, war aber auch sehr sparsam mit seinem Lobe. Er wußte, daß er Feinde hatte, kannte sie auch zum Theil, blieb aber gleichgültig gegen sie und suchte niemals Rache. Die Weiber liebte er überhaupt, ohne sich an

Digitized by Google

hließend an Eine zu binden. Seine herrschende Leidenschaft war, wie s auch für seinen Stand ziemte, Ehrgeiz. Kein einzelner Mann hat brigens nie dem Hause Oestreich so vielfältige und wesentliche Dienste eleistet als Eugen. Man betrachte sein Wirken als Held und Staatsann; er war gleich groß auf dem Schlachtfelde wie im Kabinet. Von reien Kaisern war er die mächtigste Stütze, und glänzte beinahe ein albes Jahrhundert hindurch als ein Stern erster Größe. Hätte er auch loß durch die Schlacht bei Zenta Ungarn befreit oder durch die Schlacht bei Hochstädt Oestreich gerettet, durch die Schlacht bei Turin talien erobert, durch die Schlacht bei Belgrad Servien und die kleine Balachei gewonnen; so wäre er schon groß; aber alles Dieß zusamen macht ihn unsterblich.

Eugen, Herzog von Leuchtenberg, Fürst von Eichstädt, gewesener Vicekönig von Italien, der Sohn des Vicomte von Beauharnais und er Josephine Tascher de la Pagerie, nachmaliger Kaiserin der Franzoen, wurde 1781 zu Paris geboren. Sehr frühe verlor er seinen Vater, welcher als unglückliches Opfer der Parteiwuth in den Stürmen er Revolution sein Leben auf dem Schaffotte verbluten mußte. Unter Hoche begann Eugen in der Vendée seine Laufbahn als Krieger, und als in Beschluß des National-Convents den Einwohnern von Paris die Aufbewahrung von Waffen aufs strengste untersagte, ging Eugen zum amaligen Befehlshaber der Hauptstadt, Bonaparte, ihn mit aller Stärke ugendlicher Beredtsamkeit um Behaltung des Degens seines Vaters bittend. Gerührt von den edlen Gefühlen einer solchen Römerseele, gewährte ihm er nachherige Consul unter herzlicher Umarmung seine Bitte und wurde, a er Eugens Mutter, um ihr zu dem Besitze eines solch großherzigen Sohnes Glück zu wünschen, zu besuchen kam, Josephinens Gemahl (1796), mit der Vater Eugens. Von Bonaparte geliebt, sorgte dieser für eine durch die Stürme der Revolution unterbrochene Erziehung und erief ihn, als er in Italien befehligte, zu sich, wo er bald Gelegenheit and, das herrliche Kriegstalent seines Stiefsohnes zu bewundern. Nach em Frieden von Campo Formio 1797 wurde Eugen mit einem Auftrage ach Korfu gesandt und ging im folgenden Jahre mit Bonaparte nach legypten, wo er seinen seltenen Muth und Besonnenheit in den heftigten Kämpfen (beim Sturm auf Alexandrien, der Schlacht bei den Pyramiden, dem Aufstand in Kairo, der Belagerung von Akre, wo er beim rsten Sturme unter einer einstürzenden Mauer beinahe begraben wurde, nd in der Schlacht bei Abukir) auf das glänzendste kund that. Er ehrte nach diesem gefahrvollen Feldzuge mit Bonaparte nach Frankreich urück, zeichnete sich als Cavallerie-Capitain bei Marengo so tapfer aus, aß er auf dem Schlachtfelde als Schwadronschef begrüßt, 1802 aber ls Obrist über das von ihm selbst errichtete Gardejäger-Regiment veretzt wurde. Während der Consularregierung studirte Eugen mit Eifer ie Kriegswissenschaften und deren Anwendungen, sodaß er bald als einer er geschicktesten Taktiker im Heere glänzte und Bonaparte sich seiner orzugsweise zur Ausführung schwieriger Manövers bediente. 1804 rhielt er die Würde eines Brigadegenerals und nach Napoleons Thronesteigung den Titel eines kaiserlichen Prinzen. Nachdem sein kaiserlicher Vater zum König von Italien gekrönt war, ließ er Eugen als Vicekönig n Mailand, wo er die bürgerliche und militairische Gewalt in seine Hände legte. Trotz seiner Jugend, rechtfertigte der 23jährige Prinz bald

Digitized by Google

das Vertrauen, womit ihn der Kaiser beehrt hatte. Allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung gab er mehr Festigkeit und Ordnung und machte in den Finanzkammern die Sparsamkeit zum ersten Gesetze. Vorzügliche Sorgfalt verwendete er auf das Justiz- und Polizeiwesen und die Organisation des Militairs, und in wenigen Jahren stand das italienische Heer mit dem französischen fast auf gleicher Stufe. Ackerbau, Handel, Kunst- und Gewerbfleiß fanden Aufmunterung; der öffentliche Unterricht erhielt zweckmäßigere Begründung, zahlreiche Collegien wurden in den großen Städten errichtet, und die Hochschulen zu Pavia, Bologna und Padua erhoben sich auf den Gipfel ihrer schönsten Blüthe. Dem in Italien fast räuberischen Betteln wurden Grenzen gesetzt und die Wohlthätigkeitsanstalten erhielten eine nachhaltiger wirkende Einrichtung. Als vorzüglicher Freund, Kenner und Beschützer der schönen Künste, setzte er in dem Museum zu Brera, in dem Conservatorium der Musik und der Deklamation rühmliche Denkmäler seines Namens, sowie das schöne Nachtmahlsbild des Leonardo da Vinci, welches er in Mosaik ausführen ließ, stets eine würdige Probe seiner hohen Kunstliebe seyn und bleiben wird. Nach dem Feldzuge von 1805 vermählte er sich mit der durch alle Reize des Geistes und Herzens verherrlichten Prinzessin Auguste Amalie von Baiern. Während des Krieges von 1806—7 mit Preußen und Rußland blieb er in Italien, um Oestreich zu beobachten, und nur eine Abtheilung seines Heeres focht in diesem Feldzuge. 1807 ward er von Bonaparte adoptirt und zum präsumtiven Thronfolger Italiens ernannt. Im Kriege mit Oestreich 1809 verlor Eugen gegen Erzherzog Johann die Schlacht bei Sacile, lieferte ihm aber bald glänzende Treffen, die ihm den Weg nach Oestreich bahnten. Schnell rückte er auf Wien vor, schlug die Oestreicher immer zurück und setzte durch seinen vollständigen Sieg über sie bei Raab und durch seinen Heldenmuth im Riesenkampfe bei Wagram diesem ruhmvollen Zuge die Krone auf. Bonaparte überhäufte ihn mit Wohlwollen und nach dem Frieden wurde er Lieutenant des Kaisers. Jetzt fast mit dem höchsten Glanze des militairischen Ruhmes überstrahlt, hatte er eine harte Prüfung, die Ehescheidung seiner Mutter, deren Zeuge er war, zu bestehen. Er wollte sich ganz von den öffentlichen Geschäften zurückziehen, und nur die Bitten seiner Mutter und des Kaisers selbst konnten ihn bewegen, seine Würden zu behalten. Am 3. Mai 1810 ernannte ihn Bonaparte zum künftigen Nachfolger des Fürsten Primas, zum Großherzog von Frankfurt. In Italien beschäftigte ihn indeß die Organisation der neuen durch den wiener Frieden mit dem Königreich vereinten Departemente, und bei den Mißhelligkeiten zwischen dem Papste und Bonaparte zeigte er Mäßigkeit und Klugheit und ebenso viel Menschlichkeit in Behandlung der sich gegen das Verfahren des Kaisers auflehnenden Geistlichkeit. Am Kriege mit Rußland 1812 nahm er thätigen Antheil und zeigte mit seinem Heere seine kriegerische Bravour vorzüglich in den Treffen von Ostrowno und Mohilow, wo er mit den Seinen eine Brustwehr gegen den Andrang des russischen Heeres bildete. Auf dem Rückzug von Moskau verließ ihn seine Energie, Ruhe und Festigkeit keinen Augenblick; stets gefaßt und im entscheidenden Falle resignirt, flößte er seinem entmuthigten Kriegern Selbstvertrauen und Muth ein. Nach Murats Abgang übernahm Eugen die Leitung des Heeres, sammelte und ordnete die Trümmer desselben und gab durch seinen 26tägigen Aufenthalt in Posen den Oder- und

Digitized by Google

lbefestigungen Zeit, sich in Vertheidigungsstand zu setzen und mit allem
öthigen zu versehen. Mit seiner kleiner Schar hielt er die Russen und
reußen 4 Monate an der Elbe zurück, indeß Bonaparte ein neues Heer
i Stande brachte. Während seines Rückzuges hielt er auf strenge
annszucht und schützte Berlin vor den Greueln einer Plünderung. Zum
iege bei Lützen trug er Vieles bei und befehligte dann die Vorhut bis
resden in mehren Treffen beim Uebergange über die Elbe. Oestreichs
üstungen zum Kampfe riefen ihn nach Italien, wo er aber auf Nichts
s Mängel und sonstige Schwierigkeiten stieß. Schnell wußte er Dieses
i beseitigen, und in weniger als 2 Monaten stand er mit einer Schar
on 40.000 M. schlagfertig an den Grenzen. Er ging über die Alpen
nd beschloß, um den Feind in Schranken zu halten und seine jungen
ruppen an den Krieg zu gewöhnen, sich bloß auf die Vertheidigung zu
schränken. Baierns Verein mit Oestreich nöthigte ihn, sich an die
tsch zurückzuziehen, und der Abfall des Königs von Neapel zwang ihn
im Rückzuge hinter den Mincio, wo er sich bis zu Ende des Krieges
gen eine drei Mal stärkere Gegenmacht behauptete, und sogar die Oest-
icher in einer Schlacht an diesem Flusse und die Neapolitaner unter
n Mauern von Parma besiegte. Nach Bonaparte's Sturz verließ er
talien und begab sich nach München mit dem Entschlusse, daselbst in
uhe mit seiner Familie zu leben und sich mit der Erziehung seiner Kin-
r zu beschäftigen. Von München übernahm er auf die dringenden
itten seiner Mutter und seiner Schwester eine Reise nach Paris, wo
durch sein anspruchloses Betragen sich den hohen Beifall des Kaisers
lexander erwarb, dessen Verwendung bei den übrigen hohen Verbün-
ten auf dem wiener Congresse er die Erhaltung seiner Dotationen in
talien verdankte. Bei der Entweichung Bonaparte's von Elba sich
thig verhaltend, kehrte er von Wien nach München zurück, wo sein kö-
iglicher Schwiegervater ihm den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg
rlieh, das Fürstenthum Eichstädt unter baierischer Landeshoheit über-
ab und seine Nachkommen im Falle des Aussterbens der baierischen
nie für erbfähig erklärte. Seitdem lebte er im Schoße seiner Familie
Ruhe und erwarb sich durch seine edlen Eigenschaften viele Freunde.
823 unterlag er auf kurze Zeit den Anfällen einer Krankheit, von der
wieder genas; aber von kurzer Dauer war die darüber empfundene
reude seiner theuern Angehörigen. Nach 2 Monaten erneuerte sich die
rankheit, die durch eine hinzugetretene Lähmung höchst bedenklich wurde.
ergebens kämpfte der Prinz mit aller Kraft seiner starken Natur und
ner Seele voll Energie dieser Krankheit entgegen. Er fühlte sein Ende
rannahen, machte 3 Tage vor seinem Tode sein Testament und empfing
it frommer Ergebung die letzten Tröstungen der Kirche, worauf er am
1. Febr. 1824 in den Armen seiner Gemahlin verschied, 4 Töchter und
Söhne hinterlassend. Eugen war einer von den Männern, die unter
nem einfachen und bescheidenen Aeußern einen großen Charakter und
he Talente verbargen. Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Menschlichkeit, Liebe
r Ordnung und Gerechtigkeit bildeten die Grundlage seines Charakters.
Weise im Rathe, unerschrocken im Kampfe, gemäßigt in Ausübung der
ewalt, zeigte er sich niemals größer als im Unglück, wie die Ereignisse
n 1812 und 1814 beweisen. Freundlich und wohlwollend gegen Jeder-
ann, hatte seine Seele keine Ahnung von Haß oder von Neid; er war
mer nachsichtig, immer geneigt, die Fehler Anderer zu entschuldigen.

Digitized by Google

Nie setzte er eine schlechte Absicht voraus, nie gab er der Schmäh Gehör. Im Wohlthun zeigte er sich unerschöpflich, und selbst gro Entfernungen setzten ihm hier keine Schranken. Ebenso gleichgültig gegen die Gefälligkeiten der höchsten Gewalt wie gegen die Volksgunst, trieb e vielleicht die Bescheidenheit und Selbstverleugnung zu weit, verachtet Verleumdung und fand es unter seiner Würde, sich eine Partei zu machen. Bei dieser Unzugänglichkeit für alle Parteien wußte er indessen Da was gut und gerecht, ebenso zu schätzen wie er Dasjenige verabscheute, was, von welcher Seite man es ihm auch darstellen mochte, ungerecht und unedel war. Auf diese Art vereitelte er die unsinnigen Entwürfe der Einen und die gehässigten Absichten der Andern. Seine großmüthige Seele neigte sich immer zu Dem, was gut, edel und nützlich ist. Wenige große Männer möchten, sowie er, mit gleichem Erfolg ihr öffentliches und Privatleben zur Prüfung vorlegen können. Aus dem Drange der politischen Stürme trat er rein und untadelhaft hervor, und sein Na erhebt sich jetzt wie ein strahlender Leuchtthurm mit Hinweisung auf de Schiffbruch so manches andern glänzenden Namens und zur Aufdeckung der zu vermeidenden Klippen für Diejenigen, die nach ihm kommen werden. S. „Prinz Eugen und sein Hof ꝛc.", bearbeitet von Helmi (Dresd. 1824), und „Vie politique et militaire d'Eugène Beauharnais, vice-roi d'Italie" von Aubriet (2. A., Paris 1825). Seine Schwester ist die Herzogin von St.-Leu, Hortense Eugenie, geschieden von Louis Bonaparte. Ihm folgte sein Sohn, Herzog August, geb. den 10. Da 1810; seine älteste Tochter Josephine, ward den 23. März 1823 mit dem Kronprinzen Oskar von Schweden, seine zweite, Eugenie Hortense, den 22. Mai 1826 mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen, und die dritte, Amalie, den 2. Aug. 1829 mit dem Kaiser Don Pedro von Brasilien (seit seiner Abdankung Herzog von Braganza sich nennend) vermählt.

Euklides, aus Megara gebürtig, Stifter der megarischen Schule, war ein so beharrlicher Schüler des Sokrates, daß er ungeachtet des athenischen Edicts, das allen Megarären bei Todesstrafe Athen zu betreten verbot, Abends in Weiberkleidern nach Athen kam und am frühen Morgen zurückging. Mit dem Unterricht des Sokrates verband er auch das Lesen der ältern Sophisten und Eleatiker. Bei Sokrates's Tod war er gegenwärtig. Bei ihm verbargen sich Plato u. a. Schüler des Sokrates die erste Zeit nach dem Tod ihres Lehrers. Euklides hatte einen sanften und duldenden Charakter. Einst sagte sein Bruder, der sich von ihm beleidigt glaubte, in der Hitze zu ihm: „Ich will sterben, wenn ich mich nicht räche". „Und ich — erwiederte Euklides ganz ruhig — wenn ich dich nicht zwinge, mich noch immer zu lieben". In der von ihm gestifteten philosophischen Schule wurde hauptsächlich eine durch die Ansichten der Eleaten (mit denen er annahm, daß nur Eines sey, — das Wahre und Gute) und Sokrates modificirte Dialektik gepfleget und geübt. Die schon den Alten, noch mehr aber uns wegen Mangel vollständiger Kenntniß als leere Streitkünste (weßwegen diese Schule auch die eristische oder streitsüchtige heißt) erscheinende Spitzfindigkeiten scheinen den Zweck gehabt zu haben, die in dem Denken und Erkennen, in dem Rationalismus und Empirismus sich hervorthuenden Schwierigkeiten hervorzuheben, und einige Dogmatiker, vorzüglich Aristoteles und Zeno, in die Enge zu treiben. Die praktische Philosophie scheint die megarische

Digitized by Google

Schule, den Stilpo ausgenommen, weniger interessirt zu haben. Euklides . 424 v. Chr. Eubulides, Alexinus, Diodorus Kronos und Stilpo aren die berühmtesten Megariker. — 2) Euklides, geb. um 308 v. hr. zu Gela oder zu Alexandria in Aegypten, genannt der Vater der Mathematik, studirte zu Athen unter Plato, lehrte zu Alexandria unter tolemäus Soter die Geometrie. Unübertroffen ist die Strenge seiner Methode. Seine „Elemente" besitzen wir nach einer im 4. Jahrh. n. hr. veranstalteten Revision (eine der besten Ausg. von Gregory, Oxford 1703, Fol., a. d. Griech. übersetzt von Lorenz, 2. Aufl., Halle 798). Die scharfsinnigste seiner Schriften ist über die geometrische nalyse. Was er über die Musik geschrieben, gibt uns den besten Begriff von dem Zustande dieser Kunst bei den Griechen.

Eule (strix L.), Gattung aus der Ordnung der Raubvögel (bei Goldfuß unter der Familie accipitrini, bei Cuvier unter den nächtlichen Raubvögeln, bei Oken unter den Geschlechtsfalken); haben zusammengedrückten, vom Grunde an gebogenen Schnabel, der mit Borsten umgeben ist, rundliche Nasenlöcher, gespaltene Zunge, großen, runden, nicht befiederten Kopf, große, vorwärts gerichtete Augen, mit steifen Federn umgeben, starke, befiederte Beine, 4 Zehen, deren eine sich nach vorn und hinten wenden kann, besseres Gesicht bei Nacht (bei Mondschein oder in der Morgen- oder Abenddämmerung), wo sie auf ihren Raub ausfliegen, scharfes Gehör, fressen kleine Thiere, werden dadurch mehr nützlich als schädlich, fliegen ganz leise. Man theilt sie in zwei große Hauptgeschlechter ab, namentlich 1) in die Schuhu oder Ohreulen, die zwei Federbüsche auf dem Kopfe, in Form von Ohren haben, und 2) in Eulen, die keine Federohren und nur große runde Köpfe haben. Jedes dieser Geschlechter hat wieder mehre Gattungen unter sich, als: der große, der kleine Schuhu (Uhu), die schwarze Eule, die Stock-Eule, die Thurm-Eule, das Käuzchen u. s. w. Die Eule galt bei den Alten als Todesverkünderin und überhaupt als schlimmer Bote, besonders in den römischen öffentlichen Auspicien. In Athen aber hielt man sie für eine Verkünderin des Glückes und Sieges, weil sie der Athene, der Schutzgöttin der Stadt, heilig war, daher sie auch auf athenischen und Colonialmünzen nebst dem Kopfe der Pallas (Minerva) vorkommt. Diese Ehre, sowie die, daß sie Symbol des unermüdeten Studiums in den Wissenschaften war und noch ist, verdankte sie ihrem Aufenthalte in der Einsamkeit, ihrem Durchwachen der Nächte und dem Ernsten, Finstern, scheinbar Nachdenkenden ihres Wesens. In neuerer Zeit hielt sie der Aberglaube für unheilbringend und verbindet sie mit allem Unheimlichen, mit Gespenstern, Hexen u. s. w., wegen ihres traurigen Geschreis, ihres nächtlichen Fluges, und weil sie oft den Krankenzimmern, welche spät Abends allein erleuchtet zu seyn pflegen, nachfliegt. Insbesondere macht in der Begattungszeit der Uhu, die große Ohreule (st. bubo L.), zahlreich zu 20—30 Stück fliegend, des Nachts durch Jauchzen und Puh-Puh-Schreien einen gewaltigen Lärm und gab daher zu der Sage von dem wilden Heere Veranlassung. Dagegen wird das Käuzchen (st. passerina L.) und der rauchfüßige Kauz (st. dasypus Bechst., st. tengmalmi L.) vom Aberglauben besonders als Leichenhuhn gefürchtet.

Eulenspiegel (Tyll) Dieser weltbekannte Abenteurer, geb. zu

Digitized by Google

Kneitlingen, einem Wolfenbüttel'schen Dorf unweit Schöppenstädt (nach Nieman in dem lauenburg'schen Dorfe Pampau), starb um's Jahr 133 zu Mölln, einem kleinen Städtchen vier Meilen von Lübeck. Daselbst findet man auch noch nicht weit von der Kirchthüre ein Häuschen, an man Eulenspiegels Grabstein wider die Mauer der Kirche gelehnt erblickt. Der Stein ist über vier Ellen hoch und etwa eine breit. Eulenspiegels Bildniß ist in Halbfigur darauf gehauen; er hält eine Eule und einen Spiegel in der Hand. Sein Name bezeichnet sprüchwörtlich alle muthwillig-lustige, närrische Streiche, die aus reiner Freude an solchen verübt werden; denn dergleichen verübend zog Tyll durch Niedersachsen und Westfalen, ja selbst nach Polen und Rom. Das Volksbuch, in welchem seine kurzweiligen Possen beschrieben sind, hat sich schon in einige hundert Jahre erhalten und ist zum Theil noch jetzt die erste Lektüre der lesbegierigen Jugend. Curtius Jael empfiehlt ihn in seinem „Lobe der Nachteule" als einen Sittenspiegel, jedoch die darin enthaltenen Zoten und Gröbeleien abgerechnet, die man, als im Zeitgeiste des vorigen Jahrhunderts gegründet, nicht nach dem Maßstabe unserer verfeinerten Bildung bemessen darf. Wann und in welcher Sprache das Volksbuch vom Eulenspiegel zuerst geschrieben worden sey, läßt sich nicht mit Gewißheit ausmitteln. Das Alter zu bestimmen, hat man auf folgende Vorrede in der gewöhnlichen Volksausgabe einen Schluß zu machen gesucht. Es heißt darin: „Da man zählet 1302 (in andern Ausgaben steht 1383 auch 1382, Herr von Murr glaubt, es müsse heißen 1502) bin ich durch etliche Personen und gute Gönner gebeten worden, die Historien und seltsamen schalklistigen Possen Tyll Eulenspiegels, eines Bauern Sohns, zusammenzubringen und zu beschreiben; welches ich wohl nicht füglich habe abschlagen können. Dieweil denn menschliche Natur und Wesen aus fröhlichem Gespräch oft und viel wird bewegt, daß Traurigkeit, Krankheit, Haß und Neid wird gemildert und vergessen: habe ich's, soviel möglich, verfasset; nicht in Meinung, daß man daraus Böses, sondern allein das Böse zu vermeiden lerne, auch sich vor listigen Menschen desto besser hüten könne; dann leider alle Welt Untreu und Bosheit voll ist. Verhoffe derohalben, ein Jeder werde sich selber in diesem Fall wohl können hierein richten und dieses mein Schreiben im Besten aufnehmen". Aus dem Titel der alten Volksausgaben des Eulenspiegels scheint zu erhellen, daß derselbe anfangs nicht in hochdeutscher, sondern in plattdeutscher Sprache geschrieben worden sey; denn auf allen Titeln steht: „Aus sächsischer Sprache auf gut hochdeutsch verdollmetschet, oder aus der niedersächsischen Sprache in Hochdeutsche übersetzt". Gewöhnlich hält man den bekannten Franziskaner Thomas Murner (s. d.) für den Uebersetzer desselben, weil es in einer alten Schrift heißt: „Murner hat herfürgebracht die hoch ergründeten Leer, mit namen die Narrenbeschwerung, die Schelmenzunft, die Grethmüllerin jartag, auch den Vlenspygel und andere schöne Bücher". Als Lieblingsbuch nicht allein der Deutschen, sondern auch vieler anderer Nationen, ist der Eulenspiegel ins Lateinische, Französische, Holländische, Polnische, Englische, Italienische u. a. Sprachen übersetzt, mehrmals nachgeahmt, unzählige Male aufgelegt, mit Anmerkungen herausgegeben und neu eingekleidet worden. (S. Reichard's „Bibliothek der Romane", Bd. 2. und 4; Flögel's „Geschichte der Hofnarren" und Görres „Ueber die Volksbücher".) Die älteste gedruckte Ausgabe

Digitized by Google

ſt, ſo viel man weiß, die hochdeutſche, Strasburg 1519, 4. Unter den vielen Abbildungen von ihm iſt der von Lukas van Leyden, einem Freunde Albrecht Dürers, im Jahr 1520 verfertigte Kupferſtich, ins gemein l'Espiègle oder Ulespiegle genannt, der merkwürdigſte. Er iſt klein Quart, 6 Zoll 4 Linien hoch und 5 Zoll, 2 Linien breit. Ein Mann ſpielt auf einer Sackpfeife und trägt zwei Kinder in einem Korbe auf dem Rücken; ein Eſel trägt auch zwei Kinder, und eine Frau ein's. Vor ihm geht ein Kind an einem Stecken daher, auf deſſen linker Schulter eine Eule ſitzt; dieß ſoll das Bildniß des jungen Eulenſpiegels ſeyn. In Paris ſoll es 1653 für 16 Louisd'or verkauft und in das Kabinet des Königs von Frankreich übergegangen ſeyn.

Euler (Leonhard), einer der berühmteſten Mathematiker des 18. Jahrh., geb. zu Baſel 1707, ſollte nach ſeines Vaters (Paul Euler, Prediger zu Riechen) Willen die Theologie ſtudiren; allein ſeine Neigung zog ihn ausſchließlich zur Mathematik und Phyſik hin, und die Verbindung mit Nicolas und Daniel Bernoulli beſchleunigte gar ſehr ſeine Fortſchritte in dieſen Wiſſenſchaften und war Urſache, als ſie 1725 einen Ruf nach Petersburg erhielten, daß ſie ihn verpflichteten, 2 Jahre darauf ſein Vaterland zu verlaſſen, um ſich zu ihnen zu begeben. 1727 ging er nach Petersburg, erhielt dort eine Anſtellung als Profeſſor der Mathematik und Phyſik und blieb daſelbſt bis 1741, wo er einem Rufe in dieſen Wiſſenſchaften nach Berlin folgte, kehrte jedoch 1766 von Neuem nach Petersburg zurück, bis er den 18. September 1783 ſtarb. Ob er gleich 1735 den Gebrauch des einen Auges und 1766 auch des andern verloren hatte, ſtudirte er doch unaufhörlich und arbeitete unter dem Beiſtande ſeiner Söhne und des Profeſſors Fuß ſo unermüdet, daß er 14 Bde. 8., 31 Bde. 4. und 393 Abhandlungen in verſchiedenen Memoiren der Akademie lieferte, 208 ungerechnet, die er handſchriftlich hinterließ. Euler war ein unmittelbarer Nachfolger Bernoulli's, welcher die Schule Leibnitzens gleichſam fortſetzend, die Wiſſenſchaft des Rechnens auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit hob, indem er kräftig den Schülern Newtons, welche die Begriffe der reinen Geometrie in dieſen Theil des menſchlichen Wiſſens überzutragen ſuchten, entgegenwirkte. Das Beiſpiel jener langen Deductionen, in welchen die Bedingungen des Problems erſt mit Hülfe algebraiſcher Sätze ausgedrückt werden, und dann das Rechnen allein über alle Schwierigkeiten obſiegt, verdankt ihm ſeine Entſtehung. Indem er die Mechanik durch die Analyſis behandelte, gab er der Differenzial- und Integralrechnung eine wiſſenſchaftlich-tiefere Begründung und Erweiterung. Die Probleme über das Weltſyſtem, welche Newton der Nachwelt zur Löſung hinterlaſſen hatte, machten einen weſentlichen Beſtandtheil der Studien unſeres unermüdlichen Phyſikers aus, deren gemeinnützige Reſultate denn auch meiſtens mit den ausgeſetzten Preiſen der Akademie bekrönt wurden. Sein Antheil an der Erfindung der achromatiſchen Ferngläſer zeigt, mit welchem Forſchungsgeiſte er das Feld der Dioptrik bearbeitete. In der Philoſophie war er in dem Beweiſe der Unkörperlichkeit der menſchlichen Seele und mit ſeinen theoretiſchen Waffen, welche er gegen Leibnitzens Monadologie und deſſen präſtabilirte Harmonie richtete, weniger glücklich. Faſt alle Theile der Naturwiſſenſchaften verdanken ihm Licht und faßlichere Darſtellung. Seine zahlreichen Schriften, welche nicht in Sammlungen erſchienen ſind, hat Meuſel verzeichnet. Wir

Digitized by Google

bemerken besonders: seine in der französischen Marineschule eingeführte, auch in das Englische, Italienische und Russische übersetzte „Théorie compl. de la construct. et de la manoeuvre des vaiss.“ (n. Aufl., Paris 1776); seine ausführliche dioptrische Abhandlung „Sur la perfection des verres object. des lunettes“, in den „Mémoires de Berlin“, 1747; seine bekannten „Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de phys. et de philos.“ (Berl. 1763, 3 Bde., seitdem mehre Male aufgelegt, auch deutsch, Petersb. 1773, bearbeitet); „Theoria motuum planetarum et cometarum“ (Berlin 1744, 4.); s. „Introductio in analysin infinitorum“ (Lausanne 1748, 2 Bde., übersetzt von Michelson, Berl. 1780); seine ausführlichen, noch immer als Hauptwerk erkannten „Institutiones calculi differentialis“ (Berlin 1755, 4., ebenfalls von Michelson deutsch, Berlin 1790); s. „Institutiones calculi integralis“ (Petersburg 1768—70, 3 Bde., 4.; n. Ausg., 4 Bde., 1792—94); s. ungemein faßliche „Anleitung zur Algebra“ (Ausg. von Ebert, Berl. 1801, 2 Bde.); s. „Dioptrica“ (Petersburg 1769—71, 3 Bde. 4.); s. „Opuscula analytica“ ꝛc. — Von seinen Söhnen trat in die Fußtapfen des Vaters Johann Albrecht, russischer Staatsrath, geb. zu Petersburg 1734 und gest. daselbst 1800. Unter den vielen Abhandlungen dieses gründlichen und gewandten Mathematikers befinden sich allein 7 gekrönte Preisschriften. Ein Verzeichniß derselben gibt Meusel.

Eulogium, das vorzüglichste Ritual der griechischen Kirche, worin die Liturgien und alle Pflichten und Dienste der Geistlichen beschrieben sind. Jakob Goar, ein Dominikaner, gab es 1645 zu Paris, Folio nebst einer Uebersetzung, heraus.

Eumenes, ein berühmter griechischer Feldherr, geboren zu Kardia im thracischen Chersones, Sohn eines Wagenlenkers, wurde wegen ausgezeichneter Talente Geheimschreiber beim König Philipp von Macedonien und stand auch bei Alexander in großer Gunst. Bei der Theilung des Reichs nach des Letztern Tode erhielt Eumenes Kappadocien und Paphlagonien; allein Antigonus vertrieb ihn aus dem Besitz dieser Länder und nöthigte ihn, zum Perdikkas zu entfliehen, in dessen Dienste er Krateros und Antipater mehrmals besiegte. Nach Perdikkas's Tode zog er gegen Antigonus und Seleukus, wurde aber von diesem bei Orcinia geschlagen und von den Argyraspiten, Kern des macedonischen Fußvolks, an Antigonus ausgeliefert, von diesem aber 315 vor Christ hingerichtet.

Eumenes I., König von Pergamus, Bruder und Nachfolger des Philetarus, regierte von 264—242 vor Christi, besiegte den Sohn des Seleukus, Antiochus, und vermehrte seine Länder durch mehre abgerissene Distrikte Syriens. — 2) Eumenes II., König von Pergamus, Neffe des Vorigen, Sohn und Nachfolger Attalus's I., regierte von 198—158 vor Christi, war ein treuer Anhänger der Römer im Kriege gegen Antiochus den Großen, erhielt von ihnen zur Belohnung den thracischen Chersones, die Stadt Lysimachia und Asia cis Taurum, stiftete die berühmte pergamische Bibliothek und ließ zuerst, weil die Ptolemäer die Ausfuhr des Papyrus verboten hatten, Pergament bereiten.

Eumeniden, Diren, Erinnyen (bei den Römern Furien), die Rachegöttinnen. Alle Etymologien über ihre Namen sind vergeblich. Die Alten drückten unter ihnen das böse Gewissen aus. Nach Hesiod entstanden diese Plaggöttinnen aus dem Blute, das vom entmannten

Digitized by Google

ranus auf die Erde fiel, oder waren Töchter der Nacht. Sie hielten
h nach der Meinung der Alten am Eingange in der Unterwelt in
fernen Kammern auf und plagten und peinigten Diejenigen, welche
der Welt etwas Böses begangen hatten und nicht mit den Göttern
ausgesöhnt worden wären. Oft wurden sie auch wegen begangener bö-
n Thaten zu noch lebenden Sterblichen geschickt. Auch brauchte man
e oft als ein Dichterbild, um durch sie Kriege und anderes Ungemach
ntstehen zu lassen. Ursprünglich hatten diese Gottheiten, wie die Har-
pien, Gorgonen u. s. w., keine abschreckende Gestalt, weil die heroische
Zeit einfältig an übermenschliche Wesen glaubte, deren Kraft Gutes
nd Böses wirke. Aber in dieser Uebermenschlichkeit ward Alles vereis
igt und erhöht, was damals für menschliche Tugend galt: Stärke,
chnelligkeit, Schönheit. Das Zeitalter der Weltweisen forderte sittliche
Vorzüge. Daher man nur den geheimen, den Gottheiten unterlegten
Sinn ehrte, das Aeußere in Fabel und Kunstwerk aber der Willkür der
Bildner und Dichter hingab. Je weniger daher einer der Volksdämonen
urch Umdeutung sittliche Vollkommenheiten annahm, desto grauenvoller
nd unmenschlicher ward seine Menschengestalt. So wurden denn auch
iese Eumeniden, früherhin wohlgestaltete Jungfrauen, späterhin mit
äßlichen Gesichtern und hervorgestreckten Zungen, mit krallig en Fingern,
unbeflügelt (später auch beflügelt), schwarz, mit blutbefleckten Augen
nd Schlangenhaaren geschildert. In der einen Hand hielten sie Fak-
eln, in der andern Peitschen, von zusammengebundenen Schlangen
eyflochten. Was wir über die Bildung der Eumeniden noch be-
itzen, sind wahrscheinlich etruskische Kunstwerke, auf denen die gerei-
igte Mythologie nicht zu erblicken ist. Hier erscheinen sie allerdings in
iner scheußlichen Gestalt. Sie hatten gleichwohl verschiedene Tempel.
Orestes erbaute ihnen dergleichen zu Kerynea in Achaja, worin alle Die
on Sinnen kamen, die etwas Böses begangen hatten. In dem Flecken
Kolonas bei Athen schöpfte man ihnen zu Ehren Wasser aus den drei
Brunnen mit Gefäßen, deren Handhaben mit Wollen umwunden waren,
ermischte dann dieses mit Honig und goß es gegen Morgen zu aus.
Ihre Würde und die Scheu vor ihnen war so groß, daß die Athener sie
nur die Ehrwürdigen nannten und kaum ihre Namen auszusprechen wag-
en. Auch wurden ihnen nur von freigebornen Jünglingen Opferkuchen
gebacken. Als Bluträcher vertrat ihre Stelle der Areopag, neben wel-
hem sich ihre Grotte und Kapelle befand, zu der man jährlich eine feier-
liche Prozession hielt, wozu aus den ersten Magistratspersonen zehn
Opfervorsteher gewählt wurden. Daher schließt auch Aeschylos seine Tra-
gödie, „Die Eumeniden", mit einer solchen Prozession. Arkadien ist die
Wiege dieses Mythus, der seinen Ursprung wohl in dem Wiedervergel-
tungsrechte hatte, das dadurch aus den Händen blutgieriger, barbari-
scher Richter zum Theil genommen und den Furien, als den zürnenden
Rächerinnen, überlassen wurde. Daher rächen sie auch ursprünglich die
zwei einzigen Verbrechen, welche das Alterthum kannte, Meineid und
Verwandtenmord, noch an den lebenden Familien. So finden wir sie
noch bei Homer. Sie erschienen aber erst nach ausgesprochenem Fluche.
Sowie aber das am frühesten cultivirte Athen zuerst förmliche Blutrichter
durch die Stiftung des uralten Areopagus bekommt, gelten diese Blut-
sühnungen nicht mehr, und die Zürnenden werden im schönen attischen

Digitized by Google

Euphemismus die Versöhnten, Wohlwollenden, die Eumeniden. Der auf dem Areopag gerichtete Orestes wurde nun das Symbol dieser Stiftung, durch Fabeln und Kunstwerke ausgeschmückt. Nun wandern die Ehrwürdigen durch die Höhle am Areopag; denn unterdessen ist der Tartarus und das Reich des Hades ausgebildet worden. Schon in der spätern „Odyssee" wohnen die Erinnyen bei der Proserpina am Saume der Westwelt. Hier vollziehen sie nun die Strafen im Tartarus, dem Minos dienend, und kommen nur dann besonders gerufen auf die Oberwelt, wenn Jemanden blutige Gedanken oder Wahnsinn eingeflößt werden sollen. So erschienen sie bei den römischen Dichtern vom Virgil an. Aber immerfort werden die Mörder in der Unterwelt von ihnen auch besonders gezüchtigt, wiewohl die spätere Vorstellungsart, Erinnyen und Pönä unterscheidend, unter den ersteren alle Rachgöttinnen, unter diesen aber nur die Bluträcherinnen verstand. Eine kleine aber vortreffliche Schrift über diesen Mythus ist Böttigers „Untersuchungen über die Furienmaske im Trauerspiele und auf den Bildwerken der alten Griechen" (Weimar 1801).

Eunomia heißt Gesetzlichkeit und ist der Name einer der drei Horen (s. d.), die man als eine bescheiden geschmückte Schönheit beschreibt, die dem Ueberdrusse wehrt, dem Muthwillen Einhalt thut, den Uebermuth mildert, die Zwietracht stillt und das verdrehte Recht gerade macht.

Eunuch, Verschnittener (griech.), s. Castration.

Eupen, Kreis des Reg.-Bez. Aachen, preußische Provinz Niederrhein, besteht aus einem Theile des Herzogthums Limburg, ist etwas mehr als 3 QM. groß, auf denen in einer Stadt, 31 Dörfern u. 19400 Menschen leben, welche, außer 332 Evangelischen, der kathol. Kirche angehören. Der Kreis wird von der Worm, Weeze, Geule oder Göhl und mehren Bächen durchschnitten, sowie von der Eifel erfüllt, ist eine ganz gebirgige, zum Ackerbau wenig geeignete Landschaft, deren Boden einiges Getreide, Erbsen, Kartoffeln, Rübsamen und Futterkräuter erzeugt. Die Viehzucht ist ansehnlich. In diesem Kreise sind viele Moräste, welche die Wege gefahrvoll machen. Die Industrie dieses Kreises hat seit einiger Zeit durch die Bereitung der sogenannten Limburger Käse zugenommen. Die gut gebaute Kreisstadt Eupen (franz. Neun), 2½ Stunden von Aachen, an der Weeze in einem reizenden Thale, von Wiesen und Gärten umgeben, Sitz der landräthlichen Behörde, eines Friedensgerichts, hat 4 Kirchen und Kapellen, höhere Bürgerschule, Waisenhaus, gegen 1000 Häuser und 9600 Bewohner. Die Manufakturen, der Haupterwerbszweig des Orts, liefern seit 30 Jahren so feine Tücher, daß ihre Draps des Gobelins und d'Elbeuf den in Frankreich verfertigten gleichkommen. Von gleicher Trefflichkeit sind die hier fabrizirten Casimire. Man zählt 20 große und 30 mittlere und kleine Häuser, die das Tuchgeschäft betreiben. In der Stadt sind ferner eine Kammgarnmanufaktur, eine Scheidewasserfabrik, Seifensiedereien und in ihrer Nähe Steinbrüche.

Euphemismus, eine Figur der Redekunst: die Umschreibung einer anstößigen und widrigen Sache mit mildern und gelindern Worten. So bedienten sich z. B. die Alten, um den Begriff des Sterbens auszudrücken, eines vielfachen Euphemismus. Auch bei uns sind die Worte: abscheiden, zu seinen Vätern versammelt werden ꝛc., Euphemismen dafür.

Digitized by Google

Euphonie, Wohlklang der Töne (Aesth.), ist ein Wohllaut, der sich auf den Klang oder die Qualität des Tones bezieht. Der Wohlklang der Sprache beruhet nur auf der gehörigen Mischung ihrer Elemente und Theile, und man muß eine doppelte Art unterscheiden, den Wohlklang im engern Sinne, absoluter, unbedingter Wohlklang, Wohlklang der Sprache, Wohlklang der Rede. Der Wohlklang der Sprache beruht auf der gehörigen Mischung der Elemente der Wörter, diese sind die einzelnen Laute, sowohl Vokale als Consonanten: Da die Vokale die tönendsten Laute sind, so müssen in einer Sprache, die wohl- und sanftklingend, leicht, weich und fließend seyn soll, eigentlich die Vokale das Uebergewicht haben; nur darf es nicht zu groß seyn, weil sonst die Sprache weichlich wird. Findet nun aber zwischen Vokalen und Consonanten das gehörige Verhältniß Statt, so muß auch unter den Vokalen selbst eine glückliche Mischung herrschen, daß die tönendsten, A und O, am öftersten, und die tonlosesten, E, Ue und I, am seltensten vorkommen, doch keiner zu häufig gegen alle andre, weil dadurch die Sprache eintönig würde. Ob nun gleich die Vokale der Sprache den eigentlichen Klang geben, so sind doch die Consonanten auch in Rücksicht auf Wohlklang für die Sprache sehr wichtig. Eine Menge Consonanten, die an sich einen rauhen Klang haben, Zusammenstellungen solcher Consonanten, welche einen unbequemen Uebergang in einander machen, hindern den Wohlklang und machen eine Sprache rauhklingend, hart und geschmeidig. Um das Zusammenkommen nicht verwandter und also schwer aussprechender Consonanten und überhaupt ihre zu große Anhäufung zu vermeiden, ist es sehr gut, wenn viele Wörter sich auf Vokale endigen. Wörter, die einen solchen Wohlklang haben, nennt man sonore Wörter. Gegen alle diese Regeln des Wohlklangs sündigt nun die deutsche Sprache: sie hat viel weniger Vokale, man kann im Durchschnitte gegen jeden Vokal in einem Worte wenigstens drei Consonanten rechnen; ihr häufigster Vokal ist gerade der tonloseste, das E; sie häuft die Consonanten fürchterlich, zu drei, vier, fünf, wohl gar sechs; es gibt Wörter, wo auf einen Vokal sieben Consonanten kommen, z. B. in strengst, schlingst; sie hat eine Menge rauher Töne, wie ch, sch, z; es kommen fast unaussprechliche Zusammenstellungen von Consonanten vor, z. B. ächzt, stampft; es endigen sich kaum zehn Wörter auf die tönenderen Vokale. Die deutsche Sprache ist also an sich betrachtet im geringsten nicht wohlklingend, sondern vielmehr das Gegentheil, und sie steht in Rücksicht des absoluten Wohlklangs offenbar allen andern europäischen Sprachen, ihre Schwestersprachen ausgenommen, nach. Allein bedingten Wohlklang, Wohlklang der Rede, kann sie allerdings haben; denn es ist möglich, obgleich schwer, die Wörter so zu wählen, daß alle jene Fehler größtentheils vermieden werden, wenn auch nicht ganz. Der Charakter unserer Sprache neigt sich freilich immer mehr zur Kraft als zur Weichheit; allein die Kunst unsrer Dichter hat Verse hervorgebracht, die, was Alles sagen will, sich den italienischen vergleichen dürfen. Der Dichter, der Redner soll also nach Wohlklang streben, weil er doch in unsrer Sprache möglich ist, und weil er ohne ihn nicht gefallen kann; nur höchstes Gesetz soll er ihm nicht seyn. Man könnte diese Art des Wohlklangs das Wohltönende nennen, und ein hoher Grad desselben heißt Musik der Rede. Der Wohlklang der Rede beruht aber noch auf etwas Anderm als auf dem Wohlklange der Wörter an

Digitized by Google

sich, auch auf ihrer verhältnißmäßigen Mischung in Rücksicht ihrer Länge und Kürze, der Länge und Kürze der Sylben, Sätze und Perioden, kurz auf den Numerus. Noch gibt es besonders einige Regeln, deren Uebertretung den Wohlklang hindert. Viele einsylbige Wörter hintereinander sind übelklingend, hauptsächlich wenn sie gleichen Ton haben, sie machen die Sprache zerhackt und zerstückelt, bringen Einförmigkeit hervor und hindern das Fließende; man sollte vermeiden, mehr als drei oder vier nebeneinander zu stellen. Ferner ist es sehr übel, wenn gerade der Accent, es sey Wort- oder Redeaccent, auf einer übelklingenden Sylbe steht; man muß diese so stellen, daß man so geschwind als möglich über sie hineilen kann. Läßt sich aber eine so harte Sylbe, ein rauhes Wort nicht ganz vermeiden, so hat man wenigstens dafür zu sorgen, daß die vorhergehenden und nachfolgenden desto wohlklingender sind. Ein Fehler ist auch der Hiatus, wenn ein Wort mit einem Vokal endigt und das folgende mit einem Vokal anfängt, besonders wenn der endende ein E ist. Endlich macht auch die zu häufige Wiederkehr desselben Klangs, desselben Lauts, derselben Sylbe, desselben Worts, den Gleichklang einer Rede übelklingend. Es muß in den Tönen Mannigfaltigkeit, aber doch in der Mannigfaltigkeit Einheit herrschen, damit durch die erste die Sinnlichkeit, durch die letzte der Verstand befriedigt werde. Der Mannigfaltigkeit steht entgegen die Eintönigkeit, der Einheit die Disharmonie. Diesen letzten Fehler veranlaßt auch die Einmischung fremder Wörter, wegen des besondern Klangs, den die Wörter jeder Sprache haben, und deßwegen schon sind fremde Wörter in der Poesie zu vermeiden. Die Dichter, welche in unsrer Sprache vorzüglich Wohlklang erreicht haben, sind Klopstock, Wieland, Voß, Bürger, Matthisson, Schlegel.

Euphrat, Frat, einer der größten und merkwürdigsten Ströme Asiens, entspringt auf dem Gebirge Taurus aus zwei Quellen; die eine, Murat, ist auf dem Aladagh im Schabeeser (Urmia), verliert sich 2 Meilen von Bajazid unter der Erde, kommt dann wieder zum Vorschein und vereinigt sich bei Arabkir mit dem Frat, der sich aus zwei Armen bei Erzerum gebildet hat. Der Fluß bildet darauf bei Semisat einen doppelten Wasserfall, macht verschiedene Krümmungen und nimmt den Karazu und Chabur auf, vereinigt sich nach einem kurzen östlichen Lauf bei Korna mit dem Tigris und ergießt sich nach einem Laufe von 500 Stunden bei Bassora u. d. N. Schaal-Arab (der arabische Fluß) in 3 Mündungen in der Breite von einer Stunde in den persischen Meerbusen. Sein Lauf ist in der Regel langsam und sanft. Sein Wasser ist fast beständig trübe, hat aber gereinigt einen angenehmen Geschmack. Zwischen ihm und den Tigris setzt man gewöhnlich das Paradies. Er ist nach der Vereinigung mit demselben für Babylonien (s. d.) ebenso wohlthätig wie der Nil für Aegypten, indem er vom Monat August an das Land überschwemmt und mit seinem Schlamme düngt.

Euphrosyne, s. Grazien.

Eupyrion (griech.) nennt man jetzt besonders diejenigen allgemein gebräuchlichen chemischen Schnellfeuerzeuge, die ein Fläschchen mit Schwefelsäure und Federalaun und Schwefelhölzchen enthalten, welche außerdem noch mit einer besondern Materie bestrichen sind. Bei Bereitung dieser Hölzchen taucht man Stäbchen aus weichem Holze zuerst in zerlassenen Schwefel, und dann in ein Gemenge von überoxydirtsalz-

Digitized by Google

auerm Kali, einigen Tropfen Traganthschleim und etwas Zinnober oder einem andern Farbestoff (letzteres bloß des Ansehens wegen), wonächst man sie trocknet. Stoßt man nun ein solches Hölzchen in die Flasche, o verbindet sich der Kali, wegen näherer Verwandtschaft, mit der Schwefelsäure und läßt die oxydirte Salzsäure los, deren Entbindung unter diesen Umständen die eigenthümliche Wirkung so großer Temperaturerhöhung mit lichter Flamme hervorbringt, daß sich der Schwefel am Hölzchen, und somit letzteres selbst entzünden kann.

Eure, Fluß in Frankreich, entspringt im Depart. Orne in der Gegend von Neuilly, wird bei Maintenon schiffbar, nimmt die Aure und den Iton auf, fällt nach einem Lauf von 21 Meilen bei Pont de l'Arche in die Seine. Von Maintenon aus wird ein Theil derselben nach Versailles geleitet und heißt: neue Eure. Nach ihr benannt sind die Dep.: 1) Eure im nordwestlichen Frankreich, gebildet aus mehren Landschaften der ehemaligen Normandie; 110 QM. groß, mit 430.000 Einw.; ist nur hügelig (300 Fuß ist der höchste Punkt); hat fruchtbaren Boden, wird bewässert von der Seine (bis 2400 Fuß breit), der Eure mit ihren Nebenflüssen, der Calonne u. a. Tiefer liegt der Morast Vernier und der See Grand Mare. Das Klima ist mild, doch thut der Vent roux oft Schaden. Man baut Getreide, Flachs, Gemüse, schlechten Wein, Obst, zieht Vieh (Pferde, Rindvieh, Schafe), gewinnt Eisen, treibt Industrie (Wollen-, Eisen-, Kupfer-, Leinenwaaren) und Handel. Das Depart. zerfällt in 5 Bezirke und hat zur Hauptstadt Evreux. — 2) Eure und Loire, ebendaselbst, gebildet aus einem Theil von Orléanois und Maine, 110 QM. groß, mit 266.000 Einw.; ist hügelig (höchster Punkt 500 Fuß), fruchtbar, und wird bewässert von den hier noch nicht schiffbaren Flüssen Eure und Loire und ihren Nebenflüssen, mehren Teichen und einigen Morästen. Das Klima ist angenehm. Man baut Getreide, Gemüse, Obst, Holz, Wein, zieht weniger Vieh, doch Bienen, gewinnt (wenig) Eisen, treibt auch weniger Industrie. Das Depart. hat 4 Bezirke und die Hauptstadt Chartres.

Eurhythmie, das Schönheits- oder Ebenmaß, oder die schöne Uebereinstimmung der Theile zu einem Ganzen, z. B. an einem Gebäude; besonders das schöne Verhältniß in der Bewegung, z. B. im Tanze, in der Musik, vorzüglich in der Sprache, wo sie aus einem dem jedesmaligen Gegenstande angemessenen Rhythmus entsteht.

Euripides. Im ersten J. der 75. Olympiade (480 v. Chr.) wurde an dem Tage, wo die Griechen des Xerxes Uebermacht bei Salamis schlugen, an eben diesem Orte Euripides von athenischen Eltern geb., und so trafen hier die 3 größten Tragiker Griechenlands zusammen; denn Aeschylos stand in der Reihe der Siegenden, und der junge Sophokles tanzte um die Trophäen. Von Euripides's Jugend wissen wir nur so viel, daß sein Vater, um falsch gedeuteter Weissagungen willen, ihn zum Athleten bilden wollte. Die eigne Natur zog den Jüngling zu andern Künsten. Anfangs übte er sich in der Malerei, dann aber studirte er bei Prodikos die Rhetorik, bei Anaxagoras (nicht bei Sokrates) die Philosophie. Allein der glänzende Sieg den Sophokles über Aeschylos davon trug, entflammte in ihm den Wunsch, sich der Dichtkunst zu widmen, um einst mit Sophokles zu wetteifern. So betrat er nun im 18. Jahre die rühmliche Laufbahn und übertraf noch oder blieb wenigstens in gleichem Schritte mit dem unsterblichen Sophokles.

Digitized by Google

Die Philosophie des Anaxagoras hatte, bei allen Annehmlichkeiten seines Geistes doch einen gewissen Ernst über ihn verbreitet, sodaß man nur selten die Miene des Lächelns und der Freude in seinem Gesichte wahrnahm. Er war ein abgesagter Feind von Kurzweil und Späßen. So sagt er in einem seiner Stücke: „Ich hasse jene unnütze Menschen, deren ganzes Verdienst darin besteht, sich auf Kosten der Weisen, von denen sie verachtet werden, zu belustigen". Vorzüglich stichelte er auf die Ausgelassenheit der Komödienschreiber, die dagegen seine Sitten zu verleumden suchten. Allein von seinem untadelhaften Leben ist Das der beste Beweis, daß er Sokrates's Freund war, der nur bei seinen Stücken das Schauspiel besuchte. Man hat ihn oft den Weiberfeind genannt, wahrscheinlich wegen seiner vielen Sentenzen über die Schwächen des weiblichen Geschlechts. Dennoch war er diesem Geschlecht eben nicht abhold und soll sogar 2 Frauen zugleich gehabt haben; auch fehlt es bei ihm nicht an Darstellung schöner Weiblichkeit, und seine Empfänglichkeit für die edlern Reize weiblicher Sittsamkeit ist unverkennbar. Nicht wahrscheinlich ist es, daß sein Weiberhaß und — seine eigne Frau ihn von Athen nach Macedonien getrieben; er folgte der Einladung des Königs Archelaos, eines großen Freundes von Gelehrten und Künstlern. Ob ihn gleich Archelaos sehr liebte und hochachtete, so gehörte doch Euripides nie zu seinen Schmeichlern und drückte sich nicht selten sehr freimüthig gegen ihn aus. Einer eingeführten Sitte nach brachten die Höflinge zuweilen dem Könige kleine Geschenke, Euripides aber nie; und da ihm Archelaos einst einen gelinden Vorwurf deßwegen machte, so antwortete er: „Der Arme, welcher schenkt, begehrt". Der Sage nach fand er bei ihm einen unglücklichen Tod: er ward von Hunden zerrissen oder starb an den Folgen ihrer Bisse, 407 v. Chr. Der Monarch ließ ihm ein prächtiges Denkmal errichten mit der Aufschrift: „Nie wird, Euripides, dein Angedenken erlöschen!" Noch ehrenvoller war für ihn die Inschrift an dem Cenotaphium, das die Athener ihm errichteten: „Ganz Griechenland ist des Euripides Denkmal, Macedoniens Erde bedeckt nur seine Gebeine". Der ihn überlebende Sophokles betrauerte öffentlich seinen Verlust. Athen nannte Beider Namen mit Bewunderung; doch gaben sie Letztern noch vor Euripides den Vorzug. Ueberhaupt unterschied er sich vom Erstern durch die größere Ruhe und einen gewissen Anstrich von Philosophie in seinem Style, indem Ersterer die Leidenschaften mit erschütternder Stärke schilderte. Sophokles's Personen waren wie die Menschen seyn sollten, die des Euripides wie sie waren. Gegen die angenommenen Grundsätze bei Verfertigung eines Trauerspiels stellte er oft Fürstinnen in dem Grade von der Leidenschaft der Liebe entbrannt dar, daß sie nur nach Ehebruch und Schandthaten zu lüsteten, und Könige, die mit Lumpen bekleidet wie Bettler die Vorübergehenden ansprachen. Dieß empörte anfangs Jedermann, weil er dadurch den Rang seiner Helden zu entehren und für das Leben gefährliche Beispiele aufzustellen schien; aber bald ließ man sich durch das Feuer, womit er Empfindungen und Leidenschaften zu schildern wußte, hinreißen. Seine größte Kunst bestand überhaupt in der Behandlung der verschiedenen Lagen des Gemüths. Wenn er die Wuth der Liebe darstellen oder Mitleid aufregen wollte, so übertraf er sich selbst und schwang sich zu einer Erhabenheit empor, deren er sonst nicht fähig zu seyn schien. Athen weinte über das Schicksal des Telephos

Digitized by Google

und wurde über das der strafbaren Phädra geführt; wie sollte es dem Verfasser seine Verstöße gegen die bisher angenommenen Grundsätze nicht verzeihen? — Seine Absicht war auch, das Trauerspiel zu einer Schule der Philosophie umzuformen; daher verwebte er das System des Anaxagoras und die Moral des Sokrates in seine Stücke und wußte durch eine hinreißende Beredtsamkeit denselben Eingang zu verschaffen. Der Gang der Leidenschaften bei Sophokles war rasch; ein einziger Zug, ein Wort bestimmte oft den ganzen Charakter seiner Helden und enthüllte ihre Geheimnisse; Euripides dagegen declamirte in langen Sentenzen und Betrachtungen, fand ein Vergnügen darin, seine Kenntnisse an den Tag zu legen und durch rednerische Einkleidung zu glänzen. Bei den Schülern des Anaxagoras und Sokrates fand er durch die Uebertragung der Philosophie in das Trauerspiel vorzüglichen Beifall, ob sie ihm gleich manche dem Despotismus zu günstige Ausdrücke nicht verzeihen konnten. Er erhielt den Titel eines Weltweisen der Schaubühne. Dagegen erklärten freilich Andere, daß so viel Sittensprüche, rednerische Wendungen, gelehrte Tiraden nicht für das Trauerspiel gehörten, daß sie den Zuschauer wieder erkälteten und daß daher Sophokles, der nie ein unnützes Wort sage, weit über Euripides stehe. Man kann indessen nicht leugnen, daß er die kühne, feurige und prachtvolle Sprache des Aeschylos und Sophokles zu ersetzen wußte. Ob er gleich selten ausschließend dichterische Worte brauchte, so wußte er doch die gemeinsten Worte durch Stellung und Verbindung gleichsam zu veredeln. Sein Styl hielt das richtige Ebenmaß zwischen Niedrigkeit und Erhabenheit und floß immer zierlich und deutlich, wohlklingend und dem Herzen sich sanft anschmiegend einher. So leicht aber seine Verse schienen, so schwer wurden sie ihm doch zu machen. Er war gegen sich selbst äußerst streuge. Einst sagte er: drei Verse hätten ihm drei Tage Arbeit gekostet. „Ich würde an deren Statt hundert gemacht haben", sagte ein mittelmäßiger Dichter. „Aber — antwortete Euripides — sie würden auch nur drei Tage bestanden haben". Was das Musikalische seiner Stücke betrifft, so nahm er fast alle Tonarten darin auf, besonders solche, deren Süße und Weichheit zum Charakter seiner Verse stimmten. Dieß fand anfangs bei Denen Tadel, die noch an den hohen und majestätischen Ton des alten Trauerspiels gewöhnt waren. So sagte Aristophanes: „Wir wollen Euripides singen lassen; er nehme vielmehr eine Leier oder vielmehr ein Paar Schneckengehäuse, andere Begleitung können seine Verse nicht aushalten". In der Anordnung des Stoffs seiner Stücke war er selten glücklich. Oft verletzte er die Wahrscheinlichkeit, führte die Zwischenvorfälle auf gewaltsame Art herbei, verband die Chöre nicht genau genug mit der Handlung; oft machte diese selbst nicht ein Ganzes aus und immer vermißte man Etwas bei seinen Knoten und ihrer Entwickelung. Er fiel zuerst darauf, den Inhalt des Stücks erst in einem langen Prolog vortragen zu lassen, der isolirt ohne Zusammenhang mit dem Stücke da stand. Hier wurden die Begebenheiten erzählt, die der Handlung vorher gegangen waren; die Geschlechtsregister der Hauptpersonen wurden auseinander gesetzt. Die Götter und Verstorbenen meldeten, warum sie aus dem Himmel oder aus dem Grabe kämen, sagten ganz trocken ihre Namen: z. B. „Ich bin Merkur, der Maja Sohn"; „ich bin Jokaste" u. s. w. Iphigenia erzählt ihr Geschlechtsregister von Pelops an und ihre eigene Geschichte, ohne Jemand

Digitized by Google

zu haben, mit dem sie spricht. Noch sonderbarer ist es, wenn er in einigen Prologen gar auch die Handlung des Stücks selbst voraus erzählt und dadurch allen Eindruck der Ueberraschung vernichtet. Ebenso fehlerhaft ist es, wenn er Sklaven wie Weltweise und Könige wie Sklaven reden läßt, und dem Volke zu schmeicheln, sich ganz unnütze Abschweifungen erlaubt, wie z. B. in seinem Trauerspiel: „Die Bittenden". Die großen Wirkungen seiner Stücke verschaffte er ihnen meistens durch ihre schauderhaften Katastrophen. Fehlerhaft in seinen Stücken ist auch der ihn bisweilen überraschende Hang zu Wortspielen, unanständigen Bildern, Ausfällen gegen die Weiber und zum Niedrigkomischen, das er bisweilen einmischt. Oft gibt er Proben des Tones schlechter Gesellschaft und beleidigender Vertraulichkeit, und läßt Kinder in grobe und Schimpfreden gegen ihre Eltern ausbrechen. Gegen solche Verstöße war indessen der gemeine Haufe verzeihlich; weniger aber wenn er bisweilen Sentenzen einmischte, welche die Moral umzustoßen schienen, freilich auch oft mit Unrecht. So sagt z. B. Hippolytus (v. 612): „Mein Mund hat den Eid geschworen; mein Herz kennt ihn nicht". Gegen diese Stelle empörte man sich, aber ungerechter Weise, weil sie zu den Umständen paßte. Ein andermal wollte man den Acteur festnehmen, der den Bellerophon machte, weil er gesagt hatte: Reichthum gehe über Alles. Schon schien das Stück seinem Falle nahe, als Euripides selbst auftrat. Er sollte den Vers wegstreichen, aber er antwortete: „Ich will nicht Lehren annehmen, sondern geben; habt Geduld, und ihr werdet sehen, daß Bellerophon die verdiente Strafe bekommt". Wer nun den Dichter von seinen beiden Seiten will näher kennen lernen, der kann es, wenn er August Wilhelm von Schlegels Schrift: „Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine", zusammenhält mit Dem, was er in seiner fünften Vorlesung über dramatische Kunst und Literatur gesagt hat. Die Zahl seiner Tragödien wird von 75 bis 92 angegeben; da es bekannt ist, daß er seine Werke mit großer Strenge feilte, so möchte die erste Zahl als wahrscheinlicher anzunehmen seyn. Es sind nur 19 auf uns gekommen. In Bothe's Uebersetzung (Berlin 1800, 5 Bde., Ausgabe letzter Hand, gr. 8. Mannh. 1823—24) kann der des Griech. Unkundige ihn ziemlich genau kennen lernen; man übersehe dann nicht, was Wieland über ihn in „Attischen Museum" und Jacobs in den Nachträgen zum Sulzer, 5 Bd., 2 St., gesagt hat. Die berühmtesten Ausg. des Euripides sind von Paul Stephanus (Paris 1602, 2 Bde., 4.), von Barnes (Cambridge 1694, Fol.), von Mulgrave (Oxford 1778, 4 Bde., 4.) und von Morus und Beck (Leipzig 1779—88, 4.). Die neuesten kritischen Ausgaben sind von Matthiä (Leipzig 1813—20, 6 Bde.) und von Bothe (Leipzig 1825 fg.). Um einzelne Stücke haben sich Valkenaar, Brunck, Porson, Markland u. A. verdient gemacht.

Europa, Europe, in der Mythologie, Tochter des Königs Agenor von Phönicien und der Nymphe Melia oder Telephassa, und Schwester des Kadmus. Die Fabel erzählt, daß eine Zofe der Juno ein Schminknäpfchen von dem Putztische der Göttin entwendete und es der Europa gab. Ihre dadurch noch erhöhte Schönheit gewann die Liebe des Zeus, der, um sie zu besitzen, sich in einen schönen weißen Stier verwandelte und in dieser Gestalt an den Ufern des Meeres erschien, wo sie mit ihren Gespielen lustwandelte. Sie fand den Stier so zahm

Digitized by Google

ich und zahm, daß sie es wagte, sich auf ihn zu schwingen, worauf die-
er mit der schönen Beute dem Meere zueilte und sich in dasselbe stürzte.
Plötzlich ebneten sich die Wogen, vor ihnen her zogen Liebesgötter mit
rennenden Fackeln und sangen das Brautlied; Nereiden tauchten aus
em Wasser auf, Tritonen und andere Meergötter der sanftern Art
benfalls; die Liebesgöttin wurde auf einer Muschel getragen und Po-
eidon selbst fuhr mit Amphitrite voraus. Jubelnd kam der Zug bis
kreta, wo der Stier sich in einen schönen Jüngling verwandelte und
ich der Europa nahte. Früchte dieser Verbindung waren Minos, Rha-
amant und Sarpedon. Später vermählte sie sich mit Asterius, König
on Kreta, welcher, da er selbst kinderlos blieb, jene drei adoptirte.
Nach ihrem Tode wurde sie von den Kretern, die ihr das Fest Hellotia
eierten, göttlich verehrt. Spätere Dichtung ist: Agenor sendete seine
Söhne Kadmus, Phönix, Kilix und Thasos aus, die Europa entweder
ieder zu finden oder nie wieder heim zu kehren; da ihnen Jenes nicht
elang, so blieben sie im Auslande und wurden die Stifter neuer Reiche
nd Völker. Spätere Auswanderungen wurden mit der der Europa
ereinigt. Viele Antiken stellen jenen Raub der Europa dar. Europa's
Namen (welcher „die Weiße" bedeutet) erhielt das mit weißen Bewoh-
ern bevölkerte Festland im Westen von Asien. Nach Andern bedeutet
Europa ein dunkles, unbekanntes Land, sodaß unser Welttheil im Gegen-
atz des cultivirteren Asiens so genannt worden wäre.

Europa, der kleinste Haupttheil unseres Erde, aber ausgezeichnet
urch Bevölkerung, Cultur des Bodens und Flor der Künste, der Wissen-
chaften, der Industrie und des Handels; daher die Menge großer und
ohlgebauter Städte Europa's, sowie dessen Macht und dessen Einfluß
uf die übrigen Erdtheile. Ueber den Ursprung des Namens s. d. vor.
rt. Derselbe kommt zuerst im Homerischen Hymnus auf den pythischen
poll vor, wo er indeß nur einen Theil des Ganzen anzudeuten scheint;
päter bezeichnet ihn Herodot IV., 35. 36. 41. 42. als den nördlichen
heil der damals bekannten Erde, von den Säulen des Herakles bis in
en fernen Osten von Asien. Unbestimmt blieb bei den Alten immer,
as zu Europa zu rechnen sey; als Ostgrenze setzte man zu Herodots
eiten bald den Phasis, wie Plato, bald den Tanais, wie Eratosthenes,
päterhin Mela und Ptolemäus. Der letztere gab Europa folgende Gren-
en: vom westlichen Ocean bis gegen Osten zum Tanais, mäotischen See,
ontus Eurinus, Propontis, Hellespont und zum ägäischen Meere, und
on dem mittelländischen Meere bis zum nördlichen Ocean. Den nörd-
ichen Theil Europa's kannten die Hellenen nicht, die Römer höchst un-
ollkommen, das Mittelalter wußte noch nicht, wie weit es sich gegen das
Eismeer erstrecke, und erst der neuern Zeit blieb es vorbehalten, diese
Grenzen genau auszuzeichnen. — Das feste Land dieses Erdtheils erstreckt
ich vom 8 bis 80° östlicher Länge. Die äußerste Spitze nach Abend
ind die westlichen Vorgebirge von Irland, die äußerste Ostspitze macht
ie östliche Ausbeugung südlich von der Waigatz-Straße. Island, das
och zu Europa gerechnet wird, erstreckt sich bis gegen den 12. Längegrad,
nd die azorischen Eilande, die ebenfalls zu diesem Erdtheile gehören,
ehnen sich bis zum 14° westlicher Länge aus. Die geographische Breite
Europa's fällt zwischen den 36 und 72°. Die nördlichste Spitze bildet
as Nordcap in Norwegen, die südlichste die Nordküste der Meerenge
on Gibraltar. Das südlichste europäische Land ist die Insel Kandia,

Digitized by Google

das nördlichste Spitzbergen. Die größte Ausdehnung dieses Erdtheils zwischen dem Vorgebirge St.-Vicent in Portugal und dem nördlichen Ende der Grenze zwischen Europa und Asien an der Waigatz-Straße beträgt gegen 900 Meilen; die größte Breite, zwischen dem Vorgebirge Matapan in Morea und dem Nordcap, 550 g. M. Europa wird nördlich begrenzt vom Eismeer, westlich vom atlantischen Meere, durch eine Linie, welche Island und die Azoren einschließt, südlich vom mittelländischen Meere. Aus diesem Meere zieht sich die Grenze, welche Europa und Asien scheidet, durch das griechische Inselmeer, die Meerenge der Dardanellen, das Marmor-Meer, den Canal von Konstantinopel und das schwarze Meer bis in den asowschen Meerbusen. Hier hört die unstreitbare Naturgrenze auf; denn bis zum Eismeere, auf einer Strecke von 370 Meilen, zieht man zwischen beiden Erdtheilen gewöhnlich die Grenze durch den Don und die Wolga, und läßt sie dann auf dem werchotur-schen Gebirge bis zum Eismeere laufen. Die Größe unseres Erdtheils wird verschieden bestimmt, theils wegen der unsichern Angaben von dem Flächeninhalte der einzelnen Länder, theils wegen der verschieden gezogenen Grenze zwischen Europa und Asien. Die geringste Annahme ist 160.000 Q.M., über 179.000 aber hat kein Erdkundiger angenommen, wie er auch die streitige Grenzscheide bestimme. Es gibt zwei große Erhabenheiten oder Hauptgebirgstöcke in Europa, von welchen die Gebirge, die durch den Erdtheil streichen, auslaufen. Die erste befindet sich in der Schweiz zwischen Rhein, Rhone, Aar und Etsch und macht den Mittelpunkt des Alpengebirges, zu welchem die höchsten Gipfel gehören (s. Alpen). Mit diesem Stocke hangen die Apenninen, der Jura, die Vogesen, Sevennen, Pyrenäen, der Schwarzwald, der Fichtelberg (s. Deutschland), der Thüringerwald, das Harzgebirge, der Böhmerwald, die Sudeten, die mährischen Gebirge und die Karpathen zusammen und durch östlich laufende Aeste der mächtige Hämus. Der zweite Gebirgsstock liegt in Rußland unweit der Quellen der Wolga, des Dons und Dnepr. Diese Hochebene ist durch einen Landrücken mit den Karpathen verbunden, nordwärts aber läuft ein höherer Rücken ab, der sich zu einem hohen Gebirge erhebt, das zwischen Rußland und Schweden und dann zwischen Norwegen und Schweden unter dem Namen der Kölen-Felsen streicht. Ein dritter Rücken zieht sich südlich zwischen dem Don und der Wolga nach dem Kaukasus, ein vierter zwischen den Quellen der Wolga und Dwina nach dem Uralgebirge, auf der Grenzscheide zwischen Asien und Europa. Der höchste aller europäischen Berge ist der zu den Alpen gehörige Montblanc in Savoyen, dessen Höhe nach den neuesten Bestimmungen auf 14.761 pariser Fuß über dem Meere geschätzt wird, die beinahe halb so hoch als die höchste Spitze des Himalayagebirges in Asien. Mehre von diesen Gebirgen, als der Aetna, der Vesuv, der Hekla, sind feuerspeiende Berge. Die ebensten und niedrigsten Länder sind Holland und Norddeutschland, Dänemark, Preußen und Rußland. Europa ist außerordentlich gut bewässert, obgleich seine Ströme wegen der geringen Landmasse keinen so langen Lauf und keine so große Wasserfälle haben als in andern Erdtheilen, besonders in Amerika. Von den vornehmsten Strömen fließen der Ebro, die Rhone und der Po in das mittelländische Meer, die Donau, der Dniester und der Dnieper in das schwarze Meer; der Don in das asowsche Meer; die Wolga in das kaspische Meer; die Dwina in das nördliche Eismeer; die Düna, die Weichsel und die Oder

Digitized by Google

n die Ostsee; die Elbe, Weser und die Gewässer des Rheins in die Nordsee; die Seine in den Canal; die Loire und Garonne, der Duero nd Tajo, die Guadiana und der Guadalquivir in das atlantische Meer. Den längsten Lauf haben die Wolga und die Donau. Von den zahlreichen Seen befinden sich die größten, welche jedoch keine Vergleichung mit den nordamerikanischen aushalten, in Nordeuropa, nämlich in Rußland der Ladoga- (der größte unter allen europäischen Seen), der Onega- und Peipussee; in Schweden der Mälar-, Werner- und Wettersee. An der Grenze von Deutschland und der Schweiz ist der Bodensee, an der Grenze der Schweiz und Italiens der Genfersee. In Ungarn sind der Platten- und der Neusiedlersee. Die Gewässer des Weltmeeres, welche zu Europa gehören, sind: das mittelländische, das schwarze, das deutsche, das baltische und das weiße Meer. Man unterscheidet dreierlei Landstriche in Europa, deren Grenzen nicht weniger durch örtliche Umstände, als durch Breitegrade bestimmt werden, den warmen, wo die Citrone im Freien blüht, bis zum 45°, die gemäßigten bis zum 63°, den kalten, wo kein Baum aufstrebt, kein Getreide mehr reift, schon diesseit der Polarkreise. Die Luft ist bei allgemein verbreitetem Anbau des Bodens und durch die Wirkung der Seeluft, welche von den tief ins Land eindringenden Gewässern weht, gesund und milde. Im südlichen Theile wenig Winter, in Mitteleuropa gemäßigte Wärme mit mäßigem Winter, im Norden starke Sommerwärme, aber heftige Winter. Die Natur hat Europa nicht so reich mit Erzeugnissen begabt, als andere Erdtheile. Es besitzt zwar alle zahmen Thierarten, und selbst in einem kleinen Landstriche das Kameel, aber an eigenthümlichen Thierarten ist es so arm, daß man kaum 16 ihm eigene vierfüßige Thiere zählt, größtentheils Mäuse und Fledermäuse. Einige wilde Thiere sind durch den Fortschritt der Cultur ganz ausgerottet worden. Der Steinbock (nur auf den höchsten Gebirgen), der Auerochs (in den Wäldern Polens und der Ukraine), das Elend (in Rußland und Preußen), der Biber (nur einzeln) werden immer seltener. Von lästigen Insekten und Ungeziefer aller Art ist Europa nicht so heimgesucht als andere Erdtheile. Muskitofliegen sind nur im Norden zahlreich, fliegende Heuschrecken nur zuweilen im Süden. Alle europäischen Gewässer sind fischreich, das deutsche Meer besonders ist der Sitz des Herings. Die geachtetsten Erzeugnisse des Pflanzenreichs sind Fremdlinge, die uns andere Erdtheile, besonders Asien, schenkten. Ursprünglich vielleicht sehr arm an nutzbaren Gewächsen, hat sich der Boden unzählige Schätze andrer Zonen angeeignet. Der südliche Theil, bis zum 45. Breitengrade, versorgt den ganzen Erdtheil mit edlen Früchten. Bis dahin reicht auch das Klima, worin der die Seidenraupe nährende Maulbeerbaum gedeiht. Der Weinbau reicht bis zum 50°, das gewöhnliche Getreide und die Kartoffeln gedeihen bis zum 60°, zuweilen selbst bis 65°; Mais bis 50, Reis bis 47, Aepfel und Birnen bis 55, Kirschen bis 60, Flachs und Hafer bis 62, Hanf und Taback bis 63, Birke und Weide bis 70, das Pferd und den Ochsen findet man höchstens bis 66, Schweine und Esel bis 60, Hirsch und Reh bis 64, den Hasen bis 55, das Rennthier aber nur im höchsten Norden bis 60° herab. In ganz Europa, ausgenommen im äußersten Norden, wird regelmäßiger Landbau getrieben, dessen Erzeugnisse hauptsächlich Getreide, Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf, Taback, Waid, Krapp, Safran, Kartoffeln sind. Mineralien hat Europa in hinlänglicher Menge. Seine Edelsteine sind von geringerer Güte, als

Digitized by Google

in andern Erdtheilen. Gold ist fast nur in Ungarn; Silber vorzüglich in Deutschland, Kupfer und Eisen aber, so wie feines Zinn, Blei und Quecksilber, werden reichlich gefunden. Die Steinkohlengruben sind unerschöpflich, Stein- und Quellsalz gibt es in Ueberfluß, und Seesalz wird vorzüglich an den Küsten der Südländer bereitet. Den Küsten der Ostsee ist der Bernstein fast ausschließend eigen. Die Zahl der Bewohner Europa's ist aus gleichen Gründen so zweifelhaft, als der Flächeninhalt. Sie ist gegen andere Theile der Erde sehr stark, etwa 200 Mill., doch ungleich auf dem Boden Europa's vertheilt (in den Niederlanden 443, in Norwegen 118, im Durchschnitt 1180 auf die QM.). Sie bestehen aus Völkern verschiedener Abstammung, die jedoch ursprünglich alle aus der großen Völkerwiege, aus Hochasien, oder über den Hellespont aus Kleinasien, herabgekommen sind. Wahrscheinlich später als Afrika, aber früher als Amerika, erhielt Europa seine Bewohner. Zieht man nun auch durch die äußere Gestaltung des Erdtheils begründete Grenzlinie vom Nordcap durch den bothnischen Meerbusen, die Ostsee, die Oder und die Karpathen, welche zwei große Hälften scheidet, Westeuropa, das gebirgig, und Osteuropa, das eine große Ebene ist; so hat man auch die Grenzlinie der beiden durch Sprache und Sitten ursprünglich unterschiedenen Völkermassen gezogen, welche Europa bewohnen. Die erste Hälfte ist seit 1400 Jahren der Sitz des germanischen Volksstamms, welcher die weltherrschenden Römer bezwang, und aus dessen Vermischung mit diesen die vielen Völker entstanden, die wir noch jetzt im südwestlichen Europa finden; in der andern Hälfte aber wohnen die slawisch-finnischen Völker, welche seit der Auswanderung der deutschen Stämme in die, von denselben verlassenen Sitze von Osten her einrückten. Es sind jedoch von den ältern Völkern, die vor jener großen Wanderung (s. den besondern Art. Völkerwanderung) unsern Erdtheil bewohnten, noch manche, aber nicht unvermischte Ueberreste vorhanden, welche zum Theil noch in ihrer Sprache — wie z. B. die Basken — das Denkmal ihrer Ursprünglichkeit aufbewahren; dahin gehören z. B. die Arnauten, Abkömmlinge der Illyrier, die Bewohner von Wales und Bretagne, vom Stamme der Cimbern, Irländer und Hochschotten, Abkömmlinge der Celten, die Neugriechen, Nachkommen der Hellenen. Einige andere Völker aber, welche nicht zu den beiden oben genannten Hauptmassen gehören, wie Türken und Tataren, sind später eingedrungen, und sowohl in Hinsicht auf Sitten als auf politisches Leben Fremdlinge in diesem Erdtheile. Man zählt in Europa folgende Hauptsprachen: die deutsche, von welcher zugleich die holländische, englische, schwedische und dänische entstanden sind; die lateinische oder römische, jetzt nur Gelehrtensprache aber Mutter der italienischen, französischen, spanischen, portugiesischen und walachischen Sprache; die slawische, wozu die russische, polnische, böhmische, wendische, bulgarische und serbische oder illyrische gehören; die neugriechische; die türkisch-tatarische; die finnische, die ungarische; die kimrische im Fürstenthum Wales und in einem nordwestlichen Theile Frankreichs (in der Bretagne); die schottisch-irische in Nordschottland und Irland; die baskische an den Pyrenäen. Am verbreitetsten sind die deutsche mit ihren Töchtersprachen, die von der römischen entsprungenen und die slawische Sprache. Europa nährt auch Theile zerstreuter Völker, der Juden und Zigeuner; von erstern ungefähr 2 Millionen, von diesen beinahe 340.000. Es gibt in Europa 3 Religions-

Digitized by Google

ßteme, welche auf den Glauben an Einen Gott gebaut sind: 1) das hristliche, das sich a) in das römisch-katholische (in Portugal, Spanien, Frankreich, Italien, Ungarn, Polen, Irland, Belgien, ferner einem Theile von Deutschland und der Schweiz, zahlreich in Rußland und Preußen, 117½ Mill.), b) das evangelische, welches sich in das lutherische und reformirte theilt, aber verschiedene, im Lehrbegriffe und in Gebräuchen abweichende Sekten begreift (in Dänemark, Schweden, Norwegen, Großbritannien und Irland, in Preußen, einem Theile von Deutschland und in der Schweiz und in Holland, zahlreich in Frankreich, Ungarn, Polen, 48½ Mill.), c) das morgenländische oder griechische herrschend in Rußland und Griechenland, zahlreich in der Türkei, 47 Mill.) theilt; 2) das mohammedanische (herrschend in der Türkei, aber in Rußland viele Anhänger zählend, 3⅜ Mill.), 3) das jüdische, fast in ganz Europa zerstreut und geduldet. Unter den Lappländern und Samojeden findet man noch Heiden, doch nur in geringer Zahl. — Die meisten Völker Europa's haben feste Sitze und treiben Ackerbau und Künste aller Art; nur im hohen Norden leben noch Lappländer und Samojeden von Fischfang, Jagd und Rennthierzucht, und an der östlichen Grenze führen noch einige kleine Völker ein Wanderleben. Vieles wirkte zusammen, den Europäern den Vorzug höherer Ausbildung vor andern Erdbewohnern zu geben. Zuerst hat das glückliche Klima, das dieser Erdtheil vor andern Ländern unter gleichen Breitengraden genießt, die Entwickelung der geistigen Kräfte begünstigt. Nicht minder wichtig waren die vielfachen Reibungen der verschiedenen Völker, welche in dem kleinen Europa zusammen wohnten; die Hindernisse, die der Boden ihnen entgegensetzte; der große Küstenstrich und der bequeme Seeweg zu den ihrem Boden versagten Schätzen nachbarlicher Erdtheile, die das in dieser Hinsicht so wichtige große Binnenmeer verknüpfte; die Umwandlung, welche der christliche Glaube in der Denkart und den Gesinnungen kraftvoller Halbwilden hervorbrachte; die Verbindung der auf Freiheit gegründeten Verfassung dieser Völker mit den Ueberresten bürgerlicher und politischer Cultur der Römer, die Theilung des Erdtheils in viele Staaten von mäßiger Größe und das unter denselben gebildete, durch eben jene angestammte Freiheitsliebe bewachte Gleichgewicht der Macht und endlich unter vielfachen Beförderungsmitteln der Cultur vorzüglich das eine, welches der Dauer derselben die sicherste Bürgschaft gibt, die Erfindung des Bücherdrucks. Die Cultur hebt sich täglich mehr und mehr. Besonders zeichnen sich in dieser Hinsicht die Länder aus, wo die deutsche und die mit ihr verwandten Sprachen geredet werden, ferner Frankreich und ein Theil Italiens. In keinem Erdtheile blühen die Manufakturen und Fabriken so außerordentlich, als in vielen europ. Ländern, namentlich in Großbritannien, Frankreich, Belgien, Deutschland und Helvetien; sie bearbeiten nicht allein europ. Naturprodukte, sondern auch außereuropäische, und liefern alle Bedürfnisse eines bequemen Lebens und des Luxus. Ebenso lebhaft ist der Handel, der in vielen Ländern durch Kunststraßen, Canäle, das wohleingerichtete Postwesen, Banken, Assekuranzen, Handelsgesellschaften und Messen befördert wird. Der Handel erstreckt sich nicht bloß auf Europa, sondern auf alle Erdtheile, und alle Meere werden von den Europäern befahren. Jedoch kommt keine europ. Nation in dieser Hin-

Digitized by Google

sicht der britischen gleich, welche die Beherrscherin der Meere ist und allein mehr Schiffe unterhält als alle übrige zusammen. — Europa ist der Sitz der Künste und Wissenschaften. Ihm verdankt die Menschheit die Erforschung der wichtigsten Wahrheiten, die nützlichsten Erfindungen, die schönsten Produkte des Geistes, die Erweiterung aller Wissenschaften; denn keine schließt die Europäer aus. Doch stehen hierin die deutschen und diejenigen Völker, welche die Töchtersprachen der lateinischen reden, auf einer höhern Stufe als die slawischen Nationen. In türkischen Nation ist die vielseitige wissenschaftliche Bildung der übrigen europ. Nationen ganz fremd geblieben. 85 Universitäten sorgen für den höhern Unterricht, ihnen arbeiten die zahlreichen Gymnasien und Lyceen vor und mit der Volksbildung beschäftigen sich die besonders in Deutschland zahlreich vorhandenen Volksschulen. An vielen Orten bestehen Akademien der Wissenschaften, Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen aller Art. — Die einzelnen Länder, woraus Europa besteht, werden nach den Hauptgebirgen (Alpen, Pyrenäen, Karpathen) und den größten Binnenmeeren in folgende Massen abgetheilt: 1) Alpenländer, und alpische: Deutschland und die Schweiz, südalpische: Italien, westalpische: Frankreich. 2) Pyrenäenländer: Spanien und Portugal. 3) Nordseeländer, westliche: die britischen Inseln, Belgien und Holland, östliche: Dänemark und Norwegen. 4) Baltische Länder, nördlich: Schweden, östlich: Rußland und Polen, südlich: Preußen. 5) Karpathenländer, nördlich: Galizien, südlich Ungarn, die Türkei und Griechenland. Nach der Verfassung theilt sich Europa in 3 Kaiserreiche (Oestreich, Rußland, Türkei), 2 Bundesstaaten (Deutschland und die Schweiz), 17 unabhängige Königreiche (Portugal, Spanien, Frankreich, Großbritannien, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Sardinien, beide Sicilien, Preußen, Baiern, Sachsen, Hanover, Würtemberg, Griechenland), überdieß mehre abhängige, als in Spanien die beiden Castilien, Aragonien, in Deutschland: Böhmen, in Italien: das lombardisch-venetianische Königreich, Polen u. a.; einen geistlichen Staat (Kirchenstaat), 6 Großherzogthümer, deren 5 in Deutschland (Baden, Hessen, Weimar, Mecklenburg-Schwerin und -Strelitz und Toscana), ein Kurfürstenthum (Hessen), 12 Herzogthümer, davon 9 in Deutschland, als: Oldenburg, Sachsen-Gotha, -Meiningen, -Altenburg, Braunschweig, Nassau, Anhalt-Dessau, -Bernburg und -Köthen; 3 in Italien: Lucca, Modena, Parma; ein Landgrafenthum (Hessen-Homburg), 13 Fürstenthümer, außer dem schwarzer. Neufchatel in Deutschland liegend, als: Hohenzollern-Hechingen und -Sigmaringen, Schwarzburg-Rudolstadt und -Sondershausen, Waldeck, Lippe-Detmold, Schaumburg-Lippe, Liechtenstein, Reuß-Greiz, -Schleiz, -Lobenstein und -Ebersdorf. Freistaaten sind die 22 verbündeten Cantone der Schweizer-Eidgenossenschaft, die Republiken San-Marino, Krakau, der ionische Inselfreistaat, die 4 freie Städte Frankfurt, Lübeck, Bremen und Hamburg. Prof. J. M. F. Schmidt's Charte von Europa, in 4 gr. Bl. (Berlin 1826) ist zugleich eine brauchbare Wandcharte für Schulen.

Europa (Geschichte). Seine erste Bevölkerung erhielt Europa aus Asien, zum Theil wahrscheinlich aus den Gegenden der Wolga und des Kaukasus, zum Theil wohl aus Klein-Asien über den Hellespont und die griechischen Inseln. Die Bibel nennt Japhets Nachkommen als die ersten Einwanderer (1 Mos. 10.). Gewiß ist jedoch weder der Name

Digitized by Google

rs zuerst eingewanderten Volks, noch die Zeit der ersten Einwanderung ekannt; nur scheint aus den griechischen Sagen zu erhellen, daß Volksämme der Pelasger (s. d.) sich in Thracien niedergelassen und von ier aus sich über Epirus, Thessalien, durch ganz Griechenland und lbst bis nach Italien verbreitet haben; daß ferner Colonien der Phöicier verschiedene Inseln und Küsten des mittelländischen Meeres mit inwohnern besetzten. Die erste uns bekannte Periode der Geschichte uropa's beginnt mit den Griechen (s. d., 1400 v. Chr.). Es könen vielleicht die Etrurier (s. d.) viel älter seyn, aber unsere Kenntiß von ihnen ist zu mangelhaft. Die Erstern sind die Lehrer der Nachelt in Künsten und Wissenschaften geworden. Hierzu trug die Menge hrer weit verbreiteten Colonien (s. d.) das Meiste bei. Der Argoantenzug (1268 v. Chr.) und der trojanische Krieg (1194 v. Chr.) sind enkwürdige Begebenheiten in ihrer Nationalgeschichte, allein noch denkürdiger sind die Kriege gegen die vereinigte Macht der Perser (490 —449 v. Chr.). In ihrer Staatsconföderation zeichneten sich Athen, acedämon und Theben (s. d.) nach einander aus, verzehrten ber in ihren Streitigkeiten gegen einander auch ihre Kräfte. Aus dieser eit stammt die griechische Wissenschaft und Kunst, welche zu einer hoen Blüthe gedieh und allen Völkern als ein nicht erreichtes Muster asteht. Bei der Zerspaltung Griechenlands vermochten die Griechen hilipp, König der Macedonier, nicht zu widerstehen; er siegte 338 v. hr. über sie. Alexanders des Großen Heerzüge und Eroberungen achten die europäischen Griechen durch ihre Verbreitung über Asien nd Afrika mit fremden Ländern bekannter, und die griechische Sprache ekam eine Allgemeinheit, welche später sehr wichtig ward. Unter Alexanders, das Reich wieder theilenden Nachfolgern gelangte Byzanz und Rhodus durch Handel und Schifffahrt zur Größe. Während die Carhager ihre Besitzungen auf Sicilien immer mehr erweiterten, trafen sie nit den Griechen und endlich mit den Römern zusammen, die nach der Unterwerfung von ganz Italien (272 v. Chr.) durch fortgesetzte Eroberungen (260—230) sich zuletzt durch Philipps II. von Macedonien Beiegung (221 v. Chr.), der Ptolemäer, der asiatischen Nachfolger von Alexanders Feldherrn und anderer Könige, durch den Sturz von Carbago (146 v. Chr.), durch die Ueberwindung Hispaniens und durch die Unterwerfung Galliens unter Cäsar und die eines Theils von Britanien unter den spätern Kaisern zum alleinherrschenden Volk der alten Welt erhoben. Nur Deutschland blieb unbesiegt und das Land nördlich er Karpathen unversucht. Westlich begrenzten die kriegerischen Parther, üdlich Arabiens Sandwüsten das bald aus einer Republik zu einem Kaiserreich (vgl. Cäsar, Augustus) übergehende Reich. Durch Colonien, wodurch sie ausgediente Soldaten versorgten, suchten die Römer die Eingebornen der bezwungenen Länder in Abhängigkeit zu erhalten, ihren wilden Freiheitssinn zu zähmen, dabei die Cultur des Landes zu fördern und bürgerliche Ordnung einzuführen. Sie wuchsen auch in Wissenschaften zu einem großen Volk und haben durch ihre Schriftsteller einen Einfluß auf die Cultur bewirkt, der sich noch bis auf die jetzige Zeit erstreckt. Durch die Besiegung der damals bekannten Welt und die einreißende Sittenverderbniß wurden die Römer des Kriegs allmählig entwöhnt, und unfähig, die Waffen selbst mehr zu führen, waren sie (von 250 n. Chr. an) ohne Hülfe den feindlichen Einfällen ihrer Grenznach-

Digitized by Google

baren ausgesetzt und mußten diese selbst und meist deutsche oder sarmatische Völker in Sold nehmen. Die christliche Religion breitete sich im Kampf gegen das Heidenthum aus; durch Konstantin den Großen erhielt sie politischen Einfluß (323). Nächstdem hatte die Verlegung der kaiserlichen Residenz nach Byzanz (331), die Aufnahme der Westgothen unter Valens (376) und die neue Theilung durch Theodosius d. Gr. in ein ost- und weströmisches Reich die wichtigsten Folgen für die Auflösung des Reichs, dessen westliche Provinzen deutsche Völkerstämme in Besitz nahmen. Der Einbruch der Hunnen (s. d.) unter Attila (450) war nur ein vorübergehender Sturm, wiewohl früher der erste Anstoß zur großen Völkerwanderung (s. d.) gewesen. Allein der Untergang des abendländischen Kaiserthums mit der Entthronung des letzten Kaisers Romulus Augustulus (456) durch den Deutschen Odoaker bezeichnet den Anfang des heutigen Europa und der neueren Staatengeschichte. Die aus den Trümmern des verfallenen weströmischen Reichs entstandenen Reiche gingen zum Theil nach längerer oder kürzerer Dauer durch Kriege unter sich wieder unter; so in Italien das herulische (476—493), das ostgothische (493—554), das Exarchat, eine oströmische Provinz (554—752) und das longobardische Reich (568—774); in Spanien: das suevische (411—585), das alanische (411—418), das vandalische (411—429) und das westgothische Reich (419—712); an der Küste von Afrika: das vandalische (429—535); in Gallien das westgothische (412—507. 536) und das burgundische Reich (414. 436—534); in Dacien und Pannonien das Reich der Gepiden (453—568) und Avaren (568—799) (sind in bes. Art. beschrieben). Andere Reiche erhielten sich dagegen, wie: die angelsächsischen (Heptarchie) in Britannien (449—825) und das spanisch-westgothische oder Oviedo in den asturischen Gebirgen (s. Asturien). Aber keines unter allen ward so mächtig (486—768), wie das Volk und das Reich der Franken. Neue Staaten nahmen zugleich ihren Anfang: das Khalifat (s. d.) der Araber in Spanien (712) und durch Eroberungen gegen sie die ersten christlichen Reiche daselbst (s. Spanien); Venedig entstand durch Flüchtlinge aus Oberitalien (449, 568) und der Kirchenstaat durch Pippins Schenkungen (756). — Europa erhielt im Westen und Süden durch die Niederlassung der deutschen Völker eine neue geographische Gestalt und die Länder andere Einwohner und Namen (vgl. Andalusien, Lombardei, England, Burgund, Frankreich ꝛc.). In Deutschland behielt zum Theil seine einheimischen Nationen mit ihren Namen; aber zum größten Theil verlor es durch Auswanderungen seine ehemaligen Bewohner, und ihre verlassenen Wohnsitze an der Ostsee. Oder und über der Elbe und Donau nahmen wendische Stämme ein. Sie gehörten zum großen Volk der Slawen (s. d.), das sich seit dem 6. Jahrh. an der Donau, Save im Osten und im Norden von Europa weit verbreitet hatte; germanische Völker wohnten dagegen im westeuropäischen und skandinavischen Norden. Dagegen setzte Karl Martell im Süden den Mauren, die fast ganz Hispanien erobert hatten und bereits in Frankreich eingefallen waren, durch die Schlacht von Tours (732) Grenzen. Wichtig waren die Veränderungen im bürgerlichen und sittlichen Zustand, welche die deutschen Völker in den eroberten römischen Ländern stifteten. Sie brachten überall hin als eigenthümlich germanische Einrichtungen: Heerbann und Geleit, aus dem sich in der

Digitized by Google

folgezeit das Lehnsystem entwickelte, freies Stimmrecht der Grundbesitzer
uf den Nationalversammlungen, eingeschränkte Regierungen, mündliches
ffentliches Verfahren und das Recht der Freien, nur von ihres Gleichen
erichtet zu werden. Den Ackerbau, die Handwerke und bürgerlichen
Gewerbe überließ man den Leibeigenen und den Hörigen und Unfreien.
Künste und Wissenschaften erlagen unter der eindringenden Barbarei,
nd nur in den Klöstern erhielt sich einige Gelehrsamkeit. Hierin zeich-
eten sich, außer Italien (wo das Mönchsleben seinen Anfang nahm),
ornehmlich England und Irland aus, wohin das Christenthum von
om aus (596) verpflanzt worden war (s. Augustinus) und dann
ieder durch engl. Missionarien ausgebreitet wurde. Diese Ausbreitung
es Christenthums und die Stiftung vieler Klöster und Bisthümer machte
ie lateinische Sprache zur gelehrten und die römische (lateinische) Kirche
u herrschenden in den Abendländern, in denen auch durch Vermischung
es germanischen Sprachstammes mit dem verdorbenen Latein (lingua
omana rustica) der Provinzialdialekte allmählig neue Landessprachen
ntstanden. Das Ansehen der Geistlichkeit und des römischen Bischofs
ahm jetzt um so mehr zu, da bei der allgemein damals herrschenden
Unwissenheit ihr Beistand in allen wichtigen Privat- und Staatsangele-
enheiten unentbehrlich war. Doch blieb der Clerus noch der höchsten
eltlichen Gewalt unterworfen, und Stephan III. ward weltlicher Fürst
ur unter fränkischer Souverainetät (756). Karl der Große (s. d.),
önig der Franken (768), stiftete ein neues Weltreich, das vom Ebro
is an die Weichsel und Theiß und von der Nordsee bis an das südliche Italien reichte. Er würde als römischer Kaiser den Westen mit
em Osten von Europa verbunden haben (802), wenn die projectirte
Vereinigung mit dem byzantinischen Reich durch eine Heirath gelungen
äre. Bald nach seinem Tode (814) während der Theilungskriege
817—840. 841) verfiel das Reich wieder. Seine Nachkommen sahen
ich endlich genöthigt, dasselbe im verdumer Vertrag zu theilen (843).
Durch diese Reichseintheilung, sowie durch den Abfall von Grafschaften
nd Herzogthümern, entstanden die besondern Reiche Deutschland, Frankreich, Burgund, Italien, Navarra, Barcelona, Obotritien, Böhmen,
Mähren. Auf kurze Zeit war einmal die fränkische Monarchie, dem
größten Theile ihrer Länder nach, wieder in der Person des Kaisers
Karl des Dicken vereinigt (884—887). Während der innern Kriege
m karolingischen Hause trat mit dem Verfall des Heerbanns und der
Allodialfreiheit die Feudalverfassung und mit ihr das Faustrecht ein.
Unter den neuen karolingischen Staaten war anfangs keiner, der ein
ntschiedenes Obergewicht besessen hätte; später erhob sich das deutsche
Reich durch seine Verbindung des Königreichs Italien mit der Kaiserwürde (962) zu hohem Ansehen; hingegen entstand die geistliche Weltherrschaft des Papstes. Sie bewahrte allein Europa vor einer gänzlichen
Barbarei, denn sie bewirkte einen christlichen Völkerverein durch gegenseitige Communication unter den entferntesten Nationen und war der
allgemeine Vereinigungspunkt für die isolirten Staaten, ja es verbreitete
ich sogar das Christenthum unter den das getheilte karolingische Reich
art bedrängenden Slawen, Ungarn und Normännern, welche Letztere sich
uf den Küsten von Frankreich (912), Unter-Italien (1016) und Sicilien (1080) niederließen und ganz England eroberten (1016). Rußland
ard 987, Dänemark 972, Schweden 1001, Norwegen etwa 1000 christ-

Digitized by Google

lich, und selbst das durch Isländer entdeckte Ost-Grönland ward bekehrt. Nun erst trat Nord Europa aus der mythischen Dunkelheit hervor. Die Kreuzzüge (1096—1248) (s. d.), zu deren Ausbruch sowohl religiöse als politische Absichten mitwirkten, gaben dem Occident einen neuen Aufschwung; sie entvölkerten ihn zwar, brachten viele unbekannte Krankheiten nach Europa, bereicherten den Landesherrn und die Geistlichkeit durch die Einziehung ausgestorbener Lehngüter, wirkten aber auch auf den gemilderten Zustand der Leibeignen und Bauern, auf die Verfeinerung der Sitten unter den Vornehmen, auf die vermehrte Industrie der Städte (Zünfte). Durch den Geist des Ritterthums, den die Ritter- und Pilgerfahrten erzeugten, und der sich vom 11. bis 14. Jahrh. in seiner Blüthe erhielt, ward die Muse der Ritterpoesie geweckt (s. Troubadours, Minnesänger, Skalden). Die Kreuzzüge veranlaßten auch die Stiftung der geistlichen Ritterorden der Johanniter (1099), der Tempelherren (1119) und der deutschen oder Kreuzherren (1190). Der letztere oder deutsche Orden legte (1230) den Grund zum neuen Staat Preußen (s. d.); sowie zu gleicher Zeit der mit ihm verbundene Orden der Schwertbrüder Liefland unterjochte. Den auf neue belebten Handelsverkehr betrieben die italienischen Städte Mailand, Pisa, Florenz u. a., hauptsächlich aber Venedig und Genua, und erwarben sich bei der Zerstückelung des griechischen Kaiserthums reiche und ausgedehnte Besitzungen in den Morgenländern. Sie lernten besonders die orientalischen Naturprodukte kennen und morgenländische Fabriken verfertigen. Auch die niederländischen und süddeutschen Städte wurden gewandte Kaufleute, und von 1241 an brachte die norddeutsche Hansa (s. d.) noch größere Ausdehnung in den Handel. Andere Städteconföderationen zur Erhaltung der öffentlichen und persönlichen Sicherheit bildeten sich in dem rheinischen, lombardischen, schwäbischen und den Schweizerbund, bis der ewige Landfriede dem Faustrecht in Deutschland, seinem Hauptsitz, ein Ziel setzte (1485) und die Unabhängigkeit der Schweiz bestätigt wurde. Die Einfälle der Mongolen wirkten um diese Zeit auf den Osten Europa's erschütternd ein (1240). Dschingiskhan's Horden drangen sogar bis Schlesien vor und machten sich Rußland zinsbar (1236—1402). Um diese Zeit begann nach jahrhundertlanger Nacht wieder der Tag der Wissenschaften zu grauen. Die Araber brachten in arabischen Uebersetzungen griechische Schriften, besonders die Aristotelischen, nach Europa; sie besaßen noch manche gelehrte Kenntnisse in der Mathematik, Astronomie, Chemie ꝛc., die sie mittheilten, und verschiedene Missions- und Handelsreisen der Europäer klärten die Begriffe doch etwas auf. Die Wissenschaften traten daher aus dem Dunkel der Klöster hervor, und aus den Collegien bildeten sich allmählig die Universitäten, die aber noch nicht das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit umfaßten (Bologna, Paris, Salamanca, Oxford, Prag). Sowohl das Ansehen des römischen Rechts, worüber fleißig gelesen und glossirt wurde, als das Bedürfniß einer ordentlichen Gerichtspflege veranlaßte bei vielen europäischen Nationen die Sammlung ihrer Gewohnheitsrechte (Coutumes), und weil der geistliche Stand durch Decretalen den weltlichen Gesetzen entzogen wurde, die Sammlung des kanonischen Rechts durch Gratian (1127). Gleichwohl nahm die geistliche Oberherrschaft ab. Zwar suchten die Päpste (Innocenz III.) die Hierarchie durch die Stiftung neuer Institute (s. Dominikaner-, Franciskanerorden,

Digitized by Google

Inquisition) zu stützen; allein zum Nachtheil ihres Einflusses resi-
irte Clemens V. und seine Nachfolger (1305—1376) zu Avignon, und
as päpstl. Schisma (1376—1409), worüber ganz Europa in zweier-
ei Obedienzen abgetheilt ward, und die fortdaurende Spaltung in der
römischen Kirche (1417—1447) verminderte das päpstliche Ansehen um
o mehr, als Wicleff sich gegen das Papstthum erhob und sehr viele
Schüler und Anhänger fand. Zwar suchten die Concilien zu Pisa (1409)
und zu Kostnitz (1414—18) Verbesserungen in der Kirchenzucht ein-
uführen, allein sie traten nicht ins Leben, und hieß, sowie die Hinrich-
ung der Häretiker Johann Huß und Hieronymus von Prag, erregte
en Hussitenkrieg. Der Gebrauch des Pulvers und der schweren Ge-
chütze breitete sich mit ihm aus, änderte die Kriegsart und brachte ste-
ende Heere und stete Abgaben der Unterthanen nach und nach in
ebung. In Italien erwachten jetzt die Musen zu neuem Leben; hier
lühten Dante, Petrarca, Boccaccio, die Familie der kunstliebenden Me-
iceer, das Haus Este und Visconti; hier sammelten sich bei der Ein-
ahme Konstantinopels durch die Türken (1453) und nach dem Unter-
ang des oströmischen Reichs die griechischen Gelehrten, belebten das
Studium der griechischen Sprache wieder und erhoben dadurch Gram-
natik, Rhetorik, die Platonische Philosophie, Poesie und das Studium
er Alten. (Mehres s. Mittelalter). Zur Ausbreitung der Wissen-
chaften trug die Erfindung der Buchdruckerkunst viel bei, nachdem vor-
er (um 1240) bereits das Linnenpapier erfunden worden war, wodurch
ie Vermehrung der Bücher erleichtert wurde. Die Erfindung der Geld-
echsel, des Compasses, der Banken und Posten fingen nunmehr an,
echt genutzt zu werden. Der menschliche Geist war somit schon auf viel-
ache Weise geweckt, als die Portugiesen ihre Entdeckungen längs der
üste von Afrika hin um das Cap bis nach Ost-Indien und weiter fort-
etzten (1498) und Colombo (s. d.) Amerika mit der alten Welt ver-
inigte (1492). Jetzt bekam der Welthandel (s. d.) eine ganz ver-
inderte Richtung: er zog sich vom Mittelmeer, wo durch ihn die italie-
ischen Städte reich und mächtig geworden waren, nach Lissabon, von
Norddeutschland nach England. Durch die Entdeckung so vieler Länder
ntstand in Europa selbst eine neue Welt; neue Ideen, Kenntnisse Er-
ahrungen, wie neue Produkte und mehr Reichthum an edlen Metallen
amen seitdem in Umlauf und gaben den Bedürfnissen, Sitten und Be-
trebungen der Europäer eine andere Richtung. Engländer, Holländer
nd Franzosen wetteiferten frühzeitig mit den Portugiesen und Spaniern
m den Besitz von Colonialländern, in Entdeckungsreisen, Handelscom-
agnien u. s. w. Eine andere wichtige Weltbegebenheit, die in damalige
Zeit fällt, war die Reformation (s. d.). Sie hatte überall mit der
römisch-katholischen Religionspartei lange und heftig zu kämpfen, bis
ich frei und selbstständig eine evangelisch-protestantische Kirche herstellte,
u deren Schmälerung aber der Orden der Jesuiten (s. d.) gestiftet
ward. Das politische Verhältniß der Staaten änderte sich nun völlig.
Sie kamen wegen gemeinschaftlicher Interessen mehr in Zusammenhang
mit einander und in wechselseitige Berührung. Die kalmarische Union
1397—1448) war nur eine vorübergehende schwache Verbindung ohne
Antheil an auswärtigen Angelegenheiten gewesen, und bei den langen
nglisch-französischen Kriegen (1200—1450) (s. England und Frank-
eich, Geschichte) war das übrige Europa ruhiger Zuschauer geblieben;

Digitized by Google

denn bei der lehnsherrlichen Regierungsform der meisten Staaten hatten sie mit sich selbst genug zu thun. Als aber die Fürstengewalt durch Unterdrückung der Feudalaristokratie begründet, hierdurch Spanien und Frankreich in ihrem Innern erstarkt waren und beide nach Außen um Italien buhlten (1495—1547), auch Karl VIII., König von Frankreich, seinen Plan auf Neapel ausgeführt hatte; so vereinigten sich der Kaiser Maximilian, der König Ferdinand von Spanien und fast alle italienische Staaten in einem Bündniß gegen Frankreich, das die Grundlage zu dem System des Gleichgewichts (s. d.) in Europa geworden ist; denn von diesem Zeitpunkt an agirten die Staaten im südlichen Europa bald mit, bald gegen einander verbunden, je nachdem es ihrem Staatsinteresse zuträglich schien. Das heutige Gesandtschaftswesen und praktische europäische Völkerrecht nahm seinen Anfang. Es ward Grundsatz, keinen Staat übermächtig werden zu lassen. Diesem System verdankte Europa seine Freiheit gegen die beiden emporstrebenden Dynastien Habsburg und Valois (Bourbon seit 1589), als es von ersterm, das noch die Kronen Ungarn und Böhmen mit den dazu gehörigen Provinzen erworben hatte (1527), mit einer Universalmonarchie bedroht war, und sowohl Karl V. als Franz I. und ihre Nachfolger nicht minder führten in ihren langwierigen Kriegen seine Wirkungen. Der Dreißigjährige Krieg (s. d.) war einer der letzten Versuche Oestreichs, zur Universalmonarchie zu gelangen, und der Westfälische Friede (s. d.) (1648) legte den Grundstein zum Gleichgewicht von ganz Europa. Das polit. Verhältniß der Staaten hatte sich aber völlig verändert. Bisher war Spanien, ungeachtet der Theilung des östreichischen Hauses in zwei Linien, noch immer die ansehnlichste Monarchie (1556). Es vermehrte noch durch Portugals Eroberung und durch Erwerbungen in beiden Indien sein Gebiet; aber die niederländischen Provinzen sielen von ihm ab (1579) und erklärten sich als freie Republik (s. Niederlande); es verlor an diese die meisten portugiesischen Colonien und den Alleinhandel in Ostindien; die Vernichtung seiner sogenannten unüberwindlichen Flotte (s. Armada) brach seine Macht auf immer; die Engländer erhielten eine Marine und gründeten durch die Navigationsacte ihre Herrschaft auf dem Meere; Portugal riß sich wieder los (1640) und die französischen Kriege (s. Pyrenäer, Aachner, Nimwegener, Ryswicker Frieden) schwächten es noch mehr. Je tiefer Spanien in Ohnmacht sank, desto mehr erhoben sich zu Macht und Einfluß Frankreich in Westen und Schweden in Norden, bis jenem durch den utrechter Frieden (1713), diesem durch den nystädter (1721) Schranken gesetzt wurden. Der Nordische Krieg (s. d.) stürzte Schweden auf immer und erhob Rußland zur herrschenden Macht in Norden; Frankreich erholte sich dagegen nach dem spanischen Successionskriege wieder von dem Verfall, wohin es Ludwig XIV. durch seine Eroberungssucht und Verschwendung gebracht hatte. Durch Handel und Schifffahrt bereicherten sich die Holländer (seit 1617), die aber nur in Verbindung mit England und beide als namentlich genannte Seemächte in allen Staatsverhandlungen und Kriegen einen Ausschlag gaben, bis Großbritannien (seit 1713) das Uebergewicht erhielt. Ueberhaupt wurde das Colonial- und Handelsinteresse jetzt immer sichtbarer im europäischen Staatssystem und der Grund politischer Bestrebungen und Reibungen. England stiftete durch seine Eroberungen in Ostindien (seit 1756) eine Universalmonar-

Digitized by Google

ie zur See, während es dieselbe auf dem Continent bekämpfte. Zur rhaltung des Gleichgewichts hatte schon das Haus Brandenburg unter em großen Kurfürsten beigetragen (1657. 1672—79). Noch mehr ermochte solches das neue Königreich Preußen, das durch Friedrich Wilhelm I. innere Stärke erhielt und unter Friedrich II. (1740—86) n dem Staatensystem von Europa den Rang als Staat erster Größe innahm. Seine Genialität verhinderte die Theilung seiner Monarchie urch Sachsen, Oestreich, Rußland, Frankreich und Schweden mittelst es Siebenjährigen Kriegs (s. d.). Ihm stand England, das mit Frankreich durch Grenzstreitigkeiten in Amerika in Kampf gerathen ar, treu bei. Nach dem fontainebleauer und hubertsburger Frieden 1763) genoß das erschöpfte Europa größtentheils der Ruhe, nur in olen (s. d.) glimmte der Funke zum innern Krieg zwischen den Dis identen und Katholiken (Conföderirten); selbst ein Krieg zwischen Rußnd und der Pforte (1768—74) war noch keine Vernichtung des Reichs nd durch die Besitznahme seiner Grenzprovinzen, nach dem Verhältniß er Macht der theilenden Staaten, bekam keiner vor dem andern ein rößeres Uebergewicht. Für Oestreich und Preußen war die Erhaltung iner Mittelmacht zwischen ihnen und Rußland nothwendig, die, so chwach sie vermöge ihrer Verfassung war, doch ein Damm gegen die hrsucht eines Andern seyn konnte. Friedrich erhielt das Gleichgewicht n Europa, indem er sich dem Bunde der drei mächtigsten Continentalächte Frankreich, Oestreich und Rußland, an der Spitze der minderächtigen Staaten gegenüberstellte und ihre Vergrößerung hinderte. ier behauptete er durch den Statthalter Holland gegen Frankreich, ort im baierischen Erbfolgekrieg und durch den Fürstenbund (1785) as deutsche Reich gegen Oestreich, im Osten die Türkei und Polen egen Rußland. Ein Kampf ganz neuer Art erhob sich in den Jahren 770 — 90 zwischen England und seinen amerikanischen Provinzen. Diese hatten sich dem Rechte der Leitung durch das Parlament wiersetzt und den nordamerikanischen Freiheitskrieg begonnen. Die Ideen on Nationalrepräsentation und Volkssouverainetät, wofür sie fochten nd siegten (1775—83) pflanzten sie bald nach Europa über und fanden n Frankreich, das an diesem Krieg gegen England Theil genommen atte, einen zubereiteten, aufnahmfähigen Boden. Die franz. Revolution (s. d.) begann und mit ihr eine neue politische Ordnung der Dinge seit 1789). Wie ehemals im Zeitalter der Reformation die Richtung uf religiöse und kirchliche Freiheit, so ging jetzt das Bestreben des Zeitgeistes auf bürgerliche und politische Freiheit und auf die Garantie bier durch Verfassung (vergl. Constitution). Doch die Revolution rzeugte auch nach der Aufhebung des Lehnsystems und aller Privilegien 4. August 1789) nicht bloß durch den Geist der Reaction einen Bürgerkrieg in Frankreich selbst, sondern, weil durch sie die Throne und Altäre mit dem Untergang bedroht scheinen, auch eine allgemeine Coalition der europäischen Mächte gegen das revolutionaire Frankreich (1792). Anfangs stand es allein gegen halb Europa. Nach seinen Siegen vermehrte es durch Separat-Friedensschlüsse seine Macht (1795), und Europa ward ihm nach und nach unterthänig, oder durch Bündnisse und Einfluß von ihm abhängig; nur Britannien blieb unbesiegt, und Rußland widerstand ihm. Das alte System des polit. Gleichgewichts, schon durch die Vernichtung des polnischen Staates (1795). verrückt, wurde gänz-

Digitized by Google

lich umgestürzt, und auf seinen Trümmern, unter den Stürmen der Zeit, erhob sich der französische Kaiserthron (1804). Europa sollte noch einmal die Obergewalt eines Einzigen empfinden; an dessen Lebensgeschichte sich sofort das Schicksal des ganzen Erdtheils knüpfte (s. Bonaparte). Ganz Europa, mit Ausnahme Rußlands und Englands, war von den französischen Waffen besiegt und mehr oder weniger ihm unterworfen. Bei dem während des Kampfes mit Spanien und England auf der pyrenäischen Halbinsel angestellten Versuch, auch Rußland zu unterjochen, brach aber seine Macht; der Rückzug in Rußland vernichtete 1812 das französische Heer, die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 ein neu erschaffenes und die Völker Europa's erhoben sich aus der Erniedrigung. Nach der Restitution der Bourbonen 1814 gewann Europa wieder Festigkeit und Haltung, und nach dem Sturz Napoleons einen Beharrungsstand, den allgemeinen europäischen Frieden, wie ihn die verbundenen Mächte gegen Eroberungskriege und Universalherrschaft gesichert haben. Europas neueste Geschichte s. in den Art. der einzelnen Staaten.

Eurya'le, 1. Königin der Amazonen, kam dem Akestes gegen die Argonauten (s. d.) zu Hülfe; 2. Tochter des Minos und Mutter des Orion vom Poseidon; 3. Tochter des Prötus, Königin von Argos; 4. s. Gorgonen.

Eurya'lus, 1. ein berühmter Held des Alterthums, Sohn des Archivers Mecisteus, ging mit in den Krieg mit den Epigonen, befand sich im Argonautenzuge, kämpfte hierauf mit in den Leichenspielen des Oedipus und besiegte fast alle Thebaner. Dann unter Diomedes eine Heersäule der Archiver anführend, glänzte er im Kriege vor Troja, erlegte mehre Feinde, wurde bei den Leichenspielen des Patroklus von Epeus überwunden. 2. Einer der Begleiter des Aeneas, und berühmt wegen seines Freundschaftsbündnisses mit Nisus, mit welchem er (nach Virg. Aen., IX. 175) umkam, nachdem sie ins feindliche Lager gedrungen waren.

Eury'dike, Eurydice. Unter den vielen Frauen des Alterthums, die diesen Namen führen, ist die berühmteste die Gattin des Orpheus, nach der Mythe eine Dryade. Am Hebros wurde sie, neu vermählt, von Aristäos verfolgt. Sie floh ihn, und trat unversehens auf eine Natter, die ihr durch einen Biß den Tod gab. Orpheus, ihr zärtlicher Gatte, stieg hinab zu den Pforten des Hades, um sie durch Gewalt seiner Töne wieder zu erlangen. Zum ersten Mal rührte seine Laute hier einige Schatten, und Persephone vorzüglich bewegt, erweicht endlich den Herrscher der Unterwelt, den Wunsch des Sängers zu erfüllen. Er that es mit der Bedingung, daß Orpheus beim Aufsteigen in die Oberwelt nicht rückwärts blicken sollte, widrigenfalls Eurydike im Unterreiche bleiben müsse. Schon waren sie glücklich bis an den Rand des Eingangs gekommen, schon erblickte der vorauseilende Orpheus den ersten Schimmer des heitern Tages wieder; da wendete sich sein Auge, zweifelnd, ob die Geliebte ihm wirklich folge, und plötzlich entriß sie ihm unter dreifachem Donnerschlag der schwarze Monarch. Eilends stürzte ihr der Gatte nach; jedoch mit bitterm Schmerz mußte er am Ufer des Styx, wovon ihn Charon zurückhielt, seine Geliebte zum jenseitigen Ufer hinüberschwinden sehen. Hier saß er 7 Tage in tiefem Gram, bis er endlich voll Verzweiflung, die Götter der Unterwelt scheltend, zurück eilte zu seinen vaterländischen Bergen Rhodope und Hämos.

Digitized by Google

Eurynome (Myth.), 1) mit ihrem Gemahl Ophion Herren der Welt vor Kronos und Rheia, nach den ältesten Kosmogonien. In spätern Sagen des Okeanos Tochter, nimmt den aus dem Olympos stürzenden Hephästos auf, beherbergt den Bakchos, wird von Zeus Mutter der Charitinnen (Grazien) und hat einen Tempel mit dem Beinamen Artemisis, zu Phigalia, wo ihr Bild oberhalb Weib, unterhalb Fisch ist. Der Tempel wurde nur einmal alljährlich geöffnet. 2) Andere mythische Personen.

Eurypylos (Myth.), 1) Sohn Euämons, führte 40 Schiffe nach Troja, wo er ein Kistchen mit dem Bilde des Dionysos erbeutete. Als er es öffnete, wurde er wahnsinnig. In einem hellen Augenblicke befragte er das Orakel, welches ihm rieth, das Kistchen an einem Orte aufzustellen, wo man ungewöhnliche Opfer bringe. Diesen fand er in dem Tempel der Artemisis zu Aroë, wo man derselben jährlich einen Knaben und ein Mädchen opferte. Er gab das Kästchen in den Tempel, und sogleich wurden die Menschenopfer abgeschafft und er vom Wahnsinn befreit. Dieses erzählt man auch von 2) Eurypylos, des Oxamenos Sohn, der den Herakles gegen Laomedon begleitete und von diesem das Kästchen erhielt.

Eusebia, bei den Griechen die Frömmigkeit; im neuern allegorischen Sinne die Vorsteherin der Gottesgelehrsamkeit.

Eusebius, männlicher Vorname, bedeutet der Fromme, Ehrwürdige. Eusebius, mit dem Beinamen Pamphili (wegen der Freundschaft, die er mit Pamphilus, Presbyter zu Cäsarea, unterhielt), einer der berühmtesten, gelehrtesten und einsichtsvollsten Männer seiner Zeit, geb. um 270 in Palästina, widmete sich in Aegypten dem Studium der Wissenschaften mit dem nachhaltigsten Eifer und erlangte durch seine glückliche Anwendung der Platonischen Philosophie auf die christliche Theologie einen ausgebreiteten Ruhm. Rückgekehrt in sein Vaterland, legte er zu Cäsarea eine Schule an, entwickelte hier seine Gelehrsamkeit mit solchem Glanze, daß selbst unter den Heiden die Zahl seiner Bewunderer stieg. Er hatte unterdeß die Presbyterwürde angenommen und wurde 313 Bischof zu Cäsarea. Als solcher war er 325 Mitglied der Kirchenversammlung zu Nicäa, wo er gegen den Kaiser Konstantin (zu dessen Rechten er, als des Kaisers vertrauter Freund und Rathgeber in Kirchenangelegenheiten, seinen Sitz hatte) das Wort führte; er verdammte mit die Irrthümer des Arius und entwarf das von jener Stadt benannte weltberühmte Glaubensbekenntniß. 330 wohnte er der Synode zu Antiochien bei, auf welcher der dasige Bischof Eustachius ungerechter Weise abgesetzt wurde. Auch an den Winkelversammlungen zu Tyrus und Jerusalem (335) gegen den heil. Athanasius, sowie an allen Kirchenhändeln seiner Zeit nahm er den thätigsten Antheil. Die Väter der letztern Synode sandten ihn an Konstantin, um den Ausspruch zu vertheidigen, den sie über Athanasius gethan hatten. Damals hielt er eine Lobrede auf diesen Kaiser bei der Feier seiner 30jährigen Regierung. Eusebius st. 340. Sein Umgang mit den Arianern, seine Zweideutigkeiten, sowie seine Anhänglichkeit an Eusebius von Nikomedien und die Synoden zu Tyrus und Konstantinopel, haben veranlaßt, daß man sehr zweifelt, ob er die Gottheit des Menschenerlösers angenommen habe, und dadurch seinem Namen ein schimpfliches Zeichen aufgedrückt, welches seine unleugbare große Verdienste nicht ganz zu verwischen ver-

Digitized by Google

mögen. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: 1) „Chronicon“ (i. J. 325), wovon nur noch Bruchstücke vorhanden, dann eine latein. Uebersetzung vom heil. Hieronymus, der sie auch bis 378 fortsetzte; ferner eine armen. Uebersetzung (zuerst vollst. herausg. v. d. armen. Gelehrten D. Zohrab [st. 1829 zu Marseille], Mailand 1818, 4.). 2) „Praeparatio evangelica“ (15 Bücher, Ausg. v. Fr. Vigeri, Paris 1628, Fol.). Diese Schrift ist gegen das Heidenthum gerichtet, dessen Ungegründetheit und Mangelhaftigkeit er zu beweisen sucht; dann bemüht er sich die Vorzüge des Judenthums vor demselben ins Licht zu setzen. Besonders schätzbar ist dieses Werk wegen der vielen darin aufbewahrten Stellen aus verlorenen philosophischen Schriften. 3) „Demonstratio evangelica“ (20 Bücher, wovon 10 nicht ganz vollkommen erhalten, die Montacutius herausgab, Paris 1628, Fol., Leipzig 1688, Fol.). Dieses Werk schließt sich an das vorige an und sucht, nachdem es die Vorzüge des Judenthums vor dem Heidenthume dargethan hat, nunmehr das Christenthum an das Judenthum anzuknüpfen und dessen Vorzüge vor dem letztern zu erweisen. Diese beiden vortrefflichen Schriften machen ein großes Ganzes aus, in welchem die Göttlichkeit des Christenthums stärker und einleuchtender bewiesen ist als in irgend einem andern aus dem christlichen Alterthum auf uns gelangten Buche. 4) „Historia ecclesiastica“ (10 Bücher, nur in Ruffin's latein. Uebers. vorhanden; beste Ausg. von Valesius, Paris 1659, Fol., und v. Reading, Canterbury 1720. Fol., deutsch v. F. A. Stroth, Quedlinb. 1777, 2 Bde., gr. 8.). Dieses Werk hat ihm den Ehrennamen Vater der christlichen Kirchengeschichte erworben. Konstantin hatte ihm zu dessen Abfassung alle Archive öffnen lassen und den Gebrauch aller Urkunden gestattet. An Fleiß und Treue hat er so wenig fehlen lassen, daß wir ihm die Kenntniß der Geschichte des Christenthums in den ersten Jahrh. ganz allein zu danken haben; indeß hat auch das Werk seine Fehler, und man vermißt zuweilen kritischen Wahrheitssinn. 5) Sein „Leben Konstantin des Großen“ (in 4 Büchern) ist nur ein Panegyrikus auf diesen Kaiser, daher einseitig und parteiisch. Ferner noch mehre andere Schriften. Nachrichten von seinem Leben findet man in der genannten Ausgabe des Valesius. Danz, Möller und Keßner haben über seine histor. Glaubwürdigkeit geschrieben und sind in der Ausg. von „Eusebii historia ecclesiastica“ (nebst dem Commentar des Valesius, und mit Anmerk.) durch Fr. Ad. Heinichen (Leipzig 1827) benutzt.

Euskirchen, 1) aus einem Theile des Erzstifts Köln, sowie der Grafschaften Kerpen und Lommersum gebildeter Kreis des Reg.-Bezirks Köln, preuß. Provinz Jülich-Kleve-Berg, ist etwas mehr als 8 QM. groß und zählt in 3 Städten, 56 Dörfern, 14 Weilern ꝛc. über 27.000 Bew., außer wenigen Evangelischen und 440 Juden, kathol. Glaubens. Der Kreis wird von der Erft, Schwist und mehren Bächen bewässert; in denselben treten die Vorberge der Eifel, weßhalb er zum Theil gebirgig ist. In den ebenen Gegenden ist der Boden gut und fruchtbar, zum Ackerbau vorzüglich geeignet. Man erzeugt Getreide aller Art, Flachs, Raps, Futterkräuter und einigen Hopfen. An der Erft befinden sich gute Wiesen. Die Waldungen betragen 14.220 Morgen. Die Viehzucht ist sehr ansehnlich. Das Mineralreich liefert nicht unbedeutende Ausbeute an Eisen und Blei. Im Kreise, der in 17 Bürgermeistereien eingetheilt ist, sind 61 Kirchen, Bethäuser und Kapellen, sowie 46 Elemen-

Digitized by Google

arschulen. — 2) Stadt unweit der Erft, Sitz der Kreisbehörde, hat 3 kirchen und Kapellen, 380 Häuser und 2450 Bew., die Tuch- und Bollenfabrikation und Pottaschsiederei treiben. Es werden hier Woll-, Vieh- und Krammärkte abgehalten, und in der Gegend findet man Blei-, Eisen- und Kupfererz. Zum Kreise gehören die Städte Lechenich und Hülpich (s. d.).

Eustachi (Bartolomeo), Arzt und Anatom, geb. zu San-Severino in der Mark Ankona, blühte im 16. Jahrh., widmete sich anfangs dem Studium der alten und orientalischen Sprachen und in der Folge zu Rom denjenigen Theilen der Heilkunde, welche sich vorzüglich mit der Kenntniß des menschlichen Körpers beschäftigen. Obgleich er als Arzt in den Diensten der Cardinäle Carlo Borromeo und Giulio della Rovero stand, konnte sein Reichthum nie den Grad seines Ruhmes erlangen. Fast alle Theile der anatomischen Wissenschaften verdanken ihm Licht und Bereicherung, sowie mehre seiner Entdeckungen nach seinem Namen benannt wurden. Z. B. führt der Verbindungskanal zwischen dem innern Ohre und dem hintern Theile des Mundes den Namen der Eustachischen Röhre (tuba Eustachii), und die Hohlader und Klappe nennt man valvula Eustachii. Er starb zu Rom 1574. Seine „Opuscula anatomica“ erschienen Venedig 1563 und öfter, neueste Ausg. Delft 1726. Seine „Tabulae anatomicae“ wurden von M. Lancisi erst zu Anfang des 18. Jahrh. aufgefunden und erschienen mit von Letzterem beigefügtem Text, Rom 1714, Fol., in neuer Ausg., von Albin, Leyden 1744, Fol., und mehrmals wieder gedruckt, auch mit holländischer Erklärung von Bonn, Amsterd. 1798, und hernach mit deutscher von Kraus, daselbst 1800, Fol. Sie behaupten, wegen der, obgleich bereits 1552 gestochenen, zu einem großen Werke: „De anatomicorum controversiis“ bestimmten Tafeln, wegen Richtigkeit der Darstellung, noch jetzt ihren Werth. Außerdem hat man noch verschiedene wichtige Werke von ihm. Boerhave gab 1707 zu Leyden eine Ausgabe derselben, welche 1736 zu Delft erschien.

Eustachius, männlicher Vorname, so viel wie der Fruchtbare. 2) Ein vornehmer, die Christen verfolgender Officier unter Titus und Trajan; erblickte, nach der Legende, auf der Jagd zwischen dem Geweih eines Hirsches das Bildniß des Gekreuzigten, das ihn so anredete: „Placidus (so hieß er als Heide), warum verfolgst du mich? ich will dein Heil!“ Dadurch mit seiner Familie zum Christenthum bekehrt, starb er als Märtyrer unter Kaiser Hadrian zu Rom. Er ist der Patron der Schützen und Jäger. Tag den 20. September.

Eustathius, ein eklektischer Philosoph, aus Kappadocien gebürtig, und Schüler des Jamblichus und Aedesius, dessen Schule er fortsetzte. Er war ganz Schwärmer und verrichtete Wunder, sodaß er in Persien, wohin er von der Stadt Antiochien als Gesandter geschickt worden war, für einen Magier gehalten wurde. Seine Gemahlin Sosipatra übertraf ihn noch an Schwärmerei und Wunderkraft. Schon als Kind hatte sie Umgang mit Dämonen und Genien und ward nach ihrer Vermählung mit dem Eustathius vollkommene Schwärmerin. — 2) Eustathius, berühmter Commentator des Homer und des Erdbeschreibers Dionys, geb. zu Konstantinopel, war anfangs Mönch, dann Diaconus, endlich 1155 Erzbischof von Thessalonich, als welcher er nach 1194 st. Seine große Belesenheit in den Classikern und der Umfang seiner gelehrten Kenntnisse beweisen seine aus alten Scholiasten zusammengetragenen

Digitized by Google

Commentare, von denen besonders der Homerische eine unerschöpfliche Fundgrube philologischer Gelehrsamkeit ist. Die Ausgaben: Rom 1542—50, 3 Bde., Fol., und Basel 1554—60, 3 Bde., Fol., mit dem Texte des Homer, sind vollständig (neuer Abdruck Leipzig bei Weigel, seit 1825, 4.); dagegen ist die Ausgabe des Alex. Politus, mit einer Uebersetzung des Commentar begleitet, ohne den Homerischen Text, zu Florenz 1730—35, nicht vollendet. Sehr schätzbar sind die Auszüge aus diesem Commentar und aus kleinern Scholien, die man in J. A. Müller's vollendeter Ausgabe der „Iliade" des Homer findet.

Euterpe (griech., Vergnügengeberin), die Muse der Musik, Erfinderin der Flöte, welche als eine mit Blumen bekränzte Jungfrau, mit Flöte und ein Musikblatt in der Hand haltend, dargestellt wird.

Euthanasie, Erleichterung des Todes, wo das Leben nicht zu retten ist, eine schwierige Aufgabe des praktischen Arztes; auch ein sanftes, leichtes, glückliches Sterben. Wieland gab diesen Namen einer seiner Schriften.

Euthymie, ein Theil der Geometrie, welcher die geradlinigen Figuren betrachtet.

Euthymos (auch Euthymios, Myth.), ein Faustkämpfer aus Lokris. Ein Gefährte des Odysseus, Polites, hatte in trunknem Muth an Italiens Küste ein Mädchen Temessa entehrt; die Einwohner steinigten ihn; nun ward sein Geist ein Würgengel für die Gegend, Namens Lybos, der mit Morden nicht abließ, bis das pythische Orakel rieth, den Heros durch Stiftung einer Hains, eines Tempels und durch jährliche Darbringung der schönsten Jungfrau zu versöhnen. Als dies einst auch geschehen sollte, fand sich Euthymos von Mitleid und Liebe zum Kampf mit dem Dämon bewogen und bestand ihn glücklich. Dieser verschwand unter den Wellen, und die Jungfrau ward des Euthymos Gattin; die Plage aber hörte auf. Der Sieger erreichte ein hohes Alter und entging dem Tode; denn er stieg in den Fluß Käkinos und ward nicht mehr gesehen, galt aber seitdem für einen Sohn des Flußgottes. Noch in der römischen Periode zeigte man ein Bild des bösen Heros, schwarz und fürchterlichen Ansehens, mit einer Wolfshaut bekleidet. Bild des Sieges des Bessern über das Schlechtere durch Thatkraft, wohlgemuthes Entgegentreten.

Eutin, Hauptstadt des oldenburgischen Fürstenthums Lübeck, hat eine angenehme Lage am Eutiner-See, wird von 2700 Seelen bewohnt, ist Sitz des Consistoriums u. a. Behörden, besitzt eine latein. Schule, Schloß, englischen Garten und Badeanstalt.

Eutropius (lat., v. griech. Eutropios, d. h. der Gewandte oder der Wohlgesittete). Berühmt ist Flavius Eutropius, latein. Geschichtschreiber, dessen Geburtsort (vermuthlich war er ein Italer, nach A. ein Gallier), sowie auch die Umstände seines Lebens, unbekannt sind. Er lebte in der zweiten Hälfte des 3. christl. Jahrh., begleitete nach seiner Angabe den Kaiser Julian auf seinen Feldzügen nach Persien, und scheint hohe Ehrenstellen bekleidet zu haben. Sein Abriß der römischen Geschichte („Breviarium historiae romanae") von der Gründung Roms bis zum Tode des Kaisers Jovianus und dem Kaiser Valens zugeeignet, ist ziemlich unkritisch, flüchtig, seicht und geistlos, sowie auch ohne eine geprüfte Auswahl compilirt. Der an sich einfache Styl besitzt zwar die Eigenschaften der Leichtigkeit und Deutlichkeit, aber er ist gar

Digitized by Google

u schmucklos und trocken, ohne alle Eleganz und hier und da durch eugeformte und fehlerhafte Ausdrücke hart. Es ist deßhalb durchaus npassend, das Buch zum Elementarunterricht im Lateinischen, sowie eines magern Inhalts wegen zum Erlernen der röm. Geschichte zu gebrauchen. Die geschätztesten Ausgaben sind von Havercamp, Leyden 729, Verseik, Leyden 1762, und Tschucke, Leipzig 1804. Uebersetzt ist r von Büchling, Halle 1794; besser, wiewohl nicht fehlerfrei, von Haus, Frankfurt a. M. 1790 und 1821.

Eutyches, Archimandrit oder Abt eines Klosters in der Nähe von Konstantinopel im 5. Jahrhundert, Stifter einer ketzerischen Sekte, verfiel, um den Nestorius zu widerlegen, ebenfalls in eine Ketzerei und lehrte ums J. 380, daß Christus einen himmlischen Leib mit sich gebracht, den er durch den Leib der Jungfrau Maria als einen Kanal geführt, und durch die persönliche Vereinigung sey die menschliche Natur von der göttlichen also verschlungen worden, daß sich in Christo nur Eine Natur befinde. Der Bischof Flavianus zu Konstantinopel verdammte diese Ketzerei in einer Versammlung in dieser Stadt; allein mit Hülfe des Bischofs Dioskorus zu Alexandrien brachte er es dahin, daß seine Lehre auf dem Concilium latronum zu Ephesus gebilligt wurde. Seine Anhänger, auch Monophysiten genannt, breiteten sich, ungeachtet ihre Lehrmeinung 451 auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon als Ketzerei verworfen worden war, doch in Syrien, Armenien, Aegypten und Aethiopien aus und existiren noch. (S. Monophysiten.)

Eva, Mutter der Lebendigen, s. Adam.

Evalvation, latein., Anschlag, Schätzung, besonders bei Kaufleuten, Berechnung eines Waarenlagers, auch die Würdigung des Geldes nach einem gewissen Münzfuße oder die Währung; in der Rechenkunst, die Einrichtung eines Bruches nach seinem wahren Gehalt und Betrag.

Evan, griech., Beiname des Bacchus, von dem bei seinen Festen erschallenden Evanrufen. S. Evoe.

Evangelische, 1. in frühern Zeiten die Protestanten, weil sie das neue Testament, Evangelium, als Hauptnorm ihrer Lehre und ihres Glaubens annehmen und die Tradition der katholischen Kirche verwerfen; 2. späterhin die Lutheraner allein, indem dieselben diese Benennung den Reformirten nicht zugestehen wollten; 3. (Evangelische Christen) in den neuern Zeiten die vereinigten Reformirten und Lutheraner.

Evangelisten, eigentlich Bringer einer fröhlichen Botschaft, Evangelium, in der ältern Kirche diejenigen Christen, welche von einer Gemeinde zur andern reisten und den Unterricht der Apostel fortsetzten; erst später wurden die 4 Verfasser der Lebensgeschichte Jesu, Marcus, Lucas, Matthäus und Johannes, so genannt.

Evangelium, griech., eigentlich frohe erfreuliche Botschaft; daher die Ankündigung von der Geburt des Heilandes und dem Erlösungswerke, zuletzt die von Jesus uns ertheilte Heilslehre oder das Christenthum, vgl. d., überhaupt. — Evangelien, Abschnitte aus den Evangelisten, welche in den Kirchen vorgelesen und in Predigten erklärt werden.

Eventaillenaufmarsch findet statt, wenn offene Colonnen aus der Mitte sich allmählig gleich einem Fächer, Eventail, ausbreiten.

Everdingen, Name einer berühmten Malerfamilie in Holland. In derselben zeichnen sich aus: Cäsar van E., geboren zu Alkmaar

Digitized by Google

1606, gest. 1679, als Portraitmaler und in architektonischen und historischen Darstellungen; ferner dessen jüngerer Bruder, der sehr berühmte Landschaftsmaler Alder van E., geb. 1621, gest. 1675. Ein Schüler von Saveri und Molyn, hat er die Natur in Ruhe und Bewegung benutzt. Seine Landschaften, Seeströme und Seehäfen sind gleich trefflich. Seine beiden Meister übertraf er weit, und ob er gleich in vielen andern Gegenständen ein wackerer Maler war, so zeigte er sich doch in der Landschaft am vorzüglichsten, die er auch mit trefflichen Figuren schmückte. Die Wirkung seiner Seestücke und Stürme ist schaudererregend, und in dem Spiel der Wellen eine große Verschiedenheit. Gleicher Gestalt besaß er die Kunst, liebliche Waldgegenden mit Sonneneffect und mit den schönsten Fernen darzustellen. Vorzüglich trifft man in seinen Landschaften Fichtenwälder und Wasserfälle. Eine von ihm im baltischen Meere gemachte Reise ist Ursache der bewundernswürdigen Verschiedenheit seiner Landschaften. Er stach auch trefflich in Kupfer, und ihm verdankt man die schönen Kupfer zu „Reinecke dem Fuchs", an der Zahl 57. Er componirte sie für die Arbeit seines Landsmanns Heinrich v. Alkmaer. — Der jüngste Bruder, Johann van E., geb. 1625, gest. 1679, war Advokat und malte nur zu seinem Vergnügen. Er zeichnete sich besonders in Darstellung lebloser Gegenstände aus.

Evergeten (Euergetä, Wohlthäter). Diesen Namen erhielt ein kleines Volk, Agriaspä oder Arimaspi genannt, in dem südlichsten Theile der persischen Provinz Drangiana, von dem ältern Cyrus, weil sie ihn einst mit seinem Heere, durch starke Zufuhr von Lebensmitteln, in der Wüste vom Hungertode retteten. Sie bildeten einen Freistaat, welcher wegen seiner guten Einrichtung sehr berühmt war, indem sie mit der Verfassung der umliegenden Barbaren gar nichts gemein hatte. Alexander, auf seinem Zuge nach Indien sie erreichend, ließ ihnen daher nicht nur diese Verfassung und völlige Freiheit, sondern schenkte ihnen auf ihre Bitte auch noch einige wohlgelegene Ländereien. Auch einige Fürsten führten diesen Beinamen, z. B. die Ptolemäer. In der neuern Zeit war von einem Bunde d. N. die Rede, über welchen Feßler 1804 actenmäßigen Aufschluß gegeben hat.

Evertsen (Johann), Admiral der holländischen Flotte, starb 1666. Zu seiner Zeit stand die Macht der Holländer zur See auf ihrer höchsten Stufe. Die Ruyter, Tromp und Wassenaer hatten durch ihre Siege der niederländ. Flagge die Achtung aller Nationen erworben, und mehre Glieder der aus Zeeland stammenden Familie der Evertsen, sämmtlich Gefährten und Zöglinge jener Seehelden, traten würdig in die Fußstapfen dieser großen Männer. Ein Bruder von Johann Evertsen, Namens Cornelius, gleichfalls Admiral in den Diensten der Republik, starb den Tod fürs Vaterland in der blutigen Schlacht am 15. Juli 1666 gegen die Engländer. Johann Evertsen befand sich damals außer Dienste. Kaum erhielt der heldenmüthige Mann die Nachricht von dem Ende seines Bruders, so schrieb er an die Generalstaaten: „Ich wünsche wieder in Thätigkeit zu treten, um meinem Vaterlande nützlich zu seyn. Mein Vater, 4 Brüder und ein Sohn starben bereits im Dienst für die Republik auf dem Bette der Ehre. Möchte es mir vergönnt seyn, gleich ihnen mein Ende im Kampfe gegen die Feinde des Staats zu finden." Der Wunsch dieses Braven ward erfüllt. Am 4. Aug. desselben J. bestand er ein Gefecht gegen die Engländer, in welchem er ein B

Digitized by Google

rlor und wenige Tage nach seiner Verwundung starb. Die Staaten
n Zeeland ließen ihm und seinem Bruder Cornelius in der Peterskirche
Middelburg ein prachtvolles Denkmal setzen, woselbst auch die Asche
ser beiden Braven ruht, zu denen später noch ein andrer Admiral
rnelius Evertsen, ein Sohn von Johann Evertsen (welcher 1679 starb),
d Galin Evertsen, gleichfalls Admiral in holländ. Diensten und Nach-
mme von dem Cornelius Evertsen, der 1721 endete, gelegt wurden.

Eviction, Gewähr, Gewährleistung, d. h. sowohl die übernommene
rpflichtung, Einen gegen alle Ansprüche an eine erworbene Sache sicher
stellen, als auch die Verbürgung, daß das Erworbene, der Zahl, dem
ewichte, dem Werthe und Ertrage nach, wirklich so befunden werden
l, wie es angegeben worden.

Evidenz, die anschaulichste Gewißheit, wie sie die mathematischen
eweise durch Construction der Begriffe geben; im gemeinen Leben der
ugenschein, unleugbare Gewißheit; daher **evident**, augenscheinlich,
ndgreiflich, was nicht erst bewiesen zu werden braucht, sondern sich
mittelbar dem Verstande oder den Sinnen aufdringt.

Evoe, ein Ausruf der Freude bei den Festen des **Evan** (s. d.),
wa unser Juchhei, Heisa, Hurrah.

Evolutionen, in der Mathematik krumme Linien, welche durch
bwickelung aus andern entstehen; in der Taktik: Veränderungen der
tellung einer gewissen Truppenabtheilung mittelst ihrer nach Maß-
be von Raum und Zeit geregelten Bewegung. Sie liegen den takti-
hen Truppenbewegungen jederzeit zum Grunde, ohne wie diese auf die
eschaffenheit des Terrains oder dem entgegenwirkenden Objekte Rücksicht
nehmen, und sind ein untergeordneter Gegenstand der mehr umfassenden
lementartaktik. Namentlich sind alle Auf- und Abmärsche, Schwenkun-
n, Colonnen- und andere Formationen, Auflösungen ꝛc. als Evolutio-
n zu betrachten. (Vgl. **Manoeuvres**.) Auch die Bewegungen einer
chiffsflotte zur See werden Evolutionen genannt. — **Evolutions-
scadre**, eine Schiffsflotte, welche verschiedene Bewegungen zur See
acht und verschiedene Stellungen nimmt, um dem Feinde auf jede Weise
bbruch zu thun.

Evolutionssystem, s. **Erzeugung**.

Evora, Hauptstadt der Provinz Alemtejo im Königstaat Portugal,
uf einem Hügel liegend, eine der ältesten Städte des Landes. Schon
iriatus und Sertorius, jene alten lusitanischen Helden, sollen sich hier
ufgehalten und Letzterer die noch vorhandene Wasserleitung angelegt
ben, die indeß vom König Johann III. neu erbaut worden ist. Evora
t bastionirte Befestigung, ein altes Schloß, nebst Fort und Caserne;
n Innern ein düstres, altfränkisches Ansehen, zählt höchstens 15.000
ew. in 3160 Häusern, dabei aber eine Menge Kirchen und Klöster.
ie ist der Sitz eines Erzbischofs und hatte ehemals eine Universität,
e aber bis auf die theologische Fakultät eingegangen ist. Jährlich wird
ne große Handelsmesse gehalten. Die Ueberbleibsel eines römischen
empels, wovon noch die schönen Säulen stehen, dienten zum Fleisch-
arrn. 1663 wurde Evora von den Spaniern unter Don Juan d'Au-
ia erobert, aber bald von den Portugiesen, nachdem sie die Schlacht
n Almerial oder Evora gewonnen hatten, wieder genommen.

Evremont (Charles de St.-Denis, Seigneur de St.-), einer der

Digitized by Google

geistreichsten Schriftsteller des 17. Jahrh., aus einer alten adeligen Familie stammend, geb. 1713 zu St.-Denis-le-Guast bei Coutances, widmete sich zu Paris mit Eifer den Studien, trat dann unters Heer und focht als Hauptmann in den Schlachten bei Freiburg und Nördlingen mit ausgezeichneter Tapferkeit, wodurch er sich die vorzügliche Hochachtung beim Prinzen Louis de Bourbon und des ganzen Generalstabs erwarb. Sehr beliebt machte er sich durch sein heiteres Temperament, seinen feinen Witz und seinen angenehmen Umgang; aber sein beständiges Spotteln über seine Mitbürger erregte ihm viele Feinde und entzog ihm endlich sogar die Gnade des Prinzen. Glänzende Lorbern blühten ihm indeß in Catalonien, wo er seine kriegerische Bravour in dem Grad an den Tag legte, daß er mit der Würde eines Maréchal-de-Camp geziert wurde. Rückgekehrt nach Paris, schwelgte er hier in üppigem Lebensgenusse und war die Seele aller eleganten Gesellschaften, die er durch seine geistreiche und witzige Unterhaltung belebte. Durch einige Unvorsichtigkeiten in Reden und in Schriften zog er sich einen dreimonatlichen Aufenthalt in der Bastille zu, und als er späterhin sich einige satyrische Aeußerungen über den pyrenäer Frieden erlaubte, entging er einer zweiten Gefangenschaft nur durch die schleunigste Flucht. Er fand ein Asyl in England, wo er sich bald die Gunst des Königs sowie des Prinzen von Oranien anzueignen wußte, und endlich zu London 1703 sein bewegtes Leben endete. Er wurde in der Westminsterkirche feierlich beigesetzt. Als Schriftsteller sich weniger mit Gegenständen tiefer Speculation und Gelehrsamkeit beschäftigend als mit der sogenannten Philosophie des geselligen Lebens, verdankt er seinen Ruhm meistens der glänzenden Rolle, die er unter den witzigen und geistreichen Epikuräern seiner Zeit spielte, welche bald so großen Einfluß auf die Philosophie in Frankreich erhielten. Evremont's Schriften zeichnen sich aus durch treffenden Witz, sinnreiche Wendungen, feine Gedanken und einen reinen, kräftigen Ausdruck. S. „Oeuvres mêlées" erschienen Paris 1690, 2 Bde., 4., hernach Amsterdam 1706, 5 Bde., 12., und 1750, 12 Bde., 12.

Evreux, Hauptstadt des franz Depart. Eure und eines Bezirks desselben, liegt am Iton, bevölkert von ungefähr 9750 Seelen, hat eine schöne Domkirche mit einem 252 F. hohen, durchbrochenen Thurme, 3 andere Kirchen, ist der Sitz der Departementalbehörden, eines Bischofs unter der Metropole Rouen, besitzt ein Collegium mit 8000 Bd. starker Bibliothek, Gesellschaft des Ackerbaues, der Wissenschaften und Künste, medicin. Gesellschaft, Manufacturen und Fabriken in Tuch, Wollenzeug, Zwirn, Leinwand, Stecknadeln, Eisenwaaren, Leder, Kattun, Manchester, Siamoisen ꝛc., Bleichen, Färbereien, Papiermühlen, Baumwollenspinnmaschinen, Ciderbrauereien, nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Leinöl, Obstwein ꝛc. Evreux hat angenehme Spaziergänge, in der Nähe das ehemals der Kaiserin Josephine gehörende prächtige Schloß Navarre.

Ewald (Johann), ein gefeierter dänischer Dichter, war geboren 1743 zu Kopenhagen. Sein Vater, ein bigotter Theologe, gab ihm eine unpassende Erziehung, welche seine glühende Einbildungskraft zwar anreizte, sie aber nicht in vollem Maße befriedigen konnte. In einer Unterrichtsanstalt zu Schleswig, wo ihn sein Vater hindrachte, machte er ziemlich gute Fortschritte; aber die Lecture von Romanen, Legenden und der Lebensbeschreibungen des Plutarch gaben seiner Phantasie einen solchen Aufschwung, daß er im 12. Jahre seines Alters sich die größten Phil-

Digitized by Google

yphen und Helden der Vorzeit zu Mustern seiner Denk- und Handlungsweise machte. So entwich er eines Tages, um eine Reise um die Welt zu machen; ein anderes Mal wollte er als Missionnair und Apostel der christlichen Religion in Afrika das Evangelium predigen. Sein beständigster Gedanke blieb aber doch der, in Militairdienste zu treten. Sein Vater, welcher ihn gerne dem geistlichen Stande widmen wollte, hielt ihm manche Ermahnungsrede, seine Studien durch dergleichen verwirrende Ideen nicht unterbrechen zu lassen. Doch das Studium der Theologie mißfiel ihm bald um so mehr, als er sich in ein Mädchen verliebte, über dessen Reizen er viele Nebenbuhler zu besiegen hatte. Aber seine Neigung zum Militairstande ließ ihn endlich über seine Leidenschaft siegen, sodaß er Kopenhagen verließ und nach Hamburg ging, um dort bei den preußischen Garde-Husaren sein Unterkommen zu finden. Nach seiner Ankunft in Magdeburg wurde er gegen sein Vermuthen zu einem Infanterie-Regimente gebracht. Unzufrieden hierüber nahm er die Flucht, trat in österreichische Dienste und wurde bald zum Unteroffizier befördert. Dieses war ungefähr zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Er zeichnete sich hier mehrmalen durch Bravour aus, daß er zum Offizier vorgeschlagen wurde, insofern er zur katholischen Kirche übergehen wolle. Zu diesem Schritte konnte er sich aber nicht entschließen. Er ließ sich vielmehr von seinen mittellosen Eltern loskaufen und setzte bei seiner Zurückkunft seine frühern theologischen Studien mit dem regsten Eifer fort, bis er durch ein unerwartetes unglückliches Ereigniß von Neuem darin unterbrochen wurde. Seine frühere Geliebte nämlich ward ihm untreu, um sich mit einem seiner Nebenbuhler zu verbinden. Dieses Ereigniß erschütterte seine Seele so tief, daß er alle Lebenslust, allen Muth, alle Hoffnung verlor und in eine unbeschreibliche düstre Gemüthsstimmung verfiel. Bis zu seinem 23. Jahre hatte er sein in ihm liegendes poetisches Talent nicht geahnet, als plötzlich der Tod Friedrich's V. ihm Veranlassung gab, eine Trauercantate zu dichten, welche allgemeine Bewunderung erregte. Einigermaßen wieder aufgerichtet in seinem Gemüthe, faßte er nun den Entschluß, die Palme der dichterischen Unsterblichkeit zu erringen. Klopstock, welcher auch in Kopenhagen wohnte, wurde nun sein Freund, Bernstorff sein hoher Beschützer, und nach dessen Sturze fand er noch immer in Karstens einen Mäcen und Aristarchen zugleich. Die königliche Akademie der Wissenschaften ermunterte ihn durch mehre Preise. Unglücklicherweise aber waren seine Familienverhältnisse sehr drückend für ihn, seine Lage ohne eigentlichen Erwerb, und seine durch unordentliches Leben zerrüttete Gesundheit führte seinen Tod herbei, welcher im 38. Jahre seines Lebens (1781) erfolgte. Nicht mit Unrecht schätzen wir in Ewald einen originellen, in der Tragödie und Elegie gleich ausgezeichneten Dichter. Unter seinen poetischen Erzeugnissen strahlen: „Balder's Tod", in dem Sagenkreis der Edda entnommener Stoff, und sein „Rolf", ein geschichtliches Trauerspiel, als Fixsterne erster Größe hervor. Eine vollständige schöne Ausgabe seiner Werke erschien zu Kopenhagen 1781—91 in dänischer Sprache. S. über ihn: Fürst's „Briefe über die dänische Literatur". — Sein Bruder, geb. 1745, war General-Lieutenant des dänischen Heeres und Offizier der Ehrenlegion, machte in hessischen Diensten den nordamerikanischen Krieg mit, hatte aber dabei das Unglück, ein Auge zu verlieren. Er trat hierauf in dänische Dienste und zeichnete sich an der Spitze von dänischen und holländischen Trup-

Digitized by Google

pen bei Verfolgung des Major Schill 1809 aus, dessen Corps er in Stralsund theils tödtete, theils gefangen nahm. Er schrieb ein geschätztes Werk über den Krieg der leichten Truppen und starb zu Kiel 1813.

Ewald (Joh. Ludwig), geb. 1748 in einem fürstl. isenburgischen Städtchen, Namens Hain der drei Eichen, zwischen Frankfurt und Darmstadt, von dürftigen Eltern. Sein Vater und ein Prediger waren seine ersten Bildner. Er wollte entweder Theologie oder Baukunst studiren. Zu dem Erstern verweigerte der Vater, ein strenger, redlicher Pietist, die Einwilligung, weil des Knaben leichter, munterer Sinn keinen Geschmack an den häuslichen Erbauungsstunden fand. Nach überstandener Pockenkrankheit bekam er eine ernstere Stimmung. Er ging nun, gründlicher Vorkenntnisse ermangelnd, nach Marburg, um sich der Theologie zu widmen, in welcher Wissenschaft ein Prediger und der geistreiche Professor Robert seine Lehrer waren. Nach vollendeten Universitätsstudien ward er Hauslehrer in Kassel, nach einem Jahre Erzieher der jüngern Prinzen von Hessen-Philippsthal. Der Fürst v. Isenburg berief ihn 2 J. später (1770) als Prediger nach Offenbach. Hier fand die Moral und der populaire Rationalismus, den er predigte, Beifall. Aber der Pfarrer Hahn aus Würtemberg und Lavater vermochten ihn, diese Gattung des Religionsunterrichts aufzugeben; er gestand öffentlich seine Verirrungen und erklärte, von nun an mehr im Geiste des Evangeliums zu predigen. 1781 ward ihm die Generalsuperintendentur und Oberhofpredigerstelle in Detmold angetragen. Dort wirkte er nun als Prediger und Vorsteher der Schulen, errichtete ein Schullehrerseminar und traf die vortrefflichsten Einrichtungen. Doch der Verdruß, den er wegen seiner zeitgemäßen Schriften: „Was soll der Adel jetzt thun?" und „Ueber Revolutionen, ihre Quellen und die Mittel dagegen", 1792, daselbst erlitt, bewogen ihn 1796 als zweiter Prediger der Stephanskirche nach Bremen zu gehen. Um diese Zeit übersandte ihm die theolog. Fakultät zu Marburg das Doktordiplom der Theologie. Da auch in Bremen die Schulen vernachlässigt waren, ließ er sich die Verbesserung derselben sehr angelegen seyn, errichtete auf Subscription eine Normalschule, unternahm 1804 eine Reise zu Pestalozzi und suchte, was dieser thätige Erzieher in der Schweiz wirkte, in Bremen einzuführen. Seine schwache Brust nöthigte ihn indeß, die Kanzel zu verlassen. Er folgte 1805 einem Rufe nach Heidelberg als ordentlicher Professor der Moral und reformirter Kirchenrath und übernahm zugleich die Direktion des Sittenephorats. 1807 zum geistlichen Ministerialrath und Mitglied der General-Studien-Commission zu Karlsruhe ernannt, starb er dort am 19. März 1822. Er hat außer seinen ascetischen Schriften eine Zeitschrift: „Urania", und mehre Jahre eine „Christliche Monatschrift" mit mehren Andern herausgegeben. Seine Schriften mögen leicht 100 Bde. ausmachen. Manche derselben haben 3—4 Aufl. erlebt; alle, ohne Ausnahme, sind ins Holländische und einige ins Französische übersetzt. Er selbst hielt seine Biographie Salomons, Gera 1800, „Die Kunst, ein gutes Mädchen, Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden", 2 Bde., Bremen 1798, 4. Aufl., 3 Bde., 1807, und „Der gute Jüngling, Gatte und Vater", Frankf. 1804, für das Beste, was er geschrieben hat.

Ewer, ein flaches, einmastiges Fahrzeug auf der Niederelbe, dessen man sich zum Transport, z. B. von Hamburg nach Harburg, und zum Fischen bedient.

Digitized by Google

Ewers (Johann Philipp Gustav von), D. der Rechte und Philosophie, geb. 1781 im Bisthum Korvei, war der Sohn eines Landmannes, ezog 1786 die Klosterschule zu Holzminden und 1799 die Universität Göttingen, wo er sich der Theologie, und insbesondere dem historischen Theile derselben widmete, später aber, durch Rühs veranlaßt und von Hillers aufgemuntert, unter Heeren und Schlözer ganz den Staatswissenschaften. Nach 4jährigen Studien wurde ihm eine Hauslehrerstelle beim holländ. Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hoffnung, dem Heneraie Janssen, und eine bei Frau von Staël in Paris, angetragen. Statt dorthin, ging er 1803 nach Rußland, und lebte von da an ganz dem Lande seiner Wahl. Zuerst Lehrer bei dem Landrathe von Richter auf Weiwal bei Dorpat, begleitete er später seine Zöglinge nach Moskwa, wo er von dem Umgang mit Karamsin für seine geschichtlichen Forschungen Vortheil zog. Schon 1809 wurde er Correspondent der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St.-Petersburg, 1810 Professor der Geographie, Statistik und Geschichte Rußlands zu Dorpat, 1811 Direktor der dasigen Schulen, was er bis 1813 blieb, 1811 und 1816 Dekan, 1816 und 1818 Prorektor, 1817 Vorsitzer im Appellationstribunal, 1819 Rektor, zu welchem ebenso wichtigen als schwierigen Amte er 13 Mal hintereinander und noch am 1. Nov. 1830, als er schon auf dem Sterbebette darniederlag, in dankbarer Anerkennung seiner verdienstlichen Verwaltung, gewählt wurde. 1826 trat er als ordentlicher Professor des positiven Staats- und Völkerrechts und der Politik von der philosophischen zur juristischen Fakultät über. Auch ward er kaiserl. Zensor im politischen Fache. In seiner staatsbürgerlichen Stellung vielseitig beschäftigt, erübrigte er dennoch Kraft und Zeit, um sich auch in der gelehrten Welt durch seine Werke einen ausgezeichneten Ruf zu erwerben. Sein patriotischer Eifer wollte dem Vaterlande auf alle Weise nützen, und so hielt er, der allgemein geachtete Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, es nicht unter seiner literarischen Würde, auch ein Schulbuch und einen Katechismus zu liefern, wobei er die lohnende Genugthuung hatte, jenes für alle Elementarschulen des dorpatschen Lehrbezirks, diesen für den öffentlichen Religionsunterricht der Lutheraner im ganzen Reiche eingeführt zu sehen. Erfolgreich war sein Wirken als Rektor für die Schulen und insbesondere die Hochschule der Ostseeprovinzen, die vorzüglich ihm ihre neuern Satzungen und ihr Emporblühen verdankt, sowie in ihren innern Verhältnissen eine Eintracht, wie sie auf den meisten Universitäten vergeblich gewünscht wird. In gerechter Würdigung solcher vielseitiger Verdienste wurde er auch vielfach belohnt, 1819 Collegienrath und Ritter des St.-Annenordens 2. Klasse, zu dem er 1820 die diamantenen Insignien erhielt, 1822 Staatsrath, 1824 Ritter des St.-Wlademirordens 3. Klasse, 1827 wirklicher Staatsrath, 1830 Ritter des St.-Annenorden 1. Klasse. Auch empfing er von dem Kaiser Alexander, dessen Nachfolger Nikolaus, der Kaiserin-Mutter noch andere Beweise des allerhöchsten Wohlwollens. Statt des vom Kaiser Alexander ihm auf 12 J. von 1819 ab verliehenen Arrendegutes Rujenhadendorf wurden ihm nachmals von 1827 ab 1000 Silber-Rubel jährlich aus dem Kronschatze gezahlt. Ewers fühlte sich aber auch durch so viele Gnadenbezeigungen zum angestrengtesten Dienste verbunden. Ihn trifft vielleicht nicht ohne Grund der Vorwurf, daß er Alles selbst thun wollte und trotz den Bitten seiner Angehörigen sich nicht von seinem Wirkungskreise

Digitized by Google

losmachen konnte, so lange es zu seiner Selbsterhaltung noch Zeit war, aber seine Entschuldigung ist dann zugleich das große Talent, der eigenthümliche Takt, den er für den Geschäftstrieb hatte. Mit dieser Thätigkeit verband er eine ebenso unerschöpfliche Gefälligkeit. Auch im Privatleben war er anziehend. Seine Gattin beschenkte ihn mit einem Sohn und 4 Töchtern. Er entschlief sanft an den Folgen einer Leber- und Milzverhärtung zu Dorpat am 8. Nov. 1830. Ewers war auch Ehrenmitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften und der Universität zu St.-Petersburg, wie der kaiserl. Universität zu Moskwa u. m. a. wissenschaftlichen Vereinen. Das Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften gibt v. Recke's und Napiersky's „Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon", 1. Bd. S. 583. Wir wollen folgende namhaft machen: „Münter's Handbuch der christl. Dogmengeschichte. Mit Zusätzen d. Verf. vermehrt und deutsch herausgeg. ꝛc." (2 Bde., Gött. 1802—6), „Vom Zustand der Bauern in Liefland und Esthland", „Vom Ursprung des russ. Staats", „Provisorische Verfassung d. Bauernstandes in Esthland", „Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen" (2 Bücher, Dorpat 1814).

Ewiger Friede, s. Friede (ewiger).

Ewiger Jude, s. Jude (ewiger).

Ewiges Leben, dogmatisch, derjenige endlose Zustand sowohl der Seligkeit als der Verdammniß, welchen der zum Bewußtseyn seiner moralischen Würde und Bestimmung gekommene Mensch von Gottes Weisheit, Macht, Güte und Gerechtigkeit jenseits des Grabes in frommem Glauben hofft und den die positiven Religionen auf die Gewährleistung ihrer unmittelbaren Offenbarung und höhern Autorität, das Christenthum besonders um der Auferstehung Jesu Christi willen, zu glauben gebieten S. Unsterblichkeit. Die Begriffe der verschiedenen Völker von dem ewigen Leben laufen mit der durch die Verschiedenheit des Klima's modificirten Nationalcultur und Humanitätsbildung parallel.

Ewigkeit, Philos., Seyn, ohne alles Zeitverhältniß, also ohne Anfang und Ende, aber auch ohne Veralten; ein Seyn, wie es Gott beigelegt werden muß, das aber, obgleich die Vernunft es als nothwendig voraussetzt, doch in dem menschlichen, an die Zeit, als innere Form der Sinnlichkeit, gebundenen Vorstellungsvermögen nicht gefaßt werden kann. 2. Ein Fortschreiten der Zeit ohne Unterscheidung eines Anfangs und Endes, gleichsam eine fließende Ewigkeit, wie sich solche der Vorstellung beim Nachdenken aufdringt, ohne gleichwohl ein Vernunftbedürfniß zu befriedigen. Nach dieser Ansicht theilt sich die Ewigkeit in eine vergangene und eine kommende; mit jedem Lebensmoment würde jener etwas zuwachsen, dieser etwas abgehn und jede doch gleich groß bleiben. Der daraus hervorgehende Widerspruch legt die Nichtigkeit dieser Ansicht dar.

Exaltation bedeutet überhaupt Erhebung, insbesondere aber die Geisteserhebung, ein Gemüthszustand, in dem der Mensch durch irgend eine Idee, oder eine Reihe von Vorstellungen, lebhaft ergriffen ist und dadurch sich zu Unternehmungen angeregt, muthig und entschlossen fühlt, die ihm ohnedieß gleichgültig, schwierig oder ganz unausführbar erscheinen würden. Sie kann körperlich oder von Nervenreizen bedingt seyn, im normalen Leben von geistigen oder sonst ermunternden Getränken (Kaffee, Thee, Opiaten ꝛc.), in krankhaftem Zustande von Gehirnaffec-

Digitized by Google

onen (in hitzigen Fiebern, Irresein ꝛc.), oder aus Lebensereignissen her-
orgehen, die große Ideen wecken und nähren. Sie bemächtigt sich
ann auch Mehrer, wenn dergleichen Ideen verbreitet und durch Rede,
Gesang, Dichtungen ꝛc. angefacht werden. In großen politischen Ereig-
issen ergreift sie ein ganzes Volk und wird dann selbst ein wichtiger
Hebel für Gestaltung einer neuen Ordnung der Dinge. Nichts Großes
t ohne Exaltation ausführbar; ebenso oft aber verleitet sie auch, da
nmer in ihr mehr die Phantasie als die Vernunft herrschend ist, zur
Tollkühnheit, zum Verderben, ja selbst zu Verbrechen. Vergl. Begei-
erung.

Examen, Schulprüfung, ist entweder rein pädagogisch, oder
Candidaten- oder großes Amtsexamen. Ueber die Methode, zu exami-
iren und die Einrichtung der öffentlichen Schulprüfungen findet man
ehrreiche Bemerkungen in Büsching's, Gedike's, Meierotto's, Herder's,
Zecher's u. A. Schulschriften. Comenius schon empfahl tägliche, wöchent-
liche, monatliche Wiederholungen, vorzüglich einzelner Abschnitte, die
uletzt ein Ganzes bilden. S. Nemeyer's „Beitrag zur Methodik des
Examinirens", Halle 1810 (auch in dessen „Grundsätze der Erziehung
u. d. Unterrichts" 6 A.), und Seidenstücker's „Vorschlag zu einer zweck-
näßigen Einrichtung der gewöhnlichen Schulprüfungen", Dortmund
815, 2te Auflage.

Exantheme, Hautkrankheiten mit Fieber verbunden, daher sie acute,
itzige Hautausschläge genannt werden, um sie von den langwierigen,
enen sich das Fieber nur zufällig beigesellt — welche in der medicini-
chen Kunstsprache Impetigines genannt werden — zu unterscheiden. Die
m häufigsten vorkommenden sind Blattern, Masern, Rötheln, Schar-
ach, Friesel, Blasenfieber, Nesselfriesel. Eine jede hat ihre Eigenheiten,
ie auf die Entstehungsweise, auf die Bildung und Stellung der verän-
erten Erscheinungen in der Haut und in ihrem Verlaufe gegründet
ind. Vergl. Hautkrankheiten.

Exarchat. Als Narses, der Feldherr des morgenländischen Kaisers
Justinian, die Gothen und ihre Verbündeten in Italien ganz besiegt
atte, 552—54, behandelte Justinian den mittlern Theil Italiens als
ine Provinz des morgenländischen Kaiserthums und ließ es durch einen
Statthalter, Exarch, der seinen Sitz zu Ravenna hatte, regieren. Aistulf,
König der Longobarden, eroberte Ravenna und das ganze Exarchat,
52, aber der fränkische König Pipin nöthigte ihn, 755, es zurück-
ugeben, und schenkte es dem Papst Stephan III. Seit dieser Zeit ist
Ravenna und sein Gebiet mit dem Kirchenstaate vereinigt geblieben. —
Bei den heutigen Griechen ist Exarchus ein Abgeordneter des Patriar-
hen, welcher in den Provinzen herumreist und die Bischöfe und Kirchen
isitirt.

Exaudi, der 6. Sonntag nach Ostern, wegen eines nach dem 27.
Psalm gefertigten Liedes, welches an diesem Tage gesungen wird und
mit Exaudi anfängt, so genannt.

Excellenz, Vortrefflichster, Ausgezeichneter. Diesen jetzt in Deutsch-
and nur den Generallieutenants, wirklichen Ministern und Gesandten,
uch wohl wirklichen Geheimräthen und Präsidenten beigelegten Titel
führten anfangs die Kaiser, von denen Karl der Große bis auf Hein-
ich VII. kaiserliche Excellenz titulirt wurden. In der Folge ging er auf
ie italienischen Fürsten über, die ihn, als die Cardinäle den Titel

Digitized by Google

Eminenz annahmen, mit Altezza vertauschten; dann ward er Titel der Doctoren und Professoren (Schulexcellenz), die jedoch jetzt höchstens noch zuweilen in lateinischen Anreden denselben erhalten, auch den Reichsgrafen, welche ihn aber aufgaben, als sie das Prädicat Erlaucht und Hochgräfliche Gnaden erhielten. In Italien ist noch gegenwärtig Excellenza der Titel fast jedes Edelmanns, und der Fremde von nur einiger Distinction wird in Neapel ꝛc. ohne Unterschied mit diesem Titel beehrt. In Frankreich führt jeder Duc den Titel Excellence, jeder Prince dagegen den Titel Altesse.

Excentricität, Excentrisch, s. Excentricität, Excentrisch.

Exception, Ausflucht, besonders gerichtliche, s. Klagen und Einreden. — Exceptionsgesetze, s. Ausnahmegesetze.

Excerpiren, aus einer Schrift Auszüge, Excerpte, machen. Wenn man mit dem kleinsten Verlust von Zeit excerpiren will; so habe man bei jedem Buche eine Bleifeder und einen Streifen von weißem Papier in Bereitschaft. Mit der erstern mache man bei einer jeden merkwürdigen Stelle ein kleines, sich leicht wieder verwischendes Pünktchen, um merke sich auf dem Papier die Seite, wo eine oder mehre solche Stellen stehen. Das Pünktchen weiset nachher, ohne das Buch zu verunstalten, auf die auszuzeichnende Stelle hin, und das Verzeichniß der Seiten auf dem Streifen Papier erspart nicht nur die Mühe, die Seiten, auf welchen man bei fortlaufender Lectüre nichts Merkwürdiges gefunden hat, vergebens durchzusehen, sondern sichert auch vor der Gefahr, merkwürdige Stellen zu übersehen. Legt man, wie Einige thun, Streifen von Papier hinein, so geschieht es leicht, daß einer oder der andere herausfällt, und überdem muß man doch immer da, wo man solche Streifen findet, zwei Seiten statt einer durchlaufen, bei den sogenannten Eselsohren vermeidet man dieß zwar, doch geben diese Brüche in das Papier, welche schwer zu verwischen sind; man verdirbt also dem Besitzer das Buch.

Exchequer, der königliche Lehnhof in England, eins der 3 obersten Gerichte in Westminster. S. Großbritannien, Gerichtsverfassung. Es heißt so, seit Wilhelm dem Eroberer, von dem gleich einem Schachbrett, franz. echiquier, gewürfelten Fußboden, welches in verschiedenen Ländern, u. a. auch in der Normandie und früher im fränkischen Reiche, eine Auszeichnung des Saales für das höchste Gericht der Pairs war. Daher hieß auch der oberste Gerichtshof zu Rouen: Echiquier de Normandie. — Exchequer-Bills, Schatzkammerscheine; Obligationen, zu deren Ausstellung das britische Finanzministerium durch ein Creditivum vom Parlament ermächtigt wird. Sie sind nicht auf einen bestimmten Abzahlungstermin gestellt; so lange sie laufen, tragen sie 3½ Pence von 100 Pf. St. tägliche Zinsen (5 Procent) und stehen gewöhnlich um ein Weniges besser als baares Geld, weil Banquiers und Kaufleute ihren Cassenbestand gern in diesem zinsentragenden Papiere halten. Die Zinsen sind aber nicht fundirt, sondern werden aus den allgemeinen Einkünften entrichtet. Um nun den zu großen Anwachs dieser Obligationen zu verhindern, deren Ausgabe ein nothwendiger Theil des Mechanismus der britischen Finanzen ist, ruft der Staat alljährlich einen Theil derselben auf, um sie abzuzahlen, oder unter bestimmten Bedingungen in den Stocks zu fundiren, d. h. in eine ständige Schuld zu ver-

Digitized by Google

handeln, deren Zinsen durch bestimmte, dazu aufgelegte Abgaben gesichert sind. Wer sich diese Verwandlung nicht gefallen lassen will, kann, wenn ihn die Reihe trifft, baare Zahlung verlangen.

Excommunication, s. Bann (Kirchen-) und Interdict.

Excursion, eine Streiferei, Abstecher, kleine Reise, meist zu einem wissenschaftlichen Zweck; in der Gelehrtensprache, auch Excurs, eine längere ausführliche Erläuterung eines Worts oder einer Stelle, eine gelehrte Abschweifung.

Excussion, die Ausklagung des Hauptschuldners; daher beneficium excussionis, die Rechtswohlthat für Denjenigen, welcher sich für Jemand verbürgt hat, verlangen zu können, daß der Hauptschuldner zuerst ausgeklagt werde. Vergl. Bürgschaft.

Execution, die Vollziehung, Ausführung, Vollstreckung, besonders einer Leibes- und Lebensstrafe, daher Hinrichtung; auch der gerichtliche Zwang durch Auspfändung, Eintreibung der Schulden, Einlegung von Mannschaft. Executiren, vollstrecken, ausführen.

Executivprozeß, diejenige summarische Prozeßart, in welcher der auf die Erfüllung einer persönlichen Verbindlichkeit Klagende gleich mit dem Vortrag der Klage selbst den Beweis derselben zum Grunde liegenden Thatsachen durch fehlerfreie Urkunden verbindet, und der Beklagte, wenn er nicht die Unrichtigkeit dieser eidlich erhärten, oder sich nicht durch sofort erwiesene oder erweisliche Ausflüchte schützen kann, alsbald verurtheilt wird. Ueber die Erfordernisse, s. Urkunde.

Executor, der Vollstrecker, Vollzieher, z. B. eines Testaments. Executoriales, Vollziehungsbefehle des Richters an den Verurtheilten zur schleunigen Leistung Dessen, wozu er verurtheilt worden.

Exegese, Erklärung, biblische Auslegung, s. Auslegung.

Exequien, bei den Katholiken die Begräbnißfeierlichkeit, insbesondere aber die Messen für den Verstorbenen, welche meist einige Wochen nach seinem Tode gehalten werden, und wobei, wenn der Todte vom höhern Range ist, die Kirche schwarz ausgeschlagen wird.

Exerciren, einzelne oder auch ganze Abtheilungen Soldaten in der Stellung, den Handgriffen mit dem Gewehr und in den Evolutionen üben; wenn es sich über letztere hinaus erstreckt, wird es ein Manoeuvre genannt. Das, was bei dem Exerciren gelehrt wird, heißt das Exercitium, welche das Exercirreglement bestimmt. Das Exerciren geschieht auf einem Platze, der nach den Waffen verschieden ist. Für Infanterie sucht man gewöhnlich einen ebenen, freien Platz, für Kavallerie einen sandigen, für Artillerie einen möglichst festen Boden, für leichte Infanterie einen ebenen, um sie im Tirailliren zu üben, einen möglichst durchschnittenen Boden aus. In Städten, wo große Garnisonen sind, trifft man zuweilen Exercirhäuser, welche deßhalb als Bauwerke merkwürdig sind, weil sie die möglichst größte Spannung in der Dachung haben müssen. Das Darmstädter (319 Fuß lang, 151 breit, 83 F. hoch und ohne Dachstütze im Innern), das Potsdamer und das St.-Petersburger Exercierhaus sind die merkwürdigsten.

Exeter, Hauptstadt der engl. Grafschaft Devon, am Ex, hat 4 Vorstädte, 3250 Häuser und 24.000 Bew., Sitz eines anglikan. Bischofs, hat eine Kathedralkirche mit der schönsten Orgel in England, viele Schulen und öffentliche Gebäude, Museum, literarische Gesellschaft, Irrenhaus, Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Eisengießerei.

Digitized by Google

Exhaustion, in der Mathematik ein Verfahren, Größen, die durch ihre vollständigen Theile sich nicht vergleichen lassen, durch andre Größen zu vergleichen, die jene zwar nicht erschöpfen, aber als Grenzen ihnen unbestimmt nahe gebracht werden können. Die Alten bedienten sich der Exhaustionsmethode bei Vergleichung krummliniger Figuren, krummer Oberflächen und runder Körper; sie vertritt dort die Stelle der Analysis des Unendlichen, die sie nicht kannten. Sie betrachteten krummlinige Figuren als Grenzen der geradlinigen und zeigten, daß das Verhältniß derselben zu einer ebenen weder größer noch kleiner sein könne, als ein gewisses bestimmtes; ebenso an Oberflächen und Körpern. Ein hieher gehöriger Satz ist in Euklids „Elementen", 10, 1. Die mehren Arten der Anwendung lernt man aus Euklids 12. Buche und den Schriften des Archimedes kennen. S. Maclaurin, „Ueber die Fluxionen", die Einleitung des Werks. Die Differentialrechnung gibt einen weit sicherern und raschen Weg an, zum Zwecke zu gelangen.

Exil, eine Strafe, wodurch Jemand genöthigt wird, die Stadt, Provinz, oder auch das Land zu verlassen, wo er sich bis dahin wesentlich aufhielt, mithin ein bürgerlicher Bann oder politische Verweisung. Sie bezog sich auf ein Staatsverbrechen. Die alten Freistaaten exilirten aber zuweilen Männer um des bloßen Verdachts willen, daß sie der republikanischen Freiheit gefährlich werden könnten. In diesem Falle war das Exil nicht Strafe, sondern Vorsichtsmaßregel. Viele kamen dem richterlichen Ausspruche zuvor und exilirten sich selbst. (Vgl. Deportation, Ostracismus und Verbannung.) Babylonisches Exil, s. Hebräer und Juden.

Existenz, das Daseyn, Bestehen, die Wirklichkeit, im Gegensatze der bloßen Möglichkeit, ein Beziehungsbegriff, der von der Vorstellung eines Dinges an sich nicht getrennt werden kann. Für alle Naturvorgänge, die nur durch Wahrnehmung erkennbar sind, muß ihre Existenz als nothwendig erfordert werden; nur in unserem eigenen Bewußtsein nehmen wir eine Existenz, nämlich die unserer selbst, unmittelbar wahr. Eine absolute Existenz kann nur Gott und dem Weltall, ersterem ursprünglich, diesem verliehen, zugestanden werden. Alle Existenz von Einzelwesen ist nur eine relative nach Raum- und Zeitbeschränkungen. Der absoluten Existenz steht Nichts entgegen, der relativen nur ein unbeachtbares Etwas (relatives Nichts); es ist daher auch die Grenze, wo die Existenz eines Einzelwesens aufhört, unbestimmbar. Ein Buch z. B. existirt noch, wenn auch ein oder das andere Blatt herausgerissen ist, dann als defectes Buch; wie viele Blätter aber ausgerissen sein müssen, wenn das Buch zu existiren aufhören und nur einzelne Blätter von ihm übrigbleiben sollen, ist unbestimmbar. Vgl. Realität.

Exodus, latein. Wort, Ausgang, daher Benennung des 2. Buchs Mosis, weil darin der Auszug der Israeliten aus Aegypten erzählt wird.

Exorcismus, im Griechischen eine Beschwörung, wodurch man Jemand, gewöhnlich durch religiöse Gründe, bewegen will, Etwas zu glauben, zu sagen oder zu thun; dann die Beschwörungsformel, mit der man höhere, den Menschen an Macht und Einsicht überlegene, und auf die Dinge in der Welt einwirkende Wesen — Geister, Dämonen u. s. w. genannt — zu Etwas zu vermögen sucht, nämlich die guten zu seinem Beistande und die bösen zur Verlassung eines Ortes oder eines Menschen. Man nannte die Wissenschaft, die Geister vermeintlich nach seinem Willen bestimmen zu können, Theurgie, welche einen Theil der

Magie oder Zauberei ausmachte. Diejenigen, welche sich auf dergleichen Beschwörungen verstanden, hießen Exorcisten. Schon bei den Juden herrschte der Glaube, daß die Heiden unter der Herrschaft des Teufels ständen; da nun die heidnischen Taufbewerber im Anfange der aus dem Judenthum entstandenen christlichen Kirche sich mehrten, so war die Veranlassung nahe, daß letztere bei der Taufe dem Teufel (pompae et apparatui diaboli) entsagen mußten. Erst seit dem Ende des 2. Jahrhunderts fand dieser aus neutestamentlichen Stellen (1 Kor. 5, 3. u. 1. Tim. 1, 20.) abgeleitete Gebrauch bei der Taufe der Erwachsenen, und im 4. Jahrhundert bei der Taufe der Kinder statt. Man gebrauchte dabei die Formel: „Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, daß du ausfahrest von diesem Knechte Christi, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Luther ließ diesen Gebrauch bestehen: die reformirte Kirche gab ihn Anfangs auf; auch unter den lutherischen Geistlichen gab es schon im 16. Jahrhundert, zu der Zeit der kryptocalvinischen Streitigkeiten, viele, welche ihn mißbilligten. Dennoch dauerte er in der lutherischen Kirche bis auf die neuern Zeiten fort, obgleich man ihm eine andere Deutung gab, und erklärte, daß er nicht als eine Austreibung des Satans, sondern als ein Bekenntniß des angeborenen Verderbens und der Nothwendigkeit der Erlösung zu betrachten sey. In der königl. sächsischen Agende von 1812 ist der Exorcismus weggelassen, und in der neuen preußischen Agende findet sich nur im Anfang der Taufhandlung der Ausdruck: „Der Geist des Unreinen gehe Raum dem heiligen Geiste“. In der katholischen Kirche findet er noch förmlich statt.

Exoterisch, Exoteriker, s. Esoterisch.

Exotische Pflanzen, Gewächse, solche, welche einem von dem unsrigen ganz verschiedenen Boden und Klima angehören und daher meist nur in unsern Gewächshäusern fortkommen. Wenn es auch gelingt, sie zur Blüthe zu bringen, erhält man doch selten Früchte, noch seltener reifen Samen davon. Nur nach und nach wurde es möglich, durch Sorgfalt und genauere Beobachtung ihrer Natur und Bedürfnisse einige zu acclimatisiren oder einheimisch zu machen.

Expansion, Ausdehnungsvermögen, ist diejenige Eigenschaft flüssiger Substanzen, sich nach allen Seiten grenzenlos auszubreiten, durch welche sie sich von den tropfbaren Flüssigkeiten unterscheiden, die durch die Cohärenz ihre Theile bei allem gegenseitigen Abstoßen derselben in einem gewissen Raume zusammen gehalten werden. Obgleich nun aber selbst die tropfbaren Flüssigkeiten eine gewisse Expansibilität besitzen und deßhalb die Eintheilung in tropfbare und expansible von einigen Physikern nicht ohne Grund verworfen wird; so ist doch der Grund des Ausdehnungsbestrebens beider so verschieden, daß man sie füglich und genugsam durch ihn unterscheiden kann. Man rechnet demnach zu den expansiblen Flüssigkeiten alle Gasarten und luftförmige Stoffe, die sich in bestimmten Raum zusammenbringen und auf diese Weise untersuchen lassen; sowie noch einige andere Materien, deren Existenz und Eigenschaften man bloß durch Schlüsse darthun kann, wie das Licht, der Wärmestoff, das elektrische und das magnetische Fluidum. Daß nun aber bei der Expansion die Anziehung der Materie mit der Abstoßung in gleichem Grade wirkt, ist leicht zu erweisen; denn sobald eine expansible Flüssigkeit nur allein dieser letztern Kraft folgte, würde sie so gut als nicht

Digitized by Google

vorhanden seyn, man würde weder Wärmestoff noch Licht ꝛc. sammeln oder seine Masse vermehren können, das offenbar nur allein durch die Anziehung möglich ist. So beweisen auch die von Robertson mit dem Aerostaten angestellten Versuche: daß die expansibeln Materien eine gewisse Schwere besitzen, und daß von dieser die Höhe ihres Wirkungskreises über der Erde abhängt, weil die magnetische Kraft gänzlich verschwand und die elektrische beinahe völlig unwirksam ward, als sein Ballon sich zu einer bisher ungewöhnlichen Höhe erhob.

Expectorirende Mittel, expectorantia, Med., innere Mittel, die den Auswurf des in den Lungen widernatürlicher Weise erzeugten Schleims befördern, gewöhnlich schleimige, süße Stoffe, Althäenwurzel, Liquirizienextract, Feigen, besonders etwas Arom enthaltende, wie Fenchel-, Anissamen, und warmes, wenig reizendes Getränk, Thee.

Experimental-Physik, derjenige Theil der Naturlehre, Physik, der sich mit den praktischen Beweisen der Lehrsätze oder mit den Versuchen, Experimenten, beschäftigt, also die Erfahrungsnaturlehre, welche durch Versuche bestätigt ist. S. Physik.

Explorator, eine Vorrichtung, durch einen 132 Fuß langen Draht, dessen isolirte, mit Zinnknöpfen versehene Enden an einer Stange über dem Schornsteine und an dem Gipfel eines Kirschbaums befestigt waren, von welchem Drahte wieder ein anderer durch eine mit Siegellack überzogene Glasröhre ins Zimmer geleitet worden, an welchem letztern sich ein Elektricitätsmesser befand, um dadurch die tägliche Luftelektricität zu beobachten, hat Giov. Bapt. Beccaria, s. d., erfunden.

Explosion ist überhaupt jede plötzliche Ausdehnung expansibler Flüssigkeiten, die sich nach allen Seiten hin verbreitet und gewöhnlich mit einem heftigen Geräusch oder Knalle verbunden ist. Sind die Flüssigkeiten in einen engen Raum verschlossen, daß sie sich nicht in jeder Richtung ausdehnen können, so wenden sie ihre ganze Kraft nach derjenigen Seite, wo sie den schwächsten Widerstand finden, und die Explosion wird dadurch um so heftiger. Auf diese Erscheinung gründen sich alle Wirkungen des in dem Feuergeschütz, in den Minen ꝛc. eingesperrten Schießpulvers, das daher auch keinen eigentlichen Knall hervorbringt, wenn es uneingeschlossen sich entzündet und die daraus entbundenen Gasarten sich frei nach allen Seiten hin mit gleicher Schnelligkeit ausdehnen können. Je größer hingegen der Widerstand ist, den diese aus dem Schießpulver entwickelten Gasarten bei ihrer Expansion zu überwinden haben: um so heftiger muß auch ihre Explosion und um so stärker auch der dadurch entstehende Knall seyn.

Exponent heißt in der Mathematik der Verhältnißanzeiger, Wurzelanzeiger. Wenn nämlich eine Größe ein- oder mehre Male durch sich selbst multiplicirt wird, so setzt man, statt den Factor oft zu wiederholen, zur Rechten desselben oberhalb eine kleinere Ziffer, welche andeutet, wie oft die Wiederholung der Multiplication der Zahl oder Größe mit sich selbst hätte geschehen sollen.

Z. B. $a^4 = aaaa = a\,a.a.a.$

$9^3 = 9.9.9 = 729.$

Exposition, wörtlich Auseinandersetzung, im Drama die Erzählung derjenigen Begebenheiten, welche sich von dem Zeitpunkte an, mit welchem das Schauspiel beginnt, nach der Voraussetzung des Dichters begeben haben. Die abgesonderte gibt der Dichter dem Auditorium in der Form eines erzählenden Prologs, wie in den „Phönizierinnen"

Digitized by Google

es Euripides; die vermuthet gibt er dem Zuschauer unmittelbar oder scheinbar zufällig, indem die handelnden Personen in Zwiegespräche die Vorgeschichte erzählen. Auch bezieht man die Exposition auf die einzelnen Acte eines Stückes, wo es dann die Bekanntmachung Desjenigen bezeichnet, was nach der Voraussetzung des Dichters während des Zwischenactes geschehen ist. Nebenzweck der Exposition ist die Bekanntmachung der Zuhörer mit dem Orte und der Zeit der Handlung ꝛc.

Expromissio, in der Rechtswissenschaft, die in der Folge einer freien Uebereinkunft zwischen dem Gläubiger und einem Dritten (expromissor) dadurch erfolgte Befreiung des Schuldners von seiner Verbindlichkeit, daß an des Letzteren Stelle dieser Dritte tritt. Der Schuldner wird hier ganz befreit, selbst bei nachheriger Insolvenz des Expromissors, und der Gläubiger muß daher seine Einwilligung in jede Veränderung geben; doch ist nicht auch die Zustimmung des Schuldners nöthig. Expromitiren, zusagen für sich oder für einen Andern.

Extirpator, in der Landwirthschaft, Ackerwerkzeug, theils zur Vertilgung des Unkrauts, theils zur Auflockerung des Bodens, theils zur Unterbringung des Samens; besteht aus 9, 11 oder 13 Scharren, welche in einem, mit 2 Pflugsterzen versehenen Gestelle dergestalt eingesetzt sind, daß die im hintern Balken stehenden gerade in der Mitte des Zwischenraumes gehen, den die vordern lassen; dieses Gestell ist mittelst eines Gründels mit einem Vordergestelle verbunden. Zu den angegebenen Zwecken dient dieses Werkzeug vortrefflich; es thut weit bessere Dienste als eine Egge, und erfordert eben nicht mehr Zeit und Kraft.

Extension, die Ausdehnung, der Umfang eines Gebiets, eines Begriffs; daher extensiv, entgegen dem Intensiven, z. B. extensive Größe, die in räumlicher Ausdehnung besteht.

Externsteine (nach Einigen von Egge, Gebirgszug, an welchem sie sich befinden), sind hohe (höchster 125 Fuß) Quadersandsteinfelsen, die sich in der Grafschaft Lippe am Eingange des Teutoburgerwaldes, an beiden Seiten des Weges von Horn nach Paderborn, eine Viertelstunde von Ersterem entfernt, ganz abgesondert in der Landschaft emporheben, mit einem Grab in den Stein gehauen, und mehren Bildwerken und roh gearbeiteten Figuren, welche wahrscheinlich heilige Personen der christlichen Religionsgeschichte vorstellen. Man hält sie gewöhnlich für von Menschenhänden aufgeführte alte Opferaltäre der Sachsen, die von Karl d. Gr. oder schon zu Bonifacius Zeit zum christlichen Gottesdienst umgewandelt worden. Sie können aber wohl, wie die Teufelsmauer im Vorderharze, ursprünglich nichts weiter als das stehen gebliebene Gerippe eines durch Wasserfluthen losgespülten Urgebirges seyn, und daher Externsteine, außerhalb des Gebirgs, mit dem sie früher in Verbindung gestanden, befindliche Steine heißen. 1824 haben Menke, Dorow und Klostermeyer über dieselben geschrieben.

Extract, überhaupt Auszug, insbesondere in der Chemie ein Product, das durch Aufnahme eines in einer Flüssigkeit auflösbaren, nicht ölzigen, Theils und Abdampfung dieser zu einer dichtern Consistenz, in verschiedenen Abstufungen, von der Syrupsdicke bis zur Trockenheit, erhalten worden ist. 2. In der Pharmakopöe besonders eine auf diese Art in einer concentrirten Form aus einem Pflanzenkörper erhaltene Arzneisubstanz; wird gewonnen a. als wässeriges Extract, indem der Arzneikörper mit Wasser und zwar mit heißem durch Aufguß, oder durch

Digitized by Google

mehrmals wiederholtes Kochen, theils bei offenem Feuer, theils mit Dampf oder mit kaltem Wasser, unter anhaltendem Schütteln ausgezogen und die colirte Flüssigkeit vorsichtig bei gelinder Wärme eingedickt wird; b. als weiniges oder geistiges Extract durch Ausziehung; geschieht mit Wein oder gewöhnlicher mit Weingeist, wobei bloß die harzigen Theile, die durch zugesetztes Wasser niederfallen, gewonnen werden, oder c. mit Weingeist und Wasser, wobei die harzigen und gummiharzigen Theile zugleich erhalten werden; zur Wiedergewinnung des Weingeists wird dieser durch Destillation übergetrieben, dann die Flüssigkeit ebenfalls durch Abdampfung eingedickt; d. durch Eindickung ausgepreßter Pflanzensäfte; e. mittelst der Realschen oder Rommershausischen Presse oder Embrich'schen Druckpumpe, bei denen das erste Auskochen erspart wird, wobei dabei auch die Stoffe, die durch Verflüchtigen entweichen, erhalten bleiben, die sich aber nicht ganz zur Ausziehung aller Pflanzenstoffe eignen. Die Extracte sind eine sehr zweckmäßige Form zur Benutzung der wirksamen Theile einer Pflanze, insofern die Wirksamkeit in nicht flüchtigen Theilen beruht, und werden häufig in Mixturen aufgelöst oder auch in Pillen verordnet.

Extravaganten, s. Kanonisches Recht.

Extrem, das Aeußerste, was dem Vorhergehenden gerade entgegengesetzt ist, die Uebertreibung. Extremitäten (Extremitas, Anat.), die Außenglieder des ganzen Körpers, besonders die Arme und Füße vom Körperstamm an, jene als obere, diese als untere Extremitäten. Was ihre Behandlung in den zeichnenden Künsten anlangt, so hat sie schon an sich ihre Schwierigkeiten, mehr aber noch, inwiefern die organischen Theile eines bestimmten Ausdrucks fähig sind. Die leichteste Bewegung der Hand kann sehr charakteristisch seyn, und ebenso das leichte oder feste Auftreten des Fußes, eine krampfhafte Bewegung der Zehen ꝛc. Göthe sagt zwar (in „Kunst und Alterthum", 1. Bd., 3. Heft), jeder starke Ausdruck gehöre bloß dem obern Theile des Körpers an, und die Füße seyen in solchem Falle überall im Wege. Wir haben jedoch eine andere Meinung und glauben vielmehr, daß eine Verlegenheit hier nur in dem Vermögen des Künstlers ihre Ursache haben könne. Sehr treffend bemerkt Watelet: „Es würde oft schwer, ja unmöglich seyn, die Disposition und Bewegung der Extremitäten, die Stellung einer Figur und ihren Gemüthszustand zu bestimmen, wenn man die Köpfe verdeckte. Preville, der größte der französischen Komiker, stellte einst in einer Gesellschaft, in welcher sich auch Garrick befand, einen Betrunkenen dar zur Bewunderung aller Anwesenden. Da rief ihm Garrick zu: „Preville, Ihre Füße sind nüchtern!" Diese Bemerkung enthält den Schlüssel zur vorliegenden Frage. Indessen würde man Unrecht haben, die Anwendung nur bei lebhafteren Gemüthszuständen gelten zu lassen. Ihre Richtigkeit läßt sich an den herrlichsten Antiken und Bildwerken späterer Zeit nachweisen; anders setzt eine Nymphe den Fuß, anders Pallas Athene; eine andre Haltung ist in der Hand der ehrwürdigen Matrone, und eine andre in der Hand der schüchternen Jungfrau. 2) Auch von einzelnen Körpertheilen (Knochen, Muskeln) die Endtheile.

Ex Voto, s. Votum.

Eyb oder Ybe (Albrecht von), Archidiakon zu Würzburg, Domherr zu Bamberg und Eichstädt, Kämmerer Papst Pius II., blühte um 1450 und starb 1485, zu seiner Zeit als Moralphilosoph und Verfasser

Digitized by Google

nder Schriften berühmt: „Ob einem Manne sey zu nehmen ein ehes ches Weib oder nicht“? ohne Druckort und Jahrzahl, Fol. (Nürnberg 472). Ein Auszug davon in L. Meisters „Beiträgen zur Geschichte r deutschen Sprache und Literatur“, 1 Th. Seite 137—159. Ferner: Spiegel der Sitten“, Augsb. 1511, Fol.

Eyben (Hulderich von), berühmter Jurist, geboren zu Norden 1629, ar 1655—69 Professor der Rechte zu Gießen, dann bis 1678 zu elmstädt und starb als kaiserl. Kammergerichts-Beisitzer zu Wetzlar 1699. Seine Schriften, die fast alle Theile der Rechtswissenschaften beleuchten, ab J. E. Hertius zu Strasburg 1708 in Folio heraus.

Eyck (Johann van), auch Johann oder Jan von Brügge genannt, ßteres von seinem Wohnort Brügge, ersteres von dem Orte seiner eburt, Maaseyck, im Bisthum Lüttich, war der Sohn eines Malers, ssen Familienname nicht bekannt geworden ist, und wurde, wie Einige ehaupten, um 1370 geb., nach Andern erst am Schlusse des 14. Jahrunderts: eine Meinung, die durch manche Umstände ziemliche Wahrheinlichkeit erhält. Ein älterer Bruder, Hubert v. Eyck, geb. 1366, er gleichfalls ein zu seiner Zeit berühmter Maler war, unterrichtete en jüngern Johann in den Anfangsgründen der Kunst, und das Talent dieses seltenen Genies entwickelte sich bald mit solcher Kraft, daß r in Kurzem seinen Lehrer bei weitem übertraf und die Bewunderung seier und spätern Zeiten wurde. Von den Lebensumständen dieses ausezeichneten Künstlers, sowie seines Bruders Hubert, weiß man Folgendes: Die Brüder erwählten sich Brügge zu ihrem Wohnort, wo damals, des blühenden Handels wegen, ein Zusammenfluß vieler Großen und Reichen war. Gegen 1420, oder bald nachher, zogen sie aber auf iemlich lange nach Gent, um daselbst gemeinschaftlich ein Werk von ehr großem Umfange auszuführen, welches ihnen der 1419 zur Regierung gelangte Herzog, Philipp der Gute, von Burgund, übertragen hatte. (Es ist die jetzt in Paris befindliche berühmte Anbetung des Lammes, ein Gemälde, welches in seinen verschiedenen Theilen über 300 Figuren enthält und ein Meisterstück vom ersten Range ist. Es ist auf Holz mit Flügelthüren gemalt, die äußerlich die Bildnisse der beiden Künstler und ihrer Schwester Margarethe, gleichfalls einer Malerin oder, wie Andere dafür halten, der Gattin Johann van Eyck's, zeigen. Von diesen Flügelthüren befindet sich dermalen eine zu Berlin in der Solly'schen Sammlung; diese ist die Hauptveranlassung, warum man in neuerer Zeit gegen die von Sandrart aufgestellte Meinung, Joh. Jan Eyck sey um 1370 geb., annimmt, sein Geburtsjahr falle wohl um 20 oder 30 Jahre später, denn eben jene Bildnisse der Brüder van Eyck, die wie das ganze Gemälde zwischen 1420—1430 entstanden, zeigen den ältesten bereits als einen Mann von sehr vorgerückten Jahren, einen Sechsziger ungefähr [was denn auch mit der Angabe seines Geburtsjahres übereinstimmte], den andern, Johann, aber als einen Dreißiger, welches er damals nicht mehr hätte seyn können, wäre er wirklich um 1370 geb. worden.) An dem glänzenden Hofe des Herzogs Philipp hatten die Brüder die beste Gelegenheit, durch Erblickung von prächtigen Stoffen, Geschmeiden, Waffen, Geräthen, Festen und dgl. m., ihren Geschmack vollends auszubilden; besonders benutzte dieß Johann bei seinen Arbeiten, in welchen diese Gegenstände von einer ganz außerordentlichen Naturwahrheit sind. Hubert erlebte die Vollen-

Digitized by Google

dung des erwähnten großen Gemäldes in Gent nicht; er starb bald, sowie auch die Schwester Margarethe. Johann vollendete es und begab sich mit seiner Frau nach Brügge, woselbst er bis an seinen Tod blieb und noch viele herrliche Werke verfertigte. Dem Johann van Eyck schreibt man insgemein das Verdienst der Einführung der Oelmalerei zu. War auch der Gebrauch, die Farben mit Oel zu mischen, schon vor seiner Zeit bekannt, so war er es doch, der die Hindernisse des Trocknen der dunklen Farben dadurch beseitigte, daß er das Oel zuvor durch die Hitze des Feuers oder der Sonne abdampfen ließ, und so die Grundlage zu der dauerhaftesten und schönsten Oelmalerei gab. Durch diese Entdeckung ward er die Ursache, daß man von der bis auf ihn gebräuchlichen Methode a tempera (die Mischung der Farben mit mit dünnutem Eigelb und einem aus Pergamentschnitzeln gekochten Leim) ab und zu seiner Manier überging. Um Linien- und Luftperspektive, sowie um die Glasmalerei, sind seine Leistungen unschätzbar. Die Gewohnheit, statt des Hintergrundes den Gemälden einen flachen Goldgrund zu geben, verließ er gänzlich, indem er den Bildern einen naturgemäßen Lufthintergrund, eine natürliche Gruppirung und eine Perspektive gab, und dadurch der Schöpfer und Vater der neuen Kunst wurde, welche in Italien und in den Niederlanden herrliche Früchte trug. In der Glasmalerei wußte sein genialer Geist dergestalt den Pinsel zu führen, daß er auf ganze Scheiben mit Verschmelzung der Farben und sehr zarten Uebergängen des Colorits, solche Gebilde auftrug, die keine Verwischung zuließen; doch trifft diesen ausgezeichneten Künstler der Vorwurf, die Extremitäten des menschlichen Körpers fast immer verfehlt zu haben, obgleich die Gesichter, Gewänder, Gruppirung, Vertheilung des Lichts und Schattens, blendende Farbengebung und prachtvoller Glanz Vorzüge sind, die man nur bei ihm und seinen Schülern in einem ausgezeichneten Grade findet. Seine Arbeiten zieren theils Kirchen und Museen, theils Privatsammlungen in Gent, Brügge, Wien, im Museum zu Paris und in der ehemaligen Boisseree'schen, nun königlich baierschen Sammlung zu Schleisheim. In letzterer ist folgendes Gemälde das merkwürdigste, in welchem der Meister mit Ernst und Treue nach hoher, bedeutungsvoller Individualität hingestrebt hat, weßhalb wir dasselbe hier, um einen nähern Begriff von der Meisterschaft J. van Eyck's zu geben, näher charakterisiren. Es sind der Helmina v. Chezy Worte: „Van Eyck faßte mit inniger Freude jede herrliche Erscheinung auf, fühlte jede, noch so zarte Beziehung heraus und wußte das scheinbar Fremdartige in liebevoller Bedeutung mit dem Hauptgegenstande zu vereinigen. Das Höchste, das Heiligste, das von oben herab kommt, Auge und Herz mit des Himmels Ahnung zu laben, wollte der fromme Meister darstellen, sowie es in seiner Seele lebte, wenn er sich in Stunden der Andacht erhoben und es seinem innern Auge offenbar geworden war. Wie wurde da jede Mühe zur Lust! Wie liebevoll suchte er dem Ernst und der Hoheit das Anmuthige anzuschließen und sein ganzes Werk mit sinnreicher Zierlichkeit bis in die kleinsten Bestandtheile zu schmücken! Auch der geringste Raum sollte nicht leer, nicht unbedeutend bleiben. Ein reichströmender Schatz von Vorstellungskraft ließ aus seiner Fülle die unendlichen Bilder des Lebens hervorquellen und gab eine Welt in das Gemälde hinein. Der erste Flügel stellt die Verkündigung vor. Die Jungfrau kniet vor einem Betstuhl, sanft und schön

Digitized by Google

rn nach dem himmlischen Boten hingewendet, ihr ganzes Wesen Zucht, emuth und Lieblichkeit. Der blaue Mantel umfließt keusch und zierlich e ganze Gestalt, zu beiden Seiten der lichten Stirn wallt das reiche, ldne Haar, gescheitelt in anmuthigen Wellen herab. Zart dämmern e Strahlen der Glorie um das blühende Angesicht. Maria weiß es cht, daß sie Himmelsglanz trägt. Ihre Gesichtszüge sind voll jugendhem Reiz und sanfter Würde; zu ihren Füßen sprießt aus goldnem efäß eine hohe Lilie ohne Staubfäden, auf dem Betstuhl ist der Sündfall abgebildet. Den Engel umwallen leicht und zierlich goldne Locken, ber denen ein zartes Kreuz mit Rubinen schwebt. Sein weißes Gewand weht noch im Fluge, die großen weißen Fittige senken sich nieder, willkürlich beugen sich seine Knie, indeß er Maria erblickt. Hinter m Engel ist das hohe, schöne Fenster sichtbar, Strahlen dringen in s stille Zimmer, wo der Geist der Fülle und Ordnung waltet. Jes Nebenwerk ist mit der höchsten Sorgfalt behandelt; der Purpur der orhänge, der golddurchwirkte Purpursammt des Bettthimmels, die wellenden Polster, der trefflichste Hausrath, Alles gewährt einen rechts friedigenden Blick in das Leben, sodaß man vermeint, man sey selbst t in dem anmuthigen Zimmer, und daß die zwei Figuren, die sich bis r Täuschung lebendig hervorründen, sich vor unsern Augen bewegen. is Mittelbild zeigt uns die Anbetung der heiligen drei Könige. Hellahlend über einem verfallenen Götzentempel schwebt der Stern des uen Lichtes, der die drei Männer aus Morgenland geleitet, und es heller Tag". (Vergl. auch das im Artikel Deutsche Malerkunst er ihn Gesagte.) Zu den Schülern dieses großen Künstlers rechnet m, außer den ziemlich gleichzeitigen Antonello von Messina, Rogier n Brügge, Hans Hemmling und Andere, auch noch die spätern ßen Meister, Alb. Dürer, Luc. v. Leyden, Hans Holbein, Luc. Krach u. s. w., über deren Leben und künstlerisches Verhältniß zu Joh. n Eyck Johanna Schovenhauer interessante Nachrichten ertheilt. Eine ndliche Forschung über beide Brüder hat uns Friedrich Waagen in nem „Hubert und Johann van Eyck", Breslau 1822, gegeben.

Eyckens (Peter van), berühmter Maler, gebürtig aus Antwerpen, hte um die Mitte des 16. Jahrh., hat sich vorzüglich in großen mpositionen aus der heiligen und Kirchengeschichte ausgezeichnet, von ten mehre in verschiedenen Kirchen seiner Vaterstadt prangen, welche gen ihrer meisterhaft kunstvollen Ausführung und dem trefflichen Cote allgemein bewundert werden. Seine Söhne Franz und Peter ckens haben sich als Blumen- und Früchtenmaler durch die geeste Copirung der Natur in der Kunstgeschichte einen bedeutenden men erworben.

Eylau, 1. Deutsch-Eylau, Stadt im Kreise Rosenberg des preußischen Reg.-Bez. Marienwerder, wurde im letzten Viertel des Jahrh. erbaut, liegt am See Genserich und am Mühlenbach, mit er evangelischen Kirche, 160 Häusern und 1550 Bew., welche fast städtische Gewerbe treiben. Sitz eines Stadtgerichts zweiter Klasse. 2. Preußisch-Eylau, Kreis im ostpreuß. Reg.-Bez. Königsberg, über 22 QM. groß und hat in 3 Städten und 334 Dörfern, Vorken und Colonien 35.200 Bew., die außer mehren städtischen Gewerauch in dem Ackerbau einen Nahrungszweig haben, der wegen des

Digitized by Google

guten und fruchtbaren Bodens ergiebig und vortheilhaft ist. Eine Menge kleiner Ströme und Bäche erhöhen die Fruchtbarkeit, auch bieten mehre, sehr gute Straßen dem Kreise noch manchen Nutzen. — 3. Die Hauptstadt dieses Kreises, ebenfalls Preußisch-Eylau genannt, 6¼ Meilen von Königsberg, hat eine Kirche, altes Schloß, 190 Häuser, 1860 Ew., die sich besonders mit der Tuchweberei, Hutmacherei und Gerberei beschäftigen. Es ist hier der Sitz eines Intendanten, eines Oberförsters, des Kreis-Landraths, eines Land- und Stadtgerichts zweiter Klasse. Die Stadt, 1336 erbaut, ist wegen der 2tägigen Schlacht merkwürdig, welche Napoleon am 7. und 8. Febr. 1807 den Russen, von Preußen unter dem General L'Estocq unterstützt, lieferte. Vgl. d. folg. Art.

Eylau (Schlacht bei Preußisch-), geschlagen zwischen dem russisch-preußischen Heere, 70.000 Mann, unter Bennigsen und dem französischen Heere, 90.000, unter Napoleon am 7. und 8. Febr. 1807. Durch den Fall der Elbe- und Oderfestungen, die Aufreibung der letzten Trümmer des preußischen Heeres, Sachsens Abfall, Hessens Vernichtung und die Vereinigung aller Streitmassen des Feindes, war der russische Oberfeldherr Bennigsen von den Plänen des Angriffs in die unverhoffte Stellung der Vertheidigung geworfen worden. Als aber nach dem bei Pultusk über die Franzosen errungenen Siege, 26. Dec. 1806, Letztere sich in den Winterquartieren auf dem rechten Weichselufer bis an die Ostsee hin, zu erholen suchten, ergriff Bennigsen wieder die Offensive, des Sinnes, die Franzosen zwischen der untern Weichsel und Narew zu umgehen, gegen den erstern Strom, ja gegen die Oder vorzudringen und hierdurch die berennten Festungen Graudenz, Danzig und Kolberg zu entsetzen. Mit 7 Heertheilen setzte sich Bennigsen um die Mitte des Januars zum Angriff auf die französischen Cantonnirungen in Bewegung; die Franzosen, in denselben überrascht, würden ihrem Schicksale nicht entgangen seyn, wenn Bennigsen nicht den Hauptzweck seiner Bewegung vergessen hätte, daß er statt gerade nach der Weichsel zu ziehen und Thorn zu nehmen, von Rein aus auf Liebstadt und Mohrungen (20 deutsche Meilen von Königsberg) gezogen wäre. Bernadotte entging so mit seinem Corps der unvermeidlichen Gefangenschaft, und gewann Zeit, sich bei Strasburg (15 deutsche Meilen von Mohrungen) mit Ney zu vereinigen, und bei Mohrungen die Russen so lange aufzuhalten, bis Murats Reiterei und Napoleon selber mit dem größten Theile seiner Streitkräfte von Warschau nach Ostpreußen herbei eilte. Rasch war das französische Heer bei Wittenberg versammelt; der rechte Flügel richtete sich gegen Ortelsburg und sollte den linken Russenflügel (laut einer aufgefangene Depesche) am 3. Febr. bei Altenstein mit aller Macht angreifen. Die Franzosen hatten indeß von Gilgenburg bis Wittenberg eine so vortheilhafte Stellung genommen, daß Bennigsen nun klar einsah, daß sein kühner Operationsplan unausführbar sey, im Gegentheil große Gefahr drohe, im Rücken und in der Flanke genommen zu werden. Um Königsberg zu decken, unternahm man jetzt den Rückzug. Nun begann mit dem Gefechte bei Passenheim, am 1. Febr., ein 8tägiger Kampf, der mit der Schlacht bei Eylau endigte, durch welche keins von beiden Heeren seinen Zweck erreichte. Napoleon aber den empfindlichsten Schlag erhielt, der ihn seit 1796 getroffen. In den ersten Tagen schien es zwar, als ob Napoleons Plan, dem russischen Heere den Rückzug abzuschneiden, gelingen würde, allein

Digitized by Google

t dem Treffen, welches am 3. bei Allenstein oder Bergfried, wo Soult ie Brücke über die Alle nahm, und in den Gefechten, welche am 4. nd 5. bei Deppen, wo Ney Vortheile erkämpfte, in der Verfolgung er Russen vorfielen, ließen diese sich nicht aus der Fassung bringen. Ben- igsen zog sich zwar nicht ohne Verlust, aber doch in guter Ordnung ürück; er bot sogar mehrmals dem Feinde die Stirn, und hielt ihn, enn es ihm nützlich schien, mit seltener Festigkeit ganze Tage lang auf. So geschah es, daß, nachdem in dem Treffen mit der russischen Nach- ut bei Hoff oder Landsberg, obgleich die Reiterhaufen unter d'Hanpoult nd dem Großherzoge von Berg den Sieg entschieden, alle Versuche der Marschälle Soult und Augereau, die Russen auf ihrem Rückzuge in Unordnung zu bringen, vereitelt worden waren, die Quartiere der bei- en Heere Nachts mehre Stunden lang in sehr geringer Entfernung einander gegenüber sich befanden. Hier erwartete Napoleon so gewiß einen Hauptsieg zu erkämpfen, daß der Fürst von Neufchatel, am Mor- en des 7. Febr., der Gemahlin des Kaisers die gewagten Worte schrieb: „Wir werden Morgen in Königsberg seyn". So begann der 2tägige Kampf von beinahe 200.000 Kriegern, um, in und bei Preußisch-Ey- au. Am 7. Nachmittags wurden die von den Russen unter Barclay e Tolly besetzten Anhöhen vor Eylau von den Franzosen unter Soult ngegriffen, und trotz der muthigsten Gegenwehr, mußten sie jene ver- assen, und um nicht von einer andern Colonne umgangen zu werden, ich in die Stadt zurückziehen, wo ein zweiter Kampf entstand. Die Russen setzten sich wieder auf einem Kirchhofe und bemüheten sich, diesen Posten zu behaupten, der um so wichtiger war, weil er wegen seiner Erhabenheit die umliegenden Anhöhen vor der Stadt beherrschte. Er- olglos blieben ihre muthigsten Anstrengungen; die ungestüme Tapferkeit er Franzosen siegte auch hier. Ueberzeugt von der Wichtigkeit dieses Postens, ließ Bennigsen die Russen verstärkt wieder vorrücken, und ein neuer Kampf machte sie Meister des Kirchhofs; doch die Franzosen griffen in stärkerer Masse von Neuem an und es gelang ihnen, sich in en Besitz dieses wichtigen Postens zu setzen. Die russische Avantgarde rückte jetzt nach so blutigen Gefechten in die Linie, und Barclay mit sei- nem Corps verließ die Stadt und vereinte sich mit dem linken Flügel. Napoleon, im Besitze der wichtigsten Posten, ließ indeß die Anhöhen vor Eylau mit Kanonen besetzen und wählte den Kirchhof für sich selbst zum Standpunkt, wo er die ganze Stellung der Russen überschauen konnte. Die Nacht schwand ruhig dahin, während sich beide Heere zu em wichtigen Kampfe des kommenden Tages rüsteten. Davoust mit einer Schar bildete den rechten Flügel, Soult und Augereau die Re- servereiterei und die kaiserlichen Garden das Centrum, Ney stand auf em linken Flügel des französischen Heeres. Die Division Legrand bi- vouaquirte vor der Stadt, während Davoust bemüht war, durch künst- liche Bewegungen den linken, sowie Ney den rechten Flügel des russi- schen Heeres zu umgehen. Allein die unerschütterliche Tapferkeit der Russen und Preußen vereitelte diesen Plan. Das russische Heer hatte olgende Stellung: der rechte Flügel unter Toutschkon stieß an Schlo- itten, der linke unter Ostermann lief durch Serpallen bis gegen Kolwitter (ohne jedoch die beherrschenden Anhöhen bei ersterm Orte zu esetzen), der Mittelpunkt unter Sacken hatte Eylau vor sich. Die Avantgarde befehligte Fürst Bagration und sämmtliche Cavallerie unter

Digitized by Google

Gallitzin deckte beide Flügel; einige vor der Fronte liegende Anhöhen waren mit Kanonen besetzt. Mit Tagesanbruch defilirten die Franzosen durch Eylau und richteten den ersten Angriff gegen den rechten Russenflügel, welcher aber unerschütterlich stand und die heranmahenden Feinde mit einer furchtbaren Kanonade empfing, der die Franzosen noch stärker begegneten, sodaß sich bald von beiden Seiten Tod und Schrecken verbreitete. Die Hauptattake entwickelte sich jetzt von Seiten der Franzosen gegen das Centrum der Russen; Augereau, mit den Garden verstärkt, warf sich mit allem Ungestüm auf das russische Mitteltreffen; aber er wurde so nachdrücklich abgewiesen, daß der größte Theil seines Corps nebst dem Kern der Garden aufgerieben und er selbst verwundet wurde. Mit dem größten Heldenmuthe und der wüthendsten Erbitterung haben hier beide Heere gefochten. Während diesem blutigen Kampfe im Centrum rückte Davoust gegen Mittag zum Angriff gegen den linken Russenflügel; eine Batterie von 40 Feuerschlünden bestrich ihn, er ward in Klein-Sausgarten so heftig angefallen, daß die Russen nach der tapfersten Gegenwehr aus ihrer Linie weichen mußten und sich in mehren Absätzen so zurückzogen, daß sie gegen Abend den Kregeberg, das Vorwerk Anklappen und Kutschitten, die früher weit hinter dem Mitteltreffen lagen, links vor sich hatten; letzteres hatte natürlich diesen rückgängigen Bewegungen folgen müssen und ward bereits von einer auf dem Kregeberge angelegten französischen Batterie beschossen. (Die Schlacht zerfällt nach allmähligem Terrainverlust in mehre Perioden, die nur durch einen sehr guten Plan [der beste ist von Bothmer] deutlich gemacht werden können.) Jetzt schien der entschiedene Sieg der Franzosen gewiß; denn mit nicht weniger Glück fochten sie gegen den schwachen linken Flügel der Russen, und nach der Niederlage beider Flügel würde das Centrum kein besseres Schicksal geworden seyn, wenn nicht General Lestocq mit seinen Tapfern (5600 Preußen und 1000 Russen) den Franzosen den auf dem rechten Flügel schon errungenen Sieg wieder entrissen hätte. Er hatte Tages zuvor in Hussenen von Bennigsen den Befehl erhalten, sich dem rechten Flügel der Hauptarmee bei Althof anzuschließen. Mit vieler Umsicht durch den Muth seiner Schar unterstützt, gelang es ihm endlich trotz den ununterbrochenen heftigen Angriffen des Ney'schen Corps, gegen Abend die ihm bezeichnete Stellung zu erreichen. Aber kaum hier angekommen, wurde er angewiesen, dem hart bedrängten linken Flügel zu Hülfe zu eilen. Des kürzesten Weges kundig hatte er schnell die siegstrunkenen Franzosen bei Kutschitten erreicht; da mit Löwenmuth fochtenden Preußen mußten sie aus Kutschitten weichen, und so gelang es auch den bei Anklappen stehenden Russen, sich den Preußen anzuschließen und auch die Franzosen wieder aus Schlodien zu vertreiben. Die Schlacht war durch diese Meisterthat Lestocqs und seiner Helden auf diesem Punkt wieder hergestellt, und nur die Dunkelheit der Nacht und die große Ermattung der Truppen, welche seit 18 Stunden anhaltend marschirt und gefochten hatten, verhinderte das weitere Vordringen und die gänzliche Zerstörung des französischen rechten Flügels. Ney hatte sich indeß Althof bemächtigt und den rechten Flügel der Russen weit umgangen; das erschöpfte russische Heer befand sich zum Theil in großer Unordnung, und so war an ein allgemeines Vorrücken zur Benutzung der erlangten einzelnen Vortheile nicht zu gedenken. Ein Versuch, Althof den Franzosen wieder zu entreißen, mißlang, und die

Digitized by Google

chon längst eingebrochene Nacht, deren Dunkel nur der Schnee sparsam rhellte, endete den Kampf. Beide Theile blieben noch kurze Zeit auf em Schlachtfelde stehen; beide schrieben sich mit Unrecht den Sieg zu, nd beide zogen sich, Napoleon hinter die Passarge, Bennigsen hinter en Pregel zurück. Das entsetzliche Würgen von Eylau, in der neuern kriegsgeschichte fast ohne Beispiel — (die Russen hatten über 7000 Todte, ehr als 18.000 Blessirte, die Franzosen über 12.000 Todte, gegen 0.000 Verwundete, unter beiden ihre ersten Feldherren: Hautpoult, Dahlmann, Corbineau, Desjardins, Lacuée, Lemarrois todt; verwundet Marschall Augereau, Houdelet, Lochet, Bernarde, St.-Sulpice ꝛc.) — ar als Sieg, beiderseits nur negativ, nur ein parirter Stoß. Die ranzosen erreichten nicht ihr Ziel: Königsberg, und durch das Uebereewicht der Macht und der Bewegungen ihre Gegner zu vernichten und ann den Frieden zu dictiren. Aber auch Bennigsen nicht, den umgarnn Festungen Luft zu machen und die feindlichen Stellungen bei Warhau und Ostrolenka zu überwältigen. 12 Adler und 6 Fahnen, ein Juwel es Widerstandes von Eylau, schmückten das Grabmal Peters des Groen. Murat machte Miene zur Verfolgung; aber Bagration schlug ihn it großem Verlust bei Gutenfeld zurück. Dieses ist ein in seinen äußersten Umrissen entworfenes Gemälde der eylauer Schlacht, von welher der preußische Amtsbericht so wahr als bezeichnend sagt: „Ein chlachten war's und keine Schlacht zu nennen". Bennigsen stellte jetzt in Heer am Pregel und vor Königsberg wieder auf, wo er Verstärungen an sich zog. Hätte er mit Napoleons Schnelligkeit den Angriff rneuert, so würde wahrscheinlich das französische Heer gänzlich geschlaen worden seyn. Doch rückte sein Hauptquartier bald wieder bis andsberg vor. Napoleon aber wagte nicht, bei dem Zustande seines eeres, das die geschicktesten Artillerieofficiere, sowie den Kern der Reiterei verloren, und eine Menge Kranke hatte, bei dem Mangel an Leensmitteln, und auf den durch Schnee und Thauwetter verdorbenen Wegen die Russen anzugreifen. Er ging daher in seine Cantonnirungen n die Weichsel zurück, wo er sich auf den Belagerungskrieg von Dang und andern Plätzen beschränkte und sein Heer wieder herstellte. ach Schöll (VIII, 405) soll er aus seinem Hauptquartiere zu Osterode, m 21. Febr., und zu Frankenstein, am 29. April, dem Könige von reußen einen Separatfrieden haben antragen lassen. Dagegen schlossen er Kaiser Alexander und der König Friedrich Wilhelm am 26. April 807 einen Vertrag zu Bartenstein, der die Wiederherstellung Preußens nd die Beschränkung Frankreichs auf die Rheingrenze bezielte, welchen ber einigen Wochen später, nachdem Bennigsen, erst am 5. Juni, den eldzug in Ostpreußen an der Passarge angriffsweise erneuert hatte, ie Schlacht bei Friedland und der Friede zu Tilsit (s. dd.) verichteten.

Ezechias, s. Hiskias.

Ezechiel (hebr., so viel wie Ephraim, auch, wie dieser männliche Vorname, eigentlich Jecheskiel, woraus man auch Hesekiel gemacht hat), üdischer Prophet, Sohn des Priesters Busi; ward mit dem Könige ojachim und 10.000 edlen Juden 599 v. Chr. in das babylonische Exil bgeführt und erhielt seinen Wohnsitz am Chaboras. Im 5. Jahre seines rils, im 30. Jahre der Aere des Nabopolasser und im 7. vor Zerstöung Jerusalems offenbarte er hier die ihm verliehene Gabe der Weissa-

Digitized by Google

gung. Er hatte ein Gesicht, in welchem ihm Gott den Befehl gab, g den Kindern Israel zu sprechen, und ihn zum Wächter seines Volk bestellte. In einem andern Gesichte offenbarte ihm Gott die Leid welche Israel für seine Abgötterei treffen sollten. Auch zeigte ihm Gott das Ende der Gefangenschaft, die Rückkehr seines Volks nach Palästina und die Wiederherstellung der heiligen Stadt und des Tempels, end die Vereinigung Judas und Israels unter einer Herrschaft und ein glücklichen Zustand seines Volks an. Von der Belagerung Jerusalems durch die Chaldäer bekam er Kunde und erzählte sie seinen Mitgefang nen. Er prophezeite wider Aegypten, wider Tyrus und Sidon, wi Idumäer und Ammoniter. Ezechiel weissagte bis zum 27. Jahre sei Exils, d. h. bis zum 16. nach der ersten Zerstörung Jerusalems (Ez 29. 17.). Ueber seine spätern Schicksale läßt sich Nichts mit historisch Gewißheit sagen. Einer seiner Mitexulanten soll ihn nach einer apok phischen Sage ermordet haben, sowie man auch im Mittelalter ei Tagereisen von Bagdad sein Grabmal zeigte. Er nimmt unter d großen Propheten des alten Testaments die dritte Stelle ein, und d aus 48 Capiteln bestehende Buch, was seinen Namen trägt und i gewiß zum Urheber hat, ward von den Juden erst später in ihren Kan aufgenommen. Seine Sprache hat schon ein orientalisches Colorit, a seine Phantasie ist feurig und frei; überall herrscht Pracht, Glanz u Originalität. Aber dadurch wird das richtige Verstehen gar sehr e schwert, er ist gar oft falsch gedeutet worden.

Ezzelino (Eccelinus, Ecceringus), geb. 1194 in dem Dorfe Onn in der Mark Treviso, von niederer deutscher Abkunft (sein Großvat war mit dem Kaiser Otto III. nach Italien gekommen), schwang sich durch Tapferkeit empor und wurde das gefürchtete Haupt der Ghibellin in Italien. Er eröffnete 1236 Kaiser Friedrich II. durch Verona, da er 1225 an sich gerissen, den Weg nach Italien und leistete ihm im lo bardischen Kriege treffliche Dienste. Der Kaiser gab ihm Padua wieder, und auf denselben gestützt brachte Ezzelino die ganze Mark Treviso, sowie Vicenza, Trient, Brescia und Feltre an sich, zeigte sich aber b bei als den schrecklichsten Wütherich, übte gegen die, welche vom Kaiser abfielen, die ausgesuchtesten Grausamkeiten aus, und brachte selbst seinen Neffen, Ezzelino von Egna, seinen Bruder Ciramont, seinen Schwieger vater und seine Schwäger unter den größten Martern um. So verlo ren durch ihn nach und nach 55.000 Menschen das Leben. Vergebens hatten ihn die Päpste geächtet, es kümmerte ihn nicht. Als er sich um der Herrschaft der ganzen Lombardei bemächtigen wollte, ward er in einem Treffen gegen die verbundenen Fürsten schwer verwundet, gefan gen und st. zu Racino im Kerker 1259. Von ihm handeln viele Sage und Romane der Italiener. Er war eifriger Astrolog.

Digitized by Google

F.

F, der 6. Buchstabe in den meisten Alphabeten; unter den morgenländischen hat ihn bloß das arabische (Fe); auch das griechische kennt ihn nicht; das latein. F ist aus dem griech. Digamma entstanden. Man nennt ihn, weil durch das Zusammenstoßen der Lippen und das zischende Ausstoßen der Luft gebildet, einen Blaselaut. In der niederdeutschen Sprache ist er seltener als in der oberdeutschen, die ihn auch nach einem geschärften Vocale verdoppelt (z. B. schraff), was jene nicht thut. In der Musik bezeichnet dieser Buchstabe die 4. diatonische Klangstufe, oder die 6. Saite des heutigen Tonsystems, oder die richtige Quarte von C; in der Solmisation: f, fa, ut; über Musiknoten: F so v. w. Forte (stark). In den römischen Zahlen drückt F 40 aus, oben mit einem Striche oder Punkte versehen, 40.000. Auf dem Revers neuerer Münzen zeigt F an: 1. französischer: Angers; 2. preußischer: Magdeburg; 3. östreichischer: Hall in Tirol. Bei den Kaufleuten zeigt f fein, ff sehr fein, fff außerordentlich fein, F Folio an. Auch bedeutet F fatto, um in den Wechseln anzuzeigen, daß nach dem eben laufenden Curse gewechselt worden sey. Die Aerzte bedienen sich dieses Buchstaben auf den Recepten, um dadurch fiat, es geschehe oder werde, auszudrücken; anderer Abkürzungen nicht zu gedenken.

Fabel, im weitern Sinne so viel als Märchen, Erzählung einer erdichteten Begebenheit, wird in der Poetik doppelt gebraucht, indem man einmal in epischen und dramatischen Gedichten das Gewebe der Begebenheiten (das Sujet), dann aber auch eine eigne Dichtungsart mit diesem Namen bezeichnet. Wenn man von der Fabel der epischen und dramatischen Gedichte spricht, so geschieht es im Gegensatz der Geschichte. Des Dichters Darstellung strebt nach Schönheit, sein dargestelltes Ganzes soll gefallen, er wird also die darzustellenden Begebenheiten so ordnen und einrichten müssen, wie es sein Zweck erheischt. Nicht das Wirkliche soll er darstellen, sondern das Mögliche; nicht wie es war, sondern wie es wahrscheinlich ist; nicht mit historischer Treue, sondern mit poetischer Nothwendigkeit. Der Dichter läßt daher weg, was nicht wesentlich zum Ganzen gehört, ändert ab, damit sich Alles zum Zwecke füge, setzt hinzu, wodurch dieser besser erreicht wird. Auch der historisch gegebene Stoff wird dadurch Werk seiner Erfindung: er schafft etwas Neues aus dem Alten. Mag der Stoff von der Geschichte geliehen oder neu erfunden seyn, so unterwirft ihn der Dichter dem Gesetze der poetischen Form. — Die Fabel, die man als besondere Dichtungsart nach ihrem angeblichen Erfinder die Aesopische Fabel oder auch Apolog nennt, zählt man mit Recht zu den didaktischen oder Lehrgedichten, und zwar ist sie eine Art Allegorie. Fabeln, in diesem Sinne, entstanden eigentlich aus dem alten Glauben sinnlicher Menschen, und die Wahrheit der Analogie, mit

Digitized by Google

der ihr beiwohnenden Lebhaftigkeit und Wahrheit, war die Ursache
selben. Sie waren in alter Zeit ein sehr gewöhnliches Mittel zu lehre
Blätter aus dem großen Lehrbuche der Natur; und, an schicklichen Or
und Zeiten erfunden und erzählt, thaten sie oft große Wirkung. N
weil man ihre Natur verkannte und sie zu Spielereien herabwürdig
mögen die Meisten sie fast nicht mehr lesen; indessen sind sie besonde
für das Volk und die Jugend noch immer treffliche Lehrer. Die eigen
lische Fabel ist die Erzählung einer Begebenheit aus der nichtmoralische
Welt, die einem wirklichen Falle des Lebens analog ist, und durch
als unter einem Sinnbilde und einzelnen Falle der großen Naturordnung
irgend ein ewiges Gesetz der Natur soll anschaulich gemacht und unmit
telbar überzeugend dargestellt werden. Man läßt die Begebenheit aus
nichtmoralischen Wesen, d. h. unter Thieren oder selbst leblosen Geschöpf
vorgehen, weil ihre Charaktere fest und unveränderlich sind, und also d
Naturordnung sicherer anschauen lassen, als der veränderliche Mens
Diese dürfen daher auch auf keine Weise verändert, erhöhet und aus
schmückt, sondern müssen durchaus strenge gehalten werden; und obwo
man den Thieren Sprachfähigkeit und Freiheit des Willens beilegt, i
dürfen sich diese doch nie auf eine andre, als eine ihrem selbstbestimmte
Naturcharakter gemäße Art äußern. Auf der ewigen Ordnung der Na
tur, auf ihren unveränderlichen Gesetzen, auf dem nothwendigen Band
zwischen Ursache und Wirkung, Grund und Folge beruht eigentlich di
ganze Fabel, sie stellt die instinktmäßige Natur als Sinnbild der mora
lischen dar; wäre dieß nicht, so könnte unmöglich ein einzelner Fall ein
Lehre geben. Moralisch sind aber eigentlich diese Lehren niemals; denn
die moralische Lehre ist immer erst ein Schluß, den wir aus der anschau
lich gemachten Wahrheit ziehen, und insofern gehört die Fabel zu den
allegorischen Gedichten und beschäftigt vorzüglich die Vernunft. Sch
Aphthonius hat man die Fabeln in vernünftige, sittliche und vermischte
eingetheilt. Herder theilt sie in: 1) Theoretische (den Verstand bildende);
ein Factum der Natur, als Gesetz und Weltordnung aufgestellt, übt den
Verstand. So z. B., wenn man mit vollem Munde nach dem Bilde im
Wasser schnappt; wenn man als Schaf mit dem Wolfe streitet; als Hase
mit dem König Löwen jagt. 2) Sittliche, welche Verhaltungsregeln auf
stellen für den Willen. Nicht bloße reine Moral sollen wir von den
Thieren lernen, die große Haushaltung der Natur aber sehen wir, um
erkennen, wie sie die Glückseligkeit aller Lebendigen an unveränderliche,
ewige Gesetze des Strebens geknüpft hat, z. B. Gehe hin zur Ameise, du
Träger; 3) Schicksalsfabeln. Nicht immer kann im Naturgange selbst
anschaulich gemacht werden, wie aus diesem ein Andres durch innere Con
sequenz folge; da tritt nun die Verkettung der Begebenheiten, die wir
bald Schicksal, bald Zufall nennen, ins Spiel, und zeigt, wie Dieß mit
Das, wo nicht aus-, so doch nacheinanderfolgt, durch eine höhere Anord
nung. Der räuberische Adler trägt mit dem Raube einen Funken vom
Altar in sein Nest, der es in Flammen setzt und seine unbefiederten
Jungen Dem zur Beute gibt, dem er einst treulos die Jungen geraubt.
Bei den schönsten Fabeln dieser Art wird unsere Seele groß und weit,
wie die Schöpfung. — Zu einer guten Fabel gehört, daß die Wahr
heit, die immer interessant, wichtig und neu seyn sollte, leicht, natürlich,
ungesucht aus derselben hervorgehe, und durch dieselbe recht anschaulich
und einleuchtend werde. Nicht immer ist es eine Handlung, die erzählt

Digitized by Google

wird, zuweilen ist es nur eine Bemerkung, ein Gespräch. Der ästhetische Inhalt der Fabel sind vorzüglich Einfalt und hohe Naivetät; Scherz, Witz und das Komische, die überhaupt mehr nur in der Anwendung sich eigen sollen, gehören allenfalls für die intellectuellen und verstandbildenden Fabeln, die andern sind für sie zu ernst und heilig. Der Styl überhaupt soll einfach, edel, naiv, klar, leicht und natürlich seyn; alle überflüssigen Worte, Bilder, Figuren, alle umständliche, wenn auch an sich schöne Schilderungen, eine lange Einleitung sowie ein Epilog passen nicht zur Fabel. Die Fabeln dürfen in Prosa erzählt werden nach Zweck und Inhalt, doch kann man ihnen auch eine größere poetische Form geben, und dazu wählt man am besten den vierfüßigen gereimten Jamben, oder kleine lyrische Strophen; das epistolarische Sylbenmaß verführt zu leicht zu einer großen Geschwätzigkeit, obgleich es die meisten Dichter gebraucht haben. — Die indischen Fabeln des Bidpai (s. d.), der richtiger des Wischnusarman, bilden, nach Will. Jones (betitelt: Hipotedesa, d. i. freundschaftlicher Unterricht), die schönste und vielleicht älteste Fabelsammlung der Welt. Im 16. Jahrh. wurden sie auf Befehl des Buzerchum-ihr, des Leibarztes und nachmaligen Veziers des großen Nuscheriwan, aus dem Sanscrit übersetzt. Ohne selbstständige Dichtung zu seyn, diente den Griechen die Fabel lange als Nothbehelf des Redners. Als der vorzüglichste Fabeldichter unter ihnen wird Aesop (s. d.) erwähnt. Nachahmungen der Aesopischen Fabeln finden sich hin und wieder bei den frühern römischen Dichtern, z. B. bei Ennius, noch mehr bei Horaz; aber als bes. Gegenstand der Schriftstellerei ward sie erst später getrieben. In das classische Zeitalter der röm. Literatur setzt man die Fabeln des Phädrus, in iambischen Versen, von größtentheils Aesopischer Erfindung, mit mehrem Wortaufwand, mit abgeändertem, aber nicht immer schicklichern Umständen erzählt. Außerdem hat man die im elegischen Sylbenmaß, noch geschmückter vorgetragenen, Fabeln des Arianus und spätere, von unbekannten Verfassern, in gleichem Versmaß. Unter den neuern lateinischen Fabeldichtern sind Christ und Desbillons die merkwürdigsten. Die bekanntesten ältern Fabeln der Italiener sind von Baldi, Targa d. i. Paresi und Verdizotti. Die von dem zweiten Dichter sind am glücklichsten erzählt. Unter ihren neuern Fabeldichtern ist der Abt Roberti, auch Grazioso genannt, der fruchtbarste; jedoch hat seine zu gedehnte und oft zu poetische Einkleidung weniger Werth als seine Erfindungen. Mehr Anmuth haben die Fabeln von Pignotti, Passeroni und Bertola. Lafontaine behauptet unter den franz. Fabeldichtern den ersten Rang, sowohl als Erfinder derjenigen Manier, welche die Fabel mehr als poetische Erzählung behandelt, als wegen der, seinem Genie und Charakter ganz eigenthümlichen, naturvollen und naiven Erzählungsgabe. Weniger Natur und Anmuth haben die Fabeln des La Motte, Richer und Le Noble. Die von Dorat, Aubert, Imbert, Didot und besonders die von Florian und dem Duc de Nivernois, sind die bessern unter den neuesten Versuchen dieser Art. Die besten Fabeln der Engländer sind die von Gay, in einer kurzen, der Erzählung sehr angemessenen Versart lehrreich und unterhaltend, nur oft zu poetisch und größtentheils von politischer Beziehung. Weniger Werth haben die Fabeln von Denis, einen selten glücklichen Nachahmer der Lafontaine'schen Manier; und Moores Fabeln für das schöne Geschlecht sind mehr von Seiten der Moral als der Einkleidung empfehlungswerth. Deutsche Fabeln aus

Digitized by Google

der Zeit der Minnesinger gab Bodmer heraus. Boner, der am Schlusse des 14. Jahrh. lebte, ist als treuherziger Fabeldichter durch seinen „Edelstein" bekannt. Der Verfasser des „Reinecke der Fuchs" lieferte eine epische Fabelnreihe. Burkard Waldis ist aus dem 16. Jahrh. anzuführen. Neuere deutsche Fabeldichter sind: Lichtwer, Gellert, Hagedorn, Lessing, Ad. Schlegel, Gleim, Kleist, Michaelis, Willamov (dialogisirte Fabel), Nicolai, Zachariä, Meißner, Pfeffel, Burmann, Kl. Schmidt, Ramler, Göckingk, Götz, Gieseke, Claudius, Weppen, Langbein, Herder, Tiedge, Voß, Zink, Reinwald, Munch, Müchler u. A. Viele Sammlungen, die bedeutendste: Ramlers „Fabellese", 3 Thle., 1783—90.

Fabelepopöe, scherzhaftes Heldengedicht, dessen Hauptpersonen Thiere sind; so die „Batrachomyomachie", „Reinecke de Voß", Rollenhagens „Froschmäusler", „Der Mücken- und Ameisenkrieg" u. a. m.

Faber (Tanaquil), französ. le Fèvre, einer der witzigsten und scharfsinnigsten Kritiker des 17. Jahrh., geb. 1615 zu Caen, studirte mit bewundernswürdiger Leichtigkeit die Alterthumswissenschaften. Er wußte sich die Gunst des Cardinals Richelieu in einem solchen Grade zu erwerben, daß dieser ihm einen ansehnlichen Jahrgehalt verlieh und ihn als Corrector in der Buchdruckerei des Louvre anstellte. Nach dem Tode seines Gönners ging er nach Langres, bekannte sich zur reformirten Kirche und wurde Professor an der Hochschule zu Saumur, wo er mit großem Ruhme und glänzendem Beifall lehrte. Im Begriffe stehend, einem Rufe des Kurfürsten von der Pfalz nach Heidelberg zu folgen, starb er 1672. Faber hat sich um die Erklärung des Anakreon, Longus, Phädrus ꝛc. große Verdienste erworben.

Fabianus, römischer Bischof, Nachfolger von Antherius 236, war von Geburt ein Römer oder Italer. Er beförderte die gottesdienstlichen Versammlungen an den Gräbern der Martyrer und soll, wenn nicht dieses Verdienst Clemens I. zukommt, die ersten Bischöfe nach Gallien zur Verkündigung des christlichen Glaubens, obgleich schon Photin, st. 177, aus Auftrag des heil. Polykarpus als erster Bischof nach Lyon abgegangen war, gesandt haben. Der heil. Cyprian nennt diesen Pabst, welcher unter der Verfolgung des Decius 250 den Martertod litt, einen unvergleichlichen Mann. Die Dekretale, welche seinen Namen führen, sind augenscheinlich falsch.

Fabier, ein altes berühmtes Geschlecht der Römer. Die waffenfähige Mannschaft desselben, 306 an der Zahl, starb im Kampfe gegen die Vejenter am Flüßchen Cremera, 477 v. Chr., einmüthig den Tod fürs Vaterland.

Fabius Maximus (Quintus), genannt Cunctator, der Zauderer, einer der größten Feldherren des alten Roms. Schon hatten die Römer gegen die Carthaginenser unter Hannibal in Italien 3 Schlachten, die letzte am See Trasimen, verloren; der Staat schien dem Untergange nahe, und Hannibal war mit seinem siegreichen Heere gegen die Hauptstadt im Anzuge: in diesem entscheidenden Zeitpunkte wählte der Senat, weil bisher die unbesonnene Hitze der Anführer die Quelle alles Unglücks gewesen war, den alten, höchst bedächtigen Fabius Maximus zum Dictator, 217 v. Chr. Sein Heer traf die Carthaginenser mit ihrem großen Führer in Apulien. Fabius, wohl erwägend, wie viel jetzt auf dem Spiele stehe, vermied eine Schlacht gerade so sorgfältig, als Hannibal sie suchte, einzig, um den Letztern, der sich in einem fremden Lande nur

Digitized by Google

urch Siege erhalten konnte, durch Märsche und Zaudern zu ermüden nd zu entkräften. Er nahm seine Stellung immer in unzugänglichen Gebirgen. Hannibal, der seinen gefährlichen Gegner wohl erkannte, ließ ihm sagen, um ihn zu einer Schlacht zu reizen: „Wenn Fabius in so großer Feldherr ist, als er uns glauben machen will, so steige er erab in die Ebene und nehme die Schlacht an, die ich ihm biete". Fabius aber antwortete ihm kalt: „Wenn Hannibal ein so großer Feldherr ist, als er glaubt, so zwing' er mich, sie anzunehmen". Auch von einen eigenen Soldaten mußte er oft die Spottreden hören, er führe sie vermuthlich darum in die Wolken, weil er verzweifle, sie auf der Erde urchzubringen. Allein er ließ sich weder von der Freunde Spott, noch von des Feindes Kriegslisten irre machen. Hannibal zog nach Campanien, Fabius auch: Hannibal ging nach Apulien zurück, der lästige Aufseher blieb ihm immer zur Seite und hätte ihn auf dem letztern Zuge beinahe in einem Thale wirklich gefangen, wenn er sich nicht durch List gerettet hätte. Bei Fabius's Landgütern vorbeikommend, schonte der Karthager absichtlich sie allein mit Plündern; der Senat muthmaßte nun auf ein geheimes Einverständniß des Dictators mit dem Feinde, und übertrug auf den Vorschlag eines Volkstribuns seinem Reitergenerale, dem kühnen Minutius Felix, einen gleichen Theil am Befehl. Fabius theilte sein Heer mit ihm, damit er für sich machen könne, was er wolle. Minutius sah sich kaum frei vom lästigen Zwange, als er sogleich die Höhen verließ und in einen Hinterhalt des punischen Feldherrn stürzte, aus welchem er vielleicht nicht Einen Mann zurückgebracht hätte, wenn nicht Fabius zu seiner Rettung herbeigeeilt wäre. Mit den Worten: „Ich habe es immer gedacht, daß uns die Wolke auf den Bergen einmal ein Ungewitter bringen würde", zog sich Hannibal zurück. Beschämt erkannte jetzt Minutius die größere Klugheit des Fabius an, pflanzte die Feldzeichen vor dessen Zelte auf, nannte ihn Vater und Retter und stellte sich freiwillig unter den Befehl des Dictators. Als dieser nach Beendigung des Feldzuges seine Würde niedergelegt hatte, wagte der neue Consul, L. Terentius Varro, ein stürmischer Mann, die Schlacht bei Cannä (s. d.), in welcher bekanntlich nur wenige Römer entkamen. Fabius unterhandelte nach der Schlacht mit Hannibal über das Lösegeld der gefangenen Römer, und als der Senat den Vertrag nicht genehmigte, verkaufte er seine Güter, um sein Wort zu lösen. Er beschloß sein ruhmwürdiges Leben in einem hohen Alter 202 v. Chr.

Fabius Pictor (Quintus), der erste Römer, welcher eine Geschichte seines Vaterlandes schrieb, lebte um 216 vor Christ. Seine Geschichte ist aber verloren gegangen. Livius gedenkt seiner mit großem Lobe. — 2) Fabius Dossennus oder Dorneſus, verfertigte kleine lustige Stücke oder Possen in oskischer Sprache, welche von der Stadt Atella im Lande der Oskier atellanische Spiele hießen. Horaz, Seneca und Plinius reden von diesem Dichter; doch ist die Zeit, wann er gelebt, unbekannt. — 3) Serv. Fabius Pictor, ein geschickter Jurist und Geschichtschreiber um 600 d. St., von dem sich ebenfalls Nichts erhalten hat. — 4) Fabius Rusticus, Geschichtschreiber unter den Kaisern Claudius und Nero, Freund Seneca's, dessen Tacitus rühmlichst erwähnt.

Fabliers, ein Wort, welches in der altfranzösischen Poesie die Erzähler der Märchen, Fabliaux, bezeichnet, welche, in einem meist ko-

Digitized by Google

mischen und muthwilligen Style abgefaßt, zur Erhöhung der Unterhaltung bei festlichen Gelegenheiten dienten. Vor den Kreuzzügen schon sie schon im Oriente üblich gewesen zu seyn. Sammlung: „Le grand fablieu ou contes du 12 et 13 siècle“ (Paris 1779; deutsch, Halle 1793).

Fabre d'Eglantine (Philippe François Nacaire), ein geistreicher franz. Schriftsteller, geb. zu Carcassonne 1755, begann seine Laufbahn auf der Bühne, von der er aber, da er wenig Beifall im einem Fache fand, für das er keine Talente besaß, bald wieder abtrat. Seine ausgebreiteten Kenntnisse in Wissenschaften und Künsten jedoch machten ihn in der großen Gesellschaft beliebt, und Gelehrte, wie Nichtgelehrte, suchten seinen Umgang. Der Preis der wilden Rose (Eglantine), den er von der Akademie zu Toulouse bei den Blumenspielen für die Erstlinge seiner literarischen Arbeiten erhielt, gab ihm seinen Beinamen: „Eglantine“. Seine literarischen Erzeugnisse, welche zu Erwartungen berechtigten, wurden von seiner Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit sehr getrübt. Sein unruhiger Geist war nicht zufrieden mit dem Lorber, welchen die friedlichen Musen um seine Stirne wanden; sondern er wagte sich in die damals stürmevolle politische Laufbahn und theilte als Deputirter beim Nationalconvent die excentrischen Meinungen eines Danton, Camille Desmoulin und anderer Häupter der Cordeliers. Zur Zeit der furchtbaren Septemberscenen war er Secretair des Justizministers Danton; und sogar bezeichnet man ihn als den Anstifter des gräßlichen Decrets, welches verbot, weder Engländer noch Hanoveraner zu Gefangenen zu machen. Gewiß ist, daß Fabre eine feige, schwache Seele besaß, die stets bereit war, der siegenden Partei zu huldigen. Er war grausam aus Leichtsinn, wüthend aus Stolz und verschmähte kein Mittel, welches ihn zu Reichthum und Macht hätte führen können. Robespierre zitterte vor seinem Unternehmungsgeist und suchte und fand bald eine Gelegenheit, ihn zu stürzen. Man beschuldigte ihn, mit den Gliedern der indischen Compagnie Unterschleife getrieben und falsche Decrete zu seinem Privatvortheile verfertigt zu haben, und, obgleich er sich ziemlich zu rechtfertigen wußte, so gab diese Anklage nichtsdestoweniger dem Revolutionstribunale den Grund, am 5. April 1794 sein Todesurtheil auszufertigen. Mit der größten Niedergeschlagenheit ging er den Weg des Todes, nachdem er noch vorher unter seine Mitgefangene einige seiner Handschriften ausgegeben hatte, die dadurch vom Untergange gerettet wurden. Er war der Verfasser des neuen Decimalkalenders. Nimmt nun gleich Fabre die Achtung der Mit- und Nachwelt als gesetzgebendes Glied nicht in Anspruch, so darf ihm dieselbe doch keineswegs als Dichter versagt werden. Die Anlage seiner Stücke ist einfach und durchdacht; seine Charaktere sind kräftig, voll Feuer und gut gehalten, und der Zweck seiner Drama's ist moralisch. Von seinen Lustspielen machten besonders Glück: „L'intrigue épistolaire“ und der „Philinte de Molière“. Letzteres wird noch jetzt zu den besten Charakterstücken der neuern franz. Bühne gerechnet. Seine Werke erschienen nach seinem Tode in 2 Bdn. (Paris 1802).

Fabretti (Rafael), berühmter Alterthumsforscher, geb. zu Urbino 1619, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaften auf der Schule zu Cagli, erhielt daselbst im 18. Jahre den Doktorhut und begab sich hierauf nach Rom, wo er die Bekanntschaft mit den Denkmä-

Digitized by Google

ern des Alterthums machte, zu denen ihn seine unüberwindliche Neigung hinzog. Nachdem er in Staatsangelegenheiten eine Geschäftsreise nach Spanien gemacht hatte; ernannte ihn der Papst Alexander VII. zum Schatzmeister des heil. Stuhles und dann zum Rechtsanwalte der päpstlichen Gesandtschaft bei dem Hofe zu Madrid. Auf diesem Posten, den er 13 Jahre zur Zufriedenheit des römischen Stuhles behauptete, verwandte er seine Muße auf das Studium der archäologischen Wissenschaften, in welchen er es zu einem hohen Grade wissenschaftlicher Vollendung brachte. Mit der Ernennung des Carlo Bonelli, damaligen Nuntius in Spanien, zum Cardinal, reiste Fabretti mit diesem nach Rom, bei welcher Gelegenheit ihm die aufbewahrten Denkmäler des Alterthums in Frankreich und Oberitalien Stoff zu den scharfsinnigsten Untersuchungen darboten. Auch schloß er mit den berühmtesten Gelehrten seines Faches, mit Menage, Mabillon, Hardouin und Montfaucon, dauernde Verbindungen. In der Hauptstadt des Kirchenstaates angelangt, wurde er mit der Würde eines Appellationsgerichtsrathes am capitolischen Gerichtshofe überrascht, welche Dienstfunction ihm noch Zeit genug gönnte, seinen Lieblingsstudien mit dem bisherigen Eifer obzuliegen. Nach mehren Reisen, die er mit dem Cardinal Cesi machte, fand er an dem Cardinal Gasparo Corpegna einen wohlwollenden Freund und Gönner, unter dessen vielgeltender Aegide ihm alle Gelegenheit ward, sich dem gründlichsten Studium der Archäologie hinzugeben. Seine ersten Schriften, 3 Dissertationen über die römischen Wasserleitungen und seine „Syntagma de columna Trajani", welche er als Ergebniß seiner Untersuchungen über diesen interessanten Theil des menschlichen Wissens herausgab, erwarben ihm die Achtung des Publicums bis auf die des Holländers Gronovius, mit welchem er über die Auslegung einiger Stellen im Titus Livius in einen Federkrieg gerieth, der nicht ganz ohne Verletzung des guten Tons von beiden Parteien eine geraume Zeit geführt wurde. Eine tiefe Forschungsgabe zeigte Fabretti bei Untersuchung der u. d. N. Table iliaque bekannten, im Museo Capitolino befindlichen, auf die Belagerung von Troja sich beziehenden Basreliefs, und bei den vom Kaiser Claudius angelegten unterirdischen Canäle zum Abflusse der Gewässer des Sees Fucinus. Einen reichen Schatz archäologischer Kenntnisse schloß er dem Gelehrten in Erklärung seiner zahlreichen von ihm entdeckten Inschriften alter Denkmäler auf, sowie er als Aufseher der Katakomben unter Rom Schätze der Vergessenheit entriß, die würdige Denkmäler seines Namens bleiben werden. In der Folge wurde er Secretair des Papstes Alexander VIII. und unter Innocenz XII. Aufseher der Archive in der Engelsburg. Er starb zu Rom 1700. Mehre Abhandlungen von Fabretti erschienen erst nach seinem Tode. Die von ihm hinterlassene reiche Sammlung an Inschriften und Denkmälern wurde vom Cardinal Stopani, Verwalter von Urbino unter Benedict XIV., gekauft, und befinden sich dort im herzoglichen Palast. Eine vom Cardinal Rivieri verfaßte Biographie von ihm findet man in Crescimbeni's „Vite degli Arcadi illustri" und eine gleiche vom Abbe Macotti bearbeitete in Fabroni's „Vitae illustrium Italorum". Man erzählt, daß Fabretti's Pferd, auf welchem er seine Excursionen in die Umgegenden von Rom machte, nach und nach daran gewöhnt, vor jedem Monumente stehen zu bleiben, oft auch dann nicht weiter gegangen sey, wenn sein in Gedanken verlorener Reiter vielleicht eine am

Digitized by Google

Wege liegende, halb verschüttete Inschrift nicht bemerkte, wodurch sie nicht selten Veranlassung zur Auffindung von Denkmälern gegeben habe.

Fabricius (entsprechend dem deutschen Schmieder), plebejisches römisches Geschlecht, aus welchem besonders merkwürdig: Cajus Fabricius, mit dem Beinamen Luscinus wegen der Kleinheit seiner Augen, ein Muster altrömischer Tugend, vorzüglich durch seine Furchtlosigkeit, Rechtschaffenheit, Enthaltsamkeit und Tapferkeit. Nachdem er die Samniter und Lucaner geschlagen und sein Vaterland mit großer Beute bereichert hatte, von welcher allein er Nichts behielt, wurde er als Gesandter in das Lager des Königs von Epirus, Pyrrhus, geschickt, um mit ihm über die Auslösung der gefangenen römischen Soldaten zu unterhandeln. Pyrrhus nahm ihn freundschaftlich auf und bat ihn, dessen Armuth ihm bekannt war, ein reiches Geschenk bloß als ein Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft anzunehmen. (Er wollte ihn hierdurch für den Frieden gewinnen.) Fabricius schlug es kurz ab. Am folgenden Tage wollte Pyrrhus die berühmte Geistesgegenwart des Mannes auf die Probe setzen. Er ließ nämlich insgeheim seinen größten Elephanten hinter einen Vorhang stellen. Nach einer Unterredung mit Fabricius gab der König ein Zeichen; der Vorhang ward weggegangen und der Elephant streckte mit einem entsetzlichen Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf hin. Ganz gelassen brach Fabricius in die Worte aus: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elephant". Pyrrhus suchte nun diesen hochdenkmüthigen Mann zu bewegen, als sein Freund und erster Feldherr bei ihm zu bleiben, allein vergebens. Mit Bewunderung entließ ihn der König und erlaubte den Gefangenen, zu dem bevorstehenden großen Feste der Saturnalien nach Rom zu gehen, unter dem Versprechen, nach der Feier in die Gefangenschaft zurückzukehren, welches sie auch hielten. Im folgenden Jahre, 279 v. Chr., führte Fabricius als Consul die Römer gegen den König an. Hier erhielt er einen Brief von Pyrrhus's gewissenlosem Leibarzte, worin dieser sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung den König zu vergiften. Fabricius sandte sogleich den Brief dem Pyrrhus, der vor Erstaunen ausrief: „Eher kann die Sonne von ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Rechtschaffenheit abgelenkt werden"! Aus Dankbarkeit entließ er die gefangenen Römer ohne Lösegeld. 275 v. Chr. bekleidete Fabricius mit dem Aemilius Papus das Censoramt; Beide stießen den Cornelius Rufinus aus dem Senate, weil derselbe 10 Pfund Silber an Tischgeräthen besaß. Fabricius starb so arm, daß seine Tochter aus dem öffentlichen Schatze verheirathet werden mußte. Um ihn noch im Tode zu ehren, wurde von dem Gesetze der 12 Tafeln, welches die Begräbnisse in der Stadt verbot, eine Ausnahme gemacht. Vgl. Pyrrhus und Tarent.

Fabricius (Georg), eigentlich Goldschmied, Rektor der Fürstenschule zu Meißen, Dichter und Componist, geb. zu Chemnitz 1516, wurde vom Kaiser Maximilian zum Dichter gekrönt, und starb zu Meißen 1571. Man hat von ihm, außer Ausgaben des Virgil, Horaz, der Scholiasten Donatus und Servius, mehre treffliche lateinische Gedicht-Sammlungen. 2) Guido F., Boderianus genannt, franz. le Fèvre de la Boderie, geb. in der Normandie 1541, legte sich besonders auf orientalische Sprachen und hatte nebst seinem Bruder Niklas den größten Antheil an der Polyglottenbibel von Antwerpen, welche Chri-

Digitized by Google

man gewöhnlich dem Arias Montanus (s. d.) allein zuschreibt. Er war Secretair des Herzogs von Alençon, Bruder Heinrichs III., schrieb Vieles in Prosa und Versen, und starb 1598. 3) Johann Albert F., ein berühmter Vielwisser, geb. zu Leipzig 1668. Nach Vollendung seiner Studien begab er sich nach Hamburg, wo er Professor der Beredtsamkeit wurde. 1719 trug ihm der Landgraf von Hessen-Darmstadt die theologische Professur zu Gießen und die Superintendentur der lutherischen Gemeinden in seinen Landen an; allein der Magistrat von Hamburg wußte ihn für die gebotenen Vortheile zu entschädigen, und er blieb in Hamburg, woselbst er am 30. April 1736 starb. Fabricius gehört zu den durch tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit berühmt gewordenen Deutschen; er umfaßte sämmtliche Zweige des menschlichen Wissens, besaß eine unglaubliche Belesenheit und einen unerschöpflichen Schatz, besonders philologischer Gelehrsamkeit. Ein Muster der Gründlichkeit, Vielseitigkeit und Fülle der Gelehrsamkeit ist seine Darstellung der griechischen Literatur: die von Harles fortgesetzte „Bibliotheca graeca". Nicht minder brauchbar sind seine „Bibliotheca latina", die „Bibliothecae mediae et infimae aetatis", „Bibliotheca ecclesiastica" und „Bibliographia antiquaria". Ueberdieß zeugen von seinen gründlichen und ausgebreiteten Kenntnissen s. Ausg. des Sextus Empiricus und s. Anmerk. zum Dio Cassius. S. Schröckh's „Lebensbeschreibungen", 2. Bd., S. 344 fg. 4) Johann Christian F., der berühmteste Entomolog des 18. Jahrh., geb. zu Tundern im Schleswigschen 1743. Nachdem er im 20. Jahre seinen akademischen Cursus vollendet hatte, begab er sich nach Upsala, um unter Linné seine Studien fortzusetzen. Wenige Schüler des großen Mannes haben den Unterricht desselben so genutzt als Fabricius. Alle seine Werke über die Entomologie, die ihm einen so wohlverdienten Ruhm gebracht haben, zeigen unverkennbar die Grundsätze, die Methode, ja sogar die Formen des Ausdrucks von Linné, angewandt auf die Entwickelung einer einzigen, neuen, glücklichen und fruchtbaren Idee. Fabricius war für den genossenen Unterricht höchst dankbar, und suchte keineswegs zu verbergen, was er seinem Lehrer zu verdanken hatte. Auch hat er der Nachwelt vielleicht das Bedeutendste hinterlassen, was zur vollständigen Biographie des großen Naturforschers gehört. Durch den Umgang mit demselben wurde in ihm die erste Idee eines Systems, die Insekten nach dem Organe des Mundes zu ordnen, rege, und er schlug Linné vor, davon in der neuen Ausgabe seines „Systema naturae", woran er damals arbeitete, Gebrauch zu machen, welches Linné ablehnte. Indessen munterte er den geistreichen Schüler auf, auf diesem Wege fortzugehen. Fabricius erhielt bald darauf die Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte an der Universität zu Kiel, und nun gab er sich ganz seinem Lieblingsstudium hin. 1775 ließ er sein „System der Entomologie" erscheinen, ein Werk, wodurch diese Wissenschaft eine ganz neue Gestalt bekam. Zwei Jahre nachher entwickelte er in einem zweiten Werke die Charaktere der Klassen und Arten, und zeigte in den Prolegomenen des Werks die Vortheile seiner Methode. 1778 machte er endlich seine „Philosophia entomologica", nach dem Muster der „Philosophia botanica" von Linné bekannt. Von dieser Zeit bis zu seinem Tode, also fast 30 Jahre lang, war er unaufhörlich beschäftigt, sein System zu erweitern und es unter verschiedenen Formen in Werken verschiedener Benennung darzulegen. Er durchreiste fast jedes Jahr

Digitized by Google

einen Theil Europas, besuchte die Museen, knüpfte Bekanntschaften mit Gelehrten an und beschrieb mit unermüdeter Thätigkeit die noch unbekannten Insekten, die er kennen lernte. Allein in dem Maße, wie die Zahl der Arten unter seiner fleißigen Feder wuchs, wurden auch die Kennzeichen der Gattungen und selbst die Classen ungewisser und unkürlicher, sodaß, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, seine neuern Schriften den ältern fast nachstehen. Die Grundlage, die er angenommen hatte, war vortrefflich, allein sie konnte ihn nicht, wie er meinte, zu einem Systeme der Natur, sondern bloß zu einer natürlichen Methode führen. Uebrigens war er ein Lebemann in höhern Zirkeln, der die Freuden der Geselligkeit liebte. Er starb 1808. Seine Selbstbiographie befindet sich in den „Kieler Blättern", I, 1. (1819). Seine Gattin war ebenfalls Schriftstellerin.

Fabrik und Manufaktur. Sieht man auf die wesentlichen Merkmale, an denen sich Fabrik von einer andern Art zu arbeiten unterscheidet, so findet zwischen Manufaktur und Fabrik kein Unterschied statt. Sieht man aber auf außerwesentliche Dinge, so kann man einen Unterschied zwischen beiden annehmen. Es ist der Fabrik wesentlich, daß für die einzelnen Theile, aus denen die fertige Arbeit, das Fabrikat genannt, besteht, besondere Arbeiter angestellt sind, sodaß also kein einzelner Mann ganz allein ein Fabrikat zubereitet. Der Vortheil von dieser Einrichtung ist, daß dabei Zeit erspart wird, indem das Fabrikat eher fertig wird als außerdem; daß der Arbeiter in Dem, was er macht, mehr Geschicklichkeit erhält, wodurch das Fabrikat vollkommener wird als außerdem; und daß es also für den Käufer vollkommener und dabei noch wohlfeiler wird. Eben diese Vertheilung der einzelnen Arbeiten macht möglich, daß sogar Maschinen gleichsam als Arbeiter gebraucht werden können, welches jederzeit auf die Wohlfeilheit, gewöhnlich aber sogar auf die Vollkommenheit der Waare, den vortheilhaftesten Einfluß hat. Spricht man von Manufakturen, im Gegensatz mit Fabriken, so nennt man Fabrik alsdann eine Anstalt, in welcher feste Körper, dergleichen Metalle und Steine, auch Erdarten sind, verarbeitet werden; Manufaktur aber, von dem lateinischen manus abgeleitet, setzt eigentlich ein weiches Materiale voraus, welches die Hand entweder ganz allein, oder doch wenigstens nur mit Werkzeugen, die keine sehr große Kraft erfordern, bearbeitet. Man sagt daher eigentlich Tuchmanufaktur, Baumwollenmanufaktur, Seidenmanufaktur, nicht: Tuchfabrik u. s. w. Da aber, wie schon erwähnt worden, der Unterschied zwischen Fabrik und Manufaktur nicht das Wesentliche betrifft, und das Wort: Fabrik, hier in der Aussprache ist, so wird fast Alles, was sonst Manufaktur genannt wurde, gegenwärtig Fabrik genannt. Das Fabrik- und Manufakturwesen steht dem Handwerk- oder Innungswesen gegenüber. Denn der Begriff: Handwerk, bringt mit sich, daß ein Mensch Alles macht, was an dem Kunstprodukte zu machen ist. Auch haben die Fabrikanten keine eigentliche Innungsverbindung unter einander, obgleich etwas Aehnliches unter ihnen statt findet, und die Einrichtung einer Fabrik sowohl als das Arbeiten in derselben, wird in den Staaten unter andern Bedingungen gestattet, als das Auftreten der Meister oder Gesellen in einem Handwerke. Eines der besten Mittel zur Aufnahme der Fabriken und Manufakturen sind die Schauanstalten. Ueber das Fabrik- und Manufakturwesen, die besondern Privilegien und Gerechtsame desselben, sind

Digitized by Google

einige Schriften vorhanden. — Der Fabrikant gehört, wie aus dem Obigen hervorgeht, zu den mechanischen Künstlern. Er ist kein Zunftgenosse; auch lehrt er keinen Lehrling die vollständige Bearbeitung seiner Erzeugnisse, sondern jeden nur eine einzelne Kunstfertigkeit. — Fabriken und Manufakturen sind ein vorzüglicher Theil des Staatsreichthums, denn sie geben nicht allein einer Menge Menschen Unterhalt, sondern sie ziehen Geld in das Land durch die Produkte (Fabrikate), die sie liefern, welche sie in das Ausland senden; sie vermindern ferner wenigstens den Ausgang des Geldes, indem sie die Einfuhr fremder Fabrikate unnöthig machen. Sie müssen daher vom Staate so viel wie möglich begünstigt werden, jedoch mit weiser Rücksicht auf die übrigen Erwerbsquellen des Landes. Diese Begünstigung kann geschehen auf Kosten solcher Handwerker, welche dieselben Waaren liefern. Hier ist zu fragen: Ist der Absatz solcher Waaren so groß, daß die Handwerker neben den Fabriken bestehen können; beschäftigen die Fabriken ebensoviel, oder noch mehr Menschen als die Handwerker; liefern die Fabriken so gute Waaren, daß dadurch der Handel ins Ausland mit denselben befördert wird? Ist dieß der Fall und bearbeiten die Fabriken vorzüglich ein Landesprodukt, so sind sie auf Kosten der Handwerker zu begünstigen. Diese Begünstigung kann ferner geschehen durch verbotene Einfuhr derselben Fabrikate; dieß geschieht entweder auf Kosten des Handelsstandes, welcher die fremden Fabrikate einführt, oder auf Kosten der Unterthanen, welche die Waaren theurer bezahlen müssen. Das Letztere bringt dem Lande wenig Schaden, indem es für den Staatsreichthum besser ist, wenn inländische Fabrikate theuer, als wenn ausländische Fabrikate wohlfeil gekauft und verbraucht werden. Bei Beschränkung des Handels durch Einfuhrverbote ist zu berücksichtigen, ob zugleich die Einfuhr einen sehr einträglichen Transito-Handel veranlaßt und die Bedingung einer starken Ausfuhr von Landesprodukten ist. In beiden Fällen kann der Handel dem Lande mehr Geld zuführen als die Fabriken, besonders wenn sie nur ausländische Produkte verarbeiten. Begünstigung der Fabriken durch Einfuhrverbote ist überhaupt nur durch Erweckung derselben zu empfehlen; für die Dauer wirkt sie, wie alle Monopole, mehr schädlich, indem besonders durch Rivalität der Erfindungsgeist und Betriebseifer unterhalten werden. Fabriken können ferner sehr zweckmäßig begünstigt werden, indem auf Anlegung und Erweiterung derselben, sowie auf die Verfertigung der besten und meisten Waaren Prämien gesetzt werden. Endlich ist auch bisweilen nöthig, daß der Landesherr zur Anlegung kostspieliger Fabriken Kapitale vorschießt; weniger empfehlungswerth ist es, wenn der Landesherr auf eigene Rechnung Fabriken anlegen läßt, und fast immer nur schädlich, wenn er sie auf eigene Kosten betreiben läßt. Die meisten landesherrlichen Fabriken würden in den Händen eines Privatmannes bessere Waaren liefern und mehr Gewinn geben. Nie dürfen Fabriken auf Kosten des Ackerbaues begünstigt werden, da er eine ergiebigere Quelle des Landreichthums ist und kräftigere, gehorsamere und sittlichere Unterthanen gibt. Da die Fabriken die Unterthanen schwächen, entnerven und entsittlichen, so sind solche nur in unfruchtbaren und doch bevölkerten Gegenden oder in großen Städten anzulegen, wo eine Menge arbeitsloser Menschen zusammengedrängt sind. In neuerer Zeit haben die Maschinen, besonders wenn sie mit Dampf getrieben werden, einen großen Einfluß auf die Fabriken

Digitized by Google

gehabt und wirklich liefern dieselben, besonders in England, Erstaunenswürdiges. Vgl. Dampfmaschinen, Spinnmaschinen, Ausfuhr und Einfuhr. — In der Malerei versteht man unter Fabriken von dem Maler in seinem Gemälde dargestellten Gebäude, wenn sie, wie bei Landschaften und in Hintergründen historischer Compositionen, nicht der Hauptgegenstand des Gemäldes sind.

Fabroni (Angelo), ein berühmter italienischer Biograph, geb. Maradi im Toscanischen am 7. Febr. 1732, erhielt den ersten richt zu Faenza, dann studirte er in Rom in dem Collegio Logik, Physik, Metaphysik und Geometrie, und schrieb das Leben mens's VII. Unterstützt und aufgemuntert in seinen Studien, den Gedanken, das Leben der italienischen Gelehrten zu beschr welche im 17. und 18. Jahrh. geblüht hatten, und verwandte auf Werk, wovon der erste Band 1766 erschien, seine angestrengteste tigkeit. Seinem Glücke stellten sich viele Hindernisse in den Weg, andern auch die Feindschaft der Jesuiten. Er begab sich daher Florenz, wo er 1767 vom Großherzog Leopold die Stelle eines hi erhielt, und nun seine Zeit zwischen den geistlichen Geschäften und rarischen Arbeiten theilte. 1769 reiste er nach Rom, wurde von Cl XIV. mit großer Freundschaft empfangen und zu einem Prälaten päpstlichen Kammer ernannt; doch er kehrte nach Florenz zurück gab hier Briefe von Gelehrten des 17. Jahrh. aus den Archiven Medicis heraus. 1773 ward er zum Erzieher der großherzogl Prinzen ernannt; nun gewann er Zeit, sich wieder mit seinen Lie phien zu beschäftigen. Er machte Reisen ins Ausland, besuchte Dresden und Berlin. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er mit theologischen Arbeiten und starb den 22. Sept. 1803. Die Ausgabe seiner in gutem Latein geschriebenen „Vitae Italorum doctr excellentium qui seculo XVII. et XVIII. floruerunt" erschien zu 1768—99 in 18 Bdn. Der 19. und 20. Bd. kamen nach seinem T hinzu, wovon der eine sein eignes Leben enthält, von ihm selbst ge ben bis 1800. Dieses Werk von 167 Lebensbeschreibungen gehört ter die vorzüglichsten seiner Art und umschließt einen Schatz von Sa samkeit. Musterhaft sind Fabroni's „Laurentii Medicis M. vita- „Magni Cosmici Med. vita" (Pisa 178[illegible] und 1789. 4.). Auch gab das „Giornal de Litterati" seit 1771 zu Pisa heraus und setzte es zum 102. Bde. fort.

Fabrot, Fabroti, Fabrettus (Charles Annibal), berühmter Rechtsgelehrter, geb. 1530 in der Provence, lehrte mit großem Beifall in seiner Vaterstadt über geistliches und bürgerliches Recht und zu Paris 1659. Durch Bearbeitung der „Lib. Basilicoon" (lat. et gr. ed., Paris 1647, 7 Bde., Fol.), sowie durch die Anmerk. Justinian's „Institutionen" und Herausgabe der Werke von Kedren Chalkondylas, Cujacius (Paris 1658, 10 Bde., Fol.), mit gelehrten Anmerkungen u. a. m., erwarb er sich große Verdienste.

Façade ist die nach der Straße oder deren Hauptausgang gerichtete Seite eines Gebäudes, welcher die Architektur ihren Schmuck mehr als den übrigen zu verleihen pflegt. Man kann dem Baumeister nicht jeder Façade z. B. an einem gewöhnlichen Wohnhause anmuthen, die schon die Bestimmung des Gebäudes darzulegen, wohl aber, wenn es ein öffentliches ist, oder ein Gewerbe enthält, welches viele Menschen

Digitized by Google

chäftigt, oder eine ausgezeichnete Bestimmung hat, als z. B. eine Freimaurerloge, eine Fabrik, ein Badehaus u. s. w. Doch kann hier eine Inscription über Thüren oder Fenstern Alles ersetzen. Es gibt Gebäude, bo die Façade doppelt zu seyn pflegt, z. B. in prächtigen Landhäusern nach der Gartenseite außer derjenigen des großen Eingangs für den hauptsächlichen Menschenverkehr. Sie ist Zeichen des Geschmackes in der Baukunst einer Nation.

Facciolato (Giacomo), italienischer Philolog, Professor der Philosophie in Padua, geb. 1682 zu Torreglia unweit Padua, studirte, vom Cardinal Barbarigo unterstützt, zu Triest und Padua, und zeichnete sich durch Geschmack und Kenntniß der alten Literatur und als fleißiger philosophischer Schriftsteller aus. Er war es, der eine neue Ausgabe des Calepinischen (nach seinem ersten Verfasser Ambrosius von Calepio so genannt) Wörterbuchs in 7 Sprachen unternahm, wobei ihm sein ebenso thätiger als gelehrter Schüler Forcellini (s. d.) kräftigen Beistand leistete, sodaß das Werk binnen 4 Jahren aus den Händen seiner Bearbeiter in die des Publikums (1719) übergehen konnte. Nach diesem Entwurf er den Plan zur Herausgabe eines großen lateinischen Wörterbuchs, welches nach dem Vorbilde des italienischen Wörterbuchs della Crusca, alle Worte dieser Sprache in ihren verschiedenen Abweichungen, mit Stellen aus classischen Autoren belegt, umfassen sollte. Obgleich dieses Unternehmen eine 40jährige Arbeit in Anspruch nahm, so führte es dennoch Forcellini unter der Leitung Facciolato's aus. Auch er besorgte mit demselben Gehülfen eine neue Ausgabe des Lexicons von Schrevelius und dem „Lexicon Ciceronianum" von Nizoli, sowie er sich durch Fortsetzung der Geschichte der Universität Padua, welche Pappapoli angefangen und bis 1740 fortgeführt, sehr verdient machte. Er starb 1768 mit Hinterlassung mehrer Reden, in welchen man einen körnigten und präcisen Styl lobt.

Facen, Gesichtslinien, alle Linien eines Festungswerks, welche einen ausspringenden Winkel bilden. Sie müssen so dauerhaft als möglich gebauet seyn, da sie die Angriffspunkte sind, durch welche der Feind in die Festung dringt. Feste, dauerhafte Brustwehren sind das unmittelbare Bedürfniß der Facen; ihre mittelbare Vertheidigung wird durch Contregarden und Couvrefacen bezweckt.

Facette, die rautenförmig geschliffene Fläche oder Seite eines Edelsteins, auch die geschliffene Seitenfläche oder Kante an Spiegeln, daher facettirt so geschliffen. Manche suchen dem Diamanten durch eine Menge von Facetten aufzuhelfen, und berauben solchen dadurch seines eigenthümlichen Lichtes.

Fachingen, Dorf im Amte Dietz des Herzogthums Nassau, eine halbe Stunde von Dietz entfernt, ist durch sein Mineralwasser berühmt, das hier auf einer Wiese dicht am linken Ufer der Lahn hervorquillt und als ein kühlendes, verdünnendes und erquickendes Getränk allgemein bekannt ist. Die Zeit, wann diese Mineralquelle entdeckt wurde, ist unbekannt; doch haben sich dessen die Einwohner des Orts und der Umgegend schon sehr frühe als eines herrlichen durstlöschenden Wassers bedient. Den ersten Anlaß zur näheren Prüfung der Heilkräfte dieses Wassers soll vor ungefähr 90 Jahren ein Lahnschiffer gegeben haben, welcher es trank und dadurch von einer hartnäckigen Leibesverstopfung befreit wurde. Scharenweise drängten sich nun die Bewohner zu dieser

Digitized by Google

Wunderquelle, und viele wurden durch sie ohne andre ärztliche Hi
von Uebeln mancherlei Art geheilt. Die Quelle ward nun aufgen
und auf Veranlassung der damaligen oranien-nassauischen Regierung
fältig gefaßt. Von jener Zeit an ward das Fachinger-Wasser in
und entfernte Gegenden, anfangs auf herrschaftliche Rechnung, dann
Handelsleuten in Dietz, welchen der Brunnen in Pacht gegeben (jä
500.000 Krüge), versendet. Badeanstalten sind nicht hier. Das
ser quillt zu jeder Jahreszeit, bei trockner und feuchter Witterung,
Macht und in unerschöpflicher Menge hervor. Es ist hell, durch
stößt sowohl, wenn man es aus der Quelle schöpft, als auch,
man es aus einer Flasche in ein Glas gießt, unzählig viele kleine per
Luftbläschen aus, welches von der großen Menge Kohlensäure, die
ses Wasser enthält, herrührt. Der Geschmack des Wassers ist sehr
nehm säuerlich, geistig, etwas salzig und erfrischend. Dieses Mi
wasser gehört zu den alkalisch-salinischen Stahlwassern, und ob
dasselbe an festen Bestandtheilen sehr reich ist, so geht es doch durch
Harnwege sehr leicht wieder ab und belästigt den Magen und die
geweide weniger als die meisten Mineralwasser dieser Art. Ueber
Heilkräfte fällt Hufeland folgendes Urtheil: „Ein herrliches, wo
tiges und höchst wirksames Mineralwasser, in manchen Fällen einz
seiner Art. Sein Auszeichnendes besteht in dem Reichthum von k
saurem Gas, in Mineralalkali und dessen Zusammenseyn mit e
nicht geringen Eisengehalte. Es ist daher ein auflösendes Mittel, wel
zusammenzieht und verstopft; von ganz vorzüglichem Werthe ist
Hypochondristen, die an Verdauungsschwäche und Säure leiden.
bei wirklichen Verhärtungen der Unterleibseingeweide, und dem M
nahe liegenden, mit der äußersten Empfindlichkeit derselben und de
gens, habe sich dieses Wasser ganz allein vertragen und trefflich
men sehen. Bei der langwierigen Versäuerung des Magens, einem
bei Hypochondristen so gewöhnlichen und in seinen Folgen so nachth
gen Uebel, ist es eines der größten Heilmittel. Bei Gicht und Ner
krankheiten verdient es auch großes Lob". S. Thielenius's „Beleu
bung des Fachinger Mineralwassers" (Marburg 1799).

Facit (so viel als Summe), diejenige Zahl, welche durch die Re
gefunden wird; gewöhnlich pflegt man das Resultat einer jeden R
nung mit dem Worte Facit zu belegen. — 2) Der Ausgang einer Sa

Fackel, ein mit großer Flamme brennendes Licht. Man h
Holzfackeln, aus zusammengebundenen Spänen von recht trocknem
gen Fichtenholze, oder aus einem Stabe von Birkenholz, welches
einem Hammer faserig geschlagen ist; b) Wachsfackeln, die der Ko
lichtzieher verfertigt, indem er ein Docht von Hanf oder Werg ei
Pech und dann mit weißem Wachs überzieht; so sind die Kutsche
Windfackeln; bei den Stockfackeln ist der Docht über einen Stab
kelt; eine Art Stockfackeln sind auch c) die Pechfackeln, welche der
ler verfertigt, indem er über einen Stab Werg wickelt und dieses
mit Pech überzieht. Abendmusiken mit Fackeln zu bringen war schon
den alten Römern gebräuchlich. Schon die Griechen feierten ein
ges Fackelfest (Dadis), von den dabei brennenden Fackeln so ge
Am 1. Tage erinnerte man sich der Geburt des Apollo und der
gen der Leto, der 2. war dem Andenken an die Geburt Glikons
met, der 3. dem an die Vermählung des Podaleirios und der Mutter

Digitized by Google

ders. Die Athener hielten dem Pan zu Ehren einen Fackellauf, wobei ner eine auf dem Altar angezündete Fackel nach einem Ziele trug d wenn sie erlosch, sie dem Folgenden übergab, und so immer in der eihe Dabei erinnerte man an die Lebensfackel. Jene Fackelfeste wur- n nicht selten mit Fackeltänzen gefeiert. Letztere waren auch an Kon- untins d. Gr. Hofe und andern Höfen, beſ. im Mittelalter gewöhnlich, d haben ſich noch jetzt an einigen fürſtl. Höfen (ſo am preußiſchen ofe) bei Vermählung von Gliedern der regierenden Familie erhalten. er Bräutigam geht hier unter einer alterthümlichen Muſik von Trom- ten und Pauken mit jeder Perſon von der fürſtlichen Familie einige Tale polonaiſenartig im Saale herum und die Braut thut dann ein leiches. Die Männer tragen hierbei eine Wachsfackel in der Hand. n der alten chriſtlichen Kirche deuteten Fackelzüge am heiligen Oſter- nnabend an, daß auch in der tiefſten Trauer das Licht der Hoffnung nd des Lebens nicht ganz erloſchen ſey; in dieſer Nacht nämlich erwar- te die alte Kirche die Wiederkunft des Herrn zum Weltgericht. Auch nſt haben die Fackeln noch manche kirchliche Bedeutung. So wurden nſt ungeheure Fackeln zu Ehren der Heiligen angezündet; dagegen war s verboten, brennende Fackeln an Brunnen aufzuſtellen, weil dieß an hemalige heidniſche Gebräuche erinnerte. Fackeln wurden beſonders zu Oſtern (daher die Oſterfeuer) in der Kirche angezündet und auch noch ei andern Gelegenheiten in den Kirchen gebrannt; daher die Lichter uf den Altären.

Facſimile (eigentlich: Mach' es ähnlich!) nennt man die einer Urſchrift in ihren feinſten Zügen und abweichenden Eigenthümlichkeit getreu nachgebildete und vollkommen ähnliche Copie. Gewöhnlich beſtimmt man nach den in Kupfer gelieferten Handſchriften berühmter Männer nach Art und Weiſe der Schriftzüge das Alter einer Schrift, oder will nach Lavater's aufgeſtellter, und von Andern weiter ausgeführter Meinung, etwas Charakteriſtiſches daraus finden, was um ſo unwahrſcheinlicher iſt, da ſo viele Schüler gewohnt ſind, die Hand ihrer Lehrer nachzuahmen. Gleichen Glauben muß auch der bekannte Fürſt Talleyrand beſitzen, der vielleicht die größte Sammlung von Originalhandſchriften berühmter Männer zuſammenbrachte und darauf großen Werth ſetzt. S. „Isogra- phie des hommes célèbres, ou collection de Fac-simile, de lettres autographes etc.“ (Paris 1827).

Factionen nennt man Parteien in einem Lande, die wegen politi- ſcher Zwecke mit ihrer Regierung oder einer Gegenpartei im öffentlichen Streite ſich befinden und auf ungeſetzlichen Wegen ihre Zwecke gegen ein- ander durchzuſetzen ſuchen.

Factor, in der Arithmetik (ſo viel als Efficient) eine Zahl, welche man mit einer andern multiplicirt; ſo ſind 7, 4, die Factoren der Zahl 28. Man theilt die Factoren in einfache und in zuſammengeſetzte ab. Erſtere unterſcheiden ſich von letztern dadurch, daß ſie durch keine andere Zahl als durch ſich ſelbſt theilbar ſind. — 2) Im Kaufmanns- weſen heißt Factor Commiſſionnair, zum Ein- und Verkauf, Waaren- empfang und Verſendung; einige dienen nur Fürſten und Herren, Hof- factors, Hofagenten; andere ganzen Handlungscompagnieen; noch andere ſind über gewiſſe Manufakturen und Fabriken geſetzt, oder ſie ſind bei Bergwerken als Aufſeher angeſtellt, Stockfactors, Stollenfactors, oder bei Eiſenhütten, Farbenwerken, beim Foſſilienverkauf, Foſſilienfactors ꝛc.; der

Digitized by Google

an fremden Orten für die Geschäfte einzelner Kaufleute, oder ei als Handlungsdiener in großen Kauf- und Buchhandlungen und D druckereien als Stellvertreter des Principals nach dessen Tode od dessen Abwesenheit; diese werden auch Disponenten genannt. D sind nicht nur besondere Eigenschaften des Charakters, sondern a mancherlei Kenntnisse erforderlich, nämentlich im Rechnungswesen. D der Factor hat mit seinem Principal eine doppelte Rechnung zu führ a) eine Currentrechnung (Conto corrente) und b) eine Zeitrech (Conto di tempo) für Das, was noch einige Zeit hinaus zu z hat. Ferner muß der Factor auch Münz- und Wechselkenntniß besi — 3) Im Assecuranzfach, Diejenigen, welche von Schiffseigenthüm Güterverladern ꝛc. allgemeine oder besondere Ordre zur Versicher derselben erhalten haben, wie z. B. die Schifffahrtscompagnien in Du den und Magdeburg ihre Factoren in Hamburg haben. — Factore (Factorie), die Wohnung eines Factors, dann eine Niederlage W Waaren an fremden Orten, die von einem Factor des Hauses, dem s gehört, verwaltet wird, insbesondere das Handelsetablissement ein europäischen Nation an irgend einem Punkte eines fremden Welttheil der nicht ihre Colonie ist; oft sehr wichtig. Die Holländer nennen di Niederlassungen dieser Art in Ostindien Logen. — 5) Factorei-Ha del nennt man die Handlung für Gesellschaften, die nicht persönli den Handel dirigiren, sondern durch ihre Bevollmächtigte, obgleich da Geschäft für die Rechnung der Gesellschaft geht. Diese Art Hand pflegt sich in weiter Ferne zu bilden, wenn der Absatz der Einfu langsam geht und die Rückfracht nicht mit dem Capital der Einfuhr g kauft werden kann: denn solche langsame Einziehungen sind verträglicher mit dem Interesse solcher Theilhaber, die nicht eigentliche Kaufleu sind, als mit dem raschen Umsatz der Capitale, den feste Handlungs-Häuser lieben. Sobald der Handelsverkehr einer Nation oder eines Platzes lebhaft geworden, so verschwindet gemeiniglich der Factoreiha del, der immer ein Kind eines wenig lebhaften Handelsverkehrs ist, indem ihn der Handel der einzelnen Häuser verdrängt, die den Handel für eigene Rechnung selbst treiben, wenn nicht, ehe es dazu kommt, ein Frachtschifffahrt sich bildet, wie der nordamerikanische Handel nach China und Ostasien durch Capitaine und Cargós an Bord in ein paar Jahren von Hafen zu Hafen schnelle Geschäfte macht und dann erst ins Va terland heimkehrt. Diese sonderbare Art des Handels in China wenig stens, bei allen Privilegien des ostindischen Theehandels der Handels gesellschaften, scheint ihrem Compagniehandel bald ein Ende zu machen

Factoren des Lebens, physiologisch, entgegengesetzte Naturkräfte, durch deren Zusammenwirkung das Leben als Produkt hervorgeht. Als gleiche Art stellen die Aerzte aus der Brown'schen Schule auch Factoren der Erregung auf, einen positiven und negativen, äußern und innern.

Factur, im Handlungswesen, Rechnung für Waaren, die für einen Andern Conto eingekauft worden sind, oder ein Verzeichniß der Waaren, die ein Factor seinem Principal, ein Commissionnair seinen Committen ten, ein Compagnon oder Kaufmann dem andern überschickt. Sie muß mit den übersandten Waaren in allen Nummern, Stücken, Maßen und Gewichten genau übereinkommen. Gemeiniglich werden die Facturen entweder zu Ende der Avisbriefe oder auf besondere Blätter geschrieben und in die Briefe mit eingeschlossen. Die Facturen müssen enthalten:

Digitized by Google

Datum oder den Tag der Versendung, den Namen des Versenders Dessen, dem sie gehören, die Zeit der Bezahlung, den Namen des ermanns, die Zeichen und Nummern der Packete, Kisten und Fässer, Gattungen, Qualität und Quantität der Waaren, wie sie eingepackt , ihre Nummern, Gewichte und Maße, ihren Preis, die Unkosten, le, Commissions- und Mäklergebühren, Vorschüsse ꝛc., wovon am luß der Hauptbetrag ausgeworfen werden muß. Daher sagt man, man seine Waaren auf den Fuß der Factur verkaufe, anstatt nach eigenen Kosten. Die Schnur, woran die Facturen, Avis- und ähne Briefe angereiht werden, heißt Facturband. Man hält auch wohl eigenes Facturbuch oder Waarenrechnungsbuch, worin im Anfang er Seite die Jahrzahl, am Rand das Datum und der Monat des nkaufs und der Contoübersendung, an die Seite linker Hand das ichen der Factur und der Waaren selbst, enthalten ist. Was auf Zeit kauft ist, steht in Credit, was aber contant gekauft ist, in Debet. Die cturen selbst sind entweder die von den für fremde Rechnung eingeufen und versendeten Waaren, oder für solche, die man in Commisn verkauft oder wohin verschickt, um für unsere Rechnung verkauft zu rden, oder von solchen, die in einer Gesellschaftshandlung begriffen d, kurz alle Rechnungen, die man nicht sogleich abschließt und doch ch nicht in das Hauptbuch eintragen will. Formulare hiervon findet an unter andern in Berghaus's „Handbuch für Kaufleute".

Factum, 1) in historischer Bedeutung, Thatsache, d. i. Begebenheit, ren Wahrheit auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhet. 2) Im philosobischen Sinne a) überhaupt, was unmittelbar erkannt, nicht aus andern datis geschlossen wird, eine wirkliche Erfahrung, z. B. daß der Magnet sen an sich ziebt, ist ein Factum, nicht aber, daß eine feine Materie avon der Grund ist; b) insonderheit, nach einer erweiterten Bedeutung, ie Kant dem Begriffe gab, Factum der Vernunft, das Bewußtseyn einer Vernunfthandlung. aa) Der empirischen Vernunft, ist ein synthetischer Satz a priori, dessen wir uns durch Beziehung auf Anschauungen, also mittelbar, als eines Vernunftgesetzes, bewußt werden, z. B. das Gesetz er Causalität. bb) Der reinen Vernunft, ein synthetischer Satz a priori, essen wir uns ohne Beziehung auf eine reine oder empirische Anschauung, nd ohne Zergliederung eines andern Vernunftdatums, unmittelbar bewußt werden. Die theoretische Vernunft hat solche Facta nicht. Denn die Theoreme der Mathematik beziehen sich alle auf reine Anschauung. Nur die reine praktische Vernunft stellt die Idee der Freiheit als die einzige reine Thatsache der Vernunft auf, die an sich keiner Darstellung in der Anschauung, und folglich auch keines theoretischen Beweises fähig ist, weil sie die Erfahrungskenntnisse übersteigt; aber doch ihre Realität durch die praktischen Gesetze der reinen Vernunft, und diesen gemäß, in wirklichen Handlungen, d. i. in der Erfahrung, bewährt.

Facultät (Vermögen, Kraft, Gewalt), die Gesammtheit der zu einem und demselben Fache gehörenden Professoren auf Universitäten. Es sind deren vier. Die älteste ist die philosophische, dann folgten Theologie, Rechtskunde und Arzneiwissenschaft. Die erstere entstand aus der Facultät der sieben freien Künste, nämlich: der Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie, Wissenschaften, die von den ältesten Zeiten her in Paris gelehrt wurden. Die deutschen Ausdrücke: Gelehrten-Zunft, Innung, haben, wenngleich hin

Digitized by Google

und wieder gebraucht, etwas Unwürdiges und Widerwärtiges im Begriffe und bezeichnen auch nicht die wahre Bedeutung des Worts, welches ursprünglich nichts anders ausdrücken sollte, als die vom Papst ertheilte Vollmacht (facultatis), öffentlich zu lehren. In der Medicin, insbesondere in der Galen'schen Schule, bedeuten Facultäten verschiedene Kräfte, welche allen Vorrichtungen im lebenden Körper vorstehen. Sie lassen sich unter folgendes System stellen: 1) erzeugende Facultäten, a) verändernde, b) bildende F.; 2) vermehrende F.; 3) ernährende F. a) anziehende, b) anhaltende, c) umändernde, d) austreibende F. — Nuntien mit Facultäten nennt man diejenigen päpstlichen Gesandten, welche oberbischöfliche Gewalt und Gerichtsbarkeit haben.

Faden, 1) ein aus Wolle, Seide, Flachs u. a. gedrehetes Gespinnst; es gibt einen feinen und groben, lockern und festen, rechts und links gesponnenen Faden; jeder Faden soll gleich, eben, gerade und nicht knotig, verhältnißmäßig stark und rein von Unrath seyn; Faden heißt auch das Gespinnst des Seilers, das er aus seinem vor sich in der Schürze haltenden Hanf oder Flachs spinnt; der Faden, aus welchem Bindfaden gemacht werden soll, muß feiner gesponnen werden als ein Faden, woraus Seile gemacht werden sollen; Faden bedeutet auch oft so viel als Klafter; — 2) ein Längen- und Holzmaß; ein pariser Faden = 8 Fuß lang, 4 Fuß hoch, die Scheide sind 42 Zoll lang; das Ganze = 112 Kubik-Fuß; als Maß auf Schiffen hält es 5 Fuß (Bauerfaden); oder 5½ Fuß (Koopwardersfaden); oder 6 rheinländische Fuß — auf Kriegsschiffen.

Faenza, Stadt in der Delegation Ravenna (Kirchenstaat), an der Lamone; hat Bischof, Citadelle, Kathedrale, 16 Klöster und 13.000 (mit den dazu gehörigen Dörfern 18.350) Einw., welche Fayence- (die nach Einigen erfunden, daher der Name) und Seidenwaaren fertigen, bedeutenden Handel treiben (befördert durch den Kanal des Grafen Zanelli).

Faes (Peter van der, bekannter unter dem Namen Lely), geb. zu Soest in Westfalen 1618, starb zu London 1680; Maler aus der deutschen Schule; legte sich anfangs auf die Landschaftsmalerei, dann auf die historische und endlich ausschließlich auf das Portraitmalen. Van Dyk war gestorben und Faes wurde der vorzüglichste Bildnißmaler in England. Als solcher trat er in die Dienste Karls I. von England, nach dessen Hinrichtung er öfters Cromwells Portrait malte. Karl II. ernannte ihn gleichfalls zu seinem ersten Maler, beehrte ihn mit dem Ritterorden und ernannte ihn zum Kammerherrn. Er lebte, wie Van Dyk, auf einem großen Fuß, doch haushälterischer als dieser. Faes war zu stolz und zu ehrgeizig, sich nach Andern zu bilden, wollte original erscheinen und erfand eine Manier, die zwar mit lautem Beifall aufgenommen wurde, aber nichts weniger als tadelfrei ist. Er verschmähte nämlich die individuelle Nachbildung der Natur und stellte die Frauenzimmer, die er malte, gleichviel ob sie schön oder häßlich waren, als reizende, schalkhafte Nymphen, von leichten phantastischen Gewänden umflossen, dar. Er schmeichelte ihnen so viel er konnte, und bestrebte sich, ihre Schönheiten in dem vollkommensten Lichte erscheinen zu lassen.

Faesch, s. Fesch.

Fagan (Christoph Barthelemi, Herr von Lugny), geb. zu Paris 1702, starb 1755; einer der beliebtesten französischen Theaterdichter,

Digitized by Google

essen Stücke („Le rendez-vous", „La pupille", „Les originaux" u. a. m.) ch durch Anmuth und Leichtigkeit des Dialogs empfehlen. Kotzebue hat ins derselben („La pupille") u. d. T.: „Der Mann von 40 Jahren", earbeitet.

Fage (Raymond la), berühmter französischer Zeichner, geb. zu Isle Albigerois 1656, gestorben 1684; doch wird sein Geburts- und Sterbe ahr verschiedentlich angegeben. Er bildete sich, ohne irgend einen Mei ter zu haben, nach den vorhandenen Kupferstichen des Primaticcio und eichnete und componirte mit der Feder verschiedene historische Gegen tände; vervollkommnete sich nachher bis zur Bewunderung in Toulouse. Er reiste unter andern nach Paris und Rom, wo man seine Talente und Zeichnungen mit Preisen krönte. In Paris hatte man die höchste Meinung von seinen Zeichnungen. Von da ging er 1682 nach Tou louse, wo er nur wenige Monate blieb, hierauf nach Lyon, wo er in der Blüthe seiner Jahre starb. Er führte ein unordentliches Leben und lag, wegen seiner leidenschaftlichen Liebe zum Weine, fast immer in den Gasthäusern, wo er einst, als er dem Wirth seine Zeche nicht bezahlen konnte, auf die umgekehrte Seite der Rechnung einige herrliche Figuren zeichnete, welche der Wirth verkaufte und dadurch zum Ueberfluß befrie digt wurde. Fast alle seine Zeichnungen sind mit der Feder entworfen, aber mit so treffenden hervorspringenden Zügen und mit so glücklicher Anwendung der Verkürzung und so genauer Kenntniß der Anatomie aus geführt, daß sie jeden Kenner bezaubern müssen. Man zählt über 70 Blätter, die nach seinen Zeichnungen in Kupfer gestochen sind. Vor züglich erkennt man in seinen Blättern Figuren, die von den Bildern des Rafael, Giulio Romano, Michel Angelo, Primaticcio, der Carracci u. A. entlehnt sind. Zu seinen besten Arbeiten gehören: der Fall der abtrünnigen Engel, die Sündfluth, der Durchgang durch's rothe Meer, die Pest der Philister, das Wunder mit der Schlange, und Josua, die Sonne in ihrer Bahn aufhaltend.

Fagel, eine niederländische freiherrliche Familie, welche seit 1670 immer im oranischen Interesse in hohen Staatsämtern der Niederlande fungirte. 1) Der große Ahnherr Kaspar Fagel, geb. zu Harlem 1629, ward 1665 Rathspensionnair und 7 Jahre nachher Greffier der Generalstaaten. Als Ludwig XIV. Holland 1672 überfiel, zeichnete sich Fagel auf edelmüthige Weise durch Entschlossenheit des Charakters aus, übernahm die Stelle eines Rathspensionnair an des ermordeten Witts Statt und hatte großen Theil mit dem Ritter Temple am nimwegener Frieden 1678. Nachdem er das 5jährige Amt eines Rathspensionnair 1677 niedergelegt hatte, bekleidete er dasselbe von neuem von 1682—87. Der Graf d'Avaux, franz. Gesandter, versprach ihm umsonst eine Summe von 2 Millionen, wenn er den Vortheil Ludwigs XIV. beförderte. Fagel wies auf eine edle Weise diese verführerischen Anerbietungen von sich. Im Augenblick der Erhebung Wilhelms III. zum englischen Thron ver faßte er des Königs Manifest und war im Begriff nach England ab zureisen, als ihn der Tod 1688 seinem Vaterlande entriß. Er war nie verheirathet und starb arm. Ueber seinen Charakter höre man Temple, Wicquefort und Burnet. — 2) Franz, Neffe des Vorigen, 64 Jahre lang Greffier der Generalstaaten, geb. 1659, starb im Haag 1749, hinterließ den Ruhm eines großen Staatsmannes. Onno Zwier von Harlem beschrieb sein Leben; allein die Handschrift wurde 1777 im

Digitized by Google

Brande des Schlosses Wolwega ein Raub der Flammen. — 3) Franz, geb. 1740, war Greffier-Adjunctus, und ließ Vieles von sich erwarten, als ihn der Tod 1773 zu früh der Welt entriß. Franz Hemsterhuis hat s. Lobschrift meisterhaft entworfen. — 4) Heinrich, geb. im Haag 1706, wurde 1744 Greffier der Generalstaaten, trug sehr viel zur Erhebung des Statthalters Wilhelms IV. bei und starb 1780, 74 Jahre alt. Er übersetzte die Briefe der Lady Montague ins Französische (Amsterd. 1764, 2 Bde.). — 5) Franz Nikolaus, Neffe Kaspars und Sohn von Nikolaus Fagel, Rathsherr zu Nimwegen, nahm 1672 Kriegsdienste, wurde holländischer General der Infanterie und Feldmarschall-Lieutenant in östreichischen Diensten, zeichnete sich 1690 in der Schlacht von Fleurus, in der Vertheidigung von Mons 1690, bei der Wegnahme von Bonn 1703, in den Schlachten von Ramillies und Malplaquet und bei mehren andern Gelegenheiten sehr vortheilhaft aus. Nach dem Friedensschlusse von Utrecht zog er sich nach Flandern zurück und starb daselbst 1713. — 6. Heinrich, ein Sohn Heinrichs (4.), war Gesandter der Vereinigten Niederlande in Kopenhagen 1793, um Dänemarks Beitritt zur Coalition zu bewirken; dann unterhandelte und schloß er den Bund Hollands mit Preußen und England 1794, folgte dem Erbstatthalter nach England, und kehrte 1813 mit dem jetzigen König der Niederlande nach Holland zurück. Er bewährte, wie seine Brüder, die treueste Anhänglichkeit an das oranische Haus in den Zeiten des Unglücks. 1814 unterzeichnete er als niederländischer Gesandter in London den Friedensschluß zwischen Großbritannien und den Niederlanden; 1822 ging er als niederländischer Gesandter nach Lissabon, starb aber auf der See den 16. Nov. — 7) Sein Bruder, Jakob, war 1795 Gesandter in Kopenhagen und nahm an der Revolution zu Gunsten des Hauses Oranien 1813 wirksamen Antheil. — 8) Ein zweiter Bruder, Robert, General, ist niederländischer Gesandter in Paris.

Faggi, oder de Faggiis (Angelo), Benediktiner der Congregation von Monte Cassino, geb. um 1500 im Schlosse Sangro im Neapolitanischen, weswegen er auch öfters Sangrino heißt, ward 1519 Mönch, und wurde bald ein Muster für alle Ordensglieder. Er wandte alle Zeit, die er erübrigen konnte, auf die Wissenschaften, studirte mit Nutzen die heilige Schrift und die Kirchenväter und wußte sich ebenso zierlich in Prosa als in Versen auszudrücken. Zu seinen Talenten fügte er noch andere löbliche Eigenschaften; besonders zeigte er viele Klugheit als Abt von Monte Cassino. Bei Pius IV. stand er in großem Ansehen und wurde Inquisitor. Bei herannahendem Alter legte er jedoch alle Würden nieder, und starb in Monte Cassino den 17. März 1568. Von seinen vielen Schriften sind die vorzüglichsten: „In Psalterium Davidis regis et prophetae clarissimi paraphrasis vario metri genere excusa“ (Venedig 1575, 4.); „Poesis christiana in quatuor libros distincta“ (Padua 1565, 4.).

Faggot (Jakob), Oberdirector des Landmessercollegiums in Schweden, geb. 1699 in Upland, kam 1721 ins Bergcollegium, hielt schon im 22. Jahre Vorlesungen über Experimentalphysik, und wurde von dieser Zeit an zu denwichtigsten Geschäften gebraucht. Durch genaue Bestimmungen der Längen- und Raummaße, der Gewichte, durch Verbesserung mehrer Theile der Landesökonomie und durch seine Schriften erwarb er sich bleibendes Verdienst. Lange Zeit verwaltete er das Alaunwerk auf der

Digitized by Google

sel Oeland und Colmar, verfertigte Charten von den Provinzen Schwe- is und war auch in anderer Beziehung thätig. Er starb zu Stockholm 77 als Secretair der Akademie der Wissenschaften.

Faginoli (Giovanni Battista), einer der besten komischen Dichter : Italiener, geb. zu Florenz 1660 von armen Eltern, machte verschie- ie Reisen, erduldete viel Ungemach und starb 1742. Er hinterließ: lirne piacevoli", 6 Bde. 4.; „Comedi", Florenz 1734—36, 7 Bde. und „Prose", 8. Seine Lustspiele gehören zu den besten vor Goldoni.

Fagnani (Prosper), ein berühmter Lehrer des geistlichen Rechts, r lange Zeit in Rom als Orakel in der Jurisprudenz angesehen wurde, rb daselbst 1678 in einem Alter von 80 Jahren. Er unternahm auf efehl Papst Alexanders VII. einen Commentar in latein. Sprache über : Dekretalen (Rom 1661, 3 Bde., Fol.; Venedig 1697), der für ein leisterwerk gilt.

Fagott (Basson), ein aus Holz verfertigtes, mit Klappen und onlöchern versehenes Blasinstrument, besteht aus einer achtfüßigen aus- bohrten Röhre von Ahornholz, welche, damit man sie bequemer hal- n, vorzüglich aber, damit beide Hände die Tonlöcher mit mehr Be- iemlichkeit erfassen können, zweifach zusammen gezapft ist, sodaß das nstrument aus zwei nebeneinander fortlaufenden Röhren bestehet, die nten zusammentreffen und die wieder aus vier Stücken zusammen ge- tzt sind. An einem dieser Stücke, die Flügelröhre genannt, wird eine ndere dünne Röhre von Messing befestigt, die abwärts gebogen und ie ein großes lateinisches S geformt und daher das Es genannt wird. In dieses Es wird das aus Schilfrohr verfertigte Röhr gesteckt, womit as Instrument intonirt wird. Der Umfang der Töne des Fagotts rstreckt sich von dem Contra-B durch die diatonisch-chromat. Tonleiter is zum eingestrichenen b—d (Contra-H ausgenommen). Sobald die Stimme hoch in die Höhe steigt, bedient man sich statt des Baßschlüssels es Tenorschlüssels, um der vielen Nebenlinien überhoben zu seyn. Das Fagott wird gewöhnlich bei Blasinstrumenten zum Vortrag der Grund- stimme und bei vollem Orchester zur Füllstimme und Verstärkung des Basses gebraucht. Zu ersterem Zwecke hat man noch 2 tiefer stehende Fagott, das Quartfagott, welches um ein Quarte, und das Doppelfa- gott, das um eine Octave tiefer steht als das gewöhnliche; beide werden besonders zur Führung der Baßstimmen gebraucht. Auch zu Solos dient das Fagott und es eignet sich in diesem Falle besonders zum Vor- trage sanfter Stücke (daher auch Instrument der Liebe). Avianus von Pavia (st. um 1560) gilt gewöhnlich für den Erfinder des Fagotts. K. Almenräder erwarb sich um dessen Vervollkommnung große Ver- dienste. Einer der ausgezeichnetsten Fagottisten ist Anton Romberg.

Fähigkeit, die innere Bedingung einer Kraftäußerung; in einem organischen Körper ist sie selbst ein Produkt des Bildungstriebes, z. B. die Zeugungsfähigkeit. Um in Thätigkeit hervorzutreten, bedarf sie immer noch einer äußern Bestimmung und unterscheidet sich dadurch von Kraft als alleinigem zureichenden Grund einer Wirkung. Wird mehr auf den Vorgang als auf das Wirkungsvermögen gesehen, so wird sie richtiger als Anlage, oder auch Empfänglichkeit bezeichnet. Durch Uebung ver- vollkommnet oder besonders künstlerisch ausgebildet, wird sie zur Fer- tigkeit.

Fahne. Schon in der ältesten Geschichte kommen Fahnen oder viel-

Digitized by Google

mehr auf einem Stocke befestigte Feldzeichen von Holz, Metall u. s. w. vor, durch deren Erhebung man das Zeichen zum Vorrücken, durch Senken das Zeichen zum Rückzuge gab. Schon die Hebräer kannten sie, und Moses gab, als er die Israeliten in 4 Heere theilte, jedem Stamme ein besonderes Sinnbild. Die Perser führten eine Sonne, die Aegypter einen Adler in ihren Fahnen; auch die Griechen kannten solche Zeichen, so hatten die Athener eine Eule, die Thebaner eine Sphinx; doch auch nur ein Helm, ein Segel, an eine Stange befestigt, wurden als Feldzeichen gebraucht. Die Römer hatten ebenfalls Feldzeichen verschiedener Gestalt. Romulus's Fahne war anfangs ein Bündel Heu an einer Stange befestigt, später wurden eine Hand und andere Bilder eingeführt, bis im 1. Jahrh. v. Chr. Marius alle Bilder abschaffte und nur den Adler als Legionszeichen beibehielt. Erst unter den Kaisern kamen eigentliche Fahnen (Vexilla) auf, während die bisherigen Feldzeichen Signa geheißen hatten. Sie wurden ebenfalls mit Drachen und silbernen Kugeln (Bedeutung der Weltherrschaft) verziert; später kam das Bildniß der Kaiser in dieselben, und endlich hatte man in denselben, um die verschiedenen Arten Fußvolk zu bezeichnen, verschiedene Zeichen; so hatten die Hastati einen Wolf, die Principes einen Ochsen u. s. w. Dabei blieb aber der vergoldete oder silberne Adler immer Legionszeichen. Die alten Deutschen hatten zu ihrem Heerzeichen ein an eine Stange geknüpftes Tuch, welches der Herzog vor dem Heere hertrug; später führten die germanischen Nationen ein Banner als Heerzeichen, das von ungeheurer Größe war und oft zu Wagen in die Schlacht gefahren wurde. Außerdem hatten noch die verschiedenen Unterabtheilungen des Heeres eigene Fahnen. Die Türken kennen die Fahnen ebenfalls seit langer Zeit, wie die Mohammedsfahne beweist. Hauptfeldzeichen ist ihnen außerdem der Roßschweif. Die Fahnen neuerer Zeit tragen das Wappen des Fürsten, dem das Heer angehört, und die Nationalfarben. Zuweilen werden sie mit Inschriften versehen, die sich auf den Zweck des Krieges beziehen, in den sie geführt werden. Das französische Kaiserreich führte keine Fahnen, sondern brachte die römische Sitte der Adler wieder auf. Jedes Regiment führte einen goldenen Adler auf einer kurzen, reich verzierten Stange. Mit dem Falle Napoleons wurden diese Adler durch weißen Fahnen mit Lilien verdrängt; diese wieder durch die Julirevolution von 1830 und das franz. Heer hat seitdem die dreifarbige Fahne. — Zu jeder Zeit wurde der Fahne eine außerordentliche Verehrung von den Soldaten erwiesen. In Gegenwart der enthüllten Fahne schwören die Soldaten bei ihrem Eintritte in den Dienst den Eid der Treue (Fahneneid) u. zugleich, sie nie zu verlassen. Ist ein Soldat durch ein Verbrechen oder eine Beschimpfung unehrlich geworden, so wird er durch einen solennen Fahnenschwung wieder ehrlich gemacht. Die Fahnen sich von dem Feinde abnehmen zu lassen, war zu jeder Zeit einem Truppentheile höchst schimpflich; wer sie im Gefechte verließ, verwirkte bei den Römern das Leben. Mehrmals ist es, um wankende Truppen aufzureizen, der Fall gewesen, daß der Anführer die Fahne einer Truppe mitten unter den Feind geworfen hat, um durch das Bestreben, sie wieder zu erhalten, zugleich den Sieg zu erlangen. In neuerer Zeit ist es fast gewöhnlich geworden, die Fahnen nicht mit in die Schlacht zu nehmen, sondern sie vor derselben zurückzuschicken, daher in neueren Kriegsberichten bei weitem nicht mehr von so vielen erbeuteten Fahnen die Rede ist, als ehedem. Leichte Truppen erhalten nie Fahnen. Mit Ausbildung der Kriegskunst und Einführung des gezo-

Digitized by Google

ten Exercirens hat die Fahne neue Wichtigkeit bekommen. Sonst hatte gewöhnlich jedes Bataillon 2 dergl. Sie bilden von demselben die Mitte und sind in ein eigenes Fahnenpeloton (Fahnenzug) gebracht. Dieses bestand sonst aus 2 Fahnenjunkern und 4 Fähnrichen, die ihnen zur Seite gingen, und besteht jetzt, wo jedes Bataillon nur eine Fahne hat, aus dem Fahnenträger, 2 ihm zur Seite gehenden Unterofficieren, 3 Unterofficieren hinter diesen, und in einigen Armeen auch noch aus einem vormarschirenden Officier. Die Fahne gibt beim Avanciren und Retiriren des Bataillons demselben die Direction; das vorderste Glied des Fahnenzuges ist daher hierbei stets 10—12 Schritte vor der Fronte, und das hintere Glied strebt immer danach, genau hinter dem ersten zu bleiben; Fühlung und Richtung des Bataillons ist stets nach der Fahne. Wie die Infanterie Fahnen, hat die Cavallerie Standarten (Estandarten), die dasselbe bedeuten, jedoch, um sie dem Reiter bequemer und die Pferde durch ihr Flattern nicht scheu zu machen, kleiner sind und ein kleines, kaum 1—2 Fuß im Quadrat haltendes Fahnenblatt haben. Bei den Römern war dasselbe stets viereckig, purpurfarbig, später mit Gold verziert und mit einem Drachen versehen. Wegen der Kleinheit ist die Standarte gestickt und mit goldenen oder silbernen Frangen und Candillen besetzt. 2) Auch andere Corporationen, Schützengilden, Zünfte u. s. w. haben Fahnen gleich dem Militair, die mit passenden Emblemen verziert sind. Auch in der katholischen Kirche sind Fahnen nebst Kreuzen bei Processionen gewöhnlich. Oft wurden solche geistliche Fahnen zu Feldzeichen im Kriege gebraucht, z. B. in den Kreuzzügen; zu diesem Zwecke weihten die Päpste und Bischöfe oft eigene Fahnen zum Kriege gegen die Ungläubigen (Vexilla Petri, Vexilla sct. Crucis).

Fahnen-Lehn, ein Lehn der weltlichen unmittelbaren Stände im römischen Reiche, das in ältern Zeiten mit einer Fahne gereicht wurde, was in neuern Zeiten mit einem Schwert geschah, dessen Kopf der auf dem Throne sitzende Kaiser den Vasallen nach abgelegtem Lehnseide küssen ließ. — Fahnen-Marsch, eine besondere kriegerische Musik, die nur dann gemacht wird, wenn die Fahne an den ihr bestimmten Ort gebracht wird. — Fahnen-Wache, die Wache vor der Fronte der ersten Linie in einem Lager, durch welche die Kette ausgestellter Posten von einem Bataillon zum andern gezogen wird. Sie bestehet aus einem Offizier, 2 Unteroffizieren, einem Tambour und 30 bis 40 Mann. — Endlich: Fahnenweihe, die solenne Einweihung einer neuen Fahne durch den Feldprediger in Gegenwart der paradirenden Truppe, für die sie bestimmt ist: jeder Officier schlägt einen Nagel, womit das Blatt an die Fahnenstange befestigt ist, ein, eine Deputation von sämmtlichen Sergeanten, Unterofficieren, Gefreiten und Gemeinen thut ein Gleiches.

Fahrafeld, östreichisches Dorf im Viertel unter dem Wienerwalde im Lande unter der Ens, unweit des Bergschlosses Neuhaus, hat Messinghütte und große Spiegel- und Glasfabrik, worin Spiegel von 120 Zoll Höhe und 60 Zoll Breite gefertigt werden.

Fahrbüchse, diejenige Büchse, in welche der Münzwardein ein Stück von jeder geprägten Münze einwarf, um sie nachher auf Kreisprobationstagen nach dem Schmelz- und Tiegelregister gehörig untersuchen zu lassen. — Fahrrecht, so viel als Strandrecht (s. d.), auch das an dessen Stelle eingeführte Bergegeld.

Fahrende Artillerie, zum Unterschiede von der reitenden, wo die

Digitized by Google

Bedienungsmannschaft der Geschütze auf den, mit einem gepolsterten Sitz versehenen Munitions-Wurst-Wagen, oder auf der Protze und dem beschlagenen und gepolsterten Schwanz der Lafette sitzend, fortgebracht wird. Man findet diese Einrichtung bei der östreichischen und baierischen Armee. Sie ist zwar wohlfeiler als die reitende, erlaubt jedoch der Bedienung keine selbstständige Vertheidigung, ist wegen des Umwerfens höchst gefährlich und nicht schneller als die reitende.

Fahrende Habe oder Fahrniß, im deutschen Rechte bewegliche Güter, oder alles Dasjenige, was von einem Orte zum andern gebracht werden kann und den liegenden Gründen entgegengesetzt ist. Desgleichen auch Hausgeräth, im Gegensatz von Geld und Kleinodien.

Fahrenheit (Gabriel Daniel), geb. zu Danzig gegen das Ende des 17. Jahrh.; war dem Handel bestimmt, widmete sich aber aus Liebhaberei der praktischen Naturwissenschaft, machte mehre Reisen in Deutschland und fixirte sich zuletzt in Holland, wo er in vertrautem Umgange mit Gravesande stand und den Bau einer hydraulischen Maschine zur Entwässerung von überschwemmten Landstrichen unternommen hatte, als ihn der Tod 1740 noch in seinen besten Jahren wegnahm. Er ist nicht sowohl durch Schriften, als durch manche Bereicherungen der Physik, besonders Vervollkommnung der Thermometer, bekannt geworden. Die von ihm angegebene und nach ihm benannte Thermometerscale ist noch jetzt, besonders in England, in Gebrauch. Nach ihr oder nach dem Fahrenheit'schen Thermometer ist der erste Grad der einer, durch eine Mischung von Eis, Wasser und Salmiak bewirkten künstlichen Kälte, der 32. Grad aber der des natürlichen Eispunkts; es reicht gewöhnlich bis zum 212. Grade, als dem der Siedehitze des Wassers unter gewöhnlichem atmosphärischen Drucke. Ausführliche Nachricht über Fahrenheit's Thermometertheorie ertheilt Luz's „Anweisung, Thermometer zu verfertigen" (Nürnb. 1781).

Fahrt, beim Bergwesen, eine Leiter, wodurch man in die Grube steigt. Eine ganze Fahrt ist 12, eine halbe 6 Ellen lang. In engen Schachten gehen die Fahrten in gerader Linie fort, indem eine an die andere mit eisernen Haken in Gestalt eines lateinischen S, Fahrthaken, angehängt ist; in weiten Schachten wechseln die Fahrten auf den Ruhebänken ab und sind dann oben an Fahrthaspen gehängt. Zur Erleichterung des Aus- und Einsteigens sind oben neben den Fahrten eiserne Griffe, welche Fahrtklammern heißen.

Fährte (Jagdw.), der von einem Wilde, hauptsächlich von dem Roth- und Scharzwilde, sowie von den Hasen durch das Auf- oder Eintreten seiner Füße kenntlich gewordene Weg oder Gang; die Fährte eines zurückgekehrten Wildes heißt Wiederfährte; die von den Wölfen, Füchsen u. dgl. Thieren gemachte Fährte wird gewöhnlich Spur genannt. Ein guter fährtenrechter Jäger muß die Fährte richtig ansprechen können, d. h. daraus das Alter, Geschlecht, die Größe des Wildes, wenigstens des Hochwildes, das sie gemacht hat, bestimmen können; besonders wichtig ist die Fährte beim Einkriechen des Wildes. Man bringt, wenn man das Wild aufspüren, oder schon angeschossen auffinden will, Hunde, besonders Leithunde, auf die Fährte.

Fahrwasser, der Theil eines Stromes (Sees), der durch seine Tiefe am geeignetsten zur Schifffahrt ist, und in dem dieselbe nicht durch Klippen gefährdet wird. Es gibt die wahre Richtung des Stromes an

Digitized by Google

nd muß, da dieser zuweilen eine andere Richtung nimmt, öfters unter-
ucht und gereinigt werden. Gewöhnlich geschieht dieß jährlich durch die
rganisirten Ortslootsen. Auch pflegt man an den Küsten und in den
Flüssen das Fahrwasser durch schwimmende Zeichen den Schiffern, die
ich keiner Lootsen bedienen können oder wollen, kenntlich zu machen.

Fairfax (Thomas, Lord), General der Parlamentstruppen in Eng-
and zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter der Regierung Karls I., war
1611 geboren. Er studirte in Cambridge und diente nach vollendeten
Studien als Freiwilliger in Holland unter Horazio, Lord Vere, um den
Waffendienst zu lernen. Bei seiner Rückkehr nach England faßte er eine
außerordentliche Abneigung gegen Karl I. Als der Bürgerkrieg ausbrach,
ernannte ihn das Parlament zum General der Reiterei. Er zeichnete
sich durch Tapferkeit, Klugheit und Thätigkeit so aus, daß ihm das Par-
lament 1645, an des Grafen Essex Stelle, den Heerbefehl übertrug. Zu-
gleich ward ihm Cromwell mit dem Titel eines Generallieutenants
beigegeben. Er erhielt Vollmacht, alle Generale unter seinem Befehle zu
ernennen, und ging im April nach Windsor, wo er die neue Armee or-
ganisiren wollte. Allein Cromwell hatte einen solchen Einfluß auf ihn
gewonnen, daß er Alles bei ihm durchsetzen konnte. Daher handelte auch
dieser unter Fairfax's Namen. Der König war von Oxford im Anzuge.
Den 14. Juni kam es zur Schlacht, welche Karl verlor. Fairfax un-
terwarf sich alles westlich von London gelegene Land, zog dann nach Sü-
den und blockirte Exeter. Ueberall siegreich, rückte er endlich vor Oxford,
wo eine beträchtliche Besatzung stand. Der König entkam verkleidet aus
der Stadt, um sich den Schotten in die Arme zu werfen. Oxford capi-
tulirte, und Karl I. hatte kein Heer und keinen festen Platz mehr in
England. Als Fairfax in London angekommen war, dankte ihm das
Parlament durch eine Deputation und trug ihm auf, die Summe von
400.000 Pf. Sterl. zu begleiten, welche das Parlament der Armee von
Schottland für die Auslieferung des Königs gab. Den 30. Jan. 1646
wurde Karl I. den Commissarien des Parlaments übergeben. Fairfax
begegnete dem Monarchen mit vieler Achtung. Das Parlament hatte
ihn zum General der Armee ernannt, welche man noch beibehalten wollte,
nachdem ein Theil verabschiedet und der andre nach Irland geschickt wor-
den sey. Allein die Truppen waren dieser Maßregel nicht geneigt, und
Cromwell benutzte dieß, um die Armee zur Empörung gegen das Parla-
ment zu verleiten. Fairfax wollte seine Stelle niederlegen; die Führer
des Heers wußten jedoch die Ausführung dieses Entschlusses zu verhin-
dern, und er gab sich nun den Maßregeln hin, die man ergriff, um das
Parlament zu stürzen. Gegen den Befehl desselben zog er triumphirend
in London ein und erfuhr hier nicht so bald, daß der König mit Gewalt
von Holdenby entführt worden sey, als er eilte, denselben bei Cambridge
aufzusuchen. Gern hätte er ihn gerettet, allein Cromwell beherrschte ihn
und die Umstände. Nach des Königs Tode ernannte man ihn zum Be-
fehlshaber der Truppen in England und Irland; allein bei der Expedi-
tion, welche das Parlament 1650 gegen Schottland vorhatte, weil es
sich für Karl II. erklärte, weigerte er sich zu dienen. So erhielt Crom-
well den Oberbefehl. Fairfax's sehnlichster Wunsch war die Wiederein-
setzung der königl. Familie; auch versuchte er nach Cromwell's Tode
(1658), sie thätig zu bewirken, und brachte zu dem Ende selbst ein Heer
zusammen, machte sich zum Meister von York und erschien noch ein Ma

Digitized by Google

auf der Bühne der Welt. Die Grafschaft York wählte ihn zum Deputirten im Parlament, und 1660 war er unter den Abgeordneten, die nach dem Haag gesandt wurden, um Karl II. zu veranlassen, so schnell als möglich die Ausübung seines königl. Amts zu übernehmen. Nach Auflösung dieses Parlaments begab er sich auf seine Güter und starb 1671. Seine Liebe zu den Wissenschaften hat er durch mehre Schriften, worunter die Denkwürdigkeiten seines Lebens sind, bewährt.

Fair Isle, felsige Shetlandsinsel zur schottländischen Stewarty Orkney gehörig, und durch einen 20 Meilen breiten Kanal von den orkadischen Inseln getrennt, hat 250 Einw., Fischerei, Viehzucht. Am Vorgebirge derselben, Sheep Craig, wurde die spanische Armada 1588 durch Sturm zerstreut.

Fairweather, Vorgebirge an der Nordwestküste von Amerika, eine der höchsten Spitzen, erhebt sich 14.900 englische Fuß hoch. Der Berg gleiches Namens ist mit ewigem Schnee bedeckt und ein Vulkan.

Fajum, Provinz in Mittelägypten, ein fruchtbares Land, wiewohl es von dem Nilthale durch die libyschen Gebirge abgesondert ist, und nur durch eine einzige Oeffnung in diesem Gebirge mit dem genannten Thale zusammenhängt. Durch diese Oeffnung geht ein Canal, welchen die Sage noch für ein Werk des alten Patriarchen Joseph ausgibt, daher er auch Jussufs-Canal heißt, welcher durch Schleusen und kleine Canäle sein Wasser der ganzen Ebene mittheilt und es in den See Möris oder Birket Karum wieder sammelt. Die Provinz ist reich an Flachs, Wein und Obst, der Oelbaum wächst wild und ganze Felder sind mit Rosensträuchern und Feigenbäumen besetzt. Die Hauptstadt der Provinz, gleiches Namens mit ihr, liegt drei Tagereisen von Kahira, und verfertigt grobe wollene und linnene Zeuche, Leder und ledern Schläuche, das Wasser darin aufzubewahren; das Rosenwasser, welches sie destillirt, und ihre Fußteppiche und Shawls sind im ganzen Morgenlande berühmt. Die hiesigen Leinweber sind meistentheils Kopten. Man findet übrigens in dieser wenig bekannten Provinz noch manche Ueberbleibsel älterer Zeiten; vorzüglich merkwürdig ist ein aufrechtstehender Obelisk und Pyramiden, die kein Fußgestell haben. Der erstere soll ein Ueberbleibsel des alten Labyrinths seyn.

Fakir, 1) allgemeiner Name aller Arten von Büßenden und Bettelmönchen in Indien, die durch Entfernung von der Welt, durch Entsagung und durch grausame Kasteiungen des Körpers, alle Sinnlichkeit zu ertödten streben, um desto eifriger der Betrachtung über Gott und religiöse Gegenstände nachzuhängen, sich auch von Denen, die ihre sie freiwillig übernommenen Qualen bewundern, ernähren lassen. Bisher wurden sie von der englischen Polizei geduldet. Ihr Einfluß unter den Hindu's nimmt aber mit der wachsenden Aufklärung unter diesem Volke ab. 2) So v. w. Derwisch, s. d.

Falaba, Hauptstadt im Lande der Soolima's in der westafrikanischen Landschaft Senegambien, am Flusse Fala; hat 4000 kreisrunde Häuser und 6000 Einw. Sie ist nur 60 Lieues von der Küste Sierra Leone entfernt.

Falaise, Hauptstadt eines Bezirks im französ. Departement Calvados, hat 2 Friedensgerichte, 3 Vorstädte, Schloß, 2900 Häuser, 10.000 Einw., Wollenzeuch-, Leinwand- und Spitzenweben, Oelmühlen, Messerschmieden und jährlich am 15. August eine berühmte Messe von 15 Tagen; Geburtsort von Wilhelm dem Eroberer.

Digitized by Google

Falaniche, Stadt auf der Insel Mallorco (Spanien); hat 6800 Einw., viel Branntweinbrennereien, dabei die Wallfahrtseinsiedelei S. Salvador di Falaniche.

Falb, ein in das Graue fallendes Gelb. Die Färber nehmen dazu Wälschenußschalen, Nußbaumrinde, Erlenrinde, Sandelholz, Sumach und Ruß.

Falconet (Etienne Maurice), einer der berühmtesten Bildhauer seiner Zeit, geb. zu Paris 1716 von Eltern, die von den Grenzen Piemonts herstammten, kam zu einem gemeinen Holzschnitzer, der Perückenblöcke verfertigte, in die Lehre, bis er endlich, nachdem er seine Mußestunden dem Zeichnen und Modelliren gewidmet, unter Lemoine's Schüler aufgenommen wurde. Seine reißenden Fortschritte in der Kunst bewährte er durch die Vollendung einer Statue, den Milo von Krotona vorstellend, wodurch er in die Zahl der Mitglieder der Akademie (1745) aufgenommen wurde. Man hält diese Arbeit für eine der besten der neuern Skulptur. Auch lernte er die lateinische und italienische Sprache, und machte sich mit den Werken der griechischen Philosophen bekannt. Sein Pygmalion, eine Badende, ein drohender Amor; dann ein sterbender Christus für die Kirche zu St.-Roch, sind würdige Denkmäler seiner Künstlerhand aus jener Zeit. Die ausgebreitete Celebrität, die seine Arbeiten ihm erwarben, bewirkten ihm 1766 einen Ruf zur Kaiserin Katharina II., um in Petersburg die Statue Peters des Großen zu verfertigen. Nachdem er diese bewundernswerthe Riesenarbeit, welche ihn 12 Jahre hindurch beschäftigt hatte, zur Zufriedenheit der Kaiserin vollendet, kehrte er 1778 nach Paris zurück, wo er sich als gesuchter Künstler stets ehrenvoll beschäftigt sah. Er starb 1791 als königlicher Bildhauer, Professor der Akademie und Ehrenmitglied der Akademie zu Petersburg. Falconet erhob sich in seinen Werken über den herrschenden Geschmack des Zeitalters und vermied die Schnörkelei, die sonst überall angebracht wurde. Ein Alexander, Pygmalion und die Statue der Freundschaft werden vorzüglich geschätzt, sowie fast unzählige Gruppen von ihm in Marmor und Bronze, die Kirchen und Grabmäler in und um Paris zieren. Eins seiner ausgezeichnetsten Werke bleibt aber immer die Statue Peters des Großen, welche diesen erhabenen Fürsten nebst seinem Pferde aus Metall gegossen, auf einem Felsen darstellt, die Schlange des Neides unter seine Füße tretend. Er hat wenig Schüler gezogen, allein mehre Schriften verfaßt, welche viel Treffliches enthalten. Bemerkenswerth sind s.: „Reflexions sur la sculpture" (1768), sowie s.: „Observations sur la statue de Marc Aurèle" (1771). S. „Oeuvres" erschienen zu Paris 1787, 6 Bde.

Faletti (Hieronymus), Graf von Trignano, ein italienischer Dichter des 16. Jahrh., gebürtig aus Savona, wurde von den Herzogen von Ferrara zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht und schrieb ein Gedicht in italien. Sprache über den Krieg in Flandern; 12 Bücher latein. Gedichte (Venedig 1557); „Ursachen des Krieges in Deutschland unter Karl V." in italien. Sprache (Venedig 1552) u. a. m.

Falieri, eine altadlige Familie zu Venedig, welche dem Staate 3 Dogen gab. Unter ihnen Marino Falieri, folgte, 60 Jahr alt, auf Andreas Dandolo 1354, zu derselben Zeit, wo die Genueser die venetianische Flotte unter Nicolas Pisani im Hafen Sapienza zerstört

Digitized by Google

hatten. Michael Steno, einer der Vorsteher des Raths der Zehn, erregte Falieri's Eifersucht wegen seiner jungen Frau, deren Treue er verdächtig machte, weßhalb der Doge, ein Mann von wildem, furchtbar aufbrausendem Temperamente, strenge Bestrafung forderte. Da nun der Patricier von der Signoria bloß einmonatliche Gefängnißstrafe zuerkannt wurde, so beschloß Falieri, an der gesammten stolzen Aristokratie, die er von ganzer Seele haßte, furchtbare Rache zu nehmen und bildete eine Verschwörung, um an einem bestimmten Tage alle Senatoren zu ermorden. Aber am Vorabende der Ausführung ward das Complot an den Rath der Zehner verrathen, mehren Schuldigen das Geständniß durch die Tortur abgepreßt und Falieri, überwiesen, an dem Complote Theil genommen zu haben, auf der Treppe des herzoglichen Pallastes, wo er den Eid der Treue der Republik geleistet hatte, am 13. April 1355 enthauptet. Fast alle Mitschuldigen, 600 an der Zahl, wurden hingerichtet. Dieser Stoff hat zu Byrons Trauerspiel „Falieri", sowie zu Hoffmanns Erzählung in den Serapions-Brüdern: „Der Doge und die Dogaressa", Veranlassung gegeben.

Falk (Johann Peter), schwedischer Arzt, geb. 1727 in der Provinz Westgothland, widmete sich der Medicin zu Upsala, war ein Schüler Linné's, der ihn nach vollendeten Studien nach Petersburg empfahl, wo er Professor der Botanik und Aufseher über das Naturalienkabinet wurde. In einem Anfall von Melancholie nahm er sich das Leben 17[illegible]. Die Bemerkungen auf seinen vielen Reisen in Rußland erschienen nach seinem Tode u. d. T.: „Topographische Nachrichten über Rußland".

Falk (Johann Daniel), geb. zu Danzig 1770, der Sohn eines armen Perückenmachers. Seine früh erwachte Lernbegierde und die spätere Neigung zu studiren, hatte mit vielen Schwierigkeiten, besonders mit dem Willen seines Vaters zu kämpfen, der ihn früh für seine Profession bestimmte. Endlich erhielt er von demselben die Erlaubniß, sich den Studien zu widmen, und ging 1792 nach 6jährigem Besuch des danziger Gymnasiums nach Halle. 1798 verließ er diese Universität und begab sich, die Unabhängigkeit eines Privatgelehrten einer Anstellung vorziehend, nach Weimar. Er trat zuerst als Satyriker auf, und seine ersten Satyren: „Der Mensch und die Helden", Leipz. 1798; „Die heiligen Gräber zu Rom" und „Die Gebete", nebst einem Anhang kleiner satyrischer Gedichte (ebd. 1799) berechtigten zu großen Erwartungen, die man aber in seinem „Taschenbuche für Freunde des Scherzes und der Satyre" (Leipzig 1797—1803) und in seinen spätern Werken: „Prometheus" (Tübing. 1803); „Amphitryon" (Halle 1804); „Leben des Johannes an der Ostsee" (Tübing. 1805) u. a. m., nicht befriedigt fand. Beim Einzuge der Franzosen 1806 in Weimar, wo ihm seine große französische Sprachkenntniß und die Eigenthümlichkeit, auch beim unerwartetsten Falle den Kopf nicht zu verlieren, in dem ligen deutschen Athen eine allgemeine Würdigung, die ihm vom Großherzoge den Titel Legationsrath nebst einem Gehalte zuwandte. Seit nun an nahm er von den Musenkünsten beinahe gänzlich Abschied, auch war er insbesondere für die Satyre zu gemüthlich. Als 1813 Sachsen von Freunden und Feinden verheert wurde und er an dem herrschenden Typhus in einem Monate vier hoffnungsvolle Kinder verlor (er hatte sich in Weimar mit Karoline Rosenfeld aus Halle verehelicht), gründete er einen Verein unter dem Namen: „Die Gesellschaft der Freunde in

Digitized by Google

r Noth", deren Hauptzweck war, den durch die Kriege 1806—15 ver-
ssenen und verwilderten Kindern zur Erlernung nützlicher Gewerbe
hülflich zu seyn. Der Großherzog unterstützte denselben großmüthig
id ernannte Falk 1815 zum Ritter des verjüngten Falkenordens.
alks Anstalt veranlaßte die Gründung ähnlicher zu Overdyck, Aschers-
ben (jetzt zu Quedlinburg), Jena, Erfurt, Potsdam, Berlin u. a. a. O.
alk starb am 14. Febr. 1826. Von dem jetzigen Großherzoge ist im
Jahr 1829 das Falk'sche Privatinstitut aufgehoben und an dessen Stelle
ne öffentliche Erziehungsanstalt für verwahrloste Kinder, als Neben-
nstalt des Landes-Waiseninstituts errichtet worden, doch soll die neue
nstalt zum Andenken an den Verstorbenen den Namen Falk'sches In-
itut führen.

Falken, eine Gattung Raubvögel, die man zu den Habichten
chnet, die sich aber durch einen kürzern Hals, einen kurzen Schnabel
on der Wurzel an und andere Kennzeichen von den Adlern und Geiern
nterscheiden. Nach sichern Zeugnissen erreichen sie, gleich den Adlern,
n Alter von 100 bis 200 Jahren. Die Flaumfedern am Halse und
n der Brust des Falken sind fast so schön und kostbar, wie Eiderdunen.
nter den verschiedenen Arten derselben läßt sich der Edelfalke, deren
s vielerlei Spielarten gibt und der meist in den gebirgigten Gegenden
er nördlichen Erde lebt, zur Jagd (Beize) abrichten, in welcher Absicht
nan ihn mit den Füßen an eine Art von Schaukel befestigt und ihn
m Schlafe hindert, sodaß er um die Besinnung kommt und Alles mit
ch machen läßt. Von dieser Sitte, Falken oder andere Raubvögel zur
Jagd abzurichten, **Falkenbeize**, **Falknerei**, auch **Falknerkunst**
Fauconnerie) genannt, haben die Griechen die erste Nachricht aus
Indien und Thrazien gehabt; sie selbst aber scheinen sie nicht früh an-
genommen zu haben. Gemeiner muß sie in Italien geworden seyn.
Am meisten scheint die Falknerei im 12. Jahrh. in die Höhe gekommen
und an den vornehmsten Höfen beliebt geworden zu seyn; daher Einige
ihre Erfindung einem gewissen Daucus, Andere dem Kaiser Friedrich I.,
noch Andere Heinrich VI. zuschreiben. In Frankreich fand sie eine be-
sondere Pflege. Selbst die Frauen, welche auf der Jagd mit Hunden,
nur auf breiten Wegen über Waldblößen reiten, um die Hunde vorüber
laufen oder die Windhunde jagen zu sehen, durften, ohne den Wohlstand zu
verletzen, den Sperber auf der Hand tragen und die Bezeugungen der
Aufmerksamkeit annehmen, mit welchen die galanten Ritter es sich an-
gelegen seyn ließen, den Frauen durch Sorgfalt für ihre Falken zu ge-
fallen. Es gereichte Dem zu einer vorzüglichen Ehre, wer den Falken
zur gelegenen Zeit loslassen, ihm schnell folgen konnte, ihn nicht aus
dem Gesichte verlor, die erhaschte Beute schnell seinen Klauen entwinden,
ihn streicheln, die Haube ihm aufsetzen und ihn dann mit Anstand auf
die Hand seiner Geliebten setzen konnte. In Deutschland kam die Falk-
nerei unter Kaiser Friedrich II., der sich selbst im Kriege dieser Belusti-
gung nicht entzog, in höchsten Flor. Aus seiner hinterlassenen Schrift
über die Falknerkunst („Reliqua librorum Friedr. II de arte venandicum
avibus etc." herausgegeben von J. G. Schneider, Leipz. 1788, 2 Bde 4.)
können wir entnehmen, welch ein leidenschaftlicher Falkenjäger er war.
Selbst das Lehnwesen liefert Belege, in welchem Ansehen diese Belusti-
gung stand, indem der Vasall für ein Ritterlehen jährlich einen wohl-
abgerichteten Habicht stellen mußte. Die höchste Stufe des Glanzes

Digitized by Google

erreichte die Falknerei unter Franz I. in Frankreich, wo ein Oberst-meister mit 4000 Livres Gehalt, über 15 Edelleute, 50 Falkenmeister unter sich hatte, dem oft 300 Beizvögel zu Gebote standen und der das Recht hatte, im ganzen Königreiche zu jagen. Der Gebrauch des Schießpulvers scheint diese Jagd am meisten in Abnahme gebracht zu haben. England hat in neueren Zeiten die Falkenbeize wieder unter die Zahl seiner Jagdvergnügungen aufgenommen. Unter den Völkern des Morgenlandes sind die Perser Meister dieser Kunst. Der isländische oder weiße Falk wird als einen der schönsten und geschicktesten zur Beize sehr gepriesen. Uebrigens bedient man sich auch des Geierfalks, des Lanerfalks, des Taubenfalks, des kleinen oder Erdfalks und anderer Arten mit Vortheil. Ihre Abrichtung geschieht auf folgende Art. Noch ganz jung werden die Falken ihrem Neste entzogen und eine geraume Zeit mit frischem Fleisch von Tauben oder Waldvögeln gefüttert, ehe man sie zum Sitzen auf der Hand gewöhnt, wozu man sie durch Sitzen auf Stangen, Aesten u. dgl. vorbereitet. Durch langwieriges Wachen und Hungern werden sie zahm gemacht, zum Haubentragen und nachher auf Waidwerk gewöhnt. Nach völliger Zähmung nimmt man ihn ins Feld, zieht ihm bei vorkommender Beute die Haube ab, und läßt ihn so in die Höhe steigen, bis er seinen Raub ergriffen hat und er auf des Jägers Lockung zurückkehrt. Zu den ältesten Schriftstellern über die Falknerei gehört Demetrius, welcher Arzt des Kaisers Michael Paläologus um 1270 gewesen seyn soll.

Falkenau, gräfl. Nostitz'sche Stadt im böhm. Kreise Elnbogen, an der Eger, mit 1630 Einw., dem Schloß Königsberg, Alaun-, Schwefel-, Kupferwasser-, Baumwollenfabriken, Hopfenbau, Steinkohlengruben. — Ein gleichnamiger Marktflecken liegt im böhm. Kreise Leutmeritz, der gräfl. Kinski'schen Herrschaft Birgstein gehörig; hat starken Hopfenbau.

Falkenberg, 1) höchster Berg der Hochwaldes in Sachsen, zwischen Budissin, Stolpen und Böhmen, hat eine Höhe von 1880 pariser Fuß und trug sonst eine Burg; seine Aussicht ist berühmt. — 2) Eine Stadt in der schwed. Provinz Halland, berühmt durch die Schlacht 1565, wo die Dänen sich durch die Schweden durchschlugen. — 3) Kreis in der Reg.-Bez. Oppeln der preuß. Provinz Schlesien, enthält auf 11 QM. in 2 Städten, einem Marktflecken, 107 Dörfern ꝛc. 27.500 Einw., unter denen die meisten sich zum Katholizismus bekennen. Der Boden des Kreises, mit wenigen und unbedeutenden Höhen und sehr ansehnlichen Wäldern bedeckt, sowie von mehren größern Strömen, Oder, Neiße und Steinau, und einer Menge See'n und Teiche bewässert, erzeugt Getreide aller Art und Flachs; Wälder und Gewässer sind reich an Wild und Fischen, und das Mineralreich liefert sehr viel Thon. — 4) Hauptstadt des Kreises, eine Stadt an der Steinau, ist auf einer Seite von Mauern umgeben, hat ein Schloß, kathol. und evangel. Kirche, 1260 Einw., die mancherlei städtische Gewerbe treiben. Sitz der Kreisbehörde und eines Stadtgerichts zweiter Klasse. Die Stadt, polnisch Niemodlin heißend, ist in geschichtlicher Hinsicht als ehemalige Residenz der Piasten merkwürdig. Im Kreise liegt das Dorf Klein-Schnellendorf mit einem Schlosse, wo nach dem ersten schlesischen Kriege am 9. Okt. 1741 die Convention zwischen Oestreich und Preußen abgeschlossen wurde, nach welcher Schlesien als erobertes Land an die preuß. Krone kam. In dem Dorfe Gruben ist ein Schwefelbad.

Digitized by Google

Falkenburg, preuß. Stadt im Kreise Dramburg, Reg.-Bezirk Köslin, Provinz Pommern, an der Drage, mit 2140 Einw., die Handel, Ackerbau und Viehzucht, Tuch-, Wollenzeuch- und Leinwandwebereien treiben. Sitz eines Stadtgerichts zweiter Klasse. Die Erbauung der Stadt fällt in die erste Hälfte des 12. Jahrh.; als ihre Gründer nennt die Geschichte zwei Brüder von Wedel.

Falkenorden, der weiße, weimarischer Orden, den 2. August 1732 vom Herzoge Ernst August zu Sachsen-Weimar gestiftet, der ihn Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken nannte; er ward indessen später gar nicht mehr vergeben und es lebte daher im Jahre 1806 nur noch Ein Ritter desselben. 1815 wurde er vom Großherzoge Karl August zu Sachsen-Weimar erneuert und festgesetzt, daß er der einzige Orden des Großherzogthums seyn und bleiben, für's Militair und Civil bestimmt seyn und aus 3 Klassen, die erste von 12, die zweite von 25, und die dritte von 50 Mitgliedern, bestehen sollte. Das Ordenszeichen ist ein ausgebreiteter weißer Falke auf einem rothen und grünen Kreuze liegend, über welchen eine Krone schwebt. Auf der Rückseite stehen die Worte: „vigilando ascendimus". Beim Civil umgibt ihn ein Lorbeerkranz, beim Militair Armatur. An einem hochrothen Bande wird er über die Schulter (1. Kl.), am Halse (2. Kl.) oder im Knopfloche (3. Kl.) und von der 1. Klasse noch auf der linken Brust ein silberner Stern mit dem Falken auf goldnem Grunde und von obiger Devise umgeben, getragen; Ordenstag ist der 18. October.

Falkenstein, sonst Grafschaft in der Schweiz und zwar in dem Gebiete von Solothurn. Die Dynastie hatte den Sitz auf dem Schlosse Alt-Falkenstein, starb am Ende des 14. Jahrh. aus, und die Allodialerben verkauften 1402 das Ländchen an den Canton Solothurn. — 2) Grafschaft auf dem Schwarzwalde in Schwaben, die im Umfange des Amts Tuttlingen lag und in der Mitte des 15. Jahrh. durch Kauf an Würtemberg kam. Die Besitzer selbst, die Grafen von Falkenstein, starben aus. — 3) Grafschaft am Inn in Baiern, welche nach Ermordung des letzten Grafen 1272 an das Stift Freisingen und in der Folge an Baiern fiel. — 4) Marktflecken im Landgerichte Mitterfels des Unterdonaukreises; sonst Hauptort der Grafschaft, jetzt einer Herrschaft gl. Nam.; hat Bergschloß und 450 Einw. — 5) Bergflecken im Amte Plauen des voigtländischen Kreises (Königr. Sachsen); hat Communbergamt, Bergregal, Bergbau (Zinn) und 1400 Einw., viel Mousselinweber und Spitzenklöppler; der Familie von Trützschler gehörig. — 6) Grafschaft auf dem Hundsrück in der alten Pfalz, welche die Grafen von Daun ererbt haben. — 7) Herrschaft am Harze zwischen Halberstadt und Mansfeld. Nach dem Aussterben seiner alten Eigenthümer zog Halberstadt die Landeshoheit an sich, die Güter fielen an die Grafen von Asseburg, die sie noch besitzen. — 8) Alte Burg, Hauptort derselben im mansfelder Gebirgskreise des preuß. Regierungsbezirks Merseburg, ¼ St. vom Selkethale, auf einem Berge im Walde, ist größtentheils erhalten und gewährt eine weite Aussicht. Einer unerweislichen Sage zufolge soll Eykow von Repkow auf dieser Burg den „Sachsenspiegel" verfertigt haben. Auf sie bezieht sich auch Bürgers bekannte Ballade: „Des Pfarrers Tochter zu Taubenheim" (Dorf Pausfeld dabei). — 9) Sonst Grafschaft in dem oberrheinischen Kreise auf dem linken Rheinufer; ein Ländchen von 2½ Meilen und 4200 Einw., das 1667 durch

Digitized by Google

Kauf an das Haus Lothringen und von diesem 1731 an das Erzhaus Oestreich kam, 1801 durch den luneviller Frieden an Frankreich abgetreten und durch den wiener Congreß 1815 Baiern überlassen wurde. Sie ist dadurch in der neuen Geschichte vorzüglich bekannt, weil Joseph II. unter dem Incognito eines Grafen von Falkenstein seine Reise machte. — 10) Hauptort derselben, Marktflecken, jetzt in Rheinbaiern mit 250 Einw.

Falkenstein (Johann Heinrich von), Geschichtschreiber und Alterthumsforscher, ward 1682 zu Erfurt geboren. Er studirte mit besonderm Fleiße, widmete sich dem Lehramte und übernahm 1714 das Prorectorat an der erneuerten Ritterakademie zu Erlangen. Nach einiger Zeit legte er diese Stelle nieder, bekannte sich zum Katholicismus und trat 1717 in die Dienste des Fürstbischofs Johann Anton von Eichstädt. Nach dessen Tode ward er vom Markgrafen Karl Wilhelm Friedrich zu Ansbach in Dienst genommen. Er starb zu Schwabach 1760, mit historische Werke meist in latein. Sprache hinterlassend, welche vorzüglich die fränkische (nordgauische) Geschichte, dann Thüringen und Baiern betreffen und noch jetzt geschätzt werden.

Falkiren, ein Kunstausdruck der Reitschule, heißt ein Pferd so plötzlich so anhalten, daß es seine Füße senken muß. Die Stellung selbst, in der sich das Pferd befindet, wenn es mit dem Hintertheile auf der Erde zu sitzen scheint, nennt man Falkade.

Falkirk, Marktflecken in der südschottischen Grafschaft Stirling, am Carron, hat mit dem Kirchspiele 1420 Häuser und 11.600 Einw., Hafen, Eisengießerei, große Viehmärkte (60.000 Stück Rindvieh jährlicher Absatz), beträchtlicher Handel mit Korn, Baumwolle, Leder und Eisenwaaren. In der Nähe die Carron Iron Works und die Trümmer des (römischen) Hadrianswalles. Bei diesem Orte sind 1298 und 1746 Schlachten vorgefallen. In ersterer besiegten die Engländer unter Eduard I. die Schotten unter Wallace, und in der zweiten wurden die Engländer von den schottischen Rebellen geschlagen.

Falkland, Marktflecken in der südschottischen Grafschaft Fife, hat 460 Häuser und 2500 Einw., deren Hauptmanufakturen in grober Leinwand und Osnabrücks bestehen. Der alte königl. Pallast liegt ganz in Trümmern. In der Nähe sind Steinkohlengruben und Bleiarbeiten.

Falklands-Inseln (Malouinen, Soledads-Inseln, Inseln der heil. Jungfrau, Pepys-Island, Süd-Belgien, Assumption-Island), Gruppe von 2 größern und etwa 90 kleinen Inseln im südlichen atlantischen Ocean und zunächst den süd-amerikanischen Küsten; nach v. Zach 256 □M., nach Gutsmuths 316 □M. groß; gebirgig und steinig, die Gebirge nackt und blos, indem die wüthenden Stürme und Orkane keinen Baum, keinen Strauch aufkommen lassen. Doch liefert die niedere Vegetation antiscorbutische Kräuter, Gras, Heiden und einige europäische Cerealien und Gemüse. Auch findet man gutes Trinkwasser, vor allen aber eine ungeheure Menge Robben, Penguine, Strandvögel und in dem Meere Wallfische und Fische. Die Europäer haben deßhalb zu verschiedenen Zeiten versucht, sich daselbst niederzulassen; die Briten haben indeß die Colonie bei Port Egmont wieder aufgegeben und die Spanier längst Port Solidad verlassen, an deren Stellen in den neuesten Zeiten eine Colonie aus den Platastaaten getreten seyn soll. Die beiden großen Inseln sind durch den Falklands- oder Carlislesund von einander ge-

Digitized by Google

trennt. Die Falklandsinseln sind 1592 von Davis entdeckt, 1594 von Richard Hawkins und in der Folge von mehren Seefahrern besucht; Byron nahm sie 1764 für die Briten in Besitz.

Falkner (Thomas), geb. zu Manchester, legte sich auf Chirurgie und unternahm später eine Reise nach Guinea und nach glücklicher Beendigung derselben eine zweite nach Brasilien. Zu Buenos-Ayres in eine gefährliche Krankheit fallend, nahmen sich seiner die Jesuiten mit großer Liebe an, was ihn nach hergestellter Gesundheit bewog, in ihren Orden zu treten. Als Missionnair von ihnen nach Paraguay geschickt, erwarb er sich durch seine Kunst und Predigten die Zuneigung der Bewohner in einem so hohen Grade, daß eine große Menge durch ihn zum Christenthum bekehrt wurde. Nach Aufhebung des Ordens kehrte er, nachdem er 40 Jahre unter den Wilden verlebt, nach seinem Vaterlande zurück und starb daselbst 1780. Er schrieb in engl. Sprache eine Beschreibung von Patagonien und der benachbarten Länder im südlichen Amerika (Herford und London 1774, 4.; deutsch im Auszuge, Gotha 1775). Er widerlegt in dieser Reisebeschreibung die früher geglaubte Riesengestalt der Patagonier, ob er gleich versichert, daß viele eine Höhe von 7 Fuß und drüber hätten.

Fall der Körper. Durch die Anziehung und durch die Schwere sind alle irdische Körper in einer unauflöslichen Verbindung mit der Erde; keiner kann sich von ihr entfernen, keiner von ihr wegfliegen; wie hoch er sich auch erhebe, immer muß er wieder einmal zu ihr zurückkehren. Nicht ein Wassertröpfchen, nicht ein Sonnenstäubchen geht ihr verloren, und Alles, was seit ihrem Ursprung Körperliches auf ihr vorhanden war, ist auch jetzt und immer noch vorhanden, obgleich es Gestalt und Bestandtheile fort und fort verändert hat und auf die mannigfachste Weise stets verändern kann. Daher das Bestreben der Körper, nach dem Innern der Erde zu fallen, wenn sie nicht gehalten oder unterstützt sind, und daher der Druck, den sie auf die Unterlage ausüben, auf der sie ruhen. Die Ursache dieses Bestrebens, deren eigentliches Wesen nicht weiter erörtert werden kann, wird die Schwerkraft, mitunter wohl selbst wieder die Schwere genannt. Wenn man sagt, daß das Bestreben nach dem Innern der Erde zu fallen, allein irdischen Körpern zukomme, so geht man dabei von der Voraussetzung aus, daß die Luft, welche leichte Körperchen, wie feine Federchen, feinen Staub, einen papiernen Drachen, einen Luftballon, dampfförmige Körper und noch viele andere, zu tragen und gegen den Fall mehr oder minder zu schützen vermag, keinen Widerstand leiste, oder man nimmt an, daß der Körper in einem Raume falle, der völlig luftleer sey. Man nennt dieses den freien Fall der Körper. Die Fallkraft ist nichts anders als das Anziehungsvermögen unseres Erdkörpers, wodurch alle Dinge, die man frei herabfallen läßt, sich mit einförmig beschleunigter Bewegung ihm nähern, ohne Rücksicht auf ihre Größe und Dichtigkeit; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß im luftleeren Raume die schwersten und leichtesten Körper mit einerlei Geschwindigkeit herabfallen. Geschieht die Bewegung hingegen in widerstehendem Mittelraume, wird sie nach Verhältniß der Größe und Dichtigkeit des Körpers durch den Widerstand der Luft bald mehr, bald weniger verzögert, weil ein kleiner Körper, bei einem geringeren Volumen mehr Masse in sich faßt, den Widerstand der Luft besser überwindet, als ein andrer minder dichter. Uebrigens

Digitized by Google

fallen die Körper zu allen Zeiten mit einerlei Geschwindigkeit, die jedoch aus leicht begreiflichen Ursachen abnimmt, je weiter man sich von der Erde entfernt. Newton, Riccioli, Dechales und Andere haben die Theorie des freien Falles durch Versuche geprüft, welche für den Fall in der ersten Secunde 15.0956 pariser Fuß oder 15 6241 rheinl. Fuß gaben. Dieß stimmt auch mit den neuern, von Benzenberg auf der Michaelisthurme in Hamburg angestellten Erfahrungen überein, wo die Beobachtungen bei 10 Fuß Höhe einmal 48.89 Tertien und ein andermal 48.83 Tertien für die Fallzeit gaben. Da die Fallkraft jeden Körper abwärts treibt, muß sie nothwendig seiner Bewegung entgegen wirken, wenn er in senkrechter oder nur wenig davon abweichender Richtung aufwärts getrieben wird. Alle Gesetze des freien Falles finden daher auch hier umgekehrt Statt: sowie nämlich die Geschwindigkeit des fallenden Körpers mit jedem Momente, wird sie bei dem senkrecht aufsteigenden Körper in der umgekehrten Progression verringert, bis sie endlich nach Verlauf einer bestimmten Zeit gänzlich aufhört, wo der Körper wieder den Gesetzen der Fallkraft zu folgen anfängt.

Fallbäume, Faltpfähle, starke viereckige, mit spitzigem Eisen beschlagene Pfähle, welche (jeder besonders) an Ketten hängen und mittelst einer Walze, an welcher die Ketten befestigt sind, durch einen starken, unter der Walze liegenden und mit Löchern versehenen Balken hinunter herabgelassen und hinaufgezogen werden. Sind diese Fallbäume durch Querbalken mit einander verbunden, so heißen sie Fallgatter. Beide dienen häufig zum Schluß der Thore in den Festungen.

Fallen (Phys.) 1) s. Fall. 2) Umschlagen von Körpern, die in ihrem Schwerpunkt durch Unterlage, oder Aufhängepunkt nicht unterstützt sind. Lebende Menschen und Thiere, die auf den Füßen stehen, bewahren sich im Stand gegen das Fallen nur dadurch, daß sie durch Anspannung ihrer Fußmuskeln der natürlichen Nachgiebigkeit der Gelenke Widerstand leisten. Daher fallen sie sterbend, oder auch im Zustande höchster Kraftlosigkeit, durch bloße Erschlaffung der anspannenden Muskeln. Vierfüßige Thiere fallen, weil ihnen ihr doppeltes Fußpaar eine große Stützfläche gibt, im Leben nicht leicht, und eigentlich nur hochbeinige, deren Stellung der Füße zugleich eine einwärts gerichtete ist, zumal bei Belastung ihres Rückens. Bei Menschen ist der natürliche Gang eigentlich ein beständiges Fallen, bei dem nur der sich vorwärts senkende Schwerpunkt immer noch zeitig genug von dem vorsetzenden Fuße aufgefangen wird. Sie fallen aber leicht, in dem Verhältniß, als ihre Bewegung (wie im Laufe) eine beschleunigte wird, durch Entgegenstellen eines niedrigen, die Vorwärtsbewegung hindernden Gegenstandes, über den sie sich dann stolpernd überschlagen oder durch Ausgleitung auf glatte Fläche, wobei, wegen Ungeübtheit oder Unachtsamkeit, das Gleichgewicht nicht erhalten wird, oder durch Schwanken bei dem Ueberschreiten einer Unterlage, die dem Fußtritt nur eine geringe Fläche zur Stütze darbietet. Die Sicherung gegen Fallen im Gehen durch Fassen fester Punkte, oder durch Gehen an einem Stock, wird dadurch erzweckt, daß der Schwerpunkt dann eine größere Fläche zu seiner Unterstützung erhält. Das Fallen von bedeutenden Höhen herab hat, wegen der mit dem Fallen beschleunigten Bewegung und dadurch vermehrten Gewalt des Auftreffens auf den Boden, auch öfters wegen des Umschlagens des Körpers dabei, nicht nur meist erhebliche äußere Körperverletzungen zur

Digitized by Google

folge, sondern wird auch durch die starke Erschütterung, die der Körper, besonders das Gehirn dabei erleidet, oder auch wegen Zerreißung von Organen, besonders der Leber und Austreten von Blut, oft unmittelbar tödtlich. Doch tritt zuweilen auch nur ein Zustand von Scheintod ein, aus dem der Verunglückte durch angemessen angebrachte Reize (Besprengen mit kaltem Wasser u. a.) wieder erweckt wird. Indessen sind auch Beispiele, daß Menschen von Thurmhöhen herabfielen, ohne bedeutend beschädigt zu werden, so ganz selten nicht. Kinder und junge Leute haben, wegen Weichheit des Körpers und Gelenkigkeit, weniger von einem Fall zu fürchten als ältere Personen. Sonst glaubte man, daß innere Mittel, die man Personen nach einem erlittenen Falle darreichte, wie z. B. Bocksblut, ihnen heilsam seyn könnten. Die Arnika (s. d.) hat in dieser Hinsicht (um deswillen als Fallkraut bezeichnet) ihren Credit selbst bis auf die neueste Zeit behauptet.

Fallende Sucht, so v. w. Epilepsie (s. d.).

Fallgut, Fallleben, ein in Schwaben und anderen nahegelegenen Provinzen übliche Verpachtungsweise, in Folge deren ein Pächter, beim Antritt eines Gutes, eine sogenannte Abfindungssumme zahlte, worauf er dasselbe, ohne jedoch das Gut in Afterpacht zu geben, dasselbe veräußern, verpfänden oder weiter vererben zu dürfen, auf seine oder seiner Gattin Lebenszeit überkam, und dabei noch außerdem die öffentlichen Lasten zu übernehmen und eine alljährliche Abgaben an den Gutsherr zu entrichten hatte. Alle Pachtgüter dieser Art nannte die Landessprache leibfällige Güter oder Herrengunst; die Schriftsprache aber Schnupf- oder Fall-Leben. Gemäß einem, unterm 18. Nov. 1817 im Würtembergischen erschienenen königl. Befehl, wurde jedes bisher leibfällige Gut für ein erbliches der männlichen und weiblichen Nachkommenschaft des bisherigen Pächters erklärt.

Falliment, heißt die constatirte Unzahlbarkeit des Schuldners und Bankrutt, Bankerott (franz. Banqueroute), dieselbe im Fall des Betrugs oder grober Fahrlässigkeit. Das französische Handelsgesetzbuch und das preußische Landrecht bestimmen in solchen Insolvenzen der Kaufleute eine lobenswerthe Kürze des Verfahrens, welche überall auch in andern Staaten und Concursprozessen nachgeahmt zu werden verdiente; denn zu genaue Erörterungen und zu viele Weitläufigkeiten verzehren oder vermindern die Massen und halten unnöthig die Distribution des Vorhandenen auf. Die Strafen der leichtsinnigen und boshaften Banquerottierer sind nach den verschiedenen Ländern verschieden, gewöhnlich bestehen sie in Arrest oder Zuchthaus. Vgl. Concurs.

Fallmaschine, mechanische Vorkehrung, um die Gesetze der Beschleunigung des Falls durch Versuche zu bestätigen. Sie beruht darauf, daß man Kugeln auf einer schiefen, möglichst glatten Fläche herabrollen läßt und die Zeit, in der dieß in verschiedenen Räumen geschieht, beobachtet. Die Beobachtungen können wegen Verlängerung des Weges genauer als beim freien Fall angestellt werden. Die neueste und beste ist die vom Prof. Fischer zu Berlin vereinfachte Atwood'sche Fallmaschine (S. Gilbert's „Annalen der Physik", 1803, 3. St.)

Fallschirm (Parachute). Von Lenormand, Prof. der Physik zu Tarn, im J. 1783 erfundener taffetner Schirm von etwa 20 Fuß im Durchmesser, mit welchem man sich aus einer Höhe langsam auf die Erde herablassen kann. Blanchard machte 1795 zuerst einen glücklichen

Digitized by Google

Versuch damit in London. Nach Einigen hat er ihn auch 1792 [illegible] erfunden. Auch Garnerin erfand eine eigene Art von Fallschirm. Nach dem „Morgenblatt" 1819, Nr. 116., soll schon Fausto Veranzio, [illegible] am Ende des 16. Jahrh. lebte, den Fallschirm gekannt und dessen Gebrauch verbessert haben. S. „Beitrag zur Geschichte der Erfindung" daselbst.

Falmouth, Stadt in Cornwallis (England), am Ausfluß des Fal, besteht aus einer einzigen Straße; hat in 490 Häus. 5800 Einw., mit dem Kirchspiel 10.000 Einw., guten befestigten Hafen, treibt beträchtenden Handel mit Portugal und Amerika, Station der Paquetboote nach Portugal, Spanien und Westindien; Fischerei, Schiffbau.

Falloppio, gewöhnlich Fallopius (Gabriel), ein berühmter Anatomiker und Arzt, geb. zu Modena 1523, bereiste Frankreich und Deutschenland, lehrte zu Ferrara, Pisa und Padua, und starb in letzterer Stadt 1563. Er machte sich um die Untersuchung der Eingeweide, der Gefäße und Nerven des Gehörorgans und der Knochen des Foetus sehr verdient und bearbeitete, nach dem Beispiel seines großen Lehrers Vesalius, auch die Myologie. Unter seinen zahlreichen Schriften, von welchen eine Sammlung, Venedig 1606, 3 Bde., Fol. erschienen, zeichnen sich aus: „Observationes anatomicae"; „De corporis humani anatome compendium"; „Lectionis de particulis similaribus humani corporis; Libelli duo alter de ulceribus, alter de tumoribus praeter naturam"; „De simplicibus medicamentis purgantibus tractatus"; „De compositione medicamentorum".

Falsch, im Allgemeinen Das, was nicht so beschaffen ist, wie es seyn soll, oft auch bloß so scheint, mithin durch seinen Schein betrügt. 2) In der Musik bedient man sich dieses Ausdrucks: a) wenn ein Ton nicht rein angegeben wird, b) wenn die Fortschreitung der Intervalle fehlerhaft ist, c) als Prädicat der kleinern oder verminderten Quarte, d. i. derjenigen, die um einen halben Ton kleiner ist als die reine, und der großen oder übermäßigen Quarte. 3) In der Malerei nennt man falsches Licht das, der vollkommenen und der in dem Gemälde selbst angedeuteten und geforderten Beleuchtung widersprechende Licht, in welches man ein Gemälde stellt. 4) Im allgemein ästhetischen Sinne ist das Falsche dem Natürlichen entgegengesetzt und bezeichnet eine Verletzung der Naturgesetze, unter welchen ein Gegenstand erscheint, z. B. falsche Zeichnung, falsche Bilder und Gleichnisse, d. i. Vorstellungen, welche keine Aehnlichkeit mit den Gegenständen haben, welche sie bezeichnen sollen.

Falsche Münzen, Münzen, die zu geringen innern Werth haben und von unbefugten Personen (Falschmünzer) geprägt worden sind. Man erkennt sie an der Farbe (besonders wenn sie anfangen, abgenutzt zu werden), an der Leichtigkeit, am Klange, an der größeren Dicke bei gehöriger Schwere und besonders am fehlerhaften Gepräge. Andere Erkennungsarten liegen in dem chemischen Verhältnisse der gebrauchten Metalle. Falsche Münzen finden sich schon in den ältesten Zeiten, und man hat bei aller Vorsicht und den strengsten Gesetzen die Falschmünzerei nicht unterdrücken können.

Falschheit, der Fehler der Gesinnung, in seinen äußerlichen Handlungen oder Reden etwas ganz Anderes zu erkennen zu geben als man innerlich eigentlich fühlt, und zwar in der Absicht, Andere dadurch zu

Digitized by Google

etrügen. Von Verstellung unterscheidet sie sich dadurch, daß diese mehr Resultat des Verstandes, jene fehlerhafter Hang des Gemüths ist. Daher gibt es eine Verstellungskunst, aber keine Kunst, falsch zu eyn. Falschheit ist daher unmoralisch, Verstellung kann, wo nicht Pflicht, och häufig sehr gerechtfertigt seyn. Besonders findet dieß auf Frauen Anwendung. Wie viel liegt denselben nicht daran, daß sie das Herz ines Mannes erobern lernen, ohne daß es scheint, als dächten sie nur aran. Denn fühlt nicht das Mädchen die nämlichen Triebe, wie der Mann, ohne daß sie das Recht hat, sie zu äußern? Ihr Mund sagt mmer Nein und muß so sagen, aber der Accent, mit dem dieses Nein usgesprochen wird, ist nicht immer derselbe, und dieser trügt selten. Böses Beispiel in der Kindheit, Druck, Härte, Beschränkung der natürichen Freiheit sind die gewöhnlichen Quellen der Falschheit.

Fälschung (falsum, crimen falsi), jede, eine Rechtsverletzung bewirkende Täuschung Anderer, durch Mittheilung falscher oder Vorenthaltung wahrer Thatsachen. Wurde die Täuschung durch Veränderung der wahren Eigenschaften der Sache bewirkt, so wird es Fälschung im engern Sinne, Verfälschung genannt; alle übrigen Fälle, z. B. die Nachahmung, werden u. d. N. Betrug begriffen. Nach Verschiedenheit des durch die Fälschung Verletzten sind sie: a) öffentliche oder Privatfälschung; b) benannte oder unbenannte, und c) nach Verhältniß der gesetzlich gedrohten Strafe, einfache oder qualificirte. Die Fälschungen können sowohl an einer Person als an jeder Art von Sachen, es mögen dieß eigne oder fremde seyn, vorgenommen werden; immer aber ist rücksichtlich der Form der Handlung erforderlich, daß die Täuschung absichtlich bewirkt, und daß durch sie ein mittelst gesetzlicher Androhung geschütztes Recht eines Andern verletzt werde. Vollendet ist das Verbrechen, sobald die in betrügerischer Absicht unternommene Handlung beendigt ist. Die heutigen Strafen der Fälschung sind, nach Verhältniß des einzelnen Falles, bald größere, bald geringere Geld-, Gefängniß- oder Zuchthausstrafen. Einzelne benannte Arten von Fälschungen sind die Grenzzeichenverrückung, Münzverfälschung, Urkundenverfälschung, Büchernachdruck, Maß- und Gewichtverfälschung, Veruntreuung, Unterschlagung, welche noch mit andern verbunden seyn können.

Falset (Falsetstimme), s. Fistel.

Falstaff (Sir John). Unter die originellsten dramatischen Personen, die Shakspeare's Meisterpinsel gezeichnet hat, gehört Sir John Falstaff, der Begleiter und Spaßmacher des ausschweifenden Prinzen Heinrich von Wales, nachmaligen Königs Heinrich V. von England (st. 1421). Dieser Falstaff ist der Gipfel der komischen Erfindungskraft unsers Dichters, welcher ihn in 3 seiner Stücke (der 1. und 2 Abtheil. „Heinrichs IV." und „Die lustigen Weiber von Windsor", und zwar im letztern auf ausdrückliches Verlangen der Königin Elisabeth, die diesen Charakter bewundert, eangebracht hat: ein wahrer Heros der Taugenichtse, dabei aber unterhaltend und angenehm, und überfließend von guter Laune, deren Energie man gar nicht genug bewundern kann. Er ist Soldat, aber ein ebenso feiger Soldat, als lügenhafter Prahler; ergraut im Wohlleben, aber noch im Alter gleich lüstern und liederlich; übermäßig wohlbeleibt, und immer nur auf Schwelgen und dann Ausschlafen sinnend. Unter diesem plumpen Aeußern aber verbirgt er den gewandtesten Schalk, den geschicktesten, einzulenken, wenn die Dreistigkeit seiner Späße

Digitized by Google

anfängt übel empfunden zu werden, und paßt solchergestalt unübertrefflich zum Gesellschafter prinzlich-jugendlichen Müßiggangs und Leichtsinns. Noch steht dieser dramatische Charakter unnachgeahmt und unnachahmlich da, und seine genauere Bekanntschaft, in deren Besitz keine Analyse versetzt, kann nur auf dem Boden erlangt werden, auf welchem er selbst auftritt.

Falster, dän. Insel des Stiftsamts Laland, 8½ QM. groß, mit 16.500 Einw., sehr fruchtbar an Getreide, Hülsenfrüchten, Kartoffeln, besonders an Obst und Wildpret, beträchtlichen Herden. Die Hauptstadt ist Nyköbing.

Faltenwurf, s. Draperie.

Falter, eine Benennung alles Geziefers mit vier Flügeln, deren dieselben auf mancherlei Art zusammenfaltet, und die mit einem farbigen Staube bedeckt sind. Im gemeinen Leben: Schmetterling, Sommervogel, daher Tag-, Nacht-, Abendfalter.

Falun, die berühmteste Bergstadt Schwedens, liegt in der Provinz Dalekarlien (s. d.), mit 1650 hölzernen Häusern, 4500 Einw. und den reichsten Kupferbergwerken des Reichs. Die 180 Klafter tiefe Grube bildet einen weiten offenen Schlund, in dem die Arbeiter bei Tageslicht arbeiten. Um sie liegen an 70 Schmelzöfen. Man gewinnt jährlich an 4500 Schiffpfund des besten europäischen Kupfers, an 300 Ducaten Gold, an 500 Mark Silber, 150 Schiffpfund Blei, 800 Tonnen Vitriol, 100 Tonnen Okker und an 30 Schiffpfund Schwefel. — Auch hat sie Manufacturen und Fabriken in Wolle, Baumwolle, Seide, Taback, Lack, Farben, Scheidewasser, Papiertapeten ꝛc., und treibt ansehnlichen Handel. Ueber Falun aufwärts liegt das Dorf Elfdalen an der Darelf, mit vortrefflichen Porphyrbrüchen und einer Fabrik, wo Vasen, Leuchter, Tischplatten ꝛc. in großer Menge verfertigt werden.

Fama, der Ruf, das Gerücht, als Person oder Göttin gedacht. Schon Hesiod nennt sie eine unsterbliche Göttin, Sophokles Kind der Hoffnung, Aeschines die größte Göttin. Aehnlich war bei den Griechen die Ossa. Am häufigsten wird Fama bei römischen Dichtern geschildert. Virgil nennt sie die Tochter der Erde, welche nach der Besiegung der Kinder, die Titanen gebar, um sich an den Göttern dadurch zu rächen, daß Fama die ärgerlichen Geschichten derselben überall bekannt machen sollte. Sie wird geflügelt geschildert, mit unzähligen Ohren, Augen und Zungen, des Tages von hohen Orten, z. B. von Thürmen herabschauend, des Nachts die Erde durchfliehend, stets sich vergrößernd, immer wach, von eitler Furcht, falscher Freude, Unwahrheit und Leichtigkeit begleitet. (Vgl. Ovid's „Metamorph." 12, 39.)

Famagusta (Fama Augusta, Famagosta, Maaßa), Seestadt und Sandschack Leskodscha der Insel Cypern (türk. Reich); ist ziemlich gut, nach Nikosia wichtigste Stadt auf Cypern, hat einen unbrauchbar gewordenen Hafen, Citadelle, war sonst sehr wichtige, jetzt verfallene Festung, 1372 von den Genuesern erobert, nach 100 Jahren an die Venetianer abgetreten, 1570 von den Türken 10 Monat lang belagert, aber nicht erobert, 1571 aber nach 6monatl. tapferer Vertheidigung erobert; jetzt nur wenig Einw. In der Nähe das alte, von dem Kaiser Heraklius zerstörte Salamis.

Famars, Dorf mit 450 Einw. im Bezirk Douay, Depart. Nord (Frankr.), hat römische Alterthümer. Dabei Rest eines römischen Ka-

Digitized by Google

rs, angeblich von Cäsar erbaut, und zwischen der Schelde und Rhonelle
is Camp de Famars, bekannt durch die Erstürmung desselben durch
e Verbündeten unter dem Prinzen von Koburg den 23. und 24. Mai
793. Die Franzosen befehligte General Dampierre, der bei der Ver-
eidigung ein Bein verlor und starb. Die Folge dieser Schlacht war
e Einschließung von Valenciennes.

Fames, Hunger, allegor. Gottheit (Faste, nach Voß), wohnte nach
irgil, im vordersten Schlunde des Orcus, nach Ovid auf dem kahlen
yth. Kaukasus. Das Geschick verbot ihr, je mit Ceres zusammenzukom-
en. Gräßlich mager und dürr wird ihre Gestalt gemalt.

Familie, in neuerer Zeit gewöhnlich gewordene Name für mehre
ısammengestellte, einander ähnliche Naturgegenstände; mehre Familien
ilden eine Ordnung und werden ferner in Zünfte oder Gattungen ge-
eilt; bei Oken Sippschaft.

Familienrath, eine im französischen Recht eingeführte Behörde,
elche das Interesse der Minderjährigen wahrnehmen und den Vormün-
ern controlirend und instruirend zur Seite stehen soll. Der Familien-
ath besteht aus dem Friedensrichter, in dessen Bezirk der Minderjährige
einen Wohnsitz hat, und aus 6 Blutsverwandten und verschwägerten Per-
onen. Er wird zusammen berufen auf den Antrag der Verwandten des
Minderjährigen, dessen Gläubiger oder anderer Interessenten, oder auch
von Amtswegen. Der Friedensrichter bestimmt den Versammlungstag,
hat den Vorsitz und eine Stimme, welche bei Stimmengleichheit entschei-
det. Die zum Familienrathe Vorgeladenen müssen entweder in Person
oder durch einen besonders Bevollmächtigten erscheinen; jedoch kann ein
Bevollmächtigter nur eine Person vertreten; der ohne rechtsgültige Ent-
schuldigung Ausgebliebene verfällt in eine Geldstrafe bis 50 Franken.
Der Familienrath hat überhaupt rücksichtlich der Minderjährigen dieselben
Rechte und Pflichten, welche bei uns in dieser Beziehung die Gerichte
als obervormundschaftliche Behörden haben; er ernennt die Vormünder
der Minorennen und Solcher, die ihre bürgerlichen Rechte nicht ausüben
dürfen; er setzt dem Vormund einen Nebenvormund (subrogé tuteur)
an die Seite und entsetzt beide im betreffenden Fall ihres Amtes; er
verfügt über die Administration des Vermögens, ermächtigt die Vor-
münder zu Klagen und Veräußerung unbeweglicher Güter, bestimmt die
Summe des jährlichen Unterhalts für die unter Vormundschaft stehenden
Familienglieder. Die Einrichtung des Familienraths ist zweckmäßig,
weil sie die Unmündigen aus der Gewalt eines Einzelnen, vielleicht seinen
Vortheil mehr als den des Mündels Berücksichtigenden, in die Mehrer
bringt, die durch Religion und Natur für sie am wärmsten interessirt
sind, und von denen die größte Uneigennützigkeit zu hoffen ist. Indessen
ist die Unverantwortlichkeit der Mitglieder des Familienraths ein großer
Einwand gegen die Vollkommenheit dieses Instituts, und der Friedensrichter
muß ein einsichtsvoller und redlicher Mann seyn, um alle möglichen
Nachtheile verhüten zu können.

Familienwappen (Geschlechtswappen), Wappen, welche ein Ge-
schlecht oder Familie als solche bezeichnen; wurden erst im 11. und 12.
Jahrh. allgemein gebräuchlich, doch führten im 14. Jahrh. und später oft
Brüder ganz verschiedene Wappen. In den neueren Zeiten darf dieß
nicht Statt finden; daher ist es auch nicht zu billigen, wenn bei Stan-
deserhöhungen das Familienwappen vertilgt oder wesentlich verändert
wird.

Digitized by Google

Famulus, 1) Diener; 2) ein Studirender, welcher bei einem Professor das Finanzielle des Collegienwesens besorgt, an einigen Orten von den Studirenden die Gelder dafür einfordert, ihnen Plätze in dem Auditorium besorgt, dem Professor den etwa nöthigen Apparat zu den Vorlesungen herbeiträgt u. s. w.

Fanal, Fanal-Laternen, Laternen, wie sie auf den Schiffen gebraucht werden, besonders aber diejenigen, die auf das Höchste des Hintertheils, die Mastkörbe, oder die Wände befestigt werden, damit ein Schiff das andere sehen kann, und welche zugleich den Rang des Befehlshabers anzeigen. Ein Admiral führt 3 auf der Gallerie und 1 auf der Mars-Stange, der Vice-Admiral 2 auf der Gallerie und 1 auf der Stange, der Contre-Admiral nur 1 auf der Gallerieund 1 auf der Stange; andere Schiffeü berhaupt nur 1. Ferner nennt man so einen am Meere angebrachten Wartthurm mit einer Laterne (Leuchtthurm); überhaupt jedes Feuer, das auf Thürmen, Bergen als Lärmzeichen bei plötzlichen feindlichen Anfällen u. s. w. unterhalten wird. Bei Tage wendet man Dampfanale an, die in viel Rauch gebenden Dingen: Laub, Moos, Stroh u. s. w., bestehen.

Fanarioten, die Bewohner des Griechenquartiers Fanar in Konstantinopel; insbesondere die daselbst wohnhaften edlen griechischen Familien der Maurokordatos, Moruſi, Ypsilantis, Kalimachi, Suzzo, Karadja, Hantecherli und Mavrogeni, aus den Zeiten der byzantinischen Kaiser. Die Frau eines solchen Fürsten hieß Domna, die Tochter Domnizza. Aus ihrer Mitte wurden die Dolmetscher der Pforte genommen; von 1731 bis 1822 wählte die Pforte aus ihnen auch die Hospodare der Moldau und Walachei. Bis 1669 bediente sich die Pforte zu Dragomans nur der Juden und Renegaten. Damals wurde von Mohammed IV. zum ersten Mal ein Grieche, Panayotoki, zum Großdolmetscher gebraucht. Bald stieg die Macht der einflußreichen Fanarioten sehr, daß nach dem grausamen Tode des letzten Hospodars der Walachei aus den Eingebornen, Bassaraba Brankareo, 1731 ein Maurokordato Hospodar wurde. In den letzten Zeiten vor (1822) beschränkte des Effendi's Einfluß diese Wahl auf die Familien Moruſi, Kalimachi und Suzzo. Ein griechischer Arzt (in Marseille), Marko Zallony, früher erster Leibarzt des Großwesirs Jussuf Pascha, dann in Bukarest bei den letzten griechischen Hospodars, entwickelt in s. „Essai sur les Fanariotes" (Marseille 1824) die Umtriebe dieser fanariotischen Emporkömmlinge, ihre Erpressungen, worein sie sich mit den Bojaren theilten, ihre Bestechungen und Ränke, wodurch sie sich so lange in jenen Fürstenthümern behaupteten, indem sie die unwissenden Türken zu ihren eigennützigen Absichten mißbrauchten. Auf den Aufstand der Griechen 1821 hatten die Fanarioten keinen, oder nur einen verderblichen Einfluß. Auch Herr v. Hammer hat in seinem Werke „Ueber Konstantinopel und den Bosporus" die Ausartung der Fanarioten erwähnt. Doch urtheilt Walsh (Kaplan der britischen Gesandtschaft in Konstantinopel) über sie günstiger.

Fanatismus, religiöse Schwärmerei, d. i. Wahn, religiöse Ueberzeugungen durch vermeinte übersinnliche Anschauungen und Gefühle erhalten zu können, oder wirklich erhalten zu haben. Bei dem Mystiker, Fanatiker und Schwärmer vertritt ein sinnliches Phantom der Einbildungskraft die Stelle der Gottheit, das gewisse ihm angemessene Gefühle erregt, die aber nicht moralischer, sondern bloß sinnlicher Natur sind,

Digitized by Google

weil die Gottheit selbst, als Vernunftidee, kein Gegenstand der pro- irenden Einbildungskraft ist und seyn kann: so erhob man früh im terthum, wo die Vernunft noch in ihrer Kindheit war, dagegen die nlichkeit desto lebhafter wirkte, die Gegenstände derselben zu Göttern, en denn die rohe Phantasie Gestalten nach Belieben gab. Schiller, den „Göttern Griechenlands", hat ganz recht, daß sich die rohe sinn- he Menschheit in diesen Träumen ihrer Phantasie sehr wohl befunden ben könne. Wenn es aber sein Ernst war, den Verlust dieser Zeiten r Kindheit zu bedauern: so war er in diesem Augenblicke ein arger natiker. — Mit der Vernunft mag überhaupt der Fanatiker nicht gern was zu thun haben. Je lebhafter die Bilder sind, welche die Phantasie es Fanatikers sich erträumt; und jemehr sie mit seinen anderweitigen nlichen Neigungen, sie zu verstärken oder zu begünstigen, harmoniren, n desto lieber sucht er sie auch zu realisiren, weil es ihm unangenehm , diese ihm so süßen Bilder als bloße Träume zu betrachten, die ihm inen anderweiten Genuß zu gewähren im Stande seyn. Daher denn manche auffallende Erscheinung unserer Tage, wobei die kalte Ver- unft ausruft: wie ist Das möglich! Wie der Aberglaube: so ist der Fa- tismus ein Proteus, der sich unter allen Gestalten bald gröber, als rodukt der Unwissenheit und Trägheit, bald verfeinert, und mit ander- eitigen Kenntnissen amalgamirt, als Heuchelei, oder geistlicher Stolz, r sich über die Niedrigkeit der Sinnenvorstellungen erhaben zu seyn aubt, erscheint. In jeder Gestalt hebt er allen Vernunftgebrauch in bsicht auf das Thun und Lassen auf und gibt die ganze Lebenseinrich- ung den Einflüssen der auf Phantasie einwirkenden Leidenschaften preis. r ist das aqua toffana gegen alle Sittlichkeit. S. Mysticismus.

Fandango, spanischer und portugiesischer Nationaltanz von sehr rtlichem, allmählig lebhafter werdendem Charakter. Er wird mäßig ngsam von einem Paar auf einmal getanzt und meist mit der Zither egleitet. Der Takt ist $^3/_4$ Takt, und stets in Moll gesetzt. Die Tän- r schlagen Castagnetten dazu. Oft begleitet ihn auch Gesang. Die Spanier lieben ihn leidenschaftlich. Die Geistlichkeit eiferte dagegen und ollte ihn, sagt man, einst verbieten. Ehe es aber geschah, sollte der fandango vor dem geistlichen Gericht erscheinen. Die geübtesten, grazid- sten Fandangotänzer führten ihn aus; kaum aber erklang die Zither, önten die Castagnetten, als die Richter selbst von dem Tanz erwärmt ourden und nach dessen Aufhören erklärten, einen solchen Tanz könne man nicht verbieten.

Fanfare, 1) eigentlich ein lustiges Trompeterstück, von glänzendem nd lärmendem Charakter, den Ton der Trompete nachahmend, wie Trara oder Tengterenteng (daher Fanfaron: Großsprecher, Prahler, Windbeutel, und Fanfaronnade, Großsprecherei); 2) ein Jagdstück uf der Trompete, meist in $^6/_8$ Takt; 3) Trompetersignal, kurz zuvor, he eine einhauende Cavallerietruppe sich beim Angriff in Carière setzt, eblasen.

Fang, ein Stich, der einem Thiere mit dem Fangeisen, Hirschfän- er oder Genickfänger beigebracht wird; 2) der Biß eines Hundes; 3) ein von Holz gemachtes Gebäude, worin sich gewisse Thiere selbst angen; 4) der mit Hamen und Netzen umstellte Platz in einem Fisch- vasser; 5) die auf der Sohle schwimmende Fettigkeit, wenn der Salz- ieder etwas davon abschöpft, um zu versuchen, ob sie ihre Garre erhal- en habe.

Digitized by Google

Fannius (Cajus), mit dem Beinamen Strabo, römischer Ca[illegible] mit Valerius Messala (161 v. Chr.), ist Urheber der Lex Fannia, [illegible] durch der Aufwand der Römer bei Gastmählern beschränkt und bes[illegible] wurde, nämlich 10 As für ein gewöhnliches und 100 für das g[illegible] Gastmahl. 2) Cajus, Neffe des Vorigen, war 139 v. Chr. Qu[illegible] und 10 Jahre darauf Prätor, diente in Afrika unter dem jüngern Sc[illegible] Africanus und in Spanien unter Fabius Maximus Servilianus, [illegible] schrieb Annalen, deren Cicero rühmlichst gedenkt. 3) Quadratus, [illegible] Dichter, Zeitgenosse des Horaz, der seiner nur scherzweise gedenkt. [illegible] Cajus, lat. Schriftsteller unter Trajan, beschrieb in einer Geschichte [illegible] 3 Büchern u. d. Titel: „Exitus occisorum ant relegatorum a Nero[illegible] die Grausamkeiten Nero's und die letzten Stunden Derer, die durch [illegible] Ungeheuer zum Tode verurtheilt worden waren. Wir besitzen bloß [illegible] Fragmente, die Ausonius Popma sammelte und der Ausgabe des [illegible] (Amsterdam 1661) beifügte.

Fano, Stadt in der Delegation Urbino der Kirchenstaats, liegt [illegible] adriatischen Meere, hat ein Kathedral-, mehre Pfarr- und Klosterkirch[illegible] mit schönen Gemälden aus der bologneser Schule, Sitz eines Bisch[illegible] Ritterakademie, öffentl. Bibliothek, Seidenbau, Halbseiden- und Sa[illegible] zeuchweben, Hafen, guten Fischfang, Handel mit Getreide und [illegible] Merkwürdig ist der Triumphbogen August's. — 2) Insel zur [illegible] Siebeninselrepublik gehörig, mit 700 Einw.

Fanöe, dänische Insel, zum jütländischen Stiftsamte Rypen gehö[illegible] 4/5 QM. groß, 2300 Einw.; Fischerei, Schifffahrt nach Norwegen, [illegible] land und Frankreich.

Fantasie, s. Phantasie.

Fantee, Fanti, Fanthin, ein von den Ashantis abhängiges [illegible] gerreich auf der Sklavenküste in Ober-Guinea (West-Afrika), mit [illegible] lischen und niederländischen Niederlassungen; ist hügelig, hat [illegible] vielerlei Holzarten, Elfenbein und mehre andere afrikanische Erzeugn[illegible] Hauptstadt Mankasim.

Fantucci (Graf), Gelehrter und erster Beamter in Ravenna, [illegible] dessen angesehensten Familien er gehörte, geb. daselbst gegen 1746, [illegible] sehr jung zu seinem mütterlichen Oheim, dem Cardinal Gaetani [illegible] Rom, um seine Ausbildung zu vollenden. Als er nach 12 Jahren [illegible] seine Vaterstadt zurückkehrte, war er durch seine Kenntnisse im Sta[illegible] die ersten Aemter zu verwalten. Die Erinnerung an den ehemali[illegible] Glanz seiner Vaterstadt und der Anblick ihres Verfalls erweckte in [illegible] das Verlangen, die Ursachen dieser Umwandlungen aufzusuchen. [illegible] entwickelte diesen in einer Schrift, die er dem Papste Clemens [illegible] überreichte und später drucken ließ. Ravenna verdankt ihm die [illegible] endung eines schiffbaren Canals, welcher der Stadt einige der verlor[illegible] Vorzüge wieder gibt; doch erhielt dieses auf seinen beharrlichen Be[illegible] 1781 beschlossene Unternehmen nicht die gänzliche Vollendung; die [illegible] heiten wurden eingestellt, ehe der Canal alle Verschönerungen und [illegible] züge erhalten hatte, deren derselbe fähig war. Fantucci erfand [illegible] 1780 eine hydraulische Maschine, die den Landbewohnern um Ravenna [illegible] sehr nützlich ward. Er zog sich später von den öffentlichen Angelegen[illegible] heiten zurück, um ruhiger über die Mittel zur Beförderung der Wohlfahrt [illegible] seiner Mitbürger nachzudenken. Eine Seuche, welche die Umgegend [illegible] von Ravenna verheerte, gab ihm Gelegenheit, seine Einsichten und [illegible]

Digitized by Google

hlwollendes Herz im ganzen Umfange zu zeigen. Nachdem er Alles geboten hatte, die Leiden der Mitbürger zu lindern, zeigte er in einer fflichen Schrift die Nothwendigkeit, die Sümpfe in den der Mittags- ine ausgesetzten Thälern auszutrocknen. Unter seinen Schriften ist Werk: „le' monumenti ravennati" auszuzeichnen. Nach seinem Tode n 10. Jan. 1804) erschienen (Venedig 1804, in 4.) sehr anziehende lemorie di varii argomento", Denkwürdigkeiten, die er hinterlassen tte. Auch verdankt man ihm eine Prachtausg. der „Papiri diploma- i" des Abbate Gaetano Marini.

Farao, auch Faro oder Pharao, ein Hazardspiel, bei welchem Einer Bank hält und die Uebrigen (Pointeurs) auf selbstgewählte Karten- itter, die sie vor sich hinlegen, Geld setzen. Das Farao ist fast allent- lben, wegen der überwiegenden Vortheile, welche der Banquier hat, d welche auf die Länge den Verlust der Pointeurs allemal herbei ren müssen, sowie überhaupt wegen seines verführerischen Charakters, rboten.

Farbe, eine Eigenschaft des Lichtes, welche sich durch keine Beschrei- ng angeben, und deren Kenntniß sich bloß durch den Sinn des Gesichts langen läßt. Körperliche Farben oder Pigmente, oft schlechthin Far- n, heißen die farbigen Körper, deren man sich bedient, um andern örpern durch Ueberziehen oder Mischung mit denselben eine bestimmte rbe zu geben. Weiß und Schwarz rechnet man zwar mit zu den rben im letztern Sinne, nicht aber, oder wenigstens nicht immer im stern Sinne, in welchem man einen weißen Körper häufig farblos nnt. Schwarz ist Mangel an allem Lichte. Die Farben haben durch re verschiedene Wirkung auf die Empfindung nicht nur an sich, sondern ch vereint, durch Harmonie oder Contrast, verschiedene Eigenschaften, elche besonders der Maler richtig beurtheilen muß; was jedoch Sache r Empfindung und nicht der Worte ist. Scharlachroth ist z. B. eine ennende, dem Auge wehethuende Farbe, daher manche Thiere bei ihrem nblick in Zorn gerathen. Grün ist mild und schmeichelt dem Auge. elb ist unter allen farbigen Lichtern das hellste, roth das heißeste, dun- lbraun und violett das sanfteste. Auf diesen Verschiedenheiten beru- ch die Symbolik der Farben. Die Uebergänge einer Farbe in die andr rch Mischung hat man auf verschiedene Arten, zum Behuf der Maler, r Färber, der Mineralogen, in Tafeln, in Pyramiden u. s. f. darzustel- n versucht; nur eigene Beschäftigung mit den Farben drückt die Bilder rselben tief genug ein, um diese feinen Abstufungen sogleich zu erken- n und richtg zu beurtheilen (S. Farbenlehre.)

Färbefrosch (hyla tinctoria Laur., calamita t. Merr., rana t. L.), rt aus der Gattung Laubfrosch, hat glatten, gewölbten Rücken, freie ehen, ist braun oder schieferblau, oft mit 2 weißgelben Bändern; lebt Südamerika; die Indianer bestreichen mit dem Blute dieser Frösche e Stellen an jungen Papageien, wo die gelben Federn ausgerupft rden sind, worauf an diesen Orten grüne und rothe Federn wachsen.

Färbekunst, Färberei, die Kunst allerlei Zeuchen, Gespinnsten er Geweben bestimmte Farben zu geben. Sie besteht aus 3 Haupt- eilen: a) Bereitung der Farben; b) Vorbereitung der Zeuche zur An- ahme der Farbe, und c) dem eigentlichen Färben. Hauptfarben der ärber (Farbestoffe) sind Blau, Roth, Gelb und Schwarz, wozu man

Digitized by Google

noch Braun rechnen kann; alle übrigen Farben entstehen aus Mi[illegible] der erwähnten Hauptfarben. Die Schattirungen der einzelnen Fa[illegible] entstehen zum Theil dadurch, daß man den Stoff kürzere oder [illegible] Zeit in der Farbenbrühe läßt; auch werden die Farben desto lich[illegible], mehr schon aus derselben Farbenbrühe gefärbt ist. Das Thierreich [illegible]fert nur rothe Färbestoffe, als Cochenille, polnische Scharlachkörner, [illegible] Kermes, Gummilack. Das Pflanzenreich liefert die meisten Färbe[illegible] als rothe: Färberröthe, die Wurzeln von Galium, von Asperula, [illegible] Anchusa, die Blumenblätter von carthamus tinctorius als Saflor, [illegible] Brasilienholz, die Orseille, das Sandelholz, mehre Arten von [illegible]ricum; blaue: Indigo, Waid, Campecheholz; gelbe: Färber[illegible] Scharte, Färberginster, Gelbholz, Curcumawurzel, die Blätter der [illegible]nischen Pappel, die Wurzel und das Holz des Berberichsstrauchs, [illegible] Rinde der gemeinen Esche u. a. m.; braun: von Wallnußschalen [illegible] schwarzen, braunen, grauen und gelben Farbe gebraucht man als [illegible]mischung Gallapfel und Dividivischoten, die Schalen des Wallnußb[illegible] den Sumach, die Birkenrinde u. a. Manche Pflanzen enthalten [illegible]schiedene Färbestoffe; so gewinnt man aus Saflor mit Wasser eine [illegible] Farbe und nachdem diese ausgepreßt ist, mit Kali eine rothe. Aus [illegible] diesen Stoffen wird die Farbe ausgezogen, indem man sie in [illegible] oder Lauge weicht oder abkocht; letzteres geschieht in den Färbe- [illegible] Farbenkesseln, welche nebeneinander in einem Herde so eingem[illegible] sind, daß darunter gefeuert werden kann; sie sind von Kupfer, [illegible] Blei und Zinn, die beiden letzten Arten zur rothen Farbe. Die [illegible] Wasser ausgezogenen Stoffe heißen Farbenbrühen, Farbenflotten, Farbenbäder. Unter den zu färbenden Stoffe nimmt Wolle [illegible]nende Farben am leichtesten und festesten an; Baumwolle nimmt [illegible] roth (türkischroth) und blau, leinenes Zeuch nur blau fest an. Zwi[illegible] Wolle und Baumwolle steht die Seide an Receptivitätsfähigkeit der [illegible]mitten inne. Um alle diese Stoffe zur Annahme der Farbe ge[illegible] zu machen, wird die Wolle gewaschen und gewalkt, auch wohl ge[illegible]felt, die Seide wird entschalt, baumwollenes und leinenes Zeuch ge[illegible] und gebrüht. Doch reicht dieß nicht immer allein hin, und man [illegible] daher die Zeuche vor dem Färben in eine Beitze; besteht die Beitze [illegible]züglich aus Alaun, so heißt sie Alaunbad. Ist das Zeuch in [illegible] Beitze nicht gut getroffen, so entsteht der Fehler des Abfärbens [illegible] des Ver- und Abschießens; doch ist dieß auch bei unechten Fa[illegible] der Fall. Die in der Beitze enthaltenen Mineralien heißen Ann[illegible]gungs- oder anneigende Mittel. Wird das Zeuch erst [illegible] die Beitze gethan, wenn es schon gefärbt ist, um die Farben [illegible] fester zu machen, so heißt dieß schauen. Das eigentliche Färben [illegible]schieht in denselben Farbekesseln, in welchen die Farbe gekocht ist. [illegible] wird auf die Drift in den Kessel gelegt, Garn hineingehängt, [illegible] Stücken Zeuch auf einer Winde durch den Kessel gehaspelt. [illegible] Zeuche dürfen nicht ausgerungen werden, sondern man läßt die [illegible] nur davon ablaufen; dagegen gewinnen leinene Zeuche durch das [illegible]ringen an Glanz. Die gefärbten Zeuche müssen noch naß in [illegible] wo möglich fließendem Wasser abgespült werden. Sachen, deren [illegible] nicht durch die Sonne leiden, werden an der Aufhänge, die [illegible] auf dem Trockenhause getrocknet und dann zum Theil appretirt. [illegible] meisten Farben werden aus einer Farbenbrühe gefärbt, bisweilen [illegible]

Digitized by Google

ch aus zwei, z. B. grün aus einer gelben und blauen, violett aus ter rothen und blauen. Bei Scharlachroth färbt man gelb vor, damit i desto brennender werde und nicht so viel rothe Farbe einsauge. chwarzen Tüchern gibt man gewöhnlich erst eine andere Farbe, damit s Schwarze fester stehe. Auch durch die verschiedenen Beitzen werden chattirungen einer Farbe hervorgebracht. So wird aus Carmoisinroth, welchem kein Orleans genommen ist, Amarantroth (roth wie die marantblume oder das Tausendschönchen), wenn man das Zeuch mit otasche schönet oder schauet. Eine besondere Behandlung findet bei dem laufarben in der Blauküpe Statt. — Die Färbekunst wurde schon in n frühesten Zeiten getrieben; Jakob schenkte dem Joseph einen gefärb n Rock. Zu Moses Zeiten war diese Kunst schon sehr vorgeschritten. ie Phönicier färbten schon purpurfarben und auch die alten Deutschen rstanden zu färben. Im Mittelalter wurde die Färbekunst vorzüglich n den Griechen und Türken betrieben. In neuerer Zeit waren Berg mann und Berthollet die ersten, welche alle Operationen des Färbens uf die großen Gesetze der chemischen Verwandtschaft oder Affinität zu ckführten, und seit dieser Zeit gewann die Färbekunst eine wissen haftliche Gestalt und mit derselben zugleich an Sicherheit und Gründ chkeit. Berthollet erklärte zuerst die Wirkung der Beitzen oder derje igen Neutral- und Mittelsalze, wodurch die Verbindung des Pigments der Färbestoffs mit dem Zeuche erleichtert wird, sehr leicht nach jenem Gesetze der Verwandtschaft und nun lernte man bloß durch eine richtige nd geschickte Wahl der Beitze selbst mit solchen Färbestoffen echt fär en, womit man vorher noch nie, trotz aller Bemühungen, fest und auerhaft zu färben vermochte. Chaptal, Forsyth, O'Reilly, Hausmann, Bancroft, Hermbstädt, Vitalis u. A. verfolgten mit Ruhm die von Ber hollet eingeschlagene Bahn. In der neuesten Zeit zeichnen sich die Eng änder als Baumwollenfärber und die Italiener als Seidenfärber aus. Doch wird jetzt auch in Deutschland viel für diese Kunst gethan. S. Hölterhoff's „Prakt. Handbuch der Kunstfärberei, mit Holzschn." (Erf. 1808, 4 Bde.), und D. J. B. Vitalis's „Lehrbuch der gesammten Fär erei ꝛc. nebst einem Anhang über Indiennedruckerei; nach d. Franz." Ilmenau 1824).

Farbenbild, s. Farbenlehre.

Farben der Pflanzen. Man nimmt 8 Grundfarben an, die man auch reine, ungemischte Farben nennt: weiß, grau, schwarz, blau, grün, gelb, roth, braun. Jede gibt sieben verschiedene Abänderungen, die sich, hinsichtlich ihrer Abstufungen, fast durchaus gleich sind, z. B. das Weiß gibt: Rein- oder Schneeweiß, Weißlich oder Schmutzigweiß, Milch- oder Blaulichweiß, Amiant- oder Graulichweiß, Elfenbein- oder Gelblichweiß, Porzellan- oder Röthlichweiß und Kreide- oder Bräunlichweiß. Der blaue Crocus verwandelt sich oft in gelben, das blaue Veilchen oft in ein weißes, das blaue Akelei in ein rothes, die rothe Tulpe in eine gelbe, die gelbe in eine weiße ꝛc. Ein Gleiches läßt sich an Früchten beobachten. Linné hat von den Farben der Pflanzen auf ihre Eigenschaften, besonders auf ihren Geschmack, geschlossen. Gelb verräth bei ihm einen bittern, Roth einen sauern, Grün einen rohen alkalischen, Blaß einen faden, Weiß einen süßen u. Schwarz einen ekelhaften, unangenehmen Geschmack, und überdieß noch eine verderbliche, ja tödtende Eigenschaft.

Farbengebung, s. Colorit.

Digitized by Google

Farbenlehre, die Lehre von dem Ursprunge, der Mischung und den Wirkungen der Farben, als Eigenschaften des Lichtes. Eine der lieblichsten, zugleich aber auch der räthselhaftesten Erscheinungen, die mit der Brechung des Lichts in Verbindung stehet, ist die Trennung des weisen Sonnenlichts in verschiedene Farben. Diese auffallende Erscheinung, welche man die Farbenzerstreuung nennt, bestehet eigentlich darin, daß ein Lichtstrahl nach seiner Brechung in eine kleine fächerförmige Fläche von verschiedenen Farben sich ausbreitet. Newton's großer Geist, der durch die ganze Naturlehre wehet, hat auch hier zuerst die Bahn gebrochen, welche zu den Gesetzen dieser merkwürdigen Erscheinung hinleitet und denen folgender Versuch zu Grunde liegt. Läßt man Sonnenstrahlen durch eine enge Oeffnung von etwa drei bis vier Linien im Durchmesser in ein finsteres Zimmer fallen läßt, so entsteht auf einer Wand, welche der Oeffnung gegenüber liegt, bei dem ungebrochenen Durchgang der Strahlen, ein kreisrunder, stark schimmernder weißer Fleck. Läßt man aber einen Sonnenstrahl, ehe er die Wand erreicht, erst durch ein dreiseitiges Prisma hindurchgehen, so kann der Sonnenstrahl nicht mehr in der vorigen Richtung gehen, sondern muß, wie man nach den Brechungsgesetzen leicht finden kann, nach einer andern Richtung zu fallen. Hiermit ist aber die sehr merkwürdige Erscheinung verbunden, daß der Strahl, welcher aus dem Prisma wieder heraus in die Luft tritt, in sieben Strahlen, von sieben verschiedenen Farben getheilt worden ist. Diese Farben, die sich an der gegenüberstehenden Wand darstellen, folgen in einer gewissen Ordnung aufeinander, die von der Lage des Winkels abhängt, d. h. des Winkels, der von den brechenden Flächen des Prisma eingeschlossen wird und den man den brechenden Winkel nennt. Ist dieser Winkel nach unten gerichtet, so liegen die sieben Farben, die man das Farbenbild oder Spectrum nennt, in folgender Ordnung von oben nach unten, violett, dunkelblau (indigo), hellblau, grün, hellgelb, dunkelgelb (orange), roth. Ist aber dieser Winkel nach oben gerichtet, so zeigen sich die Farben in umgekehrter Ordnung, sodaß von oben nach unten die rothe Farbe den Anfang macht und die violette die unterste Stelle einnimmt. Mit diesem Versuche ist zugleich auch noch der merkwürdige Umstand verbunden, daß der Raum, den das Farbenbild auf der Wand einnimmt, nicht in sieben gleiche Theile abgetheilt erscheint, sodaß jede Farbe einen gleich großen Raum einnimmt, sondern so, daß die violette $^2/_9$, die indigo $^1/_9$ die hellblaue $^1/_{11}$, die grüne $^1/_6$, die hellgelbe $^2/_{15}$, die orange $^3/_{40}$, und die rothe $^1/_9$ des ganzen Farbenbilds ausfüllt. Theilt man demnach das ganze Farbenbild in 360 gleiche Theile, so kommen 80 dieser Theile auf das Violette; auf Indigo 40; Hellblaue 60; Grüne 60; Hellgelbe 48; Orange 27; Roth 45. Die Farben gehen indeß in so feine Abstufungen in einander über, daß die verhältnißmäßige Bestimmung des Raums, den eine jede Farbe einnimmt, nicht in aller Schärfe richtig ist, und daß vielmehr von Violetten bis zum Rothen ein mannigfaltiges Farbenspiel Statt findet, in welchem sich die sieben angegebenen Farben nur am deutlichsten auszeichnen. Auch ist das Rothe im Bilde kein eigentliches Purpur- oder Rosenroth, sondern etwas ins Gelbe spielend. Am deutlichsten sieht man das ganze Farbenbild, wenn das Prisma in der gehörigen Entfernung von der Wand abstehet, und diese beträgt für die Wahrnehmung des Raumverhältnisses nach der obigen Angabe etwa 12 bis 14 Fuß, wenn das

Digitized by Google

risma aus gewöhnlichem Spiegelglase bestehet. Je näher das Prisma r Wand rückt, desto enger wird darauf der Raum, den das Farbenbild nnimmt, die einzelnen Farben können sich dann nicht gehörig ausbrei- n, fallen aufeinander und es bleibt nur ein weißer Fleck sichtbar, der on der einen Seite eine violette, von der andern eine gelbrothe Be- renzung hat. Wächst die Entfernung noch mehr, so hebt das Farben- ld sich auch stärker heraus, aber des Raumverhältniß der Farben ndert sich ebenfalls. Violett, Grün und Roth nehmen an Ausbreitung , Blau und Gelb dagegen ab. Läßt man das Farbenbild, ehe es die Band trifft, erst noch durch eine Converlinse gehen, so zeigt sich auf er Wand, wenn sie im Brennpunkte der Linse stehet, wieder das weiße Sonnenlicht, das sich aber wieder im Farbenbild darstellt, wenn die Band von dem Brennpunkte entfernt wird. Weil aber die Strahlen n Brennpunkte der Linse sich durchkreuzen, so zeigt sich auch das Farbenbild in umgekehrter Ordnung. Läßt man aber das Farbenbild, att durch eine Converlinse, durch ein verkehrtes Prisma gehen, das us demselben Glase bestehet und denselben brechenden Winkel hat, das ber so aufgestellt wird, daß der brechende Winkel desselben gegen den es ersten Prisma eine verkehrte Lage erhält, so sieht man leicht ein, aß nunmehr jeder gefärbte Lichtstrahl durch das zweite Prisma ebenso tark aufwärts gebrochen wird, als er im ersten abwärts gebrochen wor- en ist, und daß er folglich wieder in seine ursprüngliche Lage, die er or der ersten Brechung gehabt hat, zurückkehren muß. Hierdurch wird ber die ganze Farbenzerstreuung wieder aufgehoben und das Farbenbild ieder auf einen weißen Fleck zurückgeführt. Aus diesen Versuchen leitete Newton den Schluß ab, daß das weiße Sonnenlicht aus sieben einfachen oder Grundfarben bestehe, und daß umgekehrt durch die Vermischung ller prismatischen Farben das weiße Licht entstehe. Um jeden einzelnen arbigen Strahl des Farbenbildes für sich allein zu untersuchen, fand Newton Mittel, ihn dadurch zu isoliren, daß er ihn durch eine sehr kleine Oeff- nung, die in der Wand angebracht war, hindurchgehen ließ, die andern aber ufgehalten wurden. Fing er diesen Strahl mit einem zweiten Prisma uf, so wurde er zwar abermals gebrochen, behielt aber seine eigenthüm- liche Farbe bei. Hierdurch konnte Newton die Brechbarkeit einer jeden Farbe, die, wie die Gestalt des Farbenbilds schon zeigte, für jeden far- bigen Strahl anders seyn mußte, näher untersuchen und fester bestimmen, und so fand er, daß der violette am stärksten, der rothe am wenigsten gebrochen wurde, und daß überhaupt jeder farbige Strahl seine eigene Brechbarkeit habe. Daß die weiße Farbe in der That aus den sieben Grundfarben zusammengesetzt sey, läßt sich auch noch dadurch bestätigen, daß man eine kreisrunde Scheibe von Holz oder Pappdeckel durch Halb- messer in sieben Ausschnitte theilt, deren Größe nach dem angegebenen Verhältniß des Raums, den eine jede Farbe im Farbenbild einnimmt, bestimmt wird, sodaß der eine Bogen $^2/_9$, der andere $^1/_9$ u. s. w. der ganzen Peripherie enthält. In jeden Ausschnitt trägt man die dazu ge- hörige Farbe auf und sorgt dafür, daß die Scheibe nach Art eines Krei- sels um einen senkrechten durchgesteckten Stift sehr schnell umgedreht werden kann. Eine solche Scheibe nennt man eine Farbenspindel. Wird sie wirklich sehr schnell umgedreht und sind alle Farbentöne gleich stark aufgetragen, so fließen die Farben durch die schnelle Umdrehung so in- einander, daß die ganze Spindel weiß erscheint. Da indessen eine Far-

Digitized by Google

bensspindel auch dann bei schneller Umdrehung weiß erscheint, wenn sie bloß drei Abschnitte, roth, gelb und blau, oder roth, grün und viole enthält, so sind Einige der Meinung, daß nur jene oder diese drei Far ben eigentliche Grundfarben seyen, aus welchen die andern nach gewis Verhältnissen zusammengesetzt wären. Dieselben Erscheinungen, welche a gläsernes Prisma zeigt, kommen auch bei einem weißen gläsernen Ku zum Vorschein, wenn dessen Spitze nach den einfallenden Strahlen g richtet ist, nur daß hier das Farbenbild aus ineinander liegenden Ring bestehet. Auch bei Gläsern, welche nach einer andern Form geschli und deren brechende Fläche nicht parallel sind, zeigt sich eine Farben streuung, z. B. in den geschliffenen Gläsern der Kronleuchter, in G Glaslinsen u. s. w. Aber nicht nur gläserne Körper, auch durchsichtig Körper aus anderer Materie zertheilen das weiße Licht, welches durch hindurchgeht und gebrochen wird, in Farben, wie man unter andern a dem Diamanten und andern geschliffenen Steinen, an Seifenblasen, a Thautropfen u. s. w. wahrnehmen kann. Auf diese Weise entstehet auch die bekannte Erscheinung des Regenbogens, die, wenn sie sich Morgens zuträgt, in Westen, Abends aber in Osten wahrgenommen werden muß und für uns nie in Süden sich zeigen kann. Diese Erscheinung kann sich nämlich nur dann zutragen, wenn die Sonne einer dunkeln Regenwand gegenübersteht. Regnet es nun aus dieser Wolke, so werden die Sonnenstrahlen, welche auf die Regentropfen fallen, darin gebrochen, von der dunkeln Regenwand zurückgeworfen, beim Austritt aus dem Tropfen noch mals gebrochen und in Farben zerstreut. Eine ähnliche Erscheinung sieht man bei einem Wasserfall und Springbrunnen, wenn man die fallenden Tropfen vor sich, die Sonne hinter sich hat. Außer der Sonne geben auch viele andere leuchtende Körper ein farbiges Licht. So brennt z. B. Weingeist mit Kupfersalz gemischt mit grünlicher, mit Strontionsalz ge mischt mit röthlicher Flamme. Mischt man ihn mit Küchensalz oder Kampfer, so gibt er, wenn er brennt, den Gesichtern der Anwesenden eine todtenbleiche Farbe. Das Licht, welches aus solchen Körpern sich entbindet, wird also schon in der Entstehung in Farben zerlegt, wobei es die Farben sichtbar bleiben, die von dem Körper nicht verschluckt werden. Von den dunkeln undurchsichtigen Körpern erscheinen manche im Sonnenlichte weiß und werfen demnach alles Licht, was auf sie fällt, unverändert zurück, andere hingegen erscheinen farbig und werfen dann nur diese oder jene Farbe zurück, verschlucken dagegen die andern. Einige Körper schillern (changiren), d. h. sie werfen bald diese, bald jene Farbe zurück, je nachdem man sie in dieser oder jener Richtung betrachtet, wie z. B. die Perlenmutter. Wird aber alles Licht, was auf einen Körper fällt, von dem Körper auch verschluckt und gar nicht zurückgeworfen, so nennt man ihn schwarz. Ein solcher Körper ist daher nur durch seine weißen und farbigen Umgebungen sichtbar. Indessen ist wohl kein Körper ganz vollkommen schwarz. Manche durchsichtige Körper erscheinen schwarz, wenn sie auf andern undurchsichtigen Körpern liegen und daher das Licht reflektiren, während sie diese oder jene Farbe zeigen, wenn sie gegen das Licht gehalten werden, dieses also refraktiren, z. B. farbige Gläser. Alle Gegenstände aber, welche durch ein gläsernes Prisma betrachtet werden, erscheinen nicht nur an einem andern Orte, als sie wirklich sind, sondern auch durchgehends mit farbigen Säumen und Rändern umgeben. Alle diese mannigfaltigen Erscheinungen als Gegenstand der

Digitized by Google

arbenlehre zu erklären, hat ungemeine Schwierigkeiten. Newton, der ne große Menge von Versuchen und Beobachtungen über diesen interfanten Gegenstand anstellte, folgerte daraus, daß das weiße Licht, elches an und für sich aus verschiedenen Farben, von verschiedener rechbarkeit bestehe, eine verschiedene Verwandtschaft zu den Körpern ibe, auf welche es auffällt, und durch welche es zum Auge gelangt. at ein Körper zu allen Lichtfarben Verwandtschaft, so saugt er sie alle n und erscheint schwarz, hat er dagegen zu gar keiner Farbe Verwandtaft, so wirft er sie alle zurück und erscheint weiß. Hat er zu allen infachen Strahlen Verwandtschaft, nur zu einem nicht, so verschluckt er e alle bis auf diesen einen, in dessen Farbe er sich dann zeigt, und so rscheint er auch mehrfarbig, wenn er zu einigen von den einfachen Strahlen keine Verwandtschaft hat. Aendert sich die Oberfläche eines Körpers, so ändert sich auch dessen Farbe, weil er mit dieser Aenderung Farben verschluckt, die er vorher zurückgeworfen, und Farben zurückwirft, ie er vorher verschluckt hat. Aendert sich die materielle Beschaffenheit ines Körpers, so ändert sich hierdurch auch seine Verwandtschaft zum icht ab, und der Körper nimmt dann eine andere Farbe an. Daher ann man durch Mischungen allerlei Farben hervorbringen. Auch fand Newton, daß jeder durchsichtige Körper, selbst die atmosphärische Luft, in ünnen Schichten eine Farbenzerstreuung bewirke, und daß eine bestimmte Ordnung von Farben von der Dünne dieser Schichten abhänge. So rscheint Glas und jeder andere durchsichtige weiße Körper, wenn er fein epülvert wird, weiß, weil in den kleinen feinen Theilchen Licht von allen Farben abgesondert wird, und diese dann in der Vermischung weiß erscheinen. Newton hatte diese Theorie in seiner „Optik" (welche vielmehr die Ueberschrift Farbenlehre verdiente) auseinandergesetzt; sie ist, alles Scharfsinns ungeachtet, welcher aus ihr hervorleuchtet, nicht in jeder Hinsicht genügend. Mehre (namentlich Wunsch: „Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts", Leipz. 1792) haben daran geändert und gebessert, besonders was die Zahl der einfachen Farben betrifft, die Einige auf drei, Andre auf zwei haben vermindern wollen. Unter die Hauptgegner der Lehre Newton's vom farbigen Lichte gehört Göthe. Er erklärt alle Farbenerscheinung daraus, daß entweder das Licht durch ein trübes Mittel gesehen wird, ohne daß sich hinter einem beleuchteten trüben Mittel die Finsterniß als ein Hintergrund befindet. Geschieht das Erste, so erscheint das Licht bei geringer Trübung des Mittels gelb und geht mit zunehmender Trübung des Mittels in das Gelbrothe und Rothe über. So sieht man die Sonne, wenn sie ihren höchsten Stand erreicht hat, ziemlich weiß, obgleich auch hier ins Gelbe spielend; immer gelber aber erscheint sie, je tiefer sie sich senkt, und je dichter demnach der Theil der Atmosphäre wird, den ihre Strahlen zu durchlaufen haben, bis sie endlich roth untergeht. Sieht man dagegen durch ein weiß erleuchtetes Trübe in die Finsterniß des unermeßlichen Raums, so erscheint dieser, wenn die Trübe dicht ist, bläulich; ist sie weniger dicht, so nimmt die Bläue an Tiefe zu und verliert sich ins Violette und endlich in das tiefste Schwarzblau. Die prismatischen Versuche sucht Göthe durch eine Verrückung des Hellen (z. B. des Sonnenbildes in der dunkeln Kammer) über das Dunkele, und aus einer Bedeckung des Hellen durch das Dunkele zu erklären. Er trug seine neue Theorie der Farbenlehre in s. Werke: „Zur Farbenlehre" (Tüb. 1810, 2 Bde., m. 1

Digitized by Google

Heft illum. Kupf.) vor; der 1. Bd. enthält den didaktischen und polemischen Theil, der 2. ist historisch. Damit verbinde man Schopenhauer's „Abhandlung über das Sehen und die Farben" (Leipzig 1816) und Brewer's „Versuch einer neuen Theorie der Lichtfarben" (2. Aufl. Düsseldorf 1815). Eine umständliche Vertheidigung der Newton'schen Ansicht enthält Pfaff's Schrift: „Ueber Newton's Farbentheorie" (Leipzig 1813).

Färberröthe, eine Pflanze, gewöhnlich Krapp genannt, welche in sorgfältiger Pflege sowohl frisch als getrocknet gebraucht wird. Ihre mehrjährige Wurzel dieses sehr nützlichen Gewächses treibt jeden Sommer vier bis sechs Fuß hohe Stengel mit vielen Zweigen. In den Ecken sitzen kleine Stacheln und die kleinen eirunden Blätter stehen zu 3 bis 6 sternförmig um den Stengel. Im Junius und Julius kommen in Büscheln die kleinen gelben Blüthen an den Spitzen der Zweige zum Vorschein. Die Frucht ist eine anfangs grüne, dann rothe und zuletzt schwarze Beere. Die färbenden Theile liegen in der Wurzel, welche ein lang, so dick wie ein Federkiel und gelbröthlich ist. Im südlichen Deutschland, in Frankreich, Italien ꝛc. wächst sie wild, wird aber auch in diesen und andern europäischen Ländern im Großen gebauet. Die ausgegrabenen Wurzeln werden gereinigt, getrocknet, zu Pulver gemahlen und so als Farbestoff verkauft. Die natürliche Farbe, welche sie gibt, ist hochroth; durch Zusätze erhält man aber auch andere Farben. Im mittlern Zeitalter hieß die Pflanze Varancia, woraus die Franzosen garance gemacht haben, und vielleicht ist daraus zuletzt das holländische und deutsche Grapp, Krapp geworden. 1736 ward durch einen Zufall die Eigenschaft dieser Röthe bekannt, daß nach ihrem Genusse die Knochen der Thiere roth gefärbt werden, welches der englische Wundarzt Belchier, als er bei einem Kattundrucker speisete, an dem aufgesetzten Schweinefleische bemerkte. Man hatte nämlich die Schweine mit Kleyenwasser gefüttert, worin die gedruckten Kattune abgesotten worden, welches von dem gebrauchten Krapp roth wird. Die Färbung des Harns und Auswurfs nach dem Genusse der Wurzeln haben schon die alten Aerzte, welche sie in Krankheiten oft gaben, bemerkt. Der älteste Schriftsteller, welcher der gefärbten Knochen erwähnt hat, ist Lävinus Lemnius, ein Arzt, der 1505 zu Zirickzen in Seeland geboren worden und daselbst 1568 gestorben ist.

Färbestoffe, s. Färbekunst.

Farbige Leute, auf der westlichen Hemisphäre im Allgemeinen die Menschen, die nicht weiß geboren sind, mithin sowohl Indianer als Neger als deren Mischlinge, insbesondere aber bloß die Mischlinge von farbiger und weißer und von weißer und schwarzer Abkunft, die sich wieder in eine unendliche Menge von Kasten: Mulatten, Mestizen, Quarterons, Quinterons ꝛc. abtheilen. Sie sind lebhaft, thätig, kräftig, gesund, zuweilen erfinderisch; sie setzen einen Stolz darin, einige Stufe von den Negern abzustehen, und ahmen die Sitten der Weißen nach. Die farbigen Frauenzimmer halten es für eine größere Ehre, die Maitresse eines Weißen als die rechtmäßige Gattin eines Farbigen oder Negers zu seyn. Im Ganzen besaß bisher kein Farbiger im spanischen Amerika die Rechte des Weißen und selbst im freien Nordamerika findet noch immer ein gewaltiger Unterschied Statt; indeß haben wenigstens die neuern republikanischen Institutionen den Farbigen die Menschen-

Digitized by Google

rechte, wenn nicht ganz, doch bedingt, zurückgegeben, und in Hayti stehen Weiße, Farbige und Schwarze in ganz gleichen Verhältnissen.

Farce, französ., 1) in der Kochkunst eine Gemisch von gehacktem Fleisch und andern Ingredienzien, womit man das Geflügel füllt: Gefüllsel; 2) ein Lustspiel, das ohne höheren Zweck bloß Lachen erregen soll und mit dem deutschen Wort Posse übereinkommt. Die Benennung kömmt aus dem Italienischen und dort stammt sie aus dem lateinischen Worte Farsum (gestopft) und bezeichnet eine angehäufte Mischung von Allerlei. Adelung behauptet in seiner „Sprachlehre", daß in den mittlern Zeiten Farsa eine Art Gesänge gewesen, welche zwischen Gebeten gesungen worden seyen. Dem zufolge könnte füglich die ursprüngliche Bedeutung dieses Worts, auf die Komödie angewandt, soviel als Zwischenspiel, Intermezzo, seyn. Viele Nationen haben eigene stehende Charaktere für das in den Farcen glänzende Niedrig-komische, z. B. die Spanier ihren Gratioso, die Italiener den Arlechino und die Deutschen ihren Hanswurst und neuerdings entstandenen Käsperle.

Farce (Charles Auguste, Marquis de la), geb. im Schlosse Valgorge in Vivarais 1644, war anfangs Soldat, legte sich aber später auf die Dichtkunst und starb 1712. Seine Gedichte bestehen in Liedern, Epigrammen u. a. m. und sind gewöhnlich mit den Werken Chaulieu's zusammengedruckt; doch auch einzeln (London 1731, 12.). Sehr freimüthig sind seine „Reflexions sur les principaux évenemens du règne de Louis XIV." (Amsterdam 1734, 12.) geschrieben.

Faria (Antonio de), berüchtigter portugies. Abenteurer, geb. zu Lissabon um 1505, ging 1530 nach Ostindien, auf einem von ihm ausgerüsteten Schiffe, wurde aber unterwegs von einem mauriſchen Korsaren angegriffen und rettete sich nur mit 4 seiner Gefährten durch Schwimmen an die Küste. Um sich zu rächen, rüstete er ein neues Schiff aus und wurde nun selbst Korsar. Reich und furchtbar geworden allen indischen Seeräubern, ließ er sich zu Liampo nieder, wo damals die Portugiesen eine Niederlassung hatten, die nachher nach Macao verlegt wurde. Nach 6 Monaten war er schon der Ruhe überdrüssig, und da er hörte, daß auf der Insel Calempbuy die Grabmäler von 17 Beherrschern China's mit großen Schätzen sich befänden, rüstete er ein Schiff aus, um die Insel aufzusuchen. Er fand sie glücklich, und da sie nur von 300 Bonzen bewohnt war, so zweifelte er nicht am glücklichen Ausgange seiner Unternehmung. Da er sich aber beim Landen zu lange aufgehalten hatte, riefen die Priester Hülfe herbei und nöthigten ihn, das Weite zu suchen. Bei einem kurz darauf entstandenen Sturme ging sein Schiff mit ihm und der Mannschaft an einem Felsen zu Grunde, 1550.

Faria y Sousa (Manoel), ein castilianischer Geschichtschreiber und lyrischer Dichter, geb. den 18. März 1590 zu Suto in Portugal, aus einer alten erlauchten Familie. Schon im 9. Jahre sandte ihn sein Vater auf die Universität zu Braga, wo er große Fortschritte in Sprachen und in der Philosophie machte. Im 14. Jahre trat er als Gesellschafter in die Dienste des Bischofs von Oporto und bildete sich unter dessen Leitung weiter in den Wissenschaften aus. Die Liebe zu einer jungen Schönheit entfaltete hier sein dichterisches Talent, er besang sie u. d. N. Albania, vermählte sich mit ihr 1613 und ging nach Madrid. Allein er konnte hier sein Glück nicht finden und kehrte nach Portugal zurück. Er besuchte auch Rom 1631 und erwarb sich die Aufmerksamkeit des

Digitized by Google

Papstes Urban VIII. und aller Gelehrten, die ihn umgaben, durch die ausgebreiteten Kenntnisse. Nach Madrid zurückgekehrt, widmete er sich einzig den Wissenschaften und arbeitete so anhaltend, daß er sich dadurch im 59. Jahre seines Alters (den 3. Juni 1649) den Tod zuzog. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Discursos morales y politicos“ (Madrid 1623—26, 2 Bde.); „Comentarios sobre la Lusiada“ (Madrid 1639, 2 Bde., Fol.); „Epitome de las historias portuguesas“ — und dann „El Asia“, „El Europa“, „El Africa“ und „El America portuguesa“, jedes ein besonderes Werk, wovon jedoch das letzte nicht gedruckt worden. Auch eine Sammlung von Gedichten: „Fuente de Aganippe rimas varias“ (1644—46) (Aganippens Quelle), ist von ihm vorhanden. Sein Styl ist rein und kräftig, und seine Darstellung voll dichterischen Lebens.

Farin, ein grober Zucker in Gestalt eines Mehls, welcher entsteht, wenn die Moscavade oder der bis zur Trockenheit eingesottene Zuckersaft noch einmal aufgelöst und mit Lauge und Rindsblut eingesotten wird. Dieses Verfahren gibt den gelben Farin; löset man diesen nochmals auf und siedet ihn auf die angegebene Art, so bekömmt man den weißen Farin oder die Cassonade.

Farinelli (Carlo Broschi, genannt), einer der größten Sänger des vorigen Jahrh., wurde 1705 zu Neapel geboren. Seine hervorstechenden Talente erhielten die erste kunstgemäße Richtung von seinem Vater und darauf von Porpora, dessen Reisegefährte er auf mehren Wanderungen ins Ausland war. Er besaß die herrlichste Stimme, die schönste, die vielleicht je einem Menschen zu Theil geworden war, und bezauberte schon im 18. Jahrh. damit auf dem Theater zu Rom, wo er mit einem berühmten Virtuosen auf der Trompete einen Wettstreit bestand und durch den Umfang, durch die Kraft, Anmuth und scharf abgemessene Präcision seiner Töne den Preis gewann. Seine nachherige Reise nach Bologna hatte zum Zweck, ihn in die Nähe des Bernacchi, eines der gefeiertesten italienischen Sänger damaliger Zeit, zu führen, den er zu hören sich sehnte. 1728 empfing ihn Karl VI. in Wien mit Auszeichnung und gab ihm die redendsten Beweise seines fürstlichen Wohlwollens. Durch die Winke dieses Kaisers, welcher, als er ihn einst gehört hatte, zu ihm sagte, daß er zwar durch den majestätischen Zauber seiner Stimme Erstaunen errege, er aber auch, wenn er den Forderungen eines weiblichen Gesanges Gehör gebe, rühren könne, entzückte und fesselte in dieser Zeit Farinelli die Hörer durch seinen Gesang. 1734 wurde er von Porpora, welcher eine Theatergesellschaft nach London führte, in dessen Gefolge aufgenommen, und Farinelli zog durch den Zauber seines melodiereichen Gesanges die Augen des Publicums dergestalt auf sich, daß Händel, welcher Director einer andern Gesellschaft war, vergebens alle Mittel aufwandte, die Auflösung derselben zu verhindern. Senesino und Farinelli waren Beide zu derselben Zeit in England, aber an verschiedenen Theatern angestellt, und da sie immer an gleichen Tagen sangen, hatten sie nicht Gelegenheit sich zu hören. Der Zufall führte sie einst zusammen. Senesino hatte einen blutdurstigen Tyrannen, Farinelli einen unglücklichen, in Fesseln schmachtenden Helden darzustellen. Farinelli's erste Arie aber erweichte das harte Herz des grausamen Tyrannen so sehr, daß Senesino, den Charakter seiner Rolle vergessend, ihn entzückt an seine Brust drückte. 1737 ging Farinelli über Paris nach

Digitized by Google

König ihn reichlich beſchenkte, und nach einem kurzen Aufenthalte Frankreich, nach Madrid. Zehn Jahre hindurch ſang er jeden Abend r Philipp V. und der Königin Eliſabeth. Als dieſer Fürſt in eine ſe Melancholie verſank und faſt alle Geſchäfte vernachläſſigte, verſuchte Königin die Gewalt der Muſik, um ihn zu heilen. Sie ließ ein oncert dicht neben dem Appartement des Königs veranſtalten, und rinelli ſang plötzlich eine ſeiner ſchönſten Arien. Der König ſchien ſtfangs betroffen und bald heftig bewegt. Am Schluſſe der zweiten rie rief er den Virtuoſen zu ſich, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und agte ihn, welche Belohnung er verlange, indem er ihm Alles gewähren wollen ſchwur. Farinelli bat den König ſich raſiren zu laſſen und das Conſeil zu gehen. Von dem Augenblicke an wurde die Krankheit s Königs einer ärztlichen Behandlung fähig und Farinelli hatte die anze Ehre ſeiner Geneſung. Dieß war der Grund ſeiner unbeſchränkten unſt. Er wurde erſter Miniſter, Ritter des Calatravaordens, aber er ergaß nicht, daß er zuvor Sänger geweſen war. Er nahm nie die inladungen der Großen des Hofes an, bei ihnen zu ſpeiſen. Ueberall ediente ſich Farinelli der Gnade des Königs nur, um Gutes zu thun. Daher kam es auch, daß nacheinander 3 Könige von Spanien, Philipp ., Ferdinand VI. und Karl III., ihn mit ihrer Gunſt beehrten. Nachem er 20 Jahre lang die höchſten Ehren in Spanien genoſſen hatte, ah er ſich genöthigt, 1761 nach Italien zurückzukehren. Er ließ ſich in er Nähe von Bologna ein geſchmackvolles Landhaus bauen, mit der Inſchrift: „Amphion Thebas, ego domum". Hier ſammelte er die anehnlichſte Bibliothek für Muſik, die man je geſehen hat, erwarb ſich as Verdienſt, den P. Martini zur Abfaſſung ſeiner Geſchichte der Muſik zu veranlaſſen, die dieſer gelehrte Literator jedoch nicht vollenden onnte. Er ſtarb 1782, hochgeſchätzt und geliebt von allen Ständen.

Farnaby (Thom.), latein. Farnabius, berühmter Kritiker, geb. zu London 1575, der Sohn eines Zimmermanns, ſtudirte zu Oxford und n einer Jeſuitenſchule in Spanien, begleitete Franz Drake und John Hawkins auf ihren Seereiſen, wurde dann Soldat in den Niederlanden, deſertirte und kehrte in ſein Vaterland zurück. In der Grafſchaft Somerſet und dann zu London eine latein. Schule eröffnend, erlangte er bald einen großen Ruf und zog viele geſchickte Schüler; ſeine Anhänglichkeit an die königl. Familie zog ihm jedoch große Verfolgungen zu, und er ſtarb 1647 im Gefängniß. Er gab den Juvenal und Perſius, den Tragiker Seneca, Martial, Lucan, Virgil, Terenz, Ovid u. a. m. mit vortrefflichen Bemerkungen heraus, und ſchrieb: „Index rhetoricus ſcholus accommodatus"; „Systema grammaticum"; „Phraseologia anglolatina"; „Tabula linguae graecae".

Farneſe, ein berühmtes Haus in Italien, welches in der Mitte des 17 Jahrh. durch Papſt Paul III. die Oberherrſchaft über Parma und Piacenza erhielt und deſſen Stamm ſich bis in die Mitte des 13. Jahrh. verliert. Es beſaß damals das Schloß Farneto bei Orvieto. Die vorzüglichſten Männer aus dieſem Geſchlechte ſind: 1) Pietro, florentiniſcher Heerführer im 14 Jahrh., hatte den Oberbefehl über die florentiniſchen Truppen 1363 im Kriege gegen Piſa und rechtfertigte dieſe Wahl durch einen großen Sieg über die Piſaner (am 11. Mai), ſtarb aber ſchon am 19 Juni an der Peſt. — 2) Pietro Luigi, Herzog von Parma, natürlicher Sohn von Alexander Farneſe, nachherigen

Digitized by Google

Papst Paul III., wurde anfangs von diesem zum Herrn von [illegible] und Frescati, dann zum Herzog von Castro und Grafen Ronciglione (1528), und endlich zum Herzog von Parma und Piacenza (1545) gemacht, obwohl er von Karl V. nicht die Bestätigung erhalten konnte. Dennoch erhielt er sich durch seinen Vater, den Papst. Er ließ sich in Piacenza nieder, wo er eine Citadelle anlegte und seine tyrannische Regierung mit allerlei Beschränkungen und Mißhandlungen des [illegible] freien Adels begann. Seine schlechten und empörenden Ausschweifungen gaben Veranlassung zu einer Verschwörung, wozu Kaiser Karl V. [illegible] die Hand unter der Bedingung bot, daß des Herzogs Leben geschont würde. Das Unternehmen gelang; der Herzog wurde von 2 Verschworenen ermordet und vom Balkon auf den Marktplatz herabgestürzt [illegible] 10. Sept. 1547. Pietro Luigi hinterließ mit Hieronyma Orsini [illegible] Söhne, Alexander, Octavio und Ranuzio, eine Tochter, Namens Victoria, nachmalige Herzogin von Urbino, und einen natürlichen Sohn, Horazio Farnese, der sich später mit Diana von Angouleme, natürlicher Tochter König Heinrich's II. von Frankreich vermählte und in der Belagerung von Hesdin von den Kaiserlichen den 18. Juli 1553 getödtet wurde. — 3) Alexander, Sohn des Vorigen, Cardinal, ausgezeichnet durch Tugenden und Kenntnisse, geb. 1520, erhielt vom Papst Clemens VII. den römischen Purpur und das Bisthum Parma 1534, wurde von Paul III. zu wichtigen Sendungen in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden gebraucht, vermochte jedoch nicht, einen Frieden zwischen Karl V. und Franz I. zu vermitteln. Er lebte später in Rom den Wissenschaften und starb 1589. — 4) Ranuzio, Bruder des Vorigen, geb. 1530, ward Malteserritter, Prior von Venedig, dann Comthur von Bologna. Paul III. ertheilte ihm 1544 das Erzbisthum von Neapel, welches er gegen das von Ravenna vertauschte, und 1544 die Cardinalswürde, obwohl er erst 15 Jahr alt war. Zwei Jahre später wurde er Legat zu Pisa, Großpönitentiarius und darauf Patriarch von Konstantinopel in partibus. Julius III. verwies sowohl ihn als seinen Bruder, den Cardinal Alexander, aus Rom; Beide wurden jedoch auf Vermögen den König Heinrich's II. von Frankreich wieder in ihre Güter eingesetzt. Seine Tugenden und Rechtschaffenheit verdienten die Lobsprüche Papst Pius IV., der ihn seinem Consistorium als Muster der Nachahmung aufstellte. — 5) Octavio, Herzog von Parma und Piacenza, Bruder der Vorigen, geb. 1524, wurde von Paul III. zum Herzog von Camerino ernannt, als er sich mit Margaretha v. Oestreich, natürlicher Tochter Kaiser Karl's V. und Witwe Alexander's v. Medici, 1538 vermählte. Octavio hatte viel Mühe, die Nachfolge in Parma zu erhalten, während Ferrantus von Gonzaga, kaiserlicher Statthalter in der Lombardei, Piacenza im Namen des Kaisers besaß, zumal, da Paul III., um zu verhindern, daß der Kaiser sich nicht auch Parma's bemächtigte, damit umging, ihn auf die anderweitige Weise im Kirchenstaate zu entschädigen. Um dieß zu verhindern, entwich Octavio aus Rom und versuchte, Parma zu überfallen; allein der Anschlag mißglückte an der Treue des päpstlichen Statthalters. Octavio, hierüber aufgebracht, wandte sich an den Kaiser, und versprach, gegen kaiserliche Belehnung jede Verbindung mit Papst Paul III., seinem Großvater, aufzuheben. Paul III. starb bei der Nachricht dieses Schrittes, und Julius III. bestieg den römischen Stuhl. Von diesem erhielt endlich Octavio 1550 die Belehnung über

Digitized by Google

rma und zwar gerade in dem Augenblicke, wo er es am wenigſten hofft hatte. Dennoch drohte die Furcht vor Karl's V. Macht, von ſeiten des Papſtes ihm den Beſitz dieſes Herzogthums ſtreitig zu machen, bis nicht ein mit Heinrich II. von Frankreich durch ſeinen Stiefbruder Horazio geſchloſſener Vergleich ihn von dieſer Gefahr befreit; denn, wohl der entrüſtete Papſt alle Glieder des Hauſes Farneſe aus Rom verbannte, ihrer Güter ſie beraubte und einen Vertrag mit dem Kaiſer ſchloß, ſo ſetzten ihn doch die anrückenden Franzoſen und die Drohungen des Königs ſo in Furcht, daß er dem Hauſe Farneſe alle Beſitzungen zurückgab und Octavio als Herzog anerkannte. Auch der Kaiſer wurde in kurze Zeit darauf gezwungen, dieſem Vergleich beizutreten, und König Philipp II. von Spanien gab ihm ſogar ſpäter, um ihn von der franz. Parthei abzuziehen, Piacenza zurück (1584). Octavio ſtarb 1585, von Margarethe von Oeſtreich den berühmten Alexander von Parma und überdem noch 3 natürliche Töchter hinterlaſſend. Octavio galt zu ſeiner Zeit für einen geſchickten Feldherrn und bewies es in Deutſchland und im Kriege gegen Ferrara an der Spitze der ſpaniſchen Truppen. — 6) Alexander oder Aleſſandro, Herzog von Parma, Sohn des Vorigen, geb. 1546, begleitete ſeine Mutter als Kind nach Flandern, wo er ſchon im 10. J. ſich mit Maria, einer Nichte Johanns von Portugal, vermählte. Neigung, Muth, Gegenwart des Geiſtes und Stärke des Körpers beſtimmten ihn zu den Waffen. Die erſten Proben ſeiner Tapferkeit legte er unter Don Juan d'Auſtria in der Schlacht bei Lepanto ab. 1577 rief ihn Philipp II. aus Abruzzo, wo er ſich bei ſeiner Mutter befand, um dem Don Juan die Truppen wieder zuzuführen, die dieſer aus Flandern, wo die ſpaniſchen Angelegenheiten jetzt ſehr ſchlecht ſtanden, hatte zurückſchicken müſſen. Don Juan, der ſchon lange gekränkelt hatte, ſtarb im nächſten Jahre; Aleſſandro ward nun Statthalter, gewann Maſtricht und andere Städte zurück und ließ ſich mit den Inſurgenten in Unterhandlungen ein, wobei es ihm gelang, die katholiſchen Unterthanen mit Philipp II. zu verſöhnen, indeß ſich die proteſtantiſchen durch die utrechter Union unter einander verbanden und im Herzoge von Anjou, einem Bruder Heinrich's III. von Frankreich, einen neuen Vertheidiger herbeiriefen. Dieſer erſchien mit 25.000 Mann; bei allen Gelegenheiten aber trug Aleſſandro Siege und Vortheile über ihn davon. Mitten unter dieſen Triumphen erhielt er die Nachricht vom Tode ſeines Vaters. Um jetzt die Regierung ſeiner Staaten anzutreten, verlangte er Abſchied aus den ſpaniſchen Dienſten, erhielt ihn aber nicht, und ſah das Land, deſſen Herzog er geworden war, nie wieder. Das Glück der Niederlande, die ſich ſchwerlich lange gegen einen ſo tapfern, talentvollen und edelmüthigen Feldherrn behauptet hätten, waren die franz. Bürgerkriege. Aleſſandro rückte in Frankreich ein und nöthigte Heinrich IV., die Belagerung von Paris aufzuheben. Während ſeiner Abweſenheit hatte Moritz von Naſſau in den Niederlanden viele Vortheile gewonnen; doch ſtand er nicht nur ihm, ſondern auch Heinrich IV., mit obenein unruhigen und ſchlecht beſoldeten Truppen, ſiegreich entgegen. Bei der Rückkehr von dieſem Feldzuge erhielt er 1592 vor Caudebec eine Wunde am Arme, deren Vernachläſſigung ihm zu Arras im 47. Lebensjahre den Tod zuzog. Ueber die von ihm veranſtaltete Belagerung Antwerpens, ſ. d. — 7) Ranuzio I., älteſter Sohn von Aleſſandro Farneſe und Mariens von Portugal, geb. 1566, nahm ſo-

Digitized by Google

gleich nach ſeines Vaters Tode Beſitz von den Staaten derſelben n
erhielt die päpſtliche Belehnung. Weniger glücklich war er gewesen h
ſichtlich der Anſprüche, die er nach dem Tode ſeines Großoukels, d
Königs Heinrichs von Portugal, auf den portugieſiſchen Thron mach
denn dort trugen die Streitkräfte Spaniens den Sieg über ſeine An
davon. Papſt Clemens VIII. verlieh ihm für ſich und ſeine Nach
men die Würde eines Gonfaloniere der Kirche, 1600. Von den
genden ſeines Vaters beſaß er keine einzige; denn er war finſter, ſtr
habſüchtig und mißtrauiſch. Um die angeſehendſten Familien zu ver
ten, erdichtete er eine Verſchwörung und ließ eine große Anzahl
ſchuldiger hinrichten. Dieß unerhörte Verfahren entrüſtete die ita
ſchen Fürſten; und ſicher würde ein Krieg ausgebrochen ſeyn, w
nicht der Tod des Herzogs Vincenz Gonzaga von Mailand ihn ver
dert hätte. Auf gleiche Weiſe ließ er auch ſeinen natürlichen S
Octavio oder Ottario, der die Liebe des Volks beſaß, in einem K
verſchmachten. Ungeachtet dieſer Grauſamkeiten, beſaß er doch die b
zur Kunſt; mehre herrliche Gebäude in Parma verdanken ihm ihr
ſeyn. Er ſtarb 1622. — Odoardo, des Vorigen Sohn und N
folger im Herzogthum Parma und Piacenza, ein ſehr ſtolzer und w
ſinniger Fürſt, unternahm einige Verſuche, Cremona und andere S
zu erobern, ſowie er auch Streitigkeiten mit Papſt Urban VIII. h
Seine übermäßige Beleibtheit, die er auch auf ſeine Kinder verer
machte ihn zum Kriegsweſen faſt ganz ungeſchickt, wie leidenſchaftlich
es auch liebte. Er ſtarb 40 Jahre alt 1646. Er beſaß viel Ta
zur Satyre und große Beredtſamkeit. — Ranuzio II., geb. 1630, S
und Nachfolger des Vorigen und der Margarethe von Medicis, k
mit dem Papſte Innocenz X., hinſichtlich des Herzogthums Caſtro, ge
Streitigkeiten, welche mit der Zerſtörung der Stadt dieſes Namens
digten. Er ließ ſich größtentheils von ſeinen Miniſtern, die er aus
niedern Ständen wählte, beherrſchen, und ſtarb 1694, von 3 Gemah
nen 2 Söhne, Franz und Anton, und 1 Tochter, Eliſabeth, hinterlaſſ
welche die Gemahlin des Königs Philipp V. von Spanien wurde, u
ihm die Herzogthümer Parma und Piacenza zubrachte. — 10) Fran
ſiebenter Herzog von Parma und Piacenza, Sohn des Vorigen, t
die Regierung 1694 an, verſuchte während des ſpaniſchen Succeſſion
krieges die Neutralität ſeiner Staaten zu behaupten, obwohl dies
einige Mal von den Kaiſerlichen verletzt wurde. Mit der Gem
ſeines älteren Bruders Odoardo (der ſo dick wurde, daß er erſtickte, u
ehe der Vater geſtorben war), Dorothea von Neuburg, vermählt, ent
er wegen ſeiner ungeheuern Dicke keine Kinder, und die großen M
Europens beſtimmten daher ſchon im Voraus 1720 die Nachfolge i
Parma und Piacenza zu Gunſten eines Sohnes Philipp's V. von Spa
nien und der Eliſabeth Farneſe. Franz ſtarb den 26. Febr. 1727,
Jahre alt, und geachtet wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe und Klugh
— 11) Antonio, achter und letzter Herzog von Parma aus d
Hauſe Farneſe, geb. 1679, folgte ſeinem Bruder Franz 1727, und v
mählte ſich im folgenden Jahre mit Henriette von Eſte da er aber w
nes Alters und ſeiner Beleibtheit wegen mit ihr keine Kinder erhiel
fielen ſeine Staaten nach ſeinem Tode, 1731, an den Sohn Philipp
V., Don Carlos von Bourbon, der dieſelben aber bei Gelangung z
den ſicilianiſchen Thron an den Infanten Don Philipp, ſeinen leiblich
Bruder, 1748 abtrat. S. Parma.

Digitized by Google

Farnesisch. Diesen Beinamen gibt man verschiedenen berühmten Antiken, von dem Orte, wo sie sich befinden, dem farnesischen Pallaste in Rom, welcher ehedem dem Hause Farnese gehörte und nach dem Aussterben desselben an den König von Neapel kam. Die vorzüglichsten Kunstsachen dieser Sammlung sind nach Neapel geschafft worden.

Farneworth (Farnsworth, Richard), einer der ersten Schüler Fox's, Stifters der Quäker, fügte zu den wunderlichen Träumereien seines Lehrers noch die pünktlich von den Quäkern beobachtete Vorschrift, alle Menschen, selbst die Könige, mit Du anzureden, und bewies dieß in einem Buche, indem er behauptete, daß der entgegengesetzte Gebrauch eine für „Kinder des Lichts" (so nennen sich die Quäker) unwürdige Schmeicheleri sey. Fox billigte diese Meinung und führte sie bei den Quäkern vollends ein.

Faro, 1) Stadt im portugiesischen Königreich Algarbien, an der Mündung des Flusses la Quarteira, der hier einen Hafen bildet; hat in 1127 Häusern 8600 Einw. Bischof, Kathedrale, Wein- und Feigenbau, Handel, Leuchtthurm, Rhede, Fischerei. — 2) Italienisch so v. w. Leuchtthurm. Faro di Messina, Meerenge bei Messina, von einem auf dem Cap Faro stehenden Leuchtthurm.

Faroer oder Fahr-Inseln, eine Gruppe von 25 dänischen Inseln in der Nordsee über Schottland zwischen Island und den shettländischen Inseln von 40 QM. 17 derselben sind mit 6350 Menschen bevölkert. Sie stehen unter dem Stiftsamtmann zu Island, haben aber einen Provinzialrichter. Die Inselfelsen haben nur eine höchstens eine Elle dicke Erdschicht, aber eine gute Nebelweide für Schafe und Rindvieh. Korn und Gartenfrüchte gedeihen noch unter Schutz gegen herrschende kalte Winde. Die hiesige Schafrace hat die feine shettländische Wolle, die gewiß sich noch mehr veredeln ließe. Da hier die Bäume aus Vorurtheil, daß sie hier nicht gedeihen könnten, sehr fehlen: so gibt es hier ein großes Wild, desto ergiebiger sind aber der Eidervogel, Enten, Pelicane, Gänse, Fische, Robben, Wallfische, Kabliaue, Heringe, Lachse, Steinkohlen und Torf. Nach England und den Niederlanden existirt mancher Schleichhandel. Statt der Münze regulirt sich hier Alles nach Schaffellen. Der luth. Pfarrer sind 7, der Kirchen 38. Stromen ist die Hauptinsel

Farquhar (Georg), ein englischer Dramatiker, geb. 1678 zu Londondery in Irland, verließ Dublin, wo er auf Schulen war, um sich mit einer Gesellschaft von Schauspielern zu vereinigen. Da er aber auf der Bühne kein Glück machte, ging er nach London und trat als Lieutenant in das Regiment des Grafen Orrery. Seine Neigung fürs Theater befriedigte er jetzt durch Arbeiten für dasselbe. 1698 gab man sein erstes Lustspiel: „Amor in einer Flasche", welches gefiel; 1700: „Die standhaften Liebenden", und bald darauf: „Sir Harry Wildair", „Der Unbeständige" und „Der Officier auf Werbung". Sein letztes und mit dem größten Erfolg aufgeführtes Lustspiel sind „Die Kriegslisten". Er starb den 29. April 1707 in der Mitte seiner Laufbahn und hatte sich durch seine höchst ergötzlichen und ziemlich ausgelassenen Theaterstücke Ruf erworben.

Farrenkraut, eine Pflanzenfamilie mit unkenntlichen Geschlechtern, welche nach Linné eine Menge von Arten unter sich begreift. Farrenkraut (radix polypodii maris, Pharm.), die gegen 6 Zoll lange, 2 bis 3

Digitized by Google

Zoll dicke, aus vielen eirundlänglichen Knollen bestehende, einen g tenen Zopf gleichende Wurzel des in schattigen Wäldern zwischen be Felsen häufig wachsenden männlichen Farrenkrauts (aspicium filix Die von allen anhängenden Schuppen gereinigten, außen grünlich b braunen, innen gelblichen, ekelhaft süßlich, schleimig, bitterlich, schmeckenden Knollen sind eins der kräftigsten Mittel gegen den wurm und werden gepülvert für sich allein, täglich 2—3 Mal zu 3 Drachmen gegeben; auch sind sie das Hauptingredienz der Rufu und Herrenschwandischen Mittel.

Fars, Farsistan, das eigentliche Persien (s. d.).

Fasanen- oder Conferenzinsel, kleine Insel in der Mi des Bidassoa in Spanien, in Biskaya, Provinz Guipuzcoa, an der Grenze. Hier wurde 1659 der pyrenäische Friede geschlossen.

Fasanerie nennt man die Anlage zur Hegung der Fasanen unterscheidet zahme und wilde Fasanerien. In erstern befinden sich Vögel innerhalb eines eingehegten Stück Landes eingeschlossen, m gehören dazu verschiedene Gebäude und andere Anstalten, welche jehnlichen Aufwand erfordern. Bei Anlegung einer solchen Fas gibt man jedem Hahn 9 bis 10 Hühner. Sie müssen mit Ba Gerste und Hanf reichlich versorgt und überhaupt gut gewartet we wenn sie sich stark vermehren sollen. Der Wärter sammelt täglich Eier und legt 12 bis 15 derselben einer jeden Henne unter, die brü will. Statt der Fasanenhennen kann man auch Haus- und Truthen die Ausbrütung besorgen lassen. Sie erfordern ein eigenes Gebäude, a Brütehaus. Die Jungen werden in den ersten Tagen mit zerhackten g sottenen Eiern, mit gleichfalls zerhackter Peterstlie, Nesseln und andern Kräutern und Semmelkrumen gefüttert. — Eine wilde Fasanerie erf dert dergleichen kostbare Anstalten nicht, sondern nur ein kleines Gebäu in welchem verschiedene Kirrungen und Stände angebracht werden wohin man die Fasanen zusammenlegt. Bei dieser Einrichtung streif diese Vögel frei im Gebüsch und auf benachbarten Wiesen und Feldern umher, brauchen nur im Winter gefüttert zu werden und vermehren sich ohne weitere Mühe recht gut. Nur dürfen in der Nachbarschaft keine Raubthiere geduldet werden. Das Fleisch der Fasanen wird für das delikateste unter allem Geflügel gehalten. In den meisten Ländern Europa's kommt es allein dem Landesherrn zu, Fasanerien anzulegen. Die prächtigsten von allen Fasanenarten sind der in China einheimische Goldfasan und Silberfasan, welche beide Gattungen in vielen Fasanerien und Menagerien in Europa gehalten werden und auch in unserm nördlichen Klima recht gut fortkommen. Die besten deutschen Fasanen sind in Böhmen. S. des Czernin'schen Forstbeamten Ant. Schönbeck „Anleit. zur Fasanenzucht" (Prag 1822).

Fasces, bei den alten Römern, ein Ehrenzeichen, bestehend aus einem Bündel glatter Stäbe, aus deren Mitte, zum Zeichen der Gewalt über Leben und Tod, ein Beil hervorragte, welches den römischen Magistratspersonen nach Verhältniß ihres Ranges, der die Zahl der Fasces bestimmte, von den Lictoren auf den Schultern vorgetragen wurde. Vor dem versammelten Volke wurden, um die Oberherrschaft desselben anzuerkennen, die Fasces gesenkt; auch in der Hauptstadt die Beile aus denselben weggelassen.

Digitized by Google

Fasch (Karl Friedrich Christian), königl. Kammermusikus zu Berlin, 1736 zu Zerbst. Seinen ersten Unterricht erhielt der talentvolle ıbe von seinem Vater, welcher selbst Tonkünstler war; späterhin er- lte der Concertmeister Höckh auf der Violine ihm Unterricht. 1750 Violinspielen schon merklich fortgerückt, übergab ihn sein Vater der ung des geschickten Musikdirektors Härtel in Strelitz, bei welchem er außer seinen Lehrstunden am liebsten mit der Harmonie und dem gelspielen beschäftigte. Sein Talent machte den Concertmeister Franz nda auf ihn aufmerksam, der ihn 1756 Friedrich II. an die Stelle es zweiten Clavieristen empfahl. Nach mehren religiösen Bedenklich- en des Vaters — der ein sehr eifriger Katholik war — über den fglauben, trat der junge Fasch 1756 seinen Dienst in Potsdam mit 0 Thlr. Gehalt an. Hier nun bestanden seine Berufspflichten darin, der täglichen Kammermusik des Königs den Flügel zu spielen. Die te Veranlassung zu seiner später glänzendern Epoche war eine Messe 4 Chöre und 16 Realstimmen von O. Benevoli, welche der Capell- ister Fr. Reichardt aus Italien mitbrachte. Bei diesem Kunstwerke ıte er augenblicklich den Entschluß, ebenfalls eine Messe für 4 Chöre d 16 obligate Stimmen zu setzen, welche auch in wenig Wochen llendet war. 1780, wo er im Hause des verstorbenen Geheimen- athes Milow Unterricht ertheilte, bildete sich bald ein kleines Vocal- ncert. Da sich immer mehr Lernbegierige zu diesem kleinen Chor ıfanden, so sah man sich endlich genöthigt, einen größern Saal anzu- hmen, welcher die schon bis auf 20 Mitglieder gestiegene Gesellschaft ssen konnte. Für diese Gesellschaft componirte nun Fasch immer neue ücke, unter mehren das berühmte 8stimmige Miserere. 1790 erhielt eses Institut, durch die Verwendung des Staatsministers von Heiniz, n ovalen Saal der Kunstakademie unter den Linden zu ihren Proben ıd Aufführungen. Nachdem nun diese Anstalt an Zahl der Glieder (1797) sich auf 84 vermehrt hatte, überließ Fasch die Direction seinem chüler und Gehülfen Zelter. Nun waren bereits 9 Jahre verflossen, itdem Fasch mit so reinem Eifer für die Kunst, bloß mit Zelters (s. d.) Beihülfe diese Anstalt gebildet, und mit jedem Jahre der Voll- mmenheit näher gebracht hatte, als am 2. Dez. 1798 sein 63. Ge- urtstag von der Gesellschaft auf eine ausgezeichnete Art gefeiert wurde, n welchem Tage Fasch durch eine Zulage von 100 Thlr. von Friedrich Wilhelm III. zu seiner bisherigen Pension von 400 Thlr. erfreut ward. Im 3. Juni 1800 war es das letzte Mal, wo er die Akademie besuchte. Er starb am 3. Aug. d. n. J. ruhig in seinem Lehnstuhle. Seine Büste n weißem Marmor, durch Schadow verfertigt, wurde 1801 im Ver- ammlungssaale unter Absingung der oben genannten großen Messe eierlich aufgestellt. In Fasch's Kunstwerken leuchtet eine tiefe Kenntniß er Theorie der Tonkunst, verbunden mit einem verständlichen Sinne nd innigem Ausdrucke hervor; und wenn er im vielstimmigen Satze ine, vor ihm noch nicht erreichte Vollkommenheit an den Tag legte, o bewundern wir noch jetzt darin den künstlichen Contrapunkt, welcher mit der größten Einfachheit und mit der ausdrucksvollsten Melodie in llen Stimmen gesetzt ist. Sein 16stimmiges Kyrie und Gloria wurde von Hiller als ein Werk angekündigt, das an Tiefe und Geschmack Alles übertreffe, was man früher in dieser Gattung gehört habe; und dieses

Digitized by Google

großen Meisters Urtheil haben die Kenner unterschrieben. Ein [illegible] Verlust ist es, daß Fasch, der in Allem nach höchster Vollkommenheit strebte, seine meisten Compositionen noch vor seinem Tode verbrannt ließ, sodaß wir der Zahl nach nur wenig von ihm besitzen. Sein Schüler und Nachfolger Zelter hat seine Verdienste in einer eignen Schrift (Berlin 1801) gewürdigt.

Faschinen (beim Festungsbau) sind Reisigbündel, welche 6–[illegible] lang und gewöhnlich 1′ stark sind. Um sie zu verfertigen, schlägt man 2′ von einander entfernte Kreuzböcke (zwei nach Art der Sägeböcke [illegible] kreuzende Pfähle) ein, deren Kreuzungspunkte genau in einer horizontalen Linie liegen müssen, wirft ein Bündel Ruthen auf diese so gebildete Faschinenbank, zieht sie mit einem Strick fest zusammen und [illegible] alle 2′ eine zusammengedrehte Weide um die entstehende Faschine. Die über der bestimmten Länge hervorragenden Ruthen werden abgehauen oder umgebogen und mit eingebunden, wo dann die Faschine eine [illegible] faschine heißt. Bekleidet man eine Brustwehr mit Faschinen, so werden sie, sowie das Aufschütten der Erde vorrückt, nach und nach an die zu revetirende Fläche gelegt und ihnen theils durch eingeschlagene Pfähle, theils durch Anker, d. h. durch lange, nach Art der Stricke zusammengewundene Weiden, von denen ein Ende als Schlinge um die Faschine, das andere einen Fuß von derselben an einen Pfahl befestigt wird, und in die Erde der Brustwehr schief eingeschlagen, das Loßreißen der Bekleidung hindert, gehörige Festigkeit gegeben. Nicht bei der Bekleidung steiler Böschungen allein werden indessen die Faschinen angewendet, man braucht sie auch in unzähligen andern Fällen, besonders bei Belagerungen und Wasserbauten. Werden sie zum Batteriebau sehr lang und dick gemacht, so erhalten sie den Namen Batteriewürste.

Fasching, so v. w. Karneval (s. d.).

Faserstoff, 1) vegetabilischer (Holzstoff) ist der Hauptbestandtheil aller Pflanzen und bleibt, nachdem alle übrige Bestandtheile durch Wasser, Alkohol oder andere Ausziehungsmittel ausgezogen worden ist, als ein Körper zurück, von schmutzig weißer Farbe, ohne Geruch und Geschmack, von faseriger Textur, specifischerer Schwere als das Wasser in verschiedenen Verhältnissen. Stärkemehlartig findet er sich in Kartoffeln, Möhren und andern Pflanzenkörpern. 2) Thierischer (Fibrine) findet sich in allen festweichen Theilen des thierischen Körpers, besonders in Muskeln, aber auch im Blute, ist frisch schmutziggrau von Farbe, geruch- und geschmacklos, elastisch, fadenartig; getrocknet gibt er eine gelblichweiße Masse, schwerer als Wasser; verbrennt mit Horngeruch und hinterläßt als Asche phosphorsauren Kalk, und Magnesia, kohlensauren Kalk und Natron.

Faß, ein vom Böttcher gefertigtes, in der Mitte etwas bauchiges Gefäß, dessen Erfindung dem Speusippos (den man aber gar nicht recht kennt), nach dem Polydorus Vergilius zugeschrieben wird; auch ein Maß. In Berlin hält ein Faß 2 Tonnen, 8 Ohmchen oder 192 Maß; in Sachsen: 2 Viertel, 4 Tonnen, 6 Dreiling oder 360 Meßkannen. Dieß gilt für flüssige Dinge. Aber auch als Gemäß für trockene Dinge kommt Faß an einigen Orten vor. So hat in Hamburg 1 Faß 2 Tonnen oder 8 Spint.

Faßlichkeit, im Lehrvortrag eine solche Darstellung der Unterrichtsgegenstände, daß, bei gehöriger Aufmerksamkeit, Diejenigen, für welche der

Digitized by Google

terricht bestimmt ist, auch wirkliche Erkenntniß und Belehrung dadurch alten. Sie beruht auf einer nur durch Uebung und Erfahrung zu ngenden Kunst, und muß besonders das Fassungsvermögen der zu Unterstenden berücksichtigen, das theils in natürlicher Anlage, theils in geiger Vorbildung zu einem zu empfangenden Unterrichte gegründet ist. gemessene Zusammenstellung des Vorzutragenden, Hervorhebung des chtigern, scharfe und richtige Bezeichnung, Erläuterung des an sich t Klaren ist insbesondere dazu erforderlich.

Fassen, Edelsteine, dieselben in goldenen oder silbernen Einfassungen stigen. Es wird für jeden Edelstein ein Kasten gemacht, dessen Rand die Facetten desselben angedrückt, bisweilen ist der Kasten unten offen jour gefaßt); bei Diamanten wird gewöhnlich auf den Boden des stens ein Grund von Mastix und Elfenbein gelegt, bei grünen Steinen d häufig weißes Papier oder klare Kreide (à poudre fassen), bei chen Steinen Folie unterlegt.

Fassung, Gemüthszustand, in welchem der Geist, in einer durch rwartete Ereignisse herbeigeführten Störung, seine Freiheit wenigs so weit wieder gewinnt, um zu Selbstbestimmungen fähig zu rden.

Fasten, 1) die gänzliche Enthaltung vom Genuß von Nahrungsteln, in Zeiten, wo ein von Natur oder Gewohnheit herbeigeführtes dürfniß solche fordern; ist in leichten Unpäßlichkeiten, denen eine örung der Verdauung zum Grunde liegt, öfters das sicherste Mittel, diese schnell und vollständig zu beseitigen. Ein über mehre Tage erstreckendes Fasten erträgt der Körper nicht, sondern geräth, außer n lästigen Gefühl des Hungers, allmählig in einen Krankheitszustand, meist schon vor dem 7. Tage zum Tode führt. Bei völliger Körruhe, und dem Genusse von Wasser, kann das Leben noch etwas nger erhalten werden. 2) Eine Enthaltung von kräftigen Nahrungsteln, besonders Fleischspeisen, und Beschränkung auf die Nothdurft Ernährung, ist nicht nur in Krankheiten gewöhnlich von der Natur ch Abneigung gegen Speisen geboten, sondern auch ein kräftiges rderungsmittel für die geistige Thätigkeit, auch zur Sammlung des müths, wo es auf Erhebung desselben ankommt; daher ist auch 3) sten eine gewöhnliche Religionsübung. Als solche kommt es schon den ältesten Religionen vor. Bei den Indiern ist das Fasten eine r gewöhnliche religiöse Handlung und machte schon in den ältesten iten eine der Kasteiungen der Fakirs aus; die Juden fasteten anfangs nur an dem großen Versöhnungsfest; doch später ward es gewöhnger, und in dem A. T. finden sich mehre Beispiele öffentlicher und iwilliger Fasten. Zu Jesus Zeiten schien dasselbe den Pharisäern vernstlich. Die heutigen Juden haben 5 Hauptfasttage, außerdem eine enge kleiner, die von den orthodoxen unter ihnen sämmtlich mit vielen remonien beobachtet werden. Bei den Aegyptern war ein langes sten Derer gewöhnlich, die der Isis opfern wollten, oder sich ihr zum enste weihten. Bei den Griechen war bei der Einweihung zu den eusinien dem Fasten ein besonderer Tag gewidmet. Bei den Römern eint dasselbe wohl angeordnet, aber nicht immer ausgeführt worden seyn; wenigstens erwähnt nur Livius ein alle 5 Jahre zu Ehren r Ceres angeordnetes Fasten. — Bei den Christen kamen die Fasten, h. die Enthaltung von Fleisch, Butter und andern thierischen Nah-

rungsmitteln, bald auf. Vielleicht veranlaßten die Anachoreten dazu. Die ältesten Christen fasteten an den sogenannten Vigilien, d. i. in Nächten, die vor den großen Festen (s. Feste) vorhergingen, und Fasten zur Vorbereitung der würdigen Feier des Festes dienten. Ostend waren hingegen die Fasten an den drei Quatembertagen jedes Vierteljahres, in den 40 Tagen vor Ostern, welche, auf das 40tägige Fasten Jesu in der Wüste sich beziehend, ausschließlich die Fasten genannt wird. Tertullian u. A., auch die ersten Concilien nennen das 40tägige Fasten einen alten Gebrauch; daher haben Viele behauptet, sey von den Aposteln selbst eingeführt worden. Anfangs war das Fa der frommen Gesinnung der Gläubigen freigestellt, später aber wurde die gute Sitte von der Kirche zum Gesetz erhoben. Die Griechen zu dieser Fastenzeit, wie auch sonst, mit dem Fasten am strengsten. Fasten beginnt mit dem Montag nach Sexagesima; von da bis Sonntag Quinquagesima dürfen sie noch Eier, Butter, Käse, Milch, da an bis Ostern nicht einmal dieses mehr, auch, ausgenommen Sonntage und Sonnabende, keinen Wein und kein Oel genießen. Mariä Verkündigung und zum Palmsonntage dürfen sie Fische In der Charwoche müssen sie am Donnerstag, Freitag und Sonna ganz fasten, höchstens etwas Brot und Wasser genießen. Außer Zeit fasten die Griechen noch vom 15. Nov. bis 24. Dec. (Weihnach hier sind Fische, Oel und Wein zu genießen erlaubt; vom 1—15. gust zu Ehren der heil. Jungfrau, wo obige Gegenstände verboten und vom ersten Montag nach Pfingsten so viele Tage lang, als zwi Ostern und dem 2. Mai liegen, zum Andenken an die Sendung Apostel (wie die Weihnachtsfasten). Außerdem hat man noch kleine, auch außerordentliche, von den Bischöfen gebotene Fasten und jeder Woche 2 Fasttage, den Mittwoch und den Freitag. Bei den sten Fasten ist das Branntweintrinken erlaubt. — Die katholische Kir hält die Fasten, weil sie in der Schrift zwar nicht geboten aber doch billigt und empfohlen sind (Math. 4, 1. ff. 6, 16. ff. 9, 14. f. Ap stelgesch. 13 2. ff.) und sie zur ältesten Kirchendisciplin gehören. Sie werden von ihr nicht als ein an sich selbst verdienstliches heiliges Werk sondern bloß als ascetisches Mittel zur Erleichterung der Herrschaft des Geistes über den Körper, als Uebung der Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, als Weckung der Buße u. s. w. betrachtet: das Fasten im Geiste der katholischen Kirche, sowie die Abstinenz in den letzten Wochentagen, wo der Katholik sich nur von Fleischspeisen zu enthalten verpflichtet ist, soll — wie Bischof Sailer in seinem „Handbuch der Moral" sagt — den Menschen, der noch nicht zur innern Besserung durchgedrungen, nichts als vorüben zum geistigen Fasten, dazu, daß er der Sinnlichkeit alle Nahrung entziehen lerne und dadurch zum innern Leben tüchtig gemacht und so der Buchstabe zum Geiste belebt werde. — Die katholische Kirche hatte ehedem drei längere vorgeschriebene Fastenzeiten, wovon die oben erwähnte 40tägige Fastenzeit vor Ostern noch jetzt beobachtet wird. Außerdem gibt es noch andere gebotene Fasttage, nämlich alle Vierteljahre (Quatemberfasten), an den Vorabenden großer Feste (Vigilien), dann alle Freitage und an einigen Orten auch noch alle Sonnabende des Jahrs. In allen diesen Fasten ist geboten, sich alles Fleisches (jedoch mit Ausnahme der Fische und Wasserthiere, z. B. der Fischottern) zu enthalten; sonst war dieß auch mit den Eiern, der

Digitized by Google

ilch und Butter der Fall, der Papst gestattete diese jedoch (in beson-
n Butterbriefen) gegen eine Abgabe zu essen. Jetzt ist die Disciplin
Kirche in diesem Stücke weit milder als ehedem. Manche Mönchs-
en (so die Trappisten) sind das ganze Jahr hindurch bloß auf Vege-
ilien beschränkt. Junge Leute unter 21 Jahren, Schwangere, Säu-
de, Kranke, mit schwerer Körperarbeit sich Beschäftigende, Soldaten
Felde sind zu einem Abbruch von Speisen nicht verpflichtet; auch
den vom Bischof und in vielen Fällen vom Pfarrer Dispensationen
att. Die Protestanten nahmen die Fasten zur Zeit der Reformation
s der katholischen Kirche um der Schwachen Willen mit herüber; doch
d dieselben in späterer Zeit selbst unter den evangelischen Christen fast
nzlich abgekommen. Nur an manchen Orten ist es noch Gebrauch,
gewissen Zeiten, z. B. an Buß- und Communiontagen, als Beweis
hrer Reue und Mittel der Buße, sich der Speise und des Trankes,
nzlich oder zum Theil zu enthalten, welches aber lediglich dem Ge-
ssen eines Jeden überlassen bleibt. Bei den Muhammedanern ist
s Fasten eine verdienstliche Handlung und entweder zur Abbüßung
n Verbrechen oder zu Erfüllung von Gelübden ein freiwilliges oder
n gebotenes. Letzteres findet im Monat Ramadan Statt. Hier darf
in Muhammedaner, vom Aufgang der Sonne an bis sich der erste
tern sehen läßt, einen Bissen essen; sogar Klystiere nehmen, baden,
arfüm riechen, den Speichel schlucken, ein Weib küssen, bricht die Fa-
n. Selbst wer in dieser Zeit Arznei nimmt, ist strafbar, es sey denn,
glaube dadurch zu genesen, wo er aber einen Armen speisen muß,
n die Arznei mit gutem Gewissen nehmen zu dürfen. Im Augenblick
ber, wo sich der erste Stern sehen läßt, kann jeder Türke essen, was
will. Auch die Amerikaner kannten, als die Europäer zu ihnen
men, das von der Religion gebotene Fasten und hielten es. 4) So
iel wie Fastenzeit, die dem Andenken an das Leiden und Sterben Jesu
hristi heiligen 40 Tage vor dem Todestage Jesu, in welchen die Lei-
ensgeschichte gelehrt oder erklärt wird, das Orgelspiel gedämpft oder
anz ausgesetzt ist, öffentliche Lustbarkeiten, Musik, Tanz ꝛc. eingestellt
nd; selbst für Trauungen muß an den meisten Orten Dispensation
esucht werden. Vgl. Karneval und Fastnacht.

Fasti, Name des römischen Kalenders, bestehend aus marmornen Tafeln, in welche die Consulate, Kriege, Siege ꝛc. eingegraben waren. Man theilte sie in Fasti minores oder majores ein. In den ersteren fand man eine Darstellung des Jahrs nach seinen Monaten, in welchem die glücklichen und unglücklichen Tage, die Comitial- und Feiertage ꝛc. ingezeichnet waren. Bis zum J. 550 d. Stadt Rom (204 v. Chr.) hielten die Pontifices diese Fasti sehr geheim, und machten dem Volke nur Das, was es wissen sollte, durch Herolde bekannt. Als aber der Pontifex Maximus Appius Claudius blind geworden war, ließ er den Kalender durch Cn. Flavius abschreiben und ohne Einschränkung bekannt machen, worauf die Fasti in marmorne Tafeln gehauen und zu Jedermanns Kunde öffentlich im Capitolium aufgestellt wurden. Es war die größte Ehre, wenn Jemandes Name in die Fasti angeschrieben wurde, sowie es die größte Schande war, wenn ein solcher Name in den Fasti's wieder ausgelöscht wurde. Von den römischen Fasti's haben auch Ovids Bücher, worin er die römischen Feste durchs ganze Jahr beschreibt, den Namen Fasti.

Digitized by Google

Fastnacht (Sittengesch.), 1) eigentlich der Tag vor dem 40
gen, Ostern vorhergehenden Fasten; 2) dann die 3 Tage vor de
ben; 3) in weiterer Bedeutung so viel wie Karneval (s. d.). D
Fastnachtsposse, eine Posse, wie sie nur zur Zeit der Fasten an e
vernünftigen Menschen entschuldigt werden kann. In der Fasten
standen im 13. Jahrh. durch die Fastnachtsspiele die ersten deut
Schauspiele. Die Mummereien des Karnevals führten von selbst
den Gedanken, eine angenommene Rolle durchzuführen. Um dem
fen zu gefallen, ahmte man die Sitten des gemeinen Lebens mit U
treibung nach, um das Lachen desto sicherer zu erregen. Was auf
nur ein Fastnachtseinfall gewesen war, erhielt nachher Ausbildung.
die Fastnachtszeit", sagt Flögel in seiner „Geschichte der komischen
ratur" (Bd. 4, S. 292), zogen zuweilen verkleidete Personen aus e
Haus ins andre, um ihren Freunden und Bekannten eine Lust zu
chen. Eine lustige Gesellschaft dieser Art kam auf den Einfall, in d
Verkleidung Etwas vorzustellen und eine dieser Mummerei gemäße
terredung zu unterhalten. Dieser Versuch gelang ihr, man lobte
unbekannten Schauspieler, man bewirthete sie oder beschenkte sie. D
den Beifall aufgemuntert, verstärkten sich die Banden, und ihre Fa
und Gespräche wurden allmählig länger, bis sie zu ordentlichen N
ahmungen menschlicher Handlungen anwuchsen". In Nürnberg, w
seiner Waaren und seines Witzes berühmt, war es, wo aus der B
derschaft der Meistersänger die ersten Fastnachtsspiele hervorkamen, d
und lustig, wie sie dem bürgerlichen Geschmacke der Reichsstädter
sagten. (S. Folz, Rosenblüt und Sachs.) Diese Stücke sind
wandt mit den Masks der Engländer und den Farces der Franz
und die geistlichen Fastnachtsspiele, religiöse Burlesken, mit den My
res und Moralités. Nach alter Sitte wurden diese Fastnachtsspiele
einen Ausrufer oder Herold eröffnet und beschlossen.

Fatalismus (Rel. Philos.), Glaube an das Schicksal (fatum)
eine unbedingte Nothwendigkeit. Indem man früher schon wahrn
daß nicht bloß die Klugheit, Vorsicht und Kraft des Menschen
dem Walten jener unsichtbaren Macht, in welcher der reine Deis
dem Christen die oft unbegreifliche, aber immer weise und gütige Fü
der Gottheit verehrt, scheiterten, sondern auch, daß die Ereignisse
Begebenheiten, welche Menschen erfuhren, nicht immer mit der sittl
Würdigkeit derselben in Uebereinstimmung standen, bildete sich
Glaube in der Kindheit des menschlichen Geschlechts um so leichter
je weniger es sich über die Sphäre der sinnlichen Wahrnehmun
erheben vermochte. So tritt der Glaube an das Fatum dunkel
bei Homer und Hesiod hervor; vermischt mit dem Sternendienst (
latischer Fatalismus) finden wir denselben bei den Chaldäern,
indeß das Fatum den Gestirnen unterordneten, aus denen sie au
Schicksale vorhersagen zu können wähnten. Auch bei den Juden,
sonders den Pharisäern, Sadducäern und Essäern fand der Fatali
Anhänger. Bei den Griechen bildete sich diese Idee bald philos
aus. Thales nahm wahrscheinlich eine, von dem unwandelbaren
schlusse der Gottheit bedingte Nothwendigkeit an. Pythagoras hatte
Macht des Fatalismus beschränkt und der menschlichen Freiheit und
Zufall einen Einfluß auf die Begebenheiten eingeräumt. Heraklit
digte bei seinem Fatalismus ebenfalls wieder der Idee der allgem

Digitized by Google

Nothwendigkeit; so auch Demokrit; Plato, die Widersprüche zwischen der Idee des Fatalismus und der Freiheit klarer inne werdend, suchte sie vergebens zu lösen, da nach seiner Lehre die Freiheit das Fatum vernichtet. Die Stoiker, die den von Aristoteles nicht weiter verfolgten Streit aufnahmen und die von Thales, Pythagoras, Heraklit und Demokrit vernachlässigten Widersprüche in der ursächlichen Verbindung fühlend, strebten das Räthsel dadurch zu lösen, daß sie das Fatum über die Gottheit setzten; aber mit der Willensfreiheit wußten sie dasselbe um so weniger zu vereinigen, je mehr sie jenen Begriff festhielten. Die Scholastiker, besonders Malebranche, Aristoteles folgend, führten den Streit nicht tiefer. Erst Hobbes, der nach dem vergessenen Diodorus Kronus den unbedingten Satz vom zureichenden Grunde in der Kraft aufstellte, und somit die Freiheit vernichtete, regte ihn wieder auf. Ihm folgte im Ganzen auch Spinoza. Als aber Bayle die menschliche Freiheit hart angriff, erhob sich Leibnitz, indem er die Nothwendigkeit der Macht der Gottheit so unterordnete, daß er ihr die Freiheit, die Gesetze der Natur zu ändern, einräumte, den Einflüssen der Ereignisse auf menschliche Entschließungen aber keine zwingende Gewalt zugestand, als ihr Vertheidiger und zugleich als Vermittler derselben mit dem Fatum. Die theoretisch-praktische größeste Ausbildung fand der Fatalismus im Moslemismus; daher man nicht bloß den astrologischen, stoischen, spinozischen und vernünftigen, sondern auch den türkischen Fatalismus, welcher letztere eine absolute Vorherbestimmung annimmt, unterscheidet. Der Glaube an diese Vorherbestimmung läßt den muhammedanischen Krieger und den Verurtheilten dem Tode ruhig entgegen gehen und rechtfertigt im Auge des Türken seine Indolenz, sein starres Halten an den alten Brauch, die Verabsäumung jeder Medicinalpolizei, wodurch jede schöne menschliche Energie und Verbesserung der Staatswirthschaft und der Disciplin im Heere gelähmt wird. Bekanntlich macht der gegenwärtige Sultan hiervon eine ebenso seltene als rühmliche Ausnahme. Ohnerachtet das Christenthum durch seine Lehre von der Vorsehung das beste Mittel enthält, um die Irrthümer des Fatalismus zu berichtigen und ihn mit der Willensfreiheit auszusöhnen, so gelang dieß doch um so weniger, je mehr eines Theils die einseitige Speculation der neuern Pantheisten und Atheisten, welche, obgleich ihre Triumphe in Frankreich sich schnell überlebten, auf dem Felde der theoretischen Philosophie fortschreiten, andern Theils der starre Dogmatismus, welcher das tiefere Auffassen der Lehre des Heilands verschmäht, von derselben gleich weit sich entfernten und den Streit um so mehr verwirrten, da sie denselben seit der Reformation auf das Gebiet der Religion verpflanzten, wo er, nur den Namen wechselnd, besonders von den Religions- und Moralphilosophen der neuern Zeit, als Determinismus und Indeterminismus, als Prädestinationismus ꝛc. sich fortsetzt. Ueber den vernünftigen Fatalismus, der ganz mit der christlichen Lehre von der Vorsehung übereinstimmt, s. Vorsehung. Auch in der Aesthetik, besonders im Trauerspiel, ist der Fatalismus und der Glaube an ihn von Wichtigkeit, und besonders in neuerer Zeit wieder durch Müllner's Trauerspiel: „Die Schuld", noch mehr aber durch Grillparzer's „Ahnfrau" u. s. w. zur Sprache gekommen. Läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der Glaube an ein ohne des Menschen Schuld, noch die Sünde der Vorfahren rächendes Fatum unchristlich und der Wahrheit zuwider ist, so ist doch derselbe so

Digitized by Google

poetisch, daß er allerdings für einen Dichter verlockend ist, denselben ein dichterisches Produkt einzuweben. Vergl. J. C. G. Werdermann „Versuch einer Geschichte der Meinungen über Schicksal und mensch. Freiheit" (Leipzig 1793).

Fata Morgana (Mirage, Kimmung, Luftspiegelung) nennt man die auf der Küste der Meerenge von Messina bei heiterem, warmem und stillem Wetter über dem Meere aufsteigenden Lufterscheinungen, die sich oft zu seltsamen Bildern gestalten und aus den von der Sonne empfangenen Dünsten des Meeres entstehen. Sie werden von den Einwohnern so benannt, weil die Sicilianer sie ehemals einer Fee Morgana zuschrieben. Der Pater Angelucci ist der Erste, welcher das merkwürdige Phänomen mit Genauigkeit beschrieben hat. „Den 1. August 1643 ward ich, — so erzählt er — da ich am Fenster stand, mit einer bewundernswürdigen und angenehmen Erscheinung überrascht. Die See, welche die Ufer Siciliens bespület, schwellte auf und schien in einer Länge von 10 Meilen eine Kette finsterer Gebirge zu seyn; hingegen die Gewässer Calabriens ganz still und eben waren und in dem Augenblicke einem reinen gut polirten Spiegel gleich zu seyn schienen, der sich herabwärts gegen die obenerwähnte Reihe Hügel neigt. In diesem Spiegel stellte sich eine Reihe von mehren tausend Pfeilern dar, die alle von gleicher Höhe waren, in gleicher Entfernung standen und bei denen Licht und Schatten auf gleiche Weise vertheilt waren. In einem Nu verloren sie die Hälfte ihrer Höhe und beugten sich in Schwibbögen, den römischen Wasserleitungen ähnlich. Hierauf bildete sich oben auf der Spitze ein langer Kranz, und darüber erhoben sich unzählige Schlösser, die alle einander vollkommen gleich waren. Diese löseten sich bald wieder in die Gestalt von Thürmen auf, die gleich darauf in Säulengänge, dann in Fenster und endlich in Tannen, Cypressen und andere Bäume, die gleich hoch und sich ähnlich waren, sich wandelten. Diese ist die Fata Morgana, die ich 26 Jahre lang für ein bloßes Märchen gehalten habe." So weit Angelucci. — Der berühmte Reisende Heinr. Swinburne sagt: „Diese angenehme Täuschung hervorzubringen müssen sich mehre Umstände vereinigen, von denen man nur weiß, daß sie noch in irgend einer andern Lage möglich sind. Der Zuschauer muß mit dem Rücken nach Osten gerichtet stehen und zwar auf einem etwas erhabenen Platze hinter der Stadt Reggio, sodaß er den ganzen Meerbusen übersehen kann, an dessen gegenüber stehender Seite die Gebirge von Messina sich gleich einer Mauer erheben und den Hintergrund des Gemäldes verdunkeln. Es muß eine Windstille herrschen, die Oberfläche des Wassers muß vollkommen ruhig seyn. Die Flut in ihrer größten Höhe und die Gewässer müssen durch die Strömungen in der Mitte des Canals zu einer ansehnlichen Höhe herauf getrieben worden. Wenn alle diese Umstände zusammentreffen, sobald die Sonne über die östlichen Hügel hinter Reggio hervorkommt und nun hoch genug gestiegen ist, um mit dem Wasser vor der Stadt einen Winkel von 45° zu machen: so stellt sich in diesem künstlichen Seespiegel jeder Gegenstand, der sich bei Reggio befindet oder beweget, tausendfältig dar, welche wegen der zitternden Bewegung alle eckigt erscheinen. Jedes Bild folgt plötzlich eins auf das andere, sowie es höher am Tage kömmt, und so wie der Strom die Welle, in der es sich abbildet, mit sich fortführet, so verschwinden die Theile dieses beweglichen Gemäldes in Einem Augen-

Digitized by Google

leich. Bisweilen ist zu dieser Zeit die Luft mit Dünsten geschwängert nd wird so wenig vom Winde beunruhigt, daß die Gegenstände gleich nem luftigen Gemälde zurückgeworfen werden, welches sich etwa 30 uß über die Ebene der See erhebet. Bei wolkigtem und trübem Better zeichnen sie sich auf der Oberfläche des Wassers ab, und sind it den schönsten prismatischen Farben begrenzt." Die Luftspiegelung ommt auch in den großen Sandflächen Persiens, der asiatischen Tatarei, n Sibirien, in Niederägypten, der Wüste Sara, in Mexicos Ebenen nd a. a. O. vor, worüber Biot's „Astron. phys." (Paris 1810, 3 Bde.) n 1. Bde. viel Interessantes mittheilt. Sie wird, wie sie in Sibirien rscheint, so geschildert: „Die Sonne geht auf, wie eine Feuerkugel; nn spielen tausend Regenbogen auf dem Schnee, auf den von Eis star enden Sumpfgräsern und Zweigen der Gesträuche. Diamantne Troddeln, äden, Spitzen und Gehänge schwanken, flimmern und werfen Strahlen, litter schweben glitzernd in der Luft, Strahlen schießen auf und wogen leich Aehrenfeldern auf dem Boden, die durch den Nebel zurückgewor n und vergrößerten Schatten der Bäume steigen gleich Riesen aus der rde hervor in phantastischen Gebilden als Thürme, Säulen, Schlösser, ine prachtvolle Erscheinung, die aber in den nächsten Augenblicken ieder verschwunden ist. Die Sonne sinkt und mit ihr der bunte Zau er; auf's Neue dehnt sich in unabsehbarer Ferne die weiße Schneedecke us und stehen rings die Gerippe der mit Reif belasteten Gesträuche. kein Laut weckt die tiefe Stille dieser Wüste, man ist lebendig in dem eigen Reiche des Todes." Baron Wrangel sah diese eigenthümliche icht auf gleiche Weise wie die Fata Morgana erklärbare Erscheinung n Eismeer in Gestalt von Wäldern und Felsen. S. „Ausl. 1831. 5. 741". Figürlich nennt man Fata Morgana wunderbare Traumgebilde.

Fatum (latein., griech. Heimarmene, Pepromene, Myth.), Bestim nung, Schicksal, Tochter des Erebos und der Nyx (Nacht), geheimniß volles, sich nie änderndes Wesen, von dessen Leitung Götter und Men chen abhängen. Seinen Willen vollziehen die unerbittlichen Erinnyen Parzen). Es ist die erste Idee einer allwaltenden Gottheit. Sie fin et sich, außer bei Griechen und Römern, auch bei spätern Juden, auf welche griech. Philosophie Einfluß hatte, besonders bei Josephus; doch ier dem Jehovah mehr untergeordnet. Es gab ein gutes und ein böses Fatum. Als Abbildung des Letztern findet sich auf einem Stosch'schen ntiken Steine ein zorniges, schnell einherschreitendes Weib, mit fliegen em Haar und einem Dolch in der Linken. Vgl. Fatalismus.

Faujas-de-Saint-Fond (Barthelemy), verdienstvoller Geolog nd Naturforscher, geb. 1750 zu Montelimart, bereiste fast alle Länder Europas und Amerikas und richtete währenddem seine Aufmerksamkeit einahe einzig auf Gegenstände der Naturforschung, besonders auf vulka nische Erzeugnisse. Was er darüber mitgetheilt hat, gab neue Aufschlüsse. Eine von ihm 1775 in dem Gebirge Chenavari in Velai entdeckte reiche Ader Puzzolanerde ließ er auf seine Kosten öffnen und stellte so glück liche Versuche damit an, daß die Regierung befahl, dieselbe bei dem Bau des Hafens von Toulon und andern öffentlichen Bauten anzuwenden. Zur Belohnung ward er Oberaufseher des Museums der Naturgeschichte zu Paris, welches er mit vielen Seltenheiten bereicherte. Er starb da selbst am 26. Juli 1819. Seine zahlreichen äußerst schätzbare Schriften sind Beweise seiner tiefen Einsichten und gründlichen Forschung im Ge-

Digitized by Google

biete der Natur. Wir nennen: „Mémoires sur les bois de cerfs fossiles" (1776—77); „Recherches sur les vulcans éteints du Vivarais et du Velai" (1778), in welchen seine Ansichten über die Entstehung der Vulkane, die er aus der Verbindung des Wassers mit dem unterirdischen Feuerherd erklärt; „Essais géologiques", in welchen er den Ursprung aller Trappgebirge für vulkanische Erzeugnisse hält; „Naturgeschichte des Dauphiné" (1782, 4 Bde.); „Beschreibung der aërostatischen Maschine Montgolfiers" (1783—84); „Naturgeschichte der Trappgebirge" (1788, n. Aufl. 1813); „Reise durch England, Schottland und die Hebriden" (1797, 2 Bde.), die auch auf die Sittenverhältnisse jener Länder belehrende Rücksicht nimmt, und in Wiedemann's deutscher Uebersetzung (Göttingen 1799) durch die Anmerkungen des Schottländers Macdonald bereichert ward; „Naturgeschichte des Petersberges bei Mastricht" (1799—1808, 10 Lief. in Fol.).

Faulbaum, Schießbeere, deutsche Rhabarbar, Rhamnus Frangula, ein Strauch mit ovalen, grasgrünen Blättern, kleinen Aesten, paarweise oder in Büscheln kommende Blumen, auf welche im Herbst anfangs grüne, dann schwarze Beeren folgen, die einen süßlichen Saft und zwei Samenkörner haben. Die Rinde ist aschfarb, schwarz, mit kleinen weißen Punkten, die innere Rinde ist gelb, das Holz beim Kern röthlich weiß, bei alten Stämmen hellroth. Die Kohlen dieses Holzes nimmt man am liebsten zum Schießpulver. Ohne Salz und Lauge färbt dieses Holz gelb, mit Lauge braun; die Beeren färben wollene Zeuche grün, wenn man diese vorher mit Birkenlaub grüngelb zubereitet. Das Innere der Wurzel ist ein heftiges Purgiermittel, welches man vorher bei Wassersuchten brauchte. Die Samenkörner geben ein Oel zum Brennen. Die Mauswürfe fliehen den Ort, wo der Faulbaum wächst, und verlassen selbst das Gartenbeet, in welches man Zweige dieses Bäumchens steckt. Der Landmann erkennt den Faulbaum dadurch, daß er nämlich im Herbste keine wahren Augen hat, wenn er auch das Laub fallen läßt, und daß er an demselben im Sommer immer Blüthen, reife und unreife Früchte findet.

Faulfieber (febris putrida), Fieberform, die sich durch eine der Fäulniß analoge Zersetzung und Entartung des Bluts und der Säfte mit gleichzeitiger Affection des Nervensystems andeutet. Eigenthümlich sind ihm: große Schwäche und Entkräftung, Veränderlichkeit und Widerspruch der Symptome, entstelltes Aussehen des Kranken, heftige, beißende Hitze, die sich unter der aufgelegten Hand vermehrt und höchst niedriges Gefühl hinterläßt, Petechien, Meteorismus, übelriechende colliquative Ausleerungen, namentlich Blutungen, Neigung zu Brand ꝛc. Ursachen sind: heiße, feuchte, durch fauligte Substanzen verunreinigte Luft, Genuß von fauler, verdorbener Nahrung, Ansteckungsstoffe (ansteckendes Faulfieber), zurückgehaltene Ausleerungsstoffe, brandige Geschwüre ꝛc. Immer ist es eine das Leben bedrohende Krankheit. Die Behandlung ist theils vorbeugend, therapeutisch, indem man die Ursachen und alles, was das Fieber unterhalten und vermehren kann, hebt, den eigentlichen nervös-fauligen Charakter und seine Complicationen berücksichtigt, die dringendsten und gefährlichsten Symptome beseitigt. Hauptmittel sind die antiseptischen, als: Mineralsäuren, kohlensaures Gas, Kälte, stärkende, zusammenziehende Substanzen, besonders Chinarinde, flüchtig reizende Mittel und andere.

Faulhaber (Johann), geschätzter Mathematiker, geb. zu Ulm 1580

von armen Eltern, lehrte mathematische Wissenschaften in seiner Vaterstadt und war als Kriegsbaumeister daselbst angestellt. Mit Descartes stand er in freundschaftlicher Verbindung. Er starb zu Ulm 1635, vervollkommnete mehre mathematische Instrumente und hinterließ viele Schriften, unter denen die vorzüglichsten sind: „Mathematici tractatus duo“ (Frankf. 1610, 4. m. K.); „Miracula arithmetica“ (Augsb. 1622, f.); „Ingenieurschule“ (Frankf. 1610, Nürnb. 1634, 1637, 4 Th. 4.).

Faulheit, fehlerhafter Hang zur Ruhe, ohne vorherige Arbeit, Mangel an Beschäftigungstrieb; begreift Trägheit (in Bezug auf das Individuum selbst) und Lästigkeit in Bezug auf die geforderte Thätigkeit unter sich. Ein Mensch, dem Nichtsthun zur Gewohnheit geworden, wird als Faulenzer, und sein Nichtsthun als Faulenzerei, Gegenstand allgemeiner Verachtung, besonders wenn der Mangel sich dazu gesellt, bezeichnet. Unterschieden davon ist aber jenes süße Nichtsthun (dolce far niente), dem sich auch der Emsige, nach Endigung eines kraftauszehrenden Geschäfts, gern überläßt. Thiere sind an sich nicht faul, obgleich mehre von Natur nicht zu regen Bewegungen getrieben sind. Durch Ueberlastung und Uebermaß von Anstrengungen, Futtermangel ꝛc. entkräftet, zeigen aber auch Hausthiere (besonders Esel, Pferde) dafür. Auch bei Menschen muß man Abspannung und Niederdrückung an Kräften von eigentlicher Faulheit unterscheiden.

Fäulniß, die vollständige freiwillige Entmischung vegetabilischer und thierischer Körper, deßhalb auch faule Gährung genannt. Es ist nothwendig, die Fäulniß nach der Mischung der faulenden Körper wohl zu unterscheiden, weil sowohl die bei jedem vorkommenden Erscheinungen, als die sich erzeugenden Produkte höchst verschieden sind. Es ist unrichtig, die Fäulniß als eine Fortsetzung der Essiggährung anzusehen, denn nicht alle, welche zu dieser fähig sind, erleiden jene. Eine Fäulniß, die man die eigentliche nennen könnte, welche sich durch den besondern fauligen Geruch zu erkennen gibt, ist nur bei Körpern möglich, die neben Wasserstoff und Kohlenstoff noch Stickstoff, Schwefel und Phosphor enthalten. Dahin gehören Eiweis, Gallerte, Fleisch, Blut, Pilze und viele andere organische Stoffe. Diese müssen jedoch, um faulen zu können, todt seyn, dem Zutritte der Atmosphäre und einer gehörigen Menge von Feuchtigkeiten und Wärme bloßgestellt seyn. Dann entwickeln sich, während der vollständigen Zersetzung, Wasserstoffgas, geschwefelter Wasserstoffgas und Ammonium, welche die Ursache des fürchterlichen Gestanks geben, dessen durchdringende Heftigkeit eben von der luftförmigen Gestalt der entweichenden Stoffe sich herschreibt. Abhaltung der Luft, Feuchtigkeit und Wärme hindert die Fäulniß oder hebt sie ganz auf. Darauf beruht die Anwendung fäulnißwidriger Mittel, das Einbalsamiren, Räuchern, Einpökeln ꝛc. Schon das Untertauchen im Wasser verändert den Gang der Fäulniß, obgleich es selbige nicht ganz abhält. Aber das Produkt ist anderer Natur, Fleisch wird oft zu einer wallrathähnlichen Materie. Vegetabilien, welche weniger Stickstoff enthalten, geben keinen fauligen Geruch, obwohl er noch unangenehm genug ist, wie die Sumpfluft beweist. Ihr fauliger Ausfluß besteht meist in kohlenstoffhaltigem Wasserstoffe. Was endlich die Verwesung betrifft, welche eine sehr langsame Fäulniß ist, wo Feuchtigkeit, Wärme, Luft, nur im geringen Grade zugelassen werden, so liefert sie statt des Ammoniums Salpetersäure, ohne auffallenden, widerwärtigen Geruch. Der Rest aller und jeder Fäul-

Digitized by Google

ist Dammerde. Man benutzt die Fäulniß, um mancherlei Zubereitungen verschiedener Substanzen möglich zu machen, so z. B. beruht hierauf das Rösten der Flachspflanze, des Leims, die Papierbereitung. Durch sie entsteht der Dünger, die Garten- und Pflanzenerde, die Möglichkeit, das Leder zu gerben ꝛc. — Im lebenden Körper kann eine eigentliche Fäulniß nicht eintreten, weil sie dem Begriff des Lebens widerspricht, am wenigsten im Blut, so lange es sich im Umlauf befindet, dagegen aber wohl krankhafter Weise eine Hinneigung zur Fäulniß, worauf die fauligen Krankheiten, besonders der ältern Schulen, sich gründen. In theilweise dem Leben entzogenen Körpertheilen aber hat der Brand, auch der feuchte Knochenfraß, ganz den Charakter der Fäulniß todter Körper und theilt durch Berührung, oder Einsaugung, auch dem übrigen Körper gleiche Neigung, in Fäulniß überzugehen, mit. Hiernach bekommen auch Krankheiten besondere Bezeichnung, wie: Faulfieber, faule Pocken, Faulgeschwür, Mundfäule, Zahnfäule, u. dergl. — Fäulniß der Bäume ist eine innere Verderbniß des Stammes, besonders wenn durch Abbrechen der Aeste, oder andere äußere Beschädigungen an der Rinde, dem Regen Zugang zu dem innern Holze gegeben worden ist; auch andere Baumkrankheiten, besonders bei für eine Baumart zu nassem Boden, veranlassen Fäulniß in Bäumen. Die meisten Bäume sterben dadurch ab, daß sie von innen faulen, kernfaul, und innerlich hohl werden. Um der Fäulniß vorzubeugen, muß man bedeutende Baumverletzungen mit einem Baummörtel bestreichen und, wo es geht, das Faule wegzuschneiden. Fäulniß des Obstes ist, wenn solche noch vor der Reife eintritt, eine Folge zu starker Nässe, oder auch innerer Verderbniß, zumal bei Beschädigung der Schale von Insekten, oder auch von Insektenbrut, die sich an noch in der Blüthe gelegten Eiern entwickelt. Auch das abgenommene und aufbewahrte Obst unterliegt, wenn es nicht getrocknet und der feuchten Luft entzogen ist, früher oder später einer natürlichen Fäulniß, die begünstigt wird, wenn man es in Haufen übereinander legt, und überhaupt in Berührung miteinander läßt. Alle Obstvorräthe verlangen eine fleißige Untersuchung, Umlegen und Absonderung der faulen Früchte, Ausschneiden der faulen Theile ꝛc. — Fäulniß im Holze der Gebäude kommt hauptsächlich von eingedrungener Feuchtigkeit her, die kein Luftzug vollständig abtrocknet, vielleicht auch vom Holze selbst, indem manches Holz, wie das Kiefern- und Fichtenholz, mehr dazu als ein anderes geneigt ist. Auf solchem faulenden Holze wachsen allezeit Schwämme (Merulius vastator), die das Holz vollends zerstören. Da man beides, den Schwamm und die Fäulniß, fast zu gleicher Zeit gewahr wird, so sind die Meinungen darüber getheilt, welches von beiden Ursache des andern sey. Wahrscheinlich ist aber die Feuchtigkeit die Hauptursache, und der Schwamm unterhält selbige nur und vermehrt sie, da er als ein poröser Körper zum Einsaugen der Feuchtigkeit geneigt ist. Die Entstehung solcher Schwämme hat allezeit an Orten statt, wo feuchte Luft und andere von Wasser durchdrungene Dinge in eingesperrten Räumen sich befinden; es ist eine Erzeugung der Schwämme aus Samen nicht allezeit vorauszusetzen. Doch kann auch die Lage des Hauses auf einem feuchten Orte die Schuld dieser Holzzerstörung haben, auch scheint der zum Ausfüllen angewendete Bauschutt, wenn er sehr feucht war oder lange unbedeckt an der Luft gelegen hat, den Schwamm erzeugen zu können. Ist der Schwamm einmal eingenistet, so pflanzt er sich gewiß durch Samen

Digitized by Google

weiter fort und dann wächst er nicht nur auf der Oberfläche des Holzes, sondern ebenso gut im Innern. Es gibt dann kein besseres Mittel ihn auszurotten, als für Luftzug und gehörige Austrocknung zu sorgen, und durch Besprengen mit verdünnter Schwefelsäure der weitern Verbreitung Grenzen zu setzen.

Fäulnißwidrige Mittel (antiseptica, Med.), Mittel, die, innerlich gegeben, der Neigung zur Fäulniß Einhalt thun, oder auch äußerlich angewendet, die wirklich eingetretene Fäulniß (wie bei brandigen Schäden) hemmen. Es gehören dahin alle spirituöse Mittel, Säuren, besonders Vitriolsäure, bittere, harzige, aromatische Stoffe, besonders Chinarinde, Kampfer u. v. a.

Faulthier (Bradypus L.), Gattung aus der Ordnung der Faulthiere (Tardigrada Cuv. Bradypoda Goldf.), wovon wir hier die bekannteste Art erwähnen, die man auch Ai nennt. Sie ist so groß wie der Fuchs, aschgraubraun über den ganzen starkbehaarten Körper, mit einem schwarzen Streif auf dem Rücken, und schmutzig weiß an der Kehle und im Gesicht. Es wohnt in den wärmeren Theilen von Südamerika und zwar auf der Ostseite. Kein Thier auf der Erde kann dem Anscheine nach ein so mühseliges Leben führen wie dieses. Es besteigt zwar Bäume, um sich von den Früchten und Blättern derselben zu nähren; allein es kostet ihm ungeheure Anstrengung und nach Beschaffenheit wohl einen ganzen Tag, um hinauf zu kommen. Erst wenn auf dem Baume nichts mehr zu fressen ist, verläßt es ihn. Zu dem Ende rollt es sich auf einen Klumpen zusammen und stürzt herunter. Bei jeder Bewegung stößt das Thier den Laut Ai Ai in einem höchst kläglichen Tone aus. Es hat ein so zähes Leben, daß eins, dem das Herz und die übrigen Eingeweide ausgenommen waren, noch einige Zeit lebte und dabei nicht den mindesten Laut von Schmerz hören ließ. Bei alle dem irrt man, wenn man glaubt, dieses Thier führe ein höchst unglückliches Leben. Es ist einmal für diesen Zustand organisirt, und wenn ihm vermöge seiner Gefühllosigkeit viele Freuden des Lebens abgehen, so ist es auch dagegen von vielen Schmerzen frei. In seinen Pfoten besitzt es viel Kraft, und mit seinen großen spitzigen Klauen weiß es sich ohne Mühe gegen die stärksten Raubthiere seiner Heimath zu vertheidigen. Von der Fortpflanzung ist nichts Gewisses bekannt; doch scheint das Weibchen nicht über 2 Jungen zu bringen. Gefangen nimmt der Ai kein Futter an und stirbt bald; noch weniger erträgt er unser Klima. Dieß ist das Wesentliche, was Buffon von dem Faulthiere sagt. Dagegen erinnert nun ein Reisender, welcher das sogenannte Faulthier im französischen Guiana beobachtete, daß Buffon die Trägheit und Unbeholfenheit des Thieres sehr übertrieben habe. Es ist allerdings plump und unbehend, läuft aber doch ziemlich rasch und klettert noch besser. Eins, welches derselbe Reisende auf dem Schiffe vor sich hatte, kletterte bis auf die Spitze des Mastes, wenn man vergaß, es anzubinden. Vermuthlich ist's auch nicht ganz richtig, daß das Thier eingefangen, keine Nahrung zu sich nehmen soll.

Fauna, der Inbegriff der in einem Lande oder Erdtheile vorhandenen Thierarten (sowie Flora von den Pflanzen).

Faunus, nach der römischen Mythologie, des Picus, des Mars, oder des Mercurius Sohn, uralter König der italischen Aboriginen, durch die Nymphe Marica Vater des Latinus. Nach seinem Tode wurde er ein weissagender Feld- und Waldgott, der eins der wichtigsten Orakel

Digitized by Google

im Hain der Nymphe Albuena unweit Tibur hatte. Mit seiner Gemahlin, Fauna oder Fatua, zeugte er die Faunen, Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, deren Stimmen in Wäldern und mit panischen Schrecken auch in Schlachten gehört wurde. Als die griech. Religion in Italien bekannter und beliebter wurde, nannte man den Faunus auch Pan (s. d.) oder Lupercus und seine Priester Luperci. Die Faunen dachte man sich wie die griech. Panen, meistentheils ganz in menschlicher Gestalt; nur krummnasig, mit einem kleinen Ziegenschwanze, spitzigen Ohren, hervorkeimenden Hörnern und Bockfüßen. Ihre Kleidung ist ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man sieht sie auch abgebildet mit Weinranken bekränzt, weil sie gleich den Satyrn zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Sie wurden auch als Beschützer und Mehrer der Herden verehrt. Da aber den ländlichen Gottheiten überhaupt die Kraft der Vermehrung beigelegt wurde, machten sie die Dichter zu lüsternen Wesen, welche wegen ihrer täppischen Zärtlichkeiten von den Nymphen überall geflohen wurden, und diesen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Zu den berühmtesten antiken Faunenbildern gehört der alte tanzende Faun im florentinischen Museum, der jugendliche Faun, als Flötenspieler. Ueber den Unterschied der Faunen von den Panen s. Voß, „Mythologische Briefe" (2. Bd., S. 252 fg.).

Faust oder Fust (Johann), Goldarbeiter und Bürger zu Mainz, verband sich um 1440 mit Guttenberg, dem es bei Betreibung der Buchdruckerkunst, die er in Strasburg erfunden hatte, an Vermögen fehlte, und der deßhalb nach Mainz gekommen war, und erfand, oder vielmehr nicht er, sondern sein Lehrling Peter Schoiffer, bewegliche Buchstaben und die zum Drucke nöthige Schwärze. Faust war über diese Erfindung so erfreut, daß er Schoiffern seine Tochter zur Frau gab. Zuerst wurde eine lateinische Bibel gedruckt; allein, kaum waren einige Bogen fertig, so veruneinigten sich Faust und Guttenberg. Es kam zwischen Beiden zum Proceß; Guttenberg verlor und Faust behielt statt der Unkosten die Druckerei, die er nun in Verbindung mit Schoiffern gemeinschaftlich betrieb. Vor 1447 möchte nicht leicht ein gedrucktes Buch vorhanden seyn. Faust starb 1466. Er ist oft mit dem Folgenden verwechselt worden und man giebt als Ursache an, daß Mönche, aus Haß, durch ihn einen Theil ihrer Nahrung verloren zu haben, absichtlich seine Lebensumstände mit denen des Folgenden ausgeschmückt hätten, obschon die Zeit, worin sie gelebt, sehr verschieden ist.

Faust (Johann), ein berüchtigter Schwarzkünstler, geb. entweder zu Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder zu Kundlingen im Fürstenthum Anhalt, oder in der Mark Brandenburg zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh., Sohn eines wohlhabenden Bauers; begab sich, 16 Jahr alt, um zu studiren, Anfangs nach Wittenberg, dann nach Ingolstadt, widmete sich der Theologie und erhielt die philosophische Doctorwürde. Bald jedoch der Philosophie überdrüssig, legte er sich auf Medicin, Astrologie und Magie, welche letztere er nach Philipp Camerarius in Krakau wirklich lehrte. Während dieser Zeit starb sein mütterlicher Oheim zu Wittenberg und hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, welches er jedoch bald verschwendete. Nun soll er Zaubereien und Teufelsbeschwörungen geschrieben haben und hierin von seinem Famulus, Johann Wagner, eines Predigers Sohn aus Wasserburg, unterstützt worden seyn; er soll mit ihm den Teufel beschworen

Digitized by Google

nd ein Bündniß mit diesem auf 24 Jahre geschlossen, auch einen Geist, Mephistopheles, von ihm erhalten haben. Viele Streiche, die er it des Teufels Hülfe verübte, werden von ihm erzählt. So soll er 523 aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Faß geritten seyn, den ortigen Gästen aus in den Tisch gebohrten Löchern beliebige Sorten ein haben fließen lassen, mit Mephistopheles auf seinem Mantel durch e Luft gefahren seyn u. s. w. Endlich soll um 1550, in dem Dorfe imlich, Nachts zwischen 12 und 1 Uhr, der Teufel ihm den Hals um= drehet haben. Daß Faust wirklich existirte und kein Gebilde der Fabel der mit dem Vorigen Eins war, beweist Tritheims und Melanchthons eugniß, die ihn beide persönlich kannten. Er war wahrscheinlich ein eschickter Taschenspieler, den nur die damalige Unwissenheit in den Na= urwissenschaften und vielleicht ein plötzlicher Tod, den man dem Teufel eimaß, zu dem Rufe eines Schwarzkünstlers brachte. Das Leben Faust's urde nach der Sage früherer Zeit zuerst von G. R. Wiedemann in en „Wahrhaftigen Historien von denen greulichen Sünden D. Johann austens" (Hamb. 1599), und in dem alten beliebten Volksbuche: „Des urch die ganze Welt verrufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberers D. aust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlichen Lebens= andel und schreckliches Ende" (gedr. zu Köln am Rhein und Nürn= erg) beschrieben, und erschien unter verschiedenen Titeln in sehr vielen uflagen mit Zusätzen von J. M. Pfister, Nürnb. 1674 und öfter, zu= etzt 1726, wurde auch englisch, holländisch und französisch übersetzt und n mehren Auflagen auch im Auslande allgemein bekannt. Faust's Höllenzwang, oder der schwarze Rabe", ist ein späteres Machwerk, em die Jahrszahl 1404 vorgesetzt ist, erschien auch u. d. T.: „Faust's Hexen= oder Höllenzwang" (Passau 1605, 12., neu Leipz. 1802, auch 1823). Es ist mit lauter sinnlosen Charakteren und Figuren und schänd= ich gemißbrauchten Bibelsprüchen angefüllt. Der Aberglaube schrieb en darin enthaltenen Geisterbeschwörungen Wirksamkeit zu; man findet s daher hin und wieder in öffentlichen Bibliotheken mit Kettchen an as Regal befestigt. Von jeher gab die Sage von Faust einen uner= chöpflichen Stoff für Puppenspiele und Schülertheater. (S. Görres, „Ueber die deutschen Volksbücher", verglichen mit den Spittler'schen Zusätzen zu Moser's „Würtemb. Bibliothek".) Lessing faßte zuerst die Idee, dieselbe für das wirkliche Theater zu benutzen, doch sind von sei= nen 2 Drama's nur geniale Fragmente vorhanden. Unter mehren neue= ren romantischen Bearbeitungen jener Sage zeichnet sich Göthe's mei= sterhaftes dramatisches Werk: „Faust, ein Fragment" aus, das in seiner neuern Bearbeitung auf die Bühne gebracht ist. Bei Göthe ist es nicht der Teufel, der Faust an der schwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, sondern der Teufel führte ihm die Wißbegierde selbst in die Arme. Faust ist bei ihm eine hypergeniale Natur. Früh schon fand er die Grenzen der Menschheit zu enge und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüberzurücken. Er warf sich in die Wissenschaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber ge= kostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren seine Aernte: Zweifel, Unwille über die Kurzsichtigkeit der Menschen, Mißmuth und Murren gegen Den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. Klinger's Faust ist ebenfalls genial im Sinne Göthe's ge=

Digitized by Google

im Hain der Nymphe Albuena unweit Tibur hatte. Mit seiner Gemahlin, Fauna oder Fatua, zeugte er die Faunen, Waldgötter, d. i. eine Art von Dämonen, deren Stimmen in Wäldern und mit panischen Schrecken auch in Schlachten gehört wurde. Als die griech. Religion in Italien bekannter und beliebter wurde, nannte man den Faunus auch Pan (s. d.) oder Lupercus und seine Priester Luperci. Die Faunen dachte man sich wie die griech. Panen, meistentheils ganz in menschlicher Gestalt; nur krummnasig, mit einem kleinen Ziegenschwanze, spitzigen Ohren, hervorkeimenden Hörnern und Bockfüßen. Ihre Kleidung ist ein Ziegenfell oder ein anderes Thierfell. Man sieht sie auch abgebildet mit Weinranken bekränzt, weil sie gleich den Satyrn zu dem Gefolge des Bacchus gehören. Sie wurden auch als Beschützer und Mehrer der Herden verehrt. Da aber den ländlichen Gottheiten überhaupt die Kraft der Vermehrung beigelegt wurde, machten sie die Dichter zu lüsternen Wesen, welche wegen ihrer täppischen Zärtlichkeiten von den Nymphen überall geflohen wurden, und diesen Charakter erkennen wir auch in den auf uns gekommenen alten Statuen. Zu den berühmtesten antiken Faunenbildern gehört der alte tanzende Faun im florentinischen Museum, der jugendliche Faun, als Flötenspieler. Ueber den Unterschied der Faunen von den Panen s. Voß, „Mythologische Briefe" (2. Bd., S. 252 fg.).

Faust oder Fust (Johann), Goldarbeiter und Bürger zu Mainz, verband sich um 1440 mit Guttenberg, dem es bei Betreibung der Buchdruckerkunst, die er in Strasburg erfunden hatte, an Vermögen fehlte, und der deßhalb nach Mainz gekommen war, und erfand, oder vielmehr nicht er, sondern sein Lehrling Peter Schoiffer, bewegliche Buchstaben und die zum Drucke nöthige Schwärze. Faust war über diese Erfindung so erfreut, daß er Schoiffern seine Tochter zur Frau gab. Zuerst wurde eine lateinische Bibel gedruckt; allein, kaum waren einige Bogen fertig, so veruneinigten sich Faust und Guttenberg. Es kam zwischen Beiden zum Proceß; Guttenberg verlor und Faust behielt statt der Unkosten die Druckerei, die er nun in Verbindung mit Schoiffern gemeinschaftlich betrieb. Vor 1447 möchte nicht leicht ein gedrucktes Buch vorhanden seyn. Faust starb 1466. Er ist oft mit dem Folgenden verwechselt worden und man giebt als Ursache an, daß Mönche, aus Haß, durch ihn einen Theil ihrer Nahrung verloren zu haben, absichtlich seine Lebensumstände mit denen des Folgenden ausgeschmückt hätten, obschon die Zeit, worin sie gelebt, sehr verschieden ist.

Faust (Johann), ein berüchtigter Schwarzkünstler, geb. entweder zu Knittlingen im Oberamt Maulbronn in Schwaben, oder zu Kundlingen im Fürstenthum Anhalt, oder in der Mark Brandenburg zu Ende des 15. oder Anfang des 16. Jahrh., Sohn eines wohlhabenden Bauers; begab sich, 16 Jahr alt, um zu studiren, Anfangs nach Wittenberg, dann nach Ingolstadt, widmete sich der Theologie und erhielt die philosophische Doctorwürde. Bald jedoch der Philosophie überdrüssig, legte er sich auf Medicin, Astrologie und Magie, welche letztere er nach Philipp Camerarius in Krakau wirklich lehrte. Während dieser Zeit starb sein mütterlicher Oheim zu Wittenberg und hinterließ ihm ein bedeutendes Vermögen, welches er jedoch bald verschwendete. Nun soll er Zaubereien und Teufelsbeschwörungen geschrieben haben und hierin von seinem Famulus, Johann Wagner, eines Predigers Sohn aus Wasserburg, unterstützt worden seyn; er soll mit ihm den Teufel beschworen

Digitized by Google

und ein Bündniß mit diesem auf 24 Jahre geschlossen, auch einen Geist, Mephistopheles, von ihm erhalten haben. Viele Streiche, die er mit des Teufels Hülfe verübte, werden von ihm erzählt. So soll er 1523 aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Faß geritten seyn, den dortigen Gästen aus in den Tisch gebohrten Löchern beliebige Sorten Wein haben fließen lassen, mit Mephistopheles auf seinem Mantel durch die Luft gefahren seyn u. s. w. Endlich soll um 1550, in dem Dorfe Rimlich, Nachts zwischen 12 und 1 Uhr, der Teufel ihm den Hals umgedrehet haben. Daß Faust wirklich existirte und kein Gebilde der Fabel oder mit dem Vorigen Eins war, beweist Tritheims und Melauchthons Zeugniß, die ihn beide persönlich kannten. Er war wahrscheinlich ein geschickter Taschenspieler, den nur die damalige Unwissenheit in den Naturwissenschaften und vielleicht ein plötzlicher Tod, den man dem Teufel beimaß, zu dem Rufe eines Schwarzkünstlers brachte. Das Leben Faust's wurde nach der Sage früherer Zeit zuerst von G. R. Wiedemann in den „Wahrhaftigen Historien von denen greulichen Sünden D. Johann Faustens" (Hamb. 1599), und in dem alten beliebten Volksbuche: „Des durch die ganze Welt verrufenen Erzschwarzkünstlers und Zauberes D. Faust mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniß, abenteuerlichen Lebenswandel und schreckliches Ende" (gedr. zu Köln am Rhein und Nürnberg) beschrieben, und erschien unter verschiedenen Titeln in sehr vielen Auflagen mit Zusätzen von J. M. Pfister, Nürnb. 1674 und öfter, zuletzt 1726, wurde auch englisch, holländisch und französisch übersetzt und in mehren Auflagen auch im Auslande allgemein bekannt. Faust's Höllenzwang, oder der schwarze Rabe", ist ein späteres Machwerk, dem die Jahrszahl 1404 vorgesetzt ist, erschien auch u. d. T.: „Faust's Hexen- oder Höllenzwang" (Passau 1605, 12., neu Leipz. 1802, auch 1823). Es ist mit lauter sinnlosen Charakteren und Figuren und schändlich gemißbrauchten Bibelsprüchen angefüllt. Der Aberglaube schrieb den darin enthaltenen Geisterbeschwörungen Wirksamkeit zu; man findet es daher hin und wieder in öffentlichen Bibliotheken mit Kettchen an das Regal befestigt. Von jeher gab die Sage von Faust einen unerschöpflichen Stoff für Puppenspiele und Schülertheater. (S. Görres, „Ueber die deutschen Volksbücher", verglichen mit den Spittler'schen Zusätzen zu Moser's „Würtemb. Bibliothek".) Lessing faßte zuerst die Idee, dieselbe für das wirkliche Theater zu benutzen, doch sind von seinen 2 Drama's nur geniale Fragmente vorhanden. Unter mehren neueren romantischen Bearbeitungen jener Sage zeichnet sich Göthe's meisterhaftes dramatisches Werk: „Faust, ein Fragment" aus, das in seiner neuern Bearbeitung auf die Bühne gebracht ist. Bei Göthe ist es nicht der Teufel, der Faust an der schwachen Seite der Wißbegierde faßt, um ihn zu verleiten, sondern der Teufel führte ihm die Wißbegierde selbst in die Arme. Faust ist bei ihm eine hypergeniale Natur. Früh schon fand er die Grenzen der Menschheit zu enge und stieß mit wilder Kraft dagegen an, um sie über die Wirklichkeit hinüberzurücken. Er warf sich in die Wissenschaften. Kaum aber hatte er ihren Zauber gekostet, als der heftigste Durst nach Wahrheit in seiner Seele entbrannte. Nach langem Herumtappen waren seine Aernte: Zweifel, Unmuth über die Kurzsichtigkeit der Menschen, Mißmuth und Murren gegen Den, der ihn geschaffen, das Licht zu ahnen, ohne die dicke Finsterniß durchbrechen zu können. Klinger's Faust ist ebenfalls genial im Sinne Göthe's ge-

Digitized by Google

dacht. Bei Klinger trifft Faust das unvermeidliche Schicksal, des Teufels Beute zu werden; darum ist auch bei Klinger Alles greller und düsterer, bei Göthe milder und zarter gehalten. Bei Klinger vermischen sich die Sagen von beiden Faust, Göthe hat sich aber bloß an die von Faust dem Zauberer gehalten. Auch Klingemann bearbeitete den Faust dramatisch und brachte ihn auf die Bühne. Zu Erzählungen benutzten die Sage u. A. Schink, Schreiber, der Maler Müller; die letztere ist die roheste, aber unter diesen dreien die kräftigste und genialste. Ueber die tiefere Bedeutung der Sage vgl. man die Schrift: „Ueber Faust und den ewigen Juden" (Leipz. 1824).

Faustina (Annia Galeria), römische Kaiserin, geb. 104 n. Chr. eine Tochter des Präfecten Annius Verus, vermählte sich mit Antonin lange Zeit vorher, ehe er zur Regierung kam. Ihre schändliche Aufführung führte einen frühen Tod herbei, der 141 erfolgte. — 2) Annia, auch wohl die Jüngere genannt, Tochter Antonins des Frommen und der Vorigen, wurde die Gemahlin Kaiser Marcus Aurelius's, zeichnete sich aber auf gleiche Weise wie ihre Mutter, durch ein zügelloses Leben aus. Mark Aurel stellte sich, als kenne er ihre Ausschweifungen nicht, und, als ihm einer seiner Diener rieth, sie zu verstoßen, antwortete er, so müßte ich ihr auch das Heirathsgut, die Herrschaft über das römische Reich, wiedergeben. Wie dem auch sey, Faustina wurde wie eine Göttin verehrt und ihr zu Ehren ordnete man die Faustinischen Feste an, denn sie auch eigene Priester erhielt. Sie starb 175 im Flecken Halala am Fuße des Taurus.

Faustkampf, der Kampf, wo die geballten Fäuste die einzigen Waffen sind, und man mit diesen den Feind zu bezwingen strebt. Faustkampf war bei den Griechen und Römern in den Gymnasien gebräuchlich; schon in letztern für die Gesundheit und das Leben der Ephebe gefährlich, mehr aber noch bei den Athleten, die Hand und Arm mit dem Cästus umwickeln und nun jeden Theil des Gegners zu treffen suchten. In neuerer Zeit für gemein und beschimpfend geachtet, mit Ausnahme der Engländer, die das Boxen (s. d.) zum Theil noch für ehrenvoll halten.

Faustpfand (latein. pignus), die verpfändete Sache, deren Besitz der Gläubiger bis zur Zurückgabe der Schuld eingeräumt wird.

Faustrecht (jus manuarium), Recht der Selbsthülfe mit gewaffneter Hand: ein Uebel, welches alle Staaten in ihrer Kindheit treffen und so lange sie nicht eine wohlgeordnete Gerichtsverfassung und eine kraftvolle Regierung besitzen. In Deutschland dauerte dasselbe bei weitem länger als in Frankreich und England, weil die Zerstückelung des Reichs und die Schwäche der kaiserlichen Regierung wirksamen Maßregeln im Wege stand. Noch ziemlich lange Zeit nach der Stiftung des Reichskammergerichts und des ewigen Landfriedens (1495) waren, wie man u. A. aus dem Leben Götz's von Berlichingen sieht, viele von den Dingen im Gange, welche der Landfriede hätte abstellen sollen. Das Faustrecht hatte vornehmlich zweierlei Gegenstände, die Befehdungen und das Recht der Pfändungen, und beide arteten oft, so wenig auch ihre ursprüngliche Bestimmung darauf gegangen war, in ein wahres Raubgewerbe aus. Den Befehdungen arbeitete man seit den ersten Zeiten der Monarchie entgegen (s. Landfrieden), aber vergeblich; man suchte sie wenigstens dadurch zu mindern, daß nach den ältern Reichsgesetzen

Digitized by Google

in Versuch vorhergehen sollte, sein Recht durch Güte oder richterliche Hülfe zu erlangen, sowie man sie durch das Verbot, kriegerische Angriffe am Freitag, Sonnabend und Sonntag vorzunehmen, zu mildern suchte. Allein alles Das wurde wenig beobachtet. Die Privatpfändungen waren erlaubt, wenn man eine klare verbriefte Forderung hatte, in Güte aber von seinem Schuldner Nichts erhalten konnte. Man wandte sich dann an einen Ritter, welcher gegen billige Vergütung es übernahm, dem Schuldner aufzupassen, ihn selbst oder ihm gehörige Güter anzuhalten, und sowohl seinen Schützling als sich selbst bezahlt zu machen. Dabei kamen aber gar viele Unregelmäßigkeiten vor, welche durch Gesetze verboten, aber durch alte Gewohnheit dennoch aufrecht gehalten wurden. Erstlich sollte dem Schuldner die Pfändung 4 Wochen zuvor angekündigt werden, was nicht auszuführen war, weil derselbe dadurch nur gewarnt worden wäre, seine Person und seine Sachen in Sicherheit zu bringen. Zweitens sollte gleich nach der Pfändung der nächste Richter aufgesucht werden. Das waren denn, wenn es ja geschah, die Gerichte eines Burgherrn, mit welchem man sich abfand, sodaß es mit der Gerechtigkeit so genau nicht genommen wurde. Auch wurden unter irgend einem Vorwande die Sachen wohl wieder weiter geschafft, sodaß der Gepfändete zu thun hatte, ehe er ausfindig machte, wohin sie gekommen waren. Drittens, die Hauptsache aber war, daß man sich nicht an den Schuldner allein, sondern an den ersten besten seiner Mitbürger hielt, dessen man habhaft werden konnte. Dieß war ein Ueberbleibsel der alten deutschen Gesammtbürgschaft der Gemeinden gegen einander (franciplegium, frankpledge), welche die Gesetze längst gemißbilligt hatten, aber nicht ausrotten konnten, daher Kaiser Friedrich I. 1158 nur die Studenten dagegen in seinen Schutz nahm, daß sie nicht wegen angeblicher Schulden ihrer Landsleute angegriffen werden sollten. Viele Burgbesitzer und Ritter lebten ganz von diesem Gewerbe, welches zur wahren Straßenräuberei ausartete, indem der Mangel sie trieb, reisende Kaufleute niederzuwerfen, wenn auch keine Schuld von ihnen beizutreiben war, oder ihnen mehr abzunehmen, als die Schuld betrug. Damit waren noch andere Plackereien verbunden: das Aufdringen von Geleite, das Erheben von Abgaben für die Sicherheit der Straßen u. dgl., welches Alles von den Städten für Ungerechtigkeit und Räuberei erklärt und an den Urhebern mit schimpflichen Hinrichtungen bestraft wurde. Die gänzliche Abstellung dieser Dinge gelang erst gegen das Ende des 16. Jahrh.

Fautfracht (Seew.), die Vergütung, welche die Schiffer zu fordern haben, wenn der Absender die Waaren nicht zu der im Contract bestimmten Zeit an Bord besorgt hat und das Schiff ohne diese abfahren muß.

Favart (Charles Simon), ein vorzüglicher Dichter für das komische Opernheater der Franzosen, geb. 1710 zu Paris, war von niedriger Herkunft. Auf dem von Ludwig XIV. gestifteten Collegium erhielt er einen Theil seiner wissenschaftlichen Bildung, widmete sich aber der Dichtkunst und lieferte zuerst: „La France délivrée par la pucelle d'Orleans", wodurch er sich den Preis der Jeux floraux erwarb. Da er die Munterkeit und den Witz der Vaudeville's auf der franz. Bühne wieder aufleben machte und in seinen komischen Opern eine edle Natürlichkeit und reizende Verkettung an den Tag legte, errang er sich einen hohen

Digitized by Google

Grad von Dichterruhm. Die komische Oper, in welcher er das P
blikum auch mit dramatischen Parodien ergötzte, ging 1745 ein, a
Favart war gezwungen, sich an die Spitze einer wandernden Tru
zu stellen, welche den Marschall von Sachsen auf seinen Feldzügen
gleitete. Hier bediente er sich seiner reichbegabten Talente, vor d
Tage der Schlacht Couplets und Chansons zu entwerfen, um den M
der franz. Krieger dadurch anzufeuern. Bei seiner Rückkehr in d
Hauptstadt widmete er sich ganz der dramatischen Muse, und an d
meisten seiner Arbeiten nahm seine geist- und talentvolle Frau thä
Antheil. Seine unterhaltenden Theaterstücke füllen in einer Samm
10 Octavbände und mehre derselben, wie z. B. „Ninette à la co
(wonach Weiße in Leipzig seine Operette: „Lottchen am Hofe", dicht
„La chercheuse d'esprit", „L'astrologue de village", „Soliman II., o
les trois Sultanes", „L'Anglais à Bordeaux" u. a. haben sich auf d
französischen Bühne erhalten und sind in mehre ausländische Spra
übertragen worden. Von dem italienischen Theater zog er in sei
letzten Jahren eine Pension von 800 Franken. 1792 starb er in e
Alter von 80 Jahren. Die „Drei Sultaninnen" ist eins der bes
seiner größern Stücke; es vereinigt die Annehmlichkeiten der Dichtk
der Musik und des Tanzes in sich. Vorzüglich reizend wußte er l
liche Scenen anzubringen und darzustellen, indem er durch sein Sc
gefühl geleitet, Alles, was irgend anstößig war, wegzulassen und
ländliche Einfalt veredelt anzubringen wußte. Eine reine und ei
nehme Diction erhöhte die Schönheiten seiner ländlichen Zeichnu
Die Franzosen nannten ihn den Lafontaine des Vaudeville. Seine
seiner Frau Schriften stehen in den „Oeuvres de Mr. et de Mad. F
vart" (Paris 1762. 8 Bde.). Diesen folgten 1772 noch 2 Bde., u
1809 kam eine Auswahl der besten Operetten in 3 Bdn. heraus.
Ein Sohn vor ihm, Charles Nicolaus Favart (geb. 1749, st
den 1. Febr. 1806), ausgezeichnet als Schauspieler auf dem italieni
Theater, hat gleichfalls mehre Stücke verfaßt, die nicht ohne Be
aufgenommen wurden.

Favart (Marie Justine Benoite, geb. Duronceray), Gattin d
Vorigen, geb. 1727 zu Avignon, gab schon in ihrer Kindheit gro
Hoffnungen für die Bühne. Das erste Auftreten des 17jährigen,
blühender Schönheit prangenden Mädchens zu Paris auf dem Theate
l'Opéra comique verschaffte ihm den rauschendsten Beifall. Länd
Natürlichkeit wußte sie mit einem Reize darzustellen, der bisher no
bekannt gewesen, und da sie mit gleicher Vollkommenheit sang u
tanzte, so erhielt sie sich unausgesetzt und fortwährend in der Gun
Publikums. Am Ende des J. 1745 vermählte sie sich mit Favart, m
sie, als derselbe die Direction des ambulanten Theater bei dem fra
schen Heere übernahm, dahin folgte. Hier fand sie bald an dem M
schall von Sachsen einen ebenso glühenden als sein Ziel mit jedem M
tel verfolgenden Verehrer. Lange weigerte sich Madame Favart, d
Wünsche des Marschalls zu erfüllen; da derselbe aber endlich in sei
verliebten Heftigkeit so weit ging, nicht allein ihren Mann möglich
bedrücken, sondern auch sie selbst, mittelst seiner Verbindungen, in
Kloster bringen ließ, woselbst sie über Jahr und Tag schmachten mu
so fügte sie sich endlich den despotischen Wünschen; worauf sie dann
ihrem Manne wieder nach Paris zurückkehrte und in der italien. Op

Digitized by Google

ntzückte. Der 5. Band der Werke ihres Gatten ist unter ihrem Namen rschienen, weil sie Theil an dessen Verfertigung genommen. 1771 wurde le von einer schmerzlichen Krankheit befallen, die 1772 ihrem Leben ein Ende machte. Sie schrieb selbst ihre Grabschrift und setzte sie in Musik, im ihren Gatten und ihre Freunde über ihren Tod zu trösten. Ihr obenswürdiger, sanfter, großmüthiger Charakter verleugnete sich auch in hrer Krankheit nicht. Sie war die Erste, welche es wagte, Soubretten nd Landmädchen (ihr Hauptfach) in der diesen Ständen angemessenen Tracht zu spielen.

Favier, ein berühmter Publicist und Diplomat, geb. zu Toulouse n Anfange des 18. Jahrh., folgte seinem Vater als Syndicus der Stände von Languedoc, verkaufte aber diese Stelle, um damit seine Schulden zu bezahlen. Geschichte und Politik studirend, erwarb er sich ald eine Anstellung als Secretair beim franz. Gesandten am turiner Hofe, de la Chetardie, wurde dann vom Minister der auswärtigen An elegenheiten, d'Argenson, gebraucht, einige bedeutende Denkschriften aus uarbeiten, unter welchen die berühmteste: „Réflexions contre le traité le 1756", verlor aber beim Fall des Ministers seine Stelle. Der Herzog von Choiseul bediente sich jedoch seiner zu geheimen Sendungen ach Spanien und Rußland; er stand aber mit dem geheimen Ministe ium des Grafen Broglio in Verbindung, zog sich dadurch den Haß der Minister zu, mußte aus Frankreich fliehen und wurde, weil er dem Prinzen Heinrich von Preußen wichtige Dinge verrathen hatte, unter iem Vorwande einer Verschwörung ergriffen und nach Paris gebracht, wo er mehre Jahre in der Bastille zubrachte. Durch Broglio erhielt er eine Freiheit wieder, aber keine Anstellung. Er nährte sich deßhalb durch Abfassung einiger Denkschriften über die Angelegenheiten der Zeit, und tarb zu Paris den 2. April 1784, nachdem er bei Ludwig's XVI. Thronbesteigung eine bedeutende Pension erhalten hatte. Der Graf von Segur sammelte einige seiner Schriften u. d. T.: „Politique de tous les cabinets de l'Europe pendant les règnes de Louis XV. et de Louis XVI." 1793, 2 Bde. 1802, 3 Bde. 8.

Favorite ist der Name verschiedener Lustschlösser mehrer Großen, weil sie diese vor andern zu ihrem Lieblingsaufenthalte erwählt haben. — Favorit-Sultane, diejenige unter den Weibern des türkischen Kaisers, welcher er vor allen übrigen den Vorzug gibt, und die sich dadurch über jene erhebt. Zuweilen wird es auch, wiewohl unrichtig, für Sultane-Assaky gebraucht.

Favrat (Franz Andreas v.), ein Schlesier, geb. 1734; war im siebenjährigen Kriege Hauptmann und avancirte nach und nach zum preußischen General der Infanterie und Gouverneur von Glatz, hatte 1794—96 ein Commando in Polen und st. 1804. Er war durch seine Stärke, welche die von August dem Starken noch übertraf, ausgezeichnet; so brach er einem durchgehenden Pferde, indem er ihm nur in die Mähne griff, den Hals, spaltete einem feindlichen Husarenofficier einst den Kopf bis auf die Schultern, hob mehrmals Reiter und Pferd auf, exerzirte mit einer 3pfündigen Kanone, wie mit einer Muskete u. s. w.; schrieb französisch: „Denkschriften zur Geschichte des polnischen Revolutionskrieges von 1794 bis 1796, Berlin 1799.

Favre (Pierre), Jesuit, einer der ersten Gefährten von Ignatius Loyola, geb. 1507 im Dorfe Villaret bei Genf, hütete in seiner Jugend

Digitized by Google

die Heerden, gab aber solche Beweise von durchdringendem Verstande, daß dadurch seine Eltern bewogen wurden, ihn studiren zu lassen. 15[illegible] kam er nach Paris, wurde kurz darauf Repetent des Ignatius Loyola, und erlangte bei dieser Gelegenheit seine Freundschaft, wozu sich bald auch Franz Xaver gesellte. Ignaz theilte Beiden sein Vorhaben mit, einen neuen Orden zu stiften. Favre ergriff diesen Plan mit jugendlichem Enthusiasmus, und schwor ihm ewige Treue. In der That wurde P. Favre zu verschiedenen Sendungen nach Deutschland gebraucht, gründete die Schulen seines Ordens zu Köln 1541, zu Coimbra und zu Valladolid 1546. Er lehrte auch die Theologie in Rom, und Papst Paul III. ernannte ihn in der Folge, um als sein erster Theolog in tridenter Versammlung beizuwohnen. Er starb in den Armen Loyola's 1546.

Faxardo (Diego de Saavedra), berühmt als Staatsmann und einer der geistreichsten spanischen Prosaisten, geb. 1584 zu Algezarez aus einem edeln Hause der Provinz Murcia, studirte zu Salamanca und ward daselbst D. der Rechte. Als Secretair für die neapolitan. Geschäfte ging er mit dem span. Gesandten Borgia 1606 nach Rom, ward hierauf span. Agent am römischen Hofe, begab sich 1636 nach Regensburg, um der Wahl Ferdinands zum römischen Könige beizuwohnen, und wurde, nach andern diplomatischen Geschäften, von Philipp IV. 1643 auf den Friedenscongreß nach Münster geschickt. Von hier 1646 zurückberufen, starb er als Mitglied des hohen Rathes von Indien, zu Madrid im Jahre 1648. Seine Schriften sind: „Idea d'un principo politico Christiano representado en cien empresas" (Monaco 1640, und mehrmals, ein Fürstenspiegel in Bildern; auch ital., franz., latein. und deutsch), ferner: „Corona Gotica, Castellana y Austriaca, politicamente illustrada". Er wollte von diesem in den historischen Untersuchungen unkritischen und flüchtigen, aber classisch geschriebenen Werke 3 Theile herausgeben; es sind aber nur dieser erste erschienen. Alfonz Nunnez de Castro lieferte eine schlechte Fortsetzung. Endlich „Republica literaria", Madrid 1655 (eine launige, oft beißende Kritik älterer und neuerer, vorzüglich span. Schriftsteller, deutsch mehrmals, z. B. Jena 1808), und „Locuras de Europa, dialogo posthumo"; deutsch Leipzig 1748. Seine sämmtlichen Werke erschienen Antwerpen 1683, 4.

Fayal, portugiesische Azoreninsel, 2½ QM. groß, im atlantischen Meere, mit einem Vulkan; 16.300 Einw., Handel mit Fayalwein, die auf dem Pic wachsen. Hauptstadt Horta.

Fayence (Fayance, Fajance), eine feine Art gebrannter Thonwaaren, welche dem Steingut und Porzellan nahe kommt; soll 1298 erfunden seyn und ihren Namen von der Stadt Faenza in Italien haben, wo diese sehr gut geliefert wurden. Die dort verfertigten feinen irdenen Gefäße nannten die Italiener, wahrscheinlich nach dem Erfinder Majolica. Einige Stücke wurden von den damals lebenden großen Künstlern, einem Rafael, Giulio Romano, Titian u. A., mit Malerei geziert und stehen als Denkmäler alter Kunst in hohem Werthe. Die höchste Feinheit in der Majolica ward in der Zeit von 1530—60 erreicht. Der König v. Würtemberg besitzt eine kostbare Sammlung davon. Zur feinen Fayence nimmt man feinen weißen Thon, welcher im Feuer leicht schmilzt, mischt feinen Sand und klaren Speckstein oder Alabaster bei und bildet ihn auf der Drehscheibe oder in Formen zu feinen Gefäßen

Digitized by Google

en. Die Malerei wird auf die Glasur eingetragen und eingebrannt; zu den Fayencefarben bedient man sich der Porzellan- u. Emaillefarben. Zur weißen Glasur des Fayence nimmt man 1 Theil ganz reine, weiße Zinnasche, 1 Theil ganz fein gepülverten weißen Kiesel und 3 Theile gereinigte Potasche oder Weinsteinsalz, auch thut man etwas Arsenik hinzu. Das Brennen des Fayence geschieht in einem, dem Brennofen der Töpfer ähnlichen Fayenceofen, welcher 3 Abtheilungen hat. Auch wird die Fayence in Thonkasten gestellt, dem Feuer ausgesetzt. Da die Verfertigung der Fayence besondere Geschicklichkeit und Genauigkeit erfordert, so hat man Fayencefabriken angelegt, welche vorzüglich in Holland, namentlich in Delft, seit dem 17. Jahrhundert zu einer großen Vollkommenheit gelangt sind. Die daselbst fabricirte Fayence ist unter dem Namen delftisches Porzellan bekannt. Es hält aber im Feuer wenig Stand. Das engl. Steingut, das aus gestoßenen Feuersteinen bereitet wird, ist zwar der Fayence ähnlich, aber doch wesentlich davon verschieden. (S. Steingut.) Das meiste Fayence kommt von Magdeburg, Braunschweig, Potsdam, Berlin, Dresden, Proskau und Glinitz in Schlesien, Hanau, Mosbach in der Pfalz und aus Porzellanfabriken des thüringer Gebirges; Vasen und Bilder von Figuren kommen vorzüglich schön von Kopenhagen.

F-dur, in der Musik, harte Tonart, die den Ton f zum Grundton hat; ihr ist ein b vorgezeichnet, das den Ton h in b verwandelt.

Febronius, s. Hontheim.

Februar hat seinen Namen von der Februa, einem römischen Fest- und Sühnopfer, das man zum Andenken der Verstorbenen feierte, und ist der 2. Monat im Jahre, den Numa Pompilius dem vom Romulus entworfenen Kalender beifügte. Die deutsche Benennung Hornung leitet man von Hor (Koth) ab, weil dieser Monat durch sein gewöhnliches Thauweiter viel Koth in seinem Gefolge hat. Der Schalttag wird diesem Monat nicht angehängt, sondern nach dem 23. Februar eingeschoben.

Fecamp (Fescamp), Seestadt in dem franz. Depart. Nieder-Seine, Bez. Havre, hat 1000 H. und 8000 Ew., Wollenzeuch-, Leinwand- und Spitzenweben, Tabacksfabriken, Hafen, Schiffbau, Hering- und Stockfischfang, Handel mit Wein, Oel, Häuten.

Fechter, Fechterstatuen. Einen besondern Kreis der Darstellungen in der Bildhauerkunst machten die Darstellungen der Fechter aus. Die Fechter bei den Römern (mit den Athleten oder Ringern nicht zu verwechseln) waren Sklaven, welche zum Vergnügen der Vornehmen und des Volkes mit und ohne Waffen gegen einander kämpften. Solche blutige Kämpfe, wo oft Fechter zu ganzen Scharen auf einander losgelassen wurden, fanden bei religiösen Festen, sowie bei großen Trauerbegängnissen statt. Die Griechen hatten in diesem Sinne keine Fechter. Die berühmtesten Fechterstatuen sind: 1) der sogenannte Borghese'sche Fechter, welchen Winckelmann für einen Discuswerfer oder Krieger, Lessing für den Chabrias hielt; Nibby hält sie für eine Eckfigur in dem Giebelfelde des Apollotempels in Delphi, welches die Niederlage der Gallier, die einen Einfall in Griechenland gewagt hatten, darstellt, und zwar für einen Gallier. Es ist ein Kämpfer, der einen Angriff nach oben zu abwehrt, mit gespannten Muskeln; eine Statue ersten Ranges, von feinkörnigem Marmor gearbeitet und im Capitol aufgestellt, auch 1815 aus Paris

Digitized by Google

wieder dahin gebracht. 2) Der sogenannte sterbende Fechter, der aus der Ludovisi'schen Sammlung in das Museum capitolinum gekauft wurde; es ist ein sterbender Kämpfer, nach Zoega ein Barbar, der eine Wunde in die Brust empfangen und mit Ingrimm im Gesichte in Begriff ist niederzusinken. Der Knebelbart, der Strick um den Hals sind vielleicht Werk des modernen Ergänzers Mich. Angelo.

Fechtkunst, die Kunst, das Schwert sowohl angriffs- als vertheidigungsweise zu gebrauchen. Insofern die Fechtkunst als eine Vorübung zum Kriege angesehen wird, muß sie von hohem Alter seyn. Ueber ihren Ursprung, zumal in Hinsicht der jetzigen Art des Fechtens, läßt sich indessen Nichts mit Gewißheit sagen. Bei den Lacedämoniern hat es niemals Fechtmeister gegeben und bei den Athenienſern wurde diese Kunst nicht eher als im 8. Jahre des peleponneſiſchen Krieges eingeführt. Die Gladiatoren der Römer und die Ludi gladiatorii bei denſelben ſind bekannt. Bei ihren Uebungen fochten dieſelben mit hölzernen Schwertern, ebenſo wie man bei uns das Fechten mit Rapieren anfängt. (S. Gladiatoren.) In neueren Zeiten iſt die Fechtkunſt an die Stelle der ritterlichen Uebungen des Mittelalters getreten und wurde bald wiſſenſchaftlich bearbeitet. Die Franzoſen waren zuerſt Meiſter darin; ihnen folgten die Italiener und Spanier. Die Deutſchen fanden weniger Geſchmack daran, wie denn auch die Fechtkunſt in Deutſchland ein ausſchließendes Vorrecht der Studenten, der Offiziere und des Adels geblieben iſt und ſich bei denſelben bis auf unſere Zeiten erhalten hat. Von der Entſtehung der heutigen Art zu fechten hat man folgende Vermuthung: Alte Ritter, die den geiſtlichen Stand ergriffen, übten ſich auch noch als Mönche im Fechten und legten dadurch den Grund zu den heutigen Fechtregeln, ſowohl auf den Stoß als auf den Hieb. Sie demonſtrirten Stoß und Hieb aus dem Durchmeſſer des Cirkels. Die Art der Fechtkunſt, die man das Caminiren nennt, hat Girard Thibault erfunden und dieſe Kunſt 1628 bekannt gemacht. A. Fr. Kahn (geſt. als Oberfechtmeiſter zu Helmſtädt 1797) hat die Fechtkunſt verbeſſert und ein eigenes Syſtem dafür gebildet. Wird die Fechtkunſt nicht als ein wirklich ernſthafter Kampf, ſondern als ein ſchönes Spiel menſchlicher Kräfte zur Bewirkung eines äſthetiſchen Wohlgefallens, mithin als eine ſchöne Kunſt betrachtet, ſo muß ſie 1) alle Arten des Kampfes, welche den Körper in eine allzu angeſtrengte Thätigkeit ſetzen und mißfällige Stellungen und Bewegungen hervorbringen, vermeiden; 2) eben ſo alle Arten des Kampfes, die ſich als gewaltſam und lebensgefährlich ankündigen, ohne in ſich ſelbſt Schutz gegen Gewalt und Gefahr zu gewähren. Den Kampf mit Waffen auf Hieb und Stich hingegen kann die Kunſt geſtatten, weil die Kämpfenden ſich theils durch ihre Geſchicklichkeit, theils durch die Bedeckungen ihres Körpers (Helm, Schild und Bruſtharniſch ꝛc.), theils endlich durch Kampfgeſetze und Kampfrichter gegen Gewalt und Gefahr hinlänglich ſchützen können. Die römiſchen Fechterſpiele und die ſpaniſchen Stiergefechte, ſowie die engliſchen Faustkämpfe (das Boxen) können gar nicht als äſthetiſche Spiele der Fechtkunſt angeſehen werden. Alle dieſe Kämpfe haben insgeſammt etwas Brutales an ſich. S. Schmidts „Lehrſchule der Fechtkunſt"; der beſte Unterricht hierin iſt aber der praktiſche. Ritterakademien und Univerſitäten haben überall Fechtſchulen.

Fecialen waren bei den Römern Prieſter, welcher ſie ſich als Ge-

Digitized by Google

olde bedienten, den Krieg anzukündigen, den Frieden kund zu machen, Bündnisse zu schließen u. s. w. Vornehmlich mußten sie auch bei vorallender Gelegenheit über die Befugnisse zum Krieg entscheiden und verhüten, daß der Staat nicht in unrechtmäßige Kriege verwickelt würde. Der Oberste unter ihnen, der pater patratus hieß, mußte ein Mann syn, der noch seinen Vater, aber auch bereits selbst Kinder hatte.

Fedele (Cassandra), eine gelehrte Frau, geb. zu Venedig 1465, war sowohl in den alten Sprachen als in der Geschichte, Philosophie und Theologie erfahren und fügte zu diesen Kenntnissen auch noch besondere Talente in den schönen Künsten, sodaß Ludwig XII. und Franz I. von Frankreich, die Päpste Julius II., Leo X. und Ferdinand der Katholische, ihr Beweise hoher Achtung gaben. Die Gelehrten bewunderten sie ebenfalls, und Viele kamen nur um ihretwillen nach Venedig. Sie verheirathete sich mit einem Arzt aus Vicenza, Namens Mapelli, den sie auf ihren Reisen hatte kennen lernen, ging aber nach seinem Tode, als sie 56 Jahr alt war, in's Kloster und starb 1567 im 103. J. ihres Lebens. Philipp Thomasini gab die Sammlung ihrer Briefe und Gespräche (Padua 1636) heraus

Federharz, s. Elastisches Harz.

Federici (Camillo). Dieser Lustspieldichter und Begründer einer neuen dramatischen Schule hieß eigentlich Giov. Battista Viassolo, geb. 1755 zu Poggiolo di Garessio in der Provinz Mondovi. In Ceva und Turin gebildet, studirte er die Rechte, ward D. und Advocat. 1784 war er Richter zu Govon, einem Flecken der Provinz Asti. Hier lernte ihn der König Victor Amadeus III. kennen und ernannte ihn zum königl. Richter in Moncalieri, einem Städtchen unweit Turin. Aus Liebe zu einer Schauspielerin, Camilla Ricci, widmete er sich dem Theater und schloß sich an eine Schauspielergesellschaft an. Deßhalb von seinen Aeltern zurückgesetzt, nannte er sich Federici (Fedele alla Ricci). Er starb im Febr. 1803 zu Turin. Seine Stücke sind mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden; sie haben einen regelmäßigen Gang und anziehende Situationen. Die Charaktere sind treffend und ohne Ueberladung gezeichnet. Der Dialog ist zwar nicht allemal dem Stande und der Person ganz angemessen, aber fließend und rein, und die Feinheit der Scherze verräth einen Mann, der seine Bildung der vornehmen Welt verdankt. Wir nennen: „Illusione e verità", „Il tempo fa giustizia a tutti", und als die vorzüglichsten: „L'avviso a' mariti"; „Lo scultore e il cieco"; „Enrico IV. al passo della Marna". Sein Lustspiel: „La bugia vive poco", unter dem Titel „Gleiches mit Gleichem" von Vogel bearbeitet, wird auf der deutschen Bühne noch immer gern gesehen. Seine „Opere teatrali" erschienen zu Turin 1793 fg. in 6 Bänden.

Federkleid wurde von de Fontagne als ein Mittel angegeben, um von einer Höhe ohne Schaden herabspringen zu können. Ein Delinquent machte, um Pardon zu erhalten, 1777 zu Fort Louis eine Probe damit. Statt in 11 Secunden, in denen er nach den Gesetzen des Falls hätte zur Erde gelangen sollen, gelangte er in 133 Secunden damit unversehrt herab.

Federkraft, s. Elasticität.

Federmesser Die besten kommen von Sheffield und Birmingham in England zum Handel. Die älteste Spur von dem Gebrauche derse-

Digitized by Google

den findet sich in Jeremias 36, 23., wo ausdrücklich des Federmesser gedacht wird.

Federmosaik ward besonders im zehnten Jahrhundert in den sächsischen Nonnenklöstern getrieben. Man setzte nämlich aus schönen oder seltenen Federn mancherlei Zierrathen auf Kleider, Altartücher u. dergl. zusammen, oder bildete damit dieselben Vögel ab, von denen sie genommen waren. Ein bewundernswürdiges Kunstwerk dieser Art sah der Fürst Ludwig zu Anhalt-Köthen (vor 1598) in der Capelle des Papstes. Die alten Mexicaner hatten es in dieser Art Malerei sehr weit gebracht. Acosta, Gomara und Clavigero machen uns dem folgenden Begriff. Die schönsten Vogelfedern von allen Farben und daher ganz vorzüglich die Federn der Colibris (s. d.) wurden den todten Thieren mit sehr feinen Zangen ausgezogen und nach ihren Nuancen zusammengelegt. Mehre Künstler vereinigten sich bei einer größeren Arbeit dieser Art, und jeder wählte dann einen Theil der zu verfertigenden Federmosaik. Nach dem vorgelegten Originale, sey es eine natürliche Blume oder Thier oder ein Gemälde, wählten sie nun die Federn, klebten sie einzeln nebeneinander vermittelst eines dünnen Leims auf Stücke von feinen Zeuchen und setzten diese dann so genau auf einer hölzernen oder kupfernen Platte zusammen, daß es dem Auge unbemerkbar war und ein treffliches Ganze bildete. Hierzu gehörte ein unermüdlicher Fleiß. Oft kostete es den Aufwand vieler Stunden, um gerade eine einzige genau passende Nuance der Farbe unter den Federn aufzufinden. Diese Mosaik erschien, dem ersten Anblick nach, völlig wie die schönste Malerei und zwar von den blendendsten, unveränderlichen, durch Goldglanz verschönerten Farben. Dem Papst Sixtus V. ward eine solche Federmosaik vorgelegt, welche das Bild des heiligen Franziskus vorstellte; nur dann erst, als er sich durch das Gefühl vom Gegentheile überzeugt hatte, hielt er das schöne Bild nicht länger mehr für ein wirkliches Gemälde. In der Provinz Mechoacan, besonders in dem Flecken Pascaro in Mexico treibt man diese Kunst aufs Höchste. Man copirt auf's Getreueste die schönsten Gemälde, und verfertigt dergleichen bis zu der Größe und Feinheit der Miniaturgemälde, die man in die Dosen viere legt. Der verst. Professor Blank in Würzburg hat eine Federpflanzenmosaik ähnlicher Art erfunden.

Federn, die Hautbedeckung der Vögel, bestehen aus folgenden Theilen: Die Spule oder das unterste Ende derselben, welches in der Haut des Vogels fest steckt, ist rund, röhrenförmig und hat unten eine Oeffnung, durch welche der Nahrungssaft zugeführt wird; von der unteren Oeffnung bis an den Obertheil ist sie mit durchsichtigem Mark angefüllt. Am Obertheil verändert die Spule ihre Form und heißt nun der Schaft. Er ist von oben rundlich, von unten mit einigen erhabenen Streifen versehen, an den Seiten plattrund und inwendig mit einem leichten weißen Mark angefüllt. Die Fahne ist der an beiden Seiten des Schaftes befindliche schwächere, dünnere Theil, welcher die Luft beim Fluge fängt, und also das nöthigste Stück. Sie besteht nicht aus einem Stück, sondern aus dünnen, elastischen Fäden oder Fasern, deren jede wieder aus einem kleinen Schaft mit Seitenfasern besteht. Diese kleinen Fasern oder Häutchen haken sich so dicht in einander, daß die Fahne gleichsam aus einem Stück zu bestehen scheint und nur durch größere Gewalt von einander getrennt werden kann, als die Gewalt des Windes ist; daher

Digitized by Google

olche beim Fluge der Luft genugsamen Widerstand leisten können. An enjenigen Federn, welche nur zur Bedeckung des Vogels dienen, sind ie Fahnen nicht so elastisch und bestehen nur aus weichern, trennbaren Blätchen oder Flaumen. Die Federn sind zwar in ihrer jetzt beschrienen Haupteinrichtung einander gleich, allein nach Verschiedenheit ihres Endzweckes und ihrer Verrichtung weichen sie doch auch in der Form und Größe ab. Die, welche sich am Kopfe des Vogels befinden, sind meistens die kürzesten und liegen immer eine auf der andern wie die Dachziegeln, wodurch dann das Durchschneiden der Luft erleichtert und verhindert wird, daß sie sich nicht aufsträuben können. Die Flügel bestehen aus verschiedenen Federn. Diejenigen, welche die Flügel bilden und das einzige Mittel sind, daß sich der Vogel in die Luft erheben kann, sind die allerstärksten und meistens auch die längsten. Man nennt sie die Schwung- oder Schwingfedern. Die kleinern, welche die Spuhlen derselben bedecken, heißen Deckfedern. Der Schwanz besteht aus den Ruder- oder Steuerfedern, welcher Name ihnen auch sehr gut zukommt, indem der Schwanz dem Vogel die nämlichen Dienste leistet, welche das Steuerruder dem Schiffe thut, doch hauptsächlich nur, wenn der Flug in die Höhe oder Tiefe gerichtet werden soll. Im ersten Falle wird er in die Höhe gehoben, im andern aber senkt ihn der Vogel mit der Spitze herab. Bei wagerechtem Fluge bleibt der Schwanz in eben derselben Richtung und trägt zum Schweben sehr Vieles bei, indem die Vögel, welche entweder den Schwanz verloren haben, oder wo er von Natur kurz ist, nicht lange in der Luft schweben können. In Ansehung des Gebrauches, den die Menschen von den Federn machen, werden sie in Schreibefedern- und Bettfedern eingetheilt. Die Schreibefedern (Posten, Spuhlen) werden aus den Flügeln der Gänse genommen. Die Bettfedern gehören zu den nöthigsten Stücken einer Haushaltung und ihre Gewinnung ist der vorzüglichste Nutzen mit von der Gänse- und Entenzucht. Man unterscheidet die Deckfedern, Federn, die mit Ausschluß der Flügel die äußere Bedeckung des Vogels sind; und die Flaumfedern, Flaum, Staubfedern, die unter jenen dicht am Körper liegen; sie haben kaum merkliche Kiele, statt der Fahnen nur feine wollige Fasern und stehen im Werth noch einmal so hoch als erstere. Es macht übrigens in der Güte und Beschaffenheit der Federn keinen Unterschied, ob sie von geschlachteten und geschossenen oder lebendigen Vögeln genommen worden sind, dagegen ist es aber desto wichtiger, bei dem Einkauf der Federn auf Verfälschung derselben mit Kalk oder Thon, oder mit andern Federn Rücksicht zu nehmen. Die Federn sind bei mehren Arten von Vögeln höchst mannigfaltig gefärbt, und Vögel der heißesten Klimate haben das bunteste Gefieder. Zu den Putzfedern gehören die vom Strauß und vom Reiher; jene kommen aus Afrika, womit Venedig und besonders Livorno großen Handel treiben, die Reiherfedern gehen stark nach der Levante. Den größten Handel mit Gänsefedern treibt Polen, Litthauen, Preußen, Mecklenburg ꝛc. über Königsberg, Danzig, Memel, Elbing und Hamburg. Ueber den Handel mit Schreibfedern, s. d.

Feen sind eine Art erdichteter untergeordneter Gottheiten, welche die Dichter in scherz- und ernsthafte Gedichte einführten, um das Wunderbare desto leichter zu erhalten und anschaulich zu machen. Eigentlich sind sie weiblicher Natur, und stets Geschöpfe der dichterischen Einbildungskraft; nach der Fabel begleiten sie die Menschen und erscheinen

Digitized by Google

in wohlthätigen oder schädlichen Absichten in den wichtigsten Begebenheiten der Sterblichen. Neben einer Art von Allwissenheit wird ihnen eine hohe Macht ertheilt, und ihr Stab thut Wunder, gleich einem Zauberstabe. Doch sind ihr Wissen und ihre Macht nicht unbeschränkt, und man nahm höhere und geringere Feen an. In diesem poetischen Wesen, welches sich bis in die Ammen- oder Feenmärchen ausbreitete, lag unbezweifelt ein Versuch, das ewige Räthsel der oft bis zum Wunderbaren verschlungenen Begebenheiten des Lebens zu lösen und die unsichtbaren Beweger der Natur kennen zu lernen. Das Vaterland der Feen und Feenmärchen ist Arabien, von wo die Troubadours sie zu uns brachten. Der europäische Name Fee kömmt von fatum, Schicksal, und bei den Italienern heißt jetzt noch Fee fata. In den historischen Sagen der Italiener stößt man öfters auf Feen, und es gab hier, wie bei den Arabern, Sagen, worin behauptet ward, daß eine Provinz von Feen bewohnt sey. In Frankreich erhielten sie im 12. Jahrh. durch Lancelot vom See ihre poetische Beglaubigung. Die wunderbare Macht der Dame vom See verbreitete in Frankreich und dem Auslande den Geschmack an der Feerei, wozu Philipp, Graf von Flandern (1191), nicht wenig beitrug. Die Klügern glaubten daran in den Romanen, das Volk in Feen überall, besonders aber in verfallenen Schlössern oder solchen, die in Wäldern lagen. Im Schlosse von Lusignan waltete die Fee Melusine; aber auch um Quellen und Bäume schwebten sie. Eine bedeutende Rolle spielten sie fortan in den Ritterromanen und Fabliaux und gaben der romantischen Poesie des christlichen Ritterthums einen eigenen Reiz; sie machten die Maschinerie derselben aus, und die romantisch-epischen Gedichte eines Bojardo, Ariosto u. A. gewannen nicht wenig dadurch. In England führten sie nicht etwa bloß Chaucer und Spencer ein, sondern Erzählungen von ihnen waren so ungemein gewöhnlich, einem Jeden geläufig und in den Glauben des Volks übergegangen, daß die Feen selbst dann nicht seltsam und unnatürlich schienen, als Shakspeare sie auf die Bühne brachte. Tasso machte in seinem „Befreiten Jerusalem" einen Versuch, diese geistigen Mittelwesen des Christen- und Heidenthums in eine poetische Harmonie zu bringen. Die eigentlichen Feenmärchen kamen zu Ende des 17. Jahrh. in ihren vollen Schwung. Das berühmteste Feenmärchen ist „Tausend und eine Nacht" (s. d.), welches 1704 aus dem Arabischen übersetzt zuerst erschien. 1786 erschien in Paris u. Genf ein „Cabinet des Fées". Das Schönste und Richtigste, was man über den Gehalt der Feenmärchen in Bezug ihrer Einwirkung auf die Poesie sagen kann, sagt Herder: „Die Blume der Arabeske steht in ihnen da, und keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen als das Feenmärchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sey man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten. Nirgends mehr als in ihr wird das Gemeine abgeschmackt, häßlich, unerträglich. Die Capricen und Launen dieser Welt fordern den feinsten Verstand, die unerwartetste Wendung". — Auch unsere deutschen so wohlbekannten Feenmärchen haben viel Schönes, nur muß man sie nicht blos mit oberflächlicher Aufmerksamkeit zur Tödtung der Langeweile, sondern mit einer prüfenden Rücksicht lesen. Dahin gehören die Volksmärchen der Deutschen von Wieland, Musäus, Tieck, Mahlmann, Eberhard u. A.

Digitized by Google

5. „Mythologie der Feen und Elfen; vom Ursprunge dieses Glaubens an bis auf die neuesten Zeiten"; a. d. Engl. von G. C. B. Wolff (Weimar 1828, 2 Thle.).

Fegfeuer. Die katholische Kirche nimmt nach dem Leibestod des Menschen für die Seele desselben, nebst dem Zustande der ewigen Beseligung in Gott und der ewigen Verwerfung, noch einen dritten Zustand, nämlich den der Läuterung, an, der für diejenigen Seelen eintritt, die weder so verruchte aus dem irdischen Prüfungsstande verschieden sind, daß sie der ewigen Ausschließung von Gottes Gnade und Verzeihung werth wären, noch auch so in der Fertigkeit des Guten und in der Liebe zu Gottes Gesetz vorangeschritten wären, daß sie wohl eine gänzliche Verzeihung ihrer Schuld verdienten, als auch ein gänzlich ungetrübtes Bewußtseyn sich erworben hätten. Obgleich nun die Lehre der katholischen Kirche sich über die Art und Weise dieser Läuterung zu Reue und Vollkommenheit nicht ausdrückt, so spricht Dieses doch die Natur der Sache dieses Mittelstandes zur Genüge selbst aus, und auch die Benennung purgatorium (Reinigungsanstalt) und Fegfeuer (Läuterung der Seele durch das reuige Schmerzensfeuer des Bösen und das Liebesfeuer zum Guten) passen vollkommen dazu. Bei den alten Völkern stand hiermit die Lehre von der Seelenwanderung in der innigsten Verbindung; anfangs war diese bei den Aegyptern freilich nichts als eine sehr scharfsinnig ausgedachte symbolische Vorstellung von der Unsterblichkeit der Seele; die nachfolgenden Weisen bedienten sich dieser Vorstellungsart, um rohe Völker, auf die ohnehin die Schicksale der Thiere, mit denen sie umgingen, lebhafter wirkten, von den Lastern zurückzuhalten; nachher ward sie eine freilich unglücklich gewählte Vorstellung der Reinigung der Seele und ihrer Vorbereitung zu dem Genusse der Glückseligkeit. Plato hat diese philosophische Lehre mehr als man glaubt ausgebildet. Ist nun einmal ein solcher Mittelzustand selbst in der Vernunft gegründet, weil es Menschen gibt, die bei ihrem Tode für den Himmel nicht gut und für die Hölle nicht schlecht genug sind, so dürfen wir nicht erwarten, daß die christliche Offenbarung ihn bestreiten werde; sie leitet uns vielmehr selbst dahin, da sie uns die Heiligkeit Gottes, den ohne Heiligkeit Niemand sehen, das heißt mit ihm in Vereinigung kommen kann (Hebr. XII.), und die Reinigkeit vorstellt, die zu einem genauen Umgang mit ihm erfordert wird (Offenbarung XXI, 27). Die Gründe, welche die katholische Kirche für diesen Glaubenslehrsatz angibt, sind aus der Schrift und der Ueberlieferung entnommen. Schon die jüdische Kirche betete für die Verstorbenen, wie aus Makk. II. 12. erhellet. Christus widersprach nicht bloß dieser Lehre, sondern er bestätigte sie Matth. XII. 31, 32. Ueberhaupt war das Christenthum weit entfernt, eine solche Schroffheit der Lehre aufzustellen als nothwendig geschieht, wenn den mit den geringsten Flecken noch behafteten Christen gleich das Urtheil der ewigen Verdammniß gesprochen wird. Der Jünger der Liebe, der Apostel Johannes (1. Joh. V, 16. 17), sagt ausdrücklich, daß zwar jedes Unrecht Sünde, aber nicht jedes Unrecht Todsünde sey. Wenn die Bruderliebe uns gebietet, für das Beste unserer Nebenmenschen zu bitten (Jakob V. 16), sollte sie uns nicht auch antreiben, für diejenigen unserer Brüder unsere Wünsche zu Gott zu senden, von denen wir nicht wissen, ob sie in jener Fassung dieses Leben verlassen haben, welche sie zu dem Genusse ihrer völligen Seligkeit tüch-

Digitized by Google

tig gemacht habe? Würde es nicht hartherzig seyn, ihnen eine Hil
zu entziehen, von der es unmöglich ist zu beweisen, daß sie ihnen
nütz sey? In den ältesten christlichen Documenten, welche bis an
Zeiten der Apostel hinanreichen, finden wir das Gebet für die Ab
storbenen als etwas Unbezweifeltes und allgemein Angenommenes,
Tertullian, Origenes und das dritte carthagische Concilium beweisen.
Es liegt doch gewiß etwas Menschliches in dem Gedanken, daß man
nen abgeschiedenen Freunden noch nützen könne; preßte ja doch
Römer dieses edle Gefühl den Wunsch aus: Sit tibi terra levis!
Ueberhaupt betrachtet der Katholik sämmtliche Gläubigen als Ein
Körper, sowohl die hier streitenden, als die in jenem Leben wallen
Die Liebe vereinigt Alle, aus Liebe beten die Streitenden für die
unvollendeten Abgestorbenen. Zuletzt wurde dieser Glaubenspunkt
der allgemeinen tridentinischen Kirchenversammlung auf das Ausführ
erörtert. Daß man die vernünftige Ansicht des Reinigungsortes
des den Verstorbenen zu weihenden Gebets zu schändlichen Gewin
Zwecken gemißbraucht habe, kann Keiner, der die Geschichte des Ab
krams kennt, leugnen. Aber das allgemeine Concilium von Trient
in dieser Hinsicht (25. Sitz.) sich kräftig ausgesprochen; es sagt: „
dem ungebildeten Volke aber sollen die Fragen, so etwa schwer
spitzfindig und die Nichts zur Erbauung vermögen, und daraus gem
niglich der Gottseligkeit keine Mehrung erfolgt, von den gewöhnli
Predigten ausgeschlossen werden. Dergleichen sollen sie (die Bisch
auch nicht zulassen, daß man ungewisse Dinge, und die einen Schein
Falschheit mit sich bringen, ausbreiten und vortragen wolle. Dr
Dinge aber, die zum Vorwitz und zum Aberglauben geneigt sind,
gar nach schändlichem Gewinn schmecken, sollen sie als Aergernisse
anstößig den Gläubigen verbieten.“ Es läßt sich nicht wohl einse
wie die Synode mehr hätte thun können, noch weniger aber läßt sich
sehen, mit welchem Rechte man der katholischen Kirche Ungereimthei
als geglaubt aufbürden könne, die sie verabscheut. — Die Protest
erkennen das Fegfeuer so wenig an, wie die Griechen. Erstere fin
an, daß in den angeführten Bibelstellen keineswegs von dem Fegf
die Rede sey, daß die Lehre von demselben andern Bibelstellen, w
Matth. 7, 13—20; 8, 11; 13, 24—46; Mark. 16, 16; Luk. 16,
22. 25; Joh. 3, 6. 18. 20; 15, 2. u. s. w., widerspräche und daß
selbe, da sie vor der Trennung der griechischen Kirche von der lat
schen, nicht bestanden habe, erst zu Gregors des Großen Zeit entst
sey. Indeß geben die Protestanten doch zu, daß die Unvollkommen
des Menschen innere Gründe an die Hand gebe, einen allmähligen Ue
gang in die vollkommene Seligkeit, eine Reinigung und Läuterung
sinnlichen Wesens anzunehmen. Das Fegfeuer war auch einer der w
tigsten Differenzpunkte zwischen Katholiken und Griechen. Letztere g
dasselbe zwar auf dem Concil zu Florenz 1439 zu, widerriefen hie
Zugeständniß aber mit der Verwerfung des ganzen Concils.

Fehde (Faida), 1) eigentlich Feindschaft, dann 2) ein Krieg
schen Privatleuten, besonders die Kämpfe des deutschen Adels im
telalter. Fehden wurden durch einen eignen, 3 Tage zuvor gesch
Fehdebrief angekündigt. Das Zeichen der Herausforderung war
hingeworfener Handschuh (Fehdehandschuh), das Zeichen der Annah
me das Aufheben desselben. Jeder unbedingt Freie hatte das Rec

Digitized by Google

nem andern Fehde anzukündigen (Fehderecht), und der Befehdete nnte sie nur durch Gegenwehr, oder durch Vergleich über ein Wehrld, das er den Befehdenden zahlte, abwehren. Die Fehde gab das echt, den Gegner oder dessen Leute zu tödten, gefangen zu nehmen, ine Güter mit Feuer und Schwert zu verheeren, ihm überhaupt allen ur möglichen Schaden zuzufügen. Ueber Entstehung und Abschaffung r Fehde s. Faustrecht.

Fehler, grundlose Abweichung von der Regel (also nicht Ausnahme). ehlerhaft ist eine Sache, die anders ist, als sie ihrer Absicht nach behaffen seyn sollte; daher da, wo viele Fehler sich beisammen befinden, ehlerhaftigkeit herrscht. So vielerlei Arten von Regeln es nun bt, so viel Arten Fehler muß es auch geben. Da aber über Regeln ner Kunst, Wissenschaft ꝛc. oft sehr verschiedene Ansichten herrschen, so t auch der Begriff eines Fehlers oft sehr relativ. Besonders wird Fehr auch als sittlicher Mangel gebraucht.

Fehlgeburt (abortus), jede unzeitige Geburt vor Ablauf der 16. Schwangerschaftswoche. Die Frucht ist dann gewöhnlich noch in den nverletzten Eihäuten eingeschlossen und nicht lebensfähig. Alles, was die Schwangern in eine ungewöhnliche Körper- oder Gemüthsbewegung verzt, Fieberkrankheiten, körperliche Gewaltthätigkeiten, durch einen Fall, Stoß u. dergl. Leidenschaften ꝛc. kann Veranlassung dazu geben, besonders ei zärtlicher Körperconstitution; sodann eigne Erregungsmittel, die auch ls Abtreibemittel bekannt sind, doch nicht immer mit Bestimmtheit wirken, wie Sabina, Aloe, Saffran, auch widernatürliche Reize am Mutterunde, daher auch krankhafte Affectionen der Gebärmutter, besonders Scirrhositäten derselben; Krankheit des Kindes und des Eies. Eine abestorbene Frucht geht (mit nur sehr seltenen Ausnahmen) in kurzer Zeit ls Fehlgeburt ab. Sie kommt am häufigsten im 3. und 4. Schwangerhaftsmonate und zu der Zeit vor, wo die Menstruation hätte eintreten ollen. Vorboten sind: Frost, Mattigkeit, Herzklopfen, Kolik, Schmerzen m Kreuz, wehenartige Empfindungen, Schleim- und Blutfluß ꝛc. Die Behandlung erheischt im Zeitraume der Vorboten möglichste Ruhe der Schwangern, Entfernung der Ursachen, welche einen Sturz herbeiführten; st aber unter Zunahme der Wehen und des Blutabgangs die Frucht icht mehr zu erhalten, so verfährt man wie bei einer natürlichen Geburt.

Fehmgericht, s. Vehmgericht.

Fehrbellin, ein offene Stadt im Kreise Osthavelland des Reg.-Bez. Potsdam, preuß. Provinz Brandenburg, am Zusammenflusse des lten und neuen Rhin auf einer Anhöhe, in Alt- und Neustadt getheilt, nit 130 Häusern und 1260 Einw., Branntweinbrennereien u. a. Gewerbe. Sitz eines Superintendenten und Justizamtmanns. Fehrbellin st wegen des Sieges bekannt, den in der Nähe der große Kurfürst Friedrich Wilhelm am 18. Juni 1675 über die Schweden unter Wrangel davon trug, durch welchen er sein Land unter den bedenklichsten Umständen rettete. Als Mitglied des deutschen Reiches hatte er, als 1674 der Krieg des Reichs gegen Ludwig XIV. beschlossen wurde, 16 000 Mann einer Truppen nach dem Elsaß geführt, für die er von Oestreich, Holland und Spanien Subsidien bezog. Je mehr man am Hofe zu Paris das Gewicht eines solchen Heerführers kannte, desto mehr arbeitete man von dort aus, ihm Feinde im Rücken zu erwecken, und die Schweden, von Frankreich aufgemuntert, fielen zu Ende 1674 von Pommern her

Digitized by Google

in die Mark Brandenburg ein. Friedrich Wilhelm eilte unverschens
Franken mit 6600 Reitern und 1000 M. ausgesuchten Fußvolk
146 Wagen, von denen jeder einen Kahn geladen hatte, herbei,
am 14. Juni Abends eine Stunde vor Rathenau an, ließ sogleich
M. Fußvolk in den mitgebrachten Kähnen über die Havel fahren,
sich die Reiterei durch List und Gewalt in den Besitz der Brücke
So wurden die Schweden in ihren Cantonnirungen überrascht,
Rathenow genommen, die Schweden nach Nauen zu aufgerollt
ihre Linie, die sich von Havelberg bis Brandenburg ausdehnt,
Mittelpunkte durchbrochen. Eine Schlacht erwartend, da ohne
fernere Rückzug nicht möglich war, lagerte das 10.000 M. starke
denheer bei Linum an und auf einem Berge, der auf einem zwischen
Lichtstrecken, einer moorigen Gegend, von Spandau nordwestlich
Fehrbellin wie eine Halbinsel sich ziehenden höheren trockenen
Den 17. Juni kamen die Brandenburger, den Schweden unerwartet,
Havelberg, eine Stunde von Fehrbellin, an. Der Kurfürst fand
nen Unterbefehlshabern, als er den Angriffsplan mittheilte, die
gen verschieden. Es schien diesen zu gewagt, mit bloßer Reiterei
denn das Fußvolk hatte nicht folgen können — die Schweden
fen. Dagegen bemerkte der Kurfürst, wie der Feind bestürzt
General Wrangel mit den besten Truppen in Havelberg abgeschnitten
sey; wie Unentschlossenheit alle Schritte der Schweden hier lähmen
müsse; und so griff er am Morgen des 18. rasch an. Sein linker
gel litt anfangs nicht wenig vom feindlichen Geschütz. Endlich
die feindliche gegenüberstehende Reiterei. Das schwedische Fußvolk
einen raschen Angriff auf das brandenburgische Geschütz, allein
brandenburgischen Leibtrabanten und die damit verbundenen
Krieger trieben sie zurück; so war bald nach 8 Uhr der Sieg
den. Die Schweden zogen nun, doch in ziemlicher Ordnung, nach
bellin und hinterließ 1500 Todte, außer ebenso viel verwundeten.
der Nacht stellten sie die Brücken, welche über den Rhin führen
die Brandenburger abgebrochen hatten, wieder her, und als früh
gens die kurfürstlichen Truppen einrückten, nahmen sie den
Theil des Geschützes und Gepäckes. Die Feinde eilten nun in
Marsche nach Ruppin und Wittstock, daß der Kurfürst sie kaum
chen konnte. Was der Gefangenschaft entging, wendete sich zum
ten Theil nach Hamburg und nahm hier andere Kriegsdienste.
fürst hatte mit Einem Schlage die Sicherheit und Ruhe seines
hergestellt und machte sich zum Herrn vom größten Theile
Insofern hatte das Treffen Folgen, wie sie manche große Schlacht
neuerer Zeit nicht hatte. Der Stallmeister Froben, der den
überredete, mit seinem Pferde zu tauschen, ward auf dem des
einem Schimmel, erschossen und rettete so das Leben seines
fendorf in seiner „Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg"
sagt indeß Nichts hiervon, sondern bemerkt nur, es habe den
ster eine Kugel getödtet, als er zurückgeritten sey. Nicht weit
Dorfe Linum steht auf einer Anhöhe das vom Herrn von
richtete Denkmal an die Schlacht. Fehrbellinsthaler, auf den
schlagene Thaler von 20 verschiedenen Gepräge.

Feierlich, 1) was die Seele durch seine ruhige Einwirkung
Ehrfurcht stimmt. Das Feierliche setzt also etwas Großes und

Digitized by Google

ndes voraus und erfüllt die Seele mit dem Gefühl seiner Wichtigkeit; wirkt aber mehr negativ, nicht durch Geräusch und Pracht, sondern ornehmlich durch Ruhe, Stille und Einfachheit. Ebenso ist die Einfachheit, mit welcher das Feierliche wirkt, von gedankenleerer Einfalt und ohlem, steifen Wichtigthun entfernt. 2) (Musik) Die Schilderung des eierlichen erfordert ernst und langsam fortschreitende Melodien, einfache, icht verwickelte, aber tief ergreifende Harmonie. 3) (Aesthet.). Die ildende Kunst vermag das Feierliche minder zu schildern, insofern die egenstände in unmittelbarer Gegenwart vor uns stehen und das Komende nur andeuten können; dieß geschieht durch die vorbereitende Dämerung, durch das Helldunkel, welches unsere Einbildungskraft in Bewegung setzt.

Feiertage, s. Feste.

Feigen, die Früchte des Feigenbaums (Ficus carica L.), welcher Asien und den südlichsten Ländern Europa's verbreitet ist und hier die öhe eines Birnbaums erreicht. Die Blüthe der Feigen sitzt von außen nsichtbar, innerhalb der Frucht verschlossen. Die künstliche Befruchtungsrt der Feigen, welche in der Levante gebräuchlich ist, indem man die bgepflückten männlichen Blüthen auf die Bäume bringt, welche bloß eibliche Blüthen tragen, nennt man Caprification. Gemeiniglich geschieht diese Mittheilung durch die Fliegenwespe, die ihre Eier in die inere Höhlung der Feige legt. Ein solcher Baum trägt 6 bis 8 Mal viel, als ein anderer in Italien und Frankreich. Die Cultur des eigenbaums ist keiner großen Schwierigkeit unterworfen. Bei uns wird r in Kübeln, im Winter in Kellern, Gewölben, oder sonst in Häusern egen den Frost verwahrt, oder auch, wo nicht zu starke Fröste zu fürchten sind, überdeckt im Lande überwintert, wo er reichlicher trägt, zumal enn man ihn mit andern zusammen setzt. Der Baum setzt zwei Mal n Sommer Feigen an, im Frühjahr, wo dann die Feigen als Sommerfeigen zu Johannis reifen, und zu Johannis, die bei günstiger Witterung noch im Spätherbst als Herbstfeigen reifen, doch erfolgt die Reife llmählig, sodaß man von mehren Bäumen ziemlich den ganzen Sommer indurch reife Feigen erhalten kann. Die frischen Feigen sind bei völliger Reife von zuckersüßem Geschmack und gehören zu den gesundesten Obstarten. Getrocknete Feigen (caricae) sind ein verbreiteter Gegenstand es Handels und werden nicht nur, besonders in südlichen Gegenden, häufig genossen, sondern sind auch in Apotheken aufgenommen, indem man sie als nährende, erweichende, gelind eröffnende Mittel, als Zusatz u Brustthee, äußerlich in Milch geweicht, als erweichende Mittel zu Zeitigung von Geschwüren, besonders am Zahnfleisch, gebraucht. Die besten ind die levantischen von Smyrna und dem Archipelagus, dann folgen ie genuesischen und die von Marseille. Man hat beim Einkauf besonders auf frische, fleischige, trockne Waare zu sehen; ihre Aufbewahrung muß an trocknen kühlen Orten in großen Zuckergläsern, oder in mit Zinn ausgelegten Kasten, wodurch der Zutritt der Luft verhindert wird, geschehen. Das Holz des Feigenbaumes dient zur Verfertigung vieler ierlicher und dauerhaften Sachen, als: Schnupftabacksdosen, Gewehrkolben ꝛc.

Feigenkäse gehört unter die Confituren; er ist eine Vermischung der reifsten und vorzüglichsten Feigen mit geschälten Mandeln, Nüssen, Pinien, Pistazien und mehren Gewürzen, welche man nach ihrer Zuberei-

Digitized by Google

tung, in Gestalt eines Käses, versendet; er kommt aus Spanien u Portugal.

Feigheit, ein Gemüthszustand, in dem man Uebel, Gefahren u Schmerzen auf eine tadelnswerthe Art fürchtet. Sie verräth e Schwäche, weil ein starker Geist in Gefahr sich nur noch mehr beh Das Gegentheil ist Muth (s. d.).

Fein, 1) (Aesth.), was auf eine bestimmte, aber nicht starke We wirkt. Man nennt z. B. einen Ton, die Luft, eine Unterscheidung u durch welche Das bestimmt von einander gesondert wird, was leicht zu sehen oder vermischt werden kann. Um feine Eindrücke wahrzunehm bedarf es einer Schärfe des Geistes und der Organe, da hingegen d dem Feinen entgegengesetzte Grobe auch bei geringer Geisteskraft e pfunden und aufgefaßt wird. Diese Schärfe ist Sache der Uebung u Bildung. Der Scherz ist fein, der Spaß gemeiniglich grob. In d Künsten zeigt sich die Feinheit sowohl im Stoffe als in der Form, in der Art des Ausdrucks. Die Feinheit ist aber nur da nicht am r ten Orte, wo starke Eindrücke erfordert werden, wo z. B. das Erh in leidenschaftlicher Bewegung sich aussprechen soll, und wo große Ma wirken müssen, wie in gewissen kolossalen Werken der Baukunst. Da darf die Feinheit nicht gesucht seyn, sie müßte denn sich selbst lächer machen wollen. 2) (Hdlgsw.) Bei Gold und Silber, legirt oder u Zusätzen rein. Feines Gold muß 24 Karat, feines Silber 16 Loth h nisch oder 12 Deniers französisches Probirgewicht halten (vgl. Mar

Feindesliebe, das Bestreben, auch Denen, die uns auf mäßiger Weise zu schaden suchen, nach Pflicht und Klugheit Gutes zu thun. Sie ist schon zu Sokrates's Zeiten, insbesondere von den Stoi gelehrt, durch Christus aber zuerst ins schönste Licht gesetzt und zu einem Hauptpunkte der Tugendlehre gemacht worden. Sie kann auch sel im Kriege geübt werden.

Feindschaft, ein Mißverhältniß im geselligen Leben, indem m Andern Böses aus Haß oder Rache zuzufügen strebt, oder wirklich zufü Die sittliche Ordnung erheischt Friedfertigkeit, und auch die Lebensklugh gebietet, ebenso der Feindschaft mit Andern vorzubeugen, als, wo sie e getreten ist, die Hand zur Versöhnung zu reichen. Unter den vie fachen Spannungen der Menschen unter sich ist aber beides nicht m zu erreichen, und fast Jeder, der in das Leben verflochten ist, gerä wo nicht offensiv, doch defensiv an dem Kriege Theil zu nehmen, h heimlich oder offen, einzeln oder in Parteien, mit nur kurzer Un ruhe, Alle gegen Alle führen, wenn auch die nur schwachen Auflode von Haß und Mißgunst, die auf vorübergehenden leidenschaftlichen fühlen beruhen, so lange sie noch nicht Aufhebung aller ge gen Bande zur Folge haben, gewöhnlich diesen Namen nicht ve ren, sondern eigentlich nur die höheren Grade, in denen es einem völligen Bruche mit Andern kommt, auf deren Höhepunkte d eingetretene Spannung, als Todtfeindschaft, nur in der persönlichen des Gegners Ausgleichung findet. Ein Glück ist es, daß die Vorsic auch dieses Mißverhältniß zum Segen zu leiten versteht, zu welchem d Feinde wider Wissen und Willen beitragen müssen. Wie Mancher wü ohne solche nie zur Selbsterkenntniß und dadurch zum wahren Heil gela

Feith (Rhynvis), einer der ersten neuern Dichter Hollands und mit Bilderdyk Wiederhersteller der verfallenen holländischen Poesie, g

Digitized by Google

'53 zu Zwoll in Oberyssel, stammt aus einem Geschlechte, das schon ehre in Staatsämtern oder der Literatur ausgezeichnete Männer, z. B. n Verfasser der „Homerischen Alterthümer", Eberhard Feith, hervorachte. Er zeigte früh die glücklichsten Anlagen zur Dichtkunst. Nachm er in Leyden die Rechte studirt hatte, lebte er 1770 in seiner Vaerstadt seiner Lieblingsbeschäftigung. Auch als Bürgermeister und bald rauf Einnehmer beim Admiralitätscollegium in Zwoll hörte er nicht if, die Dichtkunst auszuüben und die holländische Literatur mit vorzügchen Werken zu bereichern. Mehre seiner Schriften wurden von den elehrten Gesellschaften Hollands mit Preisen gekrönt. Die poetische esellschaft zu Leyden erkannte 1785 zwei von ihm eingeschickten Lobgechten auf den Admiral Ruyter die beiden ersten Preise zu; Feith, mit r Ehre zufrieden, wollte die Denkmünzen nicht annehmen. Die Gesellschaft schickte ihm dagegen Wachsabdrücke der beiden Münzen in einer lbernen Kapsel, worauf das Bildniß des besungenen Helden gegraben ar, mit der Inschrift: „Unsterblich wie er". Späterhin, bei einer hnlichen Gelegenheit, schickte er eine ihm für sein Gedicht: „Die Vorhung", zuerkannte Denkmünze derselben Gesellschaft zurück, mit dem Wunsche, daß sie dem Dichter zugetheilt werden möchte, dessen Werk es zweiten Preises würdig wäre. Er versuchte sich fast in allen dichrischen Formen. In frühern Zeiten neigte er sich sehr zu dem, besonders von Bellamy (s. d.) angestimmten empfindsamen Tone, der in seem Roman „Ferdinand und Constantia" (1785) vorherrscht und durch ein Beispiel in Holland eine Zeit lang sich verbreitete. Nach dem Wiederaufleben der Poesie Hollands schrieb er das erste Lehrgedicht: „Das Grab". Dieses hat bei einer guten Anlage, bei vielen trefflichen Stellen und bezaubernder Melodie, noch viel von jenem empfindsamen Tone; ein Fehler, wovon „Das Alter" („De Ouderdom", 1802) zwar frei ist, das aber keinen bestimmten Plan hat. Unter seinen lyrischen Gedichten („Oden en Gedichten", Amst. 1798, 3 Bde.) sind mehre Hymnen und Oden durch hohen Schwung und Gefühl ausgezeichnet; berühmt ist seine „Ode an Ruyter". Diesen Seehelden machte er auch zum Gegenstande eines epischen Gesanges. Von seinen Trauerspielen werden besonders „Thirza", „Johanne Gray", und am meisten „Inez de Castro" geschätzt. In Verbindung mit Bilderdyk gab er Haren's berühmtem Gedichte „De Geuzen", dessen Gegenstand die Gründung der niederländischen Freiheit ist, eine edlere Form. Seine poetischen Briefe an Sophie über die Kantische Philosophie („Brieven aan Sophie over de Kantiaansche Wijsbegeerte", Amst. 1805) sind ein schwaches Werk des Alters. Unter seinen prosaischen Werken zeichnen sich seine „Briefe über verschiedene Gegenstände der Literatur" (6 Bde., 1784 fg.), die viel zur Verbreitung eines guten Geschmacks beitrugen, durch gebildeten Styl und feine Bemerkungen aus. Feith starb 71 J. alt zu Zwoll im Jan. 1824.

Fekenham (John von), letzter Abt von Westminster, geb. zu Fekenham in Worcestershire, widersetzte sich der Reformation in England und wurde deßhalb in den Tower gesetzt, aber bei der Thronbesteigung der Maria daraus befreit und zum Abt von Westminster erhoben. Da er der Königin ganzes Vertrauen genoß, so gelang es ihm leicht, die schon zum Tode bestimmte Elisabeth durch seine Bitten zu retten, von

Digitized by Google

der die Königin überzeugt war, daß sie nach ihrem Tode der katholi
Religion den Untergang in England bereiten würde. Als daher E
beth nach ihrer Schwester Tode den englischen Thron bestieg, war
entschlossen, Fekenham zum Erzbischof von Canterbury zu machen.
er sich aber im Parlamente als heftiger Gegner zeigte, ließ sie ihn 15
in den Tower gefangen setzen. Er starb auf der Insel Ely 1585
hinterließ eine Erzählung seiner Zusammenkunft mit Johanna Gre

Felbel, ein sammetartiges Zeuch, halb von Seide (Wolle, Kam
haar, Baumwolle) und halb von Leinengarn; wird zum Unterfutter,
Stuhl- und Kanapeeüberzügen, zu Kragen, Mützen und Kappen
braucht; es gibt einfarbigen und bunten, geflammten, geblümten
Der seidene Felbel kommt von Genua, der baumwollene wird vorzüg
in England, Potsdam, Leipzig und Berlin, der wollene aber in Berl
Sachsen u. s. w. fabricirt.

Felbiger (Johann Ignaz von), ein um die Verbesserung des Sch
wesens in der östreichischen Staaten hochverdienter Mann, geboren
Großglogau 1724, studirte auf der Hochschule zu Breslau, widmete
dem geistlichen Stande und that im fürstlichen Stifte der reg. Chorh
ren U. L. F. zu Sagan Profeß, wo er 1746 Regularkanonich und 17
Prälat wurde. Da er das Schulwesen, vorzüglich im kleinen Stil
und auf dem Lande, in einem äußerst schlechten Zustande fand, so
er für die Verbesserung desselben mit dem musterhaftesten Eifer.
errichtete in Böhmen die Normalschulen, die bald in den meisten
lischen Staaten Deutschlands nachgeahmt wurden; stiftete in Sagan
Schullehrer-Seminar, dem später mehre folgten; belehrte den Land
von der Unschädlichkeit der Gewitterableiter und arbeitete verschied
Mißbräuchen durch bessere Lehrbücher entgegen. Die Folgen dieser
raftlosen Bemühungen Felbigers wurden bald sichtbar; Maria Th
seine Monarchin, und Friedrich der Große zollten ihm ihre Hochschätz
Um die Verbesserung der Katechetik erwarb er sich besondere Verdie
durch seinen trefflichen Katechismus, vorzüglich aber durch seine „Ver
suchungen über die Kunst zu katechisiren" (Wien 1774). 1774 wurde
als Generaldirektor des Schulwesens nach Wien berufen, lebte aber
1782 als Propst des Collegiatstifts zu Presburg, wo er 1788 st

Feldartillerie, s. Artillerie.

Feldärzte und Feldlazarethe kamen wahrscheinlich aus
Orient zu uns. Kaiser Mauritius im 6. Jahrh. hatte wenigstens
seinen Heeren die Deputatos und beschreibt ihre Pflichten so, wie
ser Leo VI. im 9. Jahrh. Diese Deputati waren in den Heeren
schen der Reiterei vertheilt und mußten die Verwundeten aus
Treffen wegbringen. Sie mußten auch eine Flasche mit Wasser bei
führen, um Denen beistehen zu können, welche ohnmächtig wurden.
den Officieren, welche jedes Regiment haben mußte, werden auch
drücklich Aerzte und Krankenwärter genannt. In den Schriften
Mittelalters findet man bei den ersten christlichen Heeren in Europ
weder Feldlazarethe noch Feldwundärzte genannt. Die Feldärzte, welc
zu Anfang des 15. Jahrh. in Begleitung der Heere vorkommen, w
ren mehr zur Bedienung der Heerführer und der vornehmsten Krieg
bediente als zur Besorgung des Lazareths bestimmt. Als König Hei
rich V. von England 1415 mit Frankreich Krieg führte, nahm er Ni
Colnet als Feldarzt auf ein Jahr in Dienste. König Gustav Adolf

Digitized by Google

uerst jedem Regimente 4 Wundärzte beigeordnet haben. Bei den Oest-
reichern wurden 1718 die Compagniefeldscherer abgeschafft und dafür
Regimentschirurgen mit 6 Gesellen angenommen. In der Mitte des
16. Jahrh. hatte man in Deutschland bereits, freilich sehr unvollkommene,
Feldlazarethanstalten. Sie wurden in neuern Zeiten zwar verbessert und
von den Franzosen sogar in ein System gebracht, welches sich ganz gut
ausnahm. Auch läßt sich nicht verkennen, daß man diesem Gegenstand
überall die möglichste Sorgfalt zu widmen suchte; aber dennoch blieb
er stets eine der dunkelsten Schattenseiten des Kriegs. Das liegt in
der Natur der jetzigen Kriegsführung, welche schonungslos den höhern
Gesichtspunkten alles Andre aufopfert. Es kann nicht fehlen, daß bei
der Aufstellung immer zahlreicherer Streitmassen und der reißenden
Schnelligkeit, mit welcher die Ereignisse sich drängen, die Verwundeten
und Kranken sich auch auf Einer Stelle, besonders auf den Kriegsstra-
ßen, häufen. Die Mittel zu ihrer Wartung, Pflege, zu ihrem Unter-
halte, ja selbst zu ihrem Unterkommen reichen nie zu, werden ihnen
nicht selten durch das thätige Heer entzogen; sie müssen im Strome der
großen Begebenheiten hülflos untergehen. Es ist noch nicht möglich ge-
wesen, mit dem Vorschlage durchzudringen, daß dem ganzen Feldhospi-
talwesen mit allem dazu gehörigen Personal und Fuhrwesen von Haus
aus eine unverletzliche Neutralität zugestanden werden möchte. Man
unterscheidet inzwischen die großen oder stehenden Hospitäler von den
beweglichen, fliegenden oder Ambulancen. Es ist ein bedeutender Feh-
ler, wenn die erstern nicht so weit als möglich von der Kriegsstraße ab
und außer den Bereich der Operationen gelegt werden. Auch in Festun-
gen gehören sie nicht, wo sich ohnehin Kranke von der Besatzung genug
häufen. Thierfeldhospitäler würden ebenfalls sehr zweckmäßig seyn. Vor-
trefflich eingerichtet sind die russischen und englischen Wagen zur Fort-
schaffung der Verwundeten, reichen aber nie zu.

Feldbäckerei, die zum Backen des für eine Armee nöthigen Brotes
in einem Feldzuge, in ein besonderes Corps organisirten Bäcker. Die
Feldbäckereien kommen, wenn man die Römer, wo jeder Soldat sein Brot
selbst mahlen und backen mußte, ausnimmt, zuerst im 14. Jahrh., bei
den Kriegen Eduard's III. von England, vor. In den Kriegen, die
auf den 30jährigen folgten, besonders im spanischen Successionskriege,
erlaubte die Langsamkeit der Operationen, Feldbäckereien anzulegen;
noch mehr waren sie im siebenjährigen Kriege im Gebrauch. Der Re-
volutionskrieg und das mit ihm eingeführte Requisitionssystem machten
sie überflüssig, und in den neuesten Kriegen kamen sie deßhalb fast gar
nicht mehr vor.

Feldbatterien, eine Anzahl Feldgeschütz, in der gewöhnlichen
Entfernung von einander aufgefahren, um von ihnen, nach Erforderniß
der Umstände, Gebrauch zu machen. Es ist vortheilhaft, wenn man 2
bis 3 Fuß tief eingräbt, um sich dadurch gegen einen großen Theil des
feindlichen Geschützes zu decken. Selbst bei der Offensive muß man
jede Erhöhung oder Vertiefung des Bodens, insofern sie der Wirkung
des Geschützes nicht entgegen ist, zur Bedeckung benutzen.

Felddienst, das Verhalten der Truppen auf Feld- und Lagerwa-
chen, bei Avant- und Arrieregarden und dem Patrouilliren. Er begreift
auch die Lagerpolizei, das Fouragiren, sowie auch wohl das Verhalten
der Truppen bei dem Angriffe der Festungen. Seine Einübung im

Digitized by Google

Frieden ist sehr wesentlich. Zahlreiche Lehrbücher sind über denselben erschienen, z. B. von Valentini, Ewald u. s. w. Entgegengesetzt ist in der Garnisondienst.

Feldequipage, alles Geräth, dessen der Soldat und der Offizier ausschließlich auf dem Marsche und im Felde bedarf. Dahin gehören, nächst dem Tornister, das Koch- und Trinkgeschirr, Beile, Schaufeln, Hacken, die Proviant-, Patronen- und Krankenwagen mit dem zugehörigen Zuggeschirr; ehedem auch die Zelte und Reitpferde für die Offiziere.

Felder (Franz Karl), geb. zu Mörsburg 1766, geistl. Rath und Pfarrer zu Waltershofen bei Leutkirch, auch ein Jahr lang bischöfl. Commissair und Regens des Priesterseminars zu Mörsburg; starb 1818. Zur Verbreitung der Aufklärung trug er nicht wenig durch die Herausgabe des „Kleinen" und des „Neuen Magazins für kathol. Religionslehrer" (1806—12) und durch seine „Literaturzeitung für kathol. Religionslehrer" (1810—16) bei. Sein verdienstlichstes Werk aber ist das nachher von Weitzenegger fortgesetzte „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen kathol. Geistlichkeit" (3 Bde., Landshut 1817—21).

Feldgeschrei, 1) in früherer Zeit und vor Einführung der verschiedenen Uniformen (daher bei rohen Völkern noch jetzt) ein Erkennungswort im Treffen, um unter den Harnischen Freund und Feind unterscheiden zu können. Die Griechen riefen alala, alala, die Römer feri, feri, die alten Deutschen murmelten dumpf hinter ihren Schilden, bei den Kreuzfahrern war dieser Ruf deus vult oder adjava deus; die alten Franzosen riefen: Montjoye et St. Denys, und die Schweden im 30jährigen Kriege: Gott mit uns; die Türken rufen noch jetzt, besonders bei Angriffen, Allah Esmid. Oefters war die Hauptstadt des Landes, für welche man focht, das Feldgeschrei, oft hatten auch die besondern Scharen eines Heeres besonderes Feldgeschrei und die ganze Armee ein gemeinschaftliches. Die Franzosen ermuntern sich noch jetzt durch en avant, wie die Preußen im letzten Kriege durch das entsprechende: Vorwärts, und die Russen u. a. Völker rufen Hurrah bei ihren Angriffen. 2) Jetzt im Kriege ein Personenname, den die einander begegnenden Truppenabtheilungen, sowie des Nachts die Patrouillen und Vorposten zum gegenseitigen Erkennungszeichen haben. Das Feldgeschrei wird jedem einzelnen Soldaten gegeben, dagegen die Parole (gewöhnlich ein Ortsname) nur den Befehlshabern von ganzen Posten mitgetheilt. Um jenes wird im Kriege daher jeder bei den Vorposten ankommende Soldat und die kleinste Truppe gefragt, um diese nur der Commandeur einer größern Abtheilung, wenn er die Postenkette schon passirt hat und an den in das Gewehr tretenden Haupttrupp der Wache kommt, oder der die Ronde habende Offizier von dem den Haupttrupp Befehligenden. Ein drittes Erkennungszeichen ist die Losung. Sie besteht in einem nicht viel Geräusch machenden Zeichen, z. B. Hm, Hm, oder dreimal auf den Sattel oder an das Gewehr klopfen u. s. w. Sie wird gegeben, wenn Patrouillen sich begegnen und nicht wissen, ob die andern Patrouillen Feind oder Freund sind, auch wohl um nach gegebenem Feldgeschrei sich noch zu vergewissern, daß die Truppe nicht feindlich sey. Mit Feldgeschrei, Parole und Losung wird, wenn man sehr nahe vor dem Feinde steht, in der Regel jeden Tage, auch öfterer und wohl in einer Nacht einige Male gewechselt.

Feldjäger, ursprünglich gelernte Jäger, welche zu Compagnien oder Bataillons formirt werden, um sie, mit Büchsen bewaffnet, zu dem Ge-

Digitized by Google

ien Kriege und zum Tirailliren zu gebrauchen. Oft werden auch Rekruten, die nicht gelernte Jäger sind, in solche Jägerbataillone eingestellt. Zuweilen sind sie auch nur mit gewöhnlichen Gewehren bewaffnet, und dann ist Feldjäger nur ein Ehrentitel für gewöhnliche leichte Infanterie und mit Füseliers gleichbedeutend. Von dieser Art sind die französischen und russischen Jäger. 2) Reitende Feldjäger, leichte Reiter, welche im Felde zum Ueberbringen der Befehle gebraucht werden. Von dieser Art ist das preußische reitende Feldjägercorps, das im Frieden in Berlin steht. Die Feldjäger werden zu Courieren gebraucht und sind im Kriege den commandirenden Generalen zu gleichem Zwecke beigegeben. Sie sind sämmtlich gelernte Jäger.

Feldkrankheiten, Krankheiten, denen Soldaten im Felde am mehrsten unterworfen sind. Sie beruhen besonders auf Witterungseinflüssen, vorzüglich Erkältungen, Erschöpfung und Strapazzen, schlechter und mangelhafter Kost u. s. w. Durch sie wird der Bestand einer ins Feld rückenden Armee bei langer Dauer eines Feldzugs mehr geschwächt als durch Gefechte und Schlachten.

Feldlazarethe, s. Feldärzte.

Feldlosung, s. Feldgeschrei.

Feldmark (Landw.), die Fläche der Felder, die einer ganzen Gemeinde oder auch einem einzelnen Landgute besonders angehören und von einer bestimmten Grenze umschlossen sind; die Gemeinde hat auf ihr das Weiderecht.

Feldmarschall, Generalfeldmarschall, der oberste Befehlshaber eines ganzen Heeres, wenn kein Generalissimus besteht. Bei dem östr.-kaiserl. Heere steht der Feldmarschall zwischen dem General en chef und dem Feldzeugmeister.

Feldmessen heißt die Größe eines ganzen Flures oder auch nur einzelnen Stück Landes nach dem landüblichen Feldmaß bestimmen und ausmessen. Die Wissenschaft, welche solches lehrt, heißt die Feldmeßkunst und ist ein Theil der ausübenden Geometrie. Die Größe oder der Flächeninhalt der Grundstücke ist fast an jedem Orte anders; sie mag aber seyn, welche sie wolle, so verbindet man doch immer damit die Vorstellung einer gewissen Fläche, in welche ein uns bekanntes Fundamentaldiesem Ort übliches Flächenmaß, z. B. die Quadratruthe, mehre Male enthalten ist und enthalten seyn muß. Das üblichsten Längenmaß zur Ausmessung der Flächen ist die Ruthe, die aber nicht an allen Orten gleich groß ist, sondern 12, 14, 16 Fuß Länge enthält. Das Maß, wornach man den Inhalt einer Fläche berechnet, heißt das Quadratmaß, und eine Fläche von 4 gleichen Seiten, wovon jede eine Ruthe lang ist, heißt eine Quadratruthe; ist jede Seite nur einen Fuß lang, ein Quadratfuß, und wenn sie nur einen Zoll lang ist, einen Quadratzoll, und von einer Linie, eine Quadratlinie. Die Größe der Grundstücke bestimmt man in einigen Gegenden nach Hufen, in andern nach Morgen, Ackern, Juchart, Tagewerk u. s. w. Diese enthalten sämmtlich eine gewisse bestimmte Größe im Flächenmaß, die in jeder Gegend bekannt ist. Im preuß. Lande rechnet man gewöhnlich nach magdeburger Morgen, deren einer 180 Quadratruthen in sich hält. Im Königreiche Sachsen rechnet man nach Ackern zu 300 Quadratruthen. In Thüringen nach Ackern zu 140 und 160 Quadratruthen. Zur Ausmessung eines Feldes sind außer der Schreibtafel zum Aufzeichnen der

Digitized by Google

gemessenen Linien, noch folgende Werkzeuge erforderlich: 1) Eine Meßkette von 4 oder 5 Ruthen Länge, von starkem Eisendraht. Zur Bequemlichkeit des Ueberzählens bezeichnet man jede Ruthe an derselben mit einem messingenen Ringe und jeden Fuß mit einem kleinern Ringe von Eisen. 2) Zwei sogenannte Kettenstäbe von vier Fuß Länge und 1½ Zoll Stärke mit eisernen Spitzen, die oben eine dergleichen Scheibe haben. An diese Stäbe wird bei dem Messen die Kette gehangen und damit straff angezogen, weßhalb solche an ihren Enden mit hinlänglich großen Ringen versehen seyn müssen. 3) Eine Messstange von der Länge einer halben Ruthe, die in 5 Fuß und einer der Fuß in 10 Zoll eingetheilt ist. Sie wird aus einer 1½ Zoll breiten und einen Zoll starken Latte verfertigt. 4) Einige 6 Fuß lange mit einen Zoll starke, gerade und glatte Stangen, die unten mit eisernen Spitzen, oben aber mit einem weiß und rothen Fähnchen versehen sind zum Abstecken und Bezeichnen der zu messenden Linien; daher sie Absteckestäbe genannt werden. 5) Vier oder fünf, einen Fuß lange, einen Zoll starke und unten mit eisernen Spitzen versehene Pfählchen zum Bezeichnen und Abzählen der Kettenzüge, die daher Zähler genannt werden. Ist die Kette 4 Ruthen lang, so braucht man fünf, ist sie 5 Ruthen lang, vier solche Zähler. Dieß dient zum bequemen Zählen. Denn wenn man alle Pfähle ausgesteckt hat, so weiß man, daß 5 Ruthen gemessen worden sind. 6) Ein Winkelmaß oder rechtwinkliges Dreieck von geraden und glatt gehobelten Lattenstücken, dessen kurze Seiten, welche den rechten Winkel bilden, 2—3 Fuß lang sind. Man bedient sich desselben, um auf einer geraden Linie ein senkrechte Linie zu errichten. — Ein guter Feldmesser muß mancherlei juristische, ökonomische und Geschäftskenntnisse besitzen, ein fertiger Zeichner seyn und ein gutes Augenmaß haben. Von den darüber vorhandenen Anweisungen empfehlen wir Meyers „Unterricht zur praktischen Geometrie" (1815); Bohnenbergs „Geodäsie" (1811); Lehmanns „Anweisung zur richtigen Erkennung und genauen Abbildung der Erdoberfläche" (1812) und von Schlieben „Der selbstlernende Feldmesser" (1811).

Feldordnung, der Inbegriff der gesetzlichen Vorschriften, welche zur Schützung und Beförderung der Landwirthschaft bezwecken. Gewöhnlich sind sie bloß für eine Gemeindeflur bestimmt. Sie dürfen nicht bestehend abgefaßt seyn, sondern sie müssen aufmuntern, das zu Wünschende andeuten, den Nutzen für das Allgemeine darlegen, Hindernisse beseitigen u. s. w.

Feldpost (Kriegsw.), die zu Bestellung der Briefe an Soldaten und von ihnen an ihre Verwandten im Kriege errichtete Post. Meist sind alle Militairbriefe frei. Sie werden bis an den Kriegsschauplatz entweder mit der gewöhnlichen Post befördert und gehen erst dort mit besondern Postbeamten an das Corps ab, oder werden Couriers zur Bestellung mit gegeben. Gewöhnlich hat jede Division einen **Feldpostsecretair**, jedes Armeecorps einen **Feldpostmeister**. Bei dem großen Hauptquartier befindet sich der **Generalfeldpostmeister**, der die ganze Feldpost dirigirt.

Feldposten, bei einer belagerten Festung die außerhalb der Glacis aufgestellten Vorposten.

Feldprediger (bei den Katholiken **Feldcaplan**), der ehemals bei jedem Regimente, jetzt in den meisten Heeren bei jeder Division so

Digitized by Google

er Divisionsprediger, Brigadeprediger) befindliche Seelsorger. Gewöhnlich führt ein Feldpropst (Feldsuperintendent, bei den Katholiken Feldsuperior) die Aufsicht über alle Feldprediger und das geistliche Wesen bei einer Armee. Er präsidirt auf dem Feldconsistorium (wenn ein solches existirt), das aus ihm, einigen Feldpredigern und Stabsofficieren besteht. Die ersten Feldprediger wurden 742 auf der ersten Kirchenversammlung zu Regensburg verordnet und dort bestimmt, daß bei jedem Heere einige Bischöfe und bei jedem Oberst ein Beichtvater seyn solle. Doch hatte Konstantin d. Gr. bei einem Perserkriege schon Geistliche bei dem Heere. Napoleons Heere ließen sie ganz eingehen. Sie sind im Felde sehr nützliche Männer, wenn sie durch Bildung manche rauhe Seite im geselligen und amtlichen Umgange abschleifen, die Moralität in Lagen excentrischer Menschen begründen, Frieden unter Uneinigen stiften und den Opfern des Krieges den Trost der Religion bringen, wenn ihr irdisches Ziel zu Ende geht.

Feldschaden, jede Verletzung des Feldes und der darauf stehenden Gewächse und erbauten Früchte, wogegen eine gute Polizei den Landwirth sichern muß. Die Feldschäden werden verursacht: vom Wildpret, von Ungeziefer, wie Feldmäuse, Hamster, Sperlinge, Raupen, Heuschrecken ꝛc., von zahmem Vieh, von leichtsinnigen und boshaften Menschen (Feldfrevel), von Unfällen, als Hagel, Ueberschwemmungen, Krieg. Bei Verpachtungen der Landgüter muß im Pachtcontracte bestimmt werden, inwiefern bei Feldschäden der Pachter Erlaß zu fordern befugt seyn soll.

Feldschanzen, leichte, meist nur aus Erde bestehende und mit einem Graben versehene Befestigungswerke, zur einstweiligen Verstärkung und Festhaltung irgend eines Postens, wichtigen Punktes u. dergl. bestimmt, und entweder ringsum durch eine Brustwehr geschlossen, oder auch wohl mit letzterer bloß vorn, gegen den Feind zu, versehen. Sie führen nach ihrer Form und Bestimmung verschiedene Namen, als: Fleschen, Redouten, Lunetten, Sternschanzen, Brückenschanzen, Blockhäuser und Linien. (S. Fortification.)

Feldschmiede, eine von starkem Blech verfertigte, fahrbare Schmiedesse, um im Felde und auf dem Marsche die Reparaturen und nothwendigen Eisenarbeiten sogleich verfertigen zu können. Hinter der Esse ist auf demselben Wagen der Blasebalg angebracht, der Ambos und Werkzeugkasten wird herabgenommen, wenn man arbeiten will. Für das vorräthige Eisen und die Kohlen ist ein besonderer Wagen bestimmt. Jede Batterie und jedes Cavallerieregiment führt eine Feldschmiede bei sich.

Feldspath (prismatischer Feldspath), Gattung aus der Gruppe Aluminium bei Leonhard, Sippe aus der Sippschaft der Kiesthone bei Oken, aus der Ordnung der Spathe bei Mohs, hat zum Krystallkern eine schiefe Rautensäule, mit einer großen Menge Abänderungen, ist härter als Apatit, weicher als Quarz, funkt am Stahle, wiegt $2\frac{1}{2}$, leuchtet, an einander gerieben, im Dunkeln, hat doppelte Strahlenbrechung, 2 senkrechte Blätterdurchgänge, enth. 7 Kieß, 2 Thon, 1 Kali, etwas Kalk und Eisen; dazu werden gerechnet die Gattungen Feldspath (geformter Feldspath), Feldstein, Kaolin (zerfallener Feldspath); Oken erhebt auch den Labradorfeldspath zur Gattung. 2) Feldspath als Abtheilung des obigen; erscheint krystallisirt als schiefe, vierseitige, breite Säule, mit mannigfaltigen Abstumpfungen in der Nachform, hat unebenen Bruch

Digitized by Google

und Glas- bis Perlmutterglanz; ist ungemein häufig verbreitet, b
im Granit, Porphyr, in Lava vor, bildet schöne Krystalle (bei Karl
am Fichtelberg) von rother, grüner und vermischter Farbe, verw
leicht; dazu die Arten: a) Adulurfeldspath (perlartiger Feldspath, a
lisirender Feldspath), hat großen Glanz und Durchsichtigkeit, ist b
blaulich, grünlich, graulich, hat einen eigenen Perlmutterschein, f
sich in Gneus in der Dauphiné, am Gotthard u. s. w. b) Labr
feldspath (edler, halbgeformter, schillernder Feldspath), bricht der
großen Tafeln, ist schwärzlich grau, spielt in allerlei Farben, findet
als Geschiebe in Labrador, Grönland, Norwegen, auch am Harz; b
geschliffen zu Dosen; c) gemeiner Feldspath, erscheint derb, eingew
mit blätterig strahliger Textur, Perlglanze, weiß, grau, grün (A
zonenstein), gelb, roth. 3) Aufgelöster Feldspath ist verwitterter g
ner Feldspath. 4) blauer Feldspath (dichter). 5) Dichter Feld
so viel wie Feldstein. 6) Glasiger Feldspath, Abart von Feldspath 2
ist glasig, halb durchsichtig, farbenlos, graulich weiß, hat musch
Bruch, eingewachsen in Lava, Bimsstein, Flötztrapp ꝛc. 7) Krumm
triger Feldspath (Albit), wie voriger, enthält Natron statt Kali, h
strahlige oder körnig abgesonderte Textur. 8) Muscheliger Feldspa
viel wie Topas. 9) Pyramidalischer Feldspath, so viel wie Scap
und Mejonit. 10) Rhomboëdrischer Feldspath, so viel wie Nephe

Feldstücke, s. Artillerie.

Feldwachten, diejenigen Truppenabtheilungen, welche zur Sich
der Trüppen von dem Lager oder Cantonnirungsquartiere vorgesch
und täglich abgelöst werden. Sie setzen ihre besondern Vorposten
Vedetten aus und wenden die äußerste Wachsamkeit darauf, daß
nichts Feindliches dem Armeecorps unerwartet nähere. Nie darf
Feldwacht Gehölz oder einen andern deckenden Gegenstand näher
1500 Schritt vor ihrer Front haben. Ihr Haupttrupp muß sich so
stellen, daß sie von dem Feind nicht wahrgenommen wird, also
Häusern oder in Vertiefungen. Die Entfernung der Feldwachten
ihrem Hauptcorps richtet sich nach dem Terrain und beträgt selten
3000 Schritt und ebenso weit von einander, wenn nämlich die Ge
frei und nicht mit Gebüschen u. dgl. durchschnitten ist. In diesem
hingegen müssen die Feldwachten näher an einander gedrückt und
mehre kleine Pikets unter einander verbunden werden. Von der
der Schildwachten und Zwischenposten hängt dann die Stärke der
Feldwacht ab, die wegen der nöthigen Ablösung das Dreifache von
an Leuten betragen muß. Der gewöhnliche Bestand der Feldwach
zwischen dreißig und achtzig Mann. In offnem Boden nimmt
leichte Reiter, in bewachsenem Terrain Infanterie zu derselben.
haben meist einige Mann Cavallerie bei sich, um rasch Meldung
machen. Nie darf eine Cavalleriefeldwacht ein Defilé im Rücken
dagegen ist dieß für eine Infanteriefeldwacht von Nutzen, indem
selbe lange vertheidigen und den Truppen, die sie schützt, Zeit
kann, sich zu rüsten. Nach Umständen sitzt die Cavallerie einer
wacht ab, jedoch zäumt dieselbe nie ganz ab, sondern thut dieß nur
weise, um zu füttern. Besorgt man einen Ueberfall, so bleibt die
wacht oder einen Theil derselben aufgesessen, und die Infanterie
die Gewehre in der Hand. Feuer anzumachen muß vermieden
Mehres s. Vorposten.

Digitized by Google

Feldwebel, der erste Unterofficier bei der Infanterie (bei der avallerie Wachtmeister), der die sich zu irgend einem Endzwecke ver-mmelnden Soldaten nach der Rolle verlies't oder namentlich aufruft. r führt zugleich ein genaues Verzeichniß über die Wacht- und andern ienste, gibt täglich einen Rapport von dem Zustande der Compagnie n den Hauptmann und sorgt für die innere Ordnung und für den in-ern Dienst der Compagnie. Da es zu diesem Allen vorzüglich eines oralisch guten Mannes bedarf, so genießt derselbe auch bei allen Ar-een ein vorzügliches Ansehen, hat mehr Gehalt und trägt in vielen eeren einen Officierdegen mit dem Portepée.

Feldwirthschaft, die Art und Weise die Felder zu bearbeiten, um avon den höchst möglichen Ertrag zu gewinnen. Es kommt dabei auf ine regelmäßige Eintheilung der Aecker und den periodischen Umlauf rer Bestellung an. Man pflegt dieß Felder- oder Ackersysteme n nennen. Diese Bewirthschaftungsarten sind folgende: die Zweifel-erwirthschaft, welche mit Sommer- und Winterfrucht wechselt, trifft man nur noch in sehr wenigen Gegenden an, und sie kann nur auf inem sehr reichen Boden bei überflüssigen Wiesen und Weiden Statt inden. Viel gewöhnlicher ist die Dreifelderwirthschaft (s. d.). Diese theilt sämmtliches pflugbares Land in 3 Theile oder Schläge, die nan Feldarten nennt, nämlich: a) Brache, b) Winterfeld und c) Sommerfeld, welche regelmäßig dergestalt mit einander abwechseln, daß im folgenden Jahre aus der gewesenen Brache Winterfeld, aus dem gewesenen Winterfelde Sommerfeld und aus dem gewesenen Sommerfelde Brache wird, weil, wie man fälschlich glaubte, ein Acker, der zwei Mal getragen habe, wieder ein Jahr Ruhe zur Sammlung der Kräfte bedürfe und, was allerdings Grund hat, von überhand nehmendem Unkraut be-freit werden müsse. Man pflegt diese Bewirthschaftungsmethode in die reine und die gemischte zusammengesetzte (verbesserte) Dreifelderwirthschaft zu theilen. Bei jener bleibt die Brache ganz unbestellt, bei dieser wird sie theilweise oder ganz mit Klee, Hülsen- und Hackfrüchten bestellt. Letztere hat die reine in vielen Gegenden mit Recht verdrängt. Die Vierfelderwirthschaft wird in 4 und die Fünffelderwirth-schaft in 5 Schlägen betrieben. Beide setzen aber einen sehr guten Bo-den voraus, weil 3 Getreidefrüchte hintereinander die Kräfte natürlicher Weise sehr erschöpfen; man hat sie aber auch ebenso, wie die Dreifelder-wirthschaft sehr verbessert. Von diesen Wirthschaftsmethoden unterscheidet sich die Koppelwirthschaft dadurch, daß sie alles ackerbare Land unter den Pflug nimmt und bald als Wiese, bald als Weide, bald als Ackerfeld benutzt und dadurch das Ganze zu einem höhern Ertrage bringt. Man kann sie in die holsteinische und mecklenburgische abtheilen. Jene hat mehr die Viehzucht zum Augenmerk und strebt daher auch, die größtmög-liche Quantität Futter zu erzeugen; diese hingegen sieht mehr auf den Getreidebau und betrachtet die Viehzucht nur als ein Förderungsmittel desselben. Bei dieser Wirthschaftsart ist das ganze Areal in eine gewisse Anzahl von Schlägen, Arten oder Koppeln, z. B. 7, 11, 14, getheilt. Alle Jahre wird ein Schlag, der zuletzt zur Weide dient, aufgebrochen, sodaß also die Rotation oder der Umtrieb so viele Jahre dauert, als Schläge vorhanden sind. Diese Schläge werden nun verschiedentlich be-handelt und nach ihrer Lage Binnenschläge, Außenschläge, Neben- oder Hauskoppeln, oder nach ihrer Bestimmung Wiesenschläge, Weidschläge,

Digitized by Google

Ackerschläge, Brachschläge ꝛc. genannt. Nahe verwandt mit dieser Wirthschaftsmethode ist die Fruchtwechselwirthschaft, die keineswegs, wie man insgemein glaubt, eine Erfindung der Engländer ist, sondern schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von Reichart in Erfurt gelehrt ward. Sie setzt ebenso, wie die Koppelwirthschaft, alles ackerbare Land in Umtrieb und theilt es deßhalb in eine gewisse Anzahl Schläge, wovon aber keiner als reine Brache behandelt, sondern statt deren mit Früchten bestellt wird, deren Bearbeitung zum Theil die Vortheile der reinen Brache ersetzt, oder welche ihrer Natur nach das Land reinigen. Diese Schläge werden nun mit Halm-, Hülsen-, Blattfrüchten und Futterpflanzen abwechselnd dergestalt bestellt, daß 2 Jahre hintereinander nie 2 Früchte gleicher Art einander folgen, und daß insonderheit zwischen 2 Halmfrüchten immer eine Hülsenfrucht oder Futterpflanze, die man in der Blüthe mähet, eingeschaltet wird. Sie sind zur Hälfte oder wenigstens zu $^2/_3$ zum Futterbau bestimmt, damit ein starker Viehstand unterhalten und durch den dadurch erzeugten Dünger der Boden in beständig ungeschwächter Kraft erhalten, ja die Kraft selbst erhöhet und vermehrt werden kann. In wie viel Schläge nun das Areal getheilt ist, so viel Jahre gehören zum Umtriebe desselben. Man hat daher 3-, 6-, 8-, 12- und mehrschlägige Rotationen. Keins von diesen verschiedenen Ackersystemen ist allgemein anwendbar, sondern jedes wird durch Localverhältnisse bedingt. Das einfachste ist freilich das Dreifeldersystem, welches auch immer da, wo der Boden Kraft hat, die Brache bestellt werden darf und das Arbeitslohn in hohem Preise steht, mit Nutzen betrieben wird; die Koppelwirthschaft ist da, wo der Boden weniger Fruchtbarkeit besitzt, und wo es an arbeitenden Händen fehlt, sehr vortheilhaft, weil dabei an Arbeit beträchtlich erspart wird. Das Fruchtwechselsystem dürfte freilich wohl das vollkommenste genannt werden; allein noch stehen seiner allgemeinen Einführung unzählige Hindernisse im Wege. Wo diese nicht vorhanden sind, eine große Bevölkerung angetroffen wird und die Produkte immer einen guten Absatz finden, wird es immer mit großem Nutzen befolgt werden können. Auf dem Landgute Knowle in der Grafschaft Sussex hat man seit einer Reihe von Jahren auch ein neues Ackerbausystem ohne Dünger, Pflug und Brache mit großem Beifall angewendet, welches Alexander Beathen beschrieben, deutsch von Hartman, Ilmenau 1829.

Feldzeichen, die bei einer jeden Armee eingeführten Merkmale, an denen sich Officiere und Soldaten besonders bei Nachtzeit einander zu kennen, z. B. ein weißes Tuch um den linken Arm, eine weiße Cocarde. Oft haben einzelne Armeen auch noch einzelne Zeichen, die sie im Felde anlegen, z. B. ein grüner Zweig auf dem Hute bei den Jägern.

Feldzeugmeister, ehemals der Oberbefehlshaber der Artillerie, unter dem Alles, was zu dem Geschütz gehöret, abhing. Nach Kaiser Maximilian II. Kriegsordnung hatte er außer einer starken Besoldung und 6 Reitpferden noch einen Küchen- und einen Kammerwagen, sechs Trabanten, einen Caplan, einen Dollmetscher, einen Knecht, einen Tambour, einen Ober- und einen Unter-Zeugschreiber, die für ihn bezahlt wurden. Ferner gleich gehörte ihm Alles in einer eroberten Festung gefundene Geschütz, Gewehre, alle Rüstungen und alle Munition, und mußte ihm von dem Fürsten mit $^2/_3$ des Werthes bezahlt werden. Späterhin bekam er eine

)ft starke Abtheilungen des Heeres zu commandiren, welches auch der und ist, warum in östr. Diensten die Generale der Infanterie allge- in mit dem Namen Feldzeugmeister belegt werden. Sie haben den ng zwischen dem Feldmarschall-Lieutenant und dem Feldmarschall. In igen Ländern wird die Stelle eines Oberbefehlshabers der Artillerie, ter dem nicht allein das Geschütz und die zur Bedienung desselben timmten Mannschaften, sondern auch die Zeughäuser in den Festungen, Stückgießereien, die Salpeterhütten, die Pulvermühlen und Pulver- agazine stehen, mit zu den ersten Landeschargen gerechnet.

Feldzug, die Zeit, welche die Armee während eines Jahres wirklich Felde unter den Waffen zubringt. Es wird demnach jedes Jahr dem oldaten als ein Feldzug angerechnet, wenn auch die ehemals durch die interquartiere entstehenden Zeitabschnitte bei der jetzigen Art Krieg zu hren, nicht mehr Statt finden.

Felegyhaza, östreichischer Marktflecken und Kreisort in Klein-Cu- anien, im ungarischen Kreise diesseits der Donau; hat 1033 H. 11.350 ew., Wein- und Obstbau, Viehmärkte.

Feleki (Abul Nizam Muhamed), mit dem Beinamen König der elehrten und Sonne der Dichter, geb. zu Schamakhy am kaspischen eere zu Anfang des 6. Jahrh. d. H., erwarb sich schon in seiner Ju- nd einen großen Ruf in den mathematischen und astronomischen Wis- nschaften, legte sich aber später fast allein auf die Dichtkunst und er- elt so ungetheilten Beifall, daß er in seinem 30. Jahre die größten ichter seiner Zeit verdunkelte. Eine unglückliche Liebe wandelte ihn doch zum schwermüthigen Kopfhänger um, und Gram führte vor der eit seinen Tod herbei, im J. 577 d. H. (1181 n. Chr.). Er gilt für nen der besten Dichter Persiens.

Felicitas, die Glückseligkeit, eine vergötterte Tugend der Rö- er, welcher der große Lucullus im J. R. 680 einen Tempel bauete. Man bildete diese Göttin ab, in der Rechten einen Mercuriusstab hal- nd, mit der Linken auf einem Füllhorne ruhend. Doch hält sie auch isweilen einen Oelzweig oder eine Lanze und ruht auf einer Säule. In Hinsicht auf die vielfachen Beziehungen der Beförderung des Bürger- lücks führte sie auch vielfache Symbole. Allegorische Vorstellungen, wei mit den Spitzen über einander gelegte Füllhörner und zwischen enselben eine Kornähre; oder drei in einem Scheffel stehenden Korn- ähren, ingleichen ein Schiff sollten sich ebenfalls auf sie beziehen.

Felix (Päpste dieses Namens). Felix I. (der Heilige), ein Römer, aß als Nachfolger des Dionysius von 270—75 auf dem Stuhle Petri nd st. im letzten Jahre am 30. Dec. den Martertod. Wir besitzen noch as Bruchstück eines Briefes, welchen dieser Papst an den alexandr. Bischof Maximus, die Irrlehren des Sabellius und des Paul von Sa- mosata betreffend, schrieb, und der auf den Concilien von Chalcedon und Ephesus war verlesen worden. Drei andre Briefe, die ihm ebenfalls beigelegt werden, sind untergeschoben. — Felix II. war Archidiakon zu Rom und wurde während der Abwesenheit des Papstes Liberius von dem Kaiser Konstantin, der dem Arianismus huldigte, mit der Leitung der Kirche belastet (355). Als aber Liberius aus der Verbannung zurück- kehrte, stand der Archidiakon von dem Kirchenregimente ab. Da nun dieser Felix von Einigen als zwischenzeitiger Amtsverweser des Liberius, von Andern aber als Gegenpapst angesehen wird; so ist es auch zwei-

Digitized by Google

felhaft, ob er als Felix II. in der Reihe der Kirchenoberhäupter a
nehmen sey. Man erzählt, der Kaiser sey mit dem Vorhaben umg
gen, zwei Oberhäupter zu gleicher Zeit bestehen zu lassen, den
für die katholischen Gläubigen und den Felix für die Arianer; d
mische Volk habe aber, hiervon unterrichtet, einstimmig gerufen:
gibt nur einen Gott, einen Christus und einen Oberbischof! Hierna
urtheilen, wäre Felix dem Arianismus zugethan gewesen. Andere
richte melden, er habe während seiner Amtsführung muthig den Irr
ben bekämpft und sey nach der Zurückkunft des Liberius, von
Petri vertrieben, ein Opfer arianischer Verfolgung geworden; das
Martyrologium, sowie noch viele andere alte Martyrerverzeichnisse, n
nen ihn einen Blutzeugen. Er starb 365. Unter der Regierung
Papstes Gregor XIII. entdeckte man 1582 das Grabmal des Felix,
auf sich eine Inschrift befindet, die der Nachwelt ein ehrenvolles
Zeugniß für ihn ablegt. — Felix II. oder III., aus Rom gebü
des Papstes Gregor des Großen Urgroßvater, folgte auf Simplic
483, verwarf, wie sein Vorgänger, gleich beim Antritte seiner Re
rung das „Henotikon" des griechischen Kaisers Zeno, welches hier
ter dem verlockenden Titel eines Unionsedictes geltend zu machen
und sprach den Bann gegen Diejenigen aus, die sich zur Ann
desselben hatten verleiten lassen. Der eutychianisch gesinnte Patri
Akazius zu Konstantinopel setzte seine heillosen Ränke, den Frieden
katholischen Kirche störend, noch immer fort. Der heilige Felix
ihn durch Sendschreiben, die nur Liebe und Sanftmuth athmeten,
Einigkeit zurückzuführen, doch vergebens; der widerspenstige Pa
unterhielt fortwährend die Gemeinschaft mit dem wegen Irrglauben
communicirten Bischofe von Alexandrien, Petrus Mongus, sodaß
Kirchenoberhaupt sich genöthigt sah, auch gegen ihn Absetzung und
schließung aus der Kirchengemeinschaft erfolgen zu lassen, wodurch
Kirche von Konstantinopel auf mehre Jahre von Rom getrennt
487 ordnete Felix zu Rom eine Kirchenversammlung an, auf welch
diejenigen Bischöfe, Priester, Diaconen und Laien Afrikas, die, von
nismus zum wahren Glauben zurückgekehrt, sich hatten wieder
lassen, mit der Mutterkirche ausgesöhnt wurden. Athalarich, König
Gothen, obgleich ein Arianer, schätzte den heil. Felix sehr und lieb
nen Tugenden und seinem apostolischen Eifer Gerechtigkeit widerfa
sodaß er ihm mehre Gerechtsame und Freiheiten in Leitung der
schen Kirche gestattete und besondere Veranstaltungen traf, daß der
sterstand geschützet und geehret sey. Er starb 492 und hatte zum
folger Gelasius I. — Felix III. oder IV., geb. zu Benevent in
nisch. Gebiete, wurde besonders durch den Einfluß des Königs Theo
nach Johann's I. Tode 526 zum Papst erwählt und starb, nachdem
der Kirche etwas über 5 Jahre mit Eifer, Gelehrsamkeit und Fröm
keit vorgestanden hatte, im Herbste 529, Bonifacius II. zum Nachfo
habend. — Felix V. (als Herzog v. Savoyen Amadeus VIII.),
Amadeus VII., Grafen von Savoyen, folgte diesem 1391 in der
gierung und ließ 1416 Savoyen zu einem Herzogthum erheben.
stand in großem Ansehen bei allen damaligen Fürsten, war einer
vortrefflichsten und liebenswürdigsten Männer seiner Zeit, der den
namen des Friedfertigen und des Salomo's seines Jahrh. erhielt. 1
übergab er die Regierung seinem Sohne und zog sich nach Ripaille

Digitized by Google

ıfersee als Eremit in die Einsamkeit zurück, wo er den weltlichen
ɛrorden de l'Annonciada (s. d.) stiftete. Nach der Absetzung Eu-
ɜ IV. durch die wenigen zu Basel als Concilium versammelten Bi-
fe, 25. Juni 1439, ward von ihnen am 17. Nov. d. J. der Herzog
). N. Felix V. mit der päpstl. Würde bekleidet. Der Kaiser und alle
:sten des Reichs, die Könige von Frankreich und England äußerten
t ihren Abscheu gegen ein solches Unternehmen; und nur durch Un-
ıtniß von der wahren Lage der Dinge getäuscht, verließ Amadeus
ıe geliebte Einsamkeit, um die ihm von Basel aus angebotene päpstl.
ɔne anzunehmen. Er fand nur bei wenigen Fürsten, Städten und
iversitäten die gesuchte Anerkennung und ward nebst den zu Basel
sammelten Bischöfen von Eugen IV. mit dem Kirchenbanne belegt.
ter dessen Nachfolger Nicolaus V. legte er seine Würde nieder (1449),
sich wieder in seine einsame Klause zurück und starb zu Genf 1451.

Feller (Franz v.), ein vielseitig gebildeter franz. Schriftsteller, geb.
Brüssel 1735, wo sein Vater Verwaltungssecretair der östr. Nieder-
ıde war, wurde in Luxemburg bei seinem Oheim erzogen und studirte
dortigen Jesuitencollegium, wo er sich durch seine Fortschritte in
ı Wissenschaften, sowie durch seinen sittlichen Lebenswandel allgemeine
htung und Liebe erwarb. 1752 studirte er zu Rheims die höhern
issenschaften, trat dann 1754 zu Tournay in den Jesuitenorden und
ɔrte zu Luxemburg, hierauf zu Lüttich Poesie und Rhetorik mit vielem
eifall. Von der Natur mit einem leichtfaßlichen und treuen Gedächt-
sse begab, war es ihm ein Leichtes, den Horaz, Virgil u. a. Classiker
ıswendig zu erklären, sowie die Bibel Wort für Wort ganz herzusa-
ɔn, wenn man ihm nur den Anfang der Capitel angab. Bei Aufhebung
s Ordens 1774 war Feller Oberprediger im Collegium zu Lüttich.
eim Ausbruch der niederländischen Unruhen verließ er diese Stadt und
ım nach Paderborn, wo ihn der Fürstbischof freundlich aufnahm. 1797
ar er in Regensburg, wo er sich vom dasigen Bischofe gleicher Huld
is zu seinem 1802 erfolgten Tode zu erfreuen hatte. Unter den vielen
Schriften dieses durch Lebhaftigkeit des Geistes, gediegene Gelehrsamkeit,
Scharfsinn und rastlose Thätigkeit ausgezeichneten Schriftstellers sind: sein
„Philosophischer Katechismus"; s. „Kritische Prüfung von Buffons Na-
ıturgeschichte"; s. „Unparteiisches Examen über Buffons Epochen der
Natur", sowie das geschätzte „Historische Dictionnair" (6 Bde., Lüttich
781, seitdem noch in 5 Auflagen).

Felonie (von fallere, betrügen?, von dem deutschen fehlen?, oder
ıach dem französischen felons, Untreue? — gebildet) heißt 1) im lehn-
echtlichen Sinne entweder Verletzung der Lehnstreue des Lehnsherrn
ɣegen den Belehnten oder Vasallen durch alle Handlungen gegen Leben,
Ehre, Gesundheit und Vermögen desselben, oder Verletzung der Lehns-
reue des Vasallen gegen den Lehnsherrn in Gefahren, Bündniß mit den
Feinden, Verrath, Anklage, Offenbarung der Geheimnisse desselben und
Versuche auf sein Leben. Nicht aber bloß auf die Person des Lehns-
herrn selbst, sondern auch auf dessen Frau, Kinder und Enkel erstreckt
sich die Felonie, und als eine eigene Art derselben galt, wenn der Va-
sall seinen Lehnsherrn entweder wirklich zum Hahnrei machte, oder es
nur zu thun versuchte. 2) Jedes Verbrechen, wodurch Jemand das Le-
ben verwirkt, und 3) jede Arg- und Hinterlist. S. Lehnswesen.

Felony heißen beim Briten alle Verbrechen wider den Landfrieden

Digitized by Google

der Staatsfamilie, folglich jede Verletzung des landesherrlichen Sch
der Person und des Eigenthums, auf welcher nach den alten
Criminalrechten Todesstrafe steht.

Feltre, östr. Gebirgsstadt mit 5200 Einw. in der venetian.
gat. Belluno, an der Piave, hat Wein-, Oel- und Seidenbau,
Bischof und Seminar. Im Alterthume hieß sie Feltri, Feltriä,
das rhät. Volk der Feltriner benannt war.

Felsarten, s. Geognosie.

Feluke, ein leichtes Ruderschiff ohne Verdeck, das 10 bis 12
sonen führt, besonders auf dem mittelländischen Meere gebräuchlich.

Felupen, Volk in Senegambien (West-Afrika), von einem
beherrscht, ist finster, wild, unversöhnlich, treibt Reisbau, etwas
zucht, Sklavenfang, Handel mit Landesprodukten, hat eigene
und Fetische, ist schwarz, geht tättowirt und fast nackt, hat längere
als die übrigen Neger, wird 50.000 Köpfe stark gerechnet und
am Gambia.

Femern, dänische Insel in der Ostsee, zu Schleswig gehörig,
der Küste Holstein durch den Femersund geschieden; 2⅘ QM.
mit 8000 Einw. Ackerbau, Viehzucht, Strumpfwirkerei, Fischerei
Schifffahrt. Hauptstadt Burg.

Fenchel, 1) (meum [anethum] graveolens), im äußern Ansehen
Dill sehr ähnlich und nur durch den Samen merklich ausgezeichnet
wächst im südlichen Europa wild, findet sich auch hin und wieder
Deutschland; doch wird er gewöhnlich in Gärten, auch wohl auf Feldern
gebaut. Varietäten sind der süße Fenchel mit großen weißen Samen
und der azorische oder italienische Fenchel mit sehr kurzem, fleischigem
zartem 4—5 Zoll breitem Stengel. Er wird besonders des Samens
wegen cultivirt; doch dienen auch die jungen Keime als Beisatz zu Sa-
laten, auch die klein geschnittenen Blätter mit Essig als ein Gewürz.
Vom italienischen Fenchel werden in Italien die Stengel wie Endivien
gebraucht und mit Mehl, Essig und Pfeffer als Salat verspeist. 2)
viel wie Fenchelsamen. Chinesischer oder moskowitischer Sternanis,
Anis.

Fenelon (François de Salignac de la Motte), einer der ehrwür-
digsten Prälaten und ein ausgezeichneter franz. Schriftsteller, stammte
aus einem um Kirche und Staat hochverdienten altadeligen Hause und
wurde auf dem Schlosse Fenelon in Perigord 1651 geboren. Ein
ter Charakter, verbunden mit einer ungemeinen Lebhaftigkeit des Geistes,
waren die Verkündiger seiner nachherigen Tugenden und seiner Tatten.
Nach der Eltern frühem Ableben übernahm sein Oheim, ein gebildeter
und tapferer General, dessen Wandel zugleich durch Tugend sich aus-
zeichnete, seine Erziehung. Der junge Fenelon machte in seinen Studien
reißende Fortschritte und die schwerste Aufgabe war für ihn nur Spiel.
Schon im 19. Jahre predigte er und erhielt den grenzenlosesten Beifall,
welches seinen Oheim veranlaßte, da er fürchtete, der reichlich ihm
streute Weihrauch möchte seine reine Seele vergiften, ihn zu bestimmen,
im Umgange mit den Wissenschaften und Entfernung von der Welt
einige Zeit zu verleben. Fenelon ging daher in die Abtei St.-Sulpice
nach Paris, bildete sich daselbst unter der Leitung des Abbé Tronçon
völlig aus und war 24 Jahr alt, als er die beschwerlichen Geschäfte
eines Seelsorgers in dem Kirchspiel St.-Sulpice übernahm und dieselben

Digitized by Google

bewundernswerther Treue verrichtete. Drei Jahre nachher erweiterte sein Wirkungskreis durch die ihm übertragene Direction über die katholischen Kirche zu Paris übergegangenen Protestanten, bei welcher vorzüglich jene Ueberredungsgabe, jenes Talent, sanft und dringlich zu unterrichten, sichtbar ward, das ihm auf ausgezeichnete Weise eigen war. Sein hoher Ruf drang bis zu Ludwig XIV., der ihn erst zum Vorsteher einer Mission an den Küsten von Saintonge ernannte, in welcher Stadt Fenelon viel Gutes wirkte und unzählige Menschen dem Glauben zuführte. 1681 trat ihm sein Oheim das Priorat von Catenac ab. Bald darauf schrieb er sein erstes Werk: „Von der Erziehung der Töchter", welches den Grund zu seinem Ruhme legte. 1689 vertraute ihm Ludwig XIV. die Erziehung seiner Enkel, der Herzoge von Burgund, Anjou und Berry, an. Bei aller Einfachheit seines Herzens wußte er sich in die Sitten des Hofes dennoch zu schicken und gewann die Zuneigung des ältesten seiner Zöglinge, des Herzogs von Burgogne, dessen Gemüth für seine Lehren besonders empfänglich war, in hohem Grade. 1695 erhielt er das Erzbisthum Cambrai, blieb aber Erzieher der Prinzen und gab freiwillig seine anderweitigen Priorate ab, um Andern damit aufzuhelfen. Allein in Mitten des hohen Glückes, welches er genoß, thürmte sich ein Unwetter über seinem Haupte zusammen. Seine mit der begeistertsten Liebe zu Gott ganz überfüllte Seele verband sich mit den Grundsätzen der Madame Guyon, in der er ein Muster gottergebener Liebe verehrte. Ihre Ansichten fanden aber Widersacher unter den übrigen Geistlichen, und der Erzbischof von Cambrai wurde aufgefordert, Madame Guyon ebenfalls zu verdammen. Um seine Grundsätze und zugleich seine Freundin zu vertheidigen, schrieb Fenelon 1697 eine Rechtfertigungsschrift, gegen welche sich Bossuet mit Heftigkeit erhob. Trotz mehren Schriften, die Fenelon im Gefolge dieses theologischen Streites herausgab, wurde er im Monat August des Jahres 1697 in seinen Kirchsprengel verwiesen und erlebte daselbst den Schmerz, daß seine Lehrsätze vom Papst Innocenz XII. verdammt wurden. (Vergl. Quietismus.) Hier bewährte sich aber sein gottergebener Sinn; ohne zu murren, unterwarf er sich den Verfügungen seines Obern und machte sogar selbst seine Verdammung von der Kanzel bekannt. Ein großer Verlust, den er überdieß noch in demselben Jahre litt, indem sein Pallast zu Cambrai mit allen seinen Meublen, Büchern und Papieren ein Raub der Flammen ward, konnte ebensowenig sein Vertrauen auf die Vorsicht erschüttern, und er stellte durch seinen Gleichmuth das erhabene Beispiel eines Menschen dar, der Alles, Gutes wie Schlimmes, mit kindlichem Danke aus der Hand seines Schöpfers hinnimmt. In diese Zeit (1694—97) fällt sein erst 1825 bekannt gewordenes Schreiben an Ludwig XIV., in welchem er dem verblendeten Monarchen die Wahrheit offen sagt („Lettre de Fénélon à Louis XIV., fac simile", herausgeg. vom Buchhändler Renouard, Paris 1825. Nach jenen Unfällen, die ihm durch sein demüthiges Benehmen dabei immer mehr Verehrer erwarben, lebte der Erzbischof als ein Weiser, in seinem geistlichen Bezirk sich nur den Wissenschaften und einer christlichen Philosophie befleißigend. Er war der Vater seiner Diöcesanen und das würdige Vorbild seiner untergebenen Geistlichkeit. Die Sanftheit seiner Sitten, die sich bis in seine Schriften selbst verbreitete, verschafften ihm sogar unter den Feinden Frankreichs Beschützer und Ver-

Digitized by Google

ehrer. Der Herzog von Marlborough gab im damaligen Kriege stimmten Befehl, alle Güter dieses vorzüglichen Mannes zu schon Die Freundschaft des Herzogs von Bourgogne verlor er nie; und wenn dieser Prinz zur Regierung gekommen, so hätte dem Lehrer desselben eine Ministerstelle nicht gefehlt. Fenelon starb 1715 an einer Entzündung; die verschiedenen philosophischen, theologischen und andern tigen Schriften aber, die seiner Feder entströmten, sichern seinem Namen Unsterblichkeit. Man erkennt darin einen Mann, dessen Geist das Köstlichste, was alte und neue Literatur aufzuweisen hat, gebildet ist, und der von einer lebhaften Einbildungskraft, die zugleich und fröhlich ist, überdieß beseelt war. Ein reiner fließender Styl, selbst in der Prosa, volltönende Sprache zeichnen seine Werke aus. Seine besten Schriften sind: „Les avantures de Télémaque", wohl zu allen Zeiten als ein Meisterwerk anerkannt werden wird. Ruf desselben verbreitete sich schon am Hofe während des Druckes, Ludwig XIV., der eine Satyre auf seinen Hof und seine Regierung darin fand und äußerst aufgebracht über den Verfasser wurde, ihm fernern Druck untersagen. Die Feinde Fenelons behaupteten, Ludwig XIV. sey durch Sesostris dargestellt; seine damalige Geliebte, Frau Montespan, durch Kalipso; der Minister Louvois im Protesilas. Die Sachkenner stießen sich nicht an Vermuthungen, die Raub Müßiggang ausgrübelten; sie würdigten diesen moralischen Roman seiner ganzen Vollkommenheit und bewunderten darin den hohen Homers und die Anmuth Virgils. 1717 erschien die beste Ausgabe dieses Buchs, durch Fenelons Verwandte veranstaltet; die schönste ist die zu Amsterdam 1754 in Folio herausgekommene, welche mit lichen Kupfern geziert ist. Die erste Entstehung des „Telemach" soll sich wohl von dem Unterrichte des Herzogs von Bourgogne her, Fenelon, um ihn von verschiedenen Fehlern zu heilen, ein nachahmungswerthes Bild vor Augen zu stellen wünschte. In fast allen Sprachen befinden sich Uebersetzungen davon. Seine „Direction pour la conscience d'un roi", zum Gebrauche des Prinzen von Bourgogne enthält weise liche Regeln und wurde bei der Erziehung mehrer auswärtigen Prinzen zum Grunde gelegt. Es erlangte ausgebreitete Berühmtheit und erschien zuerst 1747. Seine „Oeuvres philos." ꝛc. erschienen am besten zu Paris 1726. Seine „Sermons" (1744) schreiben sich meistentheils aus des Verfassers Jugendzeit her. Ludwig XVI. ehrte das Andenken des berühmten Mannes durch eine Statue in Marmor, die er 1777 zu Cambray verfertigen ließ. 1819 wurde Fenelon durch öffentliche Unterzeichnung von der Nation ein Denkmal bestimmt, und am 7. Jan. 1826 eine von David verfertigte Bildsäule zu Cambray aufgerichtet. Franz' „Lebensgeschichte nach Originalhandschriften" gab Bauffet heraus (deutsch von Feder, 3 Bde., Würzburg 1821), und Champollion-Figeac machte noch ungedruckte Briefe von ihm durch den Druck bekannt. „Oeuvres choisies de Fénélon", nebst seinem „Eloge" von Laharpe und einer biogr. literar. Notiz von Villemain, erschienen zu Paris 1825 in 6 Bdn.

Fenelon (J. B. A. Salignac de), von derselben Familie, zu St. Jean-d'Essistac in Perigord 1714, trat sehr jung in den geistlichen Stand und ahmte durch Wohlthätigkeit seinem Großonkel, dem Erzbischof von Cambrai, nach. Da er zu Ende seines Lebens sich bemühte, die Unwissenheit und Fehler der in Paris u. d. N. der Sieben

Digitized by Google

voyarden bekannten Knaben dieser Nation zu verbessern, erhielt er emein den Titel: Bischof der Savoyarden. Wohin er sich begab, ner sah man ihn von einer Menge Kinder umringt, die mit Ehrcht und Bewunderung seinen Ermahnungen zuhörten. Da diese Saarden sich bis dahin mit Kaminfegen beschäftigt hatten, was ihnen r wenig Stunden des Tages kostete, und er aus Erfahrung wußte, Unthätigkeit die Mutter aller Laster ist, lehrte er sie auch noch dere Geschäfte treiben und kaufte ihnen das nöthige Handwerkszeug. nnoch wurde er beim Ausbruch der Revolution verdächtig und aller ten der Savoyarden ungeachtet, die ihren Vater zurück verlangten, 8. Juni 1794 hingerichtet.

Fenestrelle, Dorf am Elusone in der Provinz Pinerolo des sarischen Fürstenthums Piemont, hat 300 Einw. Dabei Ruinen einer 96 geschleiften Festung. Zur Zeit des französischen Kaiserreichs und ch jetzt Staatsgefängniß. Verwahrungsort der Gefangenen vom Lew'schen Corps 1813, 1814.

Fenster, diejenige Oeffnung, durch welche der innere Raum eines bäudes erleuchtet wird. Das Fenster ist bei gewöhnlichen Wohngebäuden —4 Fuß breit, 5—7 Fuß hoch, bei Prachtgebäuden 4—6 Fuß breit, —10 Fuß hoch, bei Kirchen von noch höherer Höhe. Die Fenster rden verziert durch vorspringende Sohlbänke, durch Verdachungen und t den Gliedern eines Architravs versehenen Gewänden und Stürzen, lche $\frac{1}{6}$ der Lichtenweite des Fensters zur Breite erhalten. Die Tempel r Alten hatten keine Fenster, sondern erhielten das Licht durch eine nde Oeffnung in der Decke oder durch die geöffnete Thüre; auf letzre Art auch viele Zimmer in den Wohnhäusern. Letztere bekamen nur enige Fenster und diese gingen meist nicht auf die Gasse, sondern auf n Hof. Die auf die Gasse gehenden Fenster waren bei den Griechen d Römern sehr hoch angebracht, nicht zum Hinaussehen, sondern nur m Hineinlassen des Lichts. In den ältesten Zeiten wurden sie bei den ömern mit Laden verschlossen; die Fensterscheiben kamen erst unter den aisern auf. Sie bestanden gewöhnlich aus Frauenglas, auch aus Paier, Leinwand, Horn ꝛc., bisweilen aber auch aus Glas, wie die Aufrabungen in Herculanum bewiesen haben. Die Hebräer schlossen die enster nicht mit Glasscheiben, sondern mit Gittern oder Jalousien oder ar nicht. Fast nirgends gingen die Fenster auf die Straße.

Fenstern, ein alter Gebrauch auf der Insel Femern, wonach die ngen Söhne wohlhabender Landleute den Töchtern des Landes nächtche Besuche machen, an das Fenster des Schlafgemachs klopfen, und ald einzeln, bald mehre Nebenbuhler zugleich, mit der Geliebten Unteraltung pflegen. Jemanden fenstern, heißt auch so viel wie ihm die Moral lesen, einen Verweis geben, wahrscheinlich weil der Inspector auf anchen Schulanstalten die sich in der Erholungszeit ergehenden Schüler om Fenster aus in Ordnung erhält.

Fensterrecht, das Recht des Nachbars, zu verhindern, daß in der ach seinem Grund und Boden gehenden Wand des Nachbarhauses, ohne eine Erlaubniß, neue Fenster angelegt werden, und insbesondere nicht o, daß das Fenster geöffnet werden darf. Es ist dieß eine deutsche stautarische Beschränkung der natürlichen Freiheit, und wo weder Gesetze noch Herkommen dieß eingeführt haben, bleibt es bei dieser, wie es auch

Digitized by Google

im römischen Rechte anerkannt ist. Auf der andern Seite ist d
Fensterrecht auch ein Verbietungsrecht gegen den Nachbar, in
dessen er die nach dessen Grund und Boden gehenden, hergest
Fenster nicht verbauen darf.

Fenton (Eduard), ein englischer Seefahrer, geb. in Nottingh
shire, diente einige Zeit in Irland und begleitete 1577 Mart. Fro
auf seiner zweiten Reise, um eine nordwestliche Durchfahrt zu
Er unternahm darauf 1582 eine dritte Entdeckungsreise, welche
nach der Magellanischen Meerenge bestimmt war. Bei dieser
enge wurde er von einer starken spanischen Flotte angegriffen,
aber rühmlichst aus diesem Gefechte zurück und langte 1583 un
teter Sache in England an. Nachdem er gleiche Tapferkeit 15
wiesen hatte, st. er 1603 zu Deptford. — 2) Elisa, englischer D
geb. zu Shelton in Staffordshire, studirte Theologie zu Cambridge
er aber dem Könige Wilhelm nicht den Eid der Treue leisten
erhielt er keine Pfarrstelle und errichtete, um sich zu erhalten,
Schule in Surreyshire und 1710 zu Sevenoaks in Kentshire.
wurde er beim Grafen Orrery Secretair und Lehrer seines
Sein Tod erfolgte 1730. Er nahm Antheil an Pope's Uebersetzu
„Odyssee" (namentlich ist das 1., 4., 9. und 12. Buch von ihm
hinterließ Gedichte (London 1717) und das Trauerspiel „Mar
(London 1723).

Feodosia, s. Kaffa.

Ferber (Johann Jakob), ein berühmter Mineralog, geb. zu
krona 1743, studirte zu Upsala, ward 1763 beim Bergwesen zu
holm angestellt, unternahm zur Bereicherung seiner Kenntnisse von
an Reisen durch verschiedene Länder Europens, lehrte dann von
—1781 Naturgeschichte und Physik am Gymnasium zu Mitau,
1783 nach einer Reise durch Polen Professor der Naturwissenschaf
St.-Petersburg, trat aber 1786 in preuß. Dienste als Oberbergra
starb 1790 zu Bern, wohin er von der preuß. Regierung gesandt
um die Salz- und Eisenwerke zu untersuchen. Schriften: „Brie
Wälschland" (Prag 1773, 8.); „Beiträge zu der Mineralgeschich
Böhmen" (Berlin 1774, 8.); „Physikalisch-metallurgische Abhan
gen über die Gebirge in Ungarn" (ebd. 1780, 8.); „Abhandlun
der Verwandlung der mineralogischen Körper in einander" (ebd. 17

Ferdinand, ursprünglich deutscher männlicher Vorname, der Ei
zende oder der Freie bedeutend. Römisch-deutsche Kaiser: Ferdinan
Sohn Philipp's I. von Johanna, Ferdinand's des Katholischen, K
nigs von Spanien, Tochter, jüngerer Bruder Kaiser Karl's V., ge
Alcara de Henares 1503; erhielt im Theilungsvertrage zu Worms
die deutschen Erbländer seines Vaters, jedoch ohne die Niederla
Durch seine Gemahlin Anna, Schwester des in der Schlacht bei
1536 gebliebenen Königs Ludwig, erbte er noch Böhmen und Un
jedoch machte auf letzteres Johann Zapolya, Woiwod von Siebe
gen, Anspruch, wodurch Ferdinand in einen gefährlichen Krieg mit
Türken verwickelt wurde, in dem Soliman II. 1529 selbst, jedoch
geblich, Wien belagerte. Noch während desselben wurde Ferdinand
zu Köln zum deutschen König gewählt und folgte 1558 seinem Bru
nach dessen Abdankung als Kaiser. Zwar verweigerte Papst Paul
die Anerkennung, weil die Abdankung Karl's V. nicht mit Bewilli

Digitized by Google

s päpstl. Stuhles geschehen sey; allein Ferdinand kehrte sich hieran cht und nannte sich nach wie vor „erwählter römischer Kaiser". Erst ius IV. erkannte 1559 den neuen Kaiser in seiner Würde. Wie Fer- nand schon während Karl's Regierung ein treues, nur auf Frieden d Gerechtigkeit gewendetes Gemüth gezeigt hatte, so bewährte er es ch als Selbstherrscher in Deutschland. In seinen Handlungen wie in nem ganzen Wesen drückte sich eine besondere Güte und eine sanfte timmung aller Neigungen aus. Durch viele Erfahrungen war seine türliche Ruhe und Besonnenheit noch vermehrt; in seinem Worte war wandelbare Treue, und Arbeit und Thätigkeit waren in ihm so sehr edürfniß, daß sein Vicekanzler Waldersdorf von ihm schreibt: „Dem erculeS würde man eher die Keule aus den Händen winden, als dem aiser die Geschäfte". 1559 hielt er einen Reichstag zu Augsburg, auf elchem Deutschland eine Münzordnung erhielt, und wo von den Pro- stanten mehre Religionsbeschwerden vorgetragen wurden. Ferdinand ar sehr duldsam, und wirkte auf dem tridentinischen Concil, das 1562 ieder eröffnet worden, seinen Unterthanen mehre religiöse Freiheiten ts. Auch erhielt unter ihm der Reichshofrath seine bestimmte Ord- ung. Doch er bestieg schon zu bejahrt den deutschen Thron, um so viel utes, als er wohl gekonnt, für Deutschland auszuführen. Mit den ürken schloß er einen 8jährigen Waffenstillstand, versöhnte mehre indlich gesinnte Fürsten, und war Vermittler bei den Streitigkeiten r Könige von Dänemark und Schweden. Durch sein 1543 niederge- hriebenes Testament, wodurch seine Töchter nach Absterben des Manns- ammes in Böhmen und Ungarn erbfähig wurden, gab er zum Theil it Veranlassung zu dem Kriege von 1740, indem das baierische Haus ine Ansprüche auf diese Königreiche darauf gründete, daß die Erzher- gin Anna, Ferdinand's I. Tochter, mit Albrecht V., Herzog von Baiern, ermählt gewesen war. Er starb 1564 im 62. J. seines Alters. Das reichendste Zeugniß für ihn in der Geschichte ist, daß er in so schwie- igen Zeiten von allen Parteien das Lob eines trefflichen Mannes in as Grab genommen hat. Sein ältester Sohn, Maximilian II., folgte m auf den Kaiserthron.

Ferdinand II., Enkel des Vorigen, Sohn des Erzherzog Karl u. Maria on Baiern, geb. 1578 zu Grätz; folgte seinem Vater in Steiermark, Kärnthen, Krain und Görtz 1590 unter Vormundschaft Kaiser Rudolfs II. Von Jesuiten zu Ingolstadt erzogen und mit Eifer für Aufrechthaltung es katholischen Glaubens erfüllt, begann er seinen Regierungsantritt 596 mit Aufhebung der von seinem Vater und Großvater erhaltenen Religionsfreiheiten, und, indem er streng die Satzungen des trienter Concils einführte, mit Unterdrückung des immer mächtiger werdenden Protestantismus. Vom kinderlosen Kaiser Mathias zum Erben der ge- ammten östr. Länder bestimmt, ward er 1617 nicht ohne Schwierigkeit um König von Böhmen und 1618 von Ungarn erwählt, indeß die öhmischen Unruhen ausbrachen. Nach Mathias Tode (20. März 1619) am Ferdinand unter den schwierigsten Umständen zur Regierung. Die Böhmen unter den Waffen und Wien selbst mit einem Ueberfall bedro- end; Schlesien, Mähren und Lausitz ihnen befreundet; Oestreich sehr geneigt, sich mit ihnen zu verbinden; Ungarn nur an schwachen Fäden gehalten und von Aussen durch die Türken geschreckt; dazu von allen Seiten der Haß der Protestanten gegen ihn gerichtet, weil er aus sei-

Digitized by Google

nem Eifer für die kathol. Religion kein Hehl machte. Aber in
Augenblicken zeigte Ferdinand seine unerschütterliche Standhaftigkeit
sein felsenfestes Vertrauen auf den Gekreuzigten. Der Graf Thurn
mit böhm. Scharen bis Wien und seine Leute so offen sogar bis
Kaiserburg, wo sich Ferdinand, von öffentlichen und heimlichen Feinden
umgeben, aufhielt. Die Protestanten hielten ihn für verloren;
sprachen sie von seiner Einsperrung in ein Kloster und von der
hung seiner Kinder in der protestantischen Lehre. Und in dem gefä
lichsten Augenblicke erschienen 16 Mitglieder der östr. Stände vor
dinand, forderten mit Ungestüm seine Einwilligung zu ihrer Bewaffn
und zu dem Bündnisse, welches sie mit den Böhmen schließen wo
Ja Einer aus ihnen ging sogar so weit, ihn bei den Knöpfen des
rocks zu fassen, mit dem dringenden Begehren, die vorgelegten
sogleich zu unterschreiben. Aber in diesem Augenblick ritten, wie
wunderbare Fügung, 500 Reiter, eben von Krems in Wien einrück
und weitere Befehle erwartend, unkundig Dessen, was im Schlosse
ging, unter Trompetenschall auf den Burghof. In größter Bestürz
entfernten sich die Abgeordneten, und viele kathol. Bürger sowie
Studirenden Wiens zwangen Thurn zum Rückzug. Nun reiste
nand selbst auf den Kurfürstentag nach Frankfurt, wo er trotz der
testation der böhmischen Stände zum deutschen Kaiser gewählt (A
1620) und bald darauf gekrönt wurde. Indeß war er von den
Insurgenten schon am 17. August „als Erbfeind der Gewissensfr
und als Sklave Spaniens, welcher die fürchterlichsten Drangsale
Krieges über Böhmen gebracht, die böhm. Krone durch verwerf
Kunstgriffe erhalten und durch geheime Verrätherei an Spanien
then habe", aller Ansprüche auf den Thron Böhmens verlustigt erk
worauf am 27. Aug. der Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz auf
selben feierlich berufen wurde. Doch die Unterstützung der katholi
Ligue und des Kurfürsten von Sachsen verschaffte Ferdinanden nach
Siege bei Prag (8. Nov. 1620) wieder den Besitz Böhmens.
Häupter der Rebellion wurden auf des Kaisers Befehl vor eine
richtscommission gestellt, rasch, aber auch gerecht und sicher die Un
suchung geführt und dann die verhandelten Acten nach Wien
Dem Kaiser fiel es schwer, die Todesurtheile gegen so viele Verbr
zu unterschreiben; er zögerte, seine Hand zitterte und Thränen
ihm in die Augen. Erst nachdem seine Räthe ihm alle begangenen
velthaten der Hochverräther mit lebhaften Farben geschildert,
zeichnete er den Ausspruch der Richter, worauf dann siebenundzw
Schuldige zu Prag hingerichtet wurden. Was die kaiserl. Räthe
den Kaiser selbst bewogen haben mag, nicht nur hier, sondern
der Folge nach der Strenge der Gerechtigkeit zu verfahren, war
auch das Betragen des geflüchteten Kurfürsten Friedrich, der, w
fernt an eine Aussöhnung mit Kaiser und Reich zu denken, auf
fengewalt und den ihm zugesicherten Beistand einiger Fürsten des
und Auslandes trotzte. Dazu kam noch das unkluge Betragen der
vinischen Prediger in Böhmen gegen die kathol. Religion und den
welcher Letztere deßhalb alle nichtkathol. Prediger aus dem Lande
wies und nach einigen Jahren ankündigte, daß kein Unterthan in
werde geduldet werden, der sich nicht zur kathol. Kirche bekenne.
rich V. aber wurde vom Kaiser 1621 in die Reichsacht erklärt und

Digitized by Google

rwürde der Pfalz 1623, jedoch mit Widerspruch von Kursachsen, dem rzog Maximilian v. Baiern, Ferdinand's mächtigsten Bundesgenossen, ertragen. Durch Tilly und Wallenstein (s. d.) besiegte er Chri- an IV., König von Dänemark, Christian von Braunschweig und den rafen von Mansfeld; die beiden Herzoge von Mecklenburg, welche an m dänischen Kriege Theil genommen, that er in die Acht und belehnte allenstein mit Mecklenburg; auch wollte er sich der Handelsherrschaft f der Ostsee bemächtigen, aber dieses Project scheiterte bei der Bela- rung von Stralsund an der Unterstützung dieser Festung durch die nsestädte. Nun erließ er auch das Restitutionsedict (1629), nach elchem alle gegen den geistlichen Vorbehalt (s. Religionsfriede) n den Protestanten aufgehobene, unmittelbare Stifter wieder mit ka- olischen Bischöfen und Prälaten besetzt, die Reformirten vom Religions- rieden ausgeschlossen, und die protestantischen Unterthanen katholischer ürsten zum Katholicismus zurückgeführt werden sollten: ein Edict, elches mit Gewalt der Waffen zu Augsburg, Ulm, Kaufbeuren und egensburg vollzogen wurde. Aber die Entlassung Wallenstein's, welche e Reichsstände einstimmig verlangten, und die Gegenwirkung Richelieu's, er alle politische Triebräder in Bewegung setzte, um Frankreich einen ächtigen Einfluß in Europa zu verschaffen und die fast überwiegende Macht des Hauses Oestreich zu beschränken, endlich Gustav Adolf's . d. Art.) Einmischung, von Frankreich unterstützt, und das spätere nschließen der Protestanten an denselben, seit sie sich durch die Bela- erung des übermüthigen Magdeburg, wo das Religionsedict vollstreckt erden sollte, in der Hoffnung eines Vergleichs getäuscht sahen, hin- erten Ferdinand an der Ausführung seiner Plane. Er hoffte jedoch ach Gustav Adolf's Tode, durch die von seinem Sohne, dem Erzherzog Ferdinand, über Bernhard von Weimar bei Nördlingen (6. Sept. 1634) ewonnene Schlacht und durch den Particularfrieden mit Sachsen zu Prag 1635, bedeutende Vortheile über die Protestanten zu gewinnen. Aber die Behandlung des Kurfürsten von Trier, welcher franz. Schutz esucht und franz. Truppen in seine Festungen genommen hatte und nun, auf Ferdinands und Philipps IV. Befehl, von spanischen Truppen von Luxemburg aus, nach Niedermetzelung der franz. Garnison, als Gefangener hinweggeführt wurde, gab Frankreich Vorwand zum unmit- elbaren Kriege gegen Oestreich und Spanien. Schweden konnte nun kräftiger wirken; Banner schlug die kaiserlich-sächsischen Truppen bei Wittstock 1636, verdrängte sie aus Hessen, und Ferdinand schied aus dem großen Kampfe, ohne sein Ende gesehen zu haben. Er starb zu Wien am 15. Febr. 1637 im 59. Jahre seines Alters. Aus der ersten Ehe mit Marianne von Baiern überlebten ihn seine Söhne Ferdinand III. und Leopold Wilhelm, Bischof von Strasburg, und 2 Töchter, wovon die älteste, Marianne, Gemahlin des Kurfürsten Maximilian von Baiern und die jüngere, Cäcilia Renata, Gemahlin König Uladislaus von Polen wurde. Aus der zweiten Ehe mit Eleonora von Mantua hinterließ er keine Kinder. Ferdinand war von ansehnlicher Person, mehr hager als stark, seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräun- licht, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgang herzlich, sein Anstand, wenn er in seiner Herrscherpracht auftreten mußte, hrhaft kaiserlich. In seinem Privatleben war er überaus liebenswürd Ein ungemein

Digitized by Google

zärtlicher Vater, nahm er an dem wichtigen Werke der Erziehung seiner Kinder thätigen und verständigen Antheil. Seine Söhne übergab er bis zum 18. Jahre der Aufsicht der von ihm hoch verehrten Jesuiten; dann zog er sie zu allen Geschäften des Krieges und Friedens, führte sie förmlich in seinen geheimen Rath und ging mit ihnen um wie mit Brüdern. Sein Haus war das schönste Vorbild für alle Unterthanen. Wenige haben treue Diener so geschätzt durch Würden und Lohn, und was der höchste Lohn ist, durch unbedingtes Vertrauen so ausgezeichnet, wie er. Wenn er in den Fall kam, Etwas strenge ahnden zu müssen, so bestrebte er sich sichtbar, Die, welche sein Unwillen getroffen hatte, durch verdoppelte Freundlichkeit wieder zu trösten. Sein Herz war so milde, daß er die meisten Verbrecher begnadigte, und seine Gerichtshöfe und seine Feldherren ihm dagegen die ernstlichsten Vorstellungen machen mußten. Er duldete nicht, daß man auch nur einen Bettler ungehört von seinem Angesichte gewiesen hätte, selbst nicht, wenn dieser mit einer ansteckenden Krankheit behaftet war. Er hatte der Erste den schönen Gedanken, eigene Advokaten zu besolden, welche die Angelegenheiten der Dürftigen vertreten sollten. Etwas abzuschlagen, hielt er für schimpflich; keiner seiner Vorfahren war so großmüthig und freigebig als er gewesen. Auch wurde er nie müde, viele und viele Stunden seiner kurz zugemessenen Zeit mit ungemeiner Geduld den geringsten seiner Unterthanen Audienz zu ertheilen. Seine Arbeitsamkeit war ebenso ausgezeichnet als sein Gedächtniß. Frömmigkeit war die Seele aller seiner Gesinnungen und Handlungen, und seine einzige Leidenschaft war der Eifer für die katholische Religion. Man hat ihm deßhalb den Vorwurf der Unduldsamkeit gemacht; aber dieser Vorwurf kam offenbar nur von Denjenigen, welche selbst nichts anders wünschten, als den Katholicismus aus Deutschland verdrängt, Ferdinanden seiner Erbstaaten beraubt und einen protestantischen Fürsten mit der Kaiserkrone geschmückt zu sehen.

Ferdinand III., des Vorigen Sohn, geb. 1608 zu Grätz, ward schon 1625 zum König von Böhmen und 1627 zum König von Ungarn gekrönt, erhielt nach Wallenstein's Ermordung 1634 den Oberbefehl über das Heer und gewann den 6. Sept. desselben Jahres die Schlacht bei Nördlingen, worauf er die Donau, den Rhein und den Neckar von Feinde reinigte. 1636 zum römischen König gewählt, folgte er seinem Vater schon nach 2 Monaten als Kaiser. Der Tod seines Vaters änderte Nichts in den Angelegenheiten Deutschlands, und der Krieg währte auf gleiche Weise unter dem Sohne fort. Anfangs erhielt er durch Gallas, welcher die Schweden 1637 bis Pommern zurück drängte, einige Vortheile, aber bald standen diese wieder unter Banner im Oestreichern. Auch Bernhard von Weimar u. a. schwed. Generale fochten siegreich wider die Kaiserlichen. Der Reichstag, den Ferdinand 1640 zu Regensburg veranstaltete, führte den Frieden nicht herbei. Obgleich der Kaiser dazu viel Muth zeigte, konnte er doch weniger durchsetzen, als er wünschte, wozu die Schrift des sogenannten Hippolytus a lapide (vgl. Chemnitz) viel beitrug, deren Zweck war, die Stände gegen den Kaiser zu erbittern. Der erste mächtige Einfluß, welchen der große Kurfürst von Brandenburg damals äußerte. Doch setzte man die Unterhandlungen eifrig fort; auch bewilligte der Kaiser mehren Reichsständen, welche schwedische Partei genommen hatten, Amnestie. Endlich kamen die Hamburger Prä-

Digitized by Google

inarien (1641) zu Stande, nach welchen ein allgemeiner Friedenscongreß
t Münster und Osnabrück gehalten wurde. Doch dauerte es längere
eit, bis dieser Congreß seinen Anfang nahm; auch währte der Krieg,
eil kein Waffenstillstand festgesetzt war, fort, mit abwechselndem Glücke.
Während Torstenson die kaiserlichen Staaten verheerte und 1643 sogar
Wien bedrohte, Rakoczi von Ungarn aus anrückte, entrissen am Rhein
er franz. Marschall von Guebriant und der Herzog von Enghien (später
er große Condé genannt) den Kaiserlichen die Früchte mehrjähriger An-
rengungen. Endlich bewirkte doch die Eroberung der Kleinseite Prags
urch den schwed. General Königsmark 1648 des Kaisers Beitritt zum
rieden, den er durch Nichtachtung eigener Aufopferungen und durch
uthige Besiegung aller Hindernisse Deutschland nach dreißigjährigem
lutvergießen schenkte. Ferdinand hat noch 9 Jahre nach dem Frieden
elebt und mit billiger und kluger Gesinnung regiert. 1653 bewirkte er
ie röm. Königswahl seines Sohnes Ferdinand IV.; leider aber starb
er junge hoffnungsvolle Mann, auf den Aller Augen mit Zuversicht ge-
eftet waren, 1654 an den Blattern. Auf dem Reichstage von 1653—
4 wurden wichtige Veränderungen in der Justizverfassung durchgesetzt.
Kurz vor seinem Tode (2. April 1657) schloß er noch ein Bündniß mit
Polen gegen Schweden. In religiöser Hinsicht milder als sein Vater,
estattete er auch den Jesuiten weniger Einfluß und gehört unter die vor-
üglichsten Fürsten und Feldherren des östr. Hauses. „Mit Gottesfurcht
nd Gerechtigkeit!“ war sein Wahlspruch, und die Geschichte bezeugt, daß
r diesem bis an sein Ende treu geblieben. Ihm folgte sein Sohn Leopold I.

Ferdinand I., König von Castilien und Leon, der Große genannt,
weiter Sohn Königs Sancho III. von Navarra, fing 1035 an zu re-
ieren, besiegte den König Bermudo von Leon 1038, und ließ sich da-
lbst, vermöge der Erbrechte seiner Gemahlin, Schwester vom König
Bermudo, zum König krönen, wandte dann, nachdem auch die Asturier
ihn als Herr anerkannt, seine Waffen gegen die Mauren und entriß
ihnen viele Städte. Nach 30jähriger Regierung in Castilien und 28jäh-
iger in Leon starb er 1065. Mehr noch, als seine Thaten, verherr-
ichte ihn der Ruhm des Don Rodrigo Diaz de Vivar, gewöhnlich der
Cid (s. d.) genannt. — 2) Ferdinand II., ältester Sohn Alfons
VIII. von Leon und Castilien folgte seinem Vater 1157. Er errang
große Vortheile über die Portugiesen, nahm ihren König Alfons Hen-
riquez gefangen und bewies bei diesem Siege große Mäßigung. Er
starb 1187 im 52sten Lebensjahre und hinterließ den Ruhm eines ge-
rechten, weisen und edelmüthigen Fürsten. — 3) Ferdinand III., der
Heilige, Sohn Alfons IX., geb. 1200, erhielt die Krone Castiliens nach
der Abdankung seiner Mutter Berengaria 1217, und die von Leon, nach
dem Tode seines Vaters 1220, entriß den Mauren Cordova, Murcia,
Sevilla, Xeres, Cadix, St.-Lucar und starb 1252, da er gerade im Be-
griff war, das Königreich Marokko zu erobern. Durch weise Gesetze
verbesserte er die Verfassung seines Reichs, drückte das Faustrecht nieder,
errichtete den hohen Rath von Castilien, sammelte die Gesetze seiner
Vorgänger und gab Spanien eine neue Gestalt. Papst Clemens X.
versetzte ihn 1617 unter die Zahl der Heiligen. — 4) Ferdinand IV.,
König von Castilien und Leon, geb. zu Sevilla 1285, mit dem Beinamen
der Geladene, weil er bei einer Trunkenheit zwei Höflinge unschuldiger
Weise von der Höhe eines Thurmes herabstürzen ließ, die ihn im Ge-

Digitized by Google

fühl ihrer Unschuld binnen 30 Tagen vor Gottes Richterstuhl lade. Auch starb er wirklich vor Ende dieser Zeit 1312, nachdem er den Thron von Castilien erst 1295 bestiegen hatte. Er erfocht übrigens mehre Siege über den König von Granada und entriß demselben Gibraltar. — 5) Ferdinand V., der Katholische, Sohn Johanns II. von Aragonien, geb. zu Soz an den Grenzen von Navarra den 10. März 1452, vermählte sich 1469 mit Isabelle von Castilien, Schwester und Erbin Heinrichs IV., und erhielt durch dieselbe Castilien, obwohl beide Reiche abgesondert von einander von Ferdinand und Isabelle regiert wurden, weßhalb auch in der spanischen Geschichte Ferdinand und Isabelle den Namen der Könige führen. Ferdinand führte zuerst Krieg mit dem Könige Alfons von Portugal, schlug ihn bei Toro 1476 und nöthigte ihn zu einem schimpflichen Frieden. Durch die Eroberung von Granada, 1492, nach 8jährigem Kriege, wurden die Mauren endlich aus Spanien verdrängt, nachdem ihre Herrschaft fast 800 Jahre daselbst gedauert hatte. Kurz darauf bemächtigte er sich auch des Königreichs Navarra, Columbus entdeckte Amerika und sein Feldherr Gonsalvo de Cordova bemächtigte sich des Königreichs Neapel, obgleich die Mittel, deren er sich bediente, nur durch die Politik gerechtfertigt werden können. Mit Isabelle erzeugte er nur eine Tochter, Johanna, welche an den Erzherzog Philipp, des Kaisers Maximilian I. Sohn, verheirathet war, und aus einer zweiten Ehe mit Germaine de Foix erhielt er keine Kinder. Er starb 1516 im Dorfe Madrigalejo an der Wassersucht, und sein Enkel Karl I. (Kaiser Karl V.) war sein Nachfolger. „Man darf behaupten, sagt Roscoe, daß Ferdinands Regierung den Grund zu Spaniens Größe gelegt hat, und ihn, wo nicht als den größten, doch gewiß als den glücklichsten Regenten betrachtet, der je gelebt hat. Das ungewöhnliche Gelingen seiner Unternehmungen, verbunden mit dem hohen Rufe, den sich Ferdinand durch seine Mäßigung und Frömmigkeit erworben hatte, verschaffte ihm großen Einfluß auf die gekrönten Häupter von Europa. Indeß jene Eigenschaften, die man als Weisheit und Klugheit an ihm rühmte, hätte man richtiger List, Geiz, Betrug, Verrätherei nennen können". Auch war er der Einführer des Inquisitionsgerichts in Spanien. — 6) Ferdinand VI., der Weise, geb. zu Madrid den 10. April 1712, Sohn und Nachfolger Philipps V. und Mariens von Savoyen, regierte von 1746—59 und suchte Spaniens Wunden vorzüglich durch einen langen Frieden zu heilen, der nur durch einen kurzen Krieg, den der Aachener Friede 1748 beendigte, unterbrochen wurde. Durch Aufhelfung des Ackerbaues, Belebung des Handels, der Künste und Wissenschaften, durch Anlegung von Kanälen und andern guten Anstalten fing unter seiner Regierung der Wohlstand Spaniens an wieder aufzublühen. Er starb, ohne Nachkommen zu hinterlassen, zu Madrid den 10. August 1759 und hinterließ den spanischen Thron seinem Bruder Karl III.

Ferdinand I., König von Neapel, natürlicher Sohn König Alfons V. von Aragon, nahm Besitz von Neapel 1458 und erhielt vom Papst Pius II. die Belehnung. Zu Anfange seiner Regierung sah er sich genöthigt, die Waffen gegen die Großen seines Reichs mehrmals zu ergreifen, wurde aber vom berühmten Scanderbeg unterstützt und befestigte dadurch den wankenden Thron. Kaum zur Ruhe gelangt, sing er

Digitized by Google

Streit mit Papst Innocenz VIII. an, wurde aber eben deßhalb in den Bann gethan und mußte sich zur Abbitte bequemen. Gegen das Ende seines Lebens machte König Karl von Frankreich Ansprüche auf Neapel; Ferdinand wollte das drohende Ungewitter durch Friedensvorschläge abtheilen; da aber alle Versuche mißlangen, bewirkte die fehlgeschlagene Hoffnung seinen Tod und sein ältester Sohn Alfons folgte ihm. — 2) Ferdinand II., König von Neapel, Sohn und Nachfolger Königs Alfons, kam zur Regierung 1495, mußte aber kurz darauf, bei Karls VIII. von Frankreich Annäherung, Neapel verlassen und auf der Insel Ischia Zuflucht suchen. Durch die Unterstützung der Venetianer und Spanier entriß er zwar 1496 Neapel den Franzosen wieder, starb aber kurz darauf 1499 und hinterließ seinem Oheim Friedrich ein Reich, welches die Spanier größtentheils schon besaßen. — 3) Ferdinand III., s. Ferdinand V., der Katholische, von Aragon. — 4) Ferdinand V., Infant von Spanien, König beider Sicilien, dritter Sohn Karls III. von Spanien und der Prinzessin Amalia von Sachsen, geb. den 12. Januar 1751, war noch sehr jung, als sein Vater bei Besteigung des spanischen Throns (1759) ihm Neapel überließ und übernahm den 12. Januar 1767 die Regierung. Sein Erzieher war der Prinz San-Nicandro und der junge Thronerbe frühe ein Liebling seines Volks. 1768 vermählte er sich mit Maria-Carolina (s. d.), Kaisers Franz I. und Maria Theresia's Tochter, einer geistvollen und liebenswürdigen Fürstin. Der Einfluß der Monarchin verbannte 1777 den bei der Nation beliebten Minister, Marchese Tanucci, einst Professor der Rechte zu Pisa, der so weise schon die Regentschaft geführt hatte, aber auch seinen Nachfolger, den Marchese della Sambuca, worauf der Ritter Acton (s. d.), ein gebohrner Franzose, folgte. Unter ihm schloß sich Neapel ganz an England und Oestreich an. Ferdinand trat 1793 der Coalition gegen Frankreich bei, schloß zwar 1796 Frieden, allein 1798 trat er wieder zu den Alliirten, worauf Frankreich sich 1799 des Festlandes von Neapel bemächtigte, den König zur Flucht nach Palermo nöthigte und die parthenopeische Republik proclamirte, welche jedoch von kurzer Dauer war. Denn schon d. 21. Juni 1799 fiel die Hauptstadt wieder in die Gewalt des Royalistenheeres unter dem Cardinal Ruffo (s. d.), und viele Anhänger der Republik wurden hingerichtet. (S. Speziale.) Erst im Januar 1800 kehrte der Hof nach Neapel zurück und Spanien schloß mit dem ersten Consul einen Vertrag, durch welchen die Integrität des Königreichs beider Sicilien gesichert wurde. Dessenungeachtet mußte Ferdinand in dem Frieden mit Frankreich (Florenz, 28. März 1801) den Stato degli Presidj u. s. w. abtreten und franz. Truppen in seinem Königreiche aufnehmen; auch in dem Neutralitätsvertrage von 1805 versprechen, den Truppen der kriegführenden Mächte keine Landung zu gestatten. Als nun gleichwohl im Nov. 1805 eine russisch-englische Flotte vor Neapel erschienen war und 12.000 Mann Russen gelandet hatte, so ließ Napoleon, der in diesem Schritte eine treulose Theilnahme Neapels an den Feindseligkeiten gegen Frankreich erblickte, das Land besetzen und nöthigte den König zur Flucht nach Sicilien, welches die Engländer besetzt hatten. Diese entzweiten sich mit der Königin Carolina. Der König übergab daher die Regierung 1809 interimistisch seinem Sohne Franz, und die Königin ging 1811 über Konstantinopel nach Wien,

Digitized by Google

worauf Ferdinand die Regierung wieder übernahm. Bei dem Congr
von Wien wurde Ferdinand als König beider Sicilien anerkannt, n
gleich Murat (s. d.) noch Neapel im Besitz hatte. Dieß bewog ih
teren 1815 zum Kriege gegen Oestreich, worin er besiegt wurde. D
Oestreicher besetzten Neapel und Ferdinand kehrte am 15. Juni 18
in seine Hauptstadt zurück und erklärte Neapel und Sicilien für e
Reich u. d. N. des Königreichs beider Sicilien und sich u. d. N. Fe
dinand I. als König desselben. Im Nov. 1814 hatte er sich nach d
Tode der Königin Carolina (st. im Sept. 1814 zu Hetzendorf bei Wi
wieder mit der verwitweten Prinzessin von Partana vermählt, die
1815 zur Herzogin von Floridia erhob. 1800 hatte er den Ferd
nandsorden (s. d.) gestiftet. 1818 schloß er ein Concordat mit d
Papste, wodurch die langen Mißhelligkeiten zwischen Neapel und R
endlich ausgeglichen wurden. Während der Militairoccupation Jose
und Murat's war vieles Kirchengut und manche Domaine veräu
und das Feudalwesen sehr gemildert worden. Nach dem Abzuge d
östreich. Truppen blieb der östreich. General Nugent als Generalca
tain an der Spitze der Armee; er hob die franz. Einrichtung der
auf, wodurch er sich verhaßt machte. Die Minister suchten die
Sicherheit herzustellen, die Armen durch öffentliche Arbeit zu beschäf
und den Staatscredit zu sichern. In dem Frieden mit Algier, der
Englands Vermittelung 1816 abgeschlossen wurde, bewilligte Ferdi
die Fortdauer eines jährlichen Geschenks von 25.000 Piastern. D
Seele der Staatsverwaltung war der Ritter Medici (s. d.). — I
Juli 1820 erhoben sich, der span. Armee nachahmend, einzelne Abtheilun
des neapolitan. Heeres und verlangten eine Constitution; am 7. Jul
währte ihnen Ferdinand, durch innere Unruhen und besonders durch
Carbonari's (s. d.) hierzu gezwungen, die spanische Constitution
ihrem ganzen Umfang. Oestreich, hiermit jedoch unzufrieden, da Fe
dinand 1815 versprochen hatte, Neapel keine andere Verfassung zu g
ben, als wie sie die Lombardei hätte, lud den König 1821 zu dem
Congreß von Laibach ein; dieser widerrief hier die Constitution, die Oe
reicher rückten fast ohne Schwertschlag in Neapel ein und der Kön
wurde in die Fülle seiner Macht wieder eingesetzt. (Mehres s. in den
Artikeln Neapel, Revolution von, und Sicilien, beide.) — Fer
nand starb am 3. Januar 1825 plötzlich am Schlagfluß. Sein Sohn
Franz folgte ihm. Die Herzogin von Floridia starb den 25. April 18
zu Neapel. Ueber den persönlichen Charakter des Königs Ferdinan
urtheilen selbst parteiische Schriftsteller, wie Gorani u. A., gün
Das Wohl seines Volks lag ihm wahrhaft am Herzen. Die Nach
von dem Erdbeben zu Messina und Calabrien, 1783, erschütterte ihn
daß er vor Schmerz fast wahnsinnig wurde. Mit dem größten Eif
traf er Anstalten, um den Unglücklichen beizustehen. Auch hat er me
Wohlthätigkeitsanstalten gestiftet; dahin gehört die Colonie von Sta
(1773), deren Beschreibung er selbst bekanntmachte. Abbé Clem
hat sie ins Franz. übersetzt.

Ferdinand III. (Joseph Johann Baptist), Großherzog von To
cana, Bruder des Kaisers Franz I., Erzherzog von Oestreich u., g
den 6. Mai 1769, folgte als 2. Sohn seinem Vater, dem Kaiser Le
pold II., als Großherzog von Toscana, den 2. Juli 1790. Dieser ga

Digitized by Google

essen Charakter zugleich mild und fest war, regierte sein glückliches Land n Geiste seines Vaters. Als ein Freund des Friedens und der Künste eobachtete er eine strenge Neutralität in dem Kriege gegen Frankreich nd war der erste Souverain, der die französische Republik (den 16. an. 1792) anerkannte und mit ihr in diplomatische Verbindung trat. Er trat nur gezwungen der Coalition gegen Frankreich bei, schloß bei lnnäherung der Franzosen für seine Staaten 1795 zu Paris Frieden nd erhielt Anerkennung der Neutralität, die jedoch durch einen neuen Tractat mit Bonaparte 1797 durch Geld und Kunstwerke von neuem rkauft werden mußte. Im Frieden zu Luneville 1801 mußte er auf Toscana Verzicht leisten und erhielt dafür, durch den Vertrag zu Paris m 26. Dec. 1802, Salzburg als Kurfürstenthum, nebst Berchtesgaden, Viertheile von Eichstedt und die Hälfte von Passau, deren Gesammtinkünfte aber nur die Hälfte derer von Toscana betrugen. Allein chon im presburger Frieden 1805 mußte er seinen Kurstaat an Oestreich und Baiern abtreten; man gab ihm dafür Würzburg. Die dahin nit übertragene Kurwürde erlosch, nach seinem Beitritt zu dem Rheinbunde (am 25. Sept. 1807), und Ferdinand war jetzt Großherzog von Würzburg. Napoleon zeichnete diesen Fürsten bei mehren Gelegenheiten ehr aus. Er kündigte ihn sogar den Polen im Juni 1812 als ihren künftigen König an. Allein der pariser Friede vom 30. Mai 1814 gab hm sein Großherzogthum Toscana zurück. Seit 1802 Witwer von Louise Amalie Therese, Prinzessin von Sicilien, vermählte er sich 1821 mit Maria von Sachsen, 2. Tochter des Prinzen Maximilian. Er st. den 17. Juni 1824. Ihm folgte sein Sohn Leopold II., welcher mit der ältern Schwester seiner Stiefmutter vermählt ist. Ueber seine Regierung in Toscana, s. d.

Ferdinand (Friedrich), Herzog zu Anhalt-Köthen, ältester Sohn des Fürsten zu Anhalt-Pleß, Friedrich Erdmann, und der Gräfin Louise Ferdinande von Stolberg-Wernigerode, ward zu Pleß in Oberschlesien 1769 geboren. Den Unterricht in den historischen und mathematischen Wissenschaften erhielt er vom Lehrer Bahn, trat dann 1786 als Lieutenant in preuß. Kriegsdienste, ward bald darauf Capitain bei dem Regiment Fußgarde, 1788 Compagniechef beim Reg. Kalkreuth, 1790 Major und stritt mit Auszeichnung in den Feldzügen von 1792—94 gegen die Franzosen, erhielt den Verdienstorden, ward in dem Treffen bei Kirweiler 1794 schwer verwundet und für einige Zeit dienstunfähig. Im Frühling 1795 ward er Chef des Bataillons Martini. Den König Friedrich Wilhelm III. bei seiner Thronbesteigung 1797 beglückwünschend, erhielt er das Großkreuz des rothen Adlerordens und trat nach dem Tode seines Vaters im nämlichen Jahre die Regierung zu Pleß an. Im Militairdienste des Königs stieg er 1800 zum Obristlieutenant, 1803 zum Obersten und vermählte sich in d. J. mit der Prinzessin Henriette von Holstein-Beck, die jedoch schon nach 3 Monaten starb. 1805 bereiste er Polen, die Moldau und Walachei, die Türkei, Siebenbürgen und Ungarn; wohnte 1806 als Commandeur eines Regiments der Schlacht bei Jena bei, schlug sich bei Zehdenik an der Spitze seines Regiments mit dem Säbel in der Faust durch die umringenden Feinde, und so gelang es ihm, bei Stettin die Oder zu passiren. Noch in demselben Jahr ging er als Generalmajor und Generalgouverneur der Pro-

Digitized by Google

vinz Schlesien und der Grafschaft Glatz an seinen Posten, erzwang ein Corps gegen die Breslau belagernden Franzosen, Baiern und Württemberger, wurde jedoch vom stärkern Feinde bei Kauth geschlagen. Er nahm hierauf seine Entlassung und lebte von 1807 bis Herbst 1809 in Wien, bereiste dann Norddeutschland und war 1809 bis 1810 in Paris, wo er bei Napoleon's Vermählung als Augenzeuge die furchtbare Katastrophe des Brandes im Schwarzenbergischen Palais erlebte und mit eigner Lebensgefahr verschiedene Personen aus den Flammen rettete. Von 1810—13 widmete er sich nun zu Pleß mit erneuerter Kraft und schließlich seinen Geschäften und ward 1813 Befehlshaber des schlesischen Landsturms. 1816 erfolgte die Vermählung des Fürsten mit Ida, Gräfin von Brandenburg, einer natürlichen Tochter König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und der Gräfin Sophie Julie von Dönhoff, bei welcher Gelegenheit er Ritter des schwarzen Adlerordens wurde. Während seiner Verwaltung in Pleß führte der Fürst dort viele und bedeutende Verbesserungen aus. Die Anlage des Czarkower Bades, die erste Einführung der Zuckerfabrikation in Schlesien und der Schafwirthschaft auf den Domainen u. s. f. sind ökonomische Denkmäler, die der Fürst hinterließ. 1818 succedirte er nach dem Tode des letzten Fürsten der Hauptlinie, Ludwig von Anhalt-Köthen, diesem in der Regierung. Als Regent dieses Landes ward der Herzog mit der Krone Preußen in Streit verwickelt, worüber man den Art. Enclaven vergleiche, und der endlich zum rechtlichen Abschluß gebracht wurde. Bei den deutschen Ministerialconferenzen zu Wien 1820 war er so glücklich, einen eigenen Artikel für die Schlußacte zur Sicherung der freien Flußschifffahrt zu erlangen. Der Kaiser von Oestreich beehrte ihn mit dem Großkreuz des Stephansordens und der König der Niederlande mit dem großen Löwenorden. Wegen der Gesundheitsumstände der Herzogin machten beide Gatten 1825 eine Reise nach den Rheingegenden und nach Frankreich. In Paris erfolgte am 24. Okt. d. J. die Rückkehr beider hoher Personen zur katholischen Kirche. Es erschien in dieser Beziehung am 14. Jan. 1826 eine Proclamation zu Köthen, worin der Herzog unter andern feierlich erklärte, die Rechte und Freiheiten seiner protestantischen Unterthanen, wie bisher zu erhalten und zu beschützen. Ueber die letzten Regierungsjahre dieses Fürsten besitzen wir keine Quellen. Er † am 23. Aug. 1830.

Ferdinand (Karl Anton Joseph), Erzherzog von Oestreich, königl. Prinz von Ungarn und Böhmen, Bruder Kaiser Leopold's II., geb. 1754, wurde Generalgouverneur in der Lombardei, und vermählte sich 1771 mit Marie Beatrix von Este, der Erbin von Modena. Durch den Frieden von 1802 erhielt sein Schwiegervater für Modena den Breisgau und die Ortenau u. d. T. eines Herzogthums, welches derselbe an ihn abtrat. Der presburger Friede jedoch entriß ihm den Besitz dieses Herzogthums, und der Tod raffte ihn den 24. Dec. 1806 von dieser Welt. Sein Sohn Franz IV. erhielt durch den wiener Congreß das Herzogthum Modena wieder, und seine Tochter, Ludovica Beatrix von Este, vermählte sich 1808 mit Kaiser Franz I. und starb zu Verona 1816. Sein zweiter Sohn ist der bekannte Ferdinand Karl Joseph von Este, geb. 1781, der sich 1805 durch kühne Entschlossenheit mit weniger Reiterei von der in Ulm, nach blutiger Schlacht, ge-

Digitized by Google

hlossenen Armee trennte, mit 1500 Mann nach Böhmen entkam und en Baiern nachher jeden Schritt streitig machte, bis der presburger riede seinem Wirken ein Ziel setzte.

Ferdinand (Friedrich Christian Ludwig), Prinz von Preußen, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Sohn des Prinzen August Ferdinand on Preußen, geb. 1772, blieb im Gefecht bei Saalfeld am 10. Okt. 806, nachdem er in dem Rheinkriege mehre Proben von Tapferkeit gegeben und große Hoffnungen für die Zukunft erweckt hatte. Er hinterließ zwei natürliche Kinder, Louis und Blanche, die 1810 u. d. N. von Bildenburg in den Adelstand erhoben wurden.

Ferdinand von Cordova, gelehrter Spanier des 15. Jahrh., er in Sprachen und Wissenschaften als Theolog, Philosoph, Jurist, nd Arzt außerordentliche Kenntnisse besaß, sowie auch als Soldat, Sänger, Tänzer und Virtuos glänzte. Was Wunder, wenn ihn seine Zeitgenossen für einen Zauberer hielten; wenigstens mußten sie in dem Glauben bestärkt werden, als er Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, einen Tod voraussagte. 1445 hielt er sich zu Paris auf, starb aber unter Papst Sixtus IV als Subdiacon zu Rom. Unter seinen vielen Schriften zeichnen sich aus: „De artificio omnis scibilis"; „De pontificii pallii mysterie"; „De jure beneficiorum vacancium" u. a. m.

Ferdinandsorden. Als Ferdinand IV., König beider Sicilien, im J. 1799 wieder in sein Reich eingezogen war und die Franzosen gänzlich daraus vertrieben waren, stiftete er zum Andenken an dieses Ereigniß den 1. April 1800 den Orden des heil. Ferdinands und des Verdienstes und weihte ihn dem heiligen Ferdinand (Ferdinand III. König von Castilien und Leon, geb. 1199, gest. 1252; 1671 vom Papst Clemens X. kanonisirt). Der Orden besteht aus 3 Klassen. Das Zeichen ist ein aus 6 goldenen Strahlenbündeln und 6 silbernen Lilien gebildeter Stern, von einer Königskrone gedeckt. Vorn ist des heil. Ferdinands Bild, hinten steht: Ferd. IV. inst. a. 1800. An einem dunkelblauen Bande mit rother Einfassung wird es von den verschiedenen Klassen über der Schulter, am Halse und im Knopfloche getragen. Die erste Klasse hat dabei einen Bruststern ganz wie die Vorderseite des Kreuzes.

Ferdusi (Ishak Ben Sheriffshah), der größte epische Dichter der Perser, welcher um das J. Chr. 1020 blühte, war zu Thus von armen Landleuten geboren. Frühe mit der Geschichte Persiens vertraut, entflammte die Lecture der Lebensgeschichte ausgezeichneter persischen Helden seinen Hang zur Dichtkunst. Zu Gasne, am Hofe des Sultans Mahmud, einem Sammelplatz vieler Dichter und Gelehrten, traf er den Lieblingspoeten seines Monarchen, Anasari, in einer Laube, welcher eben mit zweien seiner Schüler im Versemachen aus dem Stegreife begriffen war. Ferdusi nahm Platz an der Seite dieser Musenzöglinge und setzte den Anasari durch seiner Rede Zauberfluß, welcher mit seinen Bauernkleidern contrastirte, in nicht geringes Staunen. Durch den Hofdichter ward er dem Sultan bekannt, und nach einer mehrtägigen Prüfung ertheilte ihm dieser den ehrenvollen Auftrag, die Thaten der alten Perserkönige in seinen Gesängen zu verherrlichen, wofür ihm dieser für jeden Vers ein Goldstück zur Belohnung verhieß. Nach mehren Jahren lieferte Ferdusi ein großes historisches, aus 60.000 Versen bestehendes Gedicht, „Shanameh" (Buch der Könige) betitelt, in welchem er die Geschichte Persiens von Nushirvan bis auf Jezdejerd in einer Reihe von historischen Epopöen besang,

Digitized by Google

unter welchen die Thaten des Helden Rustan, des persischen Herkules, als eine Episode von dem ersten Range glänzt. Durch Verleumdungen mehrer Höflinge gegen den Dichter eingenommen, ließ ihm Mahmud statt des versprochenen Goldstücks, für jeden Vers eine Silbermünze zahlen, worüber Ferdusi so unwillig wurde, daß er auf der Stelle den verkürzten Lohn seiner mehrjährigen Arbeit nicht nur verschenkte, sondern auch alle zum Lobe Mahmud's gedichtete Stellen aus seinem Gedicht strich und sich dabei noch durch eine bittere Satyre (zu finden in Jones „Poëseos asiaticae comment.") auf die Person seines Fürsten empfindlich rächte. Er ergriff hierauf die Flucht und lebte geraume Zeit zu Rei in stiller Abgeschiedenheit. Als Mahmud's Zorn besänftigt war und er auf seine Nachforschung erfuhr, daß Ferdusi in großer Dürftigkeit schmachte, ließ er, zur Begütigung seiner frühern Ungerechtigkeit, 60 Kameele mit reichen Geschenken für ihn belasten, welche aber an den Thoren von Thus der Leiche des abgeschiedenen Sängers begegneten. Das „Shanameh" hat unter den Dichterwerken Asiens den höchsten Grad von Classicität erlangt und ist eine reiche, wiewohl noch wenig benutzte Fundgrube für die persische Geschichte. Ein Bruchstück, betitelt „Sohrab", erschien nebst einer engl. Uebers. von Atkinson in Calcutta 1814. Später begann der Prof. Lumsden das Ganze herauszugeben, das auf 8 Bde. in Fol. berechnet war; doch ist bis jetzt nur der 1. Bd. erschienen. Champion gab 1820 in 2 Bdn. einen Auszug aus dem Ganzen. Eine engl. Uebers., welche Champion 1790 anfing, blieb unvollendet. Bruchstücke finden sich übersetzt in Jones's „Commentarien", in Wilken's „Pers. Chrestomathie", ferner in Schlegel's „Europa", im „Deutschen Mercur", in den „Fundgruben des Orients" und in Hammer's „Geschichte der schönen Redekünste Persiens". S. auch „Wiener Jahrbücher der Literatur", 9 Bd.

Fere (La), franz. Stadt im Bez. Laon des Dep. Aisne, mit 2000 E., der ältesten Artillerieschule in Frankreich; hat ein berühmtes Artilleriedepot. Durch Natur (durch Ueberschwemmungen) einigermaßen fest, wurde es 1814 von den Preußen genommen, 1815 blocquirt.

Fere Champenoise, s. Paris (Einnahme im Jahr 1814).

Ferguson (Jakob), Mechanicus, Philosoph und Astronom, geb. 1710 zu Keith, einem Dorfe in Bamffshire in Schottland, hütete in seiner Jugend die Schafe und erlangte bei dieser Gelegenheit außerordentliche Kenntnisse über den Lauf der Gestirne, die er in heitern Nächten fleißig beobachtet hatte, sodaß sein Herr, ein schottischer Edelmann, darüber erstaunte, ihn zu sich nahm und für sein ferneres Fortkommen sorgte. 1744 kam er nach London, wo er seine astronomischen Tafeln u. a. m. herausgab. 1763 wurde er Mitglied der Londoner Akademie und starb 1776. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Die Astronomie nach Newtons Grundsätzen" (übersetzt von Kirchhof, Berlin 1793. 8.). — Adam, ein ausgezeichneter englischer Philosoph und Geschichtschreiber, geboren zu Logierait im schottischen Hochlande 1724, eine Zeitlang Landprediger, hernach (1757) Hofmeister in dem Hause des Lord Bute, darauf 1759 Professor der Naturwissenschaft und endlich seit 1764 Professor der Moral zu Edinburg, welche Stelle er auch nach einer anderthalbjährigen Reise ins Ausland, auf welcher er den jungen Grafen begleitete, wieder einnahm. Vorzüglich hat er sich durch seine „Geschichte der Fortschritte und des Untergangs der römischen Republik" (Lond. 1783, 8 Bde. 4., deutsch von Beck 1784, 3 Bde. 8.) und schon

Digitized by Google

rch seinen „Versuch über die Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft" 767, deutsch von Jäger 1768) als philosophischen Geschichtschreiber nglands, als Moralphilosophen aber durch seine „Anfangsgründe der oralphilosophie", das erste geistreiche Compendium dieser Wissenschaft in r englischen Literatur (1769, deutsch von Garve 1772) und andere oralische Schriften, die er nach Niederlegung seiner Professur (1784) rausgab, berühmt gemacht. Er starb nach 1800.

Ferien. Bei den alten Römern waren Feriae gewisse zur Ruhe von ler Arbeit und zum Gottesdienst bestimmte Tage. Dieser Ausdruck ist unsere Sprache übergegangen, wo er bei den Schulen und auch bei n Gerichtshöfen, die außergewöhnlichen, oder doch nur einmal im Jahre ntretenden Ruhe- oder Feiertage bezeichnet. In neuester Zeit sind die erien auf mehren Universitäten verkürzt worden, was um so billiger ist, l die Schulmänner im Dienste des Staats jetzt selten zu den schlecht zahlten und mit Amtsarbeiten überhäuften Geschäftsmännern gehören.

Ferman (Firman, türk. Staatsw.), 1) ein Befehl vom Großwesir, n Namen des Sultans ausgefertigt; daher 2) der einem Reisenden von esem ertheilte Paß. Ein Ferman genießt das größte Ansehen, und ird von Dem, der ihn liest, vor dem Lesen stets ehrfurchtsvoll an die Stirn gedrückt. 3) Im mongolischen Reiche und in Indien schriftliche rlaubniß, Handel zu treiben.

Fermanagh, Grafschaft in der irländ. Prov. Ulster, 25 QM. groß, it 130.400 Ew.; enthält viele Gebirge und Moräste; Kartoffeln- und lachsbau, Viehzucht, Leinweben. Der Hauptort ist Enniskillen.

Fermat (Pierre de), einer der größten Geometer Frankreichs, Par ments rath zu Toulouse, geb. 1590, war Nebenbuhler von Cartesius nd Vorläufer Newtons und Leibnitzens und leistete fast ebenso viel in er Jurisprudenz und Dichtkunst. Er starb 1664 und hinterließ nebst ndern schätzbaren Schriften: „Anmerkungen über den Diophantes von llerandria"; „Theon von Smyrna" ꝛc.; seine sämmtlichen Werke erschienen 670 zu Toulouse in 2 Bdn. Fol.

Fermate, ein Ruhepunkt in dem Verfolge eines Tonstücks ( ), ei welchem die Bewegung des Taktes auf eine kurze Dauer unterbro hen wird, daß man den Ton einer Note länger aushält, oder bei einer Pause länger verweilt, als es die Dauer derselben erfordert. Veran aßt werden solche Ruhepunkte z. B. durch einen Ausdruck der Bewun erung oder des Erstaunens, eine Empfindung, wobei die Bewegungen es Geistes selbst einen kurzen Stillstand zu machen scheinen, oder an olchen Stellen, wo die vorhandene Empfindung sich ihre völlige Er ießung erschöpft zu haben scheint. Oft auch wird einer Bravour- rie oder einem Instrumental-Concertstück vom Componisten eine Fer ate gesetzt, um dem Virtuosen noch mehr Gelegenheit zu geben, seine Bravour in Ausübung schwieriger Rouladen oder Passaden zu zeigen. S. Cadenz.)

Fermo, 1) Delegation in der Mark Ancona im Kirchenstaate; 26¼ QM. groß, mit 77.100 Einw. 2) Hauptstadt darin, am adriatischen Meere; 19.700 Ew. Erzbisthum, Hafen, 1589 gestiftete Universität, Getreide- und Wollhandel.

Fermor (Wilhelm, Graf von), berühmter russischer General, geb. u Pleskow 1704, starb 1771 auf seinem Gute Nietau. Sein Vater, on Geburt ein Schotte, starb als Generalmajor in Peters I. Diensten.

Digitized by Google

Auch der Sohn trat 1720 ins russische Heer, zeichnete sich vorzü[illegible] gegen die Türken und Schweden 1736 ruhmvoll aus, ward 1743 [illegible] fehlshaber von Wilmanstrand, erhielt 1746, wegen seiner großen [illegible] tektonischen Kenntnisse, die Aufsicht über das Bauwesen und leitete [illegible] Bau des kaiserlichen Pallastes zu Petersburg. 1756 bemächtigte er [illegible] Preußens, und wenn er auch später die Schlacht bei Zorndorf [illegible] so wurde doch vorzüglich durch ihn die Schlacht bei Kunnersd[illegible] (s. bde.) gewonnen. Peter III. rief ihn von der Armee zurück; Katharina [illegible] ernannte ihn zum Statthalter von Smolensk und Mitglied des Se[illegible] Verewigt hat er sich durch den Bau der Städte Twer und Torschok.

Fermoy, Stadt in der irischen Grafschaft Cork am Blackw[illegible] mit einer Kirche, schönen Casernen und 5700 Ew., welche Leinen- [illegible] Tuchweberei, Brauereien, Minoterie und Papiermühlen unterhalten.

Ferna, 1) Fernando-Pao, Fernao da Pao, Ilha Formosa, bri[illegible] Guinea-Insel an der Küste von Guinea; 9 QM. groß, mit 1800 [illegible] Erzeugnisse derselben sind: Taback, Maniok, Reiß, Orangen, Citr[illegible] Südfrüchte, Kokosnüsse. Auf der Insel die Stadt Clarence. 2) Fe[illegible] nando de Noronho, Insel an der Küste von Brasilien, bildet [illegible] der Insel Trinidad eine 50 QM. große Provinz mit 6000 Einw. [illegible] stere liegt 58 Meilen vom Cap St.-Roque, und ist eine Verbrech[illegible] lonie mit 100 Mann Besatzung.

Fernambuk, Name des dunkelrothen Brasilienholzes, welches [illegible] dem Hafen der Stadt Pernambuco (s. d.) in Südamerika ver[illegible] und zum Färben gebraucht wird.

Fernande Navarette (Juan), mit dem Beinamen der St[illegible] ein berühmter spanischer Maler, geb. zu Logrono 1525, verlor schon [illegible] 2. Jahre die Sprache, zeigte aber frühzeitig viel Talent zur Malerk[illegible] und wurde deßhalb auf den Rath seines Lehrers von seinem Vater [illegible] Italien zu Tizian geschickt, der ihn zum vollendeten Maler bildete. [illegible] lipp II. ernannte ihn bei seiner Rückkehr nach Spanien, bloß auf [illegible] Gerücht seines Rufs, zu seinem Hofmaler. Er arbeitete nun für [illegible] Kloster und die Kirche im Eskurial. Man nennt ihn gewöhnlich [illegible] den spanischen Tizian. Als Taubstummer wußte er sich doch sehr [illegible] ständlich zu machen. Er starb zu Segovia 1581. Lope de Vega [illegible] sein Lob besungen.

Ferne, s. Perspective.

Ferney, franz. Dorf an der schweizer Grenze, 2 französische [illegible] meilen von Genf entfernt, berühmt durch den Aufenthalt Voltaire[illegible] wurde in Folge des Lyoner Tractats 1601 nebst mehren Dorfschaf[illegible] durch den Herzog von Savoyen an Heinrich IV. gegen das Marq[illegible] von Saluzzo vertauscht. Die Einwohner wurden, da sie zum [illegible] Protestanten waren, unter Ludwig XIII. sehr verfolgt und wanderten 1685 größtentheils aus. Voltaire erstand es 1762, und es gelang [illegible] durch richtig vertheilte Wohlthaten und Vorschüsse diesen Ort in [illegible] blühenden Zustand zu versetzen, wozu die Menge der Fremden viel [illegible] trug. Nach einem 15jährigen Aufenthalt daselbst war es Voltaire [illegible] lungen, die Zahl der Einwohner bis auf 1200 zu steigern; nach [illegible] Tode jedoch nahm diese wieder bedeutend ab und kann jetzt nur [illegible] wohl zur Hälfte angenommen werden. Das von ihm bewohnte Sch[illegible] ist noch ziemlich in demselben Zustande wie früher, und selten wird [illegible] Reisender versäumen, es der Merkwürdigkeit wegen zu besuchen. [illegible] von Voltaire begründete Uhrenfabriken bestehen noch.

Digitized by Google

Ferngefühl, Wahrnehmung von fernen Gegenständen, ohne daß ein
inn nachweisbar ist, wodurch selbige vermittelt wird. Bei Thieren muß
s einer Menge von Beobachtungen, nach denen sie instinktmäßig zu
vas hingeleitet werden oder auch etwas scheuen, das weder sichtbar, noch
rbar, noch riechbar ist, ein solches, seiner Natur nach noch unerforsch-
s Ferngefühl zugestanden werden, und auch bei Menschen scheint es in
enen Lebenszuständen zu erwachen, die man gewöhnlich als Ahnung
d.) bezeichnet, und die, wenn auch oft, doch schwerlich immer auf
elbsttäuschung zurückzuführen sind. Eine interessante Schrift darüber
: „Von Ahnungen und Visionen", von Hennings, Leipzig 1777—83,
Bde.

Fernglas, 1) ein einfaches Hohlglas für Kurzsichtige, entweder als
rgnette gefaßt, oder gewöhnlicher in Brillenform (s. Brille); 2) auch
n erhaben geschliffenes Glas von großem Durchmesser und großer
rennweite; sie sind ungewöhnlich und schwer zu bereiten. Tschirnhau-
n hatte eins von 1 rheinl. Fuß Durchmesser und 32 Fuß Brennweite,
odurch man eine $1^1/_2$ Meile weite Stadt in das Gesichtsfeld fassen und
utlicher erblicken konnte, als durch ein Fernrohr.

Fernow (Karl Ludwig), einer der gründlichsten und geschmackvoll-
en deutschen Kunstkenner und Kritiker, geb. 1763 zu Blumenhagen bei
asewalk in der Uckermark von sehr armen Eltern, zog durch seine
ücklichen Anlagen die Blicke der Gerichtsherrschaft auf sich und be-
immte sie, ihm eine bessere Erziehung geben zu lassen. Da er der
chule entwachsen war, kam er bei einem Apotheker in die Lehre, hatte
ber das Unglück, im Scherz einen Jägerburschen zu erschießen, wurde
doch durch seines Lehrherrn Entschlossenheit und Vorgeben, daß das
ewehr von selbst losgegangen sey, glücklich jeder peinlichen Untersuchung
ntzogen. Um den Werbern zu entgehen, begab er sich nach glücklich
berstandenen Lehrjahren nach Lübeck, lernte dort Carstens kennen und
bte sich im Zeichnen und der Dichtkunst. Dieß entfremdete ihn jedoch
ald der Apothekerkunst und er lebte vom Portraitiren und Zeichnen-
nterricht nach und nach an mehren Orten. Mit Baggesen, den er in
ena kennen lernte, reiste er nach Italien, und obwohl er bald von ihm
erlassen wurde, fand er 1794 Andere, die sich im fremden Lande seiner
nnahmen, und so gelang es ihm, an der Quelle die Kunst zu studiren
nd seine Kenntnisse vielfach zu erweitern. Mit einer Römerin verhei-
athet, kehrte er 1803 nach Deutschland zurück, ward Professor in Jena
nd 1804 Bibliothekar bei der Herzogin Amalia in Weimar. Zu früh
ür die Wissenschaften starb er an einem unheilbaren Pulsadergeschwulst
am 4. Dec. 1808. Seine wichtigsten Schriften sind: „Italienische
Sprachlehre für Deutsche" (2 Bde., Tübingen 1804, 2. Aufl. 1815);
„Römische Studien" (3 Bde., Zürich 1806—8), ein reichhaltiges Werk;
„Ueber den Bildhauer Canova und dessen Werke" (Ebend. 1806);
„Leben Ludovico Ariost's" (Ebend. 1809); „Francesco Petrarca, nebst
dem Leben des Dichters" (Leipzig 1818). Ueberdieß gab er heraus:
„Racolta di Autori classici Italiani" (10 Bde., Jena 1807—9); „Jo-
hann von Winckelmanns Werke" (1. Thl., Dresd. 1808); „La Gerusa-
lemme liberata di Torquato Tasso" (2 Bde., Jena 1809. Sein Leben
beschrieb seine Freundin Johanna Schopenhauer. „Fernow, sagt Böt-
tiger, ist zwar schon mitten in der Vorbereitung zu Dem, was ihm hohen

Digitized by Google

Ruhm bringen sollte, abgemäht worden und es läßt sich nun kein
hendes Hauptwerk von ihm anführen. Die strenge Göttin mit
clavo trahali, die Heb- und Säugamme so vieler Schnellgeburten,
auch an ihm ihr Machtgebot. Denn Manches erschien jetzt schon
Ganzes, was in seinem Plane nur ein sehr kleiner Theil eines
war. Dennoch sind auch die Erstlingsgaben seiner grammatischen
ästhetischen Forschungen so vollendet und gereift, daß ihnen in
Büchersammlung jedes Freundes der redenden und bildenden
der kein Götzendiener ist, der Ehrenplatz nie verweigert werden
Alle seine Schriften zeichnen sich durch lichtvolle Anordnung und
bewundernswürdige Klarheit des Ausdrucks aus, die einem durch
schönsten Muster guter Schreibart gebildeten Geschmack und eine
das Studium der kritischen Philosophie geschärfte Urtheilskraft
Er verstand sich selbst vollkommen und wird daher auch Andern
verständlich seyn: die sicherste Gewähr, daß er auch später noch
werden wird, welches vielen jetzt bewunderten Meteoren im Fache
neuesten Aesthetik und Kunstkritik schwerlich zu verbürgen seyn

Fernrohr (auch Perspectiv oder Sehrohr), welches
dazu dienet, entfernte Gegenstände unter hinlänglich großem Sehwinkel
und deutlicher als mit bloßem Auge wahrnehmen zu können, ist
der aus Gläsern allein zusammengesetzt, in welchem Falle das Fernrohr
ein dioptrisches oder ein Tubus genannt wird, oder es besteht
Gläsern und Spiegeln. Ein Fernrohr der Art wird ein katoptrisches,
ein Reflector, ein Spiegelteleskop genannt. Der Raum,
den man durch ein Fernrohr übersehen kann, wird das Gesichtsfeld
nannt. Das Glas oder der Spiegel, der das Licht unmittelbar von
Gegenstande empfängt, wird das Objectivglas, der Objectivspiegel
genannt. Die übrigen Gläser heißen Augengläser (Oculargläser).
Ferngläser und Fernröhre waren den Alten völlig unbekannt, und
achtet der Spuren, die sich bei Baco u. A. von dem Gebrauche gewölbter
fener Gläser finden, können doch erst die J. 1608 und 1609 als
wahre Zeit der Erfindung angesehen werden, welche von Holland
ging, ohne daß wir den Urheber derselben anzugeben wissen. Von
trischen Fernröhren gibt es dreierlei Arten. 1) Das Holländische
Galilei'sche. Dieses bestehet aus zwei Glaslinsen. Das Ocularglas
concav, das Objectivglas convex. Die Entfernung des Zerstreuungs-
punkts vom Ocularglase muß in diesem Rohr viel kleiner seyn als
Brennweite des Objectivglases, und je mehr dieses Stärke hat,
stärker fällt die Vergrößerung aus. So viel Mal nämlich die
streuungsweite des Oculars in der Brennweite des Objectivs
ist, so viel Mal vergrößert erscheint der Durchmesser der Gegenstände.
Beide Gläser stehen im Rohr ungefähr um den Unterschied ihrer
weiten von einander ab. Dieses Rohr zeigt zwar die Gegenstände
ihren natürlichen Stellungen, wird aber doch seines kleinen Gesichtsfeldes
wegen gegenwärtig nur noch zu Taschenperspectiven gebraucht.
holländischer Brillenmacher, Jansen, soll am Ende des 16. Jahrh.
erfunden haben. Der berühmte Galilei, der davon hörte, aber
Rohr nicht kannte, erfand es durch Nachdenken zum zweiten Mal.
Das Kepler'sche oder astronomische. Dieses, von Kepler angegeben
und vom Pater Scheiner ausgeführte Fernrohr, hat ebenfalls nur
Gläser, allein beide, das Ocular sowohl wie das Objectiv, sind

Digitized by Google

ist die Brennweite von diesem größer als sie von jenem ist. So
Mal die größere Brennweite in der kleinern enthalten ist, so viel
ägt die Vergrößerung. Beide Gläser stehen im Rohr so weit aus
nder, als die Summe ihrer Brennweite beträgt. Dieses Rohr, wel-
s seiner starken Vergrößerung wegen, bei astronomischen Beobachtun-
gute Dienste leistet, ist aber, weil es die Gegenstände verkehrt ab-
et, zu Beobachtungen auf der Erde unbequem. 3) Das Erdfern-
r. Dieses bestehet aus vier converen Gläsern, wodurch bewirkt wird,
die Gegenstände in ihrer natürlichen Stellung und Lage erscheinen.
Jesuit, Rheita, hat es in der Mitte des 17. Jahrh. zuerst angege-
. Wegen der vielen Gläser verlieren aber die Bilder an Lebhaf-
eit. Da die Linsen, deren brechende Flächen nicht parallel sind, im-
r auch wie ein Prisma, das durchgehende Licht in farbige Strahlen
spalten, so wird dadurch das Bild eines Gegenstandes, welches durch
Fernrohr in das Auge gelangt, nicht in seinen natürlichen Farben
heinen, sondern allemal mit einem Regenbogenrande umgeben seyn,
durch dann eine bedeutende Undeutlichkeit in der Abbildung, die man
Abweichung wegen der Farbenzerstreuung nennt, entstehet. Da übri-
s die Linsen sphärisch sind, und sphärische Gläser keinen eigentlichen
ennpunkt, sondern einen Brennraum haben, so liegt hierin eine zweite
telle von Undeutlichkeit, welche man die Abweichung wegen der Ge-
lt des Glases nennt. Letztere sucht man dadurch zu heben, daß man
Rand der Gläser schwarz belegt, welches man eine Blendung nennt.
er entsteht aber wieder ein anderer Nachtheil, indem die Blendungen
s Gesichtsfeld verkleinern. Uebrigens heben die Blendungen die Ab-
ichung wegen der Farbenzerstreuung, welche eine weit größere Quelle
Undeutlichkeit ist als die Abweichung wegen der Gestalt des Glases,
r nicht auf. Newton hatte bereits der Abhülfe des Uebels sein Nach-
ken gewidmet; allein er glaubte sich zuletzt überzeugt, daß hierzu kein
ittel vorhanden sey. Ein halbes Jahrhundert später glaubte der sehr
rühmte Mathematiker Leonhard Euler, aus Betrachtungen über den
au des menschlichen Auges, Mittel auffinden zu können, wodurch man
erdings diesem Uebel abhelfen könne. Aus weitläuftigen Berechnungen,
er deßhalb anstellte, glaubte er gefunden zu haben, daß es ein Ge-
gebe, vermittelst welchem man aus Glas und Wasser ein Objectiv-
as zusammensetzen könne, welches ein farbenloses Bild geben müßte.
ergebens gaben sich aber die geschicktesten Künstler alle Mühe, Objec-
gläser nach diesem Gesetz zu schleifen. Endlich wurde ein vortrefflicher
gl. Künstler, Dollond (s. d.), dadurch, daß Klingenstjerna, ein aus-
zeichneter schwed. Mathematiker, in Newton's Gesetzen über die Far-
nzerstreuung Widersprüche entdeckte, veranlaßt, auf dem Wege der
rfahrung dergleichen Mittel aufzusuchen, und 1757 gelang es ihm, Ob-
ctivgläser aus Flint- und Kronglas zusammenzusetzen, welche gar keine
rbenzerstreuung mehr gaben. Diese Fernröhre, die ihrer Vorzüge
egen bald allgemein in Gebrauch kamen und in der Folge noch mehr
rvollkommnet wurden, nennt man achromatische oder farbenlose, auch
ollond'sche (s. Achromatisch). Newton, in der Meinung, daß die
optrischen Fernröhre von dem Fehler der Farbenzerstreuung nicht be-
eiet werden können, suchte dem Uebel dadurch abzuhelfen, daß er sie
anz aufgab und dagegen das Spiegeteleskop erfand. Auch von diesem
ibt es dreierlei Arten. 1) Das Newton'sche. Der wesentliche Theil

Digitized by Google

dieses Teleskops ist ein metallner Hohlspiegel als Objectivspiegel. D
ser wirft die Lichtstrahlen auf einen ebenen Spiegel, der mitten in d
Achse des Sehrohrs an einem dünnen Arm befestigt ist und mit d
Achse einen Winkel von 45 Graden macht. An der Stelle des Rohr
wohin der ebene Spiegel das aufgefangene Bild reflectirt, ist das Ro
durchbrochen, und hier wird das Bild durch eine mikroskopische L
betrachtet. Da bei der Zurückstrahlung von Metallspiegeln keine Fa
benzerstreuung stattfindet, auch die Abweichung wegen der Kugelg
nur gering ist, so hat ein solches Teleskop bedeutende Vorzüge g
ein gewöhnliches Fernrohr, besonders gegen ein nicht achromati
Weil man aber in dieses Teleskop zur Seite hineinsieht, so sucht m
zuerst den Gegenstand, den man betrachten will, durch ein Fernro
das außerhalb am Teleskop angebracht und mit dessen Achse par
ist, auf. Ein solches Fernrohr nennt man einen Sucher o
Finder. 2) Das Cassegrain'sche. Cassegrain wollte den Sucher ver
den und der Abweichung wegen der Kugelgestalt begegnen. In letz
Beziehung nahm er statt des Planspiegels einen Converspiegel. D
Hohlspiegel durchbohrte er, um das Ocularglas wie bei einem gew
lichen Fernrohr anbringen zu können. Hierdurch kann nun der Sp
wohl erspart werden, dagegen gehen aber viele Strahlen verloren. D
her dieses Teleskop nicht sehr beliebt wurde. 3) Das Gregory'sche. G
gory vertauschte den Planspiegel mit einem zweiten kleinen Hohlsp
der mit dem großen parallel im Rohr stehet und dem er seine ho
Fläche zukehrt. Von diesem kleinen Hohlspiegel werden die Strah
welche von dem größern darauf fallen, durch eine runde Oeffnung d
in dem großen Spiegel gebohrt ist, auf zwei Converlinsen geworfen,
sie in das Auge bringen. Auch hier ist zwar kein Sucher erforder
dagegen gehen aber auch, wie beim Cassegrain'schen, viele Strahlen v
loren. Das Gregory'sche Teleskop wurde indessen sehr beliebt, b
endlich in neuerer Zeit der 1822 verstorbene Astronom Herschel üb
wieder zu der Newton'schen Einrichtung zurückkehrte, jedoch mit d
Abänderung, daß das Bild im Hohlspiegel unmittelbar durch ein co
vexes Ocular betrachtet wird. Herschel's großes Spiegelteleskop ist 4
Fuß lang, der Spiegel hat einen Durchmesser von 5 Fuß und wi
einige tausend Pfund, läßt sich aber dennoch sehr leicht nach allen Ric
tungen mittelst künstlicher Vorrichtungen drehen. Mit diesem Instru
ment, welches einen Gegenstand dreitausendfach zu vergrößern vermag
und ein möglichst starkes Licht gibt, hat Herschel jene astronomische Ent
deckungen gemacht, durch die er seinen Namen in der Geschich
der Astronomie verherrlichte. Die Erfindung des Galilei'schen Fern
rohrs, und die große Menge der damit gleich anfänglich am Stern
himmel gemachten Entdeckungen erzählt Galilei selbst im „Nuntius sid
reus" (Florenz 1610, S. 4—11), ausführlicher Viviani in der Vit
vor den „Opp." (Florenz 1718, 3 Bde., 4.). Aber die ersten deu
lichen Begriffe von der Theorie der Fernröhre entwickelte Keplei in
„Dioptrice" (Augsburg 1611, 4.) (s. besonders prop. 86, wo das
nach von Scheiner ausgeführten astronom. Fernrohrs und seiner Wi
kungen in den bestimmtesten Ausdrücken erwähnt wird). Busch's „Ha
buch der Erfindungen" (Eisenach 1808) gibt in der 2. Abth., 4. B
S. 133 fg., eine brauchbare Zusammenstellung der auf die Gesch
der Fernröhre Bezug habenden Notizen. Das Theoretische in der

Digitized by Google

Ausbildung erläutern die Lehrbücher der Physik; wir empfehlen u. A. nann's „Lehrbuch der Physik" (Wien 1818, §. 768 fg.). Auch Priestley's „Gesch. und gegenwärtiger Zustand der Optik, aus dem . durch Klügel, mit Anmerk. und Zusätz." (Leipz. 1776, 4.). Ueber neuesten Vervollkommnungen der Fernröhre s. Refractor.

Feronia, den Wäldern und Obstgärten vorstehende Göttin in einem i bei Anrur (Terracina). In ihrem den Sabinern und Lateinern inschaftlichen Tempel, den Hannibal plünderte, und wo berühmte kte gehalten wurden, erhielten Sklaven den Hut der Freiheit. Auf Münze erscheint sie mit einem Blumenkranz um das Haupt.

Ferrand (Antoine, Graf), Mitglied der franz. Akademie und Ver- r mehrer geschätzten geschichtlichen Werke, geb. 1752, zeichnete sich der Revolution als Parlamentsrath zu Paris durch Beredtsamkeit Patriotismus aus. Er widersetzte sich den Anleihen, die das Mi- rium verlangte, und forderte den König auf, durch die Einheit des ons mit dem Parlamente den öffentlichen Credit zu befestigen. Der g, den die Revolution bald nach ihrem Ausbruche nahm, bestimmte zur Auswanderung. 1801 kehrte er nach Frankreich zurück, ohne ch an öffentlichen Geschäften Theil zu nehmen. Jetzt erschien sein ihmtes Werk: „L'esprit de l'histoire" (4 Bde., 5. Ausg. 1816). in setzte Ferrand aus Rulhière's Papieren die Geschichte Polens . Nach dem Einzuge der Verbündeten in Paris war er Einer von ten, welche sich am kräftigsten für die Zurückberufung der Bourbons wendeten. Er wurde dafür von Ludwig XVIII. 1814 ins Ministerium ufen. Zu der Comité ernannt, welche mit dem Entwurfe der Ver- ungsurkunde beauftragt wurde, hatte er an dieser den größten An- il. Später trat er aus dem Ministerium in die Pairskammer. 1817 chien seine „Théorie des révolutions" in 4 Bdn. In den letzten hren war er blind und litt an einer Lähmung der Füße, fand sich r regelmäßig in den Sitzungen der Pairskammer ein. Er st. d. 16. n. 1825. Seine Stelle in der franz. Akademie erhielt Casimir Delavigne.

Ferrand de la Caussade (Jean Henri Becays), Divisionsgeneral, . 1726 zu Montflanquin in Agenois, zeichnete sich in den Feldzügen 46 und 1748, sowie auch im siebenjährigen Kriege aus und wurde 92 Marechal de Camp. In der Schlacht von Jemmapes befehligte einen Theil des linken Flügels unter Dumouriez; da aber dieser un- rieden mit ihm war, wurde er von dem Heere zurückgeschickt und ige Zeit darauf zum Befehlshaber von Mons ernannt. Ungeachtet er 93 Valenciennes 87 Tage lang aufs muthigste vertheidigte, wurde er ch auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses ins Gefängniß gesetzt. Befreit raus, erhielt er den Oberbefehl über das Lager von Maubeuge, wurde n Neuem angeklagt, als habe er die Treue der Soldaten bestechen llen, eingekerkert und erhielt erst am 9. Thermidor die Freiheit wieder. chher befehligte er unter dem Directorium in Belgien, wurde nach dem . Brumaire (den 19. Nov. 1799) Präfect im Departement der Nie- rmaas, zog sich 1804 nach la Planchette bei Paris zurück und starb selbst den 28. Nov. 1805. Kurz vor seinem Tode gab er ein „Précis la défense de Valenciennes" (Paris 1805) heraus.

Ferrara, 1) Delegation im Kirchenstaat, an das adriatische Meer d den Po grenzend, hat 50 QM., mit 178.000 Einw., wenig Indus- ie, von vielen Canälen und mehren Armen des Po durchschnittenes,

Digitized by Google

an einigen Orten sumpfiges, sonst fruchtbares Marschland, bring
und Getreide, Wein, Oel, Seide, Hornvieh, Fische (Aale, dafür
Scudi Pacht). 2) Hauptstadt darin, liegt zwischen dem Hauptarm
Po und dem Po di Volano, der eigentlich ein Arm des Reno ist,
einer wenig angebauten, sumpfigen und ungesunden Ebene (Mar
von Comacchio). Ferrara ist zur Zeit des Exarchats erbaut,
im Mittelalter zu diesem, kam bald unter die Herrschaft der
und erhob sich später, da es zu einem größeren Wohlstande
während der Welfen'schen und Este'schen Fehden, zur Selbstständ
In seinen Mauern herrschten die Este als mächtige Bürger. Die
publik Ferrara übertrug ihnen anfangs die Stelle eines Podes
Kriegsobersten; dann machte sich 1208 Azo II. zu ihrem Herrn, der
da er auch die Mark Ancona erhielt, den Titel eines Markgrafen
legte. 1329 ward Aldobrandini II. vom Papst Johannes XXII. mit
Vicariate Ferrara belehnt, und 1450 erhob Paul II. den Markgra
Borso zum erblichen Herzoge. Sein Hauptstamm starb indeß 159
Alfons II. aus; zwar vermachte dieser Modena, Reggio und Carpi
Prinzen Cäsar, aber der Besitz des Herzogthums Ferrara, sowie
päpstliche Lehen, die bisher bei Modena waren, mußte der neue H
dem Papste Clemens VIII., der den Vorwand brauchte, daß Cäsa
einer nicht ebenbürtigen Ehe seines Großvaters mit einer Bürgerin
Ferrara entsprossen sey, lassen, und das Herzogthum Ferrara wurd
ein Theil des Kirchenstaats. (Vgl. Este.) Die Herzoge von Mo
haben ihre Ansprüche darauf vergebens geltend zu machen gesucht.
1797—1814 bildete es erst einen Theil der cisalpinischen Republik,
des Königreichs Italien, ist aber seitdem bis auf den im Norden
Po liegenden und mit dem lombard.-venetian. Königreiche verein
Theil wieder unter der Herrschaft des Papstes und jetzt eine Delega
— Die große berühmte Stadt, wo einst der prunkvolle Hof des H
Este und die größten Dichter und Künstler Italiens lebten, ist jet
tief herabgesunken. Mit dem Glanze des Hofes ist nicht allein der
stand und die Bevölkerung der Stadt verschwunden, sondern auch
früher üppig angebaute Gegend in Sumpf und Morast verwandelt
den. Noch stehen ihre 3600 Häuser, ihre ansehnlichen Paläste, ihr
Kirchen, aber die Bevölkerung ist von 100.000 auf 24.000 (mit den
Vorstädten und einzelnen Höfen 30.000) herabgesunken, und Alles
kündigt hier Verfall. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig; die 3
Schritt lange, gerade Strada S.-Benedetto durchschneidet die Stadt
von Norden nach Süden. Der ehemalige Pallast der Fürsten von E
ein stattliches Gebäude, worin der päpstl. Statthalter residirt, mit
noch Ueberbleibsel guter Frescomalereien von Dosso und Tizian. In
Kirchen findet sich noch manches gute Bild, besonders von dem hie
heimisch gewesenen Garofalo, einem Schüler Rafael's. Der Dom,
einer altgothischen Vorderseite, aber inwendig in neuerm Style um
baut, ist ein großes, eben nicht ansprechendes Gebäude, Giraldi's G
mal enthaltend. Desto anziehender ist die Bibliothek, wo außer
schätzbaren Sammlungen alter Handschriften, Antiken, Münzen u.
sich mehre Andenken an die glorreiche Zeit der Stadt befinden. M
zeigt hier das Dintefaß und den Stuhl des Arioste, das Manuscript
ner Satyren, mehre Briefe, und auch sein Denkmal, welches aus
Kirche S.-Benedetto, wo er begraben liegt, hierher gebracht werden

Digitized by Google

rner bewahrt man hier die Handschrift des „Pastor fido“ von Gua-
ni und viele Ueberbleibsel des Tasso auf, unter diesen ein Heft seiner
lime“, mit der Zueignung an Leonore von Este, ein Manuscript des
Befreiten Jerusalems“ von fremder Hand, wo er Stellen am Rande
rbessert, mehre Briefe u. s. w. Man zeigt noch das kleine, bescheidene
aus, welches Ariosto bewohnte, mit mancherlei von seinem Hausgeräthe,
s auf öffentliche Kosten unterhalten wird; auch hat man einen schö-
n Platz der Stadt nach ihm benannt. Höchst erschütternd ist der An-
ick des kleinen, halb unterirdischen, mit einem einzigen vergitterten
nster versehenen Gemachs in einem Hofe des St.-Annenspitals, worin
r undankbare Alfons II., der letzte Herzog von Ferrara, den gemüths-
anken, edlen Tasso (s. d.) 7 Jahre lang schmachten ließ. Ferrara
der Sitz eines Erzbischofs, hat ferner eine 1264 gestiftete Universität,
otanischen Garten, Museum, Academia degli Intrepide, Jesuitencolle-
um, Ingenieurschule, anatomisches Theater, schönes Schauspielhaus,
iele Klöster und milde Stiftungen, Zeughaus, starke Citadelle am süd-
estlichen Ende der Stadt, welche nach der wiener Congreßacte östreich.
esatzung hat. Es sind in Ferrara mehre Seidenfabriken; man treibt
andel mit Seife, Seide, Schinken und Würsten. Hier wurde 1438
as Concilium zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche,
elches zu Florenz fortgesetzt ward, von Papst Eugen IV. eröffnet. Ge-
urtsort von Guarini, Tibaldi, Festi, Bentivoglio und vieler Künstler.
– In der Geschichte der Malerei ist Ferrara vorzüglich berühmt
rch die vielen und großen Meister, welche hier die Kunst mit den herr-
chsten Schöpfungen bereicherten. Einer der ältesten ferrarischen Künst-
r, von dem man einige Nachricht findet, ist ein Mönch, Namens Gio-
anni Alighieri, der um 1180 gelebt haben soll. Unter einem Ex-
mplar des Virgil, der bei den Carmelitern in Ferrara aufbewahrt wurde,
indet man außer der Jahrzahl 1193 angemerkt, daß dieser Alighieri
ie Miniaturbilder von den vornehmsten Begebenheiten der „Aeneide“, wo-
mit die Handschrift verziert ist, verfertigt habe. Um's Jahr 1240 findet
an Erwähnung von einem andern Mönch, dem Cisterzienser Mattia
Serrati, der ebenfalls in Miniatur malte. Cosimo Tura, genannt
Cosmè, geb. zu Ferrara 1406, gest. 1469, hatte eine ungemein fleißige
Manier und vollendete Alles mit der größten Ausführlichkeit, wobei er
n der Faltenlegung mit Albrecht Dürer Aehnlichkeit hat. Er arbeitete
owohl im Großen als im Kleinen, leistete auch viel in der Miniatur-
alerei. Giuseppo Mazzoli, Bastarnolo genannt, aus Ferrara
ebürtig, war ein trefflicher Künstler, der aber gleichsam von einem un-
glücklichen Gestirne verfolgt, beständig mit Verdrießlichkeiten, Krankhei-
en und Elend zu kämpfen hatte und 1589 ein tragisches Ende nahm.
Sein Styl schwebt zwischen dem des Tizian und Correggio. Er hatte
ine großartige Zeichnung und eine vortreffliche Verreibung der Far-
en, wobei er an den äußersten Theilen, zunächst an den Umrissen,
öthliche Tinten so gut zu gebrauchen verstand, daß das Blut wirklich
darin umzulaufen schien. Zu den Draperien bediente er sich reizender
Farben und gab seinen schillernden Zeuchen einen solchen Glanz, daß sie
wie mit Gold besprengt scheinen, wie man es bei keinem andern Maler
bemerkt. Sein Zögling war Carlo Bononi, ein trefflicher Künstler,
geb. daselbst 1569. Nach dem Tode seines Meisters ging er nach Rom
und von da nach Bologna. Hier wurde er ganz von der Manier der

Digitized by Google

Carracci eingenommen und studirte daher auch, nach ihrem Beispiele, P
Parma und Venedig die Werke des Correggio und Tizian. Er
unter den ferrarasischen Malern eine sehr ausgezeichnete Stelle ein. S
von ihm befolgte Methode, das Beste von den berühmtesten Mei
auszuwählen und daraus eine Mischung zu bilden, wobei er das
fahren der Carracci nachahmte, gedieh bei ihm zu einem unvergleich
schönen Style, worin jedoch der Geschmack des Correggio vorwaltet
Er war ein gründlicher Zeichner und verstand sich auch auf Archite
und Perspective. Bononi st. 1632.

Ferrara (Hippolyt von Este, bekannt u. d. N. des Cardinals von
Sohn Herzog Alfons und der Lucretia Borgia, geb. 1509, wurde v
seinem Vater in der Regierungskunst unterrichtet, brachte seine Jug
am franz. Hofe zu und genoß das Vertrauen Königs Franz I., der ih
Sitz und Stimme in seinem Staatsrath gab, ihm mehre Bisth
verlieh und bewirkte, daß Papst Paul III. ihn 1538 zum Cardinal
nannte. Heinrich II. ernannte ihn 1552 zum Gouverneur von Sie
welche Stelle er mit großer Weisheit bis 1554 verwaltete. 1561 w
er als Legatus a latere dem berühmten Religionsgespräch von Po
bei, und starb zu Rom 1562, betrauert von den Gelehrten, deren P
cen er war. Mehre Gebäude in Frankreich und die reizenden Gär
von Monte Cavallo und Tivoli bezeugen seinen Geschmack. — 2) Ren
von F., Tochter Herkules II., Herzogs von Ferrara und von Re
von Frankreich, geb. 1531, vermählte sich 1549 mit Herzog Franz v
Guise und theilte seine Gefahren in allen Gefechten. Nach Ermo
ihres ersten Sohnes verfolgte sie dessen Mörder, Poltrot de Méré, u
bewirke seine Hinrichtung. In den bürgerlichen Kriegen, die das
Frankreich zerrütteten, brachte sie einige Zeit im Kerker der Schlö
von Blois und Amboise zu. Als sie im Schlosse Blois ankam u
dort die Bildsäule Ludwigs XII., ihres mütterlichen Großvaters, sah, r
sie aus: „O mein Vater, du hast nicht dieß Schloß erbauen lass
damit die Kinder deiner Tochter darin ihr Leben verseufzen und u
kommen".

Ferraris (Joseph, Graf von), östreichischer Feldmarschall, Vi
Präsident des Hof-Kriegsraths, gehört zu einem aus Piemont stamm
den, seit dem 17. Jahrh. in Lothringen angesiedelten adeligen Geschle
geb. 1726 zu Nancy. Er kam früh als Edelknabe an den Hof d
Witwe des Kaisers Joseph I., trat aber gleich nach Ausbruch des ö
reichischen Erbfolgekrieges in Kriegsdienste, wo er bis zum allge
Frieden Hauptmann geworden war. Im 7jährigen Kriege zeichnete
sich besonders in der Schlacht bei Hochkirch aus und stieg 1761 bis zu
Generalmajor. Nachdem er 1773 Generallieutenant geworden war, wu
er 4 Jahr später zum Oberaufseher der Artillerie in den Niederlan
ernannt und beschäftigte sich während seines Aufenthalts daselbst mit d
ausgezeichneten Charte von Belgien, die unter seinem Namen bekan
ist. Beim Ausbruche des baierischen Erbfolgekrieges übergab Ma
Theresia den jungen Erzherzog Maximilian Franz, nachmaligen Er
fürsten von Köln, seiner Leitung. Im franz. Revolutionskriege focht
obgleich beinahe 70 J. alt, tapfer bei Famars und vor Valenciennes
Er verließ 1793 das Heer, ward 1798 Vize-Präsident des Hof-Kriegs
raths, 1801 Geheimer Rath und Feldmarschall und starb 18
Seine Charte der belgischen Provinzen besteht in 25 Blättern, d

Digitized by Google

Fortsetzung der Cassinischen Charte von Frankreich und wurde 1777 ndigt.

Ferreira (Antonio), der portugiesische Horaz, wurde 1528 zu sabon geboren. Seine Eltern, die zu dem angesehenen Adel gehörten, stimmten ihn zum Staats- und Geschäftsmanne. Auf der Univerität Coimbra, wo er die Rechte studirte, erhielt er die Doctorwürde. er mehr als seine juristischen Studien, interessirten ihn das Studium s Horaz und anderer Dichter des Alterthums. Dabei zeigte er die rigste Verehrung für seine Muttersprache. Dieser Patriotismus verrigte sich in der Seele Ferreira's auf eine damals ganz ungewöhnliche rt mit einem ähnlichen Enthusiasmus für die antike, besonders für die razische Poesie. Von den italienischen Dichtern lernte er classische orrectheit der Gedanken und der Sprache, nach dem Muster der Alten, it einer natürlichen und dem Zeitalter angemessenen Poesie zu verbin-n. Währenddem hielt er auch juristische Vorlesungen auf der Univerität zu Coimbra. Des Universitätslebens müde, ging er an den Hof, urde dort sehr ausgezeichnet, erhielt das angesehene Amt eines königl. aths in Gnadensachen bei der Regierung und zugleich die Stelle eines ammerherrn. Für die jungen Dichter in Portugal wurde er das Orel der Kritik. Er sah noch eine glänzende Laufbahn vor sich, als er 569 in der schönsten Blüthe seines Lebens an der Pest starb. In der irche, wo er begraben liegt, hat man ihm ein Denkmal gesetzt. Ferreira vervollkommnete die schon von Sa de Miranda mit Erfolg bearbeiteten Gattungen der Elegie und Episteln, und gab der portugiesischen Poesie überdieß das Epithalamium, das Epigramm, die Ode und Tragödie. Dias Gomes sagt von ihm: „Die Lecture des Horaz, die Begierde, Miranda nachzuahmen, und die natürliche Strenge seines Geistes wurden ihm Veranlassung, nach Kürze in der Schreibart zu streben; aber r geht darin so weit, daß er den Wohlklang fast immer dem Gedanken aufopfert. In allen seinen Werken sind Verstand und Tiefe die charakteristischen Kennzeichen. Seine Gemälde sind ernst, aber ein wenig geringfügig; sein Ausdruck mehr kräftig als sanft, ist sehr lebendig und voll jenes Feuers, das den Geist erhebt und das Herz erwärmt. Er verstand das mitile dulci des römischen Lyrikers". Seine „Ines de Castro" ist die zweite regelmäßige Tragödie nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa; nur Trissino ging ihm mit der „Sophonisbe" voran. Sie wird noch jetzt, wegen des erhabenen Pathos und der Vollkommenheit des Styls, von den Portugiesen als eins der schönsten Denkmäler ihrer Literatur betrachtet.

Ferreras (Juan de), ein classischer Geschichtforscher Spaniens, geb. 1652 zu Labanneza, studirte anfangs im Jesuitencollegium Monforte de Lemos vorzüglich Griechisch und Lateinisch, dann bei den Dominikanern die höhern Wissenschaften und bezog 1671 die Universität Salamanca, wo er seine Studien vollendete und Priester wurde. Als Pfarrer zu Alvares zeichnete er sich als Kanzelredner und durch fortdauernde Liebe zu den Wissenschaften vorzüglich aus, daher er sich die Freundschaft des Marquis de Mendoza erwarb, in dessen Umgang er nicht allein an Kenntnissen gewann, sondern auch die tiefgehende Forschungsgabe des Geschichtschreibers in vorzüglichem Grade ausbildete. Durch seinen 1696 erschienenen „Cursus der Theologie" erntete er den ungetheiltesten Beifall. Ferreras stieg nun von einer Ehrenstelle zur

Digitized by Google

andern, erhielt 1710 die Würde eines Beisitzers des Inquisitions-
nals, 1713 die eines Mitglieds der madrider Akademie und
1715 zum königl. Bibliothekar ernannt. Als solcher arbeitete er
Thätigste an seiner Geschichte Spaniens, bis ihn 1735 der Tod
raschte. Die Zahl seiner hinterlassenen Werke beläuft sich an 40,
unter diesen ist das berühmteste seine: „Synopsis historica chronolog
da Espagna“ (Madrid 1700—27, 16 Bde.), welche vom ersten
sprung der spanischen Völkerschaften beginnt, bis zum Ende der Re
rung Philipp's II. (1593) reicht und in der deutschen Uebersetzung
1648 fortgesetzt wurde. Ferreras hat sich in diesem Werke ein herrl
Denkmal seines Namens gesetzt; es ist aus authentischen Quellen
schöpft und mit unbefangener Wahrheitsliebe in einem reinen, körni
wenn auch nicht immer lebhaft und eleganten Style geschrieben.

Ferri (Ciro), Maler und Bildhauer, geb. zu Rom 1634,
daselbst 1689, war ein Schüler des P. Berettini und malte die
diesem angefangenen Gemälde in der Peterskirche aus. In Dresden
findet sich von ihm der Tod der Dido. — 2) Girolamo, Professor
Beredtsamkeit und Alterthümer zu Ferrara, seiner Geburtsstadt, starb
selbst 1736, 73 Jahre alt, und hinterließ eine große Anzahl latein
und italienischer Gedichte.

Ferro (Hiero), 359° 30′ L., 27° 45′ NB., die westlichste
den canarischen Inseln im atlantischen Meere, 5 Meilen lang, 15
im Umfange, mit 5000 Einw., reich an Honig, Wachs und Or
aber nur mit 3 Brunnen versehen. Seit 1634 ziehen die Franz
auf Befehl des Königs Ludwig XIII. den ersten Meridian durch
Insel, von dem der Mittagskreis der Sternwarte zu Paris 20
ostwärts entfernt ist. Auch die Niederländer und Deutschen folgen
den Franzosen. Die Engländer rechnen gewöhnlich von ihrer Ster
warte zu Greenwich, die 17° 40′ östlich von Ferro liegt, und die Sp
nier öfters nach dem Meridian der benachbarten Insel Teneriffa,
sie die Verschiedenheit von Ferro nur 1° östl. annehmen. Merkwürdig
ist auf dieser Insel ein Lindenbaum, in der alten Sprache der Einwohner
Garse, d. i. heiliger Baum genannt, der 40 Spannen hoch ist, und
allen Zweigen 120 Fuß im Umkreise hat. Ueber ihm ruht immer
Wolke, die sich auf den Blättern in Tropfen sammelt und als ein
klares Wasser in solcher Menge herabfällt, daß die Cisternen am Fuße
des Baumes nie leer werden, sondern für Menschen und Vieh immer
genug Wasser enthalten. Die Hauptstadt ist Valverde.

Ferrol, in der spanischen Provinz Galicien auf einer Landspitze eines
kleinen tief eingehenden Busens, einer der vorzüglichsten Seeplätze Eu
pa's und einer der größten, besten und festesten Kriegshäfen der
näischen Halbinsel. Die Stadt ist mit regelmäßigen geschlossenen Werken
umgeben und außerhalb derselben gegen die Landseite noch durch
Forts gesichert, welche jede Annäherung längs der Küste von la Corun
her verwehren. An der Mündung des Hafens und auf den Hafendäm
men sind mehre Batterien von schwerem Geschütz. Der felsige Boden
um die Festung macht jede regelmäßige Belagerung schwierig. Am Ha
fen sind weitläufige Gebäude, Schiffbauplätze und große Vorräthe zum
Bau und zur Ausrüstung von Kriegs- und Handels-Schiffen. Die Stadt
hat ein Hospital für Seeleute, Seekadetten-Akademie, mathematische,

Digitized by Google

ische und Piloten-Schule, mehre Fabriken und Manufacturen, sehr ausgebreiteter Handel und über 20.000 Einw.

Ferrucci (Francesco), genannt Del Tadda, Bildhauer, aus Fiesole gebürtig, starb zu Florenz 1585, arbeitete nur in Porphyr, soll das Geheimniß, dem Stahl durch Löschen eine solche Härte zu geben, daß man selbst die härtesten Dinge durchbohren kann, erfunden haben. Florenz besitzt mehre Kunstwerke von ihm, z. B. das Bassin des Springbrunnens vor dem Pallaste Pitti, die Statue des Großherzogs Cosmo u. a. m.

Fersen (Axel, Graf von), Feldmarschall und Senator, stammte von einer alten Familie Liefslands, die sich unter der Regierung der Königin Christine, Karls X. und XI. ausgezeichnet hatte. Er diente anfangs im franz. Heere, wurde daselbst Marechal de Camp und zeichnete sich auf gleiche Weise nachher im schwedischen Dienste vortheilhaft aus. Er commandirte in Pommern und wurde 3 Mal Reichsmarschall. Bei einer 1756 zu Gunsten des Hofs entdeckten Verschwörung führte er in der niedergesetzten Commission, welche den Grafen Brahe, den Baron Horn und den Hauptmann Puke zum Tode verdammte, das Wort, legte aber seine Stelle nieder, als er sahe, daß seine Versuche, die Partei des Volks und des Königs zu bekämpfen, unnütz waren. Zwar versuchte er noch später in den Reichsversammlungen von 1778, 86 und 89 eine Oppositionspartei zu bilden, wurde aber eben deßhalb während der letzten verhaftet und erhielt, als Gustav der Dritte dadurch mehre Vorrechte erlangt hatte, seine Freiheit wieder, um Zeuge des Triumphs dieses Königs zu seyn. Er verdankte seinen Einfluß vorzüglich seinen Rednertalenten und starb zu Ende des 18. Jahrh. — 2) Axel von, Sohn des Vorigen, vollendete unter Leitung seines Vaters seine Studien in Schweden und ging nach Frankreich, wo er Oberster des Regiments Royal Suédois wurde. Er diente nun in Amerika und reiste nach England und Italien. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, zeichnete sich Graf Fersen durch seine Anhänglichkeit an die königliche Familie aus. Er trotzte allen Hindernissen, um dieser unglücklichen Familie, während ihres Aufenthalts im Temple, Trost und Linderung ihres Elends zu gewähren, wie er früher auch ihre Flucht nach Varennes eingeleitet und sie selbst, als Kutscher verkleidet, aus Paris gebracht hatte. Als er Frankreich hatte verlassen müssen, hielt er sich in Wien, Dresden und Berlin auf, und kehrte endlich nach seinem Vaterlande zurück, wo ihn der König zum Großmeister seines Hauses, Ritter seiner Orden und Kanzler der Universität Upsala ernannte. Der Graf von Fersen fiel in dem Auflause, welcher am 20. Juni 1810, nach dem Tode des Prinzen von Holstein-Augustenburg, der kurz zuvor zum Kronprinzen erwählt worden war, in Stockholm ausbrach, als ein Opfer der Volkswuth, bei dem Leichenbegängnisse dieses Prinzen. Die Ursache war der grundlose Verdacht, daß Fersen und seine Schwester an dem plötzlichen Tode des Prinzen Schuld hätten .

Ferte-Bernard, Stadt und Hauptort eines Canton im franz. Dep. Sarte, Bez. Mamers, am Einfluß der Mesme in den Huine, mit 3 Vorstädten, 418 H., die wegen der sumpfigen Gegend auf Rosten stehen, 2300 Ew., 1 Schloß, 2 Kirchen, 1 Hospital, Drillich-, Etamin-, Hanfleinwand-, Hut-, Tabacksfabriken, Branntweinbrennereien, Käsebereitung, Handel mit Kleesamen.

Ferte-sous-Jouarre, am Morin und der Marne, Bez. Meaux, Dep. Seine-Marne, 3800 Ew., Schiffbauer; aus der Umgegend kommen berühmte Käse; in der Nähe Mühlsteinbrüche.

Digitized by Google

Fertigkeit, s. Fähigkeit.

Fertilitas, Fruchtbarkeit, allegorische Göttin, auf Münzen mit Füllhorn, Aehren und Früchten.

Feryd-Eddin-Atthar, berühmter persischer Dichter, geb. zu Khorasan 1226 (613 d. H.), verlebte den größten Theil seines Lebens in Abgeschiedenheit und verlor dasselbe beim Einfalle der Mongolen. Seine sämmtlichen Gedichte betragen über 40.000 Verse; die vorzüglichsten sind: „Pend-Nameh" eine moralische Abhandlung, von Sylvester de Sacy im 2. Bd. der „Mines de l'orient" übersetzt); „Asrar-Nameh" (Buch von den Geheimnissen); „Bulbul-Nameh" (Buch von der Nachtigall); „Tesker el Elavlya" (Leben der Heiligen).

Fes, s. Fez.

Fes, in der Musik die 5 diatonisch-chromatische Klangstufe, wenn der Ton f durch ein b um einen halben Ton erniedrigt ist, mit dem Tone e zusammen fallend.

Fescennia, Stadt in Etrurien, am Tiber, Trümmer bei Gallese; davon: Fescennische Verse (Fescennische Gedichte) in den ältesten Zeiten Roms üdliche Verse, ohne ordentliches Sylbenmaß, mit bloßem Rhythmus; ursprünglich bei den Festen der Ceres und des Bacchus u poetischen Wettstreiten und als dramatische Impromptu's gebraucht; dann 2) weil in ihnen satyrische und zweideutige, schmutzige Einfälle nicht selten waren, überhaupt Gedichte dieses Inhalts, bes. Brautlieder.

Fesch (Fäsch), eine gelehrte Familie aus Basel, von denen sich auszeichneten 1) Remigius, Jurist und Alterthumsforscher, geboren zu Basel 1595, lehrte die Rechtswissenschaft daselbst, und legte die noch jetzt seinen Namen führende Bibliothek, das Münz- und Kunstcabinet daselbst an. Er st. 1667. — 2) Sebastian, des Vorigen Bruder Sohn, Jurist und Alterthumsforscher, geb. zu Basel 1647, durchreiste aus Liebe zu den schönen Wissenschaften und Künsten Frankreich, England, Holland und Italien, lehrte nach seiner Rückkehr die Rechte zu Basel, bekleidete dann mehre Staatsämter und st. 1712. Er hinterließ mehre schätzbare Werke, sowie eine Abhandlung über alte Münzen; „De insignibus eorumque jure"; „De nummis graecis imperatorum Rom."; „Manipulum quaestionum juris illustrium" u. a. m. — 3) Johann Rudolf, ein geschickter Ingenieur, aus Basel gebürtig, trat in polnische und sächsische Dienste, stieg bis zum Obristen und st. zu Dresden 1742. Schriften: „Abhandlung über das Schiffbarmachen der Flüsse" (Dresden 1728, 8.); „Wörterbuch der Ingenieurs" (1735, 8.). — 4) Georg Rudolf, Generalmajor und Chef der sächsischen Ingenieurcorps, starb 1787 im 77. Jahre und hinterließ: „Regeln und Grundsätze der Kriegskunst" (Leipz. 1774, 4 Bde., 8.); „Geschichte des östreichischen Erbfolgekriegs von 1740—48 (Dresden 1787, 7 Bde., 8.). — 5) Franz, kam von Basel als Oberlieutenant im Schweizerregimente Bouard, nach Corsica, wo er die Witwe Ramolini (Mutter der Madame Lätitia, verehelichte Bonaparte, geb. 1750) heirathete, die ihm 1763 zu Ajaccio den jetzigen Cardinal Fesch gebar.

Fesele, oder Fezele (Martin), altdeutscher Maler, Schüler von Albrecht Dürer, blühete 1530 und hinterließ unter andern 2 Gemälde, die in die Gallerie zu Schleißheim gekommen sind. Das letztere, wo die todte Clelia vorstellt, wurde später der Gallerie zu München einverleibt. Dieser Künstler hielt sich längere Zeit am Hofe des Herzogs von

Digitized by Google

Baiern, Wilhelm IV., auf. Die baierischen Gallerien besitzen von ihm Belagerungsstücke alter Art, auf Holz gemalt. Das erste stellt die Belagerung der Stadt Aleria, und das zweite die Belagerung der Stadt Rom unter Porsenna, dem Könige der Etrurier, vor. Ferner befindet sich daselbst ein Gemälde von diesem Meister auf Holz, wie die aus dem Lager des Porsenna sich gerettete Clelia mit ihrem Gefolge vor dem römischen Consul erscheint.

Fest (v. lat. Festum, Dies festus), ein zur Erinnerung an irgend eine Begebenheit mit Freudenbezeigungen oder gottesdienstlichen Gebräuchen begangener Tag, an dem gewöhnlich die Alltagsarbeit ausgesetzt wird (daher Feiertag). Feste machten von jeher einen beträchtlichen Theil des Gottesdienstes aus; deren Anordnung hatte, besonders bei den Griechen, theils die Verehrung der Gottheit, theils die Anrufung derselben oder ihr dargebrachter Dank, theils die Belebung des volksthümlichen Sinnes, z. B. durch die Gedächtnißfeier verdienter oder sonst wichtiger Personen, auch überhaupt Ruhe, Erholung, Freude, Geselligkeit, Eintracht und Kräftigung des Körpers und Gemüths zur Absicht, weßhalb auch oft Spiele mit ihnen verbunden waren. Schon die Aegypter, Perser und andere Völker des Alterthums kannten und begingen Feste, und bei der indischen Religion sind deren noch jetzt eine Menge vorhanden. Die Hebräer feierten (und die Juden feiern noch) 13 Feste (60 oder 77 Festtage), und außer den Sabbathen und den Neumonden noch jährlich einen allgemeinen Versöhnungstag und 3 große Feste, Passah, Pfingsten und das Laubhüttenfest. Jene drei hohen Feste sind ihrer ersten und höhern Bedeutung nach Befreiungsfeste, Danktage für die Errettung des Volks aus Aegypten und in jedem Feste wird ein besonderer Moment dieser göttlichen Begnadigung aufgefaßt und gefeiert. Zugleich sind aber alle 3 auch Naturfeste, an denen Jehovah auch als Geber leiblicher Güter verherrlicht wird. Bei den Griechen sind zu unterscheiden Mond- und Sonnenfeste nach Ablauf größerer Perioden, sodann Saat- und Erntefeste; fast alle charakterisirt Heiterkeit, weßwegen auch Musik, Maskenzüge und scenische Anstalten aller Art gewöhnlich Begleiter derselben waren; wogegen die altrömischen Feste sich durch ernsten und mysteriösen Charakter, durch große Gottesfurcht und außerordentliche Einfalt auszeichneten. Die Menge der Feste wurde bei den Griechen und Römern mit der Anzahl der Götter, dem Wachsthum der Bevölkerung und des Luxus immer größer (in Griechenland feierte Attika die meisten Feste), und so nahm auch die Zahl und der Glanz ihrer feierlichen Gebräuche immer mehr zu. Fast alle Feste, wenigstens die der Griechen und Römer, waren Volksfeste mit religiösem Charakter (vgl. Herrmann „Die Feste von Hellas", 2 Thle., Berlin 1803.). Das erste Fest, das die Christen feierten, war der Auferstehungstag des Herrn, er fiel mit dem Osterfeste der Juden zusammen; der Tag der Ausgießung des heiligen Geistes ersetzte die jüdischen Pfingsten. Eine wöchentlich wiederkehrende Auferstehungsfeier war der Sonntag, zugleich ein Surrogat des jüdischen Sabbaths. — Die Feste theilten sich mannigfach ab: in Wochen- (Sonntag) und Jahres- oder eigentliche Feste, in ordentliche oder außerordentliche, unbewegliche und bewegliche, große und hohe (z. B. Ostern, Pfingsten, Weihnachten), mittlere und kleine, ganze und halbe, alte und neue, allgemeine und besondere. — Ordentliche bewegliche Feste sind z. B. Ostern, Pfingsten

Digitized by Google

u. s. w., unbewegliche: Weihnachten, Michaelis-, Dreikönigs-, Lichtmeß-, Johannis-, Marienfeste u. s. w. Außerordentliche Feste oder Festtage werden in besondern Fällen von den Landesregierungen angeordnet, z. B. in neuern Zeiten die Feier des 18. Oct., des 18. Juni u. s. w. In den ältesten Zeiten finden wir, außer dem Sonntage, nur den Freitag, Ostern, Pfingsten und die nicht genau bestimmten Gedächtnißtage einiger Märtyrer, wozu noch seit dem 4. Jahrh. das Weihnachtsfest kam, als heilige Zeiten der Christen angeführt. Obgleich aber in der Feier dieser Feste der jüdische, zum Theil auch heidnische Ursprung unverkennbar ist, so ward doch später durch besondere Kirchengesetze angeordnet, daß diese Feste nicht in Gemeinschaft mit Juden, Heiden, Häretikern gefeiert werden sollten. Die Grundidee und Absicht dieser heiligen Zeiten und Feste war, die Erinnerungen an die Hauptwohlthaten des Christenthums und die Person des Heilandes lebendig zu erhalten, zum Dank gegen die göttliche Vorsehung aufzufordern und zur Ausübung christlicher Tugenden zu ermuntern. Man suchte sich durch Fasten auf die würdige Feier derselben vorzubereiten und betrachtete die Feste selbst als Freudentage, wo sich der Christ, durch keine profanen Geschäfte gestört, nur mit froher Betrachtung und Uebung des Heiligen beschäftigen sollte. Doch wurden alle sogenannte Noth- und Liebeswerke erlaubt, ja geboten. Dagegen ward die Theilnahme an dem Gottesdienste jedem Christen zur besondern Pflicht gemacht und nicht nur die gottesdienstlichen Oerter, sondern auch die Wohnungen der Christen auf eine ungewöhnliche Art ausgeschmückt, auch die Christen zu einer anständigen und feierlichen Kleidung ermahnt. — Sowie die Religion als eine gewaltige Herrin das Leben ergriff, so ergriff sie auch das Jahr und die Zeit. Es bildete sich ein vollständiger Kirchencalender aus, der das Jahr nach den Festen eintheilte, die Zeit heiligte. Die Feste theilen das Jahr in 3 Hauptcyklen. Zwar nicht der geschichtlichen Entstehung nach, aber doch im Kirchencalender der 1. **Cyklus**, ist der Weihnachtscyklus oder die Zeit des Andenkens an die Menschwerdung, Geburt und das Lehramt des Heilandes. Diese heilige Zeit beginnt mit dem ersten **Advent** (s. d.) und dauert bis zum Epiphaniafeste. Auf Weihnachten (s. d.), ein Geburtsfest, folgen unmittelbar 3 Todesfeiern, der Gedächtnißtag des Märtyrers Stephanus, gegen das vierte bis fünfte Jahrhundert hin entstanden, des Evangelisten Johannes und der unschuldigen Kinder. Acht Tage nach Weihnachten wird das Fest der Beschneidung und des Namens Jesu gefeiert und damit das Neujahrsfest verbunden. Eins der merkwürdigsten Feste war die **Epiphania** (s. d.) am 6. Januar, mit der vor Entstehung des Weihnachtsfestes auch das Geburtsfest des Herrn verbunden war. — Der 2. **Cyklus** sind die Osterfeste oder die heiligen Tage zur Feier des Todes und der Auferstehung Jesu Christi. Das Palmfest eröffnet diese durch die 40tägigen Fasten vorbereitete Osterfeier. Am grünen Donnerstage wird das Fest des heiligen Abendmahls und des Fußwaschens gefeiert. Es folgt **Charfreitag** (s. d.), das Fest des Todes Christi, zugleich ein Tag des Schmerzes und der Trauer. Der heilige Sabbath oder der heilige Ostersabbath ist unter allen jüdischen Sabbathtagen der einzige, den die christliche Kirche beibehalten hat; das Hauptdogma dieses Festes ist das Hinabsteigen des Heilandes in die Unterwelt, und die Taufe auf den Tod Jesu. Endlich erscheint das heilige **Osterfest** (s. d.) oder die Feier der Auf-

Digitized by Google

ebung Jesu Christi, das älteste christliche Fest und das größte, indem Sonntage des Jahres Octaven von ihm sind. — Der Ostercyklus ilt sich in 2 Wochen, in die Woche vor Ostern, die schwarze Woche, die nach Ostern, die weiße Woche. Der weiße Sonntag oder die teroctave beschließt diese Woche. — Der 3. Cyklus sind die Pfingn, oder die höhere Beglaubigung und Vergeistigung des Christenthums Lehre und Anstalt. Das von der Kirche in den 2 ersten Cyklen verbildete und geschichtlich feierlich begangene Erdenleben Christi war n beendet, Christus wohnte nun beim Vater und hatte den Tröster sandt, der da erleuchtet und stärket des Menschen Herz. Der eigente erste Festtag im Pfingstcyklus ist das Himmelfahrtsfest, und die ctave des Pfingstfestes endet den Cyklus mit dem in der katholischen rche entstandenen Trinitätsfeste, welches nun die kirchliche Zeitrechnung s zum Advent begründet. Auf diese Weise sind die 3 Cyklen abgeschlossen. Diese befassen sich aber nur mit den Festen des Herrn. Die rigen Feste gehen durch diese Cyklen durch. Wir nennen zuerst die Marienfeste: 1) das Fest der Verkündigung Mariä, 2) Maria Reinigung oder Lichtmeß, 3) Maria Heimsuchung, 4) Gedächtnißtag der aria Magdalena, 5) Maria Empfängniß, 6) Maria Geburt, 7) Maria Opferung, 8) Maria Himmelfahrt (Krautweihe), und 9) mehre einere Marienfeste. Die 3 ersten werden auch in der protestantischen irche gefeiert. — Auch die Gedächtnißtage der Märtyrer und postel werden gefeiert, ferner noch verschiedene Heiligen-, Engel- nd Christusfeste. Am 1. Nov. ist das Fest aller Heiligen. Am . Nov. wird das Fest aller Seelen gefeiert, ein allgemeiner Trauer- nd Erinnerungstag an die Verblichenen, die noch nicht zur Anschauung es Urwesens gelangt sind. Am 29. Sept. wird das Fest Michaelis ls ein allgemeines Fest der Engel gefeiert, welches einestheils als Fest es Sieges des guten Princips über das Böse, und zum andern als inderfest (nach Matth. 18, 1—11) zubetrachten. — Am 6. Aug. ist as Fest der Verklärung Christi, welches vorzüglich bei den Griechen ehr feierlich begangen wird. — Die Verehrung des Kreuzes führte u 2 Festen, das Fest der Kreuzeserfindung am 3. Mai und das Fest er Kreuzeserhöhung am 14. Sept. — Das Fronleichnamsfest (s. d.), 264 entstanden, wird am Donnerstage nach dem Trinitätsfeste gefeiert. Ueber die Feste der alten Christen s. Augusti's „Denkwürdigkeiten aus er alten christl. Archäologie ꝛc." (Leipz. 1817—20, 3 Bde.) und Zyiegan, „Die ältern und neuern Feste aller christlichen Confessionen" Danzig 1825). Die sonst viel größere Anzahl der öffentlichen katholichen Feiertage hat Urban VIII., für Oestreich Benedict XIV. 1753 urch Herabsetzung einiger auf halbe (dimidiata), an welchen nach dem ormittägigen Gottesdienst gearbeitet werden darf, und Clemens XIV. 1771 durch gänzliche Cassirung (Dispensirung, daher dispensirte Feiertage) eingeschränkt. Die Juristen waren edeldenkend genug, uf diesen abgesetzten Feiertagen keine Frohnen stattfinden zu lassen. In er sogenannten Aufklärungszeit erklärte man sich aber häufig ganz gegen die Feiertage, und zwar die Theologen, weil sie die Dogmen, die die Feiertage versinnbilden sollten, nicht mehr glaubten, die Cameralisten aber, weil sie engherzig genug waren, die Güterproduction als das Höchste im Leben zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Mensch und seine Behaglichkeit — die offenbar durch Festtage, in mäßiger Zahl versteht

Digitized by Google

sich, gewinnt — der höchste Zweck aller ökonomischen Production müsse, daß die Natur der nothwendigen Güter immer noch genug daß der durch Festtage an der Production sich ergebende Ausfall daß Alle nicht arbeiten, sich wieder ausgleiche. Freilich, wenn man andre Staaten als Festtage feiernde, und nur einen einzigen produc Staat als nicht feiernd denkt, so ist ein Nachtheil für die Erzeu handeln, ebenso als wenn ein Staat sein Mercantilsystem, nur zu verk nicht zu kaufen durchsetzt. Nach solchen einseitigen Ansichten kann aber so große Fragen nicht entscheiden. — Diejenigen unter uns, die religiösen Feste gern durch profane Feste, z. B. neue Natur- lingis-, Herbst- u. s. w. Feste ersetzen möchten — weil sie keinen haben für die hohe Bedeutung der christlichen Feste, für das Erhabene und Reinmenschliche, was darin liegt — werden doch nur einen schwachen Nachklang Dessen geben können, was die franz publik schon längst weit grandioser aussprach. Als nämlich der Na convent 1793 auf Robespierre's Antrag das Daseyn des höchsten und die Unsterblichkeit der Seele decretirte, und diesem Wesen 20. Prairial ein Nationalfest widmete, wurden zugleich folgende Decaditagen von der Republik zu feiernde Festtage angeordnet: 1) des höchsten Wesens und der Natur; 2) des Menschengeschl 3) des französischen Volks; 4) der Wohlthäter der Menschheit; 5) Freiheit und Gleichheit; 6) der Märtyrer der Freiheit; 7) der Re 8) der Freiheit der Welt; 9) der Vaterlandsliebe; 10) des Ha Tyrannen und Verräther; 11) der Wahrheit; 12) der Gerech 13) der Schamhaftigkeit; 14) des Ruhms und der Unsterblichk der Freundschaft; 16) der Mäßigkeit; 17) des Heldenmuths; Treue; 19) der Uneigennützigkeit; 20) des Stoicismus; 21) 22) der ehelichen Treue; 23) der kindlichen Liebe; 24) der K 25) der Jugend; 26) des männlichen Alters; 27) des Greisen 28) des Unglücks; 29) des Ackerbaues; 30) der Industrie; 31) Ahnen; 32) der Nachwelt und der Glückseligkeit.

Festland, das feste Land (der Continent), im Gegensatz des Inselreichs.

Festlogen, bei den Freimaurern brüderliche Zusammenkünfte zur Feier ausgezeichneter Tage, besonders des Johannisfestes, oder auch ordentliche Veranstaltung, als Dank- oder Ehrenfeste ꝛc.

Festons, Gehänge von Blumen (Blumenschnur), Laubwerk (Laubschnur), Früchten (Fruchtschnur) und andern von der Natur oder Kunst dargebotenen Gegenständen, welche entweder wirklich aufgehangen oder durch die Bildhauer- und Baukunst an Gebäuden in Gyps, Stein u. s. w. nachgeahmt werden. Sie erheischen an Bauwerken Vorsicht, weil sie zu leicht sich zu steif darstellen und das Gebäude statt zu zieren überladen.

Festung, ein durch die beständige Befestigungskunst (s. Kriegsbaukunst) befestigter Ort, wo sich Wenige gegen Viele mit Vortheil vertheidigen können. Ist hierbei durch die Natur viel geschehen, wenn die Festung auf einem zum Theil unzugänglichen Felsen (s. Bergfestung) liegt oder durch Sümpfe oder feuchten Boden gegen Angriff gedeckt ist, so heißt sie natürliche Festung, im Gegentheil aber, wenn der Mensch Alles hat thun müssen, um den Platz vertheidigungsfähig zu machen, eine künstliche Festung. In dieser Hinsicht eignet sich die be-

Digitized by Google

es Orts vorzüglich zu einer Festung, wenn sie die Annäherung des ndes mit geringer Mühe versperren und erschweren läßt, eine zweckßige künstliche Befestigung nicht allzu weitläufig, schwierig und köstlig macht, eine genaue Uebersicht auf jeden im Bereich des Geschüz- und des Feuergewehrs liegenden Punkt gewährt und von keinem ukte in diesem Bereiche beherrscht wird, man müßte ihn denn, wie Ehrenbreitstein, selbst vortheilhaft mit in das System der Befestigung en können; endlich, wenn sie nicht ungesund und wo möglich nie ig abzuschneiden ist, d. h. durch Meer oder einen Strom noch immer legenheit und Möglichkeit gestattet, Zufuhr und Verbindung mit dem ere zu erhalten. Man theilt die Werke einer Festung in Hauptwerke, ßenwerke und besondere Verstärkungen u. Hindernisse. Der Wall bildet e Brustwehr, um Stadt und Besatzung gegen das feindliche Geschüz viel wie möglich sicher zu stellen, und durch den Wall soll die Annähe- ng des Feindes verhindert werden. Der Wall beträgt gewöhnlich nicht ter 12 und nicht über 24 Fuß Höhe und 50 bis 80 Fuß Dicke. Der raben beschränkt sich auf 12 bis 24 Fuß Tiefe und 60 bis 120 Fuß eite und ist entweder trocken oder mit Wasser gefüllt. Wall und raben, welche bald einwärts und bald auswärts gebrochen werden, umhen die ganze Festung. Den Vorsprüngen, welche, wenn sie nochmals ckwärts gebrochen sind, und welche von diesem Umrisse gebildet sind, heilt man den Namen Bastionen (s. d.) und die Festung selbst heißt e bastionirte (Marchi, Pagan, Freitag, Vauban, Coehorn, Carmongne u. A. befestigten auf diese Art). Derjenige Theil der Bastionen, elcher dem Feinde zugekehrt ist, nennt man Facen, die der Festung ihrer gelegenen, Flanken. Das in der Mitte von 2 Bastionen liegende tück Wall heißt die Courtine (s. d.) oder der Mittelwall. Die Entrnung der Spitzen der Bastionen von einander beträgt gewöhnlich 90 uthen; die Facen pflegen 30°, die Flanken (s. bde.) 10—14° lang macht zu werden. Bei regelmäßig aufgeführten Festungen stößt man ischen zwei Bastionen auf einen Ravelin (s. d.) (halben Mond), elcher aus einem flaschenförmigen Werke besteht und einen Graben vor h hat. Gleich der Contregarde rechnet man das Ravelin zu den ußenwerken, welche durch ein 24—30° breiten Gang umschlossen wern, der durch das Glacis (s. d.), eine allmählig sich ins Feld verufende Brustwehr, gegen das feindliche Geschütz gedeckt ist. Vor dem Glacis bemerkt man erst noch andere Außenwerke. Sie hängen durch n rückwärts gehendes Stück Wall, der Flügel des Werks genannt, enigstens mit dem bedeckten Wege des Platzes zusammen. Die sogenannten detachirten Werke (s. d.) sind eine andre Gattung davon nd liegen isolirt, auf irgend einem wichtigen Punkte, oft in geraumer ntfernung vom Glacis. Ihre Bestandtheile sind aus Redouten, Flehen, Sternschanzen und ähnlichen Werken zusammengesetzt. Man bedient sich ihrer, um besonders wichtige Punkte in der Gewalt der Festung zu erhalten. Theils im Graben, theils im bedeckten Wege, theils noch entfernter und abgesondert von der Festung liegen die besondern Verstärkungen oder Hindernisse, als: Minen, Thürme, Verhaue, Blockhäuser, Verpallisadirungen und dgl. — Um zu verhüten, daß die einschlagenden Bomben die Besatzung nicht in kurzer Zeit tödten oder vertreiben, hat man bombenfeste Bedeckungen erfunden, unter denen die

Digitized by Google

Montalembert'schen Thürme die vorzüglichsten sind. Zu gleicher Zeit kam der Plan in Anregung, um mehren nicht unbedeutenden Fehlern der bastionirten Form abzuhelfen, den Umriß der Plätze nicht mehr aus Bastionen und Courtinen, sondern aus lauter aus- und einspringenden Winkeln bestehen zu lassen, sodaß letztere immer rechte Winkel und erstere nicht spitzigere als 60° bilden sollten. Diese Einrichtung, das polygonale System genannt, hat große Vorzüge. (Tenaillirte Festungen, wie Dillich, Landsberg, Montalembert vorschlagen, sind aber nur selten ausgeführt worden.) Um im Nothfall sich nach der Einnahme der Stadt noch halten zu können, wird oft bei Festungen ein Citadelle (s. d.) angelegt. Um bei am Ufer von Flüssen liegenden Plätzen auch das jenseitige Ufer in der Gewalt zu haben und sich den Uebergang zu erhalten, legt man dort Brückenköpfe an. Zugleich benutzt man die Flüsse oder die sich in sie ergießenden Bäche zu Ueberschwemmungen um die übrigen Theilen der Festung, und deckt die Dämme, wodurch man sie bewerkstelligt, durch besondere Forts. Im Innern der Festung müssen stets die nöthigen Magazine zum Unterhalt der Besatzung und Zeughäuser für die Kriegsbedürfnisse, bombenfeste Pulvermagazine, Hospitäler, bombenfeste Brunnen, Roßmühlen und Werkstätten für Schmiede und sonstige der Festung nöthige Handwerker, Casernen zur Wohnung vorhanden seyn. Letztere werden zuweilen als Defensivcasernen an passenden Punkten des Walles angebracht. (Vgl. Ausrüstung des Belagerungs-Trains zum Angriff einer Festung, und: Vertheidigung einer Festung.) Alle Werke einer Festung bilden ein System. Man unterscheidet das italienische, spanische, französische, niederländische u. s. w. Jedes weicht von dem andern in der Anordnung der Linien, Berechnung der Vertheidigungslinien, einfachern oder künstlichern Zusammensetzung derselben Bauart ab. (Vgl. Kriegsbaukunst.)—Festungen haben, strategisch betrachtet, einer offensiven oder defensiven Zweck. Ersterer ist, daß mehre derselben (mindestens 3 zusammen) eine Basis bilden, auf die sich eine offensive Operation gegen den Feind gründen läßt, letzterer, daß sie ein Land gegen feindliche Einfälle decken, den diesseitigen Heeren Anlehnungspunkte geben, feste Stellungen noch mehr verstärken und geschlagenen Armeen Sammelpunkte und Zeit gewähren, sich wieder in streitbaren Stand zu setzen. Um Beides zu können, müssen sie so viel wie möglich an der Grenze und an passenden Punkten, an Landstraßen, Gebirgspässen, Debouchés aus dem Gebirge in das platte Land und vornehmlich an schiffbaren Flüssen liegen und hierdurch die diesseitigen Armee die Communication auf diesen sichern, während sie dieselbe dem Feinde erschweren. Die Lage an einem Strom gibt noch den Vortheil, daß der Belagerer allemal noch einmal so stark als die Besatzung seyn muß, wenn er nicht stets in der Gefahr seyn will, von dem Feind mit Uebermacht auf einem Ufer des Flusses angegriffen zu werden. Sie müssen ferner so gelegt seyn, daß sie nicht ohne Schwierigkeiten und nur, indem der Feind schlechte Wege benutzt, umgangen werden können und so demselben die möglichste Schwierigkeit in den Weg legen. Die Entfernung der Festung in einem wohl angelegten Festungssystem (vergleiche den besondern Artikel Bundesfestungen) darf in ebenem, leicht praktikablem Terrain nicht über 3 Tagemärsche betragen. Hinter der ersten Linie von Festungen muß noch eine zweite und dritte folgen, und diese müssen so angelegt seyn, daß die Plätze 2. Linie [illegible]

Digitized by Google

Zwischenräumen der erstern liegen. Dadurch entsteht zugleich der rtheil, daß 2 hintere Plätze mit einem vorderen Dreiecke bilden, schen denen sich eine Armee gedeckt aufstellen kann. Der Feind wagt l, wenn er zwischen 2 Festungen durchgeht, ohne jede mit einem überenen Corps beobachten zu lassen. Kleine Festungen mit einigen 100 ann Besatzung können, so fest sie oft sind, wohl als Verwahrungsorte n Schätzen, Archiven u. dgl., als einen Paß schließend, angesehen, rchaus aber nicht als strategische Punkte betrachtet werden. Erst Fengen von 4 bis 5000 Mann Besatzung verdienen einigermaßen diesen men, noch mehr aber Plätze von 10—20.000 Mann Besatzung, die ich große, unangreifbare, verschanzte Lager bilden und wenn es der ind wagt, zwischen ihnen durchzugehen und sie nicht mit noch stärkeren rps zu blecquiren, Ausfälle machen, sich mit den nächsten Besatzungen rbinden und wenn der Krieg im eigenen Lande spielt, die Bewohner s platten Landes insurgiren und dem Feind den Krieg in den Rücken ielen können. So wollte Napoleon seine Festungen 1814 benutzen; ß es nicht gelang, lag in der Eile, mit der der Krieg beendet wurde, den schwachen Besatzungen und den schlechten Ausrüstungen der franzischen Festungen. Dergleichen große Plätze eignen sich auch gut zu affenplätzen, Waffenfabriken u. s. w. Doch nicht die Größe, nicht das orhandenseyn vieler künstlichen Werke, nicht die zahlreiche Besatzung llein verstärkt eine Festung; es gibt vielmehr ein Verhältniß, welches icht überschritten werden darf, wenn die Vertheidiger einander nicht im Wege seyn, den Unterhalt wegzehren und der nützlichen Wirksamkeit im elde nicht entzogen werden sollen. Wohl aber entscheidet die Tapferkeit und Treue der Besatzung, die eiserne Festigkeit des Festungsommandanten, das Genie Dessen, der die Vertheidigung leitet, der, enn die Truppen unermüdet thätig den Feind abzuwehren und durch luställe zu verscheuchen suchen, unerschöpflich im Auffinden neuer Hinernisse, Benutzung der Umstände und Zufälle ist, den wahren Werth iner Festung. Feig und schlecht vertheidigt, fällt die stärkste und beste chnell; hartnäckig und geschickt vertheidigt, wird die schlechteste zum refflichsten Kriegsmittel, dessen Nutzen kein seichtes Raisonnement der Erfahrung abstreiten kann. Denn noch jüngst hat uns St.-Jean d'Acre gezeigt, daß eine mächtige Macht im Nilthal eine Basis gewonnen hat, die das tausendjährige Reich Mohammed's zum Schwanken bringt; ohne die Wegnahme jenes Platzes wäre Ibrahim der Pforte nicht gefährlich; dort prüften sich die Kräfte seiner Institutionen, und durch die Thatsache, daß er nach langen mühsamen Arbeiten den Platz verlassen und mit denselben Truppen umkehrend, erstürmen konnte, hat er gezeigt, daß sein Heer ein regelmäßiges, dessen Leitung eine wahrhaft kriegerische ist; kurz in Ptolemais lag für den Herrscher Aegyptens die Krone des Sultans, wenn er sich damit schmücken will. Ancona dagegen beweiset, daß an einer befestigten Klippe das Wohl und Wehe einer ganzen Nation hängen kann. Die Cabinette fühlten die Wichtigkeit der Landung in Ancona, nicht weil ein paar Tausend Mann in den Kirchenstaat eingedrungen waren, sondern weil diese hinter Wällen standen, und daher nicht mehr als Vermittler, sondern als glückliche Eroberer auftraten. Dreimal mehr franz. Truppen, in der Ebene gelandet, hätten den Einfluß nicht gehabt, den man nothwendig der geringeren Zahl dort einräumen mußte, und dieß fühlten sowohl die Insurgenten wie die Cabinette; daher

Digitized by Google

der Andrang aller unruhigen Geister dahin, als zu einer sichern Stelle, von der aus mit Erfolg eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse versucht werden konnte. Archimedes hatte den Stützpunkt gefunden, um die Erde zu bewegen. — Antwerpen stehet noch höher und gibt uns die große Lehre, daß die Stelle, wo ein tüchtiger Mann sich befindet, sich zum Wendepunkt des Schicksals seines Volks werden kann. Der Kunst verdankt die Citadelle von Antwerpen ihr Daseyn; nichts Anderes hat die Natur dargeboten, als was auf jedem andern Punkt der Niederlande gefunden wird, und doch hat des unsterblichen Chassé hochherziger Entschluß, dem reißenden Strom der Volkswuth ein Feuerdamm entgegen zu stellen, den knirschenden Löwen gezwungen, der angelegten Fessel sich zu unterwerfen. Alle Zwecke der Festungen haben sie hiermit erfüllt. St.-Jean d'Acre hielt den auswärtigen Feind auf und bewahrte gegen diesen das alte Reich, bis es fiel; Ancona schloß dem Eroberer das ganze Land auf, wenn er seine Stellung benutzen wollte, und ward zum Schirm für die bestehende Ordnung, als die Politik ihm diese Bestimmung gab. Antwerpen's Feste endlich ward der sichere Anker, woran Hollands Verfassung allen Stürmen trotzt, und ist die Spindel, um welche sich die Existenz eines neuen Staates drehet, die Geißel aber zugleich, mit welcher Rebellion im Zaum gehalten wurde. Die hier überall, zur vollständigen Erreichung des Zwecks, verwendeten Mittel sind unbedeutend gewesen, und es dürfte daher der Schluß wohl gerechtfertigt seyn, daß Festungsanlagen kein verschwendetes Capital sind, wenn man sie nur zu benutzen versteht.

Festus (Sextus Pompejus), ein berühmter Grammatiker um 8[illegible], lieferte einen Auszug aus des M. **Verrius Flaccus** Werke „De verborum significatione", woraus Paulus Diaconus abermals einen Auszug verfertigte, der fast allein bekannt war, bis endlich der wahre Auszug des Festus in Illyrien entdeckt zu Mailand 1471, Fol., zuerst herausgegeben wurde und später von Dacier (Paris 1681 u. Amsterd. 1699, 4.).

Fetfa (türk., Staatsw.), 1) das Urtheil des Mufti in streitigen, sehr dunkeln und verwickelten Rechtsfällen; 2) die Bekräftigung eines Urtheils vom Großvezier, der den letzten Ausspruch thut, ohne welchen kein Verbrecher zum Tode verurtheilt werden kann; dergleichen Urtheile hat man gesammelt, und sie gelten neben dem Koran, Tischifrah u. s. w. Gesetzbuch.

Fetischismus, die Verehrung einzelner natürlicher oder künstlicher Körper, belebter oder unbelebter Wesen als göttlicher. Das Wort ist neu, die Sache alt. De Brosses in seiner Schrift: „Du culte des Dieux Fétiches" (1760, übers. v. Pistorius, Stralsund 1785), hat den Ausdruck **Fetisch**, der entweder aus dem Portugiesischen von fetisso, ein Zauberklotz, oder nach Winterbottom von feticzeira, Zauberin, abstammt, zuerst in Umlauf gebracht. Die Portugiesen nannten die Götzen der Neger am Senegal und andrer wilden Nationen so, und nachher erhielt das Wort eine umfassendere Bedeutung. Man kann zweierlei Fetische unterscheiden: 1) Theile und Werke der Natur, und 2) Werke von Menschenhand. Zu den erstern gehören Elemente und Berge, welche die Bewohner des Kaukasus, die Perser, Araber, alten Deutschen, Mongolen, Peruaner, Neger, Buräten; Flüsse und Quellen, welche die Hindu, Parther, Kamtschadalen; Wälder und Bäume, welche die Slawen, Tscher-

Digitized by Google

ssen und Jakuten; Steine, welche die Syrer, Phrygier, Tunkinesen, ppländer; Thiere, welche die Aegypter, Ostiaken u. A. anbeteten oder ch anbeten; ferner Häute, Gerippe, Klauen, Köpfe, Federn u. a. m. ie zweite Klasse ist nicht minder zahlreich: Pfeile und Pflöcke verehrten e Parias, Scythen, Taurier; andre hingegen Töpfe, Pfähle, Schilde dgl. Wichtig ist die Frage, wie der Mensch darauf gekommen sey, etische zu verehren? Bei einigen dieser Fetische ist's begreiflich; bei an- rn sollte man meinen, die Menschen hätten durchaus nur eine Gott- it haben wollen, und das Erste Beste dazu gemacht. Woher kam ihnen der die Ahnung des Göttlichen, das sie nothwendig haben mußten, ehe e darauf verfallen konnten, irgend Etwas, was es auch sey, zum Gott erheben? Die Quelle alles Fetischismus ist die dem Naturmenschen genthümliche Ansicht von der Natur. Ihm unbewußt trägt er sein Le- en hinüber in die Natur, und was dann außer ihm durch ihn lebendig eworden ist, das erscheint ihm höher und mächtiger, als er selbst ist, nd im fremden Wesen findet er das Eigne und Menschliche göttlich. Dieß ist der reinere und edlere Fetischismus der Natur. Hierbei aber lieb es nicht. Sowie der Naturmensch dem Todten außer sich sein Le- en gegeben hatte, so gab er dem Lebenden, der Thierwelt, seinen Sinn nd sein inneres Leben. Der Instinkt des Thieres wurde ihm Absicht- ichkeit und Ueberlegung, und da es durch Kunsttriebe, durch List, in der Art seinem Feinde zu entgehen, seine Nahrung zu finden, menschliches Nachdenken übertraf, da es sogar das Ungeschehene wußte, durch Witte- ung seiner Nahrung aus der Ferne, Vorempfindung des Wetters, so gab die Thierwelt dem Menschen seinen eignen Sinn höher und übermensch- lich zurück (Thierfetischismus). Nicht Thiere, sondern die belebte Natur mit Sinnen und Gestalt der Thiere betete ursprünglich dieser Fetischismus an. Den niedrigsten Fetischismus dieser Art erzeugten die brennendsten Klimate von Afrika und die kältesten des Nordens. Die äußerste Ausar- tung des Fetischismus im Alterthume war unstreitig in Aegypten; von den Wilden der neuern Zeit ist es bekannt, daß sie ihre Götzen, wenn sie ihre Wünsche und Gebete nicht erhören, verkaufen und ersäufen, ihnen drohen, sie beschimpfen, prügeln und zerstören. Die feinste Veredlung des Fetischismus hatte ohne Widerrede Griechenland, wo durch die Sän- gerschulen und die bildende Kunst aus ihm ein schönes geordnetes Götter- geschlecht hervorging. Der edlere Fetischismus oder Polytheismus bildete das Leben in der Natur zu Naturgeistern, mit eigenthümlicher Persön- lichkeit in menschlicher Gestalt, mit menschlichem Willen und Denken, und ordnete dieselbe zu einem Ganzen (zu einem Götterstande oder einer Götterfamilie) an. Die dritte Art des Fetischismus gilt nur unei- gentlich für solchen, denn wenn manche Wilde die Gottheit in Thierfellen, Pfählen u. s. w. anbeten, so ist eine Anbetung unter solcher Gestalt nicht unmittelbar aus Belebung der Natur entsprungen, sondern nachdem diese im Cultus untergegangen war, als Cultus selbst entstanden. Daß Feti- schismus die erste Art der Religion gewesen, wird von Vielen bezweifelt.

Fett, ein Bestandtheil thierischer Körper, weich, beinahe flüssig, so lange es warm und im lebenden Körper enthalten; hart, fest, weiß und blätterig, wenn es kalt ist. Es besteht nach den neuesten chemischen Un- tersuchungen aus Wasser- und Kohlenstoff mit einem geringen Antheil von Sauerstoff. Von der vorherrschenden Neigung des Wasserstoffs und Kohlenstoffs, sich mit einem größern Antheile von Sauerstoff zu verbin-

Digitized by Google

den, rührt die Verbrennlichkeit des Fettes her (s. Öle). Kohlenstoff und Wasserstoff, chemisch verbunden, bringt eine Masse hervor, welche sich ganz wie Fett verhält (s. „Handwörterbuch der Chemie" von Joh. 1817—19). Auch hat man gefunden, daß andere weiche thierische Theile sich in eine fettähnliche Masse verwandelten, wenn sie lange unter Wasser, welches sich stets erneuerte, oder in feuchter Erde aufbewahrt wurden. Blut und Lymphe sind wahrscheinlich die einzigen Körper, welche kein Fett enthalten. Sehr verdünnte Mineralsäuren oxydiren das Fett und nähern es dem Wachse. Alle Fette lassen sich in Oel und in Talg scheiden; die Butter ist Winters talg- und Sommers ölreicher. Es gehört zu den mildesten Fetten; schwerer verdaulich ist das Fett der Fischen, besonders von Seefischen, von Schöps und Rind und von Schweinen. Gegen scharfe Gifte ist das reine Fett (von welcher Art es auch sey) innerlich genommen, von vorzüglichem Nutzen, um so mehr, wenn durch bei reichlicher Gabe desselben bewirktes Erbrechen das Gift mit ausgelcert wird.

Fettleibigkeit ist der Zustand des Körpers, in welchem er beträchtlich an Umfang gewonnen hat, und zwar durch ungewöhnliche Anhäufung von Fett im Zellgewebe. Diese Ursache unterscheidet den Zustand von der sogenannten Leibesdicke, bei der der Körper durch die Fülle der Muskeln, die Stärke der Knochen florirt, und ebenso auch von der Wohlbeleibtheit, die nur einen höchst gesunden Zustand und zwar jenen bezeichnet, den die Franzosen so glücklich Embonpoint (s. d.) nennen. Ueber die Ursachen, die die Fettleibigkeit veranlassen, sind die Aerzte nicht einig. Einige schreiben sie einer zu großen Thätigkeit des Magens zu, der in einigen Stunden eine große Menge Nahrung verdaut; Andere meinen, es sey ein Uebergewicht im Körper in den Verrichtungen der Leber vorhanden; wieder Andre nehmen anhaltende Ruhe, tiefe Gemüthsapathie u. s. w. als Ursache der Fettleibigkeit an. Wenn reichliche Aderlässe oft wiederholt werden, so hat man auch danach den Körper sehr fett werden gesehen. Der Verlust irgend eines Gliedes, ganz vorzüglich aber die Castration, prädisponiren sehr merklich zur Fettleibigkeit. Die Erfahrung war ja von so wichtigem Einfluß in der Gastronomie; denn es ist bekannt, daß Hühner, Schweine und andere Thiere, durch die Castration fett gemacht werden. Ja man hat die Veredlung der Leckerei sogar bis auf die Castration von — Fischen ausgedehnt! Samuel Tull, ein englischer Fischer, verschnitt zuerst 1642, in Gegenwart von Sachverständigen, einige Fische, und man hat förmlich gelehrt, wie diese wichtige Operation kunstgemäß zu unternehmen sey! — Eigentlich bringen wir eine gewisse Anlage zur Fettleibigkeit Alle mit zur Welt, und es bedarf nur gewisser günstiger Umstände, um diese Anlage zu entwickeln. Dahin gehören: eine sehr kräftige Nahrung, reichlicher Genuß von Getränken, von warmen und süßen Getränken, mäßiges Reiten und eine große Seelenruhe. Gewisse Handwerke prädisponiren besonders zur Fettleibigkeit, wie z. B. Brauer, Schlächter, und man hat die Bemerkung gemacht, daß oft Anatomen sehr dick werden. Der Einfluß des Klima ist auch in dieser Hinsicht höchst wichtig. In heißen, feuchten Ländern neigen die Menschen sehr zur Fettleibigkeit, und Prosper Alpinus erzählt, daß das Klima, die häufigen warmen Bäder, der Mißbrauch des Geschlechtsgenusses die Aegypter so fett mache, daß man häufig Männer sieht, die Brüste wie Weiberbrüste haben. Ein ruhiges, eingezogenes, sorgenfreies

Digitized by Google

ben macht sehr leicht fett. Bei einem Mann von gewöhnlichem aber kräftigem Körperbau rechnet man auf ein Körpergewicht von etwa 160 f. nur etwa 8 Pf. leicht ausscheidbares Fett, wogegen fette Personen cht ein Uebergewicht von 100 und mehr Pfunden haben. Die mehrn Beispiele von ungewöhnlicher Fettigkeit hat England aufzuweisen kg. Bright, st. 1750 im 30. Jahre, wog 609 engl. Pfd.; ein anderer, prones, st. 1775, 57 Jahr alt, hatte sogar 649 engl. Pfd. Gewicht). uch kommt die Fettigkeit als Mißbildung bei Kindern vor.

Feuchtigkeit. Das Feuchtwerden trockener Körper an der Luft ruht auf der Geneigtheit, die sie haben, Dünste aus der Luft anzuehen. Die Feuchtigkeit ist dann eines der gewöhnlichsten Zerstörungsittel fester Körper, indem sie, besonders bei höherer Temperatur, Gährung und Fäulniß zur Folge hat, und diese wieder organische Bildungen Schwämme, Schimmel, Moder ꝛc.), welche ebenfalls zerstörend einpirken.

Feudalrecht, Feudalsystem, s. Lehnrecht, Lehnsystem.

Feuer, 1) (Physik), nach der Ansicht der Alten eins der 4 Elemente (s. d.); 2) das Princip der Wärme (Wärmestoff, s. d.); 3) ein in wirkliche Flamme ausschlagender (in Flamme brennender) rhitzter Körper; 4) die Flamme allein, so in der Redensart: Feuer nmachen, Feuer unterhalten. Die Erfindung des Feueranmachens gehört unter die allerfrühesten des Menschengeschlechts. Waren Kains nd Abels Opfer (1. Buch Mos. 4, 3. 4.) Brandopfer, so mußte schon den ersten Eltern das Feuer bekannt seyn. Thubalkain (1 Buch Mos. 4, 22.) hätte ohne selbiges nicht Metall bearbeiten können. Alle wilden Völker, die in neuerer Zeit entdeckt worden, verstanden Feuer anzumachen. Die Natur bietet in einzelnen Fällen, im zündenden Blitzstrahl, in Eruptionen von Vulkanen, in an der Luft sich entzündenden Naphthaquellen, oder durch andere Selbstentzündungen, Feuer ohne Vermittelung des Menschen dar. Ein auf solchem Wege gewonnenes Feuer zu unterhalten, war den Völkern in der Periode ihrer Rohheit eine leichtere Aufgabe, als die, solches sich zu erzeugen. Wahrscheinlich entstand hieraus die selbst in religiöse Gebräuche übergegangene Geflissenheit der Erhaltung eines einmal angefachten (heiligen ewigen) Feuers. Nach der griechischen Mythe wurde die Hestia, aber auch Vulkan als Erfinder des Feuers verehrt. Die Dichter schrieben dem Prometheus (s. d.) zu, daß er das Feuer mit Hülfe der Pallas vom Himmel gestohlen habe. In einem Orphischen Gedicht wird schon der Kunst gedacht, durch einen Krystall (in Art eines Brennglases) Kienholz anzuzünden. Das verloschene heilige Feuer der Vesta mußte schon zu Numa's Zeiten durch eherne Hohlspiegel wieder entzündet werden, und auch die Sonnenjungfrauen der Inkas bedienten sich bei Peru's Entdeckung goldener Hohlspiegel zum Wiederentzünden des verloschenen heiligen Sonnenfeuers. Das Feueranschlagen mittelst Kieselsteine ward von Plinius dem Pyrodes zugeschrieben. Auch bei den Wilden in Amerika war diese Art der Feuerbereitung üblich; doch ist auch bei wilden Völkern die eben von Plinius erwähnte Art, Feuer durch Zusammenreiben trockener Hölzer (so des Epheu- und Lorbeerholzes nach Plinius) zu erhalten, häufig gefunden worden. In neuerer Zeit ist man durch Vermischen verschiedener Körper mit einander, aus denen sich Wärme im Uebermaß entbindet, mit einer Menge Verfahren bekannt geworden, Feuer zu erhalten, auch durch Elektricität (s.

Digitized by Google

Feuerzeug). — 4) (Religionsgesch.). Unter allen Naturphänomenen mußte auf den rohen, sinnlichen Menschen nichts einen größern Eindruck machen, als die Erscheinung des Feuers, und so ward es bei allen Völkern, doch mit verschiedenen Modificationen, das würdigste und sinnlichste Symbol der Gottheit selbst. Als dieses tritt es besonders in dem Parsismus (s. d.) auf. Modificationen dieser Religion waren es leicht das heilige Feuer in den Tempeln der Vesta (s. d.), bei den Griechen und Römern, ja selbst in dem Tempel Jehovahs bei den Juden. Letztere schildern die Gottheit als ein im Licht und Glanz wohnendes Wesen, das im brennenden Dornbusch, in der vor den Israeliten herziehende Feuersäule, in Blitz und Donner auf dem Sinai sich offenbare. Selbst in das Christenthum ging diese Idee über. Feuer war auch das Hauptreinigungsmittel aller alten Völker. Außer der physischen Erklärung, daß alles Materielle vom Feuer zerstört wird, lag dieser Idee auch jene Vorstellung von dem Wesen der Gottheit zum Grunde. Gott ihm, dem Urfeuer und Urlicht, ist der Geist des Menschen entgegengesetzt. Aber der Mensch ist in die Materie herabgestiegen, das Irdische ist durch heilige Flamme verunreinigt. Von diesem Wuste soll er sich los machen, das Feuer der Buße und Reue soll das Irdische verzehren, und darum war die Feuerreinigung in den Mysterien das entsprechende Symbol. Daher die Mythen von Demophoon und Achilles. In diesem Sinne kommt das Feuer in den Sagen von Herakles, Zeus, Semele u. a. vor. Darum wurden denn auch bei vielen alten Völkern die Leichname der Verstorbenen verbrannt, die letzte und größte Reinigung. Auch die Selbstverbrennung der Weiber in Indien gehört hieher. Endlich deutet auch die Sage von dem großen Weltbrand in den Religionen Indiens, Persiens, Skandinaviens, ja selbst das Fegfeuer des katholischen Christenthums auf Aehnliches. 5) Bildlich bedeutet Feuer so v. w. Lebhaftigkeit und starke Bewegung des Gemüthes; besonders in der Aesthetik, als höheren Grad der Lebendigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft, welchen der Künstler in seinen Kunstwerken äußert. Ein nur mattes Feuer dagegen, eine nur äußere Lebhaftigkeit, erzeugt nur Feuer, wie man sich bezeichnend ausdrückt.

Feuer (das griechische) ist vom Baumeister Kallinikus aus Heliopolis, der von dem Khalifen zu den Byzantinern überging, erfunden und bei der Belagerung Konstantinopels durch die Araber 668 nach Chr. zuerst angewendet worden. Es war gewiß flüssig und ward auf mancherlei Weise gebraucht. Bald ward dieses Feuer angezündet, auf besondern Schiffen, die man Brander nennen könnte, zwischen die feindliche Flotte gebracht; bald ward es in Töpfen und andern Gefäßen, mit Wurfmaschinen dem Feinde zugeworfen, bald verspritzten es die Soldaten aus metallenen Handspritzen. Dieses Feuer, aus einer Mischung höchst entzündlicher Materien, worunter Naphtha, Harz, Schwefel, Salpeter waren, bestehend, brannte auf dem Wasser fort und konnte nur mit Essig und Sand gedämpft werden. Es zerplatzte wie unsre Bomben, mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf, und setzte Alles in Furcht und Schrecken. Weil diese Erfindung sehr geheim gehalten wurde, fehlt es uns jetzt an bestimmten Nachrichten über dieß griechische Feuer. Indeß waren schon im 10. Jahrh. die Griechen nicht mehr die einzigen Besitzer der Kunst, dieses Feuer — das Vorbild unsres Schießpulvers — zu verfertigen. Der Kaiser Leo, der um diese Zeit sein Werk über

Digitized by Google

riegskunst schrieb, verlangte, daß auf den Vordertheilen der Schiffe iche Spritzen mit metallenen Bedeckungen angebracht werden sollten. er Gebrauch dieses Feuers hat im Orient wenigstens bis 1291 gedauert. ach einer Angabe im „Magazin der Erfindungen" soll der Freiherr on Aretin zu München in der dortigen Centralbibliothek, in einer latei- ischen Handschrift aus dem 13. Jahrh., eine Abhandlung über das riech. Feuer gefunden haben, welche das verloren geglaubte Recept deſ- lben enthält.

Feuerdienst, Feuerverehrung, eine Art des edlern Fetischis- us (s. d.) oder reinern Naturdienstes, welche vorzüglich bei den Per- ern herrschend und ausgebildet war. (S. Zoroaster.)

Feuereſſen (Phys.), eine Gaukelei; besteht darin, daß brennende eichte Körper (wie Werg) eine Zeitlang in den Mund genommen wer- en, während durch Ausathmen die Flamme und also auch der größte Theil der Einwirkung des Feuers nach außen gerichtet wird. Häufiges Waschen und Ausspülen des Mundes mit verdünnter Schwefelsäure macht die Zunge und die innere Mundhaut allmälig auch gegen große Hitze unempfindlich.

Feuerfest, 1) im Feuer unzerstörbar; kann Körpern nur relativ als Eigenschaft zukommen, solchen nämlich, die im gewöhnlichen Glüh- euer weder schmelzen, noch verbrennen, oder sich verflüchtigen. — 2) Feuerfest ist ein Gebäude, dessen Mauern von Grund aus bis unters Dach von Steinen aufgeführt sind. Auch erfand D. Glaser in Suhl 1772 einen Anstrich, der alles damit bestrichene Holzwerk vor aller Ge- fahr des Feuers in Sicherheit setzt. S. dessen „Nützliche Vorschläge" (Hildburghausen 1772).

Feuerkugel, 1) in der Naturlehre feurige Lufterscheinungen in Kugelgestalt, die sich in verschiedenen Größen schnell oder langsam durch die Luft bewegen, oft auch feurige Schweife haben, in welchem Falle man sie feurige Drachen nennt; kleine Kugeln der Art werden auch Sternschnuppen genannt. Ihre Materie häuft sich wahrscheinlich weit über der Erdkugel an und wird, wenn sie sich den Grenzen unsrer At- mosphäre nähert, durch die Elektricität derselben entzündet. Schon Se- neca thut eines solchen Meteors Erwähnung, das an scheinbarer Größe der des Mondes gleich kam. Gassendi gedenkt einer Feuerkugel, die im Durchmesser doppelt so groß als der Durchmesser des Mondes war. 1686 nahm Kirchner eine zu Leipzig wahr, deren Durchmesser dem Mond- durchmesser glich. 1729 wurde eine von Balbi zu Bologna beobachtet, die so groß als der Vollmond schien. Beide verbreiteten einen so star- ken Glanz als die aufgehende Sonne. Aehnliche Erscheinungen hat Le Roy zu Paris, Ritterhusen in Amerika, Chladni in England u. A. beob- achtet. In der Nacht vom 12. bis 13. Nov. 1832 sah man zu Köln u. a. O. Feuerkugeln. — Die Ursache von der Entstehung der Feuerkugeln hat man bisher noch nicht befriedigend darthun können. Beccaria war 1758 der Erste, der diese Erscheinung für elektrischen Ursprungs hielt. Vasalli und Mehre sind ihm beigetreten. Reimarus hat diesem widersprochen. Muschenbrök nahm schwefelichte und entzündbare, theils aus Vulkanen, theils aus unterirdischen Höhlen beim Erdbeben aufgestiegene und vom Winde zusammengetriebene Dünste zu ihrer Entstehung an. Van Her- bart und Toaldo hielten sie für Entzündungen von brennbarer Luft und Hartsoeker gar im Anfange des 19. Jahrh. für Kometen. Chladni er-

Digitized by Google

klärt sie für dichte Massen, welche sich außer unserer Atmosphäre in höhern Weltraume gebildet haben, und setzt sie mit den Aërolithen in sogenannten Mondsteinen in die nämliche Klasse. — 2) In der Geschützkunst jede Kugel, welche angezündet werden und brennen kann.

Feuerland (Tierra del fuego), eine 1520 QM. große Masse von 11 großen und mehr als 20 kleinen Inseln (zwischen 52° 41′ bis 56° 11′ S. Br. und 67—77° W. L.), an der südlichsten Spitze von Amerika, von der sie durch die 80 Meilen lange Magellanische Straße getrennt wird. Sie führen diesen Namen von ihrem Entdecker Magellan (1520), weil er zur Nachtzeit überall Feuer sah, und glaubte, daß dieses von Vulkanen herrühre. Wahrscheinlich hatten die Eingeborenen viel Feuer angezündet. — Die östlichen Inseln, klein und voller Küste, bilden mit der gegenüberliegenden Staateninsel die Straße le Maire. Die südlichste Insel ist l'Heremite, deren Südspitze, das Cap Horn, die Seefahrer jetzt lieber umschiffen, als daß sie durch die Straßen Magellan und Le Maire ihren Weg nehmen. Unweit dieses Vorgebirges liegen die von Krusenstern 1804 entdeckten Orloffsinseln. Im Norden sind hohe unwirthliche Gebirge, tief im Süden ein rauchender Vulkan, an den Küsten fürchterliche Klippen und unzählige Bairn. Das Klima ist äußerst rauh, im Winter streng kalt; selbst im Sommer friert es in manchen Thälern. Dicke Nebel liegen fast immer auf den Küsten. Der Boden ist im Norden mit Schnee, im Osten und Westen mit einigen Gewächsen, z. B. antiscorbutischen (Löffelkraut, wilder Sellerie) bedeckt; Insekten hat man kaum bemerkt, wenigstens keine lästige; auch wenig Landvögel, als einige Geier und Habichte. Das einzige vierfüßige Thier ist der Hund, auch hier der treue Begleiter des Menschen. Dagegen wimmelt die See von Wallfischen, Seehunden und Seelöwen, Schal- und Muschelthieren, Wasservögeln (worunter eine auf dem Wasser laufende Ente, sehr schmackhafte wilde Gänse, das Paradies Egmontshuhn besonders merkwürdig). Frostig, dürftig und traurig wie die übrige Natur, sind auch hier die Menschen: eine kleine, häßliche, bartlose Race, von olivenbrauner, kupferartig glänzender Farbe, mit schwarzen, tyranbeschmierten Haaren. Ihre Kleidung besteht aus einem Seehundsfelle, das sie mit einer Schnur am Halse befestigen. Doch haben diese elenden Erdensöhne einigen Sinn für Schmuck und Zierrathen; denn sie bemalen sich den Leib mit rothen und weißen Streifen, zeichnen sich um die Augen weiße Ringe, und die Weiber tragen Arm- und Halsbänder von Muscheln und eine Mütze von Gänsefedern. Ihre Nahrung ist rohes oder halbverwestes Seehundsfleisch, am meisten die Schalthiere, überhaupt alles nur Genießbare. Wasser ist ihr einziges Getränk. Ohne feste Wohnplätze ziehen sie von einem Orte zum andern, wo sie Vorräthe von Seethieren finden. Ihre Hütten sind von der allerrohesten Bauart. Ein Paar aufgerichtete, gegen einander gebeugte Stangen, etwa von der Gestalt eines Bienenkorbes, werden an der Windseite mit Gras, Zweigen, Seehunds- und Guananenfellen bedeckt, die Leeseite hingegen bleibt mit einem Ausschnitt von etwa dem 8. Theil eines Cirkels als Thür offen; hier ist auch der Platz für das Herdfeuer, um welches die vor Kälte zitternde Familie mitten im Schnee umhersitzt. Kein Geräth sieht man in der Hütte. Sie führen nur mit sich als eine Tasche auf dem Rücken, einen Korb in der Hand und eine Blase, worin sie Wasser tragen. Wo sie Halt machen, zünden sie

uer an; von dem beständigen Rauche haben sie fast alle rothe Augen. ich ihre Kähne zeugen von dem Mangel fast aller Kunstfertigkeit; sie d aus Baumrinden mit Sehnen zusammengenäht und auswendig mit end einem Harze überzogen. Ihre Waffen, in Bogen und Pfeil be- hend, sind der einzige Beweis ihrer Gescheidtheit und Industrie. Der ogen ist nett gemacht und das Holz der Pfeile trefflich polirt. Beide d indeß ebenso schwach als der Arm, der sie gebraucht. Man hört s Wort Pescheräh (d. i. Freunde) am häufigsten von ihnen und nennt daher selbst so. Nach einigen Nachrichten sind sie Flüchtlinge, die s bessern Gegenden in dieß unwirthbare Land verdrängt wurden; nn Stammverwandte von ihnen fanden die jesuitischen Missionarien f der Westküste von Patagonien. Die Pescheräh mögen kaum 2000 eelen stark seyn. — Am Südwestufer des Feuerlandes liegen die Neu- hrsinseln.

Feuerlöschmittel. Als solche sind, theils als Zusätze zu Wasser, eils für sich, mehre Stoffe in Vorschlag gebracht worden, die aber eist nur nach Umständen von Nutzen und nicht, wie das Wasser, von llgemeiner Anwendbarkeit sind. Wasser löscht nur dann mit Zuversicht nen gewöhnlichen Brand, wenn der Wasserstrahl die Oberfläche des rennenden Stoffes, da wo die Flamme auflodert, bestreicht, sodaß keine rennende Stelle dazwischen bleibt. Hierzu ist nur wenig Wasser erfor- erlich. Wasser, das man in Tropfen auf einen Brand fallen läßt, acht eine starke Gluth häufig nur noch mehr an und verdunstet zu hnell, um das Wiederentzünden der gelöschten Stelle zu verhüten. kann man einem Brande mit Wurfschaufeln beikommen, so ist lehmiges, oniges oder schleimiges Wasser das wirksamste Mittel zur Dämpfung es Brandes, weil die Oberfläche des brennenden Körpers dann mit iner, das Feuer nicht nährenden Rinde überzogen wird. Außerdem ist Alaun und Vitriol als Zusatz zum Löschwasser empfohlen worden. Auch eftige Explosionen, die mitten in einem Brande erregt werden, löschen, o sie anzubringen sind, wie in brennenden Essen, das Feuer mit Zu- erlässigkeit, so auch Schwefeldämpfe und andere Dämpfe, welche die uft zur Unterhaltung des Feuers untauglich machen. Doch reichen nur elten diese Mittel allein aus und ihre Benutzung wird durch Umstände rschwert.

Feuermalerei, Darstellungen nächtlicher Feuersbrünste, vulkani- scher Eruptionen, Gefechte, Bombardements, Bivouacqs ꝛc.; sie gehören zu den schwierigsten Aufgaben in der Malerei. Bei Gemälden dieser Art muß vorzüglich die Wirkung des Lichts auf die Gegenstände, nach Maßgabe ihrer näheren oder weitern Entfernung von demselben, desgleichen die Verbreitung der Schatten, insbesondere auch die der Schlag- schatten sehr genau beobachtet werden, welches, wenn das Licht nicht bloß von einem Punkt, sondern von mehren ausgeht (und dieß ist häufig besonders bei großen Feuersbrünsten, Bivouacqs und Seetreffen, der Fall), um so mehr Nachdenken und Aufmerksamkeit erfordert, und, um der Natur getreu zu bleiben, können mehre von einander entfernte Licht- punkte oft nicht vermieden werden. Weniger Schwierigkeit findet Statt, wenn das ganze Licht nur von Einem Punkte ausgeht. Die Rauch- massen dürfen nicht zu compact und schwer gehalten werden und müssen, je höher der Rauch steigt, desto leichter und durchsichtiger seyn. Die Beleuchtung derselben richtet sich nach ihrer näheren oder weitern Ent-

Digitized by Google

fernung vom Feuer. Eben der Fall tritt bei Beleuchtung der F[illegible] und anderer Gegenstände ein. Bei Reflexen des Feuers und der [illegible] solches beleuchteten Gegenständen im Wasser darf dieser nicht z[illegible] oder gar heller als der sich spiegelnde Gegenstand selbst seyn, auch [illegible] die reflectirten Lichter nicht in scharfen Conturen, sondern müssen [illegible] richtigen Abstufungen abschneiden. Peter Breughel, Mathias [illegible] Philipp Hackert, sind die besten Meister in diesem Fach; unter den [illegible] lebenden Künstlern leistet darin Prof. Oldendorp in Schulpforte [illegible] zügliches.

Feuerpolizei, die Maßregeln, welche zur Verhütung einer Feu[illegible] brunst, wenn sie aber doch entsteht, zu ihrer Dämpfung und nach [illegible] selben zu möglichster Ersetzung des Schadens ergriffen werden. Diese sind meist durch eine eigne Feuerordnung vorgeschrieben. Sie ver ordnet gewöhnlich, daß die neu aufzuführenden Gebäude so feuer[illegible] gebaut werden, als es ihr Zweck gestattet, daß sie mit Ziegeln o[illegible] Schiefer, und nicht mit Stroh, Rohr oder Schindeln gedeckt werden, [illegible] die Schornsteine ohne Holzwerk aufgeführt werden und auch wenigstens ½—2 Schuh von allem Holz und andern leicht brennenden Dingen [illegible] fernt bleiben, daß sie 3 Fuß über den Giebel in die Höhe geführt [illegible] gehörig gefegt werden, daß alle Herde, Backöfen, Werkstätten, [illegible] Feuer handthiert wird, an ungefährlichen Orten und, so weit es möglich ist, parterre angebracht sind. Sie verbietet die Aufbewahrung gro[illegible] Quantitäten sehr feuergefährlicher Sachen, wie Pulver, Knallsilber [illegible] innerhalb der Wohnhäuser, befiehlt ebenso, Beschäftigungen, bei [illegible] leicht Feuer entstehen kann, wie Firnißsieden, Hanfdörren und [illegible] nur im Freien vorzunehmen, untersagt, auf Straßen, in Scheu[illegible] Ställen oder Höfen ꝛc. mit brennendem Licht ohne Laterne zu gehen, [illegible] daselbst Taback zu rauchen, in der Nähe von Scheunen Feuer anzu[illegible] chen oder zu schießen, empfiehlt, die höchste Vorsicht mit der Asche (b[illegible] sonders mit der Asche von Braunkohlen, Torf, wo dergl. gebr[illegible] werden) und ihrer Aufbewahrung anzuwenden, und mahnt überhaupt [illegible] höchsten Vorsicht und Aufmerksamkeit, besonders bei solchen Gewerben [illegible] Handthierungen, die eine Feuersbrunst eher als andere besorgen [illegible] z. B. bei Gastwirthen, Schmieden, Chemikern ꝛc. Die über die Feu[illegible] stalten gesetzte Behörde (Feueramt, Feuerherren, Feuercommission) [illegible] auch, daß auf die Feuerordnung gehalten wird, und hält daher [illegible] auch durch besonders dazu bestellte Feuerschauer eine Feuerschau, [illegible] eine Untersuchung, wie die Feuerordnung gehandhabt wird. Auße[illegible] sind besondere Leute (Feuerwächter, gewöhnlich mit den Nacht- [illegible] Thurmwächtern eine Person) bestellt, auf die Entstehung eines Feuers [illegible] achten und sogleich Feuerlärm zu machen. Gewöhnlich wird die Feu[illegible] brunst, sie sey in der Umgegend oder in dem Orte selbst ausgebro[illegible] von den Thürmen zuerst beobachtet und von da aus signalisirt. In [illegible] stern Falle geschieht dieß durch Stoßen in die Trompete, oder [illegible] Feuerhorn, durch Herabrufen der Gegend des Orts, wo das Feuer [illegible] durch das Sprachrohr, durch Ausstecken einer rothen Feuerfahne [illegible] Nacht mit einer Laterne) nach der Gegend hin, wo es brennt. Zuw[illegible] signalisirt man das Feuer auch durch auf hohen Punkten aufgef[illegible] Lärmkanonen. Den Ort, wo das Feuer ist, erfährt man gewöhn[illegible] durch den auf dem Thurm angebrachten Feuerzeiger. In welchen [illegible] die Spritzen und sonstigen Löschanstalten abgehen, ist nach den [illegible]

Digitized by Google

ständen verschieden. Ist in dem Orte selbst Feuer, so wird der
rm durch Anschlagen (Stürmen) der Glocken, Feuerschreien (
euerjoh!), Trommeln und Blasen der Garnison, wenn dergleich
rte ist, und durch Blasen und Schnarren der Nachtwächter ang
ei den Löschanstalten ist die Hauptsache: Ordnung, Geschwin
nd Unterordnung des Willens der Menge unter den Willen einer
gen, damit die vorhandenen Kräfte nicht zersplittert, sondern
nen Punkt gerichtet werden. Gut ist es daher, die Bürgersch
ompagnien mit Ober- und Unterofficieren zu theilen. In einer
nigen derselben sind die Zimmerleute, Maurer, Schieferdecker un
ere Handwerker vereint, die zur schnellen Demolirung von Geb
eitragen können, in andern die Schlosser, Schmiede, Tischler und
che Handwerker, welche zur Bedienung der Spritzen gehören. De
t zu Herbeischaffung des Wassers in besondern Eimern (deren
ürger einen mitbringen muß) und zu Rettungscompagnien best
etztere führen Säcke, Tragen u. dergl. mit sich, um Mobilien u.
ettende Gegenstände fortschaffen zu können. Die zur Löschung best
Mannschaft trägt ein Abzeichen beim Feuer (eine Feuercocarde,
binde um den Arm, weiße Hüte u. dgl.), die Officiere der Compa
n anderes (am besten einen weit leuchtenden Federbusch von vers
en Farben), um daran sogleich erkannt zu werden. Niemand, al
in solches Zeichen trägt, darf zum Ort des Feuers gelassen werde
Allerwenigsten darf (um Diebstähle zu vermeiden) Jemand retten
nicht zur Rettungscompagnie gehört. Militair (in dessen Ermang
Bürgerwache) besetzt die Zugänge zu dem Feuer und bewacht auc
geretteten Sachen. Die Dispositionen zu dem Löschen gehen von
aus, dessen Aufenthaltsort besonders markirt ist (am besten durch
Fahne). Er wirkt darauf hin, daß besonders die Häuser neben
Feuer, wenigstens deren Dächer, abgetragen werden. Er dirigir
Spritzen, sorgt, daß ihre Kraft nicht vereinzelt wird, sondern mehr
gleich nach einem Punkte wirken, ferner, daß nicht zwecklos ins
gespritzt wird, daß die Spritzen mehr einen Ort vertheidigen, der
nicht brennt (vgl. Feuerlöschmittel), beachtet den Windzug, di
alität, schafft sich durch Niederreißung der dieß hindernden Gebäud
gang zu dem Kern des Feuers ꝛc. Sorgfältig muß man darauf
daß die Feuerlöschgeräthe (Feuereimer, Feuerfässer, Feuerleitern, F
haken, Feuerspritzen, Feuerlöschmaschinen, Rettungsmaschinen) im
rigen Stande erhalten werden, und daß es in Feuersgefahr nich
Wasser fehle. Erstere muß man daher von Zeit zu Zeit probiren,
res im Winter aufeisen, in Sommerdürre dessen zu große Consu
verbieten und dafür sorgen, daß es wo möglich zu jeder Zeit nah
jeden Punkt einer Stadt geleitet werden kann. Wo solche polize
Vorschriften eingeführt sind und treulich ausgeführt werden, brennt
mehr als ein Haus ab, dagegen man fast wöchentlich von großen Fe
brünsten der Dörfer und kleinen Ortschaften liest, die deren erman
und auf welche sie auch nur zum Theil anwendbar sind. Den Sch
den ein Feuer anrichtet, ersetzt gewöhnlich eine wohl organisirte,
polizeilicher Aufsicht stehende Brandassecuranz (s. Feuerversicheru
Auch Collecten sind zum Ersatz des Schadens u gestatten. Vgl.
gelstein's „System der Polizeiwissenschaft" (Leipz. 1798—99, 3 B
Hartleben's „Justiz- und Polizeifama" (Stuttgart seit 1802 fg.). (
Rettungsanstalten.)

Digitized by Google

Feuerprobe, 1) die Untersuchung der Echtheit eines Körpers [illegible] Feuer; 2) s. Ordalien.

Feuerschwamm wird von einem zum Geschlechte der [illegible] schwämme gehörenden Schwamme bereitet, der in den deutschen [illegible] dungen an dem untern Theile der Bäume wächst, halbzirkelrund [illegible] und von weißgrauer, ins Röthliche fallender Farbe ist. Um ihn [illegible] Zunder zuzubereiten, beizt man ihn in einer Lauge von Urin und [illegible] klopft ihn stark, damit er weich und lederartig werde, weicht ihn in [illegible] Lauge von Asche und Salpeter ein, nach welchem man ihn [illegible] Auch fängt der Schwamm schnell Feuer, wenn man 2 Loth [illegible] Salpeter in so viel heißes Wasser schüttet, als der Schwamm zur [illegible] tigung bedarf, und ihn dann trocknen läßt.

Feuerspeiende Berge, s. Vulkane.

Feuerspritze, Maschine, mittelst welcher man einen Wasserstrahl auf einen brennenden Gegenstand treibt, um denselben dadurch [illegible] schen. Die größern Feuerspritzen sind auf einem Wagen oder [illegible] Schleife (Fahr- oder Kufenspritzen) errichtet, um sie leicht an [illegible] Orte schaffen zu können. Sie bestehen aus einem Kasten (Spritzenkumme) von Eichenholz oder Kupferblech, in welchem ein einfaches [illegible] doppeltes Druckwerk (s. d.) angebracht ist, und heißen darnach [illegible] fache oder Giebelspritzen und Doppelspritzen. Die Kolben- oder Zugstangen dieses Druckwerks werden von einer Druckstange bewegt, welche [illegible] einem eisernen Bügel über der Spritze befestigt ist. Damit 6—12 [illegible] schen an der Druckstange arbeiten können, endigt sie sich in eine [illegible] Gabel, an welcher hölzerne Quergriffe befestigt sind. Die Stiefel [illegible] das Wasser, das vermittelst eines Schlauchs (den Zubringer oder [illegible] bringer), dessen eines Ende in nahes Wasser gehängt wird, in die [illegible] tzenkumme dringt, aus derselben ein, und der niedergedrückte [illegible] treibt es aus denselben durch die Steige- und Ausgußröhre als [illegible] Strahl 40—80 Fuß hoch. Um die Gußröhre nach allen Himmelsgegenden wenden zu können, muß die Steigeröhre zwei Gelenke haben. [illegible] Theil heißt Wenderohr. Bei entferntem Wasser hat man eine [illegible] tung, wo mit einem Saug- oder Druckwerk das Wasser gehoben [illegible] durch einen Schlauch der arbeitenden Spritze zugeführt wird. Oft [illegible] dieselbe auch bloß mit Wasser aus Feuereimern gefüllt. Außer [illegible] verschiedentlich eingerichteten Fahrspritzen hat man auch tragbare [illegible] Handspritzen, die zum Löschen eines erst entstehenden Feuers, [illegible] in brennenden Essen, dienen. S. Silberschlag's „Ueber Feuerspritzen mit Anmerkungen von Busse" (Halle 1800). Die Feuerspritze war [illegible] den Alten bekannt, und Ktesibius zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus und Ptolemäus Evergetes wird als Erfinder derselben genannt. Die Feuerspritze war ein Druckwerk mit 2 Stiefeln. Die Römer [illegible] schon Schlauchspritzen, wo an die Steigröhre ein Schlauch oder [illegible] angeschraubt wird, um in engen Gassen oder Hintergebäuden, [illegible] die Spritze nicht heranfahren kann, das Feuer zu löschen. Sie [illegible] solche Sipho (Plin. 10, 42.). Im Mittelalter kommen sie zuerst 15[illegible] in den Bauamtsrechnungen zu Augsburg vor; 1655 verfertigte C. [illegible] dergl. zu Nürnberg und 1699 kamen sie in Paris in Gebrauch. [illegible] England kamen sie gar noch später, in der jetzt gebräuchlichen [illegible] mit Windkesseln versehen, wodurch ein ununterbrochener Wasserstrahl [illegible] wonnen wird, erst 170 auf. Früher hatte man nur Stoß- oder [illegible]

Digitized by Google

spritzen ohne Windkessel. Jetzt sind in Deutschland nur noch die esten vorhandenen Spritzen von dieser Art.

Feuerstein, Art des Quarzes bei Leonhard, bei Oken Sippe aus r Sippschaft Wasserkiese, besteht aus Kieselerde mit unbedeutendem satz von Eisen, wiegt nahe an 3; ist rauchbraun, matt, durchscheinig, kt vorzüglich, findet sich derb, mit ganz flachmuscheligem Bruch; er eint nie als Felsen, sondern als Knollen, Platten oder als Ueberzug Kreide, Kalkmergel an mehren Orten, ist oft Versteinerungsmasse, er auch eingewachsen in anderm Gestein; wird gewöhnlich zum Feuer schlagen gebraucht und an mehren Orten zu Flintensteinen besonders arbeitet. Die Alten bereiteten daraus Opfermesser. S. Flintenstein.

Feuertaufe (Matth. 3, 11.), die Taufe, mit der Jesus, nach hannes Vorhersagung, taufen würde; ist nach Einigen von den Wir ungen des heil. Geistes auf die Apostel, nach Andern von dem über e Juden zu verhängenden Gerichte zu verstehen.

Feuervergoldung entsteht aus der Auftragung eines Amalgama m Gold und Quecksilber auf ein metallenes Gefäß. Mehres s. in dem rt. Vergoldung.

Feuerversicherung (Brandassecuranz), bald eine vom Staate leitete Anstalt, um Ersatz für Brandschäden den Abgebrannten zu rsichern; bald übernehmen solche Privatgesellschaften gegen Prämien. er Gegenstand derselben sind hauptsächlich Gebäude; aber auch Mobilien d Waaren können, besonders bei den Privatcompagnien assecurirt werden. a, wo die Staatsverwaltung die Brandassecuranz für das Land regulirt, ird als Grundsatz betrachtet, daß jeder Eigenthümer von Gebäuden ach gewissen Verhältnissen und Taxationen daran Theil nehmen müsse. Was nun in einem gewissen Zeitraume durch Brand verloren geht, wird uf die Gesammtheit der Eigenthümer von Gebäuden vertheilt. Der erwaltungsgrundsatz ist also hier gegenseitige Garantie, die unstreitig re großen Vortheile hat. Weil die Staatsverwaltung in der Regel sich icht auf Versicherung von Waaren und Möbeln einläßt, so haben sich n den bedeutendsten Handels- und Hauptstädten Europa's große Ver ine gebildet, die auf jede Feuersgefahr und für jeden Gegenstand (Pre osen, Gold, Silber und Documente ausgenommen) Versicherung geben. ie großen Kapitalien dieser Gesellschaften, die Schnelligkeit, womit sie re Verbindlichkeiten zu erfüllen pflegen, die aufmerksame Verwaltung, egründen die Vorliebe, welche das Publikum zu diesen Instituten hat. ls das bedeutendste gilt die berühmte Phönixgesellschaft zu London. n Deutschland macht seit mehren Jahren die leipziger Feuerversicherungs nstalt bedeutende Geschäfte. Auch in Gotha hat sich in dem letzten De ennio auf Veranlassung des Kaufmanns Arnoldi daselbst eine ähnliche nstalt gebildet. Ebenso in Elberfeld.

Feuerweihe. Die katholische Kirche weiht das zum Anzünden der ampen und Kerzen zu verwendende Feuer am Charsamstage. Es wird us Kieselstein Feuer geschlagen, damit ein außerhalb der Kirche berei teter Holzstoß und von diesem eine in 3 Spitzen ausgehende Kerze (Tri ngel) mit dem dreimaligen Ausruf: Lumen Christi! und von derselben ie übrigen Kerzen und Lampen angezündet.

Feuerwerkerkunst, die Wissenschaft oder Kunst, aus Schießpulver nd andern zündbaren Stoffen künstlich brennende Figuren zu verfertigen. Sie erhält den Namen Pyrotechnie und wird in Land- und Wasser-

Digitized by Google

feuerwerkerkunst eingetheilt. Zu der ersteren Gattung rechnet man die Arten Raketen, Landpatronen, Feuerräder, brennende Sonnen, Kanonenschläge ꝛc., zu der letzteren gehören die Feuerkugeln, Wasserteufel, Igel ꝛc. Die Lustfeuerwerkerei, welche Kunstfeuerwerke bei Geburtstagen, Namensfesten, Vermählungen von Fürsten, Friedensschlüssen und andern festlichen Tagen veranstaltet, setzt man die Ernstfeuerwerkerei entgegen, welche sich mit der Bildung von Geschützpatronen, Brandkugeln, Bomben u. s. w. befaßt. Schon 1379 wurde zu Vicenza wegen des geschlossenen Friedens und 1519 zu Augsburg von Jakob Fugger, als Karl V. römischer Kaiser wurde, ein Lustfeuerwerk abgebrannt. — Die Feuerwerker mußten in frühern Zeiten die Ladung und Richtung der Mörser sowie die Kunstfeuer besorgen, wofür sie bei dem deutschen Heere unter Karl V. vierfachen Sold erhielten. Späterhin wurden sie der Artillerie einverleibt, wo sie ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, als Unteroffiziere angestellt wurden.

Feuerzeugung, eine Vorrichtung zur örtlichen Erzeugung des Feuers oder zur Erregung des Verbrennungsprocesses. Stahl und Feuerstein sind die gewöhnlichen Werkzeuge, dessen sich der Mensch zur Erzeugung jenes in seinen Folgen oft so schrecklichen Elements bedient. Der Gebrauch des Stahls und Feuersteins, als Mittel zur Entdeckung eines andern Stoffes, beruht auf dem Erfahrungsgrundsatze, daß feste Körper durch schnelles und heftiges Reiben dermaßen erhitzt werden können, daß sie sich entzünden. Die Wärmeerregung durch Reibung sucht man dadurch ziemlich befriedigend zu erklären, daß die damit verbundene Zusammenpressung des freien Wärmestoffes in einen engern Raume nothwendig eine Erhöhung der Temperatur zur Folge haben müsse. Uncultivirte Völker bedürfen des unsrigen Feuerzeugs nicht. Sie nehmen eine weichere Holzart, die an einer härtern schnell gerieben wird, und entzündet, so bedienen sich wilde Völkerschaften dieses Mittels, um dadurch Feuer zu erhalten. Unter die Menge von Beispielen, die man über die Erregung der Wärme durch das Reiben anführt, gehört auch das Feueranschlagen mit Stahl und Stein. Die Funken, die hierdurch entstehen, kommen nicht aus dem Steine, sondern von dem Stahle her. Von diesem werden durch das Anschlagen kleine Theile getrennt, die durch die schnelle Reibung glühend geworden sind. Fängt man diese Funken mit einem Papier auf und betrachtet sie dann durch ein gutes Mikroskop, so sieht man deutlich, daß es abgetrennte Stückchen sind. Der Stahl nutzt sich aber dadurch nach und nach ab, die Feuersteine schlagen sich leicht stumpf, und da der Zunder zuweilen nicht gut ist, so dachte der menschliche Geist auf die Einrichtung eines Geschwindfeuerzeugs, von dem man bis jetzt folgende Arten kennt: 1) das sogenannte mechanische Feuerzeug, in der Gestalt eines Flinten- oder Pistolenschlosses, dessen aufgezogener, mit einem Flintenstein versehener Hahn die Pfanne aufschlägt und den darin befindlichen Lumpenzunder zum Glimmt. 2) Das pneumatische Feuerzeug, das in seiner Einrichtung einer Compressionspumpe gleicht, wo durch heftiges Zusammenpressen der Luft ein Stück Zunder entzündet wird. Die Kosten, welche dieses Geschwindfeuerzeug gewährt, stehen mit dessen Bequemlichkeit in großem Mißverhältnisse. 3) Das elektrische Feuerzeug (Elektrophore, Luftpumpen, Luftzünder, Tachypyrien, Zündmaschinen). Die Einrichtung desselben besteht aus einem auf dem Boden der Maschine

Digitized by Google

hten elektrisirten Elektrophor, mit dem dazu gehörigen Deckel und
m mit Wasserstoffgas gefüllten Gefäße. Durch die Drehung eines
ns wird dieser Deckel in die Höhe gezogen und gibt nun einer da-
t angebrachten Kugel einen Funken ab, der dann das aus der engen
fnung des Hahns herausfahrende Wasserstoffgas entzündet und wo-
ch ein vorgehaltenes Licht angesteckt werden kann. Dieß u. d. N.
rstenberg'sche Lampe bekannte Werkzeug ist von Fürstenberger in
sel erfunden und zuerst 1780 von Fr. Ludwig Ehrmann in Stras-
g beschrieben. Aber noch früher, nämlich 1773, beschrieb Brander
Augsburg seine elektrischen Lampen, die von den Fürstenberg'schen
schieden waren. Ingenhouß hat diese Maschine bedeutend verbessert.
e von dem Mechanicus Hoffmann zu Leipzig angegebene Einrichtung
rd für die beste gehalten. In neuern Zeiten hat man den Mechanis-
s dieser Maschinen noch hin und wieder verändert, aber nicht wesent-
h verbessert. 4) Das Phosphorfeuerzeug. Man bedienet sich
s Phosphors wegen seiner leichten Entzündlichkeit zu Bereitung eines
nellen Feuerzeuges, das am besten auf folgende Art bereitet wird:
an nimmt ein etwas starkes gläsernes Fläschchen, erwärmt es im
armen Sande und bringt dann ein Stückchen Phosphor hinein, den
an mit einem heißen Draht entzündet, und bläst mit einem Löthrohre
ft hinein, wodurch der Phosphor größtentheils in ein gelbrothes Oxyd
rwandelt wird. Sowie die Entzündung des Phosphors aufhört, bringt
an einen neuen Antheil Phosphor hinein und verfährt auf die ange-
ebene Art. Dann erhitzt man das Fläschchen noch einige Zeit und
hüttet etwas frischgebrannte Talkerde hinein, um das erzeugte Phos-
phoroxyd damit zu bedecken, und verstopft das Fläschchen. Will man
euer anmachen, so steckt man ein gewöhnliches Schwefelhölzchen in das
läschchen, fährt damit an dem Oxyde hin und her und zieht es dann
hnell heraus, worauf es sich entzündet. So lange noch ein Atom Phos-
phoroxyd in dem Fläschchen ist, so lange wird sich das Schwefelhölzchen
och entzünden, weil die gebrannte Talkerde immer alle entstehende
feuchtigkeit und Säure, die das Entzünden erschweren, absorbirt. 5)
Das galvanische Feuerzeug Wollaston's. Man befestigt in
inem, an beiden Enden offenen, etwas plattgedrückten silbernen Schnei-
ersingerhut ein isolirtes Zinkplättchen; läßt Drähte vom Zink und vom
Silber sich erheben, welche durch ein kurzes, sehr dünnes Stückchen Pla-
indraht mit einander Gemeinschaft haben; taucht nur den Fingerhut in
erdünnte Salpetersäure, und der Platindraht wird in einem solchen
Grade glühend, daß man Zunderschwamm daran anzünden kann. Auch
echnet man unter die Arten der Geschwindfeuerzeuge 6) die Zündfidi-
us. Sie bestehen aus 4 bis 5 Zoll langen und etwa 1 Zoll breiten
Papierstreifen, deren jedes Ende mit einer Schwefelmasse überzogen ist,
mit welcher ein über das Papierende hervorstehendes Streifchen eines
eicht entzündlichen Feuerschwamms fest vereinigt ist. Den Schwamm
chlägt man auf der Kante eines Feuersteins an; der glimmende
Schwamm entzündet die Schwefelmasse und diese entflammt das Papier,
um daran wieder einen andern Gegenstand, Luft ꝛc. anzuzünden. 7)
Das chemische Feuerzeug, s. Eupyrion (Schnell- oder Gutfeuerzeug).
Die neuesten sind 8) die Platinfeuerzeuge, für welche die von Döbe-
reiner 1823 gemachte Entdeckung benutzt ist, daß, wenn man Wasser-

Digitized by Google

stoffgas auf staubförmigen Platin durch eine schickliche Vorrichtung ... strömen läßt, sodaß der Strom desselben sich vor der Berührung ... Platins mit atmosphärischer Luft vermischt, welches geschieht, wenn ... Ende der Gasleitungsröhre 1—2 Zoll hoch von dem Platin entfernt ... steht, so wird der Platin fast augenblicklich roth- und weißglühend ... bleibt dieß, so lange das Wasserstoffgas ausströmt. Ist der Strom ... stark, so entflammt das Wasserstoffgas, besonders, wenn dieß schon ... Reservoir mit etwas atmosphärischer Luft vermischt worden ist. So ... durch bloße Einwirkung zweier Körper, wovon der eine der leichteste ... und der andere der schwerste unter allen bekannten Körpern ist, Feuer erzeugt. Dieses Feuerzeug kann sehr gut statt des elektrischen Feuerzeugs benutzt werden. S. Gilbert's „Annalen" 1824, St. 1.

Feuillants, s. Bastide de Feuillants.

Feversham, eine englische Stadt in der Grafsch. Kent, an einem in den Ostwale gehenden Canale, mit 672 Häus. und 5500 Einw. ... Ort ist sehr alt, und schon 1147 gründete hier König Stephan ... Abtei, wovon noch jetzt die Trümmer zweier Pfortenhäuser ... sind. Hier ist eine Pfarrkirche, eine freie Grammatikal- und zwei ... mentarschulen, ein Kaufhaus, einen Gesellschaftssaal und ein ... große Pulvermühlen (jährlich 13.000 Centner) und eigne Austernzunft mit Major u. a. Officieren, Handel mit Austern, Getreide, ... Schifffahrt.

Feyerabend, eine in der Kunst- und Literaturgeschichte des ... Jahrh. berühmte Familie zu Frankfurt a. M. 1) Johann, Holzschneider, bezeichnete seine Werke mit den beiden Anfangsbuchstaben ... Namens und soll ein neues Testament in latein. Sprache mit ... schnitten verziert haben. 2) Hieronymus und 3) Johann, ... ausgezeichnete Buchdrucker. 4) Christoph, Verdeutscher der ... mentarien von Julius Cäsar (Frankf. 1565, 1588, 1620 Fol.) ... Sigismund, geb. 1527, genoß einen sehr gelehrten Unterricht ... bildete sich zu einem geschickten Zeichner, Holzschneider und Buchdrucker. Durch seine rastlos thätigen Bemühungen wurde seine Druckerei ... ersten in Deutschland, aus der viele treffliche Ausgaben alter Schriftsteller (z. B. Livius mit saubern Kupfern, 1568, Fol.) hervorgingen. Nebstdem war er einer der größten Buchhändler seiner Zeit. Eine zahlreiche Anverwandtschaft leistete ihm bei seinen Unternehmungen die thätigste Hülfe, und er setzte sich zugleich mit den beliebtesten Künstlern in Verbindung, welche ihm Zeichnungen und Holzstücke für seinen Verlag lieferten. Er selbst hat, nach Pavillon, in der bei ihm 1569 ... erschienenen Bibel mehre mit S. F. bezeichnete Blätter verfertigt. ... spricht er von „Icones novi testamenti arte et industria singulari ... pressae" 1571, 4.), worin sich Kupferstiche von diesem Künstler finden sollen. W. Solis, Jost Amman, Borberger, Ch. und T. Stimmer, Ch. Maurer u. A. standen in seinen Diensten. Herausgegeben hat Sigismund folgende Werke: 1) „Annales seu historia rerum belgicarum a diversis ad haec usque nostra tempora conscriptae et deductae" (Frankf. 1580, 2 Bde., Fol.); 2) „Monumenta illustrium eruditione et doctrine virorum figuris artificiosissimis expressa" (ebend. 1581, Fol.). Er gab ferner auf seine Kosten das „Gynaeceum", eine Sammlung von Frauentrachten, heraus. — 6) Karl Sigismund ... 1580 seinem Vater in demselben Gewerbe. Er hat mehre Kupferwerksammlungen erscheinen lassen.

Digitized by Google

Fez oder Feß, die vorzüglichste und schönste Stadt in der
erberei, die Hauptstadt im Königreich Fez, das zu dem moha
eiche Marocco (s. d.) gehört, mit über 80.000 Einw., in eine
ügeln umgebenen Thale. Ein kleiner Fluß (Feß oder Perle
eilt die Stadt in Alt- und Neufez. Trotz ihrer hohen Mauer
hürme mag sie doch wenig fest seyn. Da sie mit Kanälen durch
n ist, so sind die schmalen Straßen, welche oft kaum für 2 Me
latz haben, doch ziemlich rein. Sie hat 200 Moscheen, unter n
e Elkarein die vornehmste und mit Springbrunnen, Marmorp
nd Glaslampen versehen ist; eine mohammed. hohe Schule, mi
r Afrika bedeutenden Bibliothek (über den Zustand der arabisch
ratur in Fez s. des Spaniers Ali Bey's „Reise in Marocco, s
s. w. 1803 und 1807") und 200 Karavanserais oder Herb
elche Zahl auch wohl morgenländisch angegeben ist. Man tr
eisten europäischen Handwerke und verfertigt vorzüglich die im
nlande so beliebten wollenen Mützen, Flore, seidene Stoffe u
old und Seide durchwirkten Gürtel. Die meisten Handwerker
i Quartieren beisammen, selbst sogar die Wäscher für wollen
inenes Zeuch. Die Kramladen stehen auf einem Platze beisamm
nd schlechte Buden. Der Handel ist sehr bedeutend, daher au
rt Börse (Fondak) für die Kaufleute sich findet. Starke Kar
hen von hier nach Oberguinea, auch nach Mekka und Medina
ltfez darf kein Christ oder Jude ohne besondere Erlaubniß hinein
s sind hier viele Heilige begraben, welche durch den Eintritt de
eschimpft würden. Die Gegend umher ist fruchtbar an Getreide,
n und Waldungen; der kleine Fluß gibt Fische und Perlen;
ndet sich, kaum 6 Meilen weit entfernt, in großer Menge in G
Noch liegen im Königreich Fez die kaiserl. Residenzstadt Mekine
Hafenstädte Tetuan, Tanger, Larasch, wo im Juni 1829 östreich.
chiffe einen Angriff versuchten und die Küste blockirten, um weg
genommener östreich. Handelsschiffe Genugthuung zu erhalten.
ie spanischen Presidios, s. Ceuta.

Fezzan (Fásan Fessan), Reich in Nordafrika, im Südw
Tripolis, fast ganz von kahlen Gebirgen umgeben, eine große
Ebene, durch viele Quellen fruchtbar. Das Klima ist vom Ap
November drückend heiß, und nur durch Nord- und Westwinde
bert; der Regen ist äußerst selten. Zu den Produkten gehören:
mineralisches Alkali (Trona genannt), Gerste, Mais, Südfrüchte
Hengewächse, Palmbäume, Kalebassen, Gurken, Bollen, Hausthie
sonders braune Schafe mit breiten Schwänzen; Antilopen, Strauße,
ktos, Rindvieh, Ziegen, Kameele, Hühner ꝛc. Die Einwohner (T
150.000, nach Andern nur 75.000, sind ein Gemisch von Arabe
Negern, dunkelschwärzlich, gut gewachsen, aber schwächlich und s
reinlich, sprechen ein verderbtes Arabisch, sind mohammedanisch
heidnischer Religion, treiben Viehzucht, Ackerbau und Handel mit
staub, Sennesblättern, Datteln, Sklaven ꝛc. nach der Seeküste,
lis, Kashna, Burnu und Kairo. Der Sultan, ein Scherif, gibt
einen Abkömmling Mohammeds aus, schickt dem Dey von T
jährlich einige Geschenke an Sklaven und Goldstaub und wohnt
Hauptstadt Mursuk, außer der man über 100 Städte und Dö
Lande zählt.

Digitized by Google

F.F. ff 1) (fortissimo), in der Musik sehr stark, singen oder spielen. Daher figürlich: aus dem Ff, z. B. Jemand schlagen; 2) so viel wie Pandekten, durch Irrthum wohl entstanden aus L. L. (liber legum, d. i. so viel wie Pandekten).

Fi, in der Musik beim Solfeggiren der Franzosen der Ton f.

Fiacre, in Paris und jetzt auch in andern Orten, ein Lohnkutscher, dessen Fuhrwerk, welches unter polizeilicher Aufsicht steht, einen festgesetzten Preis hat, sich auf die Stadt und deren nächste Umgebung beschränkt und, sobald es nicht gedungen ist, zur Bequemlichkeit der Einwohner auf den öffentlichen Plätzen der Stadt hält. Der Name soll daher stammen, weil zu Paris ums Jahr 1650 der erste Lohnkutscher Nicolaus Souvage auf der Straße St.-Martin in dem Hotel de Saint wohnte, einem Hause, das auch das Bild des Heiligen dieses Namens (Sohn des Königs von Schottland, Eugen IV., starb 670) über der Thür trug.

Fiat justitia et pereat mundus, „die Gerechtigkeit muß siegen und sollte die Welt darüber zu Grunde gehen", Wahlspruch eigenwilliger, auch ominöser Juristen, denen man umgekehrt entgegnen könnte: „die Welt muß siegen und sollte die Gerechtigkeit darüber zu Grunde gehen".

Fibel heißt jedes Buch, das den Kindern die Bilder der Buchstaben und die Aussprache der zusammengesetzten Buchstaben, d. h. lesen lehrt. Schon dieser erste Unterricht wird jetzt benutzt, den Kindern materielle Kenntnisse mitzutheilen.

Fiber, Fibern, die feinen Fasern oder zarten Fäden, aus welchen die festen Theile der Thier- und Pflanzenkörper zusammengewebt sind. Je mehr sich diese Fäden theilen lassen, desto fester ist ihre Textur und desto fähiger sind sie, eine starke Last zu tragen, ehe sie brechen. Im thierischen Körper sind vorwaltend Fiberform zeigende (fibröse) Theile: Knochen, Muskeln, Gefäße, Nerven; doch werden in dem von Bichat und mehren Neuern aufgestellten fibrösen Systeme diese als Theile von ausgezeichneten Charakteren davon ausgeschlossen und darunter nur solche befaßt, die bei einfachem Bau sich leicht in Fibern zerlegen lassen, wie die Knochenhaut und mehre andere Häute.

Fichte, in botanischer und forstwirthschaftlicher Hinsicht. 1) Begreift man damit überhaupt das Pflanzengeschlecht Pinus, also auch die darunter als Kiefer, Tanne, Ceder, Lerchenbaum (s. d.) begriffenen Waldbäume, meist dann mit Beisätzen, wie Kiefernfichte, die Kiefer usw.; 2) auch ohne Beisätze, aber fälschlich die gemeine Kiefer und die gemeine Tanne; 3) insbesondere und richtiger ein Nadelholzbaum, der unter verwandten, wie besonders auch der Kiefer und der Tanne, dadurch sich charakterisirt, daß die Nadeln rund um die Zweige stehen, wodurch die damit belaubten Zweige cylindrische Form bekommen. Zu besondere gehören dann als Arten hierher: 1) die gemeine Fichte (Rothfichte, Roth- oder Schwarztanne, Pinus picea), bloß in nördl. Gegenden von Europa und Asien bis zum 60° N. Br. wachsend; Blätter dick, grün, schmal, vierseitig, ½ Zoll lang, zugespitzt, steif, stechend, am Ende etwas krumm gebogen; die Blumen erscheinen Ende Mai's oder Anfang Junius; die männlichen gleichen beim Ausbrechen einer Erdbeere; die anfänglich rothe Farbe wird später zu einer gelblichen; die weiblichen und schon in dem vorherigen Jahre an den Spitzen der Zweige als kur-

Digitized by Google

äunliche Knospen da und brechen mit den männlichen in etwas größe-
n, länglichen, zugespitzten, röthlichen Kätzchen von der Gestalt der
achherigen Zapfen hervor. Diese sind erst röthlich, werden aber später
:aun, 5 Zoll lang, 1½ Zoll breit; sie hängen an den Zweigen nie-
rwärts und reifen im October und November, obgleich sie die schwärz-
chen mit breiten, gelbbraunen Flügeln besetzten Samen erst in den
armen Monaten des folgenden Jahres ausfliegen lassen. Die Rinde
:s Stammes ist braunroth und bekommt mit zunehmendem Alter des
aums immer mehr Risse. Das Holz ist weiß, leicht und sehr harz-
ich. Bloße Varietäten sind Fichten mit hellern Blumen (aus Schwäche
:s Baums) und mit weißgrauer Rinde (von einem sie überziehenden
rten Steinmoose). Die Fichte pflanzt sich leicht durch ihren Samen
rt. Man sammelt dazu die (nicht in allen Jahren häufigen) Zapfen
n (am besten im Winter) und säet sie im April aus. Bei nicht zu
eiter Entfernung von einander werden Fichten 80—100 Fuß und drü-
r hoch; stehen sie aber weitläufig, so wachsen ihre Aeste mehr seit-
ärts (werden, wenn ihre Zweige den Boden berühren, rauhe Fichte).
Sie lieben gebirgiges, steiniges Land; in fettem Boden wachsen sie
war schnell (in 60—70 Jahren bis zur vollen Höhe), aber der Stamm
ibt ein mürbes Holz und wenig Harz, ist roth und fault bald in der
Ritte. Ihr Alter dauert bis 400 Jahre, am besten aber werden sie in
inem Alter von 60—150 Jahren gefällt. Weil sie sehr kurze Pfahl-
urzeln haben und bloß durch ihre starken Nebenwurzeln gehalten werden,
:iden sie durch Sturmwind leicht. Ihr größter Feind ist der Borken-
äfer und die Fichtenraupe. Ein Vortheil, den die Fichten noch im
Balde geben, ist die Gewinnung des Harzes (Fichtenharzes, woraus
as Pech und Colophonium gewonnen wird), durch Aufreißen und An-
auen der Stämme; ein starker Baum liefert jährlich bis 30 Pfund
)ech, doch nicht ohne Nachtheil für seinen kräftigen Wuchs. Auch fließt
on selbst ein an der Rinde verdickendes Harz, gemeiner Weihrauch,
us. Auf magerm Boden völlig ausgewachsene Fichten mit engen und
nwendig durchaus weißen Holzrinden geben ein gutes Bauholz, das als
Balken größere Lasten trägt als Eichenholz; doch nimmt man es bei
umpfig und feucht liegenden Gebäuden nicht gern zu Schwellen. Auch
enutzt man die großen Stämme zu Mastbäumen. Aus den jungen und
chwachen Bäumen macht man Hopfenstangen und Latten; Schindeln dar-
us dauern 18—25 Jahre. Aus den stärkern macht man Sägeblöcke,
m Bretter daraus zu schneiden, welche den Vortheil haben, sich leicht
nd fein hobeln zu lassen. Als Brennholz hitzt es schnell, doch nicht
achhaltend. Die Kohlen davon stehen denen der Kiefern nach. Auch
ird es zu Gefäßen, Eimern, Gelten, Schachteln und andern leichten
)ausgeräthschaften, auch zu musikalischen Instrumenten (als Resonanz-
öden) benutzt. Aus den Wurzeln machen die Lappen, nachdem sie sie
urch Kochen vorbereitet haben, Stricke und Körbe, aus der Rinde leicht
u transportirende Kähne. In Schweden wird der im Mai unter der Rinde
efindliche markige und süße Splint gegessen; bei fehlendem Heu dienen
ie Nadeln mit Hafer den Pferden zur Winterfütterung. Aus den
Stöcken, nach Abhauen des Stammes und der Wurzeln, wird durch
Verbrennen, wie aus den andern gemeinen Nadelhölzern, Theer, Pech,
Ruß u. s. w. gewonnen. b) Weiße Fichte, wegen weißer Rinde (p. ca-
nadensis), ist, wie p. alba und p. americana, in Nordamerika eine sehr

Digitized by Google

vorzügliche Holzart, kommt auch bei uns fort und ist wegen ihrer [illegible]ken Zweige, welche im ersten Jahre gewöhnlich bogenartig herabhängen, eine Zierde in Lustwäldern. c) Schwarze Fichte (p. nigra), aus Nordamerika, mit schwärzlicher Rinde; verträgt gleichfalls unser Klima.

Fichte (Johann Gottlieb), geb. zu Rammenau bei Bischofswerda in der Oberlausitz 1762, verdankte seine erste Erziehung der Unterweisung eines Hrn. v. Miltitz. Nachher erhielt er in Schulpforte eine classische Bildung und studirte zu Jena, Leipzig und Wittenberg. Dann lebte er einige Jahre in der Schweiz (zu Zürich als Hauslehrer), wo er Pestalozzi's Freund war, und in Preußen, wo er in Königsberg den Umgang Kant's genoß. Sein „Versuch einer Kritik aller Offenbarung" (Königsb. 1792), der allgemeine Aufmerksamkeit erregte, verschaffte ihm 1793 den Ruf als ordentl. Professor der Philosophie nach Jena, und er war eine der ersten Zierden dieser Universität während ihrer glänzendsten Zeit. Ohne seinen Namen erschienen 1793 2 Hefte von s. „Beytrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franz. Revolution" (435 S.). In Jena machte er u. d. N. der Wissenschaftslehre ein philos. System bekannt, welches er früher auf dem Kantischen fortbaute, von welchem letztern er aber nachher sich immer weiter entfernte. Wegen eines in das von ihm herausgeg. „Philos. Journ." (B. 8, H. 1) eingerückten Aufsatzes: „Ueber den Grund unsers Glaubens an eine göttliche Weltregierung", fiel er in den Verdacht einer irrigen Denkart, wodurch eine Untersuchung veranlaßt wurde, welche bei der aufgeklärten, milden weimarschen Regierung keine nachtheiligen Folgen für ihn gehabt haben würde, wenn er nicht mit Niederlegung seiner Stelle gedroht hätte, die seine strenge Wahrheitsliebe ihm zur Pflicht machte, worauf er seine Entlassung erhielt. Er fand eine freundliche Aufnahme im preuß. Staate, lebte einige Zeit in Berlin, und ward im Sommer 1805 Professor der Philosophie in Erlangen, mit der Erlaubniß, den Winter in Berlin zuzubringen. Während des franz.-preuß. Krieges ging er nach Königsberg, wo er eine kurze Zeit Vorlesungen hielt, kehrte aber nach hergestelltem Frieden nach Berlin zurück. Mit seltenem Muthe trat er 1808, in der von Franzosen besetzten Stadt, als echter deutscher Mann auf, hielt seine „Reden an die deutsche Nation" (Berl. 18[illegible]) und verkündigte schon damals den Kampf des guten Princips mit dem bösen, den wir hernach so herrlich in die Wirklichkeit übergehen sahen. 1809 ward Fichte bei der neu errichteten Universität als Professor der Philosophie angestellt. Er starb zu Berlin am 29. Jan. 1814 am Nazarethfieber, dem seine Gattin (die sich der Pflege der Blessirten unterzogen) eben entgangen war, im 51. Jahre seines Alters. Den Geist zu erheben über Körper und Sinnlichkeit, nur des Geistes Leben als wahres Leben, alles Andere als Scheinleben darzustellen, und dadurch das Gemüth zu entflammen zu höchster Reinheit, Tugend und Selbstverleugnung, das war sein tägliches Streben als Lehrer und Schriftsteller, und was ihm so herrlich gelang in den jungen Gemüthern, nicht bloß durch die ihm ganz eigene Kraft des Gedankens und der Sprache, sondern mehr noch durch die Gewalt seines ganzen Seyns, dadurch, daß er es nicht bloß sagte, sondern war. Denn was diesem außerordentlichen Geiste die Krone aufsetzte, war ein Herz, wahr und rein und empfindlich für alles Schöne und Gute, eine unerschütterliche Rechtschaffenheit, die höchste Wahrheitsliebe und wahrer Heldenmuth in Vertheidigung der

Digitized by Google

lben, die bei der Festigkeit seiner Ueberzeugung und bei der Abgeschlos-
nheit seines Charakters jedoch oft in Eigensinn, Hartnäckigkeit und
issenschaftliche Unduldsamkeit ausartete, was ihm nicht selten große Un-
nehmlichkeiten und Feindschaft zuzog. Sein immer auf das Höchste
nd Ewige gerichtetes Streben wird vielleicht erst in einem spätern
ahrhundert volle Anerkennung finden. Die von ihm vorgetragene
Wissenschaftslehre machte in deutschen philosoph. Schulen eine Zeit lang
Epoche, indem sie darauf ausging, an die Stelle des in den beiden letz-
en Jahrzehnden des vorigen Jahrh. vorwaltend sich geltend machenden
Kant'schen kritischen Systems zu treten, die darin vermißte Einheit her-
ustellen und die Vernunft in Hinsicht des schwierigsten Problems, wie
nsere Vorstellungen mit den Gegenständen zusammenhängen, zu befrie-
igen. Die Grundzüge dieser idealistischen Philosophie folgen hier meist
mit den eigenen Worten ihres, an herrlichen und originalen Gedanken,
ls auch an paradoxen Behauptungen reichen Schöpfers. Nach Fichte
xistirte nichts Wirkliches, als das Ich oder der Geist. Die Welt ist
hm ein durchaus nichtiges, ganz und gar vernunftloses, ungöttliches
Scheinwesen, bloß Hemmung und Schranke des sich ins Unendliche fort-
entwickelnden Geistes. Aber wir können sie nicht hinwegdenken; so fern
wir an unsern Geist glauben, müssen wir auch an die Welt glauben.
Wissen können wir nur von unserm Wissen. Das Ich (die Vernunft)
setzt sich selbst, und dieses Setzen an und für sich ist der Grundcharakter
des Ichs. Die Welt ist dem Ich schlechthin entgegengesetzt als ein
Nicht-Ich. Dieser Gegensatz aber verschwindet in dem absoluten Ich,
das über dem gemeinen in der Erscheinung gegebenen Ich steht, und zu
welchem sich Letzteres wie ein in der Erfahrung gegebener Punkt zu dem
mathematischen Punkte verhält. In dem absoluten Ich fallen Subjectives
und Objectives in Eins zusammen, indem dieselben nichts sind als
Formen des Seyns, unter denen das schlechthin Eine erscheint. Die-
ses Letztere ist, wie der mathematische Punkt, nur im Gedanken vorhan-
den, aber nöthig zur Erklärung des Ichs der Erscheinung. Der Mensch
trägt die Idee des schlechthin Einen (Absoluten) in sich, und sie begei-
stert ihn zur reinen Tugend, ja jede Begeisterung des Lebens ist ein
Werk derselben. — Da nach dieser Lehre die Welt nur als vom Ich
gesetzt, nicht als erschaffen gedacht wird, so kann in ihr von einem Gott-
Weltschöpfer nicht die Rede seyn. Gott ist die moralische Weltordnung.
Das Göttliche kann nur geglaubt, nicht erkannt werden; dieser Glaube
ist ein bloß moralischer und wird zur Abgötterei, wenn er mehr ent-
hält als aus dem bloßen Moralbegriffe gefolgert werden kann. Der
wahre Atheismus aber besteht darin, daß man über die Folgen seines
Handelns klügelt, der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorchen will,
bis man den guten Erfolg vorherzusehen glaubt, so seinen eignen Rath
über den Rath Gottes erhebt und sich selbst zum Gotte macht. — Nicht
ganz übereinstimmend mit dieser ältern Lehre Fichte's ist seine neuere
Ansicht, die er in mehren spätern Schriften, besonders in der „Anwei-
sung zum seligen Leben" dargelegt hat und die auf folgende Grundsätze
hinausläuft. Alles Seyn ist lebendig, und es gibt kein anderes Seyn
als das Leben. Außer Gott ist kein Seyn. Alles Philosophiren muß
beginnen mit der göttlichen Idee. Daß ein Gott ist, leuchtet dem nur
ein wenig ernsthaften Nachdenken über die Sinnenwelt ohne Schwierig-
keit ein. Die Liebe und die in Gott sich selbst vernichtende Reflexion

Digitized by Google

sind das Höchste. Auf die Moral läßt sich nichts Reelles bauen. Da nachdem das klare und lebendige Denken aus der Welt verschwunden hat man die Bedingung des seligen Lebens in die Tugend gelegt, und auf wildes Holz edle Früchte gesetzt. — Zu den vorzüglichsten Anhängern der Fichte'schen Philosophie (Fichtianer) gehören Forberg, Niethammer, Reinhold, Schad, Abicht, Mehmel u. A.; doch fand sie auch vielen Widerspruch, besonders von den Kantianern. Auch ist sie dem Schicksal aller philosophischen Systeme nicht entgegen, ungeachtet ihres imponirenden Auftretens sich nicht behaupten zu können; doch hat sie einen großen Einfluß auf die Zeit gehabt, der noch nicht erloschen ist, und ihr gebührt besonders das Verdienst, der ernsten Richtung auf das Uebersinnliche Förderung geleistet zu haben. Wir nennen noch aus Fichte's Schriften: „Grundriß der gesammten Wissenschaftslehre" (Jena 1794, 3. Aufl. 1802); „Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten" (ebend. 1794); „Grundlage des Naturrechts" (2 Thle., Jena 1796—97); „System der Sittenlehre" (Jena und Leipzig 1798); „Die Bestimmung des Menschen" (Berlin 1800, 2. Aufl, 1825); „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" (ebend. 1802); „Vorlesungen über das Wesen des Gelehrten" (Berlin 1806); „Die Wissenschaftslehre in ihrem ganzen Umfange" (ebend. 1810); „Die Thatsachen des Bewußtseyns" (Stuttg. 1817); „Die Staatslehre" (ebend. 1820). Zu seinen weniger streng wissenschaftlichen Werken („Reden an die deutsche Nation", „Grundzüge ꝛc.") hat Fichte ein noch nicht erreichtes Muster deutscher Prosa aufgestellt. Sein Sohn, Immanuel Hermann, hat sich ebenfalls der Philosophie gewidmet und „Beiträge zur Charakteristik der neuesten Philosophie" (Sulzbach 1829), auch „J. G. Fichte's Leben, beschrieben und mit einer Sammlung ungedruckter Briefe und Aktenstücke" herausgeg. (2 Thle., b. Cotta, 1830).

Fichtelgebirge, eine 6 Meilen lange und 4 Meilen breite Bergreihe, welche sich über das Baireuthische (baierscher Obermainkreis) und die Oberpfalz erstreckt. Ihr Hauptzug zieht sich ganz um die obere Eger bis unterhalb Hohenberg und bildet ein großes Thal, den obern Egerkessel, in welchem rechts der Eger auch die Rösla fließt. Von diesem kreisförmigen Hauptzuge liegt südlich gegen Baireuth und Neustadt am Kulm noch ein großer Theil der höchsten Gebirgsmasse. Der Abfall des Gebirges ist gegen Südosten, Süden und Südwesten steil, nach allen andern Seiten hin allmählig. Es ist bis auf die Gipfel der höchsten Berge stark mit Nadelholz, besonders mit Fichten bewachsen, daher der Name; aber zwischen den Wäldern ist es fast bis auf die höchsten Punkte angebaut und bewohnt, nach allen Seiten wegsam und zugänglich. Bisweilen zeigen sich Granitblöcke, Felsen und Steinmassen, oder so Moräste und Sümpfe, besonders auf der sogenannten Seelohe, einer flachen breiten Senkung zwischen Ochsenkopf, Schneeberg und Farrenkopf. Der hier befindliche Fichtelsee ist jetzt nur noch ein Moraß. Der westliche Theil des Gebirges ist der höchste und von hier aus fließen bedeutende Nebenflüsse nach den vier Hauptgegenden (Main, Saale, Eger, Naab). Die Gebirgsberge sind alle rund mit flachen Kuppen, allmählig ansteigend. — Drei Gebirge: das Erzgebirge, der Böhmerwald und der Thüringer-Wald, gehen von dem Fichtelgebirge aus, schließen sich aber nicht unmittelbar an dasselbe an, sondern sind mit ihm verbunden durch Zwischenzüge, welche bedeutend niedriger sind als

Digitized by Google

ebirge selbst, sodaß sich das Fichtelgebirge von allen Seiten zusehends hebt. — Es ist reich an Mineralien, z. B. Eisen, Vitriol, Schwefel, upfer, Blei, Marmor. Bei Wunsiedel sieht man auf einer Anhöhe eses Gebirges die Lurenburg, worauf das zerstörte Raubschloß Rudolfein gestanden. Die höchsten Spitzen sind: der Kösseln, südlich von Wunsiedel, 3204; der Farnleiten, westlich von Wunsiedel, 2900; der chsenkopf, 3308; der Schneeberg 3366; der große Waldstein, nördch vom Schneeberge, 3045; der Epprechtsstein, weiter nordöstlich, 2837, r große Kornberg, weiter östlich, 2866 Fuß. — 2) Der kleine ichtelberg bei Wiesenthal, der höchste Berg (3731 var. F.) im achsischen Erzgebirge. Auf ihm entspringen die Zschopau, Mitweida ꝛc., e schöne Wasserfälle bilden. S. Helfrecht's „Beschreibung des Fichtelbirges" (2 Thle., 1799), und die „Physikal. statist. Beschreibung des ichtelgebirges von Goldfuß und Bischoff" (Nürnb. 1817, 2 Thle.). — uch heißt 3) Fichtelberg ein Bergamt im baierschen Oberdonaureise, Landgericht Kemnath. Die Hauptarbeiten geschehen im Dorfe ottesgab, wo auch der Hochofen steht; die drei Hammerwerke sind zu ber-, Mitter- und Unterlind; sie verarbeiten jährlich 2800 Ctr. Rohsen. Die Drahtmühlen sind zu Warmensteinach, sowie die 2 Paterlütten, wo Glaskugeln und vorzüglich gläserne Knöpfe von verschiedenen arben in ungeheurer Menge bereitet und ausgeführt werden. Zu dem ergbezirk gehören 10.000 Morgen Waldung.

Fichtenraupen, die Raupen, welche durch Abfressen der Nadeln en Schwarzholzwäldern gefährlich werden; dahin gehören die Raupen vom Fichtenschwärmer, vom Fichtenspinner, von der Nonne u. a. Die on der lasiocampa pini erscheint zu verschiedenen Jahreszeiten, vereehrt sich ungeheuer, frißt die Mastriebe weg, wodurch die Bäume einehen (1792 wurden 60.000 Morgen Kiefernwald durch sie verdorben); ie von phalaena pityocompa werden 1½ Zoll lang, sind auf dem Rücken grau, fuchsrothhaarig, unten graulich weiß, haben 16 Füße, riechen im August aus, überwintern gemeinschaftlich, überziehen die ichten und Tannen mit seidenartigem Gespinnst, worunter sie sich vereergen und regelmäßig aus- und einziehen; werden durch ihre Haare efährlich; die der Nonne haben breit gedrückten Körper, der mit beaarten Warzen besetzt ist (die hinter dem Kopfe haben die längsten Haare), sind weißlich, braunroth gemischt mit kreuzförmigen Zeichnungen, aben bräunlich grauen Kopf, sind aber auch verschieden in Farbe; riechen im August aus, fressen Alles (nicht Nadelholz allein, sondern uch Laubbäume) ab, bisweilen auch die dürren Nadeln (verwüsteten 1796 u. f. im Reußischen und in den umliegenden Ländern 5 Mill. Stämme), vermehren sich ungemein. Gegen die Verwüstungen dieser Raupen hat man sich durch Abbrennen der angefressenen Wälder, durch Räuchern, durch Ziehen von Gräben, durch Abschaben des Mooses von en Bäumen (wodurch wenigstens Puppen verdorben werden), durch Ablesung der Gespinnste und Raupen u. dgl. zu schützen gesucht, aber elten mit ganz erwünschtem Erfolg. Die Natur setzt diesen Verwüstungen durch eine unzählige Menge Raupentödter, Schlupfwespen und andere Raupenfeinde, die mit ihnen gewöhnlich kommen, das sicherste Ziel.

Ficinus (Marsilius), Arzt, Philosoph und Theolog von ausgezeichnetem Ruf, geb. 1433 zu Florenz, wo sein Vater Leibarzt des ältern Cosmus von Medici war. Frühe verrieth er seltene Talente, weßhalb

Digitized by Google

ihn Cosmus in den alten Sprachen unterrichten ließ. Später bediente er sich seiner zur Stiftung einer Platonischen Akademie (um 1462). Ficinus lehrte an derselben mit großem Beifalle. Er ist durch seine Uebersetzungen von Plato und der Neuplatoniker ins Latein Haupterneuerer des Platonismus, den er besonders vom Standpunkte der Neuplatoniker, vermischt mit Aristotelischen Lehren, auffaßte und für das Christenthum zu benutzen suchte. Die Theorie vom thätigen Verstande des Averrhoes und der Aristoteliker seiner Zeit bekämpfte er, hielt den Trismegistus für den Erfinder der Ideenlehre und führte mit Scharfsinn in seiner „Theologia Platonica“ (2. Ausg., Florenz 1492, fol., zuletzt Basel 1546) mehre Beweise für die Unsterblichkeit der Seele an. Dazu gesellten sich auch viele unklare und schwärmerische Ansichten, z. B. astrologische Lehren, die er jedoch später aufgab. Unermüdet thätig wirkte er durch Schriften und Vorträge für die Platonische Philosophie und bildete viele wackere Schüler. Der Tod ereilte ihn 1499 zu Carregi bei Florenz. Seine „Opera omnia“ sind gesammelt Venedig 1510 und öfter; beste Ausgaben, 2 Bde. Fol., Basel 1561, Paris 1641.

Fictionen, in dem Gesetze angenommene Vermuthungen, gegen welche Niemand mit dem Beweise des Gegentheils gehört wird. Je öfter ein Rechtssystem in sich selbst fortgebildet worden ist durch consequente Entwickelung weniger einfacher Grundlagen, desto öfter ist es nöthig, einzelnen Härten dadurch abzuhelfen, daß in solchen entweder auf einen erweislich eingetretenen Umstand gar keine Rücksicht genommen wird (z. B. wenn ein römischer Bürger nachdem er sein Testament gemacht hatte in feindliche Gefangenschaft gerieth und darin verstarb, so nahm man vermöge eines Gesetzes vom Dictator Sulla an, daß er vorher gestorben sey, und erhielt das Testament bei Kräften) oder man einen andern nicht vorhandenen Umstand dennoch als vorhanden ansieht, wie z. B. in England das Gericht der Exchequer in gewöhnlichen Schuldsachen nur dann competent wird, daß der Kläger fingirt, er selbst sey dem Könige schuldig und könne nicht bezahlen, wenn ihm nicht gegen den Beklagten zu seinem Rechte verholfen werde. Das römische Recht ist reich an solchen Fictionen, aber das englische noch viel mehr. Sie sind immer eine Unvollkommenheit des Rechtssystems.

Fidalgo, portugies. Hidalgo (s. d.).

Fiddichow, Stadt im Kreise Greifenhagen, Reg.-Bezirk Stettin, preuß. Provinz Pommern, auf einer bedeutenden Anhöhe an der Oder, ward im 12. Jahrh. erbaut, hat 1750 Einwohner, denen Ackerbau, Hopfenbau, Viehzucht und Fischerei einen hinlänglichen Unterhalt bieten. Auf dem geräumigen Markte der Stadt werden jährlich 7 Märkte gehalten.

Fideicommiß (Fideicommissus, Rechtsw.), diejenige Verordnung eines Erblassers (Fideicommittens), durch welche er seinem Erben (Fiduciarius) aufgibt, entweder die Erbschaft ganz, oder einen bestimmten Theil derselben, oder eine einzelne Sache oder eine bestimmte Summe sogleich oder nach Verfluß einer bestimmten Zeit, einem Andern (Fideicommissarius) auszuhändigen. Ein Institut des neuern deutschen Rechts für die Dispositionen, durch welche Jemand verordnet, daß ein Gut für immer bei einer gewissen Familie bleiben und in dieser bis zu deren Abstammung vererben solle (Fideicommiß). Dergleichen Fideicommiße bedürfen nach vielen Landesgesetzen und vermöge allgemeiner Grundsätze immer einer Genehmigniß des Staats, da sie, wenn sie sehr häufig werden, in alle Verhält-

Digitized by Google

gemeinen Wesens tief eingreifen. Der Staat kann daher auch die
ehende Fideicommiße für auflöslich erklären und ihre Verwandlung
freies Erbe fordern. In Frankreich wurden während der Revolution
e Fideicommiße aufgehoben und für die Zukunft verboten; doch wurden
26 wieder Substitutionen zum Vortheil der Urenkel gesetzlich erlaubt.
brigens blieb das Gesetz in Kraft.

Fides, Göttin der Treue, hatte von Numa und Attilius Eolatinus
mpel in Rom; ihre Priester umwanden während ihres Dienstes Kopf
d Hände mit weißen Tüchern. Symbole und Attribute: verschlungene
inde, eine Turteltaube, dabei Aehren, Mohnhäupter.

Fidibus, ein Streifen Papier, die Tabackspfeife anzuzünden. Es
l (nach Ebert) fid (elibus fratr) ibus bedeuten, eine Einladung, welche
t zu einer geheimen Tabacksgesellschaft Einladender auf einen Zettel
rieb, der nachher zum Pfeifenanzünden gebraucht wurde. Nach An-
rn corrumpirt von fidei bustum, was die Mitglieder beim Anzünden
s Papiers zu sagen pflegten.

Fidschi-Archipelagus, Inselmeer in Australien, entdeckt 1643,
ch genauer von Bligh, Maitland, Wilson, u. A. untersucht; liegt in
r Nähe der Freundschafts- und Schifferinseln, sowie der neuen He-
den; die Inseln selbst sind entweder bergig und hoch, zum Theil nie-
ig und mit Korallenriffen umgeben, nach dem Innern wenig bekannt.
lan berechnet ihre Größe zu 200 QM. und die Zahl ihrer Bewohner
Kalaien) auf 100.000. Die größte Insel ist Fidschi.

Fieber (febris). Obgleich nach Gotter $^1/_3$, und nach Sydenham
gar $^2/_3$ aller Krankheitsformen unter diese Rubrik fallen, so geht es
ch mit dem Begriff des Fiebers wie mit so vielen andern, die wir
ollkommen inne zu haben glauben und dennoch nicht definiren können.
ieses Geständniß hat den Anschein von Unwissenheit; allein wenn von
laturerscheinungen die Rede ist, so wächst die Schwierigkeit der Defini-
on gewöhnlich mit dem Wachsthum der Einsichten; denn von je mehren
eiten wir einen Gegenstand kennen lernen, desto schwieriger ist es, ihn
i abstracto darzustellen. Zwei Dinge sind es hauptsächlich, was die
chtige Definition des Fiebers sehr erschwert: 1) daß dasselbe in seinen
u'fällen so sehr unbeständig, und 2) daß solches mit mehren andern
rankheitsformen des Nervensystems so nahe verwandt ist. Ohne uns
aber hier in diese weitere Exposition und kritische Untersuchung der
ancherlei Definitionen der Schriftsteller, diesen Gegenstand betreffend,
inzulassen, glauben wir, daß es besser sey, den Unterschied der Dinge
inzusehen, als um Worte zu streiten, und gehen daher zur Darstellung
er Symptome des Fiebers selbst über. Diese gehen nun demselben ent-
eder vorher und zeigen den bevorstehenden Ausbruch desselben an
prodroma), oder sind mit demselben verbunden und zeugen von seinem
irklichen Daseyn (Symptomata constitutiva). Jene sind gewöhnlich
olgende: Niedergeschlagenheit des Geistes, Verdrossenheit, Trägheit, Ver-
ßlichkeit, Empfindlichkeit, Betäubung der Sinne, Unthätigkeit, Angst,
nit einem Gefühl von Schwere und Ermüdung in den Gliedern und
m übrigen Körper, stumpfer Schmerz, geschwinde Ermüdung, Dehnen
er Glieder, Gähnen, Widerwille gegen Speisen, Schleimigkeit und
Trockenheit des Mundes, Durst; ein Drücken in der Herzgrube, Auf-
ßoßen, Ekel, Würgen, Trockenheit der Haut und Zusammenziehen der-
elben; ein leichter, aus dem Rückgrath entspringender, quer durch die

Digitized by Google

Brust ziehender Schauder, mit flüchtiger, dazwischen laufender [illegible] Austrocknung und Mißfarbe der allenfalls stattfindenden Geschwulst, Blässe des Angesichts, ungewöhnliche Röthe und große Veränderlichkeit desselben, Schwere und stumpfer Schmerz im Kopfe, veränderter oder vermehrter Glanz der Augen; aufgeschreckter, unterbrochener, unruhiger Schlaf oder gänzlicher Mangel desselben; ein fortdauernder, tiefer, oft erquickender Schlaf. Die natürlichen, gewohnten Ausleerungen mangeln entweder oder sie sind vermehrt oder gestört. Zu den mit dem wirklichen Daseyn des Fiebers verbundenen Symptomen gehören: a) [illegible] dauer und Vermehrung der so eben angegebenen Vorläufer (prodromi), vorzüglich ist die Ermattung und das Gefühl der Unbehaglichkeit [illegible]. Zwar sieht man zuweilen während der Delirien die Kräfte des Kranken erhöht, doch bemerkt man dabei ein Zittern und eine Unstetigkeit in den Actionen und eine offenbare Verletzung der Functionen des Organismus. b) Kälte, Schauer, Erstarrung, während welcher die Haut erblaßt, sich zusammenzieht, trocken wird; es entsteht eine sogenannte Gänsehaut, die Nägel werden weiß, mißfarbig, das Gefühl vermindert sich und geht oft verloren; das Gedächtniß erlöscht, die Muskeln zittern; die Gefäße an der Oberfläche der Haut fallen zusammen, die aushauchenden Absonderungen schließen sich; die Respiration kömmt in Unordnung; es entsteht Ekel, Würgen, die Zunge und das Innere des Mundes werden trocken und der Kranke wird vom Durst sehr gequält. Der Urin fließt wenig, ist aber von rother wässerichter Beschaffenheit. Der Puls ist zusammengezogen, klein, geschwind oder auch langsamer als im gesunden Zustande und sehr ungleich. Die Temperatur des Körpers ist entweder nicht vermehrt, wie das Thermometer beweist, oder sie scheint es bloß im Gefühle des Kranken zu seyn, indeß der Körper seinen natürlichen Wärmegrad hat oder derselbe noch gar den im gesunden Zustande übertrifft ꝛc. c) Die Hitze, welche auf die Kälte folgt, ihr vorhergeht oder dazwischen läuft, oder auch ohne diese ausbricht, wenigstens nicht von derselben abhängt oder davon bestimmt wird, ist bald wirklich, bald nur dem Gefühle des Kranken bemerkbar, und entweder allgemein oder nur auf einzelne Theile des Körpers beschränkt, innerlich, äußerlich, ist zuweilen ganz und übersteigt selten den natürlichen Wärmegrad um [illegible] Fahrh.; ist anfangs gelinde, unterbrochen, wird aber bald heftig, trocken, dann feucht, oft beißend und unter den Fingern, bei der Berührung des Kranken, brennend. Während derselben wird der Puls beschleunigt, gleicher, freier, zuweilen aber unterscheidet er sich kaum vom natürlichen; zuweilen mit sichtbarern, heftigern Schlägen an gewissen Theilen des Körpers, dem Halse, den Schläfen, den entzündeten Stellen. Der Kopf brennt, schmerzt, das Gedächtniß kehrt zurück, die innern Sinne werden geschärft, oft aber auch zerstört. Die Wangen glänzen von Röthe, die Augen funkeln, der Durst vermehrt sich oder wird auch, sowie der Puls abnimmt, vermindert; die Respiration wird beschleunigt, ist aber, wenn die Brust nicht an einem Lokalübel leidet, ungehindert. Der Urin ist flammend röthlich, braun, dick, trüb und gelblicht (Urina [illegible]), je nach den Umständen. Der Ekel und das Würgen halten an, vermehren sich oder hören auch oft mit dem Frost auf ꝛc. — Was die Eintheilung der Fieber betrifft, so ist diese bei den Schriftstellern verschieden. Einige theilen dieselben ein, nach der Dauer und Heftigkeit der Krankheit, in schleichende und hitzige, oder nach der Kunstform

fibres lentas und acutas, diese letztern wieder in acutas simplices, acutas und acutissimas. Andere nehmen den Eintheilungsgrund von en Verbindungen mit andern Krankheitsformen, oder dem Orte ihres stehens, daher die Eintheilung in epidemische, sporadische, endemische, hende und dazwischen laufende Fieber. Wieder Andere theilen sie nach Zeit ihrer Erscheinung, in Frühlings-, Herbst-, Sommer- und Winfieber; oder nach der Gefahr, in gutartige und bösartige Fieber, oder ch der Natur ihrer entfernten Ursache, in idiopathische und sympasche Fieber, ein. Die jetzt vergessene Brown'sche Schule kannte nur enische und asthenische Fieber. Die für die Praxis fruchtbarste Einrilung beruht auf dem Typus oder dem Gange der Fieberkrankheiten, folge dessen es intermittirende, remittirende und anhaltende Fieber t. Zu den erstern gehören die alltäglichen, dreitägigen, viertägigen d mehrtägigen Wechselfieber; zu den remittirenden oder nachlassenden iebern, die bald nach einem längern, bald kürzern merklichen Nachlaß eder exacerbiren, rechnet man z. B. das Katharralfieber, das Nervenber, das Faulfieber, das gastrische Fieber ꝛc. Anhaltende Fieber nennt an endlich solche, wo die Nachlässe unmerklich sind, daher sind die isten Fieber dieser Art sehr hitzig und endigen sich in 24 Stunden, chstens in 7 Tagen; dauern sie länger, so gehen sie in nachlassende er. Da diese Fieber mit den remittirenden alle Symptome und Urchen gemeinschaftlich haben, so gibt es demzufolge auch anhaltende atarrhal-, Nerven-, Faul- und Gallenfieber; sogar die Pest wurde in nigem Fällen anhaltend beobachtet.

Fieber (gelbes), s. Gelbes Fieber.

Fielding (Henry), geistreicher Romanendichter der Engländer, geb. 707 zu Sharpham-Park in Somersetshire, stammte aus einem edeln eschlechte. Sein Vater, englischer General, hatte eine zahlreiche Failie, und der Aufwand, den diese einem Manne kostete, dem überdieß eichtsinnige Sorglosigkeit eigen war, scheint die erste Ursache gewesen zu eyn, daß Fielding früh in jene ungewisse Lage geworfen ward, womit r fast während seines ganzen Lebens zu kämpfen hatte. Auf der Schule u Eton ward er mit der alten Literatur bekannt, bezog dann, um die Rechte zu studiren, Leyden's Universität, kehrte aber, weil die Unterstüzung aus der Heimath ausblieb, in seinem 20. J. nach England zurück. Jugendlicher Leichtsinn warf ihn zu London in den Strudel der großen Welt. Er verschwendete mehr als sein Vater ihm geben konnte, und as ungebundene Leben, dem er sich ergab, zerstörte seine Gesundheit. Für das komische Theater zu arbeiten, fühlte er sich durch entschiedene Neigung berufen. Da seine ersten Stücke mit Beifall aufgenommen wurden, so gingen nun von 1727 bis 1735 18 Lustspiele und Possen über die Breter; doch ist heutiges Tages von seinen dramatischen Arbeiten nur noch das burleske Trauerspiel „Däumchen", und die beiden Possen: „Der falsche Arzt" und „Das ränkevolle Kammermädchen" bekannt. Man verzieh ihnen die Vernachlässigung des Plans und ihre Mängel wegen der pikanten Natürlichkeit, mit der sie mehre komische Charaktere darstellen. Indessen verheirathete er sich und wurde ein zärtlicher Gatte und Vater, doch nicht ein besserer Wirth. Nur 3 Jahre war er im Besitz eines ererbten Landguts, von dessen Ertrag er anständig hätte leben können. Ohne einen Schilling Einkünfte, wandte er sich wieder nach London, widmete sich von neuem der Jurisprudenz, arbeitete fleißig

Digitized by Google

und war bald als ein vorzüglicher Sachwalter geschätzt. Als Gichtbeschwerden seine Kräfte untergruben, nahm er seine Zuflucht wieder zur Bühne, aber ohne Erfolg; politische Streitschriften, Flugblätter und Aufsätze in Zeitschriften gaben ihm zunächst die Mittel zum Unterhalt der Seinigen. Endlich führten ihn zufällige Umstände um 1741 auf das Feld der Romanendichtung. Der Roman „Pamela" hatte Richardson (s. d.) berühmt gemacht. Das Buch ward überschätzt. Dagegen trat Fielding, der schon vorher den „Jonathan Wild" geschrieben hatte, mit einem komischen Seitenstücke zur „Pamela", dem „Joseph Andrews", auf (London 1750, 2 Thle., deutsch Leipzig 1784, eine spätere Uebersetzung von F. v. Oertel, 2 Bde., Meißen 1802). Richardson war seitdem sein erbittertster Feind. Sein Lustspiel, „Der Hochzeitstag", ward kalt aufgenommen. In den nächsten Jahren gab er, außer verschiedenen Flugschriften, einen Band vermischter Aufsätze heraus, worunter auch „Die Reise aus dieser in die andere Welt" war: eine Schrift, die viel von der ihm eigenen Laune enthält. Dann gab er die Jacobiten-Schrift („The Jacobite-Journal") heraus, die gegen die Anhänger der Stuarts gerichtet war, und hatte an ähnlichen Werken bedeutenden Antheil. Er blieb deßungeachtet von der Regierung ganz unberücksichtigt. Endlich erhielt er 1749 ein kleines Jahrgeld, nebst dem Friedensrichteramte von Westminster und Middlesex. Während dieser Zeit schrieb er einige treffliche, durch seine Berufsgeschäfte veranlaßte Abhandlungen und ein Werk über das engl. Recht. 1750 erschien sein Meisterstück „Tom Jones" in 4 Bdn., der hoch über Richardson's „Clarissa" gestellt wurde. Sein dritter Roman: „Amelia" (London 1752) zeigt schon Spuren der Erschöpfung. Dennoch blieb sein Geist in Thätigkeit. Er unternahm eine neue Zeitschrift: „Das Journal von Covent-garden", ließ sich aber zu sehr in Parteigezänk ein, und gerieth dadurch mit dem ihm geistesverwandten Smollet (s. d.) in Fehde, die ihm keinen Ruhm brachte. Fielding's Lebenskraft war indeß fast ganz erschöpft; seine Anstrengungen zur Verbesserung der Polizei der Hauptstadt trafen ihn aufs Krankenlager. Um seine Gesundheit durch den Einfluß eines mildern Klima wieder herzustellen, reiste er nach Portugal, worüber seine unvollendet gebliebene „Reise nach Lissabon" schreibend. Drei Monate nach seiner Ankunft in Lissabon war er eine Leiche, Oct. 1754. Fielding hinterließ keine besondere Bewunderung eines moralischen Charakters bei seinen Zeitgenossen; aber seine Freunde, die sein Andenken gegen die Angriffe der Schmähsucht sicherten, konnten leicht beweisen, daß ihm mit Recht kein anderer Fehler als Leichtsinn vorgeworfen werden könne, und daß ihn die innige Gutmüthigkeit und das feine Gefühl für natürliche Rechtlichkeit, die aus seinen Schriften sprechen, auch durch den größten Theil seines Lebens begleitet habe. In der Geschichte der Romanenliteratur der Briten muß er nach Richardson hervorgehoben werden, weil er zu dem ernsthaften Familienromane, den dieser erfunden, den komischen Familienroman hinzugefügt hat, der vor ihm unbekannt war. Sein „Jonathan Wild", der zu einer viel ältern Gattung, der komischen Gaunergeschichten, gehört, muß nur als Vorübung seines Talente in dieser Art von Vorstellungskunst angesehen werden. Die Erfindung des komischen Familienromans ist ein Verdienst, das dem geistreichen Manne bleiben würde, auch wenn ihm die Ausführung seiner Ideen weniger gelungen wäre. Daß er durch Richardson's ernsth-

Digitized by Google

omane zu seiner Erfindung veranlaßt wurde, ist keine Einwendung
gen die Selbstständigkeit seines Genies. Denn er hat nicht etwa Ri-
rdson's Manier parodirt oder sich in einem andern Sinne nach ihm
ildet. Mit eben dem moralischen Beobachtungsgeiste wie Richardson
t er einen Schatz von Menschenkenntniß im wirklichen Leben gesam-
lt und in seinen Romanen niedergelegt. Da er aber das Leben am
bsten von der komischen Seite ansah und auch in seiner persönlichen
nnesart durchaus verschieden von Richardson war, so konnte er mit
sem Romanendichter in nichts weiter übereinstimmen als in der Na-
rlichkeit seiner Sittengemälde und in ihrer moralischen Tendenz über-
upt. Ein leichtsinniger Sittenlehrer scheint mit sich selbst im Wider-
uche zu stehen; und daß Fielding dem Leichtsinne schmeichelt, ist nicht
leugnen. Das Ideale der Gefühle sowohl als der Grundsätze war
n im Leben wie in der Kunst einerlei mit dem Unnatürlichen. Um
rchaus natürlich zu seyn, glaubte er, die menschliche Natur mit allen
en Schwächen, so wie sie ist, in Schutz nehmen und alle weiter stre-
nden Ansprüche auf sittliche Würde verspotten, dafür aber auch das
tärliche Gefühl uneigennütziger Herzensgüte als das Schönste in der
nschlichen Natur mit den Reizen der Kunst ausschmücken und dadurch
nen Sittengemälden ein höheres Interesse geben zu müssen, das den
nischen Romanen bis dahin fremd war. Genügen kann Fielding deß-
gen Niemanden, wer das Ideale im Menschen für mehr als Unnatur
lt. Aber ihn darum zu den gewöhnlichen Geistern herabwürdigen, kön-
n auch nur einseitige oder beschränkte Kritiker, die nicht fähig sind,
er Gattung vorzüglicher Geisteswerke Gerechtigkeit widerfahren zu
ssen. Aus Trotz gegen das Ideale, hält sich Fielding, wie mehre
itzige Köpfe, recht mit Liebe bei dem Niedrigen auf; aber die Würde
r menschlichen Natur da, wo er sie erkannte, über die Anmaßungen
r Tugendpedanterei triumphiren zu lassen, lag ihm desto mehr am
erzen; und das menschliche Leben im Ganzen hat er mit weit freierm
licke überschauet als Richardson. In der Erfindung und Ausführung
ner Romane hat er so viel Geist, Phantasie, Darstellungstalent gezeigt,
ß er zwar nicht über, aber füglich als Meister in einer andern Gat-
ng neben Richardson gestellt werden darf. Den „Tom Jones" von
ielding muß man vor Augen haben, wenn man die Vorzüge und Fehler
eses Romanendichters in ihrem wahren Verhältnisse zu einander er-
icken will. Sein „Joseph Andrews" hat treffliche Stellen, aber keine
stimmte Idee; und durch die spottenden Anspielungen auf Richardson's
Pamela" hat Fielding in dem „Joseph Andrews" seine eigene Phan-
sie beschränkt. Seine „Amelia" wird langweilig durch die umständliche
uszeichnung von Charakteren, für die man sich nicht sonderlich inter-
siren kann, und noch mehr durch die Geschwätzigkeit der didaktischen
rtien. Alltäglich ist auch der allgemeine Gedanke, der diesem Romane
m Grunde liegt, daß sich in den sonderbaren Ereignissen des menschli-
hen Lebens das Meiste von Dem, was man dem Glücke zuschreibt,
us der bekannten Ordnung der Dinge nach den Naturgesetzen des
enschlichen Herzens recht gut erklären lasse. Aber im „Tom Jones"
t die herrschende Idee ebenso viel Interesse als Bestimmtheit. In
inem andern Roman ist so meisterhaft anschaulich gemacht, wie natür-
che Herzensgüte und hoher Edelmuth ohne systematische Moral, nach
ielen Verirrungen vom rechten Wege, dem Ziel der menschlichen Be-

Digitized by Google

stimmung sich nähert, und auf der einen Seite gegen natürliche Ver-
artigkeit, auf der andern gegen systematische Tugend gemeiner Sei-
auf das rühmlichste absticht. Bei der ungezwungenen Ausführung d
Idee hat Fielding eine solche Menge von Charakteren in den man-
faltigsten Situationen auf das treffendste zusammengruppirt, daß
den Reichthum seiner Phantasie, die aber immer dem gemeinen
getreu bleibt, ebenso sehr als sein Talent, durch treffende, leichte
witzige Darstellung zu interessiren, bewundern muß. Aber an gem
Stellen fehlt es auch dem „Tom Jones" nicht. Ein Hauptfehler
Romans, wie der übrigen von Fielding, ist die Weitschweifigkeit,
der er so gern, mehr tändelnd als witzig, über die menschliche
raisonnirt, ohne etwas weiter aufzuklären als was Jeder schon
wer nicht in den Anfangsgründen der Menschenkenntniß ein Neuling
Seine Werke sind oft, z. B. mit seiner Lebensgeschichte von
(1784, in 10 Bdn.), und seine Romane neuerlich im ersten, auch
besonderm Titel verkäuflichen Bande, der in Edinburg erschienenen
„Novelist's library", mit einer trefflichen, in diesem Art. benutzten
graphisch-kritischen Einleitung von Walter Scott, herausgegeben
Von „Tom Jones" lieferte Bode eine Verdeutschung; die
von Wilhelm von Lüdemann (4 Bde., 1826).

Fieschi, berühmte genuesische Familie, welche ihren Ursprung
11. Jahrh. nahm und die Grafschaft Lavagna besaß. Besonders
ist: Giovanni Luigi de Fieschi, Graf von Lavagna (gewöhnlich
Fiesco), geb. 1524 oder 25. Eine treffliche Erziehung bildete
großen Anlagen, und der frühe Tod seines Vaters setzte ihn in den
sitz eines beträchtlichen Vermögens. Allein schon im 11. Jahre
ihn sein unruhiger Ehrgeiz in eine Unternehmung wider sein Vaterland
welche ein sonst verdienstvoller Genueser aus Unzufriedenheit mit
Regierung auszuführen suchte; nur Fiesco's große Jugend rettete
von der Strafe. 1544 nahm er an einem andern Entwurfe, Genua
franz. Truppen zu überfallen, Theil, was jedoch unterblieb, weil das
zu bestimmte Corps auf seinem Marsche von einem Corps Oestreicher
geschlagen wurde. Man nannte ihn den genuesischen Alkibiades, so
glich er an Schönheit des Körpers, an Anmuth der Sitten, an
tigkeit und Gewandtheit des Geistes und an feuriger Ehrsucht jenem
rühmten Athener. Sein Ehrgeiz war bald nicht mehr die einzige
feder, die ihn zu großen Unternehmungen anreizte; ihr gesellte sich
Eifersucht auf das große Ansehen der Familie Doria (s. d.) und
durch erlittene Beleidigungen in ihm aufgeregter Haß gegen den
Gianettino Doria bei. Diesen einst über sich und über alle Häuser
Genua herrschen zu sehen — ihn, dem er selbst sich in so vieler
so unendlich überlegen fühlte, dieser Gedanke ließ ihn nicht schlummern.
Aber desto bewundernswürdiger war die Selbstherrschung, mit der er
Empfindungen über diesen Punkt so lange in seiner Brust verschloß,
er zur Ausführung eines bestimmten Planes alle Mittel aufs genauste
berechnet und auf das prompteste herbeigeführt hatte. Und dieser
war kein anderer als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des
fens und der Stadt und völliger Umsturz der bisherigen Verfassung.
Welch ein Entwurf für den Kopf eines 22jährigen Jünglings! Ein
großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu
und Mannschaft anzuwerben, aber ganz reichte es doch nicht hin.

Digitized by Google

te den Muth, den Papst selbst in das Geheimniß zu ziehen, und dieser
war Paul III.) sammt seinem Sohne und dem Herzoge von Parma,
lche Beide gleich begierig wären, Karls V. Macht in Italien zu schwä-
n, versprachen ihm kräftigen Beistand. Auch der französische Gesandte,
er in Rom traf, unterstützte sein Vorhaben auf das eifrigste. Fröh-
kehrte der junge Graf zurück, und während seine Bundesgenossen
auswärtige Hülfe sorgten, war er darauf bedacht, in Genua selbst
Freunde zu verschaffen und seine Feinde durch die schlaueste Verstel-
ng möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in so hohem
rade, daß wohl nie eine Verschwörung von so großem Umfange so
ge geheim geblieben ist. Seine eigne Gemahlin fing nicht eher an,
was davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische
undschafter aus Rom brachten dem alten Doria selbst bestimmte An-
gen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür
rein und scherzte so unbefangen und kindlich zutraulich mit dem Greise,
ß dieser heimlich den Gesandten ins Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt
bst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe". Der Ab-
tt des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst ge-
sen, aber jetzt legte er's recht darauf an, alle Herzen zu erstürmen.
ein Pallast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seiden-
herfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so
ise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er
ufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen
ekreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus Denen, die sich
m bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die
icherstien aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog v. Par-
a, an dessen Besitzungen seine Güter grenzten, nichts Gutes erwarte,
hielt er von mehren Hunderten das Versprechen, ihm im Nothfalle mit
ib und Leben zu Dienste zu stehen. Mit drei treuen Freunden, Cal-
gno, Verina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco
ollte am 4. Januar 1547 ein großes Gastmahl geben und auf diesem
llten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung
b, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage
eschäfte halber außer der Stadt seyn mußte. So ward denn der
lan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten
m dritten Januar geschehen und die Doria in ihrem Pallaste überfallen
erden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens
nd der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht
hwer war, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.
iesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in
en Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand
erdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Gianettino Doria die erste
achricht davon, indem er vorgab, er wolle auch einmal gegen die Türken
n kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria
as wohl erlauben werde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden ge-
ellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das
inschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb
och eine Weile dort, war ungewöhnlich lustig, spielte mit den Kindern
nd überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben
och nicht das Geringste ruchbar sey. Den ganzen Tag über wanderten

Digitized by Google

nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen einz; und da
in allerlei Kleidungen gesteckt hatte und zu verschiedenen Thoren
so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die
des Fiescischen Pallastes kam den Verschwornen gleichfalls
ten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der
gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause
spiele in Fiesco's Schloß geladen, wo sie sich zu Hunderten
Jeder ward herein, Niemand herausgelassen. Die starken Wachen
derten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war,
Fiesco unter sie und machte sie in einer echt republikanischen
seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete
ternacht. Während unter die Verschwornen Speise und Wein
ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die erst jetzt von
Vorhaben Kunde erhielt, gesellte ihr einen treuen Diener zu und
sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht
Zeit! In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder Du siehst Mich
in Genua ist, zu Deinen Füßen". Es war eine schöne mondhelle
Alles schlief und Todtenstille war in den Häusern, als auf einen
Kanonenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab.
entlud sich mit schrecklichem Gebrause der Fiescische Pallast der
Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer
den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze
läste der Stadt. Gianettino Doria, obgleich noch immer der
daß er die wahre Ursache des Lärms wisse, hielt doch, da das
zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen
nungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen
Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug und von
Bedienten gefolgt, eilte er durch die wogenden Straßen an das
thor und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme
ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzu
Der alte kranke Andreas wollte, wie Anchises, den Streich des
in seinem Zimmer erwarten, ließ sich aber endlich doch bereden,
Flucht zu versuchen, und entkam glücklich durch das Thor, weil der
trag, ihn zu tödten, in schlechte Hände gerathen war. Gleich
fange des Tumults hatte sich Fiesco nach dem Hafen begeben
gerufen: „Es lebe die Freiheit!" Der Ausruf wurde von den
rensklaven wiederholt: allein da er von diesen Letztern Ausschweifungen
befürchtete, wollte er, um Befehle zu ertheilen, selbst die Galeeren
Indem er aber den Fuß auf ein vom Ufer zu den Galeeren
Bret setzte, schlug dieses um, er stürzte ins Wasser, und da er sich
seinen schweren Waffen nicht losmachen konnte, Niemand bei
auch sein Rufen bei dem großen Tumult nicht gehört oder nicht
wurde, versank er in den Schlamm und mußte ohne Hülfe
Da man ihn nirgends fand, ahnte man seinen Tod. Sein
überlegt genug, den ihm entgegenkommenden Senatoren, die
Grafen reden wollten, dessen Tod zu verrathen, verlangte, daß
den Pallast der Republik (wo sich der Senat versammelte und
rende Doge wohnte) übergeben sollte: allein da es indessen
Grafen Tod allgemein bekannt ward, verlor sich das Volk, das
Liebe die Waffen ergriffen hatte, und selbst die Verschwornen
nach und nach zurück. Man trat in Unterhandlungen, die

Digitized by Google

ten die Waffen niederlegen und erhielten dafür ein Generalpardon. ronymus Fiesco begab sich auf sein Schloß Montobio, und sein Bru Ottoboni, Verina, Calcagno und Sacco segelten auf des Grafen Leere nach Frankreich, wo sie glücklich ankamen. Des Grafen Körper de erst nach 4 Tagen gefunden; allein der Senat, der vielleicht einen en Tumult befürchtete, verbot, denselben aus dem Schlamme heraus ehen. Erst nach 2 Monaten wurde er heimlich herausgenommen und Meer geworfen. Hieronymus hatte indessen sein Schloß in Vertheidigungsstand gesetzt, theils weil er der zugestandenen Begnadigung nicht uete, theils weil er an neuen Entwürfen arbeitete. Bald fanden sich h Verina, Calcagno und Sacca bei ihm ein; auch Ottoboni Fiesco a nach Italien zurück. Unterdessen wandte Andreas Doria, trostlos r den Tod seines Neffen, voll Rache Alles an, die Begnadigungsacte n Senate vernichten zu lassen; dieß geschah, indem man sie, theils erzwungen, theils weil sie von keiner hinlänglichen Anzahl Senatoren tätigt sey, für nichtig erklärte. Fiesco's Familie und die vornehmsten rschworenen wurden nun auf ewig aus Genuas Staaten verbannt, Häuser und Paläste des Grafen dem Erdboden gleich gemacht, alle e Güter eingezogen, und alle Schlösser, bis auf Montobio, in Belag genommen. Da sich Hieronymus auf diesem aufhielt, und von r aus Genua viel Schaden geschehen konnte, so ließ der Senat ihm : solches 14.000 Zechinen anbieten; bei seiner Weigerung schritt man : Belagerung des Schlosses, das endlich, da man Bresche schoß, und schlecht bezahlten Soldaten einen Aufstand erregten, nach einer 42tägen Belagerung sich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Die oldaten wurden freigelassen, sämmtliche Verschworene aber entweder hinrichtet oder auf die Galeeren geschmiedet; das Schloß ward geschleift. ttoboni Fiesco allein hatte sich zeitig genug wieder nach Frankreich beben und trat in franz. Dienste. Aber als er 8 Jahre hernach in die fangenschaft der Spanier fiel, bewirkte Doria seine Auslieferung, ließ i in einen Sack nähen und ins Meer werfen. Des Grafen Witwe ur die einzige Person, die nicht mit in den Untergang der Familie ihres emahls verwickelt wurde. Sie heirathete in der Folge den berühmten eneral Chiappino Vitelli, der zuletzt als spanischer Generalfeldmarschall den Kriegen wider die Niederländer diente und 1575 starb. Doch rlor sie noch in demselben Jahre, da ihres Gemahls Verschwörung erlgte, auch ihren Bruder auf dem Blutgerüste, weil dieser, aus Haß gen Doria und den Kaiser, Fiesco's Unternehmung erneuern und Genua franz. Hände bringen wollte, der Entwurf aber entdeckt wurde. — chiller knüpft das Mißlingen der Verschwörung des Fiesco in seinem kannten Trauerspiele an einen andern Umstand, als das Umschlagen s Bretes an. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß der Tragiker e Katastrophe nicht an eine Begebenheit anknüpfen durfte, die nicht zu eicher Zeit ein Act des menschlichen Willens war.

Fiesola (sonst Fäsulä), Stadt im Gebiete Florenz des Großherzogth. oscana; hat Bischof, Seminar, Kathedrale; war sonst sehr groß, wurde 010 von den Florentinern zerstört und hat noch weitläufige Ruinen.

Fiesole, nach seinem Familiennamen Santi Tosini genannt, ner der berühmtesten Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Malerkunst in Italien, geb. 1387 in Mugello, einer Landschaft des flomentinischen Gebiets, ward 1407 Dominicanermönch in dem Kloster Fie-

Digitized by Google

sole, wo man ihm den Namen Bruder Johannes (Fra Giovanni) gab. Seit dieser Zeit pflegte man ihn Fra Giovanni da Fiesole oder mit seinem Beinamen Angelico oder il beato (der Selige), wegen seines musterhaften sittlich-religiösen Lebenswandels, zu nennen. Gesangbücher und andere zum religiösen Gebrauche bestimmte Bücher waren das Erste, was es mit seinen bildlichen Zeichnungen ausschmückte. Da die Dominikaner setzten seines Ordens Wissenschaften und Künste beförderten, so widmete sich Johann fast ausschließlich mit religiösen auf Erbauung abzweckenden Darstellungen. Nach diesen schmückte er sein Kloster mit großen Gemälden aus. Seine Talente blieben nicht unbemerkt; Cosmo de' Medici übertrug ihm die Verzierung des Klosters S.-Marco und der Kirche St.-Annunciata und schenkte dem frommen Künstler seine freundschaftliche Zuneigung und Freundschaft. Durch seine Zeichnung in dem Kloster S.-Marco besonders, wo noch jetzt an den Wänden eine Verkündigung prangt, zog er die Aufmerksamkeit des Papstes Nicolaus auf sich, sodaß ihn dieser nach Rom rief und von ihm in Rom die Capelle des heiligen Laurentius mit den erhabensten Scenen aus dieses Heiligen Leben ausschmücken ließ. (Vergl. hierüber Speth „Reise in Italien", 2r Thl. München 1821; die 1810 in Rom erschienenen Umrisse von diesen Bildern von Franc. Giangiacomo Romano.) Die Kunst betrachtete unser fromme, durch makelloses Leben ausgezeichnete Künstler nur als eine heilige Eingebung, und um dessen Willen sich nur zu heiligem Gebrauche bestimmt. Man erzählt, daß er nie an die Lebens- und Leidensgeschichte ohne die tiefste Rührung gearbeitet habe, und daß er in der Unschuld seines Glaubens nie zur Verschönerung eines seiner Gemälde zu bewegen gewesen. Da er als ein strenger Klosterbruder sich in einer einsamen Zelle nur mit der Betrachtung des Göttlichen und der Darstellung heiliger Geschichten ergötzte, so wies er auch ihm vom Papste dargebotene Würde eines Erzbischofs von Florenz demuthsvoll ab, aber auf seinen Vorschlag erhielt sie der Bruder Antonin, den er für würdiger dazu erklärte. Er war ein so strenger Beobachter der Regeln seines Klosters, daß der Papst, welcher bemerkt hatte, wie sehr ihn sein frommes Fasten und sein großer Fleiß beim Arbeiten angriff, ihm Fleisch zu essen befahl; worauf er in seiner Unschuld erwidert haben soll: „Mein Prior erlaubt mirs nicht!" Auch war er seinen Ordensobern so ergeben, daß er ohne ihre Erlaubniß weder für fremde Klöster noch für Privatleute Arbeiten übernahm, und jenen den Preis derselben überließ. Machte man ihm Vorwürfe darüber, so sagte er: „Der wahre Reichthum besteht darin, wenig zu bedürfen". Nachdem er noch die Capelle des heil. Sacraments im Vatican gemalt hatte, starb er 1455 in Rom, wurde in der Minervenkirche begraben und vom Papste selig gesprochen. Lanzi nannte den Angelico den Guido seines Zeitalters. In der Gallerie von Florenz findet man noch mehre Staffeleibilder von ihm, deren Farbenglanz sich fast unverändert erhalten hat. Eins seiner bewundernswürdigsten Gemälde ist aber das, worauf Jesus die Welt mitten unter Engeln und Heiligen krönt, und das im untern Raume die Geschichte der heil. Maria und die Wunder des heil. Dominicus den Beschauer zeigt. Aus der Dominicaner-Kirche zu Fiesole, wo es sich früher befand, ging es in die Gallerie des Louvre zu Paris über, und wurde uns durch die treffliche Zeichnung des Ternite (15 Bl. Paris 1817, Fol.) näher bekannt. Diesen Blättern hat Ang. Bo-

Digitized by Google

n Schlegel eine Ansicht vom Leben des Malers und eine Erklärung
s Gemäldes beigegeben, der Vasari's Beschreibung desselben vorausge-
ickt ist. Wahr und treffend ist Speth's Urtheil über diesen Künstler:
Fiesole ist ein glänzender Fixstern unter so vielen Lichtern am Kunst-
mmel der florentinischen Schule. Keiner der Früheren und seiner Zeit-
nossen hat an Wahrheit und tieferem Gefühle ihn übertroffen; Keinem
r Spätern gelang es, auch bei aller Virtuosität, seinen Werth zu ver-
unkeln. Er bleibt stets ein hoher Meister, innigst geliebt und verehrt
n Allen, denen einmal das Wesen der Kunst in dem Innersten ihrer
efühle aufgegangen ist. Alle seine Werke sind Kernfrucht himmlischer
egeisterung. Wie er im Leben allem Zeitlichen entsagte, so war auch
ls seine Seele durch Glauben und Andacht zum Ewigen hingezogen
nd in Eins damit zusammengeflossen. Blick und Geberde sind züchtig
nd voll Demuth. Eine strenge und heilige Einfalt lebt und regt sich
n allen Gliedern, bis zu ihren süßen, kindlichen Umrissen und seiner
ewänder großem Faltenwurfe. Selbst wo der Gegenstand Stärke des
usdrucks fordert, strebt der in Gefühlen Unerreichbare mit Ernst und
reue nach kräftiger, bedeutungsvoller Individualität der Schilderung;
härfer ist dann sein Ausdruck modificirt, doch ohne Carricatur. Wer
unbeschreiblich wahr das Leben der Seele und mit ihm das Höchste,
er Kunst malen wollte, der müßte ihn nicht nachbilden, müßte Er selbst
yn, um aus sich selbst das inwohnende Bild der Begeisterung so treu
nd gewissenhaft zur Erscheinung bringen zu können wie Er. Uebrigens
ägt Angelico's Zeichnung hauptsächlich die Gebrechen der Kindheit an
n Extremitäten der Figuren bei richtigem Verhältniß ihrer übrigen
heile. Man vermißt aber hierin das Vollkommenere mehr als man
s entbehrt, da von Seiten der Tiefe und Erhabenheit in Bezeichnung
es Ausdruckes der Empfindung die uns bekannte höchst Stufe der Kunst
reicht ist. Die Gewänder in seinen Bildern in der Laurenz-Capelle in
om sind ausgezeichnet, groß gefaltet, von edlem Style. Ihre Färbung
t wahr und zu reinen Accorden zusammengestimmt. Seinen Local-
leischton kann man nur in der Natur wiederfinden; aber den Mangel
er Mitteltöne und Reflexe muß man seiner Zeit um so mehr zu gut
alten, als wir selbst noch in den viel späteren Werken des Rafael, der
n gleichwohl an Virtuosität weit übertroffen hat, ihre glückliche Anwen-
ung großen Theils vermissen". S. über Fiesole Quandt im „Kunst-
latt" zum „Morgenbl.", 1817, Nr. 17—20. Sein einziger unbestrit-
ener Schüler, von welchem man noch Werke hat, ist Benozzo Gozzoli,
essen zahlreiche und wohlerhaltene Gemälde sich im Campo santo in
isa befinden. Nach A. W. v. Schlegel's Urtheil hat derselbe die Far-
enpracht, die Mannigfaltigkeit in den Hintergründen, die Wahrheit in
en Geberden der Handelnden von seinem Lehrer ererbt, aber in der
nmuth und zarten Gemüthlichkeit denselben nicht ganz erreicht.

Fife, Grafschaft in Südschottland am Frith of Forth, 22 QM. groß, mit 102.000 Einw., ist meist eben (in der Mitte die Lomond Hills, höchste Spitze West Lomond 1721 Fuß), bewässert vom Leven, Eden u. a., einigen Seen, bringt Getreide, Tang, Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Kalk; man treibt Fischerei, zieht schönes Rindvieh, Tauben, Kaninchen; man fertigt Leinwand, Schiffe. Die Hauptstadt ist St. Andrews.

Figeac, Hauptstadt eines Bezirks im franz. Departement Lot, liegt

Digitized by Google

an der Seile, hat eine Bevölkerung von 6500 Seelen in 1300 [illegible] fern; Baumwollenzeuchweben, ansehnlicher Handel mit Landeserzeugnissen (Getreide, Wein, Vieh u. a.).

Figueira, Stadt und Hafen unweit von Cabo St.-Vincent [illegible] portugiesischen Königreich Algarbien, Handel mit Landeserzeugnissen. — Figueira do Mondego, Villa in der portugiesischen Provinz [illegible] am rechten Ufer des Mondego, mit 1200 Bewohnern, einem [illegible] aber wegen einer Barre unzugänglichen Hafen, Handel mit Salz, [illegible] öl, Wein und Orangen.

Figueras, bemauerte Villa in der spanischen Provinz Catalonien unweit der Fluvia, mit 4700 Einw., einiger Industrie und ansehnlichem Handel. Dicht daneben auf einer Anhöhe das Castillo de S.-Fernando, sonst eine der stärksten Festungen Spaniens, ein Viereck mit weitläufigen Außenwerken, bombenfesten Kasernen und Hospitälern, die aber eine Besatzung von 10—16.000 M. forderten, und am 18. Aug. 1813 von den sich zurückziehenden Franzosen gesprengt wurden. Schlacht 17[illegible]

Figur. Des Ausdrucks Figur bedient man sich bei mehren Künsten, bei einigen in eigentlicher, bei andern in uneigentlicher oder figürlicher Bedeutung. Die eigentliche Bedeutung ist äußere Gestalt, welche entsteht durch jeden beschränkten und umschriebenen Raum, sey dieß nun der Flächen (Flächenfiguren), oder bei Körpern (körperliche Figuren). Auf diese Weise werden die mathematischen Figuren, z. B. Cirkel, Triangel, Quadrat, nach Linien oder Winkeln bestimmt. In der Tanzkunst finden sich die Flächen, in den bildenden Künsten auch die Körperfiguren; jedoch wird der Ausdruck Figur bei den bildenden Künsten meist in einem beschränkten Sinne gebraucht. In der Tanzkunst versteht man darunter den nach gewissen Linien beschriebenen Weg, welchen der Tänzer zu nehmen hat; bei der bildenden Kunst schränkt man den Begriff Figur meist auf die Menschenfigur ein, und bedient sich für die übrigen Gestalten des Ausdrucks Form. Da jede Figur, als solche, dem Raume angehört, so ergibt sich von selbst, daß nur in den Künsten des Raumes von Figur in eigentlicher Bedeutung die Rede seyn, und daß in den Künsten der Zeit dieser Ausdruck nur uneigentlich genommen werden könne. Dieß ist der Fall in der Poesie. Gewöhnlich spricht man zwar bloß von rhetorischen, und nicht von poetischen Figuren, unstreitig aber nur darum, weil die Rhetoriker früher darauf Rücksicht genommen hatten als die Poetiker. Die Redefiguren sind solche Wendungen und Ausdrücke, durch welche eine Vorstellung oder eine ganze Reihe derselben unter einem andern, als dem ursprünglichen oder eigentlichen Verhältniß dargestellt wird. Hervorgegangen aus einem mehr als gewöhnlich bewegten Gemüthe, veranlassen sie auch in dem Hörer oder Leser eine höhere Thätigkeit des Gefühls und der Einbildungskraft, und geben dem Andern Leben und Schönheit. Sie gehören eben deßhalb, sofern sie nicht durch bloßen Wortschimmer blenden, zu den wesentlichsten Beförderungsmitteln einer vollendeten Darstellung, und die Rhetorik macht es sich zu einer ihrer Hauptgeschäfte, über das Wesen und den Gebrauch derselben Belehrung zu ertheilen. Frühere Rhetoriker theilten sie in Wort- und Sachfiguren; eine Eintheilung, auf deren Unbequemlichkeit nur aufmerksam gemacht zu werden braucht. Passender ordnete sie Adelung und mehrere Andere nach ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Gemüthskräften, welche durch ihren Gebrauch zunächst beschäftigt werden. Sie [illegible]

Digitized by Google

gemäß in Figuren: 1) für die Aufmerksamkeit und das Gedächtniß, für die Einbildungskraft, 3) für die Gemüthsbewegungen, 4) für tz und Scharfsinn. Allein auch diese Eintheilung, so bequem sie für Uebersicht ist, hat noch manches Schwankende, und es fehlt immer h an einer völlig genügenden Classenbestimmung dieser in Leben und brift so häufigen Formen. Die wichtigsten derselben sind: Allegorie, bithese, Apostrophe, Ausruf oder Ekphonesis, Ellipse, Epanorthosis oder rbesserung, Frage oder Erotesis, Gleichniß, Parallele, Anspielung r Allusion, Hyperpel, Inversion, Ironie, Paralepsis oder Pra- terio, Aposiopesis, Polysyndeton, Asyndeton, Prosopopöie oder Personi- ation, Steigerung oder Gradation oder Klimax, Antiklimax, Tropen, sion oder Gesicht, Wiederholung oder Anaphora, Epiphora, Epizeuris, von fast alle in besondern Artikeln. — In der Musik bezeichnet Fi- r eine Gruppe von Tönen oder kleiner, zusammenhängender Noten, B. Triole, Sechzehntheile, Sechstole. Da eine solche Gruppe von Tönen ufig die Stelle eines einzigen oder weniger Töne, wie sie selbst zusam- ngesetzt ist, vertritt und des lebhaftern Wechsels, der größern Bewegung gen angebracht wird, so verbindet sich mit dem Begriffe des Figurirten r des Künstlicheren, Mannigfaltigeren, im Gegensatze des Einfacheren; her figurirter Baß, figurirte Harmonie, in welcher mehre durchgehende er Nebenaccorde vorkommen, figurirte Musik überhaupt oder Figural- usik, worunter man die, dem einfachern Choralgesang entgegengesetzte usik versteht. Da jene Tongruppen durch Noten sichtbar verzeichnete guren in eigentlichem Sinne bilden, woher auch der Name Figur in r Musik seinen Ursprung hat, so versteht man unter derselben insbe- ndere auch die mit einer Figur verbundenen Noten und gibt ihnen nach rschiedenheit ihrer Richtung nach oben, unten ꝛc. verschiedene Benen- ungen, z. B. Läufer, Rouladen (Roller), Voladen.

Figuranten, auf der Schaubühne und zwar im Schauspiel, solche rsonen, die Nichts zu sprechen haben (bloß figuriren, eine Lücke aus- llen), Statisten; im Ballet diejenigen Tänzer, die nicht einzeln, sondern ppweise tanzen, also nur zum Ausfüllen dienen.

Figurirte Zahlen, eine arithmetische Spielerei, mit der man h zu Anfang des 17. Jahrh. gern beschäftigte. Sie werden gebildet rch die Glieder arithmetischer Reihen aller Ordnungen, deren erstes lied die Einheit ist, nämlich:

1,	1,	1,	1,	1,	1,	1,	1,	1,
1,	2,	3,	4,	5,	6,	7,	8,	9,
1,	3,	6,	10,	15,	21,	28,	36,	45,
1,	4,	10,	20,	35,	56,	84,	120,	165,
1,	5,	15,	36,	70,	126,	216,	330,	495,
1,	6,	21,	56,	126,	252,	462,	792,	1281,

ſ. w. Die drei ersten Reihen sind geometrisch darstellbar, als Linear- hlen, Trigonalzahlen und Pyramidalzahlen; daher der Name.

Filangieri (Gaetano), berühmter Staatsmann und Jurist, geb. 752 zu Neapel, stammte aus einem der ältesten adeligen Geschlechter taliens, nahm in seinem 14. J. Kriegsdienste, entschlug sich derselben doch bald, und legte sich mit solchem Eifer auf das Studium der Wis- nschaften, daß er sich im 24. J. eine vollkommene Fertigkeit in den prachen des Alterthums, in der Kenntniß der Geschichte, des Natur- chts und anderen Zweigen des menschlichen Wissens einen hohen Grad

Digitized by Google

von Bildung erworben hatte. Da das Fach der Gesetzgebung in zürlichem Grade seine Neigung fesselte, trat er nach dem Wunsche seiner Familie als Sachwalter auf. Hier sicherte ihm seine geist- und ins nißreiche Beredtsamkeit ein großes Gewicht, und als er die zeitgemäßen Reformen, welcher der damalige erste Minister in Neapel, Tanucci, 17 vornahm, gegen das Geschrei der Anhänger des alten Systems sogut vertheidigte, wurde Tanucci sein Freund und verschaffte ihm mehre bedeutende Stellen am Hofe, wodurch sich Filangieri aber nicht abhalten ließ, seinen Lieblingsstudien in Stunden der Muße mit dem möglichsten Eifer obzuliegen. Angefeuert durch Beccaria's früherhin zu Mailand erschienenes Werk: „Ueber Verbrechen und Strafen", faßte er den Plan zu einem Werke, welches die allgemeinsten und festesten Grundsätze der Gesetzgebung in allen ihren Zweigen und verschiedenartigsten Beziehungen darstellen sollte. Sein großartiges Unternehmen trat in dem Werke: „La scienza della legislazione" (Neapel 1780, 2 Bde.) in Wirklichkeit und zog nicht nur die Aufmerksamkeit Italiens, sondern fast von ganz Europa auf sich. Trotz seiner Freimüthigkeit, mit welcher er in diesem Werke die Gebrechen der vaterländischen Gesetzgebung enthüllte, ertheilte ihm sein König doch eine Commanderie des Konstantinischen. Hatten die zwei ersten Bücher seines gefeierten Werkes die allgemeinen Regeln der Gesetzgebung und die politischen sowie die ökonomischen Gesetze zum Gegenstande ihrer Untersuchung, so erschienen 1783 die folgenden 2 Bände, in welchen der Verfasser seine Ansichten über die Criminaljustiz aussprach. Durch seine seltene Freimüthigkeit, die er auch hierin an den Tag legte, und wodurch er den für seine Freiheiten besorgten Adel und Clerus in Furcht setzte, sah er sich nicht nur von erkauften Federn (Joseph Grippa) angefeindet und widerlegt, sondern auch am 6. December 1784 sein Werk durch ein geistliches Decret als aufrührerisch und gottlos verdammt. Unbekümmert um diese Verdammung ließ er ein Jahr darauf den 5., 6. und 7. Band seines Werkes, worin er von der Erziehung, den Sitten und dem öffentlichen Unterricht spricht, erscheinen. 1783 mit Caroline von Frendel, Tochter eines ungarischen Edelmanns und Erzieherin der zweiten Tochter des Königs von Neapel, vermählt, zog er sich, mit Genehmigung seines Fürsten, nach Cara in die geräuschlose Einsamkeit zurück, um hier der Vollendung des letzten Bandes seines unternommenen Werkes zu leben, welcher die Religion in Beziehung auf den Staat abhandeln sollte. 1787 ward Ferdinand IV. als Mitglied in den Finanzrath berufen, befiel ihn eine Krankheit und machte seinem Leben am 21. Juli 1788 ein Ende, nachdem er kurz zuvor den 8. Theil seines Werkes, welches die Religion vor dem Christenthume zur Sprache bringt, vollendet hatte. Das Ganze, sozusagen, der Menschheit angehörige Werk erschien in deutschen (1784 zu Altdorf in der Schweiz, mit einer Vorrede von Siebenkees, 1784 von Gustermann in Wien, und von Link) und französischen (1789—91 von Gallois) Uebersetzungen. Schade, daß ihn sein schneller Tod an der Vollendung von den begonnenen Werken, einer „Nuova scienza delle scienze", worin er alle Wissenschaften auf allgemeine Grundprincipien zurückführen wollte, und einer „Storia civile, universale perpetua" hinderte, — Unerwiesen hält man Acton (s. d.) für den Urheber von Filangieri's schnellem Tod.

Filehne (polnisch Wielen), Stadt des czarnikower Kreises im P

erungsbezirk Bromberg, preuß. Großherzogthum Posen, liegt auf einer nsel der Netze, mit einem Schlosse, kathol. und evangel. Kirche, Hos- ital; 280 Häuser und 3350 Einwohner, die sich außer der Tuchweberei ach mit Spitzenklöppelei beschäftigen. Sitz eines Friedensgerichts.

Filial (Filialkirche, Filia ecclesia), Tochterkirche, eingepfarrte Kirche ver Beigemeinde, die keinen eignen Pfarrer hat, sondern von der Mut- r- oder Hauptkirche (Mater) mit besorgt wird.

Filicaja (Vicenzo da), ein gefeierter Dichter Italiens, welcher, im Gegensatze von der Geschmacklosigkeit seiner Zeitgenossen, sich aller Poesie nthielt, die auch nur den Schein des Anstößigen hatte; geb. 1642 zu Florenz, wo er das Collegium der Jesuiten und dann die Akademie zu isa besuchte. Gelegenheitsgedichte, meist seiner Geliebten gewidmet, aren die ersten Proben seines Dichtertalentes. Mit dem Tode des be- ungenen Gegenstandes seiner Neigung faßte er den Vorsatz, nur bloß eilige und heroische Gegenstände mit seinen Lyratönen zu verherrlichen. ach mehren Reisen wurde er bei seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt um Mitgliede der Akademie della Crusca ernannt, worauf er sich mit er Tochter des Senators Scipio Capponi verehlichte. Nach dem Tode ines Vaters zog er mit seiner Gattin auf's Land und widmete hier ine Thätigkeit der Erziehung seiner Kinder und der Niederschreibung einer Gefühlspoesie. Sein durchaus ernsthafter Charakter schränkte auch ier sein Dichtertalent fast ausschließlich auf moralische und religiöse deen ein. Diese Beschränkung war nicht affectirt. Als Mensch stand ein italienischer Dichter dieser Zeit in allgemeinerer Achtung als er; ie Armen und Hülfsbedürftigen ehrten ihn als ihren Schutzgeist. Mit einen Versen that er geheim. Aber zwei Gedichte von ihm (Florenz 684), eine Trauerode auf die Belagerung von Wien und eine Tri- mphode nach dem Entsatze dieser Stadt, machten ihn so berühmt, daß r seit dieser Zeit zu den ersten Dichtern der Nation gezählt wurde. Die Königin von Schweden schrieb in den schmeichelhaftesten Ausdrücken n ihn, ernannte ihn zum Mitgliede der von ihr in Rom errichteten kademie und ließ seine beiden Töchter auf ihre Kosten erziehen; da- egen besang er sie nun auch in einer Ode, in der er von ihr wie von inem übermenschlichen Wesen spricht. In einer sehr dürftigen Lage tarb Filicaja am 24. Sept. 1707 zu Florenz. Alle seine Gedichte haben ine gewisse classische Würde. Das Studium der Alten und der Italiener es 16. Jahrh. hatte auf keinen seiner Zeitgenossen bestimmter gewirkt ls auf ihn. Wie vertraut er mit der alten Literatur war, beweisen esonders seine lateinischen Gedichte, welche in der neuen Ausgabe seiner Werke („Opere di Filicaja" Venedig 1781, 2 Bde. 8.) stehen. Etwas Neues vermochte er nicht zu leisten. Seine Oden und Sonette gehören ndessen zu den besten in der ernsthaften Art. Nur zuweilen wird seine Poesie, wenn er von Gott und der Königin Christine fast mit gleichem Andachtsenthusiasmus spricht, unleidlich.

Filigrain-Arbeit, ein aus allerlei krausen, gewundenen, geplät- teten, durcheinander gezogenen Gold- und Silberfäden bestehendes, oft sehr feines, gefälliges und regelmäßiges Gewirre, was ehemals mehr als jetzt zur Zierde und zum Putz bei allerlei Waaren, z. B. zu Nadel- büchsen, Juwelenkästchen, zu Verherrlichung der Heiligenbilder und an- dern Kirchengeräthen angewendet wurde. Diese Kunst ist sehr alt und scheint aus dem Orient zu uns gekommen zu seyn. Man will sogar

Digitized by Google

Ueberbleibsel davon im Schutte von Herculanum gefunden haben. Desgleichen sind auch noch in Paris aus dem 7. und in Hanover aus dem 11. und 12. Jahrh. vorhanden. Noch jetzt verfertigen die Türken, Armenier und Indier Meisterstücke von dieser Art. Auch wird in verschiedener Qualität diese Arbeit in London, Paris, Strasburg, Augsburg, Nürnberg geliefert.

Filippo d'Argyro (St.), Stadt im sicilianischen Val di Noto, auf einem hohen Felsen, hat in 2000 Häus. 8600 Einw., einige Industrie und Handel.

Filoti, 1. Volksstamm im Sandschakat Janina in Epirus, der an beiden Ufern des Flusses gl. N. (auch Kalama) wohnt und in Ruhe und Frieden seine Felder baut; er zahlt dem Pascha nur eine kleine Abgabe, um ihn gegen die räuberischen Arnauten zu schützen. Das Land ist besonders fruchtbar an Oel, Korn und Gartenfrüchten, auch die Viehzucht ist bedeutend und die Bevölkerung so groß, daß man oft in einem Dorfe oder Marktflecken 6—800 Einw. zählt. — 2) Mrktfl. und Hauptort dieses Stammes mit 7000 Einw., am gleichnamigen Fluß, hat starken Oel- und Tabacksbau.

Filtriren, durchseihen, das Verfahren, vermöge dessen man mittelst eines Siebes oder Tuches oder Löschpapiers gröbere Theile von einer Flüssigkeit absondert. Zum Filtriren des Wassers bedient man sich des Filtrirsteins, eines Sandsteins, dessen einzelne Körner sehr locker zusammenhängen, und der besonders an den Küsten von Mexico, auch in Deutschland gefunden wird. Außerdem hat man noch andere Vorkehrungen und Maschinen erfunden, durch welche sich selbst schleimiges, verdorbenes und stinkendes Wasser klar und trinkbar machen läßt. Filtrirungsmittel sind Sand und Kohlen, welche die Unreinigkeiten des Wassers an sich ziehen. Eine der größten Filtriranstalten ist die zu Paris. Sie reinigt das Wasser der Seine. In London filtrirt eine Wassercompagnie täglich 500.000 Cubikfuß Wasser.

Filz, überhaupt ein durch einander gewirrtes, geschlungenes und festes Gewebe oder zeughartige Masse, insbesondere ein aus Haaren der Wolle verfertigter Stoff, woraus Hüte, Mützen, Decken, Strümpfe, Sohlen zum Einlegen in die Schuhe, Mäntel und Kleider gemacht werden. Bei den Papiermachern heißt Filz ein Stück wollenes Tuch, welches sie über das eben geschöpfte Papier ausbreiten.

Finale nennt man 1) den letzten Satz einer Symphonie, eines Balletts, einer Sonate u. dgl., dem fast durchgängig der Charakter der Freude und des Scherzes eigen ist. Als Muster solcher Finale's können die in den Haydn'schen Symphonien vorkommenden angeführt werden. 2) Begreift man darunter in der Oper, vorzüglich in der Komischen, die am Ende eines Actes ununterbrochen nacheinander folgenden Sätze von verschiedenem Charakter, Ton, verschiedener Taktart und Bewegung, bei welchen die Handlung fortrückt und nicht, wie bei einzelnen Arien, durch den Ausdruck der in denselben enthaltenen Empfindungen aufgehalten wird. Daher ist fast immer die Entwickelung des Knotens dem letzten Finale vorbehalten, wo denn der Tonsetzer zugleich Gelegenheit findet, seine reichhaltigen Ideen in mannigfaltigen Erfindungen entwickeln zu können. Doch schließt man einen Act auch zuweilen mit einem Quartett, Terzett, Duett, ja auch mit einer Arie, z. B. Mozart im ersten Act des „Figaro". — Es ist der Natur der Sache gemäß

Digitized by Google

ß das Finale des letzten Aufzugs das kürzeste und glänzendste sey; s des ersten, oder bei einer dreiactigen Oper des zweiten Actes aber as ausgeführteste.

Finale, Hauptstadt einer Provinz im sardinischen Herzogthum Ge- na, nicht weit vom Meere; hat eine Citadelle, 3 Castelle und 4000 inw., Hafen, Handel mit Oel und Obst.

Finanzen (von dem altdeutschen Finna, eine Abgabe, Staatsw.), ie Mittel, die ein Staat zur Bestreitung seiner Ausgaben besitzt. Die inanzen eines Staats werden gewöhnlich durch das Finanzministerium Finanzcollegium) verwaltet. An der Spitze desselben steht der Finanz- inister und diesem zur Seite wieder mehre Oberfinanzräthe, geheime inanzräthe, Finanzräthe (franz. Financiers). Oestreich war der erste Staat, der ein eignes Finanzministerium errichtete. Ihm folgten alle ndere europäische Staaten nach. — Das Ministerium muß in so wenig entralstellen (Finanzabtheilungen) wie möglich zerfallen und nur die luffsicht führen, nicht alle Details selbst anordnen wollen. Hierzu müs- n Mittelbehörden eingesetzt und gehörig bevollmächtigt seyn. Ein an- ers organisirtes Finanzministerium wird weit mehr kosten und langsa- er wirken, als das angegebene. Die Grundsätze (Finanzgrundsätze), ach denen ein Financier verfahren muß, gibt die Finanzwissenschaft Finanzkunde) an. Sie zerfällt a) in den Theil, der sich mit der Aus- abe, b) den, der sich mit der Einnahme, und c) den, der sich mit der orm beider, der Erhebung, Vertheilung und Verwaltung der Staats- inkünfte beschäftigt. Die Ausgabe besteht aa) in der gewöhnlichen, urch ein Budget (s. d.) vorher bestimmten; sie bestreitet die Kosten er Verfassung, der Civilliste des Regenten, der innern Verwaltung, er Armee und der Vertheidigungsanstalten, die Zinsen der Staatsschul- en und die Summen zu Abzahlung letzterer, die Summen, welche Ge- andte bei fremden Mächten erfordern, ferner die Kosten der Justiz, olizei, Heerstraßen, Kanäle, welche letztere sich eigentlich sämmtlich durch ich selbst decken müssen, und bb) in der außerordentlichen, welche durch othwendige (nicht auf Eroberungen ausgehende) Kriege, Naturereignisse Ueberschwemmungen, Erdbeben) veranlaßt werden und zum allgemeinen Besten, zur Beförderung des Handels, der Gewerbe ꝛc. dienen. Die Einnahmen des Staats bestehen in den Abgaben (s. d.) von dem Grundeigenthum oder dem Erwerb, aus dem jährlichen Ergebniß der Domainen (s. d.) des Staats, aus den Regalien und aus dem zu- älligen Zugang, wie Heimfallsrecht, Geldstrafen, Gebühren, Lehnsfällen, Dispensationen, Privilegien ꝛc. Was außerdem noch zu den Bedürfnissen es Staats nöthig ist, wird durch außerordentliche Maßregeln (freiwillige nd gezwungene Anleihen, Vermögenssteuern, Verkauf von Realitäten, Kriegssteuern ꝛc.) aufgebracht. Der dritte Theil der Finanzwissenschaft st der schwierigste. Er beabsichtigt eine möglichst verhältnißmäßige Ver- heilung der Staatslasten auf die einzelnen Staatsbürger. Die Art, ieselben aufzubringen, stößt aber an so viele, durch Alter und Privi- egien innig mit dem Volksleben verwachsene Einrichtungen an, daß die infachst mögliche Art, die Finanzen zu ordnen, vielleicht noch Jahr- underte lang ein frommer Wunsch bleiben wird, ehe es der Zeit und iner mehr zunehmenden Intelligenz gelingt, sie zu reguliren und die leichheit der Staatslasten für alle Staatsbürger einzuführen. Die angen Kriege von 1791 bis 1815 haben das Verhältniß der Einnahme

Digitized by Google

zur Ausgabe in den meisten Staaten sehr verrückt, sodaß die letztere oft überstiegen hat, weßhalb man zu außerordentlichen Mitteln, besonders zu Anleihen, seine Zuflucht nehmen mußte. Die Zinsen dieser, sowie deren Abbezahlung, verbunden mit den Kosten der Unterhaltung größerer Armeen, setzen noch jetzt die Finanzministerien aller Staaten in große Verlegenheit, sodaß sie, besonders da oft Zuflüsse, auf die sie rechneten, durch die jetzt herrschende allgemeine Noth gänzlich ausbleiben, oft nicht wissen, wie sie Rath schaffen sollen. Fast alle Stimmen sprechen sich dahin aus, daß dieser allgemeinen Finanznoth, wenigstens in Deutschland, nicht anders abzuhelfen sey, als durch Aufhebung der Zolllinien im Innern Deutschlands, durch Minderung der auf die Heere gewendeten Kosten und durch Einführung weniger kostspieliger Vertheidigungseinrichtungen und endlich durch Vereinfachung des Staatshaushaltes. Zu den wichtigsten Schriften über die Finanzwissenschaft im Besondern gehören: Ludw. Heinr. v. Jakob, „Die Staatsfinanzwissenschaft" (Halle 1821, 2 Thle.); Wilh. Jos. Behr, „Die Lehre von der Wirthschaft des Staates" (Leipz. 1822); Fulda, „Handb. der Finanzwissenschaft" (Tüb. 1827); (ein neues System derselben vom n. Bd. ans ist angekündigt); v. Raumer, „Das britische Besteuerungssystem" (Berl. 1810); E. Krönke, „Ausführliche Anleitung zur Regulirung der Steuern" (Gießen 1810, 2 Thle.); Heinr. Wilh. Crome, „Das Steuerwesen" (Hildesh. 1817, 2 Thle.); v. Kremer, „Darstellung des Steuerwesens" (Wien 1821, 2 Thle.); Heinr. Eschenmayer, „Anleit. zu einer system. Einrichtung des Staatsrechnungswesens" (Heidelberg 1807, 2 Thle.); Feder, „Handb. über das Staatsrechnungs- und Cassenwesen" (Stuttg. 1820, 2 Thle.); Kieschke, „Grundsätze zur zweckmäßigen Einrichtung des Staatscassen- und Rechnungswesens und seiner Controle" (Berl. 1821).

Findlater (Lord; James Earl of F. and Seafield), ein um das Wohl seiner Mitbürger in Schottland, Sachsen und Böhmen sehr verdienter Mann, geb. 1749 auf seinem väterlichen Stammschlosse zu Cullen an der Grenze von Hochschottland; starb zu Dresden 1811. Er stammte aus dem alten, seit dem 10. Jahrh. bekannten schottischen Geschlechte der Ogilvies, die mit dem Hause Bouillon u. a. m. verwandt waren. Der Graf besaß in Schottland an Allodial- und Lehngütern im Werth von 4 bis 500.000 Pf. St. Weil er sie aber sehr gering verpachtete, so bezog er an jährl. Einnahme aus Schottland nur 14 bis 17.000 Pf. St.; seine Pachter wurden daher wohlhabende Leute. Er hatte den größten Theil seiner Jugend auf dem festen Lande verlebt, vorzüglich an den Höfen zu Paris, Wien, Berlin und Brüssel. Dann hielt er sich längere Zeit in England und Schottland auf, brachte aber die letzten 20 J. seines Lebens in Frankfurt, Hamburg, Altenburg und Dresden zu, jedoch mehre Sommer auch in den böhmischen Bädern zu Teplitz und Karlsbad. Er liebte die Wissenschaften und verband damit den thätigsten Eifer für Landescultur und Gemeinwohl überhaupt. Von seinen wissenschaftlichen Talenten hat er Beweise hinterlassen in dem „Journal agronomique" und in dem Werke „Ueber die schöne Baukunst", mit vielen Kupfern (bei Voß in Leipzig). Von seinen Anlagen sind bekannt: die reizend gelegene Findlater'sche Villa bei Dresden, die Verschönerungen bei Teplitz, das Armenhaus daselbst, welches er mit dem Grafen Clam gemeinschaftlich errichtete, mehre Anlagen bei Karlsbad

Digitized by Google

er unter andern den Weg nach dem Posthause zuerst fahrbar gemacht
. Die Karlsbader errichteten ihm dafür einen schönen Obelisk aus
mit. Ueberhaupt war der größte Theil seiner Einkünfte, manches
r an 100.000 Thaler, dem Ankauf und dem Anbau wüster Plätze
Dresden gewidmet. Er wählte sich sein Grab bei der Kirche des
rfes Loschwitz.

Findling, ein Kind, welches von seinen Eltern verlassen, an ir-
ıd einen Ort ausgesetzt und daselbst von andern Menschen gefunden
d. Bei den Völkern des Alterthumes wurde die Tödtung der Frucht
ır nicht bestraft, allein man wählte doch lieber, um sich eines neuge-
ınen Kindes zu entledigen, den milderen Weg, und setzte es an häu-
besuchten Orten aus, wo man immer noch die Rettung solcher Ver-
ü'ten hoffen konnte. Im 4. Jahrh. erließen die Kaiser Valentinian,
ılerius und Gratian gegen diese Sitte, welche selbst dem Naturge-
hle des Tigers fremd ist, Strafgesetze, welche auch in unsere neuere
taatsverfassungen übergegangen sind. Wenn man auch schon in der
orzeit solche ausgesetzten Kinder einem schmachvollen Tode zu entziehen
chte, so datirt sich der Ursprung der Findelhäuser doch nur aus neue-
r Zeit. Doch scheint es, daß die Städte Athen und Rom früh öffent-
he Kinder- oder Findelhäuser, worin Kinder auf Kosten des Staats
zogen worden sind, gehabt haben. Wenigstens ist gar kein Zweifel,
ıß in Rom im 6. Jahrh. dergleichen gewesen sind. Die älteste Fin-
elanstalt in Deutschland, welche sich bis jetzt angeben läßt, ist die zu
rier, im 8. oder 7., oder wohl gar schon im 6. Jahrh.; wo die Kin-
er in eine vor der Kathedrale stehenden Marmorschale gelegt, von den
azu bestellten Kirchenarmen aufgehoben und von dem Erzbischof an
ßlieder der Gemeinde zur Pflege übergeben wurden. Im 7. Jahrh.
oaren ähnliche Einrichtungen in Frankreich zu Anjou oder Angers.
87 ist eins zu Mailand von einem Erzpriester, Namens Datheus, auf
eine eigene Kosten gestiftet worden. 1168 bewirkte der heilige Galdi-
ıus, Cardinal und Erzbischof zu Mailand, daß daselbst das Hospital
ich verpflichtete, nicht nur Kranke, sondern auch in der Stadt ausge-
etzte und gefundene Kinder aufzunehmen und mit Nahrung und Klei-
ung zu versorgen. 1170 stiftete Olivier de la Tour zu Montpellier
ien heil. Geistorden, dessen Mitglieder sich zur Versorgung der Armen
und zur Verpflegung und Auferziehung der Findlinge und Waisen sehr
rüh verpflichteten und zu Montpellier und Rom dergleichen Anstalten
gründeten. Die Stadt Eimbeck hat eine solche Anstalt bereits 1274, ein
Hospital zum heil. Geiste gehabt. Konrad Kunz, ein reicher Bürger zu
Nürnberg, hat daselbst 1331 das Spital zum heil. Geiste gestiftet. Der
Bau ward 1333 angefangen und 1341 vollendet. Auch in dieses wer-
den arme, schwangere Weiber aufgenommen und die im Hospital gebor-
nen oder auch darin aufgenommenen Kinder erzogen. Das prächtige
Findelhaus in Florenz soll 1316 von einem gewissen Pollini gestiftet
seyn. Das (Hospital du s. esprit) zu Paris soll 1562 angelegt seyn.
In diesem wurden von 1620—1807 464.628 Kinder aufgenommen.
Paris hat inzwischen von Zeit zu Zeit mehre Findelanstalten erhalten.
In Venedig hat ein Franziskaner, Namens Petruccio, 1338 eine Fin-
delanstalt gestiftet. In England ward das jetzige Hospital für Findlinge
schon 1687 vorgeschlagen, aber erst 1739 vom König bestätigt u. s. w.
Jetzt haben beinahe alle Hauptstädte Europa's dergleichen Anstalten. Sie

Digitized by Google

sind unstreitig eine sehr nützliche und keineswegs der Moralität gefährliche Einrichtung (denn ein Mädchen, daß sich hingibt, denkt in dem Augenblick, wo sie das thut, ebenso wenig an die Schande, die sie im Fall einer Schwangerschaft zu erwarten hat, als an die Schmerzen der Niederkunft); doch verlieren sie unendlich an Werth, wenn man die Schauder erregende Sterblichkeit (so starben im Findelhause zu Paris von 1786—89 von 10 Kindern 9) bedenkt. Doch hat sich in neuer Zeit diese Sterblichkeit durch bessere Einrichtungen sehr gemindert und vorzüglich dadurch, daß man die Kinder zur Erziehung an ausserhalb auf dem Lande lebende säugende Mütter gibt, und diese in gehöriger Aufsicht behält, bis die Findlinge bei einem Handwerker zur Lehre oder sonst untergebracht werden können. In Staaten, wo eine lange Rekrutendienstzeit gesetzlich ist, wie in Rußland, sind alle in Findelhäusern erzogene Knaben zu Soldaten bestimmt. Fast in allen Findelhäusern können die Eltern, wenn sie im Stande sind, ihre Kinder zu erziehen, dieselben zurückfordern. In ganz Frankreich betrug 1784 die Anzahl der Findelkinder nicht über 40.000; dagegen im J. 1798 über 51.000, und im J. 1822 zählte man 138.500! Vgl. die von der par. Akad. der Wiss. gekr. Preisschr. des Hrn. Benoisten de Chateauneuf: „Considérations sur les enfans trouvés dans les principaux états de l'Europe" (1824). Nach dem Verfasser hat sich fast in allen europ. Ländern die Zahl der Findelkinder seit 40 Jahren sehr vermehrt, am meisten in Frankreich.

Finé (Oronce), geb. zu Briançon in Dauphiné 1494, erhielt wegen seiner großen Kenntnisse in der Mathematik von Franz I. eine Anstellung am königl. Collegium, verfertigte auf Befehl des Cardinals von Lothringen eine Planetenuhr, die noch jetzt in Paris zu sehen ist, und erfand noch verschiedene andere mathematische Instrumente. Seine sämmtlichen Schriften über Geometrie, Optik, Geographie und Astrologie erschienen Paris 1552—56, 3 Bde. Fol. Er starb zu Paris in sehr dürftigen Umständen 1555.

Fingal (Fin Mac Coul oder Fionghal), der Vater des schottischen Barden Ossian, der ihn in seinen naturkräftigen Gesängen, wie Homer den Achill verherrlichte, lebte in der zweiten, auch wohl in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr., und regierte als Fürst in Morven (Nordheim), einer Provinz Caledoniens, über einen Völkerstamm, der sich gleich den Germanen mit der Jagd vorzüglich beschäftigte. Fingal hatte wahrscheinlich seinen Sitz in der Nähe von Glenco, zu Selma. Finden sich in allen Theilen der Hochländer große Gebäude, Gewölbe ꝛc. finden, die seinen Namen tragen und auf die Ehre Anspruch machen, daß er darin gehaust habe, so kann dieß Folge des mit der Jagd verbundenen unsteten Aufenthalts seyn. Seinen kriegerischen Ruhm verdankte er besonders den Kämpfen, die er mit den das jetzige England beherrschenden Römern bestand. In ihre Provinz machte er oft Streifzüge und brachte dann den Wein und das Wachs der Fremden als köstliche Beute heim. Ob der Römer Caracul, den Ossian nennt, Caracalla gewesen sey, ist, obschon Gibbon, Whiteber und Macpherson es meinen, sehr unwahrscheinlich, da dieser im Anfange des 3. Jahrh. herrschte und Fingal 283 starb. Zur See wagte er häufig Fahrten nach Schweden, den Orkney-Inseln, nach Irland; Ossian bezeichnet diese Punkte mit den Namen: Lochling, Innislore und Ullin. Besonders sind solche Fahrten

Digitized by Google

urch die zwei übrig gebliebenen epischen Gedichte Ossians, „Fingal“ nd „Temora“, verherrlicht. Im letztern erscheint der Held mit seinem nkel Oskar, Ossian's Sohne. Wann und ob er im Kampfe starb, ist icht ausgemittelt; das Jahr 283 wird indessen für die Zeit seines To- es genommen, den Ossian gelegentlich besingt, ohne die näheren Um- ände anzugeben. So klagt er z. B.: „Fingal ist hinweggegangen und ie Hallen seiner Väter haben seine Fußtapfen vergessen. Der Sturm us Norden öffnet deine Thore, o König, und ich sehe dich auf dem ebel sitzen, dunkel glänzest du in deinen Waffen. Deine Gestalt ist icht mehr das Schrecken der Tapfern, sie gleicht einer feuchten Wolke, enn die Sternen mit weinenden Augen hinter ihr sind. Dein Schild t gleich dem erbleichenden Monde, dein Schwert ist Dunst, mit Feuer ergoldet. Schwach und kraftlos ist der Held, der vorher im Glanze andelte. Doch dein Schritt geht auf den Winden der Wüste, und der Sturm bringt Finsterniß aus deiner Hand. Du nimmst die Sonne in einem Zorne weg und verbirgst sie in deinen Wolken. Die Söhne der chwachen Menschen sind erschrocken, und tausend Regengüsse stürzen her- b“. Der Charakter Fingal's ist der edelste, den ein Dichter je geschil- ert hat, mag man ihn von Seiten Dessen betrachten, was Bewunderung rregt, oder von Seiten Dessen studiren, was ihm Liebe zu gewinnen ermag. Unbesiegbar in der Schlacht, ist er auch Vater seines Volks. Großmuth und Menschenliebe lassen ihn Mitleiden mit dem besiegten Feinde haben; „kein Armer ging betrübt von Fingal weg!“ — „Os- ar, bekämpfe die Stärke der Waffen, aber schone die schwache Hand!“ — „Mein Arm war der Stütze der Gekränkten, der Schwache stand inter meinem glänzenden Stuhl!“ Dieß sind einige der Züge, die Os- ian ihm leiht, um das Herz für ihn zu gewinnen. Sein Ruhm ist aber uf der andern Stelle überall verbreitet; die Tapfersten erkennen seine Größe an; bei seinem Namen zittert der Feind. Wie in jener Zeit der Held oft auch gefeierter Barde war, so erscheint auch Fingal als solcher, nd der Vater des Dichters Ossian scheint auf diesen seine Harfe ver- rbt zu haben. So finden wir ihn einmal, wie er den Barden zuruft: ‚Steht auf und preiset die unglückliche Moina. Ruft ihren Geist mit uren Gesängen auf die Hügel herab, daß sie bei den Schönen von Morven verweile, gleich dem Strahle der Sonne anderer Tage und der Freude der Helden. Ich habe die Mauern von Balclutha gesehen, doch ie waren verödet. Das Feuer ist in den Hallen verlöscht, und die Stimme des Volkes wird nicht mehr gehört. Der Strom der Glutha ist von dem Fall der Mauern aus seinem Bett gewichen. Die Distel chüttelt ihr Haupt und der Wind säuselt durch das Moos. Aus den Fenstern schauen die Füchse, und das Gras schießt auf den Wänden em- or. Verwüstet ist die Wohnung Moina's und Schweigen herrscht im Hause ihrer Väter ꝛc.“ So sang (schließt Ossian) der Held, und tau- end Barden standen auf, die Stimme des Königs zu hören. Sie glich em Tone der Harfe beim Lispeln des Frühlings. Wer kann dir glei- hen, König von Morven!“ (Vgl. Ossian.)

Fingalsgrotte (Harmonische Grotte, Ua-bhim), eine auf Ba- altsäulen ruhende Höhle auf der hebridischen Insel Staffa (s. d.), die u den schönsten unterirdischen Naturmerkwürdigkeiten der ganzen Erde ehört, wurde nach der Meinung der Bergschotten und Hebridier von Riesen dem durch die Lieder Ossian's so berühmten caledonischen Helden

Digitized by Google

Fingal als Pallast erbaut. Wenn man an der Nordwestseite von Eig einen vorspringenden Theil des Ufers umschifft hat, eröffnet sich plötzlich die herrlich schöne Aussicht zu der Grotte. Ein 117 Fuß hohes, a Säulen ruhendes Portal thut sich hier auf und zeigt den Eingang di Feenpallastes, der von Säulenwänden getragen und der Decke der In überwölbt, sich 2½ Fuß tief ins Innere der Insel erstreckt. Hier ist das Auge des Schauenden, er verstummt, mißt sich und seine Ide von menschlichen Kunstwerken mit Dem, was er hier sieht, und hul schweigend der Hoheit des Künstlers, der diesen Tempel wölbte, de Majestät keine Vergleichung zuläßt. Das Licht, welches von dem hohen Eingang in das Innere fällt und von dem kochenden Meere, das den Boden der Grotte macht, an die Wände zurückgeworfen wird und dort in wunderbaren Reflexen und Farben spielt, läßt das Auge deutlich bis in den Hintergrund des Tempels sehen, wo eine vorgezogene Säulenwand ihn schließt. Noch hat kein menschlicher Fuß den Boden dieser Grotte betreten; das Meer bedeckt ihn bis in den Hintergrund. Banks, Pennant und Troil waren die Ersten, die sie 1772 mit einem Boote beschifften und eine Beschreibung davon gaben. Aber der glückliche Fall ereignet sich vielleicht kaum alle 10 Jahre, daß das Meer einen Tag so ruhig ist, dieß zu gestatten; gewöhnlich schlägt und schäumt es strömend gegen die Wände, und es bleibt dann Nichts übrig als auf einer schmalen, etwa 15 Fuß hoch über dem Meere, an der rechten Seitenwand hinlaufenden Gallerie, die aus einer Reihe in dieser Höhe abgebrochener Pfeiler besteht, nicht ohne Lebensgefahr ins Innere zu dringen. Im Hintergrunde findet man einen breiteren Ruheplatz, von dem man das Ganze ruhig übersehen kann. Die Decke des Gewölbes ist eine Art von Mosaik. Die stumpfen Enden der Pfeiler, welche einst diesen Raum einnahmen und zertrümmert wurden, um die Grotte zu bilden, bekleiden noch das Gewölbe, ihre Zwischenräume und Fugen sind mit einem weißen, kalkartigen Kitt ausgefüllt, sodaß sie nun ein schönes Täfelwerk darstellen. Die Breite der Grotte am Eingange ist 53 Fuß, am Ende nur 20 Fuß und die Höhe des Gewölbes vom Eingange bis in den Hintergrund nimmt ebenfalls von 117 bis auf 70 Fuß ab. Hiedurch muß sich die Perspective vom Eingange aus um ein Beträchtliches verlängern. Schade, daß der ruhige Genuß dieses herrlichen Anblicks vom Meere aus so selten vergönnt ist, und daß die Gefahr des Weges im Innern, — wo man über Säulen gehen muß, wo oft gerade nur so viel Platz ist, um einen Fuß stellen zu können, — indem man mit der Hälfte des Körpers über dem schäumenden Meere hängt, wo man, um auf dem immer vom Wasser bestäubten schlüpfrigen Gestein nicht zu gleiten, barfuß gehen und mit den Armen die nächsten Säulen umschlingen muß, zu sehr durch die nöthige Aufmerksamkeit auf den Ort zerstreut wird, um den Eindruck des Ganzen ruhig aufzufassen. Die Luft der Höhle ist nicht dumpf und schwer, wie gewöhnlich in andern unterirdischen Grotten, sondern sie wird durch die stete Bewegung des Meers beständig rein und frisch erhalten. Unter der hintern Wand, etwas unter der Oberfläche des Wassers, bemerkt man die Oeffnung einer neuen Höhle, in die das Meerwasser wechselsweise hinein und heraus dringt. Ist die Fluth nicht zu stark, so gibt die beim Eindringen des Wassers herausgepreßte Luft einen angenehmen Ton, welcher wahrscheinlich der Grotte den Namen der harmonischen Grotte (im Erse

ura vine) gab. Ist aber die Fluth stärker, so hört man ganz andere
ne. So oft die Fluth andringt, ertönt ein dumpfes gewaltiges
achen, von dem die ganze Grotte erbebt; es ist, als wenn in einem
terirdischen Raume zwei harte Körper mit Gewalt gegen einander
schlagen würden. Wahrscheinlich befindet sich in der unterirdischen
öhle ein losgerissenes Felsenstück, zu schwer, um von einer geringen
uth bewegt zu werden, das aber von einer heftigern gegen die Wände
r Höhle geschleudert wird und den Schall und die Erschütterung her-
rbringt.

Finger. Sie sind nebst der Hand die vorzüglichsten Organe des
efühls. Man hat deren fünf an jeder Hand, und es gibt wenig Bei-
iele, daß Menschen mit weniger denn fünf Fingern zur Welt gekom-
en sind; eine Mehrzahl ist hingegen nicht selten. Die Form der Fin-
r ist die eines gestreckten Kegels oder einer kleinen, aus mehren be-
eglichen Theilen bestehenden Säule; diese Theile, welche man Glieder
nnt, sind so angebracht, daß sie in der nämlichen Richtung stehen,
er sich unter verschiedenen Winkeln kreuzen können. Solcher Glieder
n hat jeder Finger drei, den Daumen ausgenommen, der nur zwei
t. Wenn die Hand sich selbst überlassen ist, so ruht das zweite Glied
icht auf dem ersten und dieses auf dem Mittelknochen, während das
ritte auf dem zweiten liegt. Bei einigen Personen, und vorzüglich bei
en Frauen, neigen die beiden letzten Glieder etwas gegen die obere
Seite des Fingers, wie wir es auch bei der mediceischen Venus bemerken.
ebrigens wird die Richtung der Finger fast in jedem Augenblick durch
ie Muskeln, die sie bewegen, verändert. Die Länge und der Umfang
er Finger richtet sich gewöhnlich nach der Größe und Stärke des Kör-
ers oder auch der besondern Entwickelung der untern Gliedmaßen.
iese Organe sind gewöhnlich bei müßigen Menschen, bei Weibern u. s. w.
iner als bei andern, die viel und angestrengt arbeiten; so werden sie
.B. vom Brotkneten und andern dergleichen Arbeiten vergrößert. Bei
ersonen von geringer Wohlbeleibtheit werden die Finger nach oben zu
nmerklich dünner; bei sehr mageren Leuten haben sie mehr oder weni-
er ausgesprochene Erhabenheiten um die Gegend der Gelenke. Bei flei-
higten Menschen, und vorzüglich bei jungen Frauen, die recht schwel-
nde Hände haben, zeigen die anmuthig gerundeten Finger auf der
bern Seite am ersten Gliede ein kleines Grübchen, das bekanntlich als
ne Zierde einer hübschen Hand angesehen wird. Uebrigens ist der Um-
ng der Finger auch bei den nämlichen Personen, unter verschiedenen
erhältnissen, häufigen Veränderungen unterworfen; äußere Kälte ver-
indert ihn; kaltes Wasser macht die Haut der Finger ungleich und
nzlicht; heiße Luft hingegen, vorzüglich in Zimmern, eine ungewohnte
ftige Bewegung der Hände, warme Bäder u. s. w. machen die Finger
schwellen. Noch merklicher ist der Unterschied der Finger unter sich,
einer und derselben Hand; der Mittelfinger ist um ein Drittheil
nger als der kleine und der Daumen; der Zeigefinger ist etwas kürzer
s der Ringfinger; die beiden letztern halten die Mitte zwischen den
ei übrigen.

Digitized by Google

Verzeichniß

der in diesem Bande enthaltenen Artikel.

Deutscher Bund, Seite 1
Deutsche Geschichtskunde, Gesellschaft für ältere 10
Deutsche Kaiser, s. Deutschland, Deutsches Reich und Kaiser 13
Deutsche Kanzelberedtsamkeit, s. deutsche Prosa
Deutsche Kirche 14
Deutsche Kunst 17
Deutsche Literatur 22
Deutsche Malerkunst 28
Deutsche Medicin, Chirurgie, Anatomie ꝛc. 35
Deutsches Meer 47
Deutsche Musik 48
Deutscher Orden 53
Deutsche Philologie 55
Deutsche Philosophie 61
Deutsche Poesie 66
Deutsche Prosa 83
Deutsches Recht 96
Deutsches Reich 99
Deutsche Ritter, s. Deutscher Orden 108
Deutsche Romanenliteratur, s. Deutsche Prosa
Deutsche Schule
Deutsches Singspiel 109
Deutsche Sprache 110
Deutsches Theater 117
Deutsche Theorie und Kritik 122
Deutsche Universitäten 126
Deutsche Volksschulen, s. Schulen 128
Deutschland, Gesch. 129
Deutschland, geographisch-statistisch 147
Deutschlands literarische Zeitschriften und Unterhaltungsblätter 155
Deutz 160
Devalvation 161
Deventer
Devisen
Devolution 162
Devon
Devonport, s. Plymouth
Devonshire, Herzogin
Devotion 163
Dewidow
Dews
Dey
Deynse
Deyster, Ludwig de
Dhawalagiri 164
Diabole
Diadem
Diagnosis
Diagonale
Diagramm
Diakon 165
Diakowar
Dialekt
Dialektik 166
Dialog
Diamant 168
Diameter 170
Diana 171
Diana v. Frankreich 173
Diana v. Poitiers
Dianenbaum 174
Diaphora
Diarbekr
Diäresis 175
Diarrhöe
Diastimeter
Diasirmus 176
Diätetik
Diatonisch
Diaz, Mich. u. Barth. 177
Dichotomie
Dicht
Dichten
Dictator
Dictatur 179
Diction 17
Dictiren
Didaktik 18
Didaktische Poesie, s. Lehrgedicht
Didaskalia
Diderot, Denis
Dido 19
Didot, Franç. Ambr. u. Pierre François 19
Didymäos
Die
Diebitsch-Sabalkanski
Diebstahl
Diemen, Anton van 19
Dienstag 19
Dienstbarkeit, s. Servitut
Dienstboten, s. Gesindewesen
Dienste 19
Dienstthuer
Dieppe
Dies irae, dies illa 19
Dieſt
Dietrich, Joh. W. Ernst
Dietrichstein, Haus 19
Dietsch, Barbara Reg. 19
Dietz 19
Diffamation
Differenzialrechnung
Diffession 19
Digesta, s. Römisches Recht
Digestion
Digestor
Dignano
Dignitarien
Dijambus 19
Dijon
Dike, s. Asträa u. Horen
Dikodyledonen
Dilemma
Dilettant
Dillenburg 19

Digitized by Google

lenius, Joh. Jak. 193
lingen
nension
nissorialschreiben 194
nagepoor
nan
nant
narischeAlpen, s. Alpen
ner
ngliches Recht 195
nez da Cruz, Ant. 196
nte
nte, sympathetische 197
io Cassius 198
iocletianus, C. Val. 199
iodorus 201
ioeces
iogenes 202
iogenes v. Apollonia 203
iogenes Laertius
iokles
iomedes
ion 205
ionäa
ionysien 206
ionysius v. Halikarnaß
ionysius d. Aeltere
ionysius d. Jüngere 208
ionysius der Areopagite 209
ionysius der Kleine
ionysos, s. Bacchus
iophantus
iopter
ioptrik 210
iorama
ioskorides, Pedanius
ioskuren 211
iphthonge
iplom
iplomatie
iplomatik 212
iplopie 214
ipodie
ippel, Joh. Konrad
ippels thierisches Oel 215
iptichon
irecte Abgaben
irectionslinie
irectorium
iren, s. Eumeniden 216
is, Myth.
is, Musik 216
iscant, s. Sopran
iscantschlüssel, s. C-Schlüssel
isciplin
isciplinarsachen
iscontiren, Disconto,
iscontobanken, Discontircasse
iscordia, s. Eris 217
iscretion
iscretionstage
iscus
isjunction, Disjunctive Sätze
ismoll 218
ispache
ispensation
ispensatorium 219
ispensiren
ispondeus
isponiren
isposition
isputation
issenters 220
issidenten 221
issonanz 222
istanz 223
istelmeyer, Lambert
istelorden
istichon 224
istribution
iterich, Joh. Samuel
ithyrambus
itmarsen 225
ittanaklasis
itters v. Dittersdorf
ivan 226
iversion
ivertissement
ividende
ivinationsvermögen
ivision, Divis. Ggeneral
ivision einer Flotte 227
ivision, jur.
jezzar, Achmet
D moll 228
nepr
nestr
obberan
obrowsky, Joseph 229
obson, William
ocke 229
octor 230
octrinaires 231
odd, William 232
odekadik
öderlein, J. Christoph
odona 233
oge
ogma
ogmatik, Dogmengeschichte
ogmatismus 236
ohm, Christian Wilh. v.
okimastikon 238
olabella, Publ. Corn.
olce, Carlo 239
ole
olgoruky, Alex. u. Serg.
öll, Friedr. Wilh. 240
ollar
ollart
ollond, John
ollmetscher, die siebenzig, s. Septuaginta
ölomien 241
olus, Mythol.
olus, juridisch
om
omainen 243
omainenverkauf
omanök
ombrowski, Joh. Heinr.
omcapitel, s. Stift 244
ominichino
omicilium 245
ominante 246
omingo, St.-
ominica
ominicaner 247
ominicus 248
ominique le Pree 249
ominiren
ominium, s. Eigenthum
omino
omitianus, Tit. Flav.
omremy la Pucelle 251
on
on, Fluß
onatello, Donato
onatio Constantini M.
onatisten 252
onatus, Aelius

Digitized by Google

Donau, Schifffahrt u. Handel 252
Donaueschingen 256
Donauweine, s. Oestreichische Weine
Donauwörth
Don Benito, Schlacht bei
Doncaster
Donegal
Don gratuit
Donjon 257
Donlege
Donna
Donner, Georg Raphael
Donner
Donnerbüchse 258
Donnerhaus
Donnerkeil
Donnerlegion
Donnersberg 259
Donnerstag
Don Quixote 260
Doppel
Doppelfurche
Doppelmayr, Joh. Gab.
Doppelschlag
Doppelsterne 261
Doppeltsehen
Doppet, Franç. Am. 262
Dorat, Jean
Dordogne, Fl. u. Depart.
Doria, Familie
Dorier 264
Dorigny, Ludwig
Doris
Dorpat 265
Dorset
Dorsten
Dortmund
Dortrecht 267
Dosis
Dossi, Dosso
Dossirung, s. Abdachung
Dotationen Napoleons
Dotis 268
Douane
Douay 269
Double
Doubs, Fl. u. Depart.
Douche, Douche-Bad
Dousa, Janus 270
Dover
Dow, Gerard 271
Doyen, Gab. François
Drabicius, Nicol. 272
Drache 273
Drachma
Drackenborch, Arnold
Dragoman 274
Dragoner
Draguignan
Draht
Drais v. Sauerbronn 275
Draisine 277
Drake, Francis
Drakon 280
Drama
Dramaturg 282
Drammen
Draper, Elisabeth 283
Draperie
Drastisch, Drastis. Mittel
Drave
Drebbel, Cornelius van
Drechseln
Drehbalken 284
Drehhäuschen
Drehije
Drehkrankheit
Drei, Dreizahl
Dreidecker 285
Dreieck
Dreieinigkeitslehre
Dreieinigkeitsfest
Dreifarbige Cocarde
Dreifelderwirthschaft 286
Dreifuß 287
Dreigestrichene Octave
Dreiklang, s. Accord
Dreikönige
Dreimaster 288
Dreischlitz
Dreispaltmuscheln
Dreißigacker
Dreißigjähriger Krieg
Dreistimmig 295
Dreizack, s. Neptun
Dreizahl, s. Drei
Drengfurt
Drenthe
Dreschen, Dreschmaschine
Dresden 296
Dresden, Schlacht 300
Dresdener Gemäldegalerie
Dreux
Dreyer, Joh. Mathias
Driburg
Driesen
Drillen
Drilling
Drogheda
Drogueriehandlung
Droguet
Drohne, s. Biene
Drohobicz
Droits reunis
Drollinger, Karl Fried.
Drome, Fl. u. Depart.
Dromedar
Dronero
Drontheim
Droske
Drosometer
Drossel
Drossen
Drost
Drottingsholm
Drouais, Jean Germain
Droz
Druck
Drucker
Druckerei
Druckfreiheit, s. Preßfreiheit
Druckpresse, s. Schnellpresse
Druckwerk
Druden
Druiden
Druiden-Denkmäler
Druse
Drusen
Drüsen
Drusus, Marcus Livius u. Nero Claudius
Dryaden
Dryden, John
Dschaggernath
Dschamy
Dschingis-Khan
Dschiokjakarta
Du
Dualismus
Dubbeltje
Dubbel
Düben

Google

Dubicza 330
Dubienka
Dublin
Dublone 332
Dubno
Dubois, Guillaume
Dubos, Jean Bapt. 333
Duboffary 334
Dubowa
Dubowka
Dubrowna
Ducange, s. Dufresne
Ducaten
Ducato 336
Ducaton
Duchesne, Andre
Duchoborzy, s. Griech. Kirche
Ducis, Jean François
Duclos, Ch. Pineau 337
Ducray-Dumenil 338
Du-Deffand, Marquise
Dudelsack
Duderstadt 339
Dudley, Graf Leicester
Duell, s. Zweikampf
Duero
Duett
Dufresne, Charles 341
Dufresny, Ch. Riviere
Duguay-Trouin, R. 342
Dujardin, Charles
Duisburg, Kr. u. Stadt
Duker, Karl Gustav 343
Duldung, s. Toleranz 344
Dülken
Dülmen
Dulon, Ludwig
Dumarsais, Cesar Chesn.
Dumesnil, Marie Franç.
Dumferline
Dumfries 345
Dumouriez, Charles Fr.
Dumpler 347
Düna
Dunbar 348
Dunbarton
Dunciade, s. Duns, Pope und Palissot
Dundalk
Dundee
Dunen, s. Eiderdunen
Dünen 348
Dungannon
Dungarvan
Düngung
Dunkel, s. Licht 349
Dunkel, Malerk.
Dünkirchen
Dunois, Jean 350
Duns
Duns, John 351
Dünste
Dunstkreis, s. Atmosphäre
Dunstmesser, s. Hygrometer
Duodecimalmaß
Duodecime
Duodecimole 352
Duodez
Duodrama
Dupaty, J. B. Mercier
Dupetit-Thouars, Arist.
Dupindscha 353
Duplicat
Duplicisten
Duplicität
Duplik
Dupliren
Dupont de l'Etang, s. Baylen, Capitulation v.
Dupont de Nemours
Dupuis, Charles Fr. 354
Duquesne, Abrah. 355
Duquesnoy, Franz
Dur
Duradsch
Durahner
Durance
Durango 356
Durante, Kastrat u. Franc.
Durchbrechen der feindlichen Schlachtlinie
Durchdringlichkeit
Durchfuhr
Durchführung 357
Durchgang
Durchgang der Venus und des Merkur durch die Sonne
Durchgehen 358
Durchgehende Noten
Durchgehendes Leben
Durchlaucht
Durchmesser, s. Diameter
Durchschnitt, s. Riß und Profil
Durchschnitten
Durchsichtigkeit
Durchwinterung der Pflanzen 359
Durchzeichnen, s. Calquiren
Durchziehen der Treffen
Durchzug 360
Düren, Kreis u. Stadt
Dürer, Albrecht 362
Dürfen 363
Durham
Dürkheim 364
Durlach
Duroc, Michel, Herzog
Dürrenberg
Durst 365
Dusch, Joh. Jak.
Dussek, Joh. Ludw. 366
Düsseldorf, Reg.-Bez., Kreis und Stadt
Dutens, Louis 369
Duumvir 370
Duval, Val. Jameray
Dwaraca 371
Dwina
Dyadik
Dyer, Sir James u. John
Dyk, Anton van 372
Dyk, s. Salm, Haus 374
Dyle
Dynameter
Dynamik
Dynast 375
Dysenterie
Dzimmih
E 376
Eagle
Earl
Earne
Eastbourne 377
East-Grimstead
East-Loo
East-Meath
Eau de Cologne
Eau de Luce 378
Ebbe und Fluth
Ebel, Kaspar 380

Digitized by Google

Ebel, Joh. Gottfr. 380
Ebeling, Chrstph Dan. 384
Ebenalp 382
Ebenbaum 383
Ebenbürtigkeit
Ebene, s. Fläche
Ebenheim
Ebenmaß
Eberach
Eberesche
Eberhard, Joh. August
Eberhard d. Erlauchte 387
Eberhard im Bart 388
Eberhard II. u. III. u. Eberhard Ludwig 392
Ebersberg, s. Eckmühl 393
Ebersdorf
Eberstein
Ebert, Johann Arnold
Ebert, Joh. Jakob 397
Ebion 398
Eboli
Ebräer, s. Hebräer
Ebro
Ecce homo
Eccentricität 399
Eccleston
Echarpe, en Echarpe beschießen
Echec
Echelon
Echidna
Echiniten 400
Echiquier
Echo, Myth.
Echo, Physik 401
Echometer, s. Schall 402
Echtius, Johann
Ecija
Eck, Johann
Eckartsberga 403
Eckartshausen, Karl v.
Eckenkopf
Eckernförde
Eckhart, Joh. Georg v.
Eckhel, Jos. Hilar. 404
Eckhof, Konrad 405
Eckmühl, Schlacht bei 406
Eclaireurs 407
Ecossaise
Edam
Edda
Edebali, Sheik 409
Edel
Edele Theile d. Körpers
Edelfalke, s. Falke
Edelinck, Gerard
Edelmuth 410
Edelsteine
Eder, Ederducaten
Edessa 411
Edgeworth v. Firmont, s. Firmont 412
Edict
Edictalladung
Edict von Nantes, s. Hugenotten
Edinburg 413
Edrisi, Scherif al 416
Eduard der Aeltere, der Jüngere, der Bekenner
Eduard I., II., III., IV., V., VI. v. England 417
Eduard, der schwarze Prinz 419
Eduard, Prinz Wales 420
Eduard, Karl
Educt 422
E-dur 423
Eecloo
Eendrachtsland
Effecten
Effectenhandel
Effendi
Egede, Hans u. Paul
Eger, Bezirk u. Stadt 424
Egeria 425
Egerton, s. Bridgewater
Egge
Eginhard u. Emma
Egmont, Graf von
Egoismus 429
Ehe 430
Ehebruch 436
Ehehaften, s. Ehe
Ehekrone
Eheliche Kinder
Ehelosigkeit, s. Cölibat
Ehepacten
Ehescheidung
Eheverlöbniß 438
Ehre
Ehrenbreitstein 440
Ehrenfriedersdorf 441
Ehrenlegion 44
Ehrenmedaillen 442
Ehrenström
Ehrenwort 443
Ehrenzeichen
Ehrwürdig
Ei
Ei, Physiol.
Eiche 444
Eichen 445
Eichenlaub
Eichhorn
Eichhorn, Joh. Gottfr. 446
Eichsfeld 448
Eichstädt
Eichthal, Brh., Frey. 449
Eid 451
Eidechse 452
Eidechsen
Eidechsenfisch 453
Eider, s. Dänemark
Eiderdunen, s. Eidergans
Eidergans
Eier 455
Eierstöcke 456
Eifel
Eifer 458
Eifersucht
Eigendünkel 460
Eigene Leute
Eigener Verlag
Eigenheit
Eigenliebe, s. Egoismus
Eigennamen, s. Name
Eigennutz
Eigenschaft
Eigenschaftswort
Eigensinn 461
Eigenthum
Eiland
Eilenburg
Eilf 462
Eilsen
Eilwagen, s. Post
Eimack
Eimbeck
Eimer
Einbalsamiren
Einbildung 463
Einbildungskraft
Einbrechende Schiffe 465
Einbruch

Digitized by Google

Eindruck 466
Einer
Einfache Minen
Einfache Sätze
Einfache Taktarten
Einfallswinkel
Einfalt
Einfassungsgalerien
Einfluß
Einflüsse auf den menschlichen Körper 467
Einförmigkeit 469
Einfuhr- und Ausfuhr-Verbote
Eingebrachtes 470
Eingelegt
Eingestrichene Noten 471
Eingeweide
Einheit
Einhorn, Naturgesch.
Einhorn, Geschützk. 472
Einigkeit
Einimpfung, s. Inoculation
Einkindschaft
Einklang 473
Einkleidung 474
Einkommen
Einkommensteuer
Einladeln 475
Einmariniren
Einpfropfen des Weisers
Einquartirung
Einrede 476
Einreibung 477
Eins
Einsamkeit
Einsaugmittel, s. Absorbentia
Einschlag
Einschlafen 478
Einseitiger Wille
Einsiedeln
Einsiedler
Einspringende Winkel
Einspritzungen
Einspruch 479
Einstandsrecht
Eintönigkeit, s. Einförmigkeit
Einträchtsland, s. Entrachtsland
Einwanderung
Einwerfung
Eis, Musik
Eis, Physik
Eisbank
Eisblick
Eisboot
Eisen, Eisenofen
Eisenach
Eisenärz
Eisenbahnen
Eisenberg
Eisenerze
Eisenstadt
Eiserne Krone
Eiserne Maske, s. Maske
Eiserner Brief
Eiserner Helm
Eisernes Kreuz
Eisgrube
Eisleben
Eismeer
Eispunkt
Eisvogel
Eitelkeit
Eiter
Ejalet
Ekbatana
Ekel
Ekelhaft
Eklektiker
Eklektischer Bund
Eklipse
Ekliptik
Ekloge
Ekstase
E la
Elah
E la sa
Elasticität
Elastisches Harz
Elba
Elbe
Elbeschifffahrt
Elbee, Gigot d'
Elberfeld, Kreis u. Stadt
Elbeuf
Elbing, Kreis u. Stadt
Elbingerode
Elche
Elchingen
Eldorado
Eleganz 508
Elegie
Elektra 509
Elektricität
Elektricität, thierische,
s. Galvanismus 514
Elektrisirmaschine
Elektromagnetismus 520
Elektrometer
Elektrophor 521
Elementarbildung 522
Elementargeister
Elementarphilosophie
Elementarwelt 523
Elemente
Elenn 528
Elenn-Antilope 529
Eleonore v. Guienne
Eleonore de Guzmann
Eleonore von Oestreich
Elephant 530
Elephanta 532
Elephantenorden
Elephantenpapier
Elephantiasis 533
Eleusinische Geheimnisse
Eleusis 539
Elevation 540
Elfen
Elfenbein
Elfenbeinküste
Elfkarleby
Elfsborg 541
Elfwedal
Elgin
Elginsche Marmors
Elias 542
Elidiren
Elieser
Elimination
Eliy, Don Felix
Elis
Elisa 544
Elisabeth die Heilige
Elisabeth, Königin von England 545
Elisabeth Charlotte 549
Elisabeth Woodwill u. Elisabeth v. England
Elisabeth v. Oestreich 550
Elisabeth Farnese
Elisabeth Petrowna

Elisabeth von Frankreich 552
Elisabeth Christine 553
Elisabethorden 554
Elisabeth-Theresien-Orden
Eliten 555
Elirix
Elle
Ellenborough, Lord
Ellerich 556
Ellingen 557
Elliot, Georg August
Ellipse 559
Ellnbogen
Ellora 560
Ellwangen
Elmina
Elmsfeuer
Eloge 561
Elsaß
Elsebeerbaum 562
Elsfleth
Elshaimer, Adam 563
Elster, Naturgesch.
Elster, Fluß
Elsterwerda
Elten
Elterlein
Eltern 564
Elvas
Ely 565
Elydorische Malerei
Elysium
Elz, Ph. Karl, Graf 566
Elze 567
Elzevir, Familie
Email
Emailliren des Gußeisens 568
Emaillemalerei
Emanation 569
Emancipation 570
Emanuel der Große 571
Embargo
Emblem
Embonpoint
Embryo 572
Emden
Emeritus 573
Emetika
Emigranten
Eminenz 574
Emir 575
Emma, s. Eginhard
Emmat
Emmerich
Emmerich Joseph
E-moll 576
Empedokles
Empfängniß 578
Empfängniß der Maria
Empfindung
Emphyteusis
Empirie 580
Empiriker
Emplastration
Emplekton
Emporkirche 581
Emporkömmling
Ems, Bad
Ems, Fluß
Emser, Hieronymus 582
Emser Punctation, s. Nuntien
Emulsion
Enallage
Enantiosen
Enceinte
Enclaven
Encombrement 583
Encyklopädie
Encyklopädie, franz. 590
Encyklopädie der Wissenschaften 592
Encyklopäd. Tafeln 599
Ende des Risico
Endemie
Endeny 600
Endlich
Endor
Endreime 601
En echarpe beschießen, s. Echarpe
Enfilade
Engadin 602
Engel
Engelbert I. 605
Engel, Johann Jakob
Engelbrecht 606
Engelsbrüder 607
Engelsburg, s. Rom
Engelschall, Jos. Friedr.
Engern
Engers
Enghien, Herzog von
England, geograph.
England, Geschichte bis 1603
Englische Bank, s. Bank, englische, und London
Englische Bibliotheken, s. Englische Literatur
Englische Bühne
Englisches Horn
Englische Kirche
Englische Krankheit
Englische Kunst
Englische Literatur und Wissenschaft
Englische Malerkunst, s. Englische Kunst
Englische Medicin und Chirurgie
Englische Musik
Englische Pferde
Englisches Pflaster
Englische Poesie
Englische Prosa
Englische Sprache
Englischer Tanz, s. Anglaise
Englische Theorie und Kritik
Englische Waaren
Englisch Harbour
Englisiren
En gros
Enharmonisch
Enkaustik
Enken
Enkhuyzen
Enkratiten
Enkriniten
En ligne
Enneper-Straße
Ennius, Quintus
Enontekis
Enos
Ens
Ensemble
Entbindung
Entbindungsanstalt
Entbindungskunst
Entbindungsurtheil

Digitized by Google

ntdeckung 703
nie
nterbung 704
nterlooper 705
ntern
ntfremdung
ntführung
ntglasung 706
nthaltsamkeit
nthauptung
nthusiasmus
nthusiasten
nthymema 707
ntladen der Geschütze
ntomologie
ntr'acte
ntrée
ntre Minho e Douro, s. Minho
ntre Rios
ntresole 708
ntsagung der Erbschaft
ntsatz
ntschädigung
ntsetzen
ntspänigut 709
ntthronung
ntvölkerung
ntwickelung
ntwöhnen 710
ntwurf
ntzifferungskunst, s. Dechiffrirkunst
ntzündungsfieber 711
ntzündungstheorie 712
nvoyés, s. Gesandte
on de Beaumont
os 714
pakten
paminondas
pée, Abbé de l' 717
peries
pernay 718
phemeriden
phesus 719
pheu 720
phoren 721
phraem
phraemiten 723
picharmus
pichirema
picykel
Epicykloide 723
pidaurus
Epidemie 724
Epidermis 725
Epigeneſie
Epiglottis 726
pigonen, s. Theben
Epigramm
Epigraphe 728
Epiktet
Epikur 729
Epilepſie 731
Epilog 732
Epimenides
Epimetheus 733
Epinal
Epinay, Louiſe, Frau v.
Epiphaneia 734
Epiphanius, der heilige
Epiphonema 735
Epiphora
Epirus 736
Epiſcenium
Epiſche Dichtungsart
Epiſcopal 737
Epiſode
Epiſpaſtiſche Mittel 738
Epiſtel
Epistolae obscurorum virorum 739
Epithalamien
Epizootien
Epoche
Epoden
Epopee 740
Epopten
Epos
Epſom 742
Equipage
Erasmus, Deſiderius
Erato 744
Eratoſthenes
Erbach, Grafen v. 745
Erbadel, s. Adel
Erbämter
Erbauung 746
Erbeinigung 748
Erbfolge
Erblehn 749
Erbliche Krankheiten
Erbmänner
Erbpacht 750
Erbſünde 750
Erbunterthänigkeit 752
Erbverbrüderungen
Erbvertrag 757
Ercilla y Zuniga
Erdäpfel 758
Erdare und Erdbahn, s. Erde
Erdbeben
Erdbeere 761
Erdbohrer 762
Erdbrände
Erde 763
Erdeck 772
Erdenge 773
Erdenutsch
Erdferne
Erdgeister
Erdharz
Erdmandeln
Erdmannsdorf, Freih. v.
Erdrosseln
Erdrücken der Kinder 774
Erdschatten
Erdstrich
Erdumseglung, s. Reisen
Erdwalze
Erdwinde
Erdzunge 775
Erebus
Erechtheus, s. Erichthon
Eregri
Eremit
Eremitage 776
Erethismus
Erfahrung
Erfahrungsseelenlehre, s. Psychologie 777
Erfelden
Erfindung
Erfindungskunst, s. Heuristik 779
Erfrieren
Erfrischungsinseln 780
Erfurt, Stadt, Reg.-Bez. und Kreis 782
Ergebung
Erhaben
Erhabene Arbeit 783
Erhard, Christ. Daniel
Erhard, Joh. Benj. 784
Erhitzend 785

Digitized by Google

Erhöhungszeichen, s. Versetzungszeichen 786
Erich XIV. v. Schweden
Erichthonius
Eridanus 787
Erie, See und Canal
Erigena, Johannes
Erinnyen, s. Eumeniden
Eriphyle 788
Eris
Erisichthon
Eriwan 789
Erkältung
Erkelenz 790
Erkenntniß
Erkenntnißgrund 792
Erkenntnißvermögen
Erker
Erklärung, s. Definition 793
Erlach, Geschlecht
Erlachen, Joh. Bern., Freiherr von
Erlangen, Stadt und Universität 794
Erlau 795
Erlaucht
Erle
Erleuchtung 796
Erleuchtungskreis
Erlkönig
Erlösung
Ermeland
Ermenonville
Ernährung 797
Ernesti, Familie 798
Erniedrigungszeichen, s. Versetzungszeichen
Ernst
Ernst I., Ernst der Fromme, Ernst II.
Ernstfeuer 801
Ernte
Erntefest 802
Erntemonat
Eroberungsrecht
Eros, s. Amor und Anteros
Erotiker
Erotisch
Erotomanie 803
Erpenius, Thomas
Erregbarkeit 804
Erröthen des Gesichts
Errungenschaften
Ersch, Johann Samuel
Erscheinung 806
Erscheinungsbogen
Erschießen
Erschlaffende Mittel
Erschütterungsmaschinen
Erskine, Thomas
Erstarren der Leichen 808
Erstgeburt
Ersticken
Ertrag 809
Ertrinken 810
Erwärmende Mittel, s. Erhitzend u. Erkältung
Erweichende Mittel 811
Erwerbung
Erwin v. Steinbach 812
Erz
Erzählung
Erzämter, s. Erbämter und Kurfürsten 815
Erzbischof
Erzen 816
Erzerum 817
Erzeugung organ. Wesen
Erzgebirge 818
Erziehung
Erziehung, physische 821
Es 822
Escadre
Escadron
Escalade
Escarpe
Esche
Eschenbach, Wolfram von 823
Eschenburg, Joh. Joach.
Escher von der Linth, Konrad 825
Eschweiler
Escoiquez, Don Juan 826
Escorial
Escorte 827
Escudillo d'oro
Escudo d'oro
Escudo de Velon 828
Es-dur
Esel
Eselsbegräbniß 829
Eselsbrücke
Eselsfest
Es es
Eskimos
Eski Sagra
Eskindar
Esma Allah
Esmenard, Jos.
Esne
Es-moll
Esoterisch
Espagnolet, s. Espagnolet
Espen, Zeger Bern.
Espinasse, Julie J.
Espinel, Vicente
Espinosa, Juan
Espinosa de los Monteros
Espiritu Santo
Esplanade
Espremenil, Jean Jacques Duval d'
Espressivo
Esprits
Esquire
Esquivel, Hyazinth
Esrah
Eß, Karl von
Eßbare Erde
Eßling
Eßlingen
Essäer
Esse
Essen, Diätet.
Essen, Stadt u.
Essenz
Essequebo
Esser
Esser, Graf von
Essig
Essigäther
Estaing
Estaires
Estanges
Estaples
Este, Stadt
Este, Haus
Esterhas
Esterhazy v. Galantha
Est est est
Esther
Estland

Digitized by Google

Eomihi 847
Europa, Geschichte 882
Exarchat 903
Etrees, Gabriele d'
Eurydice 890
Exande
Etrees, Herzog von 848
Eurydalus
Excellenz
Etrella, Serra de 850
Euridike
Excentricität, s. Excentricität 904
Etremadura
Eurynome 891
Etremoz
Eurystylos
Exception
Ezek, s. Essek
Eusebia
Excerpiren
Etappen
Eusebius 892
Exchequer, Exchequer-Bills
Etat 851
Euskirchen, Kreis u. Stadt
Etcommunication 905
Eteokles u. Polynice
Eustachi, Bartolomeo 893
Ethik
Eustachius
Ethnographie
Eustathius
Etienne, St. 852
Euterpe 894
Execution
Etienne, s. Stephanus
Euthanasie
Executivproceß
Etiquette
Euthymie
Executor
Eton
Euthymos
Exegese, s. Auslegung
Etruria, s. Wedgwood
Eutin
Exequien
Etrurien
Eutropius
Exerciren
Etsch 854
Eutyches 895
Exeter
Ettenheim
Eva
Exhaustion 906
Etymologie
Evalvation
Exil
Eu 855
Evan
Existenz
Eubba
Evangelische
Exodus
Eudämonismus
Evangelisten
Exorcismus
Eudiometrie
Evangelium
Exoterisch, s. Esoterisch 907
Eudoria 856
Eventailenaufmarsch
Exotische Pflanzen
Euer
Everdingen, Familie
Expansion
Eugen, Päpste
Evergeten 896
Expectorirende Mittel
Eugen v. Savoyen 857
Evertsen, Johann
Experimental-Physik 908
Eugen, Herzog von
Eviction 897
Explorator
Leuchtenberg 861
Evidenz
Explosion
Eukides 864
Evoe
Exponent
Eule 865
Evolutionen
Exposition
Eulenspiegel, Tyll
Evolutionssystem, s. Erzeugung
Expromissio 909
Euler, Leonhard 867
Evora
Exstirpator
Eulogium 868
Evremont, Charl. de St.-Denis, Seigneur de St.-
Extension
Eumenes
Exercirsteine
Eumenes I. u. II.
Evreux 898
Extract
Eumeniden
Ewald, Johann
Extravaganten; s. Kanonisches Recht 910
Eunomia 870
Ewald, Johann Ludwig
Eunuch
Ewer 901
Extrem
Eupen, Kreis u. Stadt
Ewers, J. Ph. G. von
Ex Voto, s. Votum
Euphonie 871
Ewiger Friede, s. Friede 902
Eyb, Albrecht von
Euphemismus
Ewiger Jude, s. Jude, ewiger
Eyben, Hulderich von
Euphrat 872
Ewiges Leben
Eyk, Joh. u. Hub. van
Euphrosyne, s. Grazien
Ewigkeit
Eykens, Peter van 913
Eupyrion
Exaltation
Eylau, Deutsch- u. Preuß.-
Eure, Fluß u. Depart. 873
Exanthem 903
Eylau, Schlacht bei 914
Eurhythmie
Exarchat
Ezechias, s. Hiskias
Curipides
Exarme
Ezechiel
Europa, Mythol. 876
Exarmhome
Ezzelino 918
Europa 877

Digitized by Google

F 921
Fabel
Fabelepopöe 922
Faber (Tanaquil
Fabianus
Fabier
Fabius Maximus
Fabius Pictor, F. Dorsenius, F. Servius, F. Rusticus 923
Fabliers
Fabre d'Eglantine, Philippe François 924
Fabretti (Rafael)
Fabri[illegible]is 926
Fabricius, Georg, Guido, Johann Albert, Johann Christian,
Fabrik u. Manufaktur 928
Fabroni (Angelo) 930
Fabrot, Charles Annibal
Façade
Faccialato, Giacomo 931
Facen
Facette
Fachingen
Facit 932
Fackel
Facsimile 933
Factionen
Factor, Factorei, Factoreihandel
Factoren des Lebens 934
Factur, Facturbuch
Factum 935
Facultät
Faden 936
Faenza
Faes, Peter van der
Faesch, s. Fesch
Fagan, Christoph Barthelemi, Herr v. Lugny
Fage, Raymond la 937
Fagel, Familie
Faggi, Angelo 938
Faggot, Jakob
Faginoli Giovanni Battista 939
Fagnani, Prosper
Fagott
Fähigkeit
Fahne
Fahnenlehn-, Marsch-, Wache-, Weihe- 941
Fahrafeld
Fahbüchse-, Recht
Fahrende Artillerie
Fahrende Habe 942
Fahrenheit, Gabr. Dan.
Fahrt
Fährte
Fahrwasser
Fairfax, Thom., Lord 943
Fair Isle 944
Fairweather
Fajum
Fakir
Falaba
Falaise
Falaniche 945
Falb
Falconet, Etienne Maur.
Faletti, Hieronymus
Falieri, Marino
Falk, Johann Peter
Falk, Johann Daniel
Falken 947
Falkenau 948
Falkenberg
Falkenburg 949
Falkenorden
Falkenstein
Falkenstein, J. H. v. 950
Falkiren
Falkirk
Falkland
Falklands-Inseln
Falkner, Thomas 951
Fall der Körper
Fallbäume 952
Fallen
Fallende Sucht, s. Epilepsie
Fallgut, Falllehen 953
Falliment
Fallmaschine
Fallschirm
Falloppius, Gabriel 954
Falmouth
Falsch
Falsche Münzen
Falschheit
Fälschung 955
Falset, s. Fistel
Falstaff, Sir Jo[illegible]
Falster
Faltenwurf, s. Dr[illegible]
Falter
Falun
Fama
Famagusta
Famars
Fames
Familie
Familienrath
Familienwappen
Famulus
Fanal, Fanal-[illegible]
Fanarioten
Fanatismus
Fandango
Fanfare
Fang
Fannius, Cajus
Fano
Fanöe
Fantasie, s. Phan[illegible]
Fantee
Fantucci, Graf
Farao
Farbe
Färbefrosch
Färbekunst, Färben
Farbenbild, s. Farbenlehre
Farben der Pflanzen
Farbengebung, [illegible]
Farbenlehre
Färberröthe
Färberstoffe, s. Färbekunst
Farbige Leute
Farce
Farel, Charl. [illegible]
Faria, Antonio de
Faria y Sousa,
Farin
Farinelli, Carlo [illegible]
Farnaby, Thomas
Farnese, Haus
Farnesisch
Farneworth,
Faro
Faroer
Farquhar, Georg
Farrenkraut
Fars

Digitized by Google

afanen-od. Confernzinsel
afanerie
afces
afch, K. Fr. Chr. 977
afchinen 978
afching, s. Karneval
aferstoff
aß
aßlichkeit
affen 979
affung
aftenno
afti 981
aftnacht 982
atalismus
ata Morgana 984
atum
aujas-de-Saint-Fond
aulbaum
aulfieber
aulbaber, Johann
aulbeit 987
äulniß
äulnißwidrige Mittel
aulthier 989
auna
aunus
aust od. Fust, Joh. 990
aust, Johann
auftina, A. Galeria 992
austkampf
austpfand
austrecht
autfracht 993
avart, Charles Simon
avart, Mar. Justine 994
avier 995
avorite, Favorit-Sultane
avrat, Fr. Andr. von
avre, Pierre
avarbo, Diego
aval
ayence
-dur 997
ebronius, s. Hontheim
ebruar
ecamp, Fescamp
echter,
echtkunst 998
ecialen
edele, Cassandra 999
Federharz, s. Elastisches Harz 999
Federici, Camillo
Federkleid
Federkraft, s. Elasticität
Federmesser
Federmosaik 1000
Federn
Feen 1001
Fegfeuer 1003
Fehde 1004
Fehler 1005
Fehlgeburt
Fehmgericht, s. Vehmgericht
Fehrbellin, Schlacht bei
Feierlich 1006
Feiertage, s. Feste 1007
Feigen
Feigenkäse
Feigheit 1008
Fein
Feindesliebe
Feindesliebe
Feindschaft
Feith, Rhynvis
Fekenham, John 1009
Felbel 1010
Felbiger, Joh. Ignaz v.
Feldartillerie, s. Artillerie
Feldärzte u. Feldlazarethe
Feldbäckerei 1011
Feldbatterie
Felddienst
Feldequipage 1012
Felder, Franz Karl
Feldgeschrei
Feldjäger
Feldkrankheiten 1013
Feldlazarethe, s. Feldärzte
Feldlosung, s. Feldgeschrei
Feldmark
Feldmarschall
Feldmessen
Feldordnung 1014
Feldpost
Feldposten
Feldprediger
Feldschaden 1015
Feldschanzen
Feldschmiede
Feldspath
Feldstücke, s. Artillerie
Feldwachten 1016
Feldwebel 1017
Feldwirthschaft
Feldzeichen 1018
Feldzeugmeister
Feldzug 1019
Felegyhaza
Feleki, Ab. Alz. Muh.
Felicitas
Felix, Päpste
Feller, Franz v. 1021
Felonie
Felony
Feltre 1022
Felscarten, s. Geognosie
Feluke
Felupen
Femere
Fenchel
Fenelon, François de Salignac de la Motte
Fenelon, J. B. A. Salignac de 1024
Fenestrelle 1025
Fenster
Fenstern
Fensterrecht
Fenton, Eduard, 1026
Feodosia, s. Kaffa
Ferber, Joh. Jakob
Ferdinand I., Kaiser
Ferdinand II., Kaiser 1027
Ferdinand III. Kaiser 1030
Ferdinand I., II., III., IV., V., VI., Könige von Spanien 1031
Ferdinand I., II., III., IV. von Neapel 1032
Ferdinand III., Großh. von Toscana 1034
Ferdinand, Herzog zu Anhalt-Köthen 1035
Ferdinand, Erzherzog von Oestreich 1036
Ferdinand, Prinz von Preußen 1037
Ferdinand von Cordova
Ferdinandsorden
Ferdust
Fere, La-
Fere Champenoise

Google

s. Paris, Einnahme 1814
Ferguson, Jakob
Ferien 1039
Ferman
Fermanagh
Fermat, Pierre de
Fermate
Fermo
Fermor, Wilh. Graf v.
Fermoy 1040
Ferna
Fernambuk
Fernande Nav., Juan
Ferne, s. Perspective
Ferney
Ferngefühl 1041
Fernglas
Fernow, Karl Ludwig
Fernrohr 1042
Feronia 1045
Ferrand, Antoine Graf
Ferrand, J. H. Becays
Ferrara, H. v. Este 1048
Ferraris, Jos. Graf v.
Ferreira, Ant. 1049
Ferreras, Juan de
Ferri, Ciro 1050
Ferro, Hiero
Ferrol
Ferrucci, Franz. 1051
Fersen, Axel, Grafen v.
Ferte-Bernard
Ferte-sous-Jouarre
Fertigkeit, s. Fähigkeit
Fertilitas 1052
Feryo-Edden-Atthar
Fes, s. Fez
Fes
Fescennia
Fesch, Familie
Fesele od. Fezele, Mart.
Feste 1053
Festland 1056
Festlogen
Festons 1056
Festung
Festus, Sext. Pomp. 1060
Fetfa
Fetischismus
Fett 1061
Fettleibigkeit 1062
Feuchtigkeit 1063
Feudalrecht, System, s. Lehnrecht
Feuer
Feuer, das griechische
Feuerdienst 1065
Feueressen
Feuerfest
Feuerkugel
Feuerland 1066
Feuerlöschmittel 1067
Feuermalerei
Feuerpolizei 1068
Feuerprobe 1070
Feuerschwamm
Feuerspeiende Berge, s. Vulkane
Feuerspritze
Feuerstein 1071
Feuertaufe
Feuervergoldung
Feuerversicherung
Feuerweihe
Feuerwerkerkunst
Feuerzeugung 1072
Feuillants, s. Bastide
Feversham 1074
Feyerabend
Fez 1075
Fezzan
F F 1076
Fi
Fiacre
Fiat justitia et pereat mundus
Fibel
Fiber
Fichte
Fichte, Joh. Gott.
Fichtelgebirge
Fichtenraupen
Ficinus, Marsilius
Fictionen
Fidalgo, s. Hidalgo
Fiddichow
Fideicommiß
Fides
Fidibus
Fidschi-Archipelagus
Fieber
Fieber gelbes, s. Gelbes
Fieber
Fielding, Henry
Fieschi, Giov. L. de
Fiesola
Fiesole, Fra Giov. da
Fife
Figeac
Figueira
Figueras
Figur
Figuranten
Figurirte Zahlen
Filangieri, Gaetano
Filehne
Filial
Filicaja, Vincenzo da
Filigrain-Arbeit
Filippo d'Argyro, S.
Filoti
Filtriren
Filz
Finale, Musik
Finale, Stadt
Finanzen
Findlater, Lord
Findling
Finé, Oronce
Fingal
Fingalsgrotte
Finger

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google